Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 053 Book ALZB Volume 1898-2

Ja 09-20M

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JUL 0 2 1982

L161—O-1096

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1898.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

053
AL2B
1898²

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 1. April. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.
Kirchenpolitische Briefe. XXXIV. Von Spectator.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXIV.

„Et alligate ea in fasciculos.“
Matth. 13, 30.

Berlin, 20. März. Unsre Kölnischen Betrachtungen werden uns noch längere Zeit beschäftigen; wir müssen sie daher von Zeit zu Zeit unterbrechen, um die laufende kirchenpolitische Chronik nachzuholen und nichts von dem zu verlieren, was zur Beurtheilung des Ganzen nothwendig ist.

Wenden wir unsern Blick wieder nach Italien, so sind es die sog. „katholische Aktion“, die sog. „römische Frage“ und die päpstliche Politik, welche eine Reihe neuer literarischer Erscheinungen hervorgerufen haben. Wir führen sie den Lesern vor, soweit es der Mühe lohnt, von ihnen Notiz zu nehmen: unsre Kritik halten wir möglichst zurück und überlassen es Jedem, sich selbst das Bild zurechtzuschneiden.

Im Grunde gibt es hier nichts, was jetzt nicht schon alt wäre. Die „katholische Aktion“ fängt nachgerade bereits an, aus ihren Kinderschuhen herauszuwachsen: vielleicht ist sie schon nach den nächsten französischen Wahlen in aetate nubili. Frankreich besaß im Mittelalter das Magisterium, wie Italien das Sacerdotium und Deutschland das Imperium. Es scheint, so solle es in der Kirche Gottes auch heute wiederum sein: nur mit dem Unterschied, daß das Licht nicht mehr von den Doktoren der Sorbonne ausgeht, welche zur Stunde nichts mehr als eine mythische Reminiszenz sind, sondern von dem souveränen Volke, welches das allgemeine Stimmrecht zum Richter über alles gemacht hat — judicaturum vivos et mortuos. Wir haben oft genug darauf hingewiesen, wie die „katholische Aktion“ mit den republikanischen Tendenzen der großen Masse der Franzosen und der heute wenigstens noch die Minderheit bildenden italienischen Demokraten zusammengeht. Die „Civiltà cattolica“ hat in einem kürzlich erschienenen Aufsatz die Richtigkeit dieser Wahrnehmung durchaus bestätigt und die Berechtigung dieser Bewegung ans Licht gestellt. Niemand, dem noch Zweifel an dieser Bewegung zur Republik hin geblieben sind, sollte diesen Artikel ungelesen lassen. Wie man in den offiziellen Kreisen Italiens diese Dinge beurtheilt, zeigt die offiziöse „Italie“ in ihrer Nummer vom 24. Januar. „Man wußte längst,“ sagt die Zeitung des Marchese di Rudinì, „daß gewisse Gruppen des streitbaren Klerikalismus in Italien (wie anderwärts!) republikanische Tendenzen an den Tag legen, und man hat nicht vergessen, daß auf den letzten Kongressen zu Fiesole und Mailand gewisse Redner ein förmliches antimonarchisches Glaubensbekenntniß abgelegt haben. Es ist ebenso kein Geheimniß, daß einige hochstehende Persönlichkeiten des Vatikans diese demokratisch-republikanische Bewegung durch ihre Zustimmung und ihre Sympathien ermuthigen. In dieser Hinsicht lehrt uns der Artikel der „Civ. catt.“, ob er von dem Kardinal Raupolla eingegeben ist oder nicht, im Grunde nichts neues. Der Hr. Kardinalstaatssekretär hat bis zu diesem Tage so zahlreiche und so eklatante Beweise seiner republikanischen Gesinnung gegeben, daß Niemand dieselbe in Frage zu stellen vermag. Der Artikel der „Civiltà“ konnte daher nur da überraschen und skandalisiren, wo man mit den Geheimnissen und dem Spiel der (neuesten) päpstlichen Diplomatie völlig unbekannt ist.“ Die „Italie“ fragt dann, ob, falls die „katholische“ Partei offen den Umsturz der bestehenden Ordnung auf ihre Fahne schreibe, der Papst diese Haltung derselben gutheißen werde, und sie meint, die Weisheit Leo's XIII. werde eine so monströse Politik nicht zu der ihrigen machen. Der Papst ertrage eben derartige Ausführungen der „Civiltà“, wie er eben vieles ertragen und hinnehmen müsse; daß er sie billige, sei nimmermehr anzunehmen.

Die „römische Frage“ ist und bleibt immer der Cardo rerum, um den sich alles andere dreht und der der gesammten Regierung der Kirche seine Signatur aufdrückt. Seit wir uns vor zwei Jahren eingehender an diesem Orte mit ihr und ihren verschiedenen Phasen beschäftigt haben, ist in Frankreich wie in Italien manches über die Sache geschrieben worden, was der Wind verweht, wie der Wind es gebracht hat. Wir bleiben nur bei den letzten Neuigkeiten stehen.

Da ist es vor allem die kürzlich bei Bocca in Rom erschienene Schrift „Ueber die Lage des Staates und den religiösen Frieden in Italien“,[2] welche auch in weiteren Kreisen Wellen geschlagen hat. Der Verfasser ist unbekannt, doch dürfte er mit Sicherheit in den Reihen jener gemäßigt Konservativen und gemäßigt Liberalen zu suchen sein, welche mit dem rechten Flügel der gegenwärtigen Regierung (Prinetti) Fühlung haben. Seine Betrachtung geht davon aus, wie sehr die Stellung des Staates zum Vatikan sich in den letzten Jahren durch das von allen Seiten über Italien eingebrochene Unglück verschlechtert hat. Dies Unglück ist, aus diesem Lager heraus, vielleicht nie so offen eingestanden worden als hier. Es wird verwiesen auf die zwar den Muth und die Unternehmungslust des jungen Italien bezeugenden, aber weit über seine finanziellen Kräfte hinausgehenden Unternehmungen im Bau von Eisenbahnen, Fortifikationen, Palästen, Denkmälern. Dann kamen die ökonomischen Schwierigkeiten, der Bankerott so vieler Gemeinwesen, Unordnungen und Skandale in der Verwaltung der Banken, Niederhaltung der Produktion durch übermäßige (man würde vielleicht besser sagen: ungleichmäßig und un-

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 48 vom 1. März d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2] Le Condizioni dello Stato e la Pace religiosa in Italia. Pensieri di un Uomo politico. Roma, Fratelli Bocca 1898.

148017

vernünftig vertheilte) Auflagen. In Afrika besiegt, zweimal in Tunis gedemüthigt, zeigte sich Italien unfähig, seinen Kredit und sein Ansehen in Europa zu erhalten und eine feste Politik zu verfolgen. Die Unordnungen im Innern, lokale Unruhen, eine sich in einer überaus starken Emigration bekundende Unzufriedenheit nahmen überhand. Das kleine Eigenthum verschwindet immer mehr; die Justiz hat durch eine Menge skandalöser Prozesse ihren Ruf eingebüßt. Das Gefühl der Pflicht erstirbt zusehends. Die Armee, überall kritisirt, in ihren Schwächen bloßgestellt, in den Augen der Nation gedemüthigt, die Schulen in Verfall, die Universitäten angefüllt von unfähigen, der Autorität baren Lehrern, in fortwährendem Zustand der Empörung. So schwinden auch von Tag zu Tag die Liebe zum Vaterland und die sittliche Idee. Die Presse ist demoralisirt, die Regierungskreise ohne Disciplin, ohne Pflichtgefühl, überall Korruption. Kein Wunder, daß die Zunahme republikanischer Gesinnung und selbst sozialistischer Tendenzen überall ersichtlich ist, die Bevölkerung unruhig wird. Die Massen sind nur zu leicht erregbar, die sog. oberen Klassen apathisch, nur dem Vergnügen ergeben.

Der Verfasser nimmt keinen Anstand, die ablehnende, diesem Staatswesen gegenüber feindliche Haltung der italienischen Katholiken als eine der Ursachen dieses betrübenden Zustandes zu erklären. Die feindliche Gesinnung Frankreichs kommt hinzu. Die Gegnerschaft der Kurie, in den ersten Jahren nach 1870, hat jetzt eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die „katholische Aktion" ist durch die Kongresse, die in den einzelnen Landschaften, Diözesen, Pfarreien eingerichteten Komitees, Kuralkassen, Versicherungsgesellschaften, Schulen, Oratorien, Circoli u. s. s. vollständig organisirt, die dem Staate freundlichen „liberalen" Katholiken sind fast ausgestorben oder haben sich mit den Klerikalen gegen den Staat verbunden, so daß die Kurie über eine höchst ansehnliche Armee verfügt — 285 Bischofssitze, 20,000 Pfarreien, über 100 Seminarien, unzählige Konvikte, Klöster, Institute aller Art. Der größte Theil der Jugend wird von Geistlichen erzogen, in den wohlhabenderen Flecken und Städten erheben sich jetzt neben den Staats- und Gemeindeschulen überall geistliche Privatschulen, die meist gut eingerichtet und geleitet sind. Der Reichthum der Nation ist zum großen Theil in den Händen klerikal gesinnter Familien. Der Einfluß der katholischen Partei auf die sozialen Fragen wird täglich bedeutender, sie wirkt weithin durch eine billige und überall gleich gesinnte, dem Staat und den Institutionen tieffeindliche Presse. Man kann sagen, daß dieser Partei ein Drittel der Nation angehört.

Während, fährt der Anonymus fort, alle übrigen Regierungen die Nothwendigkeit begriffen haben, sich mit dem hl. Stuhl auf einen mehr oder weniger guten Fuß zu setzen, haben wir in Italien denselben seit einem Vierteljahrhundert als il gran nemico in casa behandelt, ohne damit verhindern zu können, daß er uns schwer zu schädigen wußte. Die von diesem Feinde beliebte Methode des Kampfes stört den Organismus des Staates und behindert das regelmäßige Funktioniren der Institutionen. Es ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, diesen Gegner völlig niederzuwerfen oder sich ihn zum Freund zu machen. Das Erstere ist nicht möglich, ohne zugleich die religiöse Freiheit, die Grundlage des ganzen bürgerlichen Lebens, zu zerstören. Es bleibt also nur übrig, an die Versöhnung zu denken. Wir halten eine solche trotz aller Vorurtheile für möglich, schon deßhalb, weil die Kirche selbst, um sich vor dem drohenden Sozialismus zu retten, eine Verständigung wünschen muß. Crispi, der 1887 und noch 1894 an eine solche dachte, wäre der einzige Mann gewesen, der imstande gewesen wäre, sie durchzusetzen. Man wende dagegen ein: der Vatikan würde eine Versöhnung nur unter für den Staat demüthigenden und unmöglichen Bedingungen annehmen und steuere nur auf den Ruin des Königreiches hin: putrescat ut resurgat. Aber die Kirche könne sich doch nicht verheimlichen, wie manchen Schaden ihr der gegenwärtige Zustand gebracht und wie viel sie bei der Fortdauer desselben, namentlich infolge der zunehmenden Entchristlichung eines großen Bruchtheils der Nation, zu befürchten habe. Sie könne auch weder den abermaligen Ausbruch einer jakobinischen Verfolgung wünschen, noch sich über die Gefahr täuschen, welche ihr daraus erwachsen müsse, daß das Scheitern aller Versöhnungsversuche ihr in die Schuhe geschoben werde. Die Schwierigkeit bestehe nur darin, daß ein beiden Theilen zusagender Modus gefunden werde: einer Verständigung an sich sei die öffentliche Meinung im allgemeinen günstig. Die Sprache der Presse und des Publikums betreffs des Vatikans habe ihren heftigen und leidenschaftlichen Charakter verloren, Kompromisse, wie sie Crispi und Costa geschlossen, seien ruhig hingenommen worden, der Accord sei eigentlich zur Hälfte fertig. Selbst in den Reihen der Liberalen breche die Ueberzeugung durch, das Papstthum sei, den Traditionen Italiens entsprechend, nicht ausschließlich als bloß religiöse Institution zu behandeln. Der ungemäßigten Sprache, welche auf katholischen Kongressen geführt werde, sei kein großes Gewicht beizulegen. Die Kurie selbst steure nicht sowohl auf eine Restauration hin, als auf die Gewinnung eines maßgebenden Einflusses in der Leitung der kommunalen und provinzialen Angelegenheiten. Wenn der hl. Vater den Kirchenstaat zurückverlange, so sei freilich jede Versöhnung unmöglich; aber es sei das nicht anzunehmen. Rom habe auch nie aufgehört, gegen den westfälischen Frieden zu protestiren, aber es wisse selbst sehr wohl: multa facta tenent quae fieri prohibentur. Daß eine Partei im Vatikan einen Anachronismus wie die Wiederherstellung des Temporale, so wie es vor 1860 war, fordere, sei kein Beweis dafür, daß der hl. Stuhl dieselbe Politik verfolge. Er verlange vor allem freie Ausübung seiner Gewalt; und hier bilde das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 wirklich keine hinreichende Garantie, während es andrerseits in seinen positiven Bestimmungen die staatliche Gewalt geradezu herabgemindert habe, so daß als einziger Gewinn desselben der dastehe, daß die Kirche stärker, der Staat waffenloser geworden sei. So hätte Cavour die Sache nicht verstanden: er war bereit, die Kirche frei zu geben, aber nicht ohne Aequivalent. Es sei also eine andere Lösung zu suchen, der Cavour'schen Formel entsprechend, indem der Staat auf jede Einmischung in die kirchlichen Dinge verzichte, aber dafür sich alle den Begriff der Souveränität inhärirenden Rechte vorbehalte. Diese Souveränität sei mit derjenigen des hl. Stuhles in Ausgleich zu bringen. In den nun folgenden Seiten entwickelt der Verfasser ganz unsichere Vorstellungen sowohl über das Wesen der Souveränität, als über die Entstehungsgeschichte des Temporale, um dann die Konzession zu machen, daß das Papstthum ein historisches Recht auf die Orte gewonnen, an denen es seit 18 Jahrhunderten seine Thätigkeit entfalte. Demgemäß kommt er zurück auf die Galimberti'sche Idee einer Ueberlassung der zwischen Ponte S. Angelo und Ponte Sisto rechts vom Tiber sich ausdehnenden Lokalitäten: denn ohne einen, wenn auch minimalen, Zipfel eigenen Territoriums sei die päpstliche Souveränität im Grunde doch nur ein Phantom. Auch dem Zugeständniß einer eigenen Eisenbahn und eines Seehafens stehe kein prinzipielles Bedenken entgegen. Dagegen sei die Rente als eine die Freiheit des Papstes verletzende „Bezahlung" fallen zu lassen, die Freiheit der kirchlichen Organe, der geistlichen Genossenschaften wieder herzustellen. Die Unterdrückung der Orden 1866 habe ihren politischen Zweck gänzlich verfehlt, da die Genossenschaften, ihrer Korporationsrechte entkleidet, gleichwohl als Privatassoziationen wieder zu neuem Leben

Digitized by Google

erstanden und jetzt jeglicher Staatskontrole entzogen seien. Die Fragen, welche das kirchliche Vermögensrecht und den Fonda del Culto anlangen, verlangten eine völlige Neuordnung; ebenso nothwendig sei eine neue Zirkumskription der Diözesen, eine Regelung des jetzt der Kirche nur feindlichen, dem Investirten schädlichen, dem Staat lästigen Exequatur und des Placel. Statt des Placet schlägt der Verfasser eine vorgängige Anzeigepflicht vor; er befürwortet statt der jetzigen Militärpflicht der Kleriker eine Ableistung derselben in der Form, daß stets eine Anzahl von militärpflichtigen Geistlichen als Armeegeistliche und in den Ambulanzen verwendet werden, reklamirt also auch die Wiederherstellung der jetzt darniederliegenden Militärseelsorge. Ebenso fordert er hinsichtlich der Volksschule strikteren Beobachtung der Lex Casati und Wiederherstellung des Religionsunterrichts. Für die Mittelschulen verlangt er einen solchen nicht, die bischöflichen Seminarien sollen von jeder Ingerenz des Staates frei sein, dem letzteren aber ein Bestätigungsrecht der anzustellenden Professoren zustehen. Der Staat solle also trotz des Satzes Libera Chiesa in libero Stato fortfahren, als moderatore supremo della educazione nazionale, anche nell' insegnamento religiosa zu walten — Ausführungen, welche in ihrer Fülle von Widersprüchen einen neuen Beweis dafür darstellen, daß, wie wir es stets betont und auch an dieser Stelle mehrfach ausgeführt haben, die Cavour'sche Formel eine Illusion und ihre Ausführung eine Sache der Unmöglichkeit ist.

Somit kommt der Anonymus zu Konklusionen, die er in 13 Artikeln formulirt und die davon ausgehen, daß der Accord auf der Basis der Ueberlassung eines kleinen Zipfel Landes, auf der Anerkennung der thatsächlichen Souveränität des Papstes und andrerseits auf der Anerkennung des neuen Königreichs Italiens beruhen würde. Die Kirche wäre in der Ausübung ihrer geistlichen Gewalt vollkommen frei, frei ihre Assoziationen und die Erziehung des Klerus in den Seminarien, ein Konkordat würde die neue Zirkumskription der Diözesen ordnen. Die freie Kirche im freien Staat wäre durchgeführt, indessen wäre die Ausbildung eines in der todten Hand befindlichen übergroßen Besitzes verboten, die Direktoren und Professoren der theologischen Lehranstalten bedürften staatlicher Genehmigung, der Religionsunterricht solle von den Mittelschulen ausgeschlossen sein, ebenso aber auch die antireligiöse Propaganda. Die in den Volksschulen mit dem Religionsunterricht beauftragten Lehrer und Geistlichen bedürften staatlicher Bestätigung. Bischöfe, Pfarrer u. s. f. sind frei in der Ausübung ihres Amtes, erhalten aber die kanonische Investitur erst nach dem Placet der staatlichen Autorität. Die Diener der Religion unterständen dem gemeinen Recht.

Wir haben diese Auslassungen hier vorgelegt, einmal, weil sie ein Bild der heutigen Strömung in gewissen Kreisen darstellen, dann, weil sie Antworten hervorgerufen haben, welche für die momentane Situation noch weit charakteristischer sind. Unter diesen Repliken ist jedenfalls die bemerkenswertheste diejenige eines anderen Anonymus, der sich „Cecilio" nennt und der allem Anschein nach im Auftrage des Vatikans geschrieben hat.[1]) Mit großer Genugthuung werden hier die von dem „Uomo politico" gegebene Kritik der gegenwärtigen Lage Italiens und die der Kurie gemachten Zugeständnisse entgegengenommen; seine positiven Aufstellungen aber werden auf das unbarmherzigste zerpflückt. Cecilio weist den Vorwurf, daß die Haltung der Katholiken an der unbefriedigenden Lage Italiens zum guten Theil schuld sei, mit dem Bemerken zurück, daß diese Haltung den Katholiken durch den ganzen kirchenfeindlichen Charakter der italienischen Gesetzgebung und den antichristlichen Geist dieses Staatswesens aufgenöthigt sei. Die Namen Julius II. und Pius IX. genügten, um zu zeigen, daß das Papstthum an sich nicht antinational sei, es müsse aber jeder Neuerung feindlich gegenübertreten, welche nur auf die Bekämpfung der Religion Christi ausgehe. Der Staat habe zudem seit 1870 absolut nichts gethan, um die Lage des Papstthums erfreulicher zu gestalten. Die Schuld an der Abstention der Katholiken trage die Regierung allein, welche ihre kirchenfeindlichen Absichten namentlich in der Erziehung der Jugend bekunde, allenthalben in den Händen der geschworenen Feinde der Kirche liege und noch kürzlich in Zanardelli einem der gistigsten Gegner derselben die Macht in die Hand gespielt habe. Da die Kirche nichts vom Staate zu hoffen gehabt, habe sie sich unabhängig von diesem arganisirt (man beachte: diese Organisation des Movimento cattolico als Neubegründung der „Kirche"), um der Verbreitung des Unglaubens und der Unsittlichkeit entgegenzutreten (wozu also offenbar die von Christus gegebene Organisation nicht hinreichte!). Ein Friede zwischen Staat und Kirche sei gewiß wünschenswerth, aber unmöglich, solange auf Montecitorio die Freimaurerei regiere und solange die Rechte des Papstes auf das Temporale nicht anerkannt seien. Der Anonymus wiege sich in einem Traume, wenn er von einer Konziliation fable, ehe das geraubte Gut dem Papste zurückerstattet sei; auch von der Aufnahme einer Verhandlung könne nicht die Rede sein, bevor wenigstens im Prinzip die Rechte des hl. Stuhles zugestanden werden. Niemals werde die Kirche die Berechtigung des Plebiscits oder die Gewalt der Thatsachen (vgl. Syllab. 59, 60, 61, 62) oder eine Verjährung in dieser Hinsicht anerkennen. Der von dem Anonymus vorgeschlagene Modus einer Verständigung sei daher gänzlich unannehmbar. Das Garantiengesetz sei eine durchaus verfehlte Schöpfung (un ibrido impasto). Der Anonymus irre sich vollkommen, wenn er dem Staate jurisdiktionelle Rechte in materia ecclesiastica zuschreibe, wozu er per diritto divino affatto incompetente sei. Völlig unziemlich sei, daß man von Repressalien spreche, welche ein katholischer Staat gegen die Kirche nehmen könne. Ganz verkehrt sei auch, was der Anonymus über die Natur der Konkordate sage, welche er mit Mamiani als einen Waffenstillstand zwischen Staat und Kirche bezeichne. Die Konkordate mit dem hl. Stuhl seien keine Verträge, wie solche mit anderen Fürsten und Staaten: sie sprächen, wo von Befuguissen des Staates die Rede sei, nur aus, was der Staat durch spezielle Beauftragung der Kirche (per speciale delegazione avuta dalla Chiesa) an Befugnissen ausüben dürfe. Spreche man von einem Ausgleich, so müsse davon ausgegangen werden, daß das Papstthum durch die historische Entwicklung einen politischen Charakter gewonnen habe, der unbedingt anzuerkennen sei. Die gegenwärtige Lage des hl. Stuhles stehe im stärksten Widerspruch mit den Traditionen Italiens: die Beraubung desselben sei ein schweres Unrecht, aber ebenso ein sehr schwerer politischer Irrthum gewesen. In welchen Grenzen sich künftig die päpstliche Souveränität zu bewegen habe, das zu entscheiden sei weder Sache der italienischen noch irgend einer anderen Regierung; keinem Räuber sei das Recht einzuräumen, zu bestimmen, wieviel aber wieweuig er dem Bestohlenen zurückzuerstatten habe. Wieviel der Papst nothwendig habe, um sein Hirtenamt frei auszuüben, darüber habe er allein zu bestimmen, und ebenso über das Maß der ihm zu gewährenden Restitution. Nur einen Zipfel Landes, wie etwa die Città Leonina, für ihn zurückzuverlangen, das sei, wie schon der Marquis d'Olivart kürzlich auseinandergesetzt, ein Verrath an der Sache, welche man vertheidigen wolle, das heiße sich zum Mitschuldigen des sacrilegischen Raubes machen, ihn ratifiziren.

[1]) *Cecilio*, La Conciliazione. Osservazioni sui pensieri di un Uomo politico. Desclée, Lefebvre e Cie., Roma.

Bis auf weiteres müsse das päpstliche Schreiben vom 15. Juni 1887 als Richtschnur dienen, in welchem ausdrücklich betont sei, daß die weltliche Herrschaft die einzige Bürgschaft für die thatsächliche Freiheit und Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt sei und daß insbesondere Rom dem Papst gehöre und von niemand Anders besessen werden könne. Wie sich diese Souveränität mit derjenigen des Königs von Italien vereinbaren lasse, das bleibt dem Papst überlassen, dessen Weisheit unsrer Rathschläge nicht bedarf. Alles das sei in dem Anschreiben Sr. Heiligkeit an Kardinal Rampolla vom 6. Okt. 1895 niedergelegt. Komme es auf Grund der Anerkennung dieses Rechts auf das Temporale je zu einer Verständigung, so müsse weiter von einer Rente (Stipendio), wie sie das Garantiegesetz wolle, abgesehen werden, denn es gelte freilich Lamennais' Ausspruch: Quiconque est payé dépend de qui le paye. Weiter sei die italienische Gesetzgebung einer durchgreifenden Ueberarbeitung zu unterziehen. Unerträglich sei, daß sich der Staat das Recht vorbehalte, die juristische Persönlichkeit und die Fähigkeit des Besitzes zu geben. Beide liegen in dem Begriffe der Kirche als societas perfecta. Würde das Schicksal der Kirche nach den Vorschlägen des Anonymus geordnet, so wäre sie thatsächlich nichts mehr als eine Gefangene in den Händen eines harten Padrons — Lazarus vergleichbar — ligatus pedes et manus institis. In den Augen solcher Schriftsteller sei die Kirche eine grausame Stiefmutter, während sie doch, wie der Jesuit Tarquini so schön auseinandersetzt, nur einer treuen Hausmutter zu vergleichen ist. Was die geistlichen Genossenschaften anlange, so habe ihre Aufhebung dem Staate weder finanziellen noch politischen Nutzen gebracht. Ganz verkehrt sei, daß die Orden erst vom Staate ihre juristische Persönlichkeit erlangen; sie haben diese von der Kirche als Glieder der großen christlichen Familie selbst und sollen sich künftighin nicht mehr an den Staat zu wenden haben. Zu einer gesetzlichen Neuregelung des kirchlichen Eigenthums habe der Staat zunächst gar keine Befugniß: jede italienische Regierung sei verdammt (sempre sarà condannata), solange, bis dem hl. Stuhl sein Recht gegeben sei. Ebenso fehle dem Staat jedes Recht zu einer neuen Zirkumskription der Bisthümer. Aehnlich verhalte es sich mit dem Exequatur und Placet, und solange dem hl. Stuhl nicht sein Recht gegeben, seien alle der Krone Savoyen zugestandenen Privilegien null oder suspendirt. Mißbräuche und Vergehungen des Klerus sollten gestraft werden, aber nur von der geistlichen Autorität: ein wirklich katholischer Staat müsse anerkennen, daß die Kirche allein befugt sei, über die sittliche Führung ihrer Kleriker zu urtheilen. Anerkennenswerth sei, was der Anonymus über die Militärpflicht sage; aber seine Vorschläge betreffs der Verwendung der jungen Kleriker in der Militärseelsorge und den Ambulanzen seien doch auch nur annehmbar, wenn der kirchlichen Behörde zustehe, zu entscheiden, wer von den Kandidaten zu solchen Diensten herauszuziehen sei und wenn zuvor seitens der Regierung anerkannt werde, daß sie auf die dem Dienste Jesu Christi zugeschriebenen Jünglinge keinerlei Recht mehr habe. Die Unterrichtsangelegenheiten betreffend, ist Cecilio zufrieden mit des Anonymus Ansicht, daß der Staat betreffs der theologischen Seminarien absolut nichts zu sagen habe; aber er lehnt auch jedes Recht des Staates, namentlich die Bestätigung der Direktoren, hinsichtlich der von der Kirche unterhaltenen Mittelschulen und der von den Orden gehaltenen Volksschulen ab — in all diesen Schulen hat der Staat gar nichts zu thun, und seine Prätention, dieselben inspiziren und überwachen zu wollen, ist ein Attentat gegen die Heiligkeit der kirchlichen Institute. Höchstens hinsichtlich der Gesundheitspolizei hat die Regierung, immer mit Erlaubniß der Kirche, allenfalls hier etwas nachzusehen. Letzterer steht dagegen das Recht zu, auch in den staatlichen Mittelschulen den Religionsunterricht zu verlangen, durchzusetzen und ganz nach ihrem Gutdünken zu leiten. Hinsichtlich der Gemeindevolksschulen wird geklagt, daß durch das Gesetz vom 5. Juli 1877, welches den Religionsunterricht nicht mehr als obligatorisch erklärte, die Bestimmungen der Lex Casati hinfällig geworden seien. Indessen bleibe die Bestimmung der letzteren in Kraft, nach welcher die Gemeinden verpflichtet sind, für den Religionsunterricht in den Elementarschulen zu sorgen. Zum Schlusse wird nochmals betont, daß von einem Konkordat mit dem hl. Stuhl absolut keine Rede sein könne, solange die Rechte desselben auf den Kirchenstaat nicht anerkannt und wenigstens ein Anfang der Restitution gemacht sei. Italien wird daran erinnert, daß auch der eiserne Kanzler nicht nach Canossa gehen wollte, aber bald sich genöthigt sah, diese Reise zu machen. Das Königreich solle dieses gute Beispiel baldigst nachahmen, ehe es zu spät sei und das Haus Savoyen im Exil über die falschen Wege nachzudenken habe, auf denen seine Rathgeber es geführt.

Bemerkenswerth ist nächst „Cecilio" die neueste Schrift des unsern Lesern auch längst bekannten „Grafen" Edoardo Soderini, der in den vatikanischen Bankangelegenheiten lange die rechte Hand Leo's XIII. gewesen ist.[1]) Soderini urtheilt über die Intentionen des von Cecilio bekämpften Anonymus freundlich, nimmt dessen Zugeständnisse mit Dank an, lehnt aber ebenso alle positiven Vorschläge desselben ab. Seine Schrift bringt uns eine lange Belehrung darüber, daß es keinen Unterschied zwischen Klerikalen und Katholiken gebe; Hr. Soderini ist glücklich darüber, diese Behauptung durch die Ausführungen über die Identität von Katholizismus und Klerikalismus bestätigt zu sehen, welche Prof. Courdavaux 1880 in einer Sitzung der Freimaurerloge zu Lille vorgetragen hatte. Wir gönnen Hrn. Soderini diese mehr als bedenkliche Genugthuung und fügen nur hinzu, daß Mazzini und die bittersten Feinde der Kirche von jeher derselben Ansicht wie Soderini und seine Freunde gewesen sind. Soderini erinnert daran, daß Italiens schönste Zeiten in die Epoche der großen Republiken zu Florenz, Venedig, Genua u. s. f. fällt — warum soll es in Zukunft nicht auch gut und schön gehen, wenn die Einheit des Königreichs aufgelöst und Italien das leuchtende Beispiel der südamerikanischen Republiken nachahmt, die sich in gewissen Kreisen einer unzweifelhaften Bewunderung erfreuen. Es wird dann darauf hingewiesen, daß seit Cavours Tode die Dinge immer bergab gegangen sind und es jetzt in Italien ganz an bedeutenden, ideal angelegten und großen Männern fehlt.

Dem König Umberto wird (S. 57) die Versicherung gegeben, daß die Klerikalen nie einen Finger rühren werden, um seinen Thron zu stürzen, aber ruhig zusehen werden, wenn derselbe zusammenfällt. Aus dem Chaos, welches dieser Katastrophe folgen werde, werde der Papst allein sich siegreich erheben (starà tuttora incolume) und er, der Papst, werde dann den Völkern lehren, welches ihre Rechte und ihre Pflichten sind.

Die Schrift schließt mit einer Anmerkung (S. 58), in welcher der Verfasser seine Freude darüber ausdrückt, daß auch Hr. Bebel sich freundlich über das Papstthum äußere und es dankbar hervorhebe, daß letzteres stets auf Seiten des Volkes, nicht wie Luther auf Seiten der Fürsten gestanden habe und stehe.

In gleicher Weise weist auch die „Civiltà cattolica" (1. Jan., quad. 1141, 86) die Konklusionen des „Uomo politico" zurück; auch sie besteht natürlich auf der Restitution des geraubten Temporale als conditio sine qua non

[1]) *Conte Edoardo Soderini*, Clericali e Monarchia in Italia. Desclée, Lefebvre et Cie., Roma 1898.

einer Versöhnung, fügt aber den angenehmen Scherz hinzu, eine solche sei überhaupt nur so zu denken, wie die Pace di Venezia in der Sala regia des Vatikans gemalt zu sehen sei: Alexander III. auf seinem Thron, Friedrich Barbarossa um Verzeihung flehend zu seinen Füßen: Italia poenitens et devota.

Es scheint, daß „Via Ripetta" Nr. 246 der Karneval diesmal schon am 1. Januar begonnen hat.

Die „Civiltà" setzt ihre Ideen über die „Via delle giuste riparazioni" in dem folgenden Hefte (Quod. 1142, 136) weiter auseinander. Auch hier begegnen wir der Andeutung, daß der Monarchie demnächst die Republik zu folgen habe (S. 150). Man werfe dem hl. Vater vor, er begünstige die Republik in Frankreich, um die Monarchie in Italien niederzuwerfen. Die „Civiltà" sagt nicht, daß das nicht der Fall sei: aber sie bemerkt, dem Oberhaupte der Kirche stehen die Interessen der Seelen höher als die der vergänglichen Staatsformen.

Als wir vor 2 Jahren darlegten, daß das Ralliement und die anbefohlene Unterstützung der Republik in Frankreich nur einen Sinn habe in dem Zusammenhang der Ideen, welche den Sturz der Monarchie in Italien und die Auflösung des Einheitsstaates in eine Reihe von kleinen Republiken umspannen, entstand in der ultramontanen Presse ein allgemeines Geheul über solche Verdächtigung. Heute wird das Programm unverhohlen eingestanden, und nicht bloß von Journalisten. Päpstliche Diplomaten, welche keineswegs auf dem Monde wohnen, sondern die Herablassung haben, mitten unter uns sündigen Menschenkindern zu weilen, sprechen sich offen dahin aus, daß in allernächster Zeit das Königreich zusammenbrechen und der Papst wieder Herr nicht bloß von Rom, sondern vom ganzen Kirchenstaat werde. Wie weit liegen heute schon die Tage zurück, wo Leo XIII. den Padre Tosti mit der Abfassung einer Versöhnungsschrift beauftragte und der Vatikan die vertrauliche Eröffnung machte, daß er sich mit einem Minimum von Territorium begnügen wolle. Wer die zuversichtliche drohende Sprache der heutigen vatikanischen Presse und der oben von uns angezogenen Streitschriften mit den Publikationen der 80er Jahre vergleicht, wird sofort die außerordentliche, für das Königreich äußerst ungünstige, für das Papstthum anscheinend um so viel günstigere Verschiebung der Verhältnisse erkennen. Von dem Idyll des vatikanischen Gartens ist keine Rede mehr: der ganze Kirchenstaat wird zurückgefordert, Italien muß als Bedingung der Buße und der Verzeihung das Königthum und die Einheit fallen lassen, poenitens et contrita. Und darüber hinaus steigt der kühne Traum eines die ganze Welt umspannenden politischen Primats empor: das Phantasma Gioberti's von 1846 gewinnt, freilich in ganz anderer Gestalt, neues Leben und die Weltgeschichte ein ganz neues Gesicht. Die „Civiltà cattolica" läßt in dem Aufsatz über das „letzte Ziel der katholischen Interessen" (1897, XII 257, Dez.) gar keinen Zweifel daran, daß dies letzte Ziel die unbedingte Weltherrschaft ist, und daß man unter dem „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden" auch die höchste politische Herrschaft zu verstehen habe, welche die Kirche als Fortsetzerin des Werkes Christi hienieden auszuüben habe. Der Gegensatz des politischen zum religiösen Katholizismus kann nicht klarer und dankenswerther ausgesprochen werden. Wenn jemals der „Civiltà cattolica" ein Monument errichtet wird, so wird man den Spectator unter den ersten Subskribenten finden.

Man sieht, das Bündniß mit der Demokratie hat vielverheißende Blüthen getrieben. Welches werden die Früchte sein, die von diesem neuen Wunderbaume herabfallen? Wenn es nicht faule Nüsse sind, so wird es, unsrer tiefen Ueberzeugung nach, eine Frucht sein, an deren Genusse Viele, zu allererst aber das Ponifikat in Italien, seiner vergänglichen politischen Seite nach, zugrunde gehen werden.

Doch genug hievon. Der Schatten Kassandra's ist manchesmal in der Geschichte aufgetreten: Glauben hat ihr Ruf nie gefunden, bis das jemalige Troja verbrannt war. Die Geschicke müssen sich vollziehen und sie werden sich mit eiserner Nothwendigkeit vollziehen: täuschen nicht alle Anzeichen, so ist der Sturm in Sicht und die Krisis vollzieht sich noch in diesen unsern sterblichen Tagen.

* * *

Lehrreich in vieler Hinsicht war die kirchenpolitische Geschichte Frankreichs in den letzten Monaten. Seit Monaten steht das politische Leben des Landes ganz unter dem Zeichen der bevorstehenden Wahlen: Alles will von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet werden.

Die Einmischung des Vatikans in die französische Wahlangelegenheit ist in den letzten Zeiten mehrfach ebenso entschieden behauptet als entschieden abgeleugnet worden. Der Kardinal Rampolla hat dem französischen Botschafter gegenüber erklärt, die von dem demokratischen Abbé Garnier behaupte Wahlmission sei eine Erfindung seiner Phantasie und die Geschichte von der Entsendung zweier Ordensmänner als Missi dominici sei ein auf Störung des Friedens zwischen Paris und Rom berechnetes Manöver. Hr. Méline hat in der Kammer strengste Beobachtung des Konkordats versprochen und Hrn. Joseph Fabre auf dessen Interpellation vom 1. Februar eine ausreichende Antwort hinsichtlich der Missi gegeben. Was Hr. Fabre bei dieser Gelegenheit sagte, war schon recht stark: „Le cardinal Rampolla," erklärte er, „est un Janus à deux faces. Tandis qu'il en contait à votre ambassadeur, deux moines accrédités par lui, et munis de lettres significatives, colportaient de diocèse en diocèse les conseils de tactique électorale émanant de la cour romaine."

Mgr. Rampolla n'a jamais été avare de ses epîtres. D'où vient qu'il n'a pas eu de communiqué notifiant qu'il était faux que le Vatican eût chargé deux missi dominici de porter individuellement aux évêques de France les instructions politiques du Pape! Sur cette mission bien extraordinaire, sur l'existence des consignes pontificales, nous avons les témoignages répétés de la Croix et de l'Univers, les deux moniteurs officielles de la papauté. Ces deux feuilles n'ont pas été désavonées, au contraire, et je crains qu'elles n'attendent longtemps le démenti de Mgr. Rampolla."

Hr. Méline hat darauf geantwortet, Dementis solcher Zeitungsnachrichten hätten erfahrungsmäßig keinen Erfolg; es sei daher begreiflich, daß man von einem solchen abgesehen habe.

Hätte Hr. Méline, der ehemalige Kommunard, etwas von dem, was man diplomatische Erziehung nennt, so würde er diese Antwort zu geben sich gehütet haben.

Ob man einem Dementi glaubt oder nicht, ist in solchen Fällen ganz gleichgültig. Aber einer Regierung und einer amtlichen Instanz steht es nicht zu, sich wie ein Privatmann es darf, über bestimmte Rücksichten des öffentlichen Anstandes hinwegzusetzen.

Die beiden Journale, „La Croix" und „L'Univers", haben so viele öffentliche Beweise der Zustimmung des Vatikans erhalten, daß sie die Behauptung wagen zu dürfen glauben, sie sprechen nie etwas anderes als den Gedanken des Papstes aus. Sie versicherten, daß die Missi apostolici Auftrag hatten, die Bischöfe zu instruiren; sie theilten den wesentlichen Inhalt und selbst theilweise den Wortlaut der Instruktion mit; mehrere Bischöfe bestätigten beides durch ihre Auslassungen — und nun kommt Hr. Meline mit der naiven Erzählung, das alles sei Fabel, und er gibt diese

Erklärung auf Grund einer unkontrolirbaren Unterhaltung des Botschofters mit Seiner Eminenz.

Kein französischer König würde diese Missi Dominici geduldet, jeder, selbst ein Karl X., würde dem Nuntius ob dieses Vorfalls seine Päße zugestellt haben. Mindestens hätte eine schriftliche Note eine schriftliche Erklärung verlangt.

Freilich, die Missi arbeiten Hrn. Méline in die Hände: die Einmischung ist zufällig dem Ministerium günstig, folglich wird das Prinzip geopfert und der entfallende Zins dieser Operation ruhig einkassirt.

Prinzipien sind für die Staatsmänner unsres fin-de-siècle das lächerlichste Gepäck.

Wir haben längst die Absicht dem seltsamen Hybridum des sogenannten Neo-Katholizismus eine eingehendere Betrachtung zu widmen. Hr. Brunetière ist bekanntlich der Führer dieser seit einigen Jahren aufgetauchten neuen Schule, welche, den Dogmen des Christenthums gegenüber, sich gleichgültig verhält, aber den politischen Katholizismus als Machtmittel schützt, vertheidigt, hochhält. Wir werden den seltsamen Theorien des einst voltaireanisch gesinnten, in der Politik ultramontanen, in der Literatur bald ins Schwarze, bald ins Weiße, bald ins Rothe schillernden Direktors der Revue des deux mondes eine längere Betrachtung widmen. Heute sei nur aufmerksam gemacht auf seine neueste Entdeckung, die er kürzlich in einer zu Besançon gehaltenen Konferenz vorgetragen hat und deren Zusammenhang mit der gegenwärtigen politischen Lage sofort und ohne weitere Kommentare verständlich ist. Hr. Brunetière erklärt, daß er den Einklang zwischen Glouben und Wissen erkonnt und eingesehen, daß inmitten des Wirbels philosophischer, wissenschaftlicher und ethischer Lehren die christliche Idee der einzige feste und widerstandsfähige Punkt sei — womit ja jeder Christ einverstanden sein wird, wenn er auch wünschen muß, Hr. Brunetière möge ihm etwas deutlicher auseinandersetzen, welcher Weg ihn von Damaskus nach Jerusalem geführt hat. Dann aber fuhr er fort: „Ueberall, wo ich in der letzten Zeit hingekommen bin, konnte ich konstatiren, daß der Katholizismus identisch ist mit Frankreich und Frankreich mit dem Katholizismus. So ist heute die Weltlage, daß ein Franzose nichts gegen den Kathotizismus unternehmen kann, ohne zugleich der Größe Frankreichs großen Abbruch zu thun und seinen Feinden größten Nutzen zu stiften. Und in der ganzen Welt, in China oder in Canada, geschieht alles, was zugunsten des Katholizismus geschieht, zugleich im Interesse Frankreichs. Das allein könnte mich in der von mir eingenommenen Haltung bestärken, in welcher ich zu verharren gedenke."

Der „Osservatore Romano" (21. Februar, Nr. 46) ist von diesen Ausführungen entzückt und meint, dasjetbe gelte von Italien. Er dreht die Sache dahin, daß echter Katholizismus auch den echten Patriotismus in sich schließe. Die von den Franzosen auf die Straße geworfenen Kapuziner in Tunis, das was seit Jahrzehnten in den Missionen des Orients geschah, die neuesten Prätentionen Frankreichs in Bezug auf die Missionen in China liefern den Kommentar zu dem, was die Identifikation des Katholizismus und Frankreichs bedeutet. Neue Schlaglichter fallen auf diese Dinge auch aus dem Prozeß Zola herab.

Ueber diese cause célèbre haben unsre Leser in der Allg. Ztg. alles Wesentliche erfahren: den Ausgang derselben hat noch in seinem letzten Aufsatz, kurz vor seinem Hingang, jener edle und liebenswürdige Mann besprochen, der bis vor kurzem an der Spitze der Redaktion stand und dem der Spectator hier gern eine frische Rose aufs Grab legt. Wir kounen nicht daran denken, diesen Prozeß in seinem ganzen Umfang in den Kreis unster Betrachtung zu ziehen: aber insoweit er kirchenpolitische Bedeutung zeigt, kann und muß hier von ihm die Rede sein. Man mag Dreyfus für schuldig oder unschuldig halten; man mag Zola hassen oder lieben, man mag dessen Auftreten loben oder tadeln: zwei Thatsachen haben diese drei in ihrer Ungesetzlichkeit und Gewaltthätigkeit unerhörten und grauenvollen Prozesse zweifellos herausgestellt: erstens die Unfähigkeit aller Parteien Frankreichs und der immensen Mehrheit der Nation, eine Frage, an welcher der Chauvinismus betheiligt ist, objektiv zu prüfen und Recht Recht sein zu lassen. Zweitens die Thatsache, daß der Revanchegedonke bei der weitaus überwiegenden Masse der Franzosen unverändert und ungemindert fortbesteht und alle anderen Erwägungen der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Anstandes überwiegt.

Es ergibt sich aus diesen beiden Thatsachen, daß Frankreich vor wie nach für ganz Europa, insbesondere aber für Deutschland eine drohende Gefohr, die unversiegbare Quelle der Beunruhigung ist.

Unsre deutsche Politik wird wissen, welche Schlüsse sie aus diesen Prämissen zu ziehen hat. Es ist überflüssig und inopportun, darauf weiter einzugehen.

Für unsre kirchenpolitische Betrochtung ergeben sich aber noch weitere eigenthümliche Beobachtungen.

Wir sind, während diese letzten Prozesse sich abspielten wohl einigen Organen des Journalismus und einigen Stimmen begegnet, welche die Barbarei einer Verurtheilung auf Grund geheimer, weder dem Angeklagten noch dessen Vertheidiger mitgetheilter Dokumente, die Vergewoltigung und Terrorisirung der Richter und Geschworenen durch das Säbelgerassel von Offizieren, die nur auf verlorene Schlachten zurückzublicken haben, durch das Wuthgeschrei einer den Tod des Angeklagten fordernden Kanaille tadelten: alle diese Stimmen gehörten den gemäßigten Republikanern und selbst den Sozialdemokraten an. Auf der Seite der Konservotiven, Monorchisten, Ralliés, ist nicht eine einzige solche Stimme lautbar geworden, jo die ultramontane und monarchistische Presse, wie „Univers", „Gazette de France" u. s. f. zeichnete sich gerade vor allen anderen Journoten durch die Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit und Unvernunft ihrer Haltung aus. In Deutschland haben die „katholischen" Zeitungen im allgemeinen wohl alle in dieser Sache eine verständige Haltung eingenommen und insbesondere soll der „K. Volkszeitung" nochgerühmt werden, daß sie der Wahrheit und dem Recht die Ehre gegeben hat. Um so betrübender war die Sprache der beiden römisch-vatikanischen Orgone, der „Voce della Verità" (sic!) und des „Osservatore Romano", die in Gesellschaft der diese Togesliteratur anführenden „Civiltà cattolica" vollkommen in das Horn des extremsten französischen Chauvinismus und Antisemitismus bliesen. Die antisemitischen Deklomationen, welche hier monatelang debitirt wurden, zählen zu den Publikationen, welche jedem anständigen Katholiken die Schamröthe ins Gesicht treiben müssen. Diese Holtung ist aber durchous verständlich. Sie wird von der officiösen „Italie" (24. Januar) dahin erläutert: „behaupten, daß diese haßerfüllte und unchristliche Propaganda den Gedanken des hl. Vaters wiederspiegle, hieße dem Oberhaupt der Kirche eine schwere Unbill zufügen: man muß jenen Journalen die Verantwortung für ihr Vorgehen lassen. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß der Vatikan an dem Ausgang des Prozesses Dreyfus indirekt betheiligt ist, weil der Sturz des Kabinets Méline die Rückkehr der Radikalen zur Regierung bedeuten würde."

In der That, kein Ministerium, wenn es nicht sofort fallen wollte, konnte dem allgemeinen Strom des Chauvinismus entgegen die Revision des Prozesses Dreyfus beantragen, Esterhazy fallen lassen und Zola freigeben. Aber auch keine Partei durfte, um nicht alles zu verlieren, sich diesem Strom entgegenstellen. Man lernt daraus, einmal, daß Deutschland jeden Augenblick einem neuen Aus-

Digitized by Google

bruch des französischen Chauvinismus wie 1870 ausgesetzt ist, zum zweiten, daß keine Partei so viel Kraft, Ehrlichkeit und Gewissen hat, um sich gegebenenfalls einer solchen neuen Anwandlung politischer Raserei entgegenzusetzen, und drittens daß insbesondere die monarchistischen und katholischen, sagen wir lieber ultramontanen Kreise bei diesem Anlaß hinter den übrigen in nichts an Wildheit und Kopflosigkeit zurückgestanden haben.

Unsre Ansichten über den Werth des Ralliements und über den Charakter der französischen Republik sind oft so verstanden worden, als ob wir irgendein Interesse an einer legitimistischen Restauration nähmen. Das ist nicht oder nicht mehr der Fall. Wir vertheidigen theoretisch den Vorzug der Monarchie vor der Republik und die Grundsätze des Rechts; aber wir sind nicht blind genug, um uns zu verhehlen, wie schwer, nach so vielen Revolutionen, die Restauration des Königthums wäre und wie wenig der gegenwärtige Repräsentant seiner Ansprüche es verdient, daß man sich ernstlich für ihn und seine Sache erwärmt. Sicher haben wir von dieser Seite für Deutschland nichts besseres zu erwarten, als von der Republik, die allem Anschein nach bei dem völligen Mangel an Cäsaren sich noch lange halten wird. Die Bajazzosprünge des Herzogs von Orleans und das widerliche Treiben des Prinzen Heinrich können weder der Legitimität, noch einer neuen Auflage des frondirenden Orleanismus wieder aufs Pferd helfen.

Aus dem ganzen Dreyfus-Zola-Handel klang als dominirende Note der glühendste Haß gegen Deutschland heraus: es war die mächtigste Offenbarung des Revanchegedankens, den wir seit 27 Jahren erlebt haben; verzeichnen wir den ungetheilten Beifall, welchen diese Explosion in den jesuitischen Blättern gefunden hat.

Werfen wir noch einen Seitenblick auf das benachbarte Belgien. Zu den Sätzen, welche der Spectator stets verfochten hat, gehört der, daß die Geistlichen etwas besseres zu thun haben, als Politik zu treiben und daß die Betheiligung des Klerus an der praktischen Politik im ganzen und großen nichts anderes als Unsegen stiften kann. Die ultramontane, zumeist von priesterlichen Agitatoren geleitete Presse hat darüber bekanntlich stets ihren aparten Zorn gehabt. Nun scheint es, kommen endlich auch die belgischen Bischöfe zu der Einsicht, was es mit der politischen Thätigkeit des Klerus auf sich hat, wie viele Gefahren auch bei den besten Absichten damit verbunden sind. Der „Soir" hat dieser Tage gemeldet, daß infolge der politischen Kaltstellung des Abgeordneten Daëns vor kurzem in Mecheln eine Besprechung der Bischöfe über das Verhalten der Geistlichen hinsichtlich der Politik stattgefunden hat. Daraufhin hat der Bischof von Lüttich dem Geistlichen Karsen, welcher dem Senat angehört, untersagt, eine Wiederwahl anzunehmen und sich überhaupt an der Politik anders als durch Theilnahme an den Senatssitzungen zu betheiligen. Ebenso hat der Bischof von Tournay seinen Geistlichen, welche im Borinage den Sozialismus bekämpfen, die weitere Betheiligung an der Aktion verboten — das war wohl das Aequivalent, welches der dem Abbé Pottier günstige Bischof von Lüttich gefordert hatte. Endlich wurde den Priestern, welche Arbeitervereine leiten, geboten, sich von diesen künftighin zurückzuziehen. Wenn in Deutschland irgendetwas ähnliches geschähe, so würde der Friede zwischen Staat und Kirche einen großen Schritt vorwärts thun und jedenfalls die kirchlichen Autoritäten davor bewahrt bleiben, jeden Augenblick durch die Extravaganzen der Tagespolitiker zu Schaden zu kommen.

Unser Januarbrief über die Washingtoner Vorgänge ist, so viel wir erfahren haben, in allen akademischen Kreisen als eine Vertheidigung der Würde und Ehre deutscher Wissenschaft dankbar aufgenommen worden. Er hat sich aber auch einiger Gegnerschaft zu erfreuen gehabt. Daß die ultramontane Presse darüber in Wuth gerieth und uns in einer Weise angriff, welche sich auf der geistigen und sittlichen Höhe des „Conspuez Zola" bewegte, war selbstverständlich. Ces gens font le métier pour lequel il sont payés. Auffallender konnte erscheinen, daß ein hochkonservatives Organ Partei gegen uns ergriff: wir mußten uns damit trösten, daß dasselbe gewohnheitsmäßig sich für verlorene Sachen interessirt und daß seine Gutmüthigkeit in kirchenpolitischen Dingen so groß ist, daß es von jeher jeder gut angelegten Intrigue gegenüber unterlegen ist. Eine besondere Befriedigung aber äußerten die ultramontanen Blätter darüber, daß in der Schröder'schen Sache auch einige liberale Blätter auf ihrer Seite standen. Dieser Hineinfall hat gar nichts auf sich: denn das Publikum hat sofort bemerkt, daß es sich hier um einen fremden Import handelte und daß jene fraglichen Artikel Inspirationen waren von jener Art, welche bekanntlich die subjektive Denkthätigkeit für die Dauer ihrer Operation absolut hemmen. Es ist nicht der Mühe werth, darüber viele Worte zu verlieren. Wohl aber müssen wir einige Augenblicke bei der Entgegnung verweilen, welche Hr. Prof. Pohle unsrer Darstellung gewidmet hat. Diese Entgegnung hat theils einen sachlichen, theils einen persönlichen Charakter. In seinem sachlichen Abschnitt glaubt Hr. Pohle, unsre Angaben auf mehreren Punkten als irrthümlich erweisen zu können: wir fürchten, nicht mit Erfolg, weil unser freundlicher Gegner seit seiner Abreise von Amerika offenbar mit vielen Ereignissen nicht auf dem Laufenden geblieben ist. Wir haben nicht die Absicht, auf die Details dieser ganzen Angelegenheit zurückzukommen:[1]) wir halten unsre gesammte Darstellung aufrecht, und wir dürfen und müssen sie aufrecht halten, allen Dementis entgegen, weil sie sich in allen wesentlichen Punkten auf drei authentische Dokumente stützt. Diese drei Aktenstücke sind 1. der in der Oktoberversammlung (vor Verlesung des von dem Kardinal Rampolla an Kardinal Gibbons gerichteten Telegramms) von dem gegenwärtigen Rektor der Universität dem Board der Bischöfe und der Universität vorgetragene Bericht; 2. der von dem Board selbst angenommene und dem hl. Stuhl zur Entscheidung vorgelegte Beschluß mitsammt seinen Motiven; 3. der von dem apostolischen Delegaten, Msgr. Martinelli, dem hl. Stuhl vorgelegte amtliche Bericht,

[1]) Doch sei auf einige Punkte hingewiesen, welche die ganz gewiß unfreiwillige Unzuverlässigkeit Pohle'scher und anderer Dementis ins Licht stellen. Es wird u. a. behauptet, die Universität Washington habe die Errichtung eines Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur abgelehnt oder hintertrieben. In Wirklichkeit hat die Leitung der Universität diesen Lehrstuhl stets gewünscht und wünscht ihn noch. Bis jetzt sind aber die Mittel zur Errichtung desselben nicht beigebracht; die seinerzeit dafür angebotenen 20,000 Dollars mußte die Universität ablehnen, weil die Bedingung daran geknüpft war, daß die Geber und nicht der Board der Universität die Lehrkanzel zu besetzen haben. Da man die Unannehmbarkeit dieser Bedingung voraussah, muß das Anerbieten als ein bloß scheinbares erklärt werden, welches den Zweck hatte, die Universität in den Augen der Deutschen zu verdächtigen. — Hr. Pohle spricht von seinem mit „ruhiger Höflichkeit" dem Aufsichtsrath der Universität bei seinem Weggang vorgelegten Memoire. Die Ansichten über den Ton dieser Denkschrift müssen aber doch sehr auseinandergehen. Der Erzbischof von Philadelphia, Msgr. Ryan, welchem Hr. Pohle das Dokument übergab, fand es so ungerecht und beleidigend, daß er sich weigerte, es dem Kanzler der Direktoren zu unterbreiten. — Hr. Pohle citirt auch den Bischof Spalding von Peoria unter den Freunden der deutschen Sache. Dagegen ist nichts zu sagen: aber gerade dieser Prälat hat, was Prof. Pohle wohl kaum bekannt sein konnte, obgleich er früher für Schröder war und trotz seines Zerwürfnisses mit Msgr. Ireland, auf dem Oktobertage die Absetzung Schröders um lautesten verlangt. — Hr. Pohle wirft auch dem Spectator vor, er habe unter den „wissenschaftlichen" Arbeiten Schröders dessen Schrift American Catholics and the Romans Question, 1892, nicht erwähnt, während, wie er selbst im selben Athem erzählt, diese Broschüre nichts als ein Abklatsch des von uns notirten Aufsatzes in der „American Quaterly Review", Jan. 1892, ist.

in welchem das längere Verbleiben des Hrn. Schröder an der Universität als der Ruin der letzteren bezeichnet wird.

Mit diesem Material sind die Hunderte von Hetzartikeln amerikanischer Zeitungen gegen die Deutschen und gegen Hrn. Schröder selbst nicht in einen Topf zu werfen; sie haben auf unser Urtheil gar keinen Einfluß gehabt.

Sollte über den Werth unsrer Angaben Hrn. Pohle noch ein Zweifel bleiben, so gibt es ein einfaches Mittel, ihn zu lösen. Wir schlagen ihm vor, seine und seiner Freunde ausgezeichnete Verbindungen in Rom dazu benutzen, um eine Veröffentlichung des Wortlautes des von dem apostolischen Delegaten eingesandten Berichtes, auf welchen hin der hl. Stuhl Schröder fallen ließ, zu veranlassen.

Die persönlichen Ausführungen, welche Hr. Pohle weiter gibt, legen ein, wie uns scheint, unzweifelhaftes Zeugniß für die bona fides und die Achtbarkeit der Gesinnung ihres Urhebers ab. Unsre Auffassung dieses deutsch-amerikanischen Handels kann und wird sich wesentlich nähern, wenn der Standpunkt, von dem er angesehen wird, einmal von den Zufälligkeiten und persönlichen Fragen losgelöst ist, mit dem jetzt die Sache von uns Beiden angesehen wird und menschlicher Natur entsprechend angesehen werden muß. Nichts könnte uns mehr freuen, als wenn wir uns über diese Dinge einst die Hand reichen könnten: trotz seiner Spitzen gegen uns hat der Brief vom 23. Januar die ungünstige Vorstellung, welche uns die Washingtoner Vorgänge von Hrn. Pohle gegeben, wesentlich aufgehoben und wir müssen es namentlich anerkennen und hoch anrechnen, daß Professor Pohle die erste literarische Jugendsünde seines Freundes vollkommen preisgibt.

Dagegen müssen wir noch einen Vorbehalt machen hinsichtlich der Motive, welche unsrer Parteinahme für die katholische Universität in Washington zugrunde lagen und liegen. Hr. Pohle möchte vermuthen, daß derselben persönliche Gereiztheit unterliege. Wir lehnen diese Insinuation als unzutreffend ab. Die Angelegenheiten von Staat und Kirche stehen uns viel zu hoch, als daß wir persönlichen Empfindungen, selbst wenn wir zu solchen Anlaß hätten, einen bestimmenden Einfluß auf unser Urtheil und unser Verhalten einräumten. Der Spectator ist zudem ein viel zu stolzer Mann, als daß er sich dazu herbeilassen würde, mit Hrn. Schröder oder seinesgleichen eine Kugel zu wechseln oder ihn irgend einer Antwort zu würdigen. Wohl aber sind es sehr ernste und gewichtige sachliche Gründe, welche unsre Haltung in dieser Sache bestimmten; und mit der kurzen und trockenen Aufzählung dieser Gründe sei hiemit der Schluß dieses Briefes und — für uns — der Schluß der ganzen Schröder'schen Affaire gemacht.

Erstens haben wir ein gutes Recht und gute Gründe nicht zu wünschen, daß jenseit des Ozeans Hr. Schröder als Repräsentant deutscher Bildung, deutscher Wissenschaft und deutscher Theologie gelte.

Zweitens kann es uns nicht gleichgültig sein, daß ein Mann als Vorkämpfer der deutschen Sache hüben und drüben gepriesen und prämiirt werde, welcher sich als der Bravo aller derjenigen Richtungen und Tendenzen hervorgethan hat, die bei uns der nationale Gedanke und die Politik der Reichsregierung als den Interessen und der Wohlfahrt des Reiches entgegenstehend behandelt hat und noch fortwährend als solche behandelt. Nichts unheilvolleres könnte uns begegnen, als wenn eine ungleichartige Behandlung dieser Materie dem deutschen Volke die Empfindung beibrächte, daß es in den maßgebenden Kreisen an einer klaren und bestimmten prinzipiellen Stellungnahme gebricht.

Drittens. Die Zukunft des Katholizismus in Amerika kann keinem Katholiken eine gleichgültige Sache sein. Diese Zukunft aber wäre auf das schwerste kompromittirt und in Frage gestellt, wenn die von Hrn. Schröder und den Seinigen vertretene Richtung als mit dem Katholizismus identisch dargestellt und den Bürgern der Vereinigten Staaten aufoctroyirt würde. Das haben die Bischöfe derselben in ihrer weitaus größten Majorität, soweit sie nicht durch die Sonderinteressen des Erzbischofs von New-York ins Schlepptau genommen waren, sehr klar erkannt, und ebenso hat sich der hl. Stuhl dieser Einsicht nicht verschlossen.

Demnach richtet sich das von der ultramontanen Presse gegen uns angestimmte Wuthgeheul zugleich gegen den katholischen Episkopat der Vereinigten Staaten, gegen den apostolischen Delegaten und den hl. Stuhl selbst. Der Spectator gesteht aufrichtig, daß es ihm in dieser Gesellschaft wohler ist als in derjenigen einer Presse, vor deren Zustimmung ihn der gütige Schöpfer für immer bewahren wolle.

Viertens. Es wird uns gegenüber hervorgehoben, daß zwei Millionen deutscher Katholiken in Nordamerika Hrn. Schröder als ihren Vorkämpfer verehren und daß man ihm zum Abschied glänzende Ovationen gebracht habe. Das ist richtig. Die chauvinistische Presse des Amerikanismus wie die der Foreigners hat es zuwege gebracht, daß die persönliche Stellung Schröders zur Universität gänzlich übersehen, der Streitpunkt verschoben und in der Oeffentlichkeit Hr. Schröder zum Protagonisten der Deutschen emporwuchs, was seinem anfänglichen Auftreten in Amerika so wenig als möglich entsprach. Wurde in Amerika die öffentliche Meinung also irregeführt, so kann Niemand sich darüber wundern, daß in Deutschland ein Gleiches sich zutrug und man, ohne Kenntniß des wirklichen Sachverhalts, sich in hochherziger und edelmüthiger Weise entschloß, dem gekränkten Vertreter des Deutschthums jenseit des Ozeans eine Genugthuung anzubieten. Der Spectator erklärt ausdrücklich, daß er dies Einstehen für den Schutz des deutschen Namens zu schätzen weiß und weit davon entfernt ist, irgend Jemand daraus einen Vorwurf zu machen. Er kann auch nur dringend wünschen, daß das Publikum die generösen Absichten der preußischen Regierung nach Gebühr schätze und man letztere nicht um einer Bagatelle willen angreife in einer Zeit, wo viel wichtigeres zu thun ist. Des Spectators eigene Stellungnahme zu dieser Sache aber war nun einmal durch die bisher dargelegten Motive geboten, endlich durch die weitere Ueberzeugung auferlegt, daß uns politisch die Sympathie dieser zwei Millionen katholischer Deutscher in Amerika gar nichts einbringt, daß im Gegentheil diese Vorgänge die Lage unsrer deutschen Landsleute in den Vereinigten Staaten unendlich verschlechtert haben und daß, wenn uns zwei Millionen für den Schutz des Hrn. Schröder dankbar sind, uns dafür die tiefe und dauernde Verbitterung von 68 Millionen nordamerikanischer Bürger, Katholiken wie Protestanten, entgegentritt. Materielle und ökonomische Fragen haben unser Verhältniß zu der Union seit langer Zeit beeinträchtigt — von dem Einfuhrverbot betreffs des amerikanischen Fleisches an bis zu der Schildlaus, die auf den californischen Aepfeln haust oder hausen soll. Die Amerikaner nehmen uns mit Unrecht übel, daß wir uns gegen diesen Import wehren; aber kann man ihnen übel nehmen, wenn sie sich ihrerseits für den Import kirchlicher Richtungen bedanken, die ihnen ungesund und mit dem Geiste der nationalen Institutionen unvereinbar erscheinen? Seien wir gerecht — und seien wir klug. Je schärfer sich unser Gegensatz gegen die Uebermacht Englands auf dem Weltmarkt accentuirt, desto weniger kann es angezeigt sein, uns mit Amerika zu überwerfen — dem einzigen großen Lande, das uns i. J. 1870 seine Sympathien zugewandt hat.

Damit schließt der Spectator diese Debatte, auf welche er vorläufig nicht mehr zurückzukommen vor hat. Die weitere Entwicklung der Dinge dürfte bald eine glänzende Rechtfertigung seines Verhaltens in dieser Sache bringen: habentes igitur talem spem, multa fiducia utimur (II Kor. 3, 12).

SPECTATOR.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 2. April. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bode's Rembrandt-Werk. Von W. v. Seidlitz. — Eines amerikanischen Dichters Golgatha. Von A. v. Ende. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bode's Rembrandt-Werk.

Erster und zweiter Band.

Rembrandt nimmt jetzt in der Schätzung der Kunstfreunde ungefähr die Stellung ein, die vor 50 Jahren Raphael einnahm. Er bildet für uns die Summe aller jener auf die Erfassung des innersten Seelenlebens und die virtuose Wiedergabe der Lichterscheinungen gerichteten Bestrebungen, welche die Hauptmeister der Renaissance verfolgt haben. In dem aber, was er von Eigenem dazu hinzugefügt hat, bietet er eine Kunst, die an packender Lebendigkeit und malerischem Reiz so weit alles vor ihm Geschaffene überragt, daß er schlechtweg als der Hauptmeister jener Kunst bezeichnet werden muß, die wir im Gegensatz zu der Renaissancekunst als die moderne zu benennen pflegen. Ja er ist, namentlich in vielen Schöpfungen seiner Spätzeit, so modern, daß er noch jetzt als unerreichtes Vorbild und wegweisender Führer auf Gebieten zu dienen vermag, denen unsre Zeit wohl zustrebt, die zu beherrschen aber erst eine unsern Blicken verborgene Zukunft berufen sein kann.

Eine günstige Fügung wollte es, daß Bode, der berufene Forscher, der den wahren und vollen Rembrandt durch unablässiges Studium aller öffentlichen und privaten Sammlungen der alten wie der neuen Welt uns erst wieder aus dem Dunkel jahrhundertelanger Vergessenheit zurückerobert hat, in Sedelmeyer, durch dessen rege Hände wohl ein Zehntel der in den letzten Zeiten verkauften Bilder des Meisters gegangen ist, jenen kühnen und einsichtigen Verleger fand, der nöthig war, um ein Werk, das an Umfang, Gediegenheit und Pracht kaum seinesgleichen findet und auf jedem anderen Gebiete der Wissenschaft nur mit Unterstützung des Staates oder einer Körperschaft denkbar gewesen wäre, ohne irgendwelche Hülfe von auswärts herauszugeben. Die Gemeinde der Rembrandt-Freunde und -Sammler ist eben stark genug, um eine solche Publikation zu ermöglichen.

In sieben mächtigen Foliobänden, von denen die beiden ersten im vergangenen Jahre bereits erschienen sind,[1]) werden sämmtliche bekannte Gemälde Rembrandts, mehr als 500 an der Zahl, in sorgfältigst hergestellten Heliogravüren vorgeführt werden, mit erschöpfenden Beschreibungen jedes einzelnen Bildes und zusammenfassenden Ueberblicken über die Hauptzeiten der Entwicklung des Meisters. Zu diesem groß angelegten chronologisch geordneten Verzeichniß und Repertorium der Werke wird der achte (Schluß-) Band ein Verzeichniß nach den dargestellten Motiven und eines nach den gegenwärtigen Aufbewahrungsorten der Bilder bringen, ferner einen illustrirten Katalog der nicht mehr nachweisbaren, aber durch ältere Stiche und Nachbildungen bekannten Gemälde, ein Verzeichniß der Zeichnungen und Radirungen, eine Zusammenstellung aller auf den Künstler bezüglichen Dokumente, sowie der Aeußerungen von Zeitgenossen über ihn (beides von de Groot, dem Direktor des Amsterdamer Kupferstichkabinets) und endlich eine Darstellung von Rembrandts Leben und eine Schilderung seiner künstlerischen Eigenart aus der Feder Bode's. Da das Material fertig vorliegt — sonst wäre die chronologische Anordnung überhaupt nicht möglich gewesen —, so schreitet die Herstellung des Werkes, dessen Preis von 150 M. für den Band angesichts der mustergültigen Ausstattung und der Zahl der Abbildungen (über 70 Heliogravüren in jedem Bande) geradezu als mäßig bezeichnet werden muß, rasch vorwärts und wird in wenig Jahren beendigt sein.

Jeder der beiden bisher erschienenen zwei Bände bildet ein abgeschlossenes Ganzes, indem der erste die Werke der in der Vaterstadt des Künstlers verbrachten Jugendzeit von 1627 bis 1632 vorführt (Rembrandt war 1606 in Leiden geboren, es handelt sich also um die Erzeugnisse seines 21. bis 26. Lebensjahres), der zweite die während der Jahre 1632 bis 1634 in Amsterdam, der Hauptstadt des Landes, entstandenen Gemälde, wohin er übergesiedelt war, sobald er die Kraft in sich fühlte, den auf ihn gesetzten Hoffnungen als Bildnißmaler zu entsprechen, was ihm auch in solchem Umfange gelang, daß er in Kürze alle seine zahlreichen und äußerst tüchtigen Rivalen aus dem Felde schlug. In beiden Bänden spielen die Figurendarstellungen noch eine untergeordnete Rolle; Landschaften fehlen ganz; das Bildniß überwiegt durchaus, anfangs in der Form der Studie, sei es nach dem eigenen Typus, sei es nach dem der nächsten Verwandten, die ihm willig als Modell dienten für sein Studium der Beleuchtung, dann des Ausdrucks und des Charakters; später aber durchaus in der Form des auf Bestellung gemachten, den Ansprüchen der Mode und der Repräsentation sich fügenden Bildnisses, wie es in dem zu Reichthum, Selbständigkeit und Kraftbewußtsein gelangten Holland jener Tage als ein allgemeines Bedürfniß sich entwickelt hatte. Nach beiden Richtungen sind sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit außerordentlich gewesen.

Die ersten zehn Blätter des ersten Bandes geben die Figurenbilder der Jahre 1627 bis 1630 wieder. Da ist denn, wie der Text hervorhebt, viel unfertiges, absonderliches, ja gelegentlich selbst abstoßendes dabei; aber freilich entsprechen die theatralische Auffassung, die übertrieben derbe Charakteristik, die chargirte Wirkung in Ausdruck wie in der Beleuchtung, die phantastische Staffirung dem Geschmack der Zeit, deren Ausfluß sie zugleich sind. Die Beschränkung auf die Wiedergabe des Natureindruckes bildet dabei ein erstes eigenthümliches Zeugniß seines künstlerischen Genies und seines ernsten Strebens. Darin war er seinen Lehrern Swanenburgh und Lastman, die ihn übrigens darauf geführt hatten, den Ausdruck des seelischen Lebens zu seiner Hauptaufgabe zu machen, bald sogar überlegen. Obwohl Bode

[1]) Rembrandt. Beschreibendes Verzeichniß seiner Gemälde mit den heliographischen Nachbildungen. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von C. Hofstede de Groot. Erster und zweiter Band. Paris, Charles Sedelmeyer 1897. Folio.

Digitized by Google

bereits vor langer Zeit diese Jugendperiode gründlich abgehandelt hat (Rembrandts früheste Thätigkeit. Veröffentlichung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien 1881, in Folio), ist hier fast die Hälfte der Darstellungen neu hinzugekommen als bisher noch gar nicht veröffentlicht, wie überhaupt die Mehrzahl der nahezu 150 Abbildungen der ersten zwei Bände hier zum erstenmal der Rembrandt-Gemeinde geboten wird. Besonders interessant ist darunter das um 1630 entstandene, damals schon aufs höchste gerühmte Bild „Judas, die Silberlinge zurückgebend" (Nr. 10), in der Sammlung Martinet in Paris, das 1884 noch als ein Bild aus der Schule Rembrandts um 2000 Fr. verkauft worden war, 1896 aber bei 53,000 Franken als zu niedrig bewerthet aus einer Auktion zurückgezogen wurde. Ganz richtig ist die Bemerkung des Textes, daß zu dieser Zeit, um 1630, das Vorbild seines Alters- und Schulgenossen Lievens, an dem bereits der kunstsinnige Huygens den „Sinn für das Große und Prächtige" rühmte, auf ihn stark eingewirkt haben wird. Ob aber die hier zum erstenmal vorgebrachte Ansicht sich bewährt, daß die große Halbfigur des Paulus in der Wiener Galerie (Nr. 35), auf der früher die Jahrzahl 1636 gelesen worden sein soll, nebst den anderen durchaus entsprechenden Apostelbildnissen bereits aus der gleichen Zeit von 1630 stammen, wird die Zukunft erst lehren können. Manches spricht ja dafür, wie die Flauheit der Tönung und die Weichheit der Modellirung; die Größe und Breite der Auffassung machen es aber nicht ganz leicht, sich an diese Anschauungsweise zu gewöhnen.

Die Nummern 11 bis 18 stellen Selbstbildnisse aus den Jahren 1629 und 1630 vor, zum Theil nur sehr entfernt an die Züge des Künstlers erinnernd (so bei den Nrn. 12, 14, 15). Zu dem ganz ausgezeichneten Haager Selbstbildniß des jungen Rembrandt (Nr. 16) ist noch das damit übereinstimmende in Nürnberg hinzunehmen, das hier aus eben diesem Grunde nicht mit abgebildet worden ist, nach der Angabe des Textes aber gleichfalls als ein eigenhändiges oder wenigstens unter unmittelbarer Mitwirkung des Künstlers entstandenes Bild, wie es eben auch echt bezeichnet ist, anzusehen ist, nicht aber als eine Kopie. Zu berichtigen ist noch, daß die gegenseitige Radirung dieses Bildnisses nicht wie hier durch einen störenden Druckfehler angegeben ist, die Bartschnummer 318, sondern 338 trägt. Auch unter diesen Selbstbildnissen werden uns bisher ganz unbekannte und höchst ansprechende geboten, wie u. a. dasjenige im Besitz von P. und D. Colnaghi in London von 1629 (Nr. 18) und das des Grafen Andrassy von 1630 (Nr. 17).

Weiterhin folgen die Bildnisse der greisen Mutter des Künstlers Nr. 19 bis 24, dabei als das Gegenstück zu dem einen dieser Bildnisse dasjenige des Vaters von 1630 in Innsbruck (Nr. 20), bekannt unter dem Namen des „Juden Phila". Ganz großartig ist darunter das Bild der Mutter in der Sammlung Sanderson in Edinburg (Nr. 21), das diese Frau von gereifter Lebenserfahrung in wahrhaft genialer Weise vorführt. Die Blätter 25 bis 31 stellen den Vater dar, der im April 1630 starb. Erst in den letzten Jahren ist es Hrn. Emile Michel in Paris gelungen, den Nachweis zu führen, daß die hier dargestellte hagere Persönlichkeit mit spärlichem Bartwuchs, die man früher für ein beliebiges Modell hielt, der Vater des Künstlers sei.

Auf ein paar Greisenbildnisse (Nr. 32 und 33) folgen dann die erwähnten Apostelbildnisse Nr. 34 bis 36 und weiterhin die Reihe jener fein durchgeführten biblischen Bilder, die vorzüglich dazu beitrugen, den Ruf des Künstlers als eines der ausgezeichnetsten Maler der Zeit zu begründen, der Jeremias der Sammlung Stroganof (Nr. 39), der Anastasius in Stockholm (Nr. 40), der reuige Petrus der Sammlung Rubempré de Mérode in Brüssel (Nr. 41), dazwischen die große heilige Familie in München (Nr. 38) und als Hauptwerk dieser Zeit die Darstellung im Tempel, im Haag, von 1631 (Nr. 44); endlich die kleine Diana bei Hrn. Warneck in Paris (Nr. 47). Die kleine Erweckung des Lazarus, in der Sammlung Yerkes in New-York, läßt sich nach der Heliogravüre schwer beurtheilen (Nr. 45); sie ist gegenseitig zu der bekannten großen Radirung und scheint nicht so wirkungsvoll zu sein wie jene.

Die Bildnisse aus der Zeit um 1631, die nun folgen (Nr. 48 bis 54), leiten allmählich zu jener tief in sein Leben einschneidenden Periode über, da er sich der wirkungsvollen, aber auch die plastische Rundung etwas übertreibenden Art der Modemalerei zuwandte, wie sie vornehmlich van Thomas de Keyser gepflegt wurde — bezeichnend ist dafür das Bildniß des N. Ruts von 1631 (Nr. 51) — bis sich der junge Künstler durch sein großes Bild der Anatomie des Dr. Tulp von 1632 (Nr. 55) mit einem Schlage in die vorderste Reihe der Bildnißmaler seiner Zeit schwang. Bode macht freilich darauf aufmerksam, daß dieses Bild durch eine gewisse Ungeschicklichkeit der Anordnung unserm Geschmack nicht mehr ganz entspricht: daß es auch in der treuen Wiedergabe der Persönlichkeit weniger bietet als andere ähnliche Darstellungen der Zeit; er hebt aber auch hervor, daß Rembrandt dabei in dem Bestreben, ein dramatisch bewegtes und dadurch geschlossenes Ganzes zu geben, weit über alle Meister jener Zeit hinausgegangen sei. Und in der Hauptfigur gerade, dem Dr. Tulp, sei es ihm vollständig gelungen, eine seelisch belebte, direkt zum Herzen des Beschauers sprechende Persönlichkeit zu schaffen. „Dieser (Tulp) ist vortheilhaft und lebendig, ja geradezu bedeutend aufgefaßt; die Art, wie er am Leichnam seinen Schülern demonstrirt, hat in der Bewegung der Hände wie im Ausdruck etwas außerordentlich einfaches, vornehmes, etwas so sprechendes und überzeugendes, daß kein zweiter Holländer vor oder nach Rembrandt ähnliches zu schaffen imstande war; ja Rembrandt selbst hat nur wenig Bildnisse gemalt, die darin den Tulp übertreffen."

Den Beschluß des ersten Bandes machen die zahlreichen Bildnisse, die er im Jahre 1632 nach seiner Schwester gemalt hat (Nr. 56 bis 66), worunter jedoch einige, wie Nr. 59 und 66, ein anderes Modell darstellen dürften und die bisher wohl alle, bis auf das Brera-Bild und das Stockholmer, unveröffentlicht, zum großen Theil auch unbekannt waren (als Nr. 61 ist dabei noch ein Selbstbildniß des Künstlers, das Gegenstück zu einem seiner Schwester, beigegeben) und endlich (Nr. 67 bis 71) einige vorwiegend mythologische Bilder desselben Jahres, worin er seine Schwester als Modell benutzt hat.

Der zweite Band zeigt Rembrandt als den bevorzugten Portraitmaler in Amsterdam während der Jahre 1632 bis 1634 (Nr. 72 bis 120); die Historienbilder (Nr. 120 bis 133) und Studienköpfe (Nr. 134 bis 148), die während dieser selben Zeit entstanden sind, schließen sich an. Wie Bode mit Recht vermuthet, wird das Anatomiebild die Veranlassung zu seiner Uebersiedelung nach Amsterdam geboten haben, aber auch das vom 11. Januar 1632 datirte Bildniß des Marten Looten beim Captain Holford in London (Nr. 72) wird das Seinige dazu beigetragen haben, daß er sofort dort festen Fuß faßte, denn es kann als die Blüthe der damaligen Bildnißkunst bezeichnet werden. Etwa 20 Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten, die nicht zu seinem Bekanntenkreis gehörten, sind uns aus diesem Jahr 1632 erhalten und ebensoviel auch aus den folgenden Jahren; angenommen aber kann werden, daß er die doppelte Anzahl gefertigt habe und daß diese übrige Hälfte durch Feuer, Feuchtigkeit oder Vernachlässigung zugrunde gegangen sei. Merkwürdig ist, daß trotz dieser Ueberfülle

Digitized by Google

bei dem Beschauer keine Ermüdung eintritt; jede Persönlichkeit ist eben mit voller Frische neu aufgefaßt und in ihrer besonderen Eigenart geschildert.

Soweit möglich sucht Bode die Gegenstücke von Mann und Frau zusammen zu suchen, was ihm auch in vielen Fällen in schlagender Weise zu thun gelingt und hier erst, angesichts der Abbildungen, nachgeprüft werden kann. Bekannt sind die Bildnisse der Ehepaare Pellicorne im Wallace-Museum (Nr. 9, 80), Daey bei Baron Gustav Rothschild in Paris (Nr. 107, 108), einst für 1 Million Fr. erworben, ferner des unbekannten Paares in Wien (Nr. 93, 94); dazu kommt hier das Ehepaar in besonders reicher Tracht bei Hrn. Havemeyer in New-York (Nr. 82, 83), sowie der Mennonitenprediger Alenson und seine Frau, in ganzer Figur dargestellt, bei M. H. Schneider in Paris (Nr. 109, 110), von vorzüglicher Durchführung, die an die Art der Zeit um 1630 erinnert; von Bildern, worin Ehepaare auf einer Tafel dargestellt sind, sind aus dieser Zeit nur dasjenige bei Lord Hope (Nr. 99) und der Schiffbaumeister mit seiner Frau im Buckingham-Palast (Nr. 105) bekannt. Von männlichen Bildnissen sei noch der sehr reich und frei behandelte Theologe Uyttenbogaert in Stockholm (Nr. 95) hervorgehoben, von weiblichen aber als besonders anziehend und glücklich die Nrn. 101, 113, 117 und 118. Zu diesen auf Bestellung gemalten Bildnissen ist auch dasjenige eines vornehmen Orientalen in der Sammlung Trombly zu New-York (Nr. 145) zu zählen. Der gemeinsame Grundzug aller dieser Bilder ist, wie der Text hervorhebt, das „Unrembrandt'sche" ihrer Erscheinung, da sie weit mehr an die Vortragsweise der übrigen gesuchten Bildnißmaler jener Zeit, die de Keyser, Moreelse u. s. w., erinnern, als an die Art, welche uns sonst aus Rembrandts Werken bekannt ist. Sie sind glatt, sorgfältig, bisweilen sogar hart und geleckt, weßhalb man sie bis vor kurzem überhaupt nicht für echt zu halten pflegte; aber auf die Dauer gewinnen sie doch und bekunden für den Künstler selbst fraglos einen mächtigen Fortschritt. Er mußte sich hier eben den Forderungen des Publikums fügen; in den Bildnissen dagegen, die er gleichzeitig nach seinen Angehörigen malte, offenbarte er wiederum vollständig seine Eigenart. Von den Studienköpfen hat er den einen (Nr. 136) auf der Radirung der Erweckung des Lazarus verwendet; den anderen aber (Nr. 137) mehrfach, wie z. B. im Bartsch, Nr. 315, selbständig radirt.

Unter den Figurenbildern nimmt die 1638 begonnene und zum Theil erst 1639 vollendete Passion (Nr. 124 bis 131, worunter ein paar Wiederholungen) die Hauptstelle ein. Die kleine, im Jahre 1894 für die Haager Galerie erworbene Ruhe auf der Flucht möchte ich eher in die Zeit um 1630, als wie hier angegeben, um 1634 versetzen.

Der Fortsetzung dieser monumentalen Veröffentlichung kann mit der äußersten Spannung entgegengesehen werden, da Rembrandts Entwicklung bis an seinen Tod hin das seltene Bild eines ununterbrochenen Emporsteigens bietet, so daß wir uns hier einer übermenschlichen elementaren Kraft gegenübersehen.

W. v. Seidlitz.

Eines amerikanischen Dichters Golgatha.

Von A. v. Ende (New-York).

Auch Amerika hat bereits seine Vergangenheit, seine Ruinen und Reliquien. Aber noch ist der historische Sinn im Volke zu wenig entwickelt, und pietätlos zerstört es die Wahrzeichen einer vergangenen Zeit und die Stätten, die seine großen Söhne geweiht haben, noch ehe sie zu Wallfahrtsorten geworden sind. Wo sich ein solches der Erinnerung heiliges Plätzchen erhalten hat, ist es in Privatbesitz übergegangen, und dient entweder Spekulationszwecken oder ist dem Volke verschlossen. New-York ist besonders reich an solchen Heiligenschreinen.

An einem Spätsommer-Nachmittag wanderte ich hinaus nach der Vorstadt Fordham. Ein leiser feiner Hauch lag in der Luft — ein undefinirbares Etwas, das die Seele erschauern läßt. Die Sonne schien goldig und warm, aber im Schatten fröstelte es einen. An den Ulmen hing bereits manches dürre Blatt und kündete das Nahen des Herbstes. Ich schritt eine sanft ansteigende Straße entlang. Aus einem üppigen Gewirr von Gräsern und Wegerich streckten sich mir die langen würzig duftenden Ranken der Repeta entgegen und große, herzförmige Blätter nickten im Winde. Hier mußten Veilchen geblüht haben. Die Straße machte eine Biegung. Ein paar Läden — dann zur Rechten ein uneingezäuntes, unbebautes Stück Land mit verwilderten Obstbäumen, Sträuchern und Unkraut — eine kleine Wildniß auf einem Stück untergegangener Kultur; zur Linken aber eine Reihe moderner Vorstadtwohnhäuser von etwas angeknöpft aristokratischem Ansehen. Dicht an der letzten dieser Villen, nur durch einen alten Staketenzaun getrennt, ein anderthalbstöckiges, weißes Holzhaus, dessen Giebel auf die Straße hinausgeht, unten ein Fenster mit altmodischen, verblichenen grünen Läden, oben zwei kleinere, wie Dachluken, und dazwischen die Tafel mit der Inschrift:

Edgar Allan Poe Cottage
1844—1849
E. J. Chauvet, D. D. S.

Ich setzte mich auf einen Stein in dem verwahrlosten Obstgarten und schaute hinüber. Es gibt wenige amerikanische Dichter, die ihren Namen neben den Edgar Allan Poe's zu setzen wagen dürften. Wer ist der Mann, dessen Namen unter dem des Dichters prangt? Hatte er vielleicht die Denkholztafel „gestiftet" und den Raben darüber gemalt? Seines Zeichens D. D. S., ist der Mann Zahnarzt — sollte das vielleicht eine Reklame für ihn sein? Wohnt er in einer der „Poe"-Villas, wie sie laut einem eleganten kleinen Schilde heißen? Solche und manche andere Fragen stiegen in meinem Geist auf. Was hätte der Dichter zu dieser Geschmacklosigkeit gesagt? Sieht er aus dem „lethischen Frieden der Himmel" herab auf das kleine Häuschen, auf die Veranda, von der er weit hinausblicken konnte in das Land, bis in seine weite Ferne

„. . . nahe dem trüben See von Auber
In dem Nebelreich von Weir,
Tief am düstern See von Auber
In dem Geisterwald von Weir"?

Einst war er dicht umrankt, dieser Ruheplatz des Sängers, der mit Augen, die in eine andere Welt zu schauen schienen, auf dieser Welt schritt. Nun liegt er kahl und verwahrlost im Schatten des stolzen, steifen Nachbarhauses. Einst blühten Kirschbäume in diesem Garten. Jetzt steht in der Ecke dicht beim Zaune eine alte Baumruine, vielleicht eine Trauerweide, deren lange graugrünen Zweige dem Dichter mit Geisterarmen zuwinkten, als er sein Liebstes zu Grabe trug. Vergebens suchten die blühenden Zweige eines sich eng an sie drängenden Hibiscusstrauches die kahlköpfige Blöße dieser Baumruine zu bedecken. Sie streckt ihre dürren Arme in grotesk-gespenstischer Geste gen Himmel, als wollte sie noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, gegen die Niedrigkeit, Kleinlichkeit und Bosheit, mit welcher der Dichter verfolgt wurde, eine stumme, düstere Anklage erheben. . . .

Die Sonne schien goldig und warm. Mattrosa Hundsnelken dufteten mir süß entgegen. Wie lieben sie verwahrloste Wege, verwilderte Gärten, verödete Aecker, diese schlichten, unscheinbaren Blumen. Wildes Löwenmaul glänzte

Digitized by Google

tiefgelb im Sonnenlicht. Goldenrod wehte im Winde und hier und da glühte rothes Sumachlaub. Von einem Apfelbaum scholl lautes Lachen und Scherzen. Mit unwilligem Rauschen protestirte er gegen das unsanfte Schütteln seiner Aeste, Jungamerika achtete dessen nicht, und lustig rollten die reifen, rothangehauchten Aepfel über den Boden, unter dessen Pflanzendecke allerorten der felsige Ackergrund hervorlugt. Leben — Leben — Leben überall — und mich fröstelte, wie es einen unter Gräbern fröstelt. Und wie um dem trostlosen Bilde dieses armseligen verfallenden Dichterheims den letzten düsteren Schatten aufzusetzen, ließ sich eine Krähe auf der Spitze der Baumruine nieder. Ihr mißtöniger Ruf schnitt wie eine schrille Dissonanz durch die Luft. Und doch fügte sich diese Dissonanz harmonisch in das Bild, das ich im Geiste davon trug. Denn mit einer Dissonanz begann es, in einer Dissonanz klang es aus, das Leben Edgar Allan Poe's — ein Leben voll unaufgeklärter, geheimnißvoller Widersprüche.

„Sie werden es sehr schwierig finden, mich nach gewöhnlichen Motiven zu beurtheilen", schrieb er einst einem Freunde. Er war eben eine Individualität, kein Gattungswesen. Er war durchaus nicht einzureihen in eine der streng gesonderten, sauber etikettirten Menschenklassen, welche nach anerkannten, unanfechtbaren Grundsätzen ihres Daseins Bahn durchwandeln, und einen unantastbaren Ruf hinterlassen. Er wich zu sehr von der Schablone ab, um dem Ideal des Durchschnittsamerikanerthums zu entsprechen. In der alten Welt zollt man dem Genie an und für sich Verehrung, selbst wenn es sich in einer Weise äußert, die an — Irrsinn grenzt. In der neuen Welt, dem Land der Freien und Braven, erregt alles Verdacht, was vom ausgetretenen Pfade abweicht. Die Amerikaner scheuen alles, was die breite Heerstraße konventioneller Mittelmäßigkeit verläßt; sie vermeiden Extreme und sind doch selbst aus Extremen zusammengesetzt. Gegen echte Größe von einer dickhäutigen Indifferenz, treiben sie andrerseits in ihrer Erfolganbeterei einen Personenkultus, der kaum seinesgleichen finden dürfte — so lang der Mann, welcher dem Erfolg diese Auszeichnung verdankt, nur sonst hübsch im Geleise der alltäglichen Menschheit wandelt. Sie vergessen, daß, wo viel Licht auch viel Schatten sein muß, und daß auch die größten Menschen nur — Menschen sind. Wenn man sich durch mehrere Poe-Biographien hindurchgewunden hat, ergreift einen ein Gefühl des Ekels vor dem pharisäischen Geist, der sich in den meisten breit macht. Hier mitleidiges Achselzucken, dort strenge Richtermienen — Entschuldigungen und Anklagen. Nirgends der Versuch, den Menschen als Menschen zu nehmen und sich unbekümmert um seine menschlichen Schwächen seines göttlichen Genius zu erfreuen. Für die amerikanischen Sittenrichter hat Goethe sein „Eines schickt sich nicht für Alle" umsonst gesprochen.

Edgar Allan Poe fehlten sämmtliche Vorbedingungen zu einer Karriere. Er war ein Stiefkind des Glücks. Die Verhältnisse prädestinirten ihn dazu, der erste Bohémien der amerikanischen Schriftstellerwelt zu werden; und ein Spielball, ein Opfer dieser Verhältnisse, blieb er sein Leben lang. Sein Vater war der von Bühnenfieber ergriffene Sohn des Generals David Allan Poe von Baltimore, seine Mutter, die weniger ihres Talents, als ihres liebenswürdigen Charakters wegen hochgeschätzte Schauspielerin Elizabeth Arnold. Wie ein echtes Schauspielerkind „on the road", das heißt mitten in der Saison, in Boston, wo die Eltern gerade spielten, geboren, früh verwaist und von der kinderlosen Gattin des reichen Baltimorer Kaufmanns Allan adoptirt, der für seine Individualität nicht das geringste Verständniß hatte und mit dem außerordentlich intelligenten Pflegesohn nur prahlte, entwickelte der Knabe, der von der Mutter ein empfindsames Gemüth und ein leidenschaftliches Temperament, vom Vater einen unbändigen Stolz und eine ungezügelte Phantasie geerbt hatte, eine krankhafte Frühreife des Denkens und Empfindens. Er fühlte sich als Fremdling im Hause der Pflegeeltern, deren Reichthum ihm den Mangel echter Liebe nicht ersetzen konnte. Die einzige glückliche Zeit seiner Jugend war sein Aufenthalt in Manor House School, in Stoke Newington, wo er während des Aufenthalts der Allans in England Pensionär war.

In einer Privatakademie in Richmond und an der Universität von Virginien setzte er seine Studien fort und eignete sich eine gründliche klassische Bildung und sonst vielseitiges Wissen an. Aber sein Herz ging leer aus; und als ihm die Mutter eines seiner Mitschüler sympathisch, theilnahmsvoll entgegenkam, wandte sich der Quell überströmender Empfindung ihr zu — eine Jünglingsliebe voll Ehrfurcht und unbewußter Leidenschaft. Ihr Tod warf einen neuen Schatten auf seine Jugend, vielleicht auf sein ganzes Leben. Denn den Nachtwachen an ihrem Grabe entsprang vielleicht der Hang zu mystischen Grübeleien und Träumen über Diesseits und Jenseits, denen man in seinen Dichtungen häufig begegnet. Sie war ursprünglich die Lenore des „Raben". Immer scheuer, immer mehr in sich gekehrt, von der Wirklichkeit abgestoßen, spähte er mit seinen Feueraugen wie in eine andere fremde Welt — und die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit that sich vor ihm auf. Unter dem Druck der militärischen Disciplin von West-Point, in der nüchternen Atmosphäre des Comptoirs seines Pflegevaters, die wie Blei auf seinen Nerven lastete, wurde diese Kluft nur noch weiter. Als es nach dem Tode seiner Pflegemutter zu einem Bruch kam, fand sich der am Anfang der Zwanziger stehende Dichter plötzlich ohne jeden Halt, auf den Ertrag seiner Feder angewiesen.

Mit angeborenen und anerzogenen aristokratischen Lebensbedürfnissen, mit den höchsten Idealen von Ehrlichkeit, Ritterlichkeit und Ueberzeugungstreue, mit einer krankhaften, vor dem rücksichtslosen Konkurrenzkampf zurückschreckenden Empfindlichkeit trat er in die literarische Arena ein, auf der schon so mancher von Natur und Schicksal begünstigte Kämpfer ermattet niedersank. Er hatte nicht das Zeug dazu, zu kommen, zu sehen und zu siegen. Der mit einem Arsenal von exaktem Wissen, mit einer seltenen Urtheilsschärfe und einer hinreißenden Beredsamkeit ausgerüstete Schriftsteller war im praktischen Leben ein Kind, ein Träumer. Wie sich seine Laufbahn gestaltet hätte, wenn er sich nicht von allem Anfang an durch seine unnachsichtige Kritik der Mittelmäßigkeit eine ganze Schaar von Feinden gemacht hätte, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Unleugbar ist die Thatsache, daß die persönliche Gegnerschaft eines Mannes von der giftigen Gehässigkeit des Rev. R. W. Griswold, der fernerzeit als Herausgeber von „Poets and Poetry of Amerika" eine gewisse Autorität ausübte, ihm schon bei Lebzeiten unberechenbaren Schaden zufügte, von der skandalösen, von haarsträubenden Entstellungen strotzenden Biographie, in welcher Griswold den Dichter nach dem Tode verleumdete, abgesehen. Es wird dieses Kapitel der amerikanischen Literatur für ewige Zeiten ein unerquickliches bleiben. Das abschreckende Bild menschlicher Verkommenheit, welches Griswold von Poe entwarf, prägte sich trotz aller Gegenzeugnisse der damaligen Generation unauslöschlich ein und die Umrisse dieser Karikatur lassen sich bis auf den heutigen Tag und nahezu in jeder Literaturgeschichte verfolgen.

Seine phantastischen Erzählungen öffneten ihm die Spalten der damals in Richmond erscheinenden „Literary Messenger", und dessen Redakteur William A. Jones blieb zeitlebens sein Freund. Als Griswolds Verleumdungen in Kurs kamen, erhoben die Freunde, die er sich seither in

seinem Beruf gemacht hatte, Männer, die mit ihm an einem Pult gearbeitet hatten, George R. Graham von „Grahams Magazine“ in Philadelphia, N. P. Willis vom „Daily Mirror“ und Gründer des noch jetzt existirenden „Home Journal“ und Andere ihre Stimme und schilderten Poe als einen Ritter ohne Furcht und Tadel, einen grüblerischen einfachen Gelehrten, bescheiden in seinen persönlichen Ansprüchen, pünktlich, fleißig und gewissenhaft in seiner Arbeit und von strupulöser Ehrenhaftigkeit in allen geschäftlichen Transaktionen. Gegen diejenigen, welche ihm näher traten, von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, war er, sobald er das Reich der Kritik betrat, ein unnachsichtiger Richter. „Die Literatur war ihm eine Religion, und er, als Hoheprieſter, jagte die Wucherer mit Skarpionengeißeln aus dem Tempel.“ Darin mag der Schlüssel liegen zu den geradezu beispiellosen Verleumdungen, welche sich in seiner Heimath an seine Fersen hefteten und einen französischen Schriftsteller nach Poe's Tode zu der Frage veranlaßten: „Il n'existe donc pas en Amérique d'ordonnance qui interdit aux chiens l'entrée des cimetières?“

Baltimore, New-York, Philadelphia und wieder New-York waren die Städte, in welchen Poe nach seinem ersten literarischen Debut in Richmond lebte, arbeitete und litt. Fordham, damals ein Dörfchen nördlich von New-York, sollte sein Golgatha werden. Zehn Jahre vorher hatte er sich mit seiner damals noch im Kindesalter stehenden Cousine Virginia Clemm verheirathet. Aus Rücksicht auf deren Gesundheit, vielleicht auch aus Sparsamkeit, ließ er sich im Frühjahr 1846 in dem Häuschen an der Kingsbridge Road nieder. Er war äußerst dürftig eingerichtet. Unten im Wohnzimmer nichts als vier Stühle und einige Büchergestelle, in der Küche nur ein Ofen, Tisch und Stuhl; oben in des Dichters Arbeitszimmer deßgleichen; in der kleinen Schlafkammer daneben das Lager Virginia's. Aber die peinlichste Sauberkeit und Ordnung herrschte in dem ärmlichen Dichterheim, und die Kirschbäume standen in Blüthe, und Reseda und Heliotrop dufteten in wohlgepflegten Beeten. Eine herrliche Aussicht bot sich von der damals noch freien seligen Anhöhe: die High Bridge, der Aquädukt, die im nebelumschleierten Thal daliegende Stadt, und jenseits vom ästlichen Harlem ein Streifchen Meer. Allein Noth, Sorge und Kummer um das geliebte Weib lähmten den Flug seines Geistes — in dieser Zeit war es, da Poe von Wahnvorstellungen gequält, den Verstand zu verlieren glaubte. Das Gerücht von dem Elend in dem Poe'schen Haushalt, dem die Mutter Virginia's mit einer an das Wunderbare grenzenden Umsicht vorstand, drang zu den Ohren einer Verehrerin des Dichters. Sie schilderte jene Scene im Wohnzimmer, die sich mit schmerzlicher Genauigkeit dem Gedächtniß einprägt: das überirdisch schöne, junge Weib auf einem mit schneeweißen Laken bedeckten Strohlager, als Bettdecke Poe's Ueberzieher, auf der Brust eine große, graue Katze, während Gatte und Mutter ihre Hände und Füße zu wärmen suchten.

Im Januar 1847 starb Virginia. Wochenlang war des Dichters Geist getrübt. Wie nach dem Tode seiner ersten „Lenore“ ergab er sich nun metaphysischen Träumen und balancirte beständig auf der Grenze zwischen Wirklichem und Unwirklichem, Sinnlichem und Uebersinnlichem.

„Was wir seh'n und scheinen,
Ist nur ein Traum im Traume.“

sang er und suchte ein „Eldorado“ über den Bergen des Mondes, im Thale der Schatten, ein „Traumland“ jenseits von Raum und Zeit. Im Herbst des Jahres weihte er dem Andenken seines Weibes „Alalume“, jenes Gedicht voll zarter mystischer Symbolistik, jene erhabene Threnodie, deren Wortwohlklang nicht erst in Musik gesetzt zu werden brancht. Dann stürzte er sich mit fieberhaftem Eifer in seine Arbeit — es galt sein philosophisches Glaubensbekenntniß „Eureka“ zu vollenden. Mrs. Clemm blieb nach wie vor sein treuer Schutzgeist. An der nun über 60jährigen Frau hatte der im Innern zerrissene unglückliche Dichter einen Halt. In überströmender Dankbarkeit widmet er ihr das Sonett „An meine Mutter“:

„Mir ist, als könnten in dem Reich der Seelen
Die Engel selbst, die himmlischen Gestalten,
Die leise flüsternd sel'ge Zwiesprach halten
Kein schön'res, innigeres Wort erwählen,
Als Mutter, jenes Wort, das ich erkoren
Schon längst für dich, die mir so viel gegeben,
Die ausgefüllt mein ganzes Herzensleben,
Seitdem mein Lieb ich durch den Tod verloren.
Denn meine Mutter, allzu früh gestorben,
War meine nur, du aber bist die Mutter
Von ihr, die meine Liebe einst umworben —
Und wie mein Weib das Theuerste mir gewesen,
So bist du theurer mir als meine Mutter,
Als meine Seele, als mein ganzes Wesen.“

Poe verließ Fordham im Frühjahr 1849, um in Richmond Vorträge zu halten, durch deren Ertrag er eine eigene belletristische Zeitschrift zu gründen beabsichtigte. Ermuthigt durch den Erfolg, wollte er nach New-York zurückkehren, um seine Angelegenheiten zu ordnen, Mrs. Clemm zu holen und dann nach Richmond zu übersiedeln. Vor der Abreise nach dem Norden klagte er über Unwohlsein; in Baltimore stieg er aus und einige Stunden später fand man ihn bewußtlos auf der Straße. In ein Hospital gebracht, konstatirte der Arzt Gehirnentzündung. Ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, starb er. Aus diesem plötzlichen Abschluß seines Lebens wurde weidlich Kapital geschlagen; der Dichter des „Raben“ sollte dem delirium tremens erlegen sein. Als sollte Poe noch über seinen Tod hinaus das Opfer einer wohlorganisirten Kabale oder der denkbar ungünstigsten Zufälle sein, wurde vor Jahren in New-York, als der ihn damals behandelnde Arzt bei der Enthüllung des Poe-Denkmals eine Ansprache halten sollte, diese Nummer in letzter Stunde vom Programm gestrichen! —

Er hatte immer eine Doppelexistenz geführt, am Rande des Abgrunds zwischen Wirklichem und Unwirklichem geschwebt. Als widerstrebte es seiner feinfühligen Natur, sein Leben der Menge, die ihn doch nicht verstand, preiszugeben, liebte er es, den Schleier des Geheimnisses darüber zu breiten. Kaum ein halbes Jahrhundert ist seit seinem Tode vergangen, und keine zwei Biographien von ihm enthalten übereinstimmende Daten. Ja selbst die Tafel an dem Hause in Fordham enthält einen Fehler — 1844 — während er erst 2 Jahre später dahin zog. Als wollte das Schicksal jede Spur, welche an seine irdische Laufbahn erinnerte, austilgen, steht von den Häusern, in denen sich dieser weltfremde Geist aufgehalten hatte, nur die Stätte seines tiefsten Leids, das Haus, wo Virginia starb. Er aber, dessen Wahn auf Erden niemals Frieden fand, hat längst das „Traumland“ erreicht, das er einst auf „Pfaden trüb und einsam“ gesucht —

„Jenes Land, das seltsam weit
Jenseits liegt von Raum und Zeit.“

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Der gestirnte Himmel im Monat April.** Um die Mitte des Monats, gegen 10 Uhr abends, steht die Milchstraße tief am nordwestlichen Horizont und ist dort nur in besonders dunklen Nächten zu bemerken. Die Sternbilder des

Digitized by Google

Stiers, des Orion und des Großen Hundes sind im Untergang begriffen; die Zwillinge, der Kleine Hund und der Krebs stehen schon sehr tief. Nur wenig nördlich vom Zenith steht das Sternbild des Großen Bären, während im Süden die Sternbilder des Löwen (mit dem hellen Stern Regulus) und der Jungfrau (mit dem Stern 1. Größe Spica) ihre größte Höhe erreicht haben.

Ebenfalls hoch am Himmel stehen im Südosten die Sternbilder des Bootes (mit dem Stern 1. Größe Arcturus) und der Nördlichen Krone, noch etwas tiefer im Osten die Schlange und im Nordosten die Sternbilder des Herkules, der Leier (mit dem hellen Stern Wega) und des Schwans (mit dem Stern 1. Größe Deneb).

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (20 Mill. Meilen); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um 148,000 Meilen zu, der scheinbare Halbmesser der Sonne sinkt dementsprechend von 15′ 59.7″ auf 15′ 52.0″. Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang		Untergang	
1.	5 h 56 m	morgens	6 h 41 m	abends
8.	5 42	„	6 51	„
15.	5 28	„	7 2	„
22.	5 15	„	7 12	„
30.	5 1	„	7 22	„

Im Monat April nimmt daher die Tageslänge abermals um 1 Stunde 36 Minuten zu, sie beträgt am Ende des Monats bereits 14 Stunden 21 Minuten.

Die Phasen des Mondes im Monat April sind folgende:

6. April	10 h abends	Vollmond
9. „	11 abends	Erdnähe
13. „	3 nachm.	Letztes Viertel
20. „	11 nachts	Neumond
25. „	8 abends	Erdferne
29. „	3 früh	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind:

April	Aufgang		Untergang	
1.	12 h 42 m	mittags	3 h 18 m	früh
8.	9 35	abends	5 49	früh
15.	2 55	früh	1 5	mittags
22.	5 24	früh	9 25	abends
30.	12 45	mittags	2 4	früh.

Am 10. April wird der helle Stern Antares im Skorpion vom Monde bedeckt.

Merkur steht als Abendstern im Sternbild des Widders, wo er am 21. April zunächst stationär, dann rückläufig wird. Seine Entfernung von der Erde wird rapid kleiner, sie beträgt am Anfang des Monats 22.6, am Ende desselben nur noch 11.4 Mill. Meilen; dementsprechend wächst der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe von 15.8″ auf 31.2″. Am 10. April erreicht Merkur seine größte nördliche heliozentrische Breite, am 11. April seine größte östliche Elongation mit 19° 34′; für dieses Jahr seinen größten Abstand von der Sonne. Da er an diesem Tage nahezu 2 Stunden nach der Sonne untergeht und gleichzeitig der uns zugekehrte Theil seiner Scheibe nach zur Hälfte beleuchtet ist, sind die Sichtbarkeitsverhältnisse des Planeten um die angegebene Zeit ungewöhnlich günstige. Im letzten Drittel des Monats nähert sich Merkur wieder rasch der Sonne und verschwindet gegen das Ende des Monats in den Strahlen derselben.

Venus geht rechtläufig vom Sternbild der Fische in das des Stiers. Ihr Abstand von der Erde beträgt am 1. April 33.9, am 30. April 32.4 Mill. Meilen; der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe wächst innerhalb der gleichen Zeit von 10.0″ auf 11.0″. Venus geht am Anfang des Monats fast um 1 Stunde, am Schluß desselben um 1¾ Stunden nach der Sonne unter und da ihre Scheibe nahezu voll beleuchtet ist, wird sie während des ganzen Monats als schön glänzender Abendstern am westlichen Himmel sichtbar sein. Am 18. April steht Venus abermals in Konjunktion mit Merkur, wobei der Abstand beider Planeten nur 3° beträgt (Merkur steht nördlich), bei klarem Himmel wird dieses Zusammentreffen der beiden unteren Planeten einen schönen Anblick bieten. Am 22. April steht Venus in Konjunktion mit dem Monde, am 24. April passirt sie den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn.

Mars geht in rechtläufiger Bewegung vom Wassermann zu den Fischen und nähert sich dabei der Erde um 2 Mill. Meilen, hat aber am Schluß des Monats immer noch über 40 Mill. Meilen Abstand. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 4.5″. Am 22. April kommt Mars in Konjunktion mit dem Monde, am 30. April in größte Nähe zur Sonne. Mars geht durchschnittlich 1¼ Stunden vor der Sonne auf, ist daher unter günstigen Umständen in der Morgendämmerung am östlichen Himmel auf kurze Zeit sichtbar.

Jupiter ist noch immer im Sternbild der Jungfrau in langsamer rückläufiger Bewegung begriffen. Obwohl seine Entfernung von der Erde im Laufe des Monats von 90.6 auf 93.6 Mill. Meilen anwächst und sein scheinbarer Durchmesser von 40.8″ auf 39.4″ heradgeht, ist der letztere doch immer noch groß genug, um Jupiter als weitaus hellsten Stern am nächtlichen Himmel ergänzen zu lassen. Jupiter geht den ganzen Monat hindurch schon vor Sonnenuntergang auf, ist also (sammt seinen vier äußeren Monden) die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 6. April kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn steht nach wie vor bei ganz geringer rückläufiger Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers, nähert sich aber beständig der Erde. Sein Abstand beträgt am Anfang des Monats 192 Mill. Meilen, am Ende desselben 185 Mill. Meilen, sein scheinbarer Durchmesser mißt durchschnittlich 16.5″. Saturn geht um die Mitte des Monats um 11 Uhr abends auf und ist am südöstlichen Himmel als ziemlich heller, mit mattgelbem Lichte leuchtender Stern sichtbar. Die große Achse seines elliptischen Ringes mißt im Mittel 40.6″, die kleine Achse 18.1″. Am 10. April steht Saturn in Konjunktion mit dem Monde.

Kometen. Der in der Nacht des 1. Januar von Mr. Perrine mit dem 36-Zöller der Lickternwarte aufgefundene und auch in den beiden folgenden Nächten noch dort beobachtete Winnecke'sche Komet konnte wegen seiner großen Lichtschwäche unsres Wissens anderweitig bisher nicht gesehen werden. Dagegen konnte der ebenfalls von Mr. Perrine am 19. März d. J. entdeckte neue Komet, der sich durch große Helligkeit auszeichnet, schon allenthalben beobachtet werden, so daß Dr. Ristenpart in Kiel bereits genäherte Bahnelemente für denselben abzuleiten vermochte. Der Komet ist hienach am 19. März früh (im Abstand von 1.10 Erdbahnradien) durch das Perihel gegangen und entfernt sich seitdem wieder von unserm Sonnensystem. Die Neigung seiner Bahnebene erreicht den erheblichen Betrag von fast 73°.

Der neuentdeckte Komet besitzt auch gegenwärtig noch die Helligkeit eines Sterns 6.5. bis 7. Größe, und da seine tägliche Bewegung in Deklination rund + 1° beträgt,[1]) wird sein Tagbogen immer größer, sein Aufgang demgemäß immer früher stattfinden; von der Mitte des Monats April ab dürfte er zirkumpolar werden, d. h. überhaupt nicht mehr untergehen. Der infolge seines etwa 1° langen, nach Nordwesten gerichteten Schweifes schon mit einem gewöhnlichen Opernglas leicht erkennbare Komet wird also für die nächste Zeit ein interessantes Beobachtungsobjekt am Himmel bilden.

Die auf den Aequator bezogenen Koordinaten des Kometen sind für die erste Woche des Monats April, auf die mittlere Mitternacht des beigesetzten Tages (also den Anfang des bürgerlichen Tages) bezogen, die folgenden:

April	Rektascension	Deklination	Aufgang in München
1.	22 h 3 m	+ 28° 25′	1 h 0 m nachts
3.	22 12	30 22	12 45 „
5.	22 20	32 16	12 30 „
7.	22 29	34 8	12 15 „

Am 20. April passirt die Erde die Bahn eines Sternschnuppenschwarms, der vom Sternbild der Leier auszustrahlen scheint und deßhalb den Namen Lyraiden führt; es werden

---

[1]) Nicht, wie in Nr. 65 dieser Beilage infolge eines Versehens gemeldet wurde, — 1°.

Digitized by Google

demnach in klaren, mondfreien Nächten vor und nach dem angegebenen Datum zahlreichere Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Radiations- (Ausstrahlungs-) Punkt in der Nähe des hellen Sterns Wega (α Lyrae) liegt.

U. Pro Pergama. Vortrag, gehalten in der Berliner archäologischen Gesellschaft am 9. Dez. 1897 von Alexander Conze. Berlin, Reimer 1898. Der Generalsekretär des „Archäologischen Instituts" gibt in diesem Vortrag eine zusammenfassende Schilderung von dem stolzen Königssitze der pergamenischen Herrscher, der in seinen wichtigsten Anlagen durch deutsche Ausgrabungs- und Forschungsthätigkeit der Wissenschaft und der gebildeten Welt wiedergewonnen ist. Von dem umfassenden, durch die Verwaltung der kgl. Museen in Berlin herausgegebenen Werke über die Alterthümer von Pergamon sind bisher vier Bände erschienen, über die die „Beilage" seinerzeit zu berichten nicht verfehlt hat. Diese große Publikation könnte die Vorstellung erwecken und hat es in der That gethan, daß alles, was auf dem Boden von Pergamon zu erreichen ist, bereits geleistet sei. Die Hauptabsicht des Vortrags ist nun, nachzuweisen, daß dem nicht so ist. Zwar kann es nicht das Ziel sein, die am Fuße des mächtigen Burghügels unter der heutigen türkischen Stadt liegende Neustadt, die im wesentlichen aus römischer Zeit stammt, systematisch wieder aufzudecken; vielmehr genügt hier eine Kontrole der zufälligen Funde. Wohl aber bietet der Burgberg selbst, der die alte hellenistische Stadt trägt, noch wichtige Aufgaben, deren Lösung erst das Bild der Attalidenresidenz zu einem vollständigen machen wird. Conze bezeichnet vier Punkte, an denen die neue Ausgrabungsthätigkeit einzusetzen hätte. Es sind das ein hellenistisches Bauwerk östlich vom Aufgange zur Hochburg, ein römisches Gymnasion, das auf älteren Unterbauten ruht, eine Terrasse, auf der ein Architrav mit Weihinschrift an Demeter gefunden wurde, und endlich, als das wichtigste, die alte Hauptstraße der Königsstadt. Ein von Conze im vorigen Herbst gemachter zufälliger Fund, eine Reliefplatte mit einer Tänzerin, hat von neuem gezeigt, daß man auch weiterhin darauf rechnen kann, kostbare Skulpturreste in späteren Anlagen verbaut zu finden. Vor allem aber kommt es an auf das von den Deutschen zuerst durchgeführte, von den anderen ausgrabenden Nationen leider nicht immer befolgte Prinzip, an so wichtigen Punkten nicht bloß gewissermaßen den Rahm abzuschöpfen, sondern die Untersuchung systematisch und vollständig durchzuführen, um ein abgeschlossenes Gesammtbild zu gewinnen. Denn nur so kann die Archäologie ihre Aufgabe voll erfüllen, der Geschichte der menschlichen Kultur neue Kenntnisse zuzuführen. Der Vortragende weist zum Schlusse darauf hin, daß an den Stellen, die der Lage der Sache nach die nächsten sind zur Vollendung des in Pergamon Begonnenen, die gleiche Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser Aufgabe herrscht wie bei ihm selbst. Die Berliner Akademie hat soeben einen Schritt weiter zu dem gesteckten Ziele gethan, indem sie die Mittel zu einer genauen kartographischen Aufnahme der Stadt Pergamon und ihrer Umgebung bewilligt hat.

* Die Gräberfunde von Vevey. Bei den Arbeiten zum Bau eines Boulevards in Vevey sind, wie die „Allgem. Schweizer Zeitung" berichtet, eine ganze Anzahl alter Grabstätten gefunden worden. Die erste Nachricht redete von einer Nekropole aus der römischen Zeit Helvetiens. Seitdem wurde durch weitere Funde das Material stark vermehrt. Nach den sorgfältigen Untersuchungen des durch seine Arbeiten in Chillon bestens empfohlenen Architekten Albert Naef, der nicht weniger als 20 vollständig erhaltene und von den Arbeitern sorgfältig bloßgelegte Gräber untersucht hat, handelt es sich aber vielmehr um einen Bestattungsort aus dem 3. oder dem 2. Jahrhundert v. Chr., also aus der vorrömischen Zeit Helvetiens. Man fand in den Gräbern allerlei Beigaben, die darauf schließen lassen, daß die Leichen jeweilen bekleidet in den Sarg gelegt wurden. Auch die unerkennbaren Spuren dieser Holzsärge haben sich vorgefunden. Jene Funde sind Bronzeschnallen und Haften, bronzene Gürtelketten, Armbänder und Knöchelringe aus Glas, Bronzearmbänder mit Bernstein- und Glasperlen u. s. f. Die Lage dieser Schmuckgegenstände und der Haften am Leichnam gestattet eine annähernde Rekonstruktion der Tracht helvetischer Frauen. Auch zwei Grabstätten von Kriegern hat man gefunden, die sammt ihrer vollen Waffenausrüstung in den Sarg gelegt wurden sind. Leider haben die Schwerter vom Rost sehr gelitten. Sie, sowie auch eine vortrefflich gearbeitete Lanzenspitze geben genau den Typus der älteren La Tène-Periode wieder, der durch Fundstücke aus den Gräbern von Champagny und aus dem Kanton Bern bekannt geworden ist. Besondere Wichtigkeit legen die Fachleute dem Fund einer massaliotischen Silbermünze bei, die eine der hier bestatteten Frauen in der Hand hielt. Das kleine Geldstück zeigt auf der einen Seite ein Bild der Diana, auf der andern ein Rad und in Buchstaben die häufig vorkommende Abkürzung MA. Der Werth der Münze ist gering, mehr Bedeutung besitzt sie durch den Fundort und durch die Schlüsse, die sich daran knüpfen lassen. Aehnliche Funde massaliotischer Geldstücke und der so charakteristischen Glasringe wurden auch in Bremgarten (Bern) und in Horgen (Zürich) schon gemacht; man wird kaum allzu weit gehen, wenn man sie auffaßt als Zeichen von der politischen Bedeutung Massilias in vorcäsarischer Zeit, von seinen Handelsverbindungen, ja vielleicht sogar von seinem religiösen Einfluß auf die gallischen Stämme. Es erscheint keineswegs unmöglich, daß auch die gläsernen Armbänder und die Glasperlen mit ihren leuchtenden Farben importierte massaliotische Fabrikate sind. Der Konservator des Landesmuseums Ulrich und J. Mayor vom Musée Fol in Genf huldigen dieser Ansicht. Albert Naef, der den Waadtländer Blättern über diese Funde eingehend berichtet, theilt bei dieser Gelegenheit auch mit, an was für Anzeichen man in jener Gegend jeweilen ein Grab erkennt. Der Boden, über den der künftige Boulevard von Vevey führen wird, ist ein mit dünner Humusschicht bedeckter Kiesboden. Die Gräber liegen 1 m 40 cm bis 1 m 60 cm unter der Oberfläche. Wo sich beim Abheben der Humusdecke eine humusgefüllte Vertiefung im Kies zeigt, herrührend vom Einsinken des Sarges, da liegt ein Grab und der Arbeiter weiß, daß er den Vorgesetzten zu rufen hat, der mit leichter Mühe unter Anwendung der erforderlichen Behutsamkeit das Skelett und alle Beigaben bloßlegen kann.

* Ueber die diesjährigen arktischen Reiseunternehmungen bringen „Petermanns Mittheilungen" eine Zusammenstellung. Ihr zufolge scheint eine außerordentlich rege Betheiligung an diesen Unternehmungen in Aussicht zu stehen. Außer der Andreeschen Expedition, über welche Nachrichten vor Rückkehr der Theanthierjäger aus Spitzbergen kaum zu erwarten sein dürften, sind allerdings keine Expeditionen mehr unterwegs, aber gesichert ist die Abfahrt von vier Expeditionen. Der schwedische Geologe Nathorst hat, wie schon erwähnt, die Erforschung des Meerestheils zwischen Spitzbergen und Franz Joseph-Land sich zum Ziel genommen. Der dänische Lieutenant Ambruy wird die Vorexpedition nach Ostgrönland führen, um die größere 1900 auszusendende Expedition zur Erforschung der noch unbekannten Küstenstrecke zwischen König Oskar-Hafen und dem Scoresby-Sund vorzubereiten. Der amerikanische Ingenieur Peary kehrt nach dem nördlichen Theil von Westgrönland zurück, um die Nordküste von Grönland festzustellen und dann etappenweise nach dem Nordpol vorzudringen. Wie im Jahr 1883 Grenley, so will auch Peary die Brücken hinter sich abbrechen, indem er sein Expeditionsschiff „Windward", welches bekanntlich die Jackson'sche Expedition nach Franz-Joseph-Land gebracht und wiederholt frisch verproviantirt hatte und welches von seinem Besitzer Harmsworth zu diesem Zweck Peary zur Verfügung gestellt worden ist, vom Sherard Osborne Fjord zurücksenden wird. Von der Grenly'schen Ueberwinterung in Grinnel-Land unterscheidet sich Peary's Plan insofern vortheilhaft, als selbst im Falle, daß spätere Verproviantirungs-Expeditionen das Winterquartier nicht erreichen sollten, ein sicherer Rückzug über das Landeis nach der Melville-Bai offensteht. Auch der norwegische Kapitän Sverdrup, der Theilnehmer an der Nansen'schen Expedition, will mit der umgebauten und dadurch seetüchtiger gewordenen „Fram" die nördliche Küste von Westgrönland zum Ziel nehmen, aber weniger in der Absicht, den Nordpol zu erreichen, als die Erforschung des Meeres im Norden von Grönland und Grinnel-Land zu verfolgen.

Digitized by Google

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 24. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Landolt las über die Vorgänge bei einigen langsam verlaufenden chemischen Reaktionen. Es wurde die Ursache der Verzögerung der Reaktionen zwischen 1. Chloralhydrat und Natriumcarbonat, 2. Jodsäure und schwefliger Säure, 3. Natriumthiosulfat und Chlorwasserstoffsäure erörtert. — Die Akademie hat den Professor der Anatomie an der Universität Edinburg Sir William Turner zum korrespondirenden Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt.

* Vom 13. bis 16. April wird zu Wiesbaden unter dem Vorsitz des Hr. Geh. Sanitätsraths Prof. Dr. Moritz Schmidt der 16. Kongreß für innere Medizin tagen. Als schon länger vorbereitete Verhandlungsgegenstände stehen auf dem Programm: Ueber den medizinisch-klinischen Unterricht (Referenten die HH. v. Ziemssen-München und v. Jaksch-Prag); über den gegenwärtigen Stand der Behandlung des Diabetes mellitus (Vortrag des Hrn. Leo-Bonn); über intestinale Autointoxikationen und Darm-Antisepsis (Referenten die HH. Müller-Marburg und Brieger-Berlin). Außerdem ist eine beträchtliche Anzahl von Einzelvorträgen angemeldet. — Mit dem Kongreß ist in einem Nebenraum des Sitzungssaales eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w., soweit sie für die innere Medizin Interesse haben, verbunden. Anmeldungen für dieselbe sind an Sanitätsrath Dr. Emil Pfeiffer (Wiesbaden, Parkstraße 9b) zu richten.

* Wie die „Italie" unter der Ueberschrift „Othello's wahre Geschichte" meldet, hat man in einem Kloster in Venedig soeben eine Handschrift aus dem Jahre 1542 aufgefunden, die tägliche Aufzeichnungen des Botschafters von Candia bei der venetianischen Republik enthält. Darin findet sich die Laufbahn Othello's erzählt, welchen der Verfasser dieser Aufzeichnungen persönlich kannte. Er schildert Othello's Ankunft in Venedig, seine Ehe, seine kriegerischen Thaten, sein Ende. Nach seiner Versicherung hat Desdemona ihren Gatten lange überlebt. — Einige Zweifel an der Echtheit des benutzten Manuskripts sind vorläufig wohl erlaubt.

* **Bonn.** Der Lehrer der Botanik an der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, Prof. Dr. Körnicke, trat nach 31jähriger Wirksamkeit heute in den Ruhestand. Der Kaiser verlieh ihm den Charakter als Geheimer Regierungsrath. Zum Nachfolger wurde der Privatdozent an der Universität Bonn, Prof. Dr. Fritz Noll, ernannt, der schon seit mehreren Jahren als Hülfslehrer an der Akademie wirkt. Dr. Körnicke sind die Abhaltung von Demonstrationen für die Studirenden der Akademie in dem ökonomisch-botanischen Garten und die Verwaltung dieses Gartens auch fernerhin vorbehalten.

* **Braunschweig.** Professor A. Bantlin von der kgl. Baugewerkschule in Stuttgart ist an Stelle des ausscheidenden Prof. Th. Mente zum Professor an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der allgemeinen Geschichte und Direktor des historischen Seminars an der Wiener Universität, Hofrath Dr. Max Büdinger, feierte am 1. April seinen 70. Geburtstag. Von Seite seiner Kollegen und Schüler wurden ihm aus dem In- und Auslande Kundgebungen ehrendster und herzlichster Art zutheil, darunter nach Hunderten zählende telegraphische und briefliche Glückwunschkundgebungen aus nah und fern, unter anderem auch seitens der Universitäten Marburg und Zürich, an welch letzterer der bekannte Historiker vor seiner Berufung nach Wien gewirkt hat. Von einer, die Historiker der österreichischen Universitäten vertretenden Deputation wurde ihm neben einer künstlerisch ausgestatteten Adresse seine Büste überreicht. — An der Universität Czernawitz übernimmt der bisherige außerordentliche Professor Dr. Wahle den ordentlichen Lehrstuhl der Philosophie. — Dr. Cori, Privatdozent an der deutschen Universität Prag, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden. — Infolge Ernennung zum Statthalter von Galizien tritt der bisherige ordentliche Professor des römischen Rechts Dr. Graf Pininski aus dem Lehrkörper der Universität Lemberg aus. — Der Dermatologe Professor Lukasiewicz, welcher von Innsbruck nach Lemberg berufen wurde, übernimmt mit 1. April d. J. die Leitung der dermatologischen Klinik an der medizinischen Fakultät in Lemberg.

* **Freiburg** (Schweiz). Außer der schon erwähnten Berufung des bisherigen Wiener Privatdozenten Dr. Ferd. Detter auf den Lehrstuhl für Germanistik an der Akademie ernannte der Staatsrath folgende neue Professoren: Dr. Julius Jnthener, bisher Privatdozent in Prag, für klassische Philologie; Dr. Gust. Ruhland, bisher in München, für Nationalökonomie; Dr. Adolf Lenz, Privatdozent in Wien, für Strafrecht und Zivilprozeß; endlich Dr. Adolf Zycha für deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte.

* **Paris.** Die „Pariser Geographische Gesellschaft" hat in ihrer letzten Sitzung nach Kenntnißnahme eines Berichts des Barons Nardenskiöld beschlossen, den schwedischen Reisenden Stelhn mit der Ausrüstung einer Expedition zur Aufsuchung Andree's zu betrauen. Stelhn wird sich nach dem östlichen Sibirien begeben, da sich in diesem Sommer nach den anderen Gegenden um den Pol andere Reisende auf den Weg machen werden.

* **Brüssel,** 31. März. Nach einem soeben veröffentlichten Telegramm ist der Dampfer „Belgica" mit der belgischen Südpolexpedition unter Führung des Lieutenants Gerlache an Bord in der Beagle-Meerenge gescheitert. Die Bemannung wurde gerettet und der Dampfer wieder flott gemacht. Die Expedition erleidet indessen hierdurch eine erhebliche Verzögerung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kosmodike. Zeitung für den internationalen Rechtsverkehr. Herausgegeben von Alexander v. Herder. 1. Jahrgang. Nr. 3. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1898. — Zeitschrift für praktische Geologie. Hggb. von Max Krahmann. Jahrg. 1898. Heft 3. Berlin, Julius Speinger. — August v. Cohausen: Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters. Hggb. von Max Jähns. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1898. — Dr. jur. Theodor Franz: Themistokles und die attische Marine. (Eine Flottenfrage im Alterthum.) Mannheim, F. Remnich 1898. — L. A. Hauff: Russisch-deutsche Handels-Korrespondenz. Zum praktischen Gebrauch für Deutsche und Russen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — A. Hartlebens Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 5. Jahrgang 1898, bearb. von Prof. Dr. Fr. Umlauft. Ebd. — A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde 1898. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Savonarola im Lichte der neuesten Literatur. — Spiritismus und Hypnotismus (II). — Apologetik und Naturphilosophie. — Wirthschaftspolitisches. — Das Martyrium des hl. Ignatius, Bischofs von Antiochia. — Zeitläufe. Das Flottengesetz und die Folgen. — Der Tiroler Freiheitskampf. [5443]

Tauchnitz Edition.
March 30, 1898.
The King
with two Faces.
A new Novel.
By (5458)
M. E. Coleridge.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), Berlin W. 9.
Beiträge
zur
Deutschen
Culturgeschichte
von
Herman Grimm.
Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 4. April. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Sprache und Ausdruck. Von Privatdozent Graf von der Schulenburg. — Zorrilla's „Don Juan Tenorio" in deutscher Uebertragung. Von H. Keller-Jordan. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Sprache und Ausdruck.

Von Privatdozent Graf von der Schulenburg (München).

I. Wort- und Phrasenschatz.

Der Wort- und Phrasenschatz einer Sprache ist viel beweglicher als ihre Grammatik. Denn er folgt dem Kulturleben eines Volkes Schritt für Schritt, jetzt Neues hinzu erwerbend, jetzt Altes aufgebend, jetzt allerhand Verschiebungen im Sinne und Gebrauche seiner Bestandtheile duldend. Und auch darin unterscheidet er sich grundsätzlich von der Grammatik, daß, während diese bei allen Sprachgenossen im wesentlichen die gleiche ist, jener sich nach Alter, Beruf und Begabung der Einzelnen sehr verschieden gestaltet. Ich möchte hiebei an die von meinem seligen Onkel Georg von der Gabelentz in dessen unvergleichlichem Werke „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig, 1891" auf S. 131 gegebene Eintheilung des Wortschatzes erinnern.

I. Der Wortschatz in seiner Erscheinung. In dieser Hinsicht wiederum ist eine zweifache Eintheilungsweise denkbar und folglich, wo sie möglich ist, geboten:

a) Zugrunde gelegt wird die Wurzel- und Stammverwandtschaft; die Anordnung ist etymologisch, alle wurzel- und stammverwandten Wörter werden in ein Aubrum geordnet.

b) Zugrunde gelegt wird die Wortbildungsweise; die Anordnung ist morphologisch; alle durch die gleichen Mittel gebildeten Wörter werden zusammengestellt.

II. Der Wortschatz als Mittel zum Ausdrucke der Vorstellungen. Die Anordnung ist im systematischen Sinne encyklopädisch, das Werk ist eine Synonymik. — Damit sind nun meiner Meinung nach die durch die Natur der Sache gebotenen Möglichkeiten erschöpft; denn Reimlexika können doch hier nicht in Frage kommen...."

Würde der Wort- und Phrasenschatz so geordnet und dargestellt, wie eben wiedergegeben, so wären die Wörterbücher für unsern Zweck so selbstredend, daß hierfür die Werthsbeurtheilung der Sprachen nichts hinzufügen, höchstens eine verständige Auswahl des Bezeichnendsten treffen könnte. Uebersichtlich, wie in einer wohlgeordneten Vorrathskammer, würde die encyllopädische Synonymik eine Welt der nationalen Vorstellungen aufweisen; und die Etymologie müßte lehren, wie der Geist in den Uebertragungen, Verbindungen und Ableitungen verfahren ist: phantastisch, poetisch, vielleicht scharf und tiefsinnig, oder einfältig, fade und seicht; — sie müßte zeigen, woher er seine Vergleiche am liebsten entlehnt, welche Vorstellungen ihm also am nächsten gelegen haben. Wo immer der Versuch unternommen wurde, aus der Sprachvergleichung ein Bild der Urgeschichte emporzuzaubern, galt es, den urgemeinsamen Wortschatz festzustellen: weniger durfte man nicht, viel mehr konnte man nicht thun; denn die Grammatik wies meist schon in Ur-Urzeiten zurück, wenn auch die Denkgewohnheiten, die sich in ihr darstellen, in den Nachkommen weiter wirken.

Dafür ist nun wieder das Kulturleben eines Volkes und mithin sein Wort- und Vorstellungsschatz oft von sehr äußerlichen Einflüssen abhängig, und es kann vom Zufalle gefügt sein, daß von zwei Bruderstämmen der eine von fremdher Anschauungen empfängt, die dem anderen, abgeschieden lebenden, unbekannt bleiben. Es leuchtet ein, daß die lexikalische Sprachbeurtheilung durch die Oberfläche dringen, daß sie das Bodenwüchsige von dem Zugeborgten sondern muß. Will sie das, so hat sie allerdings etymologisch zu verfahren, doch so, daß sie zwischen der noch im Sprachbewußtsein lebenden Etymologie und der vergessenen unterscheidet. Denn sonst würde sie die Lebenden für die Thaten längst Verstorbener verantwortlich machen und günstigsten Falles eine etwa vererbte Beanlagung auf Kosten des Hinzuerworbenen oder Verlorengegangenen überschätzen.

Vielleicht lohnt der Versuch, die etymologische Frage einmal mehr prinzipiell zu stellen: Wie verhalten sich die Ausdrücke zu den Vorstellungen?

Ich denke dabei an das jeweilige Sprachbewußtsein und sage nun: Entweder gilt der Ausdruck als der Sache eigen, oder als entlehnt, übertragen. Dabei sind wieder verschiedene Möglichkeiten gegeben, und zwar für die eigene wie für die übertragene Ausdrucksweise die gleichen. Ich will dies tabellarisch veranschaulichen:

	Eigen	Uebertragen
1. Stammwort.	Hase, kochen, lau.	Hase = Feigling, kochen = ergrimmt sein, lau = theilnahmlos.
2. Compositum.	Storchschnabel, Vatermörder.	dasf. = Pantograph, dasf. = Stehkragen.
3. Ableitung.	vernagelt, abgetakelt, dornig, versalzen.	dasf. = dumm, dasf. = verlebt, dasf. = beschwerlich, dasf. = verleiden.
4. Syntaktische Wortverbindung.	Einem den Staar stechen am grünen Holze schnitzen.	dasf. = ihn seines Irrthums überführen, dasf. = im bildsamsten Alter mit der Erziehung anfangen.

Nur um Mißverständnissen vorzubeugen, erinnere ich daran, daß bekanntlich die Grenzen zwischen Stamm und Ableitung, zwischen Ableitung, Zusammensetzung und syntaktischer Verbindung sehr unsicher, oft kaum vorhanden sind.

Rechne ich nun zum Sprachschatze jederlei ins Gemeingut aufgenommenen Ausdruck, so muß ich insoweit der Sprache den Vorzug geben, die die meisten Synonymausdrücke aufweist, die also die Vorstellungen am zartesten gegeneinander abschattet. Ich sage: insoweit; denn es soll unvergessen bleiben, daß die verschiedenen Vorstellungskreise sehr verschiedenen Kulturwerth haben. Doch ebenso gewiß

ist es auch, daß die verschiedenen Arten, wie die Ausdrücke gebildet werden, verschiedene geistige Anlagen und Kräfte bekunden. Es sind Aeußerungen der inneren Sprachform, in denen der Darstellende, ich möchte sagen, sich selbst darstellt.

Die Phantasie, oft eine naiv sinnliche, oft wohl auch eine feinsinnig poetische oder witzige, überträgt die Vorstellungen und redet in Bildern. Im Vergleiche zu ihren Schöpfungen sind jene Ausdrücke, die wir als eigene bezeichneten, Thaten eines nüchternen Denkens. Fasse ich Zusammensetzung, Ableitung und syntaktische Konstruktion unter dem Namen Umschreibungen (im weitesten Sinne) zusammen, so erkenne ich in diesen eine analytisch-synthetische Arbeit des Verstandes. Nun kann durch Umschreibung der entlehnte Ausdruck in einen eigenen hineingezogen werden. Als Beispiele führe ich an: „gemüthstief, Bergrücken, Schiff der Kirche, rosenfarbene Laune, es hagelt Prügel" u. s. w. Hier ergibt sich nach dem Bisherigen ohne weiteres, wie die verschiedenen seelischen Mächte zusammengewirkt haben. Unmittelbar anschaulich und weiter nichts ist nur das im eigenen Sinn angewandte Stammwort, mag es auch noch so hohe Vorstellungen benennen: auch „Gott, Geist, Sinn, gut, recht, wahr" sind unmittelbar anschaulich, es sind, sozusagen, Eigennamen von Gattungen, wie etwa in einer Familie „Karl" schlechthin der Eigenname eines Einzelnen ist. Der naive Geist verhält sich dazu ganz wie zu den Vorstellungen „Mond, gelb, süß": was die Wörter besagen, weiß er aus Erfahrung, und das genügt ihm. Er ist sich nicht bewußt, etwas aufgebaut zu haben, hat also auch keine Veranlassung, etwas zu zerlegen. Ganz anders steht er jenen umschreibenden Ausdrücken gegenüber. „Abgott, göttlich, gelblich, vergilbt, Süßholz, Carlist" fordern zu etymologischer Zerlegung auf, wenn auch in dem Worte „Götze" nur so viel einleuchtet, daß eine Ableitung von einem bekannten Stammworte vorliegt. Und syntaktische Umschreibungen brauchen gar nicht erst dazu aufzufordern, denn die Fugen zeigen auf den ersten Blick das Gefüge.

Man wird nun zugeben, daß das unmittelbar Anschauliche in der Regel schroffer, greller, entschiedener ist, als das durch Umschreibung anschaulich Gemachte. „Höchstes Wesen, Gottheit" sind matt im Vergleich zu „Gott". Aber auch die Umschreibungen sind von verschiedengradiger Energie: je näher die Ableitungen dem Stammworte stehen, je mehr sie wohl selbst Stammwörtern ähneln, desto kräftiger wirken sie. Das gilt von „zürnen, lieblich" im Vergleich zu „Zorn empfinden", „liebenswürdig". Besonders kräftig pflegt aber der übertragene Ausdruck zu sein, da er meist übertreibt. Unsre von Thieren und thierischem Thun entlehnten Schimpfwörter sind naheliegende Beispiele hiefür. Doch der beobachtende Sinn, der schlagende Aehnlichkeiten entdeckt, zeitigt auch noch bessere Früchte: das treffend gewählte Bild ist anschaulicher als die beste Definition, und wo es höheren Zwecken dienstbar gemacht und in das gemeine Sprachgut übergegangen ist, da gehört es sogar zum besten Hausrath des Denkens.

Auch der geistigen Perspektive erscheinen die Formen um so schroffer, die Farben um so greller, je näher die Dinge liegen, darum reden wir von „Pferd, Roß, Gaul, Hengst, Stute, Füllen, Rappe, Schimmel" u. s. w., aber nur von „Mäusen, männlichen, weiblichen, weißen Mäusen und Mäuschen".

Hier zeigt es sich, was es bedeuten will, wenn Sprachen besonders reich an selbständigen Stammwörtern sind. Der unmittelbaren Anschauung wird vielfältiger Stoff geboten. Ob auch dem zersetzenden und aufbauenden Verstande, ist Frage der Bildsamkeit. Allein diese letztere kann auch ihrerseits vorwiegend der Anschaulichkeit dienen, sie kann, daß ich mich so ausdrücke, den Bildsäulen noch Farben auflegen und Gewänder umhängen, sie kann, symbolisch empfunden, die sinnliche Wirkung erhöhen. So gibt die erstaunliche Menge konsonantischer Stoffwurzeln und die Art, wie letztere von den vokalischen Formenwurzeln durchdrungen werden, den semitischen Sprachen ihr lexikalisches Gepräge.

Besonders klar zeigt sich die Kraft der Stammwörter da, wo es sich um Gegensätze handelt. Man vergleiche: urschön: häßlich, Unrecht: Sünde, nicht reden: schweigen ꝛc. Hierin sind nun manche Sprachen sehr arm. So das Mafoor (Mefoor, Nufoor) von Neu-Guinea, das für „schlecht": nicht gut, béba, für „klein": nicht groß, baba sagt.[1]) Das Gleiche scheint auch von der Sprache der benachbarten Arfak-Leute zu gelten. In Mischsprachen erklärt sich dies leicht; denn da behilft man sich mit einem möglichst bescheidenen Wortvorrathe. Die amerikanischen Sprachen sind wohl durchweg ziemlich arm an Stammwörtern, dafür aber meist um so bildsamer in Ableitungen und Zusammensetzungen. Der Irokese sagt für „trinken": Wasser hineinthun, für „Kleid": das, wo der Körper hineingeht (vgl. J. A. Cuoq, Lexique de la langue iroquoise, S. 200). In der Sprache der Tsimshian-Indianer in Nordwest-Amerika heißt der „Schwamm": gunyikshzaltk = das, womit man das Angesicht wäscht (gun = das, womit; yauksh = waschen; zal = Angesicht, „Bett": halilá'althk = das, worauf man liegt (ha mit folgenden li = an, bei auf), und „Hochzeit": wilnaiksh (wil = hier auf die Thatsache deutend, und naiksh = heirathen).[2])

Andererseits ist es aber auch nicht überraschend, daß die semitischen Sprachen oft da besondere Stammwörter besitzen, wo uns nur Ableitungen zur Verfügung stehen, daß sie insbesondere häufig an Stelle unsrer negativen Umschreibungen einfache positive Ausdrücke haben. So arabisch bada'a, ungünstig sein; masa'a, unbedacht handeln oder reden; zala, unrecht thun; hasara, unzeitig sein; fahuša, unsittlich sein; šaqā, ins Unglück stürzen; sarisa, impotent sein. Dafür ist nun wieder diesen Sprachen die Kraft versagt, Komposita mit Präpositionen oder Ableitungen wie die unsrigen mit ver-, zer-, mit-, hin-, her- zu bilden: Vorstellungsgruppen, die sich bei uns von selbst zusammenschicken, zerfallen hier in eine Menge wurzelhaft verschiedener Einzelstücke. Oft freilich sind auch hier sinnverwandte Wurzeln untereinander lautähnlich und werden dann natürlich als verwandt empfunden. Der Wissenschaft jedoch ist es noch nicht gelungen, hierin eine Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, und für das Sprachgefühl der jetzt Lebenden besteht natürlich eine solche erst recht nicht.

Ich verlasse damit diesen Gegenstand, wohl wissend, daß ich im günstigsten Falle einige beachtliche Gesichtspunkte aufgewiesen habe.

II. Gesetz, Regel und Freiheit.

Das Obige möge auf einen weit höheren und allgemeineren Gesichtspunkt der Sprachbetrachtung vorbereiten. Die Sprache steht zum Redenden in einem doppelten Verhältnisse. Einmal beherrscht sie ihn, zwingt ihn, sich ihren Regeln zu fügen, sich auf die Mittel, die sie ihm bietet, zu beschränken, mit ihnen hauszuhalten. Dann aber läßt sie sich auch gleichzeitig von ihm beherrschen, so weit und dadurch, daß sie ihm verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten einräumt, zwischen denen sie ihm die Wahl läßt. Das ist das

[1]) Außer den höchst schätzenswerthen Untersuchungen des H. G. von der Gabelentz über diese interessante Sprache sei hier auf die beiden Arbeiten des J. L. Hasselt hingewiesen, nämlich: *Allereerste beginselen der papoesch-mefoorsche taal*. Utrecht, 1868; und auf das *Hollandsch-noefoorsch en noefoorsch-hollandsch woordenboek*. Utrecht, 1876.

[2]) Vgl. meine Grammatik über „Die Sprache der Zimshian-Indianer in Nordwest-Amerika", Braunschweig, 1894, in Kommission bei Otto Harrassowitz, Leipzig.

Digitized by Google

Wesen der Synonymen in ihrem weitesten Verstande: es sind verschiedene Möglichkeiten, dieselbe Vorstellung, denselben Gedanken mit mehr oder minder feinen Abschattungen auszudrücken. Es handle sich um die Einzelvorstellung, so bieten sich jene Mittel des eigentlichen oder bildlichen Ausdrucks, der Umschreibung, wovon wir vorhin sprachen. Es handle sich um die grammatische Form, ja mögen Kasus und Präoder Postpositionen, einfache und periphrastische Verbalformen, Konjunktionen und allerhand Gebilde des zusammengesetzten Satzes einander vertreten, ja man mag etwa die Wörter eines lateinischen Satzes in so und sovielen Reihenfolgen ordnen: immer sind es Fälle der lexikalischen und grammatischen Synonymik, das heißt der gesetzmäßigen Freiheit.

Sieht man hiebei nun auf die Leistungsfähigkeit der Sprachen, so ist eigentlich die Sache schon beurtheilt, sobald sie beschrieben ist. Wir reden da von größerer oder geringerer Feinheit einer Sprache und könnten statt dessen auch von intensivem Reichthum reden, im Gegensatz zu jenem extensiven, den eine erweiterte Vorstellungswelt mit sich bringt. Maß und Art dieses Reichthums ist ja schon wichtig genug, auch für unsre jetzige Betrachtung. Denn die Ausdrucksfähigkeit der Sprachen muß ja auf einem entsprechenden Ausdrucksbedürfnisse des Volkes beruhen, mithin auf seinen Lebensbedingungen und den Interessen, Denkgewohnheiten und Gemüthsneigungen, auf seiner ganzen ethischen und intellektuellen Eigenart. Doch auch hier sind die Dinge selbstredend, sobald man sie zur Zeugenschaft herbeigeholt hat.

Allein ein anderer Gegensatz ist der zwischen Reichthum und Armuth, ein anderer, vielmehr gar keiner, ist der zwischen Freiheit und Gesetzlichkeit. Und hier müssen wir einsetzen, wenn wir die Betrachtung vertiefen wollen.

Der einengenden Macht der Gewohnheit, das heißt des Alltäglichen, das heißt der großen Masse der Alltagsmenschen, wirkt, die Schranken der Sprache taeit haltend oder erweiternd, die Kraft der Individualität und der augenblicklichen Erregung entgegen. Also je gleichförmiger das Volk, je schwächer ausgeprägt die Individualitäten, desto gleichförmiger die Sprache. Und diese Gleichförmigkeit ist allerdings Armuth, wie sie aus Armuth entspringt. Gesetzlichkeit ist sie aber auch, und ihre Gesetze können der Sprache einen hohen Grad von Bildsamkeit, von Feinheit und Ausdrucksfähigkeit sichern: ich kann sehr vieles und kann es sehr kurz und scharf und anschaulich, vielleicht sehr schön sagen; wenn ich es aber anders sagen wollte, so spräche ich nicht richtig. Dies gilt, so weit ich weiß, in höherem aber niederem Grade von vielen jenen agglutinirenden Sprachen, deren Bildsamkeit wir mit Recht bewundern. Hier formt der Redende die Wörter nach Bedarf, ein jedes bezeichnet einen Akt spontaner Zeugung, aber aus ein für allemal gegebenen Elementen nach ein für allemal gegebenen Gesetzen, jedes Gebäude nach demselben Plane.

Man könnte meinen, nach dem wären wir mit unsern Sprachen, deren Defektivsystem uns die freie Formung der Wörter verwehrt. Die Wahrheit ist aber, daß wir nur, ich möchte sagen, mit größeren, fertig behauenen Bausteinen arbeiten und nun erst recht als freie Baumeister schalten können. Die Freiheit fängt bei uns da an, wo sie am wichtigsten ist, und da, nämlich im Satzbau und Stil, ist sie groß fast bis ins Schrankenlose. Es ist dies einer der Punkte, in denen die indogermanischen und semitischen Sprachen sich am schärfsten unterscheiden. Welch buntes, aber auch welch riesengroßes Bild würde man gewinnen, wollte man darstellen, wie sich die indogermanische Rede je nach Völkern, Zeiten und Persönlichkeiten gestaltet hat! Und wie bedeutsam ist es doch wieder, daß gerade die Franzosen ihre Sprache so sehr zugeschnitten, freilich in eine der kleidsamsten und gefälligsten Trachten gekleidet haben.

Interessant ist in dieser Hinsicht das Chinesische. Man sollte meinen, keine Sprache übte mächtigeren Zwang, als diese mit ihren festen Stellungsgesetzen und ihrem kleinen Apparat an mächtig wirksamen Hülfswörtern, nirgends auch lägen die Bedingungen zur Einförmigkeit näher, als in dem klassischen Lande der Zentralisation. Daran ist viel wahres; um so auffälliger tritt aber gerade hier die Macht gewaltiger Individualitäten in Erscheinung, die Freiheit und Gestaltenfülle innerhalb der Gesetzlichkeit. Hier wie im Französischen sind gerade die Inversionen besonders lehrreich, wie denn die That der Befreiung immer mehr zur Betrachtung reizt, als der Zustand der Freiheit.

Die Rede der ural-altaischen Nomadenvölker türkischen, mongolischen und tungusischen Stammes mag in ihrer Eintönigkeit wohl beispiellos dastehen. Hier ahnt man die Wirkung einer einförmig strengen Lebensschule, einer Erziehung zu bedächtigem Thun und zu beschaulicher Ruhe. Die Leidenschaft des Malaien, der Flackersinn des afrikanischen Negers verlangen schon freiere Bewegung, auch in der Sprache.[1]) In diesem Punkte verhalten sich die Südländer zu jenen Leuten der nördlichen Steppen wie spielende Kinder zu pedantischen Männern — die Kinder sind freilich von sehr verschiedener Gemüthsart. Auch die wenigen amerikanischen Indianersprachen, die ich danach habe befragen können, scheinen der individuellen Rede weiteren Spielraum zu gestatten. Doch das verlangt tiefere Untersuchung. Wir stehen eben auch hier wieder vor einer Frage, die angeregt werden muß, die aber noch lange nicht zur Beantwortung reif ist. Es gälte zu untersuchen, in welchen Punkten und nach welchen Richtungen in jeder Sprache Zwang oder Freiheit herrscht, wie hier neue Formen geprägt, dort alte abgeschafft worden sind, warum sich dies gerade hier so, dort so verhält; Dinge, die die Sprachen in ihren tiefsten Falten zu bergen pflegen, müßten an den Tag gebracht werden.

Zorrilla's „Don Juan Tenorio" in deutscher Uebertragung.

Bei dem großen Interesse, welches schon seit Jahren auch in Deutschland der spanische Dichter José Zorrilla und seine unsterblichste Dichtung „Don Juan Tenorio" gefunden, dürfen wir es dankbar begrüßen, daß ein Kenner der spanischen Sprache und Literatur wie Johannes Fastenrath das Werk seinen Landsleuten in gewissenhaftester Uebersetzung zugänglich gemacht hat. Wohl liegt schon eine solche von H. de Wilde (Leipzig 1850) vor, die aber, aus Gott weiß welchen Gründen, nicht die gehörige Beachtung fand. Fastenrath ist dem Versmaß und Inhalt ängstlich treu geblieben und hat dem Drama noch eine sehr interessante und dankenswerthe Einleitung vorausgesetzt, welche die ursprüngliche Don Juan-Sage erläutert und manche diesbezügliche Aufklärung gibt. Er nennt uns mit weitgreifendster Kenntniß alle die Dichter, die sich von dem berühmten Mönch Gabriel Tellez (Tirso de Molina) an bis auf unsre Zeit dieses Stoffes bemächtigten. Es sind nur wenige Dichter, sowohl in Spanien und Italien, wie in England, Frankreich und Deutschland, die sich nicht an dieser poetischen Sage versucht hätten, sei es im Drama, Libretto, Epos oder in kleineren Poemen. Keinem aber, das müssen wir ehrlich zugestehen, ist der Wurf so gelungen, wie dem Dichter des „Don Juan Tenorio". Eine so kecke, stolze, zugleich ritterliche und rücksichtslose Gestalt, wie diese Don Juan Tenorio, konnte nur in dem Lande der

[1]) Vgl. meine Studie „Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues", Leipzig, bei Otto Harrassowitz, 1896.

Digitized by Google

Mäntel und Degen gedeihen, und zwar zu einer Zeit, in der dem letzteren keine Grenzen gesteckt wurden und der mystische Kultus der Kirche Spanien beherrschte. Und auch nur ein Dichter — ein gottbegnadeter Dichter — wie Zorrilla, verstand es, mit seiner märchenhaften Phantasie und unbewußten Eingabe einen so eminent dramatischen Helden zu gestalten, der durch freche, aller Moral hohnsprechenden Situationen hindurch das Interesse des Publikums fesselt.

Das religiös-phantastische Drama, wie es der Dichter nennt, spielt während der letzten Regierungsjahre Karls V., in einer tollen Zeit, in welcher Morde, ob aus Eifersucht oder Fanatismus, kaum gerügt wurden und Bestechung keine Gemeinheit war. Die Handlung geht in Sevilla vor, und zwar spielen die ersten vier Aufzuge — ein Beweis für des Dichters eminent dramatisches Können — in einer einzigen Nacht. Die Verse sind der spanischen Sprache angemessen, meistens Trochäen, nur im letzten Aufzug des zweiten Theils bedient sich der Dichter der Jamben, die sich dem tragischen Monolog des Helden herrlich fügen.

Schon gleich der erste Aufzug des Dramas, welches der Dichter in zwei Theile theilt, ist in seiner Anlage fesselnd und wirkungsvoll. Er spielt in einem Wirthshaus, in dem sich nach 1jähriger Abwesenheit zwei sevillianische Kavaliere: „Don Juan Tenorio“ und „Don Luis Mejia“ treffen sollen. Die beiden jungen Leute hatten gewettet, welcher von ihnen in diesem Jahre die meisten und tollsten Streiche verüben würde. Alles ist in gespanntester Erwartung, der Wirth, die Diener der beiden Kavaliere und Andere. An einem kleinen Tische sitzt bereits Don Juan Tenorio und schreibt einen Brief an Doña Inés, die Tochter des Don Gonzalo de Ulloa, die man ihm als Braut zugesagt hat. Sie ist Novize im Kloster des Calatravaordens, dessen Komthur ihr Vater ist. Don Juan übergibt den Brief seinem Diener Ciutti zur Beforgung und geht ab. Don Gonzalo de Ulloa betritt die Bühne — spricht über diese Angelegenheit mit dem Wirth und will es nicht glauben, daß Don Juan solcher schlechten Dinge fähig sei. Er nimmt an einem Seitentische Platz, läßt sich vom Wirth eine Larve geben und will sich selbst von der Wahrheit überzeugen. Bald nachher tritt auch — in gleicher Absicht — Don Diego Tenorio, der Vater Don Juans, auf und nimmt an einem Tische gegenüber Platz. Auch er trägt eine Maske. Endlich, nach längerem Hin- und Herreden des Wirthes und einiger Freunde, erscheinen die beiden Kavaliere Don Juan Tenorio und Don Luis Mejia. Sie beginnen gegenseitig ihre unglaublichen Sündenregister zu enthüllen, Morde, Bestechungen, Verführungen, maßlose Kühnheiten, die jeder Beschreibung spotten. Tenorio bleibt der Sieger:

„Wo nur immer ich zu schauen,
Warf zu Boden ich das Recht,
Jede Tugend war mir Grauen,
Hab' gen alles mich erfrecht
Und verrathen stets die Frauen.
Nieder stieg zu Hütten ich,
Zu Palästen stieg ich auf,
Klöster ich erklomm darauf.
Ueberall ließ ich an mich
Bitterniß zurück zu Hauf.
Und kein Heiligthum hienieden
Gibt's, das ich nicht mocht' entweihen,
Keines einz'gen Herdes Frieden.
Zwischen Geistlichen und Laien
Hab' ich niemals unterschieden.

Don Luis ergibt sich und erkennt, nachdem sie abgerechnet, die Ueberzahl von des Freundes Heldenthaten an; nur, meint er, fehle doch noch etwas, er habe noch keine Novize am Tage vor ihrer Hochzeit verführt. Don Juan lacht ihm ins Gesicht, daran sollte es nicht fehlen, er wurde sogar zur Novize noch die Braut eines Freundes fügen: Ana de Pantoja, die Don Luis morgen zum Altare führen würde, sie sollte vorher die Seine sein. Mejia ist bestürzt; er flüstert in der Angst seinem Diener den Befehl zu, Don Juan verhaften zu lassen. Don Juan thut das gleiche, ohne daß sie es gegenseitig bemerken. Sie bleiben einander nichts schuldig. — Es ist unglaublich, mit welcher packenden Kürze sich diese und die folgenden Scenen, in welchen der Vater sich dem Sohne zu erkennen und seiner Verzweiflung Ausdruck gibt, abspielen. Don Gonzalo, der Vater von Doña Inés nimmt, gleichfalls empört, sein Wort zurück und verweigert ihm die Tochter für alle Zeiten. Der Aufzug schließt, nachdem sich die Väter entfernten, mit der Abführung der beiden Gefangenen. Diese Scene, sowie die folgenden des zweiten Aufzugs, sind wirkungsvoll bis in die feinsten Details hinein. Das trifft Schlag auf Schlag, und diese knappe Kürze ist das beredteste Zeugniß für das dramatische und dichterische Können Zorrilla's. Herrlich ist die Srene vor dem Hause der Doña Ana, in einer Straße von Sevilla, wo ihr Bräutigam, Don Luis, der sich durch Bestechung freigemacht hat, sie vor dem Freunde warnt und sie aufsteht, schon in dieser Nacht die Seine zu werden. An der andern Straßenecke, in einen Mantel gehüllt, steht zu gleicher Zeit Don Juan, der sich gleichfalls befreit hat. Sein Diener begleitet ihn — und sie hören alles, was die Liebenden besprechen. Sie hören, daß die Braut nachgibt und den Geliebten um 10 Uhr erwartet. Tenorio läßt den Freund knebeln und abführen und ist nun sicher, die Braut des Freundes zur bestimmten Stunde zu besitzen. Inzwischen hat Ciutti, der Diener Tenorio's, bereits Brigida, die Dueña von Doña Inés, unterrichtet und vorbereitet, und diese hat, durch den Brief Don Juans unterstützt, Liebesahnungen in der Novize rege gemacht. Nachdem Don Juan vorher mit Gold Brigida bewogen hat, ihm die Schlüssel zum Kloster zu geben, besticht er auch die Dienerin von Doña Ana de Pantoja, die ihm für die verabredete Stunde in einem drastischen Dialog ihre Hülfe zusagt. Die Handlung geht fließend vorwärts. Zuerst das Gespräch im Kloster von Doña Inés mit der Aebtissin und später mit Brigida. Angst und Liebe kämpfen miteinander im Herzen der jungen Novize; dann das Eindringen Tenorio's ins Kloster, die Entführung der ohnmächtigen Geliebten, die er mit Brigida in sein Landhaus bei Sevilla bringen läßt; dann der Besuch Don Gonzalo's bei der Aebtissin des Klosters, der kommt, um sein Kind zu holen und es zu schützen vor Don Juan, und die dann beide die Entführung der Doña Inés erfahren. Der vierte Aufzug — immer in der gleichen Nacht — spielt sich in dem Landhaus Don Juans ab, wo die Geliebte mit ihrer Dueña weilt. Die Lage desselben, dicht am Guadalquivir — man hört die Wasser rauschen — scheint der geeignetste Platz für die herrliche Scene, wohl der Höhepunkt der Handlung, die sich zwischen Don Juan und der Geliebten abwickelt. Der Dialog, in dem sie sich ihrer wachsenden Liebe bewußt werden, ist von packendem Zauber. Schön ist, wie Inés, in ihrer makellosen Reine, die einzige Stelle im Herzen des Helden trifft, auf die ein Gott noch seine Hand gehalten, wie er unter der Allmacht dieser Liebe sein vergangenes Leben erkennt, bereut und der Athem großen reinen Fühlens in ihm lebendig wird:

„O Geliebte! Eins nur fleh' ich:
Nicht mehr Unruh' dich durchwühle,
Denn zu deinen Füßen fühle
Ich mich selbst der Tugend fähig.
Deines Vaters Herz bewegen
Will ich noch in dieser Stunde:
Segen geb' er unserm Bunde
Oder Tod bring' mir sein Degen.“

In der folgenden Scene bringt Ciutti den vermummten Freund Don Luis. Dieser gibt sich zu erkennen und fordert Rache. Don Gonzalo, der vom Kloster aus die Spur der Flüchtigen entdeckte, unterbricht die beiden und verlangt die Rückgabe seiner Tochter. Don Juan beschwört ihn mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, ihm Inés zu geben — er schildert seine Liebe, fleht um Vergebung und verspricht Besserung. Nur sein Kind könne ihn zu Gott zurückführen. Vergebens! Gonzalo glaubt nichts und verweigert alles, er reizt des Ungestümen Zorn aufs äußerste, und als Don Luis aus dem Nebenzimmer tritt, wohin er sich bei dem Auftreten Gonzalo's zurückgezogen hatte, sich in die Sache mischt und dem Gonzalo zur Verfügung stellt, feuert der durch Liebe und Zorn Gereizte die Pistole auf Gonzalo ab und tödtet ihn. Don Luis wirft sich auf den Mörder, sie kämpfen miteinander und er erliegt dem Dolchstoß Tenorio's. Im Vorzimmer und auf der Straße hört man inzwischen Stimmen des Volkes und der Soldaten. Alles ist aufgewühlt. Da schwingt sich Don Juan über die Balustrade des Balkons, springt ins Wasser und wirft sich in das Boot, welches ihn vorher brachte. Man hört über alle Stimmen hinweg das Geräusch der Ruder, die leidenschaftlich das Wasser peitschen.

Man muß diese Scenen gesehen haben, um ihre großartige Wirkung zu fassen. Wie das alles Schlag auf Schlag folgt. Zuerst das Haus Donna Ana's, an einer Straßenecke von Sevilla, dann die düstern Klostermauern, das zarte Liebeserwachen der jungen Novize in der Zelle, das Ungestüm des Geliebten, der sich der Ohnmächtigen sichert. Dann der wunderbare Liebesdialog im Landhaus bei dem Rauschen des Guadalquivir und die folgenden mörderischen Scenen mit dem wirkungsvollen Schluß. Und das alles in einer einzigen traumhaften Nacht unter andalusischem Himmel.

Der zweite Theil des Dramas spielt 5 Jahre später und beginnt in dem Pantheon der Familie Tenorio, welches der Vater des Helden, um dem Sohne das Erbe zu entziehen und zugleich für ihn eine Sühne zu thun, an derselben Stelle gründen ließ, wo das Stammschloß der Familie gestanden hatte. Don Juan betritt diese geweihte Stelle mit den Gräbern und Statuen aller derer im Vordergrunde, die er gemordet hat, dem Grabe des eigenen Vaters, dem der Geliebten, die aus Gram um ihn starb, demjenigen des Don Luis Mejia und Don Gonzalo's. Der Künstler, der diese Meisterwerke schuf, hat seine Arbeit vollendet und will das Pantheon verlassen. Es ist Mondschein, eine Nacht mit dem eigenen andalusischen Zauber. Der Dichter kommt hier wieder auf die ursprüngliche Sage des Don Juan, wo Statuen lebendig werden, die Gräber sich öffnen und die Schatten der Todten reden. Don Juan erfährt von dem Bildhauer, daß er diese Statuen, in welche sich das Auge des Helden versenkt, mit unheimlicher Aehnlichkeit schuf. Der Künstler berichtet dem scheinbar Fremden die Geschichte der Entstehung des Pantheons. Als er dann aber gehen will und Don Juan auffordert, dasselbe zu thun, weil er das Gitter schließen müsse, verlangt dieser den Schlüssel.

Don Juan: Beim Himmel, laßt
Nur Don Juan Tenorio schalten
Und hier treu die Wache halten
Bei der Ahnen Todeskraft.

Bildhauer: Don Juan Tenorio!

Don Juan: Ja.
Thust dn's jetzt nicht auf der Stelle,
Dann, so schwör' ich dir's, geselle
Ich dich deinen Statuen da.

Bildhauer (ihm den Schlüssel reichend):
Nehmt. (Bei Seite.) Der drohenden Geberde
Soll ein Andrer widerstehen,
Mag denn jetzt Sevilla sehen,
Wie es mit ihm fertig werde. (Geht.)

Jetzt ist Don Juan allein und die mystische Scene beginnt die durch des Helden wandelnde Empfindung das Interesse steigert, besonders als er sich dem Grab der Geliebten zuwendet, die auch im Tode noch die gleiche Macht über ihn hat:

„O Inés, Geliebte du,
Wenn dein Laut zu dieser Frist
Ew'gen Abschieds Seufzer ist,
Seufzer aus des Grabes Ruh',
Wenn, was du mir flüsterst zu,
Dringet in den Himmel ein,
Und ein Gott im Strahlenschein
Ewiger Sterne thronet, dann
Sag' ihm, daß er weinen kann
Sah an deinem Leichenstein."

Während Tenorio das Gesicht gegen das Grab lehnt, verhüllt ein Rauch die Statue der Donna Inés. Sobald sich derselbe verflüchtigt hat, ist die Statue verschwunden. Die Trauerweiden und Blumen an der Seite des Grabes werden plötzlich durchsichtig und lassen im Lichtglanz den Schatten der Donna Inés erkennen.

In dem Dialog, der sich dann zwischen dem Schatten und Don Juan abspielt und der bei dieser Beleuchtung magisch wirkt, gesteht Don Juan seine ewige Sehnsucht und Liebe und fleht ihren Schatten an, ihn zu erlösen, um Eins zu werden mit ihr.

Don Juan: Lebst du wirklich denn?

Schatten: Für dich;
Doch mein Fegefeuer habe
Ich in diesem Marmorgrabe,
Das gemeißelt ward für mich.
Gott bot meine Seele ich,
Preis der deinen sollt sie sein,
Und da Gott die Liebe mein
Sah, die dich nicht lassen kann,
Sprach er: Wart auf Don Juan
Jetzt an deinem Leichenstein.
— — — — — — — — —

Don Juan (in Verzückung):
Träum' ich einen Traum vielleicht
Von des Edens Schatten hier!

Schatten: Nein, ich bin zur Seite dir,
Wenn dein Trachten gut sich zeigt;
Doch wenn Schlechtem du geneigt,
Wartet unser ew'ge Pein.
Laß es deine Sorge sein,
Daß uns diese Nacht, Don Juan,
Die als Frist uns Gott wies an,
Ruh' werd' unterm Leichenstein.

Der Lichtglanz erlischt, der Schatten verschwindet und alles ist wieder wie zuvor, nur die Statue fehlt. Don Juan spricht in einem Monolog seine Liebe und Bestürzung aus, er meint, es seien Traumgedanken in ihm lebendig geworden, aber da bewegen sich langsam die übrigen Statuen und wenden die Köpfe nach ihm:

„Macht mich nicht in Furcht erbeben;
Mögt ihr todt sein oder leben,
Meinen Muth, den beugt ihr nicht,
Euer Mörder zu euch spricht;
Daß ich's bin, das weiß die Welt.
Hab mich wieder euch gestellt,
Daß mich trifft der Rache Strahl;
Eilt euch: hier zum zweitenmal
Euch Tenorio sich stellt!"

Digitized by Google

Der alte Muth und Trotz ist wieder in ihm lebendig und als sich dann seine beiden Freunde Centallas und Avellaneda nahen, die ihn von draußen gewahrten, ladet er dieselben zum Gastmahl in das neue Haus ein, welches er erstanden hat. Dann wendet er sich in halb tollem, halb unfreiwilligen Uebermuth zu der ihm am nächsten stehenden Statue des Don Gonzalo und bedauert, daß sie nicht vom Flecke könne, aber da er gewohnt sei, Gastfreundschaft zu üben, so lade er auch ihn zum Mahle ein. Centella nennt das nicht mehr Muth, sondern Wahnsinn, aber Don Juan gibt ihm keck zurück:

„Wie Ihr meint, mir einerlei,
Kommt! Comendadar, wohlan,
Wie gesagt, es bleibt dabei!"

Der zweite Aufzug führt uns in das Zimmer Tenorio's. Die drei Freunde sitzen an der geschmückten Tafel und ein vierter Platz ist, zum Entsetzen der Freunde, wirklich für Don Gonzalo gedeckt. Es liegt eine kolossale dramatische Wirkung in diesem unheimlichen Abendmahl, bei welchem die Cavaliere während des Gespräches ein wiederholt immer stärker werdendes Klopfen vernehmen. Man läßt die Thüre schließen und vermuthet irgend einen Scherz oder sonst etwas. Plötzlich aber gedenken sie mit unheimlichem Schauer des geladenen Gastes. Der Diener probirt die Thüre, es ist alles geschlossen. Als es dann aber näher und stärker klopft, höhnt Tenorio: „wenn es Geister seien, die könnten auch durchs Schlüsselloch." Da schreitet plötzlich die Statue des Comendador geräuschlos durch die Thüre, ohne daß sie sich öffnet. „Gott!" Die beiden Freunde verlieren die Fassung und sinken ohnmächtig zu Boden; Don Juan aber in seiner unverwüstlichen Kraft und seinem imponirenden Muth findet das Gleichgewicht wieder, und in dem kurzen Dialog, der sich zwischen der Statue und ihm abwickelt, erfährt er, daß sein Leben mit dieser Nacht zu Ende gehe, Gott habe Gonzalo geschickt, seinen Geist zu erleuchten und sich zu bekehren. Er hoffe daher, Don Juan werde noch in dieser Nacht ihm im Pantheon den Besuch erwidern. Noch einmal regt sich der trotzige Uebermuth in Don Juan, er greift zur Pistole, um sich zu überzeugen, ob es ein Schatten ist oder ein Mensch, der ihn foppt.

Der Geist aber verschwindet wieder, geräuschlos, wie er gekommen ist, durch die Wand. Wieder denkt Tenorio, daß es Wahngebilde seien, die ihn getäuscht — vielleicht der Wein und seine Wirkung; hatte dieser doch auch die Freunde zu Boden geworfen. Und wenn in der That seine letzte Stunde gekommen wäre — hatte ihm nicht jenes holde Traumgesicht versprochen, ihm nahe sein zu wollen in der Todesstunde? Da gleitet durch die Wand der Schatten der Doña Inés und spricht:

„Ich bin hier.

Don Juan: Gott!

Schatten: Es thut noth,
Daß du mannhaft ohne Zaudern
Folgst jetzt ohne Furcht und Schaudern
Des Comendadors Gebot.
Denk', man braucht zu selʼgem Tod
Einen Augenblick allein:
Laß ihn deine Sorge sein.
Denk' an morgen, Don Juan,
Denk' wir Beide ruhen dann
Unterm selben Leichenstein."

Und der Schatten verschwindet wie er kam. Der dritte und letzte Aufzug, „Die Erlösung durch die Liebe", spielt sich wieder in dem Pantheon der Familie Tenorio ab. Es ist alles wie im früheren Auftritt, nur fehlen die Statuen auf den Gräbern von Don Gonzalo und Doña Inés. Tenorio, in einen Mantel gehüllt, tritt auf die Bühne. Sein Muth ist gebrochen, es regen sich Reuegefühle in ihm und er erkennt den Wandel alles Irdischen. Als er an das Grab des Comendador tritt, bemerkt er das Fehlen der Statue. Aber, entschlossen, den Geist der Wahrheit zu durchdringen und von diesem Gefühle übermannt, ruft er den Comendador an, zu erwachen. Schnell verwandelt sich das Grab in einen Tisch, demjenigen gleich, an welchem sie vorher gesessen; aber anstatt der Blumengewinde, die jenen umgaben, sind es hier Schlangen und Knochen. Die einzige Schüssel auf dem Tische ist mit Asche gefüllt, daneben eine Sanduhr und ein Becher mit Feuer. Alle übrigen Gräber öffnen sich, und die Gerippe, in ihre Grabtücher gehüllt, werden sichtbar. Schatten, Geister und Gespenster bevölkern den Hintergrund der Bühne. Nur das Grab von Doña Inés bleibt geschlossen.

Die Statue des Don Gonzalo spricht zu ihm und sagt, daß er da sei mit allen denen, die für ihn die ewige Strafe erflehten. Ueber Don Juan kommt die Ahnung des Todes, eine seltsame Furcht bemächtigt sich seiner. Don Gonzalo nöthigt ihn zum Gastmahl, zur Asche und zum Feuer. Er bietet ihm an, zu nehmen, was er selbst einst würde. Man zeigt ihm seine Lebensuhr, die bis auf wenige Korner abgelaufen ist. Die ganze Wucht seiner Sünden fällt beim Anblick der Gespenster über ihn — es fängt ihm an zu grauen vor seinem eigenen Leben. Er fleht die Statue des Comendador an, ihm Freund zu sein, ihm zu vergeben. Und dieser, von Gott dazu berufen, reicht ihm die rettende Hand. Don Juan sinkt in die Knie und streckt die andere Hand zum Himmel. Die Schatten und Skelette stürzen auf ihn. In diesem Augenblick öffnet sich das Grab der Doña Inés — sie erscheint, neigt sich zu ihm und ergreift versöhnend seine zum Himmel gestreckte Hand. Die Grabgesänge und das Grabgeläute verstummen, die Skelette kehren in ihre Gräber zurück. Die Blumen öffnen sich und Engel entfliegen ihnen, während bei einer süßen Musik die Bühne vom Morgenlicht erhellt wird. Don Juan fällt zu den Füßen der Geliebten und sie sterben vereint. Aus ihrem Munde entfliehen die Seelen in zwei glänzenden Flammen. — —

Wer das Glück gehabt hat, Don Juan Tenorio auf einer spanischen Bühne zu sehen, der ist sich der eminent dramatischen und poetischen Wirkung bewußt und zählt dieses religiös-phantastische Drama zu den Meisterwerken aller Zeiten. Die Bilder sind von bewunderungswürdiger Frische und Lebendigkeit, die Verse fließend und originell. Zuweilen verfällt der Dichter, wie in dem Dialog der XI. Scene zwischen Don Juan und Lucia, in jene zehnsilbigen „Ovillejos", die in der spanischen Sprache besonders wirksam sind. Wie:

Lucia: Qué quereis, buen caballero?
Don Juan: Quiero.
Lucia: Que quereis? Vamos á ver.
Don Juan: Ver.
Lucia: Ver? Que vereis á esta hora?
Don Juan: A tu Señora.
Lucia: Sabeis que casa doña Ana?
Don Juan: Si, mañana.

José Echegaray sagt über den Dichter: „Mich erfüllt der „Tenorio" Zorrilla's mit Begeisterung. Er ist ein echt spanisches und ritterliches Werk. Er hat Tiraden, die schwer erreicht werden könnten. Die Decimen auf dem Friedhof, der ganze zweite Theil und besonders die folgenden Verse sind ein Muster leichter Versifikation und schöner Poesie:

Aparta piedra fingida!
no me aprietes esa mano,
que aún queda el último grano
en el reloj de mi vida."

Es liegt etwas urſprünglich Mächtiges in dem Drama, das ſich der Dichter ſelbſt nicht zu erklären vermochte, und gerade er war es, der, wenn man ihm davon ſprach, das abſurdeſte Urtheil fällte. Er fand ſeinen Don Juan z. B. charakterlos und undramatiſch, den er total unwiſſend und frech geſchaffen habe, nicht einmal das ausgezeichnete Libretto des Abbate da Ponte habe er gekannt. Doña Inés dagegen nannte er eine unſterbliche Schöpfung, das Sinnbild keuſcher Liebe, der ee es allein verdanke, daß ſein Drama den großen Erfolg habe. Aber wenn der kleine Mann mit dem bedeutenden Kopf es auch verſuchte, ſich ſelbſt zu läſtern, man glaubte es ihm nicht. Er war Vollblutdichter vom Kopf bis zur Sohle, deſſen bunte, regelloſe Phantaſie ſo endlos war, daß ihm darüber oft die Gedanken vergingen, die der Menſch zur alltäglichen Proſa des Lebens braucht. Er floh vor dieſer Miſere nach Mexico und fand auch da nicht, was er ſuchte. Ein verwandter Zug verband ihn dennoch mit ſeinem Don Juan Tenorio. —

Johannes Faſtenrath hat Zorrilla's Meiſterwerk mit großem Fleiß und rühmenswerther Genauigkeit uns Deutſchen übermittelt. Wie ſchwer es aber iſt, Trochäen aus dem Wohllaut der ſpaniſchen Sprache in unſre Konſonanten zu zwängen, iſt genugſam bekannt, und mancher Bühnenkundige wird vielleicht fragen, warum dee Ueberſetzer ſie nicht lieber in unſre geläufigeren Jamben umgeſtaltete. Würde der Geiſt der Dichtung aber nicht doch dadurch verlieren? Wenn die Trochäen auch hier und da ſehr hart klingen und dieſelben bei der unendlichen Schwierigkeit, mit welcher der Ueberſetzer zu kämpfen hatte, nur ſelten der fließenden Schönheit des Originals gleichkommen, ſo iſt das Drama dennoch auch in der Ueberſetzung von großer Wirkung, und wir ſind Johannes Faſtenrath zu Dank verpflichtet, daß er die deutſche Literatur mit dieſem univerſellen Kunſtdrama bereicherte. Ob und wann ſich unſre Bühnen des Don Juan Tenorio bemächtigen werden, bleibt zweifellos nur eine Frage der Zeit.

H. Keller-Jordan.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. Falckenbergs Geſchichte dee neueren Philoſophie. Daß Profeſſoe Falckenbergs Geſchichte der neueren Philoſophie ſaeben in drillee, verbeſſeeter und vermehrter Auflage erſchienen iſt (Leipzig, Veit u. Comp.), wird überall mit lebhafter Freude begrüßt werden. Denn es hat ſich das Buch durch die Gediegenheit ſeines Inhalts, das Geſchick ſeiner Anordnung, die Klarheit ſeiner Darſtellung allgemeine Aneekennung erworben, nicht nur in Deutſchland, ſaadern auch im Auslande. Die Behandlung hat hier in glücklichſter Weiſe die rechte Milie getroffen zwiſchen einer zu ſtarken und einer zu ſchwachen Entfaltung der Selbſtthätigkeit des darſtelleuden Autors: die Reinheit dee Bilder wird nicht getrübt dnech eine aufdringliche Subjektivität, aber zugleich wird hier unvergleichlich aiel mehe gebaten als bloße Umſchreibungen adee Auszüge, es iſt große Arbeit entwickell und Kunſt daran bewährt, die Denkee dem Leſer innerlich nahe zu bringen uad ihe Begriffsgewebe ihm duechſichtig zu machen. — Das Buch war ſchon in den früheren Auflagen in ſeinem Aufbau ſo wahlübeelegt uad auch in ſeinee Form ſa ausgeſeilt, doß Umwandlungen kaum irgend nothwendig waeen; ſa beſtehl das Neue in Erweiterungen und zuaar ſehr werthvallen Erweiterungen. Zunächſt ſind für das geſammte Gebiet die Ergebniſſe der heule ſa fruchtbaeen gelehrten Farſchung verwerthel und die Literaturangaben auf den Stand der unmittelbaren Gegenwart gebrachl; ſodann aber iſt die Bewegung dee Philoſophie in den letzten Jahrzehnten aufmerkſam verfolgt und umſichlig dargeſtellt. Einige wenige Sätze geben aſt eine vorzügliche Aufklärung über die charakteriſtiſche Richtung gegenwärtiger Denker (z. B. Paulſen, Wundt, Claß). Vom Auslande hat namenllich die engliſche und amerikaniſche Philoſophie eine ausführlichere Schilderung gefunden, im beſonderen wied die eingehende Darlegung des Spencer'ſchen Syſtems bis in ſeine einzelnen Diſeiplinen Vielen willkommen ſeiu. — Auch der Druck bringt Verbeſſerungen (z. B. mehr Abſätze, eine ſchärfere Abhebung der Literaturangaben vom fortlaufenden Text), die, im einzelnen klein, die Brauchbarkeil des Ganzen merklich erhöhen. — So wird der bewährte Führer auch im neuen Gewande eine freundliche Aufnahme finden und die Sache der Wiſſenſchaft fördern.

* **Erlangen.** Als Nachfolger Prof. Sellins iſt nach der „Chron. d. chriſtl. Welt" der Lia. Juſtus Köberle zum Repelenten dee alttetamentlichen Fächer an der lheologiſchen Fakultäl uaſrer Univerſilät ernannt worden. Lic. Köberle iſt ein Schüler von Kautſch.

* **Weimar.** Zum Gedächtniß der hahen Stifterin des Goethe- und Schiller-Archivs, der Großherzogin Sophie van Sachſen-Weimar, iſt an ihrem Todestage (den 23. März) in den Räumen des Inſtituts eine Ausſtellung intereſſanter, auf die Geſchichte der Goethe-Geſellſchaft und die Gründung des genannten Archias bezüglicher Urkunden eröffnel worden. Dieſelbe zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erſte eine Reihe von Erinnerungen an die aerſtarbene Stifterin, beſonders ihre eigenhändigen Aufzeichnungen über die van ihr veranſtallete neue nnd umfaſſende Ausgabe von Gaethe's Werken und den Plan zu einer geaßen, abſchließenden Goethe-Biographie, ſawie viele über dieſen Plan mit bedeulenden Gelehrten und Schriftſtellern gewechſelte Briefe enthält, während die andere Urkunden ans älterer Zeit, beſonders Briefe an und von Anna Amalia, Kael Auguſt, Herzagin Louiſe, Großherzagin Maria Paulowna; ferner Handſchriften der beiden Großen, ſolche aus beider Kindheit, wie aus der Blüthezeit ihrer Schaffenskraft, ſodann Handſchriften von Herder nnd Wieland umfaßt. Aus dee erſten Abtheilung heben wir beſonders hervoe das Glückwunſchſchreiben Sr. Maj. des Kaiſers und Telegramme der Geaßherzogin Louiſe von Baden gelegentlich der Eröffnung des Aechivs, Bismarcks Dank für die Ueberſendung der zu dieſer Feier geprägten Medaille, meheere Briefe Hermann Grimms, Paul Heyſe's und Ausſprüche Wildenbrucho und Kuno Fiſchers, ſowie die bei dee Eröffnung gehaltenen Anſprachen. Auch die Urkunde übee die Schenkung der Briefe Goethe's an Fran v. Stein iſt neben Erinnerungen an die Feier der goldenen Hochzeit des Weimarer Fürſtenpaares ausgelegt.

* **Jena.** Die älteſte ſcholtiſche Univerſität zu Saint Andrews ernannte anläßlich ihree Jahresfeiee den Profeſſor der Thealogie an unſeer Uniaerſität Hilgenfeld zu ihrem Ehrendoktor.

-x- **Leipzig,** 3. April. Hiee iſt der Gedanke aufgetaucht, dem Leipziger Studenten Goethe an dem ins nächſte Jahe fallenden 150. Geburtstag des Dichters ein Denkmal zu errichten. Ein ſolches hätte ſeine gute Berechtigung, denn in Leipzig hal Gaethe ſeine Studien beganaen und 3 Jahre der Univerſität angehört; in Leipzig hal er die unruhvolle ſchmerzlich-glückliche, genuß- nnd erfahrungsreiche Zeit der erſten Selbſtändigkeit durchlebt, hier iſt er von Künſtlern und Kunſtfeeunden in der mannichfachſten Weiſe angeregt nnd gefördert warden. Van dem abee, was in früherer Zeit nnd nach bis aar kurzem dazu dienen kannle, die Erinnerung an Goethe's Studienzeit in Leipzig lebendig zu erhalten, von den Häuſern, in denen er ein- und ausgegangen iſt, iſt heute nur nach wenig übrig; eins nach dem anderen iſt dem mächtigen Entfaltungsdrang der Handels- und Induſtrieſtadt zum Opfer gefollen und aom Erdboden aerſchwunden. Für alles das, was ſo verlaeen iſt, wüede ein Denkmal des Dichters wenigſtens einigen Erſatz bieten. Bildhauer Karl Seffner-Leipzig hat bereits einen Entwurf ſkizzirt, deſſen Ausführung etwa 30,000 Mael beanſpruchen würde.

* **Berlin.** Ueber die Erlangung des mediziniſchen Doktorlitels iſt, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, ſaeben eine wichlige neue Beſtimmung getroffen warden. An den meiſten deutſchen Univerſitäten kann die mediziniſche Doktarpeomotion ſchan var Ablegung der ärztlichen Staatsprüfnng erfolgen. Dies hat den Nachtheil, daß die in ſalcher Weiſe promovirten Mediziner, auch wenn ſie das Staatsexamen nachher nicht beſtehen, ſich Doktoren der Medizin nennen dürfen und da-

Digitized by Google

durch in vielen Kreisen die Auffassung erwecken, als ob sie approbirte Aerzte seien, während dies in der That nicht der Fall ist. Anders ist es nur bei den medizinischen Fakultäten zu Gießen, Leipzig und Rostock. Hier kann der medizinische Doktortitel — abgesehen von besonderen Dispensen, z. B. für Ausländer — in der Regel erst nach dem Bestehen der ärztlichen Staatsprüfung erlangt werden. Wie wir zuverlässig erfahren, ist jetzt auch für die medizinischen Fakultäten in Preußen eine ähnliche Bestimmung getroffen worden, die indessen erst am 1. Oktober d. J. in Kraft treten soll, damit die bereits in der Vorbereitung auf das Doktoregamen befindlichen Kandidaten in ihren Studienplänen nicht gestört werden.

* **Frankfurt a. M.** Die 8. allgemeine Versammlung der Deutschen meteorologischen Gesellschaft wird vom 14. bis 16. April in unsrer Stadt abgehalten werden. Aus der Reihe der angemeldeten Vorträge greifen wir die folgenden heraus: Dr. Gerstmann wird über Thaupunkttafeln sprechen und Professor Dr. Hellmann vom preuß. meterolog. Institut behandelt die für die Praxis der Beobachtung wichtige Frage der Fensteraufstellung der Thermometer. Professor Dr. Sprung aus Potsdam hat den Wolkenautomaten und die Schneeregistrirung am Potsdamer Observatorium zum Gegenstand eines Vortrags gewählt. Der bekannte Meteorologe Dr. Max Moeller aus Braunschweig hat drei Vorträge angemeldet, den ersten über eine begrenzte Abhängigkeit der Druckvertheilung von horizontalen Temperaturunterschieden und über die Abhängigkeit der Druckvertheilung von der Reibung, den zweiten über Stau- und Saugeströmr und den dritten über die Arten der Depressionen.

* **Aus Oesterreich.** Wie wir schon in einem Telegramm meldeten, ist am 2. April der ordentliche Professor der Pathologie an der Wiener Universität, Dr. Salomon Stricker, im Alter von 63 Jahren gestorben. Erst kürzlich hatte er sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor gefeiert. Hervorgegangen aus der großen Wiener medizinischen Schule, hat er durch eigene Leistungen und Forschungen das übernommene Erbe wesentlich vermehrt und gefördert. Nach Absolvirung seiner Universitätsstudien war Stricker, ein geborener Böhme, zunächst eine Zeit lang Assistent des Physiologen Brücke und wurde dann von dem großen Kliniker Oppolzer zum Adjunkten erwählt, um das weite Gebiet der experimentellen Pathologie auszubauen. Er that dies als Leiter einer der Klinik beigegebenen Anstalt für experimentelle Pathologie und durch Herausgabe eines großen Werkes, des „Handbuchs der Gewebelehre", an dessen Abfassung sich neben ihm die hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaften in Oesterreich und Deutschland betheiligten. Auch als Redakteur der „Wiener medizischen Jahrbücher" hat er viele neue Forschungen auf seinem speziellen Gebiete an das Licht gebracht. Strickers Hauptleistung ist es, die Experimentalpathologie als besonderes Fach begründet und ausgebaut zu haben. — Folgende Privatdozenten sind an österreichischen Hochschulen zugelassen worden: der Professor an der Wiener Handelsakademie Dr. Joseph Klemens Kreidig als Privatdozent für Ethik und Psychologie an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien; Dr. Max Neuburger als Privatdozent für Geschichte der Medizin; Dr. Emil Schwarz als Privatdozent für interne Medizin an der medizinischen Fakultät derselben Universität und Dr. Roman v. Baracz als Privatdozent für Chirurgie an der medizinischen Fakultät der Universität in Lemberg.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Der Minister des Innern hat jetzt den längst angekündigten Gesetzentwurf zur Einführung des Schulzwangs der Kammer vorgelegt. Derselbe befriedigt eigentlich keine Partei. Das Prinzip des Schulzwangs ist allerdings darin aufgenommen, allein es sind so viele Ausnahmen gestattet für diejenigen, welche, wie man hier sagt, „Gemüthsbeschwerden" haben, daß das Prinzip fast wieder aufgehoben wird. Die ultramontanen und protestantisch orthodoxen Zeitungen 2c. sind mit diesen Ausnahmen noch lange nicht zufrieden und bieten alles auf, das Gesetz zu Fall zu bringen; die liberalen Blätter dagegen verlangen, daß die Hinterthüren zum größten Theil geschlossen werden müssen. — Die HH. C. A. v. Saber, Konservator des Museums und Direktor der Kunstindustrieschule zu Haarlem, sowie sein Assistent Hazenkamp begeben sich nach Java, um dort von den Basreliefs, Bildern u. s. w., welche in der Nähe von Djoejakarta massenweise vorkommen und hohen Werth besitzen sollen, Reproduktionen anzufertigen. Ferner sollen Abbildungen gemacht werden von den Bildern im Museum der „Bataviaasch Genootschap voor Kunsten en Wetenschappen", welche sich größtentheils auf die Geschichte Buddha's beziehen. Endlich will man auch die Tempel zu Prambanam, Halaesan, Tjandi, Sari u. s. w. besuchen, um Abbildungen von den großen ornamentalen Details derselben zu machen. Alle diese Reproduktionen sollen dazu dienen, die Mauern, Terrassen 2c. der Gebäude zu nerzieren, welche die Niederländisch-Indische Sektion auf der Weltausstellung zu Paris 1900 errichten will, um damit zu veranschaulichen, wie die altindische Kunst mit Beziehung auf Religion und Leben der Bewohner Java's sich da entwickelte und äußerte. — Die Verlagsfirma A. W. Sythoff in Leiden bereitet eben den dritten Band der Codices Graeci et Latini in photographischer Reproduktion vor. Derselbe enthält Plato, Codex Oxoniensis Clarkianus 39 saec. IX (anno 896). Prof. Th. W. Allen zu Oxford hat eine ausführliche lateinische Vorrede dazu geschrieben. Dieser Kodex zählt 830 Seiten und erscheint in zwei gleichen Theilen, von welchen der erstere im Laufe dieses Jahres, der andere im Anfang des folgenden Jahres ausgegeben wird. — Am 27. März starb der Bildhauer Prof. Strackè zu Baarn, wohin er in den letzten Jahren sich zurückgezogen hatte. Geboren 1820 zu Dorsten in Westfalen, bildete er sich in Berlin als Bildhauer aus und ließ sich dann zu Arnheim in Holland nieder. Seine Thätigkeit daselbst bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst. Er schuf u. a. das Grabdenkmal für General Seelig auf dem Kirchhof zu Breda, das Monument für Pieneman auf dem Kirchhof zu Amsterdam, Medaillons für die Façade des Gebäudes Arti et Amicitiae zu Amsterdam u. s. w. Im Jahre 1868 wurde er zum Professor an der Akademie für bildende Künste zu Amsterdam ernannt, wo er bis 1889 thätig war, dann aber seine Entlassung nahm und seitdem zu Baarn lebte. Aus seiner Amsterdamer Periode stammt z. B. das Denkmal „Alkmaars onzet", verschiedene Grabdenkmäler, Büsten, z. B. von den Dichtern Beets, Potgieter u. A.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. A. Hickmanns Geographisch-statistische Darstellungen über die Bier- und Weinproduktion, Verbrauch per Kopf u. s. w. im Deutschen Reich und in Oesterreich-Ungarn. Wien, Leipzig, Kartographische Anstalt G. Freytag u. Berndt. — Dr. Joh. Schubert: Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik. Hamburg, Verlagsanstalt 1898. — Dr. H. Töpfer: Die Herkunft unsrer Zierpflanzen. Ebd. — *Georges Blondel:* L'essor industriel et commercial du peuple allemand. Paris, L. Larose 1898. — Paul Dehn: Kommende Weltwirthschaftspolitik. (Zur Flottenfrage.) Berlin, Trowitsch u. Sohn 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Laienverstand und Rechtsprechung

(§§ 157, 242 B.G.B.).

Von (18402)

Prof. Dr. Danz,

Oberlandesgerichtsrath in Jena.

Preis: 2 Mark 50 Pf.

Abdruck aus Jhering's Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerl. Rechts. 2. Folge 31. Band.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 5. April. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Basco da Gama. I. Von Dr. Franz Hümmerich. — Das neugriechische Schulwesen. Von Dr. Karl Dieterich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Basco da Gama.*)

Von Dr. Franz Hümmerich.

I.

Am 20. Mai 1898 geht das 4. Jahrhundert zu Ende, seit der kühne portugiesische Seefahrer die Verbindung zwischen der abendländischen Welt und den Gewürzländern des indischen Ostens auf dem Seewege ums Kap der guten Hoffnung hergestellt hat. Seit Generationen war ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Orient und seinen erträumten Reichthümern durch die westliche Welt gegangen. Ihm folgte Columbus, als er 1492 unbewußt eine neue Welt aus den Fluthen des Atlantischen Ozeans hob, ihm folgte Vasco da Gama, als er 1497 am 8. Juli zu der folgenreichen Aufsuchung eines östlichen Seewegs nach Indien den heimathlichen Hafen verließ. An den weltgeschichtlichen Wirkungen gemessen, steht seine That hinter der Entdeckung Amerika's kaum zurück, aber der Antheil, den die Persönlichkeit des Entdeckers schöpferisch und gestaltend an der Idee seiner Fahrt nimmt, ist ungleich geringer als bei Columbus. Der Genueſe hat auf seiner Bahn gegen Sonnenuntergang keinen Vorläufer gehabt, die Eröffnung des Seewegs nach Ostindien ist nur das Endglied in einer langen Reihe wohldurchdachter, planvoll durchgeführter Fahrten, deren letzte den Bartolomeo Diaz bereits über das Kap der guten Hoffnung hinaus bis fast an die Grenze des von morgenländischen Kulturpfaden berührten Negergebietes geführt hatte.

Um Gama's Aufgabe nach Wesen und Umfang klar zu erkennen und damit einen Maßstab zu gewinnen, an dem die geschichtliche Größe seiner That gemessen werden kann, müssen wir einen Blick rückwärts werfen und uns die Entwicklung vergegenwärtigen, welche die portugiesischen Entdeckungen im Laufe des 15. Jahrhunderts genommen hatten.

Die mächtigen Impulse, die von der Persönlichkeit Heinrich des Seefahrers ausgegangen waren, hatten in wenigen Jahrzehnten die portugiesischen Karavellen auf dem Ozean heimisch, die portugiesischen Küstenbewohner zu den kühnsten und besten Seeleuten ihrer Zeit gemacht. Der Schleier des Geheimnisses, der über dem westlichen Ozean geruht hatte, war gelüftet, die aus antiker Quelle überkommenen Märchen der arabischen Geographen von einer zähflüssigen See der Dunkelheit, wo kein Windhauch ein Segel über die erstarrten Tiefen trage und kein Stern durch die ewige Nacht dem Schiffer seinen Weg weise, der alte Glaube an die Unbewohnbarkeit des Tropengürtels, war den in atlantische Räume und längs der westafrikanischen Küste nach Süden vordringenden Entdeckern des Infanten Heinrich zerstoben wie Nebel in der Sonne. Aber das riesenhafte Werk zu vollenden, das ihm als Lebensinhalt und höchster Lebensgenuß vorschwebte, reichte ein Menschenleben nicht aus. Die Verwirklichung seines großen Gedankens, die Schöpfung eines neuen Portugal, das über die engen Grenzen der iberischen Halbinsel hinaus das benachbarte Marokko und die Küsten ganz Afrika's umspannend bis zu den Ufern der indischen Gewürzländer seine Herrschaft ausdehnen und die Segnungen des Christenthums nach dem fernsten Osten tragen sollte, die Verwirklichung dieses Gedankens hat er als ideales Vermächtniß der Krone Portugal hinterlassen. Was Heinrich der Seefahrer begonnen, hat nach kurzer Reaktionsperiode ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode mit gleicher Energie und in der bewußten Absicht, um das vermuthete Südkap Afrika's einen Seeweg nach Indien zu suchen, der geniale König Johann II. wieder aufgenommen. In seinem Auftrag folgte auf zwei Fahrten, 1482—1483 und 1484—1486, Diego Cão der afrikanischen Westküste bis fast an den südlichen Wendekreis, und 1487 gelang es dem Bartolomeo Diaz, das Südkap des Erdtheils zu umsegeln. Gleichzeitig erreichte, von Johann II. abgesandt, Pedro de Covilhao als erster Portugiese auf dem Wege über Kairo die Handelsplätze der Malabarküste Indiens und gelangte, auf arabischen Kauffahrern längs der ostafrikanischen Küste nach Süden segelnd, bis zu dem von Arabern besuchten Goldhafen von Sofala, also bis zum 20. Grad s. Br. Damit war die nautische Aufgabe eines östlichen Seeweges nach den Gewürzländern festgelegt.

Durch Bartolomeo Diaz, der bis zum Rio do Infante, dem großen Fischfluß unsrer heutigen Karten, seine Entdeckungen ausgedehnt hatte, war die beginnende nordöstliche Wendung im Verlauf der stumpfen Südseite des afrikanischen Kontinents festgestellt worden. Auf der anderen Seite war Pedro de Covilhao bis zum 20. Grad s. Br. vorgedrungen. Von den Arabern, denen Madagascar unter dem Namen der Mondinsel bekannt war, und deren Kenntniß der ostafrikanischen Küste bis in die Gegend von Kap Corrientes, also bis zum 24. Grad s. Br., reichte, konnte er jedenfalls erfahren, daß der Erdtheil, je weiter man nach Süden vordringe, um so weiter gegen Westen zurückweiche; denn die von der arabischen Wissenschaft mit starrem Autoritätsglauben festgehaltene Irrlehre des Ptolemäus, wonach der afrikanische Kontinent in südlichen Breiten gegen Osten umbiegen und den indischen Ozean in ein östliches Mittelmeer verwandeln sollte, war von den Seefahrern, welche die Zanzibarküste besuchten, schon im 10. Jahrhundert angefochten worden. Das konnte Pedro de Covilhao zweifellos nach Lissabon berichten, daß längs der ostafrikanischen Küste arabische Ansiedlungen weit nach Süden die morgenländische Kultur getragen hätten, und daß von dort ein lebhafter Handelsverkehr nach den indischen Häfen stattfinde. Diese arabischen Städte zu erreichen, mußte also

*) Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu München bei der Vasco da Gama-Feier am 15. Januar 1898.

das Ziel der von Süden kommenden Portugiesen sein; gelang es ihnen auf dem Weg ums Kap der guten Hoffnung diese Verbindung herzustellen, dann war das Problem des östlichen Seewegs gelöst; denn von da an brauchte man nur in den Bahnen der arabischen Seefahrer weiterzugehen. Das war die klar umschriebene Aufgabe, zu deren Lösung König Manoel — der geniale Johann II. war 1495 gestorben — am 8. Juli 1497 den Vasco da Gama aussandte.

Wer war der Mann, den König Manoel mit dieser wichtigen Sendung betraute? Vasco da Gama, der Entdecker des östlichen Seewegs, war in der Provinz jenseit des Tejo in dem Seestädtchen Sines geboren, wo sein Vater, Estevão da Gama, 1479 als Burggraf nachweisbar ist. Die Familie der Gama stammte aus dem Alemtejo und hatte sich im Dienste des Vaterlandes Ehrentitel erworben, gehörte aber nicht zu dem hohen Adel Portugals. Aus der Ehe des Estevão da Gama waren drei Söhne und eine Tochter hervorgegangen. Unser Entdecker scheint als der dritte Sohn um 1469 geboren zu sein. Ueber die Jugend des Vasco da Gama wissen wir so gut wie nichts. Seine Kindheit wird er zu Sines verlebt haben im Angesichte des Meeres, auf dem er die Unsterblichkeit erringen sollte. Sehr früh muß er sich dem seemännischen Berufe zugewandt haben, und man wird vermuthen dürfen, daß er seine nautische Ausbildung auf Fahrten nach der Guineaküste erworben hat. In das öffentliche Leben scheint er 1492 zum erstenmal handelnd eingegriffen zu haben. Mit seinem sicheren Blick für Menschen hatte König Johann schon damals die ungewöhnlichen Fähigkeiten des 23jährigen jungen Edelmannes erkannt und in seine Dienste gestellt. Die hohe Meinung, die er nach dem Zeugniß seines Chronisten Rezende dem Vasco da Gama entgegenbrachte, bewahrte diesem auch Johanns Nachfolger, Manoel, und so sehen wir 1497 den 28jährigen Mann als Geschwaderkommandanten an die Spitze eines Unternehmens gestellt, das im Falle des Gelingens auf die nationale Entwicklung Portugals die unabsehbarsten Wirkungen ausüben mußte. Mit der nun folgenden Schilderung der ersten Indienfahrt stehe ich großentheils in Gegensatz zu dem bekanntesten der jetzt lebenden Historiker des Zeitalters der Entdeckung, zu S. Ruge, und nähere mich wieder der Darstellung von Oskar Peschel, der zwar auf abgeleiteten, aber in der Hauptsache doch zuverlässigen Quellen gefußt hat. Die von mir gegebene Schilderung beruht auf dem tagebuchartigen Bericht, den ein Seemann von Gama's Geschwader hinterlassen, und der für die besten Historiker des 16. Jahrhunderts die unmittelbare Quelle gewesen ist, wie ich in meinem Buche über Vasco da Gama nachzuweisen gedenke.

Die Flottille, die zu der folgenreichen Unternehmung auslief, bestand aus 3 Fahrzeugen von 50 bis 120 und einem Proviantschiff von 200 Tonnen. Die „Gabriel" befehligte Vasco da Gama, die „Raphael" sein Bruder Paulo, die Karavelle „Berrio" ein Ritter des königlichen Hauses Nicolao Coelho. Am 8. Juli 1497 verließ das Geschwader den Ankerplatz von Rastello im Tejo, passirte acht Tage später den nördlichen Wendekreis und warf Ende Juli bei der Kapverdeninsel Santiago Anker. Von dort stach man am 3. August wieder in See. Monatelang kämpfte nun das Geschwader auf der Fahrt nach Süden mit widrigen Winden, obwohl Vasco da Gama, um die südöstlichen Luftströmungen der Niederguineaküste zu vermeiden, sich weitab von derselben hielt und am 22. August gut 800 Leguas westlich davon entfernt war, so daß er sich bis auf wenige Grade der brasilianischen Küste genähert hatte. Am 1. November sahen sie zahlreich schwimmende Tange, die Anzeichen der Kapnähe bei den späteren Seefahrern, und am 8. November warf das Geschwader in einer weiten von Heideland und Buschwald umgebenen Bucht Anker, die von den Seefahrern den Namen der St. Helenabucht erhielt. Da zu jener Zeit die Seeleute mit dem unvollkommenen Astrolab noch nicht imstande waren, bei der schwankenden Bewegung des Schiffes an Bord eine genaue Breitenbestimmung vorzunehmen, so hatte man gegen seinen Willen 2 Grad nördlich vom Kap der guten Hoffnung die Küste erreicht. Mit der ärmlichen Buschmännerbevölkerung, die mit Pflanzenwurzeln, Gazellen- und Robbenjagd ein dürftiges Dasein fristete, kam es nach kurzem Frieden zu einem Zusammenstoß, bei dem Vasco da Gama und ein paar von seinen Leuten leichte Verwundungen davontrugen. Am 22. Nov. doublirte das Geschwader, nachdem es vier Tage lang gegen den wehenden Südsüdost vergebens angekämpft hatte, das Kap der guten Hoffnung. Drei Tage später fielen die Anker in der Mosselbucht, wo der Instruktion gemäß das Proviantschiff zerstört wurde. Zum Zeichen der Besitznahme errichtete man am Ufer eine Wappensäule. Es waren das kleinere Pfeiler von etwa zwei Meter Höhe, die das Wappen Portugals und zu den verschiedenen Zeiten eine ein-, zwei- oder dreisprachige Inschrift trugen. Sie waren seit 1482 bei den Entdeckungsfahrten im Gebrauch. Die Inschrift gab in portugiesischer, eventuell noch latinischer und arabischer Sprache den Namen des Königs und des Entdeckers, sowie das Jahr der Errichtung an. Mit der Aufpflanzung eines solchen Wappenpfeilers war rechtmäßig die Besitznahme eines Landes vollzogen gemäß den päpstlichen Bullen, die der Krone Portugal alle Länder vom Kap Bojador bis nach Indien feierlich zugesprochen hatten. Gama hat auf seiner Entdeckungsfahrt ihrer 6 errichtet, 4 an der afrikanischen, 2 an der indischen Küste. Am 7. Dezember trat das Geschwader, noch 3 Schiffe stark, die Weiterreise von der Mosselbucht an, und erst nach fünfwöchiger Fahrt, auf der die starke Moçambique- und Kapströmung vorübergehend die Entdecker tief entmuthigt hatte, ließ Gama, durch den empfindlichsten Wassermangel gezwungen, am 10. oder 11. Januar 1498 von neuem landen. Man hatte etwas nördlich der Delagoa-Bucht das Gebiet der Bantuneger erreicht. Von Sofala trennte den Entdecker jetzt eine Entfernung von nur noch 5 Breitengraden, aber die Strömungen veranlaßten ihn, auf der weiteren Fahrt sich von der Küste zu entfernen, und so fuhr er an dieser südlichsten der arabischen Pflanzstädte vorüber, ohne sie zu bemerken. Am 25. Januar lief er in die Quilimanemündung des Zambesi ein, um seine lecken Schiffe zu kielholen und zu kalfatern. Das Ufer des Stromes sollte ein Kirchhof für die Mannschaft Gama's werden; denn das heißfeuchte Klima des Landes im Bund mit dem heftig auftretenden Skorbut forderte zahlreiche Opfer. Während des mehr als vierwöchigen Aufenthalts am Zambesi war es, wo die Portugiesen bei der Negerbevölkerung auf die ersten Zeichen morgenländischer Kultur stießen. Seiner lebhaften Freude darüber gab Vasco da Gama Ausdruck, wenn er ihn den Strom der guten Vorbedeutungen nannte. Am 24. Februar verließ der Entdecker, nachdem er durch Errichtung eines Wappenpfeilers von dem Lande Besitz ergriffen hatte, mit größtentheils kranker Mannschaft das ungesunde Ufer und lief nach einer Fahrt von wenigen Tagen am 2. März in den Hafen der Inselstadt Moçambique ein. Damit war der nautisch wichtigste und schwierigste Theil seiner Aufgabe gelöst, die Verbindung mit den arabischen Städten war hergestellt.

Die Stadt Moçambique, welche das Geschwader erreicht hatte, stand zu jener Zeit wie Sofala unter der Herrschaft des Scheichs von Kilwa Kisiwani, des mächtigsten arabischen Fürsten an der Ostküste Afrika's, und wurde in

Digitized by Google

seinem Namen von einem Statthalter regiert, der den Titel Sultan führte. Die Stadt, als Zwischenstation für den Goldhandel von Sofala nach Norden angelegt, exportirte wie die ganze Küste vor allem Sklaven. Plumpe, aus Kokosplanken gezimmerte, ohne Nagelwerk mit Baststricken zusammengeschnürte Schiffe, die mit ihren schweren Mattensegeln nur vor dem Winde gingen, vermittelten einen lebhaften Handelsverkehr mit Arabien und Indien.

Der Scheich, durch die Ankunft der räthselhaften Fremdlinge überrascht, nahm die Portugiesen, die er für Türken und Mohammedaner hielt, zunächst gastlich auf und gab dem Kommandanten Erlaubniß, zur weiteren Fahrt zwei Lootsen anzuwerben. Aber all sein Wohlwollen schlug in Haß um, als er nach wenigen Tagen in den neuen Ankömmlingen Christen erkannt hatte. Die Flucht des einen Lootsen und der Versuch der Araber, die Portugiesen am Wassereinnehmen zu hindern, ließ den lateuten Kriegszustand rasch in offene Feindseligkeiten übergehen, wobei gleich der erste Zusammenstoß die Ueberlegenheit der portugiesischen Schiffe und Waffen deutlich zum Ausdruck brachte. Vier Wochen lang hielten Windstillen das Geschwadee in und bei Moçambique zurück, und erst am 7. April langten die Entdecker, nachdem sie infolge nächtlicher Dunkelheit und widriger Winde Kilwa Kisiwani nicht hatten erreichen können, vor der schönen Inselstadt Mombas an. In ihren Hafen, der von zahlreichen Schiffen und Wimpeln belebt war, fuhr Gama in klugee Vorsicht nicht ein, obwohl nach den falschen Informationen, die der verrätherische Lootse von Moçambique ihm gegeben hatte, hier zahlreiche Christen unter einem eigenen Herrscher wohnen und ungehindert Handel treiben sollten. Die von den Strapazen der langen Seefahrt und dem Skorbut aufs furchtbarste mitgenommene Mannschaft hoffte in der Stadt endlich Ruhe und Erholung zu finden, ja die Seeleute wiegten sich in dem angenehmen Traum, daß sie am nächsten Morgen — es war Palmsonntag — an Land gehen und mit den vermeintlichen Christen Messe hören könnten. Es sollte auch diesmal eine Enttäuschung sein. Nur ein reiner Zufall rettete in Mombas die Portugiesen vor den hinterlistigen Plänen des Scheichs und bei dieser Gelegenheit entfloh ihnen auch der zweite Lootse von Moçambique. So war denn Gama genöthigt, von neuem die Fahrt längs der Küste aufzunehmen, um einen Piloten für die Ueberfahrt nach Indien zu suchen. Es gelang ihm endlich in dem nördlicher gelegenen Malindi, wo eine von Generation zu Generation weitererbende Todfeindschaft gegen Mombas ihm die Wege ebnete. Nachdem ee mit dem arabischen Herrscher dee Stadt Freundschaft geschlossen und einen Lootsen für die Ueberfahrt über den Indischen Ozean gewonnen hatte, verließ er am 24. April 1498 die afrikanische Küste, und am 18. Mai tauchten aus Nebel- und Gewitterwolken die Ghats von Malabar vor den Augen der glücklichen Entdecker auf. Zwei Tage später fielen die Anker vor der Stadt Calicut, im 16. Jahrhundert einem der stolzesten Häfen der östlichen Welt. Am Tage nach seiner Ankunft sandte Vasco da Gama mit indischen Barken, die an Bord Lebensmittel anboten, einen portugiesischen Verbannten an Land, derselbe wurde von dem herbeiströmenden Volke in das Fremdenviertel der Stadt geführt und sah sich dort plötzlich zwei Mauren gegenüber, die aus Tunis stammten und spanisch und italienisch sprachen. Einer derselben begleitete ihn an Bord, wo er unter die überraschten Portugiesen mit dem in fließendem Kastilianisch gesprochenen, blumenreichen Gruße hintrat:

„Willkommen, willkommen! Viel Rubinen und viel Smaragden! Danket Gott auf den Knieen, daß ee euch in ein Land geführt hat, wo des Reichthums so viel ist."

Vasco da Gama war am Ziel seiner Reise angelangt. Welche Aufnahme er in dem neuentdeckten Lande fand, davon hing der weitere Erfolg seiner Reise ab.

Die Stadt Calicut, damals die Herrscherin über den ganzen Landstrich, der sich westlich der Ghats etwa vom 12. Grad n. B. bis zur Südspitze Vorderindiens erstreckt, war der wichtigste Knotenpunkt des ausgedehnten indisch-ägyptischen Seehandels. Die Fürsten der Meeresküste standen in einem lockeren Abhängigkeitsverhältniß zu dem mächtigen Calicut, dessen Herrscher den Titel Samudrin Raja, der Herr an der See, führte. Die Bedeutnng der Stadt lag darin, daß sie der Stapelplatz für alle Waaren des indischen Marktes war, wenn auch nur wenige davon im Lande selbst erzeugt wurden. In seinen Bazaren kamen die Edelsteine in den Handel, die auf Ceylon gegraben, die Perlen, die im Manaargolf gefischt wurden, nach Calicut strömten aus dem Osten die kostbaren Gewürze und Drogueu, für die Malakka der große Markt war. Von dort wurden sie größtentheils auf dem Seeweg durch das Rothe Meer und über Alexandria der abendländischen Welt zugeführt. Da lud man Gewürznelke, die nur auf der Molukkengruppe, Muskatnuß, die nur im Archipel der Bandasee erzeugt wurde; die vorzüglichste Quatität der Zimmetrinde, die von Ceylon, kam hier auf den Markt. Pfeffer, der in Malabae selbst und sonst nur noch auf Sumatra gebaut, Kampher, der von Sumatra und Borneo importirt wurde, alle diese Artikel des indischen Handels hatten in Calicut ihren großen Stapelplatz. Der Seehandel jener Gegenden lag ganz überwiegend in der Hand arabischer Kaufleute, die seit Jahrhunderten dort angesiedelt waren nnd in Calicut ein hohes Ansehen genossen. Daß in diesen Arabern die Portugiesen ihre gefährlichsten Gegnee finden würden, war von Anfang an voranszusehen. Die einheimische Bevölkeeung theilte sich in zahlreiche Kasten, welche schon damals ihre ursprüngliche Bedeutung verloeen und den heutigen Charaktee von Zünften angenommen hatten. Von politischer Bedeutung war nur die Priesterkaste der Brahmanen, die gesellschaftlich höchststehende, und die Kaste der Kriegee, die Najer, die beide durch keine Berührung mit niederen Kasteu sich beflecken durften. Waffen führten allein die Najer. Die Frauen ihrer Kaste fesselte an den einzelnen Najee kein eheliches Band, sie waren allen gemeinsam.

Zu der Zeit, wo das portugiesische Geschwader vor Calicut erschien, wae der Raja in seiner Hauptstadt nicht anwesend, als abee Vasco da Gama um eine Audienz nachsuchen ließ, kehrte er sogleich dahin zurück. Das poetugiesische Geschwadee ging auf seinen Befehl, da Calicut keinen geschützten Hafen besaß, in dem 5 Leguas nördlicher gelegenen Pandarani vor Anker. Am 27. Mai erschien daselbst mit einem Gefolge von 200 Najern ein hoher Würdenträger — Gozil heißt er in den Quellen — um den Vasco da Gama zur Audienz abzuholen. Es war am 28. Mai gegen Sonnenuntergang, als der malabarische Fürst, strahlend in Gold und Juwelen, unter golddurchwirktem Baldachin auf ein Ruhebett hingestreckt, die Fremdlinge empfing. Lässig befahl ee dem Vasco da Gama nach Landessitte mit den anwesenden Würdenträgern zu verhandeln, die dann ihm seine Aufträge übermitteln würden. Als dieser aber stolz erklärte, er werde als Botschafter des Königs von Portugal nur mit dem Raja selbst unterhandeln, wurde ihm eine separate Audienz bewilligt. Sie währte bis tief in die Nacht und der Raja versprach, die Vorschläge des Portugiesen in Erwägung zu ziehen. Sie zielten auf Anknüpfung kommerzielle Beziehungen ab, sowie auf völlige Verdrängung der Araber aus dem indischen Seehandel. Dieser letzte Plan mußte dem Vasco da Gama völlig durchführbar scheinen, weil die Entdecker in dem seltsamen Irrthum befangen waren, als ob die Inder ihrer überwiegenden Mehr-

heit noch Christen und zu einem Bündniß gegen die Mohammedaner sehr wohl zu gewinnen seien. Die nächste Audienz fand 2 Tage später, am 30. Mai, statt, und Gama erhielt vom Rajo die Erlaubniß zu Kauf und Verkauf in Pondarani. Aber die Haltung der Araber, die den Gazil bestochen, Gama selbst auf der Rückkehr noch Pondarani mehr als 2 Tage festgehalten und ihn ernstlich bedroht hatten, vereitelten jeden Erfolg. Zudem trat gleich vom Anbeginn die Erscheinung zutage, daß die europäischen Importartikel in Indien wenig verkäuflich und in dem gold- und silberarmen Lande nur noch Edelmetall Nachfrage war. Daran vermochte auch der Transport der Waaren nach Calicut nichts zu ändern. Trotzdem beschloß Gama bei seiner bevorstehenden Abfahrt, einen Faktor zu Kauf und Verkauf im Lande zurückzulassen. Aber der Samudrin, in der Zwischenzeit von dem Gazil und den Arabern gegen ihn aufgereizt, ließ unter dem Vorwand, daß man ihm die schuldigen Ausfuhrzölle hinterziehen wolle, den portugiesischen Faktor gefangennehmen und seine Waare beschlagnahmen, was Gama damit vergalt, daß er sechs vornehme und ein Dutzend ärmere Malabaren an Bord seiner Schiffe als Geiseln festhielt. Einen Theil derselben gab er widerrechtlich auch dann nicht frei, als der Samudrin ihm die eigenen Leute ausgeliefert hatte, vielmehr begrüßte er die indischen Boote, welche die letzten Waaren an Bord bringen sollten, mit dem Feuer seiner Geschütze. Am folgenden Tag — er war der 29. August — ließ er die Anker heben und trat die Rückfahrt nach Portugal an. Dem Angriff einer Flotte, die der empörte malabarische Fürst zu seiner Verfolgung abgesandt hatte, entzog ihn ein heftiger Gewittersturm, der die Portugiesen auf hohe See hinaus trug. Unter fortwährenden Windstillen kreuzte Gama nun längs der Küste nach Norden und nahm bei der Insel Anchediva einen Spion gefangen, der im Dienste des Statthalters von Goa als Kundschafter zum Ankerplatz der Schiffe, wo „Gabriel" und „Berrio" gekielholt wurden, gekommen war und einen Ueberfall plante. Es war ein Jude aus Posen, der in seiner Kindheit als Sklave nach Indien verkauft, dort zu Ehren und Aemtern emporgestiegen war. Er hat der Krone Portugal in Indien später wichtige Dienste geleistet. Noch vor Eintritt des Nordostmonsuns trat Vasco da Gama am 5. Oktober 1498 die Rückfahrt über den Indischen Ozean an, deren Leiden die der Hinfahrt noch weit übertreffen sollten und die verzweifelte Mannschaft bis zur offenen Meuterei gegen den eisernen Willen des Kommandanten trieben. Erst nach 3 monatlicher Fahrt, auf der mehr als 30 Leute dem Skorbut erlagen, wurde am 2. Januar 1499 die afrikanische Küste bei Magdischu erreicht. Nachdem man in Melindi ein paar Tage verweilt und frische Lebensmittel und Wasser eingenommen hatte, ließ Gama auf der Höhe von Zanzibar die „Raphael" anlaufen und verbrennen, weil mit seiner stark gelichteten Mannschaft drei Schiffe nicht mehr bedient werden konnten. Seinen schwerkranken Bruder nahm er mit einem Theil der Besatzung auf die „Gabriel", der Rest ging auf die „Berrio" über. Die Schiffsfigur des Heiligen, die das Vordertheil der „Raphael" geschmückt hatte, ist später wie ein Heiligthum in der Familie der Gama bewahrt und verehrt worden. Nachdem Ende April auf der Breite der Kapverdi'schen Inseln ein Sturm die zwei noch übrigen Schiffe getrennt hatte, kam Nicolao Coelho am 10. Juli 1499 in Lissabon an, wohin Vasco da Gama, der auf der Azoreninsel Terceira seinen Bruder zuvor hatte sterben sehen, Ende August oder Anfang September nachfolgte. Von den 148 Leuten, die 2 Jahre zuvor die Fahrt mit ihm angetreten hatten, sahen nur 55 die Heimath wieder.

Das neugriechische Schulwesen.

Von Dr. Karl Dietrich.

Das Schulwesen der Balkanvölker erfreut sich in Westeuropa immer noch sehr geringer Beachtung. So sucht man in der großen Schmidt'schen Encyklopädie vergebens nach den Artikeln Serbien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland. Diese Theilnahmlosigkeit mag verschiedene Gründe haben, berechtigte und unberechtigte: einmal sind diese Staaten in ihrer inneren Organisation noch zu klein und unfertig, ihr allgemeiner Kulturzustand noch zu niedrig, als daß sie durch großartige pädagogische und schulorganisatorische Leistungen die Aufmerksamkeit des Auslandes erregen könnten, wie etwa die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder auf kleinerem Gebiete die Schweiz. Auch ist es richtig, daß in ihnen kein auch nur annähernd so rühriges und allgemeines pädagogisches Leben und Streben herrscht wie hier. Denn obwohl sie in vielen Zügen sich mit den genannten Ländern treffend vergleichen lassen, wie in dem gleichmäßigen Mangel einer lebendigen historischen Tradition, sowie in dem stark ausgeprägten demokratischen Charakter, so ist doch nicht zu vergessen, daß die Balkanländer durch geographische Lage und geschichtliche Vergangenheit sich dem Orient nähern: auf einem Boden, der einst zum byzantinischen Reich und dann über 400 Jahre zur Türkei gehörte, kann man keine amerikanische Entwicklung erwarten. Im Gegentheil: es liegt auf jenen Völkern noch eine gewisse orientalische Lethargie, die aber nicht zu verwechseln ist mit türkischem Fatalismus. Gerade das Streben, sich aus jahrhundertlanger Gleichgültigkeit und Leblosigkeit zu neuer Lebensbethätigung und lange versäumter Theilnahme an der europäischen Kulturarbeit aufzuraffen, dieses Streben, wenn es auch nicht immer und nicht gleich von Erfolg begleitet ist, erweckt doch in dem Betrachter ein Gefühl der Befriedigung und der Zuversicht, daß auch jene vom Schicksal so hart behandelten Länder für europäische Gesittung nicht verloren sind und daß der deutsche Schulmann dort einen zwar weniger rasselnden und sichtbaren, aber um so positiveren und nachhaltigeren Erfolg zu verzeichnen haben wird, als der preußische Unteroffizier in der Türkei. Denn schon jetzt darf man sagen, daß das ganze Bildungswesen der christlichen Balkanvölker, in der Theorie wie in der Praxis, durchaus auf deutscher Grundlage ruht und von deutschen Ideen genährt wird. Besonders Herbart und seine Schule haben dort einen dankbaren Boden gefunden.

Unter allen diesen jungen Nationen stehen an Alter wie an Kultur relativ am höchsten die Griechen. Sie haben auch im Schulwesen die älteste Tradition, die auf Byzanz zurückgeht (nicht auf das Alterthum!). Von hier aus wurden auch die übrigen Stämme bekehrt und der Kultur zugeführt: das Alphabet der slavischen Völker ist aus dem Griechischen entlehnt, und griechisch sind in den Sprachen der Südslaven wie der Rumänen noch heute die Bezeichnungen für Lehrer und Schule. Auch gilt in den Gegenden, wo Griechen und Slaven zusammenstoßen, die griechische Bildung und Sprache als die vornehmere und begehrtere: in Makedonien blühen griechische Gymnasien selbst in Städten mit überwiegend bulgarischer oder rumänischer Bevölkerung, wie Saloniki, Serres, Zogori, Kortscha, Krushevo, Metsovo u. a.

Eine andere Frage ist es freilich, ob diese byzantinische Tradition den Griechen selbst für ihr Bildungswesen von Vortheil war, und diese Frage müssen wir nach den beiden vorliegenden Schriften, der von Dr. P. Kipper über das neugriechische Volksschulwesen (Großenhain und Leipzig, Starke 1897) und der von Dr. G. Sotiriadis über das Höhere Schulwesen in Griechenland und den griechischen Landschaften in der Türkei

(S.-A. aus Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“ Bd. 1, 2) entschieden verneinen.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der beiden Zweige des Schulwesens muß nämlich sofort die starke Abhängigkeit der Volksschule von der höheren Schule auffallen: Griechenland hat es bis zum heutigen Tage zu keiner wirklichen Volksbildung gebracht, ebensowenig wie zu einer nationalen, allverständlichen, volksthümlichen Sprache. Kipper führt diese Zustände mit Recht auf die ungesunden Verhältnisse des byzantischen Reiches zurück und erklärt es für einen Irrthum, die Türken allein dafür verantwortlich zu machen. Nur scheint er die byzantinische Zeit gar zu schwarz anzusehen und zu viel von ihr zu verlangen, wenn er besbesonders hervorhebt, daß von einer Volksschulbildung zu jener Zeit keine Rede sein kann. Wo wurde denn aber im Mittelalter — und um dieses handelt es sich hier doch — überhaupt etwas für Volksbildung gethan? Etwa in Deutschland vor Luther? — Und wie sah es hier noch bis ins 18. Jahrhundert mit der Volksbildung aus? Nicht das byzantinische Zeitalter als solches ist schuld an den traurigen Bildungsverhältnissen, als vielmehr die Thatsache, daß auf das griechische Mittelalter weder eine Renaissance, noch eine Reformation folgte, die eine Neuzeit vorbereiten halfen. Dazu aber hat es die türkische Eroberung nicht kommen lassen. Das Volk fiel zurück in den rettenden Schoß der Kirche, und die Bildung behielt der Adel in Händen.

Aus dieser Zeit stammt die älteste Form einer griechischen Schule, die sogenannte „hellenische Schule“. Sie wurde der Kern und — sagen wir es gleich — das Verhängniß des neugriechischen Schulsystems.

Denn die „hellenische Schule“ war in der Türkenzeit die einzige Stätte, die die Erinnerung an die Größe der alten Vorfahren wacherhielt; sie hatte daher eine hohe nationale Bedeutung. War sie doch der einzige Hort der Freiheit gegenüber der orthodoxen Geistlichkeit, von der sie sich losgerissen hatte. Aber eben dadurch war ihr Charakter rein humanistisch-gelehrt und von unsern Lateinschulen nur dadurch verschieden, daß man sich dieses gelehrten Charakters nicht bewußt war, sie vielmehr für durchaus national hielt. Man glaubte, das einzige Heil des Volkes beruhe auf der Wiederbelebung der Antike, und Männer wie Al. Maurokordatos im 17., Koraïs im 18. Jahrhundert haben dieser Ansicht gehuldigt, die damals auch eine gewisse Berechtigung hatte. Sie erkannten, daß „nur die ehemalige autochthone, griechische Bildung der Jungborn sei, aus dem das Volk die Schwungkraft zu den Gedanken und der Verwirklichung neuer Selbständigkeit schöpfen könnte“. Solcher Schulen gab es bereits 1757 in Griechenland nicht weniger als 73.

An diese humanistischen Schulen nun wurde das neue Schulsystem — wenigstens innerlich — angegliedert, nach unten die Volksschule, nach oben das Gymnasium mit je vier Jahreskursen. Der zugrunde liegende Gedanke war eben, daß die Bildung der Jugend auch auf der untersten Stufe nur mit dem Altgriechischen beginnen müsse und daß auch für die oberste Stufe die auf humanistischer Grundlage aufgebauten „hellenischen Schulen“ die beste Vorbereitung seien.

Diese Schule wurde aber ihrer Doppelaufgabe, höhere Volksschule und Untergymnasium zugleich zu sein, nicht gerecht. Nicht nur mußte sie sich selbst in ihrer ursprünglichen Bedeutung untreu werden, sie raubte auch der Volksschule und dem Gymnasium die Kraft, indem man bei der Organisirung nur an die äußere Eintheilung der Schulen, nicht an ihren inneren Zweck dachte und die Forderung einer volksthümlichen Ausbildung ganz außer acht ließ. Denn der Hauptlehrgegenstand der hellenischen Schule blieb nun auch nach Errichtung des Gymnasiums das Altgriechische. „Durch dieselbe alles überwuchernde grammatische Ausbildung in einer nicht mehr gesprochenen Sprache“, sagt Sotiriadis, „erreichte man aber auch den anderen Zweck nicht, eine wirklich sichere Grundlage für das höhere humanistische Studium zu schaffen, da man den Sprachunterricht . . . bloß nach seiner Bestimmung als einer nothwendigen Ergänzung des überaus ärmlichen Elementarunterrichts ansah und ihn aus diesem Grunde ganz oberflächlich und geistlos betrieb. . . .“

So erdrücken sich die drei Schularten gegenseitig, keine kann ihren Zweck erfüllen und sich frei entfalten.

Zu diesem für das Volk gänzlich unverdaulichen Klassizismus im Hauptlehrgegenstand sieht dann in seltsamem Kontrast die Ausländerei in der Methode und Organisation. Für diesen doppelten Druck legt besonders Kippers Buch beredtes Zeugniß ab.

Der erste verhängnißvolle Mißgriff geschah im Jahre 1813. Statt einer soliden, auf praktischer Arbeit beruhenden Elementarbildung, wie sie bei der furchtbaren Verkommenheit des Volks allein am Platz war, führte man das unfruchtbare Lancaster'sche Verfahren mit seinem System des wechselseitigen Unterrichts aus Frankreich ein, trotz der aufopfernden und den thatsächlichen Verhältnissen angepaßten Bestrebungen des hochherzigen Grafen Capodistrias, der leider innerhalb und außerhalb Griechenlands lange stark verkannt wurde und dessen edles Charakterbild Kipper in einem eigenen Kapitel (4) wiederhergestellt hat. Capodistrias wäre der einzige Mann gewesen, die moderne griechische Volksbildung auf eine gesunde Basis zu stellen. Er hatte in Deutschland Pestalozzi, Fellenberg und Wehrli, sowie ihre Erziehungsanstalten kennen gelernt und „das Ideal der Schule verwirklicht gesehen, die Griechenland noth that, und er vermochte diese Schule — Griechenland nicht zu geben.“ Seine Mittel waren zu gering, der französische Einfluß zu stark. Trotzdem blieb er seiner Ueberzeugung treu: nur „auf dem Grunde der Arbeit und des Elementarunterrichts“ konnte sich die Nation nach seinem Wissen von unten herauf wieder erbauen, „statt sich mit fremder Bildung in fremden Ländern zu versehen, wie mit einem modischen Kleide, das ihm nicht stand“. Capodistrias war der erste Märtyrer des griechischen Volksschulwesens, und viele Andere sind ihm gefolgt; denn bis zum heutigen Tage noch ist seine Forderung unerfüllt geblieben, die griechische Volksschule klebt auf der einen Seite an der veralteten gelehrten Schule, auf der anderen an der fremden und für Griechenland verfrühten europäischen Schulorganisation. Wohl erhielt Capodistrias als großer „Patriot“ sein Denkmal, wohl näherte sich auch mit der Thronbesteigung König Otto's das griechische Schulwesen dem deutschen (speziell bayerischen) an, aber eben wieder nur in der äußeren Organisation. Der Geist, falls man von einem solchen reden darf, blieb der alte, es fehlte der Inhalt für die neue, fremde Form, die Selbsterkenntniß war durch Kipper nicht geweckt worden, der scholastische Geist behauptete das Feld nach wie vor, und die Korruption der Verwaltung untergrub auch das beste Wollen des wahren Volksfreundes.

Unter diesen Umständen konnte auch die Aufhebung des „modo mutuel“ im Jahre 1880 und der enge Anschluß an das deutsche Schulwesen und seine Organisation (bes. an die preußischen „Allgemeinen Bestimmungen“ von 1872) begreiflicherweise nicht viel helfen, im Gegentheil, die plötzliche Aenderung brachte nur Verwirrung, und es ist nicht zu verwundern, daß die griechischen Volksschulen sich im Jahre 1882 in einem erschreckenden Zustand der Verwahrlosung befanden, wie aus den von Kipper ausführlich mitgetheilten Berichten einer im Jahre 1883 eingesetzten Kommission von außerordentlichen Volksschulinspektoren (S. 57 bis 65) zu ersehen ist. Die Hauptursache dieses traurigen

Ergebnisses steht er „in der Gewissenlosigkeit und demokratischen Zerfahrenheit des griechischen Charakters“. Obwohl dieser schwere Vorwurf kaum zu entkräften ist, erscheint er uns doch in seiner scharfen Einseitigkeit etwas ungerecht. Kipper hat als ein offenbar für seinen Beruf begeisterter Pädagoge das griechische Schulwesen zu sehr von unsern deutschen Verhältnissen aus beurtheilt und zu wenig die völlig verschiedenen kulturellen und sozialen Zustände der Balkanländer berücksichtigt. Man kann die Griechen nicht mit modern-westeuropäischem Maßstab messen; sie stehen im allgemeinen noch durchaus auf der Kulturstufe Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Es wäre daher wünschenswerth gewesen, hätte Kipper seiner Darstellung eine knappe Skizze über die allgemeinen Verhältnisse, über Bevölkerungsdichte, Verkehr, wirthschaftliches, soziales und geistiges Leben vorausgeschickt. Vieles würde dann dem Leser in einem milderen Lichte erscheinen und viele sonst unverzeihliche Zustände im Schulwesen würde er nachsichtiger beurtheilen, indem er sie als Reflex des allgemeinen Kulturzustandes auffassen würde. In kurzen Zügen mag daher an dieser Stelle daran erinnert sein, daß die durchschnittliche Bevölkerungszahl des Landes etwa 35 auf den Quadratkilometer beträgt, d. h. etwa so viel wie in Mecklenburg (in manchen Theilen ist sie aber noch weit geringer, z. B. in Mittelgriechenland). Nur in Athen und auf den Jonischen Inseln steht die Bevölkerungsziffer über dem Durchschnitt, etwa 80 auf dem Quadratkilometer. Leider erfahren wir von Kipper nichts näheres über das Schulwesen des Heptanes; zweifellos ist es aber besser als das des übrigen Königreichs; haben sich doch die Jonischen Inseln stets einer geordneten europäischen Verwaltung und somit einer verhältnißmäßigen Kultur erfreut, was sich schon in der hohen Bevölkerungszahl ausspricht. Doch das ist nur eine Ausnahme; das ganze kontinentale Griechenland, das ja ein Stück der Türkei bildete, ist schwach bevölkert, ohne gute Verkehrsmittel, wodurch die Erhaltung mittelalterlicher, patriarchalisch-feudaler Lebensverhältnisse begünstigt wird, die in Griechenland auf dem Lande noch allgemein herrschen und einer gesunden Reform des Schulwesens so störend im Wege stehen.[1]) Aehnlich muß es zu Pestalozzi's Zeiten in der Schweiz ausgesehen haben. Wenn man die Gewaltakte des Vogts in „Lienhard und Gertrud“ liest, wird man unwillkürlich an das gewissenlose Pascharegiment vieler griechischer Grundbesitzer und Abgeordneten von heute erinnert.

Also erst die wirthschaftliche, politische und geistige Befreiung der Masse wird auch eine freie innere Entfaltung der Volksschule herbeiführen. Bis dahin sind alle schönen Schulordnungen und Methoden verlorene Arbeit und fortgeworfenes Geld.

Daß übrigens in erster Linie die furchtbare politische und administrative Korruption an dem Elend der Volksschule in Griechenland schuld ist und nicht der Charakter des griechischen Volkes als solcher, geht deutlich aus zwei Thatsachen hervor: einmal, daß selbst innerhalb des Königreiches die Privatschulen, deren es eine größere Anzahl gibt als bei uns und die wegen ihrer politischen Unabhängigkeit sich einer großen Beliebtheit erfreuen, zumal das Reifezeugniß eines Staatsgymnasiums doch kein Recht auf Anstellung im Staatsdienste gibt, pädagogisch und organisatorisch höher stehen als die Staatsschulen, und sodann besonders daraus, daß die besten griechischen Schulen außerhalb des Königreichs, in der griechischen Türkei, zu suchen sind. Leider kommen diese in Kippers Darstellung gar nicht zu ihrem Recht, da er sich nur auf die Volksschulen des Königreiches beschränkt. Gerade im unfreien Griechenland aber ist die Schulorganisation vielfach zeitgemäßer und freier durchgeführt. An vielen Orten hat man hier die „hellenische Schule“ als unzweckmäßig beseitigt und dafür die vierklassige Volksschule zu einer sechsklassigen Bürgerschule gehoben, sowie das Gymnasium auf eigene Basis gestellt.

Ueberhaupt hätte sich mit dem chronologischen Eintheilungsprinzip Kippers das geographische passend vereinigen lassen, indem zunächst die Volksschulen des Königreiches selbst, wo die Jonischen Inseln als das einzige ehemals nichttürkische Gebiet besonders zu betonen war, sodann die der griechischen Türkei zu behandeln gewesen wären. So hätte sich nicht nur ein vollständigeres, sondern auch kulturgeschichtlich mannichfaltigeres und zugleich erfreulicheres Bild ergeben.

Bezeichnend für den segensreichen Einfluß privater Initiative im Bildungswesen der Griechen ist die Wirksamkeit des im Jahre 1869 durch Privatleute und Schulmänner gegründeten „Vereins zur Verbreitung griechischer Bildung“, des kurzweg sogenannten „Syllogos“ (Kap. 11). Sein Hauptverdienst war die Einführung deutschen Einflusses in die griechische Schule, die er durch Entsendung von Stipendiaten nach Deutschland, Verbesserung der Methoden, Lehrmittel u. s. w., durch Gründung von Volks- und Kleinkinderschulen, sowie vor allem des berühmten Seminars zu Saloniki, das zwar nur 10 Jahre (1876—1886) bestand, aber auf das ganze griechische Bildungswesen einen unermeßlichen, noch heute fortwirkenden Einfluß übte, zu erreichen suchte. Seine Organisation, die sich auf die der besten Seminare Deutschlands gründete, ist das Werk eines der bedeutendsten Volksschulpädagogen Griechenlands, des Makedoniers Ch. Papamarku, dem Kipper mit Recht ein eigenes Kapitel (13.) gewidmet hat. Er übernahm auch die Leitnng des Seminars, das in seiner Blüthezeit bis zu 500 Zöglinge hatte. „Wie einst die Lehrer Europa's zu Pestalozzi, so pilgerten die griechischen Jünglinge jetzt nach Saloniki. Ueber 120 ausgezeichnete Lehrer gingen von hier aus, hauptsächlich an die Schulen des unfreien Griechenland.“ Papamarku ist der erste wahre Reorganisator der griechischen Volksschule: „Die Seminare, der Seminarlehrplan, der einheitliche Lehrplan für die Volksschule, die Unterseminare für die Grammatodidaskalie. . . . Das alles ist mittelbar oder unmittelbar auf ihn zurückzuführen. In Deutschland besuchte Papamarku, nach der Promotion zum Doktor der Philologie in Göttingen, Seminare und Volksschulen in Sachsen, Württemberg, Anhalt, der Schweiz und Preußen.“ Zunächst wirkte er als Leiter des Seminars in Saloniki und Korfu, dann als Mitglied der Kommission zur Prüfung der Volksschulbücher, als Generalschulinspektor in Athen und schließlich als Abtheilungschef für das Volksschulwesen im Unterrichtsministerium ebendort. Besonders in letzterer Stellung hat er sich durch Einführung neuer Lehrpläne um die Hebung des gesammten Volksschulwesens in Griechenland hohe Verdienste erworben. Durch die Lehrpläne ist das erstemal wirklich Ordnung und Einheitlichkeit in den Unterricht der griechischen Volksschule gekommen. Sie müssen von durchgreifender Wirkung und von größtem Segen für die Volkserziehung werden. . . .“ „Die Hauptsache war, daß jetzt Leute im Ministerium saßen, die den ernsten Willen hatten und auch durchsetzten, das Schulwesen zu verbessern. . . . Die Schülerzahl hob sich ganz bedeutend. Am Ende des Schuljahres 1895 wurden zusammen in 2684 Schulen 158,644 Schüler unterrichtet. . . . Das Schwanken in der Schülerzahl innerhalb 8 Jahren von 97,800 über 60,000 auf 158,644 spricht deutlich dafür, was ein starker und freier Wille in Griechenland vermag. . . . Noch im Jahre 1889 kam Griechenland mit 4.8 Proz. der Schulerzahl von

[1]) Interessante Einzelheiten darüber gibt G. Hirschfeld in seinem lehrreichen Aufsatz „Griechenland im letzten Jahrzehnt“ (d. h. 1871 bis 1881), jetzt in seinen gesammelten Schriften: Aus dem Orient.

der Einwohnerzahl den niedrigsten Kulturstaaten Europa's, nämlich Rumänien mit 2.2, Portugal mit 2 und Rußland mit 1.6 Proz. nahe; 1895 hat es mit 7.9 Proz. beinahe Italien mit seinen 9 Proz. erreicht." Leider ist diese junge Blüthe wieder zerstört, nachdem Papamarku vor 3 Jahren das Opfer des Ministerwechsels (durch den Sturz von Trikupis) geworden. Hier zeigt sich wieder einmal die ganze Unhaltbarkeit des politischen Systems. „Ministerium, Universität, Gymnasien, Seminare, hellenische und Volksschulen, sie alle wurden oft bis auf den letzten Mann ausgefegt und gereinigt von den verruchten „trikupistischen Kreaturen", die jetzt Zeitung schreiben oder hungern gehen". Der neue Unterrichtsminister hob wieder einen großen Theil der Bestimmungen auf, die Papamarku mit vieler Mühe durchgesetzt hatte.

Diese Zustände sind um so bedauerlicher, als es, wie man sieht, durchaus nicht an pädagogisch hervorragenden Kräften fehlt, die bei einer besseren und stetigeren Verwaltung der Volksbildung große Dienste leisten könnten. Die meisten davon sind übrigens, im Gegensatz zu Papamarku, Herbartianer, wie die Herbart'sche Pädagogik in Griechenland überhaupt zu fast offizieller Geltung gelangt ist. Ihre Vertreter sind meist Schüler von Drobisch, Ziller, Stoy, Rein. Der Erste, welcher der Herbartschen Philosophie in Griechenland und der griechischen Türkei Eingang verschaffte und ihr eifrigster Vorkämpfer war Papadopulos, jetzt Professor an der Athener Universität. Neben ihm vertritt besonders die praktische Seite der Herbart'schen Lehre der schriftstellerisch höchst fruchtbare Dr. P. Oikonomos, der u. a. neben Papamarku in Saloniki wirkte und (1878) das neue Seminar in Athen gründete, das er ganz nach Stoy-Ziller'schen Grundsätzen organisirte. Einen Ueberblick über seine reiche schriftstellerische Thätigkeit, sowie die Namen anderer namhafter griechischer Schulmänner, die auf gleichem Boden stehen, findet man in der Zeitschrift für Philos. und Pädag., Jahrg. 4, Heft 6, S. 450 f.

Trotz aller dieser anerkennenswerthen Leistungen Einzelner muß man zugeben — und auch Kipper spricht das in einem für die Griechen höchst beherzigenswerthen Schlußwort aus — daß sie im günstigsten Falle als Zierath, dienen, nicht im Volke Wurzel schlagen, nicht zum nationalen Besitz geworden sind. Es sind nur mehr oder weniger glückliche Experimente. Auch Papamarku erblickt in dieser Sucht, immer die neuesten Errungenschaften der deutschen Pädagogik ohne weiteres herüberzunehmen, eine Quelle des nationalen Elends, verfällt aber selbst in den anderen, unseres Erachtens noch viel schlimmeren Fehler einer Anknüpfung des heutigen griechischen Schulwesens an das klassische Alterthum. Kipper weist dem gegenüber auf die großen Gefahren hin, die jenes gewaltsame und eine völlig schiefe Auffassung der Geschichte verrathende Bestreben zeitigen muß: „schon jetzt sind derartige Pläne von rein phantastischem Werth wie der Wohlfahrt des Volks überhaupt, so im besonderen einer fest begründeten und stetig verfolgten, also gediegenen Volkserziehung durchaus hinderlich. Diese Pläne zehren die Kräfte des Staats und die Interessen der Nation auf, sie fressen Staat und Nation hohl wie ein riesiger Wurm". Die einzige Rettung des Volks ist der Glaube an den Segen der Arbeit „ein neuer Glaube, wie ihn phantastische Ideen und die erstarrte archaistische Kirche nicht zu geben vermögen". „Für eine nationale Entwicklung der griechischen Volkserziehung kann zum Segen des Volkes immer nur allein auf die Maxime des Kapodistrias zurückgegriffen werden: vom Elementaren aus zu beginnen und darin seine Pflicht zu thun.

Das wird aber erst möglich sein, wenn das Volk von der unwürdigen Bevormundung der Gelehrtenklasse, unter deren Druck es jetzt steht, sich frei macht, die geistigen Fesseln abschüttelt, die es umklammern, und seine Kraft lähmen. Die Abhängigkeit des Volkes von den „Gebildeten", d. h. den Klassizisten, die das Monopol der Bildung in den Händen haben, kommt in der geschilderten Abhängigkeit der Volksschule von der gelehrten Schule nur zur Erscheinung; sie ist das Spiegelbild jenes allgemeineren Zustandes. Dem Kampf um die wahre Volksschule wird der Kampf um eine volksthümliche Kultur, d. h. eine volksthümliche Sprache und Literatur, vorausgehen. Dieser Kampf, der bereits entbrannt ist, wird zunächst außerhalb der Schule und zwar gegen diese selbst ausgefochten werden. Denn diese, d. h. die Gelehrtenschule, bildet ein starkes, nicht zu verachtendes Bollwerk des volksfeindlichen Klassizismus, der sein verwittertes Schutzdach noch über die Volksschule wölbt und ihr das Licht entzieht.

Wir müssen daher noch einen Blick auf die Organisation dieser Gelehrtenschule werfen, deren Vorhalle gleichsam die Volksschule ist, und die sich selbst wieder in zwei Theile gliedert, ihren eigentlichen Kern, die sog. hellenische Schule, und das daran angebaute Gymnasium.

Wie die hellenischen Schulen im Mittelalter, so bilden die Gymnasien in der Gegenwart einen Hort des altgriechischen Sprachbetriebs, d. h. jedoch durchaus im mittelalterlich-scholastischen Sinne, der nicht sowohl auf das Eindringen in den Geist des klassischen Alterthums gerichtet ist — dieser steht den heutigen Griechen wie den Osteuropäern überhaupt viel ferner als uns Westeuropäern —, sondern vielmehr auf einen recht byzantinischen, geistlöbtenden, grammatischen Verbalismus hinausläuft. Und damit wird die beste Zeit vergeudet, denn ein griechisches Gymnasium ist für jede Klasse mit 12 Stunden Altgriechisch bedacht! Dazu kommen noch 4 Stunden Latein, so daß die alten Sprachen fast genau die Hälfte des gesammten Lehrplanes ausfüllen. Etwas besser ist die Vertheilung in den hellenischen Schulen: hier entfallen zwar auch 11—12 Stunden auf das Griechische, wovon aber 3 Stunden auf das Neugriechische kommen, das von den Gymnasien ganz ausgeschlossen ist. Auffallend erscheint das Mißverhältniß zwischen Griechisch und Lateinisch, die sich wie 3:1 verhalten. Das hängt aber zusammen mit der aus der byzantinischen Zeit überkommenen Abneigung der Griechen gegen die Lateiner überhaupt. Das Verhältniß der beiden Sprachen zu einander ist also gerade umgekehrt wie bei uns im Mittelalter: die heutigen griechischen Gymnasien entsprechen im Wesen genau unsern Lateinschulen. Mit dem Unterschiede jedoch, daß man es in den ersteren trotz der großen Stundenzahl nicht einmal zur mündlichen und schriftlichen Beherrschung des Altgriechischen bringt. Auch von den übrigen Lehrgegenständen weiß Sotiriadis nicht viel Gutes zu sagen. Der Unterricht in Geschichte und Geographie wird als sehr trocken und mangelhaft betrachtet. „In der Arithmetik wird eine praktische Gewandtheit nicht erlangt, und der genossene mathematische Unterricht befähigt selten die Abiturienten zum Eintritt in die physikalisch-mathematische Abtheilung der philosophischen Fakultät."

Wenn es auch im allgemeinen richtig sein mag, daß die Hauptschuld hieran die schlechte Lehrmethode trägt, da es den Lehrern an jeder pädagogischen Vorbildung fehlt, so scheint doch, wenigstens für das Griechische selbst, der Grund tiefer zu liegen. Es muß doch befremden, daß bei der verhältnißmäßig so starken Aehnlichkeit der neugriechischen Schriftsprache mit dem Altgriechischen, die Schüler es nicht einmal dahin bringen, korrektes Attisch zu schreiben. Der Grund liegt aber für den, der die neugriechischen Sprachverhältnisse kennt, auf der Hand. Man müßte sich dann sogar wundern, wenn es gelänge, die Schüler zu dieser Fähigkeit zu bringen. Da nämlich die sogen. neugriechische Schriftsprache kein organisches Gebilde ist, wie etwa die

italienische oder die neuhochdeutsche, sondern ein Gemengsel aus viel spätgriechischen und byzantinischen, dagegen nur ganz wenig wirklich neugriechischen Formen, umgekehrt aber die Syntax, die dem Attischen erst seine Vollendung gab, ganz modernisirt ist, so ist klar, daß eine solche Sprache, die nur ganz äußerlich der alten angenähert ist, nie den Geist dieser wiedergeben kann, um so weniger, als die lautlichen und formalen Unterschiede zwischen beiden völlig verwischt werden und es so überhaupt an einer festen Basis fehlt, von der aus man zu der alten Sprache gelangt.

Wir mußten auf diesen Punkt etwas näher eingehen, um den Beweis zu liefern, wie auch auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in Griechenland die unselige und doch gänzlich äußerliche Alterthumssucht verwüstend gewirkt hat und wie sehr sie einer wirklichen, soliden Bildung hemmend im Wege steht.

Das bisherige Schicksal der griechischen Schule zeigt genau das gleiche widerspruchsvolle Bild wie die neugriechische Schriftsprache: das eines alten aus dem Mittelalter ererbten Rockes, der an allen Ecken und Enden reißt und den man immer wieder mit einem kleinen Stück modernen Tuches flickt, damit er wieder an einer anderen Stelle weiter reißt. Man kann den Griechen nur von Herzen wünschen, daß sie, nachdem der alte Rock im vorigen Jahre einen unheilbaren Riß davongetragen hat, sich nun endlich zu einem neuen entschließen möchten, zu dem das Tuch ja schon längst vorhanden und der ihnen wirklich auf den Leib geschnitten ist, nicht zu knapp und nicht zu weit sitzt. Möchten sie ihn aber bei einem einheimischen Schneider bestellen!

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Emile Faguet: Drame ancien, drame moderne. Paris, Armand Colin, 1898. Der Verfasser ist den Lesern seiner Literaturstudien über das XVI., XVII., XVIII. und XIX. Jahrhundert als selbständiger Kopf bekannt. Scharf, bisweilen — zumal in der Charakteristik Voltaire's — überscharf, ist der kenntnißreiche Kritiker in jedem Blatt lesenswerth. Als Theaterreferent des „Débats" ist er kein unwürdiger Nachfolger von Jules Lemaitre. Die Anmuth dieses Ironikers wandelt sich bei Faguet in die paradoxe Laune eines eigenartigen Denkers. Indessen Lemaitre oft nur spielt, geht Faguet als Grübler und Forscher seine eigenen Wege. So auch in der obenerwähnten Abhandlung über das antike und moderne Drama. „Modern" ist in Faguets Untersuchungen übrigens vorwiegend nur die shakespearische und die klassizistische französische Tragödie. Als Ergebniß seiner anregenden Vergleichung fällt die Entscheidung: Das griechische Drama zielt auf Harmonie und Schönheit; die englische Tragödie strebt nach historischer und philosophischer Vertiefung; die französische Tragödie wirkt wesentlich rhetorisch-didaktisch. Meines Erachtens hätte das thema probandum anders zu lauten: Der Sinn für das echt Tragische, der Corneille und Racine fehlt, ist in der französischen Literatur in anderen Kunstformen vorhanden: in den Charakterkomödien von Molière; in den Schriften der Moralisten; bei Novellisten, wie Merimée, Musset ꝛc.

B. W. C. Eine neue Baumwollpflanze. Aus Amerika kommt die Nachricht von der Entdeckung einer neuen Baumwollpflanze, die geeignet sein soll, in der Textilindustrie bedeutende Veränderungen hervorzurufen, und die vielleicht berufen ist, auch für unsre tropischen Kolonien zu einem beachtenswerthen Faktor sich auszugestalten. Der Ruhm der Entdeckung gebührt dem Engländer Adolf Kyte, der gegen Ende des Jahres 1893 im westlichen Afrika, etwa unter dem Aequator und 100 Meilen von der Küste, eine große Gruppe von 6—7 m hohen Pflanzen bemerkte, die zwar Baumwollkapseln trugen, sonst aber keine Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Baumwollstrauch (gossypium herbaceum) hatten. Der Stamm verzweigte sich nicht und die Blüthen, bezw. Kapseln saßen alle in dichten Haufen rund um den Stamm unten an der Erde. Die Eingeborenen machten keinerlei Gebrauch von der Faser. Kyte nahm Samenkorn der neuen Pflanze mit nach den Vereinigten Staaten; aber erst im vorigen Jahre wurde man dort ernsthaft auf sie aufmerksam. Ein Pflanzer in Georgien, Jackson, pflanzte etwa 5 Morgen, und siehe da: der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Wenn man den amerikanischen Berichten Glauben schenken darf, so ist der Baumwollbaum vom Congo eine ganz eminent wichtige Entdeckung und für die Südstaaten der Union eine Erwerbung, die berufen zu sein scheint, dereinst die alte Pflanze gänzlich zu verdrängen. Trotz einer sehr ungünstigen Vegetationsperiode wurde die Ernte jenes Farmers auf je 4 Ballen von je 600 Pfund pro Morgen geschätzt, und die Kommission von Sachverständigen war derart entzückt von der Qualität des neuen Erzeugnisses, daß sie es noch über die berühmte langfaserige Sea Island stellte. Die Spezies ist völlig verschieden von der aller anderen Baumwollpflanzen. Der Stamm ist gerade, kräftig, ungetheilt und mit einer faserigen Rinde umgeben. Die Blüthen sitzen unten am Stamm; sie entfalten sich nicht, sondern bleiben röhrenförmig, was den Inhalt im Gegensatz zu den anderen Arten vor Austrocknung schützt. Der Sitz der Kapseln in Erdnähe erleichtert naturgemäß die Ernte sehr. Alle diese günstigen Eigenschaften haben die Erwartungen der amerikanischen Baumwollpflanzer aufs höchste gesteigert und von allen Seiten strömen den Versuchsfeldern des „Mammathbaumwollbaumes", wie die Yankees die Pflanze nennen, Wißbegierige zu.

* **Straßburg.** Die Internationale Aëronautische Kommission hielt in den Tagen vom 31. März bis 2. April ihre Jahresversammlung in unsrer Stadt ab. Bekanntlich wurde diese Kommission von der im Jahre 1896 in Paris tagenden Konferenz der Direktoren meteorologischer Institute geschaffen zu dem Zwecke, die meteorologischen Beobachtungen mit Hülfe des Lastballons in Ausführung zu bringen. Die unbemannten Ballons, die sog. Ballons-sondes, die mit selbstregistrirenden Instrumenten ausgerüstet bis zu einer ganz beträchtlichen Höhe in die Luft geschickt werden, dienen hauptsächlich für solche Beobachtungen. Die bei diesem Verfahren gewonnenen Resultate und Erfahrungen sollten vor allem bei der diesmaligen Sitzung der Kommission erörtert und geprüft werden, die Konstruktion neuer Instrumente sollte an der Hand der gewonnenen Kenntnisse besprochen, neue Arbeitsziele sollten vereinbart werden. Der Amerikaner Direktor Rotch hat bekanntlich mit ausgeschickten Drachen, die eine Höhe von über 3000 m erreichten und daselbst während mehrerer Stunden gehalten wurden, bemerkenswerthe Versuche nach dieser Richtung hin unternommen. Hier in Straßburg ist zum erstenmal der von Professor Hergesell und Hauptmann Möddebeck verbesserte meteorologische Drachenballon in Anwendung gekommen, der denn auch am Samstag in Gegenwart der Kommission einen Aufstieg machte. Hiedurch ist auch eine andere der Kommission vorliegende wichtige Aufgabe, nämlich die Besprechung der Versuche, permanente meteorologische Stationen in der freien Atmosphäre zu errichten, um ein tüchtiges Stück gefördert werden, da eine solche Station nur mit Hülfe von gefesselten Luftballons möglich ist. Auch für die Organisation und Ausrüstung der zukünftigen meteorologisch-aëronautischen Beobachtungsfahrten ist auf Grund der Besprechung der vier ersten Auffahrten unbemannter Ballons, die von französischen Gelehrten veranstaltet wurden, eine gewisse Grundlage geschaffen worden. Die Kommission war unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, Prof. Dr. Hergesell, Direktor des meteorologischen Landesdienstes von Elsaß-Lothringen, fast vollzählig versammelt. Aus Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe, Paris, St. Petersburg, Moskau, Bukarest, Rom und aus Amerika waren Gelehrte zur Theilnahme an der Versammlung eingetroffen. Den wissenschaftlichen Sitzungen folgte am Samstag Nachmittag ein Festmahl, an dem außer den Mitgliedern der Kommission die Unterstaatssekretäre v. Schraut und Dr. Petri, sowie der Rektor und der Kurator der Universität, viele höhere Offiziere, Universitätsprofessoren u. s. w. theilnahmen.

* **Wien,** 5. April. Der Kunstkritiker Dr. Emerich Ranzoni ist gestern gestorben. Er hat sich besonders durch seine Berichte für die „N. Fr. Pr." bekannt gemacht.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 6. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baulle in München.

Uebersicht.

Die Lehrlingshaltung nach dem neuen Handwerkerorganisationsgesetz. Von Dr. Grunow. — Vasco da Gama. II. Von Dr. Franz Hümmerich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Lehrlingshaltung nach dem neuen Handwerkerorganisationsgesetz.

Faßt man die Handwerkerfrage, die ja seit der Publikation des Gesetzes über die Organisation des Handwerks wieder einmal mehr denn je das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt, als eine Kapital- und Bildungsfrage auf, so ist damit zugleich die Richtung und die Größe der Rolle gegeben, die dem Staate bei seiner Aktion zur Hebung des Kleingewerbes zufällt, und damit auch seine Stellung gegenüber der bedrängten wirthschaftlichen Lage des Handwerks genau präzisirt. Den Entwicklungstendenzen des Handwerks, der Auffaugung durch die Fabrik auf der einen, der Zersplitterung in Zwergbetriebe auf der andern Seite, die ja ihren letzten Ursprung in dem oft zu beobachtenden mehr oder weniger großen Kapitalmangel haben, wird sich am besten durch die genossenschaftliche Assoziation vorbeugen lassen. Das Maß der staatlichen Mitwirkung bei der Lösung dieser Kapitalfrage kann und wird nur gering sein: die Staatshülfe wird sich auf diesem Felde auf die Anregung und Unterstützung der Selbsthülfe beschränken müssen.

Ganz unverhältnißmäßig größer und wichtiger ist der Pflichteukreis, der sich dem Staate nach der anderen Richtung eröffnet, wie er am besten und sichersten für die Erziehung und Ausbildung des gewerblichen Nachwuchses — als ein Mittel zur Hebung der Konkurrenzfähigkeit des Handwerks — Fürsorge treffen kann.

Neben der Patronisirung und Subventionirung von Fach- und Fortbildungsschulen kommt hiebei vornehmlich die Fürsorge für eine ordnungsmäßige, tüchtige Ausbildung in der Werkstadt, die Lehre beim Meister in Betracht. Man darf nicht einwenden, der Handwerkerstand habe kein allgemeines Interesse an der Lehrlingsfrage, insofern als mehr als die Hälfte aller Handwerksmeister ohne jeden Gehülfen und Lehrling arbeite: der Gegenstand hat eine so allgemeine und weittragende Bedeutung für den gesammten Handwerkerstand, daß der Einwand nicht ernst genommen werden kann.

Daher haben denn auch die Gewerbe-Ordnung und die neueren Organisationsentwürfe stets das Schwergewicht auf die Bestimmungen über das Lehrlingswesen gelegt. Auch das neue Handwerkerorganisationsgesetz behandelt den Gegenstand in recht eingehender Weise und trägt den im Laufe der Jahre hiebei zutage getretenen Reformbedürfnissen Rechnung. Die Abänderungen des Titels VII Abschnitt III der Gewerbe-Ordnung, der die Materie regelt, bedeuten prinzipiell eine Weiterentwicklung und Fortbildung des geltenden Rechts. Im einzelnen sind die Neuerungen von größerer oder geringerer Tragweite. Die neuen Bestimmungen beziehen sich theils auf alle Gewerbetreibende, theils nur auf Handwerker. Dementsprechend zerfällt der Abschnitt III in zwei Unterabtheilungen: A. Allgemeine Bestimmungen, B. Besondere Bestimmungen für Handwerker.

Die Vorschriften, die für alle Gewerbetreibenden gelten sollen, stellen sich im wesentlichen als geltendes Recht dar. Soweit Neuerungen getroffen sind, bedeuten sie im allgemeinen eine Erhöhung der Anforderungen, die an den Lehrherrn in technischer und moralischer Hinsicht zu stellen sind. Für das Handwerk, das natürlich ihnen auch unterstellt ist, gewinnen die Aenderungen vielleicht zum Theil noch eine spezifische Bedeutung: sie charakterisiren sich als eine, wenn auch indirekte Präventivmaßregel zur Verhütung einer durch übermäßige Lehrlingshaltung erzeugten Konkurrenz im Handwerksstande. Wir werden auf diesen Gesichtspunkt unten noch näher einzugehen haben.

Die Verschärfung der an die Qualifikation des Lehrherrn zu stellenden Anforderungen äußert sich zunächst darin, daß solche Personen, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, von der Befugniß zum Halten oder Anleiten der Lehrlinge ausgeschlossen sind. Diese Bestimmung kannte die bisherige Gewerbe-Ordnung nicht; gleichwohl hatte sich die Aufnahme derselben in das neue Gesetz als dringend nothwendig erwiesen, schon als Korrelativ für die Unterstellung des Lehrlings unter die väterliche Zucht des Lehrherrn.

Einen Fortschritt bedeutet es auch, wenn das neue Gesetz der unteren Verwaltungsbehörde die Befugniß einräumt, Personen, die sich wiederholt grober Pflichtverletzungen gegen die ihnen anvertrauten Lehrlinge schuldig gemacht haben oder die in sittlicher Beziehung oder wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen zum Halten oder Anleiten von Lehrlingen ungeeignet erscheinen, das Recht der Lehrlingsausbildung ganz oder auf Zeit zu entziehen. Die Strafbestimmung der Gewerbe-Ordnung, wonach Lehrherren, die sich den ihnen kraft Gesetzes gegenüber ihren Lehrlingen auferlegten Pflichten entzogen hatten, mit einer Geld- oder Haftstrafe belegt werden konnten, ohne daß sie an dem weiteren Halten von Lehrlingen gehindert werden konnten, hatte sich nach den bisherigen Erfahrungen als gänzlich unzulänglich erwiesen und die Nothwendigkeit eines wirksameren Schutzes klar vor Augen geführt. Dieser ebenso billigen als gerechten Anforderung hat denn auch das neue Gesetz durch die Aufnahme der oben angeführten Bestimmungen entsprochen.

Die dem Gesetz zugrunde liegende Tendenz, an die Qualifikation des Lehrherrn höhere Anforderungen als bisher zu stellen, ließ es speziell für Handwerker als wünschenswerth erscheinen, auch hinsichtlich der moralischen Reife und der handwerksmäßigen persönlichen Schulung des anleitenden Meisters gewisse Kautelen zu schaffen. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß vielfach in Handwerkskreisen gerade jüngere Personen, denen es ebenso sehr an sittlicher Reife wie an technischer und geschäftlicher Ausbildung fehlte, bei Begründung ihres Betriebes in der Absicht, sich billige Arbeitskräfte zu verschaffen, Lehrlinge annahmen. Um diesen Miß-

ständen zu begegnen, statuirt das Gesetz für Handwerker die Sonderbestimmung, daß als Voraussetzung für die Befugniß der Lehrlingsanleitung die Vollendung des 24. Lebensjahres und der Nachweis der ordnungsmäßigen Erlernung des Handwerks, das heißt — solange die Handwerkskammer hierüber keine Vorschriften erläßt — der Zurücklegung einer mindestens 3jährigen Lehrzeit und der Ablegung der Gesellenprüfung gelten soll. Diese Bestimmungen müßten gegenüber der modernen Entwicklung unsres gewerblichen Lebens und der gerade im Handwerk zu beobachtenden Spezialisirungstendenz als Härte erscheinen: man denke nur an solche Fälle, wo — wie z. B. aus Gründen einer am Orte bestehenden erdrückenden Konkurrenz der Uebergang von einem Handwerkszweige zum andern zur Nothwendigkeit wird, oder an solche Personen, die ihre Lehrlingszeit in Fabriken zurückgelegt haben und erst in späteren Jahren zur Begründung eines Handwerksbetriebes übergehen können. Es entsprach daher nur Billigkeitsrücksichten, wenn man — neben anderen Erleichterungen — das Recht der Lehrlingsanleitung auch solchen Personen zugestand, die den oben aufgeführten Erfordernissen zwar nicht genügen, die aber das Handwerk 5 Jahre hindurch persönlich und selbständig ausgeübt haben. Die Motive gehen hiebei von der Ansicht aus, daß in einer 5jährigen Thätigkeit der Erwerb derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten möglich ist, welche zur ordentlichen Anleitung der Lehrlinge in dem Gewerbe nothwendig sind, zumal es sich in der Regel um Personen handeln wird, die sich in gereifterem Lebensalter befinden.

Als den Kernpunkt der Neuregelung des Lehrlingswesens möchten wir diejenigen Bestimmungen des Gesetzes bezeichnen, die darauf abzielen, der sogenannten Lehrlingszüchterei entgegenzutreten. Man wird dem Ausdruck eine doppelte Bedeutung und zwiefache Konsequenzen beilegen können: einmal nach der Richtung, daß eine übermäßige Lehrlingshaltung die technische Ausbildung des Einzelnen gefährden oder gar unmöglich machen wird, dann aber auch nach der anderen, daß eine solche eine Ueberschreitung des Bedarfs des Handwerks an jugendlichem Nachwuchs zur Folge haben wird.

Ueber die hier vorhandenen, allgemein bekannten und von den Handwerkern selbst schwer empfundenen Mißstände haben die im Sommer 1895 vom Kaiserlichen Statistischen Amt veranstalteten und im vorigen Jahre zur Ausgabe gelangten „Erhebungen über Verhältnisse im Handwerk“ Licht verbreitet auf Grund eines sorgfältig gesammelten und peinlich durchgearbeiteten Ziffernmaterials. Das Ergebniß war kein günstiges und übertraf zum Theil die gehegten Befürchtungen. Als Kriterium für den Begriff der Lehrlingszüchterei diente dem Statistischen Amt das Verhältniß der Zahl der in einem Handwerksbetriebe beschäftigten Lehrlinge zu der Zahl der handwerksmäßig ausgebildeten Betriebsgenossen (Gesellen, Werkführer, Meister). Die Erhebung, die sich auf Stichproben beschränkte, erstreckte sich (Tabellenwerk Tabelle I) auf 61,199 Meister, 40,189 Gesellen und 21,366 Lehrlinge. Unter den 61,199 Handwerksmeistern waren nur 26,823, die Personal in ihrem Handwerksbetriebe beschäftigten, unter ihnen wiederum 11,974, die nur mit Gesellen arbeiteten, also ohne Lehrlinge.

Bei dem Rest von 14,349 Meistern, der für unsre Untersuchungen in Betracht kommt, waren im ganzen 21,366 Lehrlinge beschäftigt.

Unter ihnen gab es 12,354 Lehrherren, die nach dem oben gestellten Kriterium eine normale Lehrlingshaltung hatten (d. h. die mit einem Lehrling und keinem Gesellen oder mit ebenso viel Lehrlingen als Gesellen, mit mehr Gesellen als Lehrlingen oder mit einem Lehrling mehr als Gesellen arbeiteten). Sie beschäftigten insgesammt 16,559 Lehrlinge und 23,171 Gesellen.

Der Rest von 1815 Lehrherren dagegen hatte eine übermäßige Lehrlingshaltung mit 4807 Lehrlingen und 521 Gesellen.

Wohin lieferte die Erhebung das Resultat, daß bei mehr als einem Fünftel aller Lehrlinge die Gefahr einer mißbräuchlichen Ausnutzung ihrer Arbeitskraft und einer mangelhaften technischen Ausbildung vorhanden war.

Noch weit ungünstiger stellte sich das Ergebniß hinsichtlich der Frage, inwieweit die Lehrlingshaltung den Bedarf des Handwerks an jugendlichem Nachwuchs übersteigt. Die dem Tabellenwerk beigegebene kurze Gesammtbetrachtung führt für diesen Gesichtspunkt aus: „Es gab im Erhebungsgebiet (wie schon oben bemerkt) 61,199 Meister, 42,043 Gesellen und 21,366 Lehrlinge; es gibt also in den Handwerksbetrieben selbst nur doppelt so viel Handwerksgesellen als Handwerkslehrlinge. Bei einer durchschnittlichen Lehrzeit von 3 Jahren sind demnach nur sechs Jahrgänge Lehrlinge in der Zahl der Gesellen enthalten. Auf die 61,199 Meister sind ferner — unter Berücksichtigung der Sterblichkeit — etwa 10—11 Lehrlingsjahrgänge zu rechnen. Im Handwerk selbst befinden sich also in der Gesellenmasse etwa 6, in der Meistermasse etwa 11, zusammen also höchstens so viel Individuen, als aus 17 Lehrlingsjahrgängen hervorgegangen sind. Andrerseits dürften aber mindestens 30 Jahre thätigen Erwerbslebens dem eben aus der Lehre Tretenden noch bevorstehen, wobei das Absterben auch schon berücksichtigt ist. Von diesen 30 Altersklassen sind aber nur 17 im Handwerk nachweisbar. So viel Gesellen als zur Besetzung von 13 Altersklassen gehören, fehlen also mindestens dem Handwerk, d. h. ungefähr so viel Gesellen müssen zu den Fabriken übergetreten oder ausgewandert sein oder den Beruf gewechselt haben. Für den Bedarf des Handwerks selbst an Lehrlingen ist die gegenwärtige Lehrlingszahl also zu groß.“

Nun gibt es ja eine Reihe von Handwerken, die ihren Ueberschuß an Lehrlingen und Gesellen ohne weiteres an die Großindustrie ableiten können, so namentlich die Schlosser, Schmiede, Tischler ꝛc. Bei vielen anderen Handwerksbetrieben aber ist diese Möglichkeit aus betriebstechnischen Gründen einfach verschlossen, und gerade für sie haben neuere Erhebungen, wie z. B. auch die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik ergeben, daß bei ihnen das Uebel der Lehrlingszüchtung am meisten vertreten ist. Ihr Lehrlingsballast bedeutete in der That nichts anderes als den Grund für eine übermäßige Konkurrenz, eine Herabdrückung der Existenzbedingungen für die Handwerksmeister sowohl als für die Handwerksgehülfen.

Die Beseitigung dieser Mißstände machte ein gesetzgeberisches Einschreiten erforderlich. Schon der Entwurf des Handwerkerorganisationsgesetzes hatte Beschränkungen in der Zahl der in einem Betriebe zu haltenden Lehrlinge vorgesehen, indem er dem Bundesrath und der Landescentralbehörde die Befugniß zusprach, Vorschriften über die Zahl der Lehrlinge, die in einem Handwerksbetrieb gehalten werden dürfen, zu erlassen. Das Gesetz selbst geht aber darin noch weiter: es ermächtigt außerdem die untere Verwaltungsbehörde, in Einzelfällen Gewerbetreibenden, welche eine übermäßige Zahl von Lehrlingen halten, die Entlassung eines entsprechenden Theiles der Lehrlinge aufzuerlegen und die Annahme von Lehrlingen über eine bestimmte Zahl hinaus zu untersagen; außerdem substituirt es als Organe, die für die Erlassung allgemeiner Vorschriften über die zulässige Zahl der Lehrlinge kompetent sind, in subsidiärer Weise dem Bundesrath und der Landescentralbehörde — die Handwerkskammer und die Innung.

Wirft man einen Gesammtüberblick über die neuen Gesetzesbestimmungen, so erhellt daraus die Tendenz, auf eine Erschwerung der dem Handwerke aus sich selbst heraus

erwachsenden Konkurrenz hinzuarbeiten. Das Gesetz strebt diesem Ziele zu einmal indirekt durch solche Maßregeln, die auf eine Kräftigung und Hebung der technischen und sittlichen Konkurrenzfähigkeit des Handwerks abzielen — hieher gehört die Erhöhung der an die Qualifikation des Lehrherrn zu stellenden Ansprüche —, andrerseits aber durch eine direkte Eindämmung der dem Handwerke aus einer übermäßigen Lehrlingshaltung erwachsenden Konkurrenz. Im Effekt kommt die letztere Maßregel dem Befähigungsnachweis sehr nahe. Während dieser aber erst den Hebel bei dem Uebergang von der Gesellen- zur Meisterschaft einsetzt, legt jene die Axt an die Wurzel des Uebels, sie reduzirt von vornherein die Lehrlingszahl und hindert damit die Zunahme rein proletarischer Zwergbetriebe und die Herabdrückung des Standes der Lebenshaltung der Handwerker.

Dr. Grunow.

Vasco da Gama.

Von Dr. Franz Hämmerich.

II.

Der Empfang, der in Lissabon dem kühnen Entdecker zutheil ward, entsprach der Größe seiner That. Außergewöhnliche Ehren und Belohnungen wurden in den folgenden Jahren auf ihn gehäuft. So schuf Manoel 1502 für den Seefahrer den Posten eines Admirals von Indien mit allen Ehren, Freiheiten und Rechten eines Admirals von Portugal und einem Jahrgehalt von 300,000 Real. Gleichzeitig verlieh er ihm, sowie seinen beiden noch lebenden Geschwistern, den Titel Dom für sich und ihre Nachkommen und ließ in das Wappen der Gama das portugiesische Königswappen aufnehmen. Welche Bedeutung man in Lissabon der neuen Entdeckung beilegte, welche ausschweifenden Hoffnungen für die Zukunft man daran knüpfte, läßt die Thatsache erkennen, daß Manoel dem bisherigen Titel des Königs von Portugal den eines Herrn der Eroberung der Schiffahrt und des Handels von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien hinzufügte.

In den 2½ Jahren, die zwischen Gama's Rückkehr von der ersten und dem Antritt seiner zweiten Indienfahrt liegen, hat derselbe allem Anschein nach seine Ehe mit D. Catharina d'Athayde geschlossen. Die Gründe, die man gegen diese Annahme geltend gemacht hat, beruhen auf ungenügender Quellenkenntniß.

Reichlicher als für diese Zeit fließen die Quellen zu Gama's Leben wieder für die Jahre 1502 und 1503, wo er von neuem in dem Hafen von Malabar erscheint. Die Darstellung, die ich von dieser zweiten Reise gebe, beruht nicht nur auf kritischen Studien über die bisher bekannten, sondern zum Theil auch auf Durchforschung bisher unbenutzter Quellen. Bevor wir uns jedoch Gama's weiteren Lebensschicksalen zuwenden, wird es nothwendig sein, einen Blick auf die Entwicklung zu werfen, welche die portugiesischen Angelegenheiten in Indien seit 1499 genommen hatten.

Der Seeweg nach den östlichen Ländern war durch Vasco da Gama eröffnet worden, aber nun galt es, dort Fuß zu fassen und den Gewürzhandel, der bisher von arabischen Kauffahrern betrieben, fast ausschließlich über Kairo und Alexandria gegangen war, den Händen der Araber und Mameluken zu entreißen und in die neuen Bahnen einzuleiten. Zwei Flotten, die zu diesem Zwecke im März 1500 und 1501 nach Indien abgingen, standen die erste unter dem Befehle des Pedralvares Cabral, die zweite unter dem des João da Nova. Die Feindschaft mit dem Samudrin Raja von Calicut, die nach kurzem, friedlichem Verkehr durch die Ermordung zahlreicher Portugiesen vom Geschwader des Cabral (Dezember 1500) in hellen Flammen auflohte, erwarb den Eroberern ihre ersten Freunde im Land; denn die Rajas der Nachbarstädte Cochin und Cananor, bisher widerwillige Vasallen des malabarischen Herrschers, benutzten die Gelegenheit und traten zu den Portugiesen in freundschaftliche Beziehungen. Trotzdem hatte bei den Unternehmungen dieser ersten Jahre der Kostenaufwand den Gewinn so beträchtlich übersteigen, daß Anfang 1502 König Manoel in einen Augenblick der Verstimmung gegenüber dem venetianischen Gesandten äußerte, wenn in diesem Jahre seine Angelegenheiten nicht besser von statten gingen, so werde er das ganze indische Unternehmen aufgeben.

So lagen die Dinge, als nach 2½ Jahren der Ruhe Vasco da Gama von neuem das Kommando über eine Flotte erhielt, die im Februar 1502 nach Indien abgehen sollte. Sie war in drei Geschwader getheilt. Das größte derselben, zehn Schiffe stark, stand unter seinem unmittelbaren Kommando, das zweite, aus fünf Schiffen bestehend, hatte Befehl, im Indischen Ozean zurückzubleiben und den arabischen Handel von und nach dem Rothen Meere lahm zu legen, an seiner Spitze stand Vicente Sodré, der Oheim des Vasco da Gama; das dritte Geschwader, ebenfalls fünf Schiffe, befehligte der Neffe des Entdeckers, Estevão da Gama. Die beiden Ersten verließen zusammen Lissabon am 10. Februar 1502 und passirten Ende Mai das Kap der guten Hoffnung. Beim Vorgebirg der Strömungen (Kap Corrientes) trennte sich der Admiral mit vier Schiffen von der übrigen Flotte, um Sofala zu besuchen, das er bei seiner ersten Reise nicht angelaufen hatte. In den paar Wochen, die der Entdecker sich dort aufhielt, wurde ein lebhafter Tauschhandel mit Gold getrieben, aber bei der Ausfahrt aus dem Flusse von Sofala ging an der Barre das Schiff des João da Fonseca verloren. In Mozambique traf man wieder mit dem Gros der Flotte zusammen. In den ersten Julitagen ging die Fahrt weiter nach der Inselstadt Kitwa Kisiwani. Ihren mächtigen Scheich, der die gegen Cabral erfolgreich angewandten Täuschungskünste wiederum versuchte und auf eine Zusammenkunft nicht eingehen wollte, zwang Gama mit Gewalt zur Anerkennung der portugiesischen Oberhoheit und zur Zahlung eines jährlichen Tributes. Hier bei Kilwa Kisiwani stieß Estevão da Gama, der am 1. April Lissabon verlassen und unterwegs die einsame Insel Trinidade im Atlantischen Ozean entdeckt hatte, mit drei Schiffen — die zwei anderen waren durch Sturm von ihm getrennt worden — am 23. Juli zu dem Admiral. Malindi, dessen befreundeten Herrscher Gama gern wieder aufgesucht hätte, konnte er infolge von Wind und Strömung nicht erreichen. In der ersten Hälfte des August durchquerten sie ganz nahe an der arabischen Küste hin den Indischen Ozean und erblickten, wahrscheinlich am 11. d. M., bei der Stadt Dabul die Gestade Indiens. Den ganzen September kreuzten sie nun in der Nähe der Küste, beständig auf der Jagd nach arabischen Kauffahrern, aber ohne Erfolg. Die letzten Septembertage endlich lieferten eines jener großen Pilgerschiffe in ihre Hände, die zwischen der Malabarküste und Mekka mit Hunderten von Gläubigen jedes Geschlechtes und Alters an Bord verkehrten. Die „Meri" kam von der heiligen Stadt zurück und führte zehn oder zwölf reiche Kaufleute aus Calicut. Die Frauen und Kinder nicht eingerechnet, waren 200 bis 300 Menschen an Bord. Ohne Widerstand ergab sich das wohlbewaffnete Schiff; man mochte hoffen, daß der Admiral sich mit der werthvollen Ladung begnügen und das Leben seiner Gefangenen schonen werde. Vasco da Gama ließ sich in der That die vorhandenen Waaren, Kostbarkeiten und Waffen ausliefern, dann aber gab er unerwartet den furchtbaren Befehl, das Fahrzeug mit allem Lebenden darauf zu ver-

brennen. Umsonst erschienen die unglücklichen, zum Tode verurtheilten Frauen an Deck und flehten, ihre Kinder auf den Armen emporhebend, um Gnade. Der Admiral sah durch eine Luke das Bild des Jammers an, aber starr und erbarmungslos hielt er seinen Entschluß aufrecht. Da griffen die Araber zu den letzten Waffen, die ihnen noch geblieben waren, mit dem Muthe der Verzweiflung wiesen sie einen Tag lang — es war der 3. Oktober — bis in die sinkende Nacht hinein alle Angriffe der Portugiesen vom hohen Bord ihres Schiffes zurück, und dann suchten sie, der Strömung folgend, zu entkommen. Vier Tage und vier Nächte machten die portugiesischen Segler vergebens Jagd auf sie, schon war man im Begriff, die Verfolgung aufzugeben, da spielte Verrath den Portugiesen das Schiff in die Hände. Als die Araber alles verloren sahen, warfen sie ihre letzten Kostbarkeiten über Bord, noch einmal brach tobend der Kampf los, und dann wurde das Schiff mit Mann und Maus ein Raub der Flammen. Nur 20 Knaben wurden geschont, um dereinst in Portugal die Mönchskutte anzulegen.

Abgesehen von diesem einen Fang hatte aber Vasco da Gama mit seinen Kaperfahrten nicht viel Glück, und so lief er am 18. Oktober die befreundete Stadt Cananor an. Unter großer Prachtentfaltung fand eine Zusammenkunft mit dem Raja statt, allein Besprechungen, die Gama mit den maurischen Kaufherren zur Festsetzung der Gewürzpreise anknüpfte, führten zu keinem Resultat, weßhalb er mit schroffem Protest gegen den Raja, der ihm jene Leute gesandt hatte, am 22. Oktober den Hafen verließ. Schon ehe er nach Cananor kam, hatte der Samudrin von Calicut Briefe geschickt, worin er ihn zum Abschluß eines Friedens und zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen einlud. Freilich erfuhr der Admiral gleichzeitig, daß er bei der Kunde von seiner Ankunft in Indien dem Raja von Cochin und Anderen den Vorschlag gemacht hatte, man solle den Portugiesen nirgends und um keinen Preis Gewürze verkaufen. Trotzdem folgte Gama der Einladung. Am 30. Oktober kam das Geschwader vor Calicut an. Der Samudrin schickte alsbald einen Gesandten und ließ sagen, daß er geneigt sei, unter billigen Bedingungen mit dem Kommandanten Frieden zu schließen. Der Admiral erwiderte darauf, er könne nur dann in Verhandlungen eintreten, wenn der Samudrin sämmtliche Mauren, ob Kaufleute oder nicht, aus Calicut vertreibe. Da der Raja diese unerhörte Forderung entrüstet zurückwies, ließ Gama eine Anzahl Fischer, die sich in ihren Barken friedlich der Flotte genähert hatten, von seinen Booten ergreifen und ein beladenes Schiff am Ufer wegnehmen. Auf den empörten Protest des malabarischen Herrschers und die Aufforderung, den Hafen zu verlassen, stellte er mit beleidigenden Worten ein Ultimatum und ließ noch denselben Abend seine Schiffe näher bei der Stadt ankern. Da an dem festgesetzten Termine (31. Oktober mittags) der Raja in seine Forderungen nicht gewilligt hatte, befahl er angesichts einer zahllosen Volksmenge, die drohend am Ufer auf und ab wogte, mehr als 30 gefangene Malabaren an den Raaen seiner Schiffe aufzuknüpfen. Darauf begann sofort das Bombardement der Stadt, das von den wenigen und schlecht bedienten Geschützen des Samudrin nur schwach erwidert wurde. Bei Einbruch der Nacht ließ Gama den Erhängten Kopf, Hände und Füße abschlagen, ihre Körper ins Meer werfen, die Gliedmaßen aber mit einem höhnischen Brief an den Raja in ein Boot legen und an Land treiben. Ein Augenzeuge schildert lebhaft die Scenen, die sich in jener Nacht bei Mondschein am Ufer abspielten, wie die Menschen schaarenweis aus der Stadt herbeieilten und die Einen sich schaudernd von dem entsetzlichen Anblick wegwandten, Andere die abgehauenen Köpfe aufnahmen und von sich weghielten, wohl um die der Ihrigen wiederzuerkennen und wie die dumpfen Sterbelieder der Hindu durch die Nacht herübertönten, so oft das Meer wieder eine der verstümmelten Leichen ans Ufer warf. Am folgenden Tage (1. November) wurde die Beschießung der Stadt von den Portugiesen wieder aufgenommen, und dann ging am 2. November die Flotte nach dem südlicher gelegenen Cochin in See, wo alsbald mit der Ladung der Schiffe begonnen wurde. Mitte November traf dort auch ein Gesandter des Raja von Cananor ein und bat im Namen seines Herrn, der Admiral möge ein paar Schiffe senden; es liege eine Gewürzladung für ihn bereit. Daraufhin wurden zwei oder drei Fahrzeuge nach Cananor abkommandirt. Um die Ladung rascher zu bewerkstelligen, schickte der Admiral Anfang Januar 1503 auch einige seiner Schiffe nach dem südlicher gelegenen Coulao ab.

Gleichzeitig traten neue Verwicklungen ein. Am 3. Januar erschien ein Brahmane mit seinem Sohne und zwei angesehenen Leuten in Cochin, der Briefe von Calicut überbrachte, worin der Samudrin den Admiral zum Abschluß eines Vertrags nach seiner Hauptstadt einlud. Dieser Aufforderung folgend, verließ Vasco da Gama am 5. Januar den Hafen der befreundeten Stadt und sandte sogleich nach seiner Ankunft vor Calicut die einzige Karavelle, die sein Schiff begleitete, nach Cananor, um den Vicente Sodré von dort herbeizubeordern. Aber der Samudrin hatte mit seiner Einladung den Admiral nur in eine Falle gelockt. Während der Nacht sah sich derselbe plötzlich von arabischen Sambuken dicht umringt, nur mühsam konnte er sein Schiff vor dem Feuer schützen, das sie daran zu legen versuchten, und wenn nicht rechtzeitig Vicente Sodré mit einem Schiff und zwei Karavellen angekommen wäre, so hätte der Kampf einen schlimmen Ausgang für die Portugiesen nehmen können. Den verrätherischen Ueberfall rächte der Admiral damit, daß er seine sämmtlichen Gefangenen im Angesichte der Stadt an den Raaen aufknüpfen und die Karavellen mit diesem furchtbaren Schmuck in den Masten zwei- oder dreimal vor der Stadt auf- und abfahren ließ. Dann kehrte er nach Cochin zurück und zog, da die Ladung beendigt war, zu einem entscheidenden Schlage auch die detachirten Geschwader wieder an sich. Am 10. Februar fuhr die vereinigte Armada von Cochin ab und lieferte der des Samudrin am 12. d. M. vor Calicut ein siegreiches Seegefecht, das nur deßhalb nicht allzu blutig verlief, weil die Portugiesen den nach kurzem Kampfe fliehenden Feind nicht genügend verfolgen konnten. Damit war Gama's Aufgabe in Indien erledigt, der Monsun wehte zur Fahrt, und so trat am 20. Februar der Admiral von Cananor aus die Rückreise an, diesmal quer über den Indischen Ozean, direkt auf Mozambique zu, wo sie Mitte April ankamen. Auf dieser Fahrt entdeckte er die Inselgruppen der Seychellen und Amiranten. Nach mancherlei Widerwärtigkeiten, Havarien und Ungunst der Winde fuhr das Gros des Geschwaders von Mozambique in der zweiten Hälfte des Juni ab und kam am 11. Oktober in Lissabon an.

Der kommerzielle Erfolg der Reise war glänzend. Ein einziges Fahrzeug war verloren gegangen, und auch davon hatte man die Ladung gerettet. Während die vier kleinen Schiffe des Geschwaders von 1501 im ganzen 1500—1600 Zentner Gewürze mitbrachten, führte Gama's Flotte nach der Schätzung italienischer Großkaufleute 32,000—35,000 Zentner davon ein, und der Werth der Ladung belief sich auf eine Million Dukaten, während die Gesammtkosten des Unternehmens auf 200,000 Dukaten berechnet wurden. Der Pfeffer sank bei Ankunft der Flotte auf die Hälfte des Preises, und dabei schlug der italienische Kaufmann Francesco Affaitato, der doch, wie alle Kaufleute, fünf Achtel seiner

Digitized by Google

Waare als Abgabe an den König zu zahlen hatte, den Erlös aus den ihm verbleibenden drei Achteln noch auf 250 Prozent seiner gesammten Auslagen an. Dem König fiel der Löwenantheil zu. Die Offiziere und Mannschaften scheinen beträchtliche, wenn auch nicht durchweg rechtmäßige Gewinne erzielt zu haben. Den des Admirals schätzt Francesco Affaitato auf 40,000 Dukaten. Vasco da Gama hatte das in seine Fähigkeiten gesetzte Vertrauen auch diesmal vollauf gerechtfertigt, und ein königlicher Erlaß vom 20. Februar 1504 bewilligte ihm ein weiteres Jahrgehalt von 400,000 Real für ihn und seine Nachkommen, wozu in späteren Jahren noch andere königliche Gnadenbezeigungen und Schenkungen kamen.

Vom Schauplatze seiner Thaten tritt der Entdecker nun für fast ein Vierteljahrhundert völlig zurück. In diese Periode seines Lebens hat erst neuerdings ein portugiesischer Forscher, Luciano Cordeiro, Licht gebracht. Zwei Jahre hat Gama an seine weltgeschichtliche That, die Entdeckung des Seeweges, gesetzt, 20 Jahre hat er gebraucht, um sein weiteres Ziel zu erreichen, die Lehensherrlichkeit über ein Fleckchen portugiesischer Erde und daran anschließend, die Erhebung in den erblichen Grafenstand. Worin liegen die Gründe dieser auffallenden Thatsache! Nach dem Tode von Gama's Vater hatte dessen Erbschaft als Burggraf von Sines offenbar der älteste der Brüder, Paulo da Gama, angetreten. 1497 aber, als der jüngere Vasco zum Kommandanten des Entdeckungsgeschwaders ernannt wurde, war Jener infolge einer Verwundung, die er dem Richter von Setubal im Streit beigebracht hatte, geächtet und seines Amts verlustig gegangen. Nur der Fürsprache des Bruders hatte er es anscheinend zu danken, wenn er von Manoel begnadigt wurde und als Kommandant der „Raphael" an der Entdeckungsfahrt theilnehmen durfte. Er starb, wie wir sahen, auf der Rückreise von Indien. Sei es nun, daß Manoel dem Vasco da Gama bei der Rückkehr im Jahre 1499 zur Belohnung seiner Dienste die Lehnsherrschaft über eine Stadt angeboten hatte, sei es daß dieser Gedanke von dem Entdecker selbst ausgegangen war, jedenfalls machte derselbe den Wunsch nach der Lehnsherrlichkeit und Burggrafschaft über seine Heimathstadt Sines geltend. Aber Sines gehörte dem Orden von Santiago, dessen Meister damals D. Jorge de Lencastre, ein natürlicher Sohn König Johanns II. und der schönen Anna de Mendonça war, und als Burggraf waltete dort der vornehme D. Luiz de Noronha, ein Sohn des Grafen von Odemira. Ehe also die Stadt als königliche Schenkung in aller Form an Vasco da Gama kommen konnte, mußte Manoel erstens eine Dispense des Papstes erlangt haben, wonach er den Orden für den Verlust von Sines mit einer anderen Stadt entschädigen durfte, zweitens mußte sich der Orden, damit die Schenkung in Kraft treten konnte, mit ihm über einen Tausch einigen und drittens D. Luiz de Noronha auf einen Vergleich mit dem König eingehen. Die Einwilligung des Papstes ließ nicht lange auf sich warten, und die Schenkung an Gama erfolgte formell durch eine Urkunde vom 22. Februar 1501. Aber der Orden von Santiago und D. Luiz de Noronha widerstrebten einer Verständigung. Für die Verluste, welche aus dieser Verzögerung dem Vasco da Gama erwuchsen, mußte der König ihn entschädigen, und so wies die gleiche Urkunde vom 22. Februar 1501 dem Entdecker, solange er in den Besitz von Sines nicht eintrete, ein Jahrgehalt von 1000 Goldcruzados zu, zahlbar durch die Casa da Mina.

So lagen die Dinge, als Gama 1502 seine zweite Indienfahrt antrat, und daran hat auch sie nichts geändert. Der Orden und D. Luiz de Noronha widerstrebten nach wie vor der Verständigung. Heftigen Temperaments und herrischer Natur, wie er war, reizte dieser Widerstand den stolzen Mann auf das äußerste, und als wollte er seinen Willen erzwingen, ließ er sich in der Stadt nieder und trat dort offenbar wie der rechtmäßige Herr derselben auf. Großartige Neubauten und Veränderungen, die er an seinen dortigen Besitzungen vornahm, brachten ihn bald in Konflikt mit dem Orden, die Zwistigkeiten scheinen sich zugespitzt zu haben, und D. Jorge de Lencastre erwirkte einen Erlaß des Königs Manoel, datirt vom 21. März 1507, worin der Admiral gemessenen Befehl erhielt, mit seiner Gemahlin Katharina d'Athayde und seiner Familie binnen dreißig Tagen die Stadt und ihr Gebiet zu verlassen und es ohne Erlaubniß des Ordensmeisters bei hoher Strafe nicht wieder zu betreten, desgleichen die begonnenen baulichen Veränderungen nicht weiter fortzusetzen. Nach diesem Ereigniß scheint Vasco da Gama seine Absichten auf Sines aufgegeben und Evora zu seinem Wohnsitz erwählt zu haben. Mehr als ein Jahrzehnt sah er seine Hoffnungen noch unerfüllt, und eine tiefe Erbitterung gegen den König ließ ihn 1518 sogar die Erlaubniß nachsuchen, daß er mit Weib und Kind das Reich verlassen dürfe. Erst das Jahr 1519 brachte die Erfüllung seines langjährigen Wunsches: mit dem Erwerb der Städtchen Vidigueira und Villa dos Frades, die der Herzog von Bragança ihm käuflich überließ, erhielt Vasco da Gama eine Lehnsherrschaft und wurde gleichzeitig vom König zum Grafen von Vidigueira erhoben. Bald nach der Erwerbung des Städtchens scheint er, vermuthlich 1520, dorthin übergesiedelt zu sein. Es war eine stattliche Familie, die er von Evora nach dem neuen Besitz mitbrachte. Sieben Kinder hatte ihm Catharina d'Athayde geboren, eine Tochter und sechs Söhne, von denen fünf später in Indien gedient haben. In den 4 Jahren von 1520 bis 1523 wird das Wirken des Admirals wesentlich seiner neuen Herrschaft gegolten haben; es fehlen darüber die Nachrichten.

Der König, auf dessen Flotten er sich die Unsterblichkeit errungen hatte, ging ihm ins Grab voran. 52 Jahre alt, erlag Manoel am 13. Dezember 1521 plötzlich und rasch einer epidemischen Krankheit. Er hatte von Gama's Diensten nach dessen zweiter Indienfahrt keinen Gebrauch mehr gemacht. Auf persönliche Ungnade aus dieser Thatsache zu schließen, sind wir nicht berechtigt. Auf indischem Boden hatte inzwischen Albuquerques mächtiger Schöpfergeist ein großartiges Kolonialreich erstehen lassen. Alle die Punkte, in denen die Fäden des östlichen Weltverkehrs zusammenliefen, waren in den Händen der Portugiesen. Ihnen gehörte das wichtige Malakka und die Inselstadt Goa und Ormuz, der Edelstein im Ringe der Welt, wie ein arabisches Sprichwort die Stadt nannte. Das Monopol des Indienhandels war aus den Händen der Mamelukensultane von Kairo an die Krone Portugal übergegangen, Lissabon hatte die kommerzielle Erbschaft von Alexandrien angetreten. Aber inmitten von Macht und Größe begannen sich die Symptome des Niedergangs zu zeigen. Es bedurfte in Indien eines Mannes, der mit rücksichtsloser Energie den Uebergriffen der portugiesischen Großen zu steuern und die trotzigen Geister zu zwingen verstand, und einen solchen Mann glaubte Manoels Nachfolger Johann III. mit der schwierigen Aufgabe zu betrauen, als er 1524 den Admiral von Indien, den Entdecker des östlichen Seewegs, zum Vizekönig ernannte. Noch einmal betritt Vasco da Gama den Schauplatz seiner Thaten, um ihn lebend nicht wieder zu verlassen.

Am 28. Februar 1524 leistete er Johann III. seinen Eid als Vizekönig und am 9. April desselben Jahres verließ er mit einer Flotte von 14 oder 15 Schiffen den Hafen von Lissabon. Zwei seiner Söhne begleiteten ihn nach dem Osten. Bis Mozambique (14. August) ging die Fahrt glücklich von statten, von da an aber kämpfte die Flotte

Digitized by Google

mit Gegenwind und hohem Seegang. Drei Schiffe scheiterten und Krankheit lichtete die Reihen der Mannschaft. Nahe bei der indischen Küste — es war Anfang September — begann eines Nachts bei ruhigem Wetter infolge von Erdbeben die See plötzlich hochzugehen und rief eine allgemeine Panik auf der Flotte hervor. Mitte oder Ende des Monats kam der Admiral in der Hauptstadt Goa an. Die arge Mißwirthschaft, die hier unter der Amtsführung seines Vorgängers, des D. Duarte de Menezes, eingerissen war, zwang ihn, mit rücksichtsloser Strenge gegen den wegen schwerer Erpressungen angeklagten Stadtkommandanten vorzugehen, der in summarischer Form zur Herauszahlung der erpreßten Gelder verurtheilt und abgesetzt wurde. Dies Verfahren rief in weiten Kreisen Befriedigung hervor; heftigen Unwillen verbreitete dagegen auf der Flotte und in der Bevölkerung der Hauptstadt ein zweites Strafgericht, das er ebenfalls in Goa zu vollstrecken befahl. Ein paar unverheirathete Frauen, die sich gegen den vom Admiral erlassenen Flottenbefehl in Portugal heimlich mit eingeschifft hatten, ließ er trotz wiederholter, dringender Gnadengesuche von den verschiedensten Seiten der entehrenden Strafe öffentlichen Durchpeitschens unterwerfen. Man war an ein straffes Regiment in der üppigen Tropenstadt nicht mehr gewöhnt. In Goa verweilte der Vizekönig nicht lange, sondern machte sich über Cananor nach Cochin auf, wo die für Portugal bestimmten Schiffe der Ladung harrten. Seine Thätigkeit war rastlos. Flotten wurden neu in Stand gesetzt, Schiffe auf die Jagd nach maurischen Kauffahrern abgesandt, eine große Armada gerüstet, die unter dem Befehle seines Sohnes Estevão da Gama den Maurenkrieg ins Rothe Meer tragen sollte, aber die Tage des Admirals waren gezählt. Schon krank war er nach Cochin gekommen, wohin er den bisherigen Gouverneur D. Duarte de Menezes, der noch in Ormuz war, unterwegs beschieden hatte. Sein Leiden nahm von da an rasch zu, aber mitten unter qualvollen Schmerzen ruhte seine Thätigkeit nicht, und die mächtige Energie, die ihm in den Tagen der vollen Kraft eigen gewesen war, spricht auch aus seinen letzten Regierungshandlungen. Den widerspenstigen D. Duarte de Menezes, der im Hinblick auf Gama's nahen Tod die Uebergabe der Statthalterschaft verweigerte, zwang er zum Gehorsam, indem er zuletzt Befehl gab, falls Jener sich weiterhin weigere, seinen Befehlen nachzukommen, ihn sammt seinem Schiffe in Grund und Boden zu schießen. Aber den Aufregungen, die Widerstand und Hartnäckigkeit der Gegner dem leidenschaftlichen Manne bereitet hatten, war sein kranker Körper nicht mehr gewachsen, sie nagten an seiner Kraft und beschleunigten den Schritt des Todes, der ihn in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember 1524 ereilte. In seidene Gewänder gehüllt und mit dem Mantel des Christusordens, dem er angehört hatte, bedeckt, wurde er unter feierlicher Prachtentfaltung in der Kirche des Franziskanerklosters zu Cochin begraben. Von dort wurde seine Leiche 14 Jahre später nach Portugal übergeführt und 1539 in dem von ihm begründeten Erbbegräbniß der Familie Gama zu Vidigueira beigesetzt.

So starb Vasco da Gama auf dem eroberten Boden des Landes, zu dem er ein Vierteljahrhundert vorher seiner Nation den Weg gezeigt hatte. In seiner äußeren Erscheinung mittelgroß und etwas stark, dabei von gerötheter Gesichtsfarbe, körperlich allen Strapazen gewachsen, kühn und entschlossen zu jedweder That, rauh im Befehlen und furchtbar in seiner Leidenschaft, hart und unerbittlich im Strafen, wo es strenge Gerechtigkeit, oft freilich ein Zerrbild der Gerechtigkeit, zu wahren galt, so schilderten ihn die Historiker. Weichere Züge, die ihn uns menschlich näher brächten, fehlen in diesem Bilde fast völlig; flüchtige Streiflichter fallen nur auf sein Verhältniß zu dem älteren Bruder Paulo und lassen mildere Regungen in dieser schroffen und herrischen Persönlichkeit mehr ahnen als klar erkennen. Eine Konquistadorennatur in seinem ganzen Wesen, muß er aus dem rauhen Zeitalter heraus beurtheilt werden.

Im steten Kampfe mit arabischer List und Treulosigkeit greift er unbedenklich zu den gleichen Mitteln. Dem Verrathe setzt er daneben, wo es in seiner Macht steht, die unmenschliche Grausamkeit, den Intriguen der Mauren die brutale Gewalt entgegen. Den christlichen Glaubensfanatismus, der sich Gott wohlgefällig glaubt, wenn er mit Feuer und Schwert gegen den Islam wüthet, die eigenthümliche Verquickung religiös-christlicher Tendenzen mit rein weltlichen, materiellen Zwecken und Interessen theilt er mit seiner Zeit. Aber mag man im übrigen auf deren Rechnung auch ein gut Theil seiner Grausamkeiten setzen oder sie aus dem Zwang der gegebenen Verhältnisse heraus erklären, es bleibt doch noch ein Rest, der nur aus einer individuellen Veranlagung zur Grausamkeit hervorgehen konnte. Und dieser Nachtseite des Charakters stehen nicht die menschlich schönen und großen Züge gegenüber, die der Gestalt eines Affonso d'Albuquerque ihren unvergänglichen Zauber verleihen. Seiner Umgebung scheint er mehr Furcht als Liebe eingeflößt zu haben. Vasco da Gama ist ein großer Entdecker geworden, ohne doch den unwiderstehlichen inneren Trieb, die Entdeckerfreude eines Columbus zu besitzen, jene schaffende Phantasie und tiefe Empfänglichkeit für Eindrücke der äußeren Natur, die den Genuesen an der unberührten Schönheit der westatlantischen Schöpfung seine Seele berauschen und unter dem Sternenhimmel der Antillensee vom Deck seines Schiffes sehnsüchtig in die Nacht hinauslauschen ließ, ob nicht vom nahen Ufer der Schlag der heimathlichen Nachtigall zu ihm herüberklinge. Es ist kein Zufall, daß uns von Columbus ein so reiches biographisches Material vorliegt, während wir für Gama's Leben auf ein paar dürftige Notizen bei den Historikern angewiesen sind. Die reflektirende, tiefbewegte Natur des Genuesen, für die das innerlich Geschaute den vollen Werth objektiver Wirklichkeit besaß, verlangte gebieterisch nach Ausdruck, während bei der handelnden Persönlichkeit des Vasco da Gama ein solches Bedürfniß sich wohl nie geltend gemacht hat. Für ihn ist das Werk der Entdeckung nicht Lebensinhalt und Lebensberuf.

Nachdem er von der zweiten Reise zurückgekehrt ist, gilt sein Streben ungetheilt der Erwerbung einer Lehnsherrschaft in Portugal, und mehr als 20 Jahre seines Lebens hat er an die Erreichung dieses Zieles gesetzt. Charakterisirt den Columbus ein bis zu Visionen gesteigertes Innenleben, so ist Vasco da Gama ganz zielbewußter Wille und rücksichtsloses Handeln; trüben bei Jenem die Gebilde der Phantasie oft den Sinn für die Realität der Erscheinung, so fußt Gama unerschütterlich auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber für seine Aufgabe ist jeder von Beiden der berufene Mann. Und mag immerhin der schöpferische Gedanke von Gama's Fahrt nicht in seinem eigenen Geiste entsprungen sein, was ihre weltgeschichtliche Bedeutung, ihre Wirkungen für Mit- und Nachwelt anlangt, so steht sie hinter der Entdeckung Amerika's kaum zurück. Für die Geschichte des Welthandels, seiner Bahnen und seiner Träger macht die Auffindung des östlichen Seeweges nach Indien Epoche, und so gehört die Gestalt des Entdeckers nicht nur der Geschichte seines kleinen Heimathlandes, sondern der Weltgeschichte an.

Mittheilungen und Nachrichten.

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats Januar 1898. Gemäß den Veröffentlichungen des kais. Gesundheitsamts sind während des Monats Januar cr. von je 1000 Einwohnern, aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.6, München

Digitized by Google

24.4, Nürnberg 22.3, Würzburg 24.8, Altona 17.8, Berlin 16.8, Breslau 22.2, Frankfurt a. M. 16.4, Hannover 15.5, Kassel 16.7, Köln 21.1, Königsberg 20.1, Magdeburg 20.9, Stettin 21.8, Wiesbaden 14.5, Dresden 17.6, Leipzig 18.7, Stuttgart 17.4, Karlsruhe 15.5, Braunschweig 19.9, Hamburg 16.2, Straßburg 20.4, Metz 14.4, Amsterdam 14.0, Antwerpen ?, Brüssel 20.3, Budapest 19.5, Cheistionia 16.8, Edinburg 19.0, Glasgow 20.5, Kopenhagen 17.7, Krakau 29.3, London 22.4, Lyon 23.1, Moskau 26.5, Odessa 20.0, Paris 24.4, St. Petersburg 33.2, Prag 23.0, Rom (Dezember) 19.2, Stockholm 17.6, Triest 32.8, Turin (Dezember) 16.0, Venedig 29.0, Warschau 20.4, Wien 20.5, New-York (einschließlich Brooklyn) 15.6. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 2. bis einschließlich 29. Januar zusammengefaßt und den Berechnungen zugrundegelegt worden.) — Der Gesundheitszustand während des Monats Januar blieb im allgemeinen in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen europäischen Städte ein dem Monat Dezember ähnlich günstiger und auch die Sterblichkeit zeigte keine wesentliche Veränderung. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) zeigte eine kleine Steigerung von 33 des Vormonats auf 35 im Januar und seien aus der Zahl derselben hier nur Frankenhausen, die Vororte Berlins, Lichterfelde, Rummelsburg, Schöneberg, Steglitz, Deutsch-Wilmersdorf, ferner Hagen, Köslin, Köpenick, Neumünster, Saarbrücken, Wiesbaden, Wilhelmshaven, Witten, Meißen, Zittau, Ludwigsburg, Schwerin i. M., Bernburg, Bremerhoven, Gotha, Greiz, Hogenau und Metz und von nichtdeutschen Städten Amsterdam erwähnt. Auch im Januar stieg in keinem deutschen Beeichtsorte die Sterblichkeitsziffer über 35.0 pr. M. Das Sterblichkeitsmaximum erreichte Buer mit 32.9 (gegen 33.7 des Vormonats). Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pr. M.) war etwas kleiner als im Dezember; sie sank auf 112 van 126 des Vormonats. Aus der großen Zahl derselben seien hier nur Amberg, Ansbach, Aschoffenburg, Bamberg, Bayreuth, Kaiserslautern, Neustadt a. d. H., Speyer, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bonn, Charlottenburg, Celle, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Glogau, Göttingen, Holberstadt, Halle, Hannover, Harburg, Hildesheim, Kassel, Kiel, Koblenz, Marburg, Minden, Münster, Osnabrück, Paderborn, Siegen, Spandau, Thorn, Annoberg, Bautzen, Dresden, Leipzig, Plauen, Cannstatt, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Pforzheim, Darmstadt, Offenbach, Rostock, Weimor, Eisenach, Braunschweig, Dessau, Bremen, Lübeck, Hamburg, und von nichtdeutschen Städten Antwerpen, Budapest, Christiania, Edinburg, Kopenhagen, Stockholm, New-York und aus dem Dezember Rom und Turin hervorgehoben. Dagegen war die Zahl der deutschen Orte mit mäßig solcher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pro Mille) etwas größer als im Vormonat 68 (gegen 56) und seien aus der Zahl derselben hier nur Augsburg, Erlangen, Ingolstadt, Kempten, Ludwigshafen, Nürnberg, Pirmasens, Breslau, Essen, Flensburg, Frankfurt a. O., Görlitz, Köln, Königsberg, Liegnitz, Magdeburg, Memel, Posen, Potsdam, Schleswig, Stendal, Stettin, Tilsit, Trier, Chemnitz, Freiburg i. S., Zwickau, Baden-Baden, Freiburg i. B., Heidelberg, Worms, Güstrow, Altenburg, Kolmar, Mülhausen i. E., Straßburg i. E., von nichtdeutschen Städten Brüssel, Glasgow, London, Odessa, Warschau und Wien genannt. — Unter den Todesursachen wurden akute Darmkrankheiten im allgemeinen in beschränkter Zahl Todes-Veranlassung, obwohl sie sich in vielen Orten etwas häufiger als im Dezember zeigten, wie in Berlin, Breslau, Charlottenburg, Köln, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Gera, Hamburg, Mülhausen i. E., Glasgow, Krakau u. a., während sie in Augsburg, München, Nürnberg, Danzig, Stuttgart, Straßburg i. E., Budapest, Brüssel, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York u. a. weniger Opfer als im Vormonat forderten. Die Beteiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit blieb eine geringe, wenngleich sie im allgemeinen etwas größer als im Dezember war. Von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 48, in Hamburg 49, in Dresden 54, in Stuttgart 58, in München 85 Säuglinge. — In noch größerer Zahl als im Vormonat kamen aber in sehr vielen Berichtsstädten akute Entzündungen der Athmungsorgane infolge der naßkalten Witterung zum Vorschein und endeten auch vielfach häufiger tödlich, wie in Fürth, München, Nürnberg, Würzburg, Aachen, Altona, Breslau, Bielefeld, Danzig, Elberfeld, Essen, Frankfurt a. M., Hannover, Kiel, Köln, Königsberg, Leipzig, Stuttgart, Moinz, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Mülhausen i. E., Cheistiania, London, Paris, Rom (Dezember), Stockholm, Teiest, Venedig u a., während in Augsburg, Berlin, Dortmund, Düsseldorf, Halle, Magdeburg, Stettin, Dresden, Straßburg i. E., Amsterdam, Brüssel, Budapest, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, Moskau, Odessa, Prag, Warschau, Wien die Zohl der Sterbefölle an diesen Krankheitsformen kleiner wurde. Auch das Vorkommen von Influenza war ein häufigeres; doch trat Influenza nur in Paris und London, wo sie in der Berichtszeit 161, bezw. 244 Todesfälle veranlaßte, als größere Epidemie auf. Mehrfache Todesfälle wurden noch aus Braunschweig, Erfurt, Halle, Krefeld, Wien (je 2), Magdeburg und Kopenhagen (je 3), Altona und Leipzig (je 4), Elberfeld, Hamburg und Köln (je 5), Frankfurt a. M. (6), Barmen (8), Amsterdam (10), New-York (11), Moskau und St. Petersburg (je 12), Berlin (16) mitgetheilt. Die Zahl der an Lungenschwindsucht gemeldeten Gestorbenen war gleichfals etwas größer als im Dezember. — Ueber die großen Volkssenchen lauteten nur die Nachrichten über die Pest in Bombay ungünstiger. In der Stadt Bomboy trat die Pest wieder bedeutend heftiger zutage und forderte in 5 Wochen (vom 21. Dezember 1897 bis 25. Januar 1898) 2437 Opfer. Auch in Swatau (China) ist Ende Dezember das Auftreten der Pest festgestellt worden. — Ueber Cholera liegen nur Nacheichten aus Calcutta vor: daselbst tomen vom 26. Dezember 1897 bis 22. Januar 1898 23 Todesfälle an Cholera vor. — Ueber das Auftreten des Gelbfiebers in den Vereinigten Staaten von Amerika lauteten die Nachrichten sehr günstig. Die Epidemie war Ende Dezember fast in allen Staaten erloschen oder dem Erlöschen nahe. In Biloxi (Mississippi) traf am 21. Dezember ein norwegisches Schiff mit 7 Gelbfieberfällen ein, auf der Weiterreise desselben über Mobile traten nach 4 weitere Erkrankungen auf. In Whistler (Alabama) sind im Laufe des Dezember mehrere Erkrankungen, am 27. Dezember ein Todesfall an Gelbfieber festgestellt worden. Auf Cuba hat die Epidemie Ende Dezember und Anfang Januar erheblich abgenommen. In Cienfuegos, Havana, Matanzas, Regla, Santjago tomen nur noch wenige Fälle zum Vorschein; nur in Manzanillo und Sagua la Grande herrschte die Seuche um die angegebene Zeit noch in größerer Verbreitung. In Bahia und Para zeigle sich das Gelbfieber Ende Dezember in beschränkter Zahl. — Von den anderen Infektionskrankheiten haben Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie und typhöse Fieber etwas ab-, an Keuchhusten und Pocken etwas zugenommen. Masern, die schon in den letzten Monaten des verflossenen Jahres in vielen Gegenden Deutschlands und des Auslandes in großer Verbreitung auftraten, zeigten sich auch im Januar in vielen Orten und Gegenden sehr zahlreich; doch war vielfach eine Abnahme gegen den Dezember ersichtlich. So wurden aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Hildesheim, Königsberg, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesboden, dem Fürstenthum Sigmaringen viele Erkrankungen gemeldet, auch wurden aus München, Barmen, Berlin, Köln, Stettin, Frankfurt a. M., Mainz, Braunschweig, Bremen, Mülhousen und Straßburg i. E., sowie aus Glasgow, London, Odesso, Paris, Wien, Warschau, Moskau, St. Petersburg, New-York zahlreiche Sterbefälle an Masern berichtet. Größeren Nachlaß erfuhr das Scharlachfieber, das nur in wenigen Orten, darunter in Spandau, Leipzig, Edinburg, New-York mehr, in Fürth, Nürnberg, Berlin, Königshütte, Krefeld, Antwerpen, Budapest, London, St. Petersburg, Prag, Stockholm, Triest, Warschau, Wien weniger Todesfälle als im Dezember hervorrief. Auch im Regierungsbezirk Königsberg waren Erkrankungen on Scharlach häufig. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup hat vielfach abgenommen, doch war in einer größeren Zohl von deutschen Orten, wie meist in den Wintermonaten, die Zahl der Sterbefälle etwas gesteigert, wie in Altendorf, Düsseldorf, Elberfeld, Halle, Hörde, Insterburg, Köln, Königsberg, Krefeld, Magdeburg, Stettin,

Digitized by Google

Dresden, Leipzig, Stuttgart, Straßburg i. E., Stockholm, New-York, während in München, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Essen, M.-Gladbach, Potsdam, Chemnitz, Hamburg, Budapest, Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Prag, Triest, Warschau u. a. die Zahl derselben kleiner wurde oder die gleich große wie im Vormonat blieb. Erkrankungen gelangten auch aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf in vielen Fällen zur Anzeige. — Die Zahl der Sterbefälle an Unterleibstyphus blieb fast in allen Großstädten sehr gering, nur in St. Petersburg war sie etwas größer, doch auch hier kleiner als im Vormonat. — Der Flecktyphus zeigte sich im allgemeinen selten und vereinzelt. In Kijew wird aus dem Dezember a. p. von einer größeren Epidemie Mittheilung gemacht, der von der Zivilbevölkerung bei der anhaltend feuchten Witterung eine Anzahl obdachloser Personen zum Opfer fielen. Bis 2. Januar wurden 486 Erkrankungen mit 15 Todesfällen und bei der ca. 9000 Mann betragenden Garnison 327 Erkrankungen mit 29 Todesfällen gezählt. Außerdem kamen nur aus St. Petersburg 5 Erkrankungen zur Anzeige. — Etwas häufiger als im Dezember wurden Erkrankungen an Genickstarre gemeldet, und zwar vereinzelte Erkrankungen aus Nürnberg und dem Regierungsbezirk Hildesheim; aus Kopenhagen, Wien und dem Regierungsbezirk Stralsund je 2, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 7, Todesfälle wurden aus Lübeck und Moskau je 1, aus Kopenhagen und dem Regierungsbezirk Arnsberg je 2, aus New-York 12 mitgetheilt. Dem Keuchhusten erlagen in Berlin und London mehr, in Glasgow weniger Kinder als im Vormonat. Todesfälle an Pocken gelangten aus Charlottenburg und Lemberg je 1, aus Alexandrio, Belgrad, Bukarest je 2, aus Kairo 3, aus Moskau 4, aus Odessa 7, aus St. Petersburg 19, aus Warschau 24, Erkrankungen aus Paris 42, aus St. Petersburg 168 zur Anzeige. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten wurden aus Moskau, St. Petersburg und Bukarest je 1 Todesfall an Tollwuth, aus Moskau auch 1 Todesfall an Milzbrand, aus Bombay 5 Todesfälle an Lepra gemeldet.

* In Tounah, dem alten Tanis unweit in Aegypten, ist vor kurzem ein seltener Fund gemacht worden; es ist dies ein satirischer Papyrus, wie sie nur in ganz spärlicher Zahl auf unsre moderne Zeit gekommen sind. In dem 0.55 m langen und 0.12 m hohen Papyrus, der von außerordentlichem Geschick und Humor des Künstlers zeugt, wird nach einer Mittheilung von Emil Brugsch-Bey in der „Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumsk." die verkehrte Welt, in der Ratten und Katzen ihre Rolle gewechselt haben, dargestellt. Vor einer im großen Kostüm dargestellten Dame, hier einer Katze, steht eine Katze, die einen Spiegel hält. Die Ratte selbst, einen Becher in der Hand haltend, auf dem Kopfe eine große Zeremoniepertücke, wird von einer hinter ihr stehenden Katze frisirt. Hinter dieser ist wiederum eine Katze, welche die Rolle einer Amme übernommen hat und auf ihren Armen eine Ratte trägt; ihr folgt eine Katze, die einen großen Fächer trägt. Dieser Scene entgegengesetzt sehen wir einen Schakal, der an einer quer über seiner Schulter liegenden Tragestange zwei Milchgefäße trägt; ein zweiter Schakal gießt den Inhalt in einen Trog, über den sich eine Kuh beugt. Hier bricht der Papyrus ab. Die Zeichnung des Papyrus ist überaus fein und in Farben ausgeführt; die Zeit seiner Abfassung dürfte die 22. Dynastie sein.

* Ueber ein Schutzmittel gegen Seekrankheit machte in der medizinischen Akademie zu Turin jüngst Dr. Galliano eine ausführliche Mittheilung. Dasselbe besteht in einer den Magen komprimirenden Bandage. Dr. Galliano geht, wie dem „Hann. Cour." geschrieben wird, von der Anschauung aus, daß der Magenkrampf bei diesem Leiden von einer Reizung des sympathischen Nerven- und Ganglien-geflechts, welche den Magen versorgen, herrührt, und daß mithin ein Druck auf den Magen und die ihn versorgenden Ganglien einen Einfluß auf die Magenirritation bei der Seekrankheit haben muß. Das Verfahren, sich gegen das Leiden durch Einschnürung des Magens zu schützen, ist ja sehr lange schon bekannt, aber Niemand hatte bisher daran gedacht, dasselbe methodisch, in präziser Form und einzig auf die Kompression der Ganglien gerichtet, anzuwenden. Galliano prüfte die von ihm ersonnene Bandage zunächst an sich selbst, dann im September 1897 an einer Reihe von Personen. Die Erfolge waren so auffallend, daß er sich seine Erfindung patentiren ließ. Versuche, welche darauf auf den Dampfern „Asien" und „Afrika" angestellt wurden, ließen keinen Zweifel darüber, daß durch diese Vorrichtung sowohl die Entstehung der Seekrankheit verhindert, als die bereits im Gang befindliche abgeschnitten werden konnte. Der Präsident beglückwünschte Galliano im Namen der Akademie zu dieser wichtigen Entdeckung.

* Die Nachricht, die jüngst die „Italie" brachte, daß eine Othello's wahre Geschichte berichtende Handschrift in Venedig aufgefunden sei, bestätigt sich. Die „N. Fr. Pr." meldet jetzt, daß der glückliche Entdecker der Historiker Cesare Augusto Levi sei, der das interessante Manuskript aber nicht in einem Kloster, wie es ursprünglich hieß, sondern im Archiv einer venetianischen Patrizierfamilie aufstöberte. Commendatore Levi wird das Manuskript zu einem Werk über Othello benutzen. Daß dieser und Desdemona, die eigentlich Palma hieß, wirklich gelebt haben, steht jetzt fest. Sogar die rasende Eifersucht Othello's ist historisch. Er hat zwar seine Frau nicht umgebracht, wohl aber manchmal blutig geschlagen. Levi fand auch den Taufschein des Sohnes, den Palma-Desdemona dem Gatten geboren, und er meint, daß Shakespeare seiner Tragödie Mittheilungen des venetianischen Gesandten in London zugrunde gelegt habe. Bisher neigten fast alle Shakespeare-forscher der Ansicht zu, der Dichter habe den Stoff einer Novelle des Italieners Giraldi-Cintio entlehnt, der von 1504 bis 1573 lebte.

* **Göttingen.** Beneke'sche Preisstiftung. Der erste Preis für die am 11. März d. J. gestellte und veröffentlichte Aufgabe wird, laut Mittheilung der philosophischen Fakultät, auf 3400 M. erhöht.

* **Weimar.** Die diesjährige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft wird am 3. und 4. Mai abgehalten werden. Die Festrede wird Professor Wilamowitz-Möllendorf über Goethe's „Pandora" halten. Die Handschriftenausstellung im Goethe-Schiller-Archiv, von der wir vorgestern berichteten, soll bis dahin geöffnet bleiben.

H. **Basel.** In Dornachbruck bei Basel starb am 31. März nach 8jährigem schwerem Leiden im 55. Lebensjahr Professor Dr. Friedrich Schulin. Seine juristischen Studien hatte der Verstorbene 1869 in Marburg mit glänzendem Examen abgeschlossen und sich ebendaselbst als Dozent des römischen Rechts habilitirt. Nachdem er noch dort zum Extraordinarius ernannt worden war, wurde er 1874 als Ordinarius an die Stelle Friedrich Eisele's nach Basel berufen. 22 Jahre wirkte er an unsrer Universität, bis eine hartnäckige Herzkrankheit, die 1890 nach einem Influenzaanfall heftiger bei ihm auftrat, ihn 1896 dazu zwang, seine Lehrthätigkeit aufzugeben. Außer an unsrer Hochschule bethätigte sich Schulin auch als Appellationsrichter, und in beiden Stellungen verstand er es, durch seinen lauteren Charakter und seine Kenntnisse sich die höchste Achtung zu erringen. 1878 war er Rektor der Universität. 1892 wurde ihm das Ehrenbürgerrecht Basels zutheil. Im Jahre 1896 verlieh ihm die hiesige philosophische Fakultät den Doktortitel h. c. Mehrere ehrenvolle Rufe (nach Kiel, Rostock und Greifswald) lehnte der Verstorbene ab. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Ueber einige Anwendungsfälle der Publicana in rem actio" (1873), „Ueber die Resolutivbedingungen und Endtermine" (1875), „Das griechische Testament verglichen mit dem römischen" (1882), „Drei akademische Vorträge rechtsgeschichtlichen Inhalts" (1881) und „Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts" (1889). Den Plan einer Darstellung des griechischen Rechts konnte Schulin nicht mehr zur Ausführung bringen. In dem Verstorbenen verlor unsre Universität einen Mann von weitestem (auch philologischem) Wissen und edelster Gesinnung, und wer als Kollege oder Schüler ihm nahegetreten, wird seine ritterliche Persönlichkeit, die in rauher Schale einen durch und durch edlen Kern enthielt, nicht vergessen.

☞ Dieser Nummer liegt die „Geschriebene Zeitung Nr. 8" der bekannten Firma Heintze & Blanckertz in Berlin bei, worauf wir unsre Leser hiemit besonders aufmerksam machen.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 7. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Charfreitags wegen erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Ueberſicht.

Irminſul. Von Dr. Karl Schuchhardt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Irminſul.

Von Dr. Karl Schuchhardt (Hannover).

Ueber die altſächſiſche Irminſul können wir nach genauerer Durchforſchung des altſächſiſchen Landes und von verſchiedenen anderen Seiten her unterſtützt, heute, glaube ich, zu einer klareren Anſchauung kommen als bisher.

Jakob Grimm neigte zu der Anſicht, daß die Irminſul doch wohl eine Bildſäule geweſen ſei, und Rethel hat ſie demgemäß im Aachener Rathhauſe als eine Steinſäule, die in einen fratzenhaften Götzenkopf ausläuft, geſtaltet. Andere haben, Irmin gleich Armin ſetzend, an ein Siegesdenkmal gedacht, das dem Arminius nach der Varusſchlacht errichtet worden ſei, ſo wie man im alten Rom Trajans- und Marc Aurels-Säulen und in unſerm Jahrhundert Nelſon- und Wellington-Säulen errichtet hat.

Die erſte Hülfe, die uns zum beſſeren Verſtändniß der Irminſul zutheil wird, kommt aus dem klaſſiſchen Alterthum. In einem hübſchen kleinen Buche „Ueber vorhelleniſche Götterkulte" (Wien, Hölder 1897) hat Wolfgang Reichel ſoeben in höchſt intereſſanter Weiſe den bildertoſen Kultus im älteſten Griechenland nachgewieſen. Die Götter werden zunächſt auf hohen Bergen: Olymp, Parnaß, Ida, Sipylos, thronend gedacht. Dann werden zur deutlicheren Veranſchaulichung dieſes Gedankens eben in den Bergen wirkliche Throne ausgemeißelt, ſo ein Doppelthron auf der Inſel Chalke bei Rhodos, nach den Inſchriften daran für Zeus und Hekate beſtimmt, oder der ſogenannte Pelopsthron im Sipylos bei Magneſia. Dieſe Throne ſind leer, die Gottheit wird unſichtbar auf ihnen ſitzend gedacht. Davor aber werden Altäre für Opfer und Anbetung errichtet. Nachher wandern nun dieſe leeren Throne hinunter in die Tempel. So iſt der rieſenhafte Thron des Apollo zu Amyklai, den Pauſanias beſchreibt, entſchieden urſprünglich leer geweſen, das Bild des Apollo, das Pauſanias darauf ſah, und zwar auf dem Sitze ſtehend, hat erſt eine ſpätere Zeit hinzugefügt. Auf einem mykeniſchen Goldring iſt ein ſolcher leerer, augenſcheinlich hölzerner Thron dargeſtellt und davor drei anbetende Frauen.

Erſt das entwickelte Griechenthum empfindet das Bedürfniß, von der Gottheit ſelbſt ſich ein Abbild zu ſchaffen.

Der leere Thron iſt im Alterthum aber auch bei anderen Völkern nachzuweiſen. In dem großen Zuge, den Xerxes gegen Griechenland unternimmt, wird vor dem Wagen des Königs „der heilige Wagen des Sonnengottes von acht weißen Roſſen gezogen. Der Roſſelenker geht mit den Zügeln in der Hand zu Fuße hinterher, denn kein Sterblicher darf den Thron beſteigen". So berichtet wörtlich Herodot VII, 40. Und noch ein anderes, uns viel vertrauteres Geräth gehört in die Reihe dieſer leeren Götterthrone: die Bundeslade der Juden. Sie iſt ein tragbarer leerer Thron, in deſſen unterem Theile, dem Thronkaſten, die Geſetzestafeln aufbewahrt werden. Die Anweiſung, welche Jahwe dem Moſes zur Herſtellung des heiligen Geräthes gibt (II. Moſ. 8 ff.), zeigt das ganz deutlich.

Dieſer „Gnadenſtuhl" iſt entſtanden, als die Juden vom Sinai weiterzogen. Auf dem Sinai hatte Jahwe gethront, jetzt machen ſie ihm einen künſtlichen Thron, damit er ſein Volk auf der Wanderſchaft begleite, und ebenſo wie die Perſer nehmen auch ſie den Thron mit in die Schlacht, um ſich die Gegenwart ihres Gottes zu ſichern. Später findet er ſeine dauernde Stätte im Tempel Salomo's. Der Uebergang iſt alſo genau derſelbe wie bei den Griechen: an die Stelle des Berges tritt der bewegliche Thron und zieht ein in den Tempel.

Von keinem anderen derartigen Thron und ſeiner Verehrung bekommen wir aber ein ſo ausführliches Bild wie von dem Gnadenſtuhl der Juden. „Auf ihm wird unſichtbar Jahwe als Heerführer vor ſeinem Volke in die Schlacht getragen, von ihm aus ſpricht er als Geſetzgeber mit ſeinen Erwählten — Num. 7, 89 heißt es z. B. geradezu: Moſe hörte die Stimme reden von dem Gnadenſtuhl auf der Lade zwiſchen den Cherubim —, hier nimmt er die Speiſen entgegen, die ihm auf ſeinem goldenen Tiſche dargebracht werden, und von ihr blickt er als ein gnädiger Fürſt auf die Tänze, die ſeine Getreuen bei Harfen- und Pſalterklang vor ihm aufführen zu ſeiner Feier und zu ſeinem Ergötzen" (Reichel).

Soweit führen uns die Darlegungen Reichels. Nun gehen wir ſelbſtändig weiter.

Auch im alten Germanien können wir eine parallele Entwicklung verfolgen. Die Götter werden auf hohen Bergen verehrt, daher noch heute die verſchiedenen Gudensberge, Godesberg a. Rh. (von Wodan), Donnersberge (von Donar), Eresberge (Marsberg = am Eresberge von Er, Eor), Oſterberge (von Oſtara), ſchon von den Römern zum Theil umgedeutet in Merkursberg, silva Herculis im Süntel; vom Chriſtenthum umgewandelt entweder in Petersberg, Teufelsberg (vom hl. Antonius) oder in Teufelskanzel, Teufelskirche, Hexentanzplatz. Die Sagen von der Lurley oder der Prinzeß Ilſe ſind deutliche Nachklänge jener germaniſchen Verehrung von Gottheiten auf markanten Höhen.

Ausdrücklich ſagt nun Tacitus, daß die Germanen ihre Götter bilderlos verehrt hätten: ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine caelestium arbitrantur: lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident (Germ. 9). „Uebrigens halten ſie es der Hoheit der Himmliſchen unangemeſſen, ſie in Wände einzuſchließen oder irgend in menſchlicher Geſtalt abzubilden. Haine und Gehölze weihen ſie und nennen mit göttlichem Namen jenes Unerforſchliche, das ſie ehrfurchtsvoll nur im Geiſte erſchauen." Ja er

schildert zwei heilige Handlungen so, daß wir unmittelbar an die besprochenen Kultusformen in Griechenland und dem Orient erinnert werden. Er spricht (Germ. 10) von den verschiedenen Arten, wie die Germanen die Meinung der Götter zu erforschen suchen, und nennt als die vornehmste die Beobachtung des Wieherns der Pferde. „In heiligen Hainen werden weiße Pferde gehalten, die mit keiner menschlichen Arbeit in Berührung kommen. Wenn diese vor den heiligen Wagen gespannt sind, gehen der Priester und der König oder Fürst nebenher und beobachten ihr Wiehern und Schnauben."

Da Priester und Fürst zu Fuße gehen, Götterbilder aber, wie gerade vorher betont ist, nicht vorhanden sind, so muß der Wagen wohl leer sein. Die Gottheit wird unsichtbar auf dem Wagen gedacht, die angespannten Pferde befinden sich mit ihr in nächster Verbindung und können jetzt am klarsten den heiligen Willen kundthun.

Ein andermal schildert Tacitus das Fest der Göttin Nerthus (Germ. 40): „Auf einer Meeresinsel befindet sich ein heiliger Hain und in ihm der Götterwagen mit Zeug überspannt (dicatum vehiculum veste contectum). Nur der Priester darf ihn berühren. Er stellt fest, ob die Göttin darinnen sei (is adesse penetrali deam intellegit) und folgt ehrfürchtig, wenn sie von zwei Kühen fortgezogen wird. Dann gibt es fröhliche Tage und festlichen Prunk, wo immer sie hinkommt und zu Gaste weilt. Kein Krieg wird unternommen, keine Waffe angerührt, ... bis die Göttin von der menschlichen Unterhaltung genug hat (satiatam conversatione mortalium) und von demselben Priester in ihren Tempel zurückgeführt wird. Dann wird der Wagen und das Zeug und, wenn du es glauben magst, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen. Sklaven besorgen das und darauf verschlingt sie sofort der nämliche See. Daher der geheimnißvolle Schauder, das heilige Dunkel über dem, was nur dem Tod Geweihte schauen."

Wir haben also wieder denselben Wagen ohne Bild, ohne ein Zeichen für das Volk, nur mit der Gottheit im Geiste, deren Gegenwart allein der Priester erkennt.

Nach solcher Vorbereitung treten wir an die Frage, was die Irminsul bedeutete und wie sie etwa gestaltet war. Die ältesten Berichte über Karls des Großen berühmte Zerstörung der Irminsul sprechen sich darüber nicht aus. Sie sagen einfach (Einhardi Ann.): Aeresburgum castrum coepit, idolum quod Irminsul a Saxonibus vocabatur evertit, oder (Ann. Lauriss.) Aeresburgum castrum coepit, ad Ereuensul usque pervenit, et ipsum fanum destruxit, et aurum vel argentum quod ibi repperit abstulit, oder (Ann. Lauriss. min.) castrum Aeresburg expugnat fanum et lucum eorum famosum Irminsul subvertit, oder (Ann. Petav.) conquisivit Erisburgo et pervenit ad locum qui dicitur Ermensul et succendit ea loca.

Wenn wir die Oertlichkeit kännten, wäre uns in manchem geholfen. Aber so glücklich sind wir nicht. Die alte Anschauung, daß die Eresburg (Obermarsberg a. d. Diemel) die Stätte der Irminsul sei, ist falsch, weil es mehrfach ausdrücklich heißt: Der König eroberte die Eresburg und zog dann weiter zur Irminsul. Ebensowenig haltbar ist die Ansicht v. Giesers, die nachher den meisten Anklang gefunden hat, daß die Irminsul auf der Iburg bei Driburg gestanden habe. Hätte sie überhaupt auf einer Burg gestanden, so müßte der Name dieser Burg in irgendeinem Berichte einmal genannt sein. Statt dessen ist aber immer nur von dem „Heiligthum", dem „Hain", der „Oertlichkeit" Irminsul die Rede. Wir müssen daher annehmen, daß das Heiligthum, dem altgermanischen Kultus entsprechend, für sich allein, fernab von den Wohnstätten der Menschen gelegen hat. Wo das aber war, muß zunächst dahingestellt bleiben.

Schon aus dem 9. Jahrhundert haben wir dann aber eine sehr werthvolle Mittheilung über die Gestalt und die Bedeutung der Irminsul. Rudolf von Fulda sagt gegen 850 (Translatio S. Alexandri, Mon. Germ. II, pag. 676) von den Sachsen: „truncum non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant patria eum lingua Irmensul vocantes, quod latine dicitur universalis columna quasi sustinens omnia". „Einen Baumstamm von beträchtlicher Größe unter freiem Himmel aufgerichtet verehren die Sachsen und nennen ihn in ihrer heimischen Sprache Irmensul, das heißt die Weltsäule, die gleichsam das All trägt." Sodann wird in althochdeutschen Glossen — ich folge hier einer gütigen Mittheilung von Hrn. Prof. Moritz Heyne — das Wort Irminsul mit avara, plur, avarun gleichgesetzt und beide verwendet, um das lateinische „Pyramide" wiederzugeben. So heißt es zu 1. Maccab. 13, 28 et statuit septem pyramidas unam contra unam patri et matri et quatuor fratribus: — „pyramidas: irmansull vel avarun". Avarun aber steht wieder 1. Mos. 28, 18: surgens ergo Jakob mane tulit lapidem quam supposuerat capiti suo et erexit in titulum, als Erklärung von „in titulum". Avara wird auch zur Uebersetzung von pyra, ignis „Scheiterhaufen" verwendet und heißt wörtlich „Schichtung". Aus dieser Gleichstellung von Pyramide — Irmensul — avara erkennt man, daß der wesentliche Begriff nicht der einer Bildsäule, sondern nur der des Emporragenden ist.

Schließlich kommt irminsul mittelhochdeutsch noch einigemale vor. In der Kaiserchronik wird bei der Beschreibung Roms von einem Merkurbilde gesagt:

uf einir yrmensule
stuont ein abgot ungehiure
den hiezen sie ir koufman,

nachher von Julius Cäsar, dessen Asche nach der Legende in dem Knopfe eines Obelisken geborgen sein soll:

601 Römære in ungetrûwelîche sluogen
sîn gebeine si ûf ain irmensûl begruoben

und

4212 Symon der gaukelære kam ouch dar,
ûf ain irmensûl er stuich,
daz lautfolch im allez naich.

Im Titurel heißt die Säule, welche das Gralsgewölbe trägt, nach der besseren Lesart nicht innere sul, sondern irminsul.

In diesem ganzen Vorkommen des Wortes findet sich kein Beispiel dafür, daß die Irminsul eine Bildsäule wäre. Sie ist immer nur das Ragende oder Tragende. Selbst wo ein Standbild mitspielt, wie bei der Merkurstatue in Rom, heißt doch nicht das ganze Denkmal Irminsul, sondern nur die Basis, auf der das Götterbild steht. Ebenso wird Symon der gaukelære nicht einer Statue auf den Kopf geklettert sein, sondern sich auf einen hohen Stein oder dergleichen gestellt haben.

Berücksichtigen wir nun zunächst den ganzen bildlosen Kultus im alten Deutschland und dazu die klassische Erklärung der Irminsul als der universalis columna quasi sustinens omnia, sowie ihre Gleichsetzung mit „Pyramide" und „avara", so gewinnen wir hieraus schon die Ueberzeugung, daß die Irminsul kein Götterbild war und daß sie auch kein solches getragen hat. Vergegenwärtigen wir uns dann aber weiter die Entwicklung, die der ähnliche bildlose Kultus in Griechenland und dem Orient von dem Berge als Thron zu dem künstlichen, von Menschenhand gemachten Thron genommen hat, so wird uns auch klar werden, warum die Irminsul kein Götterbild war und keines trug: sie war die künstliche Nachbildung, das Symbol des alten Götterbergs, auf dem die Gottheit unsichtbar thront. Die Form dieser Nachbildung ist bald eine Pyramide, bald

Digitized by Google

ein aufgerichteter Baumstamm oder wohl auch ein hoher Stein.

Wie kommt nun dieser Götterberg und sein späteres Symbol zu dem Namen Irminsul?

Irmin aber Hermin ist nach Tacitus einer der drei Söhne des Mannus, nach denen die drei großen Stämme der Deutschen, die Ingävonen, Istävonen und Herminonen sich nannten. Mannus aber war der Sohn des Tuisto, des erdgeborenen Gottes. Irmin ist darnach ursprünglich ein göttliches oder halbgöttliches Wesen. Als solches erscheint er auch noch deutlich in dem Bericht, der bei Widukind von Corwey (um 950) erhalten ist über das Siegesfest der Sachsen nach der Niederwerfung der Thüringer und der Einnahme von Burg-Scheidungen a. d. Unstrut (etwa 534): Mane autem facta ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes secundum errarem paternam sacra sua propria veneratione veneratisunt; nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem, loco Salem quem Graeci appellant Appolliaem, und bald nachher folgt, daß Hirmin vel Hermis graece Mars dicitur. Das alles heißt also: vor dem Thore gegen Osten errichten sie einen Siegesaltar und feiern da ihren Gott, der nach seinem Namen Mars ist — Widukind verwechselt Hermes, Merkur mit Mars — nach seiner Verehrung in der Form der Säule Herakles, nach dem Ort dieser Verehrung — gegen Osten — der Sonnengott.

In den erhaltenen Zusammensetzungen mit Irmin können wir den Charakter des Gottes allerdings kaum mehr erkennen. Außer sehr vielen Eigennamen, wie Irminfrit, Irmingart, die uns gar nichts beweisen, kommen als Gattungsnamen folgende vor: altsächsisch (Heliand) irminthiod das Menschenvolk und irmiaman das Menschenkind, irminthiod z. B. in der Erzählung vom Gebot des Kaisers Augustus, daß „alle Welt" geschätzet würde; sodann angelsächsisch (Beovulf) eormen-cyn das Menschengeschlecht, eormen-grund die Erde, eormen-láfe die große Hinterlassenschaft, earmen-rîc das Erdreich; altnordisch iörmangandr die Weltschlange, iörmun-rekr der große Stier, iörmun-grund die Erde; althochdeutsch (Hildebrandslied) nur einmal irmingot. Irminwagen war das Sternbild des großen Bären. In England nannten die Angelsachsen eine der vier großen alten Straßen des Landes ermingestrete; daher glaubt Jacob Grimm die Irmgesstraße am Himmel (Milchstraße) als Irminstraße auffassen zu dürfen.

Ueberblicken wir diese Liste, so glauben wir nur in dem Irminswagen und der Irmnstraße — wenn diese richtig erschlossen ist — die deutliche Beziehung auf den Himmelsgott zu erkennen. In den übrigen Zusammensetzungen sehen wir nur etwas großes, riesiges, allgemeines. Die eigentliche, ich möchte sagen persönliche Bedeutung des Wortes Irmin ist früh verwischt worden. Windukind von Carwey sagt bald nach der oben angeführten Stelle von irmin: quo vocabulo ad laudem vel ad vituperationem usque hodie etiam ignorantes utimur. Schon damals ist es gemeiniglich nur eine Steigerung des Begriffs, die nach der positiven wie nach der negativen Seite verwendet werden kann, wie wir von „Riesengeist" und von „Riesendummheit" sprechen. So sind dann Ausdrücke wie eormen-láfe „die riesige Hinterlassenschaft" entstanden, und so nannte man irminsaul schließlich jeden großen Stein, der als Denkmal aufgerichtet wurde.

Aber die Entstehung des Wortes Irminsul wird doch in eine Zeit fallen, wo man mit Irmin noch einen bestimmteren göttlichen Begriff verband. Es erinnert augenfällig an die klassischen Säulen des Alterthums, welche bei Homer (Od. I. 54) von Atlas gehalten den Himmel tragen, später allgemein Heraklessäulen genannt werden. Atlas ist ein alter Meergott und sein Tragamt schreibt sich davon her, daß das Himmelsgewölbe auf dem Weltmeer aufruhend gedacht wird. Heraklessäulen heißen vorzugsweise die im Westen der bekannten Welt die Straße von Gibraltar einschließenden Felsen; später wurden auch in verschiedenen anderen entfernten Welttheilen Heraklessäulen angenommen, so in England, am Schwarzen Meere, in Indien. Aufgefaßt werden sie als Marksteine, die Herakles am Ziele seiner weitesten Wanderungen gesetzt habe. Herakles ist, wie längst erkannt, ein alter Sonnengott, dessen Kultus in den des Apoll mehr und mehr aufgesogen wurde und der dann selbst zum Halbgott herabsank. Aber die alte Bedeutung schimmert in seinen Thaten mannichfach durch. Wie das Licht überall hindringt, so er auf seinen weiten Reisen; in dem Sonnenbecher fährt er über das Meer; er bändigt wilde Stiere (Flüsse), tödtet giftige Schlangen und Drachen (Sümpfe) und wird so der allgemeine Wohlthäter der Menschheit, der zur Abwendung alles Bösen angerufen wird. So bezeichnen auch die Säulen den Anfang und das Ende seiner Sonnenbahn. Die Felsen, die sein erster und sein letzter Strahl trifft, sind seine Lieblinge, sind ihm heilig.

Aus dieser Analogie von Atlas und Herakles ergeben sich für die Auffassung des Irmin zwei Möglichkeiten. Entweder ist er ein Erdgott und die Irminsul die zusammengefaßte Naturkraft der Erde, welche den Himmel trägt, oder er ist wie Herakles der Sonnengott, dem besonders ragende Bergspitzen geweiht werden. Manches scheint für den Erdgott zu sprechen, wie die Benennungen irmin-thiad, eormengrund, eormea-rîk. Anderes aber weist entschieden über das bloß Irdische hinaus auf einen Himmels- oder Sonnengott, so vor allem die Milchstraße und der Himmelswagen und die Art, wie die Sachsen an der Unstrut nach Osten gewendet den Irmin „nach Art des Sol, den die Griechen Apollo nennen", verehren. Auch das Große, Allgemeine, Weltumfassende, das die mit irmin verbundenen Bezeichnungen besitzen, erinnert an die das All durchdringende Kraft des Lichts. Iörmun-gandr ist wie der griechische Okeanos die Weltschlange, die die ganze Welt, Land und Wasser umspannt. Irminthiod werden dann alle Völker und eormengrund die ganze Erde, soweit die Sonne scheint. Iörmunrekr, der große Stier, tritt auf als Gegenstück zu den verschiedenen wilden Stieren, mit denen Herakles zu schaffen hat. Daß alle diese Beziehungen so nebelhaft, in tiefer Ferne erscheinen, erklärt sich gewiß daraus, daß Irmin um eine Götterschicht zurückliegt hinter Wodan und Thor.

Damit wären wir der Bedeutung der ersten Hälfte des Wortes Irminsal nachgegangen, so weit die tiefe Dämmerung, die unsre deutsche Mythologie einhüllt, irgend gestattet, ja vielleicht weiter als sie gerathen erscheinen läßt. Was heißt nun die zweite, das sul? Bedeutet es wirklich schon ursprünglich „Säule"?

Süll ist plattdeutsch allgemein die Schwelle. Im Oldenburgischen z. B. nennt man Süll den meist aus einer, oft auch aus mehreren Stufen bestehenden Aufstieg von der Diele zur Wohnung; im Braunschweigischen Süll ein Bankett, einen Wandvorsprung in der Küche, auf den allerhand Geräth gestellt wird. „Söller" heißen im alten Deutsch die oberen Räume des Hauses, der Obersaal, die obere Schlafstube oder das flache Dach; auch der Kornboden wird in gewissen Gegenden so genannt und ebenso gelegentlich ein hoher Tritt am Fenster, der einen besseren Ausblick gewährt. Der Stamm sul, sül findet sich sodann in Bergnamen wie dem „Sollinger Wald" oder „Solling" zwischen Nartheim und Karlshafen, der im Mittelalter auch „Suilberge" genannt wurde, und eine Reihe von Sülbergen kommen vor; so bei Blankenese, bei Kreiensen, bei Driburg, bei Iserlahn. In all diesen Bezeichnungen erkennen wir das sul. sül als das Schwellende, Ansteigende, Aufgehöhte, verwandt mit dem französischen seuil, dem lateinischen solium „Thron".

Wie, wenn in Irminsul dieses selbe plattdeutsche sûl steckte und es demnach einfach die Irminshöhe, den Irmensberg bedeutete? Altsächsisch ist sul außer in irminsul leider nicht überliefert. Mittelniederdeutsch heißt sul, sulle die Schwelle, sûl, die Säule; althochdeutsch schon swella die Schwelle, sûl, sûli die Säule. Wort und Begriff „Säule" haben sich offenbar aus sul, sûl Schwelle, Erhöhung entwickelt, wie im Lateinischen columna aus columan, culmen, die künstliche, von Menschenhand gemachte Form aus der natürlichen. Die Säule ist den Naturvölkern fremd. Wie sie in Kleinasien und Griechenland erst unter phönikischem Einfluß aufkommt (das Wort κίων ist phönikisch), so ist sie zu den Sachsen erst mit der von Süden kommenden Kulturwelle gelangt. Möglicherweise wäre also das Wort Irminsul so alt, daß sich damals bei den Sachsen sul, Erhöhung, und sûl, Säule, noch nicht geschieden hatten. Erst später hätte dann die Umdeutung zu „Säule" stattgefunden, vielleicht erst unter dem Einfluß des Hochdeutschen. Es ist nämlich auffallend, daß der Name Sulberg, ebenso wie die anderen mit sul zusammengesetzten Ortsbezeichnungen: Sülbeck, Sülldorf, Sulfeld, Süllhof, Süllwarden sich ausschließlich in Niederdeutschland finden. Den Franken mußte der darin steckende alte Begriff unverständlich sein, und zu der Zeit, wo sie die irminsul kennen lernten, konnte diese um so eher als eine Säule aufgefaßt werden, als der alte Berg wirklich längst zu einer Art von Säule zusammengeschrumpft war. Analogien für solche „Volksetymologie" anzuführen, ist kaum nöthig: Mohlwurf und Maulwurf, Mulayen und Maulaffen, Sinfluth und Sündfluth sind viel krasser als Irmensul und Irmensûl.

Indeß ob dem irminsul auch sprachlich ein „Irmensberg" zugrunde liegt oder ob es schon von Anfang an bildlich als „Irminsäule" gemeint war, das Wesentliche bleibt, daß wir in ihm den Begriff des alten Götterberges erkennen, auf dem die Gottheit unsichtbar thront, und daß deßhalb auch der truncus ligni nicht die Gottheit selber darstellt, sondern nur ihren Thron. In der verschiedensten Form begegnet uns der Gedanke, daß eine ragende Erhöhung die Gottheit anzieht. Die Donnereiche, welche Bonifazius umhaut, ist ebenfalls nicht die Personifikation des Donar, sondern nur sein Sitz. Veleda, die weise Frau, haust nach Tacitus edita in turri: dort ist sie mit der Gottheit in unmittelbarem Verkehr und spendet so ihre Orakel, genau wie die delphische Pythia sich auf den Dreifuß, den Thron des Apollo, also dem Gott gewissermaßen in den Schooß setzt.

Angesichts der stattlichen Zahl von Bergen, die uns als Donar-, Wotan-, Ostarasitze entgegentreten, dürfte es nicht wundernehmen, wenn es auch mehr als eine Irminsul gegeben hätte, und es wäre gewiß von besonderem Interesse, zunächst auch nur eine solche kennen zu lernen. Ich glaube diesen Wunsch befriedigen zu können durch den Nachweis zwar nicht der berühmten Irmensul-Stätte, wohl aber einer anderen bisher noch nicht in Frage gekommenen.

Wenige Meilen südlich von Hildesheim, zwischen Lamspringe und Alfeld, am östlichen Rande des Sackwaldes, liegt ein Dorf, das hochdeutsch Irmensul geschrieben, von den Bewohnern der Gegend aber plattdeutsch Armensülle genannt wird. Das Dorf zieht sich lang um den Fuß eines Berges, der die Form eines flachen Kegels hat, aber nur mit drei Seiten frei liegt, auf der vierten westlichen durch einen langen Höhenrücken mit der Masse des Sackwaldes verbunden ist. Der Kegel heißt heute „Hilligenholtberg". Er trug bis vor 20 oder 30 Jahren Hochwald und dieser hieß „dat billige Holt", natürlich eine deutliche Hinweisung auf ein altes heidnisches Heiligthum. Die Bewohner bringen den Namen ihres Ortes mit der berühmten von Karl d. G. zerstörten Irmensul in Beziehung. Sie erzählen, als Karl d. Gr. die Irmensul in Westfalen umgestürzt hatte, suchten die Sachsen sie weiter ins Innere ihres Landes zu retten. Auf ihrem Wege wurden sie beim Dorfe Irmenseul von den Franken überfallen und mußten die Säule hier in einem Loch am Berge, das noch gezeigt wird — es ist eine verschüttete Quelle — für längere Zeit verstecken. Nachher brachten sie sie weiter nach Hildesheim, wo sie heute noch im Dome steht. Im Dom zu Hildesheim gilt nämlich als Irmensul eine kleine Säule aus dem Kalksinter einer römischen Wasserleitung, wie deren zwei auch im Dom zu Paderborn vorhanden sind. Sie steht vor dem Hauptaltar und trägt ein Marienbild, umgeben von einem Kranz von Kerzen.

Die Erzählung zeigt, daß die Volksvorstellung immer nur mit einer Irmensul, der berühmten, rechnet. Sicher hat aber hier auf dem Kegelberg ein zweites Heiligthum dieses Namens bestanden, und der Name ist dann auf das an ihrem Fuß entstehende Dorf übergegangen, ebenso wie der Name der Harzburg auf die unten liegende Stadt sich übertrug, wie die Ansiedlung am Fuße der Iburg sich to'r Iburg oder ter Iburg = Driburg nannte, wie neben der festen alten Leinebrücke unterhalb Alfeld sich eine Ortschaft „Brüggen" entwickelte.

Der Hilligenholtberg ist, wie gesagt, kein isolirter Kegel und ist auch keineswegs die höchste Erhebung in der Gegend, er ist vielmehr nur der durch die Kuppe auf seinem Ende markanteste gegen Osten vorgeschobene Ausläufer des Sackwaldes. Das Dorf Irmenseul liegt 200 m hoch, der Hilligenholtberg 270 m, die geschlossene Höhe des Sackwaldes im Mittel 320 m, in den höchsten Punkten bis 371 m. Der Aufbau zeigt sich in seiner vollen Bedeutung dem von Osten Kommenden. Bevor ich selbst zur Untersuchung hinfuhr, erkundigte ich mich an befreundeter Stelle in jener Gegend nach der Berggestaltung und in dem Briefe, den ich darauf erhielt, hieß es: „So oft ich von Harbarnsen her gegen Irmenseul heranfuhr, sagte ich mir: ‚Da oben ist die Welt zu Ende'". Südlich neben dem Hilligenholtberg zieht sich eine Schlucht herauf, die „Wormsthal" heißt. Geht man vom Hilligenholtberg nach Westen über die Höhe des Sackwaldes hinüber, so kommt man schon nach einer Viertelstunde zu zwei großen Bergmassen, die nach jener Seite vorspringen. Sie liegen noch 330 m hoch und führen die Namen „Paradiesgarten" und „Teufelskirche". Die tiefe Schlucht zwischen ihnen nennt das Volk „Teufelsküche". (Vgl. Meßtischblatt 2227 Gr. Freden der kgl. preußischen Landesaufnahme.)

Wir haben also hier eine ganz auffällige Zahl von höchst verdächtigen Bezeichnungen auf engem Raum zusammen. Zuversichtlich dürfen wir daraus ein altes Heiligthum erschließen und vielleicht sogar einige Einzeldetrachtungen wagen. Wir sahen vorhin, daß Irmin wahrscheinlich der Sonnengott war und daß die alten Sachsen seine Verehrung gegen Osten richteten. In diesem Betracht ist es vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß der Hilligenholtberg vom Stock des Sackwaldes her so weit gegen Osten vorspringt. Er ist höher als die parallelen Vorsprünge, und die Bevölkerung der östlichen Ebene sah so morgens die Sonne zuerst auf ihm leuchten. Der Paradiesgarten und die Teufelskirche aber sind die höchsten Vorsprunge gegen Westen; auf ihnen weilte also die Sonne gegen Abend am längsten. Das Wormsthal südlich dicht am Hilligenholtberge ruft uns ins Bewußtsein, daß jeder Sonnengott der klassischen wie der germanischen Mythologie seinen Drachen (Wurm) hat, den er erschlägt: Herakles die lernäische Hydra, Apollo den Python, Perseus die Medusa, Siegfried den Lindwurm. Es sind jedesmal die giftigen Sümpfe, die die Kraft der Sonne austrocknet und unschädlich macht. Ist es nun allzu kühn, bei dem „Wormsthale" an einen

Digitized by Google

Wurm des Irmin zu denken, der in diesem Thale hauste und in ihm erschlagen wurde?

So trägt diese Stätte einer alten Irmensul mannichfach bei zur Belebung des ganzen Begriffes. Vergessen wollen wir schließlich nicht, daß in ihrer plattdeutschen Bezeichnung Armensülle — in Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts Ermensulen und Ermensulle — das süll „Schwelle", „Höhe", deutlich ist, demnach das hochdeutsche Irmenseul als Umdeutung zu „Säule" erscheint.

Wo die westfälische Irmensul zu suchen ist, kann ich noch nicht genau bestimmen. Wegen des Bullerborns doch jedenfalls in der Nähe von Altenbeken. Eine halbe Stunde davon liegt bei Driburg eine Sülburg, ein 320 m haher Bergkegel, ohne Spuren irgendwelcher Befestigung. Der Bach, welcher sie umfließt, heißt Hilgenbach. Vielleicht hat hier das Heiligthum gestanden. Ich habe den Punkt aber bisher noch nicht untersuchen können. Es kommen daneben auch noch ein paar andere in Betracht, sa die Hün'sche Burg bei Buke, die als breites Plateau vom Keimberg gegen Westen vorspringt, mit Steilabfällen an drei Seiten, und nicht minder die Externsteine mit ihrer auffallenden Felsbildung und dem ebenso auffallenden frühen christlichen Kultus.

Auf die Frage der Oertlichkeit dieser berühmten Irminsul gehe ich also heute nicht weiter ein, sondern benutze den Hinweis, daß sie nicht weit von Altenbeken gewesen sein muß, nur um festzustellen, daß wir uns mit ihr hart an der Grenze, mit der neu nachgewiesenen Hildesheimischen Irminsul aber im Herzen des Cheruskerlandes befinden. Damit wäre der Irmindienst speziell bei den Cheruskern erwiesen und eine weitere Bestätigung gewannen für Plinius' Zutheilung der Cherusker zu dem großen mitteldeutschen Stamme der Herminonen, zu dem er außerdem die Sueben, Hermunduren und Chatten rechnet.

Gestalt und Bedeutung der Irminsul, wie wir sie im voraufgehenden ermittelt haben, sind keineswegs mit der Bekehrung der Sachsen verschwunden, sondern haben sich im Gefühl und Gebrauch dieses Volkes noch jahrhundertelang, ja zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Lauenstein, Reformationshistorie, berichtet im Jahre 1734: „Zum Andenken der abgewarfenen Irmensäule wird annoch zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhofe folgendes Schauspiel gehalten. Es kommt an selbigem Tage dahin ein sonderlich dazu bestellter Bauersmann, der bringet einen langen, hölzernen Klotz in Gestalt eines Kegels mit sich, setzet den großen Klotz in die Erde und das kleine Holz oder Kegel aben darauf. Dann kommen ein Haufen Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stöcken, daß sie den Kegel, wodurch der Heiden Götze bedeutet wird, herabwerfen mögen. Dann kommen andere und setzen den Kegel wieder darauf . . . bis endlich alles in Stücken geworfen aber weggeschleppt worden." Ein ähnlicher Brauch am Sonntag Lätare wird für Paderborn und am Montag nach Lätare für Halberstadt bezeugt. Daß man hier, wo man mit Bewußtsein den Heidengötzen darstellt, doch nur einen Kegel nimmt, zeigt wohl aufs deutlichste, daß die Irminsul mit einem Abbild menschlicher Form nie etwas zu thun gehabt hat.

Allgemein bekannt sind die besonders in Niedersachsen verbreiteten Pferdeköpfe als Giebelschmuck der Bauernhäuser. Sie werden fast von Allen als altes heiliges Zeichen aufgefaßt, als Symbol des Wodans, dessen weißes Pferd ja Westfalen und Hannover im Wappen führten. Bei Augustenburg auf Alsen waren im vorigen Jahrhundert die Giebelbretter wie Ochsenhörner geformt und ebenso noch heute auf der dänischen Insel Lolland. Vielleicht hängt damit das mecklenburgische Wappen des Ochsenkopfes zusammen. In Nordflandern, wo Lohengrin verkehrt, kommen Schwanenköpfe vor und ebenso im Alten Lande, zwischen Stade und Buxtehude, das von Flamländern besiedelt ist. In einigen Gegenden finden sich an Stelle dieser Thierzeichen kleine Säulen oder Obelisken, besonders westlich, von Hannover bis Osnabrück, aber auch abwärts gegen Bremen hin.

Manche glauben nicht an einen tieferen Sinn dieses Giebelschmucks. Sie sagen, die Giebelbretter, aus denen der Schmuck gestaltet ist, seien erst vor wenigen Jahrhunderten zum Schutze der Spitze des Strohdachs in Gebrauch gekommen, daher könne der Schmuck kein alter sein; und die Zeichen seien technisch sa hergestellt — durch einfaches Einterben der Bretter —, daß sie als die gegebene Verzierung der Bretter erschienen, daher hätten sie nur dekorative und keine symbolische Bedeutung. Diese Einwände sind nicht stichhaltig. Jene Verzierungsart ist in der That uralt. Unter den Hausurnen, welche im Halberstädtischen und bei Staßfurt gefunden sind und etwa der Zeit um Christi Geburt entstammen, befindet sich eine, bei welcher der First an beiden Enden mit einem auswärts schauenden Pferdekopf geschmückt ist. Ferner kommt altsächsisch (im Heliand) schon das Wort hornseli vor, „das Hornhaus", „das Saalgebäude, dessen Giebel Hirschhörner trönen", und angelsächsisch (Beowulf) hornreced „das Horndach". Wenn damals die Giebelbretter am Strohdach noch nicht Mode waren, so brachte man die Zeichen eben aus anderem Material oder in natura als Pferde- und Ochsenschädel oder Hirschgeweihe an dem Hause an. Und wozu das geschah, ist ebenfalls klar. „Im Hurt, dem obersten Dachraum alter Schwarzwaldhäuser oder Heidenhäuser und anderer schwäbischer und fränkischer Häuser hängen heute noch zur Bannung von Gewittern, Fluchen, bösen Geistern Stierschädel und Roßköpfe." Auch „in den Firsten bergischer Bauernhäuser (bei Hückeswagen) werden Pferdeschädel aufgehängt gegen Unwetter und Seuchen" (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, dem ich in dieser ganzen Darlegung gefolgt bin). Die Zeichen sind also entschieden ursprünglich Göttersymbole, durch die man den Schutz der Gottheit gegen allerhand Uebles und Böses zu gewinnen sucht, ebenso wie man nachher im Christenthum mit dem Zeichen des Kreuzes den Teufel bannt. Die Pferdeköpfe weisen auf Wodan, die Ochsen- und Hirschhörner auf Thor.

In die Reihe dieser Zeichen gehört also auch der säulen- oder obeliskenförmige westfälische „Geck". Seine Gestalt und seine Verbreitung in unsrer Gegend ist besonders van Dr. Braudi in den Mitth. d. Osnabrücker Geschichtsvereins eingehend behandelt, aber eine Deutung seiner Form ist dort nicht versucht und auch sonst, soviel ich sehe, nicht gegeben worden. Man hat sich gewöhnlich begnügt, ihn als ein Zeichen gegen den Blitz aufzufassen. Ich glaube in ihm eine verkleinerte Irmensul erkennen zu dürfen, also als das Symbol des alten Götterberges, durch das man ebenso wie durch Pferde-, Ochsen- und Schwanenkopf sich die Gegenwart und die Hülfe der Gottheit zu sichern suchte.

Noch eine andere Nachwirkung der Irmensul glaube ich annehmen zu dürfen, die, wenn ich hierin nicht irre, zeigen würde, daß die Form des altsächsischen Symbals nicht bloß in den christlichen Brauch, sondern gelegentlich sogar in den christlichen Kultus übergegangen ist. Die gleiche Beobachtung können wir im Süden mit dem leeren Thron machen. In Ravenna im Baptisterium (6. Jahrh.) läuft über den Fenstern ein Fries ringsum, in dessen Feldern abwechselnd ein Altar mit der aufgeschlagenen Bibel und ein leerer Thron mit dem Zeichen des Kreuzes an der Lehne dargestellt sind. In ähnlicher Weise findet sich in S. Maria in Cosmedin zu Ravenna (6. Jahrh.) der leere Thron mit einem großen Kreuz darauf und Petrus

und Paulus zu den Seiten. Eine Gemme (Accadem. di Cortona VII, 45) zeigt denselben leeren Thron mit der Inschrift *IXΥΘ* statt *IXΘΥΣ* auf der Lehne. In allen diesen Darstellungen ist natürlich Christus unsichtbar auf dem Sessel gedacht.

In den christlichen Katakomben in Rom befinden sich bekanntlich kleine Kapellen. In der Mitte ihrer Rückwand ist oft ein Thron im Felsen ausgemeißelt, oft auch ihrer zwei nebeneinander. Man erklärt sie allgemein für Bischofsstühle, und wo zwei nebeneinander stehen, hat man, etwas abenteuerlich, den einen für den einheimischen, den andern für einen durchreisenden Bischof bestimmt. Auch hier werden wir den Thron als Träger der göttlichen Persönlichkeit, die man nicht darzustellen wagte, aufzufassen haben, wo es zwei sind, werden sie für Christus und Maria gelten. Unmittelbar vor dem Throne haben wir uns den Altar nach seiner damaligen Gestalt als einen einfachen Tisch zu denken.

Aehnlich wie hier der leere Thron hinter dem Altar an der Stelle des späteren Kultbildes steht, so war es in Hildesheim mit der Bernwardsäule der Fall. Wie Kratz: Der Dom zu Hildesheim 1840, aus zumeist ungedruckten Quellen nachweist, ist sie von Bernward für seinen Lieblingsbau, die Michaeliskirche angefertigt, dort hinter dem Hauptaltar aufgestellt und zugleich mit diesem i. J. 1022 von Bernward geweiht worden. Sie trug, wie bestimmt beglaubigt ist, ein Kreuz von Bronze. Dies Kreuz wurde 1544 heruntergeschlagen und für einen Glockenguß eingeschmolzen. 1650 wurde auch das Kapitäl heruntergeschlagen und ebenfalls eingeschmolzen. Die Säule blieb aber an ihrer alten Stelle bis 1723. In diesem Jahre wurde sie aus der Erde gehoben und umgestürzt, weil der Magistrat sie einschmelzen wollte. Weiteres wurde aber damals noch verhindert. 1787 jedoch war sie bereits zur Stadtwage geschleppt, als ein kaiserliches Edikt in letzter Stunde befahl, sie zurückzubringen und an der alten Stelle wo sie a fundatore her ad annum 1723 gestanden, wieder aufzurichten. Sie wurde dann zwar an ihren Ort zurückgebracht, aber nicht wieder aufgerichtet, blieb vielmehr bis zum Jahre 1810 hinter dem Altar liegen, bis nun Franz Egon sie auf dem Domhofe aufstellte.

Aus dieser Geschichte der Säule geht hervor, daß sie keineswegs eine der im Mittelalter so häufigen Geißelsäulen war, noch auch zum Tragen der Osterkerze bestimmt, — diese Säulen standen immer abseits vom Altare — sondern daß sie wie der leere Thron, so als gewissermaßen leere Säule in dem Zeichen des Kreuzes nur die Andeutung trug des göttlichen Wesens, das man sich hier dachte.

Man hat die Bernwardsäule immer als eine einfache Nachahmung der römischen Säulen des Trajan und Marc Aurel aufgefaßt. Diese Nachahmung besteht aber nur in der Form, in der Form der Säule als solcher mit Basis und Kapitäl und der Form des spiralförmig darum geschlungenen Reliefbandes. Der Bedeutung nach ist sie vielmehr eine Nachahmung der Irmensul, denn die zwei Haupteigenschaften der letzteren, die sich bei den römischen Kaisersäulen nicht finden, hat sie übernommen, als Basis der unsichtbar darauf gedachten Gottheit zu dienen und als solche den Hauptgegenstand des Kultus abzugeben.

Es kann kaum ein schöneres Zeugniß für die reine und hohe Auffassung der alten Sachsen vom Wesen der Gottheit geben als diesen Beweis, daß sie auch ohne das mosaische Gesetz sich kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machten und damit eine Form der Gottesverehrung schufen, die auch in eine noch so viel höher stehende Religion wie das Christenthum ohne Bedenken übernommen werden konnte.

Nachdem wir die Einwirkung der Irmensul bis an den Hochaltar einer der wichtigsten Kirchen Niedersachsens verfolgt haben, ist es wohl gestattet, Umschau zu halten, ob bei diesem an alten Vorstellungen und Empfindungen so zäh festhaltenden Volke nicht noch in andere christliche Einrichtungen und Gestaltungen das Gefühl von dem alten Götterberge unbewußt hineingewachsen ist. Schon ein flüchtiger Blick auf die Entwicklung des Kirchenbaues erweckt hier die Frage: woher stammt der dem ganzen Alterthum und noch dem heutigen Süden fremde, große Thurm; hat auf seine Entstehung etwa jene altsächsische Vorstellung eingewirkt? In der That, kein antiker Tempel hat einen Thurm und auch die ältesten christlichen Kirchen kennen ihn nicht. Die Merowinger und Karl d. Gr. bauen nach dem südlichen antik-christlichen Muster fort. Das bietet zwei Formen: den Zentralbau und die Basilika. In Deutschland wird zunächst nur der erstere angewendet. Das klassische Beispiel, Karls d. Gr. Münster zu Aachen (796—804), ist ein Achteck mit Kuppel darüber, genau gestaltet nach S. Vitale in Ravenna. Neu ist nur die von zwei Treppenthürmen flankirte Vorhalle. Ein ähnlicher Zentralbau ist die St. Michaelskirche in Fulda (820—822), eine Rotunde, die ursprünglich mit einer Kuppel überwölbt war. Die großen Klöster brachten dann die Rettung der kreuzförmigen Basilika. Der Bauriß von St. Gallen zeigt eine Säulenbasilika mit östlichem Querschiff und zwei Chören. „Vor dem Westchor lagen zwei isolirte Rundthürme, wie es scheint, als Vertheidigungsbauten gedacht.“ (Ebe.) Die Stiftskirche zu Reichenau-Niederzell (799—802) hat zwei kleine Glockenthürme über den Nebenapsiden, die Stiftskirche in Reichenau-Oberzell einen Glockenthurm über der Vierung.

Erst unter den sächsischen Kaisern und zwar in Niedersachsen entwickelt sich die große westliche Thurmanlage, und zwar in Anlehnung an die Aachener Vorhalle Karls d. Gr., indem zwischen den beiden dort schon vorhandenen Treppenthürmen das Glockenhaus aufgebaut wird. Diese Anlage zeigen als älteste: die Stiftskirche bei Walbeck, nächst Helmstedt (Anf. d. 11. Jahrh.), die St. Stephanskirche in Ochsendorf bei Fallersleben, der Dom zu Merseburg (1015), die Kirche zu Hilbeck, Kreis Hamm (gegen 1000), die Stiftskirche zu Oberkaufungen (1005), die kath. Pfarrkirche in Bilk, Kreis Düsseldorf (vor 1019).

In Oberdeutschland finden wir in dieser Zeit noch öfter, daß der Thurm nicht mit der Kirche verbunden ist, sondern daneben steht, ebenso wie heute noch regelmäßig die Glockenthürme in Italien. Es sieht demnach aus, als wenn der massige Thurm fest mit der Kirche verbunden und sehr hoch geführt in der That von Niederdeutschland ausgegangen wäre, und es wäre alsdann wohl denkbar, daß zu seiner Gestaltung das alte Irmensulgefühl beigetragen hätte. Die Entstehung der Kirchthürme wird regelmäßig durch den Hinweis auf die Glocken, sowie das gelegentliche Bedürfniß zur Befestigung erklärt. Keines dieser beiden Bedürfnisse erforderte aber so monumentale riesenhafte Thurmbauten wie Deutschland sie mehr und mehr entwickelte.

Ich muß die weitere Verfolgung und die Entscheidung dieser Architekturfrage denen überlassen, die auf diesem Gebiete Fachleute sind, glaubte auf sie aber doch hier wenigstens hinweisen zu sollen, da sie, architektonisch gesprochen, genau in der Achse der Irminsulbetrachtung lag. Werden wir doch noch heute, wenn wir uns besinnen, warum wir uns eine Kirche nicht ohne Thürme denken mögen, nicht ganz auskommen mit der Erklärung durch die Glocken oder die hergebrachte Gewohnheit, sondern bei genauerer Prüfung unsrer selbst entdecken, daß eine gewisse Rolle das Gefühl spielt, daß wir unser Gotteshaus auch durch ein äußeres Zeichen mit dem Himmel in näherer Beziehung zu sehen wünschen als die gewöhnlichen Häuser der täglichen Geschäfte. Und wenn das richtig ist, so würden wir auch in

Digitized by Google

diesem Gefühl noch etwas von der alten Irmensulidee besitzen, die wir somit mehr und mehr als etwas allgemein menschliches kennen gelernt haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Richard Deye: Zu Deutschlands Ehr'. Vaterländische Gedichte. München 1898. Verlag von J. S. Lehmann. — Der Verfasser ist in seinem Wohnort seit langen Jahren als nie versagender, flotter und schneidiger Gelegenheitsdichter bekannt und geschätzt. Jedes Gedicht, sagt Goethe, ist eigentlich ein Gelegenheitsgedicht. In der vorliegenden Sammlung finden sich außer den zu besonderen Anlässen verfaßten Stücken „Münchener Festtage" eine Reihe von Gedichten (unter den Ueberschriften „Vaterland" und „Der olte Kaiser und sein Kanzler"), die ebenso durch die meisterhafte Beherrschung der Form, als durch die warme deutsche Gesinnung lebhaft ansprechen. Stellenweise zeigt sich der Einfluß Richard Wagners auf den poetischen Stil Deye's, aber sein geläutertes Sprachgefühl schützt ihn vor jeder Gewaltsamkeit und Geschmacklosigkeit, wie sie so häufig in den neuesten „patriotischen" Leistungen den Mangel tieferen Gefühls verdecken müssen. Bei Deye aber spürt der Leser stets den starken Herzschlag eines deutschen Mannes, der mit allen Fasern Wohl und Wehe seines Volkes mitlebt. Die kleine Sammlung verdient, in weiteren Kreisen Freunde zu finden. G. Ss.

Julius Grosse: Das Volkramslied. Ein Sang aus unsern Tagen. Dritte Auflage. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag 1887. — Dos, was früher in diesen Blättern über das Werk gesagt worden ist, daß der Dichter Bilder geschaffen habe, vom Sinnigen bis zum Grandiosen, voll Scherz und heiligem Ernst, voll Tiefsinn und Humor, voll schneidender Wahrheit und Phantasie, bezeichnet mit den Vorzügen des Epos zugleich seine Schwächen. In der That sind es mehr einzelne Bilder als ein aus dem Ganzen heraus geschaffenes Werk; die Scenen sind in buntem Wechsel, nur durch die Person des Helden zusammengehalten, aneinander gereiht, ohne daß ein Grundgedanke durch sie hindurchginge, der das Gedicht zur organischen Einheit stempelte, an dem jeder Theil seine ganz bestimmte Stelle hat. — Es wäre Unrecht, wollte man die Schönheit der Sprache im großen und ganzen verkennen, nur haben wir den Eindruck, als wäre sie vielfach etwas gewaltsam gesteigert. Auch ist für unser Gefühl die sehr häufig wiederkehrende Stellung des Prädikats in Hauptsätzen hinter Objekt oder adverbieller Bestimmung recht störend. Ferner kommen häufig genug Stellen vor, an denen der poetische Ausdruck viel zu wünschen übrig läßt; wir erinnern nur an die Scene mit dem Grafen Bismarck beim Ausbruche des französischen Krieges; für derartiges ist der epische Stil unsrer Tage noch zu schaffen. Auch findet der Dichter nicht immer den bezeichnenden Ausdruck; so z. B. wenn es vom Charlottenburger Mausoleum heißt:

Stolz siehst du einen Säulentempel ragen,
Ein Heiligthum, fremdartig, griechisch kühn —

so erweckt diese Schilderung eine ganz falsche Vorstellung von dem kleinen, einfachen, schmucklosen Gebäude, und es scheint beinahe, als ob die Ausdrücke nur mit Rücksicht auf den Reim gewählt worden wären. Paul Seliger (Leipzig).

∞ Zum 60. Geburtstag Ferdinand a. Saars wurde schon im Jahre 1893 in diesen Blättern der Wunsch nach einer Gesammtausgabe der Werke des bedeutenden Dichters — zur Stunde wohl des bedeutendsten in Oesterreich — geäußert. Noch immer zaudert indessen der überbescheidene Poet. Mittlerweile hat er sich nur entschlossen, eine Sammlung seiner Novellen aus Oesterreich in zwei Bänden (Georg Weiß, Heidelberg 1897) zu veranstalten, die durch ihren künstlerischen Reiz, wie durch ihre kulturgeschichtliche Wahrheit dauernder Geltung gewiß sind unter den Literaturdenkmalen Deutsch-Oesterreichs. Mit am beredtsten hat dieses Verdienst der Saar'schen Erzählungen kürzlich Alfred v. Berger anerkannt in einer ganz vortrefflichen Anzeige im „N. W. Tgbl." Eine eingehende Würdigung der Gedichte, Dramen und Novellen Saars — ursprünglich in der „Voss. Ztg." und in „Nord und Süd" gedruckt — veröffentlichte Professor Jakob Minor dieser Tage in einem besonderen, von Fromme in Wien verlegten Bändchen.

F.H. Neue Entdeckungen aus Babylonien. Von dem großartigen Werke unsres Landsmanns H. V. Hilprecht, „The Babylonian Expeditian of the University af Pensylvania", ist soeben, nachdem früher die ersten beiden Bände (die ältesten babylonischen Inschriften) erschienen waren, der 9. Bond ausgegeben worden. Derselbe enthält über 100 Kaufurkunden aus der Regierung des Perserkönigs Artaxerxes I., des Zeitgenossen des biblischen Esra, welche durch die vielen jüdischen und persischen Eigennamen, die sie in den Zeugenlisten enthalten, von epochemachender Bedeutung für die hebräische und iranische Namenkunde sind. Da begegnen uns Namen wie Mitra-dâti (Mithridates), Tiri-date, Sata-barzana, Aspadasta, Arta-barri ꝛc. und besonders viele auf den ersten Blick als jüdische erkennbare, wie Pili-java, Achi-jaoa, Gadal-jaoa, Pada-jaoa (vgl. Achi-jahu oder Achijah, Gedal-jahu oder Gedalja, Peda-jah), Jahu-natan (vgl. Jeho-nathan, Jo-nathan), aber auch edomitische (Kos-dan, Kos-jahab), syrische (Addunatan, Addu-rom, worin Addu = Hadad, dem bekannten Namen des syrischen Gottes) und arabische. Was aber, abgesehen von der Bedeutung für die Namensformen und die thatsächliche Aussprache der Zeit Esra's, von besonderer Wichtigkeit sein dürfte, ist der Umstand, daß uns hier Personen begegnen, deren Väter oder Söhne echt babylonische Namen tragen, während sie selbst jüdische aber persische führen, woraus man also sieht, wieweit damals in der persischen Praxis Babylonien bereits die Amalgamirung mit fremden Elementen vorgeschritten war. Sowohl Juden wie Perser waren dort schon so heimisch geworden, daß sie als halb babylonisirt uns in ihren Familien entgegentreten, woaon eben gerade die gemischte Namengebung das beste Zeugniß ablegt. Ein ausführlicher, 30 Großquartseiten umfassender Namenindex, der nebst der Einleitung auch separat ausgegeben worden ist (Philadelphia und in Kommission bei Rudolf Merkel, Erlangen. Preis 3 M.), erleichtert die Uebersicht wesentlich und wird dazu beitrogen, die hochwichtigen Resultate dieses auch für die vergleichende Rechtskunde und Handelsgeschichte bedeutsamen Werkes in weitere Kreise als die der engeren Fachwissenschaft zu tragen. Um nur noch eins zu erwähnen, so kommt in diesen Tafeln zum erstenmal der bisher nur aus dem Propheten Ezechiel bekannte Konalname Kubar keilinschriftlich als Kabaru vor, wie auch der aus dem Buche Daniel geläufige persische Berufname Dethabar (lies Dath-bar) als dâta-bari (vgl. den auch ähnlich zusammengesetzten Titel ustar-bari, verkürzt us-bari) hier begegnet. Ein anderer persischer Berufsname piti-pabaga bezeichnete vielleicht eine Art Speisemeister (vgl. Zend pitu Speise, falls nicht eine babylonische Wiedergabe eines altpersischen paiti-pâvaka, „Obhutgewährer" oder ähnlich, vorliegt). Als Probe sei nur eine der kürzeren Kaufurkunden zum Schluß mitgetheilt: „Bel-achiddin und Bel-sunu, die Söhne des Bel ....., und Chatin, der Sohn des Bazuz, sprachen zu Bel-nadin-sum, Sohn des Murasu, also: Was den goldenen Ring mit eingesetztem Smaragd (barraktu, vgl. hebräisch baréket) anlangt, so garantiren wir, daß der Smaragd binnen 20 Jahren nicht aus dem Ring fallen wird. Sollte er aber dennoch vorher herausfallen, so verpflichten sich hiemit die drei oben Genannten an Bel-nadin-sum (den Käufer) zehn Minen Silbers zu zahlen.

* Nachdem die Arbeiten zur Reparatur des Parthenon zu Athen im vorigen Winter wieder aufgenommen werden konnten, hat die zur Leitung der Arbeiten eingesetzte internationale Kommission, welcher auch der erste Sekretär des deutschen archäologischen Instituts, Hr. Prof. Dörpfeld, angehört, den Winter über mehrere Sitzungen gehalten. Es wurden mehrere große Marmorblöcke aus den pentelischen Brüchen bestellt und andere Vorarbeiten erledigt. Vor kurzem hat die Kommission, wie der „Reichs-Anz." berichtet, die bestellten Blöcke in den Steinbrüchen besichtigt und abgenommen, worauf jetzt die Arbeiten am Gebäude beginnen, verdorbene Steine fortzunehmen und durch neue zu ersetzen. Die nächste

Leitung dieser Arbeiten ist dem griechischen Ingenieur Hrn. Balanos übertragen. Die Kosten trägt die griechische archäologische Gesellschaft zu Athen, welche auch mit der Wiederherstellung anderer antiker Bauten, zunächst der Grabmale des Philopappos, begonnen hat.

* Eine schwedische wissenschaftliche Expedition nach Kloudyke ist, wie die „N. Allg. Ztg." schreibt, Ende März von Stockholm abgegangen. Sie steht unter der Leitung des Dr. Nordenskjöld, eines Neffen des berühmten Nordpolfahrers Prof. Frhrn. A. E. Nordenskjöld. Dr. Nordenskjöld ist in den Gelehrtenkreisen nicht unbekannt, nachdem er durch seine von Erfolg gekrönte Forschungsreise nach dem Feuerland, von der er erst kürzlich heimgekehrt, die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf sich gezogen hat. Die Expedition, deren durchaus nicht unbedeutende Kosten von Hrn. Ek, Chef eines größeren Stockholmer Bankhauses, bestritten werden, zählt außer Dr. Nordenskjöld noch einen wissenschaftlichen Theilnehmer, nämlich den Dr. phil. Anderssvn, Dozent an der Hochschule zu Stockholm und hervorragender Geolog, und außerdem vier andere Personen. Die Expedition, deren Zeitdauer auf ca. 2 Jahre berechnet ist, wird, auch im Auftrage fremder wissenschaftlicher Gesellschaften, die Resultate ihrer Untersuchungen und Erfahrungen veröffentlichen. Bei der Ausrüstung, die natürlich viel Umsicht erheischt, ist mit der größten Sorgfalt verfahren worden, und sowohl die schwedischen wissenschaftlichen wie die finanziellen Kreise sehen dem Resultate der Expedition mit dem größten Interesse entgegen.

-rt- Der als Kometenentdecker bekannte nordamerikanische Astronom William R. Brooks in Geneva, N. Y., theilt mit, daß in der dortigen Gegend und wohl überall bei klarem Wetter stets der Schatten der Erde zu beobachten ist. Dieser Schatten wird zuerst etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang als dunkelrother Streifen am östlichen Horizont sichtbar; je tiefer die Sonne sinkt, desto höher steigt der Schatten am östlichen Himmel empor, bis er schließlich im Dunkel der Nacht verschwindet. In umgekehrter Weise zeigt sich das Phänomen in den frühen Morgenstunden (vor Sonnenaufgang) am westlichen Himmel. Der Schatten hat das Aussehen einer am Horizont stehenden dunklen Wolkenbank oder Dunstschicht und dies mag auch die Ursache sein, daß Viele ihn bisher beobachteten, ohne es zu wissen. Daß es nicht Wolken oder Dünste sind, erkennt man leicht, wenn ein heller Planet oder der Mond an dem betreffenden Theil des Himmels steht.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Theodor Henner wurde zum ordentlichen Professor der Geschichte, insbesondere der bayerischen Landesgeschichte, in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität befördert; der bisherige Privatdozent an der Universität München Dr. Anton Chroust zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt und ihm Geschichte und historische Hülfswissenschaften als Lehrausgabe übertragen.

* **Tübingen.** Am 2. April ist hier der Historiker Professor a. D. L. Schmidt im Alter von 87 Jahren gestorben. Sein Arbeitsgebiet war die schwäbische Geschichte; besonders über die älteste Geschichte des Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern veröffentlichte er viele, später in einem dreibändigen Werk zusammengefaßte Forschungen.

* **Aus Baden.** Von der Universität Heidelberg sind dem jetzigen Landtag sieben außerordentliche Professuren zur Neuerrichtung vorgeschlagen worden, nämlich je eine besondere Vertretung der Fächer Paläontologie, organische Chemie, Ohrenheilkunde, Geographie, indische und iranische Philologie, Volkswirthschaftslehre und (in der medizinischen Fakultät) physiologische und pathologische Chemie. Von diesen Professuren sollen vorläufig zwei errichtet werden, und zwar nach Wahl der Regierung und nach Anhörung der Fakultät. Außerdem soll für den jetzigen Vertreter der Musikwissenschaft an der Heidelberger Universität, außerordentlichen Professor Dr. Wolfrum, eine Lehrstelle für Theorie und Geschichte der Musik ereichtet werden. Diese Stelle wird aber vorerst nur für den genannten Musiker und Musikgelehrten bestimmt erachtet, und die Mittel als künftig wegfallend bezeichnet. — In Freiburg hat der Senat drei neue Lehrstellen vorgeschlagen, eine für physikalische Chemie, eine für orientalische Philologie und eine für neuere deutsche Literatur. Für dringend gebeten hält die Regierung die Lehrstelle für physikalische Chemie; von den beiden anderen Lehrstellen schiebt sie die Entscheidung über die größere Wichtigkeit der einen oder anderen Lehrstelle auf. Mit diesem Standpunkt ist die Kammer einverstanden. An den beiden Hochschulen würden also fünf neue Lehrstellen errichtet.

* **Halle,** 4. April. Im Laufe der vorigen Woche hat der Direktor der hiesigen kgl. Universitätsbibliothek, Geh. Rath Dr. O. Hartwig, unsre Stadt verlassen, um in den wohlverdienten Ruhestand zu treten und in Marburg seinen Wohnsitz aufzuschlagen. In dieser hessischen Universitätsstadt ist er schon in seinen jungen Jahren thätig gewesen. Als am 14. Mai 1875 der hochberühmte Philolog Gottfr. Bernhardy gestorben war, der zugleich die Stelle eines Oberbibliothekars der kgl. Universität innehatte, trat Hartwig an die Spitze der Verwaltung der Bibliothek, die damals noch in einem wenig entsprechenden Hause untergebracht war und den Benutzern der Bücher manche Hindernisse in den Weg legte. Bald nach dem Eintritt des Nachfolgers Bernhardy's wurde ein Neubau in Angriff genommen, bei dem der neue Bibliothekar seine Tüchtigkeit bereits bewährte. Unter der umsichtigen Verwaltung Hartwigs hat die Benutzung der Bücherschätze sehr erhebliche Fortschritte gemacht. Ein sehr zweckmäßig eingerichteter Lese- und Arbeitssaal, ein vorzüglicher Katalog erleichtert den Gebrauch der Bücher in der Bibliothek selbst und auch die Ausleihung der Werke hat durch zweckmäßige Einrichtung einen bedeutenderen Umfang angenommen, als das früher der Fall war. So wird Jeder, der die Schätze der Bibliothek benutzt, den Weggang des so tüchtigen Leiters des Instituts aufs lebhafteste bedauern. Die „Zeitschrift für Bibliothekswesen", die Dr. Hartwig herausgab, wird vorläufig unter seiner Redaktion weiter erscheinen. Erst zu Michaelis wird die leer gewordene Stelle wieder besetzt werden.

-th. **Aus Sachsen.** Aus dem Bericht der Finanzdeputation A der Zweiten Kammer über das Kapitel Gymnasien, Realgymnasien u. s. w. ist zu ersehen, daß das kgl. sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts die Beseitigung der wissenschaftlichen Abhandlungen, welche zugleich mit den Jahresberichten der höheren Lehranstalten ausgegeben zu werden pflegen, in Aussicht genommen hat. Zunächst soll für Sachsen eine Beschränkung dieser Abhandlungen insofern eintreten, indem nicht mehr in jedem Jahr und nicht von jedem Lehrer eine Abhandlung geliefert werden muß. Ueber die völlige Beseitigung dieser Einrichtung will sich die Staatsregierung mit den übrigen Bundesregierungen ins Einvernehmen setzen. Anlaß zu dieser Maßregel ist die Erfahrung, daß sich je länger je mehr die Unmöglichkeit herausstellt, den nöthigen Raum und eine geordnete Aufbewahrung für die wachsende Zahl der Programme zu beschaffen. Auch erklärte der Referent für die höheren Lehranstalten, Geh. Schulrath Vogel, daß die wissenschaftliche Fortarbeit der Mittelschulen hinreichend aus den zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften zu ersehen sei, deren Redaktionen dem Referenten regelmäßig Ausschnitte zukommen ließen. Durch den Raummangel der Bibliotheken veranlaßt, hat auch das kgl. sächsische Ministerium des Innern die Fürsorge für eine geordnete Aufbewahrung der wichtigsten sächsischen Zeitungen, welche bisher der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden zufiel, den Ortsbehörden des Landes übertragen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. P. Evans: Evolutiual Ethics and Animal Psychologie. New-York. D. Appleton & Co., London, Wm. Heinemann 1898. — Ernst Dückershaff: Wie der englische Arbeiter lebt. Dresden, O. V. Böhmert 1898. — Alfred Halder: Alt-Celtischer Sprachschatz. 10. Lieferung. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Dr. Paul Haffel: König Albert von Sachsen. 1. Theil. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Gustav v. Diest: Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers v. Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. Ebd.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 9. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Sprache im belgischen Abgeordnetenhause. Von Prof. H. Bischoff. — Die Bedeutung der chemischen Strahlen für die Medizin. Von E. Wist. — Die Sonnenfinsterniß vom 22. Januar. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Sprache im belgischen Abgeordnetenhause.

Von Prof. H. Bischoff in Lüttich.

Vom 9. bis 18. März hat das belgische Abgeordnetenhaus den von den Führern der vlämischen Bewegung eingebrachten Gesetzentwurf über den Gebrauch der vlämischen Sprache in den amtlichen Kundgebungen zum zweitenmale einer eingehenden Erörterung unterzogen. Bekanntlich war dieser Gesetzentwurf schon vor fast einem Jahre vom Abgeordnetenhause fast einstimmig angenommen worden, vom Senat aber mit 50 gegen 47 Stimmen verworfen, weßhalb derselbe jetzt wieder an das Abgeordnetenhaus gelangte. Mit geringfügigen Abänderungen, die, wie die Gegner des Gesetzes überzeugend nachgewiesen, keine Konzessionen bedeuten, ist der Entwurf jetzt zum zweitenmale mit 99 gegen 19 Stimmen vom Abgeordnetenhause genehmigt worden. Was das Gesetz bezweckt, werden die Leser der Allgemeinen Zeitung bereits wissen, weßhalb wir uns auch damit nicht länger aufhalten, sondern einen speziellen Punkt, der dabei zur Erörterung gekommen und der wohl mit Recht das wärmste Interesse der Reichsdeutschen voraussetzen darf, näher untersuchen wollen. Es handelt sich nämlich um die Rolle, welche die deutsche Sprache, die ja bekanntlich die dritte Nationalsprache Belgiens ist, in den Verhandlungen des belgischen Abgeordnetenhauses gespielt hat. Vom wallonischen (!) Abgeordneten für Virton, Hrn. G. Lorand, ist nämlich der Antrag eingebracht worden, der deutschen Sprache dieselben Rechte wie der vlämischen einzuräumen, d. h. nicht nur allen Gesetzen eine deutsche Uebersetzung beizugeben, sondern neben den französischen und vlämischen Text einen deutschen zu stellen, der dieselbe amtliche Gültigkeit wie die ersteren haben und zugleich mit diesen von den gesetzgebenden Körpern festgestellt werden sollte. Und nicht nur sollten diesem Antrage zufolge alle Gesetze, sondern auch alle Verhandlungen der Sektionen des Abgeordnetenhauses über dieselben, alle Berichterstattungen, alle Erläuterungen, alle königlichen und ministeriellen Erlasse in Bezug darauf in offiziell beglaubigter deutscher Sprache übersetzt werden. In einem Worte, es änderte der Antrag Lorand den eingebrachten Gesetzentwurf dahin, daß er überall neben den Worten: „in französischer und vlämischer Sprache" den Zusatz „und in deutscher Sprache" stellte. Dieser Antrag war außer von Hrn. Lorand selbst, einem Liberalen, noch von zwei katholischen und zwei sozialdemokratischen Abgeordneten unterzeichnet, so daß alle Parteien in demselben vertreten waren. Bemerkenswerth ist, daß die Unterzeichner alle Wallonen waren. Die wallonischen Gegner des Sprachgesetzes stürzten sich denn auch sofort auf den Antrag, um den Vlamen ein Schnippchen zu schlagen, um ihnen, wie ein vlämischer Redner sagte, „jeter un bâton dans les roues". Sie führten nämlich aus, daß die Deutsch-Belgier gerade dieselben Beschwerden und Rechte wie die Vlamen geltend machen und dieselben Gerechtigkeitsgründe für sich in Anspruch nehmen könnten. Was dem Einen recht sei, sei dem Anderen billig, die Vlamen könnten folglich den Deutsch-Belgiern nicht verweigern, was sie für sich selbst forderten, und die einfachste Logik verlange von ihnen, daß sie dem Antrage ihre Zustimmung gäben. Geschähe dieses aber, so geriethe man in die unglaublichste Verwirrung. Kein einziger Abgeordneter wäre vielleicht der deutschen Sprache insofern mächtig, daß er die Getreuheit einer deutschen Uebersetzung kontroliren könnte. Man würde ferner dem Staate die größten Schwierigkeiten und bedeutende Geldausgaben verursachen. Um den Deutsch-Belgiern keine berechtigten Gründe zur Klage zu geben und weil man doch nicht Allen gerecht werden könne, müßte man das ganze Sprachgesetz verwerfen, das übrigens den Vlamen nur eine ganz platonische Genugthuung verleihe, da sie ja eine vlämische Uebersetzung der Gesetze schon längst besäßen.

So ungefähr lautete die Beweisführung derjenigen Abgeordneten, die in dem Antrage zugunsten der deutschen Sprache nur ein Hinderniß für die Vlamen sahen und diesem Antrage selbst gleichgültig oder sogar feindlich gegenüberstanden. Die überzeugungstreuen Vertheidiger der deutschen Sache, die übrigens dem Sprachgesetze hold gesinnt waren, brachten andere Gründe für die Gerechtigkeit ihrer Forderung vor. Hr. Lorand führte u. a. aus, daß eine deutsche Uebersetzung der Gesetze neben der vlämischen dazu dienen könne, letztere zu ergänzen und aufzuklären, da die deutsche Sprache in juristischer Hinsicht viel ausgebildeter sei als die vlämische; die größten Meisterwerke der modernen Rechtswissenschaft seien in deutscher Sprache niedergeschrieben. Hr. Lorand führte auch historische Gründe an. Das alte Herzogthum Luxemburg, das nach seiner Zersplitterung einen deutschen Theil in Belgien zurückgelassen, habe von jeher eine zweisprachige Regierung besessen. In den Staaten von Luxemburg hätte man zugleich französisch und deutsch geredet, und er verlange folglich durch seinen Antrag für die Deutsch-Luxemburger nur die Wiederherstellung eines alten historischen Rechts, das ihnen seit der Gründung der belgischen Unabhängigkeit entrissen worden sei, und dies ganz verfassungswidrig, da ja die belgische Verfassung jedem Bürger den freien Gebrauch seiner Muttersprache garantire. Hr. Lorand kam auch in der Folge seiner Rede auf die gerechten Beschwerden der Deutsch-Belgier zu sprechen. Es sei hohe Zeit, die Hinsendung von Beamten nach Deutsch-Belgien einzustellen, die kein Wort Deutsch verstünden. Er citirte u. a. den Fall eines Friedensrichters, der ohne jedwede Kenntniß der deutschen Sprache über die Angelegenheiten von nur deutsch redenden Personen zu entscheiden habe. Dies sei eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, der ein schleuniges Ende gemacht werden müsse. Das Publikum

sei nicht der Diener der Beamten, sondern diese die Diener des Volkes, und die Kenntniß der deutschen Sprache müsse fortan von jedem dort anzustellenden Beamten gefordert werden. Jeder Belgier, folglich auch der deutsche, habe verfassungsmäßig das Recht, in seiner Muttersprache unterrichtet, gerichtet und administrirt zu werden.

Dieselben Beschwerden machte der Abgeordnete für Arel, der Hauptstadt Deutsch-Belgiens, Hr. v. Limburg-Stirum geltend, schilderte recht drastisch die schlimme Lage der Deutsch-Belgier in Bezug auf ihre Muttersprache, erwähnte der segensreichen Thätigkeit des „Deutschen Vereins",[1]) berief sich auch auf das Gefühl der Würde der Deutsch-Belgier, worauf die Vlamen sich so sehr stützten, und behauptete, dieses Gefühl müsse man desto mehr in Ehren halten, als das betreffende Volk kleiner sei. Er stimmte schließlich ein Loblied auf die deutsche Sprache an, die an internationaler und wissenschaftlicher Bedeutung die vlämische weit überträfe. Eine Hebung dieser Sprache in Belgien durch die amtliche Anerkennung derselben käme allen Belgiern zugute und würde dieselbe auch den Deutsch-Belgiern für immer erhalten. Um sich konziliant zu zeigen und nicht mehr als das praktisch Durchführbare zu verlangen, wolle er die Forderung des Hrn. Lorand insofern herabstimmen, als eine deutsche Uebersetzung der parlamentarischen Dokumente und Berichte nur dann gemacht werden soll, wenn ein nur der deutschen Sprache mächtiger Abgeordneter dieselbe verlangen würde. Er sprach die Hoffnung aus, daß dieser Fall sich nicht ereignen werde, und daß man deßhalb die Furcht vor großen Komplikationen aufgeben könne.

Im Namen der sozialdemokratischen Partei ergriff schließlich der Abgeordnete für Verviers, Hr. Malempré, das Wort, berief sich auf die von seinen Vorrednern entwickelten Gründe und appellirte an den Gerechtigkeitssinn der Vlamen, die durch die Annahme des Antrages Lorand eine schöne Gelegenheit hätten, zu beweisen, daß nicht egoistische Gründe, wie die Besorgniß für ihre Wiederwahl, sondern die reine Liebe für das Recht ihr Beweggrund sei.

Die Vlamen, welche die ersten Erwähnungen der Rechte der Deutsch-Belgier mit verächtlichem Achselzucken aufgenommen hatten, begannen einzusehen, daß es diesmal drohte, ernst zu werden. Die Stellungnahme der gesammten sozialdemokratischen Partei, sowie der wallonischen Abgeordneten der Rechten und einige ihrer eigenen Leute fing an, ihnen ernste Besorgniß einzuflößen. Mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer fuhren sie nun Alle, der Eine nach dem Anderen, gegen den Antrag Lorand los, und die Gründe, die sie dagegen vorbrachten, übersteigen an Nichtigkeit und Abgeschmacktheit alles Denkbare. Der logischen Beweisführung und den wohlbegründeten Argumenten der Deutschgesinnten konnten sie nichts entgegensetzen und so klammerten sie sich an die undenkbar kleinlichsten Gegenstände fest. Ihr Hauptargument war, die Deutsch-Belgier verlangten keine deutschen Gesetze, sie seien zu gering an der Zahl, um solche beanspruchen zu können, sie seien ihrer Muttersprache so wenig mächtig, daß sie eine deutsche Uebersetzung vielleicht nicht verstehen würden, da sie ja kein Hochdeutsch, sondern nur ein Platt redeten. (!) Ihre Zahl suchten sie willkürlich bis auf die Hälfte herabzusetzen, unterschieden zwischen Männern, Frauen und Kindern und kamen so zu dem Resultat, daß die Deutsch-Belgier nur 14,000 Männer zählten, die hier ausschließlich in Betracht kämen. Andere machten noch weitergehende Unterschiede zwischen den Deutsch-Belgiern, die nur Deutsch verständen, und denen, die daneben auch des Französischen mächtig seien, und fanden so heraus, daß eigentlich nur 7000 belgische Bürger ein Anrecht auf eine deutsche Uebersetzung geltend machen könnten. Die Reden unsrer vlämischen Brüder (!) gereichen dem belgischen Parlament wahrlich nicht zur Ehre. Es war den Vertheidigern der deutschen Sache ein Leichtes, die Unwahrheit und Nichtigkeit solch abgeschmackter Behauptungen zu erweisen, und mehr als ein vlämischer Redner, wie z. B. Hr. Van der Linden, Abgeordneter für Brüssel, ist dabei in arge Klemme gekommen. Aber die Verwerfung des deutschfreundlichen Antrags war bei den Vlamen beschlossene Sache. Nicht nur forderte der Berichterstatter des Gesetzentwurfs, der Abgeordnete Van Cauwenbergh, alle seine vlämischen Freunde öffentlich auf, geschlossen gegen den Antrag zu stimmen, sondern es muß auch im stillen eine Vereinbarung der Vlamen getroffen worden sein, was mir deutlich das Betragen eines vlämischen Abgeordneten, Hrn. Diericx beweist, der in einem Zwischenrufe ausgerufen: „Wir werden für die Deutschen stimmen", und bei der Abstimmung über den Antrag dagegen stimmte. So weit mußten die Vlamen die Unlogik treiben. Der Antrag wurde mit 77 gegen 30 Stimmen und 13 Enthaltungen verworfen. Nur vier Vlamen haben den Muth gehabt, konsequent zu sein und das ausgegebene Losungswort nicht zu beachten. Einer enthielt sich, weil er, wie er sagte, das Prinzip des Antrags anerkennen müsse, die Durchführung desselben jedoch fürchte. Die anderen Enthaltungen kamen von Wallonen aus nahezu demselben Grunde. Die überwiegende Mehrzahl der für den Antrag Stimmenden waren Sozialdemokraten.

Mit vollem Recht konnte Hr. Lorand nach der Abstimmung den Vlamen den Vorwurf ins Gesicht schleudern, sie hätten durch ihre Stellungnahme wohl bewiesen, daß nicht die Liebe für das Recht, sondern der grasseste Rassenegoismus und die Besorgniß für ihre Wiederwahl ihre Beweggründe gewesen wären. Dieser Vorwurf ist unbeantwortet geblieben und wird auf den Vlamen für immer haften bleiben.

Das unwürdige Betragen der Vlamen gegen ihre deutschen Brüder hat eine gute Folge gehabt, die nämlich, die Deutsch-Belgier aus ihrer Apathie aufzuwecken. Der „Deutsche Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien", der sich bis jetzt mit der literarischen Pflege der deutschen Sprache begnügt hatte, ist aus seiner Zurückhaltung hervorgetreten und hat die Initiative einer Massenpetition an den belgischen Senat ergriffen. In der Bittschrift des deutschen Vereins, die sich in diesen Tagen in Deutsch-Belgien mit Tausenden von Unterschriften füllt, wird der Senat gebeten, das von der Kammer genehmigte Sprachgesetz im Sinne des Antrags Lorand abändern zu wollen. „Die Lage der Belgier deutscher Zunge," heißt es ferner in dieser Bittschrift, „ist in jeder Beziehung dieselbe als die ihrer vlämischen Landsleute. Sie haben dieselben Beschwerden und dieselben Interessen, und glauben deßhalb dieselben Rechte fordern zu können. Sie können sich auf dieselben Gerechtigkeitsgründe berufen, die die vlämischen Abgeordneten in der Kammer geltend gemacht haben. Obwohl an Zahl geringer, glauben sie nicht, daß man ihnen deßwegen ein Recht verweigern könne, welches sie in Zukunft allein unter allen Belgiern nicht besitzen würden. Wenn sie bis jetzt nichts beansprucht haben, so ist dieses nicht geschehen, weil sie, wie gewisse Redner in der Kammer andeuteten, mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden sind. Es ist vielmehr die außergewöhnliche und ungerechte Lage, die ihnen gerade durch das neue Gesetz geschaffen wird, die sie veranlaßt, aus ihrer Zurückhaltung hervorzutreten. Solange der Grundsatz einer einzigen amtlichen Sprache geltend war, konnten sie sich damit zufrieden geben, daß diese Sprache diejenige sei, die in Belgien die weiteste Verbreitung hat. Heute aber, wo infolge des neuen Gesetzes das Interesse der Administration den Rechten und Wünschen der Be-

[1]) S. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 292, Jahrg. 1896.

Digitized by Google

völkerung subordinirt ist, ist es eine Pflicht für sie, dem Gesetzgeber ins Gedächtniß zu rufen, daß ihr Recht ganz und gar ist preisgegeben worden. Dieses Recht stellen sie mit Vertrauen unter den Schutz des hohen Senats." Mit freudeerfülltem Herzen sieht der Deutsch-Belgier, der an seiner Muttersprache hängt und insbesondere derjenige, der sich jahrelang mit nur geringem Erfolg bemüht, seine Landsleute aus ihrem Schlafe aufzuwecken, welch ungemeiner Eifer für das Deutschthum die ganze Bevölkerung plötzlich ergriffen hat. Wird auch das augenblicklich angestrebte Ziel nicht erreicht, so wird doch bei dieser Gelegenheit der gute Samen in reichem Maße gesäet und ohne Zweifel dauernde Früchte tragen. Die Aufmerksamkeit des ganzen Landes wird auf die Deutsch-Belgier und ihre unwürdige Lage innerhalb der belgischen Nation gezogen werden. Wenn ihnen auch nicht mit einem Schlage die völlige amtliche Gleichstellung ihrer Sprache zugestanden wird — was jedoch nicht ausgeschlossen ist — so wird doch sicherlich in allernächster Zeit ihren naheliegenderen und der Abstellung bedürftigeren Beschwerden Rechnung getragen werden. Das haben ihnen die Vlamen selbst, gerade bei der Erörterung des Sprachgesetzes, garantirt. Der belgische Senat wird sich vor einem Dilemma befinden, das ihn sicherlich in große Verlegenheit setzen wird. Das Hauptargument der Vlamen, daß die Deutsch-Belgier nichts verlangten, ist fortgeschafft. Man darf gespannt sein, zu sehen, wie nun die Vlamen sich mit den Vertheidigern der Deutsch-Belgier im Senat auseinandersetzen werden und wie der Senat überhaupt die schwierige Frage lösen wird.

Die Bedeutung der chemischen Strahlen für die Medizin.

Fünf Jahre sind verflossen, seit der Name des jungen dänischen Gelehrten Prof. Dr. Niels R. Finsen zum erstenmale die Runde machte durch die medizinische und die Tagespresse anläßlich seiner Aufsehen erregenden Entdeckung über den schädlichen Einfluß der chemischen Strahlen des Tageslichtes auf die so sehr gefürchteten Blattern. Dr. Finsen schlug damals vor, Blatternkranke in Räumen zu behandeln, aus denen die chemischen Strahlen absolut ausgeschlossen worden sind, indem man das eindringende Tageslicht dichte, rothe Stoffe oder rothes Glas — die rothe Farbe absorbirt nämlich die chemischen Strahlen — passiren lasse. Der Erfolg war ein überraschender und absoluter. Die Krankheit verläuft bedeutend schneller und milder, und das Suppurationsstadium mit seinen schweren und unbehaglichen Folgen wird ebenso wie die entstellende Narbenbildung gänzlich vermieden. Seitdem ist „Finsens rothes Zimmer" in fast allen Kulturländern erprobt worden, und niemals versagte die Methode, wo sie rechtzeitig und sorgfältig angewandt wurde.

Finsen ist zu seiner Entdeckung auf streng wissenschaftlichem Wege gelangt. Sein Studium des Lichtes und sein Wunsch, diese mächtige Lebensquelle der ärztlichen Wissenschaft in weitestem Umfange nutzbringend zu machen, lenkten seine Aufmerksamkeit auf jene Gattung von Lichtstrahlen, denen man bisher am wenigsten Bedeutung beigelegt hatte, die sich aber in der That als von außerordentlicher Wichtigkeit erwiesen haben, die violetten und ultravioletten, sogenannten chemischen Strahlen. Durch eingehende Untersuchungen und zahlreiche Experimente gelang es Finsen, festzustellen, daß es wesentlich diese dem menschlichen Auge zum größten Theil unsichtbaren Strahlen sind, die gewisse bekannte Wirkungen auf Menschen und Thiere haben, die man bislang den Wärme- oder den Lichtstrahlen zugeschrieben hat. Allgemein bekannt ist ja z. B. der Einfluß der Sonnenstrahlen auf die Haut und die Pigmentbildung. Sehen wir uns nur einmal Sportruderer an, die im Frühjahr von der ersten langen Fahrt zurückkehren. Die nackten Arme, die an das starke Licht nicht gewöhnt sind, erscheinen schmerzhaft gerötheт und stark angeschwollen, während die stärker pigmentirten Hände unbeeinflußt blieben; das Pigment bildet eben den natürlichen Schutz gegen die irritirenden Strahlen. Auch Thiere, besonders Pferde und Kühe, sind diesem sogenannten Sonnenerythema ausgesetzt, das übrigens auch, wie die Erfahrung in Werkstätten, in denen mit starkem elektrischen Licht gearbeitet, z. B. gelöthet wird, ergab, durch künstliches Licht hervorgerufen werden kann. Charcot war der Erste, der 1859 die Vermuthung aussprach, daß es die chemischen und nicht die kalorischen Strahlen seien, die dies Erythema hervorvorrufen, aber erst 1891 erbrachte Widmark (Stockholm) den wissenschaftlichen Beweis dafür. Seine Untersuchungen an Nordpolfahrern und diejenigen Hammers (Stuttgart) an Gletschertouristen stellten fest, daß es ausschließlich die chemischen Strahlen sind, die das Erythema und die Pigmentbildung verursachen. Bei einer Temperatur unter dem Gefrierpunkt hatten die Reisenden viel durch Erythem zu leiden infolge des starken Lichtes, das von den weißen Eisfeldern zurückprallte. Diese irritirende Wirkung der chemischen Strahlen kann in sehr verschiedenen Graden auftreten, von leichter, schnell verschwindender Röthe bis zu einer von heftigen Schmerzen begleiteten starken Inflammation, immer aber bewahrt sie einen Charakter, der sie deutlich von den durch die Wärmestrahlen hervorgerufenen Erscheinungen (Verbrennung) unterscheiden läßt. Wenn aber, so schloß Dr. Finsen, die chemischen Strahlen schon von so starker schädlicher Wirkung auf die gesunde Haut sind, so liegt die Annahme nahe, daß ihr Einfluß noch verderblicher auf die kranke Haut sein muß, und daß der Ausschluß dieser Strahlen bei der Behandlung gewisser Hautkrankheiten und hier in erster Reihe der Blattern von großer und günstiger Bedeutung sein muß. Wie völlig richtig Dr. Finsen hier schloß, das beweist der Erfolg des „rothen Zimmers".

Ist nun aber die schädliche Wirkung der chemischen Strahlen schon von großer Bedeutung, so ist doch ihre wohlthätige, nutzbringende Kraft auf manchen Gebieten ohne Zweifel bedeutend größer und wichtiger. In dieser Beziehung verdanken wir Finsens Forschungen die allerwerthvollsten Resultate. Durch höchst interessante Versuche und Kontrolversuche an lichtscheuen, ganz oder theilweise etiolirten Thieren konstatirte er, daß die chemischen Strahlen eine außerordentlich starke inzitirende Wirkung auf das Nervensystem ausüben, daß sie eine „Leben" und Energie weckende Agens sind. Wir Alle haben oft Gelegenheit gehabt, die überraschende Wirkung zu beobachten, die das Sonnenlicht auf alle lebenden Wesen ausübt; man beachte nur die Veränderung, die wie mit einem Zauberschlage in der Natur vorgeht, wenn die Sonne plötzlich durch graue Wolken bricht. Wie wird es da lebendig um uns her, lustige Käfer, bunte Schmetterlinge, Insekten aller Art brummen und summen und schwirren vergnügt im Sonnenschein, Salamander und Schlangen schlüpfen hervor aus ihrem Versteck, die Vögel jubeln und singen und wir selbst fühlen uns von neuem Muth, von froher Lebenslust erfüllt. Diese etwas unbestimmte aber unverkennbare Wirkung des Lichtes, die man bisher wesentlich der Wärme der Sonnenstrahlen und der psychischen Wirkung des Lichtes zuschrieb, glaubt Finsen nach den in seinen Versuchen gewonnenen Erfahrungen zum größten Theil gleichfalls der chemischen Kraft des Lichtes zurechnen zu können. Und diese Kraft, deren Einwirkung alle lebenden Organismen täglich und stündlich ausgesetzt sind, ist — wenngleich ihre Wirkung im gewöhnlichen Leben natürlich nicht so stark zutage tritt,

Digitized by Google

wie bei Finsens sehr lichtempfindlichen Versuchsthieren — von größter biologischer Bedeutung. Daß das Licht, und hier ebenfalls wieder besonders die chemischen Strahlen, einen direkten Einfluß auf das Blut ausüben, hat Finsen durch die Beobachtung nachgewiesen, daß die rothen Blutkörperchen sich unter dem Einfluß dieser Strahlen kontrahiren. Eine weitere bedeutungsvolle Wirkung des Lichtes ist sein Einfluß auf Mikroorganismen, und dieser Frage wandte Professor Finsen in der Folge sein Interesse zu.

Inzwischen hatte sich in bewundernder und verständnißvoller Anerkennung der genialen Forscheranlage des jungen Gelehrten ein Kreis hervorragender Männer Kopenhagens, Gelehrte, Professoren der Universität u. A., zusammengethan, um ihm die Mittel zur Beschaffung der zu weiterem Studium nöthigen kostbaren Apparate und Instrumente, zur Errichtung eines Laboratoriums und einer Versuchsklinik zur Verfügung zu stellen; der Carlsbergfonds und der Staat gaben ihren großen Beitrag und so entstand im Oktober 1896 „Finsens medizinisches Lichtinstitut", dessen Aufgabe es ist, „Untersuchungen über die Wirkungen des Lichtes auf lebende Organismen anzustellen und zu fördern, hauptsächlich mit dem Ziele vor Augen, die Lichtstrahlen im Dienste der praktischen Medizin anzuwenden". Das Institut liegt in unmittelbarer Nähe des Gemeindehospitals und wird von diesem mit der nöthigen Elektrizität und reichlichem Versuchsmaterial versehen. Es besteht aus den vorzüglich eingerichteten Laboratorien, in denen unter Finsens persönlicher Leitung Studien betrieben und Versuche angestellt werden, und aus den großen, luftig und sehr zweckmäßig eingerichteten Klinikräumen, in denen die gewonnenen Erfahrungen praktisch verwerthet werden. Vorläufig wirken im Institut außer dem jungen Chef selbst sechs Aerzte, ein Physiker, ein Elektriker und 15 Krankenpflegerinnen, doch hat sich eine Vergrößerung der Anlage bereits als dringend nothwendig erwiesen, und binnen kurzem wird die Uebersiedelung in eine stattliche Villa, zu deren Ankauf und Einrichtung der Reichstag Mittel bewilligte, erfolgen können. Unter so günstigen äußeren Bedingungen beschäftigte Finsen sich also nun mit dem Studium des Einflusses des Lichtes auf Mikroorganismen und auf Hautkrankheiten, die durch Mikroorganismen hervorgerufen werden — hier vorläufig in erster Reihe Lupus vulgaris.

Daß das Licht eine hemmende und zum Theil vernichtende Wirkung auf Bakterien ausübt, haben andere Untersucher festgestellt, z. B. Downes und Blunt, Duclaux, Arloing, Buchner u. a. Eine weitere hervorragende Eigenschaft des Lichts, die kein anderes bakterientödtendes Mittel besitzt, ist seine Fähigkeit, lebende Gewebe zu durchdringen, ohne die Haut zu beschädigen. Theoretisch betrachtet, ließ sich also eine Behandlung von bakteriellen Hautkrankheiten durch Licht sehr wohl denken, und in der That sind auch hier und dort Versuche in dieser Beziehung gemacht worden, aber diese Versuche sind alle ziemlich unsicher und erfolglos gewesen; sie bestanden wesentlich hier in der Anwendung der Wärmestrahlen des Lichts in der Absicht, eine Verbrennung hervorzurufen. Professor Finsen unschätzbares Verdienst ist es nun, ein — wie die Praxis in ca. 150 Fällen zur Genüge bestätigt hat — wirksames Verfahren gefunden zu haben, mit Hülfe dessen es möglich ist, in leichter und für den Patienten nicht unbehaglicher Weise die bakterientötende Kraft des Lichts in vollstem Maße zur Anwendung zu bringen bei lokalen, oberflächlichen, bakteriellen Hautkrankheiten.

Da gewöhnliches Sonnenlicht sehr lange Zeit braucht, um bakterientödtend zu wirken, galt es vor allen Dingen für den praktischen Gebrauch das Licht und damit seine Wirkung zu verstärken, gleichzeitig aber die durch dies Konzentriren entstehende unerträgliche Hitze zu beseitigen. Zu diesem Zweck konstruirte Finsen zwei Lichtsammelapparate, deren einer für das hierzulande recht sparsam bemessene Sonnenlicht, der andere zum Sammeln des elektrischen Lichts bestimmt ist. Der Sonnenlichtsammelapparat, der heute im Institut im Gebrauch ist — Finsen hat diese Apparate, neuen Erfahrungen entsprechend, immer wieder verbessert — besteht aus einer plankonvexen Hohllinse von 20—24 cm Durchmesser, die mit einer Kupfervitriollösung gefüllt ist und von einem gabelförmigen Metallständer getragen wird, der der Linse Drehungen um eine vertikale und eine horizontale Achse gestattet, sowie ein Hinauf- und Herabschrauben des Apparats möglich macht. Die in der Hohllinse angebrachte Kupfervitriollösung hat die Aufgabe, die für die bakterientödtende Wirkung des Lichts ohnehin bedeutungslosen Wärmestrahlen, die ultrarothen, rothen, orange und gelben zu absorbiren — auch hier sind nämlich wieder die chemischen Strahlen von entscheidender Bedeutung — und gleichzeitig ein starkes blauviolettes Licht, das für die Bakterien am allerschädlichste, hervorzubringen. Da die Strahlen des elektrischen Lichts im Gegensatz zu den parallelen Sonnenstrahlen divergiren, muß der Sammelapparat für elektrisches Licht anders konstruirt sein. Er besteht aus zwei zylinderförmigen, ineinanderschiebbaren Metallröhren, deren jede durch zwei plankonvexe Linsen geschlossen ist. Die beiden dem Licht zunächst angebrachten Linsen sammeln die divergirenden Strahlen zu einem parallelen Strahlenbündel, die beiden anderen wirken, wie die Linsen des Sonnenapparats, konzentrirend. Zwischen diesen letzteren ist destillirtes Wasser angebracht, das ebenso wie die in einem vor der ersten Linse angebrachten flachen Glaszylinder eingeschlossene Kupfervitriollösung das Filtriren des Lichts — Absorbiren der Wärmestrahlen — besorgt. Der Apparat ist mit einem beweglichen und verschiebbaren Arm, der seine Drehung gestattet, an einem um eine elektrische Bogenlampe gehenden Ring befestigt, der Platz für vier solche Apparate hat, so daß also an jeder Lampe vier Patienten behandelt werden können.

Ehe er zur weiteren Ausführung dieser Apparate schritt, hatte Finsen sich indessen überzeugt, daß die tödliche Wirkung des Licht auf Bakterien auch wirklich mit seiner Konzentration steigt, und während gewöhnliches Sonnenlicht ca. 1—1½ Stunden braucht, um z. B. Buchner'sche Plattenkulturen zu tödten, erzielt er mit seinen verbesserten Apparaten nun dasselbe Ergebniß in 1—2 Minuten. Des Russen Godnew Beobachtungen über das Eindringen der chemischen Strahlen in die Gewebe vervollständigte Finsen nach seinen Versuchen mit der neuen, „daß das Blut ein wesentliches Hinderniß für das Eindringen der chemischen Strahlen in die Gewebe bildet, sowie daß diese Strahlen nach Entfernung des Blutes schnell und mit verhältnißmäßig großer Kraft die Haut durchdringen". Bei seinen Kuren benutzt Finsen deßhalb von ihm selbst konstruirte Druckgläser, die dazu bestimmt sind, das Blut von den dem Licht auszusetzenden Stellen zu entfernen. Diese Druckapparate bestehen aus zwei durch einen etwa zollbreiten Metallring verbundenen mehr oder weniger gewölbten — je nachdem sie für Wangen, Stirn, Kinn oder Nase bestimmt sind — Glasplatten; durch den Raum zwischen den Platten wird, um die immer noch fühlbare Hitze zu verringern, beständig frisches, eiskaltes Wasser geleitet. Die Behandlungsweise ist folgende: Eine kleine affizirte Stelle wird täglich 1—2 Stunden lang der Einwirkung des Lichtes — Sonnenlicht oder eine elektrische Bogenlampe von 50 Ampères — ausgesetzt, wobei eine Krankenpflegerin genau darauf zu achten hat, daß das Licht stets auf dieselbe Stelle und stets senkrecht auf das Druckglas fällt. So schreitet die Behandlung von Stelle zu Stelle fort, bis der ganze kranke

Digitized by Google

Körpertheil gründlich beleuchtet worden ist. Darauf wird die Kur eine Zeit lang ausgesetzt und dann, falls eine solche sich nöthig zeigt, wird eine kurze Nachbehandlung vorgenommen. Professor Finsen hat bis jetzt ca. 150 Fälle von Lupus vulgaris nach seiner Methode behandelt, darunter an Patienten aus Deutschland, Oesterreich, Rußland, Finnland und in erster Reihe natürlich Skandinavien eine große Anzahl sehr alter und hartnäckiger Fälle, und die Wirkung wies sich in allen Fällen vollkommen konstant. Noch genügender Belichtung verschwanden alle lupösen Erscheinungen und die Haut gewann nach und nach ihr normales Aussehen zurück. Die größte Einwendung, die sich einstweilen noch gegen dies Verfahren erheben läßt, ist seine Langwierigkeit, indessen sind einerseits die unglücklichen Lupuspatienten mit einer großen Portion Geduld begabt, besonders sobald sie sehen, daß es doch vorwärts geht, andrerseits lassen sich ohne Zweifel mit noch mehr verbesserten Apparaten — und in dieser Beziehung ist noch viel zu machen — die Erfolge sehr beschleunigen. Jedenfalls aber hat sich Professor Finsen durch seine letzte Entdeckung nicht weniger verdient gemacht um die ärztliche Wissenschaft und um zahlreiche jener Unglücklichen, die durch die furchtbare Krankheit entstellt werden, als durch sein „rothes Zimmer", denn natürlich kann das Prinzip auch auf andere lokale, oberflächliche, bakterielle Hautkrankheiten Anwendung finden. Aerzte und Naturforscher, die einen Besuch in Kopenhagen abstatten, sollten nicht versäumen, sich mit „Finsens Lichtinstitut" bekannt zu machen. Zum Schluß ein paar Worte über den genialen jungen Forscher selbst. Niels R. Finsen ist 1860 in Thorshavn auf den Färoerinseln geboren, er besuchte eine Schule auf Island, ward Student und absolvirte seine Studien an der Universität in Kopenhagen. Eine Zeit lang arbeitete er als Prosektor an der Universität, widmete sich aber bald schon ausschließlich seinen Spezialstudien. Vor kurzem verlieh ihm der König den Professortitel.

G. Wist.

Die Sonnenfinsterniß vom 22. Januar.

Nachdem nunmehr fast von allen Expeditionen, die zur Beobachtung der letzten totalen Sonnenfinsterniß in Ostindien waren, ausführliche schriftliche oder mündliche Berichte vorliegen, lassen sich die von denselben erlangten Resultate mit einiger Sicherheit übersehen.

Das nach allen Berichten überaus prachtvolle und erhebende Schauspiel wurde im ganzen von zehn Expeditionen beobachtet, von diesen waren fünf von England, zwei von der ostindischen Regierung, zwei von Amerika und eine von Japan ausgerüstet, die übrigen Kulturstaaten hatten weder nach Indien, noch sonstwohin Expeditionen ausgesandt. Der erneute Ausbruch der Pest im Westen von Vorderindien bedingte in letzter Stunde noch einige Verschiebungen hinsichtlich der ursprünglich geplanten Standorte, doch wurden infolge der thatkräftigen Unterstützung durch die indische Regierung alle Schwierigkeiten überwunden. Das Wetter war, wie der englisch-indische Meteorologe Mr. Eliot auf Grund von 3-jährigen Beobachtungen richtig vorausgesagt hatte, längs der ganzen Zentrallinie der Finsterniß ausgezeichnet, schon wochenlang vor dem Eintritt der Finsterniß hatte kein Wölkchen zu ängstlichen Befürchtungen Anlaß gegeben. Die Finsterniß fand in ganz Indien gegen Mittag statt.

In Sahdol (bei Jubbulpur), im Eingeborenenstaat von Rewah, beobachteten der Direktor der Greenwicher Sternwarte, Mr. Christie und Prof. Turner (Oxford). Der Erstere beabsichtigte, photographische Aufnahmen der Corona in möglichst großem Maßstab auszuführen, um an denselben die Details der inneren Corona studiren zu können. Die mit einem Fernrohr von 9 (engl.) Zoll Oeffnung und 8 Fuß 6 Zoll Brennweite gemachten Aufnahmen gelangen vorzüglich, die erhaltenen Sonnenphotographien besitzen den bisher bei ähnlichen Gelegenheiten wohl unerreichten Durchmesser von 4 Zoll. Die Vertheilung der Aufnahmen über verschiedene Phasen der Finsterniß ermöglicht gleichzeitig eine genaue Positionsbestimmung des Mondes.

Das Beobachtungsprogramm von Prof. Turner war im Gegensatz hiezu zunächst darauf gerichtet, behufs Feststellung der extremen Ausdehnung der Corona Aufnahmen in kleinerem Maßstab zu machen, hauptsächlich aber, und anscheinend mit bestem Erfolg, war Hr. Turner bemüht, durch photographische Aufnahmen der Sonnencorona mit Hülfe eines Polariskops den Betrag der Polarisation des Coronalichtes zu ermitteln. [1])

Weitere photographische Aufnahmen wurden in Sahdol vom Direktor der indischen Sternwarte, Prof. Mitchie Smith (Modras), mit einem größeren Fernrohr gewonnen.

Nahe bei Nagpur beobachtete Prof. Copeland (Edinburg) mit einem in horizontaler Lage fest aufgestellten Fernrohr von 40 Zoll Brennweite, in welches zur Zeit der Verfinsterung durch einen Heliostat (Spiegel mit Uhrwerk) das Bild der Sonne reflektirt wurde.

Eine andere englische Expedition war in Wardhaganj bei Pulgaon stationirt. Die beiden Beobachter, Mr. Newall und Capt. Hills, hatten außer einigen mittleren Fernrohren zwei Spaltspektroskope zur Verfügung, deren Spalte senkrecht zueinander (der eine tangential, der andere radial zum Sonnenrand) gestellt waren. Es gelang Capt. Hills, mit den letzteren Instrumenten nicht nur das Coronaspektrum bis zu einem Abstand von 4 Bogenminuten vom Sonnenrand, sondern auch das Sonnenspektrum im Moment des letzten und ersten Aufblitzens des Sonnenlichtes am Anfang und Ende der totalen Verfinsterung, sowie endlich die wenigen vorhandenen Sonnenprotuberanzen zu photographiren.

Mr. Newalls Versuch, mittelst eines Spektrographen die Bewegung der Corona in der Richtung der Gesichtslinie bis zu 8 Minuten Abstand vom Sonnenrand zu verfolgen, mißlang wegen der Schwäche des Coronaspektrums in diesem Abstand; vollständig gelangen ihm dagegen mehrere Serien von photographischen Coronaaufnahmen, sowie die Beobachtung der ringförmigen grünen Coronalinie mittelst eines Gitterspektroskops.

In Talni wurden von den Engländern Mr. und Mrs. Maunder und Mr. Thwaites gute photographische, sowie spektroskopische Beobachtungen der Corona gewonnen, während Mr. Evershed ebendaselbst mittelst einer prismatischen Camera photographische Aufnahmen unmittelbar vor dem Erlöschen und nach dem Wiederaufblitzen des Sonnenlichtes und mit einem Spaltspektroskop spektroskopische Beobachtungen der Corona ausführte.

Mr. Maunder hatte beabsichtigt, die Vertheilung des bis jetzt nur spektroskopisch bekannten Elements Coronium in der Corona durch direkte Beobachtung zu bestimmen, aber die grüne Coroniumlinie (Wellenlänge = 531.70 $\mu\mu$) erschien ihm, obwohl sie viel länger ist, als die anderen hellen Linien der Chromosphäre, hiezu zu schwach und konnte, wie auch auf den übrigen Stationen, östlich der Sonne überhaupt nicht wahrgenommen werden.

In Viziadrug endlich, einer Hafenstadt an der westlichen Küste, war die von Sir Norman Lockyer, dem bekannten englischen Astrophysiker, geleitete Expedition

---

[1]) Einige allgemeinere Bemerkungen von Prof. Turner, die zum Theil wohl auch für die übrigen Stationen gelten, dürften von Interesse sein. Der Beobachtungsort lag mitten in dichten Dschungeln und war durch Major Burrard schon vor dem Eintreffen der Expeditionen zur Aufnahme derselben hergerichtet worden. Die Beobachter hatten zur weiteren Einrichtung der Station eine gerade ausreichende Frist von 14 Tagen, wobei sie beständig im Freien (unter Zelten) kampiren mußten. Die sehr kühlen Nächte — das Thermometer sank einigemal nachts bis unter den Gefrierpunkt — machten sich hierbei recht unangenehm fühlbar, umsomehr, als das Thermometer nach Sonnenaufgang rasch bis auf etwa 27° C. stieg und auf diesem Stande bis zum Sonnenuntergang beharrte. Während der ganzen Dauer des Aufenthalts auf der Station war die Luft außerordentlich klar, am Tage nach der Sonnenfinsterniß war die ganz feine Mondsichel, sowie das Erdlicht auf der Mondscheibe bei Tag ohne Schwierigkeit sichtbar.

Digitized by Google

stationirt, an deren Beobachtungen nicht nur alle Offiziere, sondern auch fast die gesammte Mannschaft des britischen Kriegsschiffes „Melpomene" theilnahmen. In der Hauptsache wurden hier sowohl mit einer sechszölligen als auch mit einer neunzölligen prismatischen Camera vollständige Serien von photographischen Aufnahmen der Corona, ferner Beobachtungen mit einem Gitterspektroskop und mit einem Coronographen erlangt, außerdem wurden mit zwei Kinematographen in rascher Folge eine große Anzahl von Photographien des ganzen Phänomens aufgenommen.

Mit einem Instrument dieser Expedition, einem „Integrationsspektroskop", ist (wahrscheinlich wegen zu langer Exposition) kein brauchbares Resultat erlangt worden — von den vielen ad hoc nach Indien transportirten Instrumenten war dieses das einzige, das versagte.

Erfolgreich, wie die im vorstehenden eingehend besprochenen Expeditionen, waren die beiden amerikanischen von Prof. Campbell und Mr. Burckhalter geleiteten (durch Privatmittel ausgerüsteten) Unternehmungen, ebenso die von Prof. Hirayama geleitete japanische Expedition. Endlich hatte sich zur Beobachtung des schönen Schauspiels eine große Anzahl von Privatpersonen, zumeist Engländer, in Indien eingefunden, von denen u. A. Rev. J. M. Bacon in der Nähe von Benares mit seinem Kinematographen ein „lebendes Bild" des ganzen Phänomens aufnahm.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die Finsterniß keine „sehr dunkle" war, während der Totalität war die Helligkeit größer als bei Vollmond, so daß nicht zu kleiner Druck bequem zu lesen war, ebenso konnten die Beobachtungsuhren überall ohne Laterne abgelesen werden.

Als die Finsterniß sich der Totalität näherte, wurde der Himmel bleigrau, Gras und Bäume färbten sich schwarz und die intensive Mittagshitze wich einer erfrischenden Kühle. Nach dem Eintritt der Totalität erschien die Landschaft wie durch farbige Gläser betrachtet: im Westen war der Horizont fein gelb, weiter oben der Himmel purpurgrau oder blaugrau gefärbt, im Osten schien der Schatten des Mondes die Erde gleich dem einer drohenden Wolke zu berühren.

Die Chromosphäre mit ihren einzelnen, flammengleichen, rosenrothen Lichtstrahlen wurde zuerst auf der östlichen, dann auf der westlichen Seite des Mondes wahrgenommen; feurige Strahlengarben — Protuberanzen —, von denen die größten gleich einem Rubin am südöstlichen Sonnenrand aufleuchteten, erhöhten die Schönheit des Anblicks. Etwa 6° südwestlich der verfinsterten Sonne leuchtete Venus mit dem Glanz den sie in einer Tropennacht zeigt, außee ihr waren nur noch der etwas entfernter stehende Mars und etwa zwei bis drei hellere Sterne am Himmel wahrzunehmen.

In der Hauptsache war jedoch das Interesse aller Beobachter auf die Corona konzentrirt. Das allgemeine Bild derselben glich — auch darin stimmen alle Beobachter überein — auffallend dem bei den Finsternissen von 1886 und 1896 gesehenen: Die schwarze Mondscheibe war von einem schmalen, blaßblau- und silberfarbigen, flockigen Lichtring umgeben, von dem aus breite Lichtbündel von faseriger Struktur südöstlich und nordwestlich der Sonne (in der Richtung ihrer Rotationsachse) bis auf eine Entfernung von etwa zwei Sonnendurchmessern (rund 1° oder 2.5 Mill. km), südwestlich und nordöstlich (in der Richtung des Sonnenäquators) dagegen nur auf etwa die Hälfte des Sonnendurchmessers in den dunklen Himmelsraum sich erstreckten; alle diese Lichtbüschel besaßen an ihrer Basis intensive Helligkeit. Der Anblick dieser Corona war ein zauberhafter, über alle Maßen prächtigee: sie glich einem ungeheuren, silberglänzenden Stern am dunklen Firmament.

Ueber die spektroskopischen Beobachtungen der Corona wurde bereits oben das wichtigste mitgetheilt. Schon bei früheren Sonnenfinsternissen wurde duech Beobachtungen der Corona in polarisirtem Lichte nachgewiesen, daß ein geringer Theil des Coronalichtes reflektirtes Sonnenlicht ist und es müßten demnach auch dunkle Linien im Coronaspektrum sichtbar sein. Bis jetzt ist der Nachweis solcher nicht mit Sicherheit gelungen, es ist zu hoffen, daß die neu gewonnenen Beobachtungen und Spektogramme hierüber Anhaltspunkte liefern werden. Ebenso darf über die Frage, ob die Corona mit der Sonne rotirt, wie jüngst der französische Astrophysiker Deslandres nachzuweisen versucht hat, aus den zahlreichen spektrogeaphischen Beobachtungen, die am 22. Januar gewonnen wurden, Aufschluß erwartet weeden.

Uebereinstimmend wird von allen Stationen gemeldet, daß schon vor der Totalität der Finsterniß die Lufttemperatur sehr merkbar sank, genaueren Aufschluß hierüber gibt eine Beobachtungsreihe, die auf dem Malabar Hill bei Bombay an einem im Schatten eines Baumes aufgehängten Thermometer angestellt wurden. Die Ergebnisse sind, etwas zusammengezogen:

11h	0m	vm.	+ 29.0° C.	1h	0m	nm.	+ 22.2° C.
11	30	„	28.6	1	10	„	22.2
11	45	„	27.7	1	20	„	23.3
12	0	„	27.0	1	30	„	23.9
12	15	nm.	25.5	1	40	„	25.2
12	30	„	24.5	2	0	„	26.1
12	40	„	23.0	2	15	„	26.6
12	50	„	22.2	2	20	„	26.6

(Die Totalität der Finsterniß trat in Bombay etwa um 12h 50m [mittl. Ortszeit] ein.) Die bei früheren totalen Sonnenfinsternissen beobachteten „fliegenden Schatten" waren diesmal nicht wahrzunehmen, wahrscheinlich eine Folge der verhältnißmäßig großen Helligkeit. Mehrfach wurde die Wahrnehmung gemacht, daß die Dauer der Totalität um 4 Sekunden kürzer war, als der Vorausberechnung gemäß zu erwarten stand.

Die Eingeborenen sahen dem Tag der Finsterniß mit Angst und Schrecken entgegen. Einheimische Astrologen hatten für diesen Tag großes Unglück prophezeit, insbesondeee das Eintreffen einer großen, alles verheerenden Fluthwelle in Bombay, sowie den Untergang des britischen Reichs. Nicht weniger als 400,000 Pilger waren nach Benares gekommen, um dort, an besonders geheiligter Stelle, während der Finsterniß im Ganges zu baden. Als der Mond sich langsam auf der Sonnenscheibe vorwärts bewegte, knieten die Eingedorenen nieder, schrieen, sangen und beteten um die Wiederbefreiung der Sonne „aus dem Rachen des Drachen Rahu" bis zum Eintritt der Totalität. Nun feierliche Stille ... und betäubender Jubel und Freudengeschrei, als die ersten Sonnenstrahlen wieder hinter dem Monde hervorbrachen. — Der Nizam von Haiderabab schenkte zur Feier des Tages 50 Gefangenen die Freiheit und obendrein noch Kleider und Geld.

Ueber den Eindruck der Sonnenfinsterniß auf die Thierwelt liegen nur spärliche Nachrichten vor. In Vizidrug wurde, wie der Oxforder Korrespondent dieser Beilage (nach einem Bericht der „Times of India") u. a. mittheilt, ein Schwarm von Krähen beobachtet, die während der Totalität unruhig in der Luft kreisten und von Baum zu Baum flogen, ebenso eine große gelbe Schlange, die aus einem Mauerloch der Citadelle hervorkroch, rings um sich spähte und sich alsbald wieder zurückzog. Anderweitigen Berichten ist noch zu entnehmen, daß eine Schaar Sperlinge sich vor Eintritt der Totalität zwitschernd zum Schlaf niederließ, daß ferner Geier zur Erde flogen und Hähne krähten, alles Anzeichen dafür, daß die Thiere den Anbruch der Nacht erwarteten.

Fast alle Beobachter verließen ihre Station erst, nachdem die erhaltenen photographischen Negative entwickelt und vervielfältigt worden waren. Der größte Theil dieser kostbaren Platten ist übrigens unversehrt bereits in England eingetroffen.

Die Ausmessung und das Studium der photographischen Aufnahmen und die Sichtung des sonst gesammelten reichen Beobachtungsmaterials wird wohl geraume Zeit in Anspruch nehmen, sodaß wir nicht so bald auf neue Aufschlüsse über die vielen mit der Sonne in Verbindung stehenden, bis jetzt ungelösten Fragen rechnen dürfen — wohl aber dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß das quantitativ und qualitativ bis jetzt unerreichte Beobach-

Digitized by Google

tungsmaterial, das bei der letzten Sonnenfinsterniß gesammelt werden konnte, solche Aufschlüsse in recht großer Zahl liefern wird. —rt—

Mittheilungen und Nachrichten.

—r. **Gedichte von Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg.** Nördlingen, Th. Reischte 1898. — Diese Gedichte erheben nicht den Anspruch, neue Wege zu bahnen. Von jenen früher nie im Liede verewigten Gedanken und Gefühlen und jenen verblüffenden Eigenheiten der sprachlichen, metrischen und sogar typographischen Form, durch welche manche der jüngsten Zeitgenossen ihren dichterischen Beruf zu erweisen suchen, findet man in der kleinen Sammlung keine Spur. Der Verfasser ist ein schlichter Anhänger der alten Schule, den das hitzige Fieber der neuen poetischen Mode nicht angekränkelt hat. Seine Lyrik ist einfach, formlos und durchsichtig. „Dem Hasse und der Liebe, der Sehnsucht und dem Hoffen, der Jugend, voll im Triebe, dem Blicke frei und offen", wie er selbst im ersten Gedichte einen Theil seines Programms umschreibt, sind die Verse gewidmet. Wir finden in ihnen manchen hellen und erfreulichen Wiederklang des alten und ewig neuen Liedes, das von der Harmonie der Natur und des Menschen, von den Leiden und Freuden der Liebe, von der stillen Melancholie des erfahrenen Kenners der Welt und der gottergebenen Heiterkeit des Weisen beseelt ist. Möge das zur Förderung eines wohlthätigen Zweckes bestimmte Bändchen viele Leser finden.

S.S. **Erinnerungen eines Achtundvierzigers.** Von Stephan Born. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1898. — „Die Liebe zur Freiheit wohnt im Herzen und das Herz altert nicht." An dieses Wort aus Börne's letzter Schrift mußten wir bei der Lektüre der in warmem und frischem Tone geschriebenen Erinnerungen Stephan Borns mehrfach denken. Der jetzt im 74. Lebensjahre stehende Nestor der deutschen Publizisten hat nach einem hutben Jahrhundert die Eindrücke niedergeschrieben, die seine Antheilnahme an den vormärzlichen Tagen und den Bewegungen des Jahres 1848 in ihm zurückgelassen. Es ist nun unzweifelhaft, daß dem Greise manches anders erscheinen mag, als es der Jüngling gesehen hatte. Born kann aber in der Vorrede betonen, daß er seine Reden und Artikel aus jener Zeit noch heute unterschreiben könne, obgleich er in mancher Beziehung ein Anderer geworden, und er darf mit Recht sagen, daß dies das Zeugniß einer unverkennbaren Einheit in seiner Gesammtentwicklung ist. Zu Anfang der 40er Jahre kam Boen nach Berlin und lernte dort das Druckergewerbe. Schon sehr frühzeitig war er publizistisch thätig und lange vor den Märztagen von 1848 hatte er — bei seinem zweiten Aufenthalte in Paris — dem Winkelhaken entsagt und dafür berufsmäßig die Feder ergriffen. Gleichwohl galt er den Berliner Buchdruckern noch als einer der ihrigen, und so kam es, daß er bei Beginn der Arbeiterbewegung stark in den Vordergrund trat. Gerade über die Anfänge der Arbeiterorganisation enthält das Buch interessante und bemerkenswerthe Darstellungen. Zu den Führern der Arbeiterpartei trat Born in nahe Beziehungen, besonders entwirft er von Karl Marx und dessen ausgezeichneter Frau ein fesselndes und ansprechendes Bild. Minder sympathisch erscheint in seiner Darstellung Friedrich Engels. — Wilhelm Wolf, Robert Blum, Karl Heinzer, der phantastische Revolutionär Bakunin, Georg Herwegh und andere vielgenannte Personen treten uns auch in kurzen scharfen Silhouetten entgegen. Ueber den bekannten Streit zwischen Karl Vogt und Marx macht Boen die Bemerkung, er wäre in der Lage, manches Aufklärende hier beizubringen, „doch begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß nicht die ‚Schwefelbande', die sich selbstlos, mühsam und im Dienste einer großen Idee ihr Brot erwarb, sondern der Verfasser von ‚Köhlerglaube und Wissenschaft' entschieden im Unrecht war." Hierüber möchte man wohl gelegentlich mehr hören. Aus seinem Aufenthalt in Paris erzählt der Verfasser das folgende interessante Erlebniß im Cabinet du lecture des Palais Royal: „Dort saß ich eines Tages, tief versunken in die Weisheit eines Journalisten, als plötzlich in dem stillen Saal eine ungewöhnliche Bewegung sich kundgab. Ein Mann in vorgeschrittenen Jahren war eingetreten, bei dessen Erscheinen ein halbes Dutzend Leute dienstfertig ihm entgegeneilten. Man reichte ihm den Arm, man führte ihn zu einem bequemen Sessel, in den er sich niederließ, man gab ihm die Augsburger „Allgemeine Zeitung". Ich betrachtete ihn staunend und theilnehmend. Das eine Auge war geschlossen, das andere schien unbeweglich, es folgte nicht den Worten des Zeitungsblattes, sondern dieses wurde vor dem Auge hin- und hergeschoben. Ueber dem blassen Angesicht lag der Zauber still getragenen Leidens und geistiger Verklärung.... Ich entschloß mich endlich, den Saaldiener nach dem Namen jenes kranken Besuchers zu fragen. „C'était Monsieur Henri Heine", raunte er mir ins Ohr. Ich war todeserschrocken. Heine fuhr damals noch aus, er war noch nicht an die „Matratzengruft" gefesselt, von der aus er uns mit seinen erschütternden Lazarusliedern beschenken sollte." An dem Maiaufstand von Dresden nahm Born thätigen Antheil und die Schilderung, die er davon macht, sowie diejenige seiner Flucht in die Schweiz und seiner ersten dortigen Erlebnisse sind ungemein fesselnd.

Heute lebt Stephan Born als Redakteur der „Basler Nachrichten" und Professor der Basler Universität in ununterbrochener Beziehung zur allgemeinen politischen Bewegung speziell zum politischen Leben in Deutschland. Er ist ein guter Bürger seines zweiten Vaterlandes geworden, nimmt aber an den Geschicken des Landes, in dem er die bewegte Jugendzeit verbrachte, noch den regsten Antheil. Was er nach einem langen Leben rastloser und fruchtbarer Arbeit über jene sturmbewegte Frühzeit des deutschen politischen Lebens sagte, wird wohl Vielen aus dem Herzen gesprochen sein: „Das ‚tolle Jahr' mit allen seinen Jugendstreichen, seinen himmelstürmenden Anläufen und seiner idealen Begeisterung hatte alle Kräfte des deutschen Volkes wachgerufen, sie geübt in unablässigen Kämpfen und sie dazu befähigt, die Grundsteine zu einer gesicherten Zukunft fest in einander zu fügen. Heute arbeitet dasselbe Volk am Ausbau seiner stolzen Jugendpläne. Der Streit ist freilich nicht aus den Grenzen des Landes gewichen, auf allen Gassen ertönen noch die Schlachtrufe der Parteien; doch Thoren nur können darüber erschrecken. Parteienkämpfe sind die Zeugnisse von der Gesundheit eines Volks. Mögen sie nur immer kräftiger sich ausleben und möge man sie in aller Freiheit gewähren lassen, solange sie die Freiheit Anderer nicht bedrohen. Was der Verwirklichung werth ist, wird sich verwirklichen; was ihrer nicht werth ist, wird untergehen." Das ist ein Boden, auf dem sich Viele finden können, mögen sie im einzelnen auch in ihren Meinungen auseinandergehen. Und sich eine so hoffnungsfreudige Anschauung bis ins Alter erhalten zu haben, ist etwas neidenswerthes, was auch derjenige zugeben darf, der sich vielleicht nicht ganz zu den Auffassungen des Verfassers bekennen kann.

Arnold Ott: **Grabesstreiter.** Eine Sagentragödie. Luzern, Verlag von H. Keller 1898. 73 S. — Daß die deutsche Schweiz in der Person des in Luzern ansässigen Arztes Dr. Ott einen echten Dramatiker voll Schwung und Leidenschaft ihr eigen nennen darf, hat Referent seinerzeit in einer eingehenden Besprechung des Ott'schen Hauptwerkes „Karl der Kühne und die Eidgenossen" an dieser Stelle rückhaltlos anerkannt. Leider hat Arnold Ott sich diesmal im Stoff vergriffen. Seine seltsamerweise in drei „Scenen" getheilte romantisch-phantastische Sagentragödie spielt zur Zeit der Kreuzzüge und bringt im Aufblick zu Shakespeare und Gerhart Hauptmann die üblichen drei Hexen, einen „niederen Waldgeist in Bocksgestalt", à la „Waldschmutt" in der „Versunkenen Glocke", und außerdem noch eine ganze Menge undinenartiger Lichtelfen und Flutgeister auf die Bühne. Diese luftige Kompagnie überirdischer Erscheinungen spricht natürlich in Versen, zumeist in gut komponirbaren Vierzeilern, die freilich nicht immer über jedes Lob erhaben sind.

So deklamirt die grauhaarige Hexe Trudendein den sich im Wald verirrt habenden Ritter Emicho folgendermaßen an:

> Ach, der schöne schlanke Ritter!
> Meine Wimpern werden naß:
> Wurmstraß werden, das ist bitter —
> Und so jung schon, das ist traß.

In Otts „Grabesstreiter“ gibt es noch verschiedene andere Dinge, die zum mindesten ebenso „kraß“ sind wie das Schicksal des Hrn. Emichy; wir erwähnen nur die von ausgeklügelten Schimpfwörtern strotzenden Scheltereien, die das edle Walddämonenpaar Zäckel und Trudenbein einander an den Kopf werfen. „Grasaffen“, „Stinktöpfe“, „Schmeer- und Schmiersöcke“, „Bocksgesöße“ und „Freßklappen“ wirbeln nur so in der Luft herum; auf die Musik, die „Hr. Musikdirektor Peter Faßbänder in Luzern“ eventuell auch zu diesen Versen gemacht haben mag, wären wir in der That neugierig. Daß der begabte Dichter sich nicht dazu verstehen lassen will, das musikalische Element aus seinen Dramen zu eliminiren, ist zu bedauern. Er muß es sich eben gefallen lassen, daß die Kritik in einem Zwitterwerk, wie es dieses mit Otts Burgunderschlachtentragödie nicht zu vergleichende Kreuz- und Querfahrerstück ist, nichts weiter als ein zum größten Theil verunglücktes Opernlibretto erblickt. -ee-

n. Archia für Religianswissenschaft. Unter der Leitung des unermüdlich thätigen Philosophen und Anthropologen Dr. Th. Achelis in Bremen beginnt ein „Archio für Religionswissenschaft“ zu erscheinen. (Verlag von J. C. B. Mahr [Paul Siebeck] in Freiburg i. B.). Dies „Archio“ setzt sich besonders zur Aufgabe, eine engere Fühlung zwischen Sprachwissenschaft und Völkerkunde herzustellen, es möchte aber auch andere Wissenschaften, wie die Kulturgeschichte, die Philosophie und auch die Theologie zur Mitarbeit heranziehen; es will dabei sein Gebiet über die gesammte Entwicklung der Menschheit ausdehnen. Was die Einrichtung der Revue betrifft, so will sie an erster Stelle Abhandlungen strengwissenschaftlicher Art bringen, in zweiter kürzere Mittheilungen, endlich sollen Recensionen über wichtigere literarische Erscheinungen des In- und Auslandes geboten werden. Neben einem engeren Stabe von Mitherausgebern hat der Herausgeber einen weiten Kreis von Mitarbeitern gewonnen, der manche klangvolle Namen enthält und Gelehrte der verschiedensten Richtungen umfaßt. Man kann dem Unternehmen, in dessen Natur manche Schwierigkeiten liegen, dessen Wichtigkeit aber unmittelbar einleuchtet, nur das beste Gelingen wünschen. Andere Völker drohen uns auf diesem Gebiet zu überflügeln, wenn nicht auch wir unsre Kraft zusammenfassen. Möge eine solche Zusammenfassung in dem „Archio“ erreicht werden und ihm auch der äußere Erfolg nicht fehlen!

* Soeben ist durch das Erscheinen des III. und IV. Vierteljahrshefte der XXXVII. Jahrgang der „Zeitschrift des Königlich preußischen Statistischen Bureaus“ (1897) abgeschlossen worden. Von dem reichen Inhalt dieses Doppelheftes sei namentlich eine Abhandlung von Dr. Max Broesike über „die beschäftigungslosen Arbeitnehmer in Preußen am 14. Juli und 2. Dezember 1895“ hervorgehoben, welche auf den Ergebnissen der letzten Berufs- und Gewerbe-, bezw. Volkszählung beruht. K. Brämer hat eine Arbeit über „die Lebensversicherung in Preußen 1891 bis 1894“ geliefert. Auf das Arbeitsgebiet und die Leistungen der preußischen Statistischen Landeszentralstelle selbst bezieht sich der auch als Sonderabdruck erschienene ausführliche Bericht des Direktors, Geheimen Oberregierungsraths E. Blenck, über „das Königlich preußische Statistische Bureau während der Jahre 1885 bis 1896“, eine Fortsetzung des allgemein zusammenfassenden geschichtlichen Berichts desselben Verfassers, der im Jahrgange 1885 der „Zeitschrift“ erschien. In gedrängter Kürze sind ferner mitgetheilt: „die wichtigsten Ergebnisse der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 im preußischen Staate“ und „die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle im preußischen Staate während des Jahres 1896“.

* **Tübingen.** Am 7. April ist hier der ordentliche Professor der Geschichte Dr. Bernhard v. Kugler im Alter von 62 Jahren gestorben. Er war der Sohn des berühmten Berliner Kunsthistorikers Franz Kugler und lehrte seit dem Jahre 1861 zunächst als Privatdozent, dann (seit 1866) als Professor an unsrer Universität. Sein wissenschaftliches Sondergebiet war die Geschichte der Kreuzzüge, die er auch für Onckens „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ bearbeitete. Später schrieb er ein in weitesten Kreisen bekannt gewordenes Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ und gab, zusammen mit Stillfried, das Prachtwerk „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ heraus.“

* **Kiel.** Der bisherige Privatdozent Dr. jur. P. Krückmann in Göttingen ist zum außerordentlichen Professor für römisches und bürgerliches Recht an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** Aus Anlaß der Ausrüstung des Schulschiffes „Frundsberg“ zur Fahrt nach den ostasiatischen Gewässern, welche Ende April erfolgen soll, hat die Marinesektion an die hiesige Akademie der Wissenschaften die Einladung ergehen lassen, ihre Wünsche über die zu unternehmenden wissenschaftlichen Aufgaben und Forschungen bekannt geben zu wollen. — Die wissenschaftlichen Sammlungen des Expeditionsschiffes „Pola“ sind soeben in Wien angekommen. Es sind nahezu 100 Kisten, zum größten Theil mit bisher unbekannt gewesenem unterseeischen Material des Rothen Meeres, ebenso noch unerforschte botanische und geologische Funde. Alles ist Eigenthum der Akademie der Wissenschaften in Wien.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nochmals der Biblische

Schöpfungsbericht.

Von **Fr. von Hummelauer** S. J.

gr. 8°. (VIII u. 132 S.) M. 2.80.

Ist auch als 2. Heft des dritten Bandes der „Biblischen Studien“ erschienen. (6045)

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Soeben erschien:

Laienverstand und Rechtsprechung

(§§ 157, 242 B.G.B.).

Von (184021

Prof. Dr. Danz,

Oberlandesgerichtsrath in Jena.

Preis: 2 Mark 50 Pf.

Abdruck aus Jhering's Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerl. Rechts. 2. Folge II. Band.

Tauchnitz Edition.

April 6, 1898.

The

War of the Worlds.

By (6031)

H. G. Wells,

Author of „The Time Machine“, „The Stolen Bacillus“ etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher etc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von (6002)

Richard Sattler,

Braunschweig

(gegründet 1883).

Für den Inseratentheil verantwortlich: Ed. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 12. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dogma und Wissenschaft. Von Paul Gavin. — Goethe und Henriette v. Lüttwitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dogma und Wissenschaft.

Von Paul Gavin.

In der großen Geisterbewegung, welche heute die Welt durchfluthet, bildet die wiedererwachte Freude an einer rein sachlichen, von Wunsch und Furcht ungetrübten Betrachtung der Dinge einen hervorstechenden Zug. Ein Hauch echt philosophischen Geistes beginnt wieder deutlich fühlbar fast alle Gebiete menschlichen Forschens zu durchdringen und mit zunehmender Kraft aneinander- und zusammenzuschließen in dem Augenblicke, da auf dem Felde des materiellen Daseins ein unentwirrbarer Widerstreit der Interessen die letzte Einheit zu zerstäuben scheint. Eine seit langem nicht gesehene Fähigkeit und Bereitwilligkeit, den Gegenstand der Betrachtung geistig zu umschreiten, den eigenen Standpunkt mit jenem des Widersprechenden zu vertauschen, den Zusammenhang eines Dinges vor allem mit den übrigen Dingen ins Auge zu fassen, machen sich wohlthuend bemerklich, und wer nur wirklich etwas zu sagen hat, klänge es auch seltsam und aus weiter Ferne, der findet heute einen theilnahmsvollen Zuhörer sicherer denn je. Den geistigen Fortschritt sehen wir heute in der Zukunft besser verbürgt, als die Erfüllung irgendeines anderen Wunsches.

Man pflegt Dogma und Wissenschaft als sich ausschließende Gegensätze zu betrachten. Dies Herkommen entbehrt eines zureichenden Grundes. Was ist ein Dogma? Ein Lehrsatz auf dem Gebiete der religiösen Vorstellungen, dessen Inhalt aus dem Gange der Erfahrungen der Kirchengemeinschaft so gewiß erscheint, daß es nothwendig wird, ihn dem Zweifel und der Erörterung zu entziehen. Diese Nothwendigkeit tritt immer dann ein, wenn die Fortdauer der Ungewißheit das natürliche Wachsthum, die freie Entwicklung der Gesammtheit hindern oder stören würde. So ruft jede Zeit die ihr eigenthümlichen Dogmen hervor und läßt jene der Vergangenheit mehr oder minder in den Hintergrund treten. Die Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen für die katholische Welt fällt z. B. mit der höchsten Entwicklung des Rationalismus zusammen und ließ gerade jenen Theil in der flüssigen Vorstellungsmasse der Kirchengemeinschaft zur zweifellosen Festigkeit erstarren, welcher am meisten dem Druck der gegnerischen Weltanschauung ausgesetzt war. In der That mußte in dieser Zeit der geistigen Zersetzung, in welcher alle Begriffe ihren Inhalt und alle Werthe ihr Gewicht zu ändern schienen, der demokratische Glaube von dem Vorrecht der Meinung der Majoritäten für die Gegenstände der religiösen Vorstellungen wenigstens bestimmt und unwidersprechlich aus der Welt geschafft und der monarchische Charakter des „Reiches Gottes" fest betont werden. Und das neue Dogma forderte eigentlich nur von neuem, wie jedes frühere neue Dogma nichts anderes that, von allen Gläubigen das laute Bekenntniß der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, das erneute Gelöbniß, Gesetz und Interesse der Gesammtheit zur Richtschnur und zum Maße alles individuellen Handelns zu nehmen.

Hiefür kommt dann die Frage, in welchem Umfange für jeden einzelnen Gläubigen der Inhalt des Dogmas einer objektiven Wahrheit entspricht, gar nicht in Betracht; denn daß dieser Umfang bei dem Verehrer des Aquinaten auf dem Stuhle Petri und bei dem Landkaplan und dem Köhlerweibe einen sehr verschiedenen Werth aufweist, ist selbstverständlich. Worauf es ankommt, ist das, daß dieser Werth für Alle bestimmte Grenzen nicht verläßt, Grenzen, welche durch den Wortlaut des Lehrsatzes und das augenblickliche Gewicht, welches derselbe für das Zusammenleben der Gemeinschaft sowohl als für die Beziehungen derselben zur Außenwelt aufweist, abgesteckt sind. Die Unmöglichkeit, daß der Einzelne diese Grenzen verlasse, ohne zugleich die Gesammtheit zu stören und im Fortschritt zu hindern, begründet die allgemeine Verbindlichkeit des Dogmas.

Diese Verbindlichkeit erstreckt sich aber gar nicht so sehr, als es den Anschein hat, auf den Glauben selbst, ja sie kann sich gar nicht weit in dieser Richtung erstrecken, da es einen Maßstab, welcher die über einen Gegenstand in zwei verschiedenen Köpfen bestehenden Vorstellungen zu vergleichen gestattete, nicht gibt. Sie bezieht sich vielmehr wesentlich auf das öffentliche Verhalten der Gläubigen gegenüber den durch das Dogma in dessen Wirkungskreis geschaffenen, außer Zweifel gestellten Beziehungen zwischen den Gläubigen unter sich und der Gesammtheit. Das Dogma ist in letzter Linie nicht so sehr Glaubenssatz, als vielmehr Lebensregel, Verhaltungsbefehl. Die Leugnung eines Dogmas ist keine Geistesthat, sondern eine That des Willens, des Eigenwillens, ist die Weigerung, die bestehenden Lebensbedingungen der Gemeinschaft anzunehmen und die Erklärung, daß man für seine Person beanspruche, in diesem oder jenem Punkte von jenen Bedingungen in beschränkt persönlichem Interesse und im Widerspruche mit dem Interesse des Nächsten und der Allgemeinheit abweichen zu dürfen.

Die Entwicklung des Dogmas und seiner Rolle im Gesellschaftsleben darf man sich daher vielleicht folgendermaßen vorstellen:

Es ist ohne weiteres klar, daß die Menschheit als Ganzes in vieltausendjähriger Vergangenheit eine Summe von Erfahrungen gemacht hat, welche zu groß ist, als daß sie von einem einzigen Menschenleben wiederholt werden könnte. Jeder Mensch ist daher unvermeidlich darauf angewiesen, für einen Theil seiner Weltkenntniß die Erfahrung der Vergangenheit anzunehmen und auf eigenes Kennenlernen zu verzichten. Diese Unmöglichkeit der Nachprüfung durch den Einzelnen besteht vor allem für jene Beziehungen des Einzelnen zur Gesammtheit, von welchen die Möglichkeit und Entwicklung des Gesellschaftslebens abhängt. Wenn die erste Form der ersten Christengemeinden sich nur einige Jahrzehnte erhalten und weiter entwickeln konnte, so war dies schon nur dadurch möglich, daß die Späteren annahmen

und zugaben, daß die Früheren die Worte und den Willen des Herrn richtig überlieferten. Die Ueberlieferung mußte im Weitergehen ferner bei den einzelnen Mitgliedern der Gemeinde, sowie von Gemeinde zu Gemeinde ein bestimmtes Maß von Uebereinstimmung beibehalten, wenn sie nicht Sinn und Wirkung des Alle gleichmäßig bindenden und zusammenhaltenden Bandes verlieren sollte. So konnte die Interpretation keinen Augenblick still stehen und die Dogmatisirung eines Lehrsatzes mußte immer in dem Augenblicke erfolgen, da die beschränkte Erfahrung und das beschränkte Interesse des Einzelnen in Widerspruch mit der Erfahrung und dem Interesse der Gesammtheit gerieth und Bestand und Entwicklung der Gemeinschaft bedrohte. Die Dogmatisirung entwand der Hand des Einzelnen eine Waffe, welche dieser aus seiner abweichenden Auffassung gegen die Uebrigen schmieden konnte. Man sieht leicht, daß dies genau der Vorgang ist, welcher der Rechtsbildung und Gesetzgebung zugrunde liegt. Solange in irgendeiner Beziehung der Mitglieder einer Staatsgemeinschaft von Allen das Herkommen die gleiche, Niemanden schädigende Auslegung und Handhabung erfährt, bleibt es bei dem Herkommen, der stillschweigenden Anerkennung der Erfahrung der Vorfahren. Wenn dagegen eine mehr oder minder große Anzahl von Staatsangehörigen für sich eine abweichende Auffassung jener Beziehung und des dieselbe regelnden Herkommens in Anspruch nimmt, tritt die Nothwendigkeit auf, dieselbe entweder unter die bestehenden Gesetze einzufügen oder durch ein eigenes Gesetz zu regeln und damit die unentbehrliche Uebereinstimmung in der Auffassung der Sache unter den Staatsangehörigen herzustellen. Und wie beim Dogma ist beim Gesetz für die Fassung die Erfahrung der Vergangenheit umsomehr ausschlaggebend, je größer und älter die Kirchen-, beziehungsweise Staatsgemeinschaft ist. Dogma wie Gesetz besagen demnach beide gleicherweise nichts anderes, als daß die Erfahrung gelehrt habe, daß die Uebereinstimmung der Gemeindemitglieder über diesen oder jenen Punkt des Zusammenlebens im Sinne von Dogma oder Gesetz Bestand und Fortentwicklung der Gemeinschaft ermögliche. Aber nicht nur das Bildungsprinzip ist den beiden Formen der Bindung der Glieder gemeinsam, zu Zeiten fließen sie materiell ineinander über und Dogma steht für Gesetz und Gesetz für Dogma. Den ersteren Fall zeigt am deutlichsten der Beginn der Reformation. Die Einheit und Kraft der Quelle, durch welche die Gesetzgebung erst Sinn und Verbindlichkeit erhält, waren verschwunden. Neue soziale Bildungen forderten ihr Dasein und ihr Recht. Diese Forderungen drückten sich unwillkürlich und unvermeidlich vielfach in den Formen der religiösen Vorstellungen aus, wie die Bekämpfung ebenfalls in der Sprache der religiösen Vorstellungen erfolgte und erfolgen mußte, da eine andere nicht zur Hand war und unverständlich geblieben wäre. Bei der Allgewalt und Allgegenwart der religiösen Vorstellungen im gesammten öffentlichen und privaten Leben konnte man sich gar nicht denken, daß die Beschwerdnisse, die man fühlte, einen anderen als religiösen Grund haben könnten. So stritt man in Worten um Glaubenssätze, in Wirklichkeit bewußt und mehr noch unbewußt um neue soziale Zustände, um eine andere Vertheilung der Güter dieser Welt. Das Gesetz hatte für Angriff und Vertheidigung fast völlig versagt, so mußte der Glaubenssatz dafür dienen. Und es ist schwer zu sagen, ob die sozial-ökonomischen Folgen des Apostolikums größer oder die geistigen wichtiger für die spätere Zeit waren. Die größte Dogmenproduktion fällt so in eine Zeit, in welcher sich größte Intensität des religiösen Lebens mit einem Tiefstand des staatlichen Lebens und starker Aenderung der sozialen Verhältnisse zusammenfinden, während die Dogmenproduktion nahezu erlischt, wie in unsrer Zeit, und ein Maximum der Gesetzgebung an die Stelle tritt, wenn starke soziale Aenderungen mit einem Tiefstand religiösen Lebens zusammentreffen, und das Gesetz von heute ist mit einer Reihe von Eigenschaften umkleidet, welche man sonst nur dem Dogma zuzuschreiben geneigt war.

Man könnte noch weiter gehen und sagen, daß auch die gesammte Moral, jene Sittengesetze, welche nur das Gewissen des Einzelnen binden, deren Uebertretungen weder dem kirchlichen, noch dem weltlichen Richter erreichbar sind, auf der Anerkennung der Erfahrung der Vergangenheit der Menschheit durch den Einzelnen, auf dem Eingeständniß, daß der Einzelne jene Summe von Erfahrungen nicht persönlich wiederholen kann, beruhen. Wir hätten dann das Gewissen als ein Entwicklungsprodukt anzusehen, dessen Funktionen der Einzelne ohne eigene Erfahrung als zweckmäßig und bindend ohne weiteres annimmt, wie er dies hinsichtlich der Funktionen seines körperlichen Organismus thut. Da die Funktionen dieses seelischen Organs nur aus den Beziehungen des Besitzers zu seinem Nebenmenschen Sinn und Inhalt erhalten, muß das Organ selbst von Mensch zu Mensch je nach dessen Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft verschieden geartet sein, und die Richtersprüche eines christlichen und eines mohammedanischen Gewissens können so verschieden sein, als der Abstand dieser beiden religiösen Gemeinschaften nur irgend gestattet, aber nicht so weit auseinanderfallen, daß die höhere Gemeinschaft, welche Christen und Mohammedaner verbindet, verletzt würde. Aus dem Spielraum, den diese Möglichkeit und diese Nothwendigkeit zwischen sich einschließen, kamen und kommen aller konfessioneller Hader, religiöser Krieg und Rassenhaß. Intensität und Form solchen Hasses und Krieges werden in jeder Zeit durch deren Formen des Erwerbslebens und durch die Werthschätzung, welche die Zeitgenossen den irdischen Gütern widmen, bestimmt. Die Unterschiede in dieser Werthschätzung von Mensch zu Mensch, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk immer geringer zu machen, ist eine der wenigen deutlich sichtbaren Tendenzen der Menschheitsentwicklung. Wenn aber Dogmen, Gesetze, Gewissen nur ebensoviele parallele Geleise mit gemeinsamem Ziele sind, gelegt von der Vergangenheit, von der Gegenwart eingehalten und in überkommener Richtung fortgeführt, um allen Erwerb der Entwicklung gesammelt in die Zukunft zu tragen, darf man wohl annehmen, daß noch andere gleichlaufende Fahrstraßen andere Lasten des Fortschritts nebenherbewegen. Das Bild eines solchen Lastenwegs bietet sich z. B. gerade auf jenem Gebiete, welches man dem Dogma als ausschließend gegenüber zu stellen pflegt, mit überraschenden Aehnlichkeitsbeziehungen in der Hypothese der Wissenschaft dar.

Die Hypothese besteht in dem Uebereinkommen, diesen oder jenen Zusammenhang als wirklich vorhanden, als wahr der weiteren Diskussion zugrunde zu legen. Welche objektive Wahrheit etwa solcher Annahme entspricht, ist durchaus belanglos. Die Annahme hat lediglich den Zweck, die Basis der Betrachtung zu fixiren und die Grenzen derselben festzustellen. Nur unter dieser Beschränkung nämlich kann die gemeinsame Arbeit der Gelehrten zusammengehalten und auf den Punkt, der eben der Aufklärung bedarf, konzentrirt werden. Und nur unter dieser Bedingung wieder ist ein Fortschritt der Wissenschaft, des ganzen Körpers der errungenen Erkenntniß ohne Aufenthalt und Irrgänge möglich.

Ein Beispiel: Die Optik und verwandte Disciplinen nehmen an, daß der uns bekannte Weltraum von einem Stoffe — dem Aether — erfüllt sei, dessen wellenförmige Bewegungen die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität, des Magnetismus hervorrufen. Das Aufkommen und die Entwicklung dieser Annahme steht in unauflöslichem Zusammenhange mit dem Entwicklungsgange der Naturwissenschaften überhaupt und dem Aufkommen und der

Digitized by Google

Entwicklung der atomistisch-mechanischen Weltanschauung der Neuzeit insbesondere. Sie allein ermöglichte, daß die Optik und die auf den Aether angewiesenen übrigen Disciplinen mit den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften in solcher Fühlung blieben, daß der gemeinsame Fortschritt des Ganzen gesichert war. Wer den Aether leugnete, leugnete zugleich das Atom, das Molekul, die gesammte chemische Recheukunst und Konstruktionslehre, die Astrophysik, die moderne Physiologie und Therapie, die Hygiene, die Descendeuztheorie — kurz seinen Zusammenhang mit dem augenblicklichen Stande der Naturwissenschaft überhaupt und beraubte sich der Möglichkeit, innerhalb jenes Standes mitzuarbeiten. Nachzügler einer früheren oder Vorläufer einer späteren Geisterschaar leugnete er, weil er entweder für jene Annahme noch nicht reif war, oder weil ihm schon Einsichten zu Gebote standen, welche ihn lehrten, daß diese oder jene Erscheinung in der Annahme nicht mehr Platz habe, ja deren Rahmen bereits gesprengt habe. Wie es gleichgültig, ob der Annahme eines Aethers die Existenz eines solchen merkwürdigen Stoffes entspricht oder nicht, so ist es für das Schicksal des Leugners in der Gemeinde der Gelehrten völlig belanglos, ob er als zurückgebliebener oder voraneilender Geist leugnet. Solange die Annahme nicht ihre Lebenskraft erschöpft und den Nutzen, den sie leisten kann, geleistet hat, ist die Ableugnung zwecklos. Nur weil es menschlichem Ermessen unerreichbar, zu erkennen, wann diese Voraussetzungen zutreffen, und weil jeder Irrthum hierüber zum Martyrium führt, sind die Anerkennung für die Vorkämpfer neuer Wahrheiten und das Mitleid mit ihren Geschicken und die späten Lobsprüche und Denkmäler berechtigt. Es klingt grausam und absonderlich, ist aber trotzdem wahr, daß eine neue wissenschaftliche Wahrheit erst dann zu einer wirklichen, d. h. fruchtbaren wird, wenn die wissenschaftliche Gemeinde zu deren Aufnahme reif ist, wenn sie hiedurch einen allgemeinen Nutzen schaffen kann. Und es geschieht weder aus Bosheit, noch aus Unfähigkeit der Gelehrten, wenn die Wissenschaft einer Zeit die Entdecker von neuen Thatsachen und neuen Zusammenhängen, welche sich nicht unmittelbar an die bestehende Erkenntniß anschließen lassen, von ihrer Schwelle weist. Sie verfährt damit nur, wie sie nach ihrem Wesen verfahren muß, indem sie den ihr anvertrauten Schatz vor dem Eindringen fremder Elemente, zu deren Aufnahme die Bedingungen fehlen, und so vor dem Verderben beschützt.

Eine lehrreiche Scene, wie sie sich in dieser Beziehung in der Geschichte der Wissenschaften unabläßig und unabänderlich wiederholen, spielt sich gegenwärtig unter unsern Augen ab. Es sind kaum anderthalb Dezennien verflossen, seit der Hypnotismus allgemein bezweifelt, von Wenigen anerkannt wurde. Heute gesteht die Wissenschaft eine große Reihe von Erscheinungen, welche sie vordem geleugnet, als thatsächlich zu, und an die Stelle der Verketzerung der ersten oder vielmehr neueren Verkündiger ist eine allgemeine Beschäftigung mit jenen Erscheinungen getreten. Gleichzeitig und häufig im Anschlusse und infolge dieser Beschaftigung stieß eine Anzahl von Forschern aber auf neue Erscheinungen, welche auch in dem durch den Hypnotismus erweiterten Umkreis der Wissenschaft nicht mehr Unterkunft finden konnten. Die Wissenschaft leugnet die Existenz solcher Erscheinungen, ja sie weigert sich, die Frage nach der Thatsächlichkeit überhaupt aufzuwerfen und zu untersuchen. Sie thut dies einfach aus dem Grunde, weil die fraglichen Erscheinungen, selbst wenn sie sich als thatsächlich am Ende erweisen sollten, so weit von dem augenblicklichen Stand der Erkenntniß abliegen, daß sie selbst von dem raschesten Wachsthum der letzteren in absehbarer Zeit nicht erreicht und organisch assimilirt werden können. Es gelingt ja wirklich manchmal, dies Wachsthum an einzelnen Stellen des Organismus künstlich zu forciren und so auch fernerliegende Thatsachen und Erscheinungen frühzeitig zur Einverleibung zu bringen, aber fast immer endet die Sache damit, daß sich der künstlich vorgetriebene Fangarm wieder rückbildet und die gefaßte Erscheinung doch an ihrer Stelle unverdaut zurückläßt, bis der ganze Organismus ihr entgegengewachsen ist und sie endgültig in seine Blutbahn aufnimmt.

So zeigen Dogma und Hypothesen die gleiche Art von Unverletzlichkeit, aber eine Unverletzlichkeit, welche nicht irgendwelcher menschlichen Willkür, sondern der unabänderlichen Natur der Dinge entspringt. Auch reicht diese Unverletzlichkeit nicht weiter als der Anspruch des Gläubigen oder des Gelehrten an seine Lebensgemeinschaft, an die Kirche, an die Anerkennung der Fachgenossen und Universitäten reicht. Sie verschwindet für den frommen und stummen Anachoreten, dessen Heiligkeit und Rechtgläubigkeit in nichts verliert, wenn er von dem letztverkündeten Dogma überhaupt nichts erfährt, wie sie für den Gelehrten verschwindet, welcher die hypothesenwidrigen Ergebnisse seiner Forschungen erst fünfhundert Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichen gestattet, oder vielmehr Dogma und Hypothese verschwinden im wesenlosen Scheine für Jeden in dem Augenblick, da er sich aus der Gemeinschaft des Wirkens mit seinen Mitmenschen zurückzieht. Si quis dixerit ist die Bedingung eines jeden Anathemas. Denn religiöser Glaube und wissenschaftliche Ueberzeugung können beide nur insofern Gegenstand der Beurtheilung bilden, als sie die Art des Handelns des Gläubigen, des Ueberzeugten bestimmen, als sie von dem Nebenmenschen in den Handlungen des Letzteren empfunden werden. So ist nirgends weniger von dem Glauben und Meinen und mehr von den Thaten eines Menschen die Rede als an seinem Sterbebett, von welchem der glaubens- und meinungslose Säugling leichter in den Himmel einzieht als der feinste Apologet und der tiefsinnigste Philosoph.

Wenn aber zwei Dinge in ihren Erscheinungsformen eine so weit reichende Aehnlichkeit wie Dogma und Hypothese verrathen, so stößt man bei näherem Zusehen meist auch auf eine tiefere Wesensgemeinschaft, auf ein gemeinsames Bildungsprinzip. Glauben und Wissen sind die Schlußbilder zweier Seelenprozesse von vollständiger Uebereinstimmung in Erscheinung und Wirkung. Beide Prozesse enden mit der Ueberzeugung von der Thatsächlichkeit eines bestimmten Zusammenhangs und mit der Wirkung, daß diese Ueberzeugung zu einem Bestandtheil der Weltanschauung der Ueberzeugten und so zu einem bestimmenden Faktor in dem Verhalten des letzteren zu seinen Nebenmenschen wird. Diese Uebereinstimmung allein läßt vermuthen, daß zwischen Glauben und Wissen kein Unterschied der Art besteht. In der That läßt sich auf dem ganzen Wege zu einer Ueberzeugung kein Merkmal entdecken, welches ausschließlich dem Glauben oder dem Wissen zukäme. Jede Ueberzeugung beruht vielmehr auf zwei untrennbaren Wirkungen, auf der Wirkung der äußeren Gründe, welche für einen bestimmten Zusammenhang sprechen, und auf der Gegenwirkung des zu Ueberzeugenden, auf dessen Empfänglichkeit. Letztere zeigt zwar im einzelnen von Mensch zu Mensch gewisse Uebereinstimmung, ist jedoch in ihrer Totalität etwas einziges, nicht wieder vorkommendes. Jeder Mensch ist in dieser Beziehung ein Unikum. Je mehr Kraft eine Ueberzeugung aus jener Uebereinstimmung zieht, desto mehr ist sie Sache des Wissens, und je mehr sie aus dieser Einzigkeit fließt, desto mehr gehört sie dem Glauben an. In allen Fällen enthält sie einen allgemein verständlichen, unpersönlichen, mittheilbaren und diskutirbaren Bestandtheil und einen rein persönlichen, einzigen, unveräußerlichen, nur für den einzigen Fall und Menschen gültigen Theil, welcher von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, nur

als innere Erfahrung fortwirkt und so zu einem Element dessen wird, was wir Charakter nennen, wie man die Summe der in jeder Ueberzeugung gewonnenen mittheilbaren Bestandtheile mit Wissen, Bildung zu bezeichnen pflegt. Jeder Denkprozeß, der mit der Bildung einer Ueberzeugung endet, enthält daher sowohl eine moralische als eine intellektuelle That und darin, daß beide immer und unauflöslich gleichzeitig auftreten, besteht die gemeinsame Wurzel von Religion und Wissenschaft, darauf beruht der wissenschaftliche Charakter der Religion und der religiöse der Wissenschaft, die bildende Wirkung der Religion und die ethische Wirkung der Wissenschaft.

Bei einem Minimum von mittheilbarem Inhalt, den das Dogma den Gläubigen darbietet, fordert es ein Maximum von persönlicher, unvergleichlicher und unersetzbarer, mit einem Wort moralischer Arbeit, während im Gegensatz hiezu die Hypothese eine unendliche Menge von greifbaren Erscheinungen und Thatsachen zusammenzufassen gebietet und nur einen kleinen Bruchtheil der persönlichen, individuellen, nicht mittheilbaren Auffassung überläßt. Mit anderen Worten: dazu, daß ein Dogma für den Belehrten einen Sinn gewinne, liefert dessen Wortlaut einen minimalen Beistand; die Hauptarbeit muß von dem Gläubigen selbst geleistet werden. Sie ist keine Arbeit des Intellekts, der Erkenntniß der Beziehungen, sondern des Willens, der Werthschätzung der Beziehungen, nicht eine Sache der geistigen, sondern der moralischen Erfahrung. Derjenige aber, für den das Dogma einen Sinn gewonnen hat, hat damit den Beweis erbracht, daß er jenes Mindestmaß von moralischer Arbeit geleistet, von moralischer Reife erreicht hat, welches die Kirche als Bedingung der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft festhält, welches die Bedingung für den Bestand und den Fortschritt der Gemeinschaft bildet. Damit wären wir wieder bei dem Resultat, daß das Dogma wesentlich ethische, soziale Bedeutung habe, angelangt, mit der anderen Erkenntniß bereichert, daß ein jedes Dogma einen Bestandtheil mittheilbaren Stoffes enthält, vermittelst dessen es zu jener gemeinsamen Wurzel hinabreicht, welcher auch die Wissenschaft entspringt. An diesem mittheilbaren Bestandtheil, der bei jedem Dogma ja eine Entwicklung, eine Geschichte, ein Schicksal hat, kann es sogar selbst zum Gegenstand der Wissenschaft werden, und aus einer Dogmengeschichte ließen sich vielleicht Gesetze der Völkerpsychologie ableiten, welche auf anderem Wege unerreichbar wären. Der Inhalt des Dogmas selbst freilich kann nicht über die engsten Grenzen der Begriffe hinaus diskutirt werden. Das würde dem Zweck des Dogmas, daß es alle Geister, die größten und kleinsten der Gemeinschaft, in einer und derselben Verbindlichkeit zu umspannen hat, dem Wesen des Verhaltungsbefehls, das eben in der Undiskutirbarkeit seines Inhalts beruht, widersprechen. Die Kirche hat denn auch von jeher alle Ansprüche nach dieser Richtung, selbst der feinsten Köpfe, wie diejenigen eines Bischof Tauler, eines Meister Eckhardt, einer Guyon, eines Eckartshausen und wie die forschenden Geister, welche ihre Blicke über die gegenwärtige Gemeinschaft hinaus zu den Vor- und Nachbarreligionen glaubten wenden zu müssen, alle heißen, entschieden abgelehnt oder als harmloses Sonderlingsvergnügen ignorirt. Und daß diese Ablehnung im Protestantismus trotz aller Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung immer von neuem, da stärker, dort schwächer in der Forderung der „reinen Lehre", manchmal weit über alle katholische Strenge hinaus, je strenger je kleiner die Sekte, festgehalten wurde, das bildet einen schönen Beleg dafür, wie wenig die Reformation an dem Wesen des Dogmas hat ändern können, ja wie sie mit Verkleinerung der Gemeinschaft gerade die Eigenschaft des Verhaltungsbefehls sogar noch hat verschärfen müssen. Und wenn die kleinste Sekte die Grenze der Begriffe im Dogma am meisten hat erweitern können, so ist der Gewinn nur scheinbar und durch die erhöhte Strenge der erweiterten Grenze mehr als aufgehoben. Denn allzu leicht kann diese Strenge die Freiheit des Einzelnen so schwer treffen, daß die Beschädigung jeden möglichen Nutzen aus der Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft aufwiegen muß.

Dogma und Wissenschaft finden sich heute auf demselben Wege der Abwehr gegen den gemeinsamen Feind: den Materialismus. Die in unserm Jahrhundert zu nie gesehener Fülle entwickelte Wirkung der Verkehrsmittel hat zu einer Art Massenbildung, zu einer Popularisirung der Wissenschaft geführt, die mehr breit als tief, unübersehbare Menschenmengen, die früher völlig ausgeschlossen waren, umfaßte. Die Aufgabe, die Ergebnisse der Forschung unendlich Vielen faßbar und handsam zu machen, zwang und verleitete die Wissenschaft zu einer Eingrenzung, ja Einschnürung der Begriffe, welche zwar für die Verbreitung von Kenntnissen Unschätzbares geleistet hat, nun aber an der Grenze ihrer Nützlichkeit angelangt, als ein Hinderniß der Vertiefung in Schaden umzuschlagen schon begonnen hat. Allenthalben ertönt denn auch heute in der Wissenschaft der Ruf nach Vertiefung und Erweiterung der Begriffe, nach Berücksichtigung jener Momente, welche im Interesse einer leichten Verständlichkeit und raschen Verbreitung vernachlässigt worden waren. Und wenn wir heute den Vortrab der Forscher bei der Mystik, bei der Ueberzeugung von der Thatsächlichkeit seltener übersinnlicher Erscheinungen, für welche Ueberzeugung der persönliche, einzige, unmittheilbare und undiskutirbare Antheil den unpersönlichen, mittheilbaren oft unendlich weit übertrifft, angelangt sehen, so dürfen wir darin einen tieferen Zusammenhang vielleicht mit demselben Recht erkennen, als in der Erscheinung, daß das religiöse Leben der Menschheit gegenwärtig eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung deutlich wahrnehmen läßt.

Das scheint gewiß: wenn einst die beiden Heerschaaren sich begegnen werden, so werden sie es thun, nicht um sich zu schlagen, sondern um sich zu vereinigen.

Goethe und Henriette v. Lüttwitz.

L. G. Berlin. In der Beilage 175 der Allg. Ztg. 1897 veröffentlichte ich eine Studie unter dem Titel „Ein angeblicher Liebesroman Goethe's". Ich versuchte darin die Behauptung des Hrn. Adalbert Hoffmann in seiner Schrift „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge", Warmbrunn 1897, zurückzuweisen, daß Goethe während seines kurzen Breslauer Aufenthalts ein Fräulein v. Lüttwitz geliebt, zur Frau begehrt habe, bei dieser Werbung aber zurückgewiesen worden sei.

Mein Aufsatz gefiel Hrn. Adalbert Hoffmann nicht, und ohne daß er etwas sonderlich neues zu sagen hatte, schrieb er eine neue Schrift.[1])

Darin will er sich, wie er im Vorwort bemerkt, mit mir auseinandersetzen. Ich habe nun zwar meinerseits in gar keiner Weise das Verlangen, mich mit ihm auseinanderzusetzen; da aber mein Schweigen als Zustimmung aufgefaßt werden könnte, so ergreife ich noch einmal das Wort und will mich im Gegensatz zu Hrn. Hoffmanns ausführlichen Darlegungen so kurz wie möglich fassen.

1) Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Lüttwitz. Neue Beiträge zu Goethe's Lebensgeschichte von Adalbert Hoffmann. Oppeln-Leipzig, Verlag von Georg Maske 1897. Das Buch ist mit zwei Vollbildern, einem Faksimile, einer Karte und acht Textabbildungen geziert, die für unsern Zweck, außer dem einen Faksimile, von dem noch unten zu sprechen ist, keine Bedeutung haben.

Die neue Schrift entspricht ihrem Titel wenig. Da der Verfasser neues Goethe'sches Material nicht besitzt, so druckt er einfach die Briefe Goethe's aus der Weimarer Ausgabe ab. Dankenswerth sind nur die biographischen Notizen über die von Goethe besuchten oder gesehenen Breslauer und Schlesier. Besonders S. 27, wo auf die Beziehungen Goethe's zu der von Fritz v. Stein geleiteten „Gesellschaft für vaterländische Kultur" hingewiesen wird. Dankenswerth ist ferner die Mittheilung des Faksimiles der ganzen Seite 12 des Tornowitzer Knappschaftsbuches, auf der unten angeklebt Goethe's bekanntes Gedicht steht, darüber ein schwülstiges Begrüßungsgedicht an Goethe und eine Notiz über seinen und des Herzogs Besuch. Recht amüsant sind auch die dieser Wiedergabe folgenden Mittheilungen über den Unwillen, der in Tornowitz wegen des Anfangs des Goethe'schen Gedichts „Fern von gebildeten Menschen" herrschte, und über die Art, wie sich dieser Unwille Luft machte.

Damit sind freilich die neuen Mittheilungen zu Goethe's Lebensgeschichte erschöpft, so daß Leute, die nicht allzu bescheiden sind, ihre 3 Mark werden bedauern müssen, die sie für solche Belehrung opfern. Dem Verfasser kommt es jedoch vielmehr darauf an, die angebliche Liebeswerbung Goethe's zu stützen, als darauf, Goethe's Aufenthalt in Schlesien durch neue Beiträge zu bereichern. Dabei polemisirt er beständig gegen mich, ist aber nach Art schlechter Polemiker nicht eben geschickt in seinem Kampfe.

Ich hatte gesagt, die schlesische Reise könne in ihrer Bedeutung für das innere und äußere Leben des Dichters keinen Vergleich mit dem Aufenthalt in Venedig und in der Champagne aushalten; der Verfasser meint, mich zu widerlegen, wenn er zwei Aeußerungen Goethe's anführt, die eine, daß er in Schlesien sehr viel interessantes gesehen und die andere, daß er in dem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt sei. Als wenn dies eine Widerlegung wäre! Als wenn sich nicht aus Goethe's Briefen und Bekenntnissen mit der leichtesten Mühe viele Stellen anführen ließen, aus denen die größere Bedeutung jener beiden Reisen hervorginge! Ich hatte behauptet, Henriette v. Lüttwitz sei, wie es scheint, durch Geist nicht aufgefallen. Der Verfasser läßt mich sagen, „sie habe geistiger Vorzüge ermangelt" und meint, mich zu widerlegen durch eine Aeußerung Schuckmanns, in der es heißt, Henriette sei „gesunden Verstandes gewesen". Er merkt gar nicht, daß er dadurch nur meine Ansicht bestätigt. Denn wer gesunden Verstand besitzt, zeichnet sich von den übrigen Menschenkindern nicht eben aus, er fällt also, wie ich gesagt, nicht durch „besonderen" Geist auf.

Die Zeugnisse, auf die sich der Verfasser in seiner ersten Schrift gestützt hatte, um die Liebeswerbung Goethe's zu beweisen, waren Aeußerungen Goethe's und eine Notiz in der Biographie Schuckmanns. Jenes waren drei Gedichte: „Feldlager in Schiesien", „Ach, wir sind zur Qual geboren" und drei Distichen, die mit den Worten beginnen „In der Dämmerung des Morgens". Ich hatte den sinnlich-erotischen Charakter dieser Gedichte, also ihre Beziehung auf Christiane, so nachgewiesen, daß der Verfasser nur eine unglaublich matte Widerlegung versuchte, die gewiß keinen Menschen überzeugt. Nur eine Berichtigung entnehme ich ihm, daß die drei Distichen in veränderter Form in die „Venetianischen Epigramme", Nr. 95, aufgenommen sind. Gerade das aber ist natürlich nur ein Beweis für meine Behauptung, denn da die „Venetianischen Epigramme" sich in ihrem erotischen Theil durchaus auf Christiane beziehen, so ist auch die Beziehung unsrer Distichen ohne weiteres völlig klar.

Ich hatte ferner gesagt, man dürfe nicht annehmen, daß Goethe in Schlesien an eine eheliche Verbindung gedacht haben könnte, da er sich an Christiane völlig gefesselt fühlte. Was Hoffmann dagegen vorbringt, ist wirklich der Widerlegung nicht werth. Wenn er die Briefe Goethe's an Christiane, die in der Weimarer Ausgabe (Briefe Bd. X) vom 3. August 1792 an gedruckt vorliegen — die früheren sind leider nicht erhalten — kennen oder richtig interpretiren würde, so könnte er nicht, wie er es thut, auf eine gelegentliche Aeußerung aus dem Jahre 1798 Werth legen.

Für mich steht es ganz unwiderleglich fest, daß Goethe, seitdem er Christiane ins Haus genommen hatte, sicher aber nach der Geburt Auguste die Verbindung mit ihr als eine lebenslängliche betrachtete und nie daran dachte — ich möchte fast sagen, als anständiger Mensch nicht daran denken konnte — das arme Geschöpf fortzuschicken und sich eine andere Gemahlin zu wählen.

Ich hatte ferner nach Zarncke's Vermuthung behauptet, daß die in dem „Tagebuch der Schlesischen Reise" verzeichneten Briefe Goethe's, bei denen kein Adressat angegeben ist, an Christiane gerichtet sind, und daß man schon deßhalb nicht annehmen könne, daß Goethe, der in etwa 2 Monaten einmal — bei der damaligen Postverbindung eine sehr große Zahl — an die Geliebte schrieb, in dieser Zeit ernstlich daran gedacht hätte, ihr untreu zu werden. Hoffmann leugnet diese Behauptung und will nur vier Briefe als an Christiane gerichtet gelten lassen. Aber seine Bemerkungen sind so willkürlich, daß sich ein Eingehen darauf gar nicht lohnt. Daß jene elf Briefe eben für sich stehen und nicht, wie Hoffmann es thut, mit anderen zusammengeworfen werden dürfen, daß sie eine in sich abgeschlossene Gruppe bilden, geht ganz deutlich daraus hervor, daß bei ihnen, wie bemerkt, kein Adressat steht und vor jedem Brief eine besondere Nummer zu finden ist, während die übrigen 16 Briefe sämmtlich mit den Namen der Adressaten bezeichnet sind, aber keine Nummer haben. Man wird daher die Vermuthung, daß eben diese elf Briefe wirklich an Christiane gerichtet sind, als eine völlig fast bewiesene Behauptung gelten lassen können.

Als hauptsächliche Stütze für das Liebeswerben Goethe's hatte Hoffmann in der ersten Schrift die Stelle aus einer Biographie Schuckmanns von Hrn. v. Lüttwitz angeführt. Ich hatte von dieser Biographie behauptet, sie sei in der Goethetiteratur unbekannt; Hoffmann weist darauf hin, daß Strehlke den Titel anführe. Das will ich zwar zugeben, aber weder Strehlke noch irgend sonst ein Anderer führt jene Stelle an, auf die es einzig und allein ankommt, so daß meine Behauptung trotz jener einzigen Titelerwähnung wohl bestehen bleibt. In dieser Schrift nun kommt die folgende Stelle vor, die ihrer Wichtigkeit wegen noch einmal mitgetheilt werden muß.

„Goethe's Verehrer werden gewiß mit Vergnügen diese seine schönen Aeußerungen lesen, in denen sich Wahrheit ohne Dichtung rein ausspricht, und vielleicht auch gern vernehmen, daß Goethe während seines Aufenthalts in Breslau in Schuckmanns Hause bei (es muß heißen: von) dessen Frau eine Freundin hatte kennen lernen, die er zur Gattin begehrte: nämlich die älteste Schwester des Verfassers dieser Biographie, welche zwar den Dichter von Werthers Leiden nicht verschmähte, aber doch seine Wünsche nicht erfüllen durfte und späterhin zweite Gemahlin Schuckmanns wurde."

Ich hatte die Wahrheit dieser Mittheilung angezweifelt, natürlich ohne den guten Glauben ihres Verfassers irgendwie zu bemängeln, mit der Bemerkung, daß der Verfasser der Biographie bei jenem Ereigniß 14 Jahre alt und später mit seiner bereits 1799 verstorbenen Schwester nicht mehr viel zusammen war.

Wenn Hoffmann dagegen nachweist, was ich übrigens nicht wissen konnte, daß Ernst v. Lüttwitz mit seiner Schwester, die 1791 Schuckmanns Gattin wurde, bis 1795 zusammen-

lebte, so kann dies doch ernstlich nicht gegen mich angeführt werden; denn obgleich Ernst in dem letzteren Jahre das Alter von ganzen 19 Jahren erreicht hatte, so wird er wohl auch damals von seiner Schwester schwerlich zum Vertrauten ihrer vergangenen Herzensgeheimnisse gemacht worden sein. Wenn aber Hoffmann sich gar den Satz leistet: „Wohl hätte Ludwig Geiger schon von einem Regierungspräsidenten an sich einen auf sorgfältige Prüfung gestützten Bericht erwarten und ihm einigermaßen vertrauen dürfen", so werde ich mich wohl hüten, die unendliche Komik dieser Worte durch irgendeine Gegenbemerkung abzuschwächen.

Ich bleibe also zunächst dabei, die Notiz des Hrn. v. Lüttwitz in Schuckmanns Biographie hat, da sie uns eben nur als Familientradition entgegentritt, nicht den geringsten Werth. Sie war durchaus die einzige Nachricht, die Hoffmann in seiner ersten Schrift mittheilte, denn die dunklen Andeutungen von Familienüberlieferungen, die er dort an zwei Stellen gab und deren Nichtbeachtung er mir zum Vorwurf macht, mußten von einem ernsten Kritiker durchaus unbeachtet bleiben. In seiner zweiten Schrift bringt er nun zwei fernere Familienzeugnisse bei, mit denen er jeden Zweifel völlig zu vernichten glaubt. Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich sie ganz herſetze. Das eine Zeugniß steht in einem Briefe der Freiin Eleonore v. Lüttwitz an den Verfasser vom 24. August 1896 und lautet so:

„Daß Goethe sich wirklich um sie (Henriette) beworben hat, weiß ich bestimmt durch einen Brief meines Urgroßvaters, worin er nicht sehr entzückt über diese Werbung schreibt, noch befangen in den Standesvorurtheilen der damaligen Zeit; über die Stimmung der Tochter schreibt er nichts." Dann in einem anderen Briefe: „Sie soll der Bewerbung Goethe's geneigt gewesen sein, doch hat ihr Vater die Verbindung nicht zugegeben. Sie soll ein seltenes, geistig zartes, weibliches Wesen gehabt haben, nicht schön — aber sehr anziehend gewesen sein."

Die zweite Stelle, von einer hochbejahrten Enkeltochter Henriettens herrührend, gleichfalls an den Verfasser unsrer Schrift gerichtet, lautet:

„Die Schilderung über meine Großmutter hat mich sehr interessirt. Sie ist ganz wahr, denn von ihrer Schwester wußte ich, daß sie mit schwerem Herzen ihre Neigung überwunden, aber dem Vater hat folgen müssen."

Auch diese Zeugnisse, soweit sie nur auf Familientradition beruhen, bedeuten für mich nicht das allergeringste. Allein maßgebend dürfen sie in einem solchen Falle nicht sein, wo die Nachricht allem, was wir bisher wußten, völlig widerspricht. Zudem ist eine solche Nachricht von einer damaligen Werbung Goethe's durch kein Zeugniß des Dichters oder eines seiner Freunde weder aus jener, noch aus einer späteren Zeit bestätigt. Der Name des Mädchens wird nirgends in den Goethequellen genannt. Sie ist ferner allem entgegengesetzt, was wir von Goethe's Charakter und damaliger Stimmung wissen. Das ist nicht, wie Hoffmann meint, eine moralisirende Bemerkung, die ich mache, um den von ihm angeführten Zeugnissen entgegenzutreten, sondern die feste, aus einer genauen Kenntniß von Goethe's moralischer Auffassung und seinem sittlichen Wesen geschöpfte Ueberzeugung. Ich ziehe daher den guten Glauben der beiden Damen nicht im geringsten in Zweifel; daß sie der Ueberzeugung sind, die Wahrheit zu berichten, glaube ich gewiß. Aber jene Ueberzeugung von Familienmitgliedern hat für den Forscher absolut kein Gewicht. Er hat das Recht wie die Pflicht, derartigen Familiennachrichten ein herzhaftes ἀπιστεῖν entgegenzusetzen.

Von jenem Briefe von Henriettens Vater heißt es, daß der Brief in andere Hände gekommen sei und bisher noch nicht wieder aufgefunden werden konnte. Solange dieser Brief nicht vorliegt, ist eine wissenschaftliche Diskussion unmöglich. Erst diesem Briefe, wenn er wirklich aus dem Jahre 1790 stammt und mit ganz bestimmten Worten die Bewerbung Goethe's und die geschehene Abweisung durch den Vater des jungen Mädchens meldet, würde ich mich fügen. Solange dieser Brief nicht vorgezeigt ist, muß ich — und wie ich hoffe, mit mir alle diejenigen, die etwas von Goethe wissen — die Behauptung von einer Werbung Goethe's um Henriette v. Lüttwitz und von einer Abweisung durch deren Vater in das Gebiet unbeglaubigter Familientraditionen verweisen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Jacinto Verdagners „Atlantis". Deutsch von Klara Cammer. Mit einer biographischen Vorrede und erklärenden Anmerkungen von Lt. Fr. v. Tessen-Wesierski. Nebst Bildniß und Schriftproben von Verdagner. Freiburg i. Br., Herder. kl. 8°. XIV und 195 S. M. 2.40. — Ein begeisterter Landsmann des Dichter-Priesters Jacinto Verdagner weissagt, der Tag werde kommen, wo man Catalanisch lerne, um Verdagner zu lesen, wie jetzt Griechisch, um Homer. Nah ist ist dieser Tag wohl noch nicht. Darum ist es wohlgethan, daß Klara Cammer das Hauptwerk des Catalanen, seit dem ersten Erscheinen im Jahre 1876 seiner Volks- und Sprachgenossen Stolz und Lust, „deutsch" übersetzt hat. Schon in früher Jugend schwebte dem Sohn der Pyrenäen (geb. 1845, 17. Mai) der Plan vor, den Atlantismythos, der seit Platon Timaios und Kritias nicht aufhört, Verstand und Phantasie der Menschen zu beschäftigen, in neues dichterisches und nationalspanisches Gewand zu kleiden. Nachdem er 1875 als Kaplan eines Ozeandampfers das Atlantische Meer durchfahren und die ostatlantische Inselwelt, namentlich Teneriffa und den berühmten Pica de Teyde, selbst gesehen hatte, führte er den Plan aus. Die historische Einrahmung des prähistorischen Mythos ist geistvoll, wenngleich etwas kühn erdacht. Ein genuesisches und venetianisches Orlogschiff aernichten sich gegenseitig im feindlichen Zusammentreffen auf dem Ozean, und van jenem wird als einziger Geretteter der junge Christóbal Calan an ein Felseiland gespült, das ein der Welt entfloheuer, aber sein gebildeter Einsiedler bewohnt. Von diesem erfährt der künftige Entdecker Amerika's, was die Alten über den furchtbaren Untergang des einst blühenden, weiten atlantischen Landes und Reiches berichten. Der Genuese erkennt unter dem Eindruck der lebendigen, hinreißenden Schilderung des Greises seinen Beruf, das jenseitige Festland zu entdecken und dadurch die uralte Verbindung der beiden Kontinente wieder herzustellen. So schafft Verdagner sich die Möglichkeit, den Untergang der Atlantis durch den Mund des Eremiten ausführlich zu schildern und das ganze in begeisterten Hymnen auf sein Vaterland und auf Columbus austönen zu lassen.

Der Bericht über Atlantis folgt der Hauptsache nach Platon: glänzende Blüthe des gewaltigen Reiches im paradiesischen Lande, unersättliche Herrschsucht und Ländergier, überhaupt gattlose Entartung der Atlanten oder Atlantiden, furchtbare Katastrophe durch Erdbeben und Fluth. Aber was ist noch sonst alles herbeigezogen und hineingepreßt! Mit dem Platonischen Mythos mischt sich die heterogene Atlas- und Atlantenfabel des alexandrinischen Syntretismos und Euhemerismos, wie sie der Sikuler Diadaras überliefert, ferner der Sagenkreis des Herakles, soweit er den Westen — Spanien, Atlas, Hesperiden, Geryanes u. a. — berührt, und die griechische Sage vom Aufstand der Titanen gegen die Götter; kleinerer Zusätze und Nebenzüge aus der antiken Mythenwelt nicht zu gedenken. Man nehme dazu, daß die Grundtendenz christlich, und zwar christkatholisch ist: Herakles vor seinem Tode Christ, Jehoaa fast mythenartig anthropomarph in grausamen Strafgerichten schwelgend; dagegen die Jungfrau Maria (als Stella maris) eigentliche Göttin der Gnade. Endlich gehört Verdagner — wenigstens als Dichter — zu denen, die auch in amerikanischen Sagen Anklänge an den Untergang und an die nicht ganz untergegangenen Traditionen der Platonischen Insel finden. Faßt man das alles zusammen, so kann man sich vorstellen, wie bunt es in der

Digitized by Google

catalanischen Atlantis zugeht. Dennoch ist das Werk in weiten Strecken von einer gewissen Eintönigkeit nicht freizusprechen, die in des Dichters Neigung zum schwulstig Phantastischen und grotesk Schrecklichen, um nicht zu sagen: Scheußlichen, begründet liegt. Besonders in der Schilderung göttlicher Strafgerichte nach jüdisch-apokalyptischen Mustern weiß der priesterliche Sänger sich gar nicht genug zu thun. Man kann dabei an Dante's Hölle denken; nur daß man es dort mit einem streng disponirten, sonst allzu mathematisch gegliederten Kosmos, hier dagegen mit einem gährenden Chaos zu thun hat. Doch sind in diesem Chaos einzelne Inseln schon zur edleren Gestalt durchgedrungen und auf ihnen ruht das Auge mit Wohlgefallen aus; es sind dies aber meist solche Stellen, die dem eigentlichen Gegenstand, der Atlantis selbst, ferner liegen, wie es denn an solchen episodisch eingeflochtenen oder angeschlossenen Stücken (z. B. Gesang VII: Chorgesang der griechischen Inseln, X: Das neue Hesperien, Schluß; Columbus) nicht fehlt. Im einzelnen, besonders in den lebendigen, farbenreichen Bildern, offenbart sich eine nicht gemeine dichterische Kraft, der man es zugute halten darf, wenn sie manchmal über das Ziel hinausschießt. Störend für gebildete deutsche Leser ist die durchgehende Mischung griechischer und lateinischer Götternamen. Herkules mitten in griechischer Umgebung, Juno Latona verfolgend bis nach Delos, und dann dort wieder Latona, ihre Kinder Phöbus und Diana in die Arme schließend; so redete man zu Herders, Goethe's, Schillers Zeit. Für uns ist das durch das Erstarken des geschichtlichen Sinnes längst ungenießbar geworden. Freilich müßte hier erst festgestellt werden, wieviel davon dem Dichter selbst, wieviel der Uebersetzerin zuzurechnen sei. Dieser, vorausgesetzt, daß sie das Original treu genug wiedergibt, was meinem Urtheil sich entzieht, gebührt alles Lob. Nur von der Inversion des Prädikats macht sie — Tonfall und Reim zuliebe — allzu reichlichen und undeutsch klingenden Gebrauch, der in den meisten Fällen gar nicht so schwer zu vermeiden gewesen wäre.

S-r.

fr. **Rechtsgeschäfte der wirthschaftlichen Organisation.** Von Dr. Emil Steinbach. Wien, Manz 1897. — Wir sind gewöhnt, die Verträge ihrer Gesammtheit nach in die zwei Kategorien der entgeltlichen und unentgeltlichen zu theilen, wobei sich nach dem System des römischen Rechts auf beiden Seiten eine gleichlaufende Reihe herstellen läßt. Dem Kauf und Tausch auf der einen Seite entspricht die Schenkung auf der anderen; der Sachmiethe und dem Darlehen die unentgeltliche Leihe, der Dienst- und Werkmiethe der Auftrag. Der juristische Spielraum des Wohlwollens erstreckt sich also ebensoweit, wie der der Selbstsucht, ein Gedanke, den insbesondere Ihering in seinem großen Werk über den Zweck im Recht hervorhebt. Die Summe der im Leben vorkommenden Verträge wird aber durch diese Gruppirung nicht erschöpft. Es fehlt vor allem der Gesellschaftsvertrag, der weder der einen noch der anderen Reihe zuzurechnen ist. Er bildet vielmehr mit den ihm verwandten Geschäften eine Kategorie für sich, die sich von den vorgenannten dadurch abscheidet, daß sie nicht die Ueberlassung wirthschaftlicher Objekte (Sachen, Nutzungen, Dienste), sondern die Schaffung oder Ergänzung des Subjekts der Wirthschaft zum Zwecke hat. Neben dem Gesellschaftsvertrag fällt darunter zunächst die Vollmacht, gleichviel, ob sie sich in die Form des Auftrags, der Dienst- oder Werkmiethe, der Genehmigung einer schon erfolgten Geschäftsführung oder der bloßen Ermächtigung zur Stellvertretung kleidet; vor allem aber der Beamtenvertrag, den unter die übliche Nomenklatur der Verträge unterzubringen lange Zeit mit stetem Mißerfolg versucht wurde, bis man neuerdings davon Abstand nahm und ihn als eigenartiges Rechtsgeschäft gesondert stellte. Der Beamtenvertrag findet sich bei Privatunternehmungen ebenso gut wie beim Staat und der Gemeinde und kann demnach sowohl dem Privatrecht wie dem öffentlichen Recht angehören. Von der Dienstmiethe, mit der er sich besonders im ersten Falle vielfach berührt, unterscheidet er sich wesentlich durch das Hervortreten der Amtspflicht, die ihn nicht nur zu bestimmten Diensten, sondern zur Einsetzung der ganzen Persönlichkeit verpflichtet, wie andrerseits die Besoldung als eine durch diese Inanspruchnahme veranlaßte Alimentirung, nicht als ein der wirklichen Dienstleistung entsprechender Lohn zu betrachten ist. Endlich sind hieher zu ziehen auch jene Rechtsverhältnisse, bei denen auf anderem Wege als durch einen Vertrag eine wirthschaftliche Organisation herbeigeführt wird, nämlich die verschiedenen Arten der Vormundschaft, die Güterpflege (einschließlich der Vertretung der Gesammtheit der Besitzer von gewissen Werthpapieren und der Konkursverwaltung), die Vertretung der Ehefrau und der Kinder durch den Hausvater und die gesetzliche oder statutengemäße Vermögensverwaltung juristischer Personen. An einer Reihe von Einzeluntersuchungen weist Steinbach die Richtigkeit der Bildung dieser neuen Kategorie aus der Gemeinsamkeit der wichtigsten, auf die in ihr vereinigten Rechtsverhältnisse zutreffenden Merkmale überzeugend nach. Er hebt von diesen besonders das Verbot der Verfolgung eigenen Vortheils, die Verpflichtung zum Ersatz von Auslagen und Schäden — ein besonders interessantes Kapitel — und die Beschränkung der Haftung auf die sogenannte diligentia in concreto hervor. Ein Anhang zieht die Folgerungen für aktuelle Fragen: das Selbsteintrittsrecht des Kommissionärs, die Strafbarkeit des Arbeitsvertragsbruchs, die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses, die Konkurrenzklauseln und die Kartelle.

Stanley. Von Paul Reichard. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897. (Geistesheroen, herausgegeben von Anton Bettelheim. 24. Band.) — Der Verfasser, selber „Afrikaner", war der geeignete Mann, das Leben des berühmten Engländers zu beschreiben, der sich aus den denkbar armseligsten Verhältnissen durch seine unerschütterliche Thatkraft und rastlose Arbeit zu den Höhen der Gesellschaft emporgearbeitet hat, wo er im Genuß seines Ruhmes und seines Reichthums jetzt ein glänzendes Dasein führt. Neben den Vorzügen kommen aber auch die Schattenseiten seines Charakters zur Darstellung, die allerdings auch zum großen Theile in demselben Boden wurzeln, wie jene: so seine Brutalität und seine hochmüthige Verachtung, mit der er, der selbst ohne wissenschaftliche Bildung ist, auf alles und Gelehrte herabsieht.

Paul Seliger (Leipzig).

H. K. **Ein gelehrter Gondolier.** (Antonio Maschio.) Vor wenigen Tagen starb in Venedig der Dantekenner Antonio Maschio, welcher nicht nur in Italien, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus bekannt geworden ist. Das ganze Leben dieses Mannes war der Verehrung und dem Studium des „göttlichen" Dichters geweiht. Verschiedene Publikationen über Dante und der Kommentar zum „Inferno" werden von den Gelehrten sehr gelobt.

Höchst interessant sind die Schicksale dieses sonderbaren Volksmannes, der in der bescheidenen Stellung und Kleidung eines venetianischen Gondoliers zu den charakteristischen Figuren der schönen Lagunenstadt gehörte. Anton Maschio wurde am 28. Oktober 1825 zu Murano (bei Venedig) geboren. Sein Vater, Besitzer eines kleinen Krämerladens, sandte ihn in die Elementorschule, aber der Knabe hatte wenig Lust zum Lernen und zog es vor, seinem Vater im Laden zur Hand zu gehen. Im Alter von 20 Jahren trat Maschio als Gondolier in den Dienst einer fremden Herrschaft, die ihn gut bezahlte, aber Venedig bald verließ, so daß er brotlos wurde. Hierauf eröffnete er einen Bäckerladen, mit welchem er aber auch wenig Glück hatte. Im Jahre 1848 nahm Anton an den Aufständen theil, die zum Zweck hatten, das verhaßte österreichische Joch abzuschütteln, und unterstützte gleichzeitig seine Eltern, die immer noch ihren kleinen Laden innehatten. Eines Tags fand er in einem Tabakladen, wo er oft verkehrte, unter altem Papier, das zum Einwickeln verwendet wurde, einige Blätter mit Versen, die er neugierig las und die ihn sofort interessirten, obgleich er vieles davon nicht verstand. Es war der 13. und 14. Gesang der Göttlichen Komödie. Für wenige Soldi kaufte sich der Gondolier nun bei einem Antiquar das ganze Buch und widmete sich in den Mußestunden, die ihm seine Profession übrig ließ, der Lektüre des Poëms. Da die Ausgabe ohne jede erklärende Note war, so suchte er den Sinn der schwierigeren Verse durch eigenes Nachdenken zu erforschen, was ihm trotz der gänzlich mangelnden geistigen Vorbildung gelang. „Dante si spiega coa Dante" (Dante muß aus sich selbst heraus erklärt werden) war sein Grundsatz, und darauf basirten sich all seine Studien über das gewaltige Dichterwerk.

Antonio Maschio erzählte gern seinen Freunden und den vielen Fremden, welche ihn in Venedig aufsuchten, die bedeutendsten Episoden seines Lebens. Im Jahre 1865 wünschte er sehnlichst, an der 100jährigen Dantefeier in Florenz theilzunehmen. Aber die österreichische Regierung, die in den letzten Tagen ihrer Herrschaft sehr mißtrauisch geworden war, versagte dem Gondolier den Reisepaß. Dies entmuthigte ihn jedoch nicht im mindesten. Mit zwei großen Bündeln, die seine Dantepapiere enthielten, auf dem Rücken und einer Ausgabe der „Göttlichen Komödie" in der Tasche begab er sich zunächst nach Chioggia. Von dort ging es zu Fuß weiter. Maschio gab sich für einen Weinhändler aus und gelangte endlich am Abend an den Po. Um auf italienisches Gebiet zu kommen, wollte er den Fluß durchschwimmen. Die Strömung riß ihn aber mit sich fort, und es fehlte nicht viel, so wäre er ertrunken. Mit großer Mühe gelang es ihm endlich, das Ufer zu erreichen, aber — das Unglück hatte ihn wieder auf österreichischen Boden zurückgeführt und seine sämmtlichen Schriften waren verloren gegangen. Aus seiner Reise wurde nun nichts mehr; österreichische Soldaten verhafteten ihn und brachten ihn nach Ferrara. Dort ließ man ihn fast einen Monat im Gefängniß und geleitete ihn dann mit einer Strafpredigt der hohen Polizei nach Venedig zurück. Trotz dieses unangenehmen Vorfalls, dessen unschuldige Ursache Dante gewesen war, ließ sich Antonio Maschio von weiteren Studien nicht abhalten; im Gegentheil: er widmete sich mit noch größerer Liebe und Ausdauer seinem vielgeliebten Dichter und faßte den Plan, seine Forschungen in Vorträgen bekannt zu machen. Um sich an den Applaus oder auch an das Auspfeifen des Publikums zu gewöhnen, spielte er einige Abende im Malibran-Theater unentgeltlich eine untergeordnete Rolle und hielt endlich im April 1868 seinen ersten Vortrag über Dante vor einem zahlreichen Publikum, und zwar in einem Saale des technischen Instituts (Oberrealschule) zu Venedig. Es war ein wahrer Triumph für den bescheidenen Gondolier. In den folgenden Jahren hielt er weitere Vorträge in allen größeren italienischen Städten, wie Florenz, Mailand, Turin, Livorno u. s. w. und überall fand er ungetheilten Beifall.

Die bedeutendsten Männer seiner Zeit suchten seine Bekanntschaft: König Johann von Sachsen, Alexander Manzoni, Tommaseo, Gino Capponi und viele andere drückten ihm ihre Bewunderung aus. Der alte Herzog von Sermoneta, ein berühmter Dantekenner, lud ihn einst nach Rom ein und stellte ihn den hervorragendsten Persönlichkeiten der Hauptstadt vor. In jener Zeit war Maschio Gondolier der Nationalbank. Später, im Jahre 1879, ernannte ihn das italienische Unterrichtsministerium zum Pedell (!) des Gymnasiums Marco Foscarini in Venedig, welche untergeordnete Stellung er bis zu seinem Tode beibehielt. Es erscheint im höchsten Grade befremdlich, daß man für einen solchen Mann keine bessere, würdigere Stellung hat ausfindig machen können.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 31. März. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. Waldeyer las: „Beiträge zur Anatomie der männlichen Harnröhre." — Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Assistenten am Zoologischen Institut hierselbst, Hrn. Dr. R. Heymons, vor: „Zur Entwicklungsgeschichte der Chilopoden". Die Keimblätter sondern sich bei Scolopendra cingulata L. durch multipolare Einwanderung des Entoderms und Mesoderms. Die Dotterzellen repräsentiren einen Theil des Entoderms. Der Körper besteht aus einem primären Kopflappen, einem Tetson und aus 30 Segmenten. Das Vorderhirn bildet sich durch Vereinigung mehrerer präoraler Ganglien mit den Ganglien des ersten Körpersegments. Das Genitalorgan wird paarig angelegt und stellt einen abgegliederten Theil des Coeloms dar. Die Anhangsdrüsen des Geschlechtsapparats sind ektodermal. — Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Koser las: „Ueber den preußisch-englischen Subsidienvertrag vom 11. April 1758 und die Sendung des Sir Joseph Yorke in das preußische Hauptquartier." Die im Public Record Office zu London aufbewahrten Berichte von Yorke aus dem April, Mai und Juni 1758 über seine Unterredungen mit dem König von Preußen ergänzen die im 16. und 17. Bande der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen" vereinigten Zeugnisse über die Beziehungen zwischen Preußen und England. Auf Grund des so vervollständigten Materials werden die Gründe, welche den König die Annahme englischer Hülfsgelder so lange als möglich hinausschieben ließen, in ihrem Zusammenhang mit dem Feldzugsplan für 1758 und mit den Gesichtspunkten des Königs für einen Friedensschluß erörtert.

—rt— Prof. J. E. Keeler, bisher Direktor der Sternwarte in Alleghany City, Pa., ist an Stelle von Prof. E. Halden, dessen Rücktritt wir in Nr. 11 dieser Beilage gemeldet haben, zum Direktor der Licksternwarte auf dem Mount Hamilton gewählt worden. — Der von Mr. Perrine (Lickssternwarte) um die Mitte des vorigen Monats neuentdeckte helle Komet wird von Mitte April ab circumpolar, d. h. er steht die ganze Nacht hindurch am Himmel, zunächst allerdings noch ziemlich tief am nördlichen Horizont; seine Helligkeit nimmt rasch ab.

A. **Rostock**, 7. April. In der letzten Nacht starb hier infolge einer Herzlähmung Staatsrath Professor emer. Dr. G. Dragendorff. Prof. Dragendorff wurde hier am 20. April 1836 als Sohn des Dr. med. L. Dragendorff geboren. Nachdem er das hiesige Gymnasium absolvirt hatte, erlernte er die Pharmacie. 1861 verlieh ihm die philosophische Fakultät die Doktorwürde. Infolge seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen entwickelte sich die Laufbahn Dragendorffs sehr schnell. Bereits 1861 folgte er von St. Petersburg, wo er die Zeitschrift für Pharmacie redigirt hatte, einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Dorpat. Gleichzeitig wurde er zum Direktor des dortigen pharmazeutischen Instituts ernannt. In Dorpat hat Prof. Dragendorff fast 30 Jahre gewirkt und eine große Zahl wissenschaftlicher Publikationen herausgegeben. Die Universität München ereirte ihn 1872 zum Doktor der Medizin honoris causa. Die russische Regierung ernannte ihn zum Wirklichen Staatsrath. Im Jahre 1894 siedelte Professor Dr. Dragendorff nach Rostock über. Auch hier war er rastlos thätig, besonders in der Veröffentlichung einer Encyklopädie der Pharmakologie, die als Lieferungswerk erscheint.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Feldzugsbriefe des Generals der Kavallerie Graf Wartensleben-Carow. Mit Anlagen: Dienstschriften zur Geschichte des Krieges von 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — J. Huggenburger: Accorde. München, Herman Lukaschik 1898. — Kassandra: Streiflichter auf die Inferiorität der Katholiken. Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Richard M. Meyer: Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Berlin, Leonhard Simion 1897. — Zur Frage der Landesbefestigung. Für die Offiziere der Hauptwaffen bearb. von Meyer. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Librairie Cotillon
24 rue Saufflot, Paris.

La diplomatie française
et
la succession d'Espagne.

Par **A. Legrelle.**
4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende und ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 'sGravenhaag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, umfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 13. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Grundlage der deutschen Wehrkraft. Von Dr. M. J. Bonn. — William Morris. Von E. Kneppel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Grundlage der deutschen Wehrkraft.[1]

Von Dr. M. J. Bonn.

Die Lobpreisung des platten Landes, wie sie vom lyrischen Standpunkt durchaus berechtigt ist, der unerfreuliche Eindruck, den industrielle Zentren häufig auf uns machen, haben im Verein mit nur zu wohlbekannten Schäden des industriellen Lebens dazu geführt, daß wir die Erwerbs- und Daseinsverhältnisse des flachen Landes im rosigsten Lichte erblicken, während wir in den Städten nur ein schmutziges Verkommen der Menschheit zu bemerken glaubten. Voll von ehrlicher sentimentaler Empfindung sahen wir in den Städten ein Verkrüppeln und Verkümmern des Menschen tagtäglich vor sich gehen, während auf dem Lande die freieste körperliche Entfaltung stattzufinden schien. Wir lasen täglich in den Blättern von entsetzlichen Todesfällen und Epidemien, die in den industriellen Zentren vorfallen, wir lasen selten von solchen Dingen auf dem Lande; wir waren fest davon überzeugt, daß in der freien Gottesnatur die Menschen ungefähr doppelt so lange lebten und mindestens doppelt so kräftig seien. Wir wußten das weniger aus statistischen Studien, sondern vor allem aus jener stets fließenden Quelle reinster Erkenntniß: dem Gefühl. Aus gleicher Empfindung heraus waren wir überzeugt, daß das Land, das so viele kräftige Menschen hervorbringt, auch für die Wehrkraft des Deutschen Reiches die Grundlage bilden müsse. Diese sentimentale Abneigung gegen die Städte wurde auch von Manchem getheilt, der aus harten ökonomischen Erwägungen heraus die volkswirthschaftliche Bedeutung der Industrie zu erkennen vermochte. Sie wurde den landwirthschaftlichen Interessenkreisen ein willkommener Bundesgenosse im Kampfe gegen die wirthschaftlichen Lebensbedingungen der gewerbetreibenden Schichten der deutschen Bevölkerung.

I.

Man kann leicht verstehen, daß diese Kreise schmerzlich berührt wurden, als in einem Aufsatze der „Nation"[2] Prof. L. Brentano ausführte, daß von den 759,986 eingestellten Rekruten der deutschen Armee 512,041 den industriellen Gebieten des Deutschen Reiches entstammten. Während Prof. Brentano gar nicht leugnete, daß auf 1000 der Bevölkerung berechnet die Tauglichkeit der Vorgestellten in den Agrarbezirken eine höhere sei als in den Industriebezirken, betonte er, daß die letzteren militärisch trotzdem die wichtigeren seien. Entscheidend sei die absolute Zahlenstärke des Heeres. Da nun der Quadratkilometer in den Agrarbezirken nur 341.7 Mann stelle, in den Industriebezirken aber 571.5 Mann, so sei es klar, daß die dichtbevölkerten Industriegegenden mehr Soldaten gestellt hätten, als die dünn besiedelten agrarischen Landstriche.

Diesen Ausführungen gegenüber fanden sich die Kritiker nur darin einig,[1]) daß Brentano etwas eigentlich selbstverständliches bewiesen habe, nämlich daß die Industrie mehr Menschen ernähren könne, als die Landwirthschaft. Ohne diesem selbstverständlichen Ergebniß gebührende Beachtung zu schenken, gingen sie dann in verschiedener Weise daran, auszuführen, daß die Kriegsstärke der deutschen Armee relativ und absolut in der Bevölkerung des flachen Landes liege. Sie suchten vor allem nachzuweisen, daß die städtischen Bezirke bei aller Bevölkerungszunahme nur durch die Einwanderung vom platten Lande sich erhielten. Nur so lange die ländliche Bevölkerung in ungeminderter Stärke bestehe und in patriotischer Pflichterfüllung die herkömmliche Kinderzahl liefere, sei ein Wachsthum der Nation und der Städte selbst möglich. Die Städte schlingen fortwährend die kräftigsten Altersklassen der ländlichen Bevölkerung ein, sie führen sie durch ihre ungesunden Verhältnisse einem schnellen Tode entgegen, weit schneller als solcher auf dem Lande eintreten würde. Diejenigen, die sich in den Städten verehelichen, werden unfruchtbar, denn verglichen mit der Zahl der Geburten des flachen Landes ist die Zahl der Geburten in den Städten gering. Wenn nun die industriellen Bezirke zur Erhaltung ihrer Bevölkerung aufs Land angewiesen sind, dann ist es ja von vornherein klar, daß das Land und nicht die Städte die Grundlage der deutschen Wehrkraft bildet.

Sind diese Behauptungen richtig?

Folgendes wird als erster Beweis benutzt:

Es gehören der Landwirthschaft an

im Alter von		Prozent der männlichen Gesammtbevölkerung
0—14	Jahren	37.2
14—20	„	30.7
20—30	„	28.6
30—40	„	30.8
40—50	„	36.1
50—60	„	42.5

Aus dieser Tabelle geht thatsächlich hervor, daß an den mittleren erwerbsfähigen Lebensaltern der Antheil des Landes geringer ist als an den früheren und späteren Altern. Der Grund dieser Erscheinung, führt man aus, sei darin zu suchen, daß die mittleren Altersklassen in die Städte wandern, wo ihrer ein größerer Verdienst harrt. In der That sehen wir, daß die männliche Bevölkerung Berlins, die zwischen 16—17 Jahren 13,100 (1895) beträgt, zwischen

[1]) Wir veröffentlichen diesen Aufsatz über das in neuester Zeit so viel erörterte Thema, weil wie glauben, daß er in vieler Hinsicht der Diskussion förderlich sein dürfte. Mit der Zusammenstellung und Bearbeitung des in ihm vorgebrachten statistischen Materials, sowie mit den aus diesem gezogenen Schlußfolgerungen stimmen wir jedoch nicht in allen Punkten überein. D. Red. der Beilage.

[2]) Vom 30. Oktober 1897.

[1]) Preußische Jahrbücher, Januarheft, 1898. — A. Dix. Ueber Volksvermehrung und Wehrkraft in Deutschland. — Grenzbote, Nr. 4 1898. Karl Hoffmann. — „Kreuzzeitung". Beilagen Nr. 39, 41, 43 vom 25./27. Januar.

21—22 Jahren auf 20,500 schwillt, eine Zunahme, die man auf Rechnung der Einwanderung setzen darf. Diese Erscheinung trifft bei den meisten Großstädten zu. Untersucht man für deren Bevölkerung nach Klassen, die die gleichen Geburtszeiten haben, welches das Verhältniß der Ortsgeborenen zu den Zugezogenen in der betreffenden Geburtszeitklasse ist, dann ergibt sich, daß in den unteren und oberen Lebensklassen der Antheil der Ortsgeborenen, auf 1000 Einwohner der gleichen Geburtszeitklasse berechnet, höher ist als in den mittleren. Die mittleren sind eben in hervorragendem Maße durch Zuzügler verstärkt; ähnliche Ergebnisse finden sich beim weiblichen Geschlecht. [1])

Aus diesen Thatsachen ist indeß nicht zu folgern, daß die Städte sich nur durch den Bevölkerungszuschuß des flachen Landes erhalten. Einmal erfolgt ein Theil dieser Zuwanderungen nicht aus freiem Antrieb. 20 Proz. der männlichen Bevölkerung Deutschlands zwischen 21 und 25 Jahren gehören dem Militär an, 90 Proz. des Militärs in Preußen war in 1890 in den Städten kasernirt. Daß hiedurch die betreffenden Altersklassen in den Städten stark anschwellen, ist selbstverständlich. Ein ähnliches Anwachsen zeigt sich bei der weiblichen Bevölkerung infolge der Dienstboteneinwanderung nach der Stadt. Gingen diese Bevölkerungszuschüsse dauernd in den Besitz der Stadt über, dann könnte man vielleicht davon reden, daß sich die Städte nur durch solche tributäre Zufuhr zu erhalten vermöchten. Dies scheint indeß nicht der Fall zu sein; vielmehr dürfte andrerseits eine Abschiebung von den Städten nach dem flachen Lande in den höheren Altersklassen erfolgen, wo zwischen 50—60 Jahren der Antheil der ländlichen Bevölkerung 42.5 Proz. beträgt. Dies Anwachsen, so wird hiergegen behauptet, erfolge durch die 20, 30, ja 50 Proz. größere Sterblichkeit der städtischen Bevölkerung. Wie wir sehen werden, ist dies nicht der Fall, zum allermindesten nicht in solch starken Proportionen.

Wenn also städtische Bevölkerungen in ähnlicher Weise absterben wie die Bevölkerungen des flachen Landes, so ist eine Zunahme des prozentualen Antheils der letzteren an der Gesammtbevölkerung der höheren Altersklassen als Rückströmen von der Stadt aufzufassen.

Betrachten wir einmal die Sterblichkeit in Stadt und Land. Von 100 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahr im rechtsrheinischen Bayern: [2])

	Unmittelbare Städte	Bezirksämter
1876	32.98	31.92
1881	29.88	29.07
1895	28.38	29.24

Es weisen also die Städte, die bis 1881 eine größere Säuglingssterblichkeit hatten, 1895 (und zwar mit zwei Ausnahmen seit 1882) eine geringere Säuglingssterblichkeit auf als das flache Land. Die betrachteten Jahre umschließen gerade den Zeitraum, in welchem Deutschland den Uebergang zu einem Industriestaat vollzog.

Wenden wir uns den preußischen Verhältnissen zu, so muß man zugestehen, daß diese erfreuliche Veränderung, die auch in Sachsen bereits Thatsache geworden ist, hier sich erst in der Entwicklung befindet. Die Säuglingssterblichkeit für das ganze Land hat sich leider nicht gebessert. Sie hat sich in den Landgemeinden verschlechtert und hat sich in Berlin gehoben.

Von 1000 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahre:

	Eheliche		Uneheliche	
	1880/81	1890/91	1880/81	1890/91
Berlin	269.9	227.6	478.2	412.7
Landgemeinden der Provinz Brandenburg	213.3	232.6	310.3	348.4

Es starben überhaupt im ersten Lebensjahr in Berlin 1890/91 250.5 gegen 297.6 1880/81. In den Landgemeinden Brandenburgs 244.1 gegen 223.4. [1])

Aehnliche starke Tendenzen zur Besserung weisen auch andere Altersklassen auf. Während in Bayern im Jahre 1880 die Sterblichkeit aller Altersperioden (mit Ausnahme der Greise) in den Bezirksämtern geringer war als in den Städten, war 1890/91 bei den Männern die Sterblichkeit in den Städten geringer im Alter von 10—15 und 21 bis 30 Jahren, bei den Frauen die der 21—30jährigen, die der 30—40jährigen und die der über 60jährigen. Für Preußen ergibt sich, daß von 1000 Lebendgeborenen starben: [2])

	im Alter von 15—20		im Alter von 20—30	
	1880/81	1890/91	1880/81	1890/91
Preußen	4.9	4.5	7.5	6.3
Landgemeinden	4.8	4.5	7.0	6.2
Großstädte	4.9	3.9	7.7	5.8
Stadtgemeinden	4.9	4.4	8.1	6.4

In beiden Fällen zeigt sich die größere Besserung bei den Stadtgemeinden, während sich ganz klar ergibt, daß die industriereichen, aufstrebenden Großstädte den Hauptantheil an der Verbesserung haben. Es ist nicht zu leugnen, daß bei der männlichen Bevölkerung der Großstädte im großen und ganzen (Preußen) heute die Sterblichkeit noch größer ist, als in den anderen Theilen der Monarchie. Beim weiblichen Geschlecht ist dies indeß nicht der Fall. Gerade die rheinischen Industriestädte weisen hier besonders günstige Verhältnisse auf.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle diese Fragen weiter zu erörtern. Jedenfalls ist klar geworden, daß bei eingehender statistischer Betrachtung die Sterblichkeitsverhältnisse des flachen Landes heute nicht viel besser liegen als die der Städte. Angesichts der großen Verbesserung, die in den letzten Jahren stattgefunden hat, ist die Hoffnung auf volle Gleichstellung, ja sogar Ueberflügelung gestattet. Es ist nur noch zu bemerken, daß diese Besserung nicht nachweisbar auf Einwanderungen in die Städte vom Lande zurückzuführen ist, denn nach einer Statistik von Frankfurt a. M. ist die Sterblichkeit der Zugezogenen eher größer als kleiner, denn die der Ortsgeborenen. [3]) Es ist somit nicht erwiesen, daß bei Zunahme unsrer Industrie das Absterben der Bevölkerung ein schnelleres würde. Es bleibt noch zu untersuchen, ob das Wachsthum der Industrie die Zunahme der Bevölkerung schwächt. Hier wie an anderen Stellen ist es nicht möglich, Industrie und Landwirthschaft im strengsten Sinne des Wortes abzugrenzen. Viele industrielle Bevölkerungen leben in Ortschaften, die dem flachen Lande zugezählt werden, während manch biederer Ackerbauer, der in einer kleinen Stadt wohnt, zu unrecht den Industriellen zugerechnet wird. Untersuchen wir indeß einmal die Zustände der 26 Großstädte des Deutschen Reichs, in deren Mauern wir wohl nicht viele Ackerbauer finden dürften.

Auf 100 Gestorbene kommen Lebendgeborene: [4])

	1875	1885	1895
Berlin	134	143	140
Hamburg	148	135	179
Frankfurt a. M.	151	137	161
München	116	117	135
Elberfeld	—	188	171
Durchschnitt der 26 Städte über 100,000 Einwohner		138.4	151.6

[1]) Dr. R. Kuczynski. Der Zug nach der Stadt. Heft 24 der Münchener volkswirthschaftlichen Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz. Die folgenden Ausführungen beruhen auf Kuczynski's Untersuchungen.

[2]) Kuczynski S. 199.

[1]) Kuczynski S. 212.
[2]) Ibid. S. 218/19.
[3]) Ibid. p. 233.
[4]) Ibid. p. 80.

Es ist dieser Durchschnitt im großen und ganzen seit seiner ersten Aufnahme ein wachsender gewesen. Vergleichen wir denselben mit dem Durchschnitt des Reichs, dann stehen die Großstädte allerdings in Bezug auf Größe des Geburtenüberschusses noch etwas zurück. Es zeigt sich indeß, daß die Großstädter ein wirkliches Defizit der Geburten gegen die Sterbefälle nicht aufweisen. Geht man auf eine nähere Vergleichung der Geburtenüberschüsse von Stadt und Land ein, dann findet man, daß in der neuesten Zeit das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen in Stadt und Land nicht wesentlich verschieden ist. Bis gegen Ende der 80er Jahre war der Geburtenüberschuß der bayerischen unmittelbaren Städter geringer, als der Geburtenüberschuß der bayerischen Bezirksämter. Noch 1889 kamen auf 100 Verstorbene:

Lebendgeborene in Oberbayern

Unmittelbare Städte . .	121
Bezirksämter	127, während 1895 das gleiche Verhältniß betrug 136 zu 131.

Zwar ist dies nicht in allen Regierungsbezirken der Fall, aber es findet in denjenigen statt, wo sich vorwiegend groß- und mittelstädtische Elemente befinden. Für Sachsen und gar für Preußen läßt sich ein solcher größerer Geburtenüberschuß der Städte in der Mehrzahl der Fälle nicht nachweisen, doch zeigt z. B. der Regierungsbezirk Bautzen Entwicklungstendenzen nach der gleichen Richtung.

Es ist zuzugeben, daß diese Zunahme des Geburtenüberschusses gegenüber den Todesfällen hauptsächlich auf die Minderung der letzteren zurückzuführen ist. Solange indeß eine größere Verminderung der Sterbefälle einen Rückgang der Geburtenhäufigkeit — und ein solcher ist thatsächlich vorhanden — wett macht, hat man kein Recht in Wehklage über Geburtenabnahme auszubrechen. Es ist nicht Bestimmung der Menschheit, Kinder in die Welt zu setzen, die nach kurzem Aufenthalte wieder Abschied nehmen, die nicht Nutzen und Segen auf diese Erde bringen und die kurze Freude, die ihr Erscheinen verursacht haben mag, durch den Schmerz theuer bezahlt machen, den ihr Scheiden erregt.

Es ist keinesfalls erwiesen, daß beim Wachsen der Industrie die Ergänzung der Bevölkerung irgendwie gefährdet werde.

II.

Es ist noch zu untersuchen, ob solch industrielle Entwicklung die militärische Leistungsfähigkeit der deutschen Bevölkerung mindere. Ohne weiteres ist zuzugeben, und Brentano hat dies selbstverständlich gethan, daß in Prozenten ausgedrückt in agrarischen Distrikten von 100 Abgefertigten meist eine größere Zahl tauglich ist als in industriellen. Die Stärke eines Heeres beruht indeß nicht auf dem Verhältniß der Heeresangehörigen zu den Landesangehörigen, sondern auf der absoluten Zahl der Heeresangehörigen. Ist diese, ohne daß die Anforderungen an Tauglichkeit herabgesetzt werden, bei vorwiegend agrarischer Wirthschaftsform größer als bei vorwiegend industrieller Wirthschaftsorganisation? Brentano sucht das Gegentheil zu erweisen. Er führte einmal aus, daß in Bayern die Mehrzahl der Ausgehobenen nichtlandwirthschaftlichen Berufen angehöre.[1]) Diesem Beweise gegenüber konnte belont werden, daß ein großer Theil der Eingestellten nicht in der Industrie gebürtig sei und noch nicht lange genug in derselben stehe, um die der Landwirthschaft allein entsprechenden kriegstüchtigen Eigenschaften verloren zu haben. Man müsse den Beruf der Eltern der Ausgehobenen wissen. Dieser ist indeß statistisch nicht festzustellen. Infolgedessen suchte Professor Brentano dadurch zu einem Ergebniß zu gelangen, daß er Deutschland in Distrikte eintheilte, deren Charakter wesentlich agrarisch ist und in solche, deren Charaktee wesentlich industriell ist. Als agrarische Distrikte galten ihm Bezirke, in welchen von 1000 in Landwirthschaft, Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen mehr als die Hälfte in Landwirthschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirthschaft und Fischerei im Hauptberuf thätig ist. Als industrielle galten die Bezirke, in welchen der Antheil der Landwirthschaft geringer als 500 ist.

Diese Eintheilung gibt der „Kreuzzeitung" Gelegenheit, ein reiches Maß ethisch-ökonomischer Weisheit ans Licht zu bringen. Sie meint, Handel und Verkehr seien als nicht eigentlich produktive Thätigkeiten auszuscheiden, und begreift nicht, daß die Frage, ob Handel und Verkehr nothwendig seien, mit der Frage, ob die in Handel und Verkehr beschäftigten Personen militärtauglich sind oder nicht, wenig zu thun hat.

Ein zweiter Einwand, der außer in den „Grenzboten" sich auch in der „Kreuzzeitung" findet ist der:

Die industriellen Distrikte umfassen 37.87 Millionen der Bevölkerung, die agrarischen 14,378. In diesen agrarischen Distrikten sind 3,249 Millionen landwirthschaftlich erwerbsthätig, in den Industriedistrikten dagegen 5,042 Mill. Es ist nun nicht eben verwunderlich, daß diese soviel stärker bevölkerten Landestheile eine absolute, natürlich nicht relativ stärkere Agrarbevölkerung besitzen. Man muß zugeben, daß in dem Rekrutenkontingent der Industriebezirke auch das Rekrutenkontingent dieser 5 Millionen und der von denselben abhängigen Landleute steckt. Aber andrerseits stecken in den 14 Mill. der Agrardistrikte eine stattliche Anzahl Nichtlandwirthe, allein in den stark agrarischen Provinzen Westpreußen, Ostpreußen und Posen, fast 1½ Mill. Diese Bevölkerung beachtet die „Kreuzzeitung" nicht. Um dem statistischen Gaunkerstückchen, das aus dieser Auslassung folgt, den Anschein der Unwiderleglichkeit zu verleihen, beruft sich der Verfasser der Kreuzzeitungsartikel feierlich auf die Regel-de-tri. Die 14.37 Mill. Einwohner, die in den Agrarbezirken wohnen, betrachtet er einfach als Anhängsel der 3.249 Mill. agrarisch Erwerbsthätigen, obwohl z. B. im Regierungsbezirk Koblenz, der dieser Gruppe angehört, auf 505 agrarisch Erwerbsthätige 495 in Industrie Beschäftigte kommen, ähnlich wie in Frankfurt a. O., Oldenburg u. s. w. Nachdem durch diesen Kunstgriff herausgerechnet wurde, daß 3.249 Mill. agrarisch Erwerbsthätiger einer landwirthschaftlichen Bevölkerung von 14.378 Mill. entsprechen, ergibt sich mit Hülfe der Regel-de-tri — die man indeß für dieses statistische Verfahren nicht verantwortlich machen darf —, daß den 5.042 Mill. landwirthschaftlich Erwerbsthätigen der Industriebezirke 22.31 Mill. landwirthschaftlicher Bevölkerung entsprechen. Darnach betrüge die landwirthschaftliche Bevölkerung des Deutschen Reichs 14.378 Mill. plus 22.31 Millionen = 36.688 Mill. Nach der Berufszählung beträgt dieselbe nur 18.51 Mill. Die 14.378 Mill. sogenannter landwirthschaftlicher Bevölkerung stellten 247,945 Mann zur Armee. Es ist daher anzunehmen, daß die 22.31 Mill. stellen werden

$$\frac{247{,}945}{14.378\ \text{Mill.}} \times 22.1\ \text{Mill.} = 384{,}735\ \text{Mann.}$$

Zieht man die 384,735 Mann von den 512,041 ab, die nach Brentano den industriellen Bezirken entstammten, so bleiben nur 127,306 Rekruten über, die von 15.36 Mill. städtischer Bevölkerung gestellt werden. Das macht 81.81 Eingestellte für 10,000 Einwohner, während 247,945 : 14.38 Millionen 172.4 Eingestellte für 10,000 Einwohner ergibt. Der Verfasser glaubt hiemit erwiesen zu haben, daß die vorherrschend agrarischen Gebiete mehr als doppelt so viel Soldaten lieferen als die industriellen.

[1]) 1896/97 Industrie . . . 47,751,
Handel 7,658,
Landwirthschaft . 48,832.

Die treffende Kennzeichnung einer Statistik, die sich eines absichtlichen Irrthums von 18 Mill. landwirthschaftlicher Bevölkerung bedient, ist im Rahmen wissenschaftlicher Ausführungen unmöglich. Sie ist zudem überflüssig, da ein Schriftsteller, der solche Rechenkunststückchen bewußt vornimmt, selbst den härtesten Worten gegenüber jene seelische Heiterkeit beibehalten dürfte, die, wie man sagt, nur ein reines Gewissen zu geben vermag. Wieviel Soldaten die Landwirthschaft stellt und wieviel die Industrie, läßt sich durch solche Mittel nicht erkennen. Eine absolut genaue Beweisführung ist in der heutigen Statistik wohl unmöglich.

III.

Es war dies nicht eigentlich die Fragestellung, die Professor Brentano vornahm, sie ist vielmehr angewandt worden, als Professor Brentano nachgewiesen hatte, daß die Industriebezirke vermöge größerer Volksdichtigkeit mehr Rekruten pro Fläche stellen, als die Agrarbezirke. Man kann ruhig zugeben, daß viele der in den Jahren 1893 bis 1895 eingestellten Rekruten, die bei der Aushebung in industriellen Gebieten lebten, in rein agrarischen Bezirken geboren wurden. Man kann auch einraumen, daß gegen 40 Proz. der deutschen Rekruten von Eltern stammen, die noch 1882 landwirthschaftlich beschäftigt waren. Dies bedeutet nichts in der Lösung der Streitfrage. Die Frage kann auch nicht durch den Hinweis entschieden werden, daß in Königsberg auf 100 endgültig Abgefertigte 68 Taugliche kommen und in Schlesien nur 46.25. Es handelt sich vielmehr um zwei Fragen: 1. Sind die in den Städten für tauglich Befundenen ebenso tauglich, wie die Tauglichen des flachen Landes? Zur Beantwortung dieser Frage liegen wohl kaum die nöthigen Daten vor. 2. Wird die absolute Zahlenstärke der deutschen Armee durch industrielles Wachsthum vermehrt oder nicht? Diese Frage ist von Brentano's Gegnern dadurch mit ja beantwortet worden, daß sie erklären, er habe nur bewiesen, daß die Industrie mehr Bevölkerung auf gleicher Fläche ernähren könne, als die Landwirthschaft. Sie läßt sich noch in deutlicherer Weise erledigen.

Das Deutsche Reich hat eine stark anwachsende Bevölkerung. Mag man noch so fest davon überzeugt sein, daß die Landwirthschaft die Brutstätte dieses Bevölkerungszuschusses ist, so muß man doch untersuchen, ob sie denselben erhalten kann. Folgende Tabelle mag Antwort geben:

Es wanderten aus auf 100,000 Einwohner [1])

Jahre	Preußen	Deutsches Reich	Westpreußen	Posen
1887	219	220	951	532
1888	217	216	880	703
1889	197	197	694	583
1890	201	197	753	630
1891	259	241	1094	1041
1892	249	231	933	863

Jahre	Pommern	Westfalen	Königreich Sachsen
1887	463	107	75
1888	474	87	69
1889	520	83	70
1890	542	99	75
1891	640	93	117
1892	644	115	136

Diese Zahlen, die keinen Anspruch auf nähere Erklärung des Auswanderungsproblems erheben, zeigen deutlich an, daß aus den agrarischen Gebieten des Deutschen Reichs ein weitaus größerer überseeischer Bevölkerungsabfluß stattfand, als aus industriellen Gebieten. Mit Ausnahme der Hansastädte, die als Seeplätze und Auswanderungshäfen in besonderer Lage sind, findet sich nirgends im übrigen Deutschland eine Auswanderungsziffer von 5 pro Mille. Ostpreußen, dessen Auswanderungsziffer gering ist, weist 1885/90 eine Bevölkerungsabnahme von 0.01 Proz. auf. Da sein Geburtenüberschuß in den Jahren 1886/90 9.6 pro Mille, 14.5, 16.3, 12 pro Mille betrug, so ist die Bevölkerungsabnahme bei niedriger Auswanderungsziffer durch Binnenwanderung zu erklären. [1]) Es ist jedenfalls klar, daß die agrarischen Gebiete eine zahlreiche Bevölkerung durch Auswanderung abgeben mußten. Daraus dürfte wohl hervorgehen, daß die Landwirthschaft, zum mindesten wo der Großgrundbesitz vorherrscht, nicht imstande war, eine anwachsende Bevölkerung zu erhalten, eine Thatsache, die theoretisch sehr einleuchtend ist und durch obige Zahlen belegt wird. Sollte es in Gegenden des Auerbenrechts viel anders sein? Die abgeschobene Bevölkerung hat die Möglichkeit, übers Meer auszuwandern oder sich den industriellen Zentren zuzuwenden. Mit dem Aufschwung, den die Industrie in Deutschland genommen hat, ist die Auswanderung immer geringer geworden. Sie fiel von 120,000 im Jahre 1891 auf 37,498 im Jahre 1895. Da sich in diesen Jahren die landwirthschaftliche Bevölkerung sicher nicht vermehrt hat, so ist es nur der Industrie zu danken, daß eine Bevölkerung, die sonst dem Reich verloren gegangen wäre, uns erhalten blieb. Dem gegenüber könnte man einwenden, daß die Landwirthschaft bei günstigen Getreidepreisen sehr wohl mehr Menschen zu ernähren vermöchte und daher sehr wohl imstande sei, einen Bevölkerungsverlust durch Auswanderung zu verhüten.

Es standen die Roggenpreise in Berlin per 1000 kg		Es betrug die Auswanderung
1880	187.9 Mark	117,097
1881	195.2 „	220,902
1882	152 3 „	203,585
1885	140.6 „	110,119
1890	170.0 „	97,103
1891	211.0 „	120,089
1892	176.3 „	116,339
1895	119.8 „	37,498

Es fällt mir nicht ein, aus solch summarischer Statistik [2]) den Schluß ziehen, daß die Roggenpreise die Größe der Auswanderungen bestimmen. Ich wollte nur darauf hinweisen, daß hohe Roggenpreise keineswegs geeignet erscheinen, die Zahl der deutschen Auswanderer zu vermindern. In den Jahren 1894/95, in welchen die Roggenpreise 117.8—119.8 standen, betrug die Auswanderung 0.8 pro Mille und 0.72 pro Mille der Bevölkerung. In den Jahren des 5 Mark-Zolls betrug sie 2.2 pro Mille, 2.16, 1.97, 1.97, 2.41, 2.31 pro Mille. Das scheint darauf hinzuweisen, daß nur die günstige Lage der deutschen Industrie, nicht die günstige Lage der deutschen Landwirthschaft imstande ist, Deutschland im Besitz seines Bevölkerungszuwachses zu erhalten.

Es gibt Leute, die der Ansicht huldigen, eine deutsche Auswanderung, die durch staatliche Eingriffe regulirt werde, bedeute keinen Bevölkerungsverlust. Wenn es möglich sei, die Ausgewanderten deutsch zu erhalten, dann sei höchstens ein Machtzuwachs des Reichs zu gewärtigen. Ob die Erhaltung des Deutschthums im Ausland, so wünschenswerth sie ist, ins Bereich des Möglichen gehört, muß die Zukunft zeigen. Solange indeß breite Massen der in Deutschland lebenden Bevölkerung abseits des Staates stehen und abseits des Staates gestellt werden, solange sie nicht vollen Antheil am Staatswesen nehmen wollen oder nehmen dürfen, solange ist nicht zu erwarten, daß Auswanderer, die diesen Klassen entstammen, dem Mutterland eben dieselbe Theilnahme entgegenbringen werden, die sich z. B. in den eng-

[1]) Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, 1897, Heft 1, S. 63.

[1]) Ibid. S. 26 u. 31.

[2]) Ibid. S. 13 und 55.

lischen Kolonien findet. Sollte indeß auch diese politische Kluft überbrückt werden, so ist doch nicht anzunehmen, daß junge wirthschaftlich aufblühende Kolonien, deren Bewohner wesentlich den arbeitenden Klassen angehören, die nicht von waffenstarrenden Großstaaten umgeben sind, sich aus Liebe zum Mutterland mit den persönlichen und finanziellen Lasten der allgemeinen Wehrpflicht beschweren werden. Sie werden die Wehrkraft des Mutterlandes nicht wesentlich erhöhen. Somit dürfte vom Standpunkt der Wehrkraft aus, wie auch aus anderen Gründen, die Politik der Waarenausfuhr weiser sein, als die Menschenausfuhr.

Es ist unleugbar, und so selbstverständlich dies ist, so sehr muß es betont werden, daß nur eine industrielle Entwicklung Raum zur Erhaltung der wachsenden Bevölkerung bietet. Solange nicht bewiesen ist, daß industrielles Wachsthum der Bevölkerungszunahme hindernd entgegentritt, solange nicht dargethan ist, daß industrielle Wirthschaftsorganisation die Bevölkerung derartig verbraucht, daß nicht mehr die absolut gleiche Anzahl gleich Tauglicher geliefert wird, die bei agrarischer Wirthschaftsorganisation zu erwarten war, solange liegt kein Anlaß vor, aus militärischen Rücksichten Deutschlands industrielle Fortschritte zu beklagen. Wohl aber ist es zeitgemäß, einer physischen Herabdrückung unsrer industriellen Bevölkerung, wie sie bei überhasteter industrieller Entwicklung leicht entstehen mag, vorzubeugen, auch wenn diese Entartung militärisch nicht ins Gewicht fiele. Was geschehen kann, ist durch die Herabminderung der Sterblichkeit der Großstädte erwiesen. Nicht die schwärzesten Warnungen vor der Zukunft, nicht die geschickteste Anwendung kleiner und großer Mittel wird Deutschland von den wirthschaftlichen Zielen abbringen, denen es aus ökonomischen Zwangsgründen zustrebt. Es ist nutzlos, darüber zu klagen, ob nicht Deutschland, als es ein rein landwirthschaftliches Land war, einen kräftigeren Menschenschlag besessen habe, als heute, da es Industriestaat werden will. Es wird Industriestaat werden, nicht in dem thörichten Sinne allerdings, daß Schlot an Schlot rauchen wird, während das flache Land nur noch als Baustelle dient. Aber Deutschland wird als Industriestaat nur dann auf gesunder Grundlage ruhen, wenn eine ernste Sozialpolitik, die in die Zukunft schaut, nicht in die Vergangenheit, seine Volkskraft schützt.

William Morris.

In der kürzlich veröffentlichten Biographie Tennysons wurden wir von dem Sohne selbst in die vier Wände des Dichters geführt, mit vielen fesselnden Einzelheiten über sein Privatleben erfreut. Jetzt ist auch einem anderen der bedeutendsten Engländer aus der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts eine ausführliche Monographie gewidmet worden, dem in mehr als einer Hinsicht so einflußreichen William Morris.[1]) In ihr erhalten wir manche wünschenswerthe Auskunft über seine Kunst, seine Schriften und über sein öffentliches Leben — von den persönlichen Schicksalen des vielseitigen Mannes aber bekommen wir nur das nothdürftigste zu hören, von seinem Familienleben kein Wort.

Allerdings — wenn wir den übervollen Strom dieses Künstler-, Dichter- und Politikerlebens an uns vorüberrauschen lassen, möchte es einem fast zweifelhaft erscheinen, ob dieser Mann überhaupt noch Zeit finden konnte, ein eigenes Dasein für sich zu führen. Jede einzelne seiner Thätigkeiten würde hingereicht haben, ein gewöhnliches langes Menschenleben bis an den Rand zu füllen. Gleichwohl, trotz dieses unbezwinglichen Dranges, seine Lebenskraft auf den verschiedensten Gebieten zur Geltung zu bringen, war Morris eine merkwürdig einfache, konzentrische Natur. Eine Triebfeder setzte das ganze Räderwerk in Bewegung; den bestimmenden, schöpferischen Gedanken dieses rastlosen, stürmischen, ja fieberhaften Arbeitens und Strebens können wir uns von ihm selbst in wenigen Worten sagen lassen: Apart from the desire to produce beautiful things, the leading passion of my life has been and is: hatred of modern civilization. — „Von dem Wunsche, schöne Dinge zu erzeugen, abgesehen, war und ist der Haß gegen die moderne Zivilisation die herrschende Leidenschaft meines Lebens." Und die Erklärung dieses Hasses gibt uns ein Blick auf die Umgebung des Dichters: auf das mit seinem aufdringlichen Elend jede Lebensfreude verbitternde, die Klassengegensätze durch seine unvermittelten Kontraste von höchstem Reichthum und verkommenster Armuth verschärfende, in seinen Arbeitervierteln trostlos häßliche, architektonisch das Künstlerauge immer wieder beleidigende Stadtungeheuer London. Die Schrecken und die Gespenster dieser Umgebung zu bekämpfen, darin erkannte Morris die große Aufgabe seines Lebens.

Warum ist der Arbeiter unzufrieden mit seinem Geschick? Morris antwortete: Weil er keine Freude an seiner Arbeit haben kann, weil er durch den Mangel an Schönheit in unserm modernen Leben und durch die Herrschaft der Maschine gezwungen ist, häßliche Dinge anzufertigen, mechanisch, ohne selbst mit seinem eigenen Können an dieser Arbeit betheiligt zu sein. Um den allgemeinen Schönheitssinn zu wecken, versuchte Morris eine Hebung des Kunsthandwerks in den verschiedensten Richtungen. Seine Vorbilder waren dabei die Erzeugnisse des Mittelalters. Auf der Universität Oxford, die er, 18 Jahre alt, im Sommer 1852, bezog, kam er unter den Einfluß der Gruppe der Präraphaeliten, beherrscht von der räthselvollen Gestalt des Dichters und Malers Dante Gabriele Rossetti; späterhin hat er die Kunst- und Lebenskritik John Ruskins gläubig in sich aufgenommen — aus der Häßlichkeit der überhasteten Gegenwart, flüchtete er sich in die Vergangenheit, in das Mittelalter, welches seine Werke ausreisen ließ. Das Hauptgewicht legte Morris auf die Pflege der Handarbeit, nur bei ihr könnte der einzelne Arbeiter ein gewisses Maß von Künstlerschaft und wirkliche Freude an dem Erzeugten gewinnen, während die Maschine ihn selbst zur Maschine herabwürdigte.

Nach solchen Grundsätzen betrieb Morris das 1861 im Verein mit einigen Freunden gegründete Dekorationsgeschäft, welches Zeit seines Lebens der Mittelpunkt seines Schaffens blieb. Möbel, Glasmalereien, verzierte Ziegel und Kacheln, Tapeten, Webereien, gefärbte Wolle und Seide, gedruckte Stoffe, Stickereien, Teppiche für Boden und Wände, Linoleum und viele andere zum Schmuck des Privathauses dienende Gegenstände gingen im Lauf der Jahre aus den Werkstätten dieses Geschäfts hervor, und späterhin hat Morris auch noch eine Druckerei zur Herstellung alterthümlicher Bücher eingerichtet. Durchgehends wurden die auf Handarbeit beruhenden alten Fabrikationsarten bevorzugt, und eine zu weit gehende Arbeitstheilung bekämpft, um ein möglichst harmonisches Ergebniß zu erzielen. Am liebsten war es dem Leiter, wenn bei der Anfertigung von Webereien z. B. die Zeichnung des Musters und das Weben von ein und derselben Hand besorgt wurde. Morris selbst war der fleißigste, unermüdlichste Arbeiter des Geschäfts, er lieferte viele Vorlagen, wobei er in der Verwendung der Blumen besonders glücklich war, betheiligte sich bei jedem neuen Verfuch, färbte, lernte den Holzschnitt, druckte, verfertigte künstlerisch schöne, mit Initialen und Bilderu geschmückte Handschriften. — Die eingehendste Belehrung über dieses

[1]) *William Morris.* His Art, his Writings, and his Public Life. A Record by Aymer Vallance. London, George Bell and Sons, 1897.

Wirken finden wir in dem Wallace'schen Werke, welches mit vielen sorgfältigen Widergaben Morris'scher Zeichnungen ausgestattet ist. Und eine derartige ausführliche Darstellung war durchaus am Platz, denn die Nachwelt wird in diesen Bemühungen des Künstlers wahrscheinlich sein größtes Verdienst erkennen. Jedenfalls hat Morris von seinen Werkstätten aus die weitesten Kreise beeinflußt und in England eine Umwälzung, eine Verfeinerung des Geschmacks herbeigeführt, die sich allerdings von lächerlichen Uebertreibungen nicht frei hielt, deren heilsame Folgen aber unverloren bleiben. In tausend und aber tausend Seelen hat er den Sinn für die Schönheit, für den Schmuck des täglichen Lebens geweckt, und ist schon damit gewiß ein Wohlthäter der Menschheit geworden.

Morris begnügte sich aber nicht mit der Verzierung des modernen Hauses, er ließ es sich auch mit gewohntem Feuereifer angelegen sein, den Engländern die Baudenkmale der Vergangenheit möglichst unverändert zu bewahren. Mit dem größten Mißtrauen betrachtete er die Restaurationsversuche der Gegenwart, namentlich wenn es sich um alte Kirchen handelte, deren Loos in erster Linie von dem jeweiligen Hauptpfarrer abhing — unermüdlich predigte er sein Evangelium von der Unmöglichkeit einer befriedigenden Ergänzung, Erneuerung alter Baudenkmale. „Schreibt die verlorenen Trilogien des Aeschylus, findet Anfang und Schluß für die Schlacht bei Finsbury, beendigt die Erzählung des Junkers für Chaucer — und wenn euch das gelungen ist, dann könnt ihr daran gehen, Westminster Abbey zu restauriren." Hauptsächlich auf seine Anregung ist die 1877 erfolgte Gründung einer Gesellschaft für den Schutz alter Gebäude, „Society for the Protection of Ancient Buildings", zurückzuführen. Eine ungeheure Arbeitslast ergab sich für Morris aus der Vertretung der Prinzipien dieser Gesellschaft, mühevolle und ärgerliche Arbeit, da er als jahrelanger Schriftführer immer wieder hartnäckig vertheidigte Gewohnheitsrechte zu bekämpfen hatte und seine Einmischung von den Nächstbetheiligten oft erbittert zurückgewiesen wurde. Die Gesellschaft beschränkte ihre Wachsamkeit nicht auf England: als sich in den 70er Jahren das Gerücht verbreitete, daß ein Umbau der Westfaçade der St. Markuskirche in Venedig geplant sei, lenkte Morris im November 1879 die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf diese Gefahr, rief Protestversammlungen und eine heftige Zeitungspolemik ins Leben, die jedenfalls dazu beitrugen, die Ausführung dieses bedenklichen Vorhabens zu verhindern.

So vergingen für diesen begeisterten Schönheitsapostel die Jahre in angestrengtester Arbeit, und mit den Jahren mehrten sich die Stunden, in denen er die Unüberwindbarkeit der ihn umgebenden physischen und moralischen Häßlichkeit qualvoll empfand, seine sprudelnde Lebenskraft von ihr aufgesogen fühlte, wie der Wassertropfen von dem glühenden Stein verzehrt wird. Er stand mitten in der von sozialistischen Ideen durchdrungenen Arbeiterwelt, fand viele ihrer Klagen gegen die bestehende Staatsform berechtigt und von seinen eigenen Erfahrungen bestätigt — damit war für ihn, den Enthusiasten, den Gefühlsmenschen, der eine rettende That ersehnte, die Entscheidung gegeben. Im Jahre 1884, im Dezember, schloß sich William Morris einer neugebildeten Sozialistenliga an. Der Beitritt des berühmten Künstlers und Dichters war ein großer Erfolg für die Sozialisten, der neue Parteigenosse wurde gern in den Vordergrund gestellt und seine eigene Natur drängte ihn zu einer Führerrolle. Mit der Feder, als Redakteur des Parteiblatts „The Commonweal" und als Verfasser vieler Flugschriften und Gedichte, mit dem Worte, als rastloser Wanderprediger in London und in der Provinz, warb er für seine Partei, und als es im Herbst 1887 zu den Unruhen der Obdachlosen kam, marschirte Morris in der Vorhut der erregten Menge. Das Ergebniß dieser stürmischen Jahre, dieser unaufhörlichen Aufregungen, welche seine Gesundheit unterwühlten, war Enttäuschung, Bitterkeit. Anarchistische Ideen und Bestrebungen waren für Morris ein Greuel, und er mußte es erleben, daß in der mit seiner Beihülfe gebildeten Liga anarchistische Tendenzen die Oberhand gewannen, daß in der von ihm gegründeten, aus seinen Mitteln erhaltenen Zeitung Schmähartikel gegen ihn selbst erschienen. Sechs Jahre lang war er das eifrigste Mitglied der Liga gewesen, gegen Ende 1890 trat er zurück, ohne jedoch seine Beziehungen zu der Partei im allgemeinen zu lösen. Sozialist ist er bis an sein Lebensende geblieben, aber er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit eines plötzlichen Umsturzes, er hatte erkannt, daß das Volk selbst einen solchen Wandel nicht ertragen würde: We are not ready for such a change as that! schrieb er in seinem letzten Beitrag zur Zeitung „Commonweal". Dem Bedürfniß, sich selbst die Motive seiner Handlungsweise, seine Entwicklung als sozialistischer Parteimann klar zu legen, entsprang die 1893 veröffentlichte Schrift: „Socialism, its Growth and Outcome", wohl die wichtigste, überlegteste Aeußerung des Politikers Morris.

Hört man, daß ein Mann wie Morris, der mitten im Kampfe des praktischen Lebens steht, sich auch noch dichterisch bethätigt hat, so setzt man unwillkürlich voraus, daß sich die Muse nur in seltenen geweihten Stunden zu ihm gesellen konnte. Mit Staunen aber finden wir, daß die Morrisschen Dichtungen viele Bände füllen, daß viele Tausende von Versen aus seiner Feder geflossen sind. Neben der Masse der Produktion fällt uns auch hier wieder die Vielseitigkeit des Mannes, der Reichthum seines Materials auf. Nicht, als ob nicht auch der Dichter Morris seine ganz bestimmten Grenzen gehabt hätte. Wie der bildende Künstler Morris, für den es nur einen entwicklungsfähigen Stil, den gothischen, gab, mit großer Abneigung von dem die Blüthe dieses Stiles vernichtenden „Mehlthau der Renaissance" sprach, wie sich der Politiker Morris von einem geradezu blinden Haß gegen die moderne Zivilisation leiten und verleiten ließ, so war es dem Dichter Morris unmöglich, Milton zu lesen, weil er in seinen Werken eine Mischung von zwei ihm verhaßtesten Dingen fand, kalten Klassizismus und Puritanismus — so sprach er den Werken der kleineren Dramatiker des Zeitalters der Elisabeth, wie z. B. den Dramen Cyril Tourneurs, jeden Werth ab — so verabscheute er das klassische Metrum der englischen Dichtung, den blank verse, der durch Parlamentsbeschluß für zwei Generationen verboten werden sollte. Zur deutschen Literatur hatte Morris keine Beziehungen, er kannte unsre Sprache nicht, was er wegen Goethe und Heine bedauerte, mehr noch aber wegen der ihm verschlossenen guten mittelalterlichen Poesie des Hans Sachs. Denn das Mittelalter war auch für die Phantasie des Dichters Morris das gelobte Land voll blauer Wunderblumen, sein Vorbild und oft gepriesener Meister war der liebenswürdige Epiker des englischen Mittelalters, Geoffrey Chaucer; wie Chaucers Lebenswerk gipfelte auch die Dichtung seines Schülers in einer großen Verserzählung mit dehnbarem Rahmen, welcher dem Dichter die Einfügung der verschiedenartigsten und buntfarbigsten Bilder gestattete. Auch klassische Sagen werden in diesem umfangreichen Werk, „The Earthly Paradise" betitelt, erzählt, wie denn Morris eine größere Dichtung: „The Death of Jason" verfaßt und die Odyssee und die Aeneide in englische Verse übertragen hat. Gerade bei seinen Wiedergaben klassischer Götter- und Heldensagen wird uns Chaucers Einfluß besonders auffällig, sie sind mittelalterlich stilisirt. Die Gestalten stehen nicht in dem klaren scharfen Strahl der griechisch-italischen Sonne, sondern

Digitized by Google

die stimmungsreichen Lichter und Schatten mittelalterlicher Romantik gleiten über sie hin.

Zu dieser reizvollen Mischung klassischer und mittelalterlicher Elemente kam aus dem hohen Norden eine dritte, die Aufmerksamkeit der Leser erfrischende Strömung: mit vollen Händen schöpfte Morris aus dem Mythen- und Sagenschatz der Skandinaven. Er kannte den geheimnißvollen Herd der altnordischen Sagenbildung und Dichtung, die ultima Thule, aus eigener Anschauung, wiederholt hat er Island bereist, zum erstenmal im Sommer 1871. Von einem ausgezeichneten Kenner der altnordischen Sprache, Eirikr Magnusson, wurde er in ihr schwieriges Studium eingeführt, im Verein mit ihm hat er einige Prosaerzählungen übersetzt, bald fühlte er sich zu selbständigen Nachdichtungen angeregt. Schon in dem „Irdischen Paradies", welche Dichtung vor seiner ersten Islandfahrt, in den Jahren 1868—1870, erschienen ist, sind auch altnordische Stoffe behandelt, mit besonderem Geschick die Lakdœla Saga in der Erzählung von Gudruns Freiern — und 1877 veröffentliche Morris seine größte epische Leistung: „The Story of Sigurd the Volsung, and the Fall of the Niblungs", eine kraftvolle Wiedergabe der unsterblichen Märe von Sigmund und Sigurd, von Brynhild und Gudrun, in einem glücklich gewählten, frei und majestätisch fließenden Metrum:

„There was a dwelling of Kings ere the world was waxen old,
Dukes were the door-wards there, and the roofs were
thatched with gold".

Schon diese Andeutungen lassen erkennen, wie groß die rein stoffliche Anziehungskraft der Morris'schen Dichtung ist. Es ist ein hoher Genuß, sich die schönen alten Sagen und Märchen von dem geistvollen Mann in trefflichen Versen vortragen zu lassen — zu bedauern ist nur, daß wir uns bei diesem Genießen allzu oft versucht fühlen mit Polonius auszurufen: „Das ist zu lang!" Sie haben die Kunst des Maßhaltens verlernt, diese modernsten englischen Dichter! Wie in den hinreißenden Melodien des Lyrikers Swinburne ein Ton den andern übertönt, bis wir schließlich die Fähigkeit verlieren, den Wohlklang in uns aufzunehmen, so fließt dem Erzähler Morris das Wort in verhängnißvoller Fülle von den Lippen. Und ebensowenig wie Selbstbeschränkung verstand Morris in dem „Irdischen Paradies" eine kluge Ausnutzung der Wirkung der Gegensätze, wie er sie doch seinem Meister Chaucer hätte absehen können. Stehen in der Canterbury-Geschichte Scherz und Ernst in erquicklichem Wechsel, so bekundet das „Irdische Paradies" durchaus eine tiefernste, mit Bitterkeit gemischte Weltanschauung, auch in den Erzählungen mit gutem Ausgang ist das Thema von der Vergänglichkeit alles Irdischen stark angeschlagen. Dieser Mann, der sich im Leben so rastlos regte, so hülfreich bethätigte — als Dichter hat er in seinem Hauptwerk nur eine uralte, trostlose Lehre zu verkünden: Vanitas vanitatum et omnia vanitas! Ein Glück war es, daß der nordische Sturmwind in dieses mittelalterliche Nebelwogen blies, daß der Dichter dieser weichen, überlangen Klage in seiner Stimme noch die nöthigen Accente für die starken, wilden Leidenschaften der nordischen Götter und Helden fand. Die Verpflanzung dieser gewaltigen Gestalten in die englische Dichtung ist Morris' große Dichterthat, unvergänglich wie der Stoff wird auch seine fest und kunstvoll geformte Wiedergabe sein.

Vallance hat von dem guten Recht des Biographen, seinen Helden in die günstigste Beleuchtung zu rücken, ausgiebig Gebrauch gemacht: eine warme Verehrung des bedeutenden Mannes spricht aus seinem Werke. An diesem wird vorläufig Niemand vorübergehen dürfen, der einen Einblick in das überreiche Leben gewinnen will. Aber der Biograph, der eine gerechte Vertheilung von Licht und Schatten vornehmen, der uns aus diesem unruhigen Hintergrund auch den Menschen Morris plastisch, lebensvoll entgegentreten lassen wird — dieser biographische Künstler muß erst noch kommen.

Straßburg i. E. E. Koeppel.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ **Das Kâmasûtram des Vâtsyâyana.** Die indische Ars amatoria nebst dem vollständigen Kommentare (Jayamangalâ) des Yaçôdhara. Aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von **Richard Schmidt.** Gedruckt mit Unterstützung der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin (Leipzig, Wilh. Friedrich 1897). — Das Kâmasûtram des Vâtsyâyana hat mit der Ars amatoria des Ovid nichts anderes gemein als den Gegenstand — die Liebe und die Kunst, Liebe zu erwecken. Nichts kann aber für die beiden Völker, aus denen diese Bücher hervorgegangen sind, charakteristischer sein als die Behandlung dieses ewigen Themas. Ovids leichtblütige Distichа nehmen kaum einhundert Seiten ein, das maßlose Sanskritwerk beansprucht aber in der Uebersetzung einen Großoktavband von fast fünfhundert Seiten. In dem einen Falle ist es eben ein Dichter, welcher der Liebe mit leichten Waffen zuleibe geht, im anderen ein gelehrter Pedant, der das luftige Ding fein säuberlich systematisch und mit unglaublicher Ernsthaftigkeit wissenschaftlich secirt und tracken präparirt. Der verdienstvolle Uebersetzer, dem wir u. a. die früher von uns an dieser Stelle besprochene Çukasaptati-Uebertragung verdanken, ist mit rühmenswerther Ausdauer an sein delikates Verdeutschungswerk gegangen; er schenkt uns keine der „indischsten" Stellen. Er rechtfertigt sich damit, daß er alles Anstößige zwar vollständig übersetzt, aber „in das Gewand schamhaften Lateins gekleidet habe"; ferner damit, daß das Buch sich ja ohnehin nur an wissenschaftliche Kreise wende. Das letztere ist gewiß richtig; im übrigen finden sich auch in der deutschen Uebertragung für unser Empfinden Dinge, die kaum minder stark sind als die lateinisch gegebenen und welche die sezuellen Untersuchungen mancher Kirchenväter nach weit hinter sich lassen. Die indische Erotik ist eben mit keiner anderen zu vergleichen; sie wuchert üppig und maßlos, wie die Natur, in der sie sich auslebt. Aber nicht nur der Indologe wird diese erste vollständige Uebertragung der Bombayer Ausgabe des Kâmasûtram dankbar aufnehmen, auch für den Kulturforscher fällt durch das merkwürdige Buch viel Licht nicht nur auf das Liebesleben, sondern überhaupt auf das Privatleben des indischen Mittelalters. Die Uebersetzung, für die da und dort die Berliner oder die Londoner Handschrift besser hätte zu Rathe gezogen werden können, ist im ganzen zutreffend und flüssig. Bei einem wissenschaftlichen Werke dieses Umfanges wäre es auf eine literarhistorische Einleitung und auf ein ausführliches Register gewiß nicht angekommen; wir vermissen beides.

∞ *Ernest Legouvé* de l'Académie française: *Dernier travail. Derniers souvenirs.* Ecole normale de Sèvres. Paris, Hetzel, 1898. — Ernest Legouvé ist augenblicklich 94 Jahre alt. Diesem außergewöhnlichen Alter hatte er die Ehre zu danken, das Zarenpaar bei dessen Gastbesuch im Palais Mazarin als Senior der Akademie begrüßen zu dürfen. Die Rede — im vorliegenden Sammelband, ebenso wie Legouvé's Leichenrede für Pasteur, wiederholt — legt Zeugniß für die erstaunliche Frische des Ur-Greises. Ein Gleiches gilt für seine hübschen Erinnerungen an Victor Duruy, den Historiker und Unterrichtsminister, an den ständigen Sekretär der Akademie, Camille Doucet, an Béranger und Andere, Blätter, die ohne weiteres in Legouvé's älterem (in zehn Auflagen gedruckten) Memoirenwerk Soixante ans de souvenirs sich sehen lassen dürften. Die vornehmliche Bedeutung von Legouvé's vorläufig „letzter Arbeit" liegt indessen in seinen Gedanken und Erfahrungen in Sachen des heutigen Mädchenunterrichts. Unversehens zur Oberleitung einer der ersten Mittelschulen für junge Damen (in Sèvres, 1881) berufen, hat sich Legouvé dort und anderwärts als gescheiter, selbständiger Pädagog bewährt. Klug und bedacht, versteht er es Molière's Warnung vor einem Uebermaß gelehrter Frauen-

Digitized by Google

bildung mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft in Einklang zu bringen. Er will den studirenden Mädchen clartés de tout gönnen, zugleich aber die Ueberlieferungen des altfranzösischen Geschmacks aufrechterhalten, Pedanterie und Halbwissen nicht aufkommen lassen. Diesem Programm wird Legouvé in doppelter Weise gerecht. Einmal in umfassenderen, dem hervorragenden Schulmann Gréard übermittelten Vorschlägen zur Reform oder richtiger zur Einschränkung des gegenwärtigen Systems der Mädchengymnasien; sodann in Proben der Vorträge, die Legouvé selbst den Zöglingen der Ecole normale de Sèvres über Corneille, Rousseau, Molière, Lafontaine, Victor Hugo ꝛc. gehalten hat: Musterstücke gehaltvoller, anregender Plauderei, die empfängliche Hörerinnen zum Weiterdenken veranlassen können. Legouvé's Buch sollte auch deutsche Leser unterhalten und beschäftigen.

† Hr. Bibliothekar Dr. Fr. Keinz, welchem wir bekanntlich so viele Beiträge zur Kenntniß der deutschen Literatur und Geschichte verdanken, bringt als Festgabe zur vollendeten Restaurirung des Passauer Domes einen seither völlig „Vergessenen bayerischen Dichter des 15. Jahrhunderts" in Erinnerung (München 1898 bei Kastner u. Lossen). Derselbe nannte sich Hanich (Hobicht) der Kölner; er bezeichnet sich ausdrücklich als einen Bayer und Passauer. Er entstammte einem Geschlecht von Dienstmannen des Passauer Domes, welches seit langer Zeit dieser Kirche zugehörte, aber vom Rhein her, vielleicht mit dem aus Westfalen gebürtigen Bischof Gottfried I. (1283—85) eingewandert war. Dieser Hanich der Kölner besang in einem beiläufig 5000 Verse umfassenden Epos die Legende des hl. Stephan. Die dem 15. Jahrhundert angehörige Handschrift, welche in Passau (vielleicht das Originalmanuscript des Dichters) geschrieben wurde, hat erst kürzlich Hr. Dr. Priebsch aus Reichenberg auf seiner gründlichen Durchforschung aller öffentlichen und Privatbibliotheken Englands aufgefunden. Nach den wenigen Proben wäre eine Herausgabe des großes Interesse erregenden Werkes wohl wünschenswerth.

* Eine botanische Karte von Frankreich herauszugeben beabsichtigt Ch. Flahault, Professor für Botanik an der Universität Montpellier. Eine Probekarte, die das Gebiet von Roussillon (Dep. Isère) umfaßt, ist, wie der „Globus" berichtet, in den „Annales de Géographie" erschienen und zeigt in Farben und mit Bezeichnung der Anfangsbuchstaben die Verbreitung folgender Pflanzengruppen: Küstenzone (halophile Pflanzen): Steineiche, Korkeiche, Rotheiche, Kastonie, Rothbuche, Seefichte, Lärche, Pinus sylvestris, Tanne (sapin), Krummholzkiefer, Alpenwiesen. Wo zwei typische Elemente ineinander übergehen (wie z. B. die Steineiche und die Korkeiche), ist dies durch Parallellinien in beiden entsprechenden Farben angedeutet.

* **Würzburg.** Am 11. April ist hier Geheimrath Dr. v. Sandberger, früher Professor der Mineralogie an unserer Universität, im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war geboren zu Dillingen in Nassau und leitete, nach Absolvirung der Universitätsstudien seit 1849 das naturhistorische Landesmuseum in Wiesbaden. 1855 wurde er Professor der Mineralogie und Geologie am Polytechnikum in Karlsruhe, von wo er 1863 als ordentlicher Professor und Vorsteher des mineralogischen Instituts an die hiesige Universität berufen wurde. Seine frühesten Arbeiten behandeln die geologischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau und die Versteinerungen des rheinischen Schichtensystems sowie des Mainzer Tertiärbeckens. Später veröffentlichte er ein großes, grundlegendes Werk über die Land- und Süßwasserkonchylien der Vorwelt, worin er sich als eine Autorität auf diesem Sondergebiete der mineralogischen und geologischen Wissenschaft erwies. Ebenso bedeutend und anregend als Lehrer wie als Mensch hinterläßt er einen weiten Kreis von Schülern und Freunden, die sein Andenken hochhalten werden.

* **Potsdam.** Der am 6. April hier verstorbene Oberpräsidialrath Theodor Schultze war einer der bedeutendsten und bekanntesten Anhänger des Buddhismus in Deutschland und trat für seine Weltanschauung, zu der er durch das Studium Schopenhauers gelangt war, in mehreren Schriften über das Verhältniß des Christenthums zu der Lehre Buddho's in energischer, vielfachen Widerspruch sowohl bei den Indologen wie bei den christlichen Theologen erregender Weise ein. Nachdem er schon 1862 mit einem Buch: „Christus der Weltversöhner" hervorgetreten war, faßte er seine Lehren und die aus ihnen entsprungene Kontroverse in einer Schrift: „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Ein Votum" (1892) zusammen, der er ein Jahr später als Ergänzung die Broschüre „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand" folgen ließ. Hieran schloß sich (1894) das Werk „Vedanta und Buddhismus als Fermente einer künftigen Regeneration des religiösen Bewußtseins innerhalb des europäischen Kulturkreises", worin er seine Forderung der Aufhebung jedes Dogmenzwanges und der selbständigen Ausbildung einer ethischen Lebensanschauung besonders scharf betonte. Auch ein Werk über „Buddha's Leben und Wirken", das viel verbreitet ist, hat Schultze herausgegeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Lehre vom Schuß und die Schußtafeln. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet von Heydenreich. 2 Bände. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Systematische Zusammenstellung der Zolltarife des In- und Auslandes. A. Textilindustrie. Hggb. im Reichsamt des Innern. Edd. — Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. 3. Abtheilung von Ernst Landsberg. 1. Halbband. Text und Noten. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Rudolf Freimuth: Jugend heraus! Ein Körnchen Wahrheit über die österreichische Stenerreform. Eger, A. Mlody 1898. — Dr. Jul. Knönenagel: Warum verdient die Stolze'sche Stenographie vor anderen Systemen den Vorzug? Zur hundertsten Wiederkehr von Wilhelm Stolze's Geburtstag. Hannover, Berlin, Karl Meyer 1898. — Fritz Hoenig: Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale. Kissingen, Friedrichshall, Hammelburg. 2. veränderte Auflage. Mit 1 Uebersichtskarte und 5 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — 38. Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schillerstiftung im Jahre 1897. Vorort Weimar 1898. — Adolf Pichler: Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1898. — Dr. Felix Witting: Piero dei Fronceschi. Eine kunsthistorische Studie. Mit 15 Lichtdrucktafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1898. — Albert Grothelm: Wahrhaft glücklich. Soziale Erzählung. Berlin, Buchhandlung der deutschen Lehrerzeitung 1897. — Unterrichtsbriefe für das Selbststudium nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Die Neugriechische Sprache. Leipzig, E. Haberland. — Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege. Hggb. v. A. Joos. 30. Jahrg. Nr. 4 u. 5. Karlsruhe, Adolf Emmerling u. Sohn. — *Poesie varie* tradotte dal tedesco da *Antonio Zardo*. Firenze, Successori Le Monnier 1898. — Jahresbericht der städtischen Kunstgewerbeschule und der städtischen gewerblichen Zeichenschule für das Unterrichtsjahr 1897/98. Straßburg 1898. — Franz Ulrich: Staatseisenbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirthschaftspolitik. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Ludwig Cron: Der Zugang der Badener zu den badischen Universitäten und zur technischen Hochschule Karlsruhe in den Jahren 1869 bis 1893, aus wirthschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet. Als Doktordissertation. — Die Son José-Schildlaus. Denkschrift, hggb. vom kaiserlichen Gesundheitsamt. Mit Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Berlin, Julius Springer 1898. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Neue Folge. 10. Band mit 5 Tafeln. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1898. — Die Konstanzer Rathslisten des Mittelalters. Hggb. von der badischen historischen Kommission, bearbeitet von Dr. Konrad Beyerle. Heidelberg, Karl Winter 1898. — Zur Vorgeschichte des Orleansschen Krieges. Nuntiaturberichte aus Wien und Paris 1685 bis 1688 nebst ergänzenden Aktenstücken, bearbeitet von Karl Immich. Mit einem Vorworte von Fr. v. Weech. Ebenda.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 14. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Die Pensionsfrage und der Krieg in den Vereinigten Staaten. Von Dr. Hermann Schoenfeld. — Der Schularzt. Von Dr. Alfons Fuld. — Der Romancier des modernen Venedigs. Von Rosalia Jacobsen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Pensionsfrage und der Krieg in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. Hermann Schoenfeld.

Die Auslagen des Bundesschatzamts vom 1. Juli 1861 bis zum 30. Juni 1866, also während des Bürgerkriegs und der beginnenden Rekonstruktion, betrugen Doll. 3,873,189,827.45, während die normalen Regierungseinnahmen in diesem Zeitraum sich nur auf Doll. 1,321,058,743.12 beliefen, obwohl die Steuerschraube mit allen verfassungsmäßigen Mitteln an alle Quellen des Nationalwohlstandes gelegt wurde, die man nur erreichen konnte. Die Zölle stiegen von 18.84 Prozent im Jahre 1861 auf 40.29 durchschnittlich während des Krieges. Binnensteuern und direkte Steuern wurden eingeführt und eine schwere Steuer auf Hausindustrien gelegt, die dem Schatzamt bedeutende Einkünfte gewährten. Eine Einkommensteuer, die unter Clevelands zweiter Administration von William L. Wilson ausgearbeitet, aber vom Oberbundesgericht für verfassungswidrig erklärt worden war, ergab im Jahre 1866 Doll. 72,000,000, die von 460,171 Personen bezahlt wurden. Der Kongreß besteuerte die Einnahmen der Eisenbahnkompagnien, Versicherungsgesellschaften und Expreß- (Transport-) oder Paketfahrtkompagnien. Die Banken zahlten Steuern auf ihre Kapitalien, Depositen und Checks. Trotz dieser außerordentlichen Steuerauflagen blieb ein Defizit von Doll. 2,552,131,084.33 im Verhältnisse zu den erforderlichen Ausgaben. So nahm man denn seine Zuflucht zu Bonds, die durch verschiedene Kongreßakte zwischen 1862—1865 vom Kongresse autorisirt wurden. Viele dieser Bonds wurden für „Greenbacks“ zu je 40—60 Cents pro Dollar, nach dem Hartgeldmünzfuße gemessen, verkauft. Die Folgen dieser ungeheuren Ausgaben für den Bürgerkrieg sind nun zumeist überwunden; nur in zwei Beziehungen machen sie sich noch immer stark fühlbar: in der wirthschaftlichen Schwäche der Südstaaten, die aller gegentheiligen Behauptungen ungeachtet Jedem, der mit offenen Augen den Süden bereist, ersichtlich wird, wie sie auch statistisch durch den niedrigen Geldsatz pro Kopf der Bevölkerung erwiesen ist, selbst im günstigsten Falle, nachdem man die Negerbevölkerung ganz aus dem Spiele gelassen hat; dann aber besonders in dem hydraköpfig anschwellenden Oktopus der Militärinvalidenpensionen.

Es ist gewiß eine Ehrenpflicht jedes Landes, für die überlebenden Veteranen, die in einem vaterländischen Kriege geblutet, in ausreichendstem Maße materielle Sorge zu tragen. Die Vereinigte Staaten-Regierung aber erschöpft ihre Finanzen in einem Pensionssystem, das den Stempel des Betrugs und der Verschleuderung öffentlicher Gelder auf der Stirne trägt. Bereits im Jahre 1873 erklärte der nachmalige Märtyrerpräsident James A. Garfield, daß der höchste Stand der Pensionsliste erreicht worden sei und daß dieselbe nun abnehmen würde. Damals gab es 238,411 pensionirte Militärinvaliden. Seitdem starben 321,485 Pensionäre und es werden 976,014 auf den Listen geführt, unter welchen 733,527 überlebende direkte Kämpfer des Bürgerkriegs. Im Jahre 1873 betrug die Summe für Pensionen Doll. 26,502,529 und ist nun auf etwa Doll. 145,000,000 jährlich angeschwollen. Mehr als 650,000 Pensionsansprüche schweben augenblicklich vor dem Bureau of Pensions, von denen 450,000 Erhöhung bereits bewilligter Pensionen verlangen. Der gegenwärtige Kommissär des Pensionsamts, Evans, beklagt sich in einem Brief, daß „ein beträchtlicher Bruchtheil der Pensionsansprüche Erhebenden, sobald sie sich im Besitz von Zeugnissen der Geldbewilligung sehen, sofort Erhöhungen beanspruchen und die Pensionsmaschinerie in Bewegung setzen, um ihre Ansprüche ursprünglichen Petitionen, die bereits 1 bis 7 Jahre schweben, vorgezogen zu sehen“. Eine große Schaar der gewissenlosesten Pensionsagenten, die den Staatsschatz wie ihre Klienten in gleicher Weise bestehlen, machen die Pensionsliste, die sie aus einem Dokument ehrenwerther Namen von Kriegsveteranen zu einem Organ des Schwindels herabwürdigen zum Gegenstand ihrer Thätigkeit. Denn es ist erwiesen, daß Deserteure, Leute, die den Krieg nie gesehen haben, Weiber, die nie mit Soldaten rechtens verheirathet waren oder solche nur um der Pension willen geheirathet hatten, in großer Menge auf der Pensionsliste zu finden sind, obwohl besonders Präsident Cleveland sehr viele solcher betrügerischen Pensionen mit seinem Veto belegt hatte. Das Pensionsbureau selbst wies in den Jahren 1894/95/96 68 Proz. der Ansprüche für Originalpensionen und 80 Proz. der Ansprüche auf Erhöhung bereits bewilligter Pensionen als betrügerisch ab.

Unter solchen Umständen kann man sich nicht verwundern, daß sich endlich in allen Kreisen, besonders in denen, wo man den wirklichen Soldaten am günstigsten gesinnt ist, ein Widerstand gegen die nächste Appropriation, die sich auf Doll. 150,000,000 beläuft, zu regen beginnt. Man fängt allgemein an, das Mißverhältniß dieser Unsumme zu den Ausgaben der gesammten Staatsmaschinerie, die für das laufende Fiskaljahr auf Doll. 161,321,000 berechnet ist, zu begreifen. Die Reform dieses schreienden Uebels läßt sich nicht länger verzögern zu einer Zeit, da es immer schwerer wird, den wachsenden Bedürfnissen der Nation gerecht zu werden, ohne die Volksmassen gar zu sehr mit indirekten Steuern zu belasten. Und bei all diesen ungeheuern Ausgaben für die Pensionsliste muß man zugestehen, daß die wirklichen Krieger, die durch Verwundung oder anderweitig hülflos geworden sind, äußerst ärmlich abgefunden werden, eben weil die Masse betrügerischer Pensionen eine angemessene Entschädigung des wahren Verdienstes nicht zuläßt. Würden die Listen gedruckt und publizirt werden, so würden ihre Enthüllungen Ekel und gerechten Unwillen erregen. Reiche Leute in hohen Aemtern, wie ein gewisser

Oberrichter des Staats Michigan, der als solcher einen Gehalt von Doll. 7500 bezieht und die höchste Pension einheimst „for total disability (!)“, würden massenhaft gefunden werden; Tausende, deren Gesundheit nur zeitweilig geschädigt war, und die seitdem zu Wohlstand, wenn nicht Reichthum gelangt sind, für welche die Pension ein Titel der Schmach sein sollte, wie dieselbe für den armen Soldaten, der im Kriege durch Verwundung für den Kampf des Lebens unfähig gemacht worden ist, ein Ruhmestitel der Ehre ist.

Die Diskussion dieser Frage ist heute von außerordentlich aktuellem Werth, da die unverantwortlichen Elemente in unserm nationalen Leben und ein großer Theil der anglo-amerikanischen Presse vom Kriegsfieber ergriffen zu sein scheinen. Es sind nicht nur Leute, die nichts zu verlieren haben, sondern auch Besitzende, die einst Kriegslieferanten zu werden hoffen, und unreife Gesellen, Bravados und verächtliche Bezirlspolitiker (ward-heelers) im Lande und in beiden Häusern des Kongresses, die die Volksleidenschaft aufstacheln. Es ist deßhalb angezeigt, darauf hinzuweisen, daß selbst im Falle eines unnöthigen, wenn auch siegreichen Krieges sich diese Pensionsliste verdoppeln würde, abgesehen von der Zerstörung von Besitz, die sich bei den gegenwärtigen Mitteln der Zerstörung auf Billionen belaufen möchte, während das Geschäftsleben der Nation zum Stillstand gebracht, die Werthe zunächst auf den Nullpunkt sinken würden. Beim Ausbruche eines Krieges würde das in dem Schatzhause vorhandene Geld (Doll. 225,017,032.19 am 19. Februar) schnell verschwinden und die Goldreserve von Doll. 100,000,000 angeschnitten werden. Der Kongreß würde dann zu den oben erwähnten außerordentlichen Einkünften seine Zuflucht nehmen, wobei sofort die interessante Frage auftauchte, ob die von dem Oberbundesgericht verfassungswidrig erklärte Einkommensteuer herangezogen werden dürfte, ein Fall, der sich wahrscheinlich bald als nothwendig erweisen würde bei dem ungeheuren Anwachsen enormer Kapitalien in den Händen von Individuen seit dem Bürgerkriege.

Die Marine der Vereinigten Staaten ist durchaus kein verächtlicher Gegner selbst für eine Großmacht ersten Ranges, da der Kongreß seit 1883 den Bau von 77 Kriegsschiffen aller Kaliber vom Kriegsschiff erster Klasse (9) bis zum Lehrschiff für Kadetten (2) zum Kostenpreise von Doll. 134,439,707.10 autorisirt hat, von denen freilich 16 erst im Bau begriffen sind. Die größte Fatalität für die gegenwärtige Flotte ist der Umstand, daß es an Erfahrung modernen Seekrieges durchaus mangelt und die tausend möglichen Eventualitäten gar nicht zu ermessen sind. Daß wir im besten Falle mindestens ein Dutzend Unfälle von dem furchtbaren Charakter der „Maine“ auch als Sieger erleiden würden, liegt wohl in der Natur der Sache. Auch die Frage ruht im Schoße der Götter, welche Kombinationen sich bei der Verlängerung des Krieges gegen uns herausbilden würden. Daß wir gegenwärtig in Europa die bestgehaßten Rivalen sind, steht nach den offiziellen Aeußerungen Goluchowski's und vieler anderen politischen Führer außer Frage; welche und wie viel zentral- und südamerikanische Republiken auf die Gelegenheit warten, sich der nordamerikanischen Hegemonie zu entziehen, um eine spanisch-amerikanische Suprematie aufzubauen, können wir auch nicht klar ermessen. Aber das wissen wir: Blut ist dicker als Wasser.

Der Schularzt.

Von Dr. Alfons Fuld (Mombach-Mainz).

Es ist noch nicht allzu lange her, da konnte auf einer Jahresversammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege ein hervorragender Schulmann die Behauptung aufstellen, die Schule sei eine höchst hygienische Anstalt und eine ärztliche Beaufsichtigung derselben erscheine durchaus unnöthig. Tempora mutantur! Auf dem im September vorigen Jahres in Eisenach abgehaltenen Deutschen Aerztetag hat der Darmstädter Gymnasialdirektor Professor Dettweiler, allerdings einer der erleuchtetsten und modernsten unter seinen Berufsgenossen, das Bedürfniß nach Schulärzten rückhaltlos anerkannt. „Wenn wir Schulmänner,“ sagte Dettweiler in seinem geistvollen Referat, „nicht Gelehrte, wie es früher war, auch nicht Einpanker nach dem Reglement und Lehrplan, sondern Erzieher, was wir sein sollen und müssen, sein wollen, können wir uns der theilweisen unmittelbaren Mitwirkung der Aerzte nicht entschlagen. . . . Ein Beirath, ein auch uns willkommenes Zwischenglied zwischen pädagogisch-fachmännischer Kunst und medizinischer Wissenschaft wird in Zukunft der Schularzt sein; aber bis zum unumstößlichen Beweis unsrer eigenen Unfähigkeit, und damit, glaube ich, bis zu unsrer Vernichtung als innerlich mit anderen gleichberechtigter akademischer Stand, müssen wir Schulmänner, vielleicht in Zukunft besser für unsern Lehrerberuf vorgebildet, die eigentlichen Träger und Vermittler schulmäßiger Einwirkung bleiben.“ Man muß zugeben, wir haben es um ein gut Stück weiter gebracht, obschon noch nicht zu erwarten ist, daß die Mehrzahl der Schulmänner den Wegen Dettweilers folgen werde, und obwohl auch heute noch eine bedauerlich große Anzahl von Aerzten der wichtigen Angelegenheit indifferent und verständnißlos gegenübersteht. Mit der Bejahung der Bedürfnißfrage seitens berufener Fachmänner — Aerzte und Pädagogen — ist es aber noch lange nicht gethan. Resolutionen wissenschaftlicher Körperschaften pflegen in der Regel bei den maßgebenden Behörden platonisches Wohlwollen zu finden, aber nur selten praktische Entschließungen zu zeitigen; es ist darum nothwendig, die Hauptinteressirten, die Masse der Eltern, das große Publikum aufzurütteln; in diesen Kreisen muß die Erkenntniß von der Unentbehrlichkeit der ärztlichen Schulaufsicht immer aufs neue und in eindringlichster Weise geweckt werden, aus ihnen heraus muß die Forderung nach Schulärzten erhoben werden, sollen nicht alle Bemühungen und Verhandlungen der Fachmänner einen rein akademischen Werth behalten.

Es ist merkwürdig, wie eines der wichtigsten Gebiete auf dem Felde praktischer Hygiene so lange Zeit brachliegen konnte; selbst kleinere Gemeinden haben im Laufe der letzten Jahrzehnte um der öffentlichen Gesundheitspflege willen bedeutende Lasten auf ihre Schultern genommen; für Wasserversorgung, für den Bau von Schlachthäusern, für rationelle Beseitigung der Abfallstoffe hat man kolossale Summen geopfert, der Staat hat für die Fabrikbetriebe eine Reihe hygienischer Vorschriften erlassen, Irren- und Siechenhäuser erhielten mustergültige Einrichtungen und Verbesserungen, selbst die Gefängnisse und Zuchthäuser sind einer umfangreichen ärztlichen Aufsicht unterstellt; aber die Anstalten, denen wir unsre Kinder, die Hoffnung und Zukunft des Gemeinwesens anvertrauen müssen, haben von all diesen modernen Bestrebungen um Hebung der allgemeinen Wohlfahrt nur geringe Vortheile gezogen. Wohl sind in einzelnen Staaten, wie z. B. im Großherzogthum Hessen, die Amtsärzte mit der Aufsicht über die Schulen beauftragt; daß aber diesen Aerzten bei der Menge von Berufspflichten, die sie theils als Gesundheitsbeamte, theils als Gerichtsärzte zu erfüllen haben, in der Regel nur wenige und gewiß nicht die genügende Zeit zu einer ausreichenden Beaufsichtigung der Schulen ihres Kreises bleibt, bedarf keiner Erörterung. Allerdings beim Neubau von Schulhäusern, bei der Beschaffung neuer Schulutensilien hat man sich bestrebt, den Forderungen der Schulhygiene gerecht zu werden, der Schulbetrieb selbst ist aber ein noli me

Digitized by Google

tangere geblieben, man glaubt den hygienisch nicht vorgebildeten Schulmännern allein die Erledigung von Aufgaben überlassen zu dürfen, welche nur durch gemeinsame Arbeit von Pädagogen und Aerzten in befriedigender Weise gelöst werden können. Und, was am bedenklichsten, durch den Ausschluß der Aerzte vom Schulwesen war es diesen bis vor relativ kurzer Zeit unmöglich, an der Hand des Erlebten systematische Erfahrungen zu sammeln; ärztlichen Gutachten in Schulangelegenheiten konnte man darum zumeist nur eine mehr theoretische Bedeutung beimessen, den unschätzbaren Werth und die Autorität des im eigenen heißen Bemühen errungenen und durch die Erfahrung erprobten Wissens konnten sie für sich nicht beanspruchen. Nur wenige deutsche Städte haben da eine rühmliche Ausnahme gemacht und schon seit längerer Zeit ihr Schulwesen unter regelmäßige ärztliche Kontrole gestellt; doch ist zu hoffen, daß die Eisenacher Verhandlungen, über die ein Bericht den Verwaltungsbehörden der größeren Städte zugegangen ist, nicht ohne alle Wirkung bleiben werden. So hat jüngst Darmstadt die Anstellung von Schulärzten beschlossen, andere Städte werden hoffentlich bald nachfolgen.

Ich will über die Bedürfnißfrage hier nicht weiter reden; wem aus eigener Schulzeit und aus der Beobachtung seiner eigenen oder bekannter Kinder noch nicht die Ueberzeugung von den vielen, zum großen Theil vermeidbaren Schädlichkeiten aufgegangen ist, die auf den kindlichen Organismus während der Schulzeit einwirken, der lese einmal den Bericht, welchen Schmidt-Monnard kürzlich in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege über die Kränklichkeit in den mittleren und höheren Schulen von Halle veröffentlicht hat; daß gerade in Halle besonders ungünstige Verhältnisse vorliegen, ist keinesfalls anzunehmen, ähnlich wie dort wird es auch anderwärts stehen.

Auch über die künftige Organisation des ärztlichen Schuldienstes zu reden, halte ich bei der Spärlichkeit der seitherigen Erfahrungen für verfrüht. Erst wenn die Einrichtung längere Zeit an vielen Orten durchgeführt ist, wenn ein gewisses Stadium des Uebergangs und gewissermaßen des Experiments dahingegangen, erst dann werden sich nach Austausch der gewonnenen Erfahrungen gewisse Normen aufstellen lassen. Wie bei jeder neugeschaffenen Einrichtung, so wird auch hier die erste Zeit eine Lehrzeit sein, während welcher Mißgriffe und Kollisionen nicht immer vermieden werden können. — Die Aufgabe des Schularztes wird eben wesentlich darin bestehen, Bau und Einrichtung von Schulhaus und Schulzimmern, die Schul- und Unterrichtsutensilien auf ihre sanitären Eigenschaften hin zu prüfen und zu beaufsichtigen, den Gesundheitszustand der Schüler zu überwachen, den Ursachen etwaiger öfter auftretender Kränklichkeit nachzuforschen, beim Ausbruch übertragbarer Krankheiten die erforderlichen Maßnahmen zu treffen und gemeinsam mit dem Schulleiter dem Schulbetrieb seine Aufmerksamkeit zu widmen. — Unter Schulbetrieb verstehe ich nicht die Technik des Unterrichts, die Aufstellung der Lehrpläne und Lehrziele, Aufgaben, die unter allen Umständen die Domäne der Schulmänner bleiben müssen, sondern die äußere Organisation, die Reinhaltung, Heizung, Beleuchtung und Ventilation des Schulzimmers, die Zahl der täglichen Schulstunden, die Vertheilung der Erholungspausen, der freien Nachmittage, die Aufeinanderfolge der verschiedenen Lehrgegenstände, die Einschiebung von Spiel- und Turnstunden, die Art des Turnunterrichts, ob derselbe mehr in der Art des Spiels unter Ausschaltung stärkerer Geistesanstrengung den jugendlichen Bewegungsdrang in geordnete Bahnen lenkt, oder ob er nur als Vorstufe des Kasernenhofdrills oder gar wie eine Vorbereitung zur Akrobatenlaufbahn gehandhabt wird.

Meine Aufgabe soll vorzugsweise die sein, in aller Bescheidenheit und ohne für meine Ausführungen eine andere Beachtung zu verlangen, als die, welche jede ehrlich ausgesprochene Ueberzeugung für sich fordern darf, meine Anschauungen kurz zu entwickeln über die Anforderungen, die man an das Wissen und Können des künftigen Schularztes zu stellen haben wird; ich halte solche Erörterungen gerade jetzt um deßwillen nicht für unnütz, weil meines Erachtens die allgemeinere Durchführung der ärztlichen Schulaufsicht nur eine Frage kürzerer Zeit ist und weil verhütet werden muß, daß Aerzte, die sich für diese ganz besondere Art von ärztlich-hygienischer Thätigkeit nicht eignen, in solche Stellungen hineinkommen, in denen sie beim besten Willen nichts ersprießliches leisten, sondern lediglich zur Diskreditirung der ganzen Einrichtung beitragen würden.

Man hat viel darüber gestritten, ob die Schulärzte aus den Kreisen der „beamteten", wie das schöne deutsche Wort heißt, oder der praktischen Aerzte gewählt werden sollen. Ich halte die ganze Streitfrage für eine sehr müßige und nur von Fall zu Fall, je nach den lokalen Verhältnissen, zu entscheidende. Für die Amtsärzte spricht vor allem ihre spezielle hygienische Schulung, ihre Uebung in der Beurtheilung bautechnischer und ähnlicher, dem Arzt sonst ferner liegender Fragen; sie werden aber nur selten die Zeit finden, neben der Erledigung ihrer Amtsgeschäfte die Schulaufsicht in jener sorgfältigen Weise durchzuführen, wie es verlangt werden muß; man wird darum in den meisten Fällen von der Heranziehung der Amtsärzte absehen und solche praktische Aerzte auswählen müssen, die in ein festes Dienstverhältniß zu der betreffenden Gemeinde treten und sich verpflichten können, die Schulaufsicht in dem gewünschten Umfang durchzuführen. Verlangt muß allerdings werden, daß diese Aerzte sich über ähnliche hygienische Kenntnisse ausweisen können, wie die Sanitätsbeamten, mögen sie nun die gleichen Studien und Prüfungen absolvirt haben wie diese, oder durch spezielle Beschäftigung mit hygienischen Fragen oder praktische Mitarbeit in kommunalen Angelegenheiten die nöthige Befähigung erworben haben.

Die hygienische Bildung allein genügt aber nicht, sie ist nur ein Theil dessen, was von dem Schularzt verlangt werden muß; derselbe muß weiterhin ein mitten im Leben der Praxis stehender Arzt sein, kein solcher mit nur einseitiger Ausbildung in irgend einem Spezialfach. Nur wer in der allgemeinen Praxis steht oder wenigstens gestanden hat, wahrt sich den freien Blick aufs Ganze, nur der Haus- und Familienarzt, der immer in erster Linie Kinderarzt ist, kennt die mannichfachen Einflüsse und Eindrücke, die auch im Elternhause auf den kindlichen Organismus einwirken, nur er ist imstande, sie in ihrer Bedeutung gegeneinander und gegen die Einflüsse der Schule abzuwägen und richtig zu würdigen.

Neben dem allgemeinen Gesundheitszustand erfordert die Funktionirung gewisser Organe, die ganz besonders in der Schule gebraucht und oft genug mißbraucht werden, die weitgehendste Berücksichtigung, ich meine die Funktionen des Auges, des Gehörs und der Sprache. Man kann sich nun allerdings keinen Schularzt verschreiben — und ein solcher Tausendsasa wird sich auch nicht oft finden — der auf allen drei Gebieten eine besondere spezialistische Ausbildung besitzt; letztere ist auch gar nicht nothwendig. Verlangt muß aber werden eine hinreichende Uebung in den einschlägigen Untersuchungsmethoden und eine nicht gerade oberflächliche Kenntniß der betreffenden Disciplinen. Es ist leicht gesagt, man könne für solche Untersuchungen Spezialisten heranziehen; die Kommune wird mit Recht neben dem Gehalt des Schularztes keine weiteren Geldmittel zur Ver-

fügung stellen, man wird auf den guten Willen und die Uneigennützigkeit der betreffenden Spezialisten angewiesen sein, und wenn daran auch in der Regel nicht zu zweifeln ist, so fragt es sich doch sehr, ob diese Untersuchungen dann so oft und so regelmäßig unter jenem Gefühl der persönlichen Verantwortung stattfinden werden, wie es noth thut. Abgesehen davon geht es nicht an, daß der Schularzt sich für eine Hauptseite seiner Thätigkeit fremde Hülfe sichern muß, noch weniger wird es zur Verbesserung seiner Stellung beitragen, wenn er beispielsweise in der Kenntniß der Sprachhygiene und der Behandlung sprachgebrechlicher Kinder von einem Lehrer, dem er Rathgeber sein soll, beschämt wird.

Noch manche andere Aufgaben werden im Laufe der Zeit an den Schularzt, der sich auf der Höhe seines Berufes halten will, herantreten; Untersuchungen über den Ermüdungswerth der einzelnen Lehrgegenstände werden in umfangreicherem Maßstabe und vielleicht in viel subtilerer Weise als bisher durchgeführt werden müssen. Vielleicht wird sich auf diesem Gebiet noch eine recht komplizirte Untersuchungstechnik, die spezieller Einübung bedarf, mit der Zeit herausbilden; für denjenigen, der sich überhaupt für den schulärztlichen Beruf eignet und Interesse an der Lösung der schwebenden Fragen hat, wird es keine Schwierigkeit bieten, sich da einzuarbeiten und weiterzubilden.

Die hier kurz skizzirten Anforderungen sind, wie zugegeben werden muß, keine geringfügigen; man darf aber auf der anderen Seite nicht vergessen, wie bedeutungsvoll die Stellung des Schularztes sein wird und welch ein großes Feld segensreicher Thätigkeit sich der geeigneten Persönlichkeit hier eröffnet. Es genügt eben nicht, dem Zug der Zeit nachzugeben und die nothwendigen Mittel zu bewilligen, man muß auch die richtigen Männer, mit den nöthigen Befugnissen ausgestattet, für die neugeschaffenen Stellungen aussuchen. Nur dann kann eine fruchtbringende Thätigkeit verlangt und erwartet werden.

Der Romancier des modernen Venedigs.

(Enrico Castelnuovo.)

Venedig, das in so vielen Beziehungen eine Sonderstellung unter den italienischen Städten einnimmt, kann auch in literarischer Hinsicht die Eigenthümlichkeit aufweisen, daß es vier wirklich lokale Schriftsteller ersten Ranges hervorgebracht hat, während sonst das literarische Leben der Lagunenstadt ganz besonders schal und nichtig erscheint. Es sind dies zwei Dramatiker: der alte, urwüchsige Goldoni und der kürzlich verstorbene Lustspielverfasser Giacinto Gallina, sowie zwei Romanverfasser: Antonio Fogazzaro und Enrico Castelnuovo.

Fogazzaro, der übrigens nicht in Venedig, sondern im naheliegenden Vicenza lebt, gilt im Auslande und namentlich in Frankreich als der Prototyp der Sittenschilderer des modernen Venedigs; der Venetianer aber weiß, daß Enrico Castelnuovo sein eigentlicher Schriftsteller ist, daß es seine treue, unermüdliche Feder ist, die das ganze venetianische Kleinleben mit all seinen variirten und unendlich pittoresken Typen, mit all seinem reichen, sonnigen Treiben auf dem Papier festhält; der Venetianer versteht die Castelnuovo'schen Werke als lebensprühende Texte zu dem bunten Schaffen und Wirken, das der Fremde staunend in den „Calles", auf den Kanälen, auf dem Markusplatze, auf dem Rialto, dem Canal grande, in den „Fondamenti", den „Rioas" sich regen sieht — er lebt in ihnen, fühlt in ihnen, hört sich in ihnen sprechen, ist mit ihnen vertraut wie mit seinen eigenen Zeitungen, er sieht alle seine kleinen Angelegenheiten bei ihnen debattirt, alle seine Ideen in ihnen pulsiren, alle seine Ideale in ihnen personifizirt — er blickt in sie hinein wie in ganz vertraute, bald ernste, bald heitere Spiegelbilder.

Und was die Schilderungen Castelnuovo's so überaus treffend macht, ist ganz besonders dieses, daß er als Schriftsteller alle die charakteristischen Eigenschaften seiner Mitbürger besitzt: eine scharfe, sich nie täuschende Intuition ohne eigentlich tieferes Studium, eine schlagfertige Ausdrucksweise, die immer das Richtige trifft und doch niemals grübelt, eine schwärmerische Romantik, die nie zu Passion heranwächst, ein leicht gerührtes Mitleidsgefühl, das schnell dem Humor weicht, eine skeptische Ironie, die gern die Schwächen und die Lächerlichkeiten der Zeitgenossen herausfindet und die doch nie zu Pessimismus wird. — Während das Mitleidsgefühl in der Literatur bei den Slaven (hauptsächlich bei Dostojewsky und theilweise bei Turgenjeff), die im ganzen im Leben wie literarisch den Italienern diametral entgegengesetzt sind, immer einen herben Beigeschmack hat, wird es bei einem Schriftsteller, wie Castelnuovo, nur ein leichtes Achselzucken, ein schnell entschlüpfter Seufzer über das Unabwendbare, das man nun einmal nehmen muß, wie es eben ist, weil es sich nicht ändern läßt.

Das charakteristische venetianische Wort „Paveretto" („der Arme" oder „der arme Teufel"), das man immer und immer in Venedig im Munde des Volkes hört, könnte als Titel über einer ganzen Reihe von Castelnuovo's Werken stehen. Wie Dostojewsky im Norden als der Dichter der Unterdrückten und „Ueberflüssigen" dasteht, so Castelnuovo im Süden.

Und aus diesem Gesichtspunkte heraus beschäftigt er sich speziell und vorzugsweise mit dem Studium des Frauenlebens. Das Unbefriedigte, in Schatten Gestellte, Gedemüthigte in so manchen Frauenexistenzen ist immer und immer sein Problem. Als ich jene Bekanntschaft zum erstenmal machte — es war im Sommer 1892 — spürte ich aus unserm ersten Gespräch diese ernste Sympathie mit dem seelischen Leben der Frau, ich sah den klar schauenden, ruhigen, gesunden Beobachter, den reifen, durchgebildeten Geist, der Aeußerlichkeiten jeder Art scheut und doch in die tiefsten Fibern der Frauennatur blicken möchte, um sie dichterisch festzuhalten. Ein Werk, wie z. B. Ibsens „Nora", das eben nach Italien gelangt war, ließ ihn kalt, es war immer der Naturgrund der Frau, der ihn fesselte. Er sah sie beständig in ihrem Drang nach Glück, nach reichem Seelenleben auf die Macht der äußeren Umstände stoßen, sie war für ihn, und besonders natürlich in der Gestalt der italienischen Frau, eine Art Märtyrerin ihrer eigenen tieffühlenden Natur und der äußeren kalten Welt.

Es war mir gleich klar, daß eine Analyse seiner Frauengestalten ein überaus interessantes Studium darbieten möchte, und eben aus diesem Gesichtspunkte heraus sind nachfolgende Untersuchungen hervorgegangen.

Vertiefen wir uns also in einige seiner Frauentypen.

In seinem allerersten Buch „Il Quaderno della Zia" (Das Tagebuch der Tante) ist es das Unbefriedigte, das sich Sehnende, das Resignirte, ja fast das „Verfauerte", das leider den Grundakkord in so mancher weiblichen Seele bildet, die keine Blüthe ansetzte, was er mit ergreifender Wahrheit dargestellt hat.

Ein junges Mädchen, welches die Natur etwas stiefmütterlich ausgestattet hat, aber reich und vornehm, hat das traurige Schicksal zu sehen, wie ihre Mutter, die nach immer schön und jugendlich ist, einen Liebhaber nimmt. — Ihr Vater stirbt und bald darauf heirathet die Mutter in einer Art Liebesrausch, unbekümmert um die Meinung der Welt, den Liebhaber. Diese Liebe, welche das junge Mädchen immer vor den Augen hat, gießt ein langsames Gift in

Digitized by Google

ihre Seele, erstens weil dieselbe das Haus ihres Vaters entehrt, und zweitens weil sie den Sinn und das Herz der Beobachterin durch ihre Gluth in Aufruhr bringt. Kahl und kalt gleitet das Leben der Tochter dahin, ihre Seele erstarrt und verzehrt sich nach und nach in bitterem Vermissen, in harter Moral, in ödem Neid. — Sie wird ein altes Mädchen, das ein Einsiedlerleben in der Mitte all ihrer Reichthümer führt. — Niemand liebt sie, von Niemand wird sie geliebt, und so stirbt sie unbeweint, unvermißt.

Mit überaus feiner und tragischer Ironie läßt der Verfasser ein Paar junge, frische Mädchen, ihre nächsten Verwandten und Erben, die ihren Nachlaß durchwühlen, neugierig und schelmisch das Heft öffnen, worin sie selbst, mit eigener Hand, die traurige Geschichte ihres Lebens aufgezeichnet hat. — Das Ganze ist fein, niedlich und durchsichtig erzählt, von einer echt venetianischen Lokalfarbe aus dem Anfange des Jahrhunderts umwoben.

Dieselbe Neigung, sich auf der einen Seite in das Frauenherz zu vertiefen, auf der anderen bei Existenzen zu weilen, die unterjocht, in ihrer Entwicklung gehemmt, sich selbst und Anderen zur Last sind „überflüssig" (um den Ausdruck von Turgenjeff zu gebrauchen), finde ich in den beiden nächsten Werken von Castelnuovo. „Troppo amato" („Zu viel geliebt!") und „Prima di partire" (vor der Abreise).

Wer hat diesen Verfasser gelehrt, so tief in die armen, verlorenen weiblichen Existenzen zu blicken, welche so widerstandslos im Lebenskampfe untergehen? Diese Frauen, die gerne reden möchten, aber es nicht wagen, die entweder eine zu sensible Seele, ein zu liebevolles Herz oder zu geringe Spannkraft im Existenzwirbel besitzen? Wo man in diesen beiden letzten Büchern hinblickt, findet man dieses tiefe Mitleid mit der Frau, und fast immer steuert ihr Schicksal dem Tragischen entgegen. Bald wird ihr Leben im Anprall gegen die harten Wogen der Gesellschaft geknickt, während sie noch eine feine, zarte Knospe ist, wie in „Troppo amato", bald ist ihr Leben ein langes, mächtiges Warten auf ein Glück, das niemals kommen wird, wie in der Novelle „Il Salone Giapponese" (aus Prima di partire). Nur könnte man dem Verfasser eine größere Aktualität in den Aufgaben dann und wann wünschen. Es sind immer und immer rein seelische Aufgaben: ein Gefühl der Verlassenheit, zu viel oder zu wenig Liebe, Sehnsucht nach den Mutterfreuden u. s. w., oder Drang nach einem selbständigeren Leben, nach größeren Aufgaben, reicherer Wirksamkeit, woran sie scheitern. — Es scheint mir eben, daß sich im venetianischen Leben vorzügliche Elemente für eine solche Behandlung finden dürften, wo auf der einen Seite die Frau aus dem Volke eine beinahe morgenländisch untergeordnete Stellung einnimmt und nicht damit zufrieden ist, und wo auf der anderen Seite die hochgestellte Frau ihr Leben, wie es mir scheint, mehr als irgendwo auf der Welt, mit nichtigen Zerstreuungen ausfüllt. Sollte nicht hier irgendein Unbefriedigtsein anderer Art von großem psychologischem Interesse gähren?

Man könnte Castelnuovo's Roman „Troppo amato" eine „Tragödie aus dem alltäglichen Leben" nennen, so einfach und schmucklos ist hier ein tief-trauriges Liebesdrama vor uns entrollt. Das Ganze ist wie ein wehmüthiges Klagelied der Liebe, die nicht das Recht bekam, glücklich zu sein. — Echt venetianisch fängt diese Liebe zwischen zwei ganz jungen Kindern an — der Roman spielt im modernen Leben und in den aristokratischen Kreisen — eine Liebeständelei zwischen zwei Balkonen.

Hier haben wir das ganze obligate Spiel mit dem Zwinkern der Augen, die Blumensprache, den signalisirenden Fenstervorhängen, den Klavierstücken, die eine Art Freimaurersprache zwischen den beiden Liebenden bilden. . . . Aber der Funken an und für sich ist kein Spiel, wie er unter anderen Umständen, unter anderen Himmelsstrichen, wohl oft sein würde. Er ist mächtig, absolut, allbestimmend, wie der Funken, der einst zwischen Romeo und Giulia zündete. Man muß längere Zeit in Italien gelebt haben, um überhaupt daran zu glauben, daß eine solche Erotik noch in unsrer skeptischen Zeit existiren kann. Ich habe in Venedig, aber noch mehr in Florenz, Neapel und Rom ernste Liebesdramen gesehen, die lange, lange Zeit nur von einem Blick, einem sehnsuchtvollen Schmachten in etlichen Meter Abstand unter den Fenstern der Geliebten gelebt haben. Um dieses zu erreichen, wandelte der Liebhaber, „l'amoroso", oft stundenlang in hartem Winterfrost nachts auf der öden Straße mit der kärglichen Ausbeute: daß sie ihm vielleicht ein Lächeln geschenkt hatte und oft nicht einmal dieses. Vielmals mußte er sich nur mit dem Licht, das er hinter ihren Gardinen schimmern sah, begnügen. — Und solche sentimentale Liebesdramen endigen oft mit Selbstmord, Wahnsinn, Duell oder Aehnlichem.

Doch der Verfasser hat hier keinen verliebten Spaß schreiben wollen, sondern ein düsteres Drama aus dem wirklichen Leben. Es sind ganz unbedeutende Umstände: nichtssagender Rangesunterschied, Familienzwiste ꝛc., die die Liebenden trennten, der junge Mann muß wegreisen, um Offiziersdienst in Capua und Afrika zu leisten, das Leben der Mädchen verzehrt sich im bangen Warten, in wilden Hallucinationen und Träumen in fieberhafter Unruhe über sein Kriegsgeschick. — Und endlich — statt der heißersehnten Rückkehr kommt die Todesbotschaft: Er ist gefallen! Wie eine geknickte Blume sinkt sie hin, das Buch endigt, sie auf einem hoffnungslosen Krankenbett lassend.

Alles dieses ist mit großer und doch überzeugender Einfachheit erzählt, das Gefühl ist klar und elementar, nichts verfeinertes, modernes, unruhiges mischt sich darein, alles ist wahr und schmucklos.

Bisweilen könnte man wohl eine etwas größere Spontaneität in der Psychologie wünschen, und doch, man läßt diesen Wunsch bald, um sich an der großen, breiten, echt epischen Wirkung zu freuen.

Einen fast noch klareren und ruhigeren Eindruck machen die kleinen Novellen in „Prima di partire": der Pinsel ist hier feiner, er berührt zartere Fragen und reichere psychologische Abstufungen. Es ist hier wieder eine Galerie von bleichen, bescheidenen, ängstlich gegen das Licht strebenden oder blaß verkommenen Frauengestalten; Blumen, die an der Grabeskante des Lebens wachsen und die jeden Augenblick mit dem Fuß getreten werden können, ohne daß die Welt es bemerken würde. Der Dichter aber hat sie entdeckt, er hat sie lieb gewonnen und sie zu einem wehmüthig stimmenden Strauß gebunden. Er fühlt eine mitleidvolle Freude an ihrer bleichen, zarten, armseligen Natur, er liebt sie wegen ihrer feinen, unberührten Seele, er vertieft sich in ihren ängstlich bangenden, nach dem Glück strebenden Stimmungen.

Ich kann nicht leugnen, es befremdet etwas, daß eben ein venetianischer Dichter solche Typen lieb gewonnen hat, die so häufig in den slavischen und nordischen Ländern vorkommen und die auch oft ihr bleiches Dasein an den Ufern der Themse und der Seine, als Arbeiterinnen in der großen Maschinerie der Koloß-Städte führen (vgl. zum Beispiel ähnliche Schilderungen von Dickens und Daudet); aber alle jene glänzenden Prachtblumen, die man in Straßen und Gassen zu Venedig sieht, sowohl im Leben des Volkes, wie in den eleganten Cafés am Markusplatz, alle diese früh entwickelten, strahlenden, elegant gekleideten, vielleicht etwas „overdressed" Frauengestalten, die mit herausforderndem Blicke und selbstsicherer Haltung stundenlang den Markusplatz auf und ab spazieren und sich zum Klang

der Musik lächeln — können wirklich mehrere von ihnen so zart, so ängstlich, so dem feinsten verborgenen Seelenleben zugänglich sein, wie die Frauen, die Castelnuovo uns zeigt? Ist es nicht eher der Dichter, der, dieser reellen und etwas leeren Erscheinungen satt, sich zu ihrem ideellen Gegenstück hinsehnt? Ich bin geneigt, es zu glauben. Man findet eine ähnliche Bewegung, aber in entgegengesetzter Richtung, bei verschiedenen, jugendlichen Schriftstellern, die in ärmlichen und verkommenen Umgebungen leben und die es lieben, strahlende üppige Weiber, um welche die Seide knistert und das Gold rauscht und deren Herzen kalt wie Marmor sind, zu schildern.

Aus dem innigsten menschlichen Mitleid herausgeschrieben ist die feine Skizze: „Il Natale di Ninetta“ (Ninetta's Weihnachten), in der ein armes, kleines Dienstmädchen an einem eisigen Weihnachtsabend einen weiten Weg machen muß, um für ihren tyrannischen Hausherrn eine Nummer von „Secolo“ zu kaufen. Sie friert vor Kälte und Unbehagen zusammen und blickt wehmuthsvoll zu den Fenstern hinein, wo andere Kinder eine fröhliche Weihnacht feiern. Dann trifft sie auf dem Wege eine kleine kranke Katze, die sie zärtlich an ihrem Busen nach Hause trägt und in ihrem Bett pflegt und erwärmt. In der Liebe und Güte zu diesem ärmlich lebenden Wesen, das noch bedauernswerther als sie selbst ist, findet sie ihre Weihnachtsfreude.

Castelnuovo hat uns aber nie schärfer und geistreicher den ganzen besonderen Frauentypus, den er darzustellen liebt, gezeigt, als in der Novelle, welche die Sammlung abschließt. Die Geschichte „La Bambina“ ist fast barock, vielleicht nicht ganz wahrscheinlich, aber durch und durch charakteristisch.

„La Bambina“ bedeutet „Das Kind“, „Das kleine Kind“. Es ist ein junges Mädchen, das man ihr ganzes Leben so nennt, weil sie eine unentwickelte, fragile Konstitution hat und, ohne ganz in ihrer Entfaltung gehemmt zu sein, doch immer eine kleine Arme ist — kein junges Mädchen, aber ein altes Kind mit einem feinen, blassen, kränklichen Gesichtchen und kleinen, schwachen, marklosen Händchen und Füßchen.

Aber hinter diesem unentwickelten Körper verbirgt sich eine reiche Frauenseele mit all ihrem Drang nach Glück und Liebe, mit heftigen Leidenschaften, mit einem ausgeprägten Gefühl des Stolzes und der Eifersucht.

Und als „das Kindchen“, das von Keinem bemerkt wird, auf welchem noch nie der Blick eines Mannes mit Wohlbehagen geruht hat, einmal sich verliebt, und als sie eines Tages zufällig sieht, wie der junge Mann, den sie liebt, eine robuste junge Person umarmt und küßt, wird sie vor lauter heftigem Leiden plötzlich schwer krank und stirbt in ein paar Tagen. . . .

Die Novelle endigt so:

„Wen begräbt man?“

„O, es ist nur das ‚Kindchen‘ Ninucci,“ antwortete ein Vorbeigehender.

Das ‚Kindchen‘ war aber 19 Jahre alt!

Ein junges Mädchen von 19 Jahren, das nie etwas von Glück gekannt hat, zartfühlend, zurückgesetzt und unbeachtet, dessen armes Leben plötzlich mit einem Schlag von einem grausamen Schicksal geknickt wird — das ist ja recht die Lieblingsgestalt eines Dichters, der mit so vielem Mitleid die Frau betrachtet!

Venedig. Rosalia Jacobsen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Adalbert von Prag. Von Lic. H. G. Voigt, a. a. Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr. Verlag der Akademischen Buchhandlung W. Faber u. Co., Westend-Berlin 1898. Preis 6 M. — Die 900jährige Gedächtnißfeier, welche die katholische Welt vor ca. Jahresfrist zu Ehren Adalberts beging, hat die Person dieses Heiligen wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Ein großes Prachtwerk und mehrere Abhandlungen, die sich mit seinem Leben und Wirken beschäftigen, sind im vergangenen Jahr erschienen. Das vorliegende Buch soll keine Festschrift sein, die den Gefeierten verherrlicht und ihn dem Volke näher bringt. Sie ist eine streng wissenschaftliche Arbeit, bei der der Verfasser, ein evangelischer Theologe, sich bemüht hat, die Dinge nüchtern in ihrer schlichten Geschichtlichkeit zu sehen. Ein umfassendes, zum Theil schwer zugängliches Quellenmaterial hat dem Verfasser zu Gebote gestanden, und mit Umsicht und scharfsinniger Kritik hat er sich dasselbe dienstbar gemacht. Kirchengeschichtliche wie kirchenrechtliche Fragen sind mit gleichem Geschick an der Hand der Quellen entschieden aber doch wenigstens eingehend erörtert. Ueberall ist unterschieden zwischen den positiven, historisch nachweisbaren Thatsachen und dem, was als legendenhafte Nachricht anzusehen ist. Der Lebensgeschichte Adalberts schickt Verfasser eine kurze Schilderung der wohl nur wenig bekannten älteren Geschichte Böhmens und der Einführung des Christenthums in die böhmischen Lande voraus. In übersichtlicher Weise werden wir so zunächst über die Verhältnisse orientirt, unter denen Adalbert das Licht der Welt erblickte und seine irdische Laufbahn begann. Dann lernen wir Adalberts Jugend in Libice und Magdeburg kennen, ferner seinen Aufenthalt in Prag bis zur Erhebung auf den Bischofsstuhl, seine bischöfliche Wirksamkeit und die Konflikte mit der weltlichen Obrigkeit, welche schließlich zum Verlassen von Prag geführt haben. Wir begleiten den Bischof weiter nach Rom, wo er, nachdem der Papst seinen Verzicht auf das Bischofsamt angenommen hatte, in das Kloster von St. Bonifaz und Alexius eintrat; damit war er, dessen Gesinnung schon längst eine mönchische gewesen, auch äußerlich zum Mönch geworden. Allein nicht lange sollte es ihm vergönnt sein, in völliger Abgeschiedenheit von der Welt sich der Uebung klösterlicher Askese hinzugeben. Schon nach 3 Jahren wurde er auf Verlangen des böhmischen Volkes vom Papst nach Prag zurückgesandt. Damit begann für Adalbert die zweite Periode bischöflicher Wirksamkeit, in der er die größten äußeren Erfolge erlebte, die aber nicht lange gewährt hat. Bald brach ein neuer verschärfter Konflikt mit dem böhmischen Adel aus und Adalbert verließ zum zweitenmal seinen Bischofssitz. Er begab sich wieder nach Rom, wo er Gelegenheit fand, in enge Beziehungen zu dem damals dort anwesenden jugendlichen Kaiser Otto III. zu treten. Jedoch kaum ein halbes Jahr war ihm gestattet, in der ewigen Stadt in seinem Kloster zu bleiben. Auf Drängen seines Erzbischofs befahl ihm der Papst, wieder nach Prag zurückzukehren, um dort seines Hirtenamtes zu walten. Nur wenn die Böhmen sich noch ablehnend verhalten würden gegen sein Wort, sollte er von seinem Amte entbunden werden und seine Lieblingsidee, Heidenmissionär zu werden, verwirklichen dürfen. War ihm die Ruhe des Klosterlebens nicht vergönnt, so trug er jetzt das glühende Verlangen, das Evangelium den Heiden zu bringen und sich womöglich die Märtyrerkrone zu erwerben. Dieser Wunsch ging ihm in Erfüllung. Das böhmische Volk wies ihn ab, und er zog über Deutschland, Frankreich und Polen nach dem heidnischen Preußen. In einem besonderen Kapitel schildert der Verfasser die Kulturzustände und vornehmlich die religiösen Anschauungen des Volkes, unter dem Adalbert seine Missionsthätigkeit entwickeln wollte. In einem weiteren Kapitel erörtert er mit großer Sach- und Ortskenntniß die sehr bestrittenen Fragen, wo Adalbert zuerst den preußischen Boden betreten und wo er dann den Märtyrertod erlitten hat. Ersteres, nimmt er an, sei bei Tenkitten, letzteres dagegen weiter südlich auf der Samlands-Landzunge geschehen. Zum Schluß werden einzelne mit dem Märtyrerthum Adalberts in Zusammenhang stehende Ereignisse besprochen, insbesondere seine Heiligsprechung im Jahre 999, die Erwerbung seiner irdischen Ueberreste durch den polnischen Fürsten Boleslaw und die Transferirung derselben nach Gnesen, welches infolgedessen zum Erzstift erhoben wurde. Die zwischen den beiden Metropolen Gnesen und Prag obschwebende Streitfrage, wer von ihnen gegenwärtig die echten Reliquien Adalberts besitze, ist nach der Ansicht des Verfassers nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Er hält es sogar für möglich, daß weder Prag

Digitized by Google

noch Gnesen im Besitze derselben sei. Das Urtheil, welches Verfasser über die Person Adalberts fällt, zeichnet sich durchweg aus durch große Objektivität. Er sieht in ihm naturgemäß nicht nur den katholischen Heiligen, sondern den Menschen, der nicht frei ist von menschlichen Fehlern und Schwächen. Er sieht aber auch nicht an, die Verdienste des katholischen Märtyrers anzuerkennen, wo er sie findet. — Uns erscheint das Buch als eine werthvolle Gabe für den Kirchenhistoriker. Daß zahlreiche interessante kirchenrechtliche Fragen in ihm erörtert sind, ist bereits erwähnt. Hier sei noch hervorgehoben, daß es wichtige Beiträge zur mittelalterlichen Kulturgeschichte enthält und von Jedem mit Gewinn gelesen werden wird, der für diese ein Interesse hat.

Jena. Schaen.

Karl Busse: Novalis' Lyrik. Oppeln, Verlag von Maske, 1898. 156 S. Preis 3 M. — Das dem bekannten Germanisten Wolfgang Golther in Rostock zugeeignete Buch zeichnet sich durch zwei Vorzüge aus. Zunächst ist es mit einer philologischen Genauigkeit geschrieben, die wenig zu wünschen übrig läßt. Peinliches Quellenstudium und Schärfe der Gedankenentwicklung müssen rühmend hervorgehoben werden. Der Verfasser bemüht sich in recht überzeugender Beweisführung, eine neue Datirung der Hymnen zu begründen, und liefert beachtenswerthe Beiträge für ihre Entstehungsgeschichte. Seine in der Vorbemerkung ausgesprochene Absicht, „einer Biographie Hardenbergs vorzuarbeiten, die trotz trefflicher Ansätze von Dilthey, Haym, Schubart und Bing uns noch immer fehlt", dürfte zu gutem Theil als erreicht gelten. Was das Buch aber außer der philologischen Korrektheit besonders empfiehlt, ist, daß hier nicht ein Fachgelehrter, sondern ein Dichter zu uns spricht, der auf einem Abstecher ins Gebiet der literarhistorischen Arbeit mit künstlerischem Feingefühl Novalis' dichterische Persönlichkeit erforscht und das Erforschte klar zum Ausdruck bringt. Den ästhetischen Erörterungen des Buches gebührt vor den rein philologischen der Vorzug, nur wäre ihnen eine etwas größere Knappheit der Form zu wünschen. Busse nimmt mit vollem Recht an, daß das werthvollste von Novalis' Werken nicht in den Hymnen an die Nacht, die so oft von Literarhistorikern als höchste Poesie gepriesen werden, sondern in den „reinen, lyrischen Kunstschöpfungen", besonders in einigen der geistlichen Gedichte und der Osterdingen-Lieder, zu suchen sei. — Der unverhältnißmäßig hohe Preis des Buches wird einer weiteren Verbreitung hinderlich sein. H. B.

A. F. In Berlin sind Motorwagen auf den Straßen, von den elektrischen Straßenbahnen abgesehen, noch eine recht seltene Erscheinung. Daß es in 10 Jahren längstens damit aber ganz anders bestellt sein wird, dafür braucht man nicht bis auf den Propheten Nahum zurückzugehen, der — wie kürzlich im Anschluß an einen Vortrag des Baurath Klase „über die neuere Entwicklung und den derzeitigen Stand des Motorwagenwesens" im „Berliner Bezirks-Verein Deutscher Ingenieure" mitgetheilt wurde —, unter anderem auch über die Motorwagen geweissagt haben soll. Die betreffende Prophezeiung steht Kap. 2, V. 5 und lautet: „Die Wagen rasen auf den Gassen und rasseln auf den Straßen, sie blicken wie Fackeln und fahren untereinander her wie die Blitze." Nun, „rasseln" werden die Motorwagen einer nahen Zukunft sicher nicht, sintemal sie mit Rädern aus Kautschuk versehen sein werden, die Prophet Nahum nach nicht kannte, aber „wie Fackeln blicken" werden sie sicher, weil anscheinend nur die elektrisch betriebenen Wagen Aussicht haben, sich einzuführen und weil diese abends auch elektrisch erleuchtet sein werden. In jedem Falle war, was der Vortragende über den Fortschritt der Motorwagen berichtete, sehr interessant und für eine ähnliche Entwicklung dieser Gefährt sprechend, wie wir deren Zeuge bei dem Fahrradwesen im Laufe der letzten 10 Jahre gewesen sind. Kein Geringerer als Isaak Newton soll die ersten Motorwagen konstruirt haben, indem er einen Dampfkessel mit einem Radgestell verband und aus dem ersteren kontinuirlich einen Dampfstrahl nach rückwärts austreten ließ, dessen Rückstoß den Wagen antrieb. Zur Zeit der ersten französischen Revolution machte dann die Erfindung des Franzosen Cugnot von sich reden, der einen kleinen Wagen durch Dampfmotor betrieb. Ohne Zweifel hat sich dieser Wagen bewegt, sogar schnell bewegt, denn er zerschellte an einer Mauer. Die schweren politischen Zeiten verhinderten die Wiederholung, die Ruinen des Wagens aber werden heute noch in einem Pariser Museum aufbewahrt. Amerikanische Erfinder setzten dann die Versuche mehr oder weniger glücklich fort, bis die Erfindung der Eisenbahn für Jahrzehnte alle Gedanken an einen von Schienen unabhängigen Motorwagen in den Hintergrund drängte. Erst von 1873 ab wurden die Versuche wieder aufgenommen, und zwar in Paris. Einen beachtenswerthen Erfolg hatte dann Daimler in Cannstatt (1878), sowie Benz in Mannheim, deren Wagen durch einen Petroleum-, bezw. Benzinmotor betrieben werden. Später ging die Führerrolle auf die Franzosen über, die 1894, 1895, 1896 und noch im März dieses Jahres Wettfahrten von Motorwagen zwischen Paris und Bordeaux, Paris und Marseille und vor kurzem zwischen Marseille und Nizza veranstalteten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Wettbewerbe die Sache ganz außerordentlich gefördert und den Weg für dauernde Erfolge geebnet haben. Drei Bewegungsprinzipien sind es im wesentlichen, welche zur Anwendung gelangen, die Uebertragung der Kolbenbewegung eines Petroleum- oder Benzin-Motors auf die Hinterräder, die Anwendung eines beliebigen Dampfmotors in ähnlicher Weise oder der unmittelbare Antrieb der Räder durch eine von Accumulatoren gespeiste Dynamomaschine. Das erste Prinzip scheint aus einem einfachen Grunde die richtige Lösung nicht zu sein, so gut sich auch die nach ihm gebauten Wagen von Lavassor bei den Wettfahrten bewährt haben. Der Grund liegt darin, daß jede Hubbewegung nur eine bestimmte Kraft überträgt, die für den einzelnen Hub weder gesteigert noch vermindert werden kann. Größere Kraftleistungen sind daher nur durch Vermehrung der Geschwindigkeit des Motors zu erreichen. Da aber in vielen Fällen große Kraftleistungen bei langsamer Bewegung des Wagens, wie beim Bergauffahren, erfordert werden und umgekehrt geringe bei schneller Bewegung, wie beim Bergabfahren, so bedingt dieser Umstand ein häufiges Aendern der Radübersetzungen. Hiedurch wird aber nicht bloß die Konstruktion verwickelt und das Gewicht des Wagens erhöht, sondern auch die Bedienung während der Fahrt sehr erschwert. In seinem automatischen Dampfmotor, der automatisch auch in Bezug auf die Speisung des aus Röhren von nierenförmigem Querschnitt gebildeten Kessels ist, begegnet der Franzose Serpollet diesen Mängeln und erreicht eine bemerkenswerth einfache Konstruktion; aber es ist klar, daß die Nothwendigkeit der Aufbringung einer Feuerung auf den Wagen die Anwendung des Dampfes als Betriebsmittel nicht empfehlenswerth macht. Das elektrische Prinzip löst alle oben dargelegten Schwierigkeiten auf die einfachste Weise. Seiner Anwendung steht bisher nur das große Gewicht der Accumulatoren im Wege; eine Erfindung, welche die Kapazität der Sammler vermehrte, ohne ihr Gewicht zu vermehren, würde diesem Prinzip zur alleinigen Anwendung verhelfen. Doch auch schon bei dem gegenwärtigen Stand der Sache verdient der elektrische Betrieb den Vorzug, freilich auf einer anderen Grundlage, als der mit Accumulatorrelais längs des Weges arbeitende elektrische Wagen, welcher bei der Wettfahrt Paris-Bordeaux zur Anwendung kam und an Unkosten der Fahrt 37,000 Francs erforderte. Durch außerordentliche Einfachheit ausgezeichnet ist ein elektrischer Motorwagen, den die Firma Pope u. Kamp. in Herdfort, Amerika, baut und der in wenigen Exemplaren auch schon in Berlin vorhanden ist. Dieser Wagen wurde, wie auch alle anderen bei den Wettbewerben mit Preisen ausgezeichneten Wagen, vom Vortragenden in höchst gelungenen Lichtbildern vorgeführt. Der Schluß brachte die kinematographische Aufnahme des Potsdamer Platzes während eines Versuchs mit vier verschiedenen Motorwagen, der am 30. September vorigen Jahres angestellt worden ist. Diese Vorführung war noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie das Straßenbild während ungleich längerer Zeit festhielt, als dies sonst zu den Eigenheiten des Kinematographen gehört. — Seit dem Herbst vorigen Jahres besteht unter der Leitung des Vortragenden eine Gesellschaft in Berlin behufs Förderung des Motorwagenwesens, welche bestrebt ist, den Vorsprung wiedereinzuholen, den Frankreich, England und Amerika auf diesem Gebiet erreicht haben.

B. W. C. Aus Madrid wird telegraphirt, daß ein Vortrag Prof. Behrings über ein neues Heilserum gegen hochgradige Tuberkulose, das er gefunden hat, ein allgemeines, leicht begreifliches Aufsehen erregt. Die versammelten Fachleute sind der Meinung, daß die Behring'sche Entdeckung einen großen Fortschritt in der Heilung der Lungentuberkulose bedeutet. Großes Interesse erregt auch die Mittheilung Professor Tinklers (Bonn) über künstliches Eiweiß, das geeignet zu sein scheint, eine Umwälzung in der gesammten Volksernährung hervorzurufen.

* Von dem Kongreß der Luftschiffahrt, der vor Ostern in Straßburg tagte, wird uns noch berichtet, daß man sich unter den vielen vorgelegten Instrumentarien auf die allgemeine Verwendung der vom Professor Dr. Hergesell, Präsident des Straßburger meteorologischen Instituts, und vom Hauptmann in der deutschen Armee Moedebeck demonstrirten Objekte einigte; auch wurde beschlossen, daß von den meisten Staaten die Ballons sondés künftighin gleichzeitig aufgelassen werden. Ferner wurde die Nothwendigkeit hervorgehoben, daß die Bevölkerung in geeigneter Weise über den Werth und die Behandlungsweise falscher Ballons, wenn sie gefallen sind, belehrt werde. Um dessen Auffindung und Bergung zu erleichtern, wurde die Bestimmung getroffen, daß ein jeder solcher Ballon eine herabhängende Fahne mit sich führe, auf welcher in mehreren Sprachen zu lesen ist: „Vorsicht", „Feuer und Pfeifen weg!" „Dreißig Gulden Belohnung!" „Oeffnet die rothe Tasche!" u. s. w. Man hofft dadurch, die abenteuerlichen Zwischenfälle, welche noch immer vorkommen, vermeiden zu können. Uebrigens sind, wie berichtet wurde, die 58 Ballons sondés, welche bis nun aufgestiegen sind, alle gefunden worden. Auch die Mitwirkung der Tagespresse wurde für wichtig erklärt, damit sie, wenn ein Ballon an einem Ort gesehen wird, dies sogleich überallhin verbreiten könne. Die nächste gemeinsame internationale Auffahrt wird an einem Tag zwischen 1. und 10. Juni erfolgen, und zwar werden gleichzeitig bemannte und unbemannte Auffahrten in Wien, Krakau, Berlin, München, Straßburg, Paris, St. Petersburg, Moskau und Warschau veranstaltet.

* **Nürnberg,** 13. April. Der fünfte deutsche Historikertag wurde heute hier unter Theilnahme von etwa 100 Geschichtsforschern eröffnet, nachdem schon gestern Abend ein privater Empfang für die Theilnehmer im „Museum" stattgefunden hatte. Bei der heute Vormittag erfolgenden offiziellen Begrüßung sprachen Regierungspräsident Dr. Schelling im Namen der Regierung, Bürgermeister Täubler im Namen der Stadt Nürnberg und Dr. v. Bezold als Vertreter des Germanischen Nationalmuseums. Unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Stieve (München) fand sodann die erste geschlossene Sitzung statt, in der über die „Förderung der Erschließung des vatikanischen Archivs" von Prof. Dr. Hansen (Köln) referirt wurde. Korreferent war Geheimrath Dr. v. Weech (Karlsruhe). Sodann hielt in öffentlicher Versammlung (im großen Rathhaussaale) Prof. Dr. Kaufmann (Breslau) einen geistvollen Vortrag über die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert, über den wir noch ausführlich berichten werden.

* **Köln.** Am 7. April ist hier Dr. Erkelenz, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und Vorsitzender des Vereins höherer Mädchenschulen in Rheinpreußen, Westfalen und Hessen-Nassau, einer der hervorragendsten Vorkämpfer für die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens, gestorben.

* Der Lehrkörper der Universität Freiburg in der Schweiz ist jetzt wieder vollzählig. Nach dem Regierungsblatt, der „Liberté", besteht er nunmehr aus 56 Professoren (11 für Theologie, 16 für Jurisprudenz, 18 für Philosophie, Philologie und Geschichte, 11 für Mathematik und Naturwissenschaft). Der Unterricht wird in französischer, deutscher und lateinischer Sprache gegeben. Unter den neuberufenen Dozenten ist ein Protestant.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Knut Hamsun: Redakteur Lynge. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria v. Borch. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1898. — Derf.: Hunger, übers. von Maria v. Borch. 2. Auflage. Ebd. — *The Studio* an illustrated magazine of fine and applied art. vol. 12. London, office of the Studio 1898. — Politische Geschichte der Gegenwart. Begründet von Wilhelm Müller, fortgeführt von Dr. Karl Wippermann. XXXI. Das Jahr 1897. Berlin, Julius Springer 1898. — Die Erhebung Schleswig-Holsteins vom 24. März 1848. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von K. Fr. L. Sammer. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — Dr. Gustav Jarl: Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. München, C. H. Beck 1898. — M. Goers: Die Tragik in Schillers Jungfrau von Orleans. Aus Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 12. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Aus Lydien: Epigraphisch-geographische Reisefrüchte, hinterlassen von Karl Buresch, hggb. von Otto Ribbeck. Mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig. Ebd. — Prof. Dr. Danz: Laienverstand und Rechtsprechung (§§ 157, 242 B.G.-B.). Aus Iherings Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts, 38. Band, 2. Folge, 2. Band. Jena, Gustav Fischer 1898. — J. M. Barrie: Eine schottische Mutter. Von ihrem Sohne. Uebersetzung aus dem Englischen von Ina Bock. Mit einem Bildniß. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898. — *Jean Hubert.* Auteur d'une sonate. Etude de Robert Schumann. Paris, Fischbacher 1898. — *La Presse Internationale.* Revue bi-mensuelle illustrée. Dir. par *Maxime Serpeille* et *Maurice Feuillet.* No. 2. année. Paris 1898. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hggb. vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag: Oskar Kraus: Die Kulturaufgabe der Gegenwart; Julius Jung: Theoderich der Große; Dr. Karl Walker: Die Kompetenz der Religion, der Ethik, des Patriotismus, der Verfassung, Gesetzgebung u. s. w., mit besonderer Berücksichtigung der Frage der Beleidigungen und der Preßfreiheit. Leipzig, Arwed Strauch 1898. — Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft. Hggb. von Dr. Karl Stumpf. 1. Heft. K. Stumpf: Konsonanz und Dissonanz. Leipzig, J. A. Barth 1898. — Hugo Wesendonck: Erinnerungen aus dem Jahre 1848. New-York 1898. — Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. 850 Bildnisse nebst genealogischen Notizen v. F. A. Graf Wrangel. Prabeheft. Stockholm, Hasse, W. Tullberg. — Gotteshülfe. Gesammelte Andachten von Pfarrer Fr. Naumann. 3. Band. 8. Heft: Dr. W. Rein: Erziehungs- und Bildungs-Ideale. Ebd. — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1897. 4. Jahrgang, hggb. von Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters 1898. — Otto Simon: Friedrich Haase. Eine dramaturgische Studie. Berlin, Al. Duncker 1898. — John Henry Mackay: Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin, Schuster u. Löffler 1898. — Max Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes „Der Einzige und sein Eigenthum" aus den Jahren 1842—1847, hggb. von J. H. Mackay. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Laienverstand und Rechtsprechung

(§§ 157, 242 B.G.B.).

Von (18402)

Prof. Dr. Danz,

Oberlandesgerichtsrath in Jena.

Preis: 2 Mark 50 Pf.

Abdruck aus Iherings Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerl. Rechts. 2. Folge 11. Band.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 15. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder. Von Karl Lamprecht. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.[1])

Von Karl Lamprecht.

Indem ich es wage, Ihnen in dem Verlauf einer kurzen Stunde eine Uebersicht über den Gang der Geschichtswissenschaft während des letzten Jahrhunderts zu geben, schrecke ich fast vor der ungeheuren Aufgabe zurück. Ich kann Ihnen nicht ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen einzelner großer Persönlichkeiten auf historiographischem Gebiete geben, so verlockend und lohnend diese Aufgabe an sich sein würde. Die Portraits würden sich in diesem Falle so eng aneinander drängen, daß nichts übrig bliebe, als der beängstigende Eindruck eines überfüllten Museums. Ich vermag Ihnen nur die großen Richtungen und die allgemeinen Errungenschaften vorzuführen, die dies Jahrhundert unsrer Wissenschaft gebracht hat; es heißt für mich: die Sache rede und der Name schweige.

Das deutsche Mittelalter hatte sich auf historischem Gebiete einer eigentlichen kritischen Methode nicht erfreut; kritische Erscheinungen, soweit sie auftreten, stehen vereinzelt. Vielmehr stand es zur Vergangenheit noch in dem naiven Verhältniß einer durch kritischen Verstand ungesichteten Ueberlieferung: Sage in ältester Zeit, später historisches Sagelied, endlich Aufzeichnungen bestimmter Thatsachen zur Einführung in das praktische Verständniß der Gegenwart und der Zukunft und die Anfänge eigentlicher Memoiren: das sind die Formen der geschichtlichen Auffassung, soweit diese nicht durch den Einfluß der Kirche und der Antike über sich selbst hinausgehoben wird. Ueber diese Formen der Ueberlieferung aber ist eine wunderbar feine und wohldurchdachte historische Metaphysik gespannt, die christliche Lehre von den vier Weltaltern, dem tausendjährigen Reich und dem Uebergang der geschichtlichen Entwicklung in die Tage des Gerichts und der Wiederkunft Christi.

Der eigentliche Kern dieser Metaphysik ist noch weit über das Mittelalter hinaus erhalten geblieben; er kehrt wieder in den universalgeschichtlichen Anschauungen Bossuets, er bildet, nunmehr in die Formen rationalistischen Denkens gezogen, noch den Pol des Denkens bei Lessing in dessen Philosophemen über die Erziehung des Menschengeschlechts; er klingt noch bei Herder an, und er gibt vor allem noch dem Kant'schen Denken jenen teleologischen Charakter, jene Richtung auf die Annahme eines Abschlusses der weltgeschichtlichen Entwicklung in einem großen Universalfrieden der Völker, der dann für die historische Auffassung des 19. Jahrhunderts noch so bedeutsam geworden ist.

Aber während so das allgemeine geschichtliche Denken des Mittelalters in die neueren Zeiten hinein fortdauerte, weil es aufs tiefste aus dem Gedankenvorrath der ersten Jahrhunderte des Christenthums, also des Zeitalters einer höchst entwickelten Kultur, befruchtet war, gingen die speziellen historischen Auffassungsformen des Mittelalters, Relation und vor allem Sage und Sagelied, in den großen Wandlungen des Seelenlebens während des 15. und 16. Jahrhunderts zugrunde. Wie konnten sie bestehen bleiben in einer Zeit, da das Individuum nicht mehr gebunden erachtet wurde durch die gemeinsamen Anschauungsformen der Nation, denen Sage und Sagelied, und der Genossenschaft, denen die Relation entsprungen war, da es vielmehr frei zu sein strebte und sich loslöste von einer Vergangenheit, deren anders gearteter geistiger Charakter lebhaft als solcher empfunden ward. Indem man sich aber von der Vergangenheit zeitlich trennte, lernte man sie als fremd anschauen: sah sie an mit historischem Auge. Eine gänzlich andere Auffassung als die bisherige trat ein: das Fremde in seiner wahrhaften Wirklichkeit an sich zu erkennen, die Vergangenheit wissenschaftlich anzuschauen, wurde zur Aufgabe.

Aber war es möglich, ihr gerecht zu werden, es sei denn in den Anschauungsformen der neuen Zeit selbst? Und scharf und klar entwickelten sich diese in der folgenden Periode, im 16. bis 18. Jahrhundert.

Die Reformation hatte schließlich doch am energischsten Mittelalter und Neuzeit getrennt. Sie hatte gefestigt, was der tiefste Sinn aller wissenschaftlichen, künstlerischen, wirthschaftlichen, sozialen Entwicklung der Nation seit dem 15. Jahrhundert gewesen war: die freie Stellung des Individuums. Indem sie wegräumte, was zwischen dem Einzelnen und dem Absoluten, zwischen der armen Seele und Gott gestanden hatte an vermittelnden Mächten, indem sie, wenn auch zunächst noch in neutestamentlicher Bindung, die Ideale der Aufklärung des 18. Jahrhunderts: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit vorbereitete, stellte sie das Individuum auch in allen anderen, niedrigeren, menschlichen Beziehungen frei hin und selbstherrlich. So standen die Persönlichkeiten nach der in zunehmender Entschiedenheit verlaufenden Ansicht des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht mehr da in der geistigen Vormundschaft der zahlreichen Genossenschaften des Mittelalters oder der Kirche oder des Staates: für sich lebte eine jede, und in dem Mikrokosmos einer jeden spiegelte sich das Weltall unmittelbar wider nach Vernunft und Vermögen. Exemplar neben Exemplar standen jetzt diese Individuen mit gleichem Rechte nebeneinander, Selbstrichter, Selbstlenker ihrer Geschicke, zunächst thür- und fensterlos im gegenseitigen Verhältniß, wie Leibniz seine Monade charakterisirte, diesen aus der Auffassung der Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts abgeleiteten Urtyp seiner Organismen.

War aber dies die Ansicht des Zeitalters, wie erklärten sich dann die menschlichen Gemeinschaften, vor allem die größte aller, der Staat? Er konnte nur als ein mechanisches Zusammengesetztes der Persönlichkeiten, als eine Zusammenfassung dieser durchaus nach ihrem freien Willen, verstanden

[1]) Vortrag, gehalten auf dem 5. Deutschen Historikertag zu Nürnberg am 14. April 1898.

werden. Hier liegen die Ursprünge des Naturrechts und der staatlichen Vertragstheorie der Zeit. In irgendeiner Zeit sind, so meinte man, die Individuen der ersten Generation jedes Staates zusammengetreten, haben sich gesagt, daß es zum rationellen Schutz der jeder von ihnen verliehenen Freiheit am besten sei, wenn sie auf willkürliche Ausnutzung einer ungebundenen, stets durch alle Anderen gestörten Freiheit verzichteten und statt dessen im Staate den Zustand einer geordneten Freiheit begründeten. So, in freiwilliger Entsagung der Individuen auf einen Theil ihrer Freiheit, auf dem Wege des Vertragsrechts entstand der Staat: er vereinigt von nun ab in sich gewisse Rechte der Selbstbestimmung, auf welche die Individuen verzichtet haben: er ist jetzt, und nicht mehr die Individuen, souverän. Damit stehen sich von nun ab als die großen bildenden Mächte dieses Lebens Staat und Individuen gegenüber: der Staat in den obersten Lebensbeziehungen zwingend, aber in freiester Lebensäußerung innerhalb der Grenzen des staatlichen Zwanges die Individuen.

Es war eine so einfache Anschauung des Lebens. Und sofort übertrug sie sich in die Anschauung der Geschichte. Das 16. Jahrhundert hatte wohl schon historischen Sinn gehabt, hatte seinen inneren Abstand von der Vergangenheit gefühlt und demgemäß dies geschichtlich zu betrachten gesucht — allein es hatte für diese Betrachtung noch keine leitenden Gesichtspunkte entwickelt. Und so war ihm alles gleich interessant gewesen, und mit wenig Ausnahmen waren seine Historiker in wahlloser archäologischer Darstellung aufgegangen oder hatten gar nur die Quellen früherer Zeiten veröffentlicht. Jetzt dagegen, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, begann man die Dinge anders anzusehen. Es war jetzt klar, daß der Staat im Mittelpunkte alles Lebens, also auch aller Geschichte stehe: weg mit den Alterthümern, weg mit den Anfängen kulturgeschichtlichen Verständnisses: Staatengeschichte wurde die Losung. Das umsomehr, als gerade auf deutschem Boden mehr als irgendwo ein in hervorragendem Sinne historischer Staat in die Gegenwart ragte: das alte heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Zustände, durch ewige Privilegien und Unbotmäßigkeiten herausbeschworen, sich nur durch eingehendste geschichtliche Betrachtung verstehen ließen.

Damit wurde das Studium der Geschichte vor allem verfassungsgeschichtlich; es ist kein Zufall, daß seit Pufendorf vor allem Staatsrechtslehrer und Juristen Historiker waren; noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt fast nur ein Jurist zu geschichtlichen Professuren für geeignet, wie die Vorliebe für die Jurisprudenz wiederum ein Kennzeichen derjenigen historischen Richtungen des 19. Jahrhunderts gewesen ist, die sich dem Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts am weitesten näherten.

Aber der besondere Charakter des Seelenlebens im 16.—18. Jahrhundert hatte noch eine zweite nicht minder wichtige Folge für die historische Auffassung. Neben dem Staat stand als zweiter für die Gegenwart wie die Vergangenheit wichtiger Pol der Entwicklung die Einzelperson, das Individuum. Auch das Individuum hatte Antheil an den Begebenheiten. Allein wie Gegenwart und Vergangenheit gleich klar zeigten, nur das große Individuum. Die Geschichte war nicht bloß Staatengeschichte, sie war auch Heldengeschichte. Und zu dem Element der Verfassung trat das Element der Politik: in politischen Handlungen entstanden und änderten sich die Verfassungen. So galt es, diese Handlungen der Geschichte einzuverleiben. Es geschah, indem man die Motive der handelnden Personen genauer zu verfolgen begann: nicht mehr wahllos, wie unzusammenhängende Mosaiksteinchen, setzte man die Thatsachen nebeneinander, sondern man brachte sie in einen Motivenzusammenhang: man wurde pragmatisch. Pragmatische Staatengeschichte wurde mithin das historische Gesammtproblem des Zeitalters: in seiner Lösung sah es den höchsten Inbegriff seines geschichtlichen Verständnisses.

Die pragmatische Staatengeschichte feierte ihre höchsten Triumphe im Zeitalter der Aufklärung, der Vollendungszeit des individualistischen Seelenlebens, im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Sie hat eine Periode nationalgeschichtlicher Anwendung gehabt: da entstanden die großen, leider durchweg unvollendet gebliebenen Reichsgeschichten, die Annalen imperii occidentis von Leibniz, Mascovs beide Werke, deren eines die Geschichte der Teutschen bis zum Ausgang der Karolinger führen sollte, deren anderes von da ab die Reichsgeschichte bis auf Friedrich I. erzählt, endlich die groß angelegte Reichsgeschichte des Grafen von Bünau, an der auch Winckelmann, wenn auch nur für die ungedruckten Theile, als Sekretär des Grafen mitgearbeitet hat. Ihre eigentliche Heimath hat diese Periode in Sachsen gehabt, entsprechend der Thatsache, daß Leipzig in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das Zentrum des deutschen Geisteslebens war.

Eine zweite Periode war universalgeschichtlichen Charakters; sie knüpfte an die neugegründete Universität Göttingen an, ihre Blüthezeit ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, und sie führt auf die Namen Gatterer, Schlözer und Spittler. Nicht als ob nicht schon in der ersten Periode universalgeschichtliche Neigungen vorhanden gewesen wären; bei Burkhard Mencke z. B. ist das in hohem Maße der Fall; und Universalismus lag im Wesen rationalistischen Denkens. Allein der ungeheure politische Stoff ließ sich nicht so rasch bändigen. Und auch in der Göttinger Periode erschöpfte man sich doch zunächst mehr in allgemeinen synchronistisch-weltgeschichtlichen Anordnungen, zu denen noch, äußerlich angefügt, kulturgeschichtliche Daten kamen; und als man später vom universalgeschichtlichen Standpunkt kritischer arbeitete, geschah es zumeist in recht begrenzten Stoffen.

Indeß, die noch in die Gegenwart hinein lebendig fortdauernden Wirkungen dieser großen Schulen der pragmatischen Staatengeschichte sind nicht so sehr von der Auffassung des Staates und des Pragmas ausgegangen, obwohl auch diese noch heute für manche Köpfe die Grenzlinien des historischen Denkens abgibt, als vielmehr von den Fortschritten der Methode.

Der staatsgeschichtliche Standpunkt wies auf die Benutzung der Urkunden hin; neben die wilde Urkundenlehre der früheren Zeit, die im wesentlichen nur zu praktischen Zwecken, zur Führung staatsrechtlicher Prozesse z. B. vor den obersten Gerichten des Reiches ausgebildet worden war, trat eine wissenschaftliche Diplomatik. Vor allem aber lehrte die nothwendige Herstellung des Pragmas, der Motivenzusammenhänge, die Quellen weitaus eingehender betrachten, als bisher. Und da ergab sich nun, indem man die Quellenstellen für ein bestimmtes Ereigniß aus allen Historiken der Vergangenheit zusammenbrachte, solchen, die dem Ereigniß zeitlich nahe und solchen, die ihm zeitlich fern gestanden hatten, sehr bald aus deren Vergleich die besondere Wichtigkeit der zeitlich nahestehenden, der primären Quellen. Schon Leibniz hat den Grundsatz der primären Quellenbenutzung gekannt, Mascov hat ihn dann, wenn auch noch in ziemlich weiten Grenzen (z. B. benutzt er Otto von Freising für die Geschichte Heinrichs I.) geübt; ganz deutlich befolgt ist er von Gatterer und vor allem von Schlözer.

Es war ein außerordentlicher Erfolg, von dem eine völlige Revolution der geschichtlichen Wissenschaft ausging: und gerade an dieser mehr technischen Stelle hat das neue Zeitalter deutschen Seelenlebens, das mit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzte, fortgebaut.

Wie glücklich würde ich nun sein, könnte ich Ihnen hier von der ungeheuren Umwalzung, die sich um 1760 in

den Seelen unsrer Ahnen vollzog, ein eingehendes und ausgeführtes Bild entwerfen! Wie wollte ich Ihnen sprechen von den Anfängen eines neuen deutschen Bürgerthums, des heute gewaltig erwachsenen, seit dem Ausgang des 30jährigen Krieges, von den geistigen Neigungen des neuen Standes, wie sie langsam seit etwa 1700 hervorzutreten beginnen, von den Zeiten der Sentimentalität seit etwa 1750 und des ihr folgenden Sturmes und Dranges, in denen sie wunderlich und herrlich, thöricht und genial zugleich zum erstenmale in geschichtlicher Selbständigkeit emporschnellen, bis sie in abgeklärter Größe die Grundlage bilden jenes glänzendsten aller unsrer literarischen Zeitalter, des Zeitalters Schillers und Goethe's! Wir müssen uns hier damit begnügen, einige der Wurzeln dieser neuen großen Kultur bloßzulegen, soweit das zum Verständniß der Entwicklung der Geschichtswissenschaft besonders nöthig ist.

Das, was das neue Zeitalter zunächst charakterisirt, das ist der Ueberschwang der Stimmung und der Phantasie, der Kultus des Genies, die Verwerfung des Verstandes. Das Zeitalter des 16.—17. Jahrhunderts hatte einen intellektualistischen, rationalistischen Charakter gehabt; es lebte je länger, um so ausschließlicher dem Verstande. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war man so weit gelangt, daß selbst Dichten und Malen als erlernbar galt, daß der Verstand herrschte selbst auf allen Gebieten der Einbildungskraft. Der Zusammenhang dieser Thatsachen mit dem Charakter des Individuums im 16.—18. Jahrhundert ist einfach. Das vereinzelte Individuum erscheint reduzirt auf die verstandesmäßige Seite; Empfindung, Gemüth, Leidenschaft bedürfen der Gesellschaft. Darum war die isolirte Persönlichkeit dieser Zeit auch rein verstandesmäßig gedacht worden; von dem cogito ergo sum des Descartes an, das die Philosophie bis auf Wolff wiederholt, bis auf Gottscheds Poetik und Mengs Gedanken über die Malerei.

Gegenüber dieser Auffassung bedeuteten nun Empfindsamkeit und Sturm und Drang Anerkennung des Individuums nicht bloß als Trägers eines Intellekts, sondern nicht minder als volllebenden Wesens von Eigenschaften des Gemüthes. Erst jetzt wurde, im Fortgang der geistigen Emanzipation des 16. Jahrhunderts, eine vollere Freiheit der Einzelpersönlichkeit erreicht, nicht eine Freiheit der Vereinzelung, sondern eine Freiheit der Aktualität, des Einwirkens und geistigen Uebergehens auf Andere. Denn wie war denn dieser neue Mensch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch irgendwie isolirt zu denken! Erinnern Sie sich der thränenvollen, gemüthsüberladenen Freundschaften der empfindsamen Zeit, der Vertraulichkeiten eines Gleim oder des Göttinger Hainbundes; lassen sie Gestalten vor sich aufsteigen, wie die Lavaters oder Basedows; sehen Sie den jugendlichen Goethe in seinem Leipziger, Straßburger, Frankfurter Verkehr und Liebesleben: das sind neue Menschen: dem Zeitalter des nüchternen, verstandesmäßigen Individualismus ist ein anderes gefolgt, das des stetig aktuellen, leidenschaftlich wirkenden Subjektivismus. Es ist das Zeitalter, in dem wir noch heute leben: denn Mengs und Gottsched und Wolff sind für uns todt, aber Goethe und Schiller und Kant sind uns Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein.

Es ist eine der herrlichsten Aufgaben deutscher Geschichtforschung, klarzulegen, aus welchen geistigen, politischen, sozialen, wissenschaftlichen Voraussetzungen und Zusammenhängen dies neue Zeitalter hervorging: und der Nachweis, in welchen einzelnen Stufen sich der Prozeß aus dem Rationalismus zu dem allseitigeren Seelenleben schon der Zeitgenossen Klopstocks vollzog, würde eines der reizvollsten Probleme seiner psychologischer Untersuchung bilden.

Wir aber schreiten weiter. Das, was aus dieser ganzen Bewegung zunächst für die Geschichtsbetrachtung gewonnen ward, war ein folgenschwerer Begriff: der der Umwelt. Man mußte jetzt, da man sah, wie das geschichtliche Leben von Mund zu Mund, von Willen zu Willen pulsirte, wohl erkennen, daß mit der isolirten Einwirkung großer Personen und dem Begriff eines Staates nach den Annahmen der individualistischen Vertragstheorie die Räthsel der Geschichtswissenschaft wahrlich nicht erschöpft seien. Und ich werde bald zu berichten haben, in welch revolutionären Vorgängen sich diese Einsicht kundgab.

Allein die einfachste und am frühesten abgeklärte Wirkung des neuen Geistes auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete erfolgte zunächst in anderer Richtung. Sie trat zutage in der Methode der unmittelbaren Benutzung der historischen Quellen. Wir entsinnen uns, daß hier die Einsicht des früheren Zeitalters schon soweit geführt hatte, daß man zur Feststellung der Begebenheiten nur primäre Quellen, keine abgeklärten, keine zeitlich später stehenden, in erster Linie heranzog. Jetzt aber ging man weiter. Man sah zunächst die primären Quellen, dann auch die anderen, als Ganzes an. Man glaubte nicht mehr einfach der einzigen, aus ihnen für eine bestimmte einzige Begebenheit in Betracht kommenden Stelle, sondern stellte deren Sätze in die Umwelt, in den Zusammenhang der ganzen Quelle, um sie aus dieser zu erläutern. Und man glaubte auch nicht mehr der ganzen wenn auch primären Quelle, sondern stellte auch diese wieder als Ganzes in die Umwelt, die Zeit, den Ort, da sie entstanden war, um sie aus dieser zu erläutern. Jetzt traten Fragen auf wie die nach dem persönlichen geistigen Horizont des Verfassers und nach dem Horizont der Zeit und des Orts, da er geschrieben hatte. Jetzt erst begriff man die Sagenbildung als einen natürlichen psychologischen Vorgang und kam von der Theorie des Rationalismus ab, daß alle Sage Erfindung sei. Jetzt erst wurde, um es mit einem Wort zu sagen, die moderne Methode der Quellenbenutzung aufgestellt, wie sie jetzt erst psychisch möglich ward.

Diese Methode ist zuerst auf den beiden Gebieten der Philologie, die man noch im vorigen Jahrhundert unterschied, entwickelt worden, dem der philologia sacra und dem der philologia profana. Sehr begreiflich: beide Gebiete waren die am stärksten bearbeiteten. In der philologia sacra, der die Geschichtswissenschaft seit Flacius und den Centuriatoren so unendlich viel verdankt, waren es die Forschungen über den Pentateuch und die Schöpfungsberichte der Genesis, die den Ausschlag gaben, in der philologia profana, ein Jahrzehnt später, die Forschungen über Homer. Michaelis, Eichhorn und Fr. A. Wolf sind die großen Namen, die hier von unsern Lippen fallen. Dann folgte, von der Philologie stark berührt und in Anwendung auf das römische Alterthum für die allgemeine Geschichtswissenschaft bahnbrechend Barthold Georg Niebuhr (Römische Geschichte 1811). Niebuhr steht also nicht am Anfang, sondern am Schluß einer wichtigen Entwicklung; er ist nicht der Vater unsrer heutigen geschichtlichen Methode, sondern fast schon deren Vollender: denn wenig methodisch entscheidendes ist seiner Lehre noch später hinzugefügt worden.

Die fernere Entwicklung vollzog sich vielmehr, nachdem die historische Quellenmethode des neuen Zeitalters früh gewonnen war, auf den anderen, an sich höheren Gebieten, denen der Auffassung und der Konstituirung der quellenmäßig festgestellten Ereignisse zu einer Kette von Begebenheiten.

Hier wurde nun das neue Zeitalter der subjektivistischen Geschichtswissenschaft eingeleitet durch die Betrachtung des geschichtlichen Geschehens nicht nur vom Standpunkt allein der isolirten, sondern auch der vereinigten Individuen, und von dem Standpunkt nicht bloß des vereinzelten Thuns, sondern auch der allgemeinen Zusammenhänge: Umwelt und weitreichende Abfolge der Ereignisse traten in den historischen Blickpunkt.

Das ihnen gemeinsam zugrunde liegende methodische Element ist das des Vergleiches. Waren bis dahin die geschichtlichen Ereignisse, jedes für sich, als singulär, als nur einmal geschehen und darum jedes als durchaus nur von seiner Art und mit andern unvergleichbar aufgefaßt worden — eine Auffassung, die hier und da noch heute als die einzig zulässige angesehen wird —, so erschien es als der innerlichste Ausdruck des Seelenlebens des neuen Zeitalters, wenn man sie von nun ab als durch den allgemeinen geistigen Zusammenhang der lebenden Individuen verbunden und mithin in gewissen Punkten vergleichbar betrachtete.

Die Vergleichbarkeit aber erstreckte sich nach zwei Richtungen, gleichsam in eine historische Tiefe und in eine historische Breite. Man konnte die Ereignisse in ihrem Ablauf innerhalb einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft auf ihnen zugrunde liegende identische Elemente hin betrachten, und man konnte den Zusammenhang verwandter Ereignisreihen in verschiedenen, nebeneinander lebenden oder geschichtlich nebeneinander stellbaren menschlichen Gemeinschaften auf ihre gleichartigen Momente untersuchen. Von beiden Aufgaben war die erste nach Lage der bisherigen Entwicklung der Geschichtswissenschaft wie in sich offenbar die leichtere. Wenn man in der Periode der pragmatischen Staatengeschichte dazu übergegangen war, die einzelnen Thatsachen dadurch, daß man ihnen die Eingriffe großer Persönlichkeiten als bewegende Kräfte unterlegte, zu Motivenzusammenhängen auszugestalten, so brauchte man jetzt diesen Weg nur weiter zu verfolgen, indem man in den aufeinander folgenden Motivenzusammenhängen nach gleichmäßigen Momenten forschte und diese nunmehr als objektive, wiederum die Motivenzusammenhänge beherrschende Kräfte über sie hinaus hob. Auf diese Weise erwuchs aus erweiterter Handhabung der Methode der niederen geschichtlichen Komposition der tiefste, fürderhin unzerstörbare Keim der Ideenlehre: als eine Idee, als etwas geistig objektiv Gegebenes wurde nunmehr die Kraft angesehen, deren Aeußerungen man in den übereinstimmenden Momenten zahlreicherer, zu einander gehörender Motivenzusammenhänge finden wollte und fand.

Freilich: nur die eine Wurzel der später, seit den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts zu höherer Blüthe entfalteten Ideenlehre liegt hier vor; eine andere, nicht minder wichtige werden wir erst später kennen lernen.

Aber neben dem Vergleich in die Tiefendimension stand jener in die Breite. Indem ich im Verlauf der Entwicklung großer menschlicher, vor allen nationaler Gemeinschaften, gewisse aufeinander folgende und durch tiefe Wandlungen der allgemeinen Kulturlebens voneinander getrennte Perioden unterscheide und diese Perioden mit den entsprechenden Perioden anderer nationaler Entwicklungen vergleiche, erhalte ich erst einen höheren Einblick in das eigentliche Wesen aller dieser Perioden: dies Wesen, die tiefsten Ursachen und Grundlagen der Entwicklung, sind in dem gegeben, was in jenen Perioden überall als gemeinsam gefunden wird; erst daneben stehen dann die abweichenden, die singulären Züge, durch welche die Erscheinung jeder einzelnen Periode für sich charakterisirt wird. Und indem ich weiterhin die gleiche Aufeinanderfolge dieser Perioden an den verschiedensten Stellen wahrnehme, erhalte ich eine Reihenfolge von Kulturzeitaltern, die für die Entwicklung der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, als typisch erscheint.

Wir sehen also, die vergleichende Methode ergibt für die weiterausschauende historische Betrachtung zwei große geschichtliche Anschauungsformen, die der Idee und die des Kulturzeitalters.

Aber diese Anschauungsformen waren um 1750 und auch noch um 1800 weit davon entfernt, schon klar entwickelt zu sein. Vor allem galt das für die des Kulturzeitalters, für deren Aufstellung es schon einer außerordentlich eindringenden Einsicht in das Material eines sehr ausgedehnten geschichtlichen Thatsachenbestandes bedarf. Aber auch die Anschauungsform der historischen Idee hat sich erst später entwickelt: ihre klassische Einführung in die historische Methode ist erst mit Wilhelm v. Humboldts Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers vom Jahre 1821 erfolgt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber trug man die vergleichende Methode, wie sie das neue Seelenleben aufdrängte, gleichsam erst unbewußt hinein in die fluthende Masse der geschichtlichen Begebenheiten; und enthusiastisch, feurig, leidenschaftlich war der Charakter der ersten, von ihr durchgeistigten Darstellungen.

Durchaus die führende Stellung unter ihnen nehmen ein Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit (1784 bis 1787). Herder sieht die natürliche Welt wie die geistig-geschichtliche an als einen gewaltigen Kosmos webender göttlicher Kräfte. Diese Kräfte sind in die Formen der natürlichen Organismen gebannt seit den Tagen der Schöpfung; in ihnen, in ihrer allmählich und lückenlos vom Unorganischen zum Organischen übergehenden, aber schon von Anbeginn vollständig abgeschlossen gegebenen Menge wirken sie sich aus, suchen sie sich in jeder Form, jedem Typus immer mehr zu verfeinern, um schließlich die Hülle der Form zu sprengen und eine neue Welt, einen neuen Himmel und eine neue Erde herbeizuführen. Ueber der natürlichen aber steht die geschichtliche Welt, die Welt des Geistes. Der Mensch, geschaffen mit den natürlichen Organismen, erhielt doch in einer zweiten Schöpfung von den Elohim das, was ihn erst der Welt des Geistes aufschließt, die Vernunft. Ursprünglich vollkommen, rein und erhaben, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorging, ist diese Vernunft in den Anfängen des geschichtlichen Verlaufs verdunkelt, aber in der zunehmenden Tradition der Geschlechter wirkt sie sich von neuem immer stärker aus: bis sie am Ende der Dinge zum vollen Siege, zum Siege der Humanität und der Güte führen wird.

Der geschichtliche Weg aber ist bezeichnet durch das Schicksal von Nationen, die im Reihentanz der Jahrhunderte die verschiedenen Ideale der Humanität in sich verwirklichen. So haben die Griechen das Ideal aller denkbaren menschlichen Kunst, die Römer das des Rechts verwirklicht; und anderen Nationen werden andere Pfunde zufallen, mit denen sie wuchern: bis das ganze, allgemein menschliche Ideal im geschichtlichen Gesammtleben verwirklicht erschaut wird.

Das System Herders, in wunderbarer Sprache vorgetragen, im einzelnen von geistreichen und treffenden Charakteristiken historischer Einzelvorgänge überquellend, hat außerordentlich gewirkt. Noch heute denken wir vielfach mit seinen Gedanken. Methodisch aber beruhte es auf den ersten, leisen, tastenden, nur die größten Erscheinungen ins Auge fassenden Versuchen der Vergleichung. Die ganzen Nationen sind verglichen, nicht die einzelnen Kulturzeitalter dieser, um den Charakter des weltgeschichtlichen Ablaufs zu bestimmen, und dieser Ablauf wiederum ist in die Beleuchtung einer Idee gestellt, die eine an Bibel und mittelalterlichen Geschichtsglauben angelehnte Metaphysik enthält.

Aber neben den universalgeschichtlichen Versuchen Herders und Anderer hat diese erste Periode moderner Geschichtsentwicklung, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, auch noch Errungenschaften begrenzterer Art von dauerndem Werth und außerordentlichen Folgen hervorgebracht.

Nur den Verlauf der antiken Kunst im Verhältniß zum Staatsleben und zur Entwicklung der Idee der Freiheit bei Griechen und Römern betrachtete Winckelmann. Es geschah noch vor Herder; Winckelmanns Geschichte der

Digitized by Google

antiken Kunst erschien 1764; sie ist das erste moderne deutsche Geschichtswerk gewesen. Unübersehbar aber fast war trotz aller Anfeindung der Details, die dem Autor nicht erspart blieb, ihre Wirkung: auf ihrem Grund erhebt sich das stolze Gebäude der modernen klassischen Archäologie.

Und fast noch stärkeren Einfluß auf die Folgezeit hatte ein anderes Buch dieser Jahrzehnte: Mösers Osnabrückische Geschichte (1768 ff.). Gewiß ist Möser noch halb Rationalist; ganz im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht der Staat, wenn er auch den für einen schlechten Skribenten erklärt, der nicht aus der allgemeinen Entwicklung der Kultur beizubringen weiß, was zur Aufklärung der Staatsmoden förderlich sei. Aber den Staat faßt er als lebendigen Organismus der Gesellschaft und keineswegs nach der Vertragstheorie des Rationalismus: schon erkennt er die Wichtigkeit des sozialen Zusammenhangs für das Verständniß der Verfassung, wenn er ihn auch noch durchaus einseitig agrarisch konstruirt. So wird er der Vater der modernen Verfassungsgeschichte; von ihm ist K. Fr. Eichhorn beeinflußt, und einige seiner Grundgedanken tönen noch wider in den frühesten Arbeiten Waitzens.

Im übrigen aber ist die gährende Arbeit dieser ersten, in sich vielfach unabgeklärten Periode der modernen Geschichtschreibung für die fernere Entwicklung nicht von stärkerer Bedeutung gewesen; wer liest und schätzt noch heute Schmidts Geschichte der Deutschen, diese historische Hausbibel unsrer Urgroßväter, wer auch nur die Schweizergeschichte Johannes v. Müllers, dem Schillers Vers im Tell ein bleibenderes Denkmal gesetzt hat, als seine Werke! Vergessenheit deckt sie, und schon während sie erschienen, wandte sich das allgemeine Interesse, fast den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, einer ganz anderen Disciplin zu, die man heutzutage noch in geraden Gegensatz zur Geschichte zu stellen gewöhnt ist, der Philosophie.

Ein neues Seelenleben war, wie wir wissen, seit etwa 1750 entstanden, und fast genau schon seit dieser Zeit, seit dem Versuch v. Crenzens über die Seele, hat man versucht es psychologisch zu verstehen. Indeß erst das 19. Jahrhundert hat haltbarere Psychologien des neuen subjektivistischen Seelenlebens gebracht. Nicht psychologisch, in allen seelischen Aktionen, nur erkenntnißtheoretisch, in den Ergebnissen des Denkens und allenfalls im Denkprozeß lernte noch das 18. Jahrhundert die neue Welt begreifen; und der Columbus der Entdeckungsfahrten in dies neue Land war Kant.

Kant besitzt den Januskopf des erfolgreichen Reformators. Er schaut vorwärts und rückwärts, und selbst in seinen erkenntnißtheoretischen Schriften wechseln rationalistische und subjektivistische Elemente. Fast die Waage aber halten sie sich, wenn nicht gar unter Ueberwiegen der rationalistischen, in seiner praktischen Philosophie. Nun hat aber Kant Grundzüge einer Vorstellung des universalgeschichtlichen Verlaufs, die für die weitere Entwicklung der Geschichtswissenschaft von entscheidender Bedeutung geworden sind, eben im Zusammenhang mit seiner praktischen Philosophie aufgestellt.

Indem Kant die Versöhnung des Gegensatzes von Freiheit und Nothwendigkeit im Verlauf der Geschichte suchte und fand, und indem er die Nothwendigkeit als staatlich, die Freiheit aber als individuell begriff, ward ihm die Geschichte zum Ablaufprozeß des gegenseitigen Verhältnisses von Staat und Individuum. Er kannte in diesem Zusammenhange im Grunde nicht die Gesellschaft; er kehrte zurück zu dem alten Gegensatz des Naturrechts und der auf ihm aufgebauten pragmatischen Staatengeschichte. Und er verquickte diese Auffassung sinngemäß und konsequent mit der rationalisirten historischen Metaphysik des Mittelalters. Als Ziel aller Geschichte erschien ihm damit ein Zustand, in dem allgemeiner Friede herrscht und die Staaten so vervollkommnet sind, daß in ihnen dem Individuum die möglichste Freiheit des Handelns gewährleistet ist. Der Weg aber zu diesem Ziele, mithin der geschichtliche Verlauf, war ihm in einer immer stärkeren Entwicklung der Staaten zur Vollkommenheit gegeben.

So waren denn die großen kulturgeschichtlichen Gedanken Herders vergebens gedacht worden! So sollte nicht mehr eine allgemeine Vollkommenheit der Menschheit, sondern nur die Vollkommenheit des Staates das Ziel aller immer noch teleologisch gedachten Entwicklung sein! Der Gegensatz zwischen Kant und Herder entlud sich in überaus scharfer Polemik; für die nächste Zukunft aber behielt Kant das Feld, und seine Lehre wurde noch genauer von den großen Vertretern der Identitätsphilosophie, von Fichte, von Schelling, von Hegel ausgebildet.

Hiebei begegnete es ihr aber, daß sie von Schelling ab mit einer Lehre verknüpft wurde, die ein anderes, uns schon bekanntes Element der vergleichenden Zusammenfassung historischer Thatsachen von anderer Seite her plausibel machte: die Idee. Indem nämlich Schelling die geschichtliche Entwicklung zu dem Kant'schen Ziele im einzelnen zu erklären suchte, konnte er sie, gemäß dem teleologischen Charakter der zugrunde liegenden Spekulation, nur ableiten aus höheren, transscendent eingreifenden Kräften, die sie im einzelnen vorwärts schoben und bestimmten. Nun standen seinem Denken, das sich an alle Mystik der Vergangenheit und namentlich auch an die Neuplatoniker anschloß, hiefür ohne weiteres die durch die Neuplatoniker hypostasirten Ideen Plato's zur Verfügung: Kräfte, die aus dem Göttlichen hervorgehen, in die geschichtliche Welt eintreten und diese beherrschen, bis andere Ideen, wiederum aus dem Göttlichen nach unerforschlichem Rathschluß hervorbrechend, sie ablösen und Geltung gewinnen für ihre Zeit. Indem Schelling diese Ideen, gleichsam verobjektivirte Gedanken Gottes, in die Geschichte einführte, lag es nahe, sie mit jenen Ideen zu identifiziren, die sich den Historikern auf dem neuen Wege des Vergleichs aus der Betrachtung größerer Summen von Motivenzusammenhängen ergeben hatten.

Es ist hier nicht die Aufgabe, genauer auszuführen, bis zu welchem Grade das bei Schelling schon geschah: genug, daß die ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts philosophisch und historisch zugleich in hohem Grade die geistige Anlage zeigten, diese Kombination in sich aufzunehmen, und daß diese sich darum allgemach als gleichsam denknothwendig verbreitete. Ihr Theoretiker aber ist Wilhelm v. Humboldt geworden. Bei ihm, in dem ausgereiften Denken des Aufsatzes vom Jahre 1821 erscheinen die Ideen als Aeußerungen des Absoluten in der geschichtlichen Welt; sie kommen und gehen nach uns unbekannten Gesetzen; aber die menschliche Intuition, die Verzückung der Einbildungskraft kann sie als über den Motivenzusammenhängen stehende Momente einer höheren Ordnung der geschichtlichen Welt erkennen und gläubig ahnend zur Darstellung bringen. Es ist die Ideenlehre, wie sie bis in die 40er und 50er Jahre unsres Jahrhunderts, vereinzelt auch noch länger, erhalten geblieben ist: ein Erzeugniß des mystischen Elements in der Spekulation unsrer Identitätsphilosophie, ohne methodische Durchbildung, ohne erkenntnißtheoretische Fundamentirung von größerer Klarheit.

Die 20er und 30er Jahre unsres Jahrhunderts sahen damit für die konkrete Weiterentwicklung der Geschichtswissenschaft folgende Kombination vor sich: aus der ersten Periode der modernen Geschichtschreibung her die noch wenig genau umgrenzte, aber mit der Sicherheit einer dem Kulturzustande unentbehrlichen Forderung sich aufdrängende kulturgeschichtliche Betrachtung, aus der mit Kant

einsetzenden zweiten Periode her aber die Zurückführung der historischen Probleme wesentlich auf die Aufgaben der Staatengeschichte, und für die Formulirung allgemeiner Zusammenhänge die mystisch gehaltene Lehre von großen, in die Geschichte von oben her einfließenden Ideen.

In den Reichthum dieser Kombination hinein wurde Ranke geboren. Indem ich diesen Namen ausspreche, nahen wir uns voll Ehrfurcht dem gewaltigsten historischen Genie dieses und vieler anderer Jahrhunderte, dem Geist, dem es vergönnt war, einem großen Augenblick in der Entwicklung unsrer nationalen Geschichtswissenschaft gerecht zu werden und ihm durch ein 90jähriges Leben hindurch zuzurufen: Verweile doch, du bist so schön. Ranke, ganz ein Schüler Niebuhrs und ganz ein lebendig durch die philosophischen Strömungen seiner Zeit angeregter Geist, ein Christ zudem, dem die tiefsinnige Teleologie des Mittelalters in bester und feinster Raffinirung nicht fern stand, verband, was ihm die Zeit darreichte, mit einem überaus empfindlichen historischen Denken und voller künstlerischer Freude an dem bunten Treiben der geschichtlichen Welt: und so ward er zu dem größten Rhapsoden der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten nicht fernstehenden Staatengeschichte und zu dem weitsichtigsten Deuter der Gedanken Gottes in der geschichtlichen Welt, den unser Jahrhundert erzeugt hat. Unermüdlich thätig — labor ipse voluptas war sein Wahlspruch — hat er die neueren Zeiten der europäischen Geschichte in ihren tausenden und abertausenden von politischen Verwicklungen für uns und kommende Geschlechter tiefsinnig durchmessen und noch im höchsten Alter die Fäden rückwärts gezogen hin über den weiten Bereich dessen, was den europäischen Nationen bis zur Gegenwart als Weltgeschichte gegolten hat.

Aber auch Ranke war, wie Niebuhr, kein Anfänger, sondern ein Vollender. Die Stellung, die er in der Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts eingenommen hat, ist einzig. Die ihr zugrunde liegende Kombination war nicht von der Breite, daß sie mehreren Männern Platz gewährt hätte. Und so gilt für ihn, daß seine Schüler nicht über dem Meister waren.

Wir Alle kennen den Verlauf der nach Ranke einsetzenden politisch-historischen Schule, deren Hauptvertreter zum großen Theil wenigstens von dem Denken und Forschen Ranke's ausgingen. Sie stand unter dem Einfluß der politischen Befreiungen der ersten drei Viertel dieses Jahrhunderts: Einheit der Nation durch Proklamation idealer Ziele und, wenn nöthig, durch Blut und Eisen. So trat der Staat mit seinen Machtmitteln vor allem in den Gesichtskreis dieser Schule; sie hat die politische Lehre erzeugen können, daß nicht das Recht, sondern die Macht das eigentliche Wesen des Staates kennzeichne: als wenn irgendeine historische Erscheinung durch die Formen, in denen sie sich auswirkt, statt durch die Tendenz, die ihr innewohnt, charakterisirt werden könnte. Sie ist dabei immer einseitiger geworden; sie hat schließlich in der Praxis fast nur noch den Staat als historisch wichtig anerkannt, so sehr sie theoretisch die Bedeutung anderer historischer Erscheinungen zulassen mochte. In der That hat bereits im Jahre 1856 v. Sybel, ihr vielleicht glänzendster Vertreter, es ausgesprochen, daß ihre charakteristischen Merkmale nicht in dem Kreise des wissenschaftlichen und gelehrten Apparats lägen. Die kritische Methode sei noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; das Neue läge durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Und da erschien denn Sybel als wesentlich, daß fast alle Autoren, die auf wahre Bedeutung Anspruch machen konnten, dem liberal-konservativen Kreise angehörten: „dieser Standpunkt ist rein und scharf in allen Schriften Mommsens und Duncker's, Waitz' und Giesebrechts, Droysens und Häussers bezeichnet".

Diese Wendung, wie sie freilich in der von Sybel gekennzeichneten Schroffheit von manchen bedeutenden Historikern der Zeit (z. B. von Giesebrecht oder von Georg Voigt) abgelehnt ward, führte nun praktisch zur rühmenswerthesten Förderung der Einheitsidee der Nation, wissenschaftlich aber zu einer starken Verarmung an methodischer Fortentwicklung und überhaupt an allgemeinen historischen Gedanken. Selbstverständlich war, daß für die Geschichte der von Kant grundsätzlich eingeführte, bei Ranke schon wieder stärker hervortretende Begriff der Staatengeschichte nun ganz maßgebend werde; es trat ein, was man neuerdings wohl als Konzentration der Geschichtswissenschaft auf ihr „eigentliches" Arbeitsgebiet bezeichnet hat — als wenn es wissenschaftlich auch ein uneigentliches geben könne —, oder wie es ein Vertreter der Schule einmal schon in den fünfziger Jahren auszudrücken suchte: man fand wieder den Anschluß an Mascov und Schlözer.

Denn nicht bloß das Gebiet der historischen Interessen schrumpfte einseitig zusammen, auch die großen Beziehungen der alten Ideenlehre gab man auf: vor nicht allzu langer Zeit ist ausdrücklich erklärt worden, man wolle mit deren metaphysischem Charakter nichts mehr zu thun haben. So wäre es nöthig gewesen, die Forderung einer höheren Verarbeitung des historischen Stoffes hinaus über die bloßen Motivenzusammenhänge erkenntnißtheoretisch ernst zu nehmen und eine rein erfahrungsmäßige Ideenlehre auszubauen. In der That ist dies Bedürfniß auch eingesehen worden, so hat es z. B. Otiokar Lorenz wiederholt angedeutet. Aber befriedigt worden ist es nicht. Damit blieb denn als bester Ausweg der Weiterbildung nur die psychologische Vertiefung der einzelnen Motivenreihen: und historische Kabinetsbilder feinster Zeichnung, nicht aber geschichtliche Werke fortschreitend größeren Verständnisses waren die Folge. Was aber die sonstige Weiterbildung der Methode angeht, so gilt noch heute Sybels Wort vom Jahre 1856: man ist über Niebuhr und Ranke nicht hinausgekommen. Gewährleistet nun aber die bloß quantitativ erweiterte Anwendung der alten Methode mehr als gewaltige Anhäufungen von Stoff, gewährleistet sie auch wahrhaft wissenschaftlichen Fortschritt und tiefere Betrachtung? Eine jüngste programmatische Aeußerung gibt die traurige Antwort: „Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von neuem Land zu gewinnen: aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab."

Die historisch-politische Schule, wie sie hier ausdrücklich durch Selbstkritiken charakterisirt worden ist, hat, um es zu wiederholen, gewiß die größten Verdienste um Kaiser und Reich. Außerordentliches hat sie auch in der Aufarbeitung des historisch-politischen Stoffes nach den für sie geltenden Methoden geleistet. Allein in der Hauptsache hat sie nicht gefördert. Indem sie sich zur pragmatischen Staatengeschichte der rationalistischen Zeit zurückwandte, entging ihr die Möglichkeit, die vergleichende Methode neben der quellenkritischen weiter zu bilden. Die vergleichende Methode aber ist die fortschreitende Methode der neueren Zeit, die Methode unsres Jahrhunderts.

Ausführlich ist denn diese Methode auch, abseits von den Gängen der historisch-politischen Schule, seit den 30er Jahren unsres Jahrhunderts aufs lebendigste entwickelt worden.

Ganz im Anschluß an die erste, enthusiastische Periode der modernen Geschichtsforschung, an die Zeiten Winckelmanns und Herders und Heyne's und Wolfs, geschah das ohne große Störungen zunächst auf dem Boden der alten Geschichte. Denn an die Studien auf diesem Gebiete traten

Digitized by Google

die politischen Forderungen des Tages mindestens nicht mit jenem Ungestüm heran, das die Historiker der neueren, nationalen Zeiten fortriß. Großes wurde daher auf diesem Gebiete erreicht; Mommsens Römische Geschichte wird vielleicht dasjenige historische Werk unsres Jahrhunderts sein, das den dauerndsten Einfluß ausüben wird; und aus den antiken Studien sind die Männer hervorgegangen, die zuerst eine Regeneration der Methode der historisch-politischen Schule, wenn auch mit sehr verschiedenen Mitteln, versucht haben, Droysen und Nitzsch.

Grundsätzlich und allgemein wurde indeß die vergleichende Methode, indem sie sich zur allgemeinen Methode der Geisteswissenschaften überhaupt ausgestaltete, auf anderem als geschichtswissenschaftlichem Wege durchgebildet.

Vor allem galt es da die logischen Grundlagen der formellen Vergleichung klarzulegen. Es geschah in der Entwicklung der statistischen Methode. Ausgehend von den Forderungen Quetelets ist sie vor allem von den Erkenntnißtheoretikern und praktischen Statistikern gefördert worden; daneben hat die Mathematik einen großen, vielfach freilich schon vor Quetelet liegenden Antheil, insofern der logische Charakter des Gesetzes der großen Zahl am einfachsten aus der Umkehrung der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelt werden kann. Jetzt, nach den Forschungen von Drobisch und Windelband, von Wagner und Knapp und Lexis, kann man sagen, daß die Logik der Statistik der Hauptsache nach abgeschlossen vor uns liegt: und daß, wer das statistische Verfahren mißbraucht, sich nicht mehr mit den Schwierigkeiten einer noch in den Windeln liegenden Wissenschaft entschuldigen darf. In der That hat man das statistische Verfahren in der historischen Wissenschaft auch schon zu nutzen begonnen, die besondere Methode ist von Inama-Sternegg ausgebildet worden, praktische Anwendungen größeren Stils finden sich z. B. in den Arbeiten Karl Büchers, auch mein Wirthschaftsleben darf ich in diesem Zusammenhange nennen.

Von viel größerer Bedeutung als die statistische Zählungsmethode ist aber für die Geschichtswissenschaft die statistische Schätzungsmethode; und auf diesem Gebiete entbehren wir trotz einiger Anfänge noch der genaueren logischen Schulung, wie sie sich erst an der Hand einer ausgedehnten Erfahrung bilden kann.

Indem aber die vergleichenden Methoden immerhin seit den 30er Jahren an Umfang und Intensität der Anwendung außerordentlich zunahmen, wurde es möglich, sie nicht bloß, wie Herder dies gethan hatte, auf den Vergleich ganzer Völkertypen untereinander zu beziehen, sondern schon auf den Vergleich einzelner, in den Schicksalen großer menschlicher Gesellschaften sich regelmäßig wiederholender Entwicklungsperioden. Und die neue Methode lohnte alsbald mit außerordentlichen Ergebnissen: was hat nicht allein die Einführung der Entwicklungsstufen: Urgeschichtliche Wirthschaft, Naturalwirthschaft, Geldwirthschaft, für eine Umwälzung im geschichtlichen Denken herbeigeführt!

Allein die vergleichende Methode führte nicht bloß im einzelnen und konkreten zu großen Ergebnissen; es lag in ihrem Wesen, daß sie auch auf den ganzen Charakter des geschichtlichen Denkens revolutionirend wirkte.

Alle ältere Geschichtsbetrachtung ist teleologischen Charakters; sie geht von Motiven aus und sucht Zwecke, und sie ordnet da, wo sie konsequent zu Ende denkt, alle denkbaren oder gedachten Zwecksummen einem obersten Zwecke unter. Teleologisch im ausgesprochensten Sinne haben noch Lessing und Herder und Kant gedacht; unbewußt teleologisch verfährt noch Ranke.

Das ist sehr natürlich. Sie Alle sehen in der Geschichte noch allein das Singuläre; ihnen Allen gab es im Grunde doch noch nichts im historischen Verlaufe, was sich seinem tiefsten Wesen nach wiederholte. Aber nun kam die vergleichende Methode und wies solche Wiederholungen nach: Naturalwirthschaften bei den verschiedensten Völkern, epische Dispositionen in zahlreichen Zeitaltern bestimmter nationaler Kultur u. s. w. Und sie zeigte, daß diese Erscheinungen mit anderen in dem regelmäßigen Verhältniß der Aufeinanderfolge standen: daß bei ungestörter Entwicklung auf die Naturalwirthschaft Geldwirthschaft, auf die altepische Zeit eine Zeit der Sagelieds folgte u. s. w. Kurz: sie zeigte eine biologische Kausalität. Denn auf welchem Wege gelangen wir zur Anwendung der Begriffsformen von Ursache und Wirkung? Allein auf dem Wege, daß wir die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen beobachten. Dazu muß es aber selbstverständlich eine Mehrheit solcher Aufeinanderfolgen geben: und sie eben wurde auf historischem Gebiet grundsätzlich und allgemein erst durch die vergleichende Methode dargelegt.

Also die vergleichende Methode erst brachte in die Geschichtswissenschaft an Stelle der alten Teleologie die Kausalität, an Stelle der Zweckzusammenhänge ursächliche Zusammenhänge, an Stelle eines zu erreichenden, metaphysisch entwickelten Zieles einen empirisch zu erforschenden Keim der Entwicklung. Um es mit einem Worte zu sagen: erst sie brachte den neueren Begriff der Entwicklung. Denn mit diesem Begriff verbinden wir die Vorstellung des kausalen Fortschritts aus einer gegebenen Potenz zu deren höherer Entfaltung.

Das entwicklungsgeschichtliche Prinzip hat heute das geschichtliche Denken schon weithin durchdrungen, und selbst die eisrigsten Anhänger der historisch-politischen Schule vermögen sich seinem Einfluß nicht mehr zu entziehen. Allein nicht auf eine unbewußt gelegentliche, sondern auf eine systematische Anwendung des neuen Prinzips und der ihm zugrunde liegenden Vergleichsmethode kam es an: Entwicklungsstufen der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, mußten festgestellt werden, und über sie hinaus galt es den Aufbau des weltgeschichtlichen Zusammenhangs von ihrem Dasein aus zu begreifen.

Die Versuche, der ungeheuren Aufgabe der Konstituirung solcher Entwicklungszeitalter gerecht zu werden, haben in den 20er und 30er Jahren begonnen. Sie sind lange Zeit hindurch, fast kann man sagen bis zur Gegenwart, noch unbefriedigend verlaufen.

Eins aber ist allen diesen Versuchen gemeinsam. Von vornherein ahnte man, daß es sich darum handeln werde, Entwicklungsstufen in dem seelischen Charakter der Nationen nachzuweisen; unbewußt schwebte von vornherein der psychologische Zusammenhang der Entwicklungsstufen vor. Und in der That: wenn das geschichtliche Leben nichts anderes ist, als das Seelenleben des Einzelnen und der Gesammtheit, wenn die Psychologie zu den Geisteswissenschaften etwa dieselbe Stellung grundlegenden Charakters einnimmt, wie die Mechanik zu den Naturwissenschaften: wie sollte es da anders sein? Aber man war weit davon entfernt, die großen psychischen Abwandlungen durch die einzelnen Zeitalter hin sofort in ihrer Totalität zu erfassen. Vielmehr verfolgte man sie anfangs nur nach einzelnen Seiten hin. Und da ergaben sich denn als die wichtigsten Seiten die des Verstandes und des Willens, die intellektualistische und die voluntaristische. Und demgemäß hat man die seelischen Entwicklungsstufen großer menschlicher Gemeinschaften anfangs einseitig unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des Verstandes, später unter dem der Entwicklung des Willens, des Triebes betrachtet.

Wie gern würde ich hier genauer von der intellektualistischen Reihe sprechen, die von Comte's Philosophie positive (1839) bis zu Du Bois-Reymonds unter den Historikern so berüchtigtem Vortrag über Kulturgeschichte und Naturwissenschaft

vom Jahre 1877 läuft; die mit allgemeineren Erwägungen beginnt, in Buckle's History af civilisation in England schon fast nur verstandesmäßig wird und bei Du Bois in der Behauptung endet, die Geschichte der Menschheit sei die Geschichte der Naturwissenschaften. Allein diese Reihe ist neuerdings vorzüglich dargestellt worden, und so anregend ihre Auseinandersetzungen auf das geschichtliche Denken gewirkt haben und noch wirken: als Ganzes gehört sie bereits der Vergangenheit an.

Soeben in den Orcus zu versinken im Begriff ist aber auch die zweite einseitige, die voluntaristische Reihe. Man kann in ihr zwei Strömungen unterscheiden, eine realistische und eine idealistische. Der realistischen, die den historischen Verlauf vornehmlich, wenn nicht allein aus der in bestimmten Entwicklungsstufen sich vollziehenden Einwirkung des Willens und des Triebes auf die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Lebensfürsorge zu erklären sucht, gehören die Sozialdemokraten und die Darwinisten an, dort Marx, hier v. Hellwald und im ganzen auch Julius Lippert. Viel interessanter jedoch ist die idealistische Richtung. Ihr hauptsächlichster theoretischer Vertreter ist Droysen in seiner Historik (1857—1858); nach Neigung und allgemeiner Geistesrichtung gehören ihr jedoch viele politische Historiker der 60er bis 80er Jahre und auch noch der Gegenwart an, so weit sie freieren Blickes um sich schauen.

Wie Comte oder Buckle in jeder historischen Erscheinung nur eine intellektualistische Regung sahen unter Mißkennen der sonst noch vorhandenen, sei es voluntaristischen, sei es ästhetischen oder sonstwie gearteten Beimischung, so sieht Droysen in ihr nur einen Akt des Willens. So ist z. B. bei ihm alle künstlerische Bethätigung nur ein Willensakt; das Moment der Phantasie, das eigentlich Entscheidende, bleibt unberücksichtigt. Indem nun so für Droysen die historische Welt die Welt des Willens ist, müßten nach seiner Lehre die geschichtlichen Stufen der menschlichen Gemeinschaften, deren allgemeine Bedeutung er ganz im Sinne der vergleichenden Methode faßt, durch Stufen der Willensentwicklung gebildet werden. Allein zu diesem reinen Schluß gelangt Droysen nicht. Vielmehr schiebt sich ihm hier, wie wohl der ganzen ihm zeitgenössischen Generation der politischen Historiker, ein teleologisches Moment unter. Der Wille, der Trieb erscheint ihm nämlich erst dann wirklich von historischer Bedeutung, wenn er gut ist: das Böse ist ihm eine, geschichtlich betrachtet, nicht vorhandene Kraft, es ist ihm noch, wie Ranke und auch Hegel, Nichtigkeit, „Schein". Und so sind denn die Entwicklungsstufen menschlicher Gemeinschaften nicht Willensstufen schlechtweg, sondern Stufen der Entwicklung des guten Willens, der sogenannten sittlichen Mächte: und als Ziel der Weltgeschichte erscheint Droysen mit Hegel und Kant und auch Herder das Gute.

Es bedarf nicht des Nachweises, daß Droysens Theorie, auch abgesehen von dem teleologisch-metaphysischen Element, das ihr innewohnt, einseitig ist, ebenso einseitig wie die intellektualistischen Lehren eines Comte oder Buckle, die er bekämpft hat, und die voluntaristischen eines Marx oder Hellwald oder Lippert. Das geschichtliche Leben läßt sich nur als Eines fassen, und sein Inhalt wird durch das Seelenleben der menschlichen Gemeinschaften und der Individuen einer bestimmten Zeit als ein schlechthin Ganzes gebildet. Nicht Zeitalter des Verstandes oder der Willensentwicklung gilt es darum aufzufinden, sondern Zeitalter der Entwicklung des gesammten Seelenlebens überhaupt. Das ist denn auch die Bahn, die langsam und leise die methodische und empirische Forschung gegangen ist, bis sie über Gustav Freytag und Riehl hinaus das erste entschiedenste dieser Zeitalter, das die gebundene Zeit der nationalen Mittelalter von den späteren Zeiten zu trennen pflegt, entdeckte und klar und deutlich zur Darstellung brachte, das Zeitalter des Individualismus. Wir alle wissen, daß auf diesem Gebiete das größte der vielen Verdienste Jakob Burckhards zu suchen ist. Allein die Forschung hat bei dieser Errungenschaft nicht stillgestanden, und die Auffindung einer empirisch stichhaltigen Abfolge typischer psychologischer Entwicklungszeitalter bildet das größte historische Problem der Gegenwart.

Es ist das Moment des unmittelbar gegenwärtigen geschichtlichen Lebens, das ich mit den letzten Ausführungen berührt habe. Ich habe nicht die Absicht, die damit erreichte Grenze zu überschreiten. Sie wissen, diese Gegenwart ist auf dem Gebiete unsrer Wissenschaft kampferfüllt: historisch-politische Schule und kulturgeschichtliche Forschung streiten, wenn nicht um die Alleinherrschaft, so doch um gegenseitige Abgrenzung. Als Erkennungszeichen aber hat sich in diesem Kampfe anfangs das Feldgeschrei hie Staatengeschichte, hie Kulturgeschichte erhoben. Es bedeutete die klare Erkenntniß der auf dem Gebiete der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung historisch gegebenen Gegensätze. Ich will nicht entscheiden, auf welche Seite der durch die Schlagwörter Staat und Kultur bezeichneten Parteien sich der Sieg geneigt hat, obwohl von vornherein klar ist, daß logisch der Staat ein Unterbegriff der Kultur ist, und entwicklungsgeschichtlich an zahlreichen Stellen Kultur nachweisbar ist, ehe der Staat sich bildet. Die methodologischen Erörterungen haben inzwischen tiefer gegriffen, und wir befinden uns mitten in Gährungen, deren endliches Ergebniß nicht schon im nächsten Augenblick zu erwarten steht.

Für den ferneren Verlauf dieser Gährungen aber können wir hier nur Eines wünschen: daß auch in diesem wogenden Kampfe der Streit der Vater des Fortschritts sein möge, und daß der Kampf geführt werde im lebhaften Gefühl der Idealität der Dinge, um die es sich handelt. Wir sind hier an geschichtlich denkwürdiger Stätte (im Nürnberger Rathhause) versammelt. Die Wände dieses Saales schmücken Gemälde aus der Schule Dürers, und den kostbarsten Schatz dieses Hauses bildeten einst die vier Gestalten der Evangelisten und Apostel, die der größte und ernsteste unserer Maler seiner Vaterstadt als ein Vermächtniß seines höchsten Könnens hinterließ. Wie die von Dürer verfaßte Unterschrift dieser Gemälde seine Zeit einstmals beschwor, nicht menschliche Verführung für das göttliche Wort anzunehmen, so wollen wir dieser Mahnung des 16. Jahrhunderts für uns und unsre Zeit die unerschütterliche Ueberzeugung abgewinnen, daß auch bei den Kämpfen unsrer Tage nichts zum Siege führen wird, als eine nur der Sache dienende Wahrhaftigkeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Sir W. A. Mackinnon, der kürzlich verstorbene Generaldirektor des Army Medical Department in London, hat mit dem nach Abzug einiger Legate verbleibenden Rest seines Vermögens im Betrag von 16,000 Pfd. St. eine Stiftung begründet, aus deren Erträgnissen Preise und Stipendien behufs Förderung von Studien und Untersuchungen auf den Gebieten der Pathologie, Physik, Astronomie und Geologie vertheilt werden sollen.

* **Berlin.** Die erste Röntgen-Vereinigung hat sich kürzlich hier konstituirt. Sie besteht aus Aerzten, Physikern und Elektrotechnikern und beabsichtigt die wissenschaftliche Vervollkommnung der durch die Röntgen'sche Entdeckung erschlossenen Beobachtungsmethoden. Vorsitzender des Vereins ist Prof. Dr. Walther Wolff.

* **Halle.** Der bisherige außerordentliche Professor der Psychiatrie an unsrer Universität Dr. R. Wollenberg hat die Leitung der Hornburger Irrenanstalt Friedrichsberg übernommen.

* Der Verfasser des Artikels „Dogma und Wissenschaft" in Nr. 80 der Beilage nennt sich Paul Garia, nicht Gaoin.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 16. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Sitten und Gebräuche auf den italienischen Universitäten. — Eine neue französische Literaturgeschichte. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sitten und Gebräuche auf den italienischen Universitäten.

Zu der am 16. November v. J. erfolgten feierlichen Eröffnung des akademischen Jahres[1]) 1897—1898 an der Universität Pavia war dem ordentlichen Professor der Mathematik Dr. Ernst Pascal die Festrede übertragen worden. Nach altem Brauch hätte dieser Gelehrte über ein Argument aus seiner Wissenschaft sprechen sollen; da dieses aber nur einen sehr beschränkten Theil seiner Zuhörer interessirt haben würde, so kündigte er einen für weitere Kreise verständlichen Vortrag an, der sich auf die Sitten und Gebräuche der italienischen Universitäten erstrecken sollte. Leider aber wurde Professor Pascal daran gehindert, seine Rede zu halten. Die Studentenschaft Pavia's, die bislang bei feierlichen Anlässen ein würdiges Benehmen zur Schau getragen hatte, ahmte diesmal den turbulenten Kommilitonen in Rom und Neapel nach, und der Gelehrte, welcher einem Theile der akademischen Bürger wegen seiner politischen Prinzipien unsympathisch war, wurde bei seinem Erscheinen, gleich am Anfang der Feierlichkeit, ausgepfiffen und gezwungen, nach wenigen Worten die Rednerbühne zu verlassen. Er hat aber seinen Vortrag im Druck erscheinen lassen,[2]) und da derselbe sehr viel interessantes bietet und von der gesammten italienischen Presse günstig beurtheilt wird, so wollen wir im folgenden unsern Lesern an der Hand desselben ein Bild von den Sitten und Gebräuchen auf den italienischen Hochschulen entwerfen.

Schon seit langer Zeit spricht man in Italien von dem Verfall der Universitäten und des Schulwesens überhaupt und betont die Nothwendigkeit einer Neugestaltung derselben. In letzter Zeit aber ist die Frage eine brennende geworden, so daß die sich leider zu oft abwechselnden Minister des öffentlichen Unterrichts hier und dort Abhülfe zu schaffen suchten, ohne indeß bis jetzt irgend etwas ausgerichtet zu haben.

Auch früher geschah es wohl ab und zu, daß die italienischen Musensöhne wegen des einen oder des anderen Grundes den Musentempel verließen, lärmend und schreiend die Straßen der Universitätsstadt durchzogen und dieselben mit ihrem Abbasso oder Evviva erfüllten; in den letzten Jahren aber haben diese Unruhen einen sehr bedenklichen Charakter angenommen. Die Sucht, sich den vorgesetzten Schulbehörden bei dem geringfügigsten Anlaß zu widersetzen, hat auch die Zöglinge der Sekundarschulen ergriffen. In verschiedenen Gegenden Italiens ist es bei Gelegenheit der letzten Studentenkrawalle vorgekommen, daß sich die 12- bis 16jährigen Knaben der Gymnasien mit ihren „Kommilitonen von der Universität" solidarisch erklärten. Wohin dies noch führen soll, ist nicht abzusehen.

Um die heutigen Zustände auf den Universitäten des Südens besser verstehen zu können, ist es nothwendig, auf die Vergangenheit zurückzugehen.

Die Universität ist bekanntlich eine italienische Institution. Der erste Typus der mittelalterlichen Hochschule war eine freie Vereinigung von jungen und auch älteren Leuten, die sich um einen Lehrer schaarten. Die kaiserlichen Dekrete und päpstlichen Bullen, die diesen freien Schulen Privilegien und Gerechtsame verliehen, kamen erst später. Das älteste Dokument, das von Hochschulgesetzgebung handelt, ist die berühmte Autentica Habita des Kaisers Friedrich Barbarossa, ausgefertigt auf dem Reichstag zu Roncalia im Jahre 1158, die dem Bestande der Universität Bologna eine gesetzliche Unterlage gab. Aber schon lange vorher hatte die Bologneser Juristenschule geblüht und bedeutende Rechtslehrer ausgebildet. Auch die Universität Pavia, die antiqua schola Papiensis, erhielt erst 3 Jahrhunderte nach ihrer Begründung von Karl IV. ihre kaiserlichen Privilegien.

Auf dem Reichstage von Roncalia wurde also die italienische Universität gesetzlich bestätigt. Jedenfalls hatte Kaiser Friedrich dabei weniger die Förderung der Studien, als vielmehr sein eigenes politisches Interesse im Auge; ergriffen doch besonders die Bologneser Rechtsgelehrten offen seine Partei und begrüßten ihn als Fortsetzer der Traditionen des römischen Reiches, der das Recht habe, von den italienischen Städten Gehorsam und Unterwerfung zu fordern!

Nachdem die Autentica des Kaisers bekannt geworden war, begriffen die Städte sogleich, welche großen materiellen und moralischen Vortheile ihnen dadurch erwuchsen. Unter den Studenten waren viele reife Männer, die oft mit ihrer ganzen Familie und Verwandtschaft in der Universitätsstadt ihren Einzug hielten, ihr Wohlstand verliehen und die durch häufige Kriege und Epidemien dezimirte Bevölkerung ersetzten. — Bologna beanspruchte zunächst allein das Recht, eine Hochschule zu besitzen und verpflichtete Professoren und Studenten durch feierliche Eidschwüre, nicht anderswohin zu gehen. Bald jedoch entstanden viele andere Universitäten, so in Vercelli, Chieri, Modena, Parma, Pavia, Turin u. a. m. War in einer Stadt die Bevölkerung gelichtet, so suchte man sie durch Gründung von hohen Schulen wieder zu heben. Der Chronist Villani erzählt, die Florentiner Universität sei nach der Pest des Jahres 1348 ins Leben gerufen worden. Sobald in einer Stadt eine Universität gegründet war, so galt es, eine möglichst große Anzahl Schüler und Doktoren aus anderen Städten heranzuziehen. Dadurch entstand ein nicht immer lauterer Wettbewerb unter den einzelnen Universitäten und eine suchte die andere durch Privilegien zu überbieten. Es hat daher nichts wunderbares, daß die Universitätskörperschaften im Mittelalter die am meisten begünstigten waren: man befreite die Studenten von der Zahlung der Zölle und Steuern, gab ihnen ein eigenes

[1]) Die deutsche Semestereintheilung ist in Italien unbekannt. Das akademische Jahr läuft mit den üblichen Ferien von November bis Juni.

[2]) Costumi ed usanze nelle università italiane per *Ernesto Pascal*. (Ulrich Hoepli, Mailand 1897.)

akademisches Gericht, versprach ihnen gute und billige Wohnungen, dispensirte sie vom Militärdienst u. s. w. Einige Städte gingen sogar noch weiter. So verhieß die Stadt Vercelli ihren Studenten Vorschüsse bis zu 10,000 Lire. Der Stand eines Studenten war mithin im Mittelalter ein äußerst bequemer und es ist anzunehmen, daß die Schüler nicht aus bloßem Wissensdrange die Hochschule besuchten. Wir müssen staunen, wenn wir lesen, daß die Universität Bologna im 14. Jahrhundert mehr als 13,000 Hörer aufzuweisen hatte.[1])

Eine so ungezügelte Freiheit, wie sie damals auf den mittelalterlichen Universitäten herrschte, konnte keine guten Früchte bringen. Und in der That berichten uns Dokumente aus jener Zeit, daß Unordnungen, Indisciplinirtheit, Tumulte und selbst obscöne Handlungen in den akademischen Körperschaften an der Tagesordnung waren. — Die Städte, welche anfangs dem ungezügelten Leben und Treiben der Studenten auf alle Weise Vorschub geleistet hatten, konnten in der Folge nicht umhin, die gemachten Konzessionen einzuschränken — aber es war in den meisten Fällen zu spät. Tagtäglich gefielen sich die Studenten darin, die Universitätslehrer in ihren Vorlesungen zu unterbrechen. In Pavia und auch anderswo drangen sie in Maskenkostümen und allerlei Instrumente blasend, spielend und pfeifend in die Hörsäle ein. Den Professoren wurden die damals noch seltenen Bücher gestohlen, die sich dann die Studenten streitig machten. In Pisa zwang man auf diese Weise die Dozenten, früher, als es vorgeschrieben war, Ferien zu machen. War der Zweck erreicht, so wurden die Bücher gegen Erstattung eines Guldens den Eigenthümern zurückgegeben. Die Universitätsbehörden mußten häufig Dekrete erlassen, um Todtschag, Ueberfälle, Mädchenraub und Diebstähle, die bei Nacht in den Wohnungen der friedlichen Bürger ausgeführt wurden, zu verbieten; auch die Bischöfe sahen sich nicht selten gezwungen, zur Exkommunikation ihre Zuflucht zu nehmen. Alles dies nutzte jedoch sehr wenig.

Nicht viel besser lagen die Dinge für die Professoren. Diese wurden anfangs ausschließlich von den Studenten honorirt; ihr Verdienst hing daher lediglich von der Anzahl ihrer Hörer ab. Um dieselben heranzuziehen, wurde kein Mittel gespart. Berühmt oder berüchtigt ist in dieser Hinsicht das Testament, das der Professor Bonifacio Bonconsiglio im Jahre 1232 hinterlassen hat und in welchem er den Armen eine Summe als Sühne vermachte „quia multis et variis modis peccatur in scholaribus habendis". Auch die Professoren versprachen ihren Scholaren Geldanleihen und gaben ihnen solche faktisch zu Wucherzinsen. Der berühmte Glossator Accursio in Bologna wurde dadurch zum reichen Manne.

Am Anfang des 14. Jahrhunderts änderte man das System der Honorarzahlung. Die Professoren wurden jetzt von der Stadt und den akademischen Behörden bezahlt. Dadurch wurde allerdings ihrem wenig anständigen Gebahren ein Ziel gesetzt, die Städte aber luden sich neue Lasten auf und erließen weitere Konzessionen, um sich die Studenten geneigt zu machen. Die Professoren ihrerseits, die nun aller direkten Pflichten gegen die Studenten enthoben waren, ergaben sich nach und nach der Trägheit und verminderten ihre Vorlesungen. Zahlreich sind die Dokumente, die von dem geringen Fleiße der Universitätslehrer berichten. Die Pedelle hatten außer ihren anderen Obliegenheiten auch die geheime Mission, sie zu beaufsichtigen; so ist der Rapport eines Pisaner Pedells interessant, der sich über die große Nachlässigkeit der Professoren beklagt.

Seit alten Zeiten bestand die Sitte, daß die Dozenten untereinander wissenschaftliche Erörterungen (dispute) veranstalteten. Jeder von ihnen hatte einen concorrente (antisofista, antagonista), mit welchem er an bestimmten Tagen der Woche in Gegenwart der Studenten disputiren mußte. Diese lobenswerthe Einrichtung, welche den Fleiß der Professoren anregen sollte, entsprach bald ihrem Zweck nicht mehr, insofern sich diese die bequemsten Gegner aussuchten oder sich ganz der disputa entzogen. Die Erörterung wissenschaftlicher Fragen hätte außerdem einen ganz objektiven Charakter haben müssen, artete aber meist in einen persönlichen Streit zwischen den beiden Dozenten aus, an welchem die Studenten oft thätigen Antheil nahmen, so daß in einigen Städten, wie in Padua, die Behörden zugegen sein mußten, um Rankereien zu verhüten. Um auf ihre Kosten zu kommen, nahmen die Universitätsstädte zu allen möglichen Mitteln ihre Zuflucht. So erließen sie Dekrete, die ihren Bürgern verboten, die Laurea, d. i. das Doktorexamen, an anderen Orten zu machen; ja man ging selbst so weit, den an anderen Universitäten erworbenen Doktortitel nicht anzuerkennen. Die Professoren nahm man nach und nach aus den Mitbürgern, dann selbst immer aus denselben Familien und vermehrte die Lehrerstellen bis ins Unendliche, um allen Ansprüchen gerecht zu werden. In demselben Maße verminderte sich dann die Zahl der Hörer, so daß in Bologna zeitweise 150 Professoren und nur wenig mehr Studenten waren.

Höchst unheilvoll waren im Mittelalter auch die Streitigkeiten zwischen der juristischen Fakultät (damals „Università dei giuristi" genannt) und den anderen drei Fakultäten, die man unter dem gemeinsamen Namen: „Università[1]) degli artisti" zusammenfaßte. Die letztere, welche den wissenschaftlichen, literarischen und medizinischen Unterricht verfolgte, war erst später entstanden und hatte lange Kämpfe zu bestehen, ehe sie von ihrer älteren Schwester anerkannt wurde. Die Juristen konnten sich nicht dazu verstehen, die Jünger der anderen Wissenschaften als gleichberechtigt anzusehen und ihnen akademische Grade zuzuerkennen, und für lange Zeit hielten sie mit aller Zähigkeit daran fest, daß ihre Fakultät an Würden und Ehren den ersten Rang einnehmen müsse. Nach und nach aber wurden auch der anderen Fakultät Rechte und Privilegien zugestanden, jedoch nicht, ohne ihr Tribute und andere Lasten aufzuerlegen.

Der berühmte deutsche Rechtslehrer Savigny, der „eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter" und ein „System des Römischen Rechts" hinterlassen hat, urtheilt, die mittelalterlichen Universitäten hätten in sich selbst den Todeskeim getragen; der Glanz einzelner Universitäten habe nur von zufälligen, persönlichen und vorübergehenden Ursachen abgehangen. Sicher ist, daß die großen Freiheiten und Privilegien, welche die Universitätskörperschaften genossen, ihnen weit mehr geschadet als genutzt haben. Nur in einem Punkte zeichneten sich die italienischen Studenten der alten Zeit vor den heutigen aus, nämlich darin, daß sie nicht an den politischen Parteikämpfen ihres Landes theilnahmen.

* * *

Diese kurzen Skizzen über die Verhältnisse auf den mittelalterlichen Universitäten beweisen zur Genüge, daß die Männer, welche für die modernen italienischen Hochschulen Autonomie und die größtmöglichsten Freiheiten beanspruchen, unrecht haben, sich stets auf die ruhmvolle Vergangenheit der alten freien Hochschulen zu berufen. Pascal hält die Autonomie für äußerst verderbenbringend. Allerdings hat dieselbe auf den ersten Anblick etwas verführerisches. Die Universität, so sagen die Anhänger der Autonomie, wird für die Selbsterhaltung und für die

[1]) Die Universität zu Paris hatte in jener Zeit gar 30,000 Studenten!

[1]) Erst in späterer Zeit bezeichnete Universität den Ort, wo die akademischen Vorlesungen stattfanden.

eigene Größe so gut wie möglich selbst sorgen. Ist über etwas wichtiges, wie z. B. über die Ernennung eines neuen Professors, zu berathen, so liegt es im eigensten Interesse der Universität, den Besten zu wählen, den man haben kann, und die Hochschule, die anders handelte, würde früher oder später ihren eigenen Ruin herbeiführen. Diese Schlußfolgerung ist in der Theorie ja sehr schön, in der Praxis aber trügerisch, weil sie von einer zu optimistischen Ansicht über die menschliche Natur ausgeht. Die Universitätsprofessoren, die auch Menschen sind, könnten leicht die Interessen ihrer Anstalt mit den ihren in Einklang zu bringen suchen oder sie gar mit ihren eigenen verwechseln. Die größte Gefahr der Autonomie liegt nach den Worten, die der Referent über den Baccelli'schen Gesetzentwurf vom Juni 1895 geschrieben hat, darin, daß sich die Hochschulen zum Nachtheil für die Wissenschaft in abgeschlossene, particularistische Körperschaften verwandeln könnten, die besonders in kleineren Städten allerlei lokalen Pressionen und Intriguen ausgesetzt wären. Dies hat die Geschichte genugsam bewiesen und beweist auch eine nur ganz elementare Kenntniß der menschlichen Leidenschaften. Die Wissenschaft macht tagtäglich Riesenfortschritte, denen nicht alle Gelehrte folgen können oder nicht folgen mögen, besonders wenn sie in Amt und Würden sind. Wer auf halbem Wege stehen bleibt, pflegt seine Mitmenschen, welche weiter wollen, mit scheelen Augen anzusehen oder ihnen gar den Weg zu verlegen. Was würde nun, falls die Universitäten autonom würden, aus den weiterstrebenden Elementen werden? Sie würden sehr oft von den Anderen zurückgedrängt werden; die menschliche Gesellschaft würde sich einer großen Ungerechtigkeit schuldig machen, und die Freiheit würde sich selbst den Todesstoß versetzen.

Der Minister Baccelli wollte, als er vor mehr als 2 Jahren den Gesetzentwurf über die Autonomie einbrachte, gleichzeitig dem Lande zeigen, daß seine Theorien auch praktisch durchführbar seien, und da gerade viele Professorenstellen an den Universitäten vakant waren, so gab er den einzelnen Fakultäten auf, die Stellen ganz nach ihrem Gutdünken zu besetzen. Was nun geschah, gewährt ein recht instruktives Schauspiel. Als der Minister seine Absicht auch nur angedeutet hatte, wurde von allen Seiten der Ehrgeiz angestachelt, und viele seit Jahren unterdrückte Wünsche wagten sich ans Tageslicht hervor. Die Vorschläge zur Besetzung der Stellen regneten in solcher Menge auf das Unterrichtsministerium herab, daß es in große Verlegenheit gerieth und bald das Bedürfniß fühlte, dem täglich anwachsenden Strome Einhalt zu thun; und wodurch? Dadurch, daß es die Gehälter der Neuernannten verminderte. Aber welcher Art waren die dem Ministerium gemachten Vorschläge? An einem Orte schlug die Fakultät den Verwandten eines Freundes oder den Freund eines Verwandten vor, an einem anderen wurden die Lehrstühle und Lehrer vermehrt und die ersten Besten für ganz spezielle, oft unnütze Fächer ernannt; an anderen Orten wählte man wieder Professoren, die dann bei späteren Bewerbungen als ineleggibili (unwählbar) erklärt wurden. Auch kam es vor, daß die Fakultäten einer Universität zwei Parteien bildeten, die sich, wie Welfen und Ghibellinen, gegenseitig mit allen nur möglichen Waffen bekämpften und von denen jede dem Ministerium einen besonderen Kandidaten vorschlug.

Um nur eine Stelle zu bekommen, nahmen die Aspiranten alle möglichen Bedingungen an; das Gehalt einzelner Professuren war von 3500 oder 3000 Lire auf 1200 oder 1000 Lire herabgesunken. Trotzdem wurde die Schaar der Bewerber nicht geringer, bis endlich dem höchst unwürdigen Treiben ein jähes Ende bereitet wurde. Nach dem unheilvollen 1. März 1897, an welchem so viel italienisches Blut unnütz auf afrikanischem Boden vergossen wurde, erfolgte der Sturz des gesammten Ministeriums Crispi und somit auch des Unterrichtsministers. Sein Nachfolger kehrte zu dem alten System der concorsi zurück, welches noch heute gültig ist: das Ministerium schreibt die vakanten Stellen aus; besondere, von allen Universitätsfakultäten erwählte Kommissionen urtheilen über die eingereichten Meldungen und schlagen die besten Bewerber vor.

Auch dieses System hat seine Mängel; so gab es, um nur ein Beispiel anzuführen, jahrelang ständige Kommissionen, die Cliquen bildeten und all denen, die ihnen nicht genehm waren, den Zutritt zur Universität verwehrten. Viele Ungerechtigkeiten wurden begangen, so daß zuweilen das Militär einschreiten mußte. Trotzdem ist das liberale System des concorsi noch das beste; nach seiner Einführung verschwanden die Parasiten der Wissenschaft, und vielen strebsamen Elementen, die keine andere Empfehlung als ihre wissenschaftliche Ausbildung hatten, wurde der Weg zu Professuren gebahnt, was wiederum dem ganzen Lande zugute kam.

* * *

Wenn in Bezug auf die Universitäten gefehlt wird, so liegt der Fehler entschieden darin, daß sie zu sehr sich selbst überlassen sind, nicht aber in der Vorenthaltung von Freiheiten. Um zu reformiren, sollte man daher gerade das Gegentheil von dem thun, was man beabsichtigt, das heißt, anstatt immer größere Freiheiten einzuräumen, sollte man eine gesunde Disziplin einführen. Vieles ist dem Studenten erlaubt, was einem anderen Staatsbürger nicht erlaubt ist, und dies ist die Folge jener alten Privilegien, welche die Städte, oft aus rein materiellen Interessen, den Studenten verliehen hatten. So wird z. B. von den Hörern der Universität immer noch das mittelalterliche Asylrecht beansprucht, wonach die Räume der Alma Mater nur von den akademischen Bürgern betreten werden dürfen. Auf dieses Recht pochen selbst diejenigen, die nichts anderes im Munde führen, als Gleichheit der Rechte und Abschaffung der Privilegien. Die Anrufung dieses Rechtes könnte man höchstens dulden, wenn die jungen Leute ihre eigene Unabhängigkeit und Würde zu wahren wüßten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Niemand versagt den Studirenden die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihnen am besten paßt. Diese Freiheit aber wird allzu häufig mit einer anderen verwechselt, mit der nämlich, überhaupt nicht zu studiren. Gesetze und Vorschriften gegen die Trägheit der Studenten bestehen wohl, werden jedoch von Niemand respektirt.

Aber auch manche Professoren haben ganz eigene Ansichten von der akademischen Freiheit. Lehrfreiheit muß sein, und Niemand hat dieselbe je zu beschränken gesucht. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß Universitätsprofessoren machen können was ihnen beliebt, und daß sie daher auch, wenn sie wollen, keine Vorlesungen zu halten brauchen. Die öffentliche Meinung fragt sich vergebens, wie die vorgesetzten Behörden einem kleinen Theil von Staatsbeamten erlauben können, zu thun und zu lassen was ihnen gefällig ist, während die übrigen Beamten, wenn sie ihre Pflicht nicht thun, einfach abgesetzt werden. Kein Minister hat es jemals gewagt, in dieses Wespennest zu stören: wäre dies der Fall gewesen, so hätte man sicher sofort geschrieen, daß die traditionellen akademischen Freiheiten auf dem Spiele ständen. Einige schwache Versuche, Abhülfe zu schaffen, sind gänzlich gescheitert. So wurde beispielsweise ein Ministerialdekret, durch welches einem nachlässigen Dozenten (derselbe hatte ohne jeden Grund jahrelang keine Vorlesungen gehalten) eine ganz gelinde Strafe auferlegt wurde, von dem hohen Rechnungshofe (Corte dei Conti) einfach annullirt.

Diese Beispiele von Nachlässigkeit, die zum Glück nicht häufig sind, werfen auf die ganze Klasse der Universitätslehrer ein schlechtes Licht, besonders in dem der Universität fernstehenden Kreisen, die keinen Unterschied zu machen verstehen.

Die Gründe des Uebels sind mannichfach: es gibt eine Anzahl Professoren, welche nicht etwa einen Lehrstuhl an der Universität suchen, weil sie den Beruf dazu in sich fühlen, sondern gewisser materieller Vortheile wegen, welche die Stellung mit sich bringt. Für Manchen ist die Professur die erste Stufe, um zum Deputirten erwählt zu werden, Andere erstreben eine cattedra, weil es das bequemste ist, wieder Andere, um in eine große Stadt zu kommen, wohin sie in via diretta nicht so leicht versetzt werden würden. Anderen endlich dient die Professur als eine „noble Etikette", um die einträglicheren Professionen des Arztes oder des Advokaten zu betreiben.

Aber es bestehen noch andere Uebelstände auf den Hochschulen, welchen gegenüber der Unterrichtsminister machtlos ist.

Für eine große Anzahl von Staatsbeamten besteht ein Gesetz, nach welchem dieselben in einem gewissen Alter, wenn sie ihre Stelle nicht mehr ausfüllen können, pensionirt werden müssen. Bei den Professoren aber ist dies nicht der Fall. Das in vieler Beziehung veraltete Gesetz Casati vom Jahre 1859, das noch jetzt als Unterlage für den gesammten Unterricht dient, hat diese Bestimmung nicht oder wenigstens in einer Form, welche ihre Wirksamkeit sehr in Frage stellt. Die alten Universitäten konnten sich wohl den Luxus erlauben, einen Professor, solange er lebte, auf seiner Stelle zu belassen, auch wenn er keine Vorlesungen mehr hielt; Ideen dieser Art entsprachen dem Zeitgeist, und der daraus entspringende Nachtheil war kein großer, da für jede Disciplin mehrere Lehrer vorhanden waren. In unsrer Zeit ist aber der Schaden für die Studien bedeutend größer. Manche wichtige Unterrichtszweige waren und sind noch heute in den Händen von Dozenten, die einst zwar der Wissenschaft theilweise große Dienste leisteten, die aber, sei es aus geistiger Ermüdung, sei es aus anderen Ursachen, ihre Stelle nicht mehr ausfüllen können; wenn diese trotzdem dem Namen nach ihre Professur behalten, so hat dieselbe in Wirklichkeit zum großen Schaden der Studentenschaft aufgehört zu existiren.

Wohl hat die akademische Behörde das Recht, die Pensionirung eines Professors beim Ministerium zu beantragen, von diesem Recht wird jedoch nie Gebrauch gemacht.

Ein Krebsschaden für die italienischen Universitäten sind ferner die vielen Ferien. Jedes Jahr wiederholt man allenthalben, der Ferien seien zu viele, und doch werden dieselben stetig vermehrt.[1]) Außer den vom akademischen Senat festgesetzten „ordentlichen" Ferien gibt es noch viele „außerordentliche". So werden bei Gelegenheit der politischen Wahlen 15—20 Tage freigegeben, während 3—4 vollständig ausreichend wären. Ist in einer Universitätsstadt irgendein Fest, zu welchem die Vorlesungen ausgesetzt werden, so verlangen die Hörer sämmtlicher Hochschulen des Königreichs „der Solidarität halber" die gleichen Ferien, was geradezu absurd erscheint. Aber hiemit sind die außerordentlichen Unterbrechungen des akademischen Unterrichts noch nicht erschöpft: oft sind die Professoren Deputirte und Senatoren und werden nach Rom gerufen, oder sie sitzen in Kommissionen und sind dadurch zeitweilig verhindert zu lesen. Andere Störungen verursachen die häufigen Studentenkongresse und die außerordentlichen Prüfungstermine, die auf Verlangen der Studenten jedes Jahr wieder angesetzt werden. Ferner existirt auch in Italien die Unsitte, die ordentlichen Ferien früher zu beginnen als vorgeschrieben ist. Endlich bezwecken die jährlich sich wiederholenden Tumulte nichts anderes als die Schließung der Universitäten und damit die Verlängerung der Ferien.

Die Nachtheile, die aus so vielen und so langen Unterbrechungen des Unterrichts erwachsen, sind in moralischer und materieller Beziehung ganz bedeutend. Die Disciplin wird bei den Studirenden immer lockerer, das Pflichtgefühl immer schwächer und jede ernste Arbeit wird zur Unmöglichkeit gemacht.

Was die Universitätsfakultäten anbetrifft, so hat das Recht oder besser der langjährige Usus ihrer Willkür gar zu viel Spielraum gelassen. Sind die Professoren einer Fakultät unter sich einig, so ist das Ministerium ganz machtlos gegen sie. Das Gesetz gibt diesen Körperschaften eigentlich nur eine berathende Stimme, in Wirklichkeit beschließen sie jedoch über alle wichtigen Fragen des akademischen Lebens. So liegen z. B. die Neubestätigung der außerordentlichen Professoren, deren Beförderung und Versetzung an andere Universitäten, die Ausschreibung der concorsi und tausend andere Dinge in ihren Händen. Pascal hält diese große Macht für sehr gefährlich, da sie zu Ungerechtigkeiten Anlaß gibt.

Der Gelehrte schließt seine Arbeit mit den Worten: „Ich bin fest überzeugt, das es weniger nöthig ist, radikale Aenderungen in den Hochschulen einzuführen, als den bestehenden Gesetzen ihre alte Kraft zurückzugeben. Man zwinge Alle, denselben zu gehorchen, führe bei den Studenten eine straffe Disciplin ein und suche all die schlechten Gewohnheiten und Sitten, die sich im Universitätsleben so breit machen, auszurotten.

Die Uebel des akademischen Lebens sind übrigens nichts anderes als einzelne Manifestationen eines allgemeinen, noch akuteren Uebels, das das ganze Land und die moderne Gesellschaft befallen hat, nämlich allgemeine Unzufriedenheit, Ungeduld, Indolenz und auf die Spitze getriebener Skeptizismus." Prof. H. K.

[1]) Vor einigen Wochen machten folgende interessante Notizen über die Universität Bologna die Runde in den italienischen Zeitungen: „An der Bologneser Hochschule wurde das akademische Jahr am 5. November 1897 eingeweiht; die Vorlesungen begannen mit dem 21. November. Vom 10. Dezember bis 9. Januar Weihnachtsferien; vom 5. Februar bis 9. März Karnevalsferien; vom 19. März bis 18. April Osterferien. Unter 164 Tagen des akademischen Jahres sind also 108 Ferientage, bleiben 56 Tage. Zieht man hievon noch 8 Sonntage ab, so ergeben sich 48 Tage, an welchen Vorlesungen gehalten werden, und 116 Ferientage. Aehnliche Verhältnisse herrschen auf allen übrigen italienischen Universitäten."

Eine neue französische Literaturgeschichte.

I.

Wer etwa vor Jahresfrist die öffentlich zur Schau gestellten Kasten der Buchhändler des Palais Royal, der Seine-Quais oder des Quartier Latin zu mustern Gelegenheit hatte, wurde durch augenfällige Aufschlagzettel auf ein Werk aufmerksam gemacht, welches ein literarisches Ereigniß ersten Ranges bedeuten sollte. Eine „Histoire de la langue et littérature française des Origines jusqu'à 1900" wurde da versprochen, also die Geschichte der französischen Literatur während etwa 1000 Jahren der Vergangenheit, sowie während einiger Jahre der Zukunft, und zwar in acht starken Bänden in Prachtausstattung mit Illustrationen, eine echte Arbeit aus des Jahrhunderts Ende. Erwog man die Größe der Aufgabe, die ungeheure Masse des zu bewältigenden Stoffs und dabei die ziemlich weitgehende Promesse für die Zukunft, so dachte man unwillkürlich an jenen Sanguiniker, der erklärte, er schreibe an einer Weltgeschichte von 36 Bänden, und auf die Frage, wie weit er

in seiner Arbeit bisher gekommen sei, antwortete, er sammle eben Material für das erste Kapitel.

Die naheliegenden Zweifel, ob im vorliegenden Falle Versprechen und Erfüllung sich die Wage halten würden, sind bald beseitigt worden. In überraschend kurzer Frist nach der Ankündigung erschienen die beiden ersten Bände des Werkes, welche die Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter darstellen; ihnen schloß sich gleichfalls in rascher Folge der dritte Band an, welcher das 16. Jahrhundert behandelt, und während wir diese Zeilen niederschreiben, geht uns der vierte Theil der Histoire, zeitlich eine Ergänzung des dritten Bandes, zu. Die prompte Einlösung der gegebenen Zusage ist sonach bestimmt zu erwarten, und wenn wir gleich im voraus erklären, daß wir hier vor einem Werke stehen, dem die französische Literaturforschung nicht leicht ein ähnliches zur Seite stellen kann, so wird die eingehende Besprechung desselben an dieser Stelle wohl keiner Rechtfertigung bedürfen.

In der Vorrede zu den beiden ersten Bänden, welche niemand Geringerer als Gaston Paris, diese Verkörperung französischer Sprach- und Literaturforschung seit einem Menschenalter, verfaßt hat, wird hervorgehoben, daß die mittelalterliche Literatur Frankreichs hier zum erstenmale in einer Gesammtdarstellung großen Stils den verdienten Platz erhalte, und daß das Unternehmen überhaupt durch Erfassung des nationalen Genius in seinen glänzendsten Darbietungen während eines vollen Jahrtausends eine rühmenswerthe, geradezu eine patriotische That darstelle. Aus diesen Worten des berufensten Fachmannes erhellt, daß hier auf einem der schwierigsten, weil universellsten Gebiete das bestmöglichste geboten werden sollte. Thatsächlich regt diese neue Histoire de la langue et littérature française zu einer ganzen Reihe von Gedanken an, und schon die formelle Art der Stoffbehandlung, in der ja die Franzosen so viel Geschick entwickeln — die mise-en scène, wenn das Wort hier erlaubt ist —, dürfte unsrer gespannten Aufmerksamkeit sicher sein. Zunächst fällt ein bemerkenswerther Umstand auf. Das große Werk stammt, wie man allerdings erwarten konnte, nicht von einem Verfasser. Um Petit de Julleville, Professor an der Faculté des lettres zu Paris, welcher die Leitung des ganzen Werkes übernahm, mußte sich ein Stab von Mitarbeitern schaaren, von denen jeder Einzelne ein verhältnißmäßig eng begrenztes Gebiet zur Bearbeitung erhielt. Nur so konnte ein Werk zustande kommen, das in jedem seiner Theile gründliche Spezialforschung und Verwerthung gesicherter wissenschaftlicher Resultate verbürgen sollte. Darin liegt eine Art von Geständniß, welches auf das Gebiet wissenschaftlichen Arbeitsbetriebes, um das es sich handelt, ein helles Streiflicht wirft. Das hier befolgte Prinzip ist nicht neu. Die sogenannten „Grundrisse" der indischen, germanischen, romanischen Philologie (Bühler, Paul, Gröber), — echte Denkmäler deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit — haben eben darum so unbestrittenes Ansehen gewonnen, weil in ihnen, d. h. in der Gesammtdarstellung der betreffenden Disciplinen, die berufensten Vertreter der in diese einschlagenden Spezialfächer zum Wort gelangten. So ist, um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, Suchiers Beitrag: „Die französische und provençalische Sprache und ihre Mundarten", ein dem Umfang nach kleiner Theil des Gröber'schen Grundrisses, ins Französische übertragen worden: in wissenschaftlichen Dingen sind die Franzosen eben zu klug, um das Schlagwort von den barbares d'outre-Rhin gelten zu lassen. Was aber in dem erwähnten Sammelwerk einem einzigen Mitarbeiter zufällt (die Darstellung der französischen Literaturgeschichte hat Gröber selbst übernommen) sehen wir in der vorliegenden Histoire von einer stattlichen Reihe von Forschern (44, davon 11 bei den ersten zwei Bänden) bearbeitet. Die Vortheile wie auch die Mängel, welche die immer weiter vorschreitende Spezialisirung mit sich bringt, sind gerade hier am deutlichsten erkennbar.

Wichtigen Gewinn, und zwar besonders für die beiden ersten uns zunächst beschäftigenden Bände, bietet eine solche Theilung dadurch, daß es dem Bearbeiter eines kleinen Abschnittes möglich wird, die Ueberlieferung des einschlägigen Quellenmaterials mit aller wünschenswerthen Genauigkeit zu verfolgen. Die Beherrschung sämmtlicher Quellenzeugnisse in Handschriften und Akten aus dem fast unabsehbaren Gebiet mittelalterlichen Schriftthums auf französischem Boden ist für den einzelnen Forscher ein Ding der Unmöglichkeit — schon aus rein physischen Gründen. Aesthetische, metrische, linguistische Studien lassen sich vom Schreibtisch aus betreiben; wer sich um die handschriftlichen Textzeugnisse, also um die Grundlage für jedwede weitere Arbeit umsieht, weiß, welche Mühe es kostet, den Manuskriptenapparat auch nur für einen einzigen Autor vollständig zusammenzustellen. Wir berühren da einen wunden Punkt der romanischen Literaturforschung; aber im vorliegenden Fall ist die Heilung durch zartes Umgehen desselben nicht zu erhoffen.

Bei Besprechung der mittelalterlichen Bibliotheken Spaniens und ihres Bestandes an nationaler Literatur hatte Referent vor nicht langer Frist in dieser Beilage [1]) die Ausarbeitung eines corpus catalogorum des Mittelalters „als unabweisbare Nothwendigkeit" hingestellt. Mittlerweile ist zur Freude aller Betheiligten — und deren Zahl ist nicht gering — die Herausgabe der alten Kataloge von Seite der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien beschlossen und energisch in Angriff genommen worden. So groß der Vergangenheit gegenüber die Schuld ist, die man eben abzutragen beginnt, noch größer stellt sich unsre Schuld auf dem Konto der Gegenwart dar. Alle, die es mit der wissenschaftlichen Darstellung der Literatur romanischer Zungen ernst meinen, müssen die Forderung erheben, daß der gegenwärtige Bestand der einschlägigen handschriftlichen Quellen aus Bibliotheken und Archiven möglichst vollständig verzeichnet werde. Diesen Wunsch gerade hier nachdrücklich geltend zu machen, erscheint nicht unnütz. Die Franzosen können, was Schätzung ihrer alten Schriftdenkmäler anlangt, als Muster gelten und gehen in vernünftiger Inventarisirung dieser Quellen allen übrigen Kulturvölkern Europas voran. Ein Blick auf das nun schon seit 13 Jahren regelmäßig erscheinende Annuaire des bibliothèques et des archives zeigt, was allein aus den öffentlicher Benützung zugänglichen Handschriftensammlungen Frankreichs bereits in dem Catalogue général des manuscrits, in den vielen Inventaires sommaires u. s. w. methodisch verzeichnet und excerpirt wurde. Hiezu kommt natürlich noch die große Zahl von Privatbibliotheken, die zum Theil in ganz vorzüglicher Weise inventarisirt wurden.

In solch rühmenswerther Sorgfalt für alles kostbare Gut wetteifert mit Frankreich besonders Italien. Wer sich hievon überzeugen will, braucht nur einen Blick in die hübsche Zusammenstellung zu werfen, welche Ottino und Fumagalli in ihrer Bibliotheca bibliographica Italiana gebeten haben. Die deutschen Länder (wo das Material freilich nicht in so imponirender Fülle vorliegt) rangiren, wie aus den zutreffenden Bitvern der Kataloganlagen ersichtlich wird, die Blau für Deutschland, Goldmann für Oesterreich, P. G. Meier für die Schweiz lieferten, erst an dritter Stelle. An dem Gewinn dieser wissenschaftlichen Grubenarbeit partizipirt die romanische Literaturgeschichte schon jetzt in hervorragender Weise. Der Gewinn wird sich noch erheblich steigern, falls die genaue Inventarisirung der Handschriftenschätze hierzulande ebenso wie in Frankreich

[1]) 1895, Nr. 297, Beil. Nr. 248.

methodisch geregelt und unter die Aegide des Staates oder wissenschaftlicher Gesellschaften gestellt werden wird. Ein Anfang hiezu ist bei der Katalogisirung preußischer Handschriftensammlungen bereits gemacht worden.

Die berufenen Fachleute, welche für die Bearbeitung der verschiedenen Theile der Histoire de la langue et littérature française gewonnen wurden, danken ihre maßgebende Autorität vor allem ihrer gründlichen Kenntniß der einschlägigen Quellenüberlieferung. Inwieweit und mit wie viel Berechtigung diese grundlegenden Daten auch in dem vorliegenden Werke zur Mittheilung gelangten, soll gelegentlich noch untersucht werden; zunächst war zu betonen, daß die hier beobachtete Arbeitstheilung solche spezielle Quellenforschungen in wünschenswerther Weise ermöglichte, ja den Bearbeitern der einzelnen Fächer geradezu nahelegte.

Gleich freie Bewegung und Entfaltung war unter solchen Verhältnissen auch in der Form der Darstellung, in der Diktion gestattet. Daß die Franzosen es verstehen, auch die sprödesten wissenschaftlichen Stoffe in gefällige Form zu gießen, hat erst jüngst wieder Michel Bréal in seinem Essai de sémantiqne gezeigt. Da werden schwere Probleme in leichtem Konversationston entwickelt, als säße man in einem Plauderwinkel beim Ofen und als käme nur zufällig die Rede auf die tiefstgegründeten linguistischen Erscheinungen, auf Fragen über Wesen und Geist dessen, was wir Sprache nennen. Dabei ist, wie von einem Gelehrten von der Bedeutung Bréals zu erwarten war, der wissenschaftliche Standpunkt stets gewahrt. So kostbares Gut gleichsam spielend in kleine Münze umsetzen kann nur der wirklich Besitzende.

Auch in dem vorliegenden Werke ist, was künstlerische Gestaltung und Belebung des Stoffes anlangt, seitens der einzelnen Bearbeiter fast unterschiedslos Vortreffliches geboten worden. Beim ersten Anblick mag ja manches befremden. Wir denken da zunächst an einen den altfranzösischen Heldengedichten gewidmeten Abschnitt, der sich stark durch oratorisches Beiwerk auszeichnet. Wenn hier ein Kapitel mit den Worten beginnt: Charlemagne! telle est la figure radieuse u. s. w., oder wenn der Verfasser sich mit einem: Que faites-vous de Girard de Rousillon? apostrophiren läßt und dieses Frag- und Antwortspiel eine Seite hindurch weiterführt, so liegt hierin ein Ueberschuß von Temperament, den man bei einer ernsten wissenschaftlichen Arbeit wohl missen könnte. Aber solche unerwartete Ausbrüche bringen Leben und Farbe in die Darstellung, wie auch gewisse Uebertreibungen gerade dadurch, daß sie zum Widerspruch reizen, im Gedächtniß des Lesers fest haften bleiben. Behauptungen, wie z. B. daß die Verfasser der altfranzösischen Heldenlieder tes plus convaincus de tous les théistes gewesen seien, und zu jener Zeit la méditerranée un Lac français et l'Université de Paris le cerveau de l'Europe sind echt französische Geistesblüthen. Aber ein Körnchen Wahrheit, das man leicht herauslöst, liegt in solchen Bemerkungen, und darum fällt die Entschuldigung für sie nicht schwer.

Abgerundete Einzelbilder aus der französischen Literaturgeschichte, die von gründlicher Quellenkenntniß zeugen, auf der Höhe der gegenwärtiger Forschung stehen und durch geschickte Darstellung belebt sind, binnen überraschend kurzer Zeit in einer großen Sammlung auf den Plan zu bringen — dies Ziel war allerdings nur durch die eben besprochene Theilung der Fächer unter verschiedene Mitarbeiter zu erreichen. Daß diese Arbeitsweise auch ihre Schattenseite habe, soll hier nur angedeutet werden. Wir haben Bilder vor uns, keine Gesammtdarstellung. Die Figuren eines Gemäldes mögen an und für sich noch so sorgfältig ausgearbeitet sein — sie stören den einheitlichen Eindruck, wenn die entsprechende Wechselwirkung zwischen ihnen fehlt. Im vorliegenden Falle könnte man, wenn man bei dem Gleichniß bleiben will, sagen: sie sehen einander nicht einmal an. Eine große einleitende Uebersicht, welche die Gesammtentwicklung der französischen Literatur nach chronologischen und geographischen Gesichtspunkten schildert, wäre unbedingt nothwendig gewesen. Ebenso hätte die bloße Pietät geboten, einen Rückblick auf die vorhergegangenen literarhistorischen Leistungen zu werfen. Dieser Fehler wird durch die jeden Einzelabschnitt beschließenden bibliographischen Angaben nicht aufgehoben.

Solchen Mängeln kann bei einer künftigen Neuausgabe des Werkes leicht abgeholfen werden. Wir verweilen darum bei diesen allerdings heiklen Punkten nicht länger und widmen, um diese allgemeinen Beobachtungen zu schließen, lieber ein Wort uneingeschränkten Lobes der prächtigen Ausstattung des Werkes. Die rühmlich bekannte Firma Armand Colin hat sich da selbst übertroffen. Der große, angenehme Druck auf schönem Papier weckt gleich beim ersten Anblick die Empfindung, daß das Buch zum behaglichen Lesen bestimmt sei, nicht bloß zum Nachschlagen. Besondere Würdigung verdienen auch die beigegebenen Kunstblätter. Gegen die „Illustrirten Literaturgeschichten" ist unlängst — wenn wir nicht irren in eben dieser Beilage zur Allgemeinen Zeitung — gar heftig geeifert worden. Illustrationen, hieß es dort, können Weltgeschichten beigegeben werden (gegen den durchschlagenden Erfolg des unter Onckens Leitung erscheinenden Werkes läßt sich eben schwer etwas sagen) nicht aber Darstellungen der Literatur; hier stören sie. Diese Polemik ist nicht recht verständlich. Ist Geschichte des Schriftthums nicht ein Theil der Weltgeschichte, und noch dazu einer ihrer edelsten? Je getreuer uns Gestalten und Schöpfungen auf diesem wie jenem Gebiete vorgeführt werden, desto besser. Uebrigens hat erst jüngst Ten Brink, bekanntlich ein Literarhistoriker, dem es nicht um Aeußerlichkeiten zu thun ist, durch seine mit Illustrationen mannichfachster Art glänzend ausgestattete Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde (Amsterdam, „Elsevier", 1897) das „Bild zum Wort" sehr nachdrücklich empfohlen. Wenn rücksichtlich der prächtigen Illustrationen, welche die Histoire schmücken, ein Wunsch gestattet ist, so ist es nicht der nach einer Vermehrung der Bilder (sie kosten in ihrer geradezu vollendeten Ausführung gewiß ein kleines Vermögen, sondern nach einer entsprechenden Erläuterung zu denselben), zumal sie fast durchweg alten Handschriften entnommen sind. Nur wenigen Illustrationen ist die nöthige Erklärung beigegeben, wie z. B. dem Bilde Renard sur la rue de Fortune (II, 47 aus der Hs. Bibl. Nat. F. Fr. 372); aber auch hier wäre zu bemerken gewesen, daß Ikonographie und Symbolik bereits eine stattliche Literatur über das „Glücksrad" geliefert haben, wie ja auch in einem erst jüngst entdeckten spanischen Stiche: La raeda de las grandezas humanas, der vor 1454 ausgeführt worden sein muß, also in einem Rarissimum ersten Ranges, eine merkwürdig ähnliche Auffassung zutage tritt (vgl. Revista de archivos, Tercera época, Vol. I). Der einen oder anderen Beilage gedenken wir noch bei der Skizze des Inhalts der beiden ersten Bände, die in einem späteren Artikel versucht werden wird. R. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Nürnberg.** 5. Deutscher Historikertag. Den zweiten Gegenstand der Verhandlung am 1. Versammlungstage (13. April) bildete, wie schon kurz erwähnt, die Verhandlung über die Förderung der Ausbeutung des vatikanischen Archivs. Der Berichterstatter, Professor Dr. Hansen, Stadtarchivar zu Köln, drückt den Wunsch aus, es möchten die Forscher ihre Erfahrungen und Kenntnisse über

den Stand der vatikanischen Archivalien der Oeffentlichkeit zugänglich machen. Priaotim ist das bereits aon einigen Seitea geschehen, aber in nicht aollständiger Zusammenfassaag und Uebersichtlichkeit. Die Publikationen einzelner Farscher sind in allen möglichen Zeitschriften zerstreut und auch in den größten Bibliothekea nicht aereinigt zu finden. Jeder Geschichtsforscher, der nach Rom kommt, muß deßhalb zaerst zeitraubende dibliogrophische Arbeiten durchmachen und meist die verschiedeasten Bibliotheken in Rom nnd anderen italieaischen Städten auffuchen, weil ein großer Theil der päpstlichen Archivalien in denselben untergebracht ist. Denwenigsten Farschern ist aber bekannt, ab solche lückenfüllende Archivoalien vorhonden fiad, bezw. wo sie dieselben zu suchen haben. Der Redner macht donn die Wünsche betreffs Herstellung aon Uebersichten über die einzelnen Register namhaft, z. B. Bullea-, Breven-, Kameral- und vor allen Nuntiaturregister. Ein Zusammenarbeitea der drei in Rom bestehenden historischen Jastitute, des preußischen, des österreichischen und der Görresgesellschaft, nach dieser Richtung hin würde aon größtem Vortheil sein. Ferner wäre es wünschenswerth, wena aon allen Quellenpublikationen je ein Exemplar diesen Instituten zugewendet würde. Bei allen Forschungen ist bisher eine Abtheilung, die sehr bedeutsam ist, zu kurz gekommen, nämlich „die geistige Entwicklung der Kurie und ihr Einfluß auf die deutschen Verhältnisse". Schließlich regt der Redner an, ab nicht die Akademien durch Preisausschreiben nnd Gewährung von Reisestipendien einzelnen Forschern den Aufenthalt in Rom ermöglichen sollten. — Der Korreferent Geh. Roth Dr. n. Weech, Direktor des Generallandesarchins zu Karlsruhe, fügt diesen Ausführungen noch den Wunsch hinzu, daß jedes Land eine genaae einheitliche Bezeichnung erhalte, was disher nicht der Foll sei und daß die Forscher ihre Arbeiten nach Diözesen, nicht noch der jetzigen Ländergestaltuag, ausführen möchten. Auch habe dos Forschungsgebiet das ganze alte Deutschland zu umfassen. Gegen das Ausschreiben aon Preisaufgaben hege er Bedenken. Freudig begrüßt er dos Aufhören der früheren partikularistischen Reibereien und Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Instituten. — Der hieron sich anschließende, höchst bemerkenswerthe Vartrag des Prof. G. Koufmann (Breslau) über „die Lehrfreiheit on den deutschen Uniaerstitäten im 19. Jahrhundert" behandelte in großen Zügen zuaächst den großen Gegensatz zwischen Forschung und Dogma und betonte, daß nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit die letzte Schranke der Forschung bilden dürfe. Für den Wahrheitssucher gibt es keine Grenze, so führte der Redner aus; nie werden wir in den gonzen Besitz der Wahrheit kommen. Dieses Gefühl verleiht uns unsern Stolz und unsre Demuth. Das wäre kein Forscher, der nicht den Märtyrerstolz hätte, das wäre kein Forscher, der nicht die Demuth hätte, einzusehen, daß er die ganze Wahrheit nie erringen wird. In dem Sinn des Strebens zur Wahrheit aerlangen wir: Lehr- und Lernfreiheit! Im Mittelalter gob es keine Lehrfreiheit. Kirchliche, zünftliche, absolutistische Einrichtungea verhinderten dos. Auch die evangelische Kirche im 16. uad 17. Jahrhundert bewegte sich in dem Wohn, es dürfe keine aolle Lehrfreiheit geben. Der Redner ging hiemit auf eine klare, histarische Darstellang der longsamen Entwicklnng der akodemischen Lehrfreiheit aus dem erwochenden philosophischen Denken über und verweilte besonders eingehend bei dem Zustaud der deutschen, speziell der preußischen Universitäten nach dem Zeitolter Friedrichs des Großen nnd nach der Zeit der Freiheitskriege. Unter Friedrich Wilhelm III., so führte er ous, blieb der Lehrfreiheit eigentlich nur ein Gebiet noch erschlossen: die Bibelforschung. Diesem Fürsten giag noch dos tiefere Verständniß der Zeit ab. Auch in ihm war noch der Gedanke nom „Belieben der Fürsten" mächtig und die Idee, der Fürst sei der „Besitzer des Londes". Aber die Zeit nöthigte ihn, mit den Helden zu gehen. So ging er aus sich und seiner Engherzigkeit heraus und fand dos schöne Wort vom Gewinnen idealer Güter on Stelle der verlarenen materiellen. Nochdem der Vartrogende donn die ouf diese Reformen folgende Periode der Reaktion uad die Kämpfe geschildert, welche die Pfadfinder der neuen Epache durchzumachen hatten, ging er zum Schlasse ouf unsre Zeit ein. Es ist der Fluch des odsoluten Staates, so faßte er die ous den varangegangenen Darlegungen entspringende Lehre zusammen, daß er einzelnen Männern Mittel gegen die Lehrfreiheit in die Hand gibt. Aber auch die Verfassung hatte für die Lehrfreiheit keine Bedeutung. Erst Bismarck, so paradox es klingen mag, hat sie gebracht. Trotz der Eingriffe in die Lehrfreiheit unter Georg V. von Hannover, Max II., Friedrich Wilhelm IV., unter Beust und anderen Staatsmännern stieg der Geist der Wohrheit vaa einer Stufe zur ondern. Es gob Märtyrer zwar and Widerstand in Fülle. Aber über die Zeit und den Widerstand siegte der Geist der Forschung. Seit 1866 ist eine Vergewaltigung der Lehrfreiheit unmöglich. Jetzt gilt es neu zu erwerben, was wir ererbten. Der Redner wies auf die Namen Schmoller und Wagaer hin und streifte Varkammnisse der aeuen Zeit. Er bemerkte, daß gerade die rodikale Linke aoll Unduldsomkeit sei. Das Wesen der Staatsonstolten moche es ihnen zur Pflicht, keine Parteien zu kennen. Jedem muß es gestattet sein zu lehren, was er in ehrlichem Ringen erworben. Jede Unterdrückung einer Lehre wird ihr aur neue Anhänger zuführen. Hauptsache bleibt, daß jede Lehre die Gewissen freiläßt. Es gibt verderbliche Sätze und doch zugleich Treue des Herzens! Vergessen wir nicht, daß der nolürliche Mensch naller Gegensätze steckt. Und auch dos Leben ist sa reich an Gegensätzen! Der Redner erwähnte noch kurz die inneren uad altramontaaen Gegner im deutschen Geist und schloß mit den Warten: Halte fest! Stehe still! Daure aus! Die größte Kühnheit ist auch die größte Vorsicht!

* **Wiesbaden.** Der XVI. Kongreß für innere Medizin wurde am 13. April im weißen Sool des Kurhouses non Geh. Roth Prof. Dr. Moritz Schmidt (Frankfurt) im Nomen des Geschäftskomitees mit einer Begrüßungsrede über die Ergebnisse der früheren Kongresse nnd über ihre Beziehung zu dem Hauptgegenstand des diesjährigen Kongresses eröffnet. Dieser Hauptgegenstand ist der gegenwärtige Stand und die nothwendige Reform des medizinisch-klinischen Unterrichts. Als erster Referent hielt hierüber Geh. Rath Prof. H. n. Ziemssea (München) einen wohldurchdochten, fesselnden Vortrog, dessen Hauptinhalt er in folgenden Schlußsätzen zusammenfoßte: 1. Der medizinisch-klinische Unierricht bedarf in moucher Hinsicht einer Erweiterung und Verbesserung, insbesoadere in der Richtung der proktisch-technischen Ausbildung der jungen Aerzte. 2. Als Vordedingung für eine solche Vertiefuag des medizinisch-klinischen Unterrichts müssen aeben den bisherigen Grundlogen des Studiengangs gefordert werden: Verlängerung der Studienzeit auf zehn Semester; praktische Laboratoriumsthätigkeit in der Chemie, Anotomie, Physiologie, pothologischen Anatamie und Pharmakologie; grundlegende Vorlesungen über das Gesammtgebiet der allgemeinen und speziellen Pathologie nnd Therapie. 3. Für die praktisch-technische Ausdildung sind neben der Klinik erforderlich: Praktische Kurse in ollen diagnostischen Methoden (außer den physikolischen Unterrichtsmethoden im engeren Sinn die mikroskopische, chemische, bakterioskopische und Neuro-Diagnostik, loryngoskopische Kurse, endlich allgemeine diagnostische Uebuagen am Krankenbett); systematische, mit proktischen Demonstrationen und Uebungen verbundene Vorträge über die allgemeinen Heilmethoden (Diätetik, Hydrotherapie, Mechanotherapie, Elektrotherapie, Inhalationstherapie, Balneotherapie); praktische Kurse der klinisch-therapeutischen Technik am Krankenbett. Ferner behandelt der Referent die Leitung, Ueberwachung und die Lehrmittel für die praktischea Uebungen, die Ausdildung in der medizinischen Poliklinik, die Nachweise über den Besuch der Praktika und stellt die Forderung, daß nach der Approbotionsprüfung ein praktisches Jahr in der Stellung eines Volaaiärarztes an einem größeren Krankenhause oder an einer staatlichen Poliklinik den Schlußstein einer gründlichen wissenschaftlichen und praktischen Durchbildung des jungen Arztes bilden soll. — Der Korreferent Prof. a. Jocksch (Prag) führt diese Varschläge und Forderungen noch in einzelnen Punkten des näheren aus und die Versammlang erklärte sich nach einer kurzen Erörterung im großen und ganzen mit den aan Ziemssen vorgebrachten Ideen einaerstanden.

* **Berlin.** Der 27. Kongreß der Deutschen Gesellschoft für Chirurgie hat am 13. April im Langenbeckhause unter Vorsitz aan Prof. Trendelenburg (Leipzig) begonnen. Zu die Listen sind bisher 165 Mitglieder und

Digitized by Google

150 Theilnehmer eingezeichnet. Angemeldet sind bereits 99 Vorträge und Demonstrationen. In der Eröffnungsrede gedachte der Vorsitzende zunächst der schmerzlichen Verluste, welche die Gesellschaft im verflossenen Jahre durch den Tod erlitten hat. Sodann gab er der Gesellschaft Kunde von einer werthvollen Zuwendung der Familie v. Langenbeck. Diese hat der Gesellschaft ein Kapital von 50,000 M. zum Geschenk gemacht mit der Bestimmung, daß die Zinsen des Kapitals dazu verwandt werden sollen, deutschen Sanitätsoffizieren und Zivilärzten im Falle eines Krieges, an dem das Deutsche Reich nicht betheiligt ist, die Gelegenheit zu kriegschirurgischen Erfahrungen und Studien zu bieten, aber, falls keine Verwendung in dieser Weise möglich ist, zur Unterstützung wissenschaftlicher kriegschirurgischer Arbeiten zu dienen. Auf Vorschlag des Präsidenten wurde Geh. Rath v. Bergmann zum stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft für das neue Gesellschaftsjahr ernannt. — Hierauf trat der Kongreß in seine wissenschaftliche Tagesordnung ein. Zunächst sprach Hr. Mikuliez (Breslau) über die jüngsten Bestrebungen, die aseptische Wundbehandlung zu verbessern. An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, namentlich über die Frage der Operationshandschuhe. Hieran anschließend berichtet Prof. Friedrich (Leipzig), die Wunden mehr oder weniger offen zu lassen. Er zeigt, daß die Infektion frischer Verletzungen in den ersten 6 bis 8 Stunden als eine Erkrankung allein der Wundoberfläche angesehen werden kann. Das sicherste Mittel, die Weiterverbreitung dieser Erkrankung zu verhüten, ist eine exakte Anfrischung und Nahl der Wunde innerhalb der genannten Zeit. Wo Umstände die Einleitung dieses Verfahrens verbieten, da ist das Offenhalten der Wunde das beste Vorbeugungsmittel gegen den Eintritt einer schweren fortschreitenden Wundinfektion. Auch Dr. Raetzel (Königsberg) betont, daß in den meisten Fällen die in den Körper übergetretenen Bakterien ohne Schaden für den Organismus zugrunde gehen und sieht in der raschen Resorption der Bakterien einen Selbstschutz des Körpers. — In der Nachmittagssitzung beschäftigte sich die Gesellschaft zunächst mit Erörterungen über die örtliche Anästhesie. Dr. Hackenbruch (Wiesbaden) berichtet nach Würdigung der von anderer Seite, besonders von Reclus, Oberst, Schleich, empfohlenen Verfahren zur Herstellung örtlicher Schmerzlosigkeit (Analgesie) über seine Erfahrungen auf diesem Gebiete seit dem Jahre 1893. Das Wesentliche des Verfahrens in der Form, wie es Hackenbruch angewendet hat, besteht in einer Einspritzung einer 1/4proz. Cocain-Eucain-Lösung rings um das Operationsfeld herum, das womöglich durch Umschnürung einer Gummibinde blutleer gemacht ist. In der sich hieran anschließenden Diskussion wird das Schleich'sche Infiltrationsverfahren des näheren erörtert und über die Versuche, die Methode der örtlichen Anästhesirung auf größere Körperabschnitte auszudehnen, berichtet. — Den nächsten Gegenstand der Verhandlungen bildete die Lehre von den Bauchfellerkrankungen. Prof. Riedel (Jena) berichtet über chronische nichttuberkulöse Bauchfellentzündung, deren schwierige Diagnose er hervorhebt. Die Behandlung muß bei ausgedehnten schwieligen Verdickungen am Darm eine wesentlich innere sein, während die durch diese Erkrankung bedingte Form der Wanderniere für eine operative Heilung ein günstiges Feld bietet. Dr. Roetzel (Königsberg) hat experimentelle Untersuchungen über die Resorptionskraft des Bauchfelles und sein Verhalten bei Bauchfellentzündung angestellt. Zum Schlusse berichtete Prof. Hitzebrandt (Berlin) über Versuche, die er an der Bauchspeicheldrüse zur experimentellen Erzeugung von Fettnekrosen gemacht hat. — Am zweiten Verhandlungstage kamen die Operationen am Magen und Darmkanal zur Besprechung. Dr. Kräutein (Zürich) berichtet über einige Fälle von Magenresektion und Magenexstirpation. In 21 Fällen von Magenresektion starben 5 Patienten an den Folgen der Operation, 16 überstanden dieselbe. Eine Frau, der vor einem halben Jahre der gesammte Magen wegen einer Krebsgeschwulst so weit herausgenommen werden mußte, daß die Speiseröhre mit dem Dünndarm in Verbindung gebracht wurde, lebt jetzt noch bei vollem Wohlbefinden, hat an Körpergewicht gut zugenommen, in der Nahrungsaufnahme ist von dem vollkommenen Fehlen des Magens nichts zu bemerken. Der Fall ist nicht allein merkwürdig durch das Gelingen der Operation, sondern auch von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, da wichtige Fragen der Ernährungsphysiologie an ihm gelöst werden können. Dr. Schuchardt (Stettin) spricht über Regeneration des Magens nach totaler Resektion und Dr. Steudel (Heidelberg), sowie Dr. Mikuliez (Breslau) geben Beiträge zur Technik der Operationen beim Magenkrebs. Auch in der an diese Vorträge sich anschließenden Erörterung kommen viele Verbesserungen in den technischen Einzelheiten der Operationen zur Sprache und werden sehr interessante „Fälle", zum Theil mit Vorführung der Patienten, gezeigt. So berichtet u. a. Dr. Poppert (Gießen) über einen Fall von fünf Darmresektionen wegen Schußverletzung. Es handelte sich um eine zwölffache Verletzung des Dünndarms durch einen Pistolenschuß, die durch Entfernung von Dünndarmstücken an fünf verschiedenen Stellen geheilt wurde.

* **Braunschweig.** Die 14. Jahresversammlung des Deutschen Techniker-Verbandes, die während der Osterfeiertage hier abgehalten wurde, beschäftigte sich vor allem mit der Frage der Vor- und Ausbildung der Techniker, die vielfach als ungenügend bezeichnet wurde. Man beschloß, dahin zu wirken, daß die technischen und ähnlichen Privatschulen erhöhte Anforderungen stellen, und, wenn möglich, anzustreben, daß gleichmäßige Vorschriften über Vor- und Ausbildung der Techniker überall im Deutschen Reich Geltung finden.

* **Würzburg.** Zum Präparator am zoologisch-zootomischen Institut der hiesigen Universität wurde der Präparator Emil Schneider in Darmstadt ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hermann Barge: Entwicklung der geschichtswissenschaftl. Anschauungen in Deutschland. Leipzig, Dieterich'scher Verlag 1898. — Ernst Friedrichs: Indiskretionen aus der vierten Dimension. Antispiritistische Studie. Leipzig, Arwed Strauch 1898. — Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Hggb. von Detlev v. Liliencron. Lieferung 1. Hamburg, Vertagsanstalt (vorm. J. F. Richter). — Ost-Asien. Monatsschrift für Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst u. s. w. Hggb. von Krisak Tamai aus Dai-Nippon. 1. Jahrgang, Nr. 1. Berlin, S. Calvary u. Komp. 1898. — Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. 33.—37. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta. — Dr. Heinrich Zimmerer: Die Bevölkerung Kleinasiens. Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1898, Nr. 3. München 1898. — Summarischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Brünn über die geschäftlichen Verhältnisse in ihrem Bezirk während des Jahres 1897. Brünn 1898. — Dr. Hans Groß: Kriminalpsychologie. Graz, Lenschner u. Lubensky 1898. — E. Kerppff: Unsre Jagdarten. Eine kurze Anleitung für den Jagdbetrieb bei Anstand, Pürsch, Suche und Treibjagd. Neudamm, J. Neumann 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
April 13, 1898.
Simon Dale.
A new Novel.
By (6135)
Anthony Hope,
Author of „The Bride from the Bush" etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Eine neue Aera der Religion und Erkenntnis auf Grund meiner bahnbrechenden Schriften. Prospekt versendet unentgeltlich Dr. med. Grabowsky, Ulm, Frauenstr. 32.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (6660)
Erste Hälfte 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweiter Band.
Erste Hälfte . . . . 8 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 8 Mark.
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 18. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

Deutsche Gymnasialreform am Stillen Ozean. I. Von Dr. J. Unold. — Pariser Augenblicksbilder aus der Zeit des großen Krieges. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche Gymnasialreform am Stillen Ozean.

Von Dr. J. Unold in München.

I.

Es sind gerade 5 Jahre her, daß der oberste Schulrath der Republik Chile seinen neuen Studienplan[1]) für die Staatslyceen veröffentlichte und damit einen neuen Abschnitt in der Bildungsgeschichte jenes Landes einleitete. Nun scheint an sich kein Bedürfniß vorhanden, deutschen Lesern und Lehrern den Studienplan eines so fernen Landes zur Kenntnißnahme und Beurtheilung vorzulegen; denn an Studien„plänen“ wird in Deutschland auf absehbare Zeit kein Mangel eintreten; wurden ja doch dem preußischen Kultusminister aus Anlaß der letzten Gymnasialreform gegen 400 solcher Pläne eingereicht, die gewiß gut aufbewahrt sind zum Heil und Frommen künftiger Geschlechter.

Trotzdem dürfte es nicht ohne Interesse sein, an diesem Ort einen kurzen Einblick in den genannten chilenischen Studienplan zu gewähren, einmal weil deutsche Gelehrte und Lehrer in hervorragender Weise an der Ausarbeitung desselben thätig waren, sodann weil er nicht bloß räumlich, sondern auch sachlich das antipodische Gegenstück gegen das Wesen und Wollen eines deutschen humanistischen Gymnasiums darstellt.

Um die Bedeutung dieser Gymnasialreform richtig verstehen und würdigen zu können, erscheint es nöthig, einen kurzen Rückblick auf das chilenische Gymnasialwesen vor 1890 zu werfen. Die Gymnasien (liceos), deren die Republik gegenwärtig 28 öffentliche (oder Staatsgymnasien) zählt, zerfallen in Lyceen erster und zweiter Ordnung. Die ersteren (10) umfassen 6, die letzteren 3 Studienjahre (años de humanidades). Die Lyceen erster Ordnung entsprechen insofern unsern Gymnasien, als sie, wie diese, für das Universitätsstudium vorbereiten, das seinerseits für die meisten Fächer einen 5jährigen Studiengang verlangt. Nach Lehrplan und Lehrgang schlossen sich die chilenischen Gymnasien eng an französische Vorbilder an. Die alten Sprachen traten immer mehr zugunsten der neueren und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer zurück. Seit 1881 wurde Latein nur noch in den drei oberen Klassen (4.—6. año de humanidades) unterrichtet und konnte sogar durch Englisch oder Deutsch ersetzt werden. Griechisch war fakultativ am Instituto nacional, dem chilenischen Haupt- und Mustergymnasium, wo der alte Röhner, ein wohlverdienter deutscher Philologe, zugleich mit dem von ihm vertretenen Lehrzweig ein absterbendes Sonderleben führte. Eltern und Schüler verlangen in diesem neuen Lande nur nach dem Neuen und Nützlichen; wer sollte da Sinn und Verständniß, wer Geduld und Fleiß für das ideale Studium einer so fernen todten Sprache und Literatur besitzen? Der ganze Unterrichtsbetrieb auf diesen höheren Lehranstalten war überhaupt nicht dazu angethan, Lust und Liebe für die Studien als solche, selbständiges Denken und Arbeiten zu erzielen. Der Schüler hatte nicht eine Reihe aufsteigender „Klassen“ zu durchlaufen, sondern er immatrikulirte sich für einzelne Fächer (im ganzen etwa 22), in denen er am Ende des Jahres ein Theil- oder Schlußexamen ablegte (examen parcial oder e. final). Diese Fächer waren wohl auf sechs Jahreskurse vertheilt, aber es stand nichts im Wege, daß Jemand in verschiedenen Kursen zugleich immatrikulirt oder daß er im 6. Kurse noch in Fächern des 1. oder 2. Kurses mit seinen Schlußexamen im Rückstand war. Es bestand eben kein Zusammenhang zwischen den einzelnen Fächern. So wurde z. B. die ganze Geographie im 1. Kurse gelehrt; wer dann sein Examen ablegte, war mit diesem Fache fertig; wer dagegen dies nicht konnte oder nicht wollte, holte es später nach. So studirte (!) Mancher Algebra im 4. Kurse, ehe er seine Kenntniß der Arithmetik nachgewiesen hatte. Spanische und französische Sprache waren auf die drei untersten Kurse vertheilt, so daß man am Schlusse eines jeden sein Theilexamen oder endlich das die drei Theile in sich fassende Schlußexamen machte. Das Geschichtspensum war in fünf Partien zerschnitten, die man in beliebiger Reihenfolge abmachen konnte. Solch ein zusammenhangloses Aneinanderreihen oder Durcheinanderwerfen der einzelnen Unterrichtsgegenstände war nur möglich bei der äußerlich mechanischen Art der Unterrichtsweise selbst. Das sogenannte Gymnasialstudium bestand nämlich nur in einem wortwörtlichen, möglichst gedankenlosen Auswendiglernen des Leitfadens oder Lehrbuches (testo); sogar Physik und Chemie wurden auf diese Weise „studirt“. Gab es doch keine eigentlichen Lehrkräfte für die Mittelschulen. Jüngere oder ältere Aerzte und Advokaten, die sich bei mangelnder Praxis ein Taschengeld verdienen wollten, unterrichteten in diesen oder jenen Fächern, d. h. sie hörten täglich die Lection, nämlich einige Seiten des Leitfadens, ab und gaben weitere auf. Strebsame Elementarlehrer, die selbst erst einige Fächer, z. B. Spanisch, Geschichte, Französisch, in der angedeuteten Weise absolvirt hatten, ohne natürlich das ganze Gymnasium oder gar die Universität durchgemacht zu haben, wurden als Professoren und Rektoren angestellt. Das waren dann wenigstens die geschicktesten und gewissenhaftesten Lehrkräfte, während die Herren Advokaten und Aerzte sich nichts daraus machten, im Interesse ihres Hauptberufes die Stunden zu schwänzen. Dann setzten sich die Schüler unter der Aufsicht eines Inspektors zusammen und lernten mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit ein paar Seiten weiter im Text.

Am wichtigsten und würdigsten fühlten sich diese Herren Professoren, wenn sie am Schlusse des Jahres die Examina entgegennahmen. Da wurden Kommissionen von je drei Mann gebildet, vor denen die Schüler einzeln ihr münd-

[1]) Vgl. Plan de estudios i programas de instruccion secundaria aprobados por el Consejo de Instruccion Pública para los liceos del estado. Santiago 1893.

liches Examen (parcial = ¼ Stde., final = ½ Stde.) abzulegen hatten. Nach Ablauf der gesteckten Frist sammelte der Prüfling die Stimmen (votos) ein, die in Form von verschiedenfarbigen Kugeln oder Münzen mit den Buchstaben D (distinguido), A (aprobado) und R (reprobado) abgegeben wurden. Auf Grund des gewonnenen Resultats erhielt er ein Zeugniß (certificado), welches dahin lautete: Hr. N. N. hat das Schlußexamen in Französisch oder Arithmetik oder Alter Geschichte mit 2 D 1 A oder 1 D 2 A oder 2 A 1 R ꝛc. bestanden. Beim Uebergang zur Universität mußten die Prüfungszeugnisse aus sämmtlichen Fächern vorgelegt werden; außerdem hatte der angehende Student durchs Loos noch eines der Fächer zu ziehen, in welchem er nach einigen Tagen oder Wochen von der Universitätskommission geprüft wurde; dann erhielt er den Grad eines bachiller. Doch konnten einzelne Examina auch gestundet werden, die man dann erst im Laufe der Universitätszeit nachholte.

Das Mangelhafte, ja Ungenügende dieser Unterrichtsmethode für die Erlangung wirklicher Bildung und für die Entwicklung der Denkkraft konnte einsichtigen Männern nicht verborgen bleiben, besonders seitdem die deutschen Schulen in Valparaiso und Valdivia das Vorbild eines die geistigen Fähigkeiten entwickelnden, wahrhaft bildenden Unterrichtsbetriebes allzu deutlich vor Augen führten. Der erste Fortschritt erfolgte auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Nachdem im Jahre 1882 Don Abelardo Nuñez, der spätere Generalinspektor der Elementarschulen, die Erfahrungen einer 3jährigen Studienreise in Europa und Nordamerika seiner Regierung vorgelegt hatte, erhielt er 1884 den Auftrag, in Deutschland und Oesterreich Lehrkräfte für die neu zu organisirenden Lehrerseminare anzuwerben. So wurden an zwei neugegründeten Lehrer- und zwei Lehrerinnenseminaren fast ausschließlich von deutschen Kräften nach deutscher Methode in 5 Jahren gegen 150 Lehrer und Lehrerinnen für die Volksschulen der Republik ausgebildet.

Als der junge Unterrichtsminister Don Julio Bannados Espinoza im Jahre 1889 an einem dieser Seminare das deutsche Unterrichtsverfahren kennen gelernt hatte, war er davon so entzückt und begeistert, daß er in Verbindung mit dem kurz zuvor geschaffenen obersten Schulrath sofort beschloß, auch das Mittelschulwesen nach deutschem Muster umzugestalten und vor allem eine Anstalt zu schaffen, wo die künftigen Gymnasiallehrer für ihren Beruf vorgebildet werden sollten.

Demnach wurde noch im nämlichen Jahre das Instituto Pedagógico de Chile ins Leben gerufen, mit zehn Professoren, darunter acht deutschen, besetzt und mit reichlichen Mitteln (160,000 M.) ausgestaltet, um in je dreijährigen Kursen 30 Kandidaten für das höhere Lehramt auszubilden. Zugleich plante man, in der Hauptstadt ein großes Musterlyceum mit Internat zu errichten, an welchem gegen 30 deutsche Lehrkräfte vorbildlich wirken sollten.

Mit jenem jugendlichen Feuereifer, womit man in diesen jungen Ländern neue Ideen ergreift und dem leider in den seltensten Fällen die nöthige Beharrlichkeit und Umsicht entspricht, ging man ans Werk. Der Bau des Mustergymnasiums von staunenswerthen Dimensionen wurde sofort in Angriff genommen. (NB. Er ist heute noch nicht fertig, und das Fertige ist zu anderen Zwecken: Kaserne ꝛc. bestimmt.) Der chilenische Gesandte in Berlin wurde per Kabel angewiesen, gegen 30 deutsche Gymnasiallehrer[1]) mit Kontrakt auf 6 Jahre zu gewinnen.

Als die 22 „profesores alemanes“ in den letzten Tagen des Jahres 1889 ankamen, war schon längst ein anderer Unterrichtsminister im Amte, den die Sache nicht wenig zu überraschen schien. Aber mit echt spanischer Höflichkeit hieß er die Träger deutscher Kultur in ihrer Muttersprache (er hatte selbst einst in Göttingen studirt) willkommen, wies ihnen einstweilen das erste Hotel der Hauptstadt für die Ferienmonate als Quartier an und überlegte sich inzwischen, was bis zur Vollendung des Musterlyceums, das noch kaum über die Grundmauern sich erhob, mit den neuen Lehrkräften anzufangen sei.[1])

Nun wurde ein Konkurs zur Ausarbeitung neuer Studienpläne eröffnet und, nachdem die Revolution des Jahres 1891 das ganze Unternehmen zu vorübergehendem Stillstand gebracht hatte, auf Grund der eingelaufenen Arbeiten ein vorläufiges treffliches Programm für das I. Studienjahr von dem Rektor der Universität und obersten Leiter sämmtlicher Mittelschulen zusammengestellt. Dieser hervorragende Gelehrte, Don Diego Barros Arana, der jeder europäischen Universität zur Zierde gereichen könnte, wurde während seines 6jährigen Rektorats die eigentliche Seele und treibende Kraft für die Umbildung des chilenischen Gymnasialwesens; bei ihm fanden die Vertreter deutscher Wissenschaft und deutscher Pädagogik stets verständnißvolle Anerkennung und wohlwollende Förderung. Selbst ein Mann von wahrhaft universaler Bildung[2]), — er beherrschte die französische und englische Sprache und Literatur in staunenswerthem Grade und sogar die deutsche so weit, um wissenschaftliche, geographische und historische Werke mit Erfolg benützen zu können; von ihm waren drei ebenso gründliche als klare Lehrbücher für physikalische Geographie, für allgemeine Literaturgeschichte, sowie für Geschichte von Amerika und Chile seit Jahren an den höheren Klassen der Lyceen im Gebrauch; endlich war er der Verfasser einer auf sorgfältiger kritischer Quellenforschung beruhenden und meisterhaft dargestellten Geschichte seines Vaterlandes in etwa 12 Bänden — war er seit Jahrzehnten als Lehrer am Instituto national und an der Universität thätig gewesen. Allein es überstieg doch die Arbeitszeit und -kraft eines so viel beschäftigten 60jährigen Gelehrten und Politikers, den neuen Studienplan vollständig nach eigenen Erfahrungen und Absichten auszuarbeiten. Er behielt sich daher nur die Leitung und Revision des Ganzen vor, während die Lehrpläne der einzelnen Fächer von den deutschen Professoren des pädagogischen Instituts hergestellt wurden. Dadurch gewann der neue Studienplan an Gründlichkeit, was er an Einheitlichkeit verlor.

Gehen wir nunmehr zur Darlegung und — wenn auch nur beiläufigen — Kritik dieses Plans und des damit eingeleiteten pädagogischen Reformwerks selbst über!

Die deutsche Gymnasialreform in Chile stellt sich, wie die Einleitung des plan de estudios besagt, in erster Linie als eine Reform der Unterrichts„methode“ dar. Die Unterrichts„fächer“ und damit der realistische Charakter der dortigen Lyceen blieben im ganzen dieselben; und es ist unsres Erachtens sehr zu bedauern, daß die deutschen Mitarbeiter — darunter der klassische Philologe Dr. Fr. Hauffen — nicht ihren ganzen Einfluß aufboten, um die gänzliche Ausscheidung des Lateinischen zu verhindern, dessen Erlernung bei verbesserter Methode für die Söhne eines spanisch sprechenden Volks ebenso leicht als vortheilhaft gewesen wäre.[3])

[1]) Die Bedingungen waren anfangs: Lehramtsexamen mit I. Note; Doktortitel; Nachweis selbständiger wissenschaftlicher Arbeiten. — Später scheint man es weniger genau genommen zu haben.

[1]) Sie wurden theils an zwei neu errichteten Lyceen, theils an schon bestehenden untergebracht.

[2]) Der Verfasser gedenkt mit Freude und Dankbarkeit der schönen Stunden, in welchen er mit dem ebenso liebenswürdigen als hochgebildeten Mann über verschiedene Zweige des Unterrichts, sowie über Soziologie und Moralphilosophie sich unterhalten durfte.

[3]) So würde z. B. dadurch der entsetzlichen Inkorrektheit der Orthographie, die infolge der nachlässigen Aussprache, sowie der Unkenntniß der Wurzelwörter, immer mehr einreißt und der ebenso unschönen als unlogischen Willkür des Satzbaus, die der Zeitungsstil aufweist, ein wirksames Gegengewicht geboten.

Neu eingefügt wurden: Anschauungsunterricht in den drei Vorbereitungskursen, welche jetzt, wohlorganisirt, jedem Liceum angegliedert wurden; Gesang,[1]) der in richtiger Würdigung seines erziehenden Werthes in allen Klassen mit zwei obligatorischen Wochenstunden bedacht ist — es sind vorzugsweise deutsche Lieder, die in der Bearbeitung von Goehler und Abelardo Nuñez in 8fachem Stufengange der chilenischen Jugend eingeübt werden — Turnen und Zeichnen, gleichfalls in allen Kursen mit je zwei Wochenstunden. Im ganzen vertheilen sich alte und neue Unterrichtsfächer auf die 6 Studienjahre nach Wochenstunden folgendermaßen:

	Vorbereitungskurse			años de humanidades					
	1.	2.	3.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.
Summa	21	24	27	29	29	30	30	30	30
castellano . . . . (Spanische Sprache)	8	8	9	5	5	5	5	5	5
lecciones de cosas . (Anschauungsunterr.)	5	4	4	—	—	—	—	—	—
matemáticas . . .	4	4	4	5	5	5	5	4	4
francés	—	3	3	2	2	2	2	1	1
oder inglés ó alemán .	—	—	—	3	3	3	3	2	2
jeografía é historia	—	—	(2)	3	3	3	3	4	4
ciencias naturales.	—	—	—	3	3	2	2	—	—
física i química .	—	—	—	—	—	2	2	4	4
contabilidad . . . (Buchführung)	—	—	—	—	—	—	—	2	2
biolojía é hijiene .	—	—	—	—	—	—	—	2	2
filosofía	—	—	—	—	—	—	—	2	2
canto	—	3	3	2	2	2	2	2	2
jimnasia	2			2	2	2	2	2	2
dibujo (Zeichnen) .	—	—	2	2	2	2	2	2	2
relijion	2	2	2	2	2	2	2	—	—

So stellt sich zunächst das Gesammtbild des unter deutscher Mithülfe geschaffenen chilenischen „Reformgymnasiums" dar. In einem zweiten Artikel werden wir auf eine nähere Betrachtung einzelner Unterrichtsfächer und der dafür empfohlenen Methoden eingehen.

[1]) Wie geringschätzig derselbe in der Heimath der schönsten Volkslieder, die sich jetzt den Boden der neuen Welt, vom Lorenzostrom bis zum Feuerland erobern, noch behandelt wird, konnten wir nach unseren Ansichte an einer großen Realschule mit mehr als 700 Schülern erfahren, wo keine einzige Singstunde (aus Mangel an Zeit oder an Mitteln?) gegeben wurde. Glaubt man, daß alle Kenntnisse in Mathematik und Französisch die entsetzliche Gemüthsverrohung aufzuwiegen vermögen, welche sich daraus ergibt, wenn die Knaben und Jünglinge durch Gassenhauer und Zotenlieder ihre Sangeslust befriedigen müssen?

Pariser Augenblicksbilder aus der Zeit des großen Krieges.

„Die Zeitungen überschreiten alles Maß ruhiger und sachlicher Ueberlegung; wahrlich, wenn man liest, was alles sie einem auftischen, so fragt man sich erstaunt: ist es denn möglich, daß ein sonst vernünftiges Volk sich von einem Haufen Schreier so sehr beeinflussen lassen kann?" So mochte wohl mancher unbefangene Beobachter in den aufgeregten Zeiten des Zolaprozesses denken, aber die Aufzeichnungen, denen diese Schilderung entnommen ist, sind viel älteren Datums. Dr. Wilhelm Cahn, der jetzt im Berliner Auswärtigen Amt als Geheimer Legationsrath thätig ist, war bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges Kanzler der bayerischen Gesandtschaft in Paris und ist dann während des ganzen Krieges bis in die Tage der Commune hinein als einziger Deutscher, der eine amtliche Stellung innehatte, daselbst geblieben. Der schweizerische Gesandte Dr. Kern übernahm damals den Schutz der in Paris weilenden bayerischen und badischen Staatsangehörigen und knüpfte daran die Bedingung, daß Dr. Cahn, der schon vorher jahrelang in Paris gelebt hatte und dort vielfache Beziehungen unterhielt, seinem Sekretariat offiziös attachirt werde. Die bayerische Regierung machte bezüglich der in Bayern gebliebenen Franzosen ein ähnliches Zugeständniß, indem der französische Gesandtschaftskanzler während des Krieges der großbritannischen Gesandtschaft in München zugeordnet wurde. Diese ihm zugedachte Verwendung erfuhr Cahn in München, wohin er in merkwürdiger Mission gesandt worden war. In seinem Tagebuch heißt es darüber: „Vom Grafen Qnadt bekam ich soeben einen eigenhändigen Brief Napoleons an Seine Majestät, den ich mit dem nächsten Zuge nach München bringen soll. Aus den Andeutungen des Grafen entnehme ich, daß Napoleon, im Falle der Neutralitätserklärung Bayerns, dessen territoriale Integrität garantirt!" Während der Reise von Paris nach München erfuhr er bereits, daß der König von Bayern den casus foederis für gegeben erachtete, und daß seine Sorgen, die partikularistischen Tendenzen könnten die Oberhand gewinnen, unnöthig waren. In München wohnte er der entscheidenden Sitzung des Abgeordnetenhauses bei, in der der Kriegskredit mit 101 gegen 47 Stimmen genehmigt wurde. In anschaulicher Weise schildert er den Eindruck jenes denkwürdigen Tages: „Noch niemals bin ich Zeuge einer derartigen Volksbegeisterung gewesen! Dies war denn doch eine andere Kundgebung als das widrige Geschrei des Pöbels auf den Boulevards von Paris; das war eine tiefinnere Regung, entsprungen aus dem Herzblute, mit welchem das Volk der Bayern die deutsche Einheit besiegelte." Und so kehrt er denn, nachdem er die ihm übertragene Mission kennen gelernt hat, zwar nicht ohne Sorgen hinsichtlich der Gestaltung seines Aufenthalts in Paris, aber voll Zuversicht für den Sieg der deutschen Sache in Feindesland, zurück. Die Tagebuchblätter, in denen er von den heftigen Erörterungen der französischen Presse über die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern für den spanischen Thron bis zu den Tagen der Commune seine Augenblickseindrücke fixirt hat, liegen jetzt in zwei stattlichen Bänden vor.[1]) Hie und da mag ja nachträglich eine kleine Retouche stattgefunden haben, im ganzen aber geht aus der Art der Darstellung unverkennbar hervor, daß den Verfasser nicht kokette schriftstellerische Absichten leiteten, daß es ihm vielmehr zunächst nur darum zu thun war, die Eindrücke für sich selbst festzuhalten, die er von einem besonderen und bevorzugten Standorte aus gewinnen konnte. Das gibt seinen Schilderungen den Charakter der Frische und Unmittelbarkeit, und das Bild des Verfassers, das wir uns aus dem Buche machen können, ist ein sehr sympathisches. Man lebt das förmlich mit, was er gesehen und seine Aufzeichnungen sind, abgesehen von dem reichen zeitgeschichtlichen Material, das sie enthalten, auch als Beiträge zur Völkerpsychologie interessant und lehrreich. Ein allerliebstes kleines Idyll wird uns gleich auf einer der ersten Seiten geschildert. „Welche Umwälzung in der Stimmung der Pariser seit einer Woche! Wer hätte vor 8 Tagen auch nur entfernt an irgendwelche politische Verwicklungen gedacht, und wie sieht es heute aus! Heute vor 8 Tagen überall Sonne und frohe Lebenslust! Das stürmte hinaus nach allen vier Himmelsgegenden und lachte und scherzte, daß einem Herz und Sinn aufging! Wie das nach den Eisenbahnschaltern wogte und doch stets in den Formen der Urbanität blieb. — Bei uns in Deutschland gilt noch immer bei größerem Menschenandrang das ordinäre Faustrecht; der Pariser bildet queue;

[1]) Dr. Wilhelm Cahn. Pariser Gedenkblätter. Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Commune. Berlin, F. Fontane u. Co., 1896.

ihm ist die Gleichberechtigung angeboren; der Eine stellt sich ruhig hinter den Anderen, der Marquis hinter den Ouvrier, der Offizier hinter den gemeinen Soldaten, wer früher kommt, hat selbstverständlich das Recht, früher berücksichtigt zu werden, und so mit Grazie ins unendliche fort!" Cahn hatte mit verschiedenen Freunden einen Ausflug nach Bougival gemacht und schildert in anschaulicher Weise, wie einer der Gefährten mit der kunstverständigen Miene eines Oberbrahminen Maitrank bereitete, und wie die Franzosen und Französinnen vom Nebentische herüberlugten, was denn eigentlich in der Schüssel so geheimnißvolles enthalten sei. „Walsch lüftete eben vorsichtig den Deckel und schnüffelte ein wenig. . . . „Il faut que je sache" rief plötzlich vom Nebentische eine kleine allerliebste rothhaarige Französin, und schon stand sie neben Rudhart und fragte ihn — an Walsch als den Oberpriester des Opfermahls wagte sie sich nicht heran —: „Je vous demande mille fois pardan, Mansieur, mais je vaudrais bien savoir ce que vaus faites! ça m'intrigue beaucanp." Dann wurden der Nachbargesellschaft sechs Gläser Bowle gereicht, und es wurde auf beiderseitiges Wohl getrunken. „Die Brünette und eine andere Französin trugen provençalische Volkslieder vor; die beiden gutgeschulten Stimmen, Mezzasopran und Alt, schmolzen bei diesen schwermüthigen Melodien innig zusammen und klangen, wie von tiefem Liebesweh beseelt, in die schwüle Sammerabendluft hinaus. Man glaubte sich in ein Märchenland versetzt voll sorglosen Friedens. Die beiden Damen ernteten großen Beifall; es wurde dann noch manch lustiges, auch deutsches, gesungen — kurz, wir verbrachten einen sehr vergnügten Abend. Und heute? Heute ist die Stimmung gegen alles Deutsche so gereizt, daß ich keiner deutschen Gesellschaft rathen möchte, einen Ausflug nach der Umgegend von Paris zu unternehmen." Auch andere Genrebilder und Straßenscenen weiß Cahn sehr hübsch darzustellen, wie denn überhaupt in seiner ganzen Schreibweise ein behaglicher Humor, eine gewisse süddeutsche Gemüthlichkeit anheimelnd wirkt. Eine hübsche Probe für diese Eigenschaft ist im zweiten Bande das schnurrige Geschichtchen Seite 271 von dem Diner, bei dem Bismarck und der württembergische Minister v. Wächter einander wegen ihrer großen Eßkünste aus der Ferne bewunderten.

Die Sitzung des Corps Législatif vom 15. Juli ist als Anlage abgedruckt. Auf diese Sitzung bezieht sich eine Aufzeichnung in Cahns Tagebuch: „Aus einem Briefe Thiers' im „Temps" ersehe ich, daß der „Figaro" ein Dankschreiben mitgetheilt haben muß, welches angeblich Thiers für die Rede in der Kammersitzung vom 15. von dem Privatsekretär des Königs von Preußen erhalten habe; denn Thiers erklärt: ‚Nachricht und Schreiben sind falsch und verleumderisch erfunden.'" Meint man nicht, man höre Dinge aus der neuesten Zeit, wenn man sieht, wie die frechste Lügenhaftigkeit in Frankreich möglich ist? Wie die im einzelnen so klugen und verständigen Franzosen als Massen zu bethören und aufzuregen sind, wenn sie nur bei der nationalen Eitelkeit gepackt werden!" Reiches Material enthält das Buch an den tollen und phantastischen Leistungen der französischen Blätter über angebliche Siege der französischen Waffen, die alle für den Unbefangenen das Gepräge der Erfindung trugen, die aber doch dort gläubige Aufnahme fanden. Lehrreich sind namentlich auch die folgenden Stellen: „Im Monat August vor 300 Jahren hat es eine Bartholomäusnacht gegeben und wer da sagt, daß die Wiederhalung eines solchen Massenmordes in unsern Tagen nicht mehr möglich sei, der ist noch nicht Zeuge gewesen, bis zu welchem Grade der Raserei die irregeleitete Plebs gebracht werden kann, der hat noch nicht miterlebt, wie dieses vielköpfige Ungeheuer heult, drängt und vorwärts stößt, wie das zerschlägt, zertrümmert und zerfleischt, wie die hocherhobenen bluttriefenden Hände der Anführer die Menge zu weiterem Blutvergießen aufstacheln! Was braucht es mehr, als daß es nach einem etwaigen abermaligen Siege der Deutschen einem Redakteur des „Gaulois" aber „Figaro" einfällt, zu behaupten, daß die Siege des deutschen Heeres mit einer Verrätherei der hiesigen deutschen Kolonie im Zusammenhang stehen müssen und alle Deutschen — meine Wenigkeit trotz sauf-conduit und schweizerischen Passes inbegriffen — sind keinen Augenblick mehr ihres Lebens sicher." . . . „Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Erbitterung man jetzt gegen alle Deutschen wüthet, und warum? nur aus verletzter Eitelkeit! Der Franzose ist sonst gegen die Fremden die Freundlichkeit selbst, aber nur, weil er von jedem Fremden glaubt, daß er nach Frankreich gekommen sei, um ihn, sein Land, seine Bildung, seine Schätze, seinen Ruhm zu bewundern. Der Franzose ist in dieser Beziehnng der Erbe der alten Römer, wie diesen, so ist auch ihm jeder Fremde ein Barbar, ein inferiares Wesen. Daß aber ein Barbar ihn, den ersten Saldaten der Welt, besiegen konnte, das begreift er nicht, das ist gegen das Weltgesetz, das kann nur durch ein Mittel erreicht worden sein — durch Verrath!" Auch die Ereignisse vom 4. September werden lebendig geschildert und van überwältigender Komik ist dabei die Art, wie das Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung, Picard, meinte, er sei Minister des Innern, und dann erfahrend, daß er zum Finanzminister bestimmt sei, kurz entschlossen seinem Kutscher die Weisung gab, ihn in das andere Gebäude zu fahren. Ein äußerst interessantes Gespräch mit Ernst Renan sei nach aus dem Inhalt des ersten Bandes erwähnt, der bis zum Beginne der Belagerung von Paris reicht.

Der zweite Band behandelt in der Hauptsache die Zeiten der Belagerung und ist weniger ereigniß- nud abwechslungsreich, als der erste. Dem eingeschlossenen Erzähler ging es im ganzen leidlich gut, auch die Ernährung war eine befriedigende, da er rechtzeitig für große Vorräthe gesorgt hatte. Interessant sind die Preisverzeichnisse über die Theuerung, die schon in der ersten Zeit der Belagerung eintrat. So wurden am 9. November eine Gans mit 25 Fr., ein Paar Tauben mit 15 Fr., ein Dutzend Eier mit 6 Fr., ein Pfund frische Tischbutter mit 45 Fr., ein Pfund gesalzene Butter mit 14 Fr. bezahlt. Später, im Dezember, lud Cahn einige Gäste zum Diner ein. Er erzählt über seine Einkäufe: „Ich erstand vier hübsche große Ratten und zwei Eselsnieren, von denen die Verkäuferin auf Ehrenwort versicherte, daß sie an Zartheit die Hammelnieren weit überträfen. Die Ratten, jung und fastig, ebenfalls nach Aufsicht der Verkäuferin, kosteten 7 Fr., die Eselsnieren 6 Fr. 50 Cts., beides Ausnahmspreise, um mich zum Wiederkommen zu ermuntern." Ein kenntnißreicher Beurtheiler, Ludwig Bamberger, meint, der Erzähler hätte etwas geflunkert, denn wer Rattenfleisch ißt, fühle sich auch verpflichtet, zu sagen, wie es schmeckt. Wir haben nun aus der Schilderung dieses Gastmahls nicht herauslesen können, daß Cahn selbst die Leckereien versucht hätte, die er seinen Gästen auftischte. Es ist leicht möglich, daß er — vorsichtig genug war, das Experiment eben nur die Gäste allein machen zu lassen. Die Wirkung ist gar zu drastisch geschildert. „Als ich sah, daß es meinen Gästen so trefflich mundete, hielt ich den Zeitpunkt für günstig, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie soeben ein Rattenragout verzehrt hatten. Ich schilderte den Laden, wo ich die Vierfüßler erstanden, etwas ausführlich, wie das meine Gewohnheit ist, wenn ich mich in guter Stimmung befinde. Während ich sprach, verließ D. plötzlich das Zimmer; ich achtete anfangs nicht darauf. Als aber der zweite Gang — Eselfilet — servirt wurde und D. noch nicht da war, ging ich, mich nach ihm um-

zusehen. D. befand sich in einem unsagbaren Zustande und empfing mich mit den Worten: c'était excellent, mon cher, mais il ne fallait pas le dire, il ne fallait pas le dire!"

Die Phantastereien der französischen Blätter, die dieser Band zum Theil wiedergibt, sind geradezu haarsträubende Beleidigungen des einfachsten gesunden Menschenverstandes. Sehr gut und treffend wird der Kommandant von Paris, Trochu, charakterisirt, der bei jeder wie immer gearteten Gelegenheit lange, schwülstige Proklamationen erläßt. Nach der Uebergabe von Paris kam Cahn zu verschiedenen der Machthaber der Commune, insbesondere Cluseret und Rigault, in Berührung und er fand bei einer ganz kritischen Situation freundliche Förderung bei diesen Männern. Aus den Aktenstücken, die das Buch als Anlage bringt, ist von besonderem Interesse die Korrespondenz, welche das in Paris zurückgebliebene diplomatische Korps mit dem norddeutschen Bundeskanzler über die Beschießung von Paris führte und in der die Argumente Bismarcks denjenigen der anderen Diplomaten unendlich überlegen sind. Auch die Faksimiles der Passirscheine, die dem Verfasser von verschiedenen Behörden ausgestellt wurden, sind interessant. Das Recht der Uebersetzung des Buches ist vorbehalten. Den Franzosen möchte man wünschen, daß recht bald eine Uebersetzung in ihrer Sprache erscheine und daß sie die bitteren Wahrheiten, die ihnen da gesagt werden, zu würdigen verständen. Denn „dem Feind auch kann ich nützen". „Eine solche Nation, deren Sinn jetzt, in größter Bedrängniß, auf weiter nichts gerichtet ist, als auf schauspielern, will in spätestens 3 Jahren an uns Revanche nehmen! Es ist lächerlich! Ein Polizist, in Ausübung seiner ihm von der republikanischen Polizeipräfektur gegebenen Weisung, wird von einem Dutzend entwichener Sträflinge der Menge als „Mouchard" denunzirt. Darauf brüllt die Plebs, die eben noch die Universalrepublik, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit besungen hat: à l'eau, à l'eau! Der Arme wird gepackt, mit Händen und Füßen an ein Brett festgenebelt, in den Kanal St. Martin geworfen und so lange buchstäblich gesteinigt, bis er aus hundert Wunden blutend niedersinkt! Ist das nicht gräßlich? Und Soldaten und Offiziere stehen dabei, sehen dem Schauspiele zu, und in keinem ist das Pflichtbewußtsein stark genug, um wenigstens den Versuch zu machen, als Hüter der Ordnung das unschuldige Opfer dieser bestialischen Horde zu entreißen. Ein derartiger Vorgang wäre wohl in Deutschland undenkbar, dort ist das Pflichtgefühl ein weit entwickelteres, und hierin dürfte der Grund der Ueberlegenheit unsrer Armee über die französische zu suchen sein."

Der dies schrieb, ist ein Mann, der die Franzosen kennt und, wie man aus vielen kleinen Bemerkungen sieht, von Herzen lieb hat. Daß solche Eigenschaften, wie die in dem Buche geschilderten, bei ihnen vorhanden und, wie es scheint, unausrottbar vorhanden sind, ist traurig; es zu wissen und im Auge zu behalten aber nothwendig und nützlich.

Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

sz. **Schulung für die zivilistische Praxis.** Von Adolf Stölzel. Zweiter Theil. Berlin, Vahlen. 1897. — Vor mehr als 1½ Jahren habe ich hier den ersten Theil von Stölzels Schulung für die zivilistische Praxis besprochen (Beilage 1896, Nr. 118). Durch die kurz vorher stattgehabte Eisenacher Konferenz über die Umgestaltung des juristischen Studiums, deren Beschlüsse im ganzen darauf hinausliefen, daß eine Umgestaltung nicht nöthig sei und all der Wust veralteten Stoffes, durch den man hergebrachtermaßen den Rechtskandidaten auf der Universität die Freude am Studium verdarb, recht gut beibehalten werden könne, in eine etwas polemische Stimmung versetzt, hob ich damals in erster Linie die reformatorische Bedeutung des Buches hervor, dessen Verfasser in seinen alten Tagen nochmal den Lehrstuhl bestiegen hatte, um zu zeigen, wie man junge Leute zu unterrichten hat, die einmal praktische Juristen werden sollen. Inzwischen hat sich manches zum besseren gewendet. Das Pandektenkollegium ist sang- und klanglos ins Grab gelegt worden. Niemand hat ihm eine Thräne nachgeweint. An den Universitäten wird endlich einmal das Schwergewicht auf das wirklich geltende Recht gelegt; wenigstens schreiben dies die Lehrpläne vor. Auch die Praktika sollen, wie ich höre, ihren Namen mehr Ehre machen, als früher, und nicht mehr vorwiegend ein Tummelplatz für theoretische Spitzfindigkeit sein. Die rechte Schule für die Praxis wird freilich immer nur ein Mann geben können, der in der Praxis steht oder mit ihr doch enge Fühlung hat — ein Erforderniß, dem leider viele unsrer Universitätslehrer durchaus nicht gerecht werden. Anschaulichkeit ist die beste Methode des Unterrichts. Ein Beispiel, sorgsam erläutert, wirkt besser, als stundenlange Deduktionen. Ganz besonders wird übersehen, wie nützlich oft falsche Beispiele sind; auch aus fremden Fehlern kann man lernen, wenn man auf sie richtig hingewiesen wird. Diesen Weg schlägt Stölzel ein. Er nimmt einen Fall aus dem Leben. So war die Klage, so lauteten die Einwendungen, so erging das Urtheil. Ist das Urtheil richtig? Warum nicht? Gegen welche gesetzliche Bestimmung verstößt es? Wie ist die Tragweite dieser Bestimmung abzugrenzen? Wozu führt die Anwendung der Bestimmung im gegebenen Fall? Läßt sich diese Entscheidung halten? Wo steckt der Fehler? So ergibt sich eine Frage aus der anderen. Die theoretischen Ausführungen bleiben immer mit dem Beispiel in Fühlung und gewinnen dadurch eine außerordentliche Klarheit. Der vorliegende zweite Theil behandelt die vielumstrittene Eventualaufrechnung. Er verlangt gründlichere Vorkenntnisse, als der erste Theil, doch nirgends mehr, als von den Studienden, für die das Buch in erster Linie bestimmt ist, erwartet werden kann. Mir liegt es am Herzen, das, was ich bei Besprechung des ersten Theils mit Rücksicht auf den Rahmen, in den ich sie einfügte, unterlassen mußte, hier nachzuholen: auch die Praktiker auf diese ausgezeichneten Werke hinzuweisen. Sie werden dort mühelose und reichliche Belehrung finden.

Heidelberg und Umgegend von Dr. Karl Pfaff, Professor am Gymnasium in Heidelberg. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen und 2 Karten. Heidelberg, Verlag von J. Hörning 1897. Preis 3.50 M. — Aus diesem Buche, das die erweiterte dritte Ausgabe eines in den 80er Jahren an anderem Orte erschienenen Werkes ist, weht einem ein Hauch des fröhlichen Sinnes entgegen, der der Stadt Heidelberg und ihrer Umgebung erhalten geblieben ist, auch wo sie nicht mehr zur Pfalz gehört, der das Sprichwort diese Eigenschaft insbesondere beilegt. Das Buch ruft im Kenner der Stadt die freundlichste Erinnerung, im Fremden warme Sympathie hervor und wird beiden mannichfache Belehrung geben. Die wissenschaftlichen Abschnitte über die Geschichte Heidelbergs und des Schlosses sind exakt und dem Stande der Forschung entsprechend, dabei leichtverständlich und übersichtlich geschrieben. Was ein Aeußerliches betrifft, so möchten wir für eine spätere Auflage empfehlen, im Druck eine Schriftgattung durchzuführen. Wohl zu größerer Uebersichtlichkeit sind unbedeutendere Dinge in kleinerer Schrift gesetzt; dies Mittel verfehlt völlig diesen Zweck und thut der künstlerischen Wirkung des Buches Abbruch. Das Werk ist nicht ein Reisehandbuch, obwohl es dessen Dienste besser als jedes andere thun wird, sondern mit seiner Fülle von thatsächlichen und statistischen Angaben doch eine ästhetisch-künstlerische Gabe, wie das bei einem so wie Heidelberg von Kunst, Dichtung, Fröhlichkeit und Natur geschmückten Flecken Erde und einer seinem Wesen kongenialen Darstellung in Wort und Bild nicht anders sein kann. J.

* **Nürnberg.** Den zweiten öffentlichen Vortrag auf dem 5. Deutschen Historikertag hielt am Nachmittag des 13. April Archivrath Ernst Mummenhoff über „den geschichtlichen Entwicklungsgang der Reichsstadt Nürnberg". Wir wollen hier auf die klare Darlegung des um die Geschichte Nürnbergs so verdienstvollen Forschers, der eine große Fülle neuen Materials vorbrachte, nicht näher eingehen, da der Vortrag uns soeben auch schon gedruckt zugegangen ist und deßhalb eine ausführliche kritische Würdigung

Digitized by Google

später erfahren wird. Nur darauf sei vorläufig hingewiesen, daß der Redner die Fabel, Nürnberg sei eine Gründung des römischen Kaisers Tiberius gewesen, natürlich weit abweist und vielmehr eingehend und auf Grund etymologischer Studien über die Ortsnamen jener Gegend darlegt, daß die Stadt ihre Anfänge in der Zeit des Kampfes zwischen Slaven und Deutschen gehabt haben müsse. Der geschichtliche Entwicklungsgang der merkwürdigen Stadt wird durch die Jahrhunderte hindurch bis auf die heutige Zeit in kurzen, aber sicheren Umrissen vorgeführt und dabei besonders auf die wirthschaftliche wie kunsthistorische Bedeutung Nürnbergs Bedacht genommen. Der Vortragende erntete für sein abgerundetes Bild dieser Stadtgeschichte den stürmischen Beifall der äußerst zahlreichen Versammlung. — An diesen Vortrag schloß sich eine Berathung des Historikertags über die Kolonisation im Osten, über die Geheimer Rath Dr. Meitzen berichtete. Als Resultat gingen aus der sich an diesen Bericht anschließenden, sehr lebhaften Diskussion folgende Leitsätze hervor: 1. Die Geschichtsvereine haben dafür Sorge zu tragen, daß in jedem Archiv ihres Bezirks aus den Urkunden und Annalen des 12. und 13. Jahrhunderts, welche Nachrichten über die Kolonisation enthalten, Regesten oder Hinweise zusammengestellt werden. 2. Nachrichten über Kolonisationsvorgänge des 11., 12. und 13. Jahrhunderts bei Chronisten, Dichtern und anderen Schriftstellern des Mittelalters oder der Reformation sind in Auszügen zu sammeln. 3. Im Kolonisationsgebiet sind in dem Bezirk jedes Geschichtsvereins einige Ortschaften aufzusuchen, über welche besonders zahlreiche Urkunden und sonstige Nachrichten vorliegen. Diese Belege sind mit den Vermessungsregistern über Lage und Größe der einzelnen Besitzungen und deren Bezeichnungen zu kopiren. Dabei werden zu unterscheiden sein: deutsch kolonisirte Ortschaften und Ortschaften, für deren deutsche Anlage keine Zeichen sprechen. 4. Ist eine Anzahl von Flurkarten eines Kolonisationsgebiets, die den Besitzstand vor den modernen Verkoppelungen enthalten, vorhanden, so sind diese nach Ortsnamen und Verwaltungsbezirk, sowie nach dem Vermessungsjahr zu verzeichnen. 5. Für die Vereinigung solcher Ermittelungen ist ein Ausschuß einzusetzen, der die Ergebnisse baldigst in einer zu bestimmenden Zeitschrift veröffentlicht und sich bemüht, Kenntniß von allen einschlagenden Erscheinungen zu erlangen und darüber Mittheilung zu machen. — Am 14. April nahm der Historikertag zunächst die Referate des Gymnasialdirektors Dr. Jäger und des Gymnasialrektors Dr. Vogt über die Frage der „Vorbildung und Prüfung der Geschichtslehrer" entgegen, an die sich ebenfalls eine sehr lebhafte Diskussion anschloß. Folgende Leitsätze wurden nach langer, erst nach einer Unterbrechung zu Ende geführter Berathung angenommen: A. (Gymnasialdirektor Dr. Jäger:) 1. Die Vorbildung des Geschichtslehrers an Mittelschulen gymnasialen oder realistischen Charakters vollzieht sich in drei Stufen: Gymnasium, Universität, Pädagogisches Seminar. 2. Ihn wissenschaftlich auszurüsten durch Vorlesungen, Uebungen im historischen Seminar, literarische und andere Anregungen ist ausschließlich Aufgabe der Universität. 3. Die Uebungen in den historischen Seminaren der Universität haben den Zweck, den künftigen Geschichtslehrer über die Art und Weise, wie historische Wahrheit gefunden wird, zu orientiren. 4. Ueber die Vorlesungen für den künftigen Geschichtslehrer läßt sich nichts allgemeines festsetzen. Wünschenswerth wären zeitgemäß erneuerte Vorlesungen über Philosophie der Geschichte. 5. Die Fachprüfung besteht: a) in einer nicht zu umfassenden scheiftlichen Arbeit, durch welche die Fähigkeit zu elementarer Geschichtsforschung und klarer Darlegung ihrer Ergebnisse konstatirt werden soll; b) in einer mündlichen Prüfung, bei der nicht das gedächtnißmäßige Wissen, sondern die Fähigkeit, historisch zu denken, d. h. die Daten in ihrer inneren Beziehung zu würdigen, entscheidet. 6. Zur unmittelbaren Vorbildung für die Praxis des Unterrichts ist das Seminarjahr bestimmt, neben dem ein weiteres (Probe-) Jahr auch unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung für den Geschichtsunterricht überflüssig erscheint. Für diesen Zweck der Vorbereitung empfehlen sich die mit einer Gymnasialanstalt verbundenen pädagogischen Seminare mehr als die mit einer Universität verbundenen. 7. Die mit Fakultas für den Geschichtsunterricht ausgestatteten Seminarkandidaten werden am meisten gewinnen, wenn sie einige Zeit auf unterer oder mittlerer Stufe Geschichtsunterricht abhalten. 8. Fortwährendes Studium des Gegenstandes ist auch für sie wichtiger als die Lesung dessen, was in der didaktischen Literatur niedergelegt ist. B. (Gymnasialrektor Dr. W. Vogt): 1. Der künftige Geschichtslehrer an den deutschen (gymnasialen oder realistischen) Mittelschulen hat ein 4jähriges, der Geschichtswissenschaft und ihren Hülfswissenschaften gewidmetes Studium an einer Hochschule durchzumachen. 2. Seine Befähigung hat er durch zwei Prüfungen nachzuweisen, und zwar a) durch eine allgemeine Prüfung (aus Geschichte, Methodik und den Hülfswissenschaften) nach dem dritten Studienjahr und b) durch eine geschichtliche Spezialarbeit nach dem vierten Studienjahre. 3. In der allgemeinen Prüfung ist auch die Fakultas für das Deutsche (historische Grammatik und Literaturgeschichte) zu erwerben. 4. Als Vorbildungsschule ist das Gymnasium (humanistisches, Real- oder Reform-Gymnasium) anzusehen. 5. Die Ertheilung des Geschichtsunterrichts durch Fachlehrer ist überall nothwendig. Diese Thesen wurden in der zweifachen Fassung angenommen, weil es bei der Berathung zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen dem klassisch-philologischen und dem historisch-sachmännischen Standpunkt gekommen war. Ersterer wurde besonders von dem Referenten, Prof. Jäger, vertreten, während der Korreferent, Rektor Vogt, es für ein Unding erklärte, daß der Geschichtslehrer, wie bisher in Bayern, erst 3 Jahre Philologie und dann 1 Jahr Geschichte studire. Professor v. Zwiedinek (Graz) ging sogar noch weiter, indem er forderte, die Geschichte müsse ein Hauptfach ohne jede Verbindung mit einem Fach der klassischen Philologie werden; auch die Verbindung mit dem Studium des Deutschen, die Vogt gefordert hatte, müsse fortfallen. Die Versammlung neigte schließlich mehr der Vogt'schen Auffassung des Geschichtsstudiums zu und strich von den Leitsätzen Jägers gerade denjenigen, der besagt, die Fachprüfung sei zu erleichtern und die Fakultas im Lateinischen und Griechischen schließe von selbst die Fakultas für alte Geschichte in sich. Bei der Annahme der oben aufgeführten Thesen, die beiden Standpunkten einigermaßen gerecht werden wollen, wurde übrigens von der Versammlung ausdrücklich betont, „daß der Geschichtsunterricht nur durch fachmäßig ausgebildete Lehrer ertheilt werden dürfe". — Den dritten öffentlichen Vortrag hatte in der Pause, die in der Verhandlung über die Ausbildung der Geschichtslehrer gemacht wurde, Prof. K. Lamprecht (Leipzig) über „Die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung, vornehmlich seit Herder" mit großem Beifall gehalten. Wir haben ihn in vollem Wortlaute in der Beilage vom Freitag veröffentlicht. — Am 15. April wurde vom Historikertag zunächst über die Frage: „Wie ist die Grundherrschaft in Deutschland entstanden" berathen. Professor Dr. Gothein (Bonn) hatte dazu folgende Leitsätze aufgestellt: 1. Die vergleichende Methode in der Rechts- und Wirthschaftsgeschichte ist eine nothwendige Ergänzung der quellenkritischen Methode, führt aber zu Irrthümern, sobald man ihr allein oder vorwiegend vertraut. 2. Die Rechts- und Verfassungszustände der Germanen sind nicht nur als Ergebniß einer bestimmten Wirthschaftsstufe zu betrachten. 3. Wir haben für die Germanen ein Ueberwiegen der freien Bevölkerung anzunehmen. 4. Eine weitgehende Verschuldung der Gemeinfreien nach Analogie keltischer Verhältnisse bei den Germanen anzunehmen, sind wir nicht berechtigt. 5. Bei der Betrachtung der Rechts- und Wirthschaftszustände der Germanen haben wir von der Stellung der Sippschaften auszugehen. 6. Die Hundertschaft (bezw. der Gau) ist bei den Germanen zugleich eine Wirthschaftsgemeinschaft, worin gemeinsame Allmendbenutzung und Ackervertheilung stattfindet. 7. Markgenossenschaften freier Leute lassen sich während des ganzen Mittelalters nachweisen. 8. Die Villicationsverfassung ist in römischer Zeit auf gallischem Boden ausgebildet worden und beruht auf ursprünglich keltischen Grundlagen. 9. Die älteren germanischen Zustände bieten uns nur geringe Analogien zu ihr; für eine Ausbildung der Grundherrschaft fehlen bei den deutschen Stämmen bis zur Volkerechtzeit die Vorbedingungen. 10. Die Verhältnisse des sächsischen Stammes sind wegen des starken Antheils der Liten an der Bevölkerung von denen im übrigen

Deutschland vielfach verschieden, doch ist auch bei den Sachsen eine grundherrliche Wirthschaftsverfassung in heidnischer Zeit nicht anzunehmen. — An Stelle des erkrankten Berichterstatters referirte Dr. Kötzschke (Leipzig). Die Debatte verlief sehr animirt, sie führte zu einem regen Meinungsaustausch zwischen den Anhängern der verschiedenen Forschungsmethoden und Geschichtsauffassungen der philosophisch-kritischen und der wirthschaftlichen, vergleichenden. Im Vordergrund stand auf der einen Seite Professor Kaufmann (Breslau), auf der anderen Professor Lamprecht (Leipzig). Schließlich erklärte die Versammlung sich mit den Leitsätzen im großen und ganzen einverstanden; im einzelnen sei die Sache nicht spruchreif und durch Abstimmung nicht zu erledigen. Der konstruktiven Methode dürfe man nicht zu viel Zugeständnisse machen; überhaupt sei Einseitigkeit — aber auch nach der anderen Seite — zu vermeiden. Eine klare rechtswissenschaftliche Auffassung und eine lokale Einzelforschung müsse das Fundament bleiben; ihre Resultate mögen später unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt werden. — Zum Schluß wurde ein Antrag des Dr. Steinhausen (Jena), der Historikertag möge zusammenfassende kulturgeschichtliche Quellenveröffentlichungen anregen, angenommen. — Hiemit war die Tagesordnung erledigt. Prof. Dr. Stieve schloß in launiger Ansprache den Historikertag. Die Theilnehmer fanden sich am Nachmittag im Museumssaal zu einem Festmahl zusammen, das, von zahlreichen Trinksprüchen gewürzt, einen fröhlich angeregten Verlauf nahm.

* **Berlin.** 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. In der Nachmittagssitzung des zweiten Verhandlungstages kam die Behandlung der tuberkulösen Wirbelentzündung und ihrer Folgen, des sogenannten Pott'schen Buckels, zur Sprache. Professor Hoffa (Würzburg) bespricht das Verfahren Calots zur raschen gewaltsamen Korrektion des spitzwinkeligen, durch tuberkulöse Wirbelerkrankung verursachten Buckels. Das Verfahren darf nach Hoffa nicht angewendet werden, wenn die Diffarmität schon lange Zeit besteht, wenn mehrere Wirbel sich an der Bildung des Buckels betheiligen und wenn Eiterherde von dem erkrankten Wirbel ausgegangen sind. Dagegen kann das Verfahren trotz des Bestehens von Lähmungen der Beine wohl in Anwendung kommen und hat diese sogar in einzelnen Fällen zur Heilung gebracht. Hoffa hält auf Grund seiner an 23 Fällen gewonnenen Erfahrungen die Fälle für Anwendung des Verfahrens geeignet, bei welchem schon bei leichtem Zuge der Buckel sich abzuflachen beginnt. Nachdem er die Technik des Verfahrens besprochen, erklärt Redner es für das wichtigste, durch möglichst frühzeitige sachgemäße Behandlung der tuberkulösen Wirbelerkrankung es überhaupt nicht zum Entstehen eines stärker ausgebildeten Buckels kommen zu lassen. Professor Lorenz (Wien) betont in seinem Vortrag die Verdienste Calots in der Behandlung der Wirbelsäulenverkrümmung. Er hebt auf der anderen Seite aber auch die Nachtheile des Verfahrens hervor, die hauptsächlich in dem leichten Entstehen von Druckbrand der Haut und der Unmöglichkeit der nöthigen Hautpflege bestehen, da ja der Verband längere Zeit liegen muß. Zahlreiche Verbesserungsvorschläge sind gemacht. Lorenz selbst benutzt einen Apparat, in welchem, abgesehen von der Streckung an Faß und Kopf, ein Schraubendruck auf den Buckel selbst zur Wirkung kommt. Da sich der Körper des Kranken in schwebender Lage befindet und dadurch schon ein kareigirender Einfluß erzielt wird, so genügt schon ein minimaler Schraubendruck. Die Wirkung des Schraubenapparats auf den Buckel wird durch einen doppelten Hohlcylinder vermittelt, der im Verband liegen bleibt. Um einen Wechsel der Wäsche zu ermöglichen, benutzt Lorenz statt der Trikothemdchen zwei Seidenstreifen, welche den Körper des Kindes umgeben und sich leicht herausziehen und so wechseln lassen. Bestehen von Lähmungen oder Eiterungen gibt nach dem Vortragenden eine Gegenanzeige zur Behandlung des Buckels nicht ab. Dr. Vulpius (Heidelberg) spricht zur Technik des Redressements der spondylitischen Wirbelsäule, hebt hervor, daß das Verfahren Calots sowohl in der Ausführung des Redressements wie in der Technik der Verbandanlegung sehr verbesserungsfähig sei, und macht hiefür einige Vorschläge. Hierauf behandelt Dr. Wullstein (Halle) die anatomischen Veränderungen nach Calot'schem Redressement und gelangt hiebei zu dem Schluß, daß von der Calot'schen Operation im allgemeinen abzurathen sei. Zu demselben Schluß kommen alle folgenden Redner, zum Theil von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus. Insbesondere führt Prof. König an, daß die durch gewaltsame Korrektur geschaffene Knochenlücke sich nicht wieder mit Knochensubstanz ausfüllen kann, daß die tuberkulöse Erkrankung durch die Operation aufflammen und allgemein werden kann. Das Urtheil des Kongresses über das Calot'sche Verfahren ist demnach im allgemeinen nicht günstig. — Am Vormittag des dritten Verhandlungstages fanden Vorträge und Demonstrationen der verschiedensten Art statt. Wir heben besonders die Mittheilungen des Prof. Jordan (Heidelberg) über die Schedel'sche Thorakoplastik und die kasuistischen Beiträge des Dr. Karewski (Berlin) zur Chirurgie der Lunge und des Pleura hervor, da sie zu weiteren Erörterungen Veranlassung gaben. Auch ein Apparat, den Dr. Perthes (Leipzig) zur besseren Behandlung veralteter und frischer Eiteransammlungen und Luftaustritte im Brustraum bei Emphysem vorzeigte, erregte großes Interesse. — In der Nachmittagssitzung des dritten Verhandlungstags spricht zunächst Professor Krönlein (Zürich) über die Resultate der Serumtherapie bei Diphtherie. Er konnte konstatiren, daß seit Einführung des Serums die Gesammtsterblichkeitszahl in der Bevölkerung sowohl als im Krankenhause rapid gesunken, von 39 Proz. auf 12 Proz., obwohl die Anzahl der Krankheitsfälle annähernd dieselbe geblieben. Dieses Sinken der Sterblichkeit war besonders bemerkenswerth für die ersten Lebensjahre. Früher mußte etwa die Hälfte, jetzt nur der vierte Theil aller Erkrankten operirt werden. Eine Besserung des Krankheitsverlaufs begann mit Eintritt der Serumbehandlung und bestand in Fieberabfall, Lösung der Membranen, Verhütung der Weiterverbreitung des Prozesses auf die Luftröhre, ferner der Erkrankung der Wundränder der eröffneten Luftröhre. — Im Anschluß an die Verhandlungen der Vormittagssitzung berichtete dann noch Dr. v. Bramann (Halle) über die von ihm operirten Fälle von Darmkreds und hielt einen längeren Vortrag über primäre und sekundäre Darmresektion bei brandigen Eingeweidebrüchen. In vielen Fällen von brandigen eingeklemmten Brüchen sei zunächst ein künstlicher After anzulegen und später die Resektion des Darms zum Verschluß desselben vorzunehmen. Andere Fälle ermöglichen die sofortige Resektion des brandigen Darmstückes. Auf dasselbe Thema gingen Professor Pruß (Königsberg), Dr. v. Federow (Maskau) und Dr. v. Hochenegg (Wien) durch Erwähnung besonderer Fälle und Operationsmethoden ein.

* **Wien,** 17. April. Infolge verschiedener Umstände trifft sehr verspätet heute die Nachricht hier ein, daß der berühmte Sanskritforscher, Professor der orientalischen Sprachen an unserer Universität, Hofrath Dr. J. G. Bühler am Charfreitag während einer Bootfahrt auf dem Bodensee ums Leben gekommen ist. Er hatte die Osterferien zu einem Besuch seiner seit längerer Zeit in Zürich weilenden Familie benutzen wollen und war am 6. d. M. in Lindau eingetroffen, wo er, ein leidenschaftlicher Verehrer des Rudersports, einen kurzen Aufenthalt zu Bootfahrten auf dem See benutzte. Er scheint am Charfreitag Abend mit dem kleinen Boote, das er gemiethet, von der Dunkelheit überrascht worden und dabei verunglückt zu sein. Erst durch sein Ausbleiben während der Osterfeiertage wurde man ängstlich und fand das gekenterte Boot auf dem See treiben. Die Leiche des verunglückten Gelehrten ist bisher noch nicht gefunden worden. Bühler, der im 61. Jahre stand, war ein geborener Hannoveraner und hatte auf der Universität Göttingen den Grund zu seinen hervorragenden Studien über vergleichende Sprachwissenschaft und besonders über Sanskrit gelegt. Nachdem er dort im Jahre 1858 promovirt hatte, folgte er 1863 einem Rufe nach Indien als Professor der orientalischen Sprachen am Elphinstone College in Bombay. Hier sammelte Bühler den reichen Schatz seines Wissens auf dem Gebiete der indischen Sprachforschung und Archäologie, der ihn in die Reihe der ersten Sanskritisten stellte. 1868 ward er zum Oberschulrath ernannt; auf den weiten Visitationsreisen, die er in dieser Eigenschaft machte und die ihn bis nach Gutscherad

und Cachemir führten, sammelte er mehr als 5000 kostbare Handschriften, welche zum Theil in seinem eigenen Besitz blieben, zum Theil aber in den Bestand der Bibliotheken von Oxford, Cambridge und Berlin übergegangen sind. Bühler hat auch an dem Wiederaufblühen des Verständnisses für die heilige Schriftsprache der Hindus in deren eigenstem Land das größte Verdienst. Im Jahre 1880 mußte er aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen und folgte einem Ruf als ordentlicher Professor des Sanskrit an die Universität Wien, wo er seither wirkte und durch seine anregende Lehrmethode stets eine große Zahl von Schülern um sich sammelte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit that sich in einer großen Anzahl von Werken kund, in denen er meistens die Resultate seiner in Indien unternommenen Forschungsreisen niederlegte. Wir nennen vor allem sein mit Sir R. West verfaßtes Werk über indisches Erbrecht: „A Digest of Hindu law", ferner den Katalog der Sanskrithandschriften in Gutscherad, mehrere inhaltreiche Berichte über seine Reisen und Handschriftenfunde, einen „Leitfaden für den Elementarkursus des Sanskrit" und zahlreiche Beiträge zum „Indian Antiquary", zu der „Epigraphia Indica", zu der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, der Wiener „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" und zu den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war. Die Sprachwissenschaft verliert in ihm einen ihrer bedeutendsten und begeistertsten modernen Vertreter.

Der emeritirte Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Emanuel Hoffmann, feierte vor einigen Tagen sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die Breslauer Universität, welche am 6. April 1848 Emanuel Hoffmann promovirt hatte, erneuerte aus diesem Anlaß dessen Diplom, und die philosophische Fakultät der genannten Universität übersendete dem berühmten Gelehrten, welcher mehr als 40 Jahre in Wien als akademischer Lehrer gewirkt und sich um die Heranbildung der jüngeren Philologen die größten Verdienste erworben hat, auf telegraphischem Wege die herzlichsten Glückwünsche.

N. **Italienische Akademien.** Die R. Accademia dei Lincei in Rom hat, nach ihrem jetzt erschienenen Jahrbuch, im Jahre 1897 große Verluste erlitten, vor allem durch den Tod von Francesco Brioschi, der, seit 1884 ihr Präsident, sich um die Akademie selbst und ihren Einfluß auf die italienische Wissenschaft die weitreichendsten Verdienste erworben hat. So ist ihm die im größten Maßstab angelegte Publikation des Codice Atlantico von Lionardo da Vinci (Mailand bei Hoepli, seit 1894) zu danken, ein Unternehmen, das von der deutschen Wissenschaft und unsern Bibliotheken noch nicht in seiner ganzen Bedeutung genügend gewürdigt ist. — Von den übrigen Verstorbenen nennen wir nur die auswärtigen Mitglieder: L. Goldschmidt und E. Weierstraß (Berlin), R. Heidenhain (Breslau), A. v. Arneth (Wien), J. Burkhardt (Basel), D'Abbadie und Le Blant (Paris), J. J. Sylvester (Oxford), Steenstrup (Kopenhagen). Neugewählt wurden in der mathematisch-physikalischen Klasse: Th. Reye, H. Webee und O. Schmiedeberg (Straßburg), F. R. Helmert (Berlin), H. Kronecker (Bern), A. Gaudry (Paris) und G. H. Darwin (Cambridge); in der Klasse der „Scienze morali": A. Mussafia (Wien), J. Ficker (Innsbruck), G. Gäschen (London), T. Hodgkin (Northumberland), O. Montelius (Stockholm).

Die R. Accademia delle Scienze von Turin hat in dem am 21. November 1897 schließenden akademischen Jahr die auswärtigen oder korrespondirenden Mitglieder: J. Bonsean, E. Weierstraß, J. J. Sylvester, Trévisan De Saint-Léon, Des Cloizeaux, J. v. Sachs, C. R. Fresenius, A. v. Arneth, W. Wattenbach, R. Heidenhain durch den Tod verloren. An ihrer Stelle wurden zu Korrespondenten gewählt: der Mathematiker E. Picard und der Physiker E. Mascart (Paris), die Chemiker E. Fischer (Berlin) und W. Ramsay (London), die Mineralogen C. F. Rammelsberg (Berlin) und A. Schrauf (Wien). Die Korrespondenten F. Klein (Göttingen) C. Neumann (Leipzig) und H. A. Wallon (Paris) wurden zu auswärtigen Mitgliedern ernannt.

* **Rostock.** Am 22. April begeht der Geh. Obermedizinalrath Thierfelder, Professor an der hiesigen Universität, sein 50jähriges Doktorjubiläum.

-rt- Die russische Regierung beabsichtigt, das metrische System offiziell einzuführen. Ob wohl England sich in diesem Jahrhundert ebenfalls zu diesem Schritt wird entschließen können? — An Stelle des zum Direktor der vatikanischen Sternwarte ernannten Prof. Searle ist Prof. Dvolittle, bisher Direktor der Flower-Sternwarte, zum Professor für Astronomie an der kathulischen Universität in Washington ernannt worden. — Aus Messungen mit dem großen Refractor der Yerkes-Sternwarte (40 Zoll Oeffnung) fand Prof. Barnard den Durchmesser des Planeten Neptun zu 51,500 km.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Padelt: Das schwarzbunte Niederungsvieh an der Nordseeküste zwischen Weser und Rhein. Landwirthschaftliche Reisebilder mit einem Anhang, betreffend die Rindviehzucht in der Neumark nördlich der Warthe. Neudamm, J. Neumann 1898. — Dr. R. Weise: Heinrich v. Stephan. Ein weidmännisches Erinnerungsblatt. Ebenda. — H. R. Jung und W. Schröder: Rheinische Gärten. Gärten und Schmuckplätze der Stadt Mainz einst und jetzt. Ebd. — Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg: Gedichte. Nördlingen, Th. Reischle. — Bibliothek der Länderkunde. Hggb. von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band 1: Dr. Karl Fricker: Antarktis. Berlin, Schall u. Grund 1898. — Dr. Fritz v. Calker: Politik als Wissenschaft. Rede zur Feier des Geburtstags des Kaisers, am 27. Januar 1898 in der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg gehalten. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1898. — Gustav v. Diest: Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Volkswirthschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. 1. Band, 2. Heft: Dr. G. H. Hecht: Colberts politische und volkswirthschaftliche Grundanschauungen. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1898. — Dr. Adolf Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Emil Fromm: Das Kantbildniß der Gräfin Karoline Charlotte Amalie v. Keyserlingk. Hamburg, Leipzig, Leopold Voß 1897. — Dr. Georg Dazer: Ueber die Anlage und den Inhalt der transscendentalen Aesthetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Ebd. — Die in den europäischen Staaten geltenden Gesetze über die Erwerbung und den Verlust der Staatsangehörigkeit unter Ausschluß des deutschen Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870. Nebst einem Anhang, enthaltend die vor dem 1. Jan. 1871 in den deutschen Bundesstaaten in Kraft gewesenen Staatsangehörigkeitsgesetze. Im Auftrag der Polizeibehörde der Freien und Hansestadt Hamburg herausgegeben und erläutert. Berlin, K. Hoffmann 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Die k. b. Akademie der Wissenschaften

stellt zur Bewerbung um den von Herrn Cristakis Fogrephos gestifteten Preis, auf Vorschlag ihrer philosophisch-philologischen Klasse, folgende neue Aufgabe mit dem Einlieferungstermin bis spätestens 31. Dezember 1900:

„Abfassung eines Lexikons der byzantinischen Familiennamen mit einer Untersuchung der historischen Entwicklung ihrer Form und Bedeutung."

Die Bearbeitungen dürfen nur in deutscher, lateinischer oder griechischer Sprache geschrieben sein und müssen an Stelle des Namens des Verfassers ein Motto tragen, welches auf der Aussenseite eines mitfolgenden, den Namen des Verfassers enthaltenden, verschlossenen Briefumschlages wiederkehrt.

Der Preis für die gelöste Aufgabe beträgt 1500 M, wovon die eine Hälfte sofort nach der Zuerkennung des Preises, die andere Hälfte aber erst nach Vollendung des Druckes unter der Bedingung zahlbar ist, dass der Druck bis zum Ende des Jahres 1905 erfolgt. (6488)

München, den 16 April 1898.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der **„Heilanstalt für Nerven-, Morphium- u. dergl. Kranke"** des Herrn Dr. med. Otto Emmerich in Baden-Baden bei, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 19. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Halle in München.

Uebersicht.

Aus dem Briefwechsel des Enea Silvio de' Piccolomini. Von F. v. Krones. — Deutsche Gymnasialreform am Stillen Ozean II. Von Dr. J. Unold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus dem Briefwechsel des Enea Silvio de' Piccolomini.[1])

Von F. v. Krones.

Die „vermischten" Briefe oder Gelegenheitsschreiben des welschen Humanisten, des Sienesen Enea Silvio de' Piccolomini, des Basler Konzilschreibers und Sendboten, des königlichen Diplomaten und Vollmachtträgers der Kurie, des Bischofs von Triest und dann von Siena, der als Kardinal und bald (1458—1464) als Papst (Pius II.) seine Tage schloß, bilden einen Schatz spätmittelalterlicher Epistolographie, der noch immer nicht ganz behoben ist, und dessen Benützung die bisherigen Sammlungen und Abdrücke — trotz ihrer Massenhaftigkeit (166) — wesentlich erschweren. Mag man die maßgebenden, ältesten oder bislang vollständigsten Ausgaben, die Straßburger, die Nürnberger des Buchdruckers Koberger, oder die Basler zur Hand nehmen, der anderen zahllosen Abklatsche zu geschweigen, so wächst nur der berechtigte Wunsch nach einem einheitlichen, möglichst vollständigen, kritisch geordneten und erläuterten Abdrucke dieser, alle damaligen Zeitfragen umfassenden Briefe mit ihrer schier unabsehbaren Fülle von personal- und kulturgeschichtlichen Aufschlüssen und Angaben aller Art.

Schon J. K. Ludewig, der fleißige Polyhistor, wollte da den Weg zum besseren ebnen, G. B. Zapf nahm die seine Kräfte weit übersteigende Aufgabe in Angriff, kam aber (1781) über 14 Druckbogen nicht hinaus. Dann ruhte wieder die Sache, bis Hoheneicher (1819) der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, aus deren Schoße dann die Monumenta Germaniae hervorgingen, einen bezüglichen Antrag zukommen ließ, ohne daß dieser zur Verwirklichung des weitschichtigen Unternehmens führte. 1853 ergab sich in der Bonner Dissertation Franz Lauffs eine willkommene Vorarbeit, der löbliche Versuch, die Briefe des Aeneas Sylvius, welche vor seinem Kardinalate (18. Dez. 1456) geschrieben wurden, zu ordnen; aber die Grundlage dieser Vorarbeit war eine mangelhafte.

So war es denn erst dem wackeren Geschichtschreiber über Humanismus und Renaissance, dem sachkundigen Biographen Enea Silvio's, Georg Voigt, vorbehalten, auf dem Wege umfassender Studien für sein noch immer nicht überholtes Lebens- und Zeitbild den richtigen und unentbehrlichen Schlüssel zur Benützung dieser Briefe fertigzustellen. Es geschah dies in seinem gehaltvollen Aufsatze über die Briefe des Aeneas Sylvius „vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl" im 16. Bande des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" (Wien 1856). Hier finden wir zunächst die 559 bisher bekannt gewordenen Briefe von 1432—1458 chronologisch geordnet und mit einer Tabelle „zur Uebersicht derselben nach den (zwei) gebräuchlichen (Nürnberger und Basler) Ausgaben und nach dem obigen Verzeichniß" verbunden. Voigt hatte aber auch zugleich 46 bisher ungedruckte Briefe darin veröffentlicht und damit die grundlegende „Vorarbeit zu einer künftigen Ausgabe dieser Briefe" geliefert. Mit ihr berührt sich innig das, was Voigt in seiner Monographie „Enea Silvio de Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter" (1856 bis 1863, II. Bd., S. 277 ff.) über die Epistolographie des Humanisten und Kirchenfürsten von Siena ausführt.

Man muß es lebhaft bedauern, daß diese „künftige Ausgabe", zu welcher Voigt den Grund legen wollte und deren Nothwendigkeit vor ihm auch der österreichische Historiker J. Chmel, der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber im Bereiche der Zeiten Kaiser Friedrichs III., empfand, nicht von jener Akademie vorbereitet und ausgeführt werden konnte, deren Sitz den kostbarsten und reichhaltigsten Kodex der Epistolae Aeneae Sylvii beherbergt, und es gereicht daher dem Professor der Kirchengeschichte an der Grazer theologischen Fakultät Dr. Anton Weiß zu seinem besonderen Verdienst, daß er die Nachlese Voigts durch den vollständigen Abdruck von 149 bisher ungedruckten, von Voigt nur registrirten Briefen aus dem erwähnten Kodex der Wiener Hofbibliothek wesentlich ergänzte. Es erscheint hiemit die ganze werthvolle Handschrift in sorgfältigster Weise untersucht. Die Zahl der neu veröffentlichten Episteln beträgt überdies mehr als ein Viertel der Gesammtsumme der bisher bekannt gewordenen Briefe.

Diese 149 Briefe fallen in die Zeit vom 6. April 1453 bis 10. Februar 1454; 103 Nummern gehören dem Jahre 1453 (6. April bis 24. Dezember), 46 Nummern dem folgenden Jahre (1. Januar bis 10. Februar) an. Sie kennzeichnen somit den fruchtbarsten Zeitraum der Epistolographie des italienischen Humanisten und Kirchenfürsten. Die ersten (34 an Zahl) schrieb Enea Silvio, seit 1449 bereits Bischof in seiner Heimathstadt Siena, am Kaiserhofe (Wiener-Neustadt), wo er bis Mitte Mai 1453 weilte, um dann in die Steiermark, zunächst nach Bruck a. d. Mur, mit dem Hofstaate zu wandern. Hier verlebte er einige Tage bis zum 25. Mai und taucht dann seit 27. Mai am Grazer Kaiserhofe auf, wo er bis in den Spätherbst weilt. Auf die Steiermark entfallen 46 Episteln im ganzen. Dann begegnen wir ihm wieder in Wiener-Neustadt; die hier verfaßten 69 Briefe (Nr. 80—149) bewegen sich zwischen dem 11. Oktober 1453 und 10. Februar 1454. Wie leicht er mit der Feder umsprang und wie vielseitig sein Briefwechsel war, erhellt beispielsweise aus der Thatsache, daß auf einen Tag des Grazer Aufenthalts (25. Sept. 1453) nicht weniger als 10 Briefe entfallen,

[1]) Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluß auf die literarische Kultur Deutschlands. Rede, gehalten bei der feierlichen Inauguration als Rector Magnificus der k. k. Karl Franzensuniversität in Graz, am 4. Nov. 1896, mit 149 bisher ungedruckten Briefen von Prof. Dr. Anton Weiß. Graz, 1897. Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). 297 S. 8°.

darunter ein sehr ausführliches Schreiben an Leonardo de Benvoglienti in Venedig über die damalige Weltlage.

Die 11 Monate dieser Korrespondenz umfassen eine an Spannungen reiche Zeit. Der Habsburger Friedrich hat sich bereits die Vormundschaft über Ladislaus den Nachgeborenen entwinden lassen, aber die sie begleitenden Verbitterungen wirken fort. In Graz erfährt Aeneas Silvius von dem welterschütternden Ereigniß, dem Falle Konstantinopels, und die wachsende Türkengefahr bedrückt seine Seele. Der Sturz Ulrichs von Cilli vollzieht sich, der Eizinger kommt wieder empor; er leitet wieder vorübergehend die Dinge im Lande Oesterreich, wie Georg von Kunstett-Podiebrad in Böhmen, Johannes Hunyadi in Ungarn. Im Königreiche an der Elbe stehen dem „hussitischen" Reichsverweser die politischen und konfessionellen Widersacher gegenüber, im Gebiete der Stephanskrone hält mit Erfolg der kriegskundige Kelchner, der Söldnerhauptmann Jan Ziskra von Brandeis, seine Amts- und Machtstellung aufrecht. In Deutschland fehlt es an Parteihader nicht; in Italien brodelt es wie immer; das Haus Sforza ist im Aufsteigen begriffen.

Wenn wir die eigentlichen Briefe Enea Silvio's in Betracht ziehen, so müssen wir 14 Nummern ausscheiden; es sind dies Schriftstücke, welche er im Namen seines kaiserlichen Herrn konzipirte. Immerhin bleiben sie sein geistiges Eigenthum. Es erübrigen somit 135 Zuschriften im eigentlichen Sinne.

Wir wollen zunächst den weiten Kreis der Empfänger dieser Briefe kennzeichnen und mit der dem Absender nächststehenden Gruppe, mit seiner Verwandtschaft und mit der Heimathstadt Siena den Anfang machen. Ein Brief ist für seine ältere Schwester, Laudamia, Gattin des Nanni-Todeschini, bestimmt, ein zweiter an seine Nichte Antonia gerichtet; zwei an den Schwager, Pietro Nanni, einer an Thomas von Piccolomini. Unter den Sienesen, an deren Prioren, Kapitäne und Gemeinde zwei Briefe lauten, standen ihm als Freunde am nächsten die Brüder Francesco und Jacobo de' Tolomei, Jener, mit drei Briefen bedacht, Domherr von Siena, dieser „Pfalzgraf" und Rechtsgelehrter; ihm schreibt Enea Silvio gleichfalls dreimal; einmal an Aloisio von Siena. Drei Briefe gehen an Leonardo di Benvoglienti, den Bürger von Siena und Gesandten bei der Signoria von Venedig, ab. Der erste (Graz 1453, 25. Sept.) entwickelt in ausführlicher Weise die steigende Türkengefahr und den Niedergang der Christenheit. Außerdem ergeht sich der Schreiber in seinen Bemerkungen über den Kreuzzugsprediger Giovanni di Capistrano. Diesem Kreise der Sienesen wollen wir gleich den namhaften Rechtslehrer an der dortigen Hochschule, Mariano Sozini, einfügen, an den Enea ein kurzes Schreiben richtet.

Als zweite Gruppe seien die Kirchenfürsten zusammengefaßt und die Zahl der an sie gerichteten Briefe in der Klammer beigefügt. An die Spitze tritt Papst Nikolaus V. (6); der an ihn aus Graz (9. Juni 1453) gerichtete Brief enthält eine interessante Schilderung Ungarns in seiner Bodenbeschaffenheit und erörtert die innere Sachlage des Karpathenreiches. Anzureihen sind die Kardinäle: Caravajal von San Angelo (13), der bedeutendste Mann der Kurie, dem am 16. Oktober 1453 der Bischof von Siena eine Fülle von Neuigkeiten mittheilt, Filippo Calandrino von Bologna (1), Francesco Condulmer von Porto (1) und der alte Gönner unsres Aeneas, Nikolao Capranica, Kardinalbischof von Fermo (1). Dann begegnen wir dem Mailänder Erzbischof Nicolao Amidani (1), dem unser Aeneas Silvius von Basel her befreundet war, ferner dem Bischof von Grosseto, Giovanni Compagni (2), dem Bischof Giovanni Campesi von Piacenza (3), dem von Pavia, Giovanni Castiglioni (1), und — womit wir das Mittelglied zwischen dem italienischen und deutschen Episkopat schließen wollen — dem Antonio di Goppo, Nachfolger Enea Silvio's im Bisthum von Triest (1).

Die deutschen Kirchenfürsten erscheinen vertreten durch den Kölner, Dietrich von Moers (1), den Trierer, Jakob von Sirk (1), den Salzburger Erzbischof, Sigismund von Volkersdorf (1), den Kardinalbischof von Augsburg, Peter von Schaumburg (1), ferner durch den Passauer, Ulrich von Nußdorf (2), den Gurker, Ulrich Hinenberg (1) und insbesondere, mit 9 Briefen, durch den einstigen Konzilmann, dann Legaten des Papstes und schließlich Bischof von Brixen, den streitbaren Niklas Chryffcz von Kues (Cusanus); auch das Brixner Domkapitel wird einmal bedacht.

Die Prager Domkirche und ihr Dechant Wenzel fehlen nicht (2); den Episkopat von Ungarn betreffen die eine Zuschrift an den Kardinalprimas von Gran „Johannes" (was doch 1440—1465 Dionys Szécsi war) und drei Briefe an den besten Kopf unter den Kirchenfürsten jenseit der Leitha, den Reichskanzler und Bischof von Großwardein, Johannes Vitéz von Zredna, den Vertrauensmann des Gubernators Johannes Hunyadi (Corvinus). Wir treffen auf den polnischen Reichskanzler, Kardinalbischof von Kralau, Sbigneo Olesnicki (1), und drüben in England auf den Kardinalprimas von Canterbury (1), John Kemp. Den Reigen der Geistlichen schließen der Vikar und Prokurator des Bischofs von Siena, Domherr Bartolomeo, dem wir wohl auch als Bartolomeo Spannochi, vielleicht auch als Bartolomeo von Massa, mithin siebenmal begegnen, ferner der Doktor Rafaelo Primadizzä (3), Nicolao Volatirram, Doktor der Rechte und Protonotar des Königs von Böhmen (1), Guarnerio, der Vikar des Patriarchen von Aquileja (1), und der Bruder Geronimo von Verona (1) als Italiener, denen als Deutsche der gelehrte und spitzfindige Domherr von Speier, Johann von Lysuna, Landsmann des Cusanus (2), der kaiserliche Geheimschreiber Johann Hinderbach (3), nachmals Bischof von Trient und der Breslauer Dombechant Heinrich Senftleben (4) die Waage halten.

An der Spitze des Laienstandes befindet sich der König Alfonso von Neapel, Enea's Gönner (1) und der Reichsverweser Böhmens, Georg von Kunstatt-Podiebrad (1), mit welchem der Bischof von Siena zum erstenmale auf dem Beneschauer Tage bekannt geworden war. Von den persönlichen Freunden unsres Enea welscher Herkunft treten in den Vordergrund: der ihm von Basel her vertraut gebliebene „Pfalzgraf" Pietro von Nocato (7), der angesehene Rechtslehrer an der Hochschule von Siena Andrea Benzi (2), nachmals Studienleiter des Kardinals Todeschini-Piccolomini, aus der Verwandtschaft Enea Silvio's, die ihm gleichfalls nahestehenden Gebrüder Lolli, deren einer, Gregorio (4) die rechte Hand Pius' II. wurde, und der „Graf" und „Doktor" Annibale von Gonzaga (1). Ihnen schließen sich an Hesterolo von Visconti (Vicecomitibus), den er (1) einen kaiserlichen Höfling und seinen Freund nennt, der Venetianer Paolo Maurocano (1), der Rechtsgelehrte Stefano de Caccia aus Novara (1), vormals Advokat der Basler Kirchenversammlung und Sekretär des Papstes Felix V., endlich der Biograph König Alfonso's von Neapel Anton von Palermo (1) und der Mailänder Doktor Nicolao de Arzimboldi (1). Auch einem Landsmann, dem Kaufmann Carlo Gili von Lucca, schreibt einmal unser Enea und freut sich, nach 14 Jahren wieder einmal etwas von ihm erfahren zu haben.

Wenig unterrichtet sind wir über die Lebensstellung der Italiener: Sceve de Corte (2), Giovanni Pezzi (1), Ognibono von Verona (1), Gregorio Nicolai (1) und des Doktor Johannes Fernando von Portugal (1). Das Gleiche

gilt von dem „Kanzler Oesterreichs“, Stefan (1), von Nikolaus Hungarus, dem Sekretär Königs Ladislaus Posthumus (1), vom „Freunde“ unsres Enea, Paul de Mellico (1), wobei wir zunächst an Melk zu denken versucht sind, und von Johann de Nihilis, dem „Böhmen und hochgelehrten Astronomen“ (1), wie ihn unser Enea betitelt.

An den Genossen seiner einstigen wein- und liebefrohen Tage am Königshofe, Hans Frund (Frennd) von Nürnberg, richtet Enea den Brief vom 26. Juni 1453, aus Graz und mahnt ihn an die „Wiener Freundschaft“. Vier Briefe sind an den bedeutenden Diplomaten, den Böhmen Prokop von Rabenstein gerichtet, mit welchem Piccolomini seit 1443 im häufigen Verkehre blieb.

Rechnen wir noch einige ungenannte „Freunde“ hinzu, so beziehen sich die 135 Briefe, innerhalb 11 Monaten geschrieben, auf 64 Personen und 4 Körperschaften. Die Briefe an Papst Nikolaus V., an den Kardinal Caravajal, an Lysura, an die Kommune von Siena, an Leonardo de Benvoglienti, an den Breslauer Dombechant Heinrich Senftleben, an Peter von Noxato u. A. überfließen von wichtigen Mittheilungen über die Ereignisse im Gesichtskreise unsres Gewährsmannes, während das Schreiben vom 1. Juli 1453 aus Graz an Gregorio Lollio von Siena in vertraulicher Weise das Leben und die Aussichten Enea Silvio's beleuchtet und in der Korrespondenz mit seiner Familie der fürsorgliche Bruder, Oheim und Schwager zur Geltung kommen. Es ist ein Kaleidoskop, in welches wir blicken; Erlebtes und Vernommenes, staatliche Dinge und Privatangelegenheiten durchkreuzen sich in raschem Wechsel.

Möge die verdienstvolle Ausgabe der 149 Briefe, deren begleitender biographischer und literargeschichtlicher Text die Gabe eines Mannes, welcher mit Liebe und Verständniß an die Arbeit ging, ebenfalls nicht unterschätzt werden darf, einer der letzten vorbereitenden Schritte sein und ihnen bald eine der Gegenwart würdige Gesammtausgabe der Epistolae Aeneae Sylvii folgen!

Deutsche Gymnasialreform am Stillen Ozean.

Von Dr. J. Unold in München.

II.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt in diesem Lehrplan wie im ganzen chilenischen Unterrichtswesen der Religionsunterricht ein; schon äußerlich: in unsern deutschen Lehrplänen ist es die Religion, welche den Reigen der Fächer eröffnet, während sie hier denselben schließt. Das veranlaßt uns zu einem kurzen, vielleicht nicht uninteressanten Exkurs über das Verhältniß von Schule und Kirche in Chile. Zweiundeinhalb Jahrhunderl — von der Eroberung des Landes 1550 bis zu seiner Lostrennung von Spanien 1810 — hat die katholische Kirche das Leben dieses wie der übrigen spanischen Kolonialländer unumschränkt beherrscht. Kein Andersgläubiger durfte diese Gebiete betreten, geschweige denn sich ansiedeln; kein Buch noch Schriftwerk wurde hereingelassen, das nicht die Genehmigung der geistlichen Zensurbehörde erhalten hatte. Man sollte nun meinen, daß die Kirche diese unbestrittene Herrschaftsstellung zur Erfüllung ihrer hohen Mission, zur allseitigen oder wenigstens zur sittlichen Hebung und Bildung dieser Völker mit unermüdlicher Hingebung benutzt hätte. Nichts von alledem! Mit Ausnahme einiger opfermuthiger Missionäre, namentlich von der Gesellschaft Jesu, die zur Bekehrung der Indianer in die Urwälder vordrangen, that die Geistlichkeit so gut wie nichts zur Erziehung des Volkes; einige theologische Werke, Gedichtsammlungen und Chroniken stellen die geistigen Erzeugnisse dieser langen Epoche dar. Und während Reichthum und Ueppigkeit im Kloster- und Weltklerus immer mehr zunahmen (hatten doch die Jesuiten in Chile mehr als ein Fünftel der brauchbaren Ländereien in ihren Besitz gebracht), versank die Gesellschaft immer tiefer in Faulienzerei und Genußsucht, sowie in Stumpfsinn- und Aberglauben. Mit Schrecken erkannten die Patrioten, welche in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts auf die Befreiung ihres Landes hinarbeiteten, den ungeheuren Abstand, der ihre Landsleute in geistiger, wirthschaftlicher und sittlicher Kultur von den Bewohnern der Vereinigten Staaten oder gar der europäischen Kulturstaaten trennte. Beseitigung des weltlichen (spanischen) und des geistlichen Despotismus war daher ihre Losung! So entstand in all diesen Ländern ein fanatischer, rücksichtsloser Radikalismus, der allen Zwang auf politischem und religiösem Gebiet aufzuheben trachtete. Und während der Protestant, wenn er von den starren Dogmen seiner Kirche frei zu werden bestrebt ist, sich immer noch in das stille Heiligthum einer Religion des Herzens zurückziehen kann, blieb den nach Freiheit und Mündigkeit ringenden Söhnen einer selbstsüchtigen Kirche, welche nie die Religion in edler Reinheit geschaut hatten, nichts übrig als leidenschaftlicher Haß oder frivole Geringschätzung gegen alles Religiöse, was für sie so viel bedeutet als Geistesknechtschaft, Finsterniß und Aberglauben. Daher geschieht es, daß man dort bis heute im öffentlichen Leben, in Presse und Volksvertretung sich mit einer Rücksichtslosigkeit über Kirche und Religion äußert, die selbst dem freidenkenden Deutschen gelindes Entsetzen einjagt. Dadurch kommt es, daß dort die Entwicklung des Schul- und Bildungswesens sich in offenkundigem Gegensatz zur Kirche vollzieht. Grollend steht diese, wie eine Enterbte, beiseite, entweder auf bessere Zeiten hoffend, die sie auch mit gewaltsamen Umsturz zu beschleunigen sich nicht scheut (vgl. die chilenische Revolution von 1891), oder unter dem Schlagwort „Freie Kirche im freien Staate“ in rührigem Wettbewerb durch spezifische kirchliche Schulgründungen mit den staatlichen wetteifernd. So wurden in Chile vier geistliche Seminare zur Heranbildung der Priester errichtet; die theologische Fakultät an der Universität zu Santiago besteht nur aus einem Dekan und einigen Professoren, die aus Mangel an Hörern keine Vorlesungen halten. Am 1. April 1889 wurde eine katholische Universität in der Hauptstadt eröffnet und seit der Publikation des neuen Lehrplans nahmen die klerikalen Gymnasialgründungen ungeheure Dimensionen an. Kein Einsichtiger wird behaupten, daß dies eine gesunde, wünschenswerthe Entwicklung ist; vielmehr muß solche Scheidung des Bildungswesens in ein staatliches und ein kirchliches[1]) den Riß im Volksleben erweitern und unheilbar machen, der die gläubigen von den nichtgläubigen Mitbürgern trennt.

Diese Lage der Dinge erklärt es uns, wenn der Religionsunterricht im neuen Lehrplan an letzter Stelle erscheint, ja thatsächlich zu einem fakultativen Lehrgegenstand herabgedrückt wurde, da kein Examen verlangt, demnach auch nichts gelernt wird. Ein Theil desselben, die Religions„geschichte“, wurde durch Regierungsdekret vom Jahre 1894 dem Geschichtsunterricht zugewiesen, so daß der Verfasser in seinen Geschichtsstunden die orientalischen Religionssysteme eines Zoroaster, Buddha und Moses im Zusammenhang, ebenso die Entwicklung des Christenthums und des Islam als „geschichtliche“ Erzeugnisse vorzutragen hatte. So werthvoll nun eine solche historische Vergleichung[2]) und Betrachtung der Kulturreligionen zur

[1]) In Frankreich haben z. B. seit dem Jahre 1882, wo der bürgerliche Moralunterricht eingeführt und der Religionsunterricht nur privatim ertheilt wurde, die klerikalen Gymnasien die staatlichen an Schülerzahl bereits überholt.

[2]) So erwartet z. B. Graf v. Schack in seinem sehr lesenswerthen Aufsatz: „Zwei Renaissancen“ in der „Pandora“, von einem solchen vergleichenden Studium eine human-ethische Fortbildung der christlichen Religion.

Vermeidung von Fanatismus und Zelotismus ist, so genügt sie doch bei weitem nicht zur religiösen, noch weniger zur sittlichen Bildung der Jugend.

Es ist wohl der schwerste Vorwurf, den man gegen die Verfasser des neuen Studienplanes erheben muß, daß sie in einem Studiengange, in dem ohnehin die sogenannten Gesinnungsfächer erheblich gegen die sprachlich-mathematischen zurücktreten, für „ideale und humane" Bildung so wenig Vorkehrungen getroffen, daß sie die bürgerlich-sittliche „Erziehung" gegenüber der rein intellektuellen Bildung so vollständig vernachlässigt, ja sogar die geringen Ansätze dazu, welche in dem alten Schulplan vorhanden waren, statt sie weiter auszugestalten, vollständig beseitigt haben. Es bestand nämlich eine sogenannte „clase de moral i urbanidad", eine Art Anstandsunterricht, in welcher der Rektor an kleineren Anstalten wöchentlich einmal sämmtliche Schüler um sich versammelte und ihnen die von den Spaniern so hoch geschätzten und streng beobachteten Regeln des Anstandes und der guten Sitte, mit Beispielen und Ermahnungen begleitet, vortrug. In der That hat die spanische Etikette oder höfliche Sitte auf „alle" Angehörigen der Rasse in der alten und neuen Welt in viel höherem Grade zivilisatorisch gewirkt, zur wenigstens äußerlichen Veredlung und zur Beherrschung leidenschaftlicher Ausbrüche beigetragen als die kirchlich-christliche Moral. Daran hätte sich also anknüpfen und so ein werthvoller Bildungsgegenstand gewinnen lassen.

Wiederholt stellte der Schreiber dieser Zeilen dem obersten Leiter des chilenischen Schulwesens, dem auch philosophisch hochgebildeten Rektor der Universität, vor, daß es damit nicht gethan sei, wenn der Staat den Einfluß der Kirche auf die Schule zurückdränge, daß der Staat vielmehr der mit fortschreitender Kultur ihm zufallenden Pflicht sich bewußt werden und entledigen müsse, nämlich die bürgerlich-sittliche Erziehung der heranwachsenden Generation in die eigene Hand zu nehmen. Allein da war der Lehrplan schon veröffentlicht und eine Aenderung schwer vorzunehmen. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo diese empfindliche Lücke im chilenischen Bildungswesen ausgefüllt und — was in einer so freisinnigen Republik besonders noththut — die künftigen Bürger auch zur Kenntniß und Achtung der staatlichen Gesetze und der politischen Pflichten angehalten und befähigt werden.

Der Verfasser dieses Berichtes hat seinerzeit den mit 3, ja 5 Wochenstunden angesetzten Geschichtsunterricht, namentlich die griechisch-römische Geschichte, ausgiebig und nicht ohne Erfolg dazu benutzt, die jungen Republikaner auch in das Verständniß der heimischen Staatseinrichtungen und -gesetze einzuführen und sie zu freudiger Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten zu begeisteen. Aber da nach dem neuen Studienplan durch ein unglückliches Mißverständniß der Geschichtsunterricht mit dem geographischen aufs engste verbunden ist, so wird bei wöchentlich 3 Stunden für beide Fächer in Zukunft wenig Zeit für derartige „erziehende" Lehrthätigkeit bleiben.

Was nun die neue „Methode" betrifft, so gibt die Einführung in den plan de estudios den Unterschied derselben von der alten treffend folgenderweise an: „Es handelt sich darum, die Unterweisung in isolirten, voneinander unabhängigen Einzelfächern zu ersetzen durch eine andere, gleichzeitige in allen Fächern, welche, mit den einfachsten Kenntnissen beginnend, sich stufenweise von Jahr zu Jahr erweitert im Verhältniß zu der geistigen Entwicklung der Schüler." Da man in jenen Ländern von der politischen Debatte her gewohnt ist, Neueinrichtungen durch packende Schlagwörter der öffentlichen Meinung geläufig und verständlich zu machen, so wurde unter dem Namen „sistema concéntrico" die Umgestaltung des Lehrplanes in allen Zeitungen mit ungeheurem Tam-tam empfohlen. „Sistema concéntrico" war das neue Schlagwort, unter welchem die keineswegs zu ernster Lernarbeit aufgelegte Jugend ein Leenen ohne Mühe, eine Art pädagogisches Schlaraffenland verstand, wo einem die Kenntnisse wie gebratene Tauben in den Mund fliegen sollten.

„Sistema concéntrico" galt Eltern und Lehrern, die nichts anderes als den alten Memorirunterricht kannten, als der geheimnißvolle Zauberstab, womit man den Köpfen der lieben Jungen wunderbare Einblicke in die Welt des Wissens und Denkens zu entlocken hoffte! Wenn nur auf die übertriebenen Erwartungen nicht allzu bald entmuthigende Ernüchterung, wenn nur auf das Strohfeuer künstlich gesteigerter Begeisterung nicht das fahle Aschgrau der Enttäuschung folgt! Doch abgesehen von den übertriebenen Hoffnungen, welche an die Gymnasialreform geknüpft wurden und die bei dem Mangel an geduldiger Ausdauer und zäher Beharrlichkeit gar leicht in das Gegentheil umschlagen können, stellt der neue Lehrplan, zumal wenn es gelingt, durch das „Pädagogische Institut" geeignete wissenschaftliche und pädagogisch geschulte, gewissenhafte und berufstreue Lehrkräfte[1]) auch für die Lyceen heranzubilden, einen entschiedenen Fortschritt dar, der nach und nach dem ganzen Geistesleben der Nation zugute kommen wird.

Da methodisch geschulte Lehrkräfte nur in geringer Anzahl vorhanden waren, (1894 gingen die ersten 30 Zöglinge aus dem Instituto pedagógico heroor, die sich aber meist anderen Beschäftigungen zuwandten), so wurden dem Studienplan ausführliche Lehrprogramme mit trefflichen didaktischen Fingerzeigen beigegeben.

Prof. Dr. G. H. Schneider, der durch seine psychologischen Werke: „Der menschliche Wille", „Der thierische Wille" und „Freud und Leid des Menschengeschlechts" sich einen bedeutenden Namen in der philosophischen Wissenschaft errungen hat und der am Instituto pedagógico als Lehrer der Philosophie und Pädagogik wirkte, gebührt das Hauptverdienst an der Abfassung des neuen Lehrplans. Unter den Programmen hat er den mit einer Fülle werthvoller pädagogischer Bemerkungen ausgestatteten Lehrgang des Anschauungsunterrichts in der spanischen Sprache für die Vorbereitungskurse ausgearbeitet, sowie das Programm für Singen, Zeichnen und Philosophie in den Gymnasialkursen. Die letztere, in je 2 Wochenstunden im 5. und 6. Schuljahr ertheilt, umfaßt Logik und wissenschaftliche Methodenlehre. In den erläuternden Bemerkungen zu diesem Programm finden wir auch die Erklärung für jenen oben gerügten Mangel an human-ethischen Erziehungselementen in dem neuen Studienplan. „Was die Moral anbetrifft, — heißt es dort — so bedeutet hier die Praxis alles; theoretische Unterweisung hilft demjenigen gar nichts, der nicht die Gewohnheit, gut zu handeln, sich erworben hat. Wenn der Unterricht in den übrigen Wissensfächern den Vorschriften der modernen Pädagogik gemäß ertheilt wird, so ist eine besondere Unterweisung in Moral und Logik überflüssig."

Gewiß geben auch wir zu, daß die rein theoretische Unterweisung in der Sittenlehre an und für sich ebenso wenig ausreicht, tugendhafte Menschen zu bilden, als die theoretische Pädagogik, um tüchtige Lehrer zu schaffen. Vielmehr sind Lehre (und zwar nicht bloß die an den Intellekt, sondern auch die an das Gemüth sich wendende), Beispiel

[1]) Das wird nicht ganz leicht sein, da bisher der Lehrberuf als eine „carrera muy humilde" (d. i. als eine sehr bescheidene Karriere) in den besseren Kreisen noch sehr gering geschätzt wird, weßhalb die begabteren jungen Leute sich alle dem Studium der Jurisprudenz und der Medizin zuwenden. Im Jahre 1893 studirten von 1313 Immatrikulirten 725 die erstere, 271 die letztere Wissenschaft.

Digitized by Google

und Uebung die drei Faktoren, welche nur in ihrem Zusammenwirken die sittlichen Anlagen entwickeln und tugendhaftes Verhalten hervorbringen. Allein, zumal wenn man die Ethik so weit faßt wie wir[1]), als Praktik und Ethik, welche Gesundheits-, Wirthschafts-, Rechts-, Staats-, Anstands- und Sittenlehre, d. h. überhaupt die Regeln und Bedingungen des richtigen und tüchtigen Einzel- und Gesammtlebens in sich begreift, so erscheint eine direkte praktisch-ethische Unterweisung für die sittliche Erziehung des modernen Menschen und Bürgers neben der religiösen als ein unabweisbares Bedürfniß. Der Mensch muß seine (persönlichen, gesellschaftlich-wirthschaftlichen, bürgerlich-rechtlichen und ideal-menschlichen) Aufgaben und Pflichten erst „kennen", ehe man die Erfüllung derselben von ihm verlangen kann. Gerade dieses „Nicht-Kennen" betrachten wir als eine Hauptursache der zunehmenden Demoralisation in unserm privaten und öffentlichen Leben. Und wenn schon bei uns, noch mehr aber in Chile, das Haus und die Kirche so wenig Gewähr bieten, eine solch umfassende sittliche Erziehung anzubahnen und zu befestigen, dann müssen im Interesse der Erhaltung und des Fortschritts der Völker Staat und Schule helfend und ergänzend eintreten. Daß dies bei einer so günstigen Gelegenheit, wie die von ganz modernem Geiste durchwehte Gymnasialreform in Chile bildete, versäumt wurde, werden spätere Geschlechter den Leitern derselben zum schweren Vorwurf anrechnen.

Von den weiteren Einführungsprogrammen zum neuen Lehrplan sind außer dem mathematischen des Hrn. Dr. Aug. Tafelmacher noch besonders erwähnenswerth das der französischen und englischen Sprache des bedeutenden Linguisten Dr. Rud. Lenz. Mit Recht beginnt dasselbe: „In keinem Fache ist der Unterschied zwischen der alten und der neuen Lehrmethode so groß wie in dem Unterricht in fremden Sprachen. Die alte Methode des Auswendiglernens, welche von Lektion zu Lektion, von Schüler zu Schüler fortschritt, ohne die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse, noch die Gesammtheit der vorher erworbenen Kenntnisse beständig in Anspruch zu nehmen, muß vollständig aufgegeben werden." Als Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts wird aufgestellt: „Praktische Handhabung des freaden Idioms in jedem Sinne: in Konversation, Lektüre (inkl. Literaturgeschichte) und schriftlichem Aufsatz." Allein wenn man die Zahl der dafür angesetzten Stunden ins Auge faßt (3, 3, 2, 2, 2, 2, 1, 1), so möchte man billig bezweifeln, ob dieses Ziel selbst bei spanisch redenden Knaben auch nur annähernd zu erreichen ist. Der Verfasser dieser Zeilen wenigstens, der allerdings nur 2 Jahre die schwierigere deutsche Sprache nach dem neuen Lehrplan unterrichtete, hatte keine Veranlassung, so hochgespannte Erwartungen zu hegen. So werthvoll es ist, im ersten Jahre ohne Rücksicht auf Grammatik und vorgeschriebene Lektionen nur durch Anschauung und Uebung die Schüler in die fremde Sprache einzuführen, so erscheint es uns unmöglich, ohne feste grammatische Schulung, nur durch Konversation, Lektüre und Aufsatz, in so wenigen Wochenstunden solide, dauernde Kenntnisse in der fremden Sprache beizubringen. Nun — die Erfahrung wird es lehren, und wir werden den HH. Kollegen und Landsleuten in Chile dankbar sein, wenn sie uns von dem Gelingen des Experiments berichten können.[2])

Vortrefflich in wissenschaftlicher wie in methodologischer Hinsicht ist das Programm für Botanik, Zoologie, Biologie, und Hygiene des hervorragenden Botanikers Prof. Dr. Friedr. Jochow (früher a. o. Professor an der Universität Bonn). Nur leidet es an dem wohlbegreiflichen Fehler der Lehrpläne und Lehrpraxis aller „Spezialisten", daß sie nämlich die Bedeutung ihres Faches im Gesammtrahmen des Gymnasialunterrichts leicht überschätzen und daher den Schülern zu viel zumuthen. So zeigen eifrige Gymnasiallehrer immer die Neigung, ihre Schüler zu jungen Philologen heranzubilden; der Mathematikprofessor will sie zu jungen Mathematikern machen; nur der Lehrer des Deutschen hütet sich bei uns allzu ängstlich davor, junge Deutsche zu bilden; das wäre ja inhumaner Chauvinismus, den sich nur Engländer, Franzosen und Russen erlauben dürfen, während es bei uns heißt: „Seid umschlungen Millionen 2c."

Allerdings stellt ein naturwissenschaftlicher Unterricht, wie ihn Hr. Prof. Johow entwickelt, einen ungeheuern Fortschritt dar im Vergleich zu der bloß beschreibenden und klassifizirenden Natur„geschichte", wie sie bei uns vielfach noch vorherrscht, und ist besonders in Verbindung mit der Biologie geeignet, dem Schüler zu einer „wissenschaftlichen" Welt- und Lebensauffassung zu verhelfen.

In ähnlichem Sinne ist auch das Programm für Physik, Chemie und Mineralogie von Prof. Dr. Beutell abgefaßt; nur tritt hier das Bestreben nach didaktischer Klarheit hinter demjenigen nach wissenschaftlicher Vollständigkeit erheblich zurück.

Am unvollkommensten ist das Programm für Geographie und Geschichte ausgefallen, wohl schon deßhalb, weil es „drei" Gelehrte zu Verfassern hat. (Don Diega Barros Arana behandelt die Kosmographie, die zum großen Theil in den Mathematikstunden gelehrt werden soll; Luis Barros Borgoña und Prof. Dr. Hans Steffen, der unermüdliche, erfolgreiche Erforscher der unbekannten Gebiete der chilenisch-patagonischen Anden, behandeln gemeinsam die Geschichte und Geographie.) Mußten wir schon oben rügen, daß an einer höheren allgemeinen Bildungsanstalt, wo die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer sich ungewöhnlich breit machen, für Geographie und Geschichte zusammen nur 3 Wochenstunden zu erübrigen waren, so können wir auch in Bezug auf Vertheilung des Stoffes und Methode den Lehrplan — zumal mit Rücksicht auf die in 6jähriger Praxis erprobten chilenischen Schulverhältnisse — durchaus nicht billigen. Die durchgehende Verknüpfung des geographischen mit dem historischen Unterricht hat von vornherein keinen rechten Sinn und dient nur zur Verwirrung und Erschwerung desselben; außerdem führt sie zu Unzuträglichkeiten wie diejenige, daß die Geographie von Nordamerika, von Afrika und Australien erst im 4. und 5. Schuljahre unterrichtet wird, also den Schülern der Lyceen zweiter Ordnung (und das sind die meisten) vollständig unbekannt bleibt. Viel zu weit vom Ziele ab führen die methodologischen Bemerkungen. Während im alten Schulplan das mechanische wortwörtliche Auswendiglernen überwog, verfällt dagegen der neue, besonders in den vorliegenden Fächern, in das entgegengesetzte Extrem, wenn er verlangt: „Der Unterricht soll ganz und gar mündlich sein; die Schüler mögen zu Hause einige vom Lehrer empfohlene Bücher lesen, aber jedes Auswendiglernen soll ausgeschlossen sein." Nun sind bekanntlich Geographie und Geschichte bis zu einem gewissen Grade Memorirfächer; und wie es möglich sein soll, Schulern, die noch dazu so unregelmäßig dem Unterrichte beiwohnen, als es dort der Fall ist, durch bloß mündlichen Vortrag, Erklärungen und Wiederholungen in 3 Wochenstunden feste, dauernde Kenntnisse in diesen Fächern beizubringen, dürfte einem erfahrenen Lehrer unbegreiflich erscheinen. Sehr anzuerkennen ist der große Nachdruck, der in dem Programm auf die Kulturgeschichte gelegt wird.

Fassen wir alles zusammen, so hat die deutsche Gymnasialreform in Chile eine Einheitsschule geschaffen, welche

[1]) Vgl. des Verfassers „Moderne Lebensanschauung". Leipzig bei Hirzel 1896.

[2]) Im 4., 5. und 6. Unterrichtsjahr der französischen Sprache will auch Hr. Dr. Lenz in den 2 Wochenstunden neben Lektüre, Konversation und Aufsatz einen systematischen Unterricht in der Grammatik eingeführt wissen. Wie das in der kurzen Zeit und ohne Uebersetzungsübungen geschehen kann (bloß durch gelegentliche Beispiele), ist uns unklar.

nach ihren Lehrgegenständen am meisten einer deutschen, insbesondere bayerischen Realschule gleicht, wenn sie auch der Vertheilung des Stoffes, der Reife und Begabung der Schüler nach ein etwas höheres Ziel erreicht. Aber wer den Lehrplan eingehender betrachtet, wird kaum eine solche Einheitsschule als besonders geeignet, eine allgemeine, höhere Bildung und eine Vorbereitung für die Universitätsstudien zu gewähren, zur Nachahmung empfehlen können. Vielmehr wird den Mittelschulen der einheitliche Charakter höchstens in den unteren Klassen gewahrt werden dürfen, aber dann werden und müssen sie je nach dem Zweck, dem sie dienen sollen, in eine mathematisch-naturwissenschaftliche und in eine historisch-klassische Verzweigung auseinandergehen. Um endlich unsre unmaßgebliche persönliche Ueberzeugung über den vorliegenden Lehrplan zum Ausdruck zu bringen, so müssen wir gestehen, daß die deutschen Verfasser desselben dem fernen Lande einen größeren Dienst erwiesen haben würden, wenn sie, statt dem Drange der Zeit und der Nation nach dem Nützlichen und Realen allzu bereitwillig nachzugeben, nach deutscher Art und Anschauung den idealen und humanen, „gesinnung"bildenden Elementen eines Gymnasialunterrichts mehr Eingang und Einfluß verschafft hätten. Doch, wie es scheint, gehörten jene deutschen Lehrer und Gelehrte zu dem radikalen linken Flügel unsrer Gymnasialreformer. Darum mag der vorliegende Lehrplan als klares Beispiel dienen, wie nach jener Auffassung die Gymnasialbildung zu gestalten wäre, wenn sie ohne Rücksicht auf das Bestehende und ohne Kompromiß mit überkommenen „Vorurtheilen" sich durchführen ließe.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** 27. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Chirurgie. In der Vormittagssitzung des letzten Verhandlungstages (16. April) wurde als erstes Hauptthema die Chirurgie der Leber und Gallenblase erörtert. Ueber die Diagnose der Leber- und Gallenerkrankungen, sowie über Art und Technik der ausgeführten Operationen und ihre Resultate berichten Prof. Petersen (Heidelberg) und Prof. Poppert (Gießen). Prof. Holländer (Berlin) schildert in seinem Vortrage „Totale Gallenblasen-Exstirpation und quere Leberresektion wegen Carcinom, Blutstillung durch Heißluftkauterisation" die Anwendung eines von ihm für solche Zwecke konstruirten Apparates, sowie die Wirkung der heißen Luft auf die Substanz der Leber und skizzirt die ihm am besten erscheinende Art des Vorgehens bei der Leberresektion. — Sodann spricht Prof. Benns (Tübingen) über inhumane Kriegsgeschosse. Er erwähnt in seinem Vortrage, daß die Soldaten der englischen Kalanialarmee bei den neuesten Kämpfen in Indien den Mantel der Geschosse an der Spitze entfernt haben, um Stauchung und Zersplitterung der Geschosse zu erzielen und die Verletzungen zu äußerst schweren zu gestalten (Dum-Dum-Geschosse). An zahlreichen vorgezeigten Präparaten und Röntgen-Photographien demonstrirt Redner die außerordentlich schweren Wunden (weitgehende Zerreißung der Haut, Zertrümmerung der Muskulatur und Zersplitterung der Knochen), die namentlich bei Nahschüssen durch derartige Geschosse hervorgerufen werden. Er knüpft daran, unter dem Beifall der Gesellschaft, den Wunsch, es mögen seitens der deutschen Heeresleitung Schritte gethan werden, daß man in Erweiterung der internationalen St. Petersburger Konvention kleinkalibrige Geschosse, die nicht mit Mantel versehen seien, verbieten solle, denn die Geschosse sollen den Feind kampfunfähig machen, ihn aber nicht verstümmeln. — Hieran schließt sich ein Vortrag des Prof. Tilmann (Greifswald) über Schußverletzungen des Gehirns. Der Redner berichtet von Schießversuchen, die er am Gehirn vorgenommen hat. Sie wurden mit einem 8 mm-Revolver angestellt und in vielfacher Weise modifizirt. Es wurde festgestellt, daß das Gehirn im Momente der Verletzung eine Art Blähung erfährt, die sich durch passende Versuchsanordnung nachweisen ließ. Der Schußkanal im Gehirn ist nicht glatt, sondern zeigt, in seinem Umfang größer als das Geschoß, eine Reihe von Rissen und Sprüngen, die nach der Peripherie hin ausstrahlen. Die graue Hirnsubstanz ist dabei stärker zerstört als die weiße. Redner gibt für diese Verhältnisse eine physikalische Erklärung und vervollständigt seine Mittheilung durch Vorführung kinematographischer Aufnahmen zweier von ihm angestellter Schießversuche. — Aus den folgenden Vorträgen erwähnen wir den von Dr. Kümmel (Hamburg) über die Behandlung des Lupus mit Röntgenstrahlen und den von a. Heberaw (Moskau) über Resektionen des Schädeldaches. Außerdem kamen noch mehrere kurze Berichte über Kopfoperationen (besonders über solche infolge von Gesichtskrebs), über Resektionen des Gaumens und der Speiseröhre zum Vortrag. — In der Nachmittagssitzung des Schlußtages kam zunächst, durch Prof. Vulpius (Heidelberg), die Behandlung von Lähmungen mit Seln zur Sprache, dann wurden einzelne spezielle Fälle von Verrenkungen erörtert. Hieran schloß sich die Demonstration eines von Prof. Wilms (Leipzig) konstruirten Apparats, mit dem es möglich ist, eine permanente, gleichmäßige Wärmebehandlung an einzelnen Theilen des Körpers einzuleiten. Der Apparat besteht im wesentlichen aus biegsamen Metallröhren, die isolirt werden durch eine dünne Gipskapsel, und in denen warmes Wasser strömt. — Keause (Altona) verwendet die heiße Luft zur Behandlung chronischer Gelenkerkrankung seit längerer Zeit mit gutem Erfolge. Nur darf in der Nähe des betreffenden Körpertheils durchaus kein Metall liegen, weil sonst Verbrennungen entstehen. Man läßt die heiße Luft täglich auf 1—2 Stunden einwirken und es werden Temperaturen bis 120 Grad gut ertragen. Die einströmende Luft darf nicht direkt die Haut treffen, sondern ist von ihr durch eine Asbestplatte zu isoliren. Zum Schluß erwähnten Prof. a. Keyper (Erlangen) seltene Fälle von Knochen- und Knorpelgeschwülsten und Dr. Schütz (Berlin) solche von Verrenkungen mehrerer Mittelhandknochen. — Damit schloß der Kongreß. Zum Präsidenten des nächstjährigen Kongresses ist Prof. Hahn (Berlin) gewählt worden. — Mit Einschluß von 73 neu aufgenommenen Mitgliedern ist die Zahl derselben auf 855 gestiegen.

* **Wiesbaden.** 16. Kongreß für innere Medizin. In der zweiten Sitzung (Nachmittagssitzung des ersten Verhandlungstages) sprach Privatdozent Dr. Martin Mendelsohn (Berlin) über die therapeutische Verwendung sehr hoher Temperaturen. An einer großen Zahl von Kranken hat der Vortragende die ursprünglich in England entstandene und bisher in Deutschland noch nicht geübte Methode der Einwirkung von sehr heißer trockener Luft auf einzelne erkrankte Glieder durchgeführt; es hat sich ergeben, daß Hitzegrade von 120 Grad Celsius und selbst 140 Grad Celsius ohne jeden Nachtheil ganze Stunden lang von den Kranken ertragen werden können, auch ist die subjektive Empfindung der Hitze keineswegs übermäßig. Die unmittelbare Einwirkung auf das der Wärmeeinwirkung unterzogene Glied ist dagegen immer sehr auffällig, besonders bei den Bewegungshemmungen infolge von chronischem Rheumatismus, Gicht und anderen Gelenkkrankheiten; hier werden oft schon nach einer einmaligen Anwendung der überhitzten Luft unbewegliche oder in ihrer Bewegungsfähigkeit beeinträchtigte Gelenke vorübergehend wieder freier beweglich, doch bedarf es, um einen dauernden und bleibenden Erfolg zu erzielen, einer ziemlich langen Durchführung der Anwendung dieser Methode. — Die Behandlung der Bleichsucht mit heißen Bädern behandelte Privatdozent Dr. Heinr. Rosin (Berlin). Nicht stets führt die altbewährte medikamentöse Behandlung der Bleichsucht zum Ziele. Eisen, Mangan, Arsenik, Säurebehandlung versagen. Auch die diätetischen Kuren, selbst langdauernde Bettruhe, gleichzeitig angewendet, erweisen sich erfolglos. Rosin hat deßhalb in solchen Fällen die methodische Behandlung mit heißen Bädern unternommen. Redner hebt hervor, daß die Bäder neben der sofort eintretenden Besserung des Allgemeinbefindens gerade die bei Bleichsüchtigen häufigen Muskelschmerzen schnell beseitigen. Die Bäder werden dreimal wöchentlich, wenn möglich vor dem Schlafengehen, verabfolgt.

Die Leidenden besteigen, mit einem kalten Kopfumschlag versehen, die 32 Grad Reaumur warme Badewanne, bleiben zum erstenmale eine Viertelstunde, später eine halbe Stunde darin, wobei sie reichlich schwitzen, werden dann ganz kurz kalt gedoucht aber übergassen und kräftig frottirt. Ein Nachschwitzen ist nicht nöthig. Die Erfolge zeigen sich rasch nach den ersten Bädern. Mehr als drei Bäder in der Woche sind unnütz, vier Wochen genügen für die Kur. Ein bedeutendes Wohlbefinden, allgemeine Frische des Körpers, Schwinden des Ermüdungsgefühls, Besserung des Aussehens und Appetits und vor allem Aufhören der Muskelschmerzen stellten sich nach dem Bade ein. Natürlich sind diese Erfolge erst nach einer Reihe von Bädern dauernd. — In der dritten Sitzung (Vormittag des zweiten Verhandlungstages) sprach Prof. Lea (Bonn) über den gegenwärtigen Stand der Behandlung der Diabetes mellitus (Zuckerkrankheit). Auf Grund einer durch Thierversuche gewonnenen Erfahrung stellt er zunächst die Schädlichkeit des Biergenusses für Zuckerkranke fest und geht dann zur Behandlung der Diabetes über. Diese erstrebt eine Herabsetzung der Zuckerbildung im Körper, sowie eine gesteigerte Ausnutzung des in den Säften enthaltenen Zuckers. Das wichtigste Mittel ist Einschränkung des Genusses von Kohlehydraten in der Nahrung, welche beiden genannten Zwecken dient. Diese Einschränkung soll im Beginne der Behandlung eine möglichst vollständige sein und je nach der Schwere der Krankheit unter strenger ärztlicher Kontrole verschieden lange, jedoch nicht länger als 3 bis 5 Wochen, andauern. Während dieser Zeit sind also die wesentlichsten Bestandtheile der Nahrung Eiweiß und Fett. Doch sind auch gewisse Gemüse zu gestatten, sowie kohlehydratfreie alkalische Getränke, Kaffee, Thee u. s. w. Hierauf werden wieder stärkemehlhaltige Speisen zugelassen. Von großer Wichtigkeit ist systematische Anregung der Muskelthätigkeit, weil hiedurch in vielen Fällen eine vermehrte Ausnutzung des Zuckers bewirkt wird. Dies gilt aber nicht für die schweren Fälle. Hier ist Massage zu empfehlen. Unter den zahllosen Arzneimitteln, die gegen die Diabetes empfohlen worden sind, findet sich kein einziges, von dem sich eine ausgesprochene Wirkung nachweisen ließe. Nur das Opium kann unter Umständen gute Dienste leisten, die aber durch seine bekannten üblen Nebenwirkungen oft genug beeinträchtigt werden. Der Vortragende hat in letzter Zeit ein neues Präparat in Anwendung gezogen. Es handelt sich um den von E. Buchner aus gewöhnlicher Hefe durch Zerreiben und hohen Druck erhaltenen zellfreien Preßsaft, der vermöge einer in ihm gelösten Substanz, der Zymase, die zuckerzertegende Eigenschaft der Hefe besitzt. Der Vortragende wandte dieses Präparat zunächst bei Hunden an, die in der oben beschriebenen Weise diabetisch gemacht waren. Die Wirkung war hier auch bei Darreichung durch den Mund überraschend. Schließlich betont der Vortragende die häufig günstige Wirkung einer Brunnenkur in Karlsbad, Neuenahr u. s. w. — In der hieran sich anschließenden Diskussion erörterte Dr. Grube (Neuenahr) das Auftreten von Albuminurie bei der Diabetes, wobei er betonte, daß das Ueberwiegen von Albuminurie bei diabetischen Männern gegenüber den an Zuckerkrankheit leidenden Frauen hauptsächlich auf den ausgedehnteren Alkoholgenuß bei ersteren zurückzuführen sei. Die Ergebnisse experimenteller, an sich selbst vorgenommener Untersuchungen über die Wirkungen des Saccharin theilte Dr. Barnstein (Landeck) mit. Er gelangte dabei zu dem Resultat, daß Saccharin nicht so harmlos ist, als allgemein geglaubt wird und auf Grund der früheren Versuche, die meist an Thieren ausgeführt wurden, geglaubt werden durfte. — In der 4. Sitzung (Nachmittag des zweiten Verhandlungstags) wies Dr. Schatt (Nauheim) in einem Vortrage auf die zahlreichen Untersuchungen der Neuzeit hin, durch welche sich die Wichtigkeit des Verhaltens des Herzmuskels bei den chronischen Herzkrankheiten klar erkennen lasse, und bespricht dann die Ursachen, die Aussicht und Behandlung der chronischen Herzmuskelerkrankungen. Nach einer Reihe von Untersuchungen mit Röntgenstrahlen führt Schatt durch Vorzeigung von Photogrammen und mit Hülfe des Durchleuchtungsschirms aufgenommenen Herzgrenzen-Zeichnungen den Nachweis, welche Fälle für eine balneologisch-mechanische Behandlung geeignet seien und welche nicht. Dr. Hoffmann (Düsseldorf) berichtete über Messungen, die er mit einem von ihm angegebenen Apparat an dem bei Röntgenstrahlen-Durchleuchtung auf dem Fluorescenzschirm beobachteten Schattenbild des Herzens vorgenommen hat. Diese Messungen betrafen die absolute Breite des Herzschattens, welche bei verschiedenen Herzkrankheiten entsprechend dem auch bei der Perkussion erhaltenen Resultate vergrößert ist. Ferner die Lage des Herzschattens zur Körperoberfläche, bei der charakteristische Aenderungen in krankhaftem Zustand gefunden wurden. Besonders aber die Beweglichkeit des gesammten Herzens bei Lageveränderungen des Körpers, die bei Kindern gering, bei Erwachsenen schwankend, dagegen ganz erheblich bei Kranken mit nervösen Herzstörungen war. Sodann sprach Prof. Ebinger (Frankfurt a. M.). Vor Jahren hatte er die Hypothese veröffentlicht, daß eine große Anzahl von Nervenkrankheiten nicht durch die bis dahin angenommenen Ursachen entstanden, sondern daß sie veranlaßt würden durch ein Aufbrauchen der Nervensubstanz während der Funktion, ein Aufbrauchen, dem nicht normaler Ersatz gegenüberstehe. Er hat nun dieser Hypothese, welche sich längst auf zahlreiche ärztliche Erfahrungen stützen konnte, auch eine experimentelle Grundlage gegeben. Es ist ihm mit Dr. Helbing geglückt, bei Thieren, denen sie ungewöhnlich hohe körperliche Anstrengungen auferlegten, Rückenmarkskrankheiten zu erzeugen, welche im wesentlichen den Charakter der längst bekannten Rückenmarksschwindsucht tragen. Sehr leicht und bei relativ viel geringeren Anstrengungen aber konnten solche Rückenmarksleiden hervorgerufen werden, wenn man nicht gesunde Thiere, sondern blutarm gemachte den Anstrengungen aussetzte. Die Blutarmuth gab gewissermaßen die Prädispositian, während welcher das durch die Arbeit in den Nervenzellen Aufgebrauchte nicht normal ersetzt wurde. Aus diesen Funden ergeben sich ganz besonders für die Behandlung sehr früher Stadien von Nervenkrankheiten wichtige Schlüsse. Zu einem zweiten Vortrag hat Ebinger die älteren und die neugewonnenen eigenen Erfahrungen zusammengefaßt, um am Beispiel der Rückenmarksschwindsucht selbst eingehender zu zeigen, welche Wege hier der Heilkunst nach offen stehen. Die Krankheiten, welche gewöhnlich als Frühursache der Tabes betrachtet werden, faßt Ebinger nur als die Prädispositian schaffend auf, ganz wie es bei den Thierversuchen die Anämie war. Man kann bis zu einem gewissen Grad auch die Prädispositian bekämpfen, viel mehr aber kann man leisten, wenn man in bestimmter Weise die bei der Funktion eintretenden Ausgaben zu verringern sucht.

* Ueber das Nernst'sche Glühlicht (vergl. Nr. 49 d. J. der Beilage) wird der „Köln. Volksztg." geschrieben, daß die zur Indetriebsetzung der Lampe erforderliche Vorwärmung des Glühkörpers von dem Erfinder selbst in ebenso einfacher wie sinnreicher Weise wie folgt gelöst ist. Er bringt in der Nähe des Glühkörpers einen Leiter an in Gestalt einer denselben umgebenden Drahtspirale, welche durch einen Nebenstrom der eigentlichen Kraftquelle aber durch einen besonderen elektrischen Strom zum Glühen gebracht werden kann. Damit die strahlende Wärme dieses Heizdrahtes besser zusammengehalten wird, umgibt Nernst die Spirale mit einer Porzellanhülse, so daß der Glühkörper sich gewissermaßen in einem kleinen Ofen befindet und nun unter der Einwirkung der strahlenden Wärme der erhitzten Drahtspirale sich schnell erwärmt. In dem Maße, wie seine Erwärmung fortschreitet, beginnt der Hauptstrom ihn erst schwach, dann stärker zu durchfließen, bis der gewünschte Grad von Erhitzung erreicht ist. Der Hauptstrom kann dann dazu benutzt werden in irgendeiner Weise den Nebenstrom auszuschalten und den zum Vorwärmen benutzten Leiter räumlich von dem Glühkörper abzubringen; Nernst benutzt hiezu die Wirkung eines vom Hauptstrom erregten Elektromagneten. Das Nernst'sche Patent ist übrigens von verschiedenen Seiten angefochten worden; es schweben dieserhalb mehrere Verfahren beim kaiserlichen Patentamte. Der gewerblichen Verwerthung der Erfindung scheint einstweilen hauptsächlich noch die Schwierigkeit gegenüberzustehen, für den Glühkörper eine geeignete Fassung herzustellen, da z. B. Platin bei dieser hohen Temperatur zwar selbst nicht schmilzt, dagegen an der Berührungsstelle mit den Substanzen des Glühkörpers Legirungen eingeht, welche einen

niedrigen Schmelzpunkt haben und so eine Zerstörung der Verbindungsstelle hervorrufen. Es ist jedoch anzunehmen, daß diese kleinen Mängel, welche noch jeder größeren Erfindung mehr oder weniger anhafteten, in genügender Weise beseitigt werden.

* **Berlin.** Die eisenbahnfachwissenschaftlichen Vorlesungen finden im Sommerhalbjahr 1898 in folgender Weise statt. In Berlin werden in Räumen der Universität Vorlesungen über die Nationalökonomie der Eisenbahnen, insbesonders das Tarifwesen, und über den Betrieb der Eisenbahnen gehalten werden. Das Nähere, namentlich auch bezüglich der Anmeldung zu den Vorlesungen, ist aus dem Anschlag in der Universität ersichtlich. In Breslau erstrecken sich die Vorlesungen auf Elektrotechnik, in Köln auf Eisenbahnrecht, insbesonders Eisenbahnverwaltungslehre, sowie auf Eisenbahnbetriebslehre.

* **Gießen.** Der bisherige außerordentliche Professor in Münster Ch. Bartholomae wird einem Ruf als ordentlicher Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung an unsre Universität Folge leisten.

* **Aus Freiburg in der Schweiz** schreibt man uns: Durch die deutschen Zeitungen geht gegenwärtig eine Mittheilung des Freiburger Regierungsorgans, der »Liberté«, wonach der Lehrkörper der Universität Freiburg in der Schweiz wieder vollständig ergänzt sein soll. Um die Wahrheit dieser Behauptung ist es jedoch nicht zum besten bestellt. Denn erstlich sind an Stelle der neun deutschen Professoren, die mit dem 1. April freiwillig aus dem Verband der Universität ausgetreten sind, bis jetzt blaß sechs Herren als Ersatz berufen worden, dann aber werden von diesen sechs Dozenten nicht weniger als drei noch gar nicht im Sommersemester lesen. Die Lehrstühle für Strafrecht, deutsches Recht und Staatsrecht, sowie für Kunstgeschichte werden demnach ein volles Semester hindurch verwaist bleiben. Was die Nationalität der neuberufenen Professoren anlangt, so darf es als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung bezeichnet werden, daß auch nicht ein einziger reichsdeutscher Universitätsdozent sich dazu bereit hat finden lassen, der Nachfolger eines seiner scheidenden Landsleute zu werden. Wo auch immer der Freiburger Erziehungsdirektor oder seine Bevollmächtigten anklopfen mochten, nirgends ward aufgethan. So verlegte man denn schließlich das Operationsfeld nach Oesterreich. Nach mannichfachen Abweisungen gelang es hier denn auch wirklich den HH. Python und Decurtins, drei Universitätsdozenten zu engagiren: zwei Wiener und einen Prager. Diese ganze Aktion ist von dem Erziehungsdirektor mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umgeben und die Ernennung der neuberufenen Herren bis nach dem Beginn der Osterferien verschoben worden, damit nur ja die betheiligten Fakultäten nicht in die Lage versetzt würden, auch ihrerseits zu den Neuberufungen Stellung zu nehmen. — Das Erscheinen der schon seit längerer Zeit angekündigten Denkschrift der zurückgetretenen Professoren ist in den nächsten Wochen zu erwarten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Johannes Böttner: Praktisches Lehrbuch d. Obstbaues. Mit 557 Abbildungen. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn 1898. — 27. Jahresbericht der Höheren Handelsschule zu Stuttgart 1897/98. — D. Dr. Gg. Runze: Katechismus der Dogmatik. Leipzig, J. J. Weber 1898. — Dr. Theodor v. Frimmel. Galeriestudien. Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen 1. Band, 1. Lieferung. Leipzig, G. H. Meyer 1898. — Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Mit vielen Abbildungen. Neue revidirte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus 1898. — Technisches Gemeindeblatt. Zeitschrift für die technischen und hygienischen Aufgaben der Verwaltung. Hggb. v. Professor Dr. H. Albrecht. Jahrgang 1, Nr. 1. Berlin 1898. — Nantieus. Neue Beiträge zur Flottenfrage. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Führer durch Dresden und Umgebung. Mit Plan. 15. Auflage. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Friedrich Hattenroth: Deutsche Volkstrachten, städtische und ländliche, vom Beginne des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland. Probeheft. Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1898. — Heinrich Haase: Mit Gott für Licht und Wahrheit. Offenes Schreiben an Se. Exzellenz den kgl. preußischen Staatsminister der öffentlichen Arbeiten in Berlin. Betreff: Neue Theorie der Ingenieurbauwerke. Regensburg, Hermann Bauhof 1898. — Georg Brückl: Antonius v. Thoma, Erzbischof von München und Freising. Ein Abriß seines Lebens und Wirkens. München, J. J. Lentner 1898. — M. O. Prenße: Wegweiser für Argentinien zur Orientirung der Auswanderer und Kapitalisten. Mit den wichtigsten Paragraphen des Gesetzes der Republik und einem Plan der Stadt Buenos Aires. Buenos Aires, Herzig u. Stoeveten 1897. — Theodor Kappstein: Johannes der Täufer und seine Zeit. Ein Beitrag zum Verständniß des Johannes von Hermann Sudermann. Berlin, Harmonie 1898.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften.

1897—1898. (6519)

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. **Dreizehnter Jahrgang.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Max Wildermann.** Mit 39 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. gr. 8°. (XII u. 532 S.) *M.* 6; geb. in Leinwand *M.* 7.

Die k. b. Akademie der Wissenschaften

stellt zur Bewerbung um den von Herrn **Christakis Zographos** gestifteten Preis, auf Vorschlag ihrer philosophisch-philologischen Klasse, folgende neue Aufgabe mit dem Einlieferungstermin bis **spätestens 31. Dezember 1900:**

„Abfassung eines Lexikons der byzantinischen Familiennamen mit einer Untersuchung der historischen Entwicklung ihrer Form und Bedeutung."

Die Bearbeitungen dürfen nur in deutscher, lateinischer oder griechischer Sprache geschrieben sein und müssen an Stelle des Namens des Verfassers ein Motto tragen, welches auf der Aussenseite eines mitfolgenden, den Namen des Verfassers enthaltenden, verschlossenen Briefumschlages wiederkehrt.

Der Preis für die gelöste Aufgabe beträgt 1500 M., wovon die eine Hälfte sofort nach der Zuerkennung des Preises, die andere Hälfte aber erst nach Vollendung des Druckes unter der Bedingung zahlbar ist, dass der Druck bis zum Ende des Jahres 1905 erfolgt. (6488)

München, den 16 April 1898.

Librairie Cotillon

24 rue Soufflot, Paris.

La diplomatie française

et

la succession d'Espagne.

Par A. Legrelle.

4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende und ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 'sGravenhaag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, umfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 20. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Kunst der Töne und das Gehör. Von Dr. Franz Bachmann. — Feuersicherheit der deutschen Bücherschätze. Von F. Thudichum. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kunst der Töne und das Gehör.

Von Dr. Franz Bachmann (München).

Daß die Tonkunst und das Gehör aufs engste verknüpft sind, daß wir uns eine musikalische Kunst nicht denken können, die von dem Gehör absehen gelernt hätte, und anderseits, daß wir den umfassenden Begriff Gehör uns nicht vorstellen können, ohne daß wir zugleich die Schallwellen, die im rhythmischen Verhältniß als wohlklingender Ton, im unrhythmischen als Geräusch zum Trommelfell dringen, als nothwendigen Bestandtheil zu einem wirklichen Funktioniren des Gehörs dazu nehmen, ist eigentlich so selbstverständlich, daß es dieser vielen Worte kaum bedarf. — Doch wirklich? Verfasser und mit ihm mancher Musiker sind von dieser Selbstverständlichkeit leider nicht mehr überzeugt, ja im Gegentheil, er fehl mit wachsender Besorgniß und schmerzlichem Empfinden, wie, sei es durch persönliche, sei es durch allgemeine Schuld, bei Tausenden die Begriffe: Ton, musikalische Kunst und Gehör sich nicht mehr decken, ja selbst immer mehr in ihren innigen Beziehungen zu einander sich zu verschieben beginnen. Was ist damit gemeint? Wie ist das möglich? Sollen wir vielleicht an die theoretischen, speziell die akustisch-theoretischen Studien denken, die eine Ablenkung der Musik von dem Gehör infolge der dazu nöthigen logischen und mathematischen Denkschärfe bedeuten könnten? O, im Gegentheil, der Verfasser hat die denkbar beste Vorstellung von dem musikalischen Werthe solcher Studien und wünschte jedem Musiker und Musiktreibenden eine ernste, gründliche Beschäftigung mit dieser Art der theoretischen Fragen, weil bei diesen Studien Gehör und Ton miteinander und zugleich eine scharfe Kontrole erfahren, so daß dem Musiker die Beziehungen beider zu einander deutlich bewußt werden, und dann weil diese Studien eine große Feinfühligkeit für reine und unreine Tönen hinterlassen.

Wir treiben heute Kunst und Musik, ohne daß die Bedingungen zu einer wahren, gesunden und den Menschen selbst wirklich befriedigenden Entwicklung gegeben sind, ja ohne daß dieselben einer wirklich ernsten Beachtung gewürdigt werden. Daran ist ja kein Mangel: an der peinlichen Pflege der rein technischen Seite der Kunst, in der eine relative Vollendung erreicht wird; indessen weiß Jeder, daß damit das im wirklichen Kunstwerke pulsirende Leben nicht ergriffen, noch das eigene von den idealen Potenzen des ersteren befruchtet wird. Es fehlt dem Menschen von heute, mehr vielleicht denn je einer Gesellschaft, die innige recipirende Thätigkeit, wo er sich einem Kunstwerk gegenüber befindet. Ich möchte dies die passive Tugend eines Menschen bezeichnen, kraft deren er schweigen kann, kraft deren er sein zeitlich, räumlich, geschichtlich, gesellschaftlich, heute vielfach sinnlich-äußerlich bestimmtes Ich mit seinen innerlich stark kontrastirenden Auffassungen, Anschauungen, mit seinen temporären Tendenzen zur Ruhe bringen kann. Dadurch gewinnt er psychische Kraft und kann sie zur Aufnahme anderer Potenzen, in der Form der Kunst ihm dargereicht, verwerthen. Der Grieche besaß diese Disposition seiner Psyche in einer dieser passiven Tugend ähnlichen, doch nicht gleichen Eigenschaft: in der Naivetät, der sich, wie beim normalen Kinde, eine gewisse seelische Freiheit verbindet, die Außenwelt voll und relativ objektiv aufzunehmen. Der moderne Mensch besitzt von dieser Naivetät nichts mehr, er hat sie verloren; sie ihm womöglich wieder verschaffen wollen, hieße die Entwicklung geistigen Lebens nicht verstanden haben. Nichts, am wenigsten die Kunst, kann und soll diese Art seelischer Disposition zurückbringen. Der moderne Mensch muß diese der naiven ähnliche, passive Tugend mit sittlicher Anstrengung sich anzueignen suchen.

In der musikalischen Kunst wird nun durch das Organ des Gehörs der Psyche der Inhalt des Kunstwerks vermittelst des Tons zugeführt. Das Gehörsorgan ist ein Organ, den übrigen gleich: nicht selbständig thätig, ein Theil des Organismus, in seiner Intensität, wie jedes nicht einfach willkürlich funktionirende Organ, von der Psyche abhängig. Mit Absicht stelle ich diesen Gedanken als Leitmotiv an die Spitze, welcher auch da, wo wir uns im besondern mit dem Gehör beschäftigen, hindurchzuklingen hat. Nur prinzipielle Entscheidungen sind hier von Werth und können in uns die Hoffnung auf Besserung erwecken. Ich will nicht sagen, daß ohne diesen Zusammenhang verstanden zu haben und sich danach zu verhalten, weder der Musiker noch sonst Einer das volle, offene Gehör besitzt. Noch sind wir nicht von allem Zusammenhang mit der Natur los. Es gibt Solche, bei welchen das innerliche Handeln und Empfinden gegenüber dem Kunstwerk sich in normaler Weise bei relativ freier psychischer Bethätigung vollzieht. Desgleichen sind hiebei natürliche Beanlagung und äußerlich günstige erzieherische Momente wohl in Betracht zu ziehen. Indessen bei der großen Allgemeinheit, die sich mit Kunst beschäftigt und sich der Einwirkung des musikalischen Tons aussetzt, ist dies nicht anzutreffen. Das Maß persönlichen Verständnisses steht gegenüber der Masse der musikalischen Töne, die im bunten Durcheinander an sein Trommelfell dringen zu lassen der moderne Mensch nur zu viel Gelegenheit hat, in keinem Verhältniß. Die Kunst der Töne ist nicht mehr im festesten Kontakt mit dem Gehör, und umgekehrt: das Gehör besitzt nicht die erforderliche Schärfe des Apercipirens. Gleichwie die Welle des Meeres sich nach dem Ufer drängt, sich daselbst auszutosen, aber dasselbe nicht erreicht, weil sie zu schwach ist, oder weil große Felsblöcke, natürliche und künstliche Schutzvorrichtungen des Ufers die Wellen brechen, so daß sie zurückprallen und nur wenige, so wie sie von der Höhe des Meeres heranbrausen, das Ufer erreichen, so ergeht es auch den Millionen und Abermillionen von Schallwellen, die sich von dem hohen brausenden Meere musikalischer Gedanken einer Symphonie von Beethoven oder einer

Digitized by Google

Passion von Bach oder eines Musikdramas von Wagner ꝛc. heranwälzen. Sie finden den freien Weg zur Psyche versperrt; sie prallen vorher ab und können sich nicht auslösen. Hindernisse hier wie dort, nur daß sie hier im Menschen selbst liegen und darum um so schwerer zu beseitigen sind. Sie hängen mit des Menschen ganzem Seelenleben, seinem Denken und Fühlen, seinem Streben und Wollen zusammen.

Die Konsequenzen dieses Verhältnisses sind ungeheuer. Was soll die Kunst? Was soll ein Beethoven, ein Bach, wenn ihre Töne nicht mehr zur Seele dringen? Als erste und zugleich traurigste Konsequenz betrachten wir den Mangel an tonaler Empfindung. Daraus ergibt sich von selbst die Unfähigkeit, dem Gedanken des Kunstwerks zu folgen. Das Kunstwerk, wenn es ein solches ist, mit seinem tiefen Gehalt an seelischen Potenzen der Erhebung des Schmerzes, der Freude, der ganzen Skala seelischer Fähigkeiten, die, im Künstler zur Wahrheit und Schönheit ausgereift uns im Kunstwerk dargeboten werden, — alles geht vorüber, ohne in die Seele des Zuhörers den Funken geworfen zu haben, der das Mitleben und Nachempfinden entfacht. Und endlich erklärt sich daraus die musikalische Urtheilslosigkeit, die die Mache nicht von der Kunst, den Schein nicht von dem wahren Gehalt unterscheiden kann. Und was bleibt dafür? Eine Ironie ohne gleichen. Man spielt mit der Kunst, man bildet sich in Selbstsuggestion ein, kunstbegeistert zu sein, man hält die Kunst für einen nothwendigen Lebensfaktor, und in Wirklichkeit ist's nur eine im Sonnenschein schimmernde Seifenblase, welche zerplatzt, wenn ihre schwache Kraft nachläßt. Daß dieses Mißverhältniß, in welchem die Gesellschaft zum großen Theile zur Kunst steht, sich nicht bloß hier auf dem Boden der musikalischen Kunst findet, sondern überall, in Architektur, in Malerei, in Dichtkunst sich zeigt, ist bei der Einheitlichkeit des psychischen Lebensgrundes und bei der Beschränktheit aller psychischen Kraft, die heute mehr von den materiellen Tendenzen des nach außen gerichteten Lebens verbraucht werden, selbstverständlich. Ebensowenig, wie die Fähigkeit des Hörens ausgeprägt ist, ebensowenig ist es die des Sehens, nur daß dies nicht so zutage tritt und von solchen Folgen mit begleitet zu sein scheint wie hier.

Wir wenden uns nun im besonderen dem Gehör zu und betrachten dasselbe in einer gewissen Selbständigkeit, ohne die Beziehung zu Psyche stets zu betonen, ohne dieselbe auch völlig außer acht zu lassen.

Das Gehörsorgan ist bei dem modernen Menschen zu fast sekundärer Bedeutung herabgesunken, zum unermeßlichen Schaden der gesammten seelischen Entwicklung. Der heutige Mensch unterschätzt den Werth des Gehörs und der durch freies, volles Funktioniren des Gehörs vermittelten geistigen Potenzen durchaus. Gewiß wird ihm das Gehör niemals unentbehrlich, aber von den reichen Vortheilen, die das Gehör ihm bietet, hat er längst Abstand genommen, und nur der Musiker vielleicht kennt noch einigermaßen seinen universellen Werth. Wie kommt dies? Es hängt mit dem Gange unsrer Kulturentwicklung zusammen; die einseitige Vorstellung von moderner Bildung trägt nicht weniger zu dieser Vernachlässigung des Gehörs bei. Um nun nicht eine Behauptung an die andere zu reihen und das Verständniß uns, die wir vielleicht recht gut zu hören meinen, zu erschweren, wollen wir zunächst etwas geschichtliches, wenn auch nicht direkt musikalisches Material zur Vergleichung heranbringen.

Es bedarf wohl kaum der weiteren Ausführung, daß das Gehör, sei es, daß es das gesprochene tönende Wort oder den spezifisch musikalischen Ton aufnimmt, dabei an dieselben Bedingungen geknüpft ist. Beide, Wortton und musikalischer Ton als Träger eines besonderen Inhalts, werden von demselben Gehör, das wir das eine Mal gut, deutlich, scharf, genau, sicher, bestimmt, das andere Mal schlecht, undeutlich, ungenau, unsicher, unbestimmt, verworren, verschwommen bezeichnen können, appercipirt. Wenn wir also im folgenden Momente herbeiziehen, die nicht auf rein musikalischem Gebiete liegen, so wird der einsichtige Leser dieselben leicht in die musikalische Sphäre übertragen können. Wir denken zuerst an die Zeit zurück, da der Grundsatz: littera scripta manet seines heutigen Werthes entbehrte, da das Gehör voll funktionirte, da das Gedächtniß selbst das untrügliche, persönlich gewordene Buch bedeutete. Die Brahmanen mußten den Inhalt ihrer heiligen Bücher mit den vielen tausend Sprüchen und Gedanken durch mündlichen Vortrag kennen lernen, und sie behielten ihn mit Leichtigkeit durch den Ton vermittelst des Gehörs in ihrem Gedächtniß fest. Es wird berichtet, daß noch heute die Schüler derselben eine Rede oder Vortrag mühelos reproduziren, und selbst nach Wochen noch dazu imstande sind. Will man zur Erklärung sagen, daß dies eben von einem guten Gedächtniß abhänge, so ist die Erklärung nur um eine Station zurückgeschoben. Gewiß, ohne ein solch sicheres Gedächtniß ist eine Reproduktion unmöglich. Aber Gehör und Gedächtniß gehören aufs innigste zusammen. In der richtigen Erkenntniß dieses Verhältnisses haben die Stifter der indischen Religion verboten, durch das geschriebene Wort im Buche den Inhalt derselben sich anzueignen. Was wir mit Hülfe des geschriebenen Wortes durch Vermittlung des Auges uns aneignen, geht in der Form einer rein geistigen Vorstellung in uns ein und entbehrt des lebendigen Hauches, des Tones, der persönlichen Färbung — Momente, die für die Energie eines Gedankens, sich in der Seele eines Anderen festzusetzen, von Wichtigkeit sind. Das tönende Wort aus Persönlichkeitsmunde ist ein Funke von dem geistigen Herde, der, in das Menschenherz hineingeworfen, daselbst eine höhere Aktivität erzeugt als das ruhende, tonlose Wort. Wie verhält sich nun damit die Erfahrung, die wir an uns selbst machen? Hören wir doch auch genug Töne in den Reden, in den Vorlesungen und welche Fülle in der Musik! Hat unser Gedächtniß denn zugenommen und ist es uns zu persönlichem Besitz gekommen? Wir sind gezwungen, wenn der Inhalt des Gehörten uns nicht nach kurzer Zeit verloren gehen soll, uns Notizen zu machen. Wir hören so viel unpersönliches und wenig persönliches. Der Inhalt dessen, was uns durch den Ton im Wort, auch durch den Ton im Ton zugeführt wird, ist meist das Produkt reflektirender Gedanken, ohne persönliche Färbung. So haben wir uns, besonders von der akademischen Zeit her, daran gewöhnt, nur gerade so viel zu hören, als wichtig und nöthig ist, um es dann dem sicheren Papier anzuvertrauen. Wir sind viel zu sehr auf eine Aneignung intellektuellen Besitzes gerichtet und vergessen darüber ganz eine möglichst weite persönliche Bildung, die aus der Kunst und künstlerischem Empfinden und Handeln, wie ein saftig grünender Baum im Frühling, ganz von selbst emporsprießen muß. Die alten Helden- und Volksgesänge von beträchtlichem Umfange lernte das Volk aus dem Munde des Sängers und behielt sie infolge jeglichen Mangels unsrer Gedächtnißkrücken, der Feder und des Papiers. Immer und immer wieder ist die Thatsache der fast wörtlichen Uebereinstimmung der synoptischen Evangelien zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden, ohne daß sie zu einer einfachen und verständlichen Erklärung geführt haben. Man kann sich eben heute gar nicht mehr vorstellen, oder man denkt gar nicht daran, damit zu rechnen, wie das durch das Gehör und nur durch das Gehör übermittelte Herrenwort bei der gleichzeitig günstig gestalteten Disposition der Seele des Zuhörers in dem Menschen einen festen Halt gefunden hat. Mochten 40, 50 oder 60 Jahre dazwischen

liegen zwischen dem einst gesprochenen und nun zu fixirenden Wort, so konnte die Zwischenzeit an den zugleich in vollendeter Form ausgesprochenen Herrenworten keine Veränderung in der Seele des Schülers hervorbringen. Die vorhandenen Abweichungen lassen sich vielfach auf das Abschreiben zurückführen.

Auf musikalischem Boden finden wir eine, wenn auch nicht so bedeutungsvolle, so doch ähnliche Thatsache. Die kirchlichen Gesänge wurden in den ersten christlichen Jahrhunderten von Einem auf den Anderen übertragen. Das musikalische Ohr, das musikalische Gedächtniß besaß die nöthige Intensität, die große Melodienfülle, von der wir uns heute kaum eine Vorstellung machen, festzuhalten. Mit der Ausbildung des Gemeindebegriffs zur römischen Kirche, die eine größere Einheitlichkeit in der Liturgie als erforderlich erscheinen ließ, hielten die Päpste und im besonderen Gregor (590—604) es für nöthig, die Gesänge zu ordnen und schriftlich zu fixiren, was in dem sogenannten großen Antiphonar geschehen ist. Aber eigenthümlich: was durch das Gehör Jahrhunderte hindurch ermöglicht war, daß Priester und Volk in den Gesängen lebten, das ist nach der Fixirung auf dem Pergament schon nach ein paar Jahrhunderten völlig verloren gegangen. Nicht nur, daß das Verständniß von dem melodischen, rhythmischen Charakter der Gesänge abhanden gekommen ist — nicht einmal die Fixirung selbst der Neumenschrift konnte mehr verstanden werden. Heute nach mehr denn 1000 Jahren ist eine Rekonstruktion derselben kaum möglich, und die sorgfältigen Arbeiten katholischer Musikgelehrter beweisen, daß man zu einem übereinstimmenden Resultat noch nicht gelangt ist. Dasselbe Geschick droht übrigens, um diesen Gedanken einzuflechten, jedem musikalischen Kunstwerke unsrer Zeit. Die Töne eines Beethoven, eines Wagner nach ein paar hundert Jahren völlig verklungen, weil das Ohr und die Seele sie nicht mehr versteht! Ein trauriger Gedanke! — Aber war nicht Bach schon ein Halbtodter? Die Musik von heute als fließender Ausdruck unsres innerlich bewegten Seelenlebens, das nach Hunderten von Jahren vielleicht einen dem unsern entgegengesetzten Charakter nach Seite der Objektivität hin angenommen hat, wird dann den Menschen dieser Zeit unverständlich erscheinen, oder sie werden nach dem Grundcharakter ihrer Seelenstimmung die musikalische Stimmung von heute zu interpretiren suchen und damit gewiß zu ganz wunderbaren Auffassungen unsrer Meister gelangen. Die Musik ist stets mehr der Gefahr, völlig verloren zu gehen, mißverstanden zu werden, ausgesetzt, denn die Plastik als ruhender Ausdruck einer in einem wichtigen Moment ergriffenen seelischen Aeußerung, die von dem harten Stein unverändert festgehalten wird, auch wenn die Menschen und Zeiten sich längst verändert haben.

Das bisher Erörterte wird uns einen kleinen Begriff von der Bedeutung des Gehörs für die musikalische Kunst gegeben haben und man wird unsern folgenden Betrachtungen, die sich mit der Zeit einer immer zunehmenden Vernachlässigung des Gehörs beschäftigen, nicht als Ausdruck einer pessimistischen Anwandlung ansehen, von der wir uns glücklicherweise frei zu erhalten hoffen dürfen. Wir treten ein in die Zeit der Entdeckung der Buchdruckerkunst, der Verallgemeinerung der Bildung, der Dezentralisation alles geistigen Lebens. Was darüber gutes zu sagen ist, unterschreiben wir sans phrase und haben nicht nöthig, über die Vortheile, die dadurch dem Kunstleben erwachsen sind, uns auszulassen. Was diese Faktoren aber nachtheiliges für unsre musikalische Kunst, unser Gehör, in sich tragen, darf deßhalb nicht vergessen werden. Das Buch übernimmt z. Th. die Aufgabe des lebendigen Lehrers. Die stete und allgemeine Uebung des Gehörs wird damit unterbrochen. Dem Einwurf, daß doch aber gerade jetzt nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine allgemeine Vertiefung des Seelenlebens sich zeigt, widersprechen wir nicht und finden die Erklärung in dem erwachten Drange der Seele nach individueller Entfaltung, nach Aneignung tieferer Bildungselemente, als sie bis dahin von dem lebendigen Lehrer geboten waren. Unter normalen Verhältnissen muß aber auch die durch das Gehör vermittelte Welt des Geistes ihre volle Berechtigung finden. Das ist heute nicht der Fall.

Die immer wachsende Dezentralisation des geistigen Lebens beeinflußt das Gehör ungünstig, weil damit der Schwerpunkt des geistigen Lebens nach einer Seite verschoben wird, wodurch auch ein so hervorragendes Organ wie das Gehör aus seiner normalen Lage gebracht wird. Dezentralisation ist durchaus nothwendig, denn die Geisteswelt ist so groß, daß sie nicht in ein Menschenhirn hineingeht. Dezentralisation ohne Festhalten an einem Zentrum aber muß zur babylonischen Verwirrung im Menschen selbst führen. Und ist's nicht heute vielfach schon so, als ob die Einen nicht mehr dieselbe Luft, dieselbe Sonne, dieselbe Erde mit den Anderen theilten, als ob ihr Leib nicht gleich dem der Uebrigen der Träger einer zwischen Lust und Schmerz, zwischen Freude und Leid, zwischen Glück und Unglück hin und her schwankenden Seele wäre! Eine krankhafte Individualitätspflege verrückt die physischen und psychischen Bedingungen der Möglichkeit eines harmonischen geistigen und sittlichen Lebens, welche vom Schöpfer wahrlich nicht dazu bestimmt sind, daß der Mensch willkürlich mit ihnen umgehe und sie in seinen kleinen egoistischen Dienst stelle. Der Mensch soll das große Weltbild sehen, die großen Weltdisharmonien und Harmonien hören und nach seiner Weise an dem Ausgleich dieser in sich und durch sich in Anderen arbeiten.

Die Wissenschaft der Psychologie belehrt uns nun freilich, daß dennoch kein Ton unsrer Seele verloren geht; die Seele nimmt ihn auf, ohne es zu wissen. Um so tragischer, möchte man sagen, ist dies, wenn auf dem Grunde der Seele die wunderbarsten Tongebilde ablagern, wenn das Gehör seine Schuldigkeit gethan und der Mensch nicht weiß, was in ihm lebt und leben kann. Um so schärfer dringen wir deßhalb auf einen prinzipiellen Entscheid: wer die Kunst treibt, soll sie mit seiner ungetheilten Seele treiben, die, mag auch des Geistes Thätigkeit sich nothwendig nach einer bestimmten Richtung neigen, dennoch liebend ein Gesammtverständniß der vielen Erscheinungen des Welt- und Menschenlebens zu gewinnen sucht. Das mag eine gar schwere Forderung für die meisten Menschen sein, die sich leider zumeist selbst dazu bestimmen und durch die Gewohnheit dazu bestimmt werden, einseitig zu sein und einseitig zu hören und zu sehen. Ein gut Theil der Schuld dieses für den Menschen wie für die Kunst traurigen Thatbestandes trifft auch die Schule. Es muß uns genügen, diesen Gedanken hier nur anzudeuten und nur das, was unmittelbar zu unserm Thema gehört, zu berücksichtigen. Und da müssen wir sagen, daß unsre Schul- und Gymnasialpraxis viel zu sehr an dem mangelnden Verständniß von dem unmittelbaren Verhältniß leidet, in welches die geistigen Potenzen zur Psyche durch die Vermittlung des Gehörs treten. Es ist nicht Spott, wenn wir behaupten, daß, wenn wir es in der bisherigen Praxis noch etwas weiter bringen, wir schließlich des Gehörs in der Erziehung kaum noch bedürfen.

Ich hoffe, daß der Leser unsre Absicht verstanden hat, weßhalb wir alle diese zur Musik scheinbar nicht in unmittelbarer Beziehung stehenden allgemeinen Verhältnisse herbeigezogen haben. Für den Verfasser sind sie's und dürfen deßhalb nach seinem Urtheil nicht unbeachtet bleiben, wo es sich darum handelt, der Verflachung im Verständniß

und Empfinden der Töne entgegenzuwirken. Die Kunst und vor allem die Kunst dee Töne, die aus einem durchaus nicht einseitig empfindenden Seelenleben geboren ist, wendet sich an den ganzen Menschen zum Miterleben; das Mittel der musikalischen Kunst, der Ton in seinen einfachsten und komplizirtesten Verbindungen und Färbungen, findet den Weg zu Psyche nur durch das Gehör. Ein Gehör aber, das zur deutlichen Aufnahme von sonstigen Lauten und Tönen keine Uebung sich angeeignet hat, kann nicht auf einmal offen stehen für den rein musikalischen Ton. Man vergegenwärtige es sich nur einmal: der Formenreichthum musikalischer Gedanken, wie er sich in einer H-moll-Messe von Bach, in einee Symphonie Beethoovens zeigt, der Tonreichthum, wie er aus einem Werke Wagners oder, der neuesten einer, aus Strauß' 16stimmigen a capella-Gesängen, uns entgegenquillt — was soll der oheenschwache Mensch, so, wie er sich heute uns darstellt, damit machen? Oder sind die Werke etwa nur füe Musiker geschrieben, daß sie auf eine verständnißvolle Aufnahme von seiten anderee Menschen gar nicht rechnen? Wenn so, dann wäre diese Kunst überflüssig und der Künstler dazu. Die großen Meister haben abee nicht für Zunftgenossen geschrieben, sondern für Menschen, die gleich ihnen empfinden können, nur nicht die göttliche Gabe der Darstellung in musikalisch-künstlerischer Form besitzen. Die Meister sind die Interpreten eines künstlerisch verklärten Seelenlebens der menschlichen Gesellschaft und zugleich die Führer dazu. Was sollen sie aber, wenn sie einfachen und ersten Bedingungen dee Aufnahme ihrer Gedanken nicht gegeben sind! Was frommt ihnen Bewunderung der Menge, wenn sie sich sagen müssen, daß ihr Ton nicht durch das Ohr, nicht zur Seele gedrungen ist. Mit einem hervorragenden praktischen Musiker besprachen wir einmal diese Verhältnisse, in welchem dee Zuhörer zu dem Werke steht, und daß dies für den schaffenden und daestellenden Musiker ein wenig erhebender Gedanke sei. Wie waren verwundert, daß der betreffende Musiker sich nichts daraus machte. Ja wozu sind denn seine Werke da! Doch daß sie gehört und verstanden werden. Wenn die Gesellschaft sie aber nicht oerstehen kann und der Musiker sich gar nichts daraus macht! Sind wir so weit gekommen, daß die Menge die Bewunderung von Kindern und Affen zollen soll? Welchem Musiker angesichts dieser Verhältnisse es nicht ein wenig bange wird um die Kunst selbst, daß sie den Boden verliert, daß dee Riß zwischen ihe und dem Volksleben und Empfinden ein immer größeree wird, daß sie einen immee aristokratischeren Charaktee annimmt, einem solchen Künstler, der doch Menschen, Kunst und Menschenleben im innigsten Zusammenhang verstehen soll, müssen wir etwas von seinem Künstlerthume abziehen. Das ist das Bewounderungswürdige an Wagner, mag man seiner Geistesrichtung huldigen oder nicht, daß er seinen künstlerischen vollen und weiten Blick nicht bloß auf das Orchester, nicht bloß auf die Bühne, sondern auch auf den wichtigsten Bestandtheil des Hauses der Kunst: den Zuschauer und den Zuhörer, gerichtet hat, daß er keine Kunst und keinen Kunstausdruck erstrebte, für die er nicht die allgemein logische und innere Nothwendigkeit und den damit ermöglichten Wiederhall aus dem Herzen des Zuhörers gesucht hätte. Mitten unter dem dröhnenden Beifall nach der ersten Aufführung des Rings in Bayreuth 1876 vergaß er, dem am Verständniß alles, am Beifall wenig lag, dies Ziel nicht und sprach zu der begeisterten Zuhörerschaar die herrlichen, aber ernüchternden Woete: Sie haben gesehen, was wir konnen; wenn Sie wollen, so haben wir eine deutsche Kunst. Zur deutschen Kunst gehört die deutsche Seele und dazu das volle, offene Gehör. Wie die Seele sich zu ihrem deutschen Charakter entwickelt, ist gewiß schwer zu sagen und muß dee Selbstbildung des Einzelnen überlassen sein. Mir scheint es, daß je deutschee die Seele empfinden lernt, sie um so mehr über sich selbst hinauswächst. Hinsichtlich der Besserung des Gehörs müssen wir jedoch ein paar vom nationalen Charakter völlig unabhängige, allgemeine Bemerkung hinzufügen. Besserung des Gehörs ergibt sich zugleich mit der Würdigung desselben als wichtiger Faktor in der Erziehung. Wir haben oben gesehen, daß dasselbe heute in der Schule aschenbrödelmäßig behandelt wird. Mit dee Erkenntniß des Werthes des Gehörs wird auch zugleich die Forderung, die wir erheben, als berechtigt anerkannt und befolgt werden: eine viel ausgedehntere und methodische Pflege des Gesangunterrichts in unsern Schulen. Gerade die Vernachlässigung des Gesangunterrichts, füe den wöchentlich ein odee höchstens zwei Stunden auf unsern höheren Schulen angesetzt sind, zeigt den Mangel des Verständnisses für das durch den Ton vermittelst des Gehörs zu weckende Seelenleben. Man würde heute unbedenklich den Gesang völlig streichen, wenn nicht hier und da bei Schulfeiern zur Weihe der Stunde der Gesang erforderlich wäre. Da hatten unsre pädagogischen Vorfahren andere Auffassungen über den Werth des Gesangs für den Schüler, obwohl die Töne eines Bach und Beethoven noch nicht ihrem Gehör geschmeichelt hatten. Die Manumenta paedagogica Germaniae des 16. Jahrhunderts berichten von den täglichen Gesangsübungen auch in den höheren Schulen, von der Verpflichtung derselben, in den Kirchenchören mitzuwirken — eine Einrichtung, die zum Theil noch besteht, aber immee mehr als eigentlich nicht nothwendig betrachtet wird für ein Volk, das sich anschickt, zu einer comfortable nation sich ausbilden zu lassen. Von Vortheil füe die Pflege des Gehörs wäre eine allgemeine Beschränkung des Klavierspiels, da in der Weise, toie dasselbe heute betrieben wird, den Tausenden und Abertausenden unsree Söhne und Töchter das bißchen Gehöe und Kunstempfinden, was ihnen Natur gegeben, nur getrübt wird. Wir verweisen hinsichtlich dieses Punktes auf den Aufsatz: „Das Klavier und das Empfinden dee Töne" (vom 4. Febr. 1898 in der Beilage der Allg. Ztg.), in welchem der psychologische Nachweis von den ungünstigen Wirkungen des Klaviers auf das Tonempfinden zu geben versucht wurde. Dafüe wäre eine größere Pflege des Cello- und Violinspiels zu empfehlen.

Zum Schluß können wir nus nicht versagen, mit ein paar Worten dee Musikkommentare, die füe unser Thema durchaus nicht ohne Bedeutung sind, zu gedenken. Daß die guten Kommentare unter den Musikkommentaren auch gutes schaffen, geben wie willig zu. Wee sich ihree bedient, muß sich zugleich wirklich in das Werk vertiefen. Aber unsre heute schablonenhaft betriebene Fabrikatur von Musikkommentaren trägt zur Erschlaffung des Gehörs wie zur Vernachlässigung wirklicher musikalischer Arbeit bei. Ist keine Zeit dazu vorhanden und das Gehör nicht ausgebildet, so greift der Mensch wohl gern zu einem solchen Kommentar. Was aber daraus sich ergibt, ist für die Kunst und die Gesellschaft traurig. Das Uebel, weßhalb diese Kommentare sich als nothwendig ergaben, wird ja durch dieselben gar nicht berührt oder beseitigt. Ein Kommentar, ist, wie jede Erklärung, im logisch-reflektirenden Tone gehalten, und ganz von selbst wird der sich musikalisch orientiren wollende Leser den logisch reflektirenden Gedankengang auf das Werk übertragen. Damit kommt ee abee um die spezifisch musikalische Mitarbeit herum. Er erfährt vielleicht in seinem Wissen eine musikgeschichtliche Bereicherung, nicht aber in seinem musikalischen Leben, abgesehen davon, daß für ihn durch die Erklarungen der Kommentare die Musik leicht den Programmcharakter annimmt und damit ein freies unbefangenes Hören ausgeschlossen ist.

Versuchen wir es, die im Vorangehenden gegebenen Gedanken zur Geltung zu bringen, so können wir erwarten,

daß das Gehör wieder voll in sein Recht eintritt, daß bei methodischer Erziehung Tonempfindung und Tonreinheit sich entwickeln werden, daß schließlich auch die übrigen tiefen psychologischen Bedingungen erfüllt werden. Gewiß hat's noch Zeit damit. Darüber braucht man sich keinen Illusionen hinzugeben. Aber wer bei gewonnener Erkenntniß unsrer kunstmusikalischen Zustände nicht schon jetzt an der Erreichung des Zieles arbeitet, weiß nicht, was es heißt: Liebe zum Wahren, Liebe zum Volke.

Feuersicherheit der deutschen Bücherschätze.

Von F. Thudichum (Tübingen).

Als seit dem 15. Jahrhundert die Gründung größerer Bibliotheken, zunächst an den Universitäten, begann, war man nur selten in der Lage, ein feuersicheres Gebäude zur Unterbringung der Bücherschätze zur Verfügung zu haben, da Deutschland durch die ewigen Kriege verarmt dastand und die Staatseinkünfte kaum zur Bestreitung der unbedingt nothwendigen Bedürfnisse ausreichten. Nicht wenige Bibliotheken sind daher auch früherhin der Zerstörung anheimgefallen, so daß, wenn nicht dank der Fürsorge verständiger Bischöfe und Aebte auf bessere Sicherheit der kirchlichen Gebäude gegen Feuer Bedacht genommen worden wäre, von Büchern und Handschriften aus älteren Zeiten nur wenige auf uns hätten kommen können. Die Einigung Deutschlands, die außerordentliche Zunahme des Wohlstandes und die Fortschritte der Baukunst haben auch für die Bibliotheken eine neue bessere Zeit herbeigeführt; überall sind zur Vermehrung der Bücherschätze und zur Erleichterung der Benutzung bedeutend höhere Mittel gewährt, alle Bibliotheken wachsen also an Umfang und Werth, und an vielen Orten, wo bisher Büchereien gefehlt hatten, nimmt man die Neugründung von solchen in die Hand. Es erscheint daher an der Zeit, die Frage der Feuersicherheit der deutschen Bücherschätze einer näheren Prüfung zu unterziehen und die Aufgaben zu beleuchten, welche in dieser Hinsicht unsrer Zeit gestellt sind. Die Zerstörung der Bibliothek zu Brüssel, die große Gefahr, in welcher die Bibliotheken zu Kopenhagen und zu Sigmaringen geschwebt haben, der Schloßbrand zu Würzburg, auch die schwere Beschädigung der Berliner k. Bibliothek durch Bruch der Wasserleitung und andere schlimme Erfahrungen sind geeignet, der Frage die öffentliche Aufmerksamkeit in besonderem Maße zuzuwenden.

Um zunächst einen Ueberblick über den gegenwärtigen thatsächlichen Zustand zu gewinnen, habe ich mir erlaubt, an die Vorstände der wichtigeren Bibliotheken Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Luxemburgs, Belgiens und der Niederlande entsprechende Anfragen zu richten, welche in entgegenkommendster Weise beantwortet worden sind, was hiemit dankend öffentlich anerkannt sein möge. In den folgenden Verzeichnissen sind diejenigen Bibliotheken, welche bei Versicherungsgesellschaften gegen Feuersgefahr versichert sind, mit einem * ausgezeichnet; Stadtbibliotheken mit St.-B. Die unter Nr. 1 beigesetzten Jahreszahlen sind die Jahre der Erbauung.

1. In völlig oder wesentlich feuersicheren Gebäuden, überwiegend in Neubauten aus jüngster Zeit, sind folgende 38 Bibliotheken untergebracht und 18 davon obendrein gegen Feuersgefahr versichert:

Aachen, Stadt-Bibliothek. 1897.*
Augsburg, St.-B. 1893.*
Bremen, St.-B. 1896.
Bonn 1891.
Dessau, herzogl. B.*
Elberfeld, St.-B.*
Frankfurt a. M., St.-B. 1825, 1891, 1893.*
Fürstl. Fürstenbergische B. zu Donaueschingen.*
Görlitz, Raths-B.*
Göttingen, 1883 (kleinere Theile ausgenommen).
Greifswald 1882.
Halle 1880.
Hamburg, St.-B. 1838.*
Hannover, St.-B. 1889.*
Karlsruhe, Hof- u. Landes-B. 1873, versichert bloß die Hof-B.
Kiel 1884.
Köln, St.-B. 1897.*
Leipzig 1892.
Magdeburg, St.-B. 1892.*
Meiningen, herzogl. öff. B.*
München, Staats-B.
Posen, Raczynski'sche B. 1829.*
Reichsgerichts-B. zu Leipzig, 1896.
Reichstags-B. 1896.
Rostock 1869.*
Schwerin, großherzogl. B.
Stettin, Raths-B., zum Theil in feuersicherem Bau.*
Straßburg i. E., 1896.
Stuttgart, St.-B. 1882.
Ulm, St.-B.*
Wittenberg, St.-B.
Wolfenbüttel 1887 (Baukosten 720,000 M.).
Würzburg.

Basel 1896.*
Bern.*
Groningen 1898.
Prag.
Wien 1884 †)

2. In zwar nicht feuersicheren, aber nach Bauart, Lage und sonstigen Vorkehrungen weniger feuergefährlichen Räumen befinden sich 25 Bibliotheken, wovon 17 versichert sind:

Büdingen, fürstl. Ysenburgische B.*
Danzig, St.-B.*
Darmstadt, Hof-B.*
Dresden, königl. öff. B.
Düsseldorf, St.-B.*
Gießen.*
Görlitz, Milich'sche B.* (vgl. unter 1 Raths-B.).
Gotha, herzogl. B.
Herrnhut, Bibl. der Brüder-Unität.
Jena 1858—1894 (nicht feuersicherer Neubau).
Freiberg i. S., Bergakademie.*
Königsberg i. Pr.
Konstanz, u. Wessenberg'sche B.*
Lübeck, St.-B.
Mainz, St.-B.*
Mannheim, öffentl. B.*
Metz, St.-B.*
München, Universitäts-B.*
Nürnberg, St.-B.*
Osnabrück, St.-B.*
Thorn, St.-B.*
Zweibrücken, werthvolle alte Gymnasial-B.*

St. Gallen, Stadt-B. (Vadiana).*
Gent (Gent).
Graz, nicht feuersich. Neubau 1895.

3. In nicht feuersicheren, zum Theil in feuergefährlichen Gebäuden befinden sich 30 Bibliotheken, wovon nur 15 versichert sind:

Berlin, 1. kgl. B., 2. Universit.-B.
Breslau.
Coblenz, St.-B.*
Coburg, herzogl. B.*
Eisenach, St.-B.
Elbing, St.-B.*
Erfurt, St.-B.*
Erlangen.*
Freiburg i. B. (Neubau begonnen).
Friedberg i. Hessen, B. des Prediger-Seminars.*
Heidelberg.
Loccum, Kloster-B. (evang. Sem.).*
Marburg i. H. (Neubau begonnen).
Mühlhausen i. Th.*
Mülhausen i. E.*
Münster i. W., kgl. Paulinische B.
Regensburg, Kreis-B.*
Sigmaringen, fürstlich hohenzollernsche B.*
Tübingen, 1. Universitäts-B. 2. B. der Frh. v. Gremp'schen Stiftung.*
Weimar, großh. B.
Wiesbaden, Landes-B.*

Amsterdam.
Innsbruck.
Lausanne.
Leiden.
Luxemburg, großh. Landes-B.
Schaffhausen, St.-B.*
Zürich, Stadt-B. und Kantons-B.*

Es sind verschiedenartige Umstände und Irrthümer, welche bisher den staatlichen oder städtischen Aufsichtsbehörden den Muth gelassen haben, sich bei einem Zustand von erheblicher Gefahr zu beruhigen. Der Hauptirrthum ist die Annahme, daß mittelst der in neuester Zeit überall angelegten Wasserleitung ein in der Bibliothek ausbrechender Brand schnell erstickt werden könne, eine Meinung, die durch zahlreiche neuere Brände von Schlössern, Kasernen, Fabriken, Theatern längst widerlegt ist und bei Bibliotheken doppelt unzutreffend bleibt, weil die Anwendung von Wasser einen

†) Neubauten stehen in näherer Aussicht: in Berlin, Freiburg i. Br. (bereits begonnen), Heidelberg, Königsberg i. Pr., Wiesbaden, Zweibrücken, Luxemburg, Lausanne, Bern.

großen Theil der Bücher ebenfalls verdirbt und unhaltbar macht. So sind bei dem Bibliotheksbrand in Brüssel am 7. Juli 1886 die aus dem Feuer geretteten Bücher fast alle unbrauchbar gewesen, weil sie von Wasser durchweicht worden waren.

Der zweite Irrthum liegt in der Unterschätzung des Werthes größerer und namentlich alter Bibliotheken und in der Voraussetzung, daß sich die Bücherbestände mit verhältnißmäßig wenig Geld wieder beschaffen ließen. Eine bloße Geldfrage bleibt allerdings die Anschaffung von Werken, die noch bei den Verlegern vorräthig sind oder in Antiquariaten öfter vorkommen oder von welchen neue Auflagen zu erwarten sind; das trifft aber schon bei vielen Werken des 19. Jahrhunderts nicht zu und wird bei älteren Werken ein immer seltener Fall, namentlich seitdem man in allen Ländern auf Gründung neuer Bibliotheken und auf die Erwerbung älterer Werke ausgeht, insbesondere seitdem die amerikanischen Bibliotheken als Käufer auf dem deutschen antiquarischen Büchermarkt aufgetreten sind. Die Verhältnisse haben sich in dieser Hinsicht seit den letzten 30 Jahren ganz außerordentlich geändert; es erfordert oft jahrelanger Aufmerksamkeit der Bibliothekare, bis ein von ihnen gesuchtes älteres Werk in irgend einem der Hunderte von Katalogen auftaucht, und meist telegraphischer Bestellung, wenn man sich den Erwerb sichern will. Tausende älterer wichtiger Werke, von denen viele den Handschriften an Bedeutung gleichstehen, sind also überhaupt nicht oder erst allmählich, in 50 oder 100 Jahren wieder zu beschaffen und dann nur gegen schweres Geld. Die Vorstände der Bibliotheken werden mir hierin wohl alle zustimmen und ebenso alle diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, geschichtliche, theologische, philosophische Forschungen an einer größeren und alten Bibliothek zu machen, und wissen, welchen Umfang eine Bibliothek haben muß, um gewisse Studien überhaupt mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können.

Die Höhe der Summen, um welche Bibliotheken versichert sind, kann nicht als Anhalt für die Beurtheilung des wirklichen Werthes dienen; die Versicherungsgesellschaften weigern sich vielfach, bei feuergefährlichen Bibliotheksgebäuden höher zu gehen oder es verbieten die hohen Prämien einen höheren Anschlag; bei Bibliotheken, die in neuen feuersicheren Gebäuden untergebracht sind, braucht man nur kleinere Unglücksfälle in Rechnung zu nehmen; dennoch ist die aus 205,000 Bänden bestehende Bibliothek zu Basel noch mit 840,000 M., die zu Aachen mit 500,000 M. versichert. Was in Wirklichkeit die Neugründung einer großen Bibliothek kostet, wissen wir in zuverlässigster Weise aus dem Beispiel von Straßburg; nach gütiger Mittheilung des Hrn. Oberbibliothekars Dr. Barack sind bisher aus Staatsmitteln ungefähr 4,000,000 M. aufgewendet worden, und die von Anstalten und Privatpersonen geschenkten Werke stellen einen Werth von 700,000 M. dar. An älteren Werken aus dem 15. bis 17. Jahrhundert wird die neue Bibliothek indessen gegenwärtig wohl noch weit zurückstehen hinter anderen alten Bibliotheken Deutschlands.

Ich habe schon oben betont, daß die Wiederherstellung einer Bibliothek gar nicht bloß eine Geldfrage ist, da ältere Werke überhaupt nicht oder nur in langen Zeitläuften wieder beschafft werden könnten; es muß aber noch auf andere schwere Nachtheile, welche die Vernichtung einer großen Bibliothek nothwendig nach sich zieht, gegen die man aber leider meistentheils zur Beruhigung des eigenen Gewissens gern die Augen zudrückt, ganz nachdrücklich hingewiesen werden, und es sei erlaubt, dieselben an dem Beispiele der Universitätsbibliothek zu Tübingen deutlich zu machen. Diese Bibliothek befindet sich seit Anfang dieses Jahrhunderts im alten Schlosse, welches auf dem Berg über der Stadt liegt, ein Viereck bildet, ein Holzbau ist, dessen hohe Giebeldächer einen entstehenden Brand in weniger Minuten über das ganze Gebäude ausbreiten könnte, womit das Schicksal der Bibliothek besiegelt sein würde; denn das Schloß ist von drei Seiten unzugänglich, und der verbleibende einzige Zugang würde infolge von Rauch und Flammen bald ebenfalls geräumt werden müssen; auf die Wasserleitung kann, abgesehen von der den Büchern durch Wasser bereiteten Gefahr, nicht gerechnet werden, weil ihr Druck nicht mehr zu den Dächern reicht. Durch Gutachten einer staatlichen Kommission und des Kommandanten der Feuerwehr sind diese Gefahren längst in ihrer erschreckender Größe festgestellt und vom akademischen Senat wiederholt und mit allem Nachdruck anerkannt worden. Bricht also einmal überhaupt Feuer aus, namentlich im dürren Hochsommer oder im strengen Winter, wenn in den Bibliotheks-, Arbeits- und Leseräumen zahlreiche Oefen brennen, so kennt Jedermann das Ende. Soll dann eine neue Bibliothek geschaffen werden, so vergehen über dem Neubau geringster Falles 3 Jahre und über der Neuanschaffung der nöthigster Bücher, auch wenn die Landstände die erforderlichen vieler Millionen und die dreifache Zahl der Bibliotheksbeamter zur Bewältigung der Arbeit patriotisch bewilligen, 20 weiter Jahre; während eines Menschenalters sind also die Universitätslehrer, sind die Studirenden des Gebrauchs einer großen Bibliothek beraubt und können auch die zahlreichen Geistlichen, Lehrer, Aerzte, Rechtsanwälte und sonstigen Forscher, die bisher im ganzen Lande Württemberg von Tübingen aus mit Büchern versehen worden sind, nichts mehr erhalten. Zwar hat Württemberg noch eine zweite Bibliothek in Stuttgart; aber dieselbe zeigt in vielen Wissenschaften große Lücken und würde nur einen schwachen Nothbehelf bieten können.

Vielleicht nicht ganz so schlimm, aber doch schlimm genug liegen die Verhältnisse bei allen den Bibliotheken, die noch in völlig oder halbwegs feuergefährlichen Gebäuden untergebracht sind, und die mir gewordenen Zuschriften der Oberbibliothekare lassen erkennen, daß sie alle die Gefahr und die zu fürchtenden Nachtheite klar erkennen und Abhülfe ersehnen, nämlich Abhülfe durch feuersicheren Neubau. Wasserleitungen sind natürlich überall nützlich, um einen zeitig entdeckten Brand schnell zu ersticken; ebenso die Bereithaltung von Extinktoren, deßgleichen von Säcken, um wichtigere Bücher schnell beiseite schaffen zu können; bei größeren Bränden verlieren diese Hülfsmittel jeden Werth. Weit wichtiger ist eine ständige Bewachung der Bibliothek, wie dieselbe bei der im Japanischen Palais zu Dresden, einem wenig feuergefährlichen Gebäude, geborgenen königlichen öffentlichen Bibliothek stattfindet, indem in den Abendstunden von 5—10 Uhr, im Sommer von 7—10 Uhr ein Wächter, während der Nacht von 10 Uhr an zwei Wächter abwechselnd das Haus von außen bewachen und verdächtige Wahrnehmungen von Licht oder Rauch sofort melden, außerdem die städtische Feuerwehr nach besonderem Abkommen jede Nacht zweimal das Gebäude revidirt und bei schweren Gewittern ohne besondere Aufforderung einen Mann von der nahen Feuerwehr für etwa nöthig werdende rasche Hülfeleistung in das Gebäude entsendet.

Als das Schlußergebniß der angestellten Ermittelungen und Erwägungen dürfte sich für jeden nüchtern Prüfenden ergeben: daß die Versicherung der Bibliotheken gegen Feuersgefahr ohne Aufschub überall durchgeführt werden muß, vor allen Dingen bei Bibliotheken, welche sich nicht in feuersicheren Gebäuden befinden, daß aber die allein genügende und zugleich die wohlfeilste Maßregel die Beschaffung feuersicherer Gebäude bleibt, welche ohne Untertaß mit allem Nachdruck zu fordern und den Regierungen, Landes- und Stadtvertretungen ans Herz zu legen und zur vaterländischen Pflicht zu machen ist.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Sch. „Aus Heimath und Fremde." Vier Vorträge von Franz Herfurth. Wien und Hermannstadt 1898; gr. 8 116 S. (Mit einem Bildnisse des Stephan Ludwig Roth.) — Der rede- und schriftgewandte evangelische Dekan und Pfarrer von Neustadt bei Kronstadt in Siebenbürgen, Franz Herfurth, veröffentlicht in dieser Schrift vier Vorträge, welche er bei verschiedenen Anlässen öffentlich gehalten hat und die bei den Zuhörern großen Beifall gefunden haben. Und mit Recht; denn inhaltlich und formell zeichnen sich diese Vorträge vor ähnlichen Publikationen aus. Es sind nicht mühsam zusammengelesene fremde Brocken in nothdürftiges Gewand gekleidet, sondern Resultate eigenen Nachdenkens, eifriger Beobachtung und genauer Kenntniß des Lebens, getragen von vorurtheilsfreien Anschauungen, von Liebe für den Fortschritt ohne Geringschätzung des vorhandenen Guten, voll Idealismus und Begeisterung für die höheren Güter der Menschheit, voll Wärme und Hingebung für das eigene Volk. Die Sprache ist klar, fließend, stellenweise voll Schwung und packender Schlagkräftigkeit. Im ersten Vortrage gibt Hr. Herfurth ein scharfumrissenes Charakterbild des siebenbürgisch-sächsischen Patrioten und Märtyrers D. Stephan Ludwig Roth, als „Volkserzieher und Volksfreund". Das zweite schildert „Deutsche Fahrten" im neuen Deutschen Reich. Dekan und Pfarrer Herfurth hat gleich seinen Berufsgenossen auf dem siebenbürgischen Sachsenboden an deutschen Hochschulen studirt und war seitdem wiederholt in das deutsche Mutterland zurückgekehrt. Was er dort geschaut und erlebt, wie er das Einst und Jetzt gefunden, welche Wandlungen im Staats- und Volksleben, in Familie und Kirche er vorgenommen, wobei er der Vergleichung mit den heimathlichen Verhältnissen nicht vergißt, das führt er in allerdings nur flüchtigen Zügen, aber in anziehender Weise vor das geistige Auge des Hörers und Lesers. Ganz besonders beachtenswerth sind die feineren Beobachtungen und treffenden Bemerkungen über das deutsche Familienleben, über das deutsche Fürstenhaus, über den deutschen Protestantismus in der Gegenwart u. a. Bei aller Sympathie und lobpreisender Anerkennung übersieht der Verfasser doch auch die Schattenseiten nicht. Die beiden anderen Vorträge befassen sich mit den Schulfragen: „Erzieht unsre Schule sächsisch?" „Erzieht unsre Schule evangelisch?" Warme Liebe und Anhänglichkeit für das eigene Volk, für die Erhaltung der Eigenart desselben in Mundart, Sitte, Brauch, Spruch, Lied, Kleidertracht und Lebensführung, sowie für die treue Festhaltung am evangelischen Glauben, am praktischen Christenthum und an der einheimischen sächsischen Volkskirche werden den Zuhörern, den Volksschullehrern des Burzenlandes, in begeisternden Worten ans Herz gelegt. Das Schriftchen verdient auch außerhalb des siebenbürgisch-sächsischen Volkes gelesen und beachtet zu werden.

-e- **Paris.** Georges Clémenceau ist unter die Romanschreiber gegangen. Les plus forts detitelt sich sein (eben bei Charpentier veröffentlichter) Roman contemporain. Die Fabel ist dünn, die Erzählergabe nicht groß. Ein altaristokratischer Lebemann des zweiten Kaiserreiches, Marquis v. Puymaufrey, wird — selbstverständlich als Ehebrecher — Vater; seine Tochter wächst im Hause des Erz-Millionärs Harié heran, der als Papierfabrikant und Zeitungsgewaltiger einer der „Könige der Republik" wird. Puymaufrey möchte als Pathe seines Sündenkindes, das geliebte Mädchen eine Neigungsehe mit einem Ideatmenschen, dem Weltreisenden Claude, schließen lassen. Die Tochter aber, von Natur gutgeartet, wird in einer durchweg strebenhaften Gesellschaft selbst von Machthunger gepackt und reicht ihre Hand einer fauten Parlamentsgröße, einem Zukunftspräsidenten der Republik. Als Zeitbild ist der Roman beachtenswerth. Einzelne Satons und ihre Koryphäen sind offenbar nach der Natur gezeichnet. Ein paar Hauptgedanken, zumal die Anklagen wider die Geldmächte der dritten Republik, wirken wie Wiederholungen ähnlicher Wendungen in Zola's „Paris"; beide Bücher sind indessen keine Kunstwerke, vielmehr nur publizistische, stellenweise sogar nur Reporterleistungen.

* **Wiesbaden.** 16. Kongreß für innere Medizin. Am Vormittag des dritten Verhandlungstags (15. April) eröffnete der Kongreß auf Grund eines Referats von Prof. Mütler (Marburg) über intestinale Autointoxikationen und Darmantisepsis. Der Redner gab eine Uebersicht über die Autointoxikation, d. h. über die Vergiftung durch solche Stoffe, die der Organismus bei seinen Lebensprozessen selbst erzeugt, und zählte die einzelnen Fälle derselben auf. Sodann ging er auf den Unterschied der Autointoxikation von der Autoinfektion ein. Bouchard (Paris) und seine Schule, die die Lehre von den toxischen Substanzen ausgebildet haben, erklärt durch die Autoinfektion, die vom Darm ausgehe, eine Reihe von Krankheiten, selbst die Diphtherie. Der normale Körper hat allerdings Schutzvorrichtungen, mit denen er das Eindringen der Bakterien bekämpft; aber die Hauptsache bei der Autoinfektion ist doch die Uebertragung von Mensch zu Mensch, die Kontagion. Also auch das Gebiet der Autoinfektionen ist ebenso wie das Gebiet der Autointoxikationen wesentlich zugunsten der von außen kommenden Schädlichkeit einzuschränken; in praxi hält es oft sehr schwer, beides zu unterscheiden. Mancherlei Beschwerden, besonders nervöser Art, hängen allerdings mit Stoffwechselorgängen zusammen, so wahrscheinlich die Epilepsie, nicht aber auch die Migräne, wie Bouchard annimmt. Die ganze Frage bedarf noch weiterer Forschungen. Die Magentetanie und ihre Entstehung, gewisse Lebertrankheiten, Magenschwindel ꝛc., bespricht Vortragender im weiteren Verlauf seines Referats und geht zum Schluß auf die Behandlung der intestinalen Autointoxikationen ein; sie besteht in gründlicher Evacuation von Magen und Darm, stimulirender Einwirkung auf die erkrankte Schleimhaut, Aenderung derjenigen Diät, die vorher die Zersetzung bewirkte. Als Korreferent über dasselbe Thema sprach Prof. L. Brieger, Abtheilungsvorstand am Koch'schen Institut, Berlin; er behandelte das große und interessante Kapitel der speziellen Giftlehre, zumal er auf diesem Gebiete eine Reihe maßgebender Arbeiten geliefert und als Erster auf die Bedeutung der von den Bakterien produzirten Gifte für die Krankheitsentstehungen hingewiesen hat. Seine Ausführungen trugen einen lediglich fachwissenschaftlichen Charakter. — In der Nachmittagssitzung des 15. April fanden wieder verschiedene kleinere Vorträge und Mittheilungen statt, aus denen wir besonders den Vortrag des Prof. Gad (Prag) über „Physiologisches zur Neuroniehre" und die Erläuterungen des Dr. Magnus Levy (Straßburg) zur Lehre von der Gicht hervorheben. Ueber die Schutzwirkungen einer gesunden Nase gegen die Schädlichkeiten, die in der Inspirationsluft enthalten sein können, sprach in sehr anregender Weise Dr. W. Saenger (Magdeburg). Ferner seien noch erwähnt die Mittheilungen des Dr. Nieſſen (Wiesbaden) über den organisirten Erreger der Lues, des Dr. Hilbert (Königsberg) über die Sleeptokokken bei der Diphtherie und des Dr. J. Müller (Würzburg) über Aeetonbildung im menschlichen Organismus. Nach Erledigung der Tagesordnung hielt der Vorsitzende Geheimrath Schmidt (Frankfurt am Main) die Schlußansprache, worin er betonte, daß auch dieser Kongreß sehr befriedigende Resultate ergeben habe, und wenn dies der Fall gewesen, es besonders der sorgfältigen Vorarbeit des Professors Quincke (Kiel), sowie der Mitwirkung der Wiesbadener Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses zu danken sei. Die Zahl der Theilnehmer am Kongreß dürfte 250 überstiegen haben und die Zahl der angemeldeten und zum größten Theil auch gehaltenen Vorträge war dementsprechend groß. Fast zu viel des Guten! Als nächster Kongreßort wurde Karlsbad in Aussicht genommen, und zwar mit Rücksicht auf nationale Momente. Die Wahl des böhmischen Weltkurortes soll die nationale Zusammengehörigkeit der deutschen und österreichischen Kongreßtheilnehmer demonstriren und wohl auch dazu beitragen, den hartbedrängten Deutschböhmen eine moralische Stütze mehr zu bieten.

* Eine deutsche Nordpolar-Expedition. In einer von hervorragenden Gelehrten und Fachleuten besuchten Konferenz, die in der vergangenen Woche in Berlin stattfand, sind die Grundzüge und Einzelheiten einer noch in diesem Jahre zu veranstaltenden deutschen Nordpolar-Expedition festgelegt worden. Danach schiffen sich die Expeditionsmitglieder Mitte Mai auf dem für die Expedition gecharterten Hochseefischerei-

Dampfer „Helgoland“ ein, der von Bremerhaven in See geht, um nach Anlaufen von Bergen ohne weiteren Aufenthalt Tromsoe zu erreichen. Als nächstes Ziel ist Spitzbergen ins Auge gefaßt, zuerst die Ostseite, dann West- und Nordseite. Die Fahrt geht weiter in die Grönland-See und nach Jan Mayen, von dort zurück nach Tromsoe, das gegen Mitte August erreicht werden soll. Nach Ergänzung der Kohlen und Vorräthe während eines etwa 3tägigen Aufenthalts beginnt der zweite Theil der Reise. Nach Anlaufen von Vardö und Archangelsk fährt das Schiff längs der Ostküste Nowaja-Semlja's und versucht Franz-Josephland zu erreichen. Die Rückkehr ist über Ostspitzbergen, wo die König Karls-Inseln möglichst genau auf der Karte festgelegt werden sollen, geplant. Nach Anlaufen von Hammerfest und Drontheim hofft die Expedition Mitte Oktober wieder Bremerhaven zu erreichen. Die Expedition soll vorwiegend zoologischen Zwecken dienen. Die beiden Zoologen, welche sie begleiten, Dr. Römer vom Berliner Museum für Naturkunde und Dr. Schaudinn von dem Zoologischen Institut der Berliner Universität, werden sich vornehmlich mit Plankton- und Tiefseeforschungen beschäftigen. Gründliche Untersuchungen des Meeres mit Hinblick auf praktische Fischerei-Interessen durch Fachleute sind vorgesehen, während die Jagd und der Fang der arktischen Land- und Meersäugethiere von einigen jagderfahrenen Sportsleuten vorzugsweise ausgeübt werden soll. Der Expeditionsführer ist der Polarfahrer Theodor Lerner. Der nautische Leiter der Expedition, zugleich Stellvertreter des Expeditionsführers, ist Korvettenkapitän a. D. Rüdiger, früher Landeshauptmann von Neu-Guinea. Der Schiffsarzt der Expedition, Dr. Brühl vom Physiologischen Institut der Berliner Universität, wird die physiologischen Untersuchungen ausführen. Der bekannte Thier- und Jagdmaler Professor Richard Friese begleitet die Expedition als Maler.

B. W. C. Drahtloser Telegraphenverkehr. Vom englischen Kriegsamt ist eine Anlage für fortdauernden telegraphischen Verkehr ohne Draht eingerichtet worden. Es handelt sich um die telegraphische Verbindung zwischen dem Fort Laverock und dem Fort auf der benachbarten in der Sévernmündung gelegenen Insel Flatholm in einer Entfernung von rund 6 km. Zur Anwendung ist aber nicht die in letzter Zeit so viel genannte Marconi'sche Wellentelegraphie gekommen, um die sich der Chef-Ingenieur des engtischen Post- und Telegraphenverkehrs, Sir Preece, so sehr verdient gemacht hat, sondern die ältere drahtlose Telegraphie eben dieses Sir Preece, die auf der Induktionswirkung in langen Drahtleitungen beruht. An der Küste ist eine 1200 m lange Kupferleitung auf Stangen verlegt, in die der Strom von zehn Elementen geschickt wird. Dieser Strom wird in der Sekunde 250 mal unterbrochen, so daß der Draht nur von ganz kurz dauernden Stromstößen durchflossen wird. In der Entfernung, auf der Insel Flatholm, befindet sich ein zweiter Draht von 800 m Länge, der zufolge der Induktionswirkung bei jedem Stromstoß im ersten Draht ebenfalls von einem Strom durchflossen wird. Diese kurz dauernden Ströme fließen durch die Spule eines Telephons, das dadurch zum Tönen gebracht wird. Die Zeichen, die auf diese Weise übermittelt werden, können allerdings nur mit dem Gehör wahrgenommen, nicht schriftlich fixirt werden. Das ist vorläufig noch ein großer Mangel, da gerade bei amtlichen Nachrichten, zumal im Militärdienst, die Verantwortlichkeit im Falle eines schadenstiftenden Irrthums zweifelfrei bestimmt werden muß.

* **Leipzig.** Am 18. April starb hier der Professor der Musik an der Universität und dem kgl. Konservatorium Dr. Oskar Paul, ein in weiten Kreisen bekannter Musikgelehrter. — Vom 30. Mai bis 2. Juni wird in unsrer Stadt die diesjährige Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften stattfinden. Vorträge werden gehalten von Wernicke (Braunschweig): Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus; von Schmidt (Leipzig): Die Geographie in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten; von Schwalbe (Berlin): Die Lehrer der Naturwissenschaften als Beaufsichtiger der schulhygienischen Verhältnisse. Daneben findet eine Ausstellung von Lehrmitteln statt.

* **Berlin,** 19. April. Heute feiert der Professor der Chirurgie an unsrer Universität, Geh. Medizinalrath Dr. Ernst Gurlt, sein 50jähriges Doktorjubiläum. Dem Lehrkörper der Universität gehört er seit 45 Jahren an, seit 1862 bereits als außerordentlicher Professor. Als praktischer Chirurg nahm er an den Feldzügen der letzten 50 Jahre aktiv theil und widmete auch nachher den größten Theil seiner Thätigkeit den Vereinen vom Rothen Kreuz, deren Organ er lange Zeit redigirte. Auf wissenschaftlichem Gebiete hatte er sich durch sein zweitheiliges Werk über die Lehre von den Knochenbrüchen glänzend eingeführt. Seine späteren Arbeiten beschäftigten sich zum größten Theil mit dem Gebiete der Kriegschirurgie. — Einer der ältesten Feuilletonisten Berlins, Hermann Lessing, der hauptsächlich für die „National-Zeitung“ thätig war, ist am Sonnabend, dem 16. April, nach langem Leiden im 81. Lebensjahr gestorben.

* **Wien.** Eine heitere Nachricht wird dem „N. Wiener Tagbl.“ aus Belgrad gemeldet. Dort soll die Nationalbibliothek geschlossen worden sein, weil keine Bücher mehr vorhanden sind. Die aus Landesmitteln gestiftete Bibliothek zählte vor etlichen Jahren 40,000 Bände. Da aber Jedermann Bücher entlieh und Niemand sie wiederbrachte, blieben schließlich als ganzes Bibliotheksinventar nur die Kataloge und der Kustos zurück.

* **Prag.** Als Privatdozenten sind zugelassen worden: Dr. Alfred Fischer für Anatomie und Embryologie an der medizinischen Fakultät der deutschen Universität, Dr. Emanuel Formanek für angewandte medizinische Chemie an der medizinischen Fakultät der tschechischen Universität. Dem Privatdozenten für österreichisches Staatsrecht an der deutschen Universität Dr. Ludwig Spiegel ist die venia legendi auch für das Gebiet der Verwaltungslehre und des österreichischen Verwaltungsrechts ertheilt worden.

* **Athen.** Gelegentlich eines Berichts über eine im Auftrag des deutschen Archäologischen Instituts unternommene Studienreise nach Aegypten erhebt Prof. Dörpfeld einen öffentlichen und ausdrücklichen Protest gegen das Projekt der Nil-Stauung, das alle Alterthümer der Nil-Insel Philä dem sicheren Untergang weihen werde. Auch nach Aufgabe des ersten Entwurfs, durch welchen die Insel dauernd 12—15 m unter Wasser gesetzt worden wäre, bleibt immer noch eine Gefahr für die dortigen Tempel bestehen, da nach dem neuen Entwurf, dessen Ausführung schon einer englischen Gesellschaft übergeben worden ist, die Insel dauernd von einer Wasserschicht von 2—3 m überströmt sein wird. Dörpfeld hofft, daß ein öffentlicher Protest vielleicht noch eine Aenderung der Pläne bewirken werde, so daß die Bauwerke der Insel, diese Kleinode ägyptischer Baukunst, erhalten blieben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Edvard Sachau: Muhamedanisches Recht nach schafiitischer Lehre. (Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. Band 17.) Stuttgart, Berlin, W. Spemann 1897. — Festschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft zu Rheinelbe bei Gelsenkirchen. — Dr. Ed. Heilfron: Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs. 1. Theil. 2. Abtheilung. Deutsche Rechtsgeschichte. Staatsrecht. Kirchenrecht. 3. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Speyer u. Peters 1898. — Hermann Frhr. v. Egloffstein: Bayerns Friedenspolitik von 1645 bis 1647. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Friedensverhandlungen. Leipzig, S. Hirzel 1898. — *Harpers Monthly Magazine.* No. 51. April 1898. London, Harper & Brothers. — Cäsar Baudy Ritter v. Besme: Geschichte des Spiritismus. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Heilgenhauer. 1. Band. Das Alterthum. Leipzig, O. Mühe 1898. — P. R. O'Wickedone: Emporgepeitscht! Einschmelzen oder Todtschlagen? Germania Gouvernante bei Israels? Zur arisch-jüdischen Pantomime. Zürich, J. Schabelitz 1898. — Ad. Holm: Geschichte Siciliens im Alterthum. 3. (Schluß)-Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 21. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutschen afrikanischen Gesellschaften. I. Von H. Singer. — Das Markendrucken. Von Dr. Franz Sohns. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutschen afrikanischen Gesellschaften.

I.

Den Anlaß zu den folgenden Bemerkungen über eine eigenartige und erfolgreiche Periode der deutschen Afrikaforschung gibt der Umstand, daß am 19. April d. J. ein Vierteljahrhundert seit der Gründung der ersten jener deutschen Gesellschaften verflossen ist, deren Ziel die Entschleierung des dunkeln Welttheils war. Seitdem die letzte derartige Vereinigung in Deutschland ihre Thätigkeit eingestellt hat, ist wenig mehr als ein Jahrzehnt ins Land gegangen — ein Jahrzehnt, in dessen Verlauf sich die Mitarbeit der Deutschen am Werke der Afrikaforschung immer mehr auf die Schutzgebiete des Reiches zurückgezogen hat, sich nach der Auftheilung des Kontinents ja hat zurückziehen müssen, während die Aufgaben der Afrikanischen Gesellschaften, wenn auch bald näher, bald weiter gesteckt, immerhin an politischen Grenzen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gefunden haben. 25 Jahre nur ist es her, daß die deutsche Loangoexpedition hinausgeschickt wurde; aber diese kurze Zeitspanne hat für alle Afrika betreffenden Anschauungen und Verhältnisse solch gewaltige Umwälzungen gesehen, hat soviel neue Gesichtspunkte, Ziele und Interessen geschaffen, daß man sich heute wohl selten der älteren Periode deutlich erinnert.

Der Beginn einer deutschen Afrikaforschung, die in der Antheilnahme weiterer Kreise der Nation ihren Rückhalt fand, die aus dieser Antheilnahme ihre Mittel zog, reicht nicht weiter als bis ins Jahr 1860 zurück, als es August Petermann unternahm, für eine deutsche Expedition zur Aufhellung von Eduard Vogels Schicksal zu agitiren. Der Versuch des Gothaer Kartographen hatte Erfolg. Petermann war es dann später auch, der Gerhard Rohlfs und Karl Mauchs wichtige, ergebnißreiche Reisen ermöglichte, und er durfte deren Errungenschaften mittelbar seinem eigenen Verdienst zuschreiben. So kam es, daß nach und nach die Fäden der deutschen, wenn nicht der gesammten Afrikaforschung immer dichter in Gotha zusammenliefen, und es mag kaum einen Pionier damals gegeben haben, der sich dort nicht Raths erholt hätte. Dieses Verhältniß dauerte ungefähr so lange, bis Petermann seine werbende Kraft im Interesse deutscher Polarfahrten einsetzte, also etwa ein Jahrzehnt hindurch. Berücksichtigt man, daß der Einfluß Petermanns auf den Gang der Afrikaforschung sich schon bei der Aussendung Barths und Richardsons (1849) bemerkbar machte, so kann man hier sehr wohl von einer sich sogar auf zwei Jahrzehnte erstreckenden „Petermann-Periode" sprechen. Petermann verlor etwa um 1869 die Führung, wenn auch nicht jede Einwirkung, und es folgte nun eine durch den Deutsch-französischen Krieg mit veranlaßte Uebergangszeit, in der naturgemäß in deutschen Landen die Initiative nach dieser Richtung hin ruhte, während die inzwischen in Afrika noch thätigen Expeditionen Nachtigals und Schweinfurths auf die Bethätigung von Petermann schon nicht mehr beeinflußter Kreise zurückzuführen sind.

Nachdem die Nation politisch geeinigt, erschienen die Zeitläufte einer Wiederbelebung der Forschung großen Stils besonders günstig, und diesmal kam der Anstoß von Berliner Geographen. Die führenden Mitglieder innerhalb der „Gesellschaft für Erdkunde" hatten schon 1872 den Gedanken auf Aussendung einer deutschen Expedition zu wissenschaftlichen Zwecken erwogen. Die treibende Kraft war Adolf Bastian, und ihm fiel auch die Leitung zu, als der Gedanke zur That gereift war. Dies geschah im Frühjahr 1873. Die damals in Deutschland bestehenden geographischen Vereine (außer Berlin noch Dresden, Halle, Hamburg, Leipzig und München) schlossen sich zusammen, es erfolgte am 19. April die Konstitution der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's", deren Vorsitz Bastian übernahm, und in wenigen Wochen schon war das Unternehmen durch Sammlungen in Höhe von 60,000 M. gesichert; die ganze schließlich vorhandene Summe mag den dreifachen Betrag erreicht haben. Bereits im Namen der Gesellschaft war zwar eine räumliche Beschränkung ihres Forschungsfeldes angedeutet, doch blieb der Forschung trotz dieser Beschränkung ein so ungemessener Spielraum, daß dabei das aufs Extensive gerichtete Moment voll zur Geltung kommen konnte. Und des Hineintragens dieses Moments in die Agitation bedurfte es, um allseitige opferwillige Mitwirkung zu erzielen; denn für die rein fachwissenschaftliche Forschung allein, die in der gründlichen Ausbeutung eines kleinen Gebiets ihre vornehmste Aufgabe sieht, und die in unserm Falle den geistigen Führern der Bewegung wohl nicht in zweiter Linie am Herzen gelegen, lassen sich erfahrungsgemäß, wenigstens in Deutschland, die Geldmittel kaum beschaffen.

Vor 25 Jahren war die Kenntniß Aequatorialafrika's noch gänzlich unbefriedigend. Das ganze Gebiet des Congostromes, das sich uns heute auf jeder Afrikakarte mit einem dichten Netz bekannter Wasseradern als in den Grundzügen erforscht darstellt, war zu jener Zeit ein „weißer Fleck". An der Westküste reichte die terra incognita zwischen Kamerun und Loanda fast überall bis unmittelbar ans Meer. Ein kleines Stück aufwärts waren die Gabunflüsse und der Ogowe bekannt durch die Reisen einiger Franzosen in den 60er Jahren. Den Congo hatte der Engländer Tuckey 1816 bis oberhalb des heutigen Isangila stromauf befahren, während im portugiesischen Angola die Ueberlandroute Livingstone's von 1854/55 und weiter im Innern der Sambesi die Grenze gegen besser bekannte, südlich liegende Theile bildete. Die vorläufigen Resultate von Livingstone's dritter Reise, die Stanley heimgebracht, zeigten weit im Osten des ganzen Gebiets, im Südwesten des Tanganika, die Seen Bangueolo und Märu, denen der

Lualaba (Luapula) entströmte, und dieser Fluß tauchte dann im Norden bei Njangwe von neuem auf und gab zu gewagten Hypothesen Veranlassung. Aus den Nilländern kommend, hatte Schweinfurth 1870 den Uëlle, einen großen, westwärts gehenden Strom, gefunden; auch das Schicksal des Uëlle bedeutete ein Problem. Westlich vom oberen Nil klaffte also wieder eine Lücke bis zum Schari, der von Nachtigal aber inzwischen (1872) bis zum 9. Grad n. Br. verfolgt worden war. Am Benue endlich, im heutigen deutschen Schutzgebiet Kamerun, stellten die Forschungen Barths (1851) den Uebergang zu den bekannteren Theilen des Sudan dar. — Raum also hatten die Forscher, wenn sie auf geographische Entdeckungen ausgehen wollten oder konnten, in diesem den Flächengehalt des Deutschen Reiches fünf- bis sechsmal umspannenden Gebiet noch immer, und vor allem lockte ja das eben erst von Livingstone aufgeworfene Lualabaproblem, die Frage nach dem Verbleib jener gewaltigen Wassermassen Innerafrika's. Wo mündeten sie? Gingen sie zum Congo, wie die deutsche Kritik schon annahm, oder in den Ogowe, den Benue, oder gar, wie Livingstone gemeint hatte, zum Nil?

Als Operationsbasis wurde die Loangoküste ausersehen, wo das unbekannte Gebiet von den Wellen des Ozeans bespült wurde und jeder Schritt als eine Eroberung für die Wissenschaft gelten durfte. Führer war der Privatdozent Dr. Güßfeldt, der sich an den Kosten der Expedition mit einer namhaften Summe betheiligt hatte. Er kam mit zwei Gefährten im Juli 1873 an die Loangoküste, wohin der Vorsitzende der Gesellschaft, der unermüdliche Bastian, ihm bereits in der Absicht, das Terrain zu sondiren, vorausgegangen war. Die Unternehmung wurde von ihrem Beginne an von Mißgeschick heimgesucht; so ging durch Schiffbrüche zweimal die Ausrüstung verloren, und es kam der Oktober heran, bis die als Stützpunkt für weitere Reisen ausersehene Station Tschintschotscho (bei Landana, 5° s. Br.) vollendet war und bezogen werden konnte. Bastian kehrte nun heim, und nach und nach wurde der Expeditionsstab vollzählig. Zur Loango-Expedition im engeren Sinne gehörten außer Güßfeldt sieben Europäer, darunter Stabsarzt Dr. Fallenstein, Dr. Pechuël-Loesche und Soyaux, die sich mit besonderem Erfolge ihren Fachaufgaben unterzogen haben. Unter vorbereitenden Versuchen verging der Rest des Jahres 1873 und das ganze Jahr 1874. Am weitesten landeinwärts — ca. 100 km in gerader Richtung von der Küste — kam dabei Güßfeldt auf einer Reise den Kuillu entlang, in den Monaten Oktober und November 1873; im nächsten Jahre ging er an einigen Küstenflüssen, u. a. am Loango Luz, kurze Strecken hinauf. Man gelangte infolge dieser Versuche zu der Ueberzeugung, daß die Eingeborenen der Loangaküste als Träger für einen Vorstoß ins unbekannte Innere nicht in Betracht kamen, und griff nun auf die Benguelaleute des portugiesischen Westafrika zurück, die seit langen Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, auf ausgedehnten Handelszügen Reiseerfahrung und Unternehmungslust gewonnen hatten. Benguelaträger wurden also nach der Loangoküste gebracht — aber auch sie desertirten, als nach vielen Mühen im Mai 1875 endlich der Aufbruch erfolgte. Die Benguela versagten deßhalb, weil auch ihnen der „Sprung ins Dunkle" gefährlich erschien; in ihren südlichen Reisegebieten gab es für sie kein Ziel, das ihnen im Laufe der Generationen nicht wenigstens dem Namen und der ungefähren Lage nach bekannt geworden wäre — hier im Norden aber sahen sie sich ganz fremden Verhältnissen gegenübergestellt, und denen war ihr Muth nicht gewachsen.

Völlig entmuthigt ging Güßfeldt nun nach Europa, um über etwaige weitere Schritte mit dem Vorstande der Gesellschaft zu berathen. Die Folge war Güßfeldts Rücktritt im September 1875. Pechuël-Loesche und Fallenstein verharrten noch einige Monate auf der Station, bis sie ebenfalls abberufen wurden. Am 5. Mai 1876 wurde Tschintschotscho aufgegeben, die beiden Forscher traten die Heimreise an, und die Loango-Expedition hatte damit ihren Abschluß erreicht. Ueber die Ursachen des Mißerfolges ist viel gestritten worden; man hat sie in den Persönlichkeiten, in der ganzen Anlage der Expedition, in der Unmöglichkeit, Träger zu bekommen, in dem Fehlen jeglicher älteren Handelsverbindung der Loangoküste mit dem Innern gesucht. Wahrscheinlich haben alle diese Momente zusammengewirkt. Das „Durch unter allen Umständen!" die reine Entdeckungs- und Pionierarbeit als vornehmste Aufgabe war der Expedition jedenfalls nicht mit jener unerbittlichen Schärfe vorgezeichnet, die oft schon allein den Erfolg zu erzwingen imstande gewesen ist. Billigerweise aber darf man in diesem Falle auch nicht die Thatsache außer acht lassen, daß später die Verbindung mit der Loangoküste vom Congo und Ogowe aus eher und leichter bewerkstelligt worden ist, als der von der deutschen Expedition versuchte Durchbruch in umgekehrter Richtung.

Im Zentrum also war der Angriff auf das Innere des Welttheils gescheitert; es operirten aber gleichzeitig und selbständig noch ein nördlicher und südlicher Flügel, und diese mit mehr Glück, weil unter besseren Bedingungen. Im Juni 1874 hatte die Gesellschaft den Geologen Dr. Lenz hinausgeschickt, der zunächst 2 Jahre hindurch im Mündungsgebiet der Gabunflüsse und des Ogowe forschte und Mitte 1876 einen glücklichen Zug den Ogowe aufwärts unternahm, der ihn über den fernsten Punkt seiner französischen Vorgänger erheblich hinausführte. Mit einem recht annehmbaren Erfolge konnte Lenz mithin seine Thätigkeit abschließen. — Der südliche Flügel war seit Februar 1875 an der Arbeit; es handelt sich hier um die sogenannte Cassange-Expedition (Cassange ein Handelsort im Innern Angola's), die ihren Ausgangspunkt in Loanda, der Hauptstadt Portugiesisch-Westafrika's, nahm. Ihr kam der Vortheil in vollem Maße zugute, der der Loango-Expedition dauernd versagt geblieben war: das durch lange Bekanntschaft mit seinem Reisegebiet geschulte und deßhalb lenksame und couragirte Trägermaterial. Der Führer der Expedition, Hauptmann v. Homeyer, wie das Mitglied Soyaux mußten allerdings schon in Pungo Ndongo, weil sie krank wurden, umkehren; der Zweite im Kommando, der österreichische Oberlieutenant Lux, führte darauf die Karawane über den Quango hinaus ins Stromgebiet des Kassai bis Kimbundo, schlug aber von hier ebenfalls krankheitshalber den Heimweg ein. Nur Dr. Paul Pogge, der sich auf eigene Kosten der Expedition als Jäger angeschlossen, blieb gesund und thatenlustig. Er kam im Dezember 1875 in der Mussumba des Lundaherrschers Muata Jamoo an, zu der bisher nur einige einfache portugiesische Händler vorgedrungen waren. Pogge's kühnem Zuge ward nun hier freilich ein Ziel gesetzt, da der Muata von einer Weiterreise nichts wissen wollte; als der Reisende aber im April 1876 glücklich wieder die Küste erreicht hatte, durfte er sich mit Genugthuung sagen, daß er vor allen anderen Seudlingen der Gesellschaft dieser den augenfälligsten Erfolg verschafft hatte. Sein nächster Nachfolger, der aus Südafrika wohlbekannte Eduard Mohr, starb plötzlich im November 1876 in Malange, nachdem er im August von der Küste aufgebrochen war. — Die selbständige Wirksamkeit der ersten deutschen Afrikanischen Gesellschaft hatte damit ihr Ende gefunden.

Ehe wir die weitere Entwicklung dieser Gesellschaftsforschung verfolgen, werfen wir einen Blick auf das bisher Erreichte. Die Loango-Expedition hatte die Kenntniß Afrika's räumlich nicht in nennenswerthem Umfange erweitern können.

Einige Flußaufnahmen waren zwar willkommen, standen aber in ihrer Bedeutung in keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Kosten und Mühen. Dafür allerdings hatten die Expeditionsmitglieder ihr Operationsfeld, die Loangoküste, in allen Zweigen der Naturwissenschaften und der Völkerkunde aufs genaueste durchforscht und umfangreiche Beobachtungen, Sammlungen und Messungen heimgebracht. Selbst heute, da die Detailforschung schon an verschiedenen Stellen in Afrika eingesetzt hat, besitzen wir nur von wenigen engumgrenzten Theilen des Kontinents eine so ins einzelne gehende Kenntniß, wie von der Loangoküste und ihren Bewohnern. Besonders verdient darum sind Güßfeldt, Falkenstein und Pechuël-Loesche, die Herausgeber des großen Reisewerkes der Loango-Expedition. Dieses Werk ist leider noch immer unvollendet, und es scheint unter den heutigen Verhältnissen, da des Deutschen Interesse sich anderen Gebieten Afrika's zugewandt hat, keine Aussicht vorhanden zu sein, daß es zu Ende geführt wird. Veröffentlicht sind der 1. und 2. Band und vom 3. die erste Abtheilung — letztere schon vor 17 Jahren. Jedenfalls ist in diesem Torso eine solche Fülle werthvollen Materials niedergelegt und verarbeitet worden, daß er trotz der zahllosen französischen und belgischen Reisenden der letzten anderthalb Jahrzehnte noch immer seine Bedeutung behält und wahrscheinlich auch behalten wird. Das Errungene hat also viel gekostet, aber nicht zu viel, und in der Geschichte der deutschen Afrikaforschung wird die Loango-Expedition daher stets einen Ehrenplatz einnehmen.

Die Ergebnisse der Lenz'schen Reisen können schon deßhalb nicht so umfangreich und vielseitig sein, weil der Forscher auf sich allein angewiesen war. Dagegen sind seine Aufnahmen ausgedehnter als die der Loango-Expedition, und hierin, sowie in seinen geologischen Resultaten liegt des Reisenden Hauptverdienst. Daneben haben die Schilderungen der Völker des Ogowe- und Gabungebiets, u. a. der menschenfressenden Fan, besonderes Interesse. (Vgl. Lenz, Skizzen aus Westafrika. 1878.) — Die wichtigste Bedeutung endlich der Cassange-Expedition liegt in der Thatsache, daß durch Pogge der Zugang ins tiefe Innere Süd-Aequatorialafrika's geöffnet wurde. Pogge war kein wissenschaftlich vorgebildeter Reisender, wenn er auch die Gabe hatte, recht scharf und unbefangen zu beobachten. Doch konnte wenigstens seine Route mit befriedigender Sicherheit zu einem relativ guten Kartenbilde verarbeitet werden, auf dem ganz neue Länder von gewaltiger Ausdehnung zur Anschauung kamen — und räumliche Erfolge sind es ja, die das Interesse der Allgemeinheit der geographischen Forschung in erster Reihe sichern. Alles in allem verdient Pogge's Reiseleistung Bewunderung, so wenig sie auch damals angesichts der eben vollendeten Afrikadurchquerung Camerons in ihrem vollen Werth erkannt worden ist. Jedenfalls hat Pogge's Lundareise die wichtigsten Folgen für den weiteren Gang der deutschen Afrikaforschung gehabt; wie wir noch sehen werden, fußte letztere auf den Resultaten, die dieser Pionier glücklich gewonnen.

Um diese Zeit nun (1876) machten sich bei einzelnen Nationen mit Bezug auf Afrika Bestrebungen geltend, die seit der Gründung der Londoner Afrikanischen Gesellschaft von 1788 zwar niemals ganz geruht, den Gang und Charakter der Forschung aber immer nur zeitweilig maßgebend beeinflußt haben — Bestrebungen, die dem Gedanken von der Kulturmission der Europäer im Dunkeln Welttheil entsprangen. Ihnen war die Erforschung Afrika's nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck. Neben diesen Zielen religiöser und philanthropischer Art traten aber auch solche in den Vordergrund, die auf praktische Vortheile gerichtet waren, auf die Erweiterung des Handels, auf die Erschließung neuer Absatz- und Produktionsgebiete. Diese Vermischung humaner mit materiellen Absichten kehrt häufig wieder, sie ist aber keineswegs so seltsam, wie es auf den ersten Blick erscheint; das eine Moment schließt das andere nicht aus. Durch den Hinweis auf die idealen Kulturaufgaben werden die sehr einflußreichen Kreise gewonnen, denen vor allem das Wohl des schwarzen Menschen am Herzen liegt und die für ausschließlich handelspolitische Ziele nicht zu haben wären; und andererseits werden die nicht minder mächtigen Kreise, die nur durch die Aussicht auf Eröffnung neuer Handelswege und andere greifbare Vortheile interessirt werden können, durch das Voranstellen praktischer Zwecke zur Mitarbeit gewonnen, zur Hergabe von Mitteln veranlaßt. Aus dem Zusammenwirken beider Richtungen haben sich nach der Erfahrung die Hauptvortheile immer für die letztere ergeben; namentlich lehrt das die Geschichte der englischen Afrikabestrebungen früherer Jahrzehnte. Es sei daran erinnert, daß die beiden letzten großen Reisen Livingstone's (1858—64 und 1866—73) gleichzeitig durch die Absichten der Philanthropen wie der Handelskreise Englands gestützt worden sind. — Eine neue Vereinigung solcher human-praktischer Bestrebungen bahnte nun im Jahre 1876 der König der Belgier an; der Unterschied gegen früher war nur der, daß jetzt alle Kulturvölker zur Betheiligung eingeladen wurden, daß der König ein internationales Unternehmen im Auge hatte. So trat nach Konferenzen in Brüssel im September 1876 die „Internationale Afrikanische Association" ins Leben, die sich also nicht nur die geographische Forschung, sondern in der Hauptsache die Erschließung Afrika's für Handel, Verkehr, Zivilisation und Christenthum zum Ziel gesteckt hatte. Die Männer, die die erste deutsche Afrikanische Gesellschaft geleitet hatten, waren Mitglieder der Association geworden, da Leopold II. sich naturgemäß an die allgemein anerkannten Führer der deutschen afrikanischen Bestrebungen gewandt hatte, und so lag der Gedanke nahe, den Arbeitsantheil der Deutschen am Werke der Internationalen Association auf die noch bestehende „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's" zu übernehmen. Es kam auch der Umstand hinzu, daß die Mittel der deutschen Gesellschaft erschöpft waren, und sich nach dem bisherigen Gang ihrer Thätigkeit wenig Hoffnung bot, sie aus privaten Beiträgen wieder aufzufüllen — während die Gesellschaft andrerseits auf die materielle Hülfe des opferwilligen Königs Leopold, sowie darauf rechnen durfte, daß sein Beispiel auch im deutschen Vaterlande anregend wirken würde. Ein Anschluß sans façon an die Association verboten nun aber die Statuten der deutschen Gesellschaft, und so bildete sich denn in Deutschland am 18. Dezember 1876 zunächst ein zweiter Afrikaverein, die „Deutsche Afrikanische Gesellschaft", die nicht mehr ausschließlich in geographischen Kreisen wurzelte und die erweiterten Aufgaben der Brüsseler Association acceptirte, an deren Spitze aber zum Theil die Führer der alten Afrikagesellschaft standen. Die neue Gesellschaft sollte einmal die Aussendung eigener Expeditionen und die Gründung von Stationen betreiben, dann aber auch die „Internationale Association" materiell unterstützen. Nach Verlauf von fünf Vierteljahren, am 29. April 1878, geschah dann der letzte, mit Nothwendigkeit sich ergebende Schritt, die Verschmelzung der beiden deutschen Gesellschaften zu einer „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", da sich eben nur daraus ein ersprießliches Wirken erhoffen und ermöglichen ließ. Diese in der Reihe der deutschen Afrikavereine dritte — und weitaus wichtigste — Gesellschaft nahm die erweiterten Grundsätze der „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft" an. Ueber Zweck und Mittel zum Zweck der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" geben die §§ 1 und 2 ihrer Statuten Aufschluß; es heißt darin: „Die Gesellschaft verfolgt im Anschluß an die in Brüssel gegründete „Internationale

Digitized by Google

Afrikanische Association" nachbenannte Zwecke: 1. die wissenschaftliche Erforschung der unbekannten Gebiete Afrika's; 2. deren Erschließung für Kultur, Handel und Verkehr; 3. in weiterer Folge die friedliche Beseitigung des Sklavenhandels." Die Gesellschaft sucht diese Zwecke zu erreichen „1. durch Aussendung und Unterstützung wissenschaftlich gebildeter Reisender, namentlich Einzelreisender; 2. durch Anlegung von Stationen an vorgeschobenen Punkten, welche bestimmt sind, theils als Stützpunkte für die Reisenden, theils als Mittelpunkte für Kultur, Handel und Verkehr zu dienen. Außerdem wird die Gesellschaft die Unternehmungen der „Internationalen Afrikanischen Association" durch Geldbeiträge unterstützen."

Es sei gleich bemerkt, daß diese Unterstützung an die Association — soweit das Organ der Gesellschaft, die „Mittheilungen", darüber Aufschluß gibt — nur einmal geleistet zu sein scheint, nämlich im Juli 1878 mit 10,000 M. Es gestaltete sich vielmehr umgekehrt das Verhältniß dahin, daß die Association mit ihren beträchtlichen Mitteln der deutschen Gesellschaft unter die Arme griff und ihr dadurch einmal die Aussendung einer größer als sonst angelegten Expedition ermöglichte. Im übrigen war die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" auf die ihr vom Reich zu gewährenden Summen angewiesen, die in den ersten Jahren eine nur bescheidene Höhe erreichten; nebenher kamen die Mitgliederbeiträge so gut wie gar nicht in Betracht. Der Reichstag bewilligte für die allgemeinen Zwecke der Afrikaforschung 1878/79 60,000 M., 1879/80 70,000 M., 1880/81 75,000 M. u. s. f. Von diesen Beträgen aber erhielt die Gesellschaft immer nur einen Theil, wenn auch den größten; den Rest verwendete die Regierung für besondere afrikanische Forschungszwecke. 1880/81 erhielt die Gesellschaft von den bewilligten 75,000 M. gar nur 38,000 M., also die Hälfte, weßhalb sie sehr sparsam wirthschaften mußte und ihre Aufgaben in nur mäßigem Tempo angreifen konnte. Unter diesen Umständen waren natürlich die 40,000 Fr. sehr willkommen, die die Association der Gesellschaft im Jahre 1879 für eine ostafrikanische Expedition als Beihülfe zur Verfügung stellte. Nach 1880 lockerte sich allmählich das Verhältniß der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" zur Association, deren belgischer Zweig schließlich in dem Congo-Unternehmen Stanley's vollständig aufging, und die deutsche Gesellschaft trat dann nach und nach immer selbständiger auf, nachdem sie um die Mitte der 80er Jahre Reichszuschüsse von 100,000 bis 150,000 M. jährlich erhielt. Die gleichzeitig mit der deutschen Gesellschaft im Anschluß an die Association gegründeten Afrikanischen Vereinigungen der anderen Kulturstaaten kamen entweder nicht über das Entstehungsstadium hinaus, oder wurden bald durch koloniale Bestrebungen absorbirt, wie ja die belgische selbst.[1])

Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" überdauerte alle Schwestergesellschaften und hat während ihres kaum 10jährigen Bestehens für die Entschleierung Afrika's unvergleichliches geleistet — sie ist die erfolgreichste aller afrikanischen Gesellschaften, die je existirt haben. An ihrer Spitze standen Männer wie Frhr. v. Richthofen, Gustav Nachtigal, Frhr. v. Schleinitz und W. Reiß, im Vorstande und Ausschuß saßen hervorragende Afrikareisende und Gelehrte; sie war auch glücklich in der Wahl ihrer Sendlinge, von denen Manche, wie Rohlfs, Stecker, Pogge, Kaiser, Böhm, Flegel und Kund schon im Laufe der Jahre gestorben sind, zumeist in Afrika selbst — während Andere, wie Buchner, Lenz, Büttner, Reichard, Wißmann, Staudinger und Tappenbeck noch unter uns weilen und sich zum Theil um die spätere koloniale Thätigkeit des Deutschen Reiches Verdienste erworben haben. — Verfolgen wir nun die Wirksamkeit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" in ihrer hervorragendsten Aeußerung, in den Erfolgen ihrer Reisenden, zunächst bis zum Jahre 1884, als sie ihre Aufgaben räumlich einschränkte.

H. Singer.

1) Zur Association gehörige afrikanische Gesellschaften wurden außer in Deutschland und Belgien noch gegründet: in Spanien, Portugal, Italien, Oesterreich, Ungarn, Rußland, Frankreich, der Schweiz und in Nordamerika. Einige haben geringe Beiträge an die Association entrichtet, andere sind, wie oben bemerkt, eigentlich nie recht ins Leben getreten.

Das Martendrücken.

Von Dr. Franz Söhns (Sandersheim).

Das Alpdrücken, sagt die Medizin, ist die Folge einer durch unregelmäßige Lebensweise, durch allzuenge Kleidung oder endlich durch Ausdehnung der luftgefüllten Gedärme eintretenden Stockung des Bluts in den Lungengefäßen.

Ganz anders das Volk. Wie kann das aus dem eigenen Organismus kommen, was man deutlich von außen her auf sich zukommen, sich niederlegen, lasten fühlt! Solcherlei auf eine natürliche Veranlassung zurückführen wollen, heißt das eigentliche Wesen der unheimlichen Erscheinung völlig verkennen. Daß ihr etwas übernatürliches zugrunde liegt, sagen doch schon die Namen Alp und Mar.[1]) Was kann das besonders in Mitteldeutschland und einem großen Theile Oberdeutschlands bräuchliche Alp anders sein als ein elfischer Quälgeist, ein tückisches „Gespenst"? Das wußten doch schon unsre Altvordern! Schon dem Mittelhochdeutschen ist alp = Gespenst, und gehören nicht das agl. aelf, das engl. elf, das altnord. alfr und unsre Elfen derselben geisterhaften Sippe an? Und wenn man in seiner wahrscheinlichsten Herleitung das Wort zu der sanskrit. Wurzel rabh stellt und es mit rbhus verwandt sein läßt, muß dann nicht selbst der vorurtheilsfreie Forscher der Sprache steif und fest behaupten, daß es in seiner ursprünglichsten Bedeutung als Truggeist, item als etwas übernatürliches erscheint? Und die noch viel ältere,[2]) zumeist in Niederdeutschland und Skandinavien heimische Mare, welche die Isländer und Norweger mara, die Dänen mare und nattemare, die Holländer nachtmerrie, die Engländer nightmare, die Franzosen cauche-mar nennen? Auch die Mar bedeutet ein überirdisches Wesen, ursprünglich eine Todtenerscheinung, wenn man Kuhns ansprechender Zusammenstellung des Worts mit dem lat. mori und indischen maruts vor den mancherlei anderen Erklärungen den Vorzug gibt.[3]) Also auf jeden Fall ein gespenstisches Wesen. Und nichts ist durchsichtiger als die Art ihrer Entstehung. Es ist erwiesen, daß, wie fast alle Völker des Alterthums, so auch die Germanen den Glauben an ein Fortleben der Seele hatten. Dem Menschen wohnt ein zweites Ich inne, das nicht absolut an den Körper gebunden ist, das ihn verlassen kann, das ihn thatsächlich zumeist zeitweise verläßt im Schlafe, sicher und für immer im Tode. Muß man doch noch heute nach dem Tode eines Menschenkindes sofort Thür und Fenster öffnen, damit die Seele hinausfliegen kann! Die Seele, das zweite Ich des Menschen, ist, wie ihre Hülle, der Körper, persönlich gedacht; als Person wandelt sie, wenn sie

1) Daneben auch Marr, Mart, Marte, der Mar, Nachtmar, Mohr, altsächs. backmahrte, worin wohl back für Bock, d. h. Teufel, steht, allemann. Schrättele von schrat = Gespenst und endlich in Tirol Trud.

2) Das Wort findet sich bereits bei den ältesten Skalden, während alp als Simplex nicht über die mittelhochd. Zeit hinaus belegbar ist.

3) Als Todtenerscheinung begegnet die Mar in der nordischen Ynglingasaga, die nach einer Quelle des 9. Jahrhunderts erzählt, wie König Valandi von Schweden einst von einer mara im Schlafe todtgetreten sei. Das Treten steckt auch in der franzos. Benennung, deren erster Theil das latein. calcare = treten, dann pressen ist.

den Körper des Schlafenden verlassen, in mancherlei Gestalten umher, geht zu Tanz und Spiel, freut sich ihres problematischen Daseins (Walpurgisnacht!), verübt aber auch als Alp und Mar allerlei Unfug. Natürlich wagt sie alles das, wie die gesammte elfische Sippe, nur zur Nachtzeit. Das Licht des Tags zu scheuen, hat sie ihre Gründe. Ihr unheimliches Treiben ist zu Ende, sobald die Geisterstunde vorüber, sobald der erste Hahnenschrei — Luzifers Warnruf — erschallt. Solange aber belästigt sie — nach späterer Ansicht nun nicht mehr die Seele eines Abgeschiedenen, sondern eines Lebenden, und zwar eines weiblichen Wesens — die unglückliche Menschheit und besonders durch das gespenstische Drücken im Schlafe, das Martendrücken. Am liebsten drückt die Mar den männlichen Menschen. Durch die kleinsten Ritzen gelangt sie in seine Kammer, häufig in Gestalt eines Strohwischs — die Proteusnatur gehört zu ihrer Charakteristik — in den sie sich auch wandelt, wenn man sie zu greifen denkt.[1]) Eine weitere Eigenthümlichkeit der Mar ist ihre Verschmitztheit. Die Grafschaft Ruppin hat davon folgende Ueberlieferung: Einst wurde ein Bauer lange von einer Mar heimgesucht. Um sich von derselben zu befreien, wandte er sich an einen klugen Mann, der ihm den guten Rath gab, nachzusehen, „wo der Zimmermann das Loch gelassen habe", d. h., wo durch einen fehlenden Nagel in der Thür, am Fenster oder sonstwo ein Loch gelassen sei. Dieses Loch solle er alsdann, während er selbst von der Mar gedrückt werde, durch einen Anderen schließen lassen, alsdann würde er das Wesen, das ihm so viele Qualen verursache, fangen. Der Bauer befolgte den Rath und fand am anderen Morgen in seiner Stube ein Mädchen, das nur mit einem weißen Hemde bekleidet war. Anfangs war sie ganz verzweifelt, beruhigte sich aber bald, ja, als der Bauer ihr endlich den Vorschlag machte, bei ihm zu bleiben und seine Frau zu werden, ging sie auch darauf ein. Sieben Jahre hatte sie bei dem Bauer gelebt und ihm drei Kinder geboren, als sie eines Tags ihren Mann fragte, auf welche Weise er ihrer einst habhaft geworden sei. Unbesonnener Weise zeigte ihr der Mann die Stelle, durch die sie in das Zimmer eingedrungen war und öffnete sie sogar wieder auf ihre dringenden Bitten. Da schnatterte es draußen plötzlich, und die Frau rief aus: „Hört, wo de Gäns von mine Mutter schnattern!" und im nächsten Augenblick war sie durch das Loch verschwunden. Der Bauer blieb nun zwar vom Alpdrücken für immer befreit, bekam aber auch seine Frau niemals wieder zu sehen.[2]) —

Aehnliches, nur mit besserem Ausgange, berichtet Knoop aus Hinterpommern. Ein Offizier in einer Stadt wurde öfters von der Mar gedrückt. Als es einmal wieder geschah, verstopfte sein Bursche auf den Befehl seines Herrn sämmtliche Thür- und Fensteröffnungen, so daß es der Mar nicht möglich war, zu entschlüpfen. Als der Offizier am Morgen erwachte, fand er ein hübsches Mädchen in seinem Zimmer. Aber so sehr er sich auch bemühte über ihre Herkunft etwas zu erfahren, es gelang ihm nicht. Trotzdem heirathete er sie und lebte mehrere Jahre glücklich mit ihr. Da wurde der Offizier versetzt, und nun ließ die junge Frau nicht mit Bitten nach, bis jene Löcher wieder geöffnet wurden. Es geschah, und am andern Morgen war die junge Frau verschwunden. Doch nicht spurlos: auf den Tisch stand mit Kreide geschrieben: Willst du mich suchen, der Kommandant von London ist mein Vater! Sofort reiste der Offizier ihr nach, fand sie, ließ sich umtaufen und lebte nun glücklich mit ihr bis an sein Ende.

Von der absonderlichen Gepflogenheit einer Mar weiß Zingerle zu berichten.[1]) Zu einem Knechte kam die Mar und drückte ihn, wenn er erst nach dem Ave Maria-Läuten in seine Kammer ging. So oft er aber vor dem Betläuten im Bette war, blieb er von ihrem unliebsamen Besuche verschont. Wenn es ihm gelang, Jemand laut zu nennen, mußte sie auf der Stelle aufhören, ihn zu drücken.

Aber nicht nur Erwachsene und nicht nur Männer drückt die Mar, mit Vorliebe auch kleine Kinder und Kindbetterinnen, und es bedarf nicht selten der größten Vorsicht der Hebammen, um hier Unheil zu verhüten.

Einzelne Berichte geben Auskunft darüber, wie man die Mar erkennen kann. Aus dem Fischerdorfe Gothmund bei Lübeck, erzählt Schumann nach dem Berichte eines Aeltermannes des Ortes, fuhr einstmals mein Großvater mit seinem Knecht in der Nacht auf der Trave und legte sich im Kahn schlafen. Da kam „der Mohr" und drückte ihn. Schnell nahm der Knecht eine „Schüssel" voll Wasser und goß sie über den Aechzenden. Nun wurde er wach und frei, aber der Knecht war von Stunde an krank und lag vier Wochen schwer darnieder. Da sprach der Alte: „Nachtmohr, komme morgen früh zu mir, dann wollen wir Bramtwein trinken." Und siehe, am anderen Morgen kam eine alte Frau, die fragte ihn, ob er keinen Branntwein habe. Er sagte nein. Es war die Hebamme aus dem nächsten Dorfe. Als sie sich erkannt sah, wagte sie nicht mehr, den Knecht zu behelligen, der nun langsam genas. — In Tirol ist es allgemein üblich, daß man der Trud beim Entwischen zuruft: „Komm morgen um ein Gehet!" Hört sie es wirklich noch, so muß sie frühmorgens kommen, um etwas zu leihen (daher das Gehet). Da weiß man dann sofort, wer es gewesen. Sieht man sie kommen, noch ehe sie zu drücken beginnt, was übrigens zu den größten Seltenheiten gehört, so braucht man ihr nur zuzurufen: Komm morgen um die drei weißen Gaben! Sie wird daraufhin sofort davongehen und am anderen Tage wieder erscheinen. Gibt man ihr dann die drei weißen Gaben, nämlich weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei, so wird sie dieselben nehmen und nie wiederkehren.

Uebrigens drückt die Mar hier und da auch Thiere, besonders gern Rosse, seltener Kühe; Schweine sind ihr ein Graus. Ein Bauer, erzählt Zingerle, hatte eine kreuzbrave Dirne, die aber oft sehr traurig und niedergeschlagen war. Da fragte er sie einmal, was ihr fehle. Sie antwortete darauf, sie sei eine Trude und könne deßhalb vor Mitternacht nicht schlafen, denn sie müsse aufstehen und drücken. Als der Bauer nun weiter fragte, ob es denn kein Mittel dagegen gäbe, antwortete sie: „Wenn ich ein Roß erdrücken dürfte, wäre mir für immer geholfen." — „Nun, so schenke ich dir mein Roß," sprach lächelnd und ungläubig der Bauer. Am folgenden Morgen lag das Pferd erdrückt im Stalle; die Dirne aber war seitdem nicht mehr geplagt. Sie war von da an immer guter Dinge und bekam ein gesundes Aussehen.

Nicht einmal der Baum ist sicher vor der Mar. Auf einem Hofe zu Unterholz im Pfitschthale, berichtet Alpenburg,[2]) diente eine brave, fleißige Magd bei einem reichen Bauern; sie hatte aber die Gewohnheit, zur Nachtzeit gar zu gern fortzugehen. Das gefiel dem Bauern nicht und er wollte sie daher ihres Dienstes entlassen. Da bekannte ihm die Dirne, daß sie das Unglück habe, eine Trude zu sein. Sie verabscheue aber diese dämonische Gewalt und gehe daher des Nachts in den Wald und drücke Bäume. Da

---

[1]) Die Ansicht, daß elfische Wesen den Menschen in Gestalt von Aehren und Halmen besuchen, ist altgermanisch. Die Götter selbst sollten den Menschen in dieser Gestalt nahen. Vgl. Mogk in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, und Söhns: Unsre Pflanzennamen (Teubner 1897) S. 17.

[2]) Sagen aus der Grafschaft Ruppin von K. E. Haase.

[1]) Sitten, Bräuche u. s. w. in Tirol, 1871.

[2]) Mythen und Sagen Tirols, 1857.

Digitized by Google

erkundigte sich der Bauer, der ein mitleidiges Herz hatte, bei einem Viehdoktor im Marniterthale, der als Hexenmeister bekannt war, und bei einem Knappen auf Schneeberg, der mancherlei vom Bannen verstand, und Beide riethen ihm, er solle der Dirne seine beste Kuh opfern, d. h. erlauben, daß sie dieselbe in der Nacht todtdrücke, jedoch dürfe er nicht das geringste Leid darum verspüren. Er that es, und nachdem die Trude das Thier todtgedrückt, war sie geheilt. Aehnlich weiß auch Zingerle den Hergang zu berichten, nur daß bei ihm an die Stelle der Kuh der beste Stier des Stalles tritt. Bei Leoprechting (Aus dem Lechrain, 1855) wird ein schwarzer Hahn an den Baum, welchen die Trude mit Vorliebe aufsucht, gebunden und dem Thiere ein Schlaftrunk eingegeben. Als nun das Mädchen wiederkommt, „trudet" sie den Baum und drückt dabei den Hahn todt. Dadurch aber ist ihr geholfen, sie fühlt sich wieder wohl und fröhlich, als wenn ihr ein schweres Gewicht abgenommen wäre. Aber erfahren hat sie nie etwas davon. Uebrigens sind derartige von Truden aufgesuchte Bäume schon äußerlich erkennbar; auf ihren Aesten wächst die Mistel, der „Mar des Baumes".

Der eigenthümliche Zug düsterer Gesinnung und Unbefriedigung, der durch alle Hexensagen hindurchgeht, fehlt auch bei den Maren nicht. Zumeist sind sie tief betrübt über ihre unheimliche Thätigkeit, die sie doch trotz aller Anstrengung nicht lassen können, zu der sie durch eine unwiderstehliche dämonische Gewalt getrieben werden. Den meisten ist der unselige Trieb angeboren, sei es, daß sie in einem bösen Zeichen das Licht der Welt erblickten oder daß die Wehmutter sich eines Zaubermittels bediente oder endlich, daß die Mutter statt christlichen Ertragens der Geburtswehen den Teufel zu Hülfe rief. Ein so geborenes Mädchen wird sicherlich eine Mare. Aber, meint der Samländer,[1]) auch schlechte Menschen können ein Kind, besonders ein Sonntags geborenes, zur Mare machen. Der Pathe oder die Pathin braucht dazu nur bei der Taufe Hemd, Rock, Strümpfe, kurz alles, was möglich ist, verkehrt anzuziehen und auf die Frage des Pfarrers: soll das Kind getauft werden, anstatt des Ja der anderen Pathen ein dumpfes „Mar" zu antworten — dann wird das Kind zweifellos eine Mar und muß alle Nächte draußen umgehen.

Aeußerlich ist die Mar daran zu erkennen, daß ihr die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind, daß sie also ein „Näpel" ist, wie der Rheinländer derartige Menschen nennt. Natürlich wohnt ihr auch etwas scheues, unstetes inne, das sie unfähig macht, einen durchdringenden Blick zu ertragen.

Eine Verbildung hat die Marsage bereits zu verzeichnen, wenn sie berichtet, daß auch Thiere zu Truden werden können. Gewiß wohnte nach der Ansicht der Alten auch den Thieren eine vom Körper unabhängige Seele inne, gewiß verläßt auch sie zeitweilig ihr Gehäuse, allein sie ist bei ihren Wanderungen stets wieder an Thierkörper gebunden. Daher tritt uns in der betreffenden Erzählung Leoprechtings bereits eine Trübung der ursprünglichen Marsage entgegen: Ein Postillon wird von seiner eigenen Mähre geritten, während diese wieder von einer Trude besessen ist. Er legt flugs seinen Strohmann ins Bett, verbirgt sich und zerschneidet das Gespenst der Trude, das schlangenähnlich und dünn wie ein Haar seinem Bette zuschwebt, mittendurch. Er ist erlöst, aber am anderen Morgen findet er sein Sattelpferd der Länge nach im Stalle auf dem Boden liegen, krepirt und bereits ganz kalt. Außerdem, fährt der Bericht etwas unklar fort, war damit auch die Trude getödtet, die in dem Thiere ihren Sitz gehabt. Auch sie hatte mit dem Schnitte ihren „Triff" (= Treff) erhalten, daß es für alle Zeit aus war mit ihr. Die ganze Erzählung kann, wie man sieht, den Eindruck des Gemachten, Erkünstelten nicht verleugnen.

Es wäre seltsam, wenn der Aberglaube, zu dessen zähesten Gebilden die Mar gehört, nicht auch zugleich über Mittel gegen dieselbe verfügte. Er hat ihrer eine stattliche Anzahl. Zunächst braucht man ja, wie wir sahen, nur sämmtliche Ritzen und Löcher der Kammer zu verstopfen und dem unheimlichen Gaste so den Eintritt zu sperren. Aber es gibt noch mancherlei andere, sicherer wirkende. Dazu gehören in erster Linie die Drudensteine, Kieselsteine, die ein natürliches Loch in der Mitte haben, sie sind der Mar das verhaßteste. Daher hängen Hebammen solche Steine, wenn irgend thunlich, an Kindbetten auf. Auch der Drudenfuß, das bekannte Pentagramm der Pythagoreer, an der Thür, dem Bett, der Wiege angebracht, verfehlt seine Wirkung nicht. Ist er doch überhaupt gegen alle Teufeleien ein sicherer Schutz! Völlig unnahbar aber ist ein solcher Drudenfuß, wenn er aus einem rothen Wachsstocke gefertigt ist, der an Mariä Kerzenweihe (in Tirol Mariä Lichtmeß) geweiht wurde und als Amulet auf dem Herzen getragen wird. Sehr wirksam ist auch ein gefundenes Hufeisen, das mit ins Bett genommen oder an demselben befestigt wird, nur müssen noch sämmtliche Nägel in ihm stecken, ebenso ein Bockshorn (Bock für Teufel).

Ferner hilft es, wenn man vor dem Niederlegen den Stuhl am Bett einmal hin- und herrückt, und endlich, wenn man einen Schuh, den man am Tage getragen, umgekehrt vor das Bett stellt. Der Verfasser hat Leute gekannt, die zum Schutze gegen den Alp jeden Abend beide Stiefel in derselben Weise am Fußende des Bettes aufstellten und die selbstverständlich ihr Präservationsmittel für durchaus unfehlbar erklärten. Auch die Kreuzinschrift Christi J. N. R. J. schützt gegen den Unhold.

Nun gibt es in unsrer aufklärerischen Zeit einzelne Ungläubige, die nichts von all dem anwenden und daher auch verdientermaßen weiter gedrückt werden. Auch für diese Thomasnaturen, wenngleich sie es nicht verdienen, ein Rezept. Sie sollen, wenn sie sich gedrückt fühlen und weder aufspringen, noch einen Laut von sich geben können, die Daumen der Hände einziehen, die nach uralter heidnischer Ansicht mit übernatürlichen Kräften begabt sind und daher auch Gewalt über den Alp haben, der bei dieser Manipulation sofort weichen muß. — Man könnte schließlich — lest best — den zum Alpdruck Neigenden auch rathen, strenge Diät zu halten, enge Kleidung und Aufregungen vor dem Niederlegen möglichst zu meiden — aber, was thut's?

---

[1]) Nach Frischbier.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Dithmarschen. Historischer Roman von Adolf Bartels, Kiel-Leipzig, Lipsius u. Tischer 1898. — „Ut de ol Krönt" heißt ein tiefergreifender Balladencyklus im „Quickborn" von Klaus Groth. In wenigen, aber charakteristischen und markanten Zügen sind die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte Dithmarschens dargestellt; diese poetische Schöpfung tritt uns lebhaft vor die Augen, wenn wir uns in den vorliegenden Roman von Bartels vertiefen. Das von zwei Meeren umbrauste Land hat ein tapferes, freiheitsstolzes Volk hervorgebracht, das sich seine Stammeseigenthümlichkeit bis auf die Gegenwart herab bewahrte und gern auf seine Vergangenheit zurückblickt, in der es seine Rechte und Freiheiten gegen die ewig begehrlichen Nachbarn lange Zeit mit Glück vertheidigte, bis es trotz seiner Tapferkeit schließlich der Uebermacht unterlag. Bartels vertieft sich nun mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Vaterlandsliebe in die Erzählung dieser Vergangenheit und theilt auch dem kühleren Leser ein Stück seiner Begeisterung mit. — Die vier Bücher, in welche sein Roman zerfällt, umschließen die Zeit von der

Schlacht bei Hemmingstedt 1500 bis zur Unterwerfung der tapferen Bauern 1559. Innerhalb dieses Rahmens zeigt er die Ausbreitung des Protestantismus und den allmählichen Verfall der Geschlechter, welcher zu der unglücklichen Katastrophe führte. Mit großem Ernst und Eifer durchforschte er die Quellen und Geschichtsbücher seines Landes und kennt jeden Fußbreit in den Marschen. Er verweilt mit Liebe bei den einzelnen Heldengestalten und bei den denkwürdigen Orten und Städten, in denen die Begebenheiten sich abspielen. Die große Menge Detail, welche sich bei diesem Studium in ihm anhäufte, benutzt er im ganzen mit Maß, und wenn man auch zugeben muß, daß die vielen Namen von Personen, die in die Handlung wenig eingreifen, mehr dem Leserkreise der Stammesgenossen entsprechen wird, als dem Leser, welcher Land und Leuten gegenüber ferner steht, so weiß der Autor doch trotzdem das Interesse zu fesseln und läßt sich die Fäden nicht entschlüpfen, welche dies bunte Detail zusammenhalten.

Es war ein schwieriges Unternehmen, eine Schlacht wie die von Hemmingstedt zu schildern, die sich in manche Einzel- und Gruppenkämpfe auflöste und die auf einem Territorium stattfand, welches dem mit der Gegend unbekannten Leser mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinen hereinbrechenden Wasserfluthen ganz sonderbar vorkommt. Bestimmte Persönlichkeiten, die in der Geschichte als bedeutend hervortreten und wieder andere, die für die Fortsetzung und Weiterbildung des Romans wichtig waren, mußten aus den allgemeinen Wirren herausgehoben und in hervorragender Weise behandelt werden. Jeder mußte sich auf dem Platz geltend machen, den ihm einerseits der Historiker, andererseits der Dichter angewiesen hatte, ohne mehr Gewicht und Einfluß zu erlangen, als ihm zukam. Bartels hat mit großem Geschick diese Aufgabe gelöst und dadurch den Beweis für seine Begabung geliefert. — Aber auch die Charaktere der näher in Betracht kommenden Gestalten seiner Dichtung wußte der Autor mit kräftigen Strichen zu zeichnen, die Leidenschaften, den Stolz und Hochmuth der Bauern, aber auch zugleich ihre Ehrenhaftigkeit, ihre Treue gegen das Vaterland, sowie die Liebe zur Scholle Erde, auf der sie als freie Männer saßen. Der Chronist hat bereits einzelne Persönlichkeiten, z. B. Bosse, Wolf, Ifenbrand, Peter Swin u. s. f. gezeichnet, und Bartels hat sie treulich ausgestaltet; er ließ sich aber durch die Vorführung von Thatsachen und Erscheinungen zu keinen Weitläufigkeiten verleiten und wir rechnen es ihm hoch an, daß er das geheimnißvolle Mädchen von Hohenwörden nicht als eine Jungfrau von Orleans durch den Roman schreiten, sondern daß er es spurlos verschwinden läßt. In Johannes Holm hat der Autor die gute und schlimme Seite der Dithmarscher Bauern vortrefflich dargestellt und ihn auch dort, wo er in das Geschick seines Landes nicht eingreift, interessant zu schildern verstanden.

Wie wünschen dem Buche, das durch den Verlag sehr hübsch ausgestattet ist, einen, auch über die Grenzen Schleswig-Holsteins reichenden Leserkreis, indem wir die Jeden anheimelnde Liebe des Autors zu seinem Heimathlande und die Achtung für dessen große Männer hervorheben, die noch zum Schlusse das düstre Bild vom Untergange Alt-Dithmarschens versöhnend ausklingen lassen in den Worten: „Als Klaus Harms auf der Lundener Kanzel stand, da wurden jene beiden Männer geboren, die Dithmarschens Eigenart in die Form prägen sollten, in der sie unvergänglich ist, Dithmarschens Dichter; Friedrich Hebbel heißt der Eine, Klaus Groth der Andere und alle Beide wurzeln sie, der gewaltige Dramatiker, wie der innige Lyriker, tief in Alt-Dithmarschens Volksthum, das in ihren Werken, wenn auch nicht für Jedermann erkennbar, noch einmal auflebt."

Kael Weenee.

* Nansens „In Nacht und Eis" (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist kürzlich in zweiter, durchgesehener Ausgabe erschienen. Das Werk, über das bei seinem ersten Erscheinen in diesen Blättern ausführlich berichtet worden ist, hat bekanntlich einen ganz außerordentlichen buchhändlerischen Erfolg gehabt, und man muß sagen, daß es diesen Erfolg auch wirklich verdient, denn immer wieder, so oft man es auch in die Hand nehmen mag, berührt es in seiner grandiosen Einfachheit und mit dem gleichmäßig ruhigen Charakter seiner Darstellung wie ein modernes Epos. — Jetzt ist es der Verlagshandlung gelungen, den beiden ersten Bänden eine Fortsetzung zu geben. Die Berichte zweier Theilnehmer an der Expedition sind zu einem stattlichen dritten Bande zusammengefaßt worden, der an Interesse dem Hauptwerke nicht nachsteht. Roedhl, der Elektriker an Bord, behandelt in seiner Erzählung „Wir Framleute" die ganze Fahrt des Schiffes durch das unbekannte Polareis. Lieutenant Johansen gibt in seinem Berichte „Nansen und ich auf 86° 14'" eine ebenso spannende wie anschauliche Darstellung der Erlebnisse auf der kühnen Schlittenreise, die er mit Nansen allein unternahm und auf welcher die beiden dem Tode mehr als einmal ins Auge schauten. Die Ausstattung mit Abbildungen und Chromotafeln ist ebenso reich als die des Hauptwerkes, und viele Einzelheiten und Einzelschilderungen aus dem Leben an Boed des „Fram" wie in dem Wirrsal der Eisschollen, auf denen Nansen und Johansen fünf Vierteljahre zubrachten, machen die Fortsetzung nicht nur höchst spannend, sondern lassen sie als eine wirkliche Ergänzung der beiden ersten Bände erscheinen.

* Deutsche Sprachreinigung. Sonderbare Blüthen hat nationale Ueberspanntheit in der jüngsten Zeit getrieben. Wenn in Oesterreich „deutsche Schrift!" zum Feldgeschrei erhoben wird, so ist es noch faßbar. Wenn man aber auch im Reich in der Ausschließung der Weltschrift zugunsten der Eckenschrift eine nationale That erblickt, und wenn man hüben und drüben auch in der Verdeutschung fremder Eindringlinge in unsere Sprache so weit geht, auch die Monatsnamen in deutsches Gewand kleiden zu wollen, so geht das, wie man zu sagen pflegt, über die Hutschnur. Ja, wenn es gelänge, gute alte deutsche Namen, die unserm Verständniß noch nahe lägen, wieder zu beleben und neben den internationalen, zum Theil recht steifleinenen, in Gebrauch zu nehmen, könnte man sich das wohl gefallen lassen. Aber die Germanenbünde Deutschlands, die „deutschvolklichen" Vereine Oesterreichs wollen das nicht. Sie haben einen Berather in einem sogenannten Schüler Grimms gefunden, nicht etwa einen geschulten Sprachforscher oder Dichter, sondern einen — Major a. D. in Darmstadt. Dieser kühne Mann ist bei seinen Grimm-Studien jedenfalls nicht tief eingedrungen, sonst müßte er wissen, daß es nicht angeht, daß der Nächstbeste neue Worte macht und sie den 50 Millionen aufzwingt; solche Wörter müssen es in sich haben, zur Herrschaft zu gelangen. Sie dürfen vor allem nicht lächerlich und geschmacklos sein, wie die dieses Herrn Majors. Man höre, was er zu bieten, ja grob zu gebieten wagt! Linding für Juni, Scheiding für September, Gilbhart für Oktober! Wer auch nur einen Satz dieses Sprachverbesserers liest — es braucht keiner mit sprachgeschichtlichem Inhalt zu sein —, wird sofort erkennen, daß ein Mann mit solch einer Sprache nicht dazu berufen ist, Gesetzgeber für Deutschredende zu werden. Der Allgemeine deutsche Sprachverein, an dessen Rockschößen er noch hängt, hat sich ein neues Verdienst erworben, indem er entschieden eine Vergewaltigung der Sprache, wie sie hier aus irregeleitetem und irreleitendem nationalen Gefühl — in Oesterreich rechnet man bereits nicht mehr von Christi Geburt her, sondern von der Schlacht bei Noreja!! — unter Ueberschätzung des eigenen Könnens versucht wird, zurückwies. Er kommt natürlich nicht in die Lage, Verdeutschungen für entbehrliche und lästige Fremdwörter zu empfehlen, sie und gerade sie zu gebieten kann ihm nie einfallen. Muß doch bei jeder Verdeutschung ihre Lebensberechtigung erst durch den Gebrauch in Kreisen, die dem Sprachverein äußerlich und innerlich fern stehen, erwiesen werden. Was der Verein durch Mäßigung erreicht hat, soll nicht durch Eiferer in Frage gestellt werden. Uebrigens ist der Kampf gegen lästige Fremdwörter wohl das bekannteste, aber nicht das einzige, ja allmählich nicht einmal mehr das wichtigste Merkmal des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.

O. Br.

D. Eine werthvolle Gabe widmet die einzige noch lebende Schwester des am 28. November 1889 zu Berlin gestorbenen Theologen und Archäologen D. Ferdinand Piper seinen zahlreichen Freunden und Schülern in dem kürzlich erschienenen Büchlein „Lied und Leben. Erinnerungen an Ferdinand Piper. Gesammelt von seiner Schwester und Lebensgefährtin Luise. Berlin 1897." Piper war am 7. Mai 1811 zu Stralsund geboren. Von Neander nachhaltig an-

Digitized by Google

geregt, ergriff ee das akademische Lehramt und war von 1842 bis zu seinem Tode Professor an der Universität Berlin. Literarisch ist er zuerst bekannt geworden durch seine Untersuchungen über das christliche Kalenderwesen, deren Hauptresultat der „Verbesserte Ev. Katender" war. Große Verbreitung hatte sein biographisches Jahrbuch „Ev. Katender", 1850—1870, das auch viele Aufsätze aus der christlichen Archäologie enthält. Auf diesem Felde hat dann Piper mit seiner besten Kraft gearbeitet. Weite Reisen und ein intensives Studium befähigten den für die christliche Vorzeit glühend begeisterten Gelehrten in einziger Weise für dieses Forschungsgebiet. Durch eine Reihe namhafter Werke, durch seine gewissenhafte Thätigkeit als akademischer Lehrer und durch das von ihm gegründete Christliche Museum der Berliner Universität hat er sich die größten Verdienste um die Erforschung der christlichen Alterthümer und die christlich-archäologischen Studien in Deutschland erworben. Seinen Schülern wird die lautere, selbstlose Persönlichkeit des bis ins Greisenalter jugendlich frischen Forschers unvergeßlich sein. Sie werden der Verfasserin Dank wissen, daß sie ihnen mit der schlichten, aber natürlichen Kunst schwesterlicher Pietät seine Gestalt gezeichnet hat. Eine Photographie Pipers nach dem Portrait von Risse, das jetzt die neuen Räume des Berliner Christlichen Museums ziert, ist dem Werkchen beigegeben; ebenso eine Auswahl tief empfundener Gedichte Pipers und seiner Schwester.

* Die „Semaine médicale" veröffentlicht die Ergebnisse eingehender Studien des italienischen Arztes Dr. med. L. Vincenzi in Sassari über Bazillen im Weihwasser der katholischen Kirchen. Die vielfache Berührung, welcher das Weihwasser in Kirchen mittelst wenig aseptischer Hände ausgesetzt ist, beachte den Arzt auf den Gedanken, daß unter gewissen Bedingungen das Weihwasser eine gewisse Rolle bei der Verbreitung der infektiösen Krankheiten spielen könne. Er untersuchte bakteriologisch das einem Weihwasserkessel einer der belebtesten Kirchen von Sassari entnommene Weihwasser und fand eine Menge der verschiedenartigsten Bakterien, wie Staphylokokken, Streptokokken, Colibazillen, Löffler'sche Bazillen u. s. w. Von letzteren hat Dr. Vincenzi Kulturen angelegt und so die charakteristischen Züchtungsprodukte hervorgerufen. Er konnte sich auch durch das Thierexperiment überzeugen, daß es sich wirklich um den Diphtheriebazillus handelte. Das in vielgebrauchten Weihwasserkesseln befindliche Weihwasser kann also Träger der Diphtheriekontagien sein und dies umso leichter, weil in gewissen Gegenden die Gläubigen den Gebrauch haben, die mit Weihwasser angenetzten Finger an die Lippen zu bringen.

* **Wien,** 20. April. Die hiesige „Geographische Gesellschaft" hat in ihrer letzten Versammlung beschlossen, Nansen die goldene Ruge-Medaille zu verleihen. — Der Sektionsrath im Eisenbahnmuseum M. v. Leber hat soeben Hülfstabellen zu Vega's „Thesaurus logarithmorum" erscheinen lassen, auf Grund deren die Benutzung dieses Werks wesentlich erleichtert und gefördert wird. Zwei je eine Seite umfassende Tafeln für die Zahlenlogarithmen und eine einzige 13 Seiten umfassende Tafel für alle trigonometrischen Logarithmen setzen den Benutzer in die Lage, die zweiten Differenzen bei allen direkten aber umgekehrten Interpolationen ebenso sicher als mühelos zu berücksichtigen. Zahlreiche Beispiele illustriren das neue Verfahren, bei welchem ein und dieselbe Hülfstafel ebensowohl zur Auffindung eines Logarithmus für eine gegebene Größe, als auch umgekehrt zur Bestimmung der einem gegebenen Logarithmus korrespondirenden Größe benutzt wird. Das Werk enthält auch eine außerordentlich gründliche Untersuchung aller im „Thesaurus" vorkommenden Fehler, welche ganz zugunsten Vega's ausgefallen ist.

* **Prag.** Der Adjunkt Dr. Hans Mayer ist als Privatdozent für Chemie an der hiesigen deutschen Universität zugelassen worden.

< **Kopenhagen,** 15. April. Der angesehene Zoologe August Fjelstrup, der sich früher schon durch seine Methode, Milch ohne Zucker zu kondensiren, bekannt machte, hat eine neue Entdeckung gemacht, die sich in dreimonatigen Versuchen als vollkommen praktisch bewährt hat und die von umfassender Bedeutung sein dürfte in diesen Zeiten, in denen die zahlreichen Viehaus- und -einfuhrverbote die Exportländer mehr und mehr zwingen, geschlachtetes Vieh auszuführen. Es handelt sich um eine Einsatzungsmethode für geschlachtetes Vieh, für Ochsen, Kälber, Schafe oder was immer sonst. Ebenso bedeutungsvoll und groß die Erfindung ist, ebenso leicht verständlich und einfach ist sie. Sie beruht auf dem Prinzip, das Blut, den größten Feind der Frische des Fleisches so schnell und so vollkommen als möglich aus den Adern des geschlachteten Thieres zu entfernen. Das Schlachtthier wird mit einer Maske geblendet und dann mit einem mit Hagelpatronen, damit der Schädel nicht zerstört wird, geladenen Revolver vor die Stirne geschossen. Schmerzlos betäubt sinkt es hin und in demselben Nu öffnet der Schlächter mit einem Messer die eine Herzkammer, durch die alles Blut aus dem Thier herausgetrieben wird. Unmittelbar nachher wird mit einer gewöhnlichen Spritze Salzbrühe durch die andere Herzkammer in alle Adern geleitet. Der ganze Prozeß dauert nur wenige Minuten und das Thier ist nach demselben so gründlich präparirt wie sonst nach mehrtägiger Behandlung. Wie viel Zeit, Arbeit, Platz und Material diese Methode erspart, ist leicht ersichtlich. Die Salzbrühe kann nach Bedarf stark oder schwach, dick oder fein gemacht werden; das Thier wird dann weiter behandelt und zertheilt wie gewöhnlich und ist damit sofort fertig zum Export. Die neue Methode ist auf den Generalversammlungen der Schlächtereien in Odense und in Aarhus eingehend geprüft und von dortigen Sachverständigen absolut anerkannt worden; alle Mittheilungen der Käufer des so präparirten Fleisches lauten einstimmig günstig. Fjelstrups Erfindung ist für die ganze Welt patentirt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Statistische Monatsberichte der Stadt Mannheim. Im Auftrage des Stadtraths herausgegeben v. Statistischen Amt. 1. Jahrg. Nr. 1. Januar 1898. — Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der kgl. preußischen landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf. Verfaßt von Dr. Theod. Fehr. v. d. Goltz, Otto Kohl, Franz Künzel. Bonn, Friedrich Cohen 1897. — Archiv für Religionswissenschaft. Hggb. v. Dr. phil. Ths. Achelis. 1. Band, 1. Heft. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr 1898. — Dr. E. Wintzer: Denis Papins Erlebnisse in Maeburg 1688—1695. Mit Benutzung neuer Quellen. Marburg, N. G. Elwert 1898. — *Souvenirs du général Comte Fleury.* t. 2. (1859—1867.) Paris, E. Plon 1898. — R. Wimmer. Gesammelte Schriften. Dritte bis achte Lieferung. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr 1898. — Emil Kaiser: Nicht schlecht. Eine Charakterstudie. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — S. M. Dubnow: Die jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. F. Bertin, S. Calvary & Co. 1898. — Carl Heßler: Deutsch-Kiautschau. Kurze Beschreibung von Land und Leuten. Mit 10 Abbildungen und 1 Karte. (Geographische Bücherei. Band 6.) Leipzig, Georg Lang 1898. — J. J. David: Neigung. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, G. H. Meyer 1898. — Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder von Hermann Kirchner. 2 Hefte. Ausgaben für Männerchor und für gemischten Chor oder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Mediasch in Siebenbürgen, G. A. Reißenberger 1897.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

Dodd, Dr. Arthur, Vergleichende Untersuchungen über d. Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter u. die Verhältnisse im Konfektionsbetriebe in Deutschland. Preis: 4 Mark 50 Pf. (6498)

Freymark, Dr. Hermann, Die Reform der Preussischen Handels- u. Zollpolitik von 1800—1821 und ihre Bedeutung. Preis: 3 M.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 22. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Festschrift zu Ehren des kunsthistorischen Instituts in Florenz. Von R. Kautzsch. — Die deutschen afrikanischen Gesellschaften. II. Von H. Singer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Festschrift zu Ehren des kunsthistorischen Instituts in Florenz.

Es ist ein schöner, reich mit Abbildungen ausgestatteter Band, den Lehrer und Schüler des kunsthistorischen Instituts in Leipzig der jungen Gründung in Florenz in die Wiege legen.[1]) Freilich enthält er nur theilweise neue Studien. Aber dafür umfaßt er auch beinahe das ganze Gebiet florentinischer Kunstgeschichte bis auf Raphael und spiegelt den Stand unsrer Kenntnisse und die Zahl und Art der noch zu lösenden Probleme mannichfach wieder.

Ein Lobgedicht des Ugolino Verini auf die Florentiner Kunstwelt, mitgetheilt von H. Brockhaus, eröffnet passend das Buch. Diesmal trifft der stehende Vergleich mit den Künstlern der Alten die Pollajuoli, Verrocchio, Donatello, Desiderio, Sandro Botticelli, Leonardo da Vinci und Philippino Lippi, der über Alle gestellt wird.

Die Reihe der eigentlichen Aufsätze beginnt sodann Schmarsow. Und zwar ist es zunächst eine Gruppe älterer Arbeiten, die er beigesteuert hat. Sie waren zerstreut, theilweise sogar in Tagesblättern erschienen und treten uns nun hier, in handlicher Form vereinigt, chronologisch sachlich geordnet und durch zahlreiche Umwandlungen, Ergänzungen und Erweiterungen dem heutigen Stand der Kenntnisse entsprechend gestattet, entgegen. An dem Aufsatz über Niccolo und Giovanni Pisano fand der Verfasser nichts zu ändern. Dagegen schon der nächste Artikel über Andrea Pisano bringt neues. Der Antheil des Meisters von Pontedero an dem Bau und dem plastischen Schmuck des Campanile in Florenz wird genauer bestimmt, die thronende Madonna über dem Hauptportal der Domfaçade zu Orvieto ihm genommen und dem einen der Meister des unteren plastischen Schmucks an der Façade gegeben. Dem Nino Pisano wird dabei eine Madonna im Museo dell' Opera zugeschrieben.

Der nächste Abschnitt behandelt das kleine Oratorium Santa Caterino delle Ruote draußen vor Florenz. Er ist sachlich unverändert aus der „Nationalzeitung“, wo er zuerst erschien, aufgenommen. Mehrere Aenderungen weist dagegen wieder die Arbeit über die Statuen an Or San Michele auf. So wird die Chronologie der Gruppe Verrocchio's berichtigt. Ebenso das Todesdatum des Nanni di Banco (1420) und das Datum des Lucas von Giovanni da Bologna, von anderem zu schweigen.

In dem Aufsatz über das Relief der Kaiserkrönung im Museo Nazionale ist vor allem der umfassende Versuch neu, das fragliche Stück in nähere Verbindung mit einzelnen sicheren Werken des Luca della Robbia zu setzen. Den Ausgangspunkt geben die Evangelistenreliefs in der Pazzikapelle. Es sind sichere Arbeiten des Luca, aber sie verrathen, daß sein Lehrer nicht Donatello, sondern Brunelleschi war. Nun gilt es, die Werke des Luca zu finden, die den Evangelistenreliefs vorausgehen und die Abhängigkeit von Brunelleschi womöglich noch deutlicher zeigen. Schmarsow führt deren mehrere an. Am meisten überrascht in diesem Zusammenhang auf den ersten Blick die Zuschreibung der unglasirten Terrocottabüste eines jungen Mannes im Museo Nazionale. Aber diese Zuschreibung ebnet zweifellos auch der Aufnahme unsres Reliefs unter die Werke des Luca della Robbia weiter die Wege.

Weniger wesentlich sind die Umgestaltungen, die die zwei nächsten Abschnitte erfahren haben (über die Neuordnung florentinischer Museen und über Raphaels Skizzenbuch in Venedig), während wieder das letzte Stück dieser Reihe: Italienische Malerschulen in der Londoner Nationalgalerie, mehrere bemerkenswerthe Zusätze und Berichtigungen aufweist. So werden die verschiedenen Darstellungen der Anbetung der drei Könige von Sandro Botticelli vollständiger aufgeführt. So wird weiteres über das Verhältniß des Francesco Botticini zu Verrocchio und über die Werke Beider mitgetheilt. Und so wird jetzt das Madonnenbild in der klaren Landschaft dem Bissolo (statt Basaiti) gegeben.

Aber mit diesen älteren Aufsätzen ist Schmarsows Antheil an der Festschrift noch nicht erschöpft. Auch zu der größeren Arbeit, die den Schluß des Buches bildet, hat er wohl mehr als nur eine redaktionelle Ueberarbeitung beigetragen. Unterzeichnet ist diese Arbeit von einer Anzahl Mitgliedern des Leipziger Instituts. Sie behandelt die Meister des 14. und 15. Jahrhunderts im Lindenau-Museum zu Altenburg.

Das kunsthistorische Institut zu Leipzig hat im Sommer 1897 in Altenburg Studien gemacht. Eine erste schöne Frucht dieser Studien ist der hier gebotene Gang durch das Lindenau-Museum. Ein wissenschaftlicher Katalog wird für später in Aussicht gestellt. In der That, auch schon der Gang durch diese mitten in Deutschland fast unausgebeutet gebliebene Sammlung lohnt sich. Ein Bildchen des Simone Martini, ein bezeichnetes des Lippo Memmi, ein gleichfalls gesichertes des Pietro Lorenzetti und eine dem Ambrogio Lorenzetti zugeschriebene, sehr interessante allegorische Tafel vertreten höchst beachtenswerth die Sienesen. Den Reigen der Florentiner Trecentisten, die zu unsrer Galerie beigesteuert haben, eröffnet Andrea Orcagna. Es folgt Bernardo (Daddi?) da Firenze mit drei Bildern. Antonio Veneziano und Spinello Aretino schließen die Reihe. Sämmtliche Bilder sind nach mehr als einer Seite hin wichtig und interessant. Aber nicht nur der Forscher, auch der verwöhnte Kunstfreund findet in Altenburg einige höchst reizvolle Stücke. Auch Werke des 15. Jahrhunderts sind vorhanden und keineswegs unbedeutende. Einige anmuthige Tafeln des Fra Angelico, ein Hieronymus des Filippo Lippi (es wird wohl das von Vasari beim Herzog

[1]) Festschrift zu Ehren des kunsthistorischen Instituts in Florenz, dargebracht vom kunsthistorischen Institut der Universität Leipzig. Leipzig. Liebeskind 1897.

Cosimo besichtigte und bewunderte Bildchen sein), und vor allem ein überaus interessantes Bildniß des Sandro Botticelli, das mit Hülfe einer Medaille sogar als das der Caterina Sforza-Riaria gedeutet werden kann, bilden den Antheil der florentinischen Kunst. Von den Quattrocentisten Siena's sind Taddeo Bartoli, Giovanni di Paolo, Sano di Pietro, Benvenuto di Giovanni, Matteo di Giovanni, Guidoccio Cozzarelli und Cecco di Giorgio Martini vertreten. Auch diese Gruppe schließt ein werthvolles Werk, keinem Andern als dem Domenico Beccafumi zugehörig, würdig ab. Die Trias des mittelitalischen Quattrocento vervollständigen die Umbrer. Unter deren Werken in Altenburg ragen zwei Tafeln des Fiorenzo di Lorenzo, wenig erfreuliche Bilder des Giovanni Santi und Pietro Perugina und ein interessantes Stück, das dem Giovanni di Paolo von Siena gegeben wird, hervor. Endlich weisen uns zwei kleine Tafeln, die den Schluß der ganzen stattlichen hier aufgeführten Reihe bilden, gar nach Oberitalien: eine sehr anziehende Predella mit der Geburt Christi nach Ferrara, eine Darstellung der Verlobung der heiligen Katharina mit dem Christkind nach Padua. Diese wird mit Bestimmtheit dem Arsuino da Forli zugeschrieben und läßt tief hineinblicken in die Geschichte der perspektivischen Konstruktion. Ob die Bilderbenennungen, die in diesem Aufsatz über die Altenburger Galerie vorgeschlagen werden, überall das letzte Wort in allen den einschlägigen Fragen sind, kann und soll hier nicht erörtert werden. Es fehlt mir die eigene Anschauung der Bilder und das unumgänglich nöthige weitschichtige Vergleichsmaterial. Aus demselben Grunde muß ich mir versagen, im einzelnen den Gewinn, den die Kunstgeschichte aus den hier gebotenen Altenburger Studien ziehen wird, aufzuweisen. Hervorgehoben sei nur, daß die Betrachtung sich nirgends damit begnügt, formale und technische Merkmale zusammenzustellen. Vielmehr geht sie überall von der künstlerischen Leistung aus und stellt die Erörterung des im einzelnen Falle gelösten künstlerischen Problems in den Vordergrund. Wie werthvoll diese Betrachtungsweise ist, das möge man aus eigener Nachprüfung kennen lernen. Ich will mich dabei bescheiden, noch ein paar Worte über den bestimmten Charakter der in der Festschrift niedergelegten Forschungen im allgemeinen zu sagen.

Die Kunstgeschichte befindet sich zur Zeit in einer Krisis. Zwar daß sie eine geschichtliche Wissenschaft ist, das kann ihr unmöglich mehr bestritten werden. Aber es scheint, als ob über den engeren Begriff dessen, was da nach seinem Werden und Vergehen untersucht werden soll, nicht volle Klarheit und Uebereinstimmung herrsche. Kunst als Gegenstand der Kunstgeschichte ist von verschiedenen Kunstgelehrten sehr verschieden gefaßt worden. Einst ging man von einem geschlossenen ästhetischen System aus, das der Kunstentwicklung ein fest bestimmtes Ziel setzte. So feinsinnig auch die auf diese Weise gewonnenen Betrachtungen vielfach sind, und so wohlthuend auch der Besitz einer bezeichnenden Terminologie gegenüber mancher neueren Kunstschriftstellerei berührt, es blieb doch stets zu befürchten, daß das System, auf dem alles beruhte, sich als hinfällig erwies. Wenn demgegenüber Anton Springer den Zusammenhang der Kunstentwicklung mit der Kulturgeschichte betonte, so kam es ihm darauf an, die Kulturmomente kennen zu lernen, die die Phantasie der Künstler nährten und bestimmten. Dabei lag aber die Gefahr nahe, daß das Kunstwerk als eine Art Illustration der Zeitgeschichte betrachtet, und daß so das Hauptgewicht auf den sogenannten Inhalt gelegt wurde. Andere sahen dann in der Kunstgeschichte vor allem die Geschichte des Realismus. Die Voraussetzung dieser Betrachtungsweise ist, daß alle Kunst gleichmäßig die Wirklichkeit wiederzuspiegeln suche. Diesem Standpunkt vermischen sich die tiefbegründeten Unterschiede zwischen den einzelnen Künsten und die Sonderarten innerhalb einer und derselben Kunst (z. B. Wand-, Bild- und Buchmalerei). Aber auch abgesehen davon trifft jene Voraussetzung in dem angenommenen Sinne nicht zu. Endlich verfolgten wieder Andere nur die Zusammenhänge der technischen und formalen Entwickelung, um schließlich bei chronologisch geordneten Bilderkatalogen zu enden. Alledem gegenüber hat man seit kurzem von verschiedenen Seiten aus die Erkenntniß gewonnen, daß Kunstgeschichte nur die Geschichte der künstlerischen Arbeit sein kann. Und so schließt denn auch unsre Festschrift mit einem „Hinweis auf die Geschichte der künstlerischen Probleme in der Hand eines Meisters, einer Schule, einer Stilperiode". In der That, das trifft den Kern der Kunstgeschichte. Kunstgeschichte ist uns die Geschichte der künstlerischen Probleme, wie sie sich aus der Darstellung des Raums, des Körpers, der Welt in den drei bildenden Künsten ergeben. Und die Geschichte dieser Probleme geht ihre eigenen Wege. Gewiß ist auch sie ein Theil der Kulturgeschichte. Gewiß werden wir die Zusammenhänge des künstlerischen Schaffens mit dem Allgemeinbefinden der Zeit nie außer acht lassen. Aber das einzelne Kunstwerk kann uns nie zur bloßen stofflichen Illustration jenes Allgemeinen, oder zum Zeugniß der eben erreichten Realismusstufe schlechthin werden, sondern es ist zunächst und zuerst eine künstlerische That, eine bestimmte Lösung eines bestimmten Problems (z. B. der körperlichen Erscheinungsform oder der Raumdarstellung oder der Lichtführung). Künstler und Kunstgelehrte haben seit einiger Zeit zu dieser Erkenntniß beigesteuert. Zahlreiche Arbeiten schon bezeugen den Gewinn, den sie unsrer Wissenschaft gebracht hat und noch bringen muß. Unter den Ersten, die ihre Bedeutung erkannt und mit Nachdruck vertreten haben, stand der jetzige Leiter des Kunsthistorischen Instituts in Leipzig. Alle seine Schriften, nicht zum mindesten die in der Festschrift vereinigten Aufsätze legen davon Zeugniß ab. Und daß er fortfährt seine Lehre mit Erfolg zu verbreiten und so im eigentlichsten Sinne Schule zu bilden, das bekundet die gemeinsame Arbeit der Leipziger Schüler am Schluß eben dieses Buchs.

So wird die Wiegengabe zur Eröffnung der jungen Gründung in Florenz ein bedeutsames Zeugniß für die neuen, reichen, Ertrag verheißenden Bahnen, die unsre Wissenschaft eingeschlagen hat, und der Ausdruck unsrer Wünsche und Hoffnungen, daß die Studien an den Ufern des Arno den Problemen der Kunstgeschichte ebenso ernsthaft und erfolgreich nachgehen möchten, wie die Festschrift zu ihren Ehren.

R. Kautzsch.

Die deutschen afrikanischen Gesellschaften.

II.

In die Zeit zwischen der Gründung der „Internationalen Association" und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" fällt ein Ereigniß, das nicht nur für die Geschichte Afrika's und seine Beziehungen zu den europäischen Kolonialmächten die einschneidendsten Folgen gehabt, sondern auch die Operationen der neuen deutschen Gesellschaft sofort beeinflußt, ihnen eine bestimmte Richtung gegeben hat: Stanley's Congofahrt vom Jahre 1877. Die Karte Aequatorialafrika's erhielt dadurch eine feste und breite Grundlage, auf der die Forschung nun leichter fortbauen konnte; und selbstverständlich kam der beispiellose Pioniererfolg des Entdeckers und die ungemessene Bewunderung, die sich seiner That zuwandte, auch dem allgemeinen Interesse an der weiteren Erschließung des dunkeln Welttheils und damit den durch die Afrikanische Gesellschaft repräsentirten, auf diese Erschließung gerichteten Bestrebungen zugute. Für die nächste Thätigkeit der deutschen Gesellschaft

Digitized by Google

ergaben sich aus jenem Ereigniß zwei Angriffslinien: einmal die Route von der portugiesischen Westküste ins südliche Congobecken, wo ja schon durch Pogge's Vorstoß vom Jahre 1875 ein Eingangsthor geschaffen schien — und dann die Route von der Guineaküste über Adamaua. Im Juli 1878 wurden die betreffenden Beschlüsse gefaßt und zwei Expeditionen vorbereitet. Für den Süden nahm man den Mediziner Dr. Max Buchner, für den Norden den bekannten und bewährten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs in Aussicht. Im Süden war übrigens noch eine Expedition thätig, die im Oktober 1877 die beiden damals nebeneinander bestehenden deutschen Afrikavereine ausgerüstet hatten, die des Ingenieurs Otto Schütt. Dessen Unternehmung kam im Mai 1879 zum Abschluß, und die Afrikanische Gesellschaft übernahm den noch ungedeckten Rest der Kosten. Schütt hatte von Loanda bis Kimbundo die Pogge'sche Route von 1875 verfolgt, war hier nach Norden abgebogen und am Tschikapa und Kuatschin (Kassaiquellflüsse) bis etwa zum 7. Grad s. Br. gelangt. Hier ward seiner Weiterreise nach Norden oder Nordosten ein Ziel gesetzt, und auch spätere, auf dem nördlicheren Rückweg unternommene Versuche, nach jenes Richtung hin vorzudringen, wurden vereitelt. Schütts Karten, die seinem 1881 erschienenen Reisewerke („Reisen im südwestlichen Becken des Congo") beigegeben sind, haben Werth durch ihr reiches Detail, abgesehen von einigen kurzen Nebenrouten, die fingirt sind. Das Buch selbst, von Paul Lindenberg herausgegeben, hat nur geringe Bedeutung, da es gerade die von Schütt neuerschlossenen Gebiete sehr kurz behandelt.

Buchner wurde ausgeschickt, bevor noch bekannt geworden war, inwieweit Schütt Erfolge gehabt hatte. Der Forscher kam im Dezember 1878 in Loanda an und ging zunächst auf den inzwischen schon von Schütt begangenen Wegen bis in die Nähe von Kimbundo und von da in direkter Richtung, nördlicher als Pogge, zur Residenz des Muala Jamvo, wo seine Ankunft Anfang 1880 erfolgte und wo er Geschenke des Deutschen Kaisers überreichte. Muata Jamvo versagte jedoch Buchner ebenso die Weiterreise nach dem erstreben Njangwe am Lualaba, wie wenige Jahre vorher Pogge. Ziemlich ausgeraubt kehrte Buchner um; er kreuzte nördlich seiner früheren Route alle die zahlreichen Quellflüsse des Kassai und versuchte dabei noch zweimal vergeblich, die Lundasperre zu durchbrechen, d. h. nach Norden herauszukommen. Auf Schütts Route ging er über den Quango zurück und erreichte im September 1881 die Küste. Buchners Verdienst liegt vor allem darin, daß er dem empfindlichen Mangel an astronomischen Positionen, an dem die Karten jener Theile Afrika's krankten, einigermaßen abhalf; es konnte nunmehr auch die in ihrer allgemeinen Richtung sehr zweifelhafte Schütt'sche Aufnahme gehörig eingerenkt werden, wobei sich der Verdacht bestätigte, daß Schütts durch einfache Routenkonstruktion ermittelte Längen bis um 1½ Grad zu weit östlich lagen. Schütts Karten und Buchners Positionen ergänzen sich somit aufs beste; dagegen ist Buchners Route nur in einer Skizze kleinen Maßstabs (im 3. Bande der Gesellschaftszeitschrift) mitgetheilt, die ausführliche Zeichnung aber leider unterlassen oder wenigstens nicht veröffentlicht worden, was bedauerlich bleibt. Auch hat der Reisende es versäumt, einen eingehenden Reisebericht zu schreiben, so daß noch heute Pogge's Buch „Im Reiche des Muata Jamvo" (1880) als unsre beste und auch außerordentlich zuverlässige Quelle über das Lunda-Reich und seine Bewohner zu gelten hat.

Die etwa gleichzeitig mit Buchner ausgesandte Expedition in das nördliche Operationsfeld hatte schon zwei Jahre früher ein vorzeitiges Ende gefunden. Man hatte davon abgesehen, die Guineaküste zum Ausgangspunkt zu nehmen, vielmehr die Route von Tripolis über Kufra durch die Sahara nach Uadai gewählt, und zwar auf Rohlfs' Veranlassung selbst, der ja der weitaus beste Kenner der Sahara war und auf diesem Wege unter ihm geläufigen Verhältnissen reisen konnte. Die Ziele, die sich Rohlfs gesteckt hatte, waren überaus interessant. Zunächst sollte der unbekannte Oasenarchipel von Kufra erforscht und dann die ebenfalls von einem Europäer noch nicht begangene Karawanenstraße quer durch die Wüste und die Gebirge von Borku bis nach Uadai verfolgt werden. Uadai's Sultan Ali hatte seinerzeit den deutschen Forscher Gustav Nachtigal freundlich aufgenommen, und Rohlfs durfte von dessen Nachfolger Jussuf dasselbe erwarten. Werthvolle Geschenke, die er im Namen des Deutschen Kaisers an den Sultan überbringen wollte, sollten ihm den Weg von Uadai nach Süden öffnen, und auch hier mußte jeder Schritt zu neuen, wichtigen Entdeckungen führen. Als Begleiter war Rohlfs der Naturforscher Dr. Anton Stecker zugeordnet. Es kam leider ganz anders, als sich Alle gedacht. Nachdem die Abreise ins Innere sich infolge verschiedener Zufälle bis zum Juli 1879 verzögert hatte, erreichten und erforschten Rohlfs und Stecker die Kufra-Oasen, wurden aber im September von Senussisektirern überfallen und ausgeraubt, so daß sie wenig mehr als das nackte Leben retteten. Immerhin erschien die Erforschung Kufra's — die Aufnahmen waren in Sicherheit gebracht — nicht zu theuer erkauft, und auch im übrigen war die Kenntniß der nördlicheren Oasen Sokna, Sella, Audschila und Dschalo durch Rohlfs und Stecker wesentlich gefördert worden. Des Ersteren ausgezeichnetes Reisewerk „Kufra" (1881) gehört zu den besten der älteren deutschen Afrikaliteratur. Seither hat kein Saharaforscher es gewagt, Rohlfs Spuren hier zu folgen.

Die Versuche, von Norden her in das Congobecken einzudringen, wurden nun vorläufig nicht wiederholt, und die Afrikanische Gesellschaft unterstützte zunächst zwei Unternehmungen, die ganz andere Ziele hatten. Einmal versah sie den 1874—1876 am Ogowe wohlbewährten Geologen Dr. Oskar Lenz mit Mitteln zu einer Forschungsreise in den marokkanischen Atlas. Die Lenz'sche Reise gewann jedoch eine Ausdehnung weit über dieses Ziel hinaus und führte zu einem besonders glänzenden Resultat. Im November 1879 war Lenz in Tetuan angekommen; er durchwanderte Marokko und schließlich die Wüste auf völlig neuen Wegen bis Timbuktu, das seit Barths Besuch von 1853/54 kein Europäer mehr gesehen hatte. Lenz hielt sich 3 Wochen (Juli 1880) in der einst so geheimnißvollen Stadt auf und gelangte dann glücklich an den Senegal und im November desselben Jahres nach St. Louis. Wiewohl die Erreichung Timbuktu's der Lenz'schen Reise einen gewissen äußeren Glanz verlieh, so erscheint es doch viel wichtiger, daß Lenz die Durchkreuzung der westlichen Wüste glückte, über deren physische Verhältnisse der Forscher werthvolle Studien machen konnte. Der kurze Aufenthalt in Timbuktu selbst gab Lenz keine Gelegenheit, die unübertrefflichen Berichte und Forschungen seines großen Landsmannes Heinrich Barth wesentlich zu ergänzen. Lenz hat über seine denkwürdige Reise ein schönes Buch geschrieben („Timbuktu", 1884), während seine ausführlichen Karten schon vorher in der Zeitschrift der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" erschienen waren.

Inzwischen hatte die zweite, auf ein neues Forschungsfeld gerichtete Unternehmung der Gesellschaft, die Ostafrikanische Expedition, ihre Thätigkeit begonnen. Sie wurde, wie oben erwähnt, durch beträchtliche Mittel der Assoziation unterstützt und konnte daher auf breiterer Grundlage angelegt werden. Zum erstenmal seit ihrem Bestehen hatte die deutsche Gesellschaft hiebei auch die Errichtung einer

Station beschlossen, wie es in ihren Statuten ja vorgesehen war. Die Expedition zählte vier Theilnehmer, den Astronomen Dr. Kaiser, den Zoologen Dr. Böhm, den Industriellen Paul Reichard, der sich als Volontär angeschlossen hatte, und als Führer einen Offizier, der indessen erkrankte und heimkehrte, nachdem man kaum die Küste im Mai 1880 verlassen. Die Station wurde in der Nähe und südlich von Tabora, in Igonda, gegründet, und die drei Europäer lernten zunächst die Umgegend und die ringsum wohnenden Völker genauer kennen. Im September 1881 unternahm der nunmehrige Führer Dr. Kaiser mit Dr. Böhm einen interessanten Abstecher nach dem Tanganikasee, dessen Ostufer sie bei der belgischen Station Karema erreichten, und im September 1882 Dr. Kaiser allein einen zweiten nach dem Niquasee im Osten des Tanganika, der 3 Jahre vorher von Thomson aufgefunden worden war. Noch mit dem Messen einer Grundlinie zur Triangulation des Sees beschäftigt, starb Kaiser dort im Oktober 1882. Die beiden anderen Europäer Böhm und Reichard verließen darauf im Dezember 1882 die Station zu einer ausgedehnteren Entdeckungsreise. Im Januar 1883 waren sie wieder in Karema, im September setzten sie über den Tanganika nach Mpala über und von hier aus führte sie das Reiseglück auf bisher völlig unbekannten oder nur ungenügend erkundeten Wegen bis tief ins Quellgebiet des oberen Congo, in Msiri's Reich. Bis hieher war noch kein Europäer gelangt; weit im Osten lagen Livingstone's Routen, weit im Norden war 1874/75 Cameron seine Straße gezogen. Letztere verlief dem wichtigsten Quellfluß des Congo, dem Lualaba, parallel, Cameron aber hatte den Strom nirgends zu Gesicht bekommen. Böhm und Reichard kamen hier bis zum Upämbasee, den sie für ein Glied der Seenkette hielten, die der Lualaba durchfließt. Es hat sich indessen die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß dieser See nur eine Art von Hinterwasser des Lualaba ist. Andrerseits gelangten die beiden Forscher in südlicher Richtung ins Kupferland Katanga und in die Nähe der Lufiraquellen. Der Aufenthalt in Msiri's Reich gestaltete sich übrigens sehr unangenehm; Böhm starb im März 1884 in Katapäna in der Nähe des Upämbasees, und dem einzig Ueberlebenden der ganzen Expedition, Reichard, gelang es nur unter Schwierigkeiten, im Mai 1884 wieder den Tanganika zu gewinnen. Erst im nächsten Frühjahr fand die Expedition ihren Abschluß, nachdem sie volle 5 Jahre gedauert hatte. Ihre geographischen Resultate erwiesen sich als ungemein reichhaltig, und allein schon die Karte des Vorstoßes ins Congoquellengebiet (5. Band der „Mitth. der Afrikan. Ges. in Deutschland") bedeutet eine Errungenschaft allerersten Ranges. Von Werth für die Darstellung des Südwestens unsres ostafrikanischen Schutzgebiets sind heute noch Kaisers astronomische Ortsbestimmungen, ferner sind von Werth die Höhenmessungen und meteorologischen Beobachtungen und die im 3. und 4. Bande der „Mittheilungen" in extenso veröffentlichten Erfahrungen der Reisenden auf ihrer Station. Trotzdem muß man es bedauern, daß Reichard, so viel er auch sonst geschrieben hat, eine zusammenfassende Darstellung der ganzen Unternehmung, namentlich ihres zweiten Theils, den Geographen und dem Publikum schuldig geblieben ist — wohl im Hinblick darauf, daß das Congoquelleugebiet später mehrfach von belgischen, englischen und portugiesischen Reisenden besucht wurde. Es scheint leider keine Aussicht vorhanden zu sein, daß das überlebende Mitglied der Expedition sich heute, nach 12 Jahren, noch der bisher immer verschobenen Arbeit unterzieht!

Es ist sonderbar, daß die erfolgreichsten Sendlinge der deutschen afrikanischen Gesellschaften in der Regel nicht wissenschaftlich vorgebildete Fachleute, sondern Laien waren, die immer nur zufällig an den Expeditionen theilnahmen. Das gilt wie von Pogge und Reichard auch von Eduard Robert Flegel, der zuerst im Sommer 1880 mit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" in Verbindung trat. Der Kaufmann Flegel war 1875 im Dienst eines Hamburger Hauses nach der Westküste (Lagos) gekommen und hatte jede Gelegenheit ergriffen, sich über einen eng umrissenen Wirkungskreis hinaus im Lande umzusehen, ein wenig in das mysteriöse Innere des Welttheils vorzudringen, an dessen Schwelle er für gewöhnlich gebannt war. So hatte er sich 1879 an einer Fahrt betheiligen können, die der englische Missionsdampfer „Henry Venn" zum Besuch der Stotionen der „Church Missionary Society" den Niger und Benue aufwärts unternahm. Die Tour erstreckte sich über Baikie's fernsten Punkt am Benue vom Jahre 1854 um 200 km weiter nach Osten bis Ribago, und Flegel lieferte mit der Aufnahme dieses bisher unbekannten Flußstückes eine beachtenswerthe geographische Erstlingsarbeit (veröffentlicht in Petermanns Mitth. 1880, Taf. 7), die ihm nach seiner Heimkehr nach Europa das Interesse der Geographen zuwandte. Unter diesen Umständen bewilligte die Afrikanische Gesellschaft dem jungen Kaufmann 5000 M. Unterstützung, die Karl Ritter-Stiftung 1000 M. Flegel wartete diese Beihülfe nicht erst ab; im Juli 1880 war er wieder in Afrika; August/September machte er von Eggan am Niger einen Abstecher nach Südwesten in unbekanntes Gebiet zum Kriegslager des Nupekönigs; im Oktober war er nigeraufwärts nach Sokoto unterwegs, um sich dort Erlaubniß und Empfehlungsbriefe zum beabsichtigten Besuch Adamaua's zu holen. Auf dieser Fahrt nahm Flegel u. a. das unbekannte Nigerstück zwischen Bussang und Gomba auf. Nach Empfang der gewünschten Erlaubniß ging Flegel im April 1881 nach Robba zurück, November bis Dezember reiste er auf einer neuen Route über Kessi nach Loko am Benue und dann nochmals zur Küste zurück, um die Summe von 20,000 M. in Empfang zu nehmen, die ihm nach seinen bisherigen Leistungen die Gesellschaft für die Adamauareise bewilligt hatte. Diese Reise führte im August 1882 zur Entdeckung der Benuequellen, und das war wieder ein Erfolg ersten Ranges, der noch dazu in den Rahmen der engeren Aufgaben der Gesellschaft hineinpaßte. Sie gewährte Flegel auch für die nächsten 2 Jahre reichlichere Mittel, damit er seine Forschungen in der eingeschlagenen Richtung nach dem Congo hin fortsetzen könnte. Zwar war er diesmal — 1883 und 1884 — infolge kriegerischer Verhältnisse in Adamaua weniger glücklich, doch konnte er die Kenntniß der Länder zwischen Benue und dem heutigen Komerun immerhin wieder erheblich erweitern. Im Oktober kam Flegel nach Europa.

Bevor wir an die letzte große Unternehmung der Gesellschaft während dieser ersten Periode, an die Pogge-Wissmann'sche Sendung erinnern, sei noch der Forschungen Dr. Steckers in Abessynien gedacht. Nach seiner verunglückten Kufrareise erhielt Rohlfs von der Reichsregierung den Auftrag, an den Negus Johannes von Abessynien ein kaiserliches Schreiben zu überbringen. Dr. Stecker war wieder sein Begleiter. Die Kosten wurden aus den für afrikanische Forschungen vom Reich bewilligten Mitteln bestritten, wodurch, wie erwähnt, die der Afrikanischen Gesellschaft für ihre besonderen Zwecke im Etatsjahre 1880/81 zufließende Summe ganz erheblich beschnitten wurde. Die Reise Rohlfs' fällt in die Monate November 1880 bis April 1881. Rohlfs kehrte nach Beendigung seiner Mission aus Afrika heim, Stecker aber blieb in Abessynien, um nunmehr auf direkte Kosten der Gesellschaft südwärts nach Schoa und Kaffa, womöglich aber bis zum Indischen Ozean vorzustoßen. Stecker konnte zwar seine weitgesteckten Ziele nicht erreichen, er lieferte aber eine vorzügliche, detaillirte Karte des Tanasees und brachte im Herbst 1883 Aufnahmen aus bisher wenig bekannten Gegenden Schoa's heim. Stecker starb

bald nach seiner Ankunft in Europa, so daß er nicht mehr in die Lage kam, ausführlich über seine 3jährigen Forschungen zu berichten, doch sind seine Routen größtentheils veröffentlicht worden.

Inzwischen hatte die Gesellschaft von neuem ihre Aufmerksamkeit ihrer eigentlichen Forschungsdomäne, dem südlichen Congobecken, zugewendet, und zwar infolge eines Planes von Dr. Paul Pogge, der seinerzeit die Cassange-Expedition zu unerwarteten Erfolgen geführt. Das Ziel war fürs erste die Gründung einer Station in der Mussumba des Muata Jamvo. Hier wollte Pogge zurückbleiben, während er für seinen Begleiter die Genehmigung des Muata zur Weiterreise nach Nordosten zu erwirken hoffte. Dieser Begleiter war Lieutenant Wissmann. Im Januar 1881 brachen Beide von Loanda auf; in Malange trafen sie mit dem eben heimkehrenden Dr. Buchner zusammen, und dessen böse Erfahrungen im Lundareich veranlaßten Pogge zu dem Plan, das Einflußgebiet des Muata Jamvo nach Norden zu umgehen. Das Wagniß gelang. Von Kimbundo marschirte man eiligst nordwärts am Tschikapa hinauf, und im Oktober 1881 kam man ins Land der Baschilange, von denen die Reisenden mit offenen Armen empfangen wurden. Bei den friedlichen Hanfrauchern, im Gebiet zwischen Kassai und Lulua, wurde die Station Mukenge errichtet, und beide Forscher zogen dann ostwärts zum Lualaba. Das heißersehnte Ziel aller Reisenden, die die deutschen Afrikanischen Gesellschaften ausgeschickt, Njangwe am Lualaba, es wurde im April 1882 endlich erreicht! Während Wissmann von da den verhältnißmäßig leichten Weg zur Ostküste einschlug und damit die erste Durchquerung Aequatorialafrika's von West nach Ost bewerkstelligte, kehrte Pogge um und richtete sich, auf Ablösung wartend, auf der Station nach bestem Können ein. Als ein Entsatz nicht eintraf und seine Mittel erschöpft waren, verließ er im November 1883 Mukenge, starb aber kurz nach der Ankunft an der Westküste im März 1884 in Loanda. — Das Stück der Pogge-Wissmann'schen Route zwischen Kimbundo und Njangwe, auf gute astronomische Ortsbestimmungen gestützt, erschloß völlig unbekannte Landstriche, und die neben den kartographischen Ergebnissen gewonnenen sonstigen Resultate haben deßhalb noch viele Jahre, ja noch bis heute großen Werth behalten, weil die späteren Forschungen der Belgier im Congostaat sich lange Zeit auf die Aufnahme der Flußläufe beschränkten. Das Wissmann'sche Reisewerk („Unter deutscher Flagge quer durch Afrika", 1889) ist bekannt und enthält viel bemerkenswerthes; doch bleibt zu beachten, daß die mehr ins einzelne gehenden, mit liebevoller Sorgfalt verzeichneten Beobachtungen Pogge's, wie sie im 4. Bande der „Mittheilungen" veröffentlicht sind, zu den allerwichtigsten Materialien gehören, die je ein Reisender in diesen Theilen Afrika's gesammelt hat.

Im Jahre 1884 beschränkte die Afrikanische Gesellschaft ihr Programm; bevor wir jedoch ihre weiteren Schicksale und Schritte skizziren, seien den bisherigen Ergebnissen ihrer Thätigkeit einige zusammenfassende Bemerkungen gewidmet. Wie schon oben bemerkt, nahmen die Expeditionen der Gesellschaft einige Jahre nach ihrer Gründung einen selbständigen Charakter an; sie waren aus deutschen Mitteln ausgerüstet und darum völlig deutsche Unternehmungen. Der Zusammenhang mit den Bestrebungen der Assoziation war zwar gewahrt worden, doch blieb das abstrakte wissenschaftliche Moment dabei immer die Hauptsache und die praktisch-philanthropischen Aufgaben traten nicht deutlich erkennbar hervor. Es entsprach das ja ganz dem Wesen der bisherigen deutschen Afrikaforschung, die noch nicht auf nationale Vortheile gerichtet sein konnte. Wer die „Mittheilungen" der Gesellschaft durchblättert, gewinnt den Eindruck, er habe die Publikationen einer gelehrten Vereinigung vor sich. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat denn auch die Gesellschaft ganz hervorragendes geleistet, mehr als alle anderen afrikanischen Gesellschaften zusammen — den mit unbeschränkten Mitteln arbeitenden belgischen Verein mit einbegriffen. Im allgemeinen waren die Afrikareisenden in jener Zeit nicht so kostspielig wie später, doch hatten die Stanley'sche und die Cameron'sche Afrikadurchquerung immerhin je 150,000 bis 200,000 M. gekostet. Demgegenüber ist ein Hinweis auf die Kosten der deutschen Expeditionen nicht ohne Interesse. In runden Summen beanspruchten: die Schütt'sche Expediton 52,000 M., die Buchner'sche 34,000 M., die Lenz'sche 28,000 M., die Stecker'sche 35,000 M., die Pogge-Wissmann'sche 60,000 M., die Flegel'schen Unternehmungen bis 1884 nur 48,000 M.; die ostafrikanische Expedition hatte sich allerdings etwas theuer gestellt — ihre Kosten beliefen sich auf ca. 150,000 M. —, doch ist zu bedenken, daß sie volle 5 Jahre „draußen" geblieben war und einen zahlreichen Stab von Europäern hatte. Die Geldmittel, die der Gesellschaft zu Gebote standen, waren nach wie vor sehr geringfügig; das Mitgliederverzeichniß erreichte bis Mai 1885 die Zahl 700, da aber jedes Mitglied in der Regel nur 5 M. jährlich zahlte, so hat die Gesellschaft in diesen Beiträgen mehr eine moralische als eine materielle Hülfe gefunden. Nebenher hatte in diesem Zeitraum die Afrikanische Gesellschaft noch einige andere Reisende mit Stipendien bedacht; so G. A. Krause für eine Reise in die nördliche Sahara mit 3000 M., später noch mit 2000 und 1000 M. für Forschungen an der Guineaküste; der Madagaskarreisende Hildebrandt erhielt einmal 3000 M. Sie übernahm ferner die erheblichen Mehrkosten der Schütt'schen Expedition mit 14,000 M. und mußte mit 5000 M. die Restkosten der Mechow'schen Quango-Expedition decken. Mit den doch immerhin geringfügigen Gesammtausgaben war in der That beispiellos viel errungen worden.

Die spärlichen Geldmittel machten nun, wie angedeutet, im Jahre 1884 für die kunftige Thätigkeit eine Beschränkung des Forschungsgebiets nöthig. Eine im Juni 1883 verfaßte Denkschrift wurde im Januar 1884 von der Regierung acceptirt und bildete fortan die Richtschnur zum Handeln. Es heißt dort: der in § 1 der Satzungen aufgestellte Zweck der deutschen Afrikaforschung, die Erschließung unbekannter Gebiete für Kultur, Handel und Verkehr, erheische bei den verhältnißmäßig geringen Mitteln, die der Gesellschaft bisher zur Verfügung gestanden hätten und weiterhin zur Verfügung stehen würden, daß die Forschung mehr als bisher lokalisirt, dann aber möglichst kräftig durchgeführt werde. Geboten sei die Konzentration auf das alte Ziel, das südliche Congobecken. Dazu wurde nun eine Expedition von Süden her, die auf den Resultaten Pogge's weiter bauen sollte, in Aussicht genommen und eine zweite vom Benue her, für die natürlich als Führer Flegel in Betracht kam. Erleichtert wurde jener Entschluß durch die Thatsache, daß nunmehr die anderen in Afrika materiell interessirten Nationen kräftiger vorgingen und bei ihren praktischeren Bestrebungen wenigstens mittelbar auch am Werke der Afrikaforschung mitarbeiten. In diese Zeit fallen dann die kolonialen Erwerbungen des Deutschen Reiches, und es war vorauszusehen, daß dadurch die Aufgaben der Gesellschaft sehr bald entweder in ganz bestimmter, noch mehr als durch die Denkschrift beschränkter Richtung festgelegt oder aber überhaupt hinfällig werden würden. Das Letztere sollte eintreten.

Vorerst ging die Afrikanische Gesellschaft mit frischen Kräften und relativ erheblicheren Mitteln als bisher ans Werk. Doch weder die eine noch die andere Expedition sollte in dem Maße vom Glück begünstigt sein, wie die früheren. An der Congo-Expedition, die Mitte 1884 begann, nahmen theil die Lieutenants Schulze, Kund

und Tappenbeck, sowie Assistenzarzt Dr. Wolff als Anthropologe und der Realgymnasiallehrer Dr. Büttner als Naturforscher. Die Reise ging, nachdem man in Angola bei den portugiesischen Behörden diesmal wenig Entgegenkommen gefunden, nothgedrungen von der Congomündung aus. In San Salvador starb der Führer Lieutenant Schulze. Ziel war die verlassene Station Mukenge. Wolff machte einen Vorstaß nach dem Quanga, ebenso Büttner, der den Fluß eine Strecke abwärts verfolgte und schließlich am Congo herauskam. Ein einheitliches Vorgehen ließ sich bei der vielköpfigen Expedition, die auch wieder an dem alten Trägermangel wie die Loango-Expedition litt, lange Zeit nicht erzielen. August 1885 bis Januar 1886 gelang endlich Kund und Tappenbeck ein entscheidender Erfolg. Sie marschirten vom Stanleypool nach Südosten, kreuzten auf Landmärschen den Quanga, den Kassai und Sankuru und erreichten im Norden desselben einen bisher unbekannten Fluß Lokenje (Ikata), den sie hinabfuhren. Es stellte sich heraus, daß er die Wasser des Sees Leopolds II. annimmt und zum Quango geht. Ende Januar 1888 waren die beiden Reisenden wiederum am Stanleypool, von wo sie ihren Gefährten nach Europa folgten. Die Resultate dieser Congo-Expedition entsprachen im ganzen wenig den gehegten Erwartungen. Da die Aufnahmen, sowie ein ausführlicher Reisebericht von Kund und Tappenbeck nie veröffentlicht sind, so müssen die Referate Büttners in den „Mittheilungen" und sein kleines Reisewerk („Reisen im Congoland", 1889) als das wichtigste allgemein zugängliche Resultat der Unternehmung betrachtet werden. Einige gute Höhenmessungen Kunds und Büttners kommen noch hinzu, während die topographische Ausbeute Büttners, Wolffs und Schulze's zwischen Congo und Quango geringfügig ist und auch sonst zu wünschen übrig läßt.

Etwa gleichzeitig fand auch die Benue-Expedition ihren Abschluß. Außer Flegel nahmen daran theil der Zoologe Dr. med. Semon, der Geologe und Botaniker Dr. Gürich, sowie als Freiwillige und zoologische Sammler Hartert und Staudinger. Flegel hatte ohne sonderlichen Erfolg versucht, kaufmännische Kreise in Deutschland für das Unternehmen zu interessiren und in Anspruch zu nehmen; trotzdem standen ausreichende Mittel zur Verfügung. Aufgabe der Expedition war einmal die Ueberbringung kaiserlicher Geschenke an den Sultan von Sokoto und dann die Erforschung vor allem der Gebiete zwischen Adamaua und dem eben erworbenen Kamerun. Im Frühjahr 1885 ging es unter mancherlei Schwierigkeiten den Niger und Benue aufwärts; Semon und Gürich wurden bald krank und waren zur Umkehr genöthigt. Die Mission nach Sokoto fiel nun Staudinger und Hartert zu, die sich ihrer in den Monaten August 1885 bis Juni 1886 entledigten; sie wählten von Loko am Benue den Landweg, durchzogen manch neues Gebiet, das sie als Laien leider nur unvollkommen kartiren konnten, und besuchten Sokoto und selbst Kano, wo seit Barth kein Europäer mehr gewesen war. Flegel hatte inzwischen über die Ufer des Benue und Jola nicht hinauskommen können; krank und elend, wohl auch infolge getäuschter Hoffnungen, mußte er schließlich an die Küste fliehen und hier starb er im September 1886. Das war das tragische Ende der Westsudan-Expedition! Von ihren geographischen Ergebnissen sind nur die Harterts und Staudingers erwähnenswerth: Letzterer hat in einem umfangreichen Reisewerk („Im Herzen der Haussaländer", 1889) ein umfassendes, Barth zum Theil ergänzendes Bild der politischen und sozialen Verhältnisse des Sultanats Sokoto und seiner Nebenländer entworfen. Flegels ausführliche Karten über seine Reisen im Benuegebiet von 1882—1884 erschienen erst 1889 im letzten Heft der „Mittheilungen" der Gesellschaft, die mittlerweile ihre Auflösung ausgesprochen hatte.

Der Ausgang ihrer beiden letzten Expeditionen beschleunigte diese Auflösung. Der Ausschuß hatte sie im Dezember 1887 beschlossen, und die kaiserliche Genehmigung war im Januar 1889 ertheilt worden. So bedauerlich dieser Schritt erscheinen mag — konnte die Gesellschaft doch auf eine 10jährige glanzvolle Geschichte zurückblicken —, er ergab sich mit Nothwendigkeit aus dem Eintritt des Deutschen Reiches in die aktive Kolonialpolitik und aus der Begründung des Congostaates. Die deutsche Afrikaforschung durfte fortan sich nicht mehr in Gebieten bethätigen, die dem Deutschen Reiche bei der Aufthellung Afrika's nicht zugefallen waren, wo also alle ferneren Errungenschaften fremden Nationen zugute kommen mußten; sie hatte sich vielmehr naturgemäß nur den deutschen Schutzgebieten zuzuwenden. Diese Aufgabe aber gedachte die Reichsregierung selbst in die Hand zu nehmen, und der Gesellschaft blieb daher für eine eigene Bethätigung um so weniger Raum und Gelegenheit, als die Mittel, die ihr bisher gewährt worden waren, von jetzt ab zur Verfügung der Kolonialbehörden gestellt werden sollten. Das ist denn auch geschehen; ein deutscher Afrikafonds in Höhe von 200,000 M. wird nach wie vor alljährlich zur Erforschung der Schutzgebiete ausgesetzt und über seine Verwendung pflegt in jedem Januar ein besonderer Bericht veröffentlicht zu werden.

Hundert Jahre nach Gründung der ersten Afrikanischen Gesellschaft, der englischen von 1788, war die letzte dieses Namens, eine deutsche Vereinigung, eingegangen. Was sie geleistet, haben wir im vorstehenden zu skizziren versucht. Die Durchsicht ihrer mit dem 5. Bande abgeschlossenen Zeitschrift, der „Mittheilungen", gibt den augenfälligen Beweis, daß sie am Werke der Entschleierung des Dunkeln Welttheils mit erstaunlichem Erfolg mitgeschaffen hat. Die Zeitschrift bedeutet ein für lange Zeit werthvolles, inhaltsreiches Archiv von Thatsachen, von wissenschaftlichen Beobachtungen, Messungen und Karten. Von den letzteren erwähnen wir hier zum Schluß die wichtigsten: Die Kuskarte von Rohlfs und Stecker; die Tana-Aufnahme Steckers wie seine Aufnahmen in Zabul: Flegels Karte des Nigerlaufs zwischen Nabba und Gomba und des Gebiets bis Sokoto, seine Route Eggan-Bida-Loko, sowie seine große Dreiblattkarte der Benueländer; die Aufnahmen Kaisers, Bohms und Reichards in Ostafrika und im Congoquellengebiet; endlich die vierblättrige Konstruktion der Wissmannschen Route von Matange bis zum Tanganika. Außerdem sind noch eine Reihe anderer interessanter Originalkarten darin enthalten, so Krause's Aufnahme der Lagunen bei Lagos, Zöllers Batangakarte, sowie die Aufnahme des untern Quango durch Dr. Mense. Als eine Fortsetzung dieses einzig dastehenden Archivs mag man die seit 1888 erscheinenden „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" betrachten, die die Ergebnisse der heutigen deutschen Afrikaforschung zugänglich machen.

H. Singer.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ **Gesammelte Werke des Grafen Adalf Friedrich v. Schack.** In 10 Bänden. III. verbesserte und vermehrte Auflage. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) I.—V. Band. — In persönlichen Erinnerungen an den Grafen A. F. v. Schack, die Ludwig Fulda bald nach dessen Tod in einem Berliner Blatte veröffentlichte, heißt es u. a.: „Für wen die Poesie erst da beginnt, wo sie lebendige Wesen hervorzubringen vermag, die, losgelöst von ihrem Erzeuger, ihr eigenes Dasein wandeln und eine organische Existenzkraft besitzen, für den ist Schack kein Dichter gewesen. Er ist es aber für alle diejenigen, die nicht einseitig genug sind, um neben der objektiven Kunst die Berechtigung einer subjektiven

zu leugnen." Diese Letzteren werden die von dem Verlag, wohl in Ausführung eines testamentarischen Wunsches des Dichters unternommene neue Auflage seiner „Gesammelten Werke" dankbar begrüßen. Es ist zu vermuthen, daß diese neue Ausgabe, die als eine vermehrte bezeichnet wird, auch den literarischen Nachlaß Schacks aerwerthet; leider gibt weder ein Prospekt noch eine Vorrede des (ungenannten) Herausgebers darüber, sowie über den Plan der Veröffentlichung überhaupt den mindesten Aufschluß. Vielleicht wird dies in den weiteren Bänden nachgeholt. Vorläufig liegen die ersten fünf, also die Hälfte, vor. Der mit dem Portrait des Dichters geschmückte erste Band enthält die „Nächte des Orients aber die Weltalter", sowie die „Episoden", also so ziemlich die schönsten literarischen Gaben des kosmopolitischen Dichters, dem die akademisch glatte Form über alles ging und der nicht umsonst Platen geradezu als seinen Schutzpatron verehrte. Der zweite Band bringt die Weihgesänge, Gedichte und die „Lotosblätter". Die Uebersicht über diesen Band, der die kleineren Dichtungen enthält, wird sehr dadurch erschwert, daß merkwürdigerweise ein Inhaltsverzeichniß fehlt, das insbesondere die Kontrolir über das Neuhinzugekommene ermöglichte. Die Plejaden, Lothar und die prächtigen Tag- und Nachtstücke sind in dem dritten Band zusammengefaßt; im vierten schließt die Schack'sche Epik mit den Erzählungen, „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig" ab. Der fünfte und letzte der bisher erschienenen Bände ist den dramatischen Versuchen gewidmet. „Eine besondere unglückliche Liebe zog ihn zum Theater. Während er sonst nur mit leiser Wehmuth von der Kleinheit seiner Gemeinde sprach, hier wurde er beinahe bitter. Er konnte den Gedanken nicht fassen, daß die eigentliche dramatische Begabung ihm versagt geblieben, und war daher geneigt, die Seltenheit der Aufführungen seiner Stücke, und die Schnelligkeit, mit der sie wieder vom Repertoire verschwanden, auf allerlei Intriguen zurückzuführen. Weltfremd, wie er zumal in den letzten Jahren gewesen, stand er der Bühne und ihren unausweichlichen Forderungen völlig fern, und seine Kenntniß und Auffassung von ihr blieb rein akademisch" — wie ja bei vielen deutschen Dichtern, sehen wir hinzu. Und doch ist es schade, und nicht eben schön gewesen, daß selbst die Hofbühne seiner zweiten Heimath, München, sich nicht einmal dazu aufraffen konnte, sein Gedächtniß durch die Wiederaufführung seiner „Timandra" aber der „Pisaner" zu feiern — sie sind mindestens nicht schlechter als Dutzende von Stücken jener Dichterlinge, die sich auf unsre Bühne drängen und es wenigstens zu Scheinerfolgen bringen. Die beiden genannten Dramen mit dem „Gastan" und der „Atlantis" vereint, füllen den fünften Band der neuen Ausgabe, der überall die für Schack so charakteristischen Nachworte beigegeben sind. Es wäre zu wünschen, daß die zweite Hälfte der Ausgabe die autobiographischen Erinnerungen Schacks, sowie die bedeutendsten der literar- und kunstgeschichtlichen Arbeiten, die zum Theil auch in einem anderen Verlage erschienen sind, in sich vereinigte, denn gerade von ihnen ist sost das Meiste — mag vieles auch von der Zeit und der Kritik überholt worden sein — von bleibendem und grundlegendem Werthe.

α. **Kriegsgeschichtliche Einzelschriften.** Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 20 und 21. **Die Operationen gegen Vinoy im September 1870.** Mit 1 Karte, 6 Skizzen und 4 Textskizzen. Berlin 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn' kgl. Hofbuchhandlung. — Ein geschichtlich wie didaktisch höchst interessantes Buch über eine sehr lehrreiche Episode des Krieges 1870. Während die III. Armee sich der Armee von Chalons an der Maas näherte, war von der, ihre linke Flanke sichernden Reiterei die Ansammlung beträchtlicher französischer Streitkräfte bei Reims bemerkt worden, weßhalb das Oberkommando der III. Armee in dem am 30. August ausgegebenen Operationsbefehl bereits die Möglichkeit berücksichtigte, sich zur Deckung von Rücken und Flanke darthin wenden zu müssen. Die gemeldeten Truppenziffern waren zwar übertrieben, allein in der That befand sich dort eine Division des in Paris neu formirten, mittelst Bahn vorgeschobenen XIII. Armeekorps unter General Vinoy. Anfänglich war Reims als Ziel des Korps bestimmt worden, am 29. erging vom Kriegsminister General Graf Palikao der Befehl, es bei Mezières zu versammeln und nur die Division Exéa bei Reims zu belassen; er sollte dem Marschall Mac Mahon auf alle Fälle die letzte Rückzugsstraße auf französischem Gebiete offen halten. Am 31. August morgens traf Vinoy selbst in Charleville ein, allein schon stießen seine Truppen mit deutschen Abtheilungen zusammen, während die Herstellung der Verbindung mit Mac Mahon nicht mehr gelang. Auf die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Sedan trat Vinoy daher am 2. September den Rückmarsch über Laon an und erreichte theils auf starken Fußmärschen, theils mittelst gut geleiteter Eisenbahntransporte am 9. September wieder Paris. — Sein Entkommen verdankte er weniger den eigenen Maßnahmen, als den Unterlassungen der wider ihn entsandten Gegner (des VI. Armeekorps, der 5. und 6. Kavalleriedivision, der württembergischen Felddivision), deren Thätigkeit außerdem durch vielfache Mißverständnisse und ungünstige Zufälligkeiten anderer Art beeinträchtigt wurde. Rühmenswerth waren Vinoy's schnell und umsichtig getroffene Vorbereitungen für den nächtlichen Abmarsch am 2. September, zweckmäßig die Ableitung der zahlreichen Flüchtlinge und die ungewöhnliche Marschordnung, energisch das Auf-die-Beine-bringen der übermüdeten Leute am Morgen des 3. September. Auf deutscher Seite wird überraschenderweise die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der Unterführer vermißt; man hielt sich streng an die empfangenen Befehle, führte sie mehr dem Wortlaut, als dem Sinn nach aus und glaubte darüber hinaus zu eigener Thätigkeit nicht verpflichtet zu sein. Die Ursache liegt darin, daß bis dahin Kavallerie-Divisionen nur höchst selten geübt hatten und ein fester Friedensverband nicht bestand, weßhalb die Divisionsführer von domals weder theoretisch noch praktisch auf ihre Aufgabe vorbereitet waren. Das VI. Armeekorps ferner unterließ ein lebhafteres Eingreifen, das großen Erfolg verheißen hätte. Außerdem erschwerte die mangelnde Einheitlichkeit des Kommandos das Zusammenwirken der verschiedenen Heerestheile. — Der Ruhm des deutschen Heeres kann durch die rückhaltlose Darstellung von Geschehnissen, in denen die Führung sich nicht durchweg auf der Höhe ihrer Aufgabe zeigte, nicht geschmälert werden, wohl aber wird diese zum hohem Nutzen sein, weil sie eindringlich die Wahrheit und Wichtigkeit des Schlußsatzes der Felddienstordnung lehrt: „Unterlassen und Versäumniß belasten den Führer schwerer, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel."

Otfried Müller. Rede, zum Antritt des Rektorats der Universität Breslau am 15. Okt. 1897 gehalten von **Richard Foerster.** Breslau, Verlag von M. u. H. Marcus 1897. — Der Verfasser knüpft an den 100jährigen Geburtstag Otfried Müllers (28. Aug. 1897) an und entwirft in kurzen Zügen ein liebevoll gezeichnetes Bild des gefeierten Gelehrten, eines Schlesiers von Geburt. Zwar die Stätte seiner Wirksamkeit war Göttingen, und hier verkörperte er wie kein Zweiter die der klassischen Alterthumswissenschaft Deutschlands in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts eigenthümlichen Bestrebungen und trug ebenfalls wie kein Anderer dazu bei, daß diese auch in den anderen Ländern Europa's Wurzel schlugen. **Paul Seliger** (Leipzig).

R. S. **Rom,** 15. April. In der heutigen Sitzung des Deutschen Archäologischen Instituts behandelte der erste Sekretär, Prof. **Petersen,** ausführlich die streitige Frage der Herkunft des im Gartenhofe des Vatikans befindlichen kolossalen bronzenen Pinienzapfens, der sogenannten „Pigna del Vaticano", der sich im Mittelalter in dem Vorhofe der Peterskirche befunden und eine Fontaine geziert hat, deren Wasser durch zahlreiche Löcher in den Schuppen der Pigna hinausspritzte. Die mittelalterliche Ueberlieferung, welche behauptete, daß Agrippa das Pantheon infolge einer Vision errichtet und der Göttermutter Cybele geweiht habe, nahm an, daß der riesige Pinienzapfen die Krönung des Ruadbaues gebildet habe, was aber schon von den Archäologen der Renaissancezeit bezweifelt wurde. In neuerer Zeit hat man allgemein jene Angabe, ebenso wie die, daß die Pigna das Mausoleum Hadrians gekrönt habe, als Fabel betrachtet. Ein französischer Gelehrter, der darauf zurückgekommen ist, fand an Lanciani, dem de Rossi beistimmte, einen entschiedenen Opponenten. Prof. Petersen führte eine Reihe von Erwägungen vor, die

Digitized by Google

jene alte Ueberlieferung — falls es wirklich eine solche ist — zu stützen geeignet sind: die nach jetzt an dem Stadtquartier beim Panthean haftende Bezeichnung „Rione della Pigna", den Namen der ebendaselbst befindlichen „Piazza della Pigna", die Wahrscheinlichkeit, daß ein Rundgebäude, wie es das Panthean resp. Lateiani jedenfalls von Anfang an war, eine ähnliche Krönung gehabt habe, die gleichsam als Akroterion diente, die Analogie der den Haus- und Tempelformen nachgebildeten Aschenurnen, die, wenn sie rund sind, zumeist einen Knauf in Form einer Kugel, Blume, eines Apfels oder Pinienzapfens haben, endlich die Beziehung Agrippa's zu seinem Schutzgotte Neptun, dem die Fichte heilig war. Da die jetzige Gestalt des Pantheons, bei welchem über der kreisrunden Oeffnung der Kuppelwölbung allerdings kein Platz für ein derartiges Akroterion wäre, erst von Hadrian herrührt, der den zweimal abgebrannten Bau wiederherstellte, so könnte sehr wohl ursprünglich eine Bedachung daselbst gewesen sein, die ein Akroterion wie die Pigna tragen konnte. Andererseits scheint die gute Erhaltung des Kunstwerks, das nach dem Namen seines Verfertigers P. Cincius Salvius trägt, gegen die Möglichkeit zu sprechen, daß es einen so bedeutenden Brand überstanden habe. Gelöst ist demnach die Frage auch jetzt noch nicht. — Prof. Ang. Mau besprach das den Pompeji-Freunden schon seit Jahresfrist bekannte Prachtwerk, das zum erstenmale in malerischer, dabei aber getreuer Weise die verschüttete, in Ruinen vor uns liegende campanische Stadt wieder vor uns aufleben läßt. Es ist von einem bewährten Architekten, C. Weichardt, auf Grund gewissenhafter und sorgfältiger Messungen und Studien ausgeführt und führt den Titel: „Pompeji vor der Zerstörung. Rekonstruktionen der Tempel und ihrer Umgebung". In nicht weniger als 12 Foliotafeln nach Aquarellen in Lichtdruck und 150 verschiedenartigen Textillustrationen in Zink- und Autotypie, welche der Kaehler'sche Verlag in Leipzig mit bekannter Sorgfalt hergestellt hat, steigen die alten Marmortempel, das Forum mit seinen Prachtgebäuden, die schmalen, geraden, wohlgepflasterten Straßen mit den malerischen Häuserfronten wieder vor uns auf, wie sie den alten Pompejanern erschienen sein mögen, die vor beinahe 2 Jahrtausenden sich in diesen Straßen bewegten und an der herrlichen Umgebung ihrer Stadt erfreuten. — Zuletzt sprach ein tüchtiger junger Forscher der italienischen Archäologenschule, Sogignani, nachmals über das in Torre Annunziata aufgefundene Mosaikbild, über das in der „Beilage" schon ausführlich (in Nr. 62 d. J.) berichtet worden ist.

—ir. **Aus den Niederlanden.** Am 13. und 14. April fand zu Amsterdam der erste Niederländische Philologenkongreß statt. In den allgemeinen Sitzungen sprach Prof. Symons über die Heranbildung der Lehrer für die modernen Sprachen, Prof. Kern über Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft, Dr. van de Sande Bakhuyzen über das Griechische an den niederländischen Gymnasien. Dann schlossen sich spezielle Vorträge in den Sektionen (mit Diskussion), von welchen ich nachstehend ein Verzeichniß gebe. Sektion für klassische Philologie: Der Palast des Odysseus (Prof. van Leeuwen); Der Aufschwung des Hellenismus unter den ersten Seleuciden (Dr. Kuiper); Romanisches und Kunstlolein (Prof. van der Vliet). Sektion für germanische und romanische Philologie: Die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze (Prof. Cosijn); Einige Anforderungen der wissenschaftlichen Lexikographie (Dr. Müller); Charakter und Ursprung der ältesten deutschen Lyrik (Dr. Frontzen); Die Experimentalphonetik des Abbé Rousselot (Prof. von Hamel). Sektion für Sprachwissenschaft: Der Accent der Sanskritwörter, welche den indonesischen Sprachen entstammen (Prof. Kern); Einige lateinische Negotianen (Prof. Speyer); Die Rekonstruktion der indogermanischen Sacra (Dr. Calond); Semasiologische Betrachtungen (Dr. Warren); Aeltere und neuere Sprachmelhade (Dr. Haogaliet). Sektion für Geschichte und Archäologie: Die Zerstörung Jerusalems durch Titus und der Tempelbrand (Prof. Valeton); Die historische Bedeutung des römischen Kaiserreichs (Prof. Boissevain); Die Synode der „Droogscheerders", einer holländischen Provinzialzunft (Dr. Kernkamp); Die stootsrechtlichen Grundlagen des Reiches der Ptolemäer (Dr. v. Gelder). Sektion für Pädagogik: Die Nothwendigkeit, den Lehramtskandidaten neben der wissenschaftlichen auch eine realistische Vorbildung zu geben (Prof. van den Es); Die Entwicklung der Individualität beim Kinde ist der innere Zweck des Unterrichts (J. van den Bosch); Die Methode Gouin veranschaulicht durch eine praktische Unterrichtsstunde (L. Eyckman); Entwicklung oder Dressur? 1. wie man den Hauptzweck der Gymnasialstudien einem Nebenzweck nutzbar machte; 2. wie man Haupt- und Nebenzweck einigermaßen vereinigen könnte (Dr. von Oppenraay); sind Veränderungen im Lehrplan und in der Reifeprüfung unsere Gymnasien nöthig oder nicht? (Dr. Leyds). Der Kongreß war sehr zahlreich besucht, auch von Lehrerinnen der höheren Mädchenschulen und den Jesuiten. Der nächste Kongreß soll in Leiden stattfinden. — Vom 8. bis 12. August wird in Amsterdam der Internationale Kongreß für Gynäkologie und Obstetrik stattfinden. — D. A. Scheneeleer, einer der besten Kenner der niederländischen Musikgeschichte und Liturgik, hat ein wichtiges Büchlein geschrieben: „De Souterliedekens, Bijdrage tot de geschiedenis der oudste Nederlandsche Psalmbergmeng", Leiden, Brill. Aus seinen Untersuchungen ergibt sich, daß, was bisher über den niederländischen Kirchengesang geschrieben wurde, nicht immer den Thatsachen entspricht; so erwies sich auch, daß in dem Antwerpener Druck der Souterliedekens aus 1539, der bisher für den ältesten galt, die Jahreszahl 1539 gefälscht ist und früher 1559 stand. — Die Vorbereitungen zu den verschiedenen Festlichkeiten, welche im September beim Regierungsantritt der Königin stattfinden sollen, sind bereits im ganzen Lande in vollem Gange. Die Kommission, welche sich gebildet hat, um die Vertretee der ausländischen Presse zu empfangen, trifft ebenfalls ihre Maßregeln, um den Journalisten den Aufenthalt hier nicht nur angenehm, sondern auch lehrreich zu gestalten. Zu letzterem Zwecke läßt sie u. a. ein besonderes Handbuch für sie verfassen, welches folgende Abschnitte enthalten soll: die literarische Bedeutung der Niederlande, die niederländische Kunst, Journalistik, das häusliche Leben, das Unterrichts- und Finanzwesen, die Landwirthschaft, Fischzucht, Schiffahrt, den Handel, die Industrie, das Armenwesen, die Eigenheiten der Volkssitten, Kolonien, die Staatswirthschaft und Statistik, die politischen Parteien. Jeder einzelne Abschnitt wird von einem speziellen Kenner bearbeitet.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
April 20, 1898.
My Lord Duke.
By (6844)
Ernest William Hornung,
Author of „A Bride from the Bush" etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Der deutsche Satzbau.
Dargestellt von
Hermann Wunderlich.
Preis geheftet 4 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Otto Dahlbruch-Stiftung.

Der am 28. März 1898 in Hamburg verstorbene Herr Otto Dahlbruch hat in § 11 seines Testaments bestimmt, daß alle zwei Jahre dem Verfasser derjenigen in deutscher Sprache geschriebenen und veröffentlichten Arbeit, die in dem gleichen Zeitraume den größten Fortschritt in den Naturwissenschaften gebracht hat, ein Preis zuerkannt werden möge, welcher aus den Einkünften des von ihm hinterlassenen Vermögens entnommen werden soll.

Dem Wunsche des Stifters gemäß hat die philosophische Fakultät der Universität Göttingen das Ehrenamt übernommen, als ausschlaggebende Jury für Zuerkennung des Preises zu fungiren.

Zum ersten Male ist in sinngemäßer Auslegung des Testaments am 28. März 1898 der Preis der Otto Dahlbruch-Stiftung vergeben worden und zwar im Betrage von 9200 Mark (Neuntausend zweihundert Mark) an den ordentlichen Professor der Physik an der Universität Würzburg, Herrn Dr. W. C. Röntgen. (6892)

Hamburg, den 18. April 1898.

Die Verwaltung
der Otto Dahlbruch-Stiftung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 23. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dr. Karl v. Rumpler. Von Professor Dr. Erwin Gruebee. — Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol. Von Menghius. — Zur croatischen Literatur. Von Leopold Katscher. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Karl v. Rumpler.

Ein Nachruf.

Von Professor Dr. Erwin Grueber.[1])

Ministerialrath Dr. Karl Lothar v. Rumpler wurde am 1. Juli 1842 in Amberg als Sohn des Bezirksgerichtsraths Heinrich Karl Rumpler geboren, kam aber schon in früher Jugend mit seinen Eltern zuerst nach Regensburg, dann nach Eichstädt, wohin sein Vater als Appellationsgerichtsrath versetzt worden war.

Großentheils durch Privatunterricht im elterlichen Hause herangebildet, ist er erst später in das Gymnasium zu Eichstädt eingetreten, das er im Jahre 1859, kaum 17 Jahre alt, mit gutem Erfolg absolvirte. Man darf wohl annehmen, daß die ungemein sorgfältige Erziehung im Elternhause in Verbindung mit einer eigenartigen günstigen Beanlagung den Grund gelegt hat zu dem umfassenden Wissen, welches den Verstorbenen in so unvergleichlicher Weise auszeichnete. Kindlichen Spielen und Beschäftigungen abgeneigt, zeigte Rumpler schon als Kind einen selten beharrlichen Lerneifer, der insbesondere auf Aneignung fremder Sprachen gerichtet war. Wohl nichts kann diese Neigung besser charakterisiren als die Bitte, die er als 8jähriges Kind an seinen Pathen auf dessen Aufforderung richtet, ihm doch so viel Geld zu schenken, daß er sich eine holländische Grammatik kaufen könne. Dieser Vorliebe für das Sprachstudium ist Rumpler sein Leben lang treu geblieben. Im Laufe der Zeit hat er es dahin gebracht, mehr als 160 Sprachen der Struktur und den Prinzipien nach vollkommen zu beherrschen, eine theoretische Erkenntniß, mit welcher er eine nicht unerhebliche praktische Kenntniß der Sprachen verbunden hat. So weiß ich aus eigener Erinnerung, daß Rumpler, als vor mehreren Jahren in einer Gesellschaft zufällig von den gerade in München anwesenden Dinka-Negern gesprochen wurde, sofort das Vaterunser in der Dinka-Sprache aufschrieb.

So lebhaft sein Interesse für die Sprachwissenschaft, so war doch sein Bestreben universeller Natur: auf Umfassung und Erfassung aller Gebiete menschlichen Wissens gerichtet.

In seinen Universitätsjahren, den Jahren 1859—1863, welche er hier in München verbringt, hört er Vorlesungen an sämmtlichen Fakultäten; studirt Philosophie und Theologie, Geschichte und Philologie, Naturwissenschaft, Mathematik und Medizin neben den im Vordergrunde stehenden Rechts- und Staatswissenschaften.

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten in der Juristischen Gesellschaft zu München am 26. März 1898.

Diese Studien setzt er, nachdem er die theoretische Schlußprüfung für Juristen (am 20. Okt. 1863) bestanden hatte, während seiner Vorbereitungspraxis in Eichstädt (am Bezirksamt, am Stadt- und Landgericht und schließlich am Bezirksgericht daselbst) fort, bethätigt sich aber gleichwohl so erfolgreich in der Praxis, daß ihm seine Vorgesetzten glänzende Zeugnisse ausstellen, welche übereinstimmend das gesunde Urtheil, den großen Fleiß und die ausgezeichnete Geschicklichkeit zu amtlichen Arbeiten bezeugen.

Den so begründeten Erwartungen entspricht der (im Mai 1866) abgelegte Staatskonkurs; Rumpler erhält die Note der Auszeichnung und den ersten Platz unter seinen Mitbewerbern.

Nach Beendigung des Staatskonkurses widmete er sich, zuerst in Eichstädt, dann seit Anfang Februar 1867 in München, ausschließlich dem Studium, namentlich dem Studium der Staatswissenschaft. Ganz besonders waren es, wie er selbst schreibt, „die Grundanschauungen über den Staat und sein Wesen, dann die Verfolgung dieser Grundanschauung nach den verschiedenen Richtungen des staatlichen Lebens, welche ihn vorzugsweise anzogen“. Höchst bezeichnend für sein ganzes Streben, sucht er das Wesen des Staates zu ergründen, aber nicht um seiner selbst willen, sondern um dasselbe in seiner Bethätigung im Leben voll und ganz verstehen zu können, ähnlich, wie es ihm im Gebiete der Naturwissenschaft nicht um die abstrakte Erkenntniß der Naturgesetze allein zu thun ist, sondern um das Verständniß der technischen Verwendung und Verwendbarkeit.[1])

Es begreift sich nach dem Gesagten, daß die sich damals vollziehende Begründung des Norddeutschen Bundes, in welcher der staatsmännisch so hoch begabte junge Mann die Grundlage der ersehnten Neugestaltung Deutschlands erkennt, sein Interesse mächtig in Anspruch nimmt. Es bethätigt sich alsbald in einer sehr instruktiven Vergleichung der Bestimmungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes mit den einschlägigen Bestimmungen der nordamerikanischen Unionsverfassung, der schweizerischen Bundesverfassung und der deutschen Reichsverfassung von 1849. Damit war der Anstoß gegeben zur Inangriffnahme einer staatsrechtlich-politischen Abhandlung über die Verfassung des Norddeutschen Bundes, welche aber niemals über das Grundbegriffliche (Untersuchung über den Begriff des Bundesstaats) hinausgediehen ist.

In sichtlichem Zusammenhang mit diesen Forschungen Rumplers steht eine Abhandlung „Ueber die Steuern im Staat, in zusammengesetzten Staaten und in den Staatenvereinen“, auf Grund deren er von der staatswirthschaftlichen Fakultät unsrer Universität im Juli 1869 zum examen rigorosum zugelassen und kurze Zeit darauf, am 22. desselben Monats, öffentlich und feierlich zum Doktor

[1]) Vgl. den jüngst erschienenen Nachruf auf Rumpler namentlich in seinen Schlußworten im „Bayer. Industrie- und Gewerbeblatt“, dem Organ des Polytechnischen Vereins München, welchem Rumpler lange Jahre angehörte.

der Staatswissenschaften promovirt worden ist. Es wird uns ausdrücklich bezeugt, daß das tiefe, eingehende Studium, die Besonnenheit der Rede, die wissenschaftliche Reife, welche der Doctorandus an den Tag gelegt, einen großen Eindruck gemacht haben, und hat sich der Rektor der Universität veranlaßt gesehen, nach vollendeter Promotion dem Doktor seine höchste Befriedigung auszusprechen. Die Streitsätze, welche er damals vertreten, lassen ihn deutlich als das erkennen, was er trotz aller weiteren Studien zeitlebens geblieben ist, Anhänger der klassischen Schule der Nationalökonomie mit ihrer Vorliebe für den Freihandel. Demgemäß spricht er sich grundsätzlich, wenn auch nicht ausnahmslos, gegen Schutzzölle aus, verwirft er unbedingt doppelte Währung, verlangt er, daß der Gesetzgeber ein Minimum der Parzellirung des Grundeigenthums nicht festsetzen solle: Anschauungen, an welchen er, wie Alle, die ihm näher getreten sind, wissen, stets festgehalten hat.

Schon lange vor seiner Promotion war Rumpler (im Mai 1867) bei dem Advokaten Ritter v. Sedlmair hier in München als Rechtskonzipient eingetreten, indessen scheint ihn die anwaltschaftliche Thätigkeit nicht sonderlich angezogen zu haben. Im Dezember 1869 bittet der junge Doktor um Zulassung zur Praxis im Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern und wird seinem Ansuchen entsprechend am 14. Mai 1870 definitiv in den Verband dieses Ministeriums aufgenommen. Im Juni des folgenden Jahres, 1871, wurde er in Gewährung seines Wunsches, im äußeren Dienste verwendet zu werden, als Attaché der kgl. bayer. Gesandtschaft am italienischen Hofe (zuerst in Florenz, dann in Rom) beigegeben, ein Aufenthalt, der in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist. Da der Gesandte Dr. v. Dönniges nicht lange nach seiner Ankunft erkrankte, so wird dem Attaché Gelegenheit gegeben, selbständig die Interessen seines Heimathstaates zu vertreten. Zugleich lernen wir Rumpler im vollen Licht seiner edlen Menschlichkeit kennen. Der zum Tode erkrankte Gesandte findet in ihm und ihm allein einen Pfleger, wie er hingebender und selbstverleugnender nicht gedacht werden kann. Die damit gegebenen Beziehungen zur Familie bieten Gelegenheit zur Entstehung einer tiefen innigen Neigung, die Rumpler mit der zweitjüngsten Tochter des Gesandten verbindet. Drei Vierteljahre nach dessen Tode, im Oktober 1872, findet die Vermählung statt, nachdem der Bräutigam unmittelbar vorher den diplomatischen Konkurs abgelegt hatte.

Dieses Examen, das Rumpler noch in Rom vor seiner Rückkehr in den inneren Dienst des Ministeriums macht, ist in der Geschichte unsrer Examina ein denkwürdiges Ereigniß. In Anbetracht der vorzüglichen Bewährung des Kandidaten im inneren und äußeren Dienst werden Fragen in gesteigerter ausnahmsweiser Schwierigkeit gestellt, und obwohl derselbe zur Beantwortung durchgängig nur die Hälfte der angesetzten Zeit braucht, spricht sich die Prüfungskommission in einem Bericht an den König dahin aus, daß im allgemeinen kaum jemals ein besseres diplomatisches Examen gemacht worden sei und beantragt die Note der Auszeichnung und den Ministerialacceß für Dr. Rumpler.

Se. Maj. der König nimmt selbst Kenntniß von den Arbeiten und genehmigt auf Grund dieser Allerhöchsten Kenntnißnahme den gestellten Antrag. An diesen an Allerhöchster Stelle bestätigten Ausspruch der Prüfungskommission muß man immer wieder denken, wenn man Rumplers spätere Thätigkeit ins Auge faßt.

1874 wird er zum Ministerialsekretär ernannt und kurz darauf wegen Erkrankung des Gesandten v. Niethammer mit der selbständigen Vertretung der Interessen seines Heimathstaates bei der Schweizer Eidgenossenschaft betraut.

1879 zum Legationsrath befördert, wird er 1880 wegen Ablebens des Frhrn. v. Bibra zum zweitenmale mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Gesandtschaft beim italienischen Hofe beauftragt. 1887 endlich erfolgt die Ernennung zum Ministerialrath mit Zuweisung eines Referats, welches, neben anderem, Thronlehen, Pfälzerbahnen, insbesondere die Tramdahnunternehmungen und die Angelegenheiten der internationalen Ströme und Gewässer umfaßte, also Bearbeitung von Aufgaben erforderte, die einerseits, obwohl auf rascheste Erledigung hindrängend, doch in der Lösung die größten verkehrstechnischen Schwierigkeiten darbieten, andrerseits hingegen die kompliziertesten internationalen Beziehungen und Verhältnisse zu ihrem Gegenstande haben.[1])

In welchem Maße er diesen Anforderungen entsprochen hat, dafür möchte ich nicht sowohl die stattliche Reihe von in- und ausländischen Orden (Großkomthur-, Comthur- und Ritterkreuze) anführen, die ihm zutheil wurden, als vielmehr die am offenen Grabe des Verewigten gesprochenen Worte, daß ihn das Vertrauen seines Chefs auch außerhalb seines Referats vielfach zur Bearbeitung besonders schwieriger Einzelaufgaben berufen hat. Ich erinnere nur an die Verhandlungen mit Preußen in Sachen der Staffeltarife, deren Führung seiner bewährten Einsicht anvertraut wurde.

Auch außerhalb des eigentlich ministeriellen Dienstes hat Dr. v. Rumpler eine sehr ersprießliche Thätigkeit entfaltet, so in der Stellung als Vorstand des Geheimen Haus- und Geheimen Staatsarchives. In dieser Eigenschaft hat er mit Unterstützung seiner Nebenbeamten die bayerische Regententafel von Herzog Garibald I. (554) bis Kurfürst Otto Heinrich (1559), Bamberg 1892, als Festgabe zum 70. Geburtstage des Prinzregenten herausgegeben, die einzige literarische Leistung, mit welcher er an die Oeffentlichkeit getreten ist.[2])

Zudem fungirte er schon seit 1879 als Mitglied, zuletzt als Vorstandsstellvertreter der statistischen Zentralkommission und war seit 1881 erst als Mitglied, später als zweiter Vorstand des Verwaltungsrathes des Staatsdiener-Unterstützungsvereins und der damit verbundenen Töchterkasse in reger Thätigkeit. Auch hier waren es, wie ich von seinen Kollegen vernommen, die schwierigsten Referate die ihm zufielen, und immer hat die Körperschaft im Sinne seines den Thatbestand juristisch scharf erfassenden und doch den Umständen milde und billig gerecht werdenden Gutachtens entschieden.

Eine so vielseitige Verwendung und Bethätigung war die natürliche Folge seiner umfassenden Bildung. Es ist vollständig begründet, wenn unmittelbar nach seinem Hinscheiden in öffentlichen Blättern gesagt wurde, der Verstorbene sei in allen Wissenschaften zuhause gewesen; in der That war er in jeder Disciplin mit der Bewegung der Wissenschaft, den Hauptströmungen in der Literatur vertraut. Aber auch der Kunst brachte er ein lebendiges Verständniß entgegen, und eine Reihe belletristischer und dramatischer Versuche in seinem handschriftlichen Nachlaß bekunden eine ebenso feinsinnige wie ansprechende Begabung in dieser Richtung. Mit einem Worte, Rumpler war in geistiger Beziehung — darüber sind Alle, die ihn näher kannten, einverstanden — eine geradezu phänomenale Erscheinung, die sich nur erklärt durch das Zusammentreffen

---

1) Hier soll daran erinnert werden, daß bei einem Ministerwechsel in den letzten Jahren der Name v. Rumpler vielfach und mit Nachdruck genannt wurde.

2) Daß Rumpler zu anderweitigen Publikationen nicht gekommen ist, erklärt sich m. E. einerseits aus seiner großen Scheu, nach außen aufzutreten, und andrerseits aus dem ihn beherrschenden Drang nach Aufnahme neuen Wissens.

ganz ungewöhnlicher Eigenschaften in seiner Person: einer glänzenden Begabung, namentlich eines überaus scharfen und rasch fassenden Verstandes, eines eisernen, durch keine Ungunst der Verhältnisse beeinflußten Fleißes und einer ungeheuern Kraft des Gedächtnisses, welche ihm ermöglichte, die verschiedenen Wissensgebiete scharf geschieden festzuhalten.

Mit diesen geistigen Vorzügen verband Rumpler einen selten liebenswürdigen und edlen Charakter. Bei aller Strenge gegen sich selbst war der ungewöhnlich bedeutende Mensch überaus milde in der Beurtheilung Anderer. Wenige haben, wie er, in ihrem Verhalten gegenüber den Mitmenschen das schöne Wort des Apostels bethätigt: „Ein Jeder hat seine Gabe vor Gott; der Eine so und der Andere so." Und bei aller Zurückhaltung, welche seinem Wesen eigenthümlich war, war er von einer aufopferfreudigen Bereitwilligkeit, Anderen mitzutheilen von dem, was er besaß. Seinen Freunden öffnete er die Schätze seines Wissens rückhaltlos. Alle Jene, die in Mühsal und Bedrängniß sich ihm genaht, haben bei ihm Rath, Unterstützung, werkthätige Hülfe gefunden. Auch in dieser Richtung hätte er von sich sagen können: „Aliis inserviendo consumar."

Wenn mein schwacher Versuch auch nur einigermaßen eine Darstellung von dem zu bieten vermag, was der Verblichene war und geleistet hat, so wird man begreifen, welchen Verlust der bayerische Beamtenstand in seiner Person erlitten.

Erst in jüngster Zeit ist er durch Krankheit in seiner Familie und zuletzt durch seine eigene Erkrankung an der regelmäßigen Erledigung seiner Geschäfte verhindert worden. Samstag den 29. Januar hat Ministerialrath v. Rumpler sein Bureau, in dem er über ein Vierteljahrhundert auch nicht einen Tag gefehlt hatte, verlassen, um nicht wieder darthin zurückzukehren. Zwar schien der starke Influenzaanfall nach einer Woche behoben zu sein. Der Patient meinte sagar, er habe seinen Körper so sehr in seiner Gewalt, daß ihm selbst die Influenza nichts anhaben könne; er hat sich getäuscht; die Natur war doch stärker als er. Donnerstag früh 3 Uhr trat völlig unerwartet eine Lähmung ein, welche 50 Stunden später, Samstag den 12. Februar, in der fünften Morgenstunde den Tod zur Folge hatte. Nach hier in dieser Todesstunde zeigte sich die ganze Seelengröße des Mannes. Im vollen Bewußtsein seines hoffnungslosen Zustandes lag er da, ruhig, gottergeben, in seiner unendlichen Rücksicht nach darauf bedacht, seinen Angehörigen die eigene Hülflosigkeit nicht fühlbar zu machen. —

Man pflegt zu sagen, Niemand sei unersetzlich, und wohl ist es wahr, daß stets andere da sind, welche an die frei gewordene Stelle zu treten bereit sind; dennoch wird sich das Gefühl, daß eine einzigartige Persönlichkeit uns genommen ist, mitunter recht empfindlich geltend machen. Wir sind überzeugt, daß alle jene, welche mit dem Verewigten gelebt, gestrebt und gewirkt haben, zeitlebens eingedenk sein werden des Verlustes, welche engere, weitere und weiteste Kreise durch sein Hinscheiden erlitten haben!

Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol.[1])

Ethnographisch betrachtet ist Tirol ein sonderbares Land. Wenn auch in der Neuzeit sich hier mehr und mehr eine Zweiheit: Deutschthum und Italienerthum herausbildet, so verbirgt sich doch unter dieser scheinbaren Zweiheit eine außerordentlich buntscheckige ethnographische Vorzeit. Gerade in Tirol zeigt sich, wie außerordentlich wichtig die Ortsnamen und noch mehr die Flurnamen für die ethnagraphische Geschichte sind. In Tirol kennen wir als älteste (?) Siedler die Räter, unzweifelhaft nahe Verwandte der Etrusker. Auch soviel ist sicher, daß es keine Kelten waren, jenes Volk, das man mit Vorliebe früher da hinsetzte, wo man ältere Volksschichten bei uns suchte. Aber wir haben im eigentlichen Tirol keinen einzigen typisch keltischen Ortsnamen, z. B. einen auf acum oder dunum. Diese gehen erst weiter südlich an. Das Gleiche gilt übrigens auch für einen großen Theil der Schweiz, und es ist — nebenbei gesagt — nicht uninteressant, daß sich typisch rätische Namen bis zum Bieler und Neuenburger, ja bis zum Bodensee finden. Hier allerdings neben keltischen Namen. Die Schweizer Kelten sind also eine spätere Einwanderung, die sich hier über und neben den Rätern niederließ, ähnlich wie das im Osten durch die Taurisker geschah.

Diese Räter romanisirten sich rasch, und als immer mehr und mehr die Germanen ins Land einbrachen, fanden sie eine durchaus romanisirte Bevölkerung vor. Die Deutschen verdrängten diese nun keineswegs, ließen sich vielmehr zwischen derselben nieder. Rein deutscher Abstammung sind nur wenige Gebiete des heutigen Tirols, z. B. das obere Lechthal, das ursprünglich bayerische Unterinnthal vom Ziller abwärts, dann mehrere Thäler, die frühere Seeböden sind, z. B. das obere Pfitschthal u. a. m. Vor allem besetzten die Deutschen die strategisch wichtigen Punkte und setzten, wo sich an solchen größere Orte bereits befanden, deutsche Siedelungen neben. So z. B. Innsbruck neben Wilten (Veldidena), Sterzing neben Vipitenum u. s. w. Speziell die Brennerstraße weist viele solche rein deutsche Siedelungen auf: Schönberg, Steinach, Gossensaß ꝛc.

Die Germanisirung der Romanen ging stellenweise sehr langsam vor sich. Bis ins 16. Jahrhundert und später war Tirol ein von zahlreichen (räto-) romanischen Sprachinseln durchsetztes Land. Wenigstens im Norden, während im Süden das Bild umgekehrt war und hier, speziell östlich der Etsch, zumal im Gebirge, eine deutsche Sprachinsel neben der anderen lag.

Am Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich die Sache dann derart herausgearbeitet, daß das Deutschthum bis zu den Mündungen des Ulzbaches (Noce) und des Avisio reichte und zwar als kompaktes Sprachgebiet. Im Süden stieß es nur hier auf Italiener, denn die großen Thalgebiete Nonsberg, Sulzberg im Westen, Gröden, Enneberg, Fassa ꝛc. waren rätoromanisch. Die deutschen Sprachinseln südlich hievon waren aber schon stark zusammengeschrumpft. Westlich der Etsch so gut wie nichts mehr, östlich dagegen lag südlich vom Avisio-Gebiet eine größere deutsche Sprachinsel aus den Thälern Pineit (Piné) und Fersenthal, sowie einer Reihe von weiteren Orten in der Umgebung von Persen (Pergina) und Löwek (Levico), z. B. das jetzt durch seine Mineralwasser so bekannt gewordene Rundschein (Ranecgna). Eine noch größere Sprachinsel setzte aber gleich südlich der Brenta an. Es war die ganze Südostecke Tirols mit den Lainthälern (Terragnola, Trambilleno, Val Arsa), sowie die Höhen südlich der Brentasee (Lafraun = Lavarane, Folgareit = Falgaria, Lusarn = Lusarna), wie das obere Astach (Astico-) Thal. Ueber die jetzigen Grenzen Tirols hinaus schlossen sich direkt an die deutschen „Zimbern" in den damals weit überwiegend deutschen „Sieben Gemeinden" (Sette Communi) nördlich von dem im frühen Mittelalter gleichfalls zimbrischen Vicenza (Wisintain) und ein größerer nach deutscher Theil in den „Dreizehn Gemeinden" nördlich von Verona.

Hier hat Oesterreich schwer am Deutschthum gesündigt. Sehen wir uns jetzt dort um, so ist dieses noch zu Beginn

[1]) Unter diesem Titel erschien von Dr. B. Rohmeder ein Büchlein im Verlage von Karl Gräser in Wien 1898, XI, 140 Seiten.

Digitized by Google

des Jahrhunderts so stattliche deutsche Sprachgebiet bis auf wenige Reste verschwunden. Die Thäler der Arsa, des Laubaches (Leno), des Roßbaches (ital. il Rosspoch!), der Astach (Astico), das Pineit u. s. w. sind verwälscht; die 1866 leichtsinnigerweise mit an Italien abgetretenen Zimbern werden es in den paar Orten, wo noch „zimbrisch geprechtet" wird, in einer der nächsten Generationen sein.

Deutsch sind nur noch ein Theil des Fersen- (Fersina) Thales mit Aichleit (Roveda), Gereut (Frassilongo), Außerberg (S. Francesca), Mitterberg, Innerberg (S. Felice), endlich Palai (Palù). 1890 ergab die Volkszählung für diese Dörfer 1537 (80½ Proz.) Deutsche und 372 (19½ Proz.) das Italienische als „Umgangssprache" Redende. 1880 wurden nur 56.5 Proz. Deutsche und 43.5 Proz. Italiener gezählt. Letztere Zahlen zeigen deutlich, wie sehr von den meist italienischen Zählern die Thatsachen entstellt werden, zeigen aber auch, wie sehr sich bei den Fersenthälern („Mocheu", „Mocheni") das deutsche Stammesbewußtsein gehoben hat. Die Schulen sind jetzt in allen Orten deutsch, leider ist die Predigt zum Theil noch italienisch, dazu gehören die Dörfer zur Pfarrei Persen (Pergine). Da zur Zeit ein dem Deutschen nicht mehr so ungünstiger Wind wie früher im fürstbischöflichen Ordinariate in Trient weht, so ist zu hoffen, daß sie einmal zu einer eigenen deutschen Pfarrei vereinigt werden.

Auch in den nach Persen zu gelegenen Orten Falis (Falesina) und Walzurg (Vignola) ist das Deutsche noch nicht erstorben. Hier könnte Wiedereinrichtung der deutschen Schulen sehr viel retten. Auch hier sind Sprachzählungskuriosa zu verzeichnen. Falis hatte z. B. nach der Zählung von 1880 100 Proz. Deutsche, und nach der von 1890 100 Proz. itolienische Einwohner, was selbstverständlich Unsinn ist. Mon wechselt seine Muttersprache nicht wie ein Hemd. Das Bedürfniß nach deutschen Schulen ist übrigens auch im völlig verwälschten Gebiete vorhanden, bezw. das nach Unterricht im Deutschen, so in Vierach im Fersenthale (Viarago), in den letztgenannten beiden Orten, im Pineiter Thal, dann im oberen Roßbach- und Astachgebiet (Gemeinde Vielgereut, Sektion St. Sebastian) ꝛc.

Auch hier oben, ganz im Süden Tirols, könnte noch viel gerettet werden. Ein glänzendes Beispiel ist hier die Gemeinde Lusarn (richtiger Lasern von Lasberg, Luserna). Dieselbe ist jetzt wieder als durchaus deutsch zu bezeichnen (1880 75 Proz. deutsch, 25 Proz. italienisch; 1890 96.6 Prozent deutsch, 3.4 Proz. italienisch) und ist — was das wichtigste ist! — stolz darauf, es zu sein. Von hier aus, als Zentrum, müßte langsam in die Nachbarorte hineingewirkt werden, die fast alle noch mehr oder weniger deutsche Reste aufweisen.

Sonst ist in Welschtirol wohl wenig mehr von alteingesessenem Deutschthum vorhanden, ausgenommen vielleicht in dem so gern sich als uritalienisch geberdenden — Trient, das zwar wohl nie völlig, aber zeitweise überwiegend deutsch war und sonst stets und bis auf den heutigen Tag eine starke deutsche Minderheit in seiner Bevölkerung aufwies (offiziell wurden 1890 fast 11 Proz. Deutsche gezählt). Dafür gibt es aber in Welschtirol eine Menge neuer deutscher Ansätze, speziell in den Orten mit starker Fremdenindustrie. Auch die Garnisonen sind deutsch. Inwieweit diese neuerlichen Ansiedelungen Bestand haben werden, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen.

Nimmt man die Wasserscheiden des Ulzbaches (Noce) und des Avisio nach Norden als Grenzen Welschtirols an, so reicht das deutsche Gebiet an zwei Stellen über diese als Sprachhalbinsel hinüber. Einmal im Nonsberg. Hier sind vier Gemeinden (St. Felix, U. L. Frau im Walde, Laurein und Proveis) noch durchaus deutsch und werden es auch bleiben, zumal sie wohl bald durch eine Fahrstraße bessere Verbindung nach rückwärts ins kompakte deutsche Sprachgebiet erhalten werden. Das anderemal ist es der Ort Altrei (Anteriva) im Fleimser Thal, welch letzteres, trotzdem es jetzt fast nur italienisch spricht[1]), der Abstammung nach eines der rein deutschesten Gebiete von ganz Tirol ist. In Altrei ist nur ein Theil der unseßhaften Bevölkerung italienisch. Die Gemeinde Truden gehört nur politisch zu Fleims, denn sie liegt nördlich der Wasserscheide.

Die Romanen neigen, wenn sie auch damit noch nicht direkt Deutsche werden wollen, mehr zu den Deutschen wie zu den Italienern hin. Allerdings darf man den Nons- und Sulzberg nicht mehr zu ihnen rechnen. Gröden und Enneberg speziell gehören ja direkt zu „Deutschtirol", in Fossa aber existirt eine sehr starke Strömung, welche Angliederung an dasselbe wünscht. Da in diesen Tagen der Bozener Gemeinderath die Garantiesumme für die Bahn nach Cavalese ꝛc. gezeichnet hat, so ist die Frage der „Fleimsthalbahn" in ein neues Stadium getreten und den Trientiner Bestrebungen ein Paroli geboten. Es liegt im dringendsten Interesse Bozens, Deutsch-Südtirols und des Deutschthums überhoupt, daß diese Bohn von Bozen ihren Ausgangspunkt nimmt. Dagegen ist es entschieden berechtigt, daß das jetzt überwiegend italienisch (aus romanisch) gewordene Noce-Gebiet von Trient aus Bahnanschluß erhält. Die romonischen Thäler Ampezzo (Hayden) und Buchenstein (Livinallonga), deren Flußläufe ins Königreich Italien abziehen, werden wohl italienisiren, wenn auch der dortige deutsche Einfluß, zumal in Cortina d'Ampezzo, nicht zu unterschätzen ist.

Am schlimmsten steht der Nationalitätenstreit im breiten Etschthal für uns Deutsche, also da, wo sich keine romanischen Zwischenthäler zwischen Deutsch und Italienisch einschieben. Bozen, das vor Jahren in Gefahr war, zu verwelschen, ist ja wieder deutsch geworden und wird es bleiben. Aber zwischen Bozen und dem alten Grenzort zwischen Bajuwaren und Langobarden, Salurn, sieht's theilweise arg aus. Das Gebirge ist ja deutsch und wohl nicht direkt bedroht, aber in der Ebene breiten sich die Welschen bös aus. Gleich St. Jakob, nur 1 Stunde von Bozen, zeigte 1880 35.7 Proz., 1890 aber bereits 77.3 Proz. italienischer Bewohner. Hier ist Gefahr im Verzuge! Auch in Leisers sind jetzt die Italiener mit 52.1 Proz. in der Ueberzahl. Leisers kann aber entschieden gehalten werden. Seit ist ganz deutsch. Branzoll ist gleichfolls schwer gefährdet, jedoch ist hier die Schule und auch die Predigt (überwiegend) deutsch (wie in Leisers und in St. Jakob). Auer ist noch sehr überwiegend deutsch, ebenso Neumorkt. Laag dagegen ist wieder schwer gefährdet, ebenso Buchholz. In Laag ist Kirche und Schule (letztere so gut wie) welsch. In Buchholz ist Schule und Gemeindeamt noch deutsch, die Kirche gemischt. In Salurn endlich steht zwar ein Drittel welscher zwei Drittel deutscher Bevölkerung gegenüber, aber als letzter Eckpfeiler des Deutschthums am italienischen Meeressaume, der ohnehin seine Brandung, wie wir eben sahen, schon weiter nordwärts wirft, bedarf auch dieser Ort nachhaltigster Stütze.

Besser sieht es rechts der Etsch aus. Den verwelschten Gemeinden Deutschnetz und Aichholz sind keine weiteren gefolgt. Eine direkte Gefahr ist nicht vorhanden, aber auch hier Wachsamkeit und ein gewisses Eingreifen durchaus nöthig. Das verwelschte Sumpfnest Pfatten in der Etschebene wird wohl, wenn nicht alles trügt, wieder eingedeutscht werden. Die Schule ist deutsch, die Kirche wird nach und nach deutsch werden. Auch die weiter rückwärts auf Meran zu liegenden Gemeinden Burgstall und Gargazon sind schon

[1]) Abgesehen davon, daß außerordentlich viele Welschtiroler Deutsch verstehen und reden können.

überwiegend wieder eingedeutscht (1890 66 Proz. deutsch, 34 Proz. italienisch in Gargazon und 62 Proz. deutsch und 38 Proz. italienisch in Burgstall). Nur in Untermais hat sich ein starkes Zunehmen welscher Bevölkerung (von 6.5 auf 10.6 Proz. in 1890) gezeigt. Das fragwürdige „Verdienst" hieran hat ein Reichsdeutscher (aus Mecklenburg), der Freiherr v. Kettenberg!

Im großen und ganzen kann in Südtirol mit verhältnißmäßig wenig Mitteln viel geleistet werden. Direkt bedroht sind nur wenig Orte. Hier ist vor allem einzusetzen, energisch und mit gleicher Rücksichtslosigkeit, wie dies von italienischer Seite geschieht. Vor allem gilt es die Verbesserung oder Gründung und kräftigste Unterstützung der deutschen Schulen, wie der Pflege des deutschen Nationalitätsbewußtseins. Auch die Kirche, die sich jetzt nicht mehr ganz so im Sinne der Italianissimi wirksam zeigt, hat ein großes Feld vor sich. Eine große Anzahl deutscher Geistlicher hat hier ein glänzendes Beispiel echt deutscher Gesinnung und auch sozialpolitischen Wirkens gegeben. Wenn es nur überall so wäre!

Wir haben im vorstehenden einige wenige Andeutungen aus dem trotz seines nicht allzu großen Umfanges so inhaltsreichen Rohmeder'schen Buche gegeben. Es muß für Jeden, der sich über die Nationalitätenverhältnisse Tirols kurz und doch gründlich unterrichten will, dessen Studium dringend angerathen werden. Es behandelt die vorliegenden Fragen in VII Abschnitten, in denen eine Fülle von Material zusammengetragen ist. Auch enthält es einen „Schriftennachweis", in dem wir nur etwa noch Ascoli's Archivio glottologico Bd. I vermissen, der eine genaue Uebersicht und Uebersichtskarte über die Tiroler ladinischen und italienischen Dialekte bietet. Gut ist auch die tabellarische Uebersicht der Bevölkerungsbewegung in den dortigen Grenzgebieten, bei der unter anderem auffällt, wie stark die Bevölkerung in vielen Südtiroler Gemeinden zurückgeht. Wo in nationaler Beziehung Korrekturen dieser Zahlen nöthig sind, gibt sie der Texttheil des Buches. Möge das Büchlein viel gelesen werden und als Lesefrucht eine ausgiebige Anzahl neuer Gönner der nationalen Sache in Südtirol bringen!

München. Menghius.

Zur croatischen Literatur.

Von Leopold Katscher.

Jede paar Jahre einmal erscheint in Deutschland eine große Geschichte der allgemeinen oder der Weltliteratur. Aber in keiner wird die croatische Literatur behandelt. Das mag ein Unrecht sein, aber es ist begreiflich, denn man kann von Johannes Scherr, O. v. Leixner, Gustav Karpeles u. s. w. nicht verlangen, daß sie Croatisch können, und deutsche Uebersetzungen croatischer Bücher gab es bis vor kurzem fast gar keine. Da muß es denn als ein großes Verdienst anerkannt werden, wenn ein begabter Schriftsteller sich die Aufgabe stellt, die mitunter herrlichen Schätze des croatischen Schrifthums in deutscher Sprache darzubieten, und wenn deutsche Verleger — bisher schon drei an Zahl — genug idealistisch und opfermuthig sind, diese völkerverbindenden Bestrebungen durch die Veröffentlichung solcher Uebersetzungen zu unterstützen, um einen Baustein mehr zu liefern für die Ausgestaltung der völkerannähernden Weltliteratur im Goethe'schen Sinne.

Der in Rede stehende Autor heißt Mavro Spicer und die Namen der betreffenden Verleger lauten: Siegfried Cronbach, Otto Wigand, Eduard Moos. Dem Namen Spicer begegneten wir zum erstenmale vor ungefähr 5 Jahren auf dem Titelblatt des einzigen vorhandenen ungarisch-croatischen und croatisch-ungarischen Wörterbuches, dessen Verfasser er ist. Bereits etwa ein Jahr später fiel uns ein anderes Buch in die Hand, das seinen Namen trug: „Blätter und Blüthen aus Croatiens Gauen" (Berlin 1894, Cronbach). Beim Lesen desselben ward uns sofort klar, daß endlich ein „ehrlicher Makler" zwischen der deutschen und der croatischen Literatur erstanden war, und zwar ein vollkommen berufener, zur Nachbildung wohlbefähigter. Dieser Eindruck hat sich seither noch verstärkt, denn Spicer hat inzwischen noch mehrere Bände herausgegeben, in denen er sich als der geborene Vermittler seines heimathlichen Schrifthums zeigt. Die Erklärung hiefür liegt in zwei Thatsachen: einmal ist Spicer der deutschen Sprache ebenso mächtig wie seiner Muttersprache, und dann verfügt er über die jedem guten Wiedergeber guter Dichtkunst unerläßlichen Eigenschaften, selbst ein Stück Poet zu sein und die gebundene Rede wie die Prosa gleichmäßig zu beherrschen. Jetzt wird kein deutscher Weltliterarhistoriker mehr das Recht haben, über Croatien schweigend hinwegzugehen, denn wir verfügen infolge Spicers Eifer über eine beträchtliche Anzahl von vortrefflichen Uebertragungen ausgezeichneter Leistungen croatischer Dichter und Erzähler.

Die uns vorliegenden vier einschlägigen Bücher Spicers umfassen vier Jahrhunderte croatischer Belletristik und Poesie. Letztere ist in fast allen Gattungen der Epik und Lyrik, der Liebe und Politik ꝛc. vertreten. Wir lernen da gar manchen Dichter von wahrhafter Größe, manchen Erzähler von hoher Meisterschaft kennen — glänzende Begabungen, die auch den bedeutendsten Literaturen zur Zierde gereichen würden und von denen man nur bedauern kann, daß sie nicht in einer verbreiteteren Sprache zu schreiben vermochten.

Wahrscheinlich der hervorragendste croatische Dichter unsres Jahrhunderts war Peter Preradović, der von 1818 bis 1872 lebte und dessen Denkmal vor etwa 2½ oder 3 Jahren in Agram enthüllt wurde. Diesen Anlaß benützte Spicer löblicherweise zur Veröffentlichung eines Bandes „Ausgewählte Gedichte" des Gefeierten nebst Portrait und biographischer Einleitung (Leipzig, O. Wigand 1895). Für die Deutschen ist Preradović schon darum von besonderem Interesse, weil er ursprünglich eigentlich ein deutscher Dichter war. Beim Militär — er war Offizier — hatte er das Croatische nahezu vergessen, aber er erlernte es von neuem und wurde, wie gesagt, der erste Dichter seines Volkes. Er war hauptsächlich Lyriker und Freiheitssänger, jedoch auch Epiker und Dramatiker. In Herzenstiefe und Gedankenhöhe, in Sprachschönheit und Formvollendung ist er gleich groß. Von besonderer Wirkung sind seine gewaltigen Oden und seine patriotischen Dichtungen. Sein feuriges Lied „Gott erhalte!" ist zur Nationalhymne geworden.

Die bereits erwähnten „Blätter und Blüthen" enthalten außer fünf Erzählungen und sechs Volksliedern fast 50 Gedichte von rund 40 Poeten. Darunter nicht wenige kostbare Perlen, die einen überraschenden Einblick in den Reichthum und die Schönheit der südslavischen Dichtkunst gestatten. Viel Genuß bietet auch der Band „Croatische Novellen" (Berlin, Cronbach 1894); er „schmeckt nach mehr", wie ein leckeres Gericht. Und Spicer hat denn auch nicht lange gezögert, uns „mehr" zu bieten. Diesen beiden Anthologien schickte er eine umfangreiche Ergänzung nach: „Croatische Lieder und Erzählungen" (Erfurt, Moos 1896; 502 S.) Neben vier Volksliedern finden wir hier 63 Gedichte von 38 Poeten und sechs Novellen. Die letzteren sind wahre Kabinetstücke. Auf 40 Seiten entwirft Spicer ein kurzes, aber vollauf zureichendes Bild der croatischen Literaturentwicklung — ein Bild von hohem Interesse für objektive Freunde internationalen Schrifthums. Wir wollen hier nicht diese literargeschichtliche Uebersicht abschreiben; für

Digitized by Google

besser halten wir es, einige Proben aus den beiden Gedichtsammlungen hieher zu setzen, und zwar zwei Volkslieder und zwei andere Stücke:

1. Liebeshandel.

Er: Willst im Abendschatten harren
Du am Brunnen, Liebchen mein?
Sie: Warum sollt' ich deiner harren
Und warum mich nennen dein?
Er: Schenken will ich dir, mein Schätzchen,
Wohl des Goldes hellsten Schein.
Sie: Dafür sollt' ich dann dich lieben?
Viel zu wenig dürft' dies sein!
Er: Liebchen hold, ich will dir bringen
Schmucke Kleider reich und fein.
Sie: Dafür sollte ich dich lieben!
Viel zu wenig wird das sein!
Er: Flechten will ich dir ins Haar denn
Schier den schönsten Edelstein.
Sie: Und dafür sollt' ich dich lieben?
Viel zu wenig dürft' es sein!
Er: Will also mein Herz dir schenken,
Das aan Liebesträumen schwer.
Sie: Dies allein kann mir genügen;
Brauche, Jüngling, sonst nichts mehr!

2. Mädchentribunal.

Drei Mädchen hatten einst Blumen gepflanzt
Auf dem Berg und im Thale gar allerlei;
Drauf kam ein lediger Bursche daher
Und pflückte der Mädchen Blumen ab.
Doch die Mädchen hatten ein Netz gespannt
Und fingen darin den ledigen Mann.
Die Eine verlangt: „verbrennen wir ihn!"
Die Zweite räth an: „ertränken wir ihn!"
Die Dritte bestimmt: „nein, hängen wir ihn!"
Doch also der Bursche das Wort jetzt ergreift:
„Ich bin ja kein Gold, das ins Feuer man thut;
Ich bin ja kein Fisch, den ins Wasser man wirft;
Wohl aber ein Held, den hängen man soll —
An den schwächlichen Baum, den Mädchenhals."

3. Was ist Liebe?

Was ist Liebe? Zephyrs Kosen,
Traut den halden Lenz begrüßend,
Blüthenstaub im Spiele küssend.

Was ist Liebe? Sturmestosen;
Dessen allgewalt'gem Wehen
Bäume selbst nicht widerstehen.

Was ist Liebe? Sonnenschein.
Was könnt' segensreicher sein?

Was ist Liebe? Himmelsbrücke,
Ueber welche Engel schreiten,
Hehre Pfade stets uns deuten,
Daß Vollendung einst uns schmücke.

Was ist Liebe? Schwarzer Teufel,
Der mit Lüsten uns vergiftet,
Giftgebarne Schmerzen stiftet
Und die Seele tränkt mit Zweifel.

Deine Liebe, meine Wonne!
Sei mein Theil vom ew'gen Glücke;
Sei mein Zephyr, meine Sonne,
Meine gold'ne Himmelsbrücke;
Sie bescheere mir die süße
Frucht vom Baum im Paradiese!

Stanko Vraz.

4. An die Mutter.

Silbern glänzen deine Locken,
Welk und blaß sind deine Wangen,
Deine Hände sind ermüdet,
Auf der Stirn ruht leises Bangen.

Gleichst des Friedhofs kleinem Kirchlein,
Wenn der Schnee herabgefallen;
Rings umher ins Grab gebettet,
Schmerzen ruhn und Hoffnungsstrahlen.

Aus der Ampel drin im Kirchlein,
Winkt ein Lichtlein still und linde,
Also leuchtet deines Herzens
Flamme, Theure, deinem Kinde.

Aus des Lebens wilden Stürmen,
Gleichwie an des Lebens Quelle,
Jagt's mich aus der fernen Fremde
Hin zu Mütterleins Kapelle.

Hier erwärmet, hier gesegnet
Am Altare deiner Liebe,
Glückverheißend kehrt mein Sinnen
Dann zurück ins Weltgetriebe.

Drum für dieses Haupt, das greise,
Heiß um Gottes Schutz ich werde,
Daß die stille, schwache Flamme
In dem Kirchlein nicht ersterbe.

Jovan Hranilović.

Durch die größere politische Selbständigkeit, welche Croatien gegenwärtig genießt, ist zweifellos auch der nationale Chauvinismus bedenklich gestiegen — und er zeitigt zuweilen häßliche Blüthen —, aber ein gewisser Trost für diese Schattenseite liegt in dem Vortheil, daß dies höhere Maß von Freiheit einen Aufschwung der Literatur herbeigeführt hat. Sehr verdient macht sich hierum der Verein „Croatische Mutterlade", der jährlich acht bis zehn Bände Nationalliteratur zu niedrigen Preisen massenhaft verbreitet. Auch das Zeitschriftenwesen beginnt sich gedeihlich zu entfalten, und die nationale Akademie in der blühenden Hauptstadt Agram sorgt für die Förderung von Kunst und Wissenschaft. Speziell für Weltliteraturfreunde, die sich für die hochentwickelte croatische Poesie interessiren — und diese verdient das Interesse der weitesten Gebildetenkreise vollauf —, wüßten wir keinen besseren Rath, als sich mit den Veröffentlichungen Mavro Spicers bekannt zu machen und der Vollständigkeit halber die Paul Berkwig'sche Nachbildung einer Auswahl der „Schattenbilder" des ungewöhnlich begabten Erzählers Fran Mazuranić (Berlin, Cronbach 1894) zu lesen. Hoffentlich werden die beiden muthigen Vermittler und deren noch muthigere Verleger durch einen genügenden Absatz in die Lage versetzt werden, ihre so dankenswerthe literarische Maklerthätigkeit, der wir die nähere Kenntniß eines ebenso originellen wie gediegenen und unbekannten Schriftthums schulden, recht bald fortzusetzen!

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Caendish' Bericht und Karte über seine erfolgreiche Reise durch die Samal-Halbinsel zum Rudolfsee und aan da nach Mambasa ist soeben im Aprilheft des Londaner „Geographical Journal" erschienen. Man gewinnt daraus ein besseres Bild von den zum Theil recht merkwürdigen Ergebnissen seiner Reise, als es die bisherigen Mittheilungen gestatteten, die bei den Fachleuten einiges Kopfschütteln verursachten. Caendish ist ein großer Nimrod, seine Unternehmung hatte zunächst Jagdzwecke, und er hat denn auch gewaltig unter den Dickhäutern aufgeräumt — aber nebenher hat er doch der Erdkunde gewichtige Dienste leisten können. Die Karte in 1 : 2 Millianen zeigt, daß er die bisher unbekannte Westseite des Rudalfsees und einen ebenfalls neuen Weg von der Südspitze dieses Sees zum Baringasee mit leidlicher Genauigkeit aufgenommen hat, während er in den übrigen Theilen seines Reisegebiets allerdings bereits öfter begangenen und gut vermessenen Routen gefalgt ist. Wie bekannt, hat Cavendish am Süduser des Stephaniesees Kohle entdeckt, und schon in der Diskussion über seinen Vortrag in

der Londoner Geographischen Gesellschaft wurde darauf ernsthaft hingewiesen, daß diese Kohle einst der Ugandabahn und den Dampfern auf den Seen zugute kommen könnte. Der Brite geht in seinen kolonialen Bestrebungen stets von großen Gesichtspunkten aus, und daher darf man jene Spekulation auf die vorläufig noch etwas weit abgelegenen Kohlenflötze gewiß ernstnehmen. — Den in die Nordspitze des Rudolfsees mündenden Niauam hält Cavendish für identisch mit dem aus Abessynien kommenden Omo; indessen war dieses wichtige geographische Problem schon kurz vorher (Ende 1896) durch den unglücklichen Bottego gelöst worden. Am Westufer des Rudolfsees bestieg Cavendish einen 1620 m hohen erloschenen Vulkan Lubur. Er fand auf dem Gipfel einen Krater von über 3 km Durchmesser, der Graswuchs und süße Quellen aufweist und in Kriegszeiten den Eingebarenen als Zufluchtsort für ihre Herden dient. Nach Westen zu erblickte Cavendish soweit das Auge reichte, bewaldete Bergketten, doch sah er sich nicht in der Lage, in diese gewiß sehr interessante bis zum Nil reichende terra incognita einzudringen. Auf ganz sonderbare Verhältnisse stieß Cavendish im Mai 1897 im Süden des Rudolfsees. Dort verzeichneten die Karten einen thätigen Vulkan, Telekivulkan genannt (200 m relative Höhe), den die österreichisch-ungarische Expedition unter Graf Teleki und v. Höhnel im Jahre 1888 entdeckt hatten. Cavendish fand keine Spur von diesem Vulkan; er war verschwunden, und statt dessen hatte sich 5 km weiter südlich ein neuer, 40 m (relativ) hoher Feuerspeier, den die Eingeborenen Luttur nannten, gebildet. Wie Cavendish von den Leuten hörte, hätte im November 1896 der Rudolfsee sein Südufer überfluthet; als das Wasser gegen den Vulkan gestoßen, habe es eine „Explosion" gegeben, das Wasser sei in den geborstenen Krater gestürzt und habe dessen Feuer „gelöscht". Jener andere Vulkan sei entstanden, und an der Stelle des vernichteten Vulkans breitet sich jetzt eine Lavaebene aus. Der ganze Vorgang liefert den Beweis, daß die Oberflächenbildung der Erde an dieser Stelle des Ostafrikanischen Grabens noch heute nicht zum Abschluß gekommen ist. Ob hier nur vulkanische oder auch tektonische Ursachen oder beide zugleich gewirkt haben, ob ferner den Anstoß zu der Katastrophe wirklich der See oder im Gegentheil der Vulkan gegeben hat, das läßt sich bei dem heutigen Stande unsrer Kenntniß nicht entscheiden. Vielleicht haben heftige vulkanische Ausbrüche — die „Explosion" — eine Senkung des Landes und ein Vorstürzen des Seewassers herbeigeführt. Letzteres mag dann das Feuer an dieser Stelle in der That verlöscht haben, das sich aber selbstverständlich sofort in der Nachbarschaft einen anderen Ausweg gesucht und den neuen Vulkan herausgehoben hat. Daß es sich hier um ein geologisch noch sehr unruhiges Gebiet handelt, dessen genauere Erforschung von höchstem Interesse wäre, geht auch aus der Erzählung der Eingeborenen hervor, daß die im Rudolfsee liegende Insel Elmolo früher ein Theil des Festlandes gewesen, und daß vor 30 Jahren der See das tiefere oder sich senkende Land ringsum überfluthet und die Insel geschaffen habe. Als die Bewohner der heutigen Insel eines Morgens erwachten — so wurde Cavendish berichtet — sahen sie, daß sie vom Festlande abgeschnitten waren! Sie haben also jedenfalls einen sehr gesunden Schlaf gehabt! Diese beiden Thatsachen, die Bildung der Insel Elmolo und jetzt die Veränderung in den vulkanischen Feuerherden, führen zu dem Schluß, daß es noch heute Gebiete gibt, wo sich die Oberflächengestaltung unsrer Erde ganz nach der Theorie der Katastrophisten vollzieht. Diese Vorgänge, auf die Cavendish hinweisen konnte, stellen sich dem Erdbeben von Krokatau und der urplötzlichen Bildung des Vulkans Jorullo (29. September 1759) an wissenschaftlichem Interesse ebenbürtig zur Seite. Das ganze Land nördlich des Baringosees bis zur Nordspitze des Rudolfsees gehört somit zu den allerinteressantesten Theilen der Erde. — Es sei noch bemerkt, daß Cavendish einen zweiten höheren und ebenfalls thätigen Vulkan, den 490 m (absolut) hohen Sugobo, 30 km südwestlich vom Luttur, entdeckte, und an seinem Fuße einen Salzsee von der halben Größe des Stephaniesees. Das Wasser war infolge der Ausbrüche des Sugobo heiß. — Bekanntlich bereitet Cavendish eine neue große Expedition nach jenen Gebieten vor, die bis zum oberen Nil gehen soll. Wahrscheinlich wird sie politischen Zwecken dienen, hoffentlich aber findet dieser oder jener Europäer aus dem Expeditionsstode dabei Gelegenheit, die geologischen Verhältnisse dort genauer zu untersuchen.

Dr. jur. **Karl Pflug** (Nürnberg): **Staatsbankerott und internationales Recht.** Gekrönte Preisschrift. Mit einem Anhang: Die Organisation der internationalen Kontrole der griechischen Staatsfinanzen. München, J. Schweitzer 1898. V u. 101 S. — Welche Frage des praktischen Völkerrechts wäre augenblicklich dringender der Lösung bedürftig, als die hier dank eines Preisausschreibens der Blumenstiftung zu München vom Jahre 1894 erörterte? Der Schwerpunkt der Beantwortung muß demgemäß in Ausführungen de lege ferenda liegen, denn daß alle möglichen Kautelen getroffen werden können, wenn sich der schuldnerische Staat in Friedens- und anderen Staatsverträgen dazu bequemt, ist selbstverständlich. Der Verfasser hat auch sein ganzes Streben mit bestem Erfolge darauf gerichtet, Vorschläge dafür zu machen, was völkerrechtlich zu thun sei, wenn völkerrechtlich-vertragsmäßige Verpflichtungen des säumigen Staates nicht vorliegen. Seine Vorschläge gipfeln in dem Satze, die Großmächte möchten sich zu der nach und nach Völkergewohnheitsrecht bildenden Rechtsnorm vereinigen, daß die auswärtigen Staatsanleihen trotz ihrer grundsätzlich privatrechtlichen Natur wegen ihrer weltwirthschaftlichen Bedeutung in Bezug auf Exekution den völkerrechtlichen Verträgen gleich behandelt würden. Es wäre dadurch den Staaten der benachtheiligten Gläubiger die rechtliche Möglichkeit gegeben, zum Schutze ihrer Unterthanen alle Maßregeln völkerrechtlicher Selbsthülfe anzuwenden, ein Vorschlag, der angesichts der täglich an Bedeutung zunehmenden Ausdehnung des internationalen Kredits alle Beachtung verdient. Neben dem Inhalt erfreut auch die flotte Darstellung, so daß jeder Leser die Schrift befriedigt aus der Hand legen wird. H. R.

* **Musikalische Literatur.** „Die Kunst des Athmens" von **Lev Kofler.** Aus dem Englischen übersetzt von Klara Schlaffhorst und Hedwig Andersen (Berlin). Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Richtig athmen zu können, dazu gehört, so sollte man glauben, keine Kunst. Das Koflersche Schriftchen bezeugt aber das reine Gegentheil. Nach ihm gibt es vier Athmungsmethoden: diejenige, bei welcher hauptsächlich die obere Brust ausgedehnt wird, d. i. der Schlüsselbein- oder hohe Brustathem, jene, welche eine Ausdehnung des Zwerchfells und somit eine Kompression des Unterleibs bedingt, die Flanken- oder Rippenathmung, ferner die Zwerchfellathmung und endlich das Athemholen mit den vereinigten Athemmuskeln, d. i. der volle Athem. Do die ersten drei Methoden durchweg eine größere Aufwendung von Muskelarbeit verlangen und dabei ungleich weniger Athem erzielen, als die letztgenannte, so ist diese vierte Methode die einzig normale. Daraus folgt ihre Wichtigkeit für Sänger, Schauspieler, Redner ꝛc., denen sie gestattet, mühelos einen möglichst großen, schallkräftigen Ton zu erzeugen, ohne doch das Sprechorgan zu überanstrengen. Ihr weiterer Vorzug besteht darin, daß sie die Athmungswerkzeuge leichter vor Krankheiten bewahrt, infolge mangelhafter Athmung bereits erkrankten Organen aber fast sichere Heilung verschafft. Natürlich will, wie alles im Leben, so auch das richtige Athmen gelernt und fleißig geübt sein, sonst wäre es ja keine Kunst, und deßhalb gibt Mr. oder besser Hr. Kofler, ein gebarner Tiroler, im 4. Kapitel eine regelrechte Anleitung zur „Athemgymnastik", woraus wir entnehmen, daß sie fünf Körperstellungen erfordert und in drei Uebungsklassen für die Ein- und Ausathmung, sowie das schnelle Athemholen eingetheilt wird. Für den Sänger, meint Hr. Kofler, sei diese Gymnastik geradezu unerläßlich, könnte aber auch dem gewöhnlichen Sterblichen nichts schaden, involvire sie doch eine Quelle des Wohlbefindens, da sie die Athmungsorgane kräftige, widerstandsfähiger gegen äußere Einflüsse mache, die Blutzirkulation regele und dadurch auch auf die übrigen Organe kräftigend einwirke ꝛc. Wenn nun die Kofler'sche Theorie auch kein welterschütterndes Ereigniß bedeutet, so darf sie doch auch nicht unterschätzt werden, und die Thatsache allein schon, daß sie unter anderem auf die schlimme Gewohnheit vieler Menschen, die Luft durch den Mund, statt durch die Nase einzuziehen, nachdrücklichst aufmerksam macht, erwirbt ihr ein allgemeineres Interesse. Im

übrigen sind die Vortheile, die Hr. Kosler der gesammten Sängerwelt von der Beobachtung seiner Grundsätze prophezeit, vielleicht etwas optimistisch, im Grunde aber nicht übertrieben ausgemalt. Natürliche Athemführung, Stimmkraft, Ausdauer und alle die wichtigen Attribute eines guten Sängers sind freilich nicht bloß von physiologisch richtiger Athmung abhängig, ohne dieselbe jedoch so gut wie unmöglich. Wir können daher das Büchlein aufs wärmste empfehlen. — Eine indirekte Bedeutung für den Sänger hat das 1897 in St. Gallen (Kommissionsverlag Zweifel u. Weber) erschienene Schriftchen: Unsre Sprochlaute als Stimmbildner von Wilhelm Grimm, in dem der genannte Verfasser aus den Gesetzen der Lautverbindung in der neuhochdeutschen Sprache die Entwicklung einer naturgemäßen Stimmbildung ableitet. Mehr Interesse für den Musiker gewinnt die Arbeit wohl durch die als Anhang hiezu in Aussicht gestellten „Tonübungen für unsre Sprochlaute". Wir werden darauf noch zurückkommen.

* Durch das traurige Ende des berühmten Sanskritisten Prof. Bühler aus Wien (s. Nr. 85 der Beilage) wird auch ein groß angelegtes wissenschaftliches Unternehmen, dessen Leitung in seinen Händen lag, stark berührt: die Herausgabe des seit einigen Jahren bei Karl J. Trübner in Straßburg erscheinenden „Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde", dessen ersten Hefte früher bei uns angezeigt und besprochen worden sind. Durch das Zusammenwirken von etwa 30 Gelehrten aus Deutschland, Oesterreich, England, Holland, Indien und Amerika soll in diesem Werke zum erstenmale der Versuch gemacht werden, einen Gesammtüberblick über die einzelnen Gebiete der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde in knapper und systematischer Darstellung zu geben. Mehrere wichtige Abschnitte des Werkes hatte sich Bühler selbst zur Bearbeitung vorbehalten. Noch in der letzten Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften hatte er über das rüstige Fortschreiten des Unternehmens berichtet und die neu erschienenen Abschnitte desselben vorgelegt.

* Die Deutsche Meteorologische Gesellschaft tagte in der Zeit vom 14. bis 16. April in Frankfurt a. M. In Verhinderung des ersten Vorsitzenden führte Prof. Neumayer (Hamburg) den Vorsitz. Prof. Hergesell sprach über die Erforschung der Atmosphäre mittelst Luftballons, Prof. Hellmann über die Aufstellung der Thermometer, Knipping (Hamburg) über Probleme der maritimen Meteorologie, Erk und Polis über die Luftbewegung in den Cyklonen. Prof. Neumayer erwähnte in seiner Ansprache auch der Andrée'schen Polar-Ballonfahrt und äußerte die Hoffnung, daß der kühne Schwede auf Franz Josephsland geborgen sein möge.

* In den charakteristischen Linien des Sonnenspektrums, wie es sich auf den gelegentlich der totalen Sonnenfinsterniß im Januar d. J. gemachten Photographien darstellt, sind zwei neue Metalle in der Sonne aufgefunden worden. Das eine ist das seit 1830 bekannte und auf der Erde häufige Vanadium, das vielfache Verwendung in der Technik findet, so zu Tinte und Farbstoffen. Das andere Element ist das Scandium, das sehr selten vorkommt und technisch unwichtig ist, für die Wissenschaft oder ein hohes Interesse besitzt, da es eines derjenigen Elemente ist, deren Vorhandensein von dem russischen Chemiker Mendelejew in seinem berühmten System der Elemente richtig vorausgesagt wurde.

* Von neuen Funden in Pompeji wird jetzt in italienischen Blättern verschiedenes berichtet. Unter anderem hat man bei Ausgrabungen in der Nähe des berühmten Hauses der Bettler in Pompeji vor einigen Tagen ein tadellos erhaltenes Mosaikportrait gefunden. Es stellt eine etwa 30 Jahre alte Römerin in Lebensgröße dar, wahrscheinlich die Herrin des Hauses. Dem Funde ist insofern besondere Bedeutung beizumessen, als antike Portraitstücke in Mosaik bisher noch nicht bekannt waren. Die Mosaiktechnik ist übrigens in dem Bildnisse mit solcher Meisterschaft gehandhabt, daß man Mühe hat, zu unterscheiden, ob es sich nicht vielmehr um ein Gemälde statt um Mosaik handle.

* **Göttingen.** Der erste fällige Preis der Otto Bohlbruch-Stiftung, bestimmt für den Verfasser derjenigen in deutscher Sprache geschriebenen und veröffentlichten Arbeit, die jeweilen den größten Fortschritt in den Naturwissenschaften gebracht hat, ist von der philosophischen Fakultät unsrer Universität im Betrage von 9200 M. dem Prof. Röntgen in Würzburg zuerkannt worden.

* **Berlin.** Der seinem Inhalt nach schon erwähnte Erlaß des preußischen Kultusministers über die Verleihung des medizinischen Doktorgrades hat folgenden Wortlaut: „In Abänderung der Promotionsordnung der medizinischen Fakultäten bestimme ich hiedurch: 1. Die Verleihung des Doktorgrades in der medizinischen Fakultät darf in der Regel erst erfolgen, nachdem der Kandidat die Approbation als Arzt für das Reichsgebiet erlangt hat. 2. Ausnahmen hievon in besonderen Fällen (wie namentlich bei Ausländern) zu gestatten, wo die vorherige Erfüllung jener Vorbedingung dem Kandidaten aus gewichtigen Gründen nicht zuzumuthen ist, bleibt den Fakultäten mit diesseitiger Genehmigung vorbehalten. 3. Für Kandidaten, deren Zulassung zur Promotion vor dem 1. Oktober d. J. erfolgt, bewendet es bei den bisherigen Bestimmungen."

* **Königsberg i. Pr.** Als Nachfolger des jüngst verstorbenen Prof. Schneider ist der bisherige Privatdozent an unsrer Universität Dr. Oskar Samter zum leitenden Chirurgen des hiesigen städtischen Krankenhauses gewählt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität in Lemberg, Dr. Johann Boloz Ritter v. Antoniewicz, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. — Aus Innsbruck wird gemeldet, daß die nun volljährigen Kinder des 1882 verstorbenen Universitätsprofessors K. F. Stumpf-Brentano im Einvernehmen mit ihrer Mutter die sehr werthvolle Bibliothek des Dahingeschiedenen der dortigen Universitätsbibliothek geschenkt haben. Es sind 2535 Bände und 612 Hefte, darunter viele sehr kostspielige Quellenwerke, dann patäographische, diplomatische und kartographische Werke von bedeutendem Werthe.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Julie Jikeli: Kathorina. Erzählung aus dem siebenbürgisch-sächsischen Bauernleben. Mediasch in Siebenbürgen, G. A. Reißenberger 1897. — Ferdinand Stechanner: Salamania. Eine Kärntner Sage. Wien, C. Doberkow. — Fercher v. Steinwand: Johannisfeuer. P. v. Rodies: Kaiser Franz Joseph I. Adalbert Stifter: Feldblumen. Derf.: Die Narrenburg. Derf.: Der Hochwald. Vilim Korajoe: Die Pfahlbauern. (Allgemeine Nationalbibliothek. Nr. 181 bis 193.) — Der hohe niederösterreichische Landesschulrath. Eine Jubelfestschrift 1848 bis 1898. Materialien, hggb. von Dr. Heinrich Baumgartner. Wiener-Neustadt, Selbstverlag 1898. — Dr. Karl Pfaff: Heidelberg und Umgebung. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen und 2 Karten. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Alex. Conze: Pro Pergamo. Vortrag, gehalten in der Berliner archäologischen Gesellschaft am 9. Dez. 1897. Berlin, Georg Reimer 1898. — Anton Kerner v. Marilaun: Pflanzenleben. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. 2. Band: Die Geschichte der Pflanzen. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Wien, Bibliogr. Institut 1898. — Poul Scheerdorf: Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman. Leipzig, „Kreisende Ringe" 1897. — Maria Jonitschek: Kreuzfahrer. Ebd. — Johannes Schlaf: Walt Whitmon. Lyrik des „chat noir". Poul Verlaine. Ebd. — Marx Möller: Todtentanz. Eine Aschermittwochsdichtung. Ebd. — Franz Evers: Paradiese. Ebd. — Poul Lanzky: Aphorismen eines Einsiedlers. Ebd. — Kollektion Wigand: August Strindberg: Ehestandsgeschichten. Aloilde Prydz: Gunvor auf Haerö. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Dänische Novellen von Hermann Bang, Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen und Anderen. Uebersetzt von Marie Kurella. Amalie Skram: Lucie. Elsbeth Meyer-Förster: Junge Menschen. Amalie Skrom: Die Leute vom Felsenmoor. Leipzig, Georg H. Wigand 1898. — E. Schröder: Im Dienst des Vaterlandes. Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1890 bis 1897. Breslau, S. Schottlaender 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 25. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Walle in München.

Uebersicht.

Eine neue Geschichte der Stadt Wien. I. Von Julius v. Schlosser. — Die Unfallversicherung in Frankreich. Von Ludwig Fuld. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine neue Geschichte der Stadt Wien.

I.

Eine, auf moderner Forschung beruhende Geschichte Wiens kann jetzt, da die Stadt in ein neues Stadium der Entwicklung getreten ist und die älteren Darstellungen längst unbrauchbar und überholt sind, gewiß auch außerhalb des engeren Heimathlandes auf tieferes Interesse rechnen. Es ist daher nur mit Freuden zu begrüßen, daß sich der Alterthumsverein zu Wien (im Jahre 1892) entschlossen hat, eine große, auf sechs Bände veranschlagte und mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattete Geschichte Wiens zu veröffentlichen, deren erster Band uns nunmehr vorliegt.[1]) Es war ein glücklicher und patriotischer Gedanke, zum Zeitpunkt der Herausgabe das 50. Regierungsjahr des Monarchen zu wählen, dem Wien seine jetzige glänzende Entfaltung verdankt; Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. hat denn auch die Widmung der Publikation huldvollst entgegengenommen.

In dem nachfolgenden gedrängten Referat soll, wie ich ausdrücklich hervorhebe, keine Kritik geübt, sondern nur der wesentlichste Inhalt des ungemein reichhaltigen und umfangreichen Bandes angedeutet werden. Der Referent kann der fachlichen Kritik umsoweniger vorgreifen, als die hier behandelten Gegenstände weit über das Arbeitsfeld eines Einzelnen hinausreichen. Ist doch das moderne Prinzip der Arbeitstheilung auch hier festgehalten worden; nicht weniger als zwölf Autoren sind an dem vorliegenden Bande betheiligt.

Den Reigen eröffnet Eduard Sueß mit einer Abhandlung über den „Boden der Stadt Wien und sein Relief". Er schildert zunächst die geologische und die daraus resultirende landschaftliche Mannichfaltigkeit der näheren und ferneren Umgebung der Reichshauptstadt. Von Norden her reicht die böhmische Urgesteinsmasse bis an die Donau herab; ihr fällt auch das ganze Viertel ob dem Manhartsberge und Oberösterreich nördlich von der Donau zu. Auf deren rechtem Ufer tritt jedoch ein ganz anderes Bild dem Beschauer entgegen. Hieher erstreckt die Alpenwelt ihre letzten Außenränder in den sanft welligen und laubwaldigen Höhen der Sandsteinzone an der Westbahn, während im Süden das Kalkgebirge mit seinen abwechslungsreicheren Formen, seinen quellreichen Nadelholzbeständen sich aufbaut. So liegt Wien selbst noch innerhalb der Alpen auf einer versenkten Scholle des Gebirges; Trümmer des Höhenzuges, der einst Alpen und Karpathen verbunden hat, ziehen sich gegen die letzteren hin, über die Donau hinweg, die mit der weiten Ebene gegen Osten hin so recht die Völkerpforte zwischen Wien und dem alten Carnuntum sichtbar macht.

Sueß führt uns dann in kurzen Zügen die Geschichte dieser Landschaft vor, wie sie die Natur selbst mit gewaltigem Griffel in das Gestein geschrieben hat. Freilich ist dies eine Geschichte, die mit Jahrtausenden, nicht mit wenigen Jahrhunderten rechnet, die Geschichte der Bühne vor dem Auftreten der kurzlebigen Akteure.

In der „ersten Mediterranstufe" der Geologen erfüllte das Meer, wie uns noch die eingebetteten Konchylien kundthun, das Wiener Becken; Alpen und Karpathen bildeten noch ein zusammenhängendes Gebirge, dessen Fuß bei Tulln zu suchen ist. Durch Abdampfung entstand dann hier ein süßer Binnensee, an dessen Ufern der wilde Zimmetbaum gedieh, Mastodon und Nashorn weideten. Ein zweitesmal drang das Meer herein (zweite Mediterranstufe), sein Strand ist noch an den am Kahlenberg von der Brandung angeschwemmten Muscheln kenntlich. Aus den zahlreichen Sedimenten dieses „sarmatischen Binnenmeers" ersehen wir, daß in seinen Fluthen der Delphin spielte, an seinem Strande Platanen, Kastanien, Lorber wuchsen. Auch an dessen Stelle trat allmählich ein Süßwassersee. Die Landschaft veränderte sich, die Thierwelt, in der die Antilope, das Hippotherium, ein Verwandter des heutigen Zebra, vertreten sind, ward der des jetzigen Afrika ähnlich. Aus dieser Zeit stammen jene Sandlager des Wiener Bodens, die bei Brunnenbohrungen eine gewisse Wichtigkeit besitzen, da man unter ihnen gewöhnlich auf Wasser stößt. Ihre obere Schicht verkittet häufig zu sphäroiden Bildungen, und an ein solches seltsam geformtes Konglomerat ist die Geschichte eines Wiener Wahrzeichens geknüpft, das nicht nur von lokalem, sondern von allgemein kulturhistorischem Interesse ist. Am Hause Nr. 7 der Schönlaterngasse — es trug die alte Bezeichnung „da der Basilisk erfunden" — findet sich noch heute ein solches Sphäroid eingemauert, das durch Hinzufügung von Schnabel, Krone und Schwanz zur phantastischen Hahnengestalt ergänzt ist. Eine alte Inschrift aus der Zeit der Renovirung durch den damaligen Besitzer, Buchhändler Hans Spannring (1577), besagt, daß hier 1212 unter Kaiser Friedrich II. ein Basilisk entsprungen sei, der viele Menschen getödtet habe. Die Entstehung des Zeichens ist offenbar; bei Brunnenbohrungen pflegen nach Durchbrechung jener Sandsteinverkittungen zuerst übelriechende und betäubende Schwefelwasserstoffgase auszuströmen.

Endlich verschwindet auch jener Süßwassersee; ein großer Fluß tritt an seine Stelle, die Landschaft nähert sich allgemach ihrem heutigen Charakter. Es kommt die Zeit des Diluviums; ihr entstammen die mit dem Treibeis gekommenen erratischen Blöcke, der Wiener Lokalschotter und Löß, jener vom strömenden Wasser, dieser vom Winde

1) Geschichte der Stadt Wien. Herausgegeben vom Alterthumsverein zu Wien. Redigirt von Heinrich Zimmermann. I. Band. Bis zur Zeit der Landesfürsten aus habsburgischem Hause 1282. Mit 34 Tafeln und 181 Textillustrationen. Wien 1897. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchdrucker. gr. 4°. XXIV. u. 632 SS.

herbeigetragen, denn die Landschaft hatte damals Steppencharakter; in ihr hauste das Mammuth, dessen Gebeine, schon in alter Zeit gefunden, als Knochen des einst die Erde bevölkernden Riesengeschlechts der Vorwelt galten. Ein solcher Mammuthschenkelknochen mit der aufgemalten Devise Friedrichs III. (AEIOU) und der Jahreszahl 1443 befindet sich jetzt in der Universitätssammlung. Es ist wahrscheinlich dasselbe Stück, das wohl bei der Grundaushebung zu dem unvollendeten Thurm der Stephanskirche gefunden, als Riesenknochen in dem danach benannten Riesenthore von St. Stephan aufgehängt war. Das wollhaarige Nashorn, Auerochs, Büffel, ein großes Pferd, das Renthier, sind die übrigen Repräsentanten dieser Steppenfauna, und in dem vereinzelten Vorkommen von Insekten im Wiener Becken, die man sonst als der Wolgasteppe angehörig kennt, reicht eine nach Jahrhunderten zählende Vergangenheit noch in unsre Gegenwart herein. Seit jener Zeit hat natürlich die Donau ihren Lauf stark verändert; nach ihren Alluvien sind die Betten ihrer einstigen Arme noch jetzt zu verfolgen. Dagegen sind die alten Gerinne und Bäche des Wiener Weichbildes zumeist in dem ausgedehnten Kloakennetz der Großstadt verschwunden: Alsbach, Döblinger Krotenbach, Ottakringerbach u. a.

Die oberste Schicht des Wiener Bodens, der Bauschutt, führt uns schon in Zeiten, von denen wir historische Kunde besitzen. Vielfach durcheinander gewühlt, wie es bei dem Wachsen der modernen Millionenstadt begreiflich ist, liegen hier Reste der Bronzezeit, römisches und altchristliches Mauerwerk, Schutt der Kirchen und Hospize des Mittelalters, Millionen von Traubenkernen der einstigen Weinberge um die durch die Türken niedergebrannten Vorstädte, Gebeine der Belagerer Wiens und Reste der einstigen Friedhöfe, endlich Trümmer der alten Basteien bis zum jüngsten Schutt der letzten Stadterweiterung herab. Es ist der Boden, auf dem Wiens modernste Geschichte sich abspielt; unter ihm modert seine Vergangenheit. Diese zu schildern, soweit sie von den jetzt auf die Bühne tretenden neuen Akteuren, dem Menschengeschlecht, dargestellt ist, ist der Zweck der nun folgenden Abschnitte.

Matthäus Much macht uns mit dem Wenigen bekannt, was bisher über „die Urzeit" in Erfahrung gebracht werden konnte. Infolge der gewaltigen, jahrhundertelangen Bauthätigkeit sind ja, wie schon erwähnt, die Störungen des Bodens viel beträchtlicher, als etwa auf dem flachen Lande. Häufig weist der heutige Boden noch auf uralte Ansiedelung zurück, so namentlich die einsam auf Anhöhen stehenden Kirchen (Stillfried), deren Ortschaft jetzt unten in der Ebene liegt. Gewiß haben auch hier einst jene Mammuthjäger der älteren Steinzeit (des Diluviums) mit ihrem primitiven Bein- und Feuersteingeräth gehaust; ist doch einer ihrer Lagerplätze in Brünn nachgewiesen worden. Aus der sog. jüngeren Steinzeit, die schon Ackerbau und Viehzucht kennt, fanden sich Spuren von Besiedelungen der Höhen, oft befestigt, so auf dem Leopoldsberg, Bisamberg, in der Mödlinger Klause. Auch auf dem Boden von Wien hat wohl eine solche steinzeitliche Ansiedelung bestanden; das Plateau zwischen dem Donauarm, dem Tiefen Graben und der Rotheuthurmstraße (die vierte Seite können wir uns von einem Erdwall abgeschlossen denken) lud zur Niederlassung ein. Von urzeitlichen Gegenständen hat der Wiener Boden bisher allerdings wenig hergegeben; einige Steinwerkzeuge, beim Bau des neuen Justizpalastes gefunden, sind indessen nicht ohne Interesse. Die Bronzezeit ist ebenfalls durch einige Funde, namentlich aus der Heugasse, vertreten. Einige topographische Benennungen weisen gleichfalls auf hohes Alterthum zurück, namentlich der Name „Leberberg" (Lee—berg), der z. B. in Simmering und anderwärts in Niederösterreich als Flurname auftritt und auf mächtige Grabhügel der Vorzeit zurückzuführen ist. Doch ist nur am Steilrande der Donau in Nußdorf ein prähistorisches Grab mit Bronzeringen und Thontöpfen aufgedeckt worden.

Viel reichlicher fließen schon die Quellen für das „Wien zur Zeit der Römer", das uns Alfred v. Domaszewski in einem der trefflichsten Kapitel dieses Bandes schildert. Die Ansiedelung in Wien tritt zuerst aus ihrem Dunkel hervor, nachdem Claudius die legio XV Apollinaris aus Poetovio nach dem nahen Carnuntum (als Basis für die Kriegführung mit den germanischen Quaden und Markomannen) verlegt hat. Als westlicher Schutz seiner Flanke erscheint nunmehr das älteste Lager in Vindobona, dessen Garnison zuerst eine Ala britannischer Reiter bildet. Schon die Namen dieser beiden Lager zeigen, daß sie dem keltischen Gebiet angehören, bildet doch die Leitha die Grenze zwischen dem keltischen Noricum und dem illyrischen Pannonien. So ist der Ursprung des römischen Wien rein militärisch und seine Geschichte die typische eines Truppenlagers. Als unter den Flaviern Carnunt der Sitz des pannonischen Statthalters wird, erhält Vindobona die legio XIII gemina als Garnison, deren Mannschaft vorwiegend von Italienern gebildet ist. Nun erobert die römische Kultur den Boden Wiens. Eine Reihe von Denkmälern zeugt davon, wie der Altar, den ein Centurio dieser Legion den Schutzgöttern der Warmquellen Meidlings errichtet hat. Allmählich siedeln sich Kaufleute auf dem Glacis, den „prata" des Lagers an, es entsteht eine Budenstadt, die canabae legionis, in der auch die Frauen wohnen. Die Veteranen, auch hier wie anderwärts nach ihrem Abschied meist am Orte verbleibend, wachsen allgemach mit den Kaufleuten zur Bürgerschaft der Canabenses zusammen; es entsteht neben dem Lager ein mehr stadtähnliches Quartier, bald mit steinernen Gebäuden, Amphitheater, Bädern, Tempeln ausgestattet. Aber die Verwaltung bleibt stets militärisch. Unter Trajan tritt ein Garnisonswechsel ein; die legio X gemina zieht in Vindobona ein, die sich unter Cäsar bei der Bezwingung Galliens ihre Lorbeeren geholt hat. Sie hat den Hauptantheil an dem furchtbaren Markomannenkrieg; die Marc Aurelsäule in Rom führt uns eine der merkwürdigsten Episoden dieses Feldzuges, die Vernichtung der Quaden durch das berühmte Regenwunder vor. Als Septimius Severus in Carnuntum zum Kaiser ausgerufen wird, erhebt sich die Wiener Garnison dagegen, als hätte das alte cäsarische Regiment die reichszerstörende Herrschaft der Semiten, die dieser Kaiser begründen sollte, vorausgeahnt.

Immer war Vindobona nur als Festung von Bedeutung; von einem römischen Municipium ist vor Caracalla hier nicht die Rede.

An diese kurze und außerordentlich anschauliche Uebersicht der Entwicklung des römischen Wien schließt sich passend der umfangreiche, mit großem Fleiße gearbeitete Abschnitt an, in dem Friedrich Kenner, längst als Autorität auf diesem Gebiete bekannt, die archäologischen Funde aus römischer Zeit zusammenstellt. Es ist eine genaue, bis auf das laufende Jahr ergänzte Fundchronik von Wien, aus der sich ein ziemlich vollständiges Bild der römischen Ansiedelung gewinnen läßt. Nach einem Blick auf die Literatur und die neueren Grabungen entwirft Kenner zunächst eine topographische Uebersicht.

Den Kern Vindobona's bildet das von Vespasian erbaute Standlager der XIII. Legion, mit dem Mittelpunkte des heutigen „hohen Marktes". Seine Ausdehnung läßt sich schon nach der Konfiguration der Stadt im 12. Jahrhundert annähernd bestimmen. Die Stephanskirche liegt bei ihrer Gründung noch außerhalb der Stadt; bei St. Peter aber ist eines der Stadtthore zu suchen, umsomehr als nach

Digitized by Google

uralter Regel dem Pförtner des Himmels gern Kirchen in unmittelbarer Nähe der Thore erbaut wurden. In der That reichen die römischen Funde gerade bis hieher. Die Nordwestseite des Kastells reichte nicht bis zum Tiefen Graben, sondern lief beiläufig in der Linie der heutigen Seitzergasse; noch die babenbergische Herzogsburg „am Hof" lag außerhalb der Mauer. Strategische Gründe waren für diese Führung des Mauerzuges maßgebend; jenseit des Tiefen Grabens erhebt sich ein gleich hohes Gelände, von dem aus diese Flanke hätte beherrscht werden können. Dagegen rückt die Mauer dicht an den zur Donau abfallenden Steilrand bei der Rothenthurmstraße heran. Bei der südöstlichen Langmauer ist der Steilrand jetzt verbaut, nur mehr im Rothgäßchen hat man Mauertrümmer gefunden und ist hier auch auf den von römischen Resten ausgefüllten alten Stadtgraben gestoßen. Eine Reihe interessanter Stücke kam hier zum Vorschein: ein schönes Inschriftfragment Nerva's, einen Pinienzapfen als Akroterium (?) u. a. 1277 erwähnt eine Urkunde in dieser Gegend eine turris antiqua, wohl ein römisches Bauwerk. Die Ecke der Lagermauer ist hier wie anderwärts (Lambaesis) als halbrunde Bastei gebildet, deren Konfiguration noch durch das ehemalige Schlossergäßchen deutlich bezeichnet war.

Die Rückseite des Standlagers, d. i. die südwestliche Schmalseite, reichte bis zum Graben; an der Vorderseite befand sich die porta praetoria. Von der Ausstattung des Prätoriums selbst, das wir uns in der Art des römischen Hauses erbaut denken können, haben sich Reste gefunden: Stirnziegel mit dem Legionsadler, Spuren eines Portikus, heizbarer Räume u. a. Die via principalis lief in der Richtung der Wipplinger Straße über den hohen Markt; vor dem Prätorium bildete sie das Forum. In der praetentura, dem großen Lagerviertel, sind ebenfalls einzelne Anlagen aufgedeckt worden, ein Reservoir, Baderäume ꝛc., desgleichen in der retentura, besonders bei der Abtragung des sogenannten Eisgrübls. Hier wurde 1896 auch eine schöne Terra Sigillata-Schale aus der Werkstatt eines Reginus gefunden.

Von dem älteren Kastell, dessen Ausdehnung, bevor die erste Legion hieher in Garnison kam, natürlich eine geringere war, haben sich Spuren im „Guudelhof" gefunden, wahrscheintich aus Claudianischer Zeit. Auch von dem Hafen für die Donauflottille, von den canabae an der Rückseite des Lagers ist einzelnes zutage gekommen. Dagegen ist von dem späteren Municipium — in der Nähe des oberen Rennweges — noch wenig gefunden worden.

Für den Zug der nach Vindobona führenden Straßen geben Gräber, Meilen- und Votivsteine die topographischen Merkzeichen. Die wichtigste dieser Straßen zog am Limes hin, als via principalis das castrum durchschneidend. Die südliche Heeresstraße lief in der Linie der Habsburgerstraße, Stallburg, Gumpendorferstraße gegen Inzersdorf. Eine dritte Straße zweigte nächst der Votivkirche vom Limes ab und lief über die Herrengasse gegen St. Marx. Auch der Straßenname „Rennweg" deutet noch auf römische Zeit; auch am obergermanischen Limes finden sich fünf solcher „Rennwege" zur Wegabkürzung. Ein römischer Straßenrest ist im Philipphofe zutage gekommen. Das Glacis außerhalb des Lagers hat überhaupt interessante Funde geboten, so besonders beim Bau des Opernhauses ein Kindergrab, das ein kleines silbernes Bildwerk griechischer Provenienz enthielt, einen Löwen darstellend, der ein Reh überfällt (jetzt im Wiener Hofmuseum), ferner einen Anhänger aus Goldblech mit Onyx und Krystall, sechs Münzen des 3. Jahrhunderts und ein seltenes, schönes Bronzemedaillon des Commodus von 186 n. Chr. Ein anderer nicht minder interessanter Fund kam 1788 im Kanal von St. Marx zum Vorschein, eine ägyptische Granitfigur eines Propheten Xapicha aus der Zeit der XX. Dynastie (1260—1100 v. Chr.), der älteste Inschriftstein des Wiener Bodens, jedenfalls durch einen Legionssoldaten hieher gebracht.

Von den Nebenstraßen sind am rechten und linken Steilrande der Wien Spuren gefunden worden; bei der Alserstraße kam eine silberne fibula mit der Darstellung des Danubius zum Vorschein. Andere Straßenzüge bezeichnen (gegen die Josephstadt hin) eine Silvanus-Ara, gefunden im Rathhauspark, ein interessanter Sarkophag mit der Darstellung des Kampfes zwischen Herakles und Ares (beim Arsenal; jetzt im Hofmuseum) u. s. w.

Während der einst hier herrschende Mithraskultus durch Denkmäler, wie einen Mithrasstein aus Sievering, bezeugt ist, fehlen für die Aufnahme des christlichen Glaubens die Anzeichen so gut wie ganz. Erst die Biographie des hl. Severinus vermittelt uns die Kenntniß christlichen Lebens an der Donau; doch ist jenes Favianis, in dem der Heilige gewirkt hat, ein ufernorischer, nicht pannonischer Ort, und keineswegs mit Vindobona, sondern wahrscheinlich mit Mautern zu identifiziren. Mit der eingehenden Erörterung dieser vielumstrittenen Frage schließt Keuner seine inhaltreiche Abhandlung.

Der Römerort Vindobona verschwindet mit dem Einbruch der Barbaren aus der Geschichte; erst im Mittelalter tritt an derselben Stelle eine Ansiedelung hervor, die den neuen Namen Wien führt. „Der Name Wien" bildet daher das Thema der folgenden, mit umfassender Belesenheit geschriebenen Untersuchung Richard Müllers.

Erst als die Babenberger von ihrem Klosterneuburg aus um 1130 den Blick wieder nach der unbeachteten älteren Stadt richten, taucht der Name Wienne auf,[1]) immer zweisilbig wie das lateinische Vienna. Daneben kommt im 12. und 13. Jahrhundert die Form Winne auf, die, weil nur in Oesterreich gebraucht, wohl alteinheimisch ist. Der slavische oder germanische Ursprung des Namens ist strittig, mit dem keltischen Vindobona soll er nichts zu thun haben (?). Ursprünglich ein Femininum, wie der Flußname, von dem er herstammt, noch jetzt, verwandelt er sich im Mittelhochdeutschen zu Wiene. Auf jener ersten Form Wienne beruhen die altslavischen und romanischen Formen (Vienna, Vienne), wobei den letzteren zweifellos die Priorität zukommt, während mitteldeutsch Wine, niederdeutsch Wêne, holländisch de Weenen schon auf die jüngere einsilbige Form zurückgehen. Der arabische Geograph Idrisi im 12. Jahrhundert nennt neben Ghermesia (Krems) unsre Stadt Biena, wohl nach dem griechischen *Biéννα*.

Die Erklärungsversuche beginnen schon im Mittelalter. Bereits Otto von Freising leitet Wien von dem aus Eugippius bekannten Favianis (Vianis) ab, und so nennt auch Herzog Heinrich II. die Stadt in seinen Urkunden des öfteren direkt Favianis, wie er sie andrerseits, seiner griechischen Gemahlin Theodora zuliebe, als Windopolis gräcisirt. Aeneas Sylvius lehnt dann die Ableitung des Namens aus dem gar zu armseligen Wildbach der Wien ab und konstruirt ein Fla-viana (sc. castra), während Lazius im 16. Jahrhundert wieder an Fadiana — Faviana denkt und zur Unterstützung seiner Hypothese diese willkürliche Bezeichnung sogar in Urkunden eingeschmuggelt hat. Erst der gelehrte Bibliothekar Lambecius hat dagegen Einspruch erhoben; freilich ist seine Ableitung von Vindobona = Wiener Bahn (nach Italien, vom Flusse „Vindo") um nichts glücklicher.

Neue Verwirrung brachte es, als man den Vorstadtnamen „die Wieden" zur Erklärung heranzog, der natürlich nur als wideme = Dotirung der (zu St. Stephan gehörigen) Pfarre aufzufassen ist. Erst in neuerer Zeit ist hier

1) Bis zu Kaiser Franz war die amtliche Schreibung „Wienn".

Ordnung gemacht worden, Kenner hat Favianis wohl endgültig beseitigt; v. Grienberger hat darzulegen versucht, daß das antike Vindobona und das mittelalterliche Wienne als zwei selbständige Namen streng auseinander zu halten sind und die letztere Bezeichnung möglicherweise dem Altsavischen entstammt. Die Ungarn (und nach ihnen die Südslaven) nennen Wien mit einem eigenen Namen Becs, der im allgemeinen den äußersten Theil einer Gegend bezeichnet. Zu einem endgültigen Resultat gelangt Müller nicht; Wien ist ihm ein vereinsamter Name, dessen slavischer oder germanischer Ursprung noch nicht einmal ausgemacht ist.

In klarer, präziser Form behandelt Richard Schuster die „Politische Geschichte Wiens bis zur Zeit der Landesfürsten aus habsburgischem Hause". Nach der Zerstörung der antiken Stadt durch die Avaren beginnt erst seit Karl dem Großen das Dunkel, das bis dahin unsern Gau einhüllt, sich zu lichten. 869 erscheint das römische Aquae schon als Pudun. Die Ebene östlich von der Stadt wird 805 dem getauften Avarenchakan Theodor für die von den Slaven hart bedrängten Reste seines Volkes als Wohnsitz angewiesen; Carnuntum und Sabaria (Steinamanger) werden als äußerste Punkte dieser „Reservation" genannt. Carnuntum, wie andrerseits wohl auch Vindobona haben daher, wenn auch als verfallene Orte, wohl weiter existirt. Die Magyaren, die seit 907 die Herrschaft über diese Lande bis an die Enns inne haben, werden allmählich in raschen Vorstößen weiter zurückgedrängt; aber erst im 11. Jahrhundert reicht der Besitz der babenbergischen Markgrafen über Wien hinaus.

Noch unter Leopold III., unter dem einst die ersten Reben unsrer Landschaft gepflanzt wurden, ist von dem Leben der Stadt Wien, die Klosterneuburg gegenüber eine ganz untergeordnete Rolle spielt, nichts zu hören. Erst unter Leopold IV. beginnt die Stadt sich auszudehnen, bis dann Heinrich II. als österreichischer Herzog sie zur Residenz erwählt. Von da an zieht sich ein steter Kampf zwischen dem Herrscherrecht der Herzoge und der Autonomie des alten Römerortes durch Wiens Geschichte, der erst 1522 zugunsten der landesherrlichen Gewalt entschieden wird. Dieser Ausgang ist für die eigenthümliche Stellung Wiens unter den deutschen Städten von größter Bedeutung.

Die Stadt blüht unter Leopold VI. auf; 1208 erhalten die aus Flandern zugewanderten burgenses oder Tuchhändler das Marktrecht. Schon damals beginnen die Bemühungen der Landesfürsten, ihre Residenz zu einem Bischofssitz zu machen. An Stelle der alten Burg am Hof entsteht eine neue im Süden der Stadt. Aber wieder regt sich der autonome Ehrgeiz, markirt durch den Abfall Wiens (1236) von seinem Herzog und durch den Anschluß an Kaiser Friedrich II., der hier 1237 seinen Einzug hält und der Stadt ein umfassendes Privileg ertheilt. Aber mit der Belagerung 1239 ändert sich die Sachlage zugunsten des angestammten Hauses, die Goldene Bulle des Kaisers wird mit dessen Zustimmung zunicht erklärt; eine Revision des Stadtrechts fällt natürlich nicht zum Vortheil der Gemeinde aus. Als Friedrich der Streitbare 1246 fällt, hält Ottokar von Böhmen, der mächtigste Prätendent um das Erbe der Babenberger, 1251 seinen Einzug in Wien, das ihm zahlreiche Beweise seiner Huld verdankt. Aber seit 1274 bereitet sich König Rudolf von Habsburg zum entscheidenden Schlag gegen die bedrohlich anwachsende Territorialmacht des Böhmen; 1276 lagert er schon vor Wien, in dem die ottokarische Partei ihren mächtigsten Führer in Paltram vor dem Freihof hat. Rudolf zieht schon am 1. Dezember dieses Jahres in Wien ein; sofort tritt der mit Energie verfolgte Plan des länderarmen Habsburgers hervor, die Stadt zum Herrschersitze seiner Nachkommen zu machen. Aber die Gährung innerhalb der Rathspartei dauert fort; 1278 wird die Verschwörung ihres Hauptes Paltram aufgedeckt; der ehrgeizige Patrizier rettet sich jedoch nach Bayern und hat dort sein ritterliches Kampfleben weitergeführt. Ein rudolfinisches Privileg verleiht der Stadt indeß volle Reichsunmittelbarkeit; 1282 erfolgt die Belehnung der beiden Söhne Rudolfs mit dem Erbe der Babenberger: Habsburgs Adler hat seinen Horst gefunden. Aber Paltrams Beginnen wirkte fort; die Stadt, die sich durch die Entschlossenheit ihrer angesehensten Bürgergeschlechter ihre Unabhängigkeit errungen hatte, geht neuen, zwei Jahrhunderte währenden inneren Kämpfen entgegen, die freilich mit dem Siege des Landesherrn geendigt haben.

Villach. Julius v. Schlosser.

Die Unfallversicherung in Frankreich.

Fast 15 Jahre sind vergangen, seitdem in Frankreich die Reform der gesetzlichen Unfallentschädigung der Arbeiter in Angriff genommen wurde; unübersehbar ist die Zahl der Gesetzentwürfe und Gesetzesvorschläge, welche diesem Gegenstand gewidmet waren, in üppiger Breite entfaltete sich der Strom der literarischen Behandlung, und wer weiß, ob nicht die französischen Arbeiter noch länger auf die Erfüllung ihrer berechtigten Forderung hätten warten müssen, wenn nicht die Furcht vor der drohenden Abrechnung mit den Wählern die Deputirten und Senatoren in höchst wohlthätiger Weise jetzt beeinflußt hätte! Nachdem gegen Ende vorigen Jahres die Deputirtenkammer den seit langer Zeit zwischen dem Palais Bourbon und dem Luxembourg hin- und herreisenden Gesetzentwurf angenommen hat, ist nunmehr auch die Zustimmung des Senats erfolgt, so daß die dritte Republik mit der Einführung einer allgemeinen, nicht auf bestimmte Klassen von Arbeitern beschränkten Arbeiterversicherung wenigstens den Anfang gemacht hat. Es ist bemerkenswerth, daß zu denjenigen Parlamentariern, welche die Nothwendigkeit einer eingreifenden Abänderung des französischen Haftpflichtrechts zuerst erkannten und dieser Erkenntniß durch einen Gesetzentwurf Ausdruck gaben, der jetzige Präsident der Republik, Hr. Felix Faure, gehörte. Unter den Projekten anderer Parlamentarier sind insbesondere zu erwähnen, die von dem neuen Akademiker, dem Grafen de Mun, von Rouvier, Lockroy, Girard, Tolain und Ravaisson.[1]) Mehr oder minder standen dieselben auf dem Boden der Ansicht, daß man für die mit der besonderen Betriebsgefahr, risque professionnel, zusammenhängenden Unfälle den Arbeitgeber ohne jeden Nachweis der Verschuldung verantwortlich machen müsse. Von den Anhängern manchesterlicher Auffassungen, die insbesondere im Senat noch stark vertreten sind, wurde die Einführung dieses neuen Begriffes in das französische Recht lebhaft bekämpft, und es fehlte nicht an Versuchen, die praktische Anwendung dieser Neuerung zum mindesten dadurch einzuschränken, daß man die neuen Bestimmungen lediglich auf die besonders gefährlichen Industriezweige erstreckte; es ist bezeichnend, daß zugunsten dieses Vorschlags ein Mann wie Béranger eintrat.[2]) Trotzdem hat die Anerkennung der besonderen Betriebsgefahr schließlich den Beifall der gesetzgebenden Faktoren zu erringen vermocht; damit ist in der französischen Rechtsentwicklung ein überaus bedeutsamer Wendepunkt eingetreten; man hat nunmehr auch jenseit der Vogesen erkannt, daß die Frage der Entschädigung der Unfälle der Arbeiter nicht nach den engen privatrechtlichen,

1) Vgl. hierüber Boediker, Unfallgesetzgebung der europäischen Staaten, S. 67 u. ff.; derselbe, Arbeiterversicherung in den europäischen Staaten, S. 112 u. ff.; Stocquart, Le contrat de travail (Paris 1895) S. 123 u. ff.

2) Vgl. Boediker, Arbeiterversicherung, S. 130.

Digitized by Google

dem römischen Recht entlehnten Gesichtspunkten geregelt werden dürfe, sondern daß es Pflicht des Staates sei, sich hiebei von öffentlichrechtlichen Anschauungen leiten zu lassen. Die Annahme des Gesetzentwurfs durch den Senat bedeutet auch für Frankreich die endgültige Beseitigung des manchesterlichen Einflusses auf die Unfallgesetzgebung, und es ist bezeichnend, daß, nachdem England sich in seinem neuen Haftpflichtgesetz grundsätzlich von dem Manchesterthum abgewendet hat, nunmehr auch Frankreich, wenn auch vorerst nur zögernd, das Gleiche thut. Wie soeben gesagt, ist die wichtigste in dem Gesetze enthaltene Neuerung die Anerkennung des Begriffs der besonderen Betriebsgefahr; was versteht man hierunter? Ein auf dem Gebiete der Unfallfürsorge anerkannter Fachmann, Chapsvn, sagt hierüber: „Le risque professivnnel c'est le risque afféreut à une professivn determinée, indepeudammeut de la faute des patrons et des ouvriers. Malgré les précautivns prises il se produira toujours des accideuts saus que la plupart d'eutre eux résulteut d'une faute. Du moment que l'industrie entraine des risques inévitables l'ouvrier ne dvit ni ue peut les supporter, aujourd'hui moius que jamais eu présence de l'outillage moderne et des forces qui l'activvnnent.“[1]) Im wesentlichen deckt sich hienach dieser Begriff mit dem der deutschen Unfallversicherung zugrunde liegenden der Betriebsgefahr. Aus der Anerkennung derselben ergab sich die Nothwendigkeit der Einführung des Versicherungszwanges, und diese Konsequenz hat der französische Gesetzgeber gezogen. Dagegen ist er nicht so konsequent, die Versicherungspflicht der Unternehmer bei korporativen, auf dem Grundsatze beruflicher Gliederung beruhenden und lediglich für diesen Zweck gebildeten Gegenseitigkeitsverbänden einzuführen, vielmehr überläßt er es denselben, sich entweder einzeln zu versichern oder zu diesem Behufe in Gruppen zu vereinigen. So nahe es lag, das Vorbild der deutschen Gesetzgebung auch hiebei nachzuahmen, so wenig war die Mehrheit in der Kammer und im Senat hiezu geneigt; man glaubt in Frankreich immer noch, daß die Organisativn der deutschen Unfallversicherung einen außerordentlichen Apparat beanspruche, der ebenso kostspielig wie schwerfällig arbeite. Die geringe Kenntniß der deutschen Unfallversicherung muß hiefür in erster Linie verantwortlich gemacht werden; sie erklärt auch die falschen Ansichten in Frankreich bezüglich der angeblichen Förderung des Leichtsinns und der Nachlässigkeit der Arbeiter durch das System der deutschen Gesetzgebung, die auch bei der Berathung dieses Gesetzes ihre Verwerthung fanden. Das Gesetz läßt hienach den Unternehmern die Wahl, ihre Versicherungspflicht bei der Unfallversicherungskasse oder bei territorialen Verbänden zu erfüllen, welche entweder für ein Departement oder für mehrere Departements, unter Umständen auch für Theile eines solchen errichtet werden. Die Unfallversicherungskasse, Caisse nativnale d'assurance eu cas d'accident, ist der wichtigste Faktor in dem ganzen Gesetz; an sie sind die Beiträge der direkt versicherten Unternehmer einzuzahlen, und sie empfängt auch von den territorialen Versicherungsverbänden, welche mit ihr Kollektivverträge abschließen, die zur Bildung der Renten nothwendigen Summen; sie wurde im Jahre 1868 unter Napolevn III. errichtet; ihre Wirksamkeit war bisher eine sehr bescheidene, sie hat seit Beginn ihrer Thätigkeit nur annähernd 40,000 Verträge abgeschlossen; infolge der vollständig geänderten Stellung, welche sie nunmehr hat, wird sich dies ändern. Weil man in Frankreich keine berufsgenossenschaftlichen Korporationen als Träger der Versicherung bildet, kann auch von einer Selbstverwaltung der Versicherungsangelegenheiten durch die Unternehmer keine Rede sein; alles wird durch die staatlichen Organe besorgt, der Staat berechnet die Beiträge der Unternehmer, bildet die Fonds zur Auszahlung der Renten, erhebt die umgelegten Beiträge, berechnet die Renten, seine ordentlichen Gerichte entscheiden über die Ansprüche der Arbeiter, seine Potizeibeamten untersuchen die Unfälle; mit einem Wort, die ganze Organisation und Durchführung der Versicherung beruht auf dem Staate und eine Mitwirkung der unmittelbaren Interessenten findet überhaupt nicht statt. Hierin unterscheidet sich die französische Unfallversicherung von der deutschen vielleicht am meisten. Man sieht, die Abneigung gegen die Selbstverwaltung, welche Demolins[1]) neuestens in seinem viel kritisirten Buche mit der Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse gegenüber der romanischen in Zusammenhang gebracht hat, ist in Frankreich immer noch sehr stark entwickelt, und die französischen Arbeitgeber scheinen die selbständige Verwaltung der Versicherung gar nicht zu erstreben. Natürlich kann sich bei dieser Sachlage auch die intensive Krankenbehandlung, die in Deutschland dank dem Verständniß der Berufsgenossenschaften so erfreuliche Fortschritte gemacht hat, nicht entwickeln.

Die Leistungen der französischen Unfallversicherung bestehen in Renten für den Verlust oder die Minderung der Erwerbsfähigkeit, in Renten an die Wittwe des Verunglückten und in Renten an die Waisen desselben; sie dürften im Durchschnitt wohl höher sein, wie die mittleren Unfallrenten in Deutschland, die Vollrente bei dauernder und vollständiger Erwerbsunfähigkeit beträgt zwei Drittel des Jahreseinkommens. Die Beiträge der Unternehmer werden nach dem Umlageverfahren erhoben, der maßgebende Berechnungsmodus wird gebildet durch den Gesammtbetrag der Löhne und das Unfallrisiko des betreffenden Betriebes; Unternehmern, welche Unfallverhütungsmaßregeln einführen, kann ein bedeutender Nachlaß, bis zu 30 Proz., gewährt werden, eine gefährliche Bestimmung, welche unkontrolirbaren Einflüssen jeder Art die Thüre öffnet und die Unternehmer fast direkt darauf hinweist, sich mit dem Hrn. Präfekten besonders gut zu stellen. Was den Wirkungskreis des Gesetzes betrifft, so unterscheidet derselbe nicht zwischen den einzelnen Arten der Industrie, die landwirthschaftlichen Betriebe werden zum größten Theile nicht unter seine Vorschriften fallen, da solche Betriebe, in welchen nur durch Menschenhand oder Thiere betriebene Maschinen zur Verwendung kommen, von den neuen Vorschriften nicht erfaßt werden. Ein Eingehen auf die Detailbestimmungen des neuen Gesetzes erscheint um so weniger erforderlich, als zahlreiche Ausführungsverordnungen vorgesehen sind, deren Inhalt für Bewährung und Anwendung dieser oder jener Vorschrift bestimmend sein wird.

Unbeschadet der Fortschritte, welche die französische Republik durch den Erlaß dieses Gesetzes auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung verwirklicht hat, kann doch nicht verkannt werden, daß dasselbe weit, recht weit hinter der deutschen Unfallversicherungsgesetzgebung zurückbleibt und nicht die Konsequenzen aus dem von ihm angenommenen Grundgedanken mit der Schärfe gezogen hat, mit welcher dies in Deutschland geschehen ist. Zwar hat man sich von dem Bann und den Fesseln der Ueberlieferungen des Manchesterthums befreit, aber man ist nicht fähig gewesen, sich ganz und gar von dem Einfluß der privatrechtlichen Anschauungen loszusagen. Das Gesetz steht mit einem Fuß auf dem Boden des öffentlichen Rechts, mit dem anderen dagegen noch auf dem des Privatrechts; in dem Bestreben, unter allen Umständen jetzt ein positives Ergebniß der vieljährigen Arbeiten zustande zu bringen, hat man sich zu der Billigung eines Eklektizismus veranlaßt gesehen,

[1]) Journal des économistes, 15 Mars 1888. Stocquart S. 125.

[1]) *Demolins*, A quoi tient la superiorité des Anglo-Saxons. Paris 1897.

welcher neben den öffentlichrechtlichen Ideen auch noch die privatrechtlichen berücksichtigt und so das alte mit dem neuen Recht versöhnen will. Darin liegt unzweifelhaft die Schwäche des neuen Gesetzes, die sich bei der Anwendung noch sehr bemerkbar machen wird. Ob die Durchführung desselben ohne Rücksicht auf Sympathie und Antipathie der Interessenten erfolgt, ist nach den bislang in Frankreich gemachten Erfahrungen einigermaßen zweifelhaft. Trotz dieser Mängel bleibt das Gesetz immer noch eine bemerkenswerthe Leistung der dritten Republik, die sich von dem Untergrunde der bisherigen gänzlichen Unfruchtbarkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete um so deutlicher abheben muß.

Mainz. Ludwig Fuld.

Mittheilungen und Nachrichten.

Neue populärastronomische Bücher. Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. M. Wilhelm Meyer. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien. (677 Seiten Lex.-Okt., mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln. Preis geh. 14 M., in Halbldr. geb. 16 M.) Der durch seine zahlreichen populärastronomischen Aufsätze und Bücher, noch mehr aber wohl durch die Begründung und langjährige Leitung des Berliner astronomischen Theaters „Urania" und der von diesem herausgegebenen naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Himmel und Erde" rühmlichst bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke in systematischer Weise die Ziele, Methoden und Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete der Astronomie niedergelegt. — In der durchaus gemeinverständlichen, vortrefflichen Darstellung sind mit Absicht mathematische Formeln und Entwicklungen fast gänzlich vermieden, dagegen war der Verfasser mit Erfolg bemüht, dem gebildeten Leser die Richtigkeit der astronomischen Erkenntnisse durch passende Ueberlegungen und logische Schlußfolgerungen zu beweisen oder wenigstens wahrscheinlich zu machen. Diesem Bestreben ist auch die zweckmäßige Eintheilung des vorzutragenden Stoffes in glücklichster Weise angepaßt. Nach einer anziehend geschriebenen kurzen Einführung in die Astronomie wird der Leser in der Einleitung vor allem über das Wesen des Lichtes, über das Fernrohr und andere optische Hülfsmittel, über Himmelsphotographie, Photometrie und Spektralanalyse der Gestirne in Kürze unterrichtet. — Der erste Hauptabschnitt ist sodann der Beschreibung der Himmelskörper gewidmet, und zwar werden im ersten Theil desselben der Mond, die Planeten, Kometen, kosmischen Meteore und das Thierkreislicht behandelt. Den Schluß dieses Theils bildet das Kapitel über die Sonne, das zugleich auch in passendster Weise den Uebergang zum zweiten Theil vermittelt, der von der Welt der Fixsterne handelt und über die Helligkeit, Zahl und spektroskopische Eintheilung der letzteren, über Nebelflecke und Sternhaufen, über die Milchstraße, sowie über die Doppelsterne, veränderlichen und neuen Sterne Aufschluß gibt. — Im zweiten Hauptabschnitt werden die Bewegungen der Himmelskörper behandelt. Hier sind vor allem die modernen astronomischen Instrumente, sowie einige neuere Sternwarten ihrer Einrichtung nach beschrieben, worauf im folgenden Kapitel die modernen Gradmessungsarbeiten einschließlich der Schweremessungen mit dem Sterneckschen Pendel, sowie der Beobachtungen des letzten Jahrzehnts über die periodischen Schwankungen der Momentanachse der Erde ausführlich auseinandergesetzt werden. Hieran schließen sich dann die Kapitel über die scheinbare Bewegung der Sonne und des Mondes mit besonderer Berücksichtigung der Finsternisse; ferner die Erklärung der Planetenbewegung, zunächst an der Hand der Kepler'schen Gesetze, sodann mit Hülfe des Newton'schen Gravitationsgesetzes. Auf die Bewegung der Fixsterne übergehend, behandelt endlich der Verfasser die Aberration des Lichtes, die Parallaxe und die Eigenbewegung der Fixsterne, sowie die Versuche zur Bestimmung der Bewegung unsres Sonnensystems. Die Kapitel über die Schwerkraft und über die Entwicklungsgeschichte der Welten bilden den Schluß des Werkes. — Daß bei einem Autor, wie Dr. M. W. Meyer, das historische Moment nicht zu kurz kommt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden; ohne Vordringlichkeit finden sich stets am passenden Ort geschichtliche Notizen eingestreut, denen zu unsrer Freude vortreffliche Portraits der hervorragendsten Geister auf astronomischem Gebiet (Kopernikus, Kepler, Galilei, F. W. Herschel, Laplace, Gauß, Bessel, Schiaparelli) beigegeben sind, wie überhaupt die zahlreichen, mit bisher nicht erreichter Vollkommenheit ausgeführten Textillustrationen, Karten und Einschaltbilder außerordentlich instruktiv sind und den Vortrag auf das wirksamste unterstützen. Mit Befriedigung wird jeder Leser das vorliegende Buch aus der Hand legen. Es ist dem Verfasser im Verein mit dem Verlagsinstitut gelungen, in demselben ein Werk von dauerndem Werth zu schaffen, welches wohl geeignet erscheint, die Forschungsergebnisse der erhabensten der Wissenschaften in die weitesten Kreise zu tragen und welches deshalb in keiner Familie fehlen sollte.

Erheblich weniger Vergnügen, als das oben besprochene, machte uns ein ebenfalls vor kurzem erschienenes populärastronomisches Buch, betitelt: Spaziergänge am Himmelszelt. Astronomische Plaudereien mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungen der letzten Jahre von Leo Brenner, Direktor der Manoca-Sternwarte, Leipzig 1898. Verlag von E. H. Mayer. (399 Okt.-S. mit 7 Tafeln und 23 Textbildern. Preis 5.50 M.) Der Autor, der mit diesem Buch, wie auch sonst in den astronomischen Fachschriften, unter dem obigen Pseudonym vor die Oeffentlichkeit tritt, hat vor einigen Jahren auf der Insel Lussinpiccolo (Ornero) sich eine kleine Privatsternwarte errichtet und hat dort, begünstigt durch ausgezeichnete Luft und durch den Besitz eines vortrefflichen Siebenzöllers aus dem Münchener Institut von Reinfelder, anscheinend guter Augen und vielleicht auch lebhafter Phantasie, auf den Oberflächen einiger Planeten etwas mehr Details gesehen, als Andere. Er hat ferner versucht, aus den Lagenänderungen von hellen und dunklen Flecken auf den Oberflächen dieser Planeten die Rotationszeiten der letzteren abzuleiten, die von ihm erhaltenen Zahlenwerthe stehen aber, wenigstens was die Venus anlangt, in scheinbarem Widerspruch mit den Ergebnissen anderer Beobachter, insbesondere mit denen Schiaparelli's in Mailand, sind also weit davon entfernt, als etwas feststehendes betrachtet werden zu können. Dies hindert den Verfasser aber nicht, seine Resultate im vorliegenden Buch als „die Entdeckungen der letzten Jahre" der Oeffentlichkeit vorzuführen. Und welche Wichtigkeit mißt er diesen „Entdeckungen" bei! S. 113 theilt er die von ihm gefundene Rotationsdauer der Venus mit und versteigt sich dann zum folgenden Satz: „Damit ist also eines der schwierigsten Probleme der Astronomie endgültig gelöst." Wie weit wir von der endgültigen Lösung dieses „Problems" noch entfernt sind, wird Hrn. Beenner nächstens von anderer Seite gezeigt werden. — Daß der Verfasser wirklich wichtige astronomische Entdeckungen der letzten Jahre entweder mit Stillschweigen übergeht, oder in ihrem Werth herunterzusetzen sucht, braucht nach dem Vorausgegangenen kaum zu verwundern. Insbesondere geschieht dies hinsichtlich des fünften Jupitermondes, den Prof. Barnard 1892 mit dem großen Lick-Fernrohr entdeckt hat. Mit augenscheinlichem Behagen wird hier (S. 206) der Ausspruch irgendeines mißgünstigen Amerikaners citirt, daß diese Entdeckung eine „brutale" sei. Mit welcher Entrüstung würde der Verfasser wohl einen derartigen Ausdruck zurückweisen, wenn ihm diese Entdeckung geglückt wäre! Es liegt übrigens ein gewisser Humor darin, daß gerade dieser fünfte Jupitermond die Veranlassung geworden ist, dem denkenden Leser die Tiefe der Gelehrsamkeit des Verfassers recht deutlich zu offenbaren. Prof. Barnard hat bei der Entdeckung dieses fünften Mondes dessen Helligkeit gleich der eines Sterns 13. Größe und dementsprechend seinen Durchmesser (ganz roh) zu 100 engl. Meilen (160 km) geschätzt.[1]) Dem Verfasser mochte dies zu groß vorkommen, er rechnete nach und siehe da, Barnard hatte sich verrechnet, denn der Verfasser belehrt uns (S. 171): „Nach meiner Berechnung kann der fünfte Mond höchstens 25 km Durchmesser haben und wenn Barnard 100 km herausgebracht haben soll, muß dies auf einem Druck- oder Rechenfehler beruhen." Der Verfasser muß da eine recht sonderbare „Berechnung" angestellt

[1]) Monthly Notices of the Royal Astr. Soc. Vol. LIII, p. 37.

Digitized by Google

haben, denn Barnards Angabe ist, wie wir ihm sogleich zeigen wollen, wirklich richtig. Die mittlere Oppositionshelligkeit des Planeten Jupiter entspricht der Sterngrößenklasse —2.233 [1]), es beträgt daher der Helligkeitsunterschied zwischen Jupiter und seinem fünften Monde 15.233 Größenklassen und da das Verhältniß der Lichtstärken zweier aufeinander folgenden Größenklassen durch die Zahl 2.512 ausgedrückt ist (Müller, a. a. O. S. 17), so besitzt der fünfte Mond nur den 124,100. Theil der Lichtstärke Jupiters, sein Durchmesser daher den 1114. Theil des Jupiterdurchmessers. Nimmt man den letzteren zu 141,000 km an, so wird also der Durchmesser des fünften Mondes rund zu 130 km erhalten, welche Zahl der nur ganz rohen Angabe Barnards ziemlich nahe kommt. In Wirklichkeit ist aber der fragliche Durchmesser ohne Zweifel noch beträchtlich größer. Der obigen Rechnung liegt nämlich, wie der Barnard'schen, stillschweigend die Annahme zugrunde, daß die Albedo (Lichtreflexionsfähigkeit) des fünften Mondes der des Jupiter gleich sei. Nun besitzt aber gerade Jupiter infolge seiner äußerst dichten Atmosphäre eine sehr große Albedo (0.82), während nach Müller (a. a. O. S. 391) die Albedo des vierten Mondes, dessen Durchmesser Barnard eben noch direkt messen konnte, wie beim Erdenmond nur 0.16 beträgt. Nimmt man die Albedo des fünften Mondes ebenso groß an, so folgt für seinen Durchmesser der Werth von (rund) 300 km, welcher Werth der Wahrheit jedenfalls näher kommt, als der oben erhaltene und den vom Verfasser „berechneten" um das Zehnfache übertrifft. Wir müssen uns mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum mit dieser einen Probe von des Verfassers Gründlichkeit begnügen und eine Reihe von anderen Unrichtigkeiten und Widersprüchen, die uns beim flüchtigen Durchlesen seines Buches auffielen, hier unterdrücken.

Den Gesammteindruck aber, den uns dieses Buch hinterläßt, können wir am besten zusammenfassen in dem einen Wort Reklame. Der Verfasser macht Reklame für sich und seine Beobachtungen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, er macht sie für „Frau Manora", die, nebenbei gesagt, seine eigene Frau ist, er bietet nicht nur wiederholt Instrumente, sondern sogar eine Waffensammlung „für ein Fünftel des Liebhaberwerthes" zum Verkauf aus; trotz seiner angestrengten Thätigkeit als „Direktor" besitzt er so viel freie Zeit, daß er sich zur Auskunftsertheilung in astronomischen Angelegenheiten anbieten kann („Rückporto ist beizulegen"), auch erbietet er sich, für Alle, die es wünschen, die Aufnahme in die astronomischen Gesellschaften verschiedener Länder zu vermitteln (mit Ausnahme der deutschen, welche angeblich „nur Fachastronomen in ihren Reihen" zählen soll) — und dies alles in einem Buch über Astronomie. — Daß der Verfasser keine Gelegenheit vorübergehen läßt, der großen Faulheit und Unfähigkeit der Berufsastronomen „mit fester Staatsanstellung" den Fleiß und die großartigen Entdeckungen der Liebhaberastronamen (zu denen er unter vielen Anderen auch Kepler, Bradley, Bessel, Leverrier, Hansen, Hall, v. Oppolzer 2c. rechnet!) gegenüberzustellen, mag hier nur beiläufig erwähnt werden — derlei ist wohl schon dagewesen. Pikant sein sollende Späße aber, wie sie uns beispielsweise auf S. 47 und S. 373 geboten werden, dürften dagegen zum erstenmal ein populär-astronomisches Buch „zieren". Dr. K. Oertel.

Z. **München.** Geographische Gesellschaft. Allgemeine Versammlung vom 21. April. Vortrag des Prof. Dr. Albrecht Penck aus Wien, Ehrenmitglieds der Gesellschaft, über seine Reise durch Canada von Labrador bis Vancouver. Unter dem Ehrenpräsidium Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig und in Gegenwart J. kgl. Hoheit der Prinzessin Therese berichtete der Vortragende über seine Erlebnisse auf den Naturforscherversammlungen zu Toronto und Détroit im August des Jahres 1897, die ihm willkommene Gelegenheit gegeben hatten, das ungeheure Grenzland zwischen Canada und der Union unter Führung der besten Fachmänner, der HH. Saunders, Dawson und Gilbert, geologisch und volkswirthschaftlich genau kennen zu lernen. Durch die Nebel der Bank von Neufundland und der Belle-Islestraße und durch die noch winterliche Landschaft des St. Lorenzstroms zwischen nördlichem Hügelland und südlichem Flachland fuhr er noch Quebeck und Montreal, den großen französischen Siedelungen, deren kleinere Schwestern in großer Anzahl die Strandlinien des Stromes bedecken. Mit seinem gelehrten Führer studirte der hervorragende Glazialforscher hierauf die mächtigen Seeterrassen des Ontario bis zum Niagara. Von Toronto bis Winipeg führt die Eisenbahn 2000 km durch das Gebiet der Seen und des undurchdringlichsten Urwaldes, durch den nur die Wuth des Feuers der Kultur des Menschen den Weg gebahnt hat. Das Klima des Innern ist kontinental mit heißen Sommern, kalten Wintern und geringen Niederschlägen. Im südlichen Manitoba braucht der Baden nur gepflügt zu werden, um den reichsten Weizenertrag der Erde zu spenden. Je weiter nach Westen, desto trockener die Erde. Wir treten ein in das trostlose Gebiet der Steppe, aber hier entfaltet sich der größte Reichthum an Vieh auf 100 Musterfarmen, wo vor 14 Jahren, d. h. vor dem Bau der Eisenbahn, noch alles unbekannt war. Jetzt steigt dieser einzige Kulturpfad selbst die Rocky Mountains hinan, das Felsengebirge im Westen, das sich in breiten Plateauformen entwickelt, in Canada selbst, von tiefen Thälern durchfurcht, einen durchweg alpinen Anblick gewährt. 900 km weit führt der komfortable Zug auf oft schwindelerregenden Steigen und in gefährlicher Steigung bis an die Westküste zur Insel Vancouver. Reiche Schätze von Edelmetallen schlummern im Innern des Landes, die freilich jetzt das Goldfieber von Klondyke am Yukonfluße in den Hintergrund gedrängt hat. Dichtes Pflanzenkleid überzieht das Gebirge, und Laubwälder entfalten eine unbeschreibliche Pracht. Ausführlich erläuterte der Redner in der zweiten Hälfte seines Vortrags seine Schilderung durch Projektionsbilder, die besonders den geologischen Charakter des Landes zur Anschauung brachten. 5 Tage Schiffahrt, so schloß der Reisende, bringen uns von Liverpool nach Quebec, 5 Tage durchrast die Pacificbahn die drei Gürtel des Urwaldes, der Getreideebene der Prärie und des Hochgebirgs, und wieder in 5 Tagen trägt uns der Dampfer nach Japan oder Kiau-tschoa, eine Linie, die zur Zeit für uns die nächste ist. — Prof. Oberhummer dankte als erster Vorsitzender dem hochgeehrten Gaste und wies auf die der Gesellschaft noch bevorstehende große Aufgabe im Monat Mai hin, wo es gelte, auch in München alle Kräfte zu sammeln und aufzurufen, um das große nationale Unternehmen der deutschen Südpolexpedition zu fördern und zu unterstützen. Reicher Beifall lohnte den beiden Rednern von Seite des zahlreich anwesenden Publikums.

* **Karlsruhe i. B.,** 23. April. Die HH. Dr. Futterer, Professor der Mineralogie und Geologie an der technischen Hochschule in Karlsruhe, sowie der Amtmann Dr. Halberer hatten am 19. November v. J. eine Reise zur wissenschaftlichen Erforschung gewisser Theile von Zentralasien und China angetreten. Die Expedition hat ihr erstes Ziel, Kaschgar, am 11. Februar erreicht, und die Forschungsreise war bis jetzt namentlich in geologischer Beziehung reich an wissenschaftlicher Ausbeute. — Der Medizinalreferent im großh. Ministerium des Innern, Hr. Geh. Rath Dr. Battlehner, beging gestern in erfreulicher körperlicher Frische und Rüstigkeit die Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums.

* **Wien.** Am 31. März d. J. ist das erste Jahresheft des Oesterreichischen archäologischen Instituts ausgegeben worden, mit 14 wissenschaftlichen Aufsätzen und einem Beiblatt mit 8 kleineren wissenschaftlichen Mittheilungen und an erster Stelle dem Statut des genannten Instituts, wie es durch Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 30. Dezember 1897 veröffentlicht ist. Wir werden auf den Inhalt dieser bemerkenswerthen Erscheinung noch eingehender zurückkommen. Mit ihr tritt das neue Institut, allseitig freudig begrüßt, offiziell in die Reihe der Schwesteranstalten ein, die von Deutschland, Nordamerika, England, Frankreich und Rußland errichtet worden sind und unterhalten werden. Die stattliche Zahl der Mitarbeiter an diesem ersten Heft, die unter der bewährten Leitung des Prof. Benndorf sich zu einer auf bestimmte Ziele gerichteten Forscherthätigkeit vereinen, bürgt für den ersprießlichen Fortgang des neuen Unternehmens. Dieses selbst ist mit Naturnothwendigkeit aus Oesterreichs geographischer und damit politischer und kommerzieller Stellung in der Levante hervorgegangen und wird auch künftig in erster Linie dort, also auf einem bisher

[1]) G. Müller. Die Photometrie der Gestirne. Leipzig 1897. S. 383.

vielfach vernachlässigten Boden, die Anknüpfungspunkte für seine wissenschaftliche Thätigkeit suchen. — Das österreichische Eisenbahnministerium hat der hiesigen Akademie der Wissenschaften die Mittheilung zukommen lassen, daß an die Staatsbahndirektion der Erlaß ergangen ist, die Eisenbahnorgane zur Mitwirkung bei dem von der Erdbebenkommission eingeleiteten Beobachtungsdienst heranzuziehen und daß den Verwaltungen der Privatbahnen empfohlen wurde, im Interesse der Förderung dieses vaterländischen wissenschaftlichen Unternehmens die erforderlichen Maßnahmen zu treffen. — In der hiesigen „Geographischen Gesellschaft" berichtete am 19. d. M. Dr. Max Schöller über seine im Verein mit J. Kaiser ausgeführte wissenschaftliche Reise durch Deutsch- und Britisch-Ostafrika nach dem Nilreich Uganda im zentralen Afrika. Die Expedition zog durch Usambara, Usoga und Karironda nach Uganda, wo sie längere Zeit verweilte, um dann über den Baringosee, Kikuju und Ukamba nach der Meeresküste zurückzukehren. Der Reisende zog an der Spitze mehrerer hundert Mann unter großen Gefahren 1897 nach dem Innern, befuhr den Viktoriasee und legte großartige Sammlungen von Industrieprodukten der Eingebarenen an, die er glücklich nach Europa geschafft hat und in den großen Museen zu deponiren gedenkt. Dr. Schöller berichtete, daß seine Forschungen von denjenigen der meisten Afrikaforscher, welche die beschriebenen Gegenden besuchten, vollkommen abweichen, und daß er sehr eingehende Karten der durchzogenen Landschaften entworfen habe.

U. **Athen,** 18. April. Feier des 50jährigen Bestehens des französischen Archäologischen Instituts. Die für das vorige Frühjahr beabsichtigte, aber wegen der unruhigen Zeiten verschobene Jubiläumsfeier der französischen Schule hat jetzt stattgefunden. Eine große Anzahl von Gästen war dazu aus Frankreich eingetroffen. Am Samstag, dem 16. April, fand eine intime Vorfeier im engsten Kreise der französischen Gelehrten statt, bei der die Erinnerungsstele an Beulé am Aufgang der Akropolis, das Denkmal Charles Lenormants auf dem Kolonos — zugleich damit das für Otfried Müller — und das Grab eines hier verstorbenen jüngeren Mitgliedes der Schule bekränzt wurden. Gestern, am griechischen Ostersonntag, vereinigte ein glänzender Abendempfang mit Ball eine Gesellschaft von etwa tausend Personen in den schönen Räumen des am Abhang des Lykobettos prachtvoll inmitten eines großen Gartens gelegenen Instituts. Heute um 11 Uhr ging der eigentliche Festakt vor sich, zu dem der König, der Kronprinz und die übrigen Prinzen, die griechischen Minister, die Gesandten der fremden Staaten, die Vertreter der Stadt Athen, der hiesigen Universität, der Altertümerverwaltung, ferner fast sämmtliche in Athen dauernd oder vorübergehend anwesenden ausländischen Gelehrten erschienen waren. Der große, zu Vortrags- und Festzwecken neu erbaute Saal des Instituts war vollständig gefüllt. Der Direktor Hamolle eröffnete die Feier durch eine Ansprache, in der er mit bewegten Worten für die Antheilnahme dankte, die der französischen Schule an ihrem Ehrentage von Frankreich, von Griechenland und von der ganzen gebildeten Welt entgegengebracht wird. Nach einem historischen Rückblick theilte er drei Dinge mit, die für das Leben des Instituts in Zukunft von Bedeutung sein werden: zuerst, daß man beabsichtigt, die Mittel für den Bau eines neuen Hauses zusammenzubringen, in welchem die Gelehrten derjenigen Nationen, die keine archäologischen Studienanstalten in Athen besitzen, Unterkunft finden können. In erster Linie kommen hier natürlich die Russen in Betracht. Den Inwohnern dieses als Annex der französischen Schule gedachten Hauses soll das Studienmaterial derselben in weitestem Umfange zur Benutzung zugänglich sein. Ferner beabsichtigt die Schule, die große Aufgabe einer Sammlung der byzantinischen Inschriften in Angriff zu nehmen. Endlich theilte Hamolle mit, daß der Grieche Syngros in Delphi für die dort gefundenen Skulpturen auf seine Kosten ein Museum errichten wird, wie er ein solches auch für Olympia gestiftet hat. — Hierauf brachte Kavvadias, der Generalephoros der griechischen Alterthümer, in französischer Sprache die Glückwünsche der Griechen dar, indem er darauf hinwies, daß früher Rom, jetzt aber Athen der Mittelpunkt der archäologischen Studien sei und daß die École française für die Griechen die älteste Mitarbeiterin in der Erforschung ihrer Alterthümer auf dem Boden von Hellas ist. Danach erhob sich der französische Gesandte Graf d'Ormesson, dankte dem König für die Protektion, die er den gelehrten Bestrebungen zutheil werden läßt, und gratulirte dem Direktor im Namen der Regierung der französischen Republik. Professor Dörpfeld sprach hierauf in deutscher Sprache die Glückwünsche des deutschen und der übrigen fremden Institute in Athen aus und überreichte dabei eine Adresse des Archäologischen Instituts in Berlin, in der außer auf die erfolgreiche Thätigkeit der französischen Schule auch auf das hingewiesen wurde, was französische Reisende und Gelehrte bereits im vorigen Jahrhundert und seit den Zeiten Nointels für die Erforschung Griechenlands geleistet haben. Endlich sprach noch Maxime Collignan im Namen der französischen Akademie und des französischen Unterrichtsministeriums. Zum Schluß verlas dann Homolle eine Adresse der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Die Feier endigte damit, daß der König auf der großen Terrasse vor dem Hause Cercle abhielt. Auf dieser Terrasse, am Eingang zum Bibliothekssaal, sind — zunächst in provisorischer Ausführung — zwei Stelen aus Marmor aufgestellt, in welche Bronzemedaillons, von Roty modellirt, eingelassen sind. Das eine versinnbildlicht in einer Frauengestalt, die eine Statuette in der Hand trägt, die klassischen Studien. Das andere ist durch einen Oelzweig in zwei Felder getheilt, auf denen oben die Akropolis, unten das Gebäude der französischen Schule sichtbar ist. Hier sind die Jahreszahlen 1849—1898 und die Namen der Direktoren eingravirt: Daveluy 1846, Burnouf 1867, Dumont 1875, Foucart 1878, Homolle 1891. Unter den Medaillons stehen folgende Texte: Le 11. Septembre 1846. Louis Philippe 1er étant roi des Français, Othon 1er étant roi des Hellènes l'école française a été instituée par reconnaissance pour la Grèce antique et par amitié pour la Grèce moderne, — Mr. Daveluy, directeur. — Le 18. Avril 1898. Felix Faure étant président de la République française, Georges 1er étant roi des Hellènes l'école française a célébré le cinquantième anniversaire de sa fondation avec le concours de l'université d'Athènes et des instituts étrangers. M. Homolle, directeur.

* Ueber die Schreibung: Allgäu oder Algäu macht die Redaktion der „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" jetzt folgendes bekannt: „Im Einvernehmen mit den Sektionen „Allgäu-Immenstadt" und „Allgäu-Kempten" wird künftig für die Schriften unsres Vereins die Schreibweise „Allgäu" einheitlich durchgeführt werden." Zu diesem Entschluß trug wesentlich eine sprachwissenschaftliche Abhandlung des Gymnasiallehrers Dr. Miedel in Memmingen in Nr. 4 der „Mittheilungen" bei. In der gleichen Schreibweise bekennen sich auch Dr. Baumann, der Geschichtschreiber des Allgäus, ebenso Dr. M. R. Buck („Oberdeutsches Flurnamenbuch") und andere Forscher.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von REUTHER & REICHARD in BERLIN W. 9.

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER MUSIK

IM UMRISS

von

Heinrich Adolf Köstlin.

Fünfte, verbesserte Ausgabe.

Lieferung 1. Gr. 8°. Seite 1—80.

(Vollständig in 7 Lieferungen à M. 1.—)

Ausführliche Prospekte gratis.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

[7044]

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 26. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Zeichnung und Malerei. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Eine neue Geſchichte der Stadt Wien. II. Von Julius v. Schloſſer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zeichnung und Malerei.[1])

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Wenn die Künſte in einem Fortſchritt begriffen ſind, wenn ſie etwas noch ungewohntes, neues bieten, ſo gehört zu ihrer vollkommenen Wirkung auch ein Fortſchritt unſres Verſtändniſſes und Geſchmacks, eine Gewöhnung an das, was zuerſt noch fremdartig, vielleicht ſogar unerhört war. Die Gefahr liegt nahe, daß dieſer Fortſchritt im Auffaſſen der Kunſt dem im Schaffen der Kunſt allzu langſam nachfolgt, und daß demnach die freie Entfaltung der Künſte unter dieſem Zurückbleiben des Verſtändniſſes und Geſchmacks, insbeſondere unter den daraus entſpringenden Vorurtheilen der Kritik ſchwer leidet. Man iſt z. B. an eine beſtimmte Art und Weiſe, körperliche Geſtalten zu ſehen, gewöhnt und ſteht nun einer eben aufgekommenen Art und Weiſe erſt rathlos gegenüber und verwirft ſie dann, weil ſie nicht die alte iſt. Unter ſolchen Schwierigkeiten haben wohl alle unſre Reformen und Seceſſionen in der Kunſt zu leiden gehabt. Es wird ſich vermuthlich lohnen, einige hauptſächliche Beiſpiele dafür näher zu erörtern. Wir knüpfen dabei namentlich an den oft gehörten Vorwurf an, die moderne Malerei und etwa auch die moderne „Griffelkunſt“ habe gar keine rechte Zeichnung.

Nehmen wir an, irgend Jemand von uns, ſei es ein Laie im Zeichnen oder ſei es ein geſchickter Zeichner, wolle einen vor uns befindlichen Gegenſtand, z. B. einen menſchlichen Körper oder einen Thurm, abzeichnen. Das Nächſtliegende dabei iſt, daß die äußeren Umriſſe des Gegenſtandes mit mehr oder weniger ſcharfen, harten Strichen, den in der Sprache des Zeichners eigens ſo genannten „Konturen“, wiedergegeben werden, und daß damit vorläufig eine befriedigende Darſtellung des Gegenſtandes geleiſtet ſein ſoll. Die Fläche des Zeichnungsgrundes zwiſchen dieſen Linien bleibt zunächſt leer. Vergleichen wir nun unſer Abbild mit ſeinem Vorbild, ſo ſieht wohl Jeder, ausgenommen vielleicht das ganz phantaſieerfüllte Kind, daß eine Naturtreue nur zum Theil vorhanden iſt. Man wird ſagen, die Konturen ſind treu, die Ausfüllung müſſen wir uns hinzudenken. Nicht ſo bald jedoch wird man einſehen, daß es auch mit der Treue der Konturen nicht ſo weit her iſt. Sind denn die Umriſſe auch in der Wirklichkeit Linien, Striche, die ſich mehr oder minder ſcharf und hart von einem Untergrund abheben, von einem Untergrund, der ſich gleichmäßig zu beiden Seiten eines ſolchen Striches erſtreckt?

Schauen wir irgendeinen Gegenſtand vor uns genauer an, ſo ſcheint es uns fürs erſte immer noch ſo zu ſein; wenigſtens die Härte oder Schärfe der Umrißlinien drängt ſich uns ziemlich überzeugend auf, namentlich wenn wir nur mit einem Auge ſchauen und das andere geſchloſſen halten. Nun laſſen wir uns von irgendwelchen Gegenſtänden, die wir zu ſehen gewöhnt ſind, z. B. von einer Zimmereinrichtung (eine gute und nicht) retouchirte Photographie machen und zeigen. Am beſten fahren wir dabei mit der Amateurphotographie, einer modernen Kunſtgattung, deren raſche und hohe Entwicklung nicht nur einen Beſtandtheil des heutigen Fortſchritts der Künſte bildet, ſondern auch durch Aufſchlüſſe, wie den jetzt zu gebenden, die derzeitige Kunſtlage charakteriſiren hilft und geeignet iſt, unſer Urtheil darüber zu klären. Vergleichen wir alſo ein ſolches Lichtbild mit den wirklichen Gegenſtänden, ſo können wir vor allem bemerken, daß in der photographiſchen Wiedergabe die Umrißlinien nicht ſo hart oder ſcharf hervortreten. Bei der bekannten Treue eines guten und nicht retouchirten Lichtbildes liegt nun die Wahrſcheinlichkeit nahe, daß das, was wir in der Natur und nicht im Abbild ſehen, von uns in die Natur nur ſozuſagen hineingeſchaut wird. Und wenn wir jetzt noch einmal die Gegenſtände daraufhin anſehen, ſo können wir endlich auch an dieſen bemerken, daß die Umrißlinien in der That nicht ſo hart und ſcharf erſcheinen wie es vordem den Anſchein hatte.

Woher nun dieſe Täuſchung? Die Antwort darauf führt uns ſo ſehr in die Praxis des künſtleriſchen Sehens ein, daß wir gut thun, ſie uns genauer zurechtzulegen. Als Gründe für das ſcheinbare Hervortreten der Umrißlinien ergeben ſich ungefähr folgende:

Erſtens ſind alle Grenzen überhaupt etwas auffälligeres als die Theile deſſen, was durch ſie begrenzt wird. Auch wenn wir einen Ton hören, fallen uns ſeine Grenzen, d. h. ſein Anfang und ſein Ende mehr auf als irgend ein Stück ſeines Verlaufs. Ebenſo iſt es mit den Grenzen einer Linie, d. h. ihrem Anfangs- und Endpunkt, und ebenſo oder noch mehr mit den Grenzen einer Fläche, d. h. ihren ſogenannten Umriſſen oder Konturen. Daß dieſe etwas beſonders auffälliges ſind, läßt ſich ſogar durch Verſuche beweiſen; man ſpricht dabei von dem „Vorwiegen“ oder der „Prävalenz“ der Konturen. Sie ſcheinen Striche zu ſein, ſind es aber nicht; ſie ſind Grenzlinien, die ſich uns aufdrängen — uns, d. h. unſrer Auffaſſung, während unſer Auge allein oder die photographiſche Platte allein eine ſolche Auffaſſung nicht hat.

Zweitens. Sehen wir einen dunkeln Gegenſtand oder auch nur eine dunkle Fläche auf hellem Untergrund längere Zeit an, ſo entſteht eine merkwürdige Erſcheinung, die man als den ſogenannten „ſimultanen Kontraſt“ bezeichnet. Der Gegenſatz zwiſchen dem Hellen und dem Dunkeln macht das Helle noch heller, das Dunkle noch dunkler; und zwar thut er dies namentlich in der Nähe der Grenzlinie beider. Unter günſtigen Umſtänden wird

[1]) Vergl. den Artikel „Die drei bildenden Künſte“ in Nr. 90 der Beilage d. J. 1896.

das Helle beinahe leuchtend, das Dunkle gleichsam satt und voll. Zwischen diesen Gegensätzen läuft die Grenzlinie noch auffälliger als sonst, obwohl sie immer noch etwas abstraktes bleibt, kein „Strich“ geworden ist.

Wollen wir also mit unsrer Zeichnung diesen Erscheinungen, der „Prävalenz der Konturen“ und dem „simultanen Kontrast“, gerecht werden, so wird ihre Nachbildung durch scharfe oder harte Striche solange das nächstliegende Mittel sein, als wir die Natur, wie sie thatsächlich erscheint, nicht völlig treu nachbilden können — was eben zum großen Theil die Photographie thut. Es fragt sich jetzt allerdings, ob wir nicht auch beim Anblick des Lichtbildes gleichen Täuschungen unterworfen sein müssen wie beim Anblick der Natur.

Die erstgenannte Täuschung, die des Vorwiegens der Umrisse, besteht natürlich auch gegenüber jedem Flächenbild, wie ja die Photographie eines ist. Allein ein solches flächenhaftes Bild hat uns den Anblick des betreffenden Gegenstandes bereits so zurechtgelegt und vereinfacht, daß unsre Arbeit des Sehens dadurch beträchtlich verringert wird. Insbesondere haben wir jetzt wirkliche Flächen vor uns; diese Flächen wirken als solche, als sogenannte „Silhouetten“ oder der „Schattenrisse“ im weiteren Sinn des Wortes, so sehr, daß ihre „Umrisse“, die Grenzlinien, nicht mehr so stark hervortreten wie in der Natur, wo wir beim „körperlichen“ Sehen den ganzen Reichthum von unzähligen Linien, Flächen und Körpern, von mannichfachen Lichtern, Schatten und Farben durch eine besondere Aufmerksamkeit auf das für uns wichtigste bewältigen müssen. Die moderne Amateurphotographie hat uns, kurz gesagt, die „Silhouette“ in neuer Form wiedergegeben. Die Silhouette oder der Schattenriß ist eine Fläche, der „Umriß“ oder die „Konturenzeichnung“ ist ein Gebilde aus Linien, genauer gesagt aus Strichen. Die Silhouette entspricht mehr dem wirklichen Eindruck der Natur, der Kontur mehr unsrer Auffassung. Ein Maler oder Zeichner, der vorwiegend mit Konturen arbeitet, befriedigt unser Sehen fürs erste besser als der, dem Silhonetten geläufiger sind. Und da in den jüngst vergangenen Zeiten der Kunst die Malerei und auch die sogenannte Schwarzweißkunst oder Griffelkunst die scharfen oder harten Umrißstriche bevorzugte, so haben wir uns erst recht an diese Art des Sehens gewöhnt und bedürfen nun einer Gewöhnung an die Silhouette, überhaupt an das anschauliche Sehen von Flächen. Bei den heutigen Fortschritten der schaffenden Kunst selbst, bei ihrem Ueberwinden der früheren Härte hat der Gebrauch von Photographien als Studien allem Anschein nach eine wichtige Rolle gespielt.

Die zweitgenannte Täuschung, die des „simultanen Kontrastes“, muß natürlich ebenfalls beim Anblick eines Lichtbildes wiederkehren. Allein hier sind die Helligkeitsunterschiede bedeutend geringer als in der Natur; jener Kontrast wirkt aber um so stärker, je größer der Helligkeitsunterschied, der das Helle noch heller, das Dunkle noch dunkler machen soll, schon von vornherein ist. Wahrscheinlich pflegen wir, d. h. das nicht eigentlich künstlerisch geschulte Publikum, eine Photographie auch überlegter zu betrachten als die Natur, halten uns also hier von Täuschungen freier als gegenüber der Wirklichkeit.

Zu diesen beiden Umständen, die für unser Sehen die Natur verfälschen und uns am Lichtbild einen treueren Zeugen geben, kommt nun noch ein wichtiger hinzu.

Drittens nämlich fällt uns beim Vergleich einer Photographie mit ihrem Gegenstand, zumal wenn sie nicht unter einer besonders ausgesuchten Beleuchtung aufgenommen wurde, die Thatsache auf, daß wir im Betrachten der Natur einen ihrer wichtigsten Bestandtheile übersehen haben, der sich hinwieder im Lichtbild oft geradezu störend aufdrängt. Bekanntlich sehen wir jeden Gegenstand durch ein sogenanntes Medium hindurch, das uns die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen übermittelt. Dieses Medium ist meistens die Luft. Jedenfalls ist es kein Nichts, sondern etwas, das auch selbst gesehen wird, namentlich wenn der Gegenstand von uns weiter entfernt ist, wenn also eine größere Masse dieses Mediums sich zwischen ihm und uns befindet. Es wirkt für den Anblick selbst als ein Körper oder als eine Fläche, wenngleich durchsichtig; es hat eine größere oder geringere Helligkeit, unter Umständen sogar eine leisere oder stärkere Farbentönung (z. B. „blaue Berge“). Photographiren wir ein vom Tageslicht gut beschienenes Zimmer, so erhalten wir ein Lichtbild, auf dem an den Fenstern das Licht wie weiße Nebelwellen hereinfluthet, während in den rückwärtigen Partien des Zimmers die Dunkelheit sich wie ein düsterer Schleier über die Gegenstände breitet. Solche Aufnahmen sind begreiflicherweise praktisch nicht gut brauchbar; allein sie zeigen, wie verfälschend wir die Natur sehen. Auch in Wirklichkeit empfängt unser Auge von einem solchen Stück Natur jene Nebel und Schleier; nur vernachlässigen wir sie beim Sehen — wir blicken durch sie hindurch auf die Gegenstände und heben deren Formen durch ein verschärftes Sehen der Umrißlinien hervor. Wir sehen für gewöhnlich nicht volle Luft, „plein air“, sondern sehen gleich die Gegenstände so, als ob kein Medium zwischen ihnen und uns wäre.

Bei genauerer Vertiefung in den Anblick jedoch gelangen wir allerdings dazu, auch das zu schauen, was wir vorher übersehen hatten. Wir finden dann jene Lichtfluthen und dunkeln Schleier wieder, die uns auf dem Lichtbild überraschten, müssen aber gewissermaßen immer noch einen Kampf gegen die Umrißlinien führen, die durch die Luftschichten gleichsam eigensinnig hindurchschneiden. Wir haben es dabei vermuthlich jetzt um so schwerer, als gerade die jüngstvergangene Malweise wie kaum eine andere dieses Uebersehen des Mediums beinahe systematisch betrieb, „ohne Luft“ und folglich mit erst recht harten Konturen arbeitete. Die „Freilichtmalerei“ bedeutete demnach einen der wichtigsten Fortschritte in unsrer Kunst, mag sie sich auch vieler Einseitigkeiten schuldig gemacht haben. Und diesen Fortschritt müssen wir in unserm Sehen nachholen, wollen wir seinen künstlerischen Ergebnissen gerecht werden. Wir müssen einsehen, daß eine mit scharfen und harten Strichen wirkende Zeichnung zwar eine, aber mindestens nicht die einzig berechtigte Zeichnungsweise ist, und wir haben jetzt neuerlich einen Umstand erkannt, der uns veranlaßt, Umrißstriche zu sehen und mit Umrißstrichen zu zeichnen.

Endlich viertens. Wir sehen und denken bald anschaulich, bald unanschaulich. Anschaulich ist für uns ein Bilderbuch, eine Theatervorstellung; unanschaulich ist für uns eine Beschreibung, die wir hören, ein Textbuch, das wir lesen. Ein Bild von einem Gegenstand, das auch seine Farben wiedergibt, ist anschaulicher als eins ohne Farben. Eine Zeichnung mit wenigen Strichen ist unanschaulicher als eine, die dem vollen Eindruck eines Gegenstandes durch reichliche Mittel nahezukommen trachtet. Bei allem Unanschaulichen ergänzt unser Geist durch eine weitgreifende Arbeit die zunächst fehlende Anschauung. Nur ist es wichtig, daß ihm diese Arbeit erleichtert und vereinfacht wird durch möglichst zweckmäßig gewählte Andeutungen. Haben wir solche, so phantasiren wir uns mühelos das übrige dazu, und zwar gerade in dem Sinn, den jene Andeutungen, also z. B. die wenigen Striche einer Zeichnung, haben wollen. Daß diese wenigen Striche vorwiegend die Umrißlinien geben werden, ist nach dem vorigen klar; das jetzt besprochene Moment kommt eben als eine weitere Verstärkung dieses Umstandes dazu. Berücksichtigen wir schließlich noch den Punkt, daß die letztvergangene Kunst in

Digitized by Google

mehrfachem Sinn eine sehr unanschauliche war, so begreifen wir erst recht, daß ein solches Moment in den Köpfen von uns, namentlich von den Aelteren unter uns, eine gar gewaltige Rolle spielt.

Nach all dem läßt sich schon von vornherein vermuthen, daß eine Zeichnung, sei es eine farblose oder farbige, die nicht so mit markanten Umrißstrichen arbeitet, dem noch nicht durchgebildeten Publikum mißfallen, ja gar nicht als eine rechte Zeichnung erscheinen wird. Die Frage ist nun: wie kann eine Zeichnung beschaffen sein, wenn sie nicht als sogenannte „Konturzeichnung", einzig durch jene Umrißstriche wirken will? Sie kann zunächst, wie wir sahen, eine Silhouette geben, deren Umrisse dann von selbst mehr oder weniger hervortreten, ohne durch Striche dargestellt zu sein. Das vermag ganz besonders die Malerei, wenn sie eine farbige Fläche, die wirklich eine solche ist und nicht wieder aus Strichlinien besteht, auf einen andersfarbigen Hintergrund aufsetzt. Allerdings pflegt man eine solche Darstellung nicht Zeichnung zu nennen. Thut man es nicht, so fehlt eben ein entsprechender Ausdruck; unter „Malerei" wird ja ganz eigentlich die Färbung verstanden. Jedenfalls aber läßt sich einerseits ohne Farben, andrerseits ohne Strichlinien eine Darstellung und zwar gerade von den Umrissen geben; die Silhouetten im engeren Sinn, d. h. die Schattenbilder beweisen es auf das anschaulichste.

Solche Flächen nun, die sich von einem Untergrund abheben, müssen nicht gerade durch ihren Umriß jeweils eine natürliche Gestalt abbilden; sie können auch recht willkürliche Grenzen haben und dann, zu mehreren vereint, einen Gesammteindruck geben, zu dem also abermals keine Strichlinien, nur Flächenstücke beigetragen haben. Solche unregelmäßige, aber auf eine gemeinsame Wirkung berechnete Flächenstücke, farbig oder zur Noth auch farblos und nur durch hell und dunkel verschieden, sind das, was man „Kleckse" nennt. Daß derartige Kleckse ebenfalls ein Bild zusammensetzen können, haben genug Beispiele moderner Malerei gezeigt. Der tadelnde Ausdruck „Kleckserei" muß also durchaus nicht jegliches Arbeiten mit Klecksen treffen.

Zwischen dieser reinen Flächendarstellung und der Zeichnung im engsten Sinn, d. h. der mit bloßen Umrißstrichen, gibt es eine Reihe von Darstellungsweisen, die bald mehr flächenartig, bald mehr strichartig arbeiten und demnach bald weniger, bald mehr den Namen „Zeichnung" zu bekommen pflegen. So läßt sich zunächst eine reine Flächendarstellung dadurch ergänzen, daß man die Umrisse der Fläche leiser oder stärker betont. Oder umgekehrt, man gibt eine bloße Konturzeichnung und füllt den Innenraum flächenhaft aus. Dieses flächenhafte Ausfüllen des Innenraums kann einerseits ganz eintönig gemacht werden, sei es mit Farbe, sei es mit einem bloßen Ton von hell oder dunkel; andrerseits kann es mit einer größeren oder geringeren Mannichfaltigkeit gemacht werden, welche die „plastische Form" des Gegenstands mehr oder minder treu wiedergibt. In der Sprache des Zeichners heißt diese Wiedergabe der plastischen Form eines Gegenstands innerhalb seiner äußeren Umrisse speziell die „Modellirung". Sie geschieht auf der dem Zeichner zur Verfügung stehenden Fläche durch Abstufungen von hell und dunkel, kurz durch „Tonwerthe"; der Maler schreitet darüber hinaus zu „Farbentönen" oder „Tinten" fort. Seine Kunst führt ihn allerdings dazu, die ursprüngliche Zeichnung zu verdecken oder zu verändern; er muß sie also immer wieder irgendwie festhalten, ergänzen, erneuern, kurz er muß mit dem Pinsel zeichnen (vgl. „Was ist Zeichnen?", in der Zeitschrift „Die Liebhaberkünste", 1898, Heft 1).

Dieser bekannte Ausdruck „mit dem Pinsel zeichnen" bezieht sich demnach auf eine Malerei, welche der Form des Gegenstands (nicht bloß seinen Lichtern und Farben) gerecht wird, sei es nun auf welche der angedeuteten Weisen immer. Natürlich kann dieser Ausdruck auch im engeren Sinn eine auf Umrißstriche beschränkte Malerei meinen. Fragen wir nun, wo eine solche beschränkte Malerei besonders zu finden ist, so werden wir im allgemeinen auf die niedrigeren Stufen der Malkunst gewiesen; die der Chinesen und die der alten Vorderasiaten und Aegypter ist nur eine mehr oder weniger ausgemalte Umrißzeichnung. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß eine Zeichnung in dem engeren Sinn der Konturenzeichnung nicht als das höchste hingestellt werden darf.

Als Mittelglied zwischen ihr und einer sie im besten Sinn des Worts überwindenden Malerei führt man gern die „Tuschzeichnung" oder „Tuschmanier" an: die bloße Konturzeichnung wird zunächst mit einem, dann mit mehreren meist immer dunkleren, zuletzt (durch das „Illuminiren") mit allen erforderlichen Farbentönen ausgemalt.

Kehren wir zurück zur Zeichnung ohne Malerei, so finden wir weiterhin, daß viel nicht nur auf die Lage oder Richtung, sondern auch auf die Form der Strichlinien ankommt. Die Umrißzeichnung muß nicht einzig mittelst dünner Striche gemacht werden; die Striche können auch so breite Borten sein, daß sie eher schmale Flächen zu nennen wären — und diese haben vielleicht wieder beiderseits einen schärferen Grenzstrich. Beispiele für diese Variationen finden sich namentlich in der modernen Kunst der Illustration, des Plakats, des Reklamebildes.

Man sieht jedenfalls, wie stetig der Uebergang zwischen Fläche und Strich sein kann. Wir setzen z. B. statt einer Fläche einige ganz breite Strichlagen an, durch die eine Seitenfläche des etwa abzubildenden Körpers dargestellt werden soll. Sind diese Strichlagen nicht breit, sondern ganz dünn, so haben wir wieder den Fall eigentlicher Strichlinien; werden viele derartige, mehr oder minder feine Striche vereinigt, um abermals eine Fläche anzudeuten, so führt dies den bekannten Namen „Schraffirung". In allen solchen Fällen lassen sich die Grenzen der Fläche entweder auch durch wirkliche Strichlinien darstellen, an die dann jene Schraffirungszüge ganz oder fast anstoßen, oder sie werden nicht so direkt nachgezeichnet: in diesem Fall enden die Schraffirungslinien frei und nur die jeweiligen Stellen, wo sie enden, markiren zusammengenommen den Umriß der Fläche. Ein Fall, den Manche ebenfalls sehr ungern als Zeichnung gelten lassen möchten.

Wir sehen: diese Reihe von einer ganz flächenhaften bis zu einer ganz linienartigen Technik steht vor uns mit überall gleichen Ansprüchen auf Achtung; nur daß, wo es Farbe gilt, das Flächenhafte weit eher in Betracht kommen wird, als wo keine Farbe ist. Indessen muß dort, wo mit keiner oder mit wenig Farbe gearbeitet wird, keineswegs die Strichtechnik bevorzugt werden. Auch in der Schwarzweißkunst, d. i. jeglicher bildenden Kunst, die auf einer Fläche durch bloße Helligkeitsunterschiede wirkt (Kupferstich u. s. w.), läßt sich mit jeder der obigen Variationen arbeiten — von der abstraktesten Strichweise an bis zu der kleckfigsten Flächendarstellung. Allerdings verhalten sich die verschiedenen Techniken schon als solche verschieden. Der Stahlstich in seiner bekannten „Härte" neigt zu wenigen scharfen Strichlinien und war denn auch so in der Zeit unsrer Großväter der Liebling ihrer Wände. Der Holzschnitt ist schon weit mehr für Flächen geeignet, wenngleich auch seine Striche, namentlich in seinen ältesten Zeiten, eher hart und dick als weich zu sein pflegen; seine Vervollkommnung in neuerer Zeit führt ihn der Flächenwirkung noch näher. Kupferstich und Radirung stehen zu einander im allgemeinen wohl so, daß jener weniger, diese mehr imstande ist, durch weichere flächenähnliche Striche zu wirken; besondere Verfahren des Kupferstechens und Kupferdrucks bevorzugen Konturzeichnungen. In der Gegenwart scheint

Digitized by Google

hier am wichtigsten die immer größere Vorliebe für gemischte Techniken zu sein; solche Kombinationen dürften ganz besonders zur Flächenmanier oder zur Mischung der einen und der anderen Manier taugen.

Der Vollständigkeit halber muß neben der Darstellungsweise durch Strichlinien auch die durch Punkte erwähnt werden; natürlich sind dies ebensowenig geometrische Punkte, als jene Linien geometrische Linien sind. In der Malerei nun ist mit einer Bevorzugung von Punkten nicht viel anzufangen, obschon ältere Landschafter auch damit arbeiten, namentlich beim Darstellen von viel fernem Laubwerk. Eine etwas größere Rolle spielt die „Punktirmanier" beim Kupferstich.

Wie immer jedoch gezeichnet und gemalt, gestochen und radirt, getuscht und sonst verfahren werden mag: jedenfalls ist die Endabsicht all dieser Techniken das Vorführen von Flächen. Körperlich wirkt die Plastik, rein linear die Architektur: die Malerei und jegliche Darstellung durch hell und dunkel ist Flächenkunst. Nur daß jene Absicht bald mehr durch Andeutungen, bald mehr durch volle Ausführungen erreicht wird. Den Unterschied zwischen Zeichnung und Malerei dürfen wir also nicht als so wesentlich annehmen und die Zeichnung ohne Malerei, d. h. ohne Farbe, auch deßwegen nicht gering achten. Die „Griffelkunst" ist in der jüngsten Zeit zu einem solchen Aufschwung gelangt, daß ihr unser Verständniß auch in dieser Richtung nachfolgen muß.

Eine neue Geschichte der Stadt Wien.

II.

In dem folgenden Abschnitt behandelt Richard Müller die „Topographischen Benennungen und die räumliche Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts". Die Anknüpfung der mittelalterlichen an die antike Stadt erfolgt durch die Deutschen; denn wenn selbst der Flußname Wien altslovenisch sein sollte, so hat dies für die Anlage nichts zu bedeuten. Denn die Slaven zerstören die antiken Orte, setzen sie aber nicht fort; ihre Siedelungen sind durchaus neue. Altgermanische Spuren finden sich denn auch hin und wieder, wie Pholes aua (Pfoisan, Viertel ob dem Wiener Wald), nach Phol (Baldir) genannt. Antikes ist im Wiener Becken nichts mehr erhalten; aber auch slavische Namen finden sich nur im Süden, vom Semmering bis zur Donau reichend; sie rühren von den in die Ebene herabgestiegenen Alpenslovenen oder carantanischen Slaven her, böhmische (nordslavische) Siedelungen kommen nur vereinzelt vor (Böheimkirchen). Dagegen durchsetzen sich im Süden, besonders im Gloggnitzer Gau, deutsche und slavische Ortsnamen. Dahin gehört Lainz, der alte Name des Ottakringerbaches: Moric; Währing, Döbling, Weidling haben wieder bajuwarisches Gepräge. Auf ein etwaiges altslavisches Wien kann keineswegs geschlossen werden. Der Name Erdberg (Erdburg) deutet vielleicht auf die früheste Form des Burgenbaues in diesen Gegenden.

Im 11. Jahrhundert hat die altbayerische Besiedelung schon tiefe Wurzel gefaßt; auf sie weisen die ungemein zahlreichen Namen auf -ingen und -aren (Senzing-en, Hacking-en u. s. w.).

Wiens Entwicklung erfolgt aus seinen antiken Trümmern heraus. Der älteste Stadttheil ist das alte Forum, der hohe Markt; die älteste Kirche ist einem Salzburger Heiligen, St. Rupprecht, geweiht. An ihre Stelle tritt dann die Pfarre von St. Peter, die endlich wieder von St. Stephan abgelöst wird. Die Schottenmönche kommen nach Wien, die sich noch im 13. Jahrhundert hier als peregrini fühlen. Das Nibelungenlied kennt Wien bereits als Ort, an dem lebhafter Kleiderhandel blüht. Unter Leopold VI. hat die Altstadt bereits jenen Umfang erreicht, den sie bis 1858 behalten hat; die ältesten Gassennamen treten hervor, 1257 wird zuerst die Kärntnerstraße (zunächst nach Steiermark führend) erwähnt. Auch die Vorstädte, zuerst die Wieden, sind in ihren Ansätzen schon deutlich, hier liegen zumeist die Pilger- und Siechenhäuser.

Anschließend an dieses Kapitel und in engem Zusammenhange damit behandelt Wendelin Boeheim: „Die Befestigungen und das Kriegswesen". Vindobona, gegen Carnuntum bedeutend zurückstehend, tritt erst nach dessen Zerstörung mehr hervor; Boeheim bespricht die strategische Rolle, die der Wiener Platz in den Kämpfen der Völkerwanderung gespielt hat. Spuren der spätesten römischen und der frühesten mittelalterlichen Befestigungen finden sich im Südwesten und Südosten der Stadt. Die erste Erweiterung der Stadtmauern geschieht unter Heinrich II. um 1155; dadurch ist auch die alte Herzogsburg am Hof in den Mauerring einbezogen worden. Es ist interessant, daß wahrscheinlich italienische Festungsbaumeister, die Herzog Leopold aus Palästina mitgebracht haben mag — wie überhaupt in den Kreuzzügen fast nur italienische Ingenieure hervortreten — die Fortifikationsarbeiten geleitet haben. Das Rustika-Mauerwerk der alten Thore, besonders des 1860 abgebrochenen Werderthores, ist dafür bezeichnend. Boeheim bringt eine Reihe von analogen Beispielen, besonders aus Hainburg, bei. Unter Leopold VI. ist Wien jedenfalls eine Festung ersten Ranges. Mit der Schilderung der strategischen Bedeutung Wiens in den Kämpfen zwischen Ottokar und Rudolf, die den Abschluß in dem Ringen des Slaventhums um die Herrschaft auf dem südostdeutschen Boden bilden, endigt Boeheim seine Abhandlung.

Es folgt Heinrich Schuster mit einem der ausgedehntesten Kapitel des Bandes, das die Schilderung der „Entwicklung des Rechtslebens, Verfassung und Verwaltung" zum Gegenstande hat. Ich kann auf diese gewiß sehr werthvolle Auseinandersetzung schon deßhalb nicht näher eingehen, da ich mich auf diesem Gebiete allzusehr als Laien fühle, und begnüge mich mit einer knappen Skizzirung des Inhalts. Schuster theilt seine Abhandlung in drei Theile. Der erste behandelt die äußere Rechtsgeschichte; zunächst wird die Zeit vor der Kodifizirung des Stadtrechtes geschildert, das ungeschriebene Recht dieser Periode erörtert, dessen Verhältniß zu dem Privileg Leopolds VI. beleuchtet, hierauf die Bullen Kaiser Friedrichs II. und Herzog Friedrich des Streitbaren, deren Folgen und die aus der letzteren für die Bürgerschaft resultirenden Einbußen besprochen. Die Weiterentwicklung des Stadtrechts erfolgt unter Ottokar, die höchste Blüthe desselben wird aber durch Rudolf von Habsburg herbeigeführt.

Der zweite Theil behandelt die Verfassungsgeschichte Wiens nach deren einzelnen Entwicklungsperioden, die Organisation der Bürgerschaft (in der die Münzer eine bevorzugte Klasse bilden), den Gegensatz zwischen Erb- und Kleinbürgern ꝛc., und geht sehr detaillirt in die Gesetzgebung der babenbergischen Zeit ein. Der dritte Theil endlich schildert die einzelnen Phasen, die das alte Wiener Strafrecht durchlaufen hat.

Ein vielfach mit dem vorigen zusammenhängendes Kapitel ist jenes, das Arnold Luschin v. Ebengreuth dem „Handelsverkehr und Münzwesen" widmet. Auf den Straßen unsrer Gegend, auf denen einst der Bernstein nach Süden gebracht wurde, tritt mit der Völkerwanderung völlige Verödung ein. Dazu kommt dann die Vernichtung des Donauhandels durch die Einbrüche der Magyaren. Nach dem 10. Jahrhundert blüht Handel und Verkehr langsam wieder auf, aber von einer merkbaren Betheiligung der Stadt Wien selbst verlautet noch nichts.

Digitized by Google

Erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts inauguriren die Babenberger Herzoge eine umsichtige Handelspolitik. Wien wird Mittelpunkt der Verwaltung. Schon einheimischen Interessen zuliebe wird Ausländern der Handel nach Ungarn verboten. Doch ist einer größeren Entfaltung des Handelsverkehrs, besonders nach dem Norden, der Mangel einer festen Donaubrücke noch im 13. Jahrhundert sehr hinderlich. Luschin bespricht dann eingehend die Organisation des Münzwesens; eine der vier Prägestätten des Herzogthums — außer Krems, Enns und Wiener-Neustadt — befindet sich in Wien selbst. Ihre Gepräge, sowie die Maß- und Gewichtsverhältnisse des babenbergischen Wien werden ausführlich erörtert. Als Umschlagplatz für den Handel nach Ungarn und Venedig ist Wien im hohen Mittelalter von ziemlicher Bedeutung, daher auch das Ueberwiegen der fremden Kaufleute in dieser Zeit. Dagegen hat das Gewerbe noch keine ansehnlichere Entwicklung zu verzeichnen.

Anton Mayer bespricht „Das kirchliche Leben und die christliche Caritas (Wohlthätigkeitsanstalten)". Der Beginn des Christenthums in unsern Gegenden wird häufig zu früh angesetzt. Zuerst, in der Zeit von 791—803, treten Salzburger Gründungen hervor (St. Rupert und St. Peter). Später beginnt sich der Einfluß der Passauer Diözese geltend zu machen; in die Zeit Bischof Altmanns († 1091) reicht jedenfalls die Pfarre von St. Peter zurück, die indeß erst 1137 urkundlich als solche genannt wird. Damals ward aber schon ihre Stellung unter die Jurisdiktion der neuen Pfarrkirche St. Stephan ausgesprochen. Das Ansehen der letzteren hebt sich immer mehr; ihre Pfarrer sind herzogliche Notare. 1158 hören wir von dem ersten Kloster in Wien; Herzog Heinrich Jasomirgott beruft die Schottenmönche aus St. Jakob in Regensburg. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts halten die ritterlichen Orden der Johanniter und Deutschherren ihren Einzug in Wien. 1200 wird das erste Nonnenkloster, die Cisterze von St. Niklas vor dem Stubenthor genannt. Um dieselbe Zeit, als die Michaeler Kirche (der die neue Burg zugehört) entsteht, tritt der Minoritenorden in Wien auf; ihm folgen wenige Jahre später die Dominikaner.

In Beziehung auf das Patronatswesen von St. Stephan machen sich Spuren eines Kampfes zwischen der herzoglichen Gewalt und der Diözese Passau bemerklich. Die Pfarrer von St. Stephan haben, wie schon bemerkt, eine angesehene Stellnng; einer von ihnen hat sogar den bischöflichen Stuhl von Passau bestiegen. Schon früh regt sich der Gedanke, Wien zum Bischofssitz zu machen; Leopold VI. unterhandelt deßhalb mit Innocenz III.; der Plan ist aber an dem Widerstand Passau's gescheitert. Auch erneute Versuche blieben ohne Resultat; die Frage hat dann bis zu dem Habsburger Friedrich III. geruht. Für das innere Leben des Wiener Klerus bietet die große Synode von 1267 wichtige Aufschlüsse.

Unter den öffentlichen Wohlthätigteitsanstalten ragt besonders die älteste, das Heiligeugeistspital, mit zahlreichen Privilegien ausgestattet, hervor. Später wurde ein zweites Hospital errichtet, das an die Prager Kreuzherren überging. Auch das Siechenhaus zu St. Lazar (St. Marx) ist hier zu nennen.

Einen Anhang zu diesem Abschnitt bildet desselben Verfassers Aufsatz über „die Schulen". Das erste Regulativ für die St. Stephansschule, die älteste und vornehmste, ist in dem Majestätsbrief von 1237 enthalten; Gegenstände und Disciplin haben natürlich durchaus geistlichen Charakter. Eine andere Schule besaß das Schottenkloster, für die Mädchen bestand eine zu St. Niklas.

Den „Mittelalterlichen Baudenkmalen Wiens aus der Zeit vor den Habsburgern" widmet Karl Lind das folgende Kapitel. In der ältesten Kirche zu St. Ruprecht ist bis auf wenige unbedeutende Reste (romanisches Doppelfenster im Thurm u. a.) alles umgebaut. St. Peter ist auf Hoefnagels Plan von 1609 noch in der spätromanischen Form zu sehen; dann ist jedoch alles alte dem Barocco gewichen. Auch eine andere alte Gründung, Maria am Gestade, erscheint heute im spätgothischen Gewande. Von dem wichtigsten Kirchengebäude Wiens, dem Dom zu St. Stephan, gehört der älteste Theil bekanntlich dem sogenannten Uebergangsstil an; hier haben namentlich die Forschungen Schmidts wichtige Aufschlüsse gebracht. In der jüngeren ottokarischen Bauperiode ist das ehrwürdige „Riesenthor" durch Einfügung von Spitzbogen umgestaltet worden. Lind bespricht weiter die Ersetzung der alten, 1258 durch Brand zerstörten Thürme durch die jetzigen „Heidenthürme", sowie die Ausstattung des Innern, soweit sie aus dieser Periode erhalten ist. Die hier befindlichen Wandmalereien (die farbig wiedergegeben sind) stellen sich als das älteste Denkmal der Malerei in Wien dar; sie zeigen Christus und St. Ulrich, ferner den Erlöser mit den Leidenswerkzeugen. Von der 1200 geweihten Schottenkirche ist auf Wolmuets Plan von 1547 der romanische dreischiffige Grundriß erhalten. Spuren des alten Baues sind noch vielfach zu bemerken; wurde doch bei dem Neubau im 17. Jahrhundert theilweise das alte Material verwendet, während Unterbau und Krypta überhaupt nicht berührt wurden. Einige Fragmente des ursprünglichen Baues sind noch aufgefunden worden, darunter einer jener Löwen als Säulenträger, die für das südöstliche Alpengebiet so charakteristisch sind. Der edelste im Innern ziemlich wohlerhaltene spätromanische Bau Wiens ist unstreitig die Michaelerkirche, in der auch einige der alten Pfeiler die ursprüngliche Dekoration zeigen.

Von anderen Bauten dieser Zeit ist nur wenig erhalten. Das charakteristische Kirchlein zu St. Johann an der Siechenals ist um die Mitte dieses Jahrhunderts demolirt worden; von dem wichtigsten Profangebäude, der alten Babenberger Burg, zeigt der heutige „Schweizerhof" noch die Grundzüge der alten Anlage, den viereckigen Hof mit vier Thürmen; die Grundmauern und ein Stück des Wallgrabens sind noch erhalten. Alte Ansichten ergänzen das Bild dieses nicht eben prunkvollen, aber stattlichen und malerischen alten Herzogsitzes.

Anton E. Schönbach schildert „Dichtung und Sänger, das Hof- und Minneleben bis 1270". Als frühestes Zentrum erscheint Melk, wo die ernsten Dichtungen der Klausnerin Ava entstanden sind. Am Hofe der Babenberger in Wien entfaltet sich dann eine ungemein reiche Blüthe des Minnesangs, die mit einem adeligen Herrn aus dem Elsaß, Reinmar (unter Leopold V.) beginnt. Bei ihm ist Walther von der Vogelweide in die Schule gegangen; dieser vielleicht selbst ein Oesterreicher, wie er denn auch ausdrücklich hervorhebt, daß er in Oesterreich Singen und Sagen gelernt habe. Das Getriebe am herzoglichen Hof damaliger Zeit schildert Wernher der Gartner in seiner köstlichen Erzählung aus dem oberösterreichischen Bauernleben, im „Meier Helmbrecht".

Als Walther in Unfrieden vom Wiener Hof schied, war dort eine neue realistischere Kunst emporgekommen, die (nach des größten deutschen Minnefängers Tode) in des Bayern Neidhart von Reuenthal derben Bauernweisen ihren Höhepunkt erreichte. Der steirische Sänger Ulrich von Liechtenstein vertritt aber noch, obwohl schon stark manierirt, die alte Weise. Mit dem Tode des letzten streitbaren Babenbergers verklingt der Minnesang am Wiener Hofe, dem Reinmar von Zweter und der Tannhäuser neuen Glanz verliehen hatten.

Es ist so gut wie sicher, daß das große deutsche Heldenepos der Nibelungen in Niederösterreich seine end-

gültige Redaktion gefunden hat. Die genaue Kenntniß des Landes, die sich darin kundgibt, ist dafür bezeichnend. Schönbach bespricht dann noch andere Heldengedichte des 12. und 13. Jahrhunderts, die auf Wien Bezug nehmen, gibt hierauf einen Ueberblick der übrigen poetischen Erzeugnisse dieser Zeit und charakterisirt die Gedichte des Stricker und Seyfried Helblings, eines echten „Stockösterreichers", dem das Heimathliche als absolutes Ideal vorschwebt. Eine liebenswürdigere Seite des Wiener Wesens mocht sich schon jetzt geltend, jene ausgelassene, aber harmlose Lustigkeit, die in dem Schwank „Von der Wiener Meerfahrt" trefflich zum Ausdruck kommt.

Den Schluß des Bandes bildet die Abhandlung von Anton Mayer über „Das Volksleben, Gebräuche und Sitten". Der Verfasser, der bei der Dürftigkeit des heimischen Materials allzu sehr genöthigt ist, zeitgenössische Analogien herbeizuziehen, bespricht zunächst die Anlage der Häuser — damals noch meist aus Holz und Stroh errichtet — das Straßenleben, die Gewerbe und ihre Standorte, schildert dann nach gleichzeitigen Berichten die Festlichkeiten am Babenberger Hofe, den barocken Venuszug Ulrich von Liechtensteins durch Wien, das seit Leopold dem Glorreichen begangene heitere Veilchenfest und schließt daran eine Schilderung der Trachten, über welche die Glasgemälde von Heiligenkreuz, Klosterneuburg und Steyr, dann auch die gleichzeitigen Siegel werthvolle Aufschlüsse gewähren. Auch über das bürgerliche Leben erfahren wir manches Interessante. Seit Leopold dem Glorreichen ist das Wiener Bürgerthum schon durch seinen Handel reich und behäbig geworden. Schon damals hören wir von dem berühmten Wiener Gebäck, von den „Kipfeln" und „Semmeln", von dem trefflichen Wein der „Vorstädte" und dem noch heute gern getrunkenen Meth. So rechtfertigt Wien schon im frühen Mittelalter seinen Ruf als lebenslustige, genußfreudige Stadt. Eine andere ernstere Seite seines Wesens, die Neigung zur Frömmigkeit und zum Wohlthun, tritt uns aber ebenfalls schon entgegen in den vielfachen Beziehungen der Bürgerschaft zu den großen Klöstern Niederösterreichs, namentlich zu Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwettl, und in den zahlreichen von Wiener Bürgern gegründeten Wohlthätigkeitsanstalten.

So erhalten wir in diesem Bande ein ungemein reiches und anschauliches Bild des ältesten Wien, von zahlreichen, trefflich und mit bedeutenden Kosten ausgeführten Abbildungen ausgiebig unterstützt. Es ist nur billig, an dieser Stelle auch der umsichtigen, bei der so verschiedenen Individualität der Autoren doppelt anerkennenswerthen Leitung des Ganzen durch den Redakteur Heinrich Zimmermann zu gedenken, von dem auch das ausgezeichnete Register dieses Bandes herrührt. Jedenfalls hat sich der Wiener Alterthumsverein mit der Publikation dieser neuen Geschichte Wiens ein außerordentliches Verdienst erworben; es ist nur zu hoffen, daß die übrigen Bände, die dieses monumentale Werk abschließen sollen, nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Villach. Julius v. Schlosser.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Transskription der heutigen Sprache der Aegypter. — „An Egyptian Alphabet for the Egyptian People" (Florence; Landi 1897) ist ein neuer und recht interessanter Beitrag zu der seit einiger Zeit viel erörterten Transskriptionsfrage. Namentlich hat der Bericht der 1894 vom Genfer Orientalisten-Kongreß ernannten „Commission de Transcription" die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt abermals auf diese Frage gelenkt und viele Vorschläge zur Lösung derselben hervorgerufen. Darunter erwähnen wir hier die von Professor E. Kuhn und Oberbibliothekar H. Schnorr v. Carolsfeld verfaßte und bei Otto Harrassowitz in Leipzig 1897 erschienene Schrift „Die Transskription fremder Alphabete", welche den ganzen Gegenstand kurz und bündig behandelt und die praktische Bedeutung derselben für Bibliographien und Bibliotheken besonders hervorhebt. Die vorliegende, von einem in Italien wohnhaften amerikanischen Bibliographen herstammende Broschüre schließt sich an das System des 1883 gestorbenen deutschen Orientalisten Wilhelm Spitta an und läßt uns zuerst einen flüchtigen Blick in das Leben dieses Mannes thun, der im Jahre 1875, als er noch nicht 22 Jahre alt war, zum Direktor der vicekönigl. Bibliothek zu Kairo ernannt wurde. Seine bei der 7jährigen Verwaltung dieses Amtes gemachten Erfahrungen, sowie sein vertrauter Umgang mit den Arabern (er wohnte sogar bei einer arabischen Familie) überzeugten ihn von der Nothwendigkeit, eine einfachere Transskription des Alphabets der vom literarischen Arabischen in mancher Hinsicht abweichenden Volkssprache einzuführen. In Aegypten, wie in allen arabisch redenden Ländern, bietet der gewaltige Unterschied zwischen der Schriftsprache und der Sprache des mündlichen Verkehrs eines der Haupthindernisse, die der Volksbildung im Wege stehen. Daran ist das sehr verwickelte arabische Alphabet hauptsächlich schuld. Die wenigen Jahre, die der ägyptische Jüngling in den elementaren und sekundären Schulen zubringt, genügen nicht, um die damit verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden. Im späteren Leben vermag er die schwierige und nur halberlernte Sprache, mit der er sich als Schulknabe umsonst abgequält hat, nicht mehr zu schreiben und muß, wenn er einen Brief abfassen oder irgendeine Urkunde aufsetzen will, sich an einen berufsmäßigen Skribenten wenden. Diesem Uebelstande hoffte Hr. Spitta durch die von ihm vorgeschlagene, auf das lateinische Alphabet gegründete Transskription der ägyptischen Volkssprache und die daraus erfolgende Verwandlung derselben in eine Schriftsprache völlig abzuhelfen. Das auf solche Weise zustande gebrachte neue Alphabet sollte, die wiederholten und mit diakritischen Zeichen versehenen Buchstaben inbegriffen, aus 10 Vokalen, 24 Konsonanten und 2 Diphthongen (ai und au) bestehen. Kapital- oder Unzialbuchstaben werden nicht gebraucht. Das Alphabet, ob gedruckt oder geschrieben, ist leicht zu lernen und zu lesen, strengt also das Auge nicht an, ist ihm sogar außerordentlich gefällig und läßt in Bezug auf die orthoepische, orthographische und typographische Verwendung wenig zu wünschen übrig. In dieser Transskription werden alle Zeichen und Striche vermieden, die im Lateinischen nicht vorkommen; j, das große Schwierigkeiten bietet und noch manchen Streit erregt, lautet wie im Deutschen oder wie y im Englischen. In diesem Zusammenhange werden die Engländer wegen ihrer anmaßenden und engherzigen insulorischen Anschauungen heftig angegriffen. Die Flugschrift zeichnet sich durch gründliche Kenntniß der Verhältnisse, warme Begeisterung für die Sache, sowie durch frische und lebendige Darstellung aus. Ob das lediglich als ein Vorschlag, nicht als ein Endbescheid zu betrachtende neue Transskriptionssystem von so weittragender Bedeutung sein werde und eine so tiefgreifende Kulturaufgabe zu erfüllen habe, wie Hr. Spitta und dessen Verehrer und tüchtiger Vertreter sich vorstellen, darüber kann nur die Zukunft entscheiden. Es ist jedenfalls der Mühe werth, nach dieser Richtung und in diesem Sinne einen ernsten Versuch zu machen, der auf die höhere geistige Entwicklung des ägyptischen Volkes hinzielt und zur Erreichung dieses Zieles ohne Zweifel wohl geeignet ist. E. P. Evans.

C. Der Name „Bücherhallen" (oder auch „Bücher- und Lesehallen"), der neuerdings zur Kennzeichnung eines neuen Systems öffentlicher Bibliotheken in der Presse mehrfach aufgetaucht ist, hat sich bei den Freunden der Sache, um die es sich handelt — es sind die Bibliotheken unter fachmännischer Leitung mit Lesehallen nach Art der public libraries gemeint — sehr rasch eingebürgert. Der Beweis hiefür wird in einem soeben erscheinenden Aufsatz Rörrenbergs „Fortschritte der Bücherhallenbewegung im Jahre 1897" (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft 1898, Stück 2. R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW), in über-

zeugender Weise erbracht. So haben sich in den Städten Bonn und Hamburg „Gesellschaften zur Errichtung einer Bücher- und Lesehalle" gebildet. In Düsseldorf hat die frühere „Erste Volksbibliothek" den Namen „Städtische Bücher- und Lesehalle" erhalten. Ebenso sind in Erfurt und in Darmstadt „Bücher- und Lesehallen" im Jahre 1897 ins Leben getreten. Die beste im Jahre 1897 erschienene Schrift über diese Frage von R. Roß (Hamburg, Boysens Verlag) führt den Titel: „Oeffentliche Bücher- und Lesehallen". Dem Worte „Volksbibliothek" klebt der Begriff einer Anstalt für bestimmte Volksklassen an, die Bücherhallen aber sind grundsätzlich nicht für irgendeine „Klasse", sondern für alle Bevölkerungsschichten bestimmt im Sinne der Worte, die Charles Dickens bei der Einweihung der ersten englischen public library im Jahre 1852 gesprochen hat: „Durch lange Zeit habe ich gekämpft für die Erweiterung der Bildung in allen Klassen und Berufskreisen des Volkes, weil ich mit aller Kraft und Macht meines Glaubens überzeugt bin, daß der Mensch nach dem Maße seines vermehrten Wissens und Erkennens immer demuthsvoller und gläubiger zurückkehrt zu der Quelle alles Wissens und daß er dann erst ganz versteht und zu Herzen nimmt das heilige Gesetz: Friede auf Erden und Liebe zu den Menschen."

B.W.C. **Neue Glühfäden für elektrisches Licht von Auer.** Der österreichische Ritter Auer v. Welsbach, dessen Name durch das Gasglühlicht in der ganzen Welt bekannt geworden ist, hat soeben auch für das elektrische Glühlicht eine neue Erfindung gemacht, durch welche die Glühfäden haltbarer und leuchtender werden sollen. Das Platinmetall Osmium galt bisher als ein bei sehr hoher Temperatur sich schnell verflüchtigender Körper. Nach Auers Versuchen ist dies durchaus nicht der Fall, vielmehr ist Osmium selbst bei der Verdampfungstemperatur des Platins sowohl im Vacuum, als auch in gewissen reduzirend wirkenden Gasen und Gasgemischen nicht flüchtig; ein Osmiumfaden, von einem genügend starken elektrischen Strom durchflossen, strahlt ein blendend weißes intensives Licht aus, ohne zu schmelzen, vielmehr bleibt er bei den höchsten Temperaturen fast starr. Zur Verfertigung von Glühfäden aus Osmium wird dasselbe in metallischem Zustande auf irgendeine Weise, z. B. in dünnen Schichten eventuell unter Zusatz eines Bindemittels oder elektrolytisch auf einem dünnen Metalldraht aufgetragen; alsdann wird ein starker Strom hindurchgeleitet, unter dessen Einwirkung sich der Metalldrahl verflüchtigt, während die dünne Osmiumröhre zurückbleibt und als Leucht- oder Glühfaden benutzt werden kann. Uebrigens können nach Auer zur Herstellung dieser Glühfäden aber eigentlich Glühröhren außer Osmium auch seine Legirungen mit anderen Platinmetallen, wie Platin, Iridium, Rhodium und vor allem Ruthenium, benutzt werden; auch mit Thoroxyd kann das Osmium oder die Osmiumlegirung noch überzogen werden. Alle diese Glühröhren, sowie verschiedene Verfahrungsweisen zu ihrer Herstellung sind von Auer, soviel wir wissen, zunächst in Oesterreich zum Patent angemeldet worden.

-tz- **Unterstaatssekretär z. D. Professor** Dr. v. **Mayr**, welcher seine akademische Lehrthätigkeit vor 30 Jahren an der Münchener Universität begonnen, seit zwei Jahrzehnten aber im Reichsdienst und an der Hochschule zu Straßburg weitere Wirksamkeit entfaltet hatte, ist bekanntlich nach dem Tod W. H. v. Riehls an die staatswirthschaftliche Fakultät unsrer alma mater als ordentlicher Professor für Statistik und Nationalökonomie berufen worden und hat nunmehr am Montag Nachmittag seine Vorlesungen hier eröffnet. Seine Antrittsvorlesung handelte über „Soziales Versicherungswesen". Daß Hr. v. Mayr bei seiner Vertrautheit mit den Problemen der theoretischen und praktischen Nationalökonomie, sowie bei seiner vielseitigen Erfahrung auf den Gebieten staatlicher Sozialreform und der internationalen Bestrebungen ähnlicher Richtung auch die akademische Behandlung des sozialen Versicherungswesens anziehend und befruchtend gestalten werde, war von vornherein zu erwarten. Die Führerschaft des Deutschen Reichs, speziell in der Arbeiterversicherung, konnte auch schon beim allgemeinen Ueberblick, der das Programm der folgenden Ausführungen klar darlegte, in helles Licht treten. Vom bayerischen Standpunkt aus dürfen wir es noch besonders begrüßen, daß diese Vorträge über einen wissenschaftlich und praktisch so wichtigen Gegenstand der heutigen Volkswirthschaft auch die manchen anderen Staaten voranschreitenden Leistungen Bayerns in der Immobiliarversicherung, sowie dem weiteren Ausbau der für die Landwirthschaft heilsamen Versicherungszweige die entsprechende Berücksichtigung zuwenden werden.

⊙ **Stuttgart**, 23. April. **2. Generalversammlung des Schwäbischen Schillervereins.** Der Schwäbische Schillerverein, dessen Neugründung bekanntlich der eigensten Initiative des Königs von Württemberg zu verdanken ist, hielt heute im Oberen Museum seine Generalversammlung ab, welcher, an Stelle des erkrankten Kabinetschefs Dr. Frhrn. v. Gießinger, Stadtschultheiß Hassner (Marbach) präsidirte. Der zahlreich besuchten Versammlung wohnten u. A. auch Prinz Weimar, die Palastdame J. M. der Königin Gräfin Uexküll, Hoftheaterintendant Baron Putlitz und Geh. Hofrath v. Kübel an. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht und machte die Mittheilung, daß es jetzt gelungen ist, einen entsprechenden Platz für das Schillerarchiv und -museum in Marbach zu erwerben. Derselbe ist westlich von der Schillerhöhe, zwischen dem Schillerdenkmal und der Ludwigsburgerstraße gelegen, ist etwa 285 a groß und hat 28,024 M. gekostet. Es darf als sicher gelten, daß an dem festgesetzten Termin (9. Mai 1905) das Gebäude fertig und eingerichtet sein wird. Die Pläne liegen theilweise schon vor. Die Sammlungen haben im letzten Jahr wieder eine schöne Bereicherung erfahren durch verschiedene Zuwendungen. In erster Linie ist zu erwähnen der literarische Nachlaß Ludwig Uhlands, derjenige von Gustav Schwab, ferner ist dem Museum auch die goldene Taschenuhr Schillers u. a. übergeben worden. Im ganzen umfaßt jetzt das Archiv 10,000 Handschriften, 1000 Schiller-Bücher und Schriften, viele erste Drucke; außer den oben erwähnten beiden literarischen Nachlässen ist auch derjenige von Berthold Auerbach vollständig vorhanden. Das Vermögen des Vereins hat sich im letzten Jahr um 59,586 M. vermehrt und beziffert sich auf netto 186,928 M. Die von den Stiftern dem Verein zugewendete Summe beziffert sich im ganzen auf 153,961 M., die ordentlichen Mitglieder haben geleistet 18,024 Mark, die Zweigvereine 1902 M. Der dem Verein zugewendete Staatsbeitrag ist 20,000 M. Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß die Vermehrung des Vermögens von jetzt ab in einem langsameren Tempo vor sich gehen wird als bisher, und doch erfordern die Zwecke des Vereins noch erhebliche Mittel. Es wird deßhalb an Gesellschaften und Vereine der Appell gerichtet, sich die Stiftereigenschaft zu erwerben. Zu erwähnen ist noch, daß neuerdings auch in St. Louis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo auch ein Zweigverein besteht, ein Schiller-Denkmal errichtet worden ist, eine Kopie des Marbacher Denkmals und gegossen von Pelargus in Stuttgart. Durch den Tod der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar hat der Verein eine treue Gönnerin verloren, ferner durch den Tod J. G. Fischers ein eifriges Mitglied. — Ein ganz besonderer Genuß ward der Versammlung noch zutheil durch die Mittheilungen des Oberstudienraths Prof. Dr. v. Hartmann über den literarischen Nachlaß Ludwig Uhlands, den er und der Berliner Literatur-Professor Erich Schmidt bereits in einzelnen Theilen bearbeitet haben. Diese kostbaren Papiere, die für 25,000 M. in den Besitz des Vereins gekommen sind, befinden sich gegenwärtig in einem zu diesem Zweck von einem Gönner geschenkten eisernen Geldschrank im Statistischen Landesamt. Der Nachlaß besteht in den Gedichtheften, welche zumeist die Konzepte der Gedichte Uhlands enthalten und einen fesselnden Einblick in die Werkstatt seines Geistes gestatten; dann aus dem Tagebuch des Dichters, ein köstlicher Bestandtheil seiner Lebensgeschichte; aus Uhlands Briefwechsel, ein Schatz, der allein schon Tausende und Abertausende werth ist. Zunächst Briefe von Uhland von 1807 an bis zu seinen letzten Lebensjahren. Auch etwa 1000 Briefe an Uhland sind darunter, und unter ihnen fehlen nicht die Schreiben seiner berühmtesten Zeitgenossen. Reizend und schlicht sind die Briefe der Eltern an ihren in der Fremde weilenden Sohn gehalten. Es würde natürlich zu weit führen,

wollten wir aus diesen Briefen, aus welchen Hartmann einige ansprechende Proben zur Kenntniß der Versammlung brachte, Mittheilungen machen. Nur einen bisher wenig aber gar nicht bekannten Vorgang wollen wir anführen, nämlich die überraschende Thatsache, daß 1849 Römer durch den Museumsvorstand Feisch dem Dichter nach dem Rücktritt Duvernois' das Portefeuille des Ministeriums des Innern anbot. Was Uhland darauf geantwortet, ist leider unbekannt geblieben. — Die Versammlung schloß mit einem Hoch auf den Protektor des Vereins, den König Wilhelm. Abends waren die Mitglieder ins kgl. Hoftheater geladen, wo „Maria Stuart" gegeben wurde, später war noch eine gesellige Vereinigung im Bergwerk.

lz. **Weimar.** Am 22. April fand eine Vorstandssitzung der Shakespeare-Gesellschaft, die in letzter Zeit einen höchst erfreulichen Zuwachs in Deutschland konstatiren kann, im Schillerhause statt, in welcher u. a. die Defizitfrage des letzten Jahres eine sehr günstige Lösung fand. Die betreffende Summe (ca. 2000 M.) wurde nämlich fast zu ein Viertel durch Beiträge gedeckt, die in dieser Vorstandssitzung aufgebracht wurden, und es steht zu hoffen, daß der Rest durch das opferbereite Eingreifen begüterter Mitglieder bald beglichen werden kann. Das Jahrbuch erscheint bereits, wie im Geschäftsbericht der am 23. d. M. tagenden Generalversammlung von dem Vorsitzenden (Geheimrath Orchelhäuser) hervorgehoben wurde, im nächsten Monat. Die Mitgliederzahl ist von 214 auf 233 gestiegen; das Protektorat ist nach dem Ableben der Frau Großherzogin Sophie auf den Großherzog Karl Alexander übergegangen, welcher auch den bisherigen Jahreszuschuß von 600 M. fortzuzahlen Ordre gegeben hat. An Stelle des aus dem Vorstande ausscheidenden Generalintendanten v. Perfall wurde Oberregisseur Savits (München) gewählt. Die Festrede hielt Oberregisseur Grube (Berlin) über das Verhältniß der Bühnenkunst zu der Dramatik des britischen Poeten; derselbe wußte seinen Vortrag auch für die den Mysterien der Scenirkunst fernerstehenden Zuhörer überaus interessant zu gestalten. Für die mise en scène der komplizirteren Werke brachte der Vortragende mannichfach ganz neue Vorschläge vor. Lebhafter Beifall folgte dem Vortrag. Nach Beendigung dieses offiziellen Theils nahmen zahlreiche Mitglieder das Goethe- und Schiller-Archiv, sowie die demselben benachbarte Marie Seebach-Stiftung auf der Tiefurter Allee in Augenschein. Die zu Ehren des Sterbetages der Frau Großherzogin Saphir (23. März) veranstaltete Sonderausstellung besonders interessanter Autographen bildete für die fremden Gäste im erstgenannten Institut eine ganz besondere Anziehungskraft. Im großherzoglichen Hoftheater war für den Abend „Die bezähmte Widerspenstige" (in der Bearbeitung von Kohlrausch) angesetzt. Einen interessanten und zugleich sehr pietätvollen Festbeitrag bot der Hochschuldozent Dr. Ludwig Fränkel (München) an diesem Tag den Festgenossen im Feuilleton der „Weimarischen Zeitung" dar, in welchem er des „weimarischen Landeskindes" Dr. Karl Stark (geb. 19. Juli 1836 zu Buttelstedt in Sachsen-Weimar, gest. 29. Mai 1897 im Elsaß) gedachte, der in seinen Mußestunden und im engsten Anschluß an seine psychiatrischen Studien bekanntlich über „den Wahnsinn des König Lear" einen überaus geistvollen Essay schon 1871 verfaßte. Der oben Genannte wird in dem diesmaligen Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft die Erinnerung an diese werthvolle Studie in einem ausführlicheren Artikel aufs neue beleben.

† Am 25. d. M. trat Dr. Julius Grosse zu Weimar in sein 70. Lebensjahr. Er hat sich im Drama, in der poetischen Erzählung, als Lyriker, Novellist, Kunsthistoriker und Kritiker, insbesondere aber auch als Scheiftführer der „Schillerstiftung", über ein halbes Menschenalter hindurch, einen gefeierten Namen errungen. Alle seine zahlreichen Dichtungen erfuhren mehrfache Auflagen, zuletzt noch sein erst kürzlich an dieser Stelle (Vgl. Beil. Nr. 78 d. Ztg.) besprochenes „Volkramslied". Wir wünschen, daß sein Lebensabend noch lange währe, und daß der Dichter das schwerverdiente Otium cum dignitate in Freuden genießen möge!

* **Bonn.** Der bisherige Privatdozent an der hiesigen Universität Professor Dr. Noll, etatsmäßiger Professor an der Landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität ernannt worden.

* **Gießen.** Bei der philosophischen Falultät der hiesigen Ludwigs-Universität hat sich Dr. Robert Haußner als Privatdozent für Mathematik habilitirt. Dr. Haußner hat bereits eine mehrjährige Thätigkeit auf dem Gebiete der darstellenden Geometrie an der Universität Würzburg ausgeübt.

* **Wien.** Der Professor für deutsche Rechtsgeschichte an unsrer Universität Dr. Heinrich Siegel hat, wegen Kränklichkeit um seine Pensionirung nachgesucht. Er hat bereits in den beiden letzten Semestern nicht mehr gelesen. Das Fach Siegels ist an unsrer Universität derzeit durch den Professor der deutschen Rechts- und der österreichischen Reichsgeschichte Dr. Otto Zallinger vertreten. — Wie das „N. W. Tgbl." meldet, hat Landesgerichtsrath Dr. Theodor Motloch in Wien, der auf dem Gebiete der rechtshistorischen Forschung als namhafter Gelehrter gilt, die an ihn seitens der katholischen Universität in Freiburg (Schweiz) ergangene Berufung als ordentlicher Professor für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte abgelehnt. An seiner Stelle wurde der Konzeptbeamte des Wiener Magistrats Dr. Adalf Zycha zum außerordentlichen Professor für deutsche Rechtsgeschichte an die bezeichnete Universität berufen.

* **Aus Rußland.** In Jalta verstarb dieser Tage der als hervorragender Zoolog bekannte Redakteur des Journals „Priroda i Ochota", Leonid Pawlowitsch Sfabanjew, auch im Ausland bekannt durch die grundlegenden Werke „Die Fische Rußlands" und „Bibliographie der russischen Jagdliteratur". — Am 9. April sind es 100 Jahre gewesen, daß der Ukas erging, der die Gründung einer baltischen Landesuniversität (Dorpat) dekretirte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Biedermann: Das erste deutsche Parlament. Zu dessen 50jährigem Jubiläum. Breslau, S. Schottlaender 1898. — P. D. Chantepie de la Saussaye: Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. Vortrag, gehalten auf dem ersten religionswissenschaftlichen Kongreß in Stockholm am 31. August 1897. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mahr 1898. — Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen im Gewerbebetrieb in Oesterreich während des Jahres 1896. Hggb. vom statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. Wien, Alfred Hölder 1898. — Ernst Hrinemann: Die Bilanz des Christenthums. Berlin, Hermann Walther 1898. — E. Blenck: Das königlichr Statistische Bureau während der Jahre 1885 bis 1896. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des kgl. preußischen Statistischen Bureaus, Jahrgang 1897. Berlin 1898. — Arthur Drews: Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Librairie Cotillon
24 rue Soufflot, Paris.

La diplomatie française
et
la succession d'Espagne.

Par **A. Legrelle.**
4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende und ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 'sGravenhaag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, umfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 27. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Seekriegsmittel der Vereinigten Staaten von Amerika. — Religionswissenschaftliche Studien. Von Th. Achelis. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Seekriegsmittel der Vereinigten Staaten von Amerika.

I.

Angesichts des soeben ausgebrochenen spanisch-amerikanischen Krieges erscheint es von einschneidendem Interesse, einerseits die Seekriegsmittel der Vereinigten Staaten kennen zu lernen, andrerseits von jenen Maßnahmen Notiz zu nehmen, welche in den letzten Jahren zur militärischen Sicherung der atlantischen Küstenstädte der Unionsstaaten ergriffen wurden, beziehungsweise welche technische Fortschritte nach dieser Richtung von militärischem Werthe sind. In Marinekreisen ist es kein Geheimniß, daß die amerikanische Schiffsbautechnik fast bis in die jüngste Zeit herein eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Bis zum Jahre 1870 stockte alle Arbeit nach dieser Richtung. Es ist gewiß überraschend zu hören, daß bis zu dem angegebenen Zeitpunkte die Union eine nennenswerthe Flotte von Oceandampfern nicht besaß, und zwar deßhalb, weil solche Dampfer in Amerika nicht gebaut werden konnten, sondern aus England bezogen werden mußten. Im übrigen zog man als passiver Mitarbeiter lediglich den sich von selbst ergebenden Nutzen aus dem zu ungeahnter Größe emporgewachsenen transatlantischen Seeverkehr, welchen die Rhedereien Europa's vertraten. Man begnügte sich in den Vereinigten Staaten mit den Schiffen, welche dem Fluß-, Binnensee- und Küstenverkehr dienen, und fand nebenher keine Veranlassung, eine kostspielige Kriegsflotte ins Leben zu rufen. Begreiflich, wenn man erwägt, daß die Union keine Kolonien besitzt und die Eventualität eines Angriffes seitens irgendeiner europäischen Macht so gut wie gar nicht in Betracht kam.

Der Gang, den die Entwicklung der Seekriegsmittel der Union genommen, ist im kurzen folgender: Zu Beginn des Jahrhunderts war eine Kriegsflotte überhaupt nicht vorhanden. Kurz zuvor setzte sich dieselbe zusammen: aus 28 Schiffen und Fahrzeugen, worunter 5 Fregatten von 32 bis 44 Kanonen. Im Jahre 1801 aber kam ein Gesetz zustande, kraft dessen 20 Schiffe und Fahrzeuge verkauft wurden, so daß nur 13 Schiffe übrig blieben. In den nächsten zehn Jahren erfuhr die Flotte keine nennenswerthe Verstärkung, so daß sich dieselbe im Jahre 1812 in einem schlechteren Zustande befand, als in der Zeit des erwähnten Verkaufes. Am 30. März 1812 — d. i. 3 Monate vor dem Kriege mit England — autorisirte der Kongreß den Präsidenten, die Zahl der Schiffe um 3 Fregatten vermehren zu lassen; ferner wurde die Summe von 200,000 Dollars jährlich ausgeworfen, um drei gänzlich dem Verfall preisgegebene Schiffe wieder in Stand zu setzen. Um diese Zeit waren im ganzen 20 Schiffe von 12 bis 44 Kanonen vorhanden. Anfang 1813 wurde der Bau von 4 Linienschiffen zu je 70 Kanonen und 6 Fregatten zu je 44 Kanonen — von kleineren Fahrzeugen abgesehen — angeordnet. Das erste amerikanische Linienschiff („Independencia") lief am 20. Juli 1814 zu Boston vom Stapel.

Im Jahre 1843 setzte sich die Kriegsflotte der Union zusammen aus 10 Linienschiffen, 13 Fregatten und einer Anzahl minderwerthiger Fahrzeuge, alles in allem 71 Schiffe mit ca. 2000 Kanonen, während in der gleichen Zeit 4 Linienschiffe und 2 Fregatten sich im Bau befanden. Das war immerhin eine ganz ansehnliche Flotte. Aber noch 12 Jahre später hatte sich die Zahl der Schiffe nur um eines, die Armirung um ca. 400 Geschütze vermehrt. Damals waren außerdem 6 Schraubenfregatten im Bau. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges belief sich die Zahl der Kriegsschiffe immerhin auf 76 Fahrzeuge, sämmtlich aus Holz, darunter nur 44 Dampfschiffe.

Welcher militärische Werth dieser Flotte zukam, beweist der Umstand, daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten fast alle Schiffe sich als unbrauchbar erwiesen. Nur zwei Dampfer und ein Segelschiff blieben in Dienst. Nun raffte sich der Kongreß auf und dekretirte den Bau von Panzerschiffen, wozu $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars bewilligt wurden. Wie hülflos sich jedoch die Zentralregierung fühlte, geht daraus hervor, daß sie wenige Monate später einen Aufruf veröffentlichte, in welchem Jedermann, der diesbezügliche Projekte einzusenden und den Bau der Schiffe selbst zu übernehmen in der Lage wäre, hiezu eingeladen wurde. Diesem Appell verdankte man drei Schlachtschiffe, den „Monitor", die „Galena" und den „Ironsides". Das größte Interesse beansprucht das erstgenannte, von Ericsson erbaute Schiff, das in 100 Tagen fertiggestellt war und sich durch seine Thaten im Bürgerkriege nicht nur einen Weltruf erwarb, sondern zur Type einer später nach ihm benannten Klasse von Schlachtschiffen wurde. Sein siegreicher Kampf am 8. März 1862 mit der hölzernen, durch Lagen kreuzweis übereinandergelegter, aus Eisenschienen ausgewalzter Platten von 5 cm Dicke in einen Panzer umgewandelten Dampferfregatte „Merrimac" ist bekannt.

Dieser Erfolg bestimmte den Kongreß, sofort 21 Schiffe vom Monitortypus in Bau zu geben. Im Verlaufe des Krieges kamen noch weitere 40 derartige Fahrzeuge zur Ausführung. Damit ist zugleich der Charakter, den die Aktionen zur See während des Bürgerkrieges hatten, gekennzeichnet. Die Kriegsflotte setzte sich lediglich aus Monitoren zur Vertheidigung der Häfen und Küsten und einigen Kreuzern zusammen, während weder die Nord-, noch die Südstaaten auch nur über ein gepanzertes Schlachtschiff für den Kampf auf hoher See verfügten. Andrerseits führte der Umstand, daß die in diesem Kriege zum erstenmale in Verwendung genommenen Panzerschiffe sich gegenüber den damaligen artilleristischen Mitteln als unverwundbar erwiesen, zur Entwicklung eines neuen maritimen Angriffsmittels, des Torpedos. Es war wieder Ericsson, der dieser Erfindung praktische Geltung verschaffte, obwohl er nicht eigentlich deren Urheber ist, da bereits Fulton im Jahre 1806

eine derartige „schwimmende Mine“ — welche die Rudimente des nachmaligen Fischtorpedo in sich schloß — demonstrirt hatte. Ericsson erreichte seinen Zweck zunächst damit, daß er seinen Torpedo in einem röhrenförmigen Kabel fortbewegte und ihn auf der Oberfläche des Meeres durch einen dünnen Stahlmast kenntlich machte. Er strebte an, den Feind dadurch zu täuschen, daß er dem Maste vorn einen der Meeresfarbe gleichenden graugrünen, der Rückseite aber einen weißen Anstrich gab, damit der Apparat vom eigenen Schiffe aus verfolgt werden könne. Ericsson hatte sich übrigens mit dieser Art von Torpedo nicht begnügt, sondern ein besonderes Boot gebaut, das er „The Destroyer“ (Zerstörer) nannte. Er rammte feindliche Schiffe und sendete ihnen gleichzeitig eine tödtliche Ladung, die unbemerkt aus dem Kielraum hervorschoß, in den Rumpf. Infolge Verwendung der Torpedos gingen im Bürgerkriege insgesammt 7 Monitors, 11 hölzerne Fregatten und mehrere Transportschiffe verloren.

Nach Beendigung des Krieges geschah für die Kriegsflotte zunächst gar nichts. Der während desselben in Verwendung gestandene Monitor „Miantonomoh“ war der erste seiner Art, der die Reise von Amerika nach England machte und durch sein im Jahre 1866 erfolgtes Eintreffen in Chalam die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Nachdem seine Einrichtungen den seither aufgetretenen modernen Anforderungen nicht mehr entsprachen, beschloß der Kongreß den Umbau desselben, wodurch aus dem alten Monitor ein ganz neues Fahrzeug wurde, das 1876 vom Stapel ging.

Im Jahre 1869 hatte eine von der Regierung in Washington aufgestellte Untersuchungskommission nicht nur den völlig veralteten Zustand der Kriegsflotte, sondern auch die Unzulänglichkeit der artilleristischen Mittel klargelegt. Trotzdem blieb alles beim alten. Zwar im Jahre 1870 hatte der Kongreß im Prinzip als Flottenstand 10 Kreuzer I. Klasse angenommen, welche dazu bestimmt waren, die Flagge der Stationskommandanten zu tragen, und höchstens 3500 Tonnen Deplacement haben sollten; ferner 20 Kreuzer II. Klasse von 2000 Tonnen Deplacement. Bei Festsetzung dieses Programms waren aber nicht die nöthigen Fonds bewilligt worden, so daß die Flotte auf ihrem früheren unzulänglichen Stande verblieb, ja noch eine Verminderung erhielt, indem 30 Monitore, die keine ersprießlichen Dienste mehr leisten konnten, sowie mehrere Kreuzer älteren Typs verkauft wurden. In der Folge kam die Flotte derart in Verfall, daß noch zu Beginn der 80er Jahre von 61 vorhandenen Kreuzern 21 überhaupt unbrauchbar, alle anderen aber durchgreifender Renovirung bedürftig waren. Den Bau von Panzerschiffen hielt man noch vor 17 Jahren für einen Luxus und man begnügte sich mit dem Vorschlage, eine Anzahl von Widderschiffen für die Hafenvertheidigung nach dem Entwurfe des Admirals Ammen zu bauen. Aber erst 11 Jahre später (1893) ging das erste Schiff dieser Art — mit gewölbtem, seitlich bis unter Wasser hinabreichendem dickgepanzerten Deck mit starker Tauchung — vom Stapel. Es scheint, daß es bei diesem ersten Versuche mit den Ammen'schen Widderschiffen geblieben ist.

Der Aufschwung der heutigen Kriegsflotte der Union datirt vom Jahre 1883. Die Geschichte der jetzigen Marine der Vereinigten Staaten ist also, wie man sieht, sehr jungen Datums. Den Beginn der Neubauten bildeten drei Kreuzer („Atlanta“, „Boston“, „Chicago“) und ein Aviso („Delphin“). Aber so recht ging es noch immer nicht vom Flecke, bis im Jahre 1889 ein Bericht des Marinesekretärs Trafay erschien, der einen völligen Umschwung in den bisher gehaltenen Anschauungen brachte. In diesem Berichte hieß es: „Eine Küstenstrecke von nicht weniger als 24,000 Kilometer, längs welcher mehr als 20 große Städte, Mittelpunkte der Bevölkerung, des Handels und des Wohlstandes ungeschützt gelegen sind, ist gewiß ein einladendes Ziel für einen feindlichen Angriff. . . . Die Vertheidigung der Vereinigten Staaten erheischt demnach dringend die Beschaffung einer entsprechend starken Flotte. Ungepanzerte Kreuzer, welche zum Schutze des eigenen und zur Schädigung des feindlichen Handels geeignet und in Anbetracht ihrer großen Geschwindigkeit eine sehr werthvolle Beihülfe für die mancherlei Operationen der Geschwader sind, reichen für den Küstenschutz nicht aus. Um den Vertheidigungskrieg mit Aussicht auf Erfolg zu führen, bedarf es unbedingt der Panzerschiffe.“ . . . Dann heißt es weiter: „Die Vereinigten Staaten müssen eine Schlachtflotte besitzen, welche den Feind bei seiner Annäherung zu schlagen vermag, da es ganz unzulässig ist, daß die Staaten, deren Bevölkerung Wohlstand und Handel in ihren Häfen den feindlichen Angriffen auch fernerhin ausgesetzt bleiben. Dieser Schlachtflotte muß zugleich die Fähigkeit innewohnen, den Feind durch Bedrohung seiner Küsten von uns abzuhalten, wodurch ein Krieg, der der Natur der Sache nach nicht lediglich auf die Vertheidigung sich beschränken darf, durch offensives Vorgehen an Nachdruck gewinnt.“

Inzwischen erhielten die einheimischen Schiffswerften durch die lebhafte Bewegung, welche von offizieller Seite ausging, neue frische Impulse, welche auch dem Bau von Kriegsschiffen zugute kamen. Die weiter oben erwähnten, im Jahre 1883 zur Ausführung gelangten Schiffe waren die ersten Stahlschiffe, die auf einheimischen Werften vom Stapel gingen. Vier Jahre später wurden weitere fünf Kreuzer („Baltimore“, „Newark“, „Charleston“, „Philadelphia“ und „San Francisco“) in Auftrag gegeben, und zwar der Crampschen Werfte in Philadelphia und der Union Iron Works in San Francisco. Die Leistungen waren über alle Erwartung, dank dem Vorgange der Regierung, den Schiffsbauern für etwaige Ueberschreitung der vertragsmäßig garantirten Bedingungen Prämien zu bewilligen. Zuerst war hiefür eine Mehrleistung bezüglich der Pferdekräfte angenommen, später legte man ihr die Geschwindigkeit zugrunde.

Die vorerwähnten geschützten Kreuzer haben ein Deplacement von 3700—4400 Tonnen. Die diesbezüglichen Maschinen von 6666, beziehungsweise 8815 und 10,064 Pferdestärken („Baltimore“) hatten auch in dieser Richtung die Leistungsfähigkeit der einheimischen Industrie sichergestellt. Andere Neuherstellungen folgten nun in kurzen Pausen, zunächst die Kanonenboote „Petrel“, „Concord“ und „Bennington“, ersteres von 875 Tonnen, die beiden letzteren von je 1700 Tonnen Deplacement. Den Bau dieser kleineren Schiffe besorgten die Columbian Iron Works in Baltimore („Petrel“) und die Delaware River Iron Works („Concord“ und „Bennington“). Das Jahr 1890 brachte die beiden mächtigen Kreuzer „Columbia“ und „Minneapolis“, die, von Cramp in Philadelphia gebaut, zu den schönsten Schiffen der jungen amerikanischen Kriegsflotte zählten. Die Länge dieser nach dem Dreischraubensystem konstruirten Schiffe beträgt 125 Meter, das Deplacement 7375 Tonnen, die Leistung der Maschinen 18,500, beziehungsweise 20,500 Pferdestärken, die Geschwindigkeit beträgt 22—23 Knoten, und die „Columbia“ kann für eine Fahrt von 22,000 Kilometer Ausdehnung Kohlen mitführen. Die für die Mehrleistung ausbezahlten Prämien waren sehr bedeutend, ca. 765,000 Dollars für beide zusammen.

Die Kriegsmarine der Union hatte, wie wir gesehen haben, bis zum Jahre 1890 sehr bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, doch entbehrte sie noch eines wichtigen Gliedes in der Liste ihrer schwimmenden Kampfmittel, des modernen Panzerschlachtschiffes. Um Fahrzeuge dieser Gattung in Bau zu nehmen, hatte die Regierung zu wenig Ver-

Digitized by Google

trauen in die Leistungsfähigkeit der einheimischen Hüttenwerke. Andrerseits befürchtete sie, durch überstürzte Aufträge einen ungesunden, für die Erzeugnisse selbst verhängnißvollen Wettstreit herbeizuführen, der alle bisherigen Errungenschaften in Frage hätte stellen können. Bis zum Jahre 1890 aber waren die Carnegie- und die Bethlehemwerke mit ihren Einrichtungen einerseits und mit ihren gewonnenen Erfahrungen so weit, daß die ersten drei Schlachtschiffe („Indiana" und „Massachussets" bei Cramp und „Oregon" bei der Union Iron Works) in Bau genommen werden konnten. Die Marineverwaltung hatte acht Panzerschiffe in Aussicht genommen, der Kongreß jedoch trug Bedenken, die Schiffbauanstalten mit übermäßigen Aufträgen zu überlasten. Wie berechtigt diese Vorsicht war, ergibt sich aus der Thatsache, daß die erwähnten drei Schlachtschiffe 1893 wohl fertiggestellt waren, die Ablieferung der Panzer aber noch im Rückstande blieb. Immerhin ist es der Marineverwaltung der Union gelungen, bis zum Januar 1897 13 Panzerschiffe in Dienst zu stellen, darunter die Hochseeschlachtschiffe „Iowa", „Kearsarge" und „Kentucky" von 11,400—11,500 Tonnen Deplacement, während drei weitere Fahrzeuge dieser Type („Illinois", „Wisconsin" und „Alabama") zuletzt noch in Ausführung begriffen waren. Dem Range zunächst folgen die ungepanzerten, aber mit Panzerdeck versehenen Kreuzer I. Klasse „Columbia" und „Minneapolis", sodann die Küstenvertheidigungsschlachtschiffe, gleichfalls I. Klasse, „Indiana", „Massachussets" und „Oregon". Die im Hafen von Havana verunglückte „Maine" gehörte — mit der „Texas" — demselben Typ, aber der II. Klasse an.

Alles in allem verfügte die Kriegsmarine bis vor kurzem über 16 Panzerschiffe, 16 Kreuzer, 6 Kanonen-, 3 Torpedoboote und verschiedene Schiffe für andere Zwecke. Der Gesammtbestand dürfte sich auf 116 Schiffe belaufen, von welchen mehr als die Hälfte in den letzten 15 Jahren in Dienst gestellt wurden. Von den Kreuzern sind nur „New-York" und „Brooklyn" Panzerkreuzer. Die schwache Seite der Unionsflotte ist das Torpedowesen, merkwürdig genug, da dieses Seekampfmittel von Amerika ausgegangen war. Eigentliche Hochseetorpedoboote sind überhaupt nicht vorhanden, und in dieser Richtung ist Spanien der Union weit überlegen. In Verwendung stehen theils Whitehead-Torpedos, theils Howell-Torpedos, dessen Eigenart ist, daß die bewegende Kraft in einem schweren Schwungrade aufgespeichert ist, das mit Beginn der Lancirung des Torpedos 12,000 Umdrehungen in der Minute macht. Außerdem stehen für die Küstenvertheidigung vom Lande aus lenkbare Sims-Edison-Torpedos in Verwendung. Ob außer den erwähnten drei Torpedobooten die vor einiger Zeit in Bau genommenen acht weiteren Torpedoboote bereits in Dienst gestellt worden sind, ist dem Verfasser nicht bekannt.

Die zur Zeit des Kriegsausbruchs für den Dienst an der atlantischen Küste zur Verfügung stehenden Kriegsschiffe waren in zwei Geschwader getheilt. Das nördliche Geschwader (Northern Squadron), mit dem Sammelpunkte Hampton Roads, bestand aus den Schiffen „Minneapolis", „Columbia", „Brooklyn", „Massachussets" und „Texas"; das südliche Geschwader (Southern Squadron) mit dem Sammelpunkte Key West umfaßte die Schiffe „Montgomery", „New-York", „Marblehead", „Iowa", „Indiana", zwei ältere und zwei neuere Torpedoboote. An der pacifischen Küste waren die Schiffe „Oregon" und „Monterey" stationirt; in Honoluin „Bennington" und „Baltimore"; im Süden von Cuba „Cincinnati", „Castine" und „Bancroft". Die China Squadron setzte sich aus den fünf Schiffen „Raleigh", „Olympia", „Petrel", „Concord" und „Boston" zusammen.

Alles in allem repräsentirt die Kriegsflotte der Union zur Zeit eine imposante Macht, mit der unter allen Umständen zu rechnen ist, und von der vor kaum zwei Jahrzehnten nicht einmal noch die ersten Anfänge vorhanden waren. Mit der Entwicklung der Kriegsflotte hielten die Maßnahmen für die Kustenvertheidigung zu Land gleichen Schritt, die wir noch einer kurzen Besprechung unterziehen wollen.

II.

Unter den für Küstenvertheidigungszwecke getroffenen Maßnahmen muß man vornehmlich die Verstärkung der artilleristischen Kampfmittel ins Auge fassen. Auf diesem Gebiete sind in den letzten Jahrzehnten in Amerika sehr bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, wobei allerdings viel Problematisches mit unterläuft. Der amerikanische Erfindergeist ist in der Lage, sich viel freier, ungezwungener zu entfalten, und die offiziellen Kreise neigen mit Vorliebe Neuerungen, zum Theil solchen von sehr fragwürdigem Werthe, zu. Sehr lehrreich in dieser Beziehung sind die Experimente mit dem sogenannten „Dynamitgeschütz" von Zalinski, von dem vor etwa 10 Jahren alle europäischen Zeitungen voll waren. Man erwartete ungeahnte Dinge von dieser Erfindung.

In seiner ursprünglichen Gestalt war die Zalinski'sche Kanone ein Schiffsgeschütz. Es hatte eine von den herkömmlichen Geschützen abweichende Form: ein 15 m langes, nicht gezogenes gußeisernes Rohr, das mit Kammern im Verbindung stand, in welche eine maschinelle Vorrichtung sehr stark zusammengepreßte Luft einführte. Nach erfolgter Ladung mit dem sogleich zu beschreibenden Geschosse, wurde die Preßluft plötzlich hinter dem Geschosse in das Rohr eingelassen und damit eine Granate mit einer Anfangsgeschwindigkeit von etwa 180 m in der Sekunde „abgefeuert". Die Geschosse hatten einen Durchmesser von 38 cm. Sie bestanden aus einem Blechzylinder zur Aufnahme der Sprengladung (270 kg Dynamit), in dessen Kopf ein elektrischer Zünder steckte. Durch Aufschag auf das Wasser oder auf einen festen Gegenstand kam das Geschoß zur Explosion.

Die probeweise Aufstellung des Dynamitgeschützes erfolgte zunächst auf Deck eines gewöhnlichen Küstenvertheidigungsschiffes. Da man aber unberechtigterweise große Hoffnung auf diese Mordwaffe setzte, entschloß man sich zum Bau eines speziell für dieses Dynamitgeschütz eingerichteten Schiffes, wobei gleichzeitig jenes eine neue Gestalt erhielt. Das Fahrzeug selbst, welches auf der Cramp'schen Werft gebaut wurde und den Namen „Vesuvius" erhielt, war 77 m lang, hatte 930 Tonnen Deplacement und Maschinen von 3795 PS. Das Schiff war, behufs Erzielung großer Fahrgeschwindigkeit sehr schlank gebaut; in dem Bug desselben waren parallel nebeneinander unter einem Erhöhungswinkel von 18° mit der Mündung bugwärts aus dem Oberdeck schräg herausragend drei Zalinski'sche Druckluftkanonen fest eingebaut. Sie reichten infolge ihrer großen Länge (20 m) in den untersten Schiffsraum, wo sie geladen wurden. Das Geschoß war ein Messingzylinder von 1 m Länge und konnte 50 kg Sprenggetatine aufnehmen. Vorne war eine 30 cm lange Stahlspitze angebracht, damit das Geschoß besser die Luft durchschneiden und in das Ziel eindringen konnte. Rückwärts befand sich ein 130 cm langes Steuer aus Holz, zu dem Zwecke, dem fliegenden Geschosse eine gerade Richtung zu geben. Das ganze Geschoß hatte demnach eine Länge von über $2\frac{1}{2}$ m. Später bekam dasselbe ein schraubenförmig gewundenes Steuer, wodurch das fliegende Geschoß eine drehende Bewegung annahm und der Geradefing noch leichter zu erzielen war. Die Sprengladung des Geschosses wurde durch einen Roßzünder zur Explosion gebracht, der ursprüngliche elektrische Zünder jedoch gleichfalls beibehalten, und

zwar zu dem Zwecke, um die Explosion auch beim Aufschlag auf das Wasser — der relatio schwach war — zu erzielen. Die neuen Geschütze waren so konstruirt, daß sie von einem einzigen Mann bedient werden konnten. Drückte derselbe auf einen Hebel, so setzte die komprimirte Luft den automatisch arbeitenden Ladeapparat in Bewegung; durch einen anderen Hebel gab der Mann der zusammengepreßten Luft den Befehl zum Heben oder Senken des Rohres (behufs Erzielung verschiedener Schußweiten) und endlich durch Oeffnen des Schußventils wurde das Geschoß aus dem Rohr geschleudert.

Die Hoffnungen, die man an die Zalinski'sche Erfindung (im Grunde genommen war es nur eine Verbesserung der von Mefford in Ohio Anfang der 80er Jahre konstruirten pneumatischen Kanone) gesetzt, hatten sich nicht erfüllt. Das Geschoß hatte eine geringe Treffsähigkeit, welche noch wesentlich durch den Seitenwind und die Schwankungen des Schiffes beeinträchtigt wurde. Nach jahrelangen unbefriedigenden Versuchen gab man das Experiment auf und baute den „Vesuvius" in einen Aviso um.

Man hat die Zalinski'sche Kanone mit Recht als „Ueberwasser-Torpedo" bezeichnet. Seine Verwendung hätte eigentlich nur an Land Sinn gehabt, zu welchem Zwecke es ursprünglich auch bestimmt war. Uebrigens ist sie nicht das einzige pneumatische Geschütz, das die amerikanischen Waffentechniker im letzten Jahrzehnt in Verwendung nahmen. Es scheint, daß Letztere gerade für diese Art von artilleristischen Vertheidigungsmitteln große Vorliebe an den Tag legten, denn in den letzten Jahren verlautete mehrfach hierüber. So konstruirte Maxim ein Geschütz, in welchem das Geschoß nicht durch komprimirte Luft allein, sondern durch ein Gemenge derselben mit Gasolin (Petroleumbenzin) in Bewegung gesetzt wird. Dieses Gemenge ist explodirbar und wird auch thatsächlich zur Explosion gebracht, sobald das Geschoß einen bestimmten Weg im Geschützrohr zurückgelegt hat. Durch die auf diese Art plötzlich erhöhte Gasspannung bekommt das Geschoß rascher die ihm nöthige lebendige Kraft und es ist möglich, das Rohr kürzer zu halten. Die Kanone ist sehr sinnreich konstruirt, und der Stoß, den das mit Dynamit gefüllte Geschoß bei der Explosion des Gasolin erhält, so gering, daß er demselben nicht gefährlich wird.

James Waid Graydon, Offizier der Vereinigten Staaten-Marine, hat eine pneumatische Dynamitkanone konstruirt, die mit zusammengepreßter Luft von 210 Atmosphären Spannung schießt und infolge dessen trotz geringerer Länge und kleinerer Elevation (flacherer Flugbahn) dennoch 4 km Schußweite besitzt. Von demselben Erfinder rührt auch ein Dynamilgeschoß her, das aus Pulvergeschützen geschossen werden kann. Um den Stoß der Pulverladung abzuschwächen, hat das Geschoß hinten einen Puffer; damit die Wärme, welche von den Pulvergasen auf das Geschoß übertragen wird, und jene, welche durch die Reibung des Geschosses in der Bohrung entsteht, der Dynamitfüllung nicht gefährlich werde, ist die Geschoßhöhlung mit Asbest ausgekleidet. Ein 18 cm-Geschütz dieser Art mit 10 kg Pulverladung schießt Stahlgeschosse von 50 kg Gewicht mit 10 kg Dynamitfüllung auf 2 km Distanz und richtet an einem 35 cm starken Panzer ganz erhebliche Zerstörungen an.

In jüngster Zeit ist unter den artilleristischen Küstenvertheidigungsmitteln ein neues Geschütz — die pneumatische Kanone von Dudley — aufgetaucht. Entgegen den vorbesprochenen Typen, welche zur „Abfeuerung" des Geschosses eines besonderen Apparates zur Verdichtung der Luft bedürfen, kommt der Dudley'schen Kanone der Vorzug zu, daß diese komplizirte Vorrichtung entfällt. Die Komprimirung der Luft erfolgt nämlich durch den Druck, welchen die Explosion gewöhnlichen Schießpulvers beim Abbrennen im Rohre erzeugt. Das Geschütz stellt sich aus drei, parallel angeordneten Rohren dar, welche an einem Gestelle derart montirt sind, daß sie sich gemeinsam um eine vertikale Achse des Gestelles drehen lassen. Die drei Rohre sind fest miteinander verbunden; das mittlere (und längste) ist das eigentliche Feuerrohr und wiegt 125 kg; die beiden seitlichen Rohre sind leichter und kommuniziren durch ein hohles Verbindungsstück, das an ihren vorderen Enden angebracht ist. Das rückwärtige Ende des hier gleichfalls geschlossenen Rohres steht wieder in Verbindung mit dem rückwärtigen Ende des Mittelrohres. Das letztere, sowie das rechtsseitige Stück haben Magazinsmechanismus wie gewöhnliche Pulverkanonen.

Auch diese Konstruktion ist nichts anderes, als ein Ueberwasser-Torpedo. Dies beweist schon die Form des Geschosses, ein 1.2 m langer, mit einem Steuerapparat versehener Zylinder, der mit Sprengstoff gefüllt und Explosionszünder versehen ist. Die Treffsicherheit ist sehr bedeutend, indem von etwa 150 Schüssen fast alle das Ziel erreichen — 2 km Entfernung bei 220 m sekundlicher Anfangsgeschwindigkeit. Das Dudley'sche Geschütz läßt sich selbstverständlich auch an Bord kleinerer Schiffe verwenden.

Neben derlei Experimenten hat die Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten nicht verabsäumt, auch für die Vermehrung ihres schweren Küstenschutzmaterials zu sorgen und man muß gestehen, daß nach dieser Richtung — und zwar parallel mit den Fortschritten des Kriegsschiffbaues — viel geleistet worden ist. Es war gerade die artilleristische Ausrüstung der früheren Kriegsschiffe, welche von der im ersten Theile erwähnten Kommission am abfälligsten beurtheilt wurde. Mit dem Material der Küstenvertheidigungswerke stand es noch weit schlimmer. Seitdem ist hierin eine bedeutsame Wendung eingetreten. Seit etwa 5 Jahren ist hierfür ein durchweg neues und vortreffliches Material in Verwendung genommen worden. Es sind vorwiegend jene schweren, für Küstenbatterien bestimmten 12zölligen gezogenen Stahlhinterlader, welche im Arsenal zu Watervliet N.-Y. fertiggestellt wurden. Die Flugweite der 750 engl. Pfund schweren Projektile reicht bis auf 11 engl. Meilen, und dieselben sind imstande Panzerplatten von 30 Zoll (engl.) durchzuschlagen. Neben diesen 12zölligen Stahlhinterladerkanonen sind auch 8- und 10zöllige in Verwendung genommen worden. Große Aufmerksamkeit hat man ferner der Armirung der Küstenwerke mit weittragenden Mörsern geschenkt. Das Kaliber derselben ist gleichfalls 12 engl. Zoll, die Tragweite der Projektile 6 engl. Meilen. Diese Mörser sind in Gruppen von 16 oder mehr in Versenkungen aufgestellt, so daß sie förmliche Salven abgeben können. Die Geschosse durchschlagen auf die angegebene Entfernung mit Leichtigkeit $4\frac{1}{2}$zöllige Panzerplatten, also die dicksten, welche zur Zeit für Verdeckpanzer in Anwendung kommen.

Vor 4 Jahren rechnete man darauf, daß innerhalb weniger Jahre alle größeren Küstenplätze mit schwerem Geschütze versehen sein würden. Dieser Termin ist nun abgelaufen und da seinerzeit vom Kongreß zu diesem Zweck ausreichende Mittel bewilligt worden sind, ist wohl anzunehmen — konform der rapiden Entwicklung der Kriegsflotte — daß das ursprüngliche Programm eingehalten worden ist. Näheres hierüber wissen wir nicht, aber die Zuversicht, welche die maßgebenden politischen und militärischen Personen beim Ausbruch des jetzigen Krieges beherrscht, scheint dafür zu sprechen, daß nichts versäumt worden ist. Parallel damit laufen verschiedene durchgreifende Neuerungen, die sich auf die zweckmäßige Instandsetzung der Küstenfortifikationen beziehen. In den Vereinigten Staaten hat man früher als anderwärts erkannt, daß die Schießluken der Vertheidigungsgeschütze dem feindlichen Feuer

willkommene Ziele abgeben, um jene zu demontiren. Auch das „Feuern über Bank“ setzt das Geschütz dem feindlichen Feuer aus.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat die Marineverwaltung schon vor 4 Jahren eine Lafettentype zur allgemeinen Einführung für Hafenarmirungen angenommen, welche es gestattet, das Geschütz hinter den Schutzwällen zu laden und sodann mittelst einer besonderen Vorrichtung über die Kante der Brustwehr zu heben, den Schuß zu bewerkstelligen und hierauf das Geschützrohr wieder herabzusenken, so daß dies dem Blick des Feindes gänzlich entzogen ist. Diese sogenannte „Versenkungslafette“ rührt von Buffington und Crozier her. Nach dem ursprünglichen Programm sollten innnerhalb 7 Jahre alle Vertheidigungswerke der großen Häfen an der atlantischen Küste der Unionsstaaten mit dieser Lafette ausgerüstet sein. Seitdem ist mehr als die Hälfte der Zeit verstrichen, und es darf demnach angenommen werden, daß die Bedingungen des Programms im Augenblick noch nicht erfüllt sind.

Die hier in Frage kommenden Geschütze sind achtzöllige Stahlgeschütze von großer Durchschlagskraft, die selbst Panzerplatten von stärkeren Dimensionen gefährlich werden können. Es ist von allgemeinem Interesse, die Einrichtung dieser Geschütze kennen zu lernen. Soll die Ladung der auf der Versenkungslafette ruhenden Kanonen erfolgen, so wird das Rohr durch Drehung eines Speichenrads aus seiner Hochstellung (zum Feuern über Bank) so weit herabgesenkt, daß das Projektil eingeführt werden kann, wobei ein kleiner Krahn in Aktion tritt. Nach bewirkter Ladung wird das Rohr in Hochstellung gebracht und ist somit schußbereit. Dies geschieht durch die Drehung des Antriebs in damit verbundener Aufrichtung des Hebekrahns. Das gehobene Rohr legt sich anfänglich durch Wirkung des Gegengewichts und infolge des Widerstands der hydraulischen Zylinder, welche die Hebung besorgen, nach vorne in die Batterie. Die Rückführung wird durch Gegenpuffer in den hydraulischen Zylindern erleichtert.

Die gesammte Anlage des Mechanismus ermöglicht eine Ladestellung des Geschützes, welche jederzeit, ohne Rücksicht auf den Elevationswinkel, einer Neigung von 7° zum Horizont entspricht. Am rückwärtigen Theile ruht das Stück sammt dem Gegengewicht in einem rahmenartigen Stützgestelle, das sich bei Veränderung der Neigung des Rohrs selbstthätig umlegt. Zur Herstellung des Gleichgewichts des in seinen Zapfenlagern balancirenden Rohrs dient ein Bleigewicht von nicht weniger als 16 Tonnen am unteren Ende des Rohrs, das an entsprechender Stelle aufruht. Eine Zuglette für die Drehung der Lafette läuft unterhalb des Kopfs der halbkreisförmig gekrümmten Laufschiene. Außerdem trägt die Lafette noch Einrichtungen zur Vermeidung der üblen Wirkungen des Rückstoßes auf den Versenkungsapparat, sowie ferner zur Verhinderung dessen, daß das Gegengewicht etwa durch seine enorme Schwere die Aktionsfreiheit des Geschützes beeinträchtige.... Für die große Leistungsfähigkeit dieser Art von Küstengeschütze spricht der Umstand, daß dieselben innerhalb 12 Minuten zehn Schüsse sicher abzugeben vermögen. Die ersten fertiggestellten Kanonen mit Versenkungslafetten — 15 Zehnzöller und 9 Achtzöller — wurden seinerzeit für die Hafenbefestigungen von New-York bestimmt. Wieweit die Armirung der anderen großen Hafenstädte zur Zeit fortgeschritten ist, konnte Verfasser nicht in Erfahrung bringen.

Vor 2 Jahren hat die Kriegsverwaltung der Union eine weitere Neuerung für die Küstenbefestigungen angenommen und theilweise wohl auch durchgeführt, da die hier in Frage kommende Erfindung von großer Bedeutung für die zweckmäßige Verwendung der schweren Küstenmörser ist. Die gewaltige Rückstoßwirkung, welche dieselben auf die Bettungen ausüben, muß schließlich zu deren Deformirung führen. Bei den von der Kriegsverwaltung der Union eingeführten pneumatischen Rückstoßapparaten ist der fragliche Uebelstand gänzlich beseitigt. Der Mörser erhält dadurch ein Aussehen, das von den bestehenden Konstruktionen gänzlich abweicht und sich in seiner Gesammtheit als eine sehr ingeniöse Erfindung darstellt. Leider ist es nicht möglich, ohne Zuhülfenahme von Abbildungen diesen Sachverhalt klar zur Anschauung zu bringen.

Wir haben im vorstehenden nur die Neuerungen berührt, welche in den artilleristischen Kampfmitteln der Unionsstaaten — insoweit der Küstenschutz in Betracht kommt — in den letzten 10 Jahren platzgriffen. Ueber den Umfang ihrer praktischen Verwerthung liegen leider nur spärliche Nachrichten vor. Immerhin ist der Fortschritt bemerkenswerth und besteht kein Zweifel darüber, daß für den Küstenschutz viel geschehen ist. S. L.

Religionswissenschaftliche Studien. [1])

Seitdem die Tage des rothen Mannes in Amerika gezählt sind, hat man dort mit verdoppeltem Eifer begonnen, die unvergleichlichen Schätze einer altersgrauen Vergangenheit der verheerenden Fluth zu entreißen, mit welcher die moderne Zivilisation jene Striche überschwemmt hat. Anthropologie, Prähistorie, Linguistik und nicht zuletzt Ethnologie machen sich in diesem edlen Wettkampf den Rang streitig, und die Regierung hat durch großartige Institute und Stiftungen (man denke nur an das einzig dastehende Smithsonian Institution in Washington!) dafür gesorgt, daß diese Bestrebungen auch staatsseitig gefördert werden und somit einem etwaigen verhängnißvollen Rückschlag zwischen Neigungen und Interessen überhoben sein. Einer der bahnbrechenden Forscher auf diesem reichen, die verschiedenartigsten Fächer umfassenden Gebiete ist Professor D. G. Brinton in Philadelphia, der durch eine lange Reihe sprachwissenschaftlicher und ethnologischer Werke das schwere Dunkel aufgehellt hat, das über der ureuropäischen Periode Nordamerika's bislang lagerte. Um sich recht deutlich den Unterschied von früher und jetzt zu vergegenwärtigen, braucht man nur das bekannte, noch immer gebrauchte Buch von J. H. Müller über die amerikanischen Urreligionen aufzuschlagen! Wie viel glänzende Irrthümer, welche klaffende Lücken, wie viel falsche mythologische Konstruktionen treten uns hier entgegen! Welch einen eminenten Fortschritt bekundet dagegen z. B. das Buch unsres Gewährsmannes, das (ein sehr erfreuliches Symptom) neulich in dritter Auflage erschienen ist: „The Myths of the New World“ oder das einem engeren Bezirk zugewandte Werk: „American Hero Myths“!

Charakteristisch ist für Brinton die vorzügliche Verbindung streng empirischer Forschung mit tief philosophischer Erkenntniß, mit scharfer psychologischer Analyse, die offenbar letzten Endes überall in strittigen Fragen den Ausschlag geben muß. Daß ihm der seltsame Radikalismus vieler moderner Ethnologen fehlt, die echt dogmatisch religiöse und mythologische Ideen lediglich nach dem logischen Maßstab beurtheilt, bedarf wohl kaum besonderer Betonung.

Im vorliegenden Buch, das übrigens aus einer Reihe von Vorlesungen hervorgegangen ist [2]) (ähnlich wie die

[1]) Mit besonderer Rücksicht auf D. G. Brinton, Religions of Primitive Peoples. G. P. Putnams Sons. New-York und London 1897.

[2]) Es hatte sich eine Gesellschaft gebildet, welche durch populäre Vorträge den Sinn und das Verständniß für religionsgeschichtliche Studien zu beleben sich entschloß, und zu diesem Zweck war eine Anzahl amerikanischer und europäischer Gelehrter zusammengetreten; folgende Themata wurden zunächst in Angriff genommen: „Der Buddhismus“ (von Prof. Rhys Davids in London), Primitive Religionen (von Prof. Brinton), „Israel nach dem Exil“ (von Prof. Cheyne in Oxford und „Israel vor dem Exil“ von Prof. Budde in Straßburg).

Digitized by Google

letzten Arbeiten Max Müllers aus den sogenannten Gifford-Lechner in England), werden die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung in eine allgemeinere Perspektive erhoben, der Ursprung und die Entwicklung der Religion, wenigstens in ihren Grundzügen, behandelt. Einer der hauptsächlichsten Gründe für die verhältnißmäßig unsicheren Ergebnisse der Religionswissenschaft ist die leidige Voreingenommenheit, mit welcher Reisende und Forscher sich ihrer Aufgabe unterziehen. Wenn Herbert Spencer in seiner Einleitung in die Soziologie die vielfachen subjektiven Vorurtheile mit vollem Recht als höchst verhängnißvoll für ein objektives Studium sozialer Erscheinungen bezeichnet, so gilt das unsres Erachtens vollends für religiöse Verhältnisse. Die landläufige, in weiten Kreisen der Anthropologen verbreitete Anschauung von dem sogenannten allgemeinen Charakter der Naturvölker (ein, beiläufig bemerkt, sehr diskutables Thema) geht dahin, daß nur sinnliche Neigungen und Bedürfnisse ihr Leben erfüllten; ein höchst abschreckendes Gemälde äußerster Verworfenheit und Brutalität entrollt sich dann vor unsern Blicken, und zur genaueren Beweisführung wird dann gewöhnlich irgendeine mißfällige Bemerkung über einen besonders niedrig stehenden Stamm seitens eines Berichterstatters citirt. Für diese pessimistische Schilderung haben z. B. sehr häufig die Australneger herhalten müssen, bis auch hier eine unbefangenere, langjährige Beobachtung den wahren Thatbestand zutage gefördert hat (in dem eben besprochenen Fall übernahm Curr die Ehrenrettung). Dennoch haben diese anscheinend hoffnungslos barbarischen Stämme (schreibt Brinton) ein komplizirtes System von Verwandtschaft und die schärfsten Ehebestimmungen, die überhaupt bekannt sind. Die Heirath mit Schwestern und Cousinen ersten Grades ist nicht nur verboten, sie gilt überall als nicht möglich. Die Speiseverbote sind so zwingend, daß die Eingeborenen lieber vor Hunger umkommen, als sie brechen würden. Einige ihrer religiösen Zeremonien bedingen freiwillige, höchst schreckliche Verstümmelungen. Ihre Mythologie ist umfassend, und sie sind so weit entfernt von einer stumpfen Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft und der Vergangenheit, daß ein sorgfältiger Beobachter, welcher jahrelang unter ihnen zugebracht hat, sagt: Sie reden nachts über diese Dinge und die Vergangenheit ihrer Rasse, und wie sie dorthin gekommen sind. (S. 17.) Dazu kommt dann gelegentlich Ungeschick der Missionäre, verbunden mit dogmatischer Befangenheit, endlich die wohl begreifliche Scheu der Eingeborenen, über ihre theuersten Geheimnisse mit Fremden zu reden. Dies Moment ist uns nie ergreifender vor die Seele getreten als in der Schilderung, die Bastian von seiner Unterredung mit einem priesterlichen Greise auf Hawaii entwirft. Es handelte sich um die letzten Urgründe des Seins und der Entwicklung, wie sie in der tiefsinnigen polynesischen Kosmologie skizzirt werden. Der Altmeister der Ethnologie, begierig, diese Ideen aus so berufenem Munde zu vernehmen, suchte vergeblich eine weitere Antwort zu erpressen. Anfangs dasselbe Schweigen (so schreibt er), dann bei längerem Drängen schaute er auf mit einem sehnsuchtig seelenvollen Blick, wie ich ihn selten gesehen habe, und seine rechte Hand auf die Brust pressend, sagte er mit zitternder Stimme in einem fast herzzerreißenden Tone (nach der wörtlichen Verdolmetschung meines Begleiters): Wollt Ihr mir meinen einzigen Schatz rauben? (Heil. Sage der Polynesier, S. 158). Dazu kommt dann noch als erschwerendes Moment das Tabu. Genug, wir dürfen mit allen schärferen und gründlicheren Kritikern die Religion als ein unveräußerliches Erbgut des Homo sapiens betrachten, sei es auch noch so entstellt und verkümmert. Unser Gewährsmann geht aus von der grundlegenden Forderung einer für alle religiösen Entwicklungsphasen trotz ihrer inneren Gegensätze maßgebenden Erklärung und Bestimmung des religiösen Gefühls überhaupt und findet dieselbe in der Erkenntniß oder Annahme, daß bewußtes Wollen die letzte Quelle aller Kraft sei, verbunden mit dem wichtigen Zusatz, daß der Mensch mit ihr in unmittelbarer Beziehung stehe. Es läßt sich nun nach unserm Dafürhalten schwer ausmalen, ob jene Anschauung in der That immer als treibender Faktor in voller Gegenständlichkeit wirksam ist (wenigstens zweifeln wir nicht, daß manche widersprechende Beispiele sich dagegen anführen ließen), aber so viel ist sicher, daß selbst für den blöden Fetischanbeter der zufällige Gegenstand für die göttliche Inkarnation und eben diese magische Kraft selbst, nicht immer, aber jedenfalls in lichteren Augenblicken des Nachdenkens, unterschieden werden. Die ganze Theorie des Animismus, der Naturbeseelung, ist ohne dieses psychische Korrelat, das dem uns Menschen unverwüstlich im Blut sitzenden Dualismus entspringt, schlechterdings unverständlich; es ist der Reflex eigenen geistigen Lebens, der sich in jenen mythologischen Bildern mehr oder minder naturgetreu wiederspiegelt; selbst die Stadien der äußersten psychopathischen Ekstase, wie sie überall wiederkehren und immer den Höhepunkt der menschlichen Annäherung an die Gottheit bezeichnen, sind ohne diese psychologische Quelle unerklärlich. Endlich weist uns mit unzweideutiger Entschiedenheit die sprachliche Analyse der meisten Bezeichnungen für die höchste Gottheit auf eine schrankenlose über dem Individuum sich erhebende kosmische Kraft, die äußerste Potenz psychischer Entwicklung, wobei freilich der bestimmte Umriß einer konkreten Persönlichkeit sich nur allzu oft verwischt. Erst auf höheren Kulturstufen gewinnen alle diese Züge eine mehr logische Durchbildung und Fassung, die wir eben klugerweise nicht von den armen Naturvölkern verlangen sollten.

Die Religion beherrscht das ganze Sinnen und Treiben der Stämme niederer Kultur, und deßhalb begreift es sich auch leicht, daß alle Angelegenheiten des tagtäglichen Lebens in diese Sphäre gerückt werden. Man hat daher öfter mit einer gewissen überlegenen Miene auf die angeblich ausschließlich materielle Seite primitiver Gebete hingewiesen, auf den empfindlichen Mangel höherer ethischer Motive, auf eine anscheinende Bevorzugung der bösen Dämonen und Gottheiten ꝛc. Auch in diesen Urtheilen vermischt sich wahres und falsches. Brinton führt eine ganze Reihe von Belegen an, aus denen unzweideutig erhellt, wie häufig doch schon auf niedrigen Gesittungsstufen die Menschen sich über die sinnliche Welt erheben. Freilich ein Vers aus dem Rig-Veda, der citirt wird, würde wohl wenig beweisen, aber das Gebet der Rhonds, eines dravidischen Stammes in Nordindien: „O Herr, wir wissen nicht, was gut für uns ist, du weißt es, deßhalb bitten wir zu dir", ist, falls es authentisch ist, ein um so schlagenderes Zeugniß. Gemischt aus verschiedenen Bestandtheilen ist die Bitte eines Sioux-Indianers: „O mein Großvater, die Erde, ich lieb dich, gib mir ein langes Leben und Gesundheit des Leibes. Wenn ich in den Krieg ziehe, laß mich viele Pferde fangen und viele Feinde tödten. Aber in Friedenszeiten laß mein Herz nicht Verdruß empfinden." (S. 106.) Sodann ist uns ein seltsames Gebet der Navabo-Indianer aufbewahrt, eines in den westlichen Landschaften jagenden Stammes, das unter Darbringung von Opfern lediglich auf die Erhaltung körperlicher Schönheit abzielt.

Ein Punkt bedarf schließlich noch kurzer Erörterung, es ist der verhängnißvolle Zwiespalt zwischen Moral und Religion, der auf primitiven Stufen der Entwicklung auffällig hervortritt. Zunächst ist nicht zu verkennen, daß jede Satzung in erster Linie nur gültig ist für den kleinen Kreis des Stammes oder der Horde; deßhalb die eigenthümliche Erscheinung, daß gegen Stammfremde alles erlaubt ist, was

im Verkehr mit den eigenen Genossen streng verboten ist. Sodann kann es kaum überraschen, wenn überhaupt mehr Nachdruck gelegt wird auf ein legales äußeres Verhalten bestimmten Vorschriften gegenüber, als auf das für uns lediglich maßgebende Moment der Gesinnung; denn eben diese Erkenntniß ist ohne Frage erst ein Ergebniß tieferer und reiferer Auffassung. Daß dieselbe aber nicht etwa gebunden ist an das Christenthum, bedarf wohl keiner Begründung; waren doch die spanischen Missionäre und Priester über die Reinheit und Vollkommenheit ethischer Anschauung, die sie bei den Inkas antrafen, so überrascht, daß sie meinten, hier müßten christliche Einflüsse im Werke gewesen sein. Jene Isolirung auf den engen Bezirk ursprünglicher Blutsverwandtschaft wird durch den naturgemäßen Lauf der sozialen Entwicklung unterbrochen, und dadurch rücken auch die alten Stammesgötter in eine weitere und höhere Perspektive. Es mußte nothgedrungen ein Ausgleich verschiedenartiger Ideen eintreten, Züge verwandter Heroen und Gottheiten wurden gegenseitig übertragen, und zugleich zeigen sich die ersten Keime einer den ganzen Weltlauf umfassenden Religionsphilosophie. — Wir können das vorliegende Buch, das überall für die theoretischen Erörterungen ein reiches konkretes Material beibringt (und zwar nicht nur aus der Neuen Welt), dringend dem Studium empfehlen; sowohl Fachgenossen, als auch Alle, welche an den großen Problemen religiöser und mythologischer Entwicklung Interesse nehmen, werden reiche Belehrung und Befriedigung finden.

Th. Achelis.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- Friedrich Polle: Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1898. VI und 188 S. 8°. Preis geb. M. 2.40. — Der Name, das Verhältniß des Namens zu seinem Gegenstand und wie sich das Volk dieses Verhältniß denkt, das sind die Hauptpunkte, die Polle in seinen Ausführungen behandelt. Das Volk unterscheidet nur sehr wenig zwischen dem Ding und seinem Namen, es braucht oft Gattungsnamen wie Eigennamen, relative Bezeichnungen wie absolute, es gibt althergebrachte, formelhaft gewordene Wendungen nicht auf, selbst wenn sie nicht mehr passen. Ding und Name gehören ihm innig zusammen, und daher hat auch der Name allein schon eine große Bedeutung; nur dem Seienden kommt er zu, ja das relative Nichts wird durch einen Namen zu einem Seienden, das Unbenannte dagegen wird als Nichtseiendes betrachtet. Daher rührt auch die hohe Macht, welche dem Volksglauben nach das Wissen des Namens verleiht; denn sobald der Mensch ein Ding benennt, besitzt er mit der Kenntniß zugleich auch die Herrschaft darüber. Neben diesen Fragen kommen noch eine ganze Reihe anderer zur Besprechung, namentlich aus dem Gebiet des Sprachgebrauchs, der Sprachrichtigkeit und der Volksetymologie. Mit einer dankenswerthen Fülle von Beispielen weiß der Verfasser alles, was er vorbringt, zu belegen, und gar manche prächtige Probe des Volkshumors kommt dabei zum Vorschein. Die Form dieser Beobachtungen aus dem Leben der Sprache ist dabei durchaus allgemein verständlich und leidet auch nicht erheblich an der Menge der literarischen Nachweise, die ein Recensent der ersten Auflage so sehr bemängeln zu müssen glaubte. In allen Einzelheiten freilich kann man dem Verfasser nicht immer ganz zustimmen. Das Kapitel über die Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff z. B. ist sicherlich zu weitgehend, und besonders die Ausführungen auf S. 80 ff. sind nur ganz subjektive Empfindungen. In manchen Fällen verläßt auch Polle seinen eigentlichen Standpunkt — ohne es zu bemerken — und verwechselt Rede- und Vorstellungsweise des Volks mit bewußten Kunstwendungen oder Künsteleien der Dichter oder auch mit Nachlässigkeiten des Zeitungsstils oder mit verknöcherten, durchaus nicht allgemein gültigen Eigenheiten der Schriftsprache, die Niemand und am allerwenigsten das „Volk" in der Rede anwendet (vgl. S. 61—64). Endlich ist nicht einzusehen, warum wider Recht und Brauch stets das Endungs-„e" in der ersten Person des Indikativs Präsentis aller Verba unterdrückt ist (also: ich hab, ich schließ u. s. f.). Doch trotz dieser und noch mancher anderen Aussetzungen genügt das Buch, das ja keine streng wissenschaftliche Leistung sein will, seinem Zweck, das Interesse an der Entwicklung und an dem gesammten Leben unsrer Sprache in möglichst weite Kreise zu tragen, vollkommen, und wir können ihm nur eine recht weite Verbreitung und eine ebenso freundliche Aufnahme wie der ersten Auflage wünschen.

* Ueber die Verwendung der nach dem Verfahren des bekannten Professors C. Linde in München verflüssigten Luft als Sprengstoff der Zukunft schreibt die französische „La Nature" in einer ihrer letzten Nummern folgendes: Die flüssige Luft findet in der Industrie eine immer größer werdende Verbreitung und Verwendung. Dr. Linde in München baut bereits Maschinen zur industriellen Herstellung flüssiger Luft, welche keine anderen Hülfsmittel als eine Betriebskraft benöthigen und die zu verflüssigende Luft direkt aus der Atmosphäre entnehmen. Wie die Versuche ergeben haben, ist zur Erzeugung von einem Liter flüssiger Luft in der Stunde eine Maschine von 3 Pferdestärken ausreichend. Jetzt wird nach den Angaben von Linde eine Maschine für eine große chemische Fabrik in Aachen gebaut, welche mit einer Maschine von 120 Pferdestärken 50 Liter flüssiger Luft stündlich zu liefern vermag. Eine charakteristische Eigenschaft der flüssigen Luft ist diejenige, daß der in ihr enthaltene Stickstoff der Luft früher verdampft, als der Sauerstoff. Die Folge davon ist, daß nach einer bestimmten Verdampfungszeit die zurückbleibende flüssige Luft sauerstoffreicher ist, als die ursprüngliche Flüssigkeit. Läßt man z. B. 60 Proz. des Anfangsvolumens, z. B. eines Liters, verdampfen, so enthält der Rest noch 50 Proz. Sauerstoff, und bei einer Verdampfung von 95 Proz. des Anfangsvolumens enthält der Rest 90 Proz. Sauerstoff und nur 10 Proz. Stickstoff. Diese Eigenschaft der Luft hat nun Prof. Linde benutzt, um einen neuen Sprengstoff von ganz besonderer Beschaffenheit herzustellen. Die nach der Verflüssigung wieder theilweise verdampfte und dadurch auf 40 bis 50 Proz. Sauerstoff angereicherte Luft wird mit Kohlenstaub gemischt und gibt einen dem Dynamit bezüglich seiner Wirkung gleichen Sprengstoff, welcher ebenso wie das Dynamit mittelst einer Primärexplosion zur Detonation gebracht werden kann. Die Patrone wird in der Weise hergestellt, daß Kohlenstaub zu einem Drittel seines Gewichts mit Watte gemischt und sodann mit flüssiger Luft getränkt in einer starken Papierhülse verschlossen wird. Die so hergestellte Patrone behält ihre explosive Eigenschaft jedoch nur 5 bis 10 Minuten lang, worauf dieselbe allmählich schwächer wird und nach einer halben Stunde vollkommen verschwindet. Hierin liegt bezüglich der Gefahrlosigkeit des Sprengstoffes eine außerordentlich wichtige Eigenschaft, da nach einer gewissen Zeit eine explosive Wirkung aufhört und daher Unglücksfälle durch eine unbeabsichtigte Zündung nicht mehr eintreten können. Auch wird hiedurch die Möglichkeit, den Sprengstoff zu entwenden und zu verbrecherischen Zwecken zu mißbrauchen, ganz beseitigt. Bei Versuchen, welche in der Kohlengrube zu Penzberg angestellt wurden, hat sich der neue Sprengstoff als vollkommen tauglich erwiesen, und wenn derselbe auch noch bezüglich seiner Herstellung und Behandlung vervollkommnungsfähig und -bedürftig ist, so scheint er doch berufen zu sein, für die Zwecke des Tunnelbaues in Gebirgen vortreffliche Dienste zu leisten. Etwas Kohlenstaub und ein Wasserfall zum Betrieb eines Motors sind genügend, das Dynamit der Zukunft direkt am Verwendungsort herzustellen, wobei es im Gegensatz zum Dynamit seine Gefährlichkeit nur wenige Minuten lang besitzt, während welcher Zeit einerseits mit Sachkenntniß und Sorgfalt Unglücksfälle vermieden werden können, und andererseits der Stoff, da die Herstellung der Patrone stets unter Aufsicht geschieht, schwer entwendet und zu verbrecherischen Handlungen benutzt werden kann, da er schon auf dem Transport von dem Ort seiner Herstellung nach einem ferner gelegenen Ort seine gefährliche Natur völlig einbüßt. Sollte sich der neue Sprengstoff auch für die Verwendung in Bergwerken dauernd als praktisch erweisen, so

dürfte, wie die „Deutsche Z." meint, in nicht zu ferner Zeit im Wege der Gesetzgebung die Herstellung des Dynamits entweder ganz verboten oder nur für die Zwecke der Kriegführung (unterseeische und unterirdische Minen und Torpedos) in staatlichen Fabriken gestattet werden.

* Die Nachricht von dem Schluß der serbischen Nationalbibliothek wegen Büchermangels (s. Nr. 87 der Beilage) wird jetzt von offiziöser serbischer Stelle aus dementirt, aber in einer Form, die jeden Zweifel an der Unrichtigkeit jener Nachricht noch nicht beseitigt.

* In Celle starb am 22. April im 83. Lebensjahre der Oberappellationsgerichtsrath Dr. Karl Nöldeke, der als Bearbeiter der hannoverischen Landesgeschichte, speziell der Geschichte und Kunstgeschichte der Stadt Celle, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Auch auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Erforschung des hannoverischen Bodens war der Verstorbene eifrig thätig und man verdankt ihm bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Flora Nordwestdeutschlands und über das Vorkommen von Petroleum in diesen Landstrichen. In Anerkennung seiner Verdienste war Nöldeke von der Universität Göttingen zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Leipzig,** 25. April. In der Aula der hiesigen Universität fand heute die feierliche Eröffnung der ersten deutschen Handelshochschule statt. Anwesend waren Vertreter der sächsischen Staatsregierung, der Universität, der städtischen Körperschaften, des Reichsgerichts u. s. w. Für den deutschen Handelstag war dessen Präsident, Geh. Kommerzienrath Frentzel (Berlin), anwesend, für den Verband für das deutsche Unterrichtswesen der Vorsitzende Dr. Stegemann (Braunschweig). Der Vorsitzende des Senats der Handelshochschule, Handelskammerpräsident Zweiniger, eröffnete den Festakt, indem er einen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung und Entwicklung des Gedankens einer Handelshochschule gab, als deren Ziele er aufstellte: Weiterbildung des Knufmanns selbst und Heranziehung geeigneter Handelslehrer. Wie er mittheilte, hat die sächsische Regierung 5000 Mark und die Stadt Leipzig 3000 M. für die Gründung des Instituts beigesteuert. Nach Beglückwünschung durch den Rector magnificus, Geh. Rath Prof. Dr. Wachsmuth, berichtete der Studiendirektor der neuen Anstalt, Professor Dr. Raydt, über deren Entstehungsgeschichte und Lehrziele.

* **Paris,** 24. April. Der Schriftsteller und Akademiker Pierre Loti antwortet auf die unliebsame Entlassung, mit der seine Vorgesetzten ihn, den Linienschiffslieutenant Julien Peaud, in dem Augenblick überraschten, da er Kapitän zu werden hoffte, durch die Veröffentlichung eines Romans, in dem er mehr als je Seemann ist. »Matelot« heißt das Buch, welches die einfache und ziemlich melancholische Geschichte eines Matrosen erzählt, der mit 24 Jahren auf dem Schiffe, das ihn aus Tonking heimbringen soll, an der Dysenterie stirbt. Der Matrose Jean Berny ist nicht, wie die berühmt gewordenen Islandfischer Loti's, ein Kind des Volks, der durch die Ungunst der Verhältnisse und wohl auch durch eigene Schuld gemeiner Matrose wird und es nur bis zum Boatsmann im Staatsdienste bringt. Loti hat wohl noch nie einen Charakter so tief ergründet, wie den dieses „Deklassirten". Dabei drängt er seine Psychologie nie geflissentlich in den Vordergrund, sondern läßt sie aus den erzählten Thatsachen wie von selbst hervorgehen. Die verwittwete Mutter von Jean Berny und sein Großvater, ein pensionirter Beamter, haben ihr letztes Vermögen darangesetzt, um aus dem hübschen und gut veranlagten Knaben einen Marineoffizier zu machen, damit er sich vor seinen reichen Verwandten nicht zu schämen brauche. Jean besitzt aber mehr Phantasie als Lust zur Mathematik, und so fällt er in der Aufnahmeprüfung für das Schulschiff Barda durch. Aus Kummer darüber stirbt der Großvater bald darauf, und mit ihm verliert die Mutter die kleine Pension. Der junge Mann schickt sich ohne Murren in die neue Lage. Er will die Welt und namentlich den Orient sehen, gleichviel in welcher Stellung, und geht daher als Schiffsjunge auf ein kleines Boot, dessen Kapitän Schmuggel treibt. Er wird bald ganz zum Matrosen, und seine Vorsätze, das Versäumte später nachzuholen, um wenigstens in der Handelsflotte kommandiren zu können, verflüchtigen sich immer mehr. Auf allen Fahrten begleiten ihn zwar seine alten Schulhefte über Algebra und Triganometrie, aber er versteht sie je länger je weniger. Um den reichen Berny ihre Armuth zu verbergen, verlassen Mutter und Sohn nach dem Tode des Großvaters das heimatliche Antibes am Mittelmeer und siedeln nach dem bretonischen Kriegshafen Brest über, wo Frau Berny Goldstickereien für die Marine ausführt, während Jean seiner Militärpflicht in der Flotte genügt. Nachher weiß er nichts anderes mehr zu thun, als weiter zu dienen. Er hält aber noch immer darauf, daß seine Mutter, wenn sie in Brest mit ihm ausgeht, als Bürgersfrau und nicht als Arbeiterin gekleidet ist, und läßt sich von ihr noch zuweilen die alten Familienreliquien zeigen. Einmal lächelt ihm das Glück: er könnte der Schwiegersohn eines wohlhabenden Kanadiers werden, aber die Aussicht, als Geschäftsmann in Quebec zu leben, schreckt ihn ab. Endlich wird er nach Tonking geschickt, von wo er nicht wiederkehren wird. Ergreifend ist die Schilderung, wie der todkranke Matrose seine letzten Kräfte zusammenrafft, um noch einmal auf Deck zu kommen, und nicht minder ergreifend der Schmerz der Mutter, die erst bei der Ankunft des Schiffes, auf dem ihr Sohn gestorben ist, dessen Tod erfährt. Loti's „Matelot" wird von allen denen, die an seinen berühmten „Islandfischern" Gefallen gefunden, mit Interesse gelesen werden.

* **Aus Rußland.** Während die im April 1897 veröffentlichten Daten nur das allgemeine Resultat der letzten russischen Volkszählung wiedergaben, publizirt jetzt das statistische Zentralkamitee die folgenden genaueren, nachgeprüften allgemeinen Resultate. Die Zahlen sind nach Tnusenden angegeben. Die Gesammtbevölkerung der 50 Gouvernements des europäischen Rußlands beträgt 94,215 Tausend, darunter 46,447 männliche und 47,767 weibliche. In den zehn westlichen „Weichsel"-Gouvernements wohnen 9455 Tausend, darunter 4764 männlich und 4691 weiblich, im Kaukasus 9248 Tausend, darunter 4891 männlich und 4357 weiblich, in Sibirien 5727 Tausend, darunter 2954 männlich und 2772 weiblich, in Zentralasien 7721 Tausend, darunter 4158 männlich und 3562 weiblich. Im ganzen 126,366 Tausend mit Zuzählung der russischen Bevölkerung in Finnland, der im Ausland befindlichen, in Buchara, Kiwa 126,411 Tausend, darunter 63,253 Tausend männlich und 63,158 weiblich. Die Stadtbevölkerung Rußlands beziffert sich nach der letzten Zählung auf 16,289 Tausend Menschen, also auf ungefähr 13 Proz. der Gesammtbevölkerung Rußlands. — Aus den Daten über die Bevölkerungsdichtigkeit seien folgende mitgetheilt. Zunächst treffen in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands auf eine Quadratwerst unter anderem: Gouvernement Moskau 83.2 Menschen, Kiew 76.8, Poltawa 63.7, Kursk 58.7, St. Petersburg 53.8, Tula 52.6, Charkow 52.4, Tschernigow 50.4, Orlow 50, Bessarabien 49.6, Grodno 47.7, Tambow 46.4, Woronesch 44, Cherson 43.9, Kaluga 43,4, Witna 43.2, Mohilew 40.5, Kasan 39.1, Witebsk 39, Jekaterinoslaw 37.9, Jaroslaw 34.4, Samtow 32.6, Livland 32.5, Kurland 28.3, Minsk 26.9, Esthland 23.9, Samara 20.2, Gebiet der Don'schen Kasaken 17.8, Nowgorad 13.4, Orenburg 9.7, Astrachan 4.8, Archangel 0.5. Unter den zehn Weichsel-Gouvernements zählt Warschau 125.8 auf die Quadratwerst, die niedrigste Ziffer, 55.9, weist auf das Suwalskische Gouvernement. Unter den Gouvernements des Kaukasus ist das am dichtesten bevölkerte Eriwan mit 34.6 auf die Quadratwerst, dann kommen Kutais 33.5, Tiflis 26.6, Kuban 23.5, Dagestan 22.4, Kars 17.19, Stawropal 16.6, das Gebiet am Schwarzen Meer 8.4. In Sibirien ist die höchste Dichtigkeit in Tomsk 2.5 auf die Quadratwerst, das Gebiet jenseit des Baikal zählt 1.3, Tobalsk 1.2, in den übrigen Gouvernements geht die Zahl noch weiter herunter bis auf 0.1 bis 0.8 auf die Quadratwerst. In Zentralasien hat Samarkand 14 auf die Quadratwerst, die Ziffer geht herunter bis auf 0.8.

☞ Der Gesammtauflage dieser Nummer liegt ein Prospekt der Patent-Kochherd-Fabrik **J. Glenk, Nürnberg-Ostbahnhof,** bei. Die vielen mit Namen darin aufgeführten Referenzen lassen die große Beliebtheit und weiteste Verbreitung dieser Herde ersehen. (6931)

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 28. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus der Beethovenliteratur der jüngsten Jahre. I. Von Dr. Th. v. Frimmel. — Nistkästen für Höhlenbrüter. Von Friedrich Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus der Beethovenliteratur der jüngsten Jahre.

Von Dr. Th. v. Frimmel (Wien).

I.

Vor einiger Zeit war in den Spalten der Beilage zur Allgem. Ztg. von Beethovens Klaviersonaten die Rede. Reinecke's Buch über diese Sonaten, in Form von Briefen an eine Freundin aus den Jahren 1894 und 1895, wurde bei jener Gelegenheit besprochen.[1]) Es war unter den Beethovengaben neueren Datums eine der bedeutendsten. Wie viel ist aber sonst noch zu erwähnen! Werden hier auch die meisten der ungezählten Konzertberichte weggelassen, die von Aufführungen Beethoven'scher Werke handeln, lasse ich auch sonst die Feder unberührt, wo es sich um das reine literarische Wiederkäuen längst bekannter Dinge handelt, so bleiben doch genug neue Arbeiten über Beethoven übrig, die hier besprochen oder wenigstens genannt werden müssen,[2]) z. B. allerlei Artikel in Zeitschriften und Zeitungen, allerlei Stellen in Büchern. Was die letzteren betrifft, so möchte ich zunächst die Abschnitte kritisch beleuchten, welche sich in C. Lombroso's „Entartung und Genie, neue Studien" finden.[3]) Wie dieses ganze Buch, so ruhen auch die Urtheile über Beethoven nur halb auf sicherer Grundlage, halb sind sie aber von sehr fragwürdiger Zuverlässigkeit. Gut charakterisirt ist Beethovens jäher Wechsel von zornigem Aufbrausen zur demüthigen Abbitte. Was Lombroso aber daraus schließen will, wird man noch lange mit größter Behutsamkeit aufnehmen müssen, ebenso die Rückschlüsse aus Beethovens fliehender Stirn und der angeblichen „Mikrokephalie der Stirnregion" an seinem Schädel. Wer sich hier an die gut beobachteten Thatsachen der Anthropologie hält, wird in Beethovens fliehender, im Verhältniß zur sonstigen Schädelbreite etwas schmaler Stirn noch lange kein „Degenerationszeichen am Kopfe" erblicken. Auch Paul Flechsig in „Gehirn und Seele" (2. Auflage S. 102), der doch gewiß die Bedeutung einer ungleichmäßigen Entwicklung des Gehirns zu würdigen versteht, drückt sich über die „verhältnißmäßig" kleinen Dimensionen der frontalen Theile an Beethovens Schädel[1]) sehr vorsichtig aus und erinnert dabei an die Rasseneigenthümlichkeiten der Schädel. Offenbar bedachte er dabei, daß Schädel und Gehirn zweierlei ist, und daß man bei aller Erkenntniß einer Lokalisation gewisser Geistesthätigkeiten im Gehirn doch nicht auf den Standpunkt der Gall'schen Schädellehre zurückgehen dürfe.

Lombroso's Hineinziehen Beethovens in die nebelhafte Lehre vom Farbensehen hängt wieder in der Luft. Bei rechten Musikern ist die „audition colorée" sehr selten, und für Beethoven liegt keinerlei Anhaltspunkt vor, ihn als Farbenhörer hinzustellen. Lombroso legt ferner augenscheinlich viel zu viel Gewicht auf Beethovens Sonderbarkeiten im gewöhnlichen Leben und schildert ihn als Kleinigkeitskrämer. Dabei wird gänzlich übersehen, daß jeder Mensch essen, trinken, schlafen, wohnen muß und ungezähltemale davon spricht, daß aber Beethoven durch sein einsames Leben und seine Taubheit gezwungen war, all diese Dinge sehr oft schriftlich zu erwähnen, in Briefen und in den Konversationsheften. Das Märchen, daß Beethoven „oft vier Wohnungen zugleich bezahlen" habe müssen, wird wieder aufgewärmt, obwohl es seit Jahren in der Beethovenliteratur abgethan ist. Richtig ist die von Lombroso berührte auffallende Abneigung Beethovens gegen die Geheimnisse des Einmal-eins und der Rechtschreibung. Aber auch aus diesem Mangel einer ausreichenden Erziehung, denn etwas anderes steckt nicht dahinter, sind keinerlei Rückschlüsse auf Entartung oder Genie bei Beethoven zu erzwingen. Ich würde die Schiefheiten in Lombroso's Buch viel nachsichtiger beurtheilen, wenn doch wenigstens jedesmal die benutzten Quellen genannt wären. So aber hat sogar der belesene Beethovenfreund Mühe, herauszufinden, woher der Autor all die Ungenauigkeiten geschöpft hat. Man wird unwillig über die Absicht des Autors, den Schein von strammer Sicherheit dort zu erwecken, wo vieles wackelt oder schief steht. Auf wissenschaftlichen Werth haben die Beethovenstellen in dem Buche keinen Anspruch, und eine zweite Auflage wird das ganze benutzte Material noch einmal recht gründlich durchprüfen müssen. Daß Lombroso in anderen Theilen seines Buches gelegentlich den Nagel auf den Kopf getroffen hat, kann seine Beiträge zur Psychologie Beethovens nicht retten.

Mit einigen Worten sei des Artikels Beethoven in der 14. Auflage des Brockhaus'schen Konversationslexikons gedacht, welche 1894 erschienen ist. So kurz der genannte Artikel ist, kann er dennoch recht gut als Einführung ins Studium Beethovens dienen, da er die Wege weist, die zu weiterer Erkenntniß führen. Auch der Beethovenabschnitt in Hugo Riemanns „Musiklexikon" (4. Auflage 1894) bietet auf engem Raume viel Inhalt.[2])

[1]) Vgl. Beilage, 1896, Nr. 301 und 302.

[2]) Der Bericht sei in ähnlicher Weise gehalten wie seine Vorgänger in E. Kastners musikalischer Chronik von 1886, in der neuen Wiener Musikzeitung (im Verlag von V. Kratochwill) von 1890, in den Hamburger Signalen von 1892 und in Rabitschek's deutscher Kunst- und Musikzeitung von 1895. Nur wird hier eine noch engere Auswahl getroffen als in den angeführten Studien. — Meine früheren Berichte haben schon einen Theil von 1894 besprochen. Hier wird an den letzten Bericht angeknüpft.

[3]) Sie sind gesammelt und „unter Mitwirkung des Verfassers" deutsch herausgegeben von Dr. Hans Kurella, Leipzig, Wigand, 1894. — Die Stellen über Beethoven finden sich auf S. 99, 111, 177 f. und 284.

[1]) Ueber diesen vergl. Frimmel „Neue Beethoveniana" 2. Ausgabe S. 317 und 367 f., wo die übrige Literatur genannt ist.

[2]) Einige Beethovenstellen finden sich in Lina Ramanns „Franz Liszt" II. Bd. 2. Abtheil. (1894) S. 37 über Beethovens letzten Flügel. S. 232 ff. über Liszt'sche Uebertragungen Beethoven'scher Werke und die Liszt'sche Ausgabe der Klaviersonaten Beethovens. Vgl. auch „Nachträge und Berichtigungen" passim.

Digitized by Google

Nun einiges aus den Zeitschriften und Sonderabdrücken von 1894: Das Wochenblatt „Daheim“ brachte in Nr. 34 eine ziemlich lange Notiz „Beethoven und Goethe“, die mit königlicher Verachtung an der reichen Literatur vorübergeht, welche es über dieses Thema gibt. Im musikalischen Wochenblatt (Leipzig, E. W. Fritzsch) von 1894 fand sich eine ausgedehnte Studie ästhetischen Inhalts mit dem Titel „Das Allegretto von Beethovens A-dur Symphonie und ein bißchen diese selbst“ von Moritz Wirth. Ich kann mich den Ansichten Wirths ganz und gar nicht anschließen, gestehe aber zu, daß er für sich, d. h. für seine subjektive Empfindung vermuthlich ganz im Recht sein wird. Es kommt bei derlei ästhetischen Arbeiten zu viel auf die Assoziationen an, die Jeder zufällig mit diesem oder jenem Musikwerke verbindet, um eine wirkliche Einigung erzielen zu können. Als einen Nachtrag zur erwähnten Arbeit veröffentlichte Wirth ebenfalls im musikalischen Wochenblatt den Aufsatz: „Ein merkwürdiger Instrumentationseffekt im Vorspiel zum Parsifal und ein anderer im Allegretto der A-dur-Symphonie von Beethoven“.

Die „Proceedings“ der Londoner „Musical Association“ (24. session 1894—1895) bringen einen kurzen Vortrag von Sir George Grove zum Abdruck, worin einige kleine Abweichungen der späteren Ausgaben von der ersten Ausgabe für Beethovens neunte Symphonie nachgewiesen werden. Darunter ist höchstens der Irrthum in der Tempoangabe des Scherzo beachtenswerth. Viel anregender ist Dr. Erich Priegers Heft „Friedrich Wilhelm Rust, ein Vorgänger Beethovens“, das 1894 im Tonger'schen Verlag zu Köln erschienen ist. Der genannte Rust war Schüler Friedemann Bachs und leitete in seiner Kunst herüber zur Weise eines Beethoven. Prieger weist ganz vorsichtig auf die Möglichkeit hin, daß Beethoven Rust'sche Werke gekannt hat. Denn der jüngste Sohn dieses Rust lebte jahrelang mit Beethoven gleichzeitig in Wien, wo er auch mit dem Meister selbst und dem Freundeskreise desselben in Beziehung stand. Den Anlaß zur Herausgabe der Prieger'schen Schrift bot die Wiederbelebung Rust'scher Klaviersonaten durch Dr. Otto Neitzel, von der man ja 1893 allerwärts in den Musikzeitungen zu lesen bekam. Prieger hat die Stimmen über Neitzels Konzert gesammelt herausgegeben und mit einem kurzen Vorwort über Friedrich Wilhelm Rust begleitet.

Von der Prieger'schen Faksimile-Ausgabe der Beethoven-Sonate in As-dur war schon in meinem Artikel über Beethovens Klaviersonaten die Rede (Beil. 1896, Nr. 301, S. 4), ohne daß ich dort Gelegenheit gefunden hätte, diese werthvolle Veröffentlichung des besonderen hervorzuheben. Kleine Ergänzungen wurden damals mitgetheilt. Unwesentliche Mißgriffe in Priegers Arbeit sollen hier nicht an die große Glocke gehängt werden. Unter den zahlreichen, mannichfachen Notizen, die sich an Priegers Ausgabe knüpfen, hebe ich die sachlich gehaltene, lesenswerthe hervor, die im Augusthefte der „New Quarterly musical review“ erschienen ist.[1])

Kleine, nicht gerade übermäßig werthvolle Beiträge zu Beethoven fanden sich 1894 in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ (Bd. X). Von sehr verschiedener Bedeutung waren die Beethovenstellen in den Katalogen der Antiquare und Handschriftenhändler. Ich muß hier ganz im allgemeinen auf die Verzeichnisse von Einsle, Liepmannssohn, Bertling hinweisen, an die sich in den folgenden Jahren noch solche von Alb. Cohn, Sotheby, Wilkinson u. Hodge, Jos. Baer u. Co., Georg Lissa, List u. Francke und Anderen anschließen.

Wir wären bei 1895 angelangt. Ein eigentliches Beethovenbuch ist in diesem Jahre nicht erschienen, indeß handelt ein ausgiebiges Kapitel in J. S. Shedlocks Buch „The pianoforte Sonata its origin and development“ (London 1895) von unserm Meister. Der Abschnitt verdient, wie die übrigen des neuen Buches, Beachtung, obwohl Shedlock gar manches übersehen hat, namentlich eine reichliche Anführung der Quellen und der Vorgänger, auf deren Schultern zum Theil das Buch ruht. S. Bagge mit seiner Studie „Die geschichtliche Entwicklung der Sonate“ (Leipzig 1880) ist, so weit ich sehe, ignorirt, obwohl sie eine brauchbare Zusammenfassung bot. Daß von meiner Seite längst Belege für den Zusammenhang der Frühwerke Beethovens mit Reefe's Musik veröffentlicht worden sind, hätte wohl auch eine Erwähnung verdient. Ob nun Shedlock mit oder ohne Absicht einige Vorarbeiten ungenannt gelassen hat, keinesfalls ist das Buch so ausgereift, daß es schon jetzt eine Uebersetzung ins Deutsche verdient hätte. Vor kurzem ist eine solche bei Karl Habel in Berlin erschienen. Verbessert ist darin gar nichts, weder im Abschnitt über Beethoven, noch sonst wo.

Eine Stelle, die für die Beethovenforschung von einer gewissen Bedeutung ist, fand sich in einem Briefe Karl Czerny's an Franz Liszt aus dem Jahre 1852, einem Schreiben, das im Laufe von 1895 veröffentlicht worden ist.[1])

Czerny schreibt davon, daß er die Bekanntschaft Dr. Jahns gemacht hat. Es ist Otto Jahn, der Archäologe und Beethoven-Forscher, der 1852 in Wien war und für eine Biographie Beethovens dort reichliche Bausteine zusammentrug. Diese gelangten später, wie ich nebenbei bemerken will, an A. W. Thayer und kamen jüngst, wie ich soeben erfahre, nach Berlin. Was uns aber hier näher angeht, ist die Stelle in Czerny's Brief, die von Beethoven handelt. „Ich kannte Beethoven seit dem Jahre 1800,“ so schreibt Czerny, „genoß (bis um 1803) wirklich seinen unmittelbaren Unterricht, und er blieb mir unwandelbar freundlich gewogen bis an seine letzten Augenblicke. Noch besitze ich viele seiner Briefe an mich aus verschiedenen Zeiten, die dieses bezeugen.“ Czerny spricht weiterhin noch von der Absicht, die Bestrebungen Jahns zu fördern und schließt mit den Worten: „Eine gute echte Biographie des großen Meisters ist in der That noch zu wünschen.“ Noch heute, fast ein halbes Jahrhundert später, können wir uns dem Wunsche Czerny's anschließen. Denn zweifelhaft ist es nicht, daß A. W. Thayers ernst gemeinter, ehrlicher Anlauf zum Theil mißglückt ist und daß sonst nur ungezählte Einzelstudien und einige schwache oder kleine Biographien erschienen sind, daß aber kein zusammenfassendes monumentales Werk über den großen Beethoven zu verzeichnen ist. Der Verein „Beethoven-Haus“ in Bonn, dessen gedruckte „Satzungen“ von 1895 ebenfalls in den Bereich dieses Artikels fallen, scheint ganz andere Zwecke zu verfolgen, als den, sich einer wissenschaftlichen Erforschung des Lebens und der Werke Beethovens anzunehmen. Denn im Programm des Vereins steht nur an untergeordneter Stelle etwas von gelegentlichen literarischen Veröffentlichungen. Von den schönen Zielen einer großen Biographie, einer großen Faksimile-Ausgabe seiner Werke, einer geordneten Herausgabe seiner Briefe, Skizzenbücher, Konversationshefte keine Spur. Der Verein hat ja auch ohne das einen hübschen, nützlichen Beruf in der „würdigen Instandhaltung des Geburtshauses Beethovens“, im Sammeln von Handschriften, Bildnissen, von Beethoven-Literatur, in der Veranstaltung von Musikfesten. Daß sich's aber der

[1]) Die Kenntniß derselben verdanke ich Karl Lüstner in Wiesbaden, der mit verständnißvoller Emsigkeit alle Erscheinungen der neuen Musikliteratur beachtet. Auch einige andere kleine Beiträge verdanke ich Lüstner. Hier muß ich auch des seither von einem plötzlichen Tode ereilten Jos. Klemme gedenken, der mir gelegentlich ein Buch zuschob, in welchem von Beethoven die Rede war. Auch E. Kastner ist meinen Bemühungen freundlich entgegengekommen.

[1]) Vgl. La Mara, „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt“ (Leipzig, 1895), Bd. I. S. 243.

Verein entgehen läßt, auch sonst in Beethoven-Angelegenheiten führend aufzutreten, obwohl reichliche Mittel vorhanden sind, ist — schade.

Allerlei Brösel, die auf Beethoven Bezug nehmen, wurden 1895 durch viele Musikzeitschriften und durch noch einige Bücher geboten. Ich will darunter hervorheben J. V. Widmanns Aufsatz „Bouilly's Leonore und der Text zu Beethovens Fidelio" in der Deutschen Kunst- und Musikzeitung (herausgegeben von Ad. Robitschek, Jahrgg. XXII, Nr. 19 und 20), und im Vorübergehen erwähnen, daß in derselben Zeitschrift eine Reihe von neuen Beethovenstudien aus meiner Feder erschienen ist. Genannt sei ferner Karl Grüningers „Neue Musikzeitung" (1895, Nr. 3) mit einem kurzen Beethovenartikel, der Aufklärung über eine strittige Bildnißangelegenheit bot und ein ungedrucktes Briefchen von Beethoven in diesem Zusammenhang veröffentlichte.

Werthvoll und willkommen, wenngleich etwas allzu weitschweifig, war ein Artikel von Alfred Christlieb Kalischer mit dem Titel: „Clemens Brentano's Beziehungen zu Beethoven" (erschienen in der Zeitschrift Euphorion, Juni 1895). Viel wichtiger für unser Thema sind aber Kalischers Mittheilungen über „Die Beethoven-Autographe der kgl. Bibliothek zu Berlin" in den Monatsheften für Musikgeschichte (redigirt von Rob. Eitner). Alle Beethovenfreunde werden dem Autor Dank wissen für die Zusammenstellung des einzig reichen Besitzes an Beethovenschätzen, den die Berliner musikalische Bibliothek bewahrt. Kalischer hat in vielen Fällen seinem Katalog auch werthvolle Noten beigegeben. Der Abdruck dieser Arbeit begann in Nr. 10 des Jahrgangs 1895 und endigte in Nr. 7 des folgenden Bandes, der auch eine ergänzende Mittheilung aus anderer Feder bringt (S. 54). Sie handelt von Beethovens Absicht, ein Requiem zu komponiren, die aus unbekannten Gründen nicht ausgeführt worden ist.

Morins „Musikführer" zu verschiedenen Beethoven'schen Kompositionen mögen hier im allgemeinen erwähnt werden, da sie 1895 Verbreitung fanden. Die Entstehungszeit der einzelnen Hefte, die von J. Sillard, Gustav Erlanger, E. Radecke, C. Witting, von Morin selbst und von Th. Helm verfaßt sind, ist auf den Umschlägen und Titelblättern ebensowenig genannt, als am Schluß irgendwo ein Datum zu finden wäre. Ich behalte mir eine Kritik einzelner Hefte für andere Arbeiten vor, in denen ich Beethovens Symphonien und seine beiden Messen zu besprechen gedenke.[1])

In der Nr. 693 vom 29. Sept. 1895 brachte das „Neue Wiener Journal" (redigirt von J. Lippowitz) eine Notiz „Beethoven vor 90 Jahren in Baden". Die mitgetheilte Geschichte von einer Störung des nächtlichen Klavierspieles Beethovens ist an und für sich glaubwürdig, doch entbehrt sie jeder wissenschaftlichen Bedeutung, solange nicht der Name des Gewährsmannes genannt wird. Vielleicht hat die Redaktion des „Neuen Wiener Journal" nachträglich die Güte, ihre Quelle zu nennen.

1896; ein ergiebiger Jahrgang war's für die Beethovenliteratur. Zuerst soll uns da ein gutes, wenngleich nicht vollkommen durchgebildetes Buch über die Symphonien des Meisters ein wenig beschäftigen. Es ist von dem bekannten Musikgelehrten George Grove verfaßt und 1896 in London unter dem Titel „Beethoven and his nine symphonies" erschienen. Beethovens Symphonien sind in selbständiger Weise schon längst behandelt, und zwar von Ernst v. Elterlein. Analytische Studien über dieselben finden sich in mehreren Marx'schen Arbeiten (auch in dessen Kompositionslehre) und bei Lenz. Kleine Beiträge zur Geschichte dieser großen Werke und zum Verständniß derselben sind in ungezählten Büchern und Aufsätzen zerstreut. H. Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal" (1887) faßt die Sache historisch an, ohne übrigens große Neuigkeiten über Beethoven zu bringen. Kaum ein Buch über klassische Musik, in dem nicht Stellen über Beethovens Symphonien vorkämen. Gar die Neunte ist schon mehrmals monographisch behandelt worden, und seit ihren ersten Aufführungen kettet sich an sie eine lange Reihe von allerlei Studien und Berichten in Zeitungen und Musikblättern. Die „Cäcilia" von 1827 und 1828 ist für dieses Werk von Belang. Viele Briefstellen handeln von einzelnen Episoden aus der Entstehungsgeschichte des grandiosen Werkes, z. B. ein Brief (an Kirchhoffer gerichtet), der 1889 in der „Wiener Illustrirten Zeitung" zum erstenmal abgedruckt war, und wieder einer, der im „Wiener Fremdenblatt" vom 25. März 1892 mitgetheilt worden ist. Grove hat nicht entfernt alles benutzt, was da in Frage kommt, dafür aber manches eingeschoben, was mit dem Thema so gut wie nichts zu thun hat, wie einen Abdruck des Heiligenstädter „Testaments" oder der Briefe an die sogenannte „Unsterbliche Geliebte". Auch ein Exkurs über Gneixendorf bei Krems ist vollkommen überflüssig und noch dazu zwischen die vierte und fünfte Symphonie eingeschoben, wohin ein solcher Exkurs auf keinen Fall paßt. Denn als Beethoven jene Symphonien schrieb, hatte er noch keine Ahnung davon, daß er einmal in Gneixendorf als todtkranker Mann vergeblich Erholung suchen würde. Bei alledem nenne ich Grove's Buch ein gutes. Es zeigt allerwärts eine tüchtige Vertiefung in die Symphonien selbst und bringt neue oder wenig abgenützte Einzelheiten, so die Anlehnung des Hauptthemas im ersten Satz der Pastoralsymphonie an eine slavonische Melodie (S. 212), welche vor Jahren von F. X. Kuhac veröffentlicht worden ist. Andere vermeintlich neue Mittheilungen sind längst anderwärts gedruckt, wie z. B. die Anlehnung des Schumann'schen „Schlummerliedes" an das Adagio der vierten Symphonie von Beethoven, worüber man das Feuilleton der „Wiener Zeitung" vom 16. Dez. 1888 nachlesen möge. Daß auch Mendelssohn für ein Lied ohne Worte, für den sogenannten Trauermarsch, aus demselben Adagio Beethovens geschöpft hat, ist ganz übersehen, und so könnte ich mit Ergänzungen und kritischen Noten noch lange fortfahren, müßte ich nicht eine ausführliche Besprechung des Grove'schen Buches auf eine andere Gelegenheit versparen.[1])

Noch weniger glücklich als das englische Symphonienbuch ist der Abschnitt über Beethoven in der „Histoire de la musique allemande" von Albert Soubies. Zahlreiche Unrichtigkeiten und eines der schiechtesten Beethovenbildnisse, die es gibt, entstellen diese Arbeit gründlich. Ungleich besser sind die Beethovenstellen gerathen, die sich bei Albert Lavignac in dem Buche „La musique et les musiciens" (Paris 1896) finden. Aber auch hier fehlt es nicht an Mißgriffen. So ist die Angabe irrig, daß Beethoven, als er 1787 vor Mozart in Wien spielte, noch keine Kenntniß von Harmonielehre und Kontrapunkt gehabt hat. Zum mindesten mußte Beethoven, der doch damals schon Hoforganist war, bezifferten Baß, also doch Harmonielehre verstanden haben.[2]) Einmal bekundet Lavignac auch eine gewisse Unklarheit über das Wesen der gleichschwebenden Temperatur des Klaviers. In solchen Fragen ist denn Helmholz überaus sicher gewesen, dessen „Lehre von den Tonempfindungen als physiologische

[1]) Andere Erscheinungen, wie das „Generalregister zur Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft", bearbeitet von Rudolf Schwartz (Leipzig 1895), wie ferner das Goethejahrbuch, in dem Beethovenstellen vorkommen oder wenigstens verzeichnet sind, muß ich hier in aller Kürze abthun, um den knapp zugemessenen Raum nicht zu überschreiten.

[1]) Unter den Recensionen des Buches, die mir zu Gesicht gekommen sind, nenne ich die in M. Kufferaths Zeitschrift „La guide musicale" vom 19. Sept. 1897.

[2]) Unrichtig ist ferner, daß Beethoven das, was er im Kopfe im Freien komponirt hatte, stets erst zu Hause zu Papier brachte. Er skizzirte doch so vieles sofort im Freien.

Grundlage für die Theorie der Musik" im Jahre 1896 in fünfter Auflage erschienen ist und mehreres enthält, was sich auf Beethovens Musik bezieht. Auch gegen Adolf Pochhammers „Einführung in die Musik" (Frankfurt a. M. 1896) wüßte ich in Bezug auf die Beethovenstellen nichts einzuwenden, wenn nicht der aufgewärmte Satz allzu gewagt wäre: „Seine neun Symphonien sind zugleich eine Lebensbeschreibung des Komponisten mit allen Freuden und allen Schmerzen, die ihn bewegten." So weit sind wir in der Psychologie noch lange nicht. Auf einem ähnlichen schwach fundirten Standpunkt steht C. Henning mit seiner „Aesthetik der Tonkunst", die ja gelegentlich auch von Beethoven sprechen mußte. Eine veraltete ästhetische Betrachtungsweise kommt auch zum Ausdruck in einem Artikel von Dr. Haase in der Neuen Zeitschrift für Musik von 1896 (Nr. 44), wo von „Mozarts, Beethovens und Schuberts Tänzen für das Klavier" gesprochen wird.

Oben wurde das Thema Beethoven und Schumann flüchtig berührt. Darauf nimmt auch Bezug, was in der Zeitschrift „Die redenden Künste" (Heft 11, vom 5. Dez. 1896) zu lesen war. Max Chop sprach dort von „musikalischer Reminiscenzen-Jägerei", wobei auf Beethovens Klavierkonzert op. 15 und auf das Violinkonzert op. 24 Rücksicht genommen wurde. Eine Aehnlichkeit des kleinen Soldatenmarsches von Schumann mit einer Beethoven-Stelle wird mit Recht abgewiesen, wozu ich allerdings bemerken möchte, daß sie auch von Niemandem ernstlich behauptet worden ist. Die verbindenden Fäden zwischen Beethoven und Schumann liegen anderswo.

Erfreut war ich, in Otto Taubmann einen Vertheidiger historisch sauberer Vortragsweise zu finden. Er widerlegt mit guten Gründen das Schleppen im „Vortrag des Anfangsmotivs in Beethovens C-moll-Symphonie" (vgl. E. W. Fritzsch „Musikalisches Wochenblatt" 1896 Nr. 33, 34 und 35). Ueber Beethovens Absichten gibt es hier gar keinen Zweifel, da er schon zu Anfang „Allegro con brio" vorschreibt. Hier langsam zu beginnen ist einfach schwachsinnig oder gewaltthätig.

An vielen Zeitungsnotizen, die sich auf Beethoven beziehen, an kleinen Artikeln und an manchen Stellen aus Büchern[1]) muß ich vorübergehen, um die Haupterscheinung des Jahres 1896 zu betonen. Diese bestand unzweifelhaft in der Veröffentlichung von Auszügen und in der Versteigerung jener zwölf Briefe Beethovens, die so lange im Besitze der Familie Brentano versteckt waren, daß nur einzelne Stellen daraus in der Beethoven-Literatur Aufnahme gefunden haben. Auf die Versteigerung bereitete ein Feuilleton in der „Frankfurter Zeitung" vom 16. März 1896 vor. Damals ungefähr war von Jos. Baer u. Co. der Katalog ausgegeben worden, der neben vielen anderen Autographen eben jene Beethoven-Briefe aufzählte und zum Theil abdruckte. Die Versteigerung fand am 9. April statt, wobei mehrere Stücke in den Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn übergingen und ein Brief vom 6. Februar 1816 an Frau S. Jay in Frankfurt gelangte. Zwei Briefe Beethovens kamen neben anderen Autographen, die sich auf den Komponisten bezogen, zum Rechtsanwalt Dr. v. Brentano nach Offenbach a. M. (Diese Angaben nach den freundlichen Mittheilungen S. L. Baers.)

Der Beachtung werth war 1896 auch die Beethoven-Nummer der Grüninger'schen „Neuen Musikzeitung" (Jahr XVII. Nr. 7), obwohl ein von C. Kistler verfaßter Artikel „Beethoven als Harmoniker", wie mir scheinen will, die Nach-Beethoven'schen Bestrebungen ungerecht beurtheilt. Eine Kritik des Aufsatzes „Das Beethoven-Haus in Bonn", der sich in derselben reich illustrirten Nummer befindet, würde hier zu weit führen, und genau dasselbe gilt von der Herausgabe der neuen Satzungen, Inventare und Mitgliederverzeichnisse des Vereins Beethoven-Haus in Bonn (Juni 1896). Müßte doch dabei die ganze strittige Frage der „unsterblichen Geliebten" durchgesprochen werden, und das „Geburtszimmer" Beethovens könnte man nicht so ohne weiteres durchlaufen lassen, womit ich nur zarte Andeutungen machen will.

Einige Beethoven-Stellen, wenig neues darunter, finden sich im 11. Bande der Schriften, welche die Goethe-Gesellschaft in Weimar herausgibt. Max Friedländer hat für diese Gesellschaft die „Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen" bearbeitet und damit eine interessante Studie zustande gebracht. Das Verhältniß Goethe's zu Beethoven ist freilich längst wissenschaftlich behandelt, wobei denn auch die Kompositionen, die Beethoven zu Goethe'schen Gedichten geliefert hat, längst bekannt gemacht und zusammengestellt worden sind.[1]) Friedländer bringt in einigen Fällen neue Beobachtungen, übersieht aber dafür mehrere ältere Mittheilungen über die Goethe-Beethoven'schen Lieder, wie z. B. die Mittheilungen der Frau Pessiak-Schmerling über das Flohlied aus „Faust" „Es war einmal ein König".[2]) Im Abschnitt über den Beethoven'schen Erlkönig wird die Skizze im Text abgedruckt (ein Faksimile derselben fand sich schon vor Jahren in Naumanns „Illustrirter Musikgeschichte"). Beim Liede „Kennst du das Land?" bringt Friedländer (nach Loeper) eine Nachricht aus dem Jahre 1818 bei, die vorher in diesem Zusammenhange noch nicht benutzt worden war. Goethe soll beim Anhören des Liedes fast zu Thränen gerührt gewesen sein. Nach allem, was man sonst von Goethe's Abneigung gegen Beethovens Muse weiß, läßt sich aber annehmen, daß die aufsteigenden Thränen eher dem Gedicht, als der Musik gegolten haben. Aus der ganzen Arbeit Friedländers gab J. Holdburg in der „Frankfurter Zeitung" vom 9. Januar 1897 einen feuilletonistischen Auszug. Für 1896 erübrigen noch einige Erscheinungen, die sich auf Beethovens Bildnisse beziehen. Zu der „Wiener Kongreßausstellung", die 1896 im österreichischen Museum für Kunst und Industrie abgehalten wurde, fand ich vier Bildnisse unsres Meisters, alle bekannt, aber mit Ausnahme eines einzigen nicht glücklich gewählt. Der Hösel'sche Stich (als Nr. 895 ausgestellt), das bekannte Brustbild, ist charakteristisch und paßt der Zeit nach zum Kongreß. Wenig

[1]) Z. B. in der Ausgabe von Bülows Briefen, die 1896 erfolgt ist. Unter Umständen beachtenswerth Westermanns Monatshefte, September 1896, S. 794 bezieht sich auf Mendelssohns Instrumentirung einiger Sätze aus Beethovens Klaviersonaten. Ferner „Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne siebenter Jahrgg." S. 722. Wagner und Nietzsche über die Chorsymphonie. — „Rivista musicale italiana" 1896, Heft IV. S. 684 ff. über Beethovens Gewitter in der Pastoralsymphonie. — „Rheinischer Kurier" vom 13. und 23. Juni 1896: erst ein mißglückter Versuch, einen „Beethoven-Gaeten in Neuenahr" festzustellen, dann eine glückliche Widerlegung des Ganzen. — Im September und November 1896 Notizen in mehreren Wiener Tagesblättern über angeblich neu entdeckte Mätsche von Beethoven, von denen man hinterher sah, daß sie schon im Leipziger Supplementsbande zur Gesammtausgabe gedruckt sind. — Ueber R. Wagners Klavierauszug der IX. Symphonie vgl. Münchener Allgemeine Zeitung, 18. März 1896 (Nr. 77). — Einige Beethovenstellen finden sich in dem anonym ausgegebenen Hefte „Unsre katholische Kirchenmusik von heute" (Wien, 1896). — „Musikal. Wochenblatt" (red. von Fritzsch) von 1896 Sp. 293 „Ein Besuch im Geburtshause Beethovens" von Prof. H. Mund.

[1]) Hier darf ich wohl auf meine Arbeit: „Beethoven und Goethe", Wien 1883 und auf die Veröffentlichung der Briefe Beethovens an Goethe hinweisen, die ich in der 2. Ausgabe des Buches „Neue Beethoveniana" gegeben habe.

[2]) Hierüber vgl. die „Wiener illustrirte Zeitung" von 1889, Nr. 30, S. 621 ff. und die „Hamburger Signale" von 1892, Nr. 10, S. 125. Das Autograph des Liedes befand sich zu jener Zeit im Besitze von Siegfried Ochs in Berlin. Merkwürdig ist es, daß in der „Neuen Zeitschrift für Musik" 1892 Nr. 42, wo so viele Kompositionen zu Goethe's Flohlied Erwähnung fanden, gerade die von Beethoven übersehen ist.

Digitized by Google

getroffen und künstlerisch unbedeutend ist das Mähler'sche Gemälde ungefähr aus derselben Zeit (Nr. 783; im Katalog fehlt der Name des Malers). Schwach beglaubigt war Nr. 896, eine Bleistiftzeichnung, und Nr. 844, der Stich von Steinmüller nach Deckers Zeichnung, fällt schon so weit weg vom Kongreß, daß sie in der Ausstellung überhaupt keine Aufnahme hätten finden sollen.

Nistkästen für Höhlenbrüter.

Dem mit unserm Naturleben einigermaßen Vertrauten ist es bekannt, wie sehr eine große Anzahl Arten unsrer wichtigsten insektenfressenden Vögel unter der modernen Kultur leidet, welche keinen hohl werdenden Baum im Walde, ja sogar keinen Obstbaum im Garten mehr stehen läßt, in dem ein Astloch den Höhlenbrütern gute Zuflucht gewährt, und die schönen Feldhecken mit alten, knorrigen, ausgefaulten Strauchstämmen gibt es längst nicht mehr. Die Höhlenbrüter in unsrer Vogelwelt bauen nun keine eigentlichen Vogelnester, sondern sie meiseln sich entweder in kranke oder todte Bäume Höhlungen — das thun unsre Spechte —, oder zu schwach zu dieser Arbeit, suchen sie sich eine natürliche Höhlung, in welche sie höchstens noch etwas Geniste tragen, auf das die Eier gebettet werden. Während die Eier der nesterbauenden Vögel meistens mit Schutzfarben versehen sind, welche ihre Auffindung oft gar sehr erschwert, sind die Eier der weitaus meisten Höhlenbrüter — solchen Schutzes nicht bedürftig — einfach weiß. Die nützlichsten und darum wichtigsten unsrer Höhlenbrüter sind: Kohl-, Blau- und Sumpfmeisen, Tannen- und Haubenmeisen, grauer Fliegenschnäpper, Hausrothschwanz und Gartenrothschwanz, Segler (Mauerschwalbe), Staar, Kleiber (Spechtmeise); ferner leiden große Wohnungsnoth die nützlichen, liebenswürdigen Hohltauben, wie auch die seltene, wunderschöne Mandelkrähe. Die Meisen, Kleiber, Fliegenschnäpper, Rothschwänze und Segler sind die wichtigsten und unersetzlichsten Schützer unsrer Obstgärten und Wälder, kein menschlicher Witz, nicht der Aufwand von Millionen vermag so viel zur Vernichtung der Baum- und Pflanzenfeinde aus der Insektenwelt beizutragen, wie sie. Kein Wunder darum, wenn sich mit Maßregeln gegen ihre Abnahme unser Erfindungsgeist beschäftigt und in dem Gedanken des rühmlich bekannten Ornithologen Dr. Gloger, den von Wohnungsnoth bedrängten Vögeln künstliche Nistplätzen zu bieten, das beste Mittel zu ihrer Erhaltung und Vermehrung gefunden hat. Es bleibt nun die Aufgabe der Fachschriftsteller und der Presse, nach besten Kräften für die Verbreitung und zweckentsprechende Verwendung der Nistkästen Sorge zu tragen; hier ist noch viel zu leisten, denn so recht volksthümlich geworden ist bisher nur der „Staarkasten". Wir haben in erster Linie gegen Unglauben und Mißmuth anzukämpfen — denn viele hundert Nistkästen werden ausgehängt, in welche nur Freund Spatz einzieht, und für diesen frechen Proletar kauft doch kein Mensch künstliche Nistkästen! Das Nichtbenutztwerden der Kästen seitens der für sie bestimmten Vögel ist die natürliche Folge der falschen Anbringung derselben — ein Nistkasten hat nicht Zweck, wird er auf das Gerathewohl irgendwo hingehängt —, sodann aber gehört auch hier die Geduld zu den nothwendigen Eigenschaften des Hegers und Pflegers. Es ist ganz selbstredend, daß in so einen neuen Nistkasten die vorsichtigen, scheuen Vögelchen nicht gleich hineinstürmen, sie müssen sich erst an die neue Erscheinung gewöhnen. Hat aber einmal eine Meise, ein Rothschwanz Besitz von der schönen, praktischen Wohnung genommen, so findet das Beispiel rasch Nachahmung. Insofern dürfen wir auch dem Sperling nicht zu sehr zürnen, geht er mit gutem Beispiele voran; ich habe schon sehr oft in ganz unzweifelhafter Weise beobachtet, daß nicht der Spatz die schon bezogene Wohnung des Staares benutzte, sondern einen neuen Kasten bezog. Kam dann im März der Staar, so beobachtete er voll hohen Interesses das Aus- und Einschlüpfen des Spatzes, überzeugte sich von dem Mangel jeder Gefahr und — warf die Spatzenfamilie aus dem Staarenkobel heraus, um sein Heim dort aufzuschlagen. Ebenso exmittirt im Mai der Segler oft den viel größeren Staar, findet er keine Wohnung!

Richtig ausgehängte Nistkästen werden sicher mit der Zeit von den gewünschten Vögeln bezogen. Es ist hiebei zu beachten, daß erstens für die verschiedenen Vögel auch in Größe und Form sehr verschiedene Nistkästen geboten werden müssen, zweitens diese Nistkästen an den Gewohnheiten der Vögelchen entsprechenden Stellen und Oertlichkeiten angebracht sein müssen. Nistkästen werden — abgesehen von vielen kleineren Werkstätten — solide und zweckentsprechend in der großen Fabrik von Frühauf in Schleusingen (Thüringen) hergestellt, und zwar 1. Nistkästen für Staare, Kleiber, weiße Bachstelzen und Wendehälse, 2. für Spechte, Zaunkönige, Rothkehlchen, 3. für Meisen, 4. für Rothschwänze, 5. für Fliegenschnäpper, 6. röhrenförmige, 40—50 cm lange, horizontal zu befestigende Kästen für Segler (Mauerschwalben), 7. für Hohltauben und 8. Schlafkästen zum Uebernachten im Herbst und Winter für eine größere Anzahl von Meisen und den sich anschließenden Vögelchen. Die Preise sind je nach Schönheit der Ausstattung und Größe 50 Pf. bis 1 M.

Sind die Nistkästen angeschafft, so ist es zur Erreichung des gewünschten Erfolges unerläßlich, beim Aufhängen die größte Rücksicht auf die Neigungen und Gewohnheiten der verschiedenen Vögel bei der Wahl ihrer Brutstätten zu nehmen. Staare lieben ihr Heim möglichst hoch, mindestens 9—10 m von der Erde, mehrere Kästen an einem Baum, entweder am Stamm, den stärkeren Aesten, oder an einer Latte, die den Kasten über die Baumkrone hinausragen läßt. An Giebeln höherer Gebäude oder deren Wänden, hoch an großen Bäumen angebrachte Kästen beziehen die Staare sehr gern. Entgegengesetzt die Meisen. Der Kasten für sie darf nicht höher als 3 m von der Erde angebracht werden, es genügt aber 1¾ m schon vollständig. Ziemlich gleichgültig ist es, ob der Kasten für sie an einem Baum oder an der Wand eines nicht großer Unruhe ausgesetzten Gebäudes angebracht wird; aber Gebüsch und Bäume müssen in nächster Nähe sein, da die Meisen nicht gern über freie Plätze fliegen. Das Flugloch soll thunlichst schräg nach unten stehen, die kluge Meise will eine größere Umgebung überblicken können. Man befestigt den Kasten deßhalb an einem schräg nach oben stehenden Ast oder man legt ar einer senkrechten Unterlage oben einen Keil unter, damit der Kasten ein wenig vornübee neigt. Sehe gut ist es, den Kasten mit Dornen zu verwahren zum Schutze gegen die Katzen und andere Räuber und weil die Deckung die Aufmerksomkeit der Meise anregt und sie anzieht.

Die Kästen für Rothschwänzchen, völlig anders gebaut, sind 3—5 m hoch unter Wandsimsen und an Bäumen ebenso zu befestigen und zu schützen, wie bei den Meisen. Fliegenschnäpper suchen ihre Kästen unter dem vorstehenden Dache eines beiseite stehenden Gebäudes, an alten Baumstümpfen, versteckt zwischen Ranken und Gezweig, an Gartenhäusern, Veranden ꝛc., auch 3—5 m hoch. Rothkehlchen, diese herzlieben Vögelchen, beziehen gern einen Nistkasten, wie er für Meisen hergerichtet wird, wenn wir ihn locker mit weichem Moos füllen und etwo 1—1¼ m hoch an einem Baumstamm so anbringen, daß er rings von Gestrüpp und Gebüsch verdeckt ist. Den Kasten selbst müssen wir sehr gut mit Judendorn voe Katzen und anderem Raubzeug sichern. Führt dabei ein Pürschsteig oder Fahrweg oder

Digitized by Google

aber in einem Garten oder Park ein Kiesweg nahe vorüber, ohne daß man von dort aus den Kasten gewahren kann, dann ist das Plätzchen den Vögeln um so lieber, denn sie wissen recht gut, daß dann auch das kleine Raubzeug weniger häufig ist. Kästen für Hohltauben werden unten ein wenig mit Sägespänen angefüllt oder mit faulem Holzmulm und dann im Walde an starken Aesten alter, hoher Bäume möglichst hoch oben stark befestigt. Die Hohltauben nisten sehr gern in solchen Kästen, ohne diese Hülfe werden sie bald ganz bei uns verschwinden, denn sie finden nirgends eine Wohnung. Die Kästen für die so sehr nützlichen Segler, die Vertilger der forstverwüstenden Pissodes Hercyniae, müssen mit altem Genist, vermoderten Sperlingsnestern, faulem Moos und dergleichen gefüllt und hoch oben an den Häusern, neben Dachfenstern, vorzüglich aber an dem Gebälk oben in den Thürmen, auch in den Kronen sehr hoher Bäume angebracht werden. Die Segler — auch in größter Wohnungsnoth — nehmen sehr gern von ihnen Besitz und belästigen dann die Staare nicht.

Nistkästen müssen fest angeheftet sein. Einen vom Winde geschüttelten, an dem Baume klappernd sich bewegenden Kasten besucht ein Vogel nicht. Durch die untere Rückwand oder Oese des Kastens schlage man einen oder einige Nägel in den betreffenden Baum oder die Wand. Mittelst geglühtem Draht, den man oberhalb des Flugloches um den Kasten und um den Baumstamm schlingt und anzieht, erreicht man genügende Befestigung. Die Nistkasten bringe man sodann rechtzeitig an; ein nagelneuer Kasten schreckt den Vogel. Die beste Zeit ist im Januar und Februar — aber nicht später. Denn der Kasten soll und muß etwas verwittern. Endlich will ich noch ein „nie fehlendes" Anlockungsmittel verrathen. Sobald wir die Kästen für Meisen ausgehängt haben, werfen wir in jeden etwa hundert lebende Mehlwürmer.[1]) Die Würmer kriechen einzeln zum Flugloche heraus. Meist schon der erste wird entdeckt, denn die neugierigen Meisen fesselt der neue Kasten gar sehr. Der fünfte, sechste Wurm lockt die Meise unwiderstehlich zu dem Flugloche. Heureka! welch einen Segen erblickt sie in schmaler Winterszeit! Unablässig schlüpfen sie und ihre Komeraden aus und ein, der Kasten ist bezogen! Genau so verfahren wir bei den anderen Vögeln, sowie sie sich zum erstenmals im Frühling zeigen.

Friedrich Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Intervention in Cuba. Schreiben des Hrn. Eduard J. Phelps an den Hrn. Levi P. Morton und Manifest der cubanischen Kolonialregierung, ins Deutsche übersetzt von Edmund Kort Preiß. New-York 1898. — In Nr. XXVI der neuen Folge meiner harmlosen Plaudereien, welche demnächst (Verlag von Oskar Beck) erscheinen wird, habe ich bereits erwähnt, daß ich in Amerika für einen bedeutenden Rechtsgelehrten gehalten zu werden scheine. Damit erkläre ich mir denn auch, daß mir die obenerwähnte Schrift freundlichst durch unbekannte Hand von New-York her zugeschickt worden ist. Die beiden Männer, Verfasser des Schreibens und Adressat, sind hochachtbare Persönlichkeiten: Hr. Phelps war Gesandter in England und Hr. Morton Vizepräsident der Vereinigten Staaten und Gouverneur von New-York. Sie haben ihren Briefwechsel im „Interesse der nüchternen Wahrheit und der ehrlichen Aufklärung" im „New-York Herald" vom 29. März 1898 der Oeffentlichkeit übergeben, und es ist eine gute Handlung des Hrn. Preiß, daß er die wohlthuenden, auf Sachkenntniß und gesunder staatsmännischer Besonnenheit beruhenden Auseinandersetzungen des Hrn. Phelps einem weiteren Kreise zugängig gemacht hat. Die kurzen schlagenden Sätze, mit denen dieser Staatsmann seine Ansicht motivirt, sind mustergültig. Wie könnte man beispielshalber klarer und einfacher die Grenzen des Interventionsrechtes festlegen, als es (S. 9) geschieht: „Durch unwiderlegbare Erfahrungen belehrt, hat sich die Menschheit grundsätzlich darin geeinigt, daß ein gewaltsames Einmischen einer Nation in die inneren Angelegenheiten einer anderen unter keinen Umständen gerechtfertigt ist, ausgenommen nur die Vertheidigung ihrer materiellen Interessen oder der nationalen Ehre." Daraus ergibt sich von selbst, „daß die Ansicht, irgendein Land sei berechtigt, eine moralische oder politische Oberaufsicht über die Angelegenheiten eines Nachbarn zu übernehmen, oder durch gewaltsames Einschreiten die Fehler seiner Einrichtungen oder die Irrthümer seiner Verwaltung zu korrigiren oder die Ausübung von Wohlthätigkeitsakten durch Waffengewalt zu erzwingen, ebenso irrig wie unabsehbar unheilvoll erscheint." — Nach Abwägung aller Thatsachen kommt Hr. Phelps zu dem Ausspruche, daß auch nicht der geringste Grund zu einer Intervention von Seiten der Vereinigten Staaten vorliege, ja er scheut sich nicht, zu sagen: es sei eine Feigheit, das schwache Spanien anzugreifen. Und zum Schlusse führt der Brief mit amerikanischer Deutlichkeit diejenigen Personen vor, die aus einem Kriege Vortheil ziehen und diesen daher ebenso wünschen, wie „die Diebe eine Feuersbrunst als günstige Erwerbsgelegenheit begrüßen". Aber der Verfasser ist überzeugt, daß „das wahre Volksgefühl schließlich doch durchdringen wird".

Nicht so interessant, aber doch immerhin lesenswerth ist das im Anhang gegebene Manifest der cubanischen autonomen Regierung, welch letztere seit Anfang dieses Jahres auf der Insel ins Leben getreten ist.

Dr. Frhr. v. Bötterndorff.

α Deutsche Unteroffiziere in Frankreich. Erzählungen aus dem Feldzuge 1870/71 von Max Berger. Berlin SW., Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. — „Lehrhaft!" möchten wir das Buch nennen und vermuthen, daß sein Verfasser den Talel schwingt und jedenfalls für die „innere Mission" wirkt, so wohlgemeint erscheint seine Tendenz, so hausbacken und langweilig aber auch die Art, in der sie zum Vorschein kommt und mehr oder minder eindringlich gepredigt wird. Schrecklich lehrhaft ist z. B. auch die ungemein naive, durchweg ungeschickte Einflechtung von Vorlesungen über Kriegsgeschichte. Die Vorwürfe der einzelnen Erzählungen sind meistens gut gewählt, aber derlei Dinge müssen frisch und lebendig, die Gemüther packend, begeisternd, erhebend, mit sich fortreißend vorgestellt werden und nicht im trockenen, nüchternen Kanzelton!

-rt- Im Harvard College Observatory, Zirkular Nr. 26, lenkt Prof. Edw. Pickering die Aufmerksamkeit der Fach- und Liebhaberastronomen auf den Umstand, daß Mondbedeckungen auch schwächerer Sterne auf photographischem Wege mit sehr großer Genauigkeit beobachtet werden können. Aus Versuchen, die Mr. E. King am 25. Februar d. J. gelegentlich der Bedeckung des Sterns 26 im Widder (6. Größe) in dieser Hinsicht anstellte, zeigte sich u. a., daß eine Expositionsdauer von 0.06 Zeitsekunden hinreichend ist, um ein scharfes Bild dieses mit freiem Auge eben noch sichtbaren Sterns auf der photographischen Platte zu erhalten. Es ist demzufolge möglich, kurz vor dem Verschwinden des Sterns, also ganz in der Nähe des Mondrandes, in rascher Folge eine größere Anzahl von Aufnahmen zu erlangen und auf diese Weise den Moment des Verschwindens des Sterns mindestens auf 0.1 Sekunde genau zu bestimmen. — Von großem Interesse sind die Ergebnisse der photometrischen Helligkeitsbestimmung, die für die letzten fünf Aufnahmen durchgeführt wurde. Die Abstände des Sterns vom Mondrand waren hiebei 1.8", 1.4", 1.0", 0.6" und 0.2", die Unterschiede der in solcher Nähe des Mondes beobachteten Helligkeiten betrugen gegenüber den Ergebnissen, die in größerem Abstand vom Monde erlangt wurden, der Reihe nach: — 0.03, — 0.03, + 0.02, — 0.03 und + 0.02 Größenklassen, im Mittel war demnach der Stern kurz vor dem Verschwinden hinter dem Monde nur um den hundertsten Theil einer Größenklasse schwächer, praktisch genommen also ebenso hell, als sonst. Es dürfte hiedurch der sichere Beweis geliefert sein, daß der Mond keine Atmosphäre besitzt.

[1]) Die größten Leckerbissen für alle insektenfressenden Vögel.

* Die seitliche Wirbelsäulenverkrümmung des Kindes behandelt nach einer Mittheilung des „New York med. Record" der amerikanische Arzt Dr. Kiliani seit jüngster Zeit mit Hülfe eines eigens dazu konstruirten Zweirades. Vermittelst der eigenartig nach der einen oder anderen Seite höher, bezw. niedriger zu stellenden Lenkstange, sowie des entsprechend schief zu stellenden Sattels gelang es Dr. Kiliani in einer größeren Anzahl von Fällen bei Knaben und Mädchen die Verkrümmung zu korrigiren und zur Heilung zu bringen. Diese Methode ist um so aussichtsvoller und interessanter, als die Muskelaktion und Gymnastik in frischer Luft natürlich nur von wohlthätigstem Einfluß auf die Gesundheit des jungen Patienten sein kann.

* Fliegende Torpedos oder Lufttorpedos nennt der schwedische Hauptmann Unge ein von ihm neuerdings konstruirtes Kriegsgeräth, das dazu bestimmt ist, große Sprengmassen auf bedeutende Entfernungen zu werfen und mit vernichtender Wirkung einzuschlagen. Das Torpedo wird, wie wir der „Köln. Ztg." entnehmen, aus einem besonderen, leicht gebauten Geschütz in verhältnißmäßig geräuschloser Weise ausgeworfen und beim Niederschlagen explodirt die Ladung des Torpedos. Schon 1893 erhielt Hauptmann Unge in den meisten europäischen Staaten ein Patent auf ein Torpedageschütz, bei dem sich das Geschützrohr nebst Torpeda beim Abfeuern in der Längsachse in Drehung setzt. — In Norwegen hatte sich im Auftrage des Kriegsministeriums der Kapitän zur See Börresen mit der Frage des lenkbaren Torpedos beschäftigt, einer Frage, die auch schon anderwärts Gegenstand mancher Versuche gewesen ist. Es soll dem Kapitän gelungen sein, einen Apparat zu konstruiren, durch den die Frage nach der Erklärung Sachverständiger ihre Lösung gefunden haben soll, und die norwegischen Torpedo-Offiziere, denen Börresen seine Erfindung vor einiger Zeit vorlegte, sind zu dem Ergebniß gekommen, daß sie möglicherweise zum gewünschten Ziele führt. Sie empfehlen deßhalb dem Kriegsministerium, im außerordentlichen Budget die nöthigen Mittel zur Vornahme praktischer Proben mit dem Torpedo zu verlangen.

γα. **Berlin.** Die letzte ordentliche Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward durch den Vorsitzenden, Geheimrath Virchow, mit Gedächtnißworten an das verstorbene korrespondirende Mitglied Gymnasialdirektor Dr. Ftscher (Bernburg), um die anhaltische Prähistorie verdient, eröffnet. Zu korrespondirenden Mitgliedern hat die Gesellschaft neuerdings ernannt die HH. Prof. Woodson (Adelaide), Prof. Wilson (Sydney), Kapitän Fedor Schulz (Batavia) und den Archäologen Dr. Martin (Stockholm), der soeben der Gesellschaft Mittheilungen über Bronzefunde aus Südrußland übermittelt hat. Die diesjährige 70. Naturforscherversammlung findet vom 19. bis 24. September in Düsseldorf statt. Neuerdings werden den deutschen Gelehrten, die namentlich die Geschichte Armeniens studiren wollen und neben Ausgrabungen die auf Felsen geschriebenen hieroglyphischen Inschriften zur Geschichte des alten „chaldischen Reichs" zu entziffern und wissenschaftlich zu verwerthen trachten, wie dies vor einigen Jahren durch die HH. Dr. Belk und Dr. Lehmann, auch durch Geheimrath Virchow selbst geschehen ist, von russischer Seite Schwierigkeiten bereitet. Nach einer Meldung des in Tiflis erscheinenden „Kawkas" hat der „Moskauer archäologische Verein" die russische Regierung um Schutz der Landesalterthümer gegen deutsche Gelehrte gebeten, die Gesellschaft fürchtet den Export von Ausgrabungen. Nach den Ausführungen von Virchow, der die Thatsache betont, daß es sich keineswegs um Wegnahme ausgegrabener Dinge handelt, sondern um wissenschaftliche Studien, erscheint dieses neuerliche Verfahren um so sonderbarer, als die Russen französischen Forschern wie de Morgan, Chantres und Doran de Bey gegenüber sich durchaus entgegenkommend erwiesen haben, und er sieht sich genöthigt, gegen diese Prohibitivschranke für die Forschung des „Ganz-Europa" Protest einzulegen. In Transkaukasien, wo von russischer Seite wenig gefarscht worden ist, sind bis zur persischen Grenze hin an bestimmten Stationen auf Virchows Anregung Ausgrabungen veranstaltet und deren Resultate publizirt worden. Es fehlt nach Virchows Auseinandersetzungen den russischen Forschern an Geduld für die Ausgrabungen, nur die interessantesten Stücke werden berücksichtigt, das Uebrige bleibt liegen, und ein gewisser Neid scheint für die neuere nationalistische Auffassung das treibende Motiv zu sein. Virchow hofft, daß einer Beschränkung der Forschung in diesem Sinne von der russischen Regierung nicht Vorschub geleistet werden wird. — In nächster Zeit geht eine englische Expedition zur Erforschung Darneo's und des Archipels der Torresstraße aus. Dr. Seler legt Photographien vor, die ihm aus Honduras durch Dr. Karl Sapper zugegangen sind und deren Darstellungen einen Einfluß der alten Maja-Kultur auf die zentral-amerikanischen Stämme beweisen, die selbst nicht zum Maja-Stamme gehören. Dr. Busse macht Mittheilung über ein von ihm bei Bernau aufgedecktes Gräberfeld, auf dem die Leichen in Steinkisten beigesetzt sind, und wo er neben vielen Thongefäßen nur ein Bronzemesser gefunden hat. Dr. Götze legt neolithische Gefäße aus dem Königreich Sachsen vor, welche die Bandkeramik zeigen; dies führt nach dem Orient und kann vielleicht für eine absolute Datirung der Steinzeit von Bedeutung werden. Professor Dr. Hans Virchow, der seit langer Zeit die mechanische Bewegung der Gelenke studirt, legt das durch Gefrieren aller Knochenbänder entblößte Skelett einer gestreckten Hand vor und zeigt, wie trotz ihrer genau bestimmten Stellung die Knochen nicht überall miteinander in Kontakt stehen, sondern Spalten zwischen den Knochen vorhanden sind. — Darauf sprach Professor Dr. v. Luschan über Benin. Die Hauptstadt dieses am rechten Nigerufer gelegenen Gebiets ist vor mehr als Jahresfrist von den Engländern durch Sturm genommen worden, und dabei hat man reiche Beute, namentlich an einheimischen Kunstwerken gemacht. Während die ethnographischen Beziehungen von Benin zu den Dahome und Aschanti seit längerer Zeit bekannt waren, hat namentlich Bastian auf sehr alte kulturelle Beziehungen von Benin zu Europa hingewiesen, und in der That war Afrika im 15. und 16. Jahrhundert, wie dies portugiesische und holländische Karten jener Zeit beweisen, offener als zu Beginn unsres Jahrhunderts, wo sich infolge der Sklavenkriege seine Küsten für Europäer unzugänglich erwiesen. Von den erbeuteten, zahlreichen Bronzekunstwerken und den herrlich geschnitzten Elefantenzähnen ist ein Theil nach London, ein zweiter nach Hamburg und ein dritter an das „Königliche Museum für Völkerkunde" nach Berlin gekommen, und namentlich die hochherzige Unterstützung privater Gönner, des vorstorbenen Kommerzienraths Gilka, des Dr. Hans Meyer und des kaiserlichen Konsuls für Guinea Dr. Eduard Schmidt hat dem Museum die Erwerbung dieser in ihrer Bedeutung nach nicht ganz zu übersehenden wichtigen Funde ermöglicht. Der Vortragende suchte die wichtigsten Gesichtspunkte für die Beurtheilung dieser Dinge aufzustellen. Er wies den Gedanken an assyrische oder phönizische Provenienz dieser Negerkunstwerke als unrichtig ab und betonte die nothwendige Trennung der Elfenbeinskulptur von der Bronzekunst. Bei der letzteren muß man auf den dargestellten Gegenstand, auf den Stil, die Technik, das Material und endlich auf den Erhaltungszustand der Dinge achten. Wir haben neben lebensgroßen Negerköpfen, figurenreiche Hautreliefs, auf denen, neben menschlichen Figuren, Panther und Hauskatzen, auch Rosetten, Krokodilköpfe und Fische zur Darstellung gebracht sind. Die als Europäer aus ihrer dem 16. und 17. Jahrhundert zugehörigen Kleidung kenntlichen Figuren stehen in einem richtigen Gegensatz zu den durch Tätowirung, Typus, Kleidung, Schmuck und Bewaffnung als solche erkennbaren Negern, deren Schurz indessen, wie deutlich zu sehen, aus europäischem Material verfertigt ist. Perlen und Korallen sind sehr häufig als Schmuck verwendet, und nicht selten tragen die Negerkrieger tapfartige Helme von großen Dimensionen auf den Köpfen. Die Schwerter mit Gravirungen, wie sie auf den Bronzereliefs erscheinen, bieten zu den Schwertformen aus Benin ein sicheres Analogon. Zu den dargestellten Schilden sind bisher Analoga noch nicht bekannt. Die Reliefsfiguren sind entsprechend der Angabe über den Schmuck der Leute von Benin in den alten Quellen mit dichten Perlen und Korallenschnüren um den Hals, seiner mit Armringen und Spangen um die Schenkel ausgestattet. Die Tätowirung ist auf den Köpfen äußerst sorgfältig nachgebildet. Sie besteht in meist

vertikalen Strichen auf Stirn und Bruft. Auch dieſe Art der Tätowirung iſt für Benin ſeit Jahrhunderten bezeugt. Auf den Reliefs ſind auch Blashörner, Trompeten und Keſſelpauken zur Darſtellung gelangt, die ihrer Form nach aus Oſtafrika her bekannt ſind. Wir finden unter den dargeſtellten Figuren auch eine Gruppe, deren Beine in Fiſchleiber ausgehen. Wenn nun den Stil dieſer Kunſt von Benin ins Auge faßt, ſo iſt er als rein afrikaniſch zu bezeichnen. Von aſſyriſchen oder phöniziſchen Einflüſſen darf hier nicht die Rede ſein, da die Ausführung der Reliefs auf alles das, was zum Schmucke gehört, den Nachdruck gelegt hat, während die Geſichtszüge ganz roh-ſchematiſch behandelt worden ſind. Das iſt eben das Weſen afrikaniſcher Kunſt im Gegenſatze zur europäiſchen Stilauffaſſung. Dagegen ſteht die Technik, mit der dieſe Bronzen von Benin ausgeführt ſind, auf der höchſten Höhe europäiſcher Gußtechnik, und von Benvenuto Cellini bis heute ſind ſie techniſch beſſer bei uns kaum auszuführen. Man nennt dieſe von Goethe in ſeinem Benvenuto Cellini beſchriebene Technik à cire perdue oder a cera perduta, die Gußtechnik „in verlorener Form“. Ihre Ausführung geſchieht dadurch, daß man zuerſt ein Wachsmodell mit einem Kern herſtellt. Dieſe Höhlung iſt nothwendig, um Riſſe zu verhüten, weil beim Gießen der Rand ſchneller erkaltet, als die Mitte. Der Kern enthält nur die allgemeinen Konturen des Modells, die feineren Linien werden erſt nach dem Guſſe gepunzt. Um das Wachsmodell wird dann ein Mantel aus Gips oder anderem möglichſt fein geſchlemmten Material gelegt oder es wird mit Thon feſt umbaut und dieſes Haus feſt mit Metallbändern umſchloſſen. Durch angebrachte Löcher gießt man, nachdem das Ganze getrocknet iſt, dann das flüſſige Metall in den Hohlraum, wobei das Wachs ſchmilzt, und läßt es erkalten. Den Urſprung dieſer, wie es ſcheint, ſehr alten Technik, die in Frankreich, Italien, auf der iberiſchen Halbinſel und in Deutſchland ſeit langen Zeiten in Uebung iſt, kennen wir nicht. Die feinere Ausführung der Kunſtwerke geſchieht mittelſt der Punze nach dem vollendeten Guſſe. Ein Modell kann in dieſer Technik nur einmal vervielfältigt werden, woraus ſich der hohe Preis ſolcher Stücke ergibt. Dieſe alte Kunſt iſt heute ſehr zurückgegangen, wie der Vortragende an modernen Stücken der dortigen Gußtechnik darzulegen ſuchte; auch hat nachweisbar ein Zuſammenhang der Kunſt von Ober-Guinea mit Benin beſtanden, wie aus der moderuen Fortſetzung der dortigen Metalltechnik klar wird. Das Material für die ſo uralte Technik iſt merkwürdigerweiſe europäiſch, da Kupfer, Meſſing und Bronze ſeit jeher aus Europa nach Guinea und Weſtafrika in Menge eingeführt worden iſt. Die Herſtellung der vorgelegten Stücke muß eine geraume Zeit in Anſpruch genommen haben. Wie weit europäiſcher Einfluß auf dieſe Kunſt von Benin anzunehmen iſt, kann heute mit Sicherheit noch nicht feſtgeſtellt werden; möglich daß Miſſionäre oder Seefahrer ſchon ſehr früh, wofür wir Beiſpiele haben, den Eingeborenen den Metallguß gelehrt haben; auch die weitere Entwicklung der Kunſt von Benin und Guinea iſt, da die Mittelſtufen zwiſchen den alten Stücken und der heutigen Decadence fehlen, bisher nicht im einzelnen zu verfolgen. Die gute Erhaltung der Stücke muß wohl dem Umſtand zugeſchrieben werden, daß ſie lange in einer Art königlicher Kunſtkammer aufbewahrt geweſen ſind, wo ſie durch die Engländer nach der Erſtürmung des Königspalaſtes aufgefunden wurden. Die Beute beſtand aus etwa 300 Bronzen. Die Elfenbeinſchnitzereien, die gleichfalls erbeutet wurden, ſtimmen mit den Bronzen überein. Sie ſind mit Hammer, Meißel und Meſſer hergeſtellt, doch ſteht ihr Eindruck hinter dem der Bronzen zurück. Sie gehören indeſſen derſelben Zeit an wie dieſe und ſind von denſelben Künſtlern gearbeitet. — Prof. Dr. G. Fritſch legte alsdann noch Photographien vor, die außereuropäiſche Formen der Lepra darſtellen und aus Java, vom Kapland und aus Island ſtammen; ſodann ſuchte er feſtzuſtellen, daß die ſogenannten „ſacralen Grübchen“ beim Menſchen unterhalb des Kreuzes weder als typiſche Merkmale für den Geſchlechtsunterſchied, noch für den Raſſenunterſchied anzuſehen ſind.

* **Greifswald.** Dem bisherigen außerordentlichen Profeſſor der Nationalökonomie zu Münſter, Dr. M. Biermer, iſt, nachdem er einen Ruf an die Techniſche Hochſchule zu Darmſtadt abgelehnt hat, das durch den Weggang des Profeſſors Stieda erledigte Ordinariat an unſrer Univerſität übertragen worden. Biermer übernimmt ſeine neue Lehrthätigkeit ſofort, vorläufig im miniſteriellen Auftrage.

* **Wien,** 28. April. Das angekündigte Buch des Profeſſors Schenk: „Theorie über Geſchlechtsbeſtimmung“, iſt ſoeben erſchienen. Die vorläufige kurze Zuſammenfaſſung des Inhalts dieſes Werkes, die in der Preſſe zugleich mit dieſer Nachricht gegeben wird, beſagt wiſſenſchaftlich ſo wenig, daß wir vor ihrer Wiedergabe eine Beurtheilung der Unterſuchungen Schenks durch Fachgelehrte abwarten wollen. — Der öſterreichiſche Afrikaforſcher Dr. Arnold Penther trifft demnächſt wieder in Wien ein, das er vor mehr als 4 Jahren verlaſſen hat, um auf ſeine eigenen Koſten eine Forſchungsreiſe nach dem ſüdlichen Afrika zu unternehmen. Dr. Penther hat in dieſer Zeit unter den größten Entbehrungen und Gefahren einen großen Theil Südafrika's, darunter auch bisher noch gar nicht erforſchte Gegenden, durchquert, dannch durch längere Zeit in den Muſeen von Grahamstown und anderen Orten Südafrika's eifrig ſeinen Spezialſtudien obgelegen und in den letzten Monaten naturwiſſenſchaftliche Streifzüge durch Mauritius und Ceylon unternommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. ſind folgende Schriften eingegangen:

L. Glohn-Hannover: Die Untrüglichkeit unſrer Sinne. 1. Theil: Was iſt Wahrheit. 2. Theil: Optiſche und Maler-Studien. Leipzig, H. Haacke 1898. — Dr. phil. Chr. G. Barth: Die von 1865—1895 erzielten Fortſchritte der Kenntniß fremder Erdtheile in ihren Einwirkungen auf das ſtaatliche und wirthſchaftliche Leben des Deutſchen Reichs. 1. Theil. Stuttgart, Hobbing u. Büchte 1898. — Johannes Jörgenſen: Der jüngſte Tag. Autoriſirte Ueberſetzung von Bernh. Mann. Mainz, Franz Kirchheim 1898. — Tagebuchblätter aus dem Feldzuge 1870/71 des franzöſiſchen Kapitäns, damaligen Sergenten Pingel. Vom Verfaſſer autoriſirte Ueberſetzung von Rittmeiſter *_*. Berlin, Wilhelm Iſleib. — *P. Hilarino a Sexten.* Tractatus de Censuris ecclesiasticis cum appendice de Irregularitate ad usum theologorum IV anni et sacerdotum in vinea Domini laborantium. Moguntiae, Franc. Kirchheim 1898. — Raimund Adlermann: Klerikales Schulregiment in Mainz. Edd. — Friedrich v. Weech: Karlsruhe. Geſchichte der Stadt und ihrer Verwaltung. 12. Lieferung. Karlsruhe, Macklot 1898. — 4. Jahresbericht des Vereins gegen Fabrikdiebſtahl in M.-Glabbach 1897. — E. v. Tymen: Francesco Vatori. Erzählung aus der Zeit Savonarola's. Breslau, S. Schottlaender. — A. Strindberg: Rene Novellen. Autoriſirte Ueberſetzung von Erich Holm. Edd. — Paul Schüler: Bad Santum. Edd. — Alfred Frhr. v. Offermann: Die Entſcheidung der Krone im öſterr.-ungar. Quotenſtreit. Wien. Leipzig. Wilh. Braumüller 1898. — Schwerbifeger: Die Heimath der Homanen (Indogermanen). IV. Eruttinnen, Selbſtverlag 1898.

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

Dodd, Dr. Arthur, **Vergleichende Untersuchungen über d. Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter u. die Verhältnisse im Konfektionsbetriebe in Deutschland.** Preis: 4 Mark 50 Pf. (6498)

Freymark, Dr. Hermann, **Die Reform der Preussischen Handels- u. Zollpolitik von 1800—1821 und ihre Bedeutung.** Preis: 3 M.

Dieſer Nummer liegt ein Proſpekt der bekannten Zigarrenfirma F. W. Haaſe in Bremen bei, worauf wir unſere Leſer hiemit beſonders aufmerkſam machen. (6444)

Jahrgang 1898. München, Freitag, 29. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Beyle in München.

Uebersicht.

Revolutionszeit in einer guatemaltekischen Kleinstadt. Von Dr. Carl Sapper. — Aus der Beethovenliteratur der jüngsten Jahre. II. Von Dr. Th. v. Frimmel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Revolutionszeit in einer guatemaltekischen Kleinstadt.

Viele überkommt ein gelindes Gruseln, wenn sie von einer Revolution hören, da sie unwillkürlich sich die Tage der Schreckensherrschaft der großen französischen Revolution vergegenwärtigen, und solchen Leuten erscheint wohl der Aufenthalt in den spanisch-amerikanischen Ländern, wo bekanntlich laut Zeitungsnachrichten alle Augenblicke neue Aufstände ausbrechen, als ein höchst gefahrvoller und bedenklicher. Nun ist ja richtig, daß der Fremde in jenen Ländern gewöhnlich vielen Aerger schlucken muß, ja zuweilen endlosen Scherereien ausgesetzt ist, aber doch ist sein Leben und Eigenthum auch in Revolutionszeiten gewöhnlich ziemlich sicher, wenn auch der indirekte finanzielle Schaden (durch Verkehrsstörungen, Kreditschädigung u. dgl. verursacht) oft ein sehr beträchtlicher ist. Gar viele der sogenannten Revolutionen der spanisch-amerikanischen Länder verdienen auch gar nicht diesen Namen, sondern sind einfach Schlägereien oder Unruhen von untergeordneter Bedeutung, welche nur durch übertriebene Nachrichten sowohl im Lande selbst, als auch insbesondere in fremdländischen Zeitungen zu „Revolutionen" aufgebauscht werden. Ich habe während eines fast 10jährigen Aufenthalts in der Republik Guatemala mehrere Revolutionen miterlebt, aber gewöhnlich erst davon Nachricht erhalten, wenn die ganze Sache vorbei war; den wirklichen Sachverhalt erfährt man gewöhnlich überhaupt nicht, denn die Nachrichten sind gewöhnlich so widersprechend, daß man nach kurzer Zeit sich angewöhnt, überhaupt nichts mehr zu glauben — eine Gewohnheit, welche auch dem europäischen Zeitungsleser in Bezug auf derartige Nachrichten anzuempfehlen ist.

In der Republik Guatemala waren seit der Revolution des Jahres 1871, durch welche die klerikale Partei von der liberalen verdrängt wurde, keine Unruhen von Bedeutung mehr vorgekommen, das Volk ist im allgemeinen ziemlich ruhig und friedliebend und so zweifelten denn auch viele Kenner des Landes noch im Sommer 1897 trotz der herrschenden politischen Schwüle an dem Zustandekommen einer organisirten Erhebung gegen die bestehende Regierung. Als sich aber im August 1897 José Maria Reina Barrios, dessen Amtsperiode im März 1898 zu Ende gewesen wäre, von der konstituirenden Nationalversammlung für weitere 4 Jahre zum Präsidenten ernennen ließ und sich daher die verschiedenen Präsidentschaftskandidaten und ihre Parteien in ihren Hoffnungen betrogen sahen, wurde die Stimmung im ganzen Lande eine so unbehagliche, daß selbst optimistische Gemüther die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Revolution einsahen, umsomehr, als Reina Barrios durch die kostspielige mittelamerikanische Ausstellung, durch unkluge Finanzoperationen u. dgl. viel von seiner früheren Popularität eingebüßt hatte. Selbst mein weit abgelegener Wohnort, die stille Stadt Coban, war von den Wogen der Erregung erreicht worden, vielleicht sogar mehr, als andere Theile des Landes, da sich hier ein Theil der Bevölkerung für José Leon Castillo, ein anderer Theil für Próspero Morales entschieden hatte, während sonst im ganzen übrigen Lande entweder der eine oder der andere Kandidat das entschiedene Uebergewicht behauptete: José Leon Castillo im Osten, Próspero Morales und Fuentes Barrios im Westen des Landes. Besonders eifrig war in Coban die Wahlagitation für Próspero Morales betrieben worden, und es gab Leute, welche im August 1897 sogar befürchteten, daß die „Moralisten" in Coban mit Hülfe der zahlreichen Mexicaner, welche sich in der Stadt aufhielten, einen gewaltsamen Versuch machen würden, sich der Kaserne und der Waffen zu bemächtigen; es ging das Gerücht, daß den Mexicanern im Falle des Gelingens als Gegenleistung die Stadt zur Plünderung überlassen werden sollte, und als in Coban in der Administracion de rentas, dem Rentamt, ein Einbruchsversuch von einigen Mexicanern gemacht wurde, erhielt das Gerücht neue Nahrung. Vorsichtshalber ließ nun der Jefe politico, der oberste Verwaltungsbeamte und der Höchstkommandirende des Departamento, an regierungsfreundliche Guatemalteken, sowie auch an die Fremden Militärgewehre vertheilen und erreichte dadurch einmal, daß die Waffen nicht mehr an einem Ort konzentrirt waren, so daß bei einer etwaigen Einnahme der Kaserne den Aufständischen wenigstens nicht zugleich zahlreiche Gewehre mit Munition in die Hände gefallen wären, und zweitens war dadurch uns Fremden die Möglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung gegen etwaiges Raubgesindel geboten. Auch ich bekam bei dieser Gelegenheit für ein paar Tage ein Remington mit 50 Patronen zu meiner Verfügung und stellte es beruhigt neben mein Bett, nachdem ich mich mit der Konstruktion des Gewehres vertraut gemacht und das unbequeme Bajonet abgenommen hatte. Freilich war ich mir klar darüber, daß ich mit meinem kleinen Revolver, mit dem ich umzugehen verstehe, vorkommenden Falles mehr ausrichten würde als mit dem schweren ungewohnten Gewehr und hing deßhalb noch einen geladenen Revolver nebenhin. Auch schloß ich für ein paarmal des Nachts meine Zimmerthüre ab, welche unmittelbar auf die Straße hinausführt, — ganz gegen meine Gewohnheit, da sonst die öffentliche Sicherheit eine so große ist, daß man ruhig bei unverschlossenen Thüren schlafen kann. Im Hause meines Bruders aber schliefen in der ersten Nacht nach der Vertheilung der Gewehre zwei Soldaten zum Schutz, später aber unterließen wir diese Vorsicht als unnöthig. Dagegen wurde schleunigst mit Oelfarben ein Konsulatsschild auf Blech gemalt und am Hause befestigt, da mein Bruder als Verweser das deutsche Vize-Konsulat inne hatte.

Es vergingen einige Tage, ohne daß in Coban etwas wichtiges vorgefallen wäre; die Moralisten verhielten sich ruhig, wie Manche behaupteten wegen der Vertheilung der Waffen, und allmählich dachte man kaum mehr an die bevorstehende Revolution, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß in den westlichen Bezirken des Landes Próspero Morales und Fuentes Barrios gemeinsam sich (in S. Marcos) erhoben hatten und gegen Quezaltenango gezogen waren. Die Regierungstruppen, welche ihnen entgegengeschickt wurden, gingen zum Feinde über, und als beim Herannahen der Aufständischen in Quezaltenango zwei der angesehensten Bürger der Stadt, welche als Geiseln festgehalten worden waren, erschossen wurden, erhob sich das Volk von Quezaltenango, und es kam zu blutigen Straßenkämpfen zwischen Bürgerschaft und Garnison, wobei über 500 Mann gefallen sein sollen.[1]) Die Besatzung von Quezaltenango sah sich nach tapferem Kampfe gezwungen, nach Totonicapan abzumarschiren, und siegreich zogen nun die Aufständischen in die Stadt ein. Der Erfolg der Aufständischen machte im ganzen Lande tiefen Eindruck; man glaubte allgemein, die Aufständischen würden in wenigen Tagen vor den Thoren der Hauptstadt stehen, was einige voreilige nordamerikanische Blätter natürlich auch bald als Thatsachen ausposaunten. Die Lage der Regierung wurde als eine sehr kritische betrachtet. Anstatt aber ihren Vortheil auszunutzen, blieben die Aufständischen in Quezaltenango liegen, „um sich zu konstituiren" und vergeudeten mit Bällen und Festgelagen ihre Zeit. Die Regierung vermochte aus diesem Grunde die Mobilisation in aller Ruhe durchzuführen und stellte im Laufe der Zeit über 25,000 Mann in günstigen Stellungen vor Quezaltenango auf, das von drei Seiten eingeschlossen wurde. Als darauf die Feindseligkeiten wieder begannen, und die Regierungstruppen im ersten Treffen siegreich blieben, hielten die aufständischen Soldaten ihre Sache für verloren und zogen sich möglichst unbemerkt nach Hause zurück, so daß Próspero Morales nichts übrig blieb, als mit seinen wenigen Getreuen über die mexicanische Grenze zu flüchten.

In der Zeit, als die Aufständischen noch Quezaltenango besetzt hielten und die Regierungstruppen sich bei Totonicapan sammelten, war in Coban alles ruhig; wir Deutschen hatten auf den Rath des kaiserlich deutschen Geschäftsträgers die Regierungsgewehre zurückgegeben, um jeden Schein von Parteilichkeit zu vermeiden und dachten an nichts böses, als plötzlich wie ein Lauffeuer das Gerücht die Stadt durchlief, daß 2000 Mann der Aufständischen von Quezaltenango aus nach Norden durchgebrochen seien und gegen Coban heranzögen. In aller Eile ließ die Obrigkeit nun Truppen einziehen, d. h. man fing alle des Weges kommenden dienstpflichtigen Leute ab und sperrte sie vorläufig in den Regierungspalast ein, um sie im Falle des Bedarfs zur Verfügung zu haben. Denn wenn man in solchen Fällen einfach zur Sammlung blasen würde, so würde man sicherlich das Gegentheil von dem gewünschten Erfolge haben, d. h. die Mehrzahl der Milizen würde sich schleunigst seitwärts in die Büsche schlagen. Während nun in Coban auf die erwähnte Weise Soldaten gefangen wurden und auch die schönen, noch aus der spanischen Kolonialzeit stammenden Kanonen der Garnison in Stand gesetzt wurden, ritt der Jefe politico selbst auf Rekognoszirung aus; manche Leute brachten Weib und Kind auf benachbarten Kaffeepflanzungen in Sicherheit; die in der Stadt zurückbleibenden Familien aber begannen sich vorsichtshalber zu verproviantiren, so daß bald in ganz Coban kein Mehl mehr aufzutreiben war; die Indianer aber thaten das Gegentheil: sie boten zu ungewöhnlich billigen Preisen ihre Hühner und Truthühner zum Verkauf an, da sie vermutheten, daß ihnen dieselben eventuell von den Aufständischen ohne jede Entschädigung weggenommen würden. Unnöthige Befürchtungen! Denn es stellte sich noch am gleichen Tage heraus, daß alles nur blinder Lärm gewesen war, wie weiland der Franzosenlärm in Süddeutschland im Jahre 1848. Die Soldaten wurden wieder nach Hause entlassen, und ohne Sorgen konnten die biederen Bewohner der guten Stadt Coban sich zur Ruhe niederlegen.

Wenn wir aber glaubten, mit der Niederlage von Próspero Morales und Fuentes Barrios sei die Revolution vorbei, so hatten wir uns getäuscht, denn da die Regierung alle Truppen aus den östlichen Departamentos herausgezogen und vor Quezaltenango konzentrirt hatte, so hielt José Leon Castillo seine Zeit für gekommen und fiel mit seinen Anhängern von Santa Ana (in der Republik San Salvador) aus im Lande ein. „Da er bei Jutiapa zurückgeschlagen wurde, umging er diesen Platz und nahm die wichtigsten Städte des Ostens, Chiquimula und Zacapa, in Besitz. Da Zacapa an der Nordbahn Guatemala's liegt, welche ziemlich tief ins Innere des Landes hineinführt, und da man annahm, daß die Aufständischen sich auch in den Besitz der Eisenbahnzüge gesetzt hätten, so erwartete man, daß José Leon Castillo in wenigen Tagen vor Guatemala oder auch vor Coban stehen würde, noch ehe die Regierung die Truppen aus den fernen westlichen Distrikten zurückziehen konnte. Zudem hieß es, die Aufständischen hätten Puerto Barrios und Livingston bereits eingenommen, wodurch wir in Coban von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen gewesen wären. Eine große Aufregung bemächtigte sich nun der Einwohnerschaft von Coban; der Jefe politico erhielt Befehl, die Truppen mobil zu machen und das Departamento bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; demzufolge ging die oben geschilderte Soldatenfangerei von neuem an, während Militärpatrouillen die Milizen und beurlaubten Soldaten aus ihren Häusern und von der Arbeit weg herausholten. Zu mir aber schickte der Jefe politico zwei befreundete Herren heraus, nämlich einen Feldmesser und einen ehemaligen Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, um meine Meinung über die wichtigsten strategischen Punkte zu hören, die zu besetzen wären, und um meine Beihülfe zum Entwurf einer Landkarte der Umgebung zu erlangen. Da ich nun die Umgebung der Stadt nach allen Richtungen hin durchstreift hatte und meine Itinerar-Aufnahmeblätter im Maßstab 1 : 50,000 zur Hand waren, so brauchten wir nur diese Blätter zusammenzustellen und auf einen großen Bogen Pauspapier überzupausen, um eine ganz brauchbare Karte der Umgebung zu gewinnen. Nachdem der Feldmesser und ich in gemeinsamer Arbeit die Pause hergestellt hatten, brachte ich meine strategischen Ansichten zur Geltung, wozu ich als deutscher Staatskrüppel natürlich hervorragend befähigt war; dann wurde noch an den betreffenden Punkten das Terrain eingezeichnet, die Höhenangaben eingeschrieben, und in einem Nachmittag hatten wir ein Blatt von mehr als 1 qm Größe vollendet, das wir scherzend „Generalstabskarte" nannten.

Zwei Tage später zogen die Truppen ins Feld, etwa 400 Mann stark, und verschanzten sich bei Tactic, 8 Leguas südlich von Coban, aber natürlich an einer ganz anderen und zwar ungünstigeren Stelle, als ich gerathen hatte. Die Mehrzahl der Soldaten gehörte zur Partei von José Leon Castillo und wäre vermuthlich bereit gewesen, beim Herannahen der Castillisten zu denselben überzugehen, die Offiziere aber hatten zumeist zur Partei von Próspero Morales gehört, waren also feindselig gegen José Leon

[1]) Ueber die Vorgänge in Quezaltenango habe ich bis zum heutigen Tage noch keine zuverlässigen und genauen Nachrichten erhalten können. Dagegen habe ich eine Anzahl von Photographien gesehen, welche einige Straßen der Stadt mit stark zerschossenen Häusern darstellen und deutlich zeigen, daß hier in der That tüchtig gekämpft worden ist.

Castillo gesinnt und standen aus diesem Grunde nach Próspero's Fall auf Seite der Regierung. Vorläufig wußte man aber überhaupt nichts über die Stellung von José Leon Castillo; namentlich war es noch unsicher, ob derselbe Puerto Barrios und Livingston eingenommen hatte, wie behauptet wurde. Der Jefe politico schickte deßhalb einen Vertrauensmann in geheimer Mission nach Livingston hinunter, um den Thatbestand kennen zu lernen; es war dies mein Kollege von der „Generalstabskarte", der Feldmesser, welcher inzwischen zum Hauptmann ernannt worden war, ohne jemals vorher beim Militär gewesen zu sein. Es stellte sich nun heraus, daß die beiden atlantischen Häfen Guatemala's, Livingston und Puerto Barrios, in den Händen der Regierung geblieben waren, da José Leon Castillo in Zacapa über keinen Eisenbohnzug verfügte und deßhalb nicht rasch nach den genannten Plätzen hinunterkommen konnte. Er hatte zwar an den Bahnhofvorstand von Puerto Barrios, welcher, wie die meisten Bahnbeamten des Landes, nordamerikanischer Bürger ist, um einen Zug telegraphirt und demselben gedroht, er würde seinen Kollegen und Landsmann in Zacapa erschießen lossen, wenn der Zug nicht abgeschickt würde. Der Nordamerikaner ließ sich durch diese Drohung einschüchtern und gab Befehl, den gewünschten Zug zusammenzustellen; inzwischen aber hatte der Jefe politico in Livingston durch den Telegraphisten von Puerto Borrios Nachricht von dem Vorgefallenen erhalten und kam mit dem amerikanischen Konsul und mit 25 Mann Soldaten an Bord eines kleinen Dampfers noch rechtzeitig in Puerto Barrios an, um den Abgang des Zuges zu verhindern und durch Wegnehmen der Ventile sämmtliche vorhandenen Lokomotiven unbrauchbar zu machen. Auf diese Weise hatte José Leon Castillo, der übrigens seine Drohung nicht ausführte, das Nachsehen und blieb mit seinem Anhang auf die beiden Städte Chiquimula und Zacapa beschränkt, gegen welche nunmehr Regierungstruppen heranrückten. José Leon Castillo wurde bei Chiquimula geschlogen; in einem letzten größeren Gefecht vor Zacapa aber soll die Lage der Regierungstruppen eine recht kritische gewesen sein, als im letzten Augenblick noch General Toledo mit der Artillerie auf einem Eisenbahnzuge vom Rancho de San Agustin her anlam und den Sieg zugunsten der Regierung entschied.

Von all dem aber wußte man in Coban vorläufig noch nichts; die Truppen blieben in Tactic stehen, und in Coban selbst, das nun ohne Schutz und hinreichende Polizeimannschaft geblieben war, wurde von den Deutschen mit Zustimmung, ja auf Anrathen der Obrigkeit, eine Bürgerwehr mit polizeilichen Befugnissen gebildet, welche im Falle der Noth in Wirksamkeit treten sollte. Der Ausschuß der Bürgerwehr trat alle Tage in Sitzung zusammen, sonst aber war alles still und ruhig. Eines schönen Tags aber durchlief die Stadt das Gerücht, daß Juan Barrios an der Spitze einer bewaffneten Schaar in geringer Entfernung von Coban eine Anzahl Maulthiere weggenommen habe und vermuthlich bald in der Stadt erscheinen werde. Juan Barrios war der Präsident des Appellationsgerichtshofs von Coban gewesen, hatte aber als Houpt der Moralistenpartei sehr eifrige Propaganda für Próspero Morales gemacht und war dadurch bei der Regierung in Ungnade gefallen. Infolgedessen wurde der Appellationsgerichtshof überhaupt aufgehoben, und Juan Barrios blieb als einfacher Advokat in der Stadt. Als aber er nebst einigen anderen Parteihäuptern Cobans bei Beginn der Revolution nach Guatemala befohlen wurde, um unter Aufsicht gestellt zu werden, flüchtete er nach dem Norden des Landes und sollte nun, wie man vermuthete, von dort her mit bewaffnetem Anhang gegen Coban ziehen, um diesen Platz zu nehmen. Große Aufregung herrschte daher in der guten Stadt und die deutsche Bürgerwehr hielt in der That in der folgenden Nacht Wache ab und sandte mehrmals des Nachts Patrouillen durch die Stadt, die aber natürlich nichts „neues" beobachten konnten. Als die erste Patrouille in Schritt und Tritt durch das dröhnende Stadtthor zog, fuhr die dortige Schildwache erschreckt aus dem Schlaf des Gerechten auf und konnte sich nicht genug verwundern, denn in Schritt und Tritt zu marschiren hat das guatemaltekische Heer noch nicht gelernt.

Da ich selbst nicht zur Bürgerwehr gehörte, so schlief ich in jener Nacht ganz behaglich in meinem Zimmer, als ich plötzlich mitten in der Nacht (gegen 2 Uhr morgens) meinen Namen rufen hörte und gleichzeitig einige bewaffnete Männer mit einer Laterne in das Zimmer eintreten sah. Es waren einige Herren der deutschen Bürgerwehr, kenntlich am schwarz-weiß-rothen Bande am linken Arm; der Führer der kleinen „Schleichpatrouille", ein deutscher Reserveoffizier, war mit einem Stock und mit Revolver bewaffnet, die anderen Herren trugen Gewehre. Sobold ich meine Besuche erkonnt hatte, rief ich ihnen zu, ich hätte leider nichts zu trinken auf meinem Zimmer, erhielt aber sofort von den Herren die beruhigende Antwort, sie hätten etwas mitgebracht. Wir kneipten nun ganz gemüthlich ein halbes Stündchen zusammen, bis unser Stoff alle war; dann empfohlen sich meine Besuche wieder und kehrten auf ihr Wachlokal zurück. Man sieht aus dieser kleinen Episode, daß wir anfingen, die Sache von der gemüthlichen Seite aufzufassen, wie denn überhaupt bei den Revolutionen im spanischen Amerika manche Situationen ihre heitere Seite besitzen und dem Ganzen einen Stich ins Operettenhafte verleihen. Damit soll aber nicht gesogt sein, doß die Lage nicht plötzlich sehr ernst werden und dem ansässigen, noch mehr aber dem reisenden Fremden die größten Unannehmlichkeiten bereiten kann.

Von Juan Borrios hat man nichts mehr gehört noch gesehen; die Coboner Truppen sind nach dem Sieg der Regierungstruppen bei Zacapa nach Hause zurückgekehrt; bald darauf wurden die letzten Aufständischen aber die salvadoreñische Grenze gedrängt, und wenige Wochen später wurde der Belagerungszustand wieder aufgehoben, welcher während der ganzen Revolution geherrscht hatte. Wir Deutsche in Coban sind für diesmal noch gut weggekommen nnd haben verhältnißmäßig wenig direkten Schaden von der Revolution gehabt. Wenn man, wie der Schreiber dieses und viele andere Deutsche Cobans, die Mehrzahl der handelnden Personen der einzelnen Parteien persönlich kennt, so ist es sogar außerordentlich interessant, den Lauf der Dinge zu verfolgen. Aber wir sagen uns, der Himmel möge uns vor einer Wiederholung einer solchen interessanten Zeit bewahren, denn es ist immerhin eine Zeit der Gefahr, und selbst wenn man keinen direkten Schaden oder persönliche Belästigung zu erleiden hat, so machen sich doch indirekt die gedrückte Lage im Innern, die Stockung der Geschäfte, die Verkehrserschwerungen, sowie die Kreditschädigung im Ausland stets sehr unangenehm fühlbar, wenn sich der Verlust auch meist nicht zahlenmäßig feststellen läßt. Stets wird man in solchen Zeiten an die ruhigen und schönen Verhältnisse der deutschen Heimath erinnert, in die wir ja Alle sobald als möglich zurücklehren wollen.

Truxillo (Honduras), den 22. März 1898.

Dr. Carl Sapper.

Digitized by Google

Aus der Beethovenliteratur der jüngsten Jahre.

Von Dr. Th. v. Frimmel (Wien).

II.

Die „Gazette des beaux arts“ von 1896 (Bd. II) theilte eine Zeichnung von Schwind mit, die Beethovens Kopf darstellt. Das Blatt ist Eigenthum der Frau Dr. Baurnfeind in Wien, der Tochter des Malers Schwind. Es ist übrigens kein Originalbildniß, sondern eine, nach Beethovens Tode aus der Erinnerung gefertigte Skizze.[1]) Diese Angelegenheit führt uns nunmehr zur Beethoven-Literatur des Jahres 1897 und das in mehrfacher Beziehung. Zunächst ist's der Katalog der Schubert-Ausstellung von 1897, der nicht nur das Schwind'sche Beethovenköpfchen verzeichnet, sondern auch andere Beethovenіana enthält. Dann kommt dasselbe Bildniß neben vielen anderen auch vor in einem Artikel der „Rivista musicale italiana“ (herausgegeben von den Fratelli Bocca in Turin) von 1897 (im Januarheft). Da ich den letzteren Artikel selbst geschrieben habe (nur die Uebersetzung geschah in der Redaktion), kann ich ihn hier zwar erwähnen, aber nicht taxiren. Am Katalog der Schubert-Ausstellung habe ich aber keinerlei Antheil, so daß ich mir eine Kritik wohl erlauben darf. Manche Abtheilungen der Ausstellung waren geradezu musterhaft zusammengestellt, was auch von den entsprechenden Abschnitten des Katalogs gilt, z. B. die über Danhauser, Schwind. Mit den Angaben über Beethoven sah es weniger gut aus: die Klein'sche Büste wurde ohne Kenntniß des Bildhauernamens als etwas ausgestellt, das den Besuchern neu sein sollte, aber längst durch Photographie, Heliogravüre, Gipsabguß und ungezählte Stellen in der Literatur allen Beethoven-Freunden bekannt war. Beim Schwind'schen Köpfchen aus dem Besitz der Frau Dr. Baurnfeind ist eine „Revue“ des beaux arts statt der Gazette angeführt. Zu dem schlechten Bildniß von Heckel (Nr. 28) ist eine Bemerkung über die persönlichen Beziehungen Schuberts zu Beethoven beigefügt, die jedenfalls noch einer Erörterung bedarf, bevor man sie als sicher hinnehmen dürfte. Auf Grundlage einer erst im Jahre 1865 auftretenden Erinnerung an Schubert wird nämlich die ältere gut beglaubigte Annahme, daß Schubert persönlich bei Beethoven zu Besuch war, einfach über den Haufen geworfen. Das Beethoven-Triptychon von 1838, dessen Photographie (als Nr. 292) ausgestellt war, hat weder einen übergroßen Kunstwerth, noch irgendwelche historische Bedeutung; ungefähr dasselbe kann man von den Beethoven-Figuren auf M. v. Schwinds Lachner-Fries aussprechen. Waldmüllers Beethoven-Bildniß (Nr. 339) ist eines der schwächsten Werke Waldmüllers und erfreut sich auch als Portrait Beethovens, was die Aehnlichkeit betrifft, keines guten Rufes. Das Mähler'sche Bild (Nr. 362) ist immer nur vor Solchen gelobt worden, die keinen Ueberblick über die Frage der Beethoven-Bildnisse gehabt haben. Und so könnte die ganze Reihe der ausgestellten Bildnisse durchgenommen werden. Statt der Maske von 1812, die während des Lebens genommen worden ist, stellte man Abbildungen der scheußlichen Todtenmaske aus. Ein wirklich gutes Bildniß Beethovens war auf der ganzen überreichen Ausstellung nur in dem Winkel zu entdecken, wo die unerkannt gebliebene Klein'sche Büste ihre Aufstellung erhalten hatte.[2]) An Handschriften waren folgende ausgestellt: Nr. 989, die Partitur der Ouvertüre „Die Weihe des Hauses“ (op. 124). Seither ist das interessante Autograph als Geschenk der Familie Artaria an die Wiener Stadtbibliothek gelangt. Ferner Nr. 996, eine Partiturabschrift der „Eroica“ mit eigenhändigen Bemerkungen Beethovens, und Nr. 997, eine Skizze aus „Fidelio“, die ich vor mehreren Jahren meines Wissens zum erstenmal gedeutet und gelesen habe. Dieses Autograph gehört Hrn. Dr. G. v. Jurié in Wien.

Als ein Beethovenbuch, das mit der Jahreszahl 1897 erschienen ist, muß Alfredo Colombani's „Le nove Sinfonie di Beethoven“ genannt werden. Colombani versucht sich in einer kleinen Geschichte der Symphonie, gibt dann eine Charakteristik Beethovens, wobei wieder einmal das Heiligenstädter sogenannte Testament nicht fehlen durfte. Schließlich werden die Symphonien der Reihe nach durchgesprochen. Allzuviele Anführungen von ästhetischen Aussprüchen überwiegen in diesem sonst interessanten Buche, über die rein musikalischen Erörterungen, welch letztere auf Grundlage einer genaueren Literaturkenntniß hätten wesentlich vermehrt werden können. Grove's Buch, ungefähr ein Jahr vorher ausgegeben und oben schon besprochen, scheint in manchen Punkten als Vorbild gedient zu haben. Zur italienischen Literatur über Beethovens Symphonien gehören auch die Artikel, welche die Mailändischen Tagesblätter im Mai 1897 über die Aufführung der „Nona“ im Scala-Theater veröffentlicht haben. Den „Corriere della sera“ vom 19. bis 21. Mai habe ich aufbewahrt, weil seine Beethovenartikel auf die Seltenheit von Aufführungen der Neunten in Italien hinweisen. Wenn der Berichterstatter des Corriere gut unterrichtet ist, hat es in Mailand vor 1897 nur zwei Aufführungen der Neunten gegeben, eine 1878, die andere 1885.

Wie gewöhnlich, stechen unter den Beethovenaufsätzen auch im Jahre 1897 die Mittheilungen Alfr. Chr. Kalischers als besonders gehaltreich hervor. Diesmal läßt sich Kalischer in August Sauers „Euphorion“ (im 3. Ergänzungsheft) über „Christoph Kuffners Gespräche mit Beethoven“ vernehmen. Ueber die Angelegenheit des Kuffner'schen Oratoriums Saul, das Beethoven gegen Ende seiner irdischen Laufbahn zu komponiren gedachte, war man bisher nur durch verschiedene Andeutungen unterrichtet. Kalischer theilt allerlei Einzelheiten hierüber aus Beethovens Konversationsheften mit. Einige Neuigkeiten aus dem längst bekannten Stammbuch Beethovens von 1792 (jetzt in der Wiener Hofbibliothek) wurden in Friedls „Weltpost“ (Nr. 6, S. 135 f.) von Dr. Th. Gottlieb mitgetheilt. Es sind Gedichte von Jos. Eichhoff und Degenhart, die bisher nicht beachtet worden waren, und das wohl nicht ohne Grund. Denn man muß zugestehen, daß sie für Beethovens Biographie bis heute sicher nicht von Belang sind.

Im April konzertirten die Berliner Philharmoniker in Wien. Der Veranstalter dieser Reihe von interessanten Konzerten, Albert Gutmann, gab für jeden Abend ein Heft heraus, das zu den einzelnen Kompositionen je einige geschichtliche Notizen und einige Notenbeispiele brachte. Zu den Heften, die mir vorliegen, kommen auch einige Kompositionen Beethovens vor.

In der Aachener Zeitung „das Echo der Gegenwart“ (1897, 9. Juni, Nr. 411) fand sich das Feuilleton „Beethoven — ein Pantheist?“, in welchem gegen die Ansicht des Programms für die damals eben veranstaltete Aufführung der Missa solemnis beim niederrheinischen Musikfeste polemisirt wird. Das Programm knüpft an die bekannten Sätze an, die sich Beethoven kopirt hatte: „Ich bin was da ist“, u. s. w. Der Schreiber des Feuilletons erblickt darin eine tendenziöse Färbung der Anschauungen Beethovens über die Gottheit und setzt ihnen einige Stellen aus Beethovens Tagebüchern entgegen, aus denen allerdings

[1]) Sie wurde danach mehrmals in Zeitungen und Musikblättern erwähnt, z. B. in Friedls „Weltpost“ und in Nollenns „Weekblad voor Muziek“.

[2]) Unter den Zeitungsartikeln über die Schubert-Ausstellung habe ich mir R. Heubergers Veröffentlichungen aufbewahrt, u. a. auch den nicht signirten Artikel vom 26. Jan. 1897 im Moriz Szeps'schen „Wiener Tagblatt“.

eine wirkliche Gottgläubigkeit spricht. Eine solche ist denn auch bei Beethoven nicht zu verkennen. Nur wird es schwer halten, den Komponisten als einen strenggläubigen Katholiken darzustellen. Denn es haben sich Aeußerungen Beethovens gefunden, die auf eine sehr freie Auffassung konfessioneller Fragen hindeuten. Zum mindesten hat Beethoven sich zeitweise von einer streng katholischen Lebensauffassung entfernt, und aus der Zeit, als Beethaven die große Messe komponirte, wüßte ich keine Beweise für einen unbedingten Anschluß an den Katholizismus beizubringen, wenn man nicht gerade in der Thatsache, daß er eine Messe komponirte, einen solchen Beweis erblicken will.[1])

Die Grazer „Tagespost" vom 4. Juli 1897 brachte ein nennenswerthes Feuilleton von Moriz v. Kaiserfeld über „Dorothea Freiin v. Ertmann", die berühmte Interpretin Beethoven'scher Klaviersonaten. Neben einigen dankenswerthen Nachrichten über Baronin Ertmann enthält der Aufsatz auch die Mittheilung, daß Beethovens Brief an die „Dorothea-Cäcilia" vom 23. Februar 1816 sich gegenwärtig im Besitz der Familie Kaiserfeld befindet. Das „Weekblad vaar muziek" (redigirt von H. Rotthenius) brachte einen Auszug aus dem genannten Feuilleton (in Nr. 39 vom 25. September 1897).

Schan aben wurde der Uebersetzung gedacht, die man dem Shedlack'schen Buche über die Klaviersonaten Beethovens gewidmet hat. Ich hielt sie für verfrüht, möchte aber dennoch anmerken, daß eine zweite erweiterte, verbesserte Auflage vielleicht als passende Vorlage für eine Uebersetznng ins Deutsche wird dienen können. Denn Shedtock vertieft seine Kenntnisse fortwährend und wies erst vor kurzem wieder (im „Guide musical" vam 31. Oktober 1897) auf einen Zusammenhang zwischen Beethoven und Bach hin. Freilich sind derlei Hinweise auch schon von Anderen viel früher geschehen, was Shedtock abermals übersieht.

Einige Beiträge zur Beethoven-Aesthetik bietet Friedr. Röich in seiner Arbeit: „Musikästhetische Streitfragen — Streiflichter und Schlagschatten zu den ausgewählten Schriften von Hans v. Bülow" (Leipzig 1897, 8°), einer Arbeit, die übrigens nicht unangefochten geblieben ist. Eine eigene Arbeit sei schließlich erwähnt, wenigstens dem Titel nach: Ueber die Spielweise einiger Stellen in Beethovens Klavierkampasitionen". Sie ist im musikalischen Wochenblatt von E. W. Fritzsch erschienen (in Nr. 8 bis 12).

In gewissem Sinne gehört auch das kurze Vorwort hierher, das Reinhald Becker der Ausgabe des Beethovenschen Erlkönigs beigegeben hat. Becker benutzte die Anhaltspunkte der Beethaven'schen Skizze, von der oben schon die Rede war, um ein Lied daraus zu machen, das nunmehr in zwei Tonarten bei J. Schuberth u. Ca. in Leipzig erschienen ist. Das Vorwort selbst ist sachlich und bescheiden gehalten. Was man aber in einigen Nellameartikeln und Natizen über diese Herausgabe des Beethoven'schen Erlkönigs zu lesen bekommen hat, war großentheils unrichtig und herzlich albern. Ich lasse hier nachsichtiges Schweigen walten.

Studien, wie die vorliegende, führen, wenn lange genug fortgesetzt, zu allgemeinen Erkenntnissen, die einen wissenschaftlichen Gewinn bedeuten und wohl auch sonst bei einigem Wohlwollen ganz nützlich genannt werden können. So entnimmt man aus der vergleichenden Betrachtung der Beethovenliteratur seit den Tagen des Meisters ohne Mühe im allgemeinen ein fortwährendes, wenn auch recht ungleichmäßiges Anwachsen dieser Literatur und im besondern ein zeitweiliges Anschwellen bei bestimmten Anlässen. Die Zeit unmittelbar nach Beethovens Hingang beschäftigte viele Federn zum Lab und Preis des Großen. Dann trat die Sache ein wenig in den Hintergrund, um nur Aufsehen zu erregen, wenn etwa ein Beethovendenkmal enthüllt wurde, wenn es eine Gedenkfeier gab, oder ein nennenswerthes Beethovenbuch erschien. Das sachte Rieseln der Literatur über den Komponisten wurde eben durch einzelne Ausbrüche abgelöst. Seit etwa 10 oder 15 Jahren ist es aber zu einem förmlichen Strome von literarischen Erscheinungen gekommen, die sich mit Beethoven beschäftigen. Man vertieft die Kenntniß einzelner Lebensabschnitte, einzelner Charakterzüge, man studirt den Freundeskreis des Meisters, macht sich die Entwicklungsgeschichte einzelner Kompositionen immer klarer, und was der Bestrebungen mehr wären, die an schier ungezählten Punkten zutage treten. Schon die knappe Zusammenfassung der auffallendsten Erscheinungen aus wenigen Jahren, wie sie oben versucht wurde, hat ergeben, daß alle großen Nationen sich lebhaft für alles interessiren, was Beethoven betrifft, taozu ich nach in Erinnerung bringe, daß Beethovens Werke heute vielleicht mehr als je zu den hervorragenden Nummern der Konzertprogramme gehören. Eine Uebersicht über Alles, was jährlich im Musikalienhandel, in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen von Beethoven handelt, würde leicht jedesmal einen ganzen Band füllen. Es wäre an der Zeit, ein Beethovenjahrbuch herauszugeben, um die Zersplitterung des Materials zu hindern und ein Zentrum der Beethovenforschung zu schaffen. Für den Fall, daß sich keine passendere Persönlichkeit fände, würde der Verfasser dieser Zeilen nicht ungern die Leitnng eines sotchen Jahrbuchs übernehmen, das alle Aussicht hätte, die ungezählten Freunde Beethavens in allen Kreisen einer gebildeten Gesellschaft für sich zu gewinnen. Der Verleger brauchte nur soviel Kunstsinn und Begeisterung, um eine gediegene Ausstattung der ersten Bände zu wagen. Ich meine, der Erfolg würde nicht ausbleiben.

[1]) ad vocem: große Messe, muß ich hier eine Lücke im Materiat eingestehen. Wilh. Webers Monographie von 1897 über die Missa solemnis ist mir bisher nur aus einem Referat bekannt geworden. Vgl. Münchener Allgem. Ztg., Beilage 1897, Nr. 80 vom 9. April.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Zart: Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. München 1898. C. H. Beck. 96 Seiten. Eleg. drasch. 1 M. 20 Pf. — Man mag zu dem Stifter der christlichen Religian innerlich stehen wie man will, so werden doch darin Alle einig sein: auch nur rein menschlich angesehen, gibt es keine zweite gleich anziehende Persönlichkeit. Nun finden sich ja bekanntlich über die menschliche Seite des Erlösers nicht wenig Schriften, so daß etwas neues kaum mehr gebracht werden kann. Gleichwaht haben wir das aarliegende Buch vasbefriedigt aus der Hand gelegt. Dr. Zart, der bereits aar 20 Jahren über Bibel und Naturwissenschaft geschrieben hat, aersteht es auch hier aarzüglich, den Gebildeten, sie mögen religiös oder skeptisch veranlagt sein, etwas schönes zu bieten. Wer über die Stellung Jesu zur Menschenwelt und zur Natur, wer über die eigentliche Grundstimmung Jesu unterrichtet sein will, erfährt hier ausreichendes. Zarts Buch ist keine Zusammenstellung aerschiedener Meister, sandern es bringt etwas ariginelles. Dabei eignet ihm eine staunenswerthe Kenntniß aller möglichen Schriftsteller. Wir hören aan Celsus und Origenes, Galenus und Parphyrios, Baca und Tyndall, Schelling und Hegel, Spinaza, Schapenhauer und Hartmann, Ed. Meyer und Mädler, Carlyle, Ch. Weiße und Rausch, Scherer und Carriere, Saphir, Rückert, Jean Paul, Heine, Schiller und Gaethe, Luther und Melanchthan, Matth. Claudius, Renan und Strauß, Hase, Beyschlag, Delitzsch, Kierkegaard, Weiß, Keim und Wendt. Alle diese verschiedenen, ast nur zu sehr auseinandergehenden Stimmen aereinigen sich hier in einem Char, um den Labpreis des Einzigartigen, den die Welt je gesehen hat, anzustimmen. Exegetisch haben wir nur zwei Punkte zu beanstanden: S. 37 f. sagt der Verfasser: Christus aerlangt keinen Glauben an seine Persan nnd will nichts auf sich selbst be-

zogen wissen. S. 78 läßt er Jesum über das Leid der ihm theuren Lazarusfamilie Thränen aergießen. Aber diese wenigen Stellen beeinträchtigen in keiner Weise den Werth der ganzen Schrift, welche wir allen gebildeten Kreisen für eine Sonntagabendlektüre herzlich und aus Ueberzeugung heraus empfehlen möchten.

Nürnberg, im April 1898.

Stadtpfarrer Julius Schiller.

μ Caesar Bandi Ritter v. Vesme: Geschichte des Spiritismus. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen und mit Anmerkungen aersehen von Feilgenhauer. Erster Band: Das Alterthum. (Leipzig, Oswald Mutze 1898). — Auch diejenigen, die nicht der Ansicht des als Motto gegebenen Ausspruchs Lord A. J. Balfours sind: der Spiritismus sei „unendlich wichtiger als jede andere, soziale oder politische Frage", werden dies Buch mit Interesse, ja mit jener Spannung lesen, die wir bei der Lektüre eines gutgeschriebenen Romans empfinden. Denn bei aller Gediegenheit seines Wissens auf den einschlägigen Gebieten schreibt der Verfasser sehr lesbar und anziehend und ist objektiv genug, nicht für alles was er vorbringt — natürlich oft aus den entlegensten und unkontrolirbarsten Quellen — unbedingten Glauben zu verlangen. Er ist kein Fanatiker und ein gebildeter Mann: das thut gerade auf diesem delikaten Gebiete, auf dem die unwissenden Pfuscher unaergleichlich mehr geschadet haben als die ehrlichen Gegner, wahrhaft wohl. Der erste Band, der das Alterthum behandelt und dem ein zweiter in diesem Herbst als Schlußband folgen soll, enthält außer dem Vorwort des Uebersetzers und einem Brief Lombroso's an den Verfasser, eine anregende Einleitung, die gewissermaßen erzählt, wie der Verfasser dazu gekommen ist, sein Buch zu schreiben, fünf in Hauptstücke und Paragraphe eingetheilte Bücher, welche den Spiritismus bei den Naturvölkern, in der Kultur des Ostens, bei den klassischen Völkern, zur biblischen Zeit (die Wunder Christi und der Apostel) bei Heiden und Christen bis zum Jahre 1848 behandeln, von wo an die Spiritisten die Wiederentdeckung des Spiritismus in Amerika datiren. Man sieht der Titel „Alterthum" ist sehr cum grano salis zu nehmen. Eigentlich auch der Titel Spiritismus. Er dient dem Verfasser vielfach nur als Kollektivbezeichnung für Hypnotismus, Somnambulismus, Telepathie, Magie und endlich Spiritismus — wie dies auch heute noch, wo sich mindestens des ersten Zweiges, des Hypnatismus, bereits auch die günstige Wissenschaft bemächtigt hat, in Laienkreisen oft vorkommt. Für die Geschichte dieses Occultismus aber — wenn wir diesen minder verpflichtenden Ausdruck anwenden wollen — hat der Verfasser mehrere verdienstvolle Vorarbeiter gehabt, so daß wir der Behauptung, die der Uebersetzer, nicht der Verfasser, im Vorwort aufstellt, daß eine solche Geschichte hier zum erstenmal vorliege, nicht zustimmen können. Wir erinnern nur an die alte „Geschichte der Magie" des bayerischen Professors Joseph Ennemoser (Brockhaus 1844), an „Das magische Geistesleben" des kgl. preußischen Sanitätsraths Benno Schindler (Breslau 1857), an „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" von Dr. Maximilian Perty (Leipzig 1872), an die „Positiae Pneumatologie" des Baron a. Güldenstubbe (Stuttgart 1870) und an die große dreibändige Geschichte des Occultismus des früh verstorbenen Karl Kiesewetter (Leipzig, Wilh. Friedrich). Selbstverständlich ist es vor allem die italienische Literatur auf diesem Gebiete, die der Verfasser ganz beherrscht, dann auch die russische, die französische und englisch-amerikanische, weniger jedoch die deutsche, deren Auswahl, möchte man mitunter glauben, mehr der Zufall als planvolle Forschung geleitet hat. Es wäre sonst nicht möglich, daß ihm beispielsweise bei dem interessanten Kapitel vom Dämon des Sokrates du Prels geistvolle Abhandlung desselben Titels, sowie dessen Schrift über die Mystik der Griechen unbekannt geblieben wäre, von dessen nur mehr schwer erhältlicher Dissertation „Oneirokritikon" und den neueren Schriften gar nicht zu reden. So verdienstvoll und so willkommen ein frisch geschriebenes Buch, wie das v. Vesme's, sein muß, so peinlich waren wir von der deutschen Uebersetzung Feilgenhauers berührt. Der Umschlag des Buches zeigt uns, daß Hr. Feilgenhauer ähnliche Werke aus dem Russischen, Polnischen, Spanischen, Französischen, Englischen und Schwedischen „autorisirt" übersetzt hat. Ueber diese Vielsprachigkeit scheint der federgewandte Translator unser geliebtes Deutsch vergessen zu haben. Das kommt heutzutage leider in den besten Familien vor, ist aber höchst bedauerlich. Anfangs korrigirte ich mit dem Bleistift, wie ich glaubte: Druck- oder Korrekturversehen, dann aber gab ich's auf, denn es kam Methode in diese Sprachwidrigkeiten. Zum Beleg nur ein paar Beispiele: verfechtet statt verficht, durchgehends „wie" für „als" und umgekehrt, vergleichlich statt vergleichbar oder zu vergleichen, bestürzt statt überrascht, unverändertlich statt unverändert, vergründen statt entdecken u. s. w. Einmal heißt es: „Da kamen plötzlich vier Dreifüße aus sich selbst herbei" statt von selbst, oder „der Fakir hatte von nichts Ahnung" aber in einer Anmerkung des Uebersetzers: Succi habe sich „siegreich als der einzigste noch lebende Hungerkünstler der Welt erwiesen". Ueberhaupt diese Anmerkungen des Uebersetzers! Das Buch wäre zehnmal so lesbar, wenn sich Feilgenhauer überall nur auf eine gute deutsche Uebertragung des italienischen Textes beschränkt hätte. Leider aber geht er darauf aus, den Verfasser überall ergänzen und uns weiter belehren zu wollen. Außer zahlreichen Fußnoten bringt er seitenlange Zusätze im Texte, die gewiß überall seine tüchtige Kenntniß der einschlägigen Gebiete verrathen, die wir ihm aber doch gern erließen, wo wir eben nur den Verfasser des Buches und nur diesen zu hören wünschen. Der 518 Seiten starke Band wäre dadurch weniger umfangreich gewarden und — origineller geblieben. Vielleicht entschließt sich Hr. Feilgenhauer, beim zweiten Bande, der das interessante Werk abschließen soll, doch auf etwas besseres und minder flüchtiges Deutsch zu sehen oder die Korrekturbogen von Jemand lesen zu lassen, der mit unserer Muttersprache auf einem minder gespannten Fuß lebt als er selbst nun einmal zu leben scheint.

In den vor kurzem erschienenen Werken von Ludwig Ferdinand Neubürger hat E. Piersons Verlag (Dresden) eine höchst beachtenswerthe Gabe geboten. Von den zwei Bänden enthält einer Briefe und Tagebuchblätter, welche originell intime Gefühle und Gedanken eines edlen, geistvollen Menschen aussprechen, und Theaterrezensionen, die in schöner Form bedeutungsvolle, aufklärende Belehrung und Winke für das Publikum wie den Künstler enthalten. Von hohem Werth sind die dramatischen Dichtungen im ersten Bande, von welchen drei größere: „Laroche", „Eponina", Marquise von Pommerave", den höchsten Forderungen der tragischen Kunst in Bezug auf Sprache, Charakteristik und Handlung gerecht werden, und die, in welcher Zeit sie auch spielen, das Gefühl und Herz der Gegenwart treffen. Auf das zeitlich fernliegendste dieser Dramen, Eponina, Trauerspiel in fünf Akten, verlohnt es sich wohl der Mühe, etwas näher einzugehen. Dasselbe spielt zur Zeit, als die Völker anfingen, das Joch der römischen Weltherrschaft abzuschütteln. Oft gelang es Einem oder dem Anderen, sich die Freiheit zu erringen, öfters noch mußten die Empörer ihre Erhebung furchtbar büßen. Eponina ist die Gattin eines dieser Helden, des Sabinus. Er hatte den Aufstand in Gallien geleitet, sein Heer wurde besiegt, die Empörung niedergeschlagen und er selbst als auf dem Schlachtfeld gefallen von der treuen Gattin beweint. Die letzten Getreuen sammeln sich um sie, Rache, Fortsetzung des Kampfes ist ihre Losung. Aber nicht Alle haben die Anhänglichkeit an das Vaterland bewahrt, es sind unter ihnen auch solche, die es mit Rom halten. Ihr selbst stellt der siegreiche Feldherr des Feindes, von ihrer Schönheit bezwungen, entehrende Anträge, die sie mit Entrüstung und Standhaftigkeit zurückweist. Da, plötzlich kommt ihr die Nachricht zu, daß ihr Gatte noch lebe. Neue Hoffnung erwacht in den Freunden und neue Nahrung gewinnt ihr Racheplan. Ein Gastmahl wird veranstaltet, zu dem die Römer eingeladen und dabei überwältigt werden sollen. Eponina selbst wird dabei erscheinen, um die Feinde gewisser ins Netz zu locken, jeden Verdacht einer Verschwörung abzuwenden. Aber auch Mucianus hat Kunde davon und im entscheidenden Augenblick treten bewaffnete Römer ein und nehmen die verschworenen Gallier gefangen, Eponina mit und ihren Gatten Sabinus. Sie werden gefesselt nach Rom gebracht, dort vor den Richterstuhl des Kaisers gestellt und zum

Tode verurtheilt. Mit Schmach erkaufte Gnade weisen sie zurück und sterben, ein erhabenes Beispiel edelster Vaterlandsliebe und Treue. Eponina ersticht sich, Sabinus wird zum Tode geführt.

Dies ist in Kürze der Inhalt des Dramas, das mit Aufmerksamkeit gelesen sein will; man muß befähigt sein, einzudringen in die Gesinnung dieser hohen Menschen, dann erst genießt man die Vorzüge dieser schönen Dichtung. Der vierte Akt ist ein Muster mächtiger Wirkung, bis beinahe zum Schlusse bleibt der Zuschauer in Erwartung, wer Sieger bleiben wird, die Römer oder die zu deren Untergang verschworenen Patrioten. Erschütternd ist der Anfang des fünften Aktes. Wiewohl man das Ende voraussieht, so weiß uns doch der dramatische Dichter durch das Unglück der Betroffenen und durch ihre Seelengröße so zu fesseln, daß wir bis zum Ende mit gleicher Theilnahme dem Schicksale der beiden Gatten folgen. Eponina ist ein Drama im edelsten Sinne des Wortes und ich sehe nicht ein, was einer wirkungsvollen Darstellung auf der Bühne entgegenstehen könnte, höchstens der Umstand, daß edle und nicht niedrige Gesinnungen, welch letztere heutzutage beinahe ein Erforderniß zur Bühnenfähigkeit sind, vorherrschen. Die Charaktere sind alle mit fester Hand gezeichnet: Sabinus sowohl als sein Gegner Mucianus, der Schwelger und gewesene Lebemann Pontius, der, im Feuer der Vaterlandsliebe geläutert, ihr tapferster Bekenner wird und in würdigem Heroismus fällt; ebenso Vespasian, der milde Despot, in erbarmungsloser Staatsklugheit im Gegensatz zu den in höchster Aufopferung sich hingebenden Helden. Die Sprache dürfte hie und da leidenschaftlicher sein, steigert sich aber an Feuer mit jedem Akte.

Dr. Hermann Lingg.

* Eine Entdeckung von ganz außerordentlicher Tragweite soll, nach „Industries and Iron", Caryl D. Haskins in Philadelphia gemacht haben, wonach sich der Brennwerth der Kohle durch eine Untersuchung mit Röntgenschen Strahlen sofort ermitteln läßt. Der Brennwerth der Kohle steht, wie die „Magd. Ztg." schreibt, in einem zuverlässigen Zusammenhang mit dem Aschengehalt derselben. Eine Kohle, die viel Asche zurückläßt, hat natürlich einen verhältnißmäßig geringen Gehalt an brennbaren Bestandtheilen und umgekehrt. Eine Bestimmung des Aschengehalts der Kohle kann nun mit ziemlicher Genauigkeit bei einer Durchleuchtung mit Röntgen'schen Strahlen gewonnen werden. Der Schatten, den ein Stück Kohle von gegebener Größe und Dicke auf den fluoreszirenden Schirm hervorruft, steht hinsichtlich seiner relativen Tiefe in direktem Zusammenhang mit der Menge des aschenerzeugenden Stoffes, der in dem Kohlenstück enthalten ist. Wenn man nun von einer Reihe von Kohlenproben, deren Aschengehalt bekannt ist, den Schatten daneben auf den Schirm fallen läßt, so kann man leicht ermitteln, welcher dieser Proben die zu untersuchende Kohle in ihrer Zusammensetzung am nächsten steht. Man kann durch dieses Verfahren, das an die Bestimmung des Zuckergehalts der Rüben durch das Polariskop erinnert, sofort den Aschengehalt der Kohle auf den Zentner mit einer ziemlichen Genauigkeit angeben, ohne erst langwierige Heizversuche anstellen zu müssen.

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats Februar 1898. Gemäß den Veröffentlichungen des kais. Gesundheitsamts sind im Monat Februar cr. von je 1000 Einwohnern, aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 18.5, München 28.4, Nürnberg 17.6, Würzburg 19.2, Altona 14.9, Berlin 15.6, Charlottenburg 14.2, Breslau 22.3, Frankfurt a. M. 18.4, Hannover 14.7, Köln 17.8, Königsberg 18.3, Magdeburg 17.0, Stettin 20.9, Wiesbaden 15.9, Dresden 16.3, Leipzig 16.2, Stuttgart 15.8, Karlsruhe 14.8, Braunschweig 18.4, Hamburg 13.8, Straßburg 22.5, Metz 20.1, Amsterdam 15.4, Brüssel 19.7, Budapest 20.8, Cheistiania 15.3, Edinburg 18.4, Glasgow 23.9, Kopenhagen 16.4, Krakau 32.9, London 21.7, Lyon 25.5, Moskau 25.4, Odessa 17.8, Paris 21.0, St. Petersburg 33.7, Prag 23.4, Rom (Januar) 23.7, Stockholm 14.4, Turin (Januar) 25.3, Venedig 34.2, Warschau 18.4, Wien 19.8, New-York 18.4. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 30. Januar bis 26. Februar (einschließlich) zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitsstand im Monat Februar blieb im allgemeinen in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen europäischen Berichtsorte ein günstiger und die Sterblichkeit zeigte im Vergleich zum Vormonat eine Abnahme. Insbesondere hat die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (mit einer Sterbtichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille und Jahr) bedeutend zugenommen und stieg von 35 im Januar auf 70 im Februar. Aus der großen Zahl derselben seien jedoch hier nur Hof, Kaiserslautern, Altona, die Vororte Berlins Lichterfelde und Steglitz, ferner Bielefeld, Beuthen O.-S., Charlottenburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Hannover, Harburg, Kassel, Kreuznach, Mülheim a. Rh., Neumünster, Neisse, Osnabrück, Stendal, St. Johann, Weißenfels, Wesel, Wilhelmshaven, Bautzen, Meißen, Plauen, Zittau, Heilbronn, Ulm, Baden-Baden, Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Güstrow, Schwerin i. M., Dessau, Eisenach, Gotha, Hamburg, Lübeck und von nichtdeutschen Städten Stockholm genannt. Auch in diesem Monat stieg in keiner deutschen Stadt das Sterbtichkeitsmaximum über 35.0 pro Mille. Das Maximum der Sterblichkeit erreichte Straubing mit 33.5 pro Mille (im Vormonat war das Maximum 32.9). — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterbtichkeit (Sterbtichkeitsziffer zwischen 15 und 20 pro Mille), die im Januar 112 betrug, war im Februar noch etwas größer (118) und seien aus der Zahl derselben hier nur: Augsburg, Bayreuth, Erlangen, Neustadt a. H., Nürnberg, Passau, Pirmasens, Würzburg, Aachen, Barmen, Berlin, Brandenbug, Düsseldorf, Elbing, Erfurt, Essen, Flensburg, Gleiwitz, Görlitz, Halberstadt, Halle, Hirschberg, Kiel, Kobtenz, Köln, Königsberg, Krefeld, Liegnitz, Magdeburg, Minden, Münster, Nordhausen, Potsdam, Schleswig, Spandau, Thorn, Trier, Chemnitz, Dresden, Freiberg i. S., Leipzig, Reichenbach i. S., Zwickau, Göppingen, Reutlingen, Stuttgart, Darmstadt, Mainz, Offenbach, Weimar, Braunschweig, Bremen, Zerbst, Rostock, und von nichtdeutschen Städten Antwerpen, Brüssel, Cheistiania, Edinburg, Kopenhagen, Odessa, Warschau, Wien, New-York genannt. Dagegen war die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterbtichkeit (Sterbtichkeitsziffer 20—23 pro Mille) etwas kleiner als im Januar (51 gegen 68) und seien hier nur aus der Zahl derselben Amberg, Aschaffenburg, Bamberg, Furth, Ingolstadt, Ludwigshafen, Speyer, Bochum, Breslau, Bonn, Celle, Duisburg, Hanau, Hildesheim, Memel, Posen, Stettin, Stralsund, Annaberg, Meerane, Pirna, Freiburg i. B., Worms, Altenburg, Oldenburg, Kolmar, Metz, Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten Budapest, London, Paris angeführt. — Unter den Todesursachen wurden akute Darmkrankheiten im allgemeinen noch in geringerer Zahl als im Vormonat beobachtet. Sie forderten in Nürnberg, Berlin, Breslau, Danzig, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Hamburg, Brüssel, Glasgow, Odessa, St. Petersburg, Prag, Stockholm, Warschau, Wien u. a. O. weniger Opfer, während sie in Augsburg, München, Köln, Königsberg, Gera, Straßburg i. E., London, Moskau, Venedig, New-York etwas mehr Todesfälle als im Januar hervorriefen. Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war geringer als im Januar; von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 33, in Berlin 43, in Dresden 45, in Stuttgart 53, in München 76 Säuglinge. Dagegen stieg die Betheiligung der höheren Altersklassen, besonders der Altersklassen über 40 Jahre, an der Sterblichkeit, zumeist wohl, weil infolge der vorwiegend naßkalten Witterung noch zahlreicher als im Vormonat akute Entzündungen der Athmungsorgane auftraten, die in vielen Orten mehr Sterbefälle hervorriefen, von welchen namentlich die höheren Altersklassen befallen wurden. So war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen in Ludwigshafen, Würzburg, Barmen, Breslau, Chortottenburg, Duisburg, Halle, Posen, Dresden, Eßlingen, Stuttgort, Freiburg i. B., Straßburg, Amsterdam, Brüssel, Lyon, St. Petersburg, Prag, Stockholm, Triest, Venedig, Wien, New-York, Rom (Januar) gesteigert, in anderen, wie in Fürth, München, Nürnberg, Altona, Berlin, Danzig, Düsseldorf, Kötu, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Leipzig, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Budapest, Kopenhagen, Krakau, London, Moskau,

Odessa, Paris, Warschau u. a., etwas vermindert. — Auch das Vorkommen von Influenza war ziemlich häufig, besonders in London und Paris, obwohl im allgemeinen die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle etwas kleiner als im Vormonat war. Mehrfache Todesfälle an Influenza kamen aus Elbing, Erfurt, Potsdam, Stockholm je 2, aus Braunschweig, Gotha, Elberfeld je 3, aus Breslau 4, aus Wien 7, aus Amsterdam 8, aus Hamburg 9, aus Moskau 10, aus St. Petersburg 12, aus Rom (Januar) 16, aus New-York 20, aus Berlin 23, aus Paris 85, aus London 368 zur Mittheilung. Die Zahl der Todesfälle an Lungenschwindsucht war nur wenig größer als im Januar. — Was die großen Volkskrankheiten anlangt, so lauteten die Nachrichten nur über die Ausdehnung der Pest nicht günstig. Dieselbe herrscht in Bombay in sehr ausgedehnter und bösartiger Weise. Durch Verschleppung ist die Seuche nach Dschedda (Aegypten) gebracht worden. — Das Gelbfieber ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erloschen. Auch in Cuba ist das Erlöschen der Epidemie bevorstehend; in Havana, Matanzas, Manzanillo, Santiago, Ragla kamen um Mitte Januar nur noch vereinzelte Fälle vor. Nur in Sagua la Grande herrschte die Seuche um Mitte und Ende Januar noch in größerer Verbreitung; doch zeigte sich Anfang Februar auch hier die Epidemie in erheblicher Abnahme. Dagegen wurden in Rio de Janeiro Anfang Januar mehrere Gelbfieberfälle festgestellt. — An Cholera wurden nur aus Calcutta aus der Zeit vom 23. Januar bis 12. Februar 52 Todesfälle gemeldet. — Von den anderen Infektionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten und Pocken mehr, an Unterleibstyphus und Genickstarre seltener als im Januar zur Anzeige. — Die Verbreitung der Masern war im Februar eine noch größere als im Januar. Aus sehr vielen Orten (wie München, Breslau, Hamburg, Edinburg, London, Prag, Paris, St. Petersburg, Wien u. a.) und Distrikten (wie aus den Reg.-Bez. Arnsberg, Aurich, Düsseldorf, Königsberg, Marienwerder, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesbaden u. a.) kamen zahlreiche Erkrankungen an Masern zur Anzeige; dieselben verliefen vielfach recht bösartig. Auch aus Augsburg, Barmen, Dresden, Krefeld, Köln, Leipzig, Mainz, Stettin, Bremen, Mölhausen und Straßburg i. E., sowie aus Odessa, New-York, Rom (Januar) werden viele Todesfälle an Masern berichtet. — Dagegen zeigt das Scharlachfieber, obwohl es gleichfalls in einer größeren Zahl von Orten (darunter in Barmen, Giebichenstein, Krefeld, Lipine, Wattenscheid, Glasgow, London, St. Petersburg, Prag, Stockholm) mehr Opfer forderte, doch auch in anderen Orten eine Abnahme, wie in Nürnberg, Berlin, Krefeld, Spandau, Dresden, Leipzig, Edinburg, Odessa, Paris, Prag, Wien u. a. O. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in deutschen wie in nichtdeutschen Orten vielfach eine gesteigerte, wie in Breslau, Charlottenburg, Dortmund, Düsseldorf, Koblenz, Dresden, Leipzig, Heidelberg, Budapest, Paris, Stockholm, Triest, Wien, New-York u. a. O., während sie in anderen, darunter in München, Alteadorf, Berlin, Danzig, M.-Gladbach, Halle, Köln, Königshütte, Krefeld, Magdeburg, Stettin, Chemnitz, Stuttgart, Hamburg, Straßburg i. E., Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, St. Petersburg, Prag, Rom (Januar), Warschau, eine geringere wurde, oder die gleich große wie im Vormonat blieb. Todesfälle infolge von Diphtherie kamen aus den meisten der genannten Berichtsorte, aus denen Erkrankungen mitgetheilt werden, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf in größerer Zahl zur Anzeige. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb überwiegend ein beschränktes, nur in Saardrücken, von wo 14, und aus St. Petersburg, von wo 135 Todesfälle gemeldet wurden, herrschte Typhus epidemisch. — An Flecktyphus kamen aus Linden und Amsterdam je 1, aus Warschau 2, aus Moskau 3, aus St. Petersburg 4 Todesfälle, aus St. Petersburg auch eine größere Zahl von Erkrankungen (21) zur Mittheilung. — An Genickstarre wurden aus den Regierungsbezirken Minden und Schleswig 7, bezw. 2, aus Kopenhagen 5, aus Wien 3 Erkrankungen, aus Elberfeld und Kopenhagen je 1, aus St. Petersburg 2, aus Wien 4, aus New-York 28 Todesfälle berichtet. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow und London viele Kinder. — Pocken haben in Odessa 4, in Moskau 7, in St. Petersburg 5, in Warschau 25 Todesfälle veranlaßt. Aus Paris kamen 38, aus St. Petersburg 126 Erkrankungen zur Meldung. Epidemisch herrschten Pocken im Januar und Februar in Alexandria (Aegypten). Es kamen seit Anfang des Jahres bis zum 24. Februar 180 Erkrankungen und 68 Todesfälle vor; davon waren 46 (17 Todesfälle) Griechen, 20 (5) Italiener, 21 (9) sonstige Europäer, 25 (5) Syrier und Armenier, 47 (20) Fellachen und Araber, 2 (2) Sudanesen, 16 (10) nomadisirende Beduinen. Deutsche waren nicht erkrankt. Unter der geimpften einheimischen Bevölkerung kamen wenig Erkrankungen vor. In Middlesborough (Großbritannien) sind im Februar die Pocken gleichfalls epidemisch aufgetreten; bis Ende Februar zählte man ca. 600 Erkrankungen mit 64 Todesfällen. Die Epidemie soll aus Bilbao eingeschleppt worden sein. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten gelangten aus Moskau 1 Todesfall, aus Wien 1 Erkrankung an Milzbrand, aus Moskau 1 Todesfall an Rotz, aus Moskau und New-York je 1, aus St. Petersburg 2 Todesfälle an Tollwuth zur Mittheilung; auch wurden aus Bombay 4 Todesfälle, aus San Francisco 1 Todesfall an Lepra gemeldet.

* **Bonn.** Die Senckenberg'sche naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. hat durch Anschlag am schwarzen Brett der hiesigen Universität den Reinach-Preis von 1000 M. ausgeschrieben. Derselbe soll für die beste, bisher noch nicht veröffentlichte Arbeit über Mineralogie in dem Gebiete zwischen Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen, Büdingen, Aschaffenburg, Heppenheim, Alzey vergeben werden. Die Einsendung der Arbeit muß bis zum 1. Okt. 1899 an genannte Gesellschaft erfolgen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. jur. Oskar Jurnitschek: Ueber den Strike der englischen Maschinenbauarbeiter in den Jahren 1897 und 1898. Nach persönlichen Beobachtungen. Wien, Manz 1898. — Maximilian Bach: Geschichte der Wiener Revolution. Heft 1. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). — A. v. Perfall: Faiful. Illustrirt von Friedrich Stahl. Berlin, Rich. Eckstein. — Heinrich v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1790—1800. Wohlfeile Ausgabe. 14.—20. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta. — Dr. Wilhelm Rohmeder: Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol. Wien, Karl Gräser 1898. — Eugen Guglia: Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich 1787—1816. Nach ungedruckten Briefen. 2. Aufl. Edd. — Dr. Anton Schlosser: Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark. 1785 bis 1885. 2. Aufl. Edd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart sind soeb. erschienen:

Klassiker der Philosophie.

VII. **Kant.** Leben und Lehre. Von Prof. Fr. Paulsen-Berlin. Mit Bildnis. Brosch. M. 4.—, gebunden M. 4.75.

VI. **Fr. Nietzsche** als Künstler u. Denker. 2. Aufl. Mit Bildnis. Von Professor A. Riehl-Halle. (7174)

Früher erschienen: I. Fechner von Lasswitz, II. Hobbes von F. Tönnies, III. Kierkegaard von H. Höffding, IV. Rousseau von H. Höffding, V. Spencer v. O. Gaupp.

Goethes Charakter.

Eine Seelenschilderung von **R. Saitschick.**

Brosch. M. 1.80, gebund. M. 2.50.

Tauchnitz Edition.

April 27, 1898.

Shrewsbury.

A Romance.

By (7204)

Stanley J. Weyman.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

☞ Unserer heutigen Gesammtauflage liegt ein Prospekt der Firma NICOLAY & Co. in Hanau und Zürich, betr. Dr. Hommel's Haematogen bei. — Depots in allen Apotheken. (6459)

Jahrgang 1898. München, Samstag, 30. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann. II. Von Eduard Stilgebauer. — Das älteste Herbarium der Welt. Von Paul Pasig. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann. [1])

Eine Studie zur Geschichte der zeitgenössischen Dichtung
von Eduard Stilgebauer.

II.

Sudermanns Romane.

Als eine Periode der Suche nach neuen sozialen und sittlichen Begriffen, als eine Periode des Kampfes gegen das Hergebrachte hat sich die Zeit der Entwicklung der modernen deutschen Literatur in der Mitte der 80er Jahre des zu Ende gehenden Jahrhunderts dargestellt. Es ist nun nicht die Aufgabe dieser Aufsätze, sich in Einzelheiten zu verlieren, sie sollen vielmehr zusammenfassen. Sudermann und Hauptmann sind die bekanntesten Vertreter jener modernen Richtung in Deutschland geworden. Durch die Betrachtungen ihrer Werke von einem gemeinsamen Gesichtspunkt, von dem klargelegten modernen Gesichtspunkt aus, soll Licht über die Bestrebungen der neuen Dichtung in Deutschland verbreitet werden. Eine mit künstlerischen Mitteln nach neuen Idealen ringende Zeit hat naturgemäß zwei Aufgaben zu erfüllen, sie hat durch die Schilderung des Hergebrachten dieses als unhaltbar zu erweisen, sie hat zweitens, und das ist das wichtigste, durch Formulirung neuer Prinzipien dem geistigen und sittlichen Streben der Künstler und der Menschen und schließlich auch der Gesellschaft neue Ziele zu stecken. In diesen beiden Richtungen bewegt sich auch Sudermanns künstlerische Arbeit, so weit sie sich fürs erste überblicken läßt. Die satirische Kritik ist das eine Mittel zur Erreichung seiner Ziele, das Aufbauen sittlicher Charaktere, die nach modernen Grundsätzen handeln, das zweite. In seinen Romanen tritt, von einigen abgesehen, dieses zweite und für die Erkenntniß des inneren Entwicklungsganges des Dichters ganz besonders wichtige Mittel am deutlichsten hervor. Deutlicher als in seinen Dramen, und schon aus diesem Grunde, soll die Betrachtung seiner Romane an die erste Stelle gerückt werden. Es liegt nun auf der Hand, daß bei einem Dichter, bei einer Persönlichkeit, die eine Individualität darstellt, eine strenge Trennung seiner Werke nach zwei verschiedenen Richtungen hin, von zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend schlechterdings unmöglich ist. Wir können deßhalb nicht sagen, dieses Werk des Dichters arbeitet in kritisch-satirischer und jenes in aufbauender Richtung, nein, die beiden mengen sich seiner Individualität entsprechend in einem jeden seiner Werke und nur das eine ist möglich, daß hier die eine, dort die andere Richtung seines Schaffens deutlicher ins Auge springt, die eine und die andere, die beide dasselbe Ziel, die Emanzipation der Gesellschaft aus dem Hergebrachten erstreben.

Schon in Sudermanns erstem großen Romane, schon in der „Frau Sorge“ thut sich das Bestreben, einen nach neuen Idealen strebenden Charakter zu zeichnen, deutlich kund. In der Zeichnung dieses Charakters muß sich naturgemäß die ethische Absicht aussprechen, die der moderne Dichter mit seinem Werke zu erreichen bestrebt ist. Aus diesem Grunde muß zunächst die Frage gestellt werden: was hat Sudermann mit seinem Roman „Frau Sorge“ gewollt? Wollte er lediglich zeigen, daß es Menschen gibt, die in den kleinlichen Sorgen des Lebens aufgehen, denen auch die kleinste Freude vergällt sein muß, weil sie über dem Fragen nach dem Morgen das Heute ganz vergessen, das doch auch gelebt und genossen sein will. Oder hat der Dichter noch eine tiefere Absicht, kommt es ihm in seinem Roman noch auf etwas anderes an, liegt in ihm ein Tiefes verborgen, das prophetisch auf den künftigen Sudermann hinweist, auf ihn, der doch ganz andere Naturen, als die in der „Frau Sorge“ dargestellten in einer Magda, in einem Leo Sellenthin geschaffen hat? Auch in der „Frau Sorge“ liegt ein solches Etwas, sie bildet das Präludium zu den künftigen Werken Sudermanns. Denn in ihr haben wir es mit der Geschichte einer Befreiung zu thun, einer Befreiung aus sittlichen und geistigen Fesseln. Diese sittlichen und geistigen Fesseln, sie hat die graue, verschleierte Frau um die ganze Familie gelegt, in der der Held des Romans geboren und erzogen worden, sie legen sich wie die grauen Falten ihres Mantels um des Helden Geist und Wollen, bis das allgewaltige Schicksal ihn zwingt, seinen Geist und seinen Willen mit einer für ihn unerhörten That aus diesen Fesseln zu befreien. Diese Befreiung, der Umstand, daß „Frau Sorge“ die Geschichte einer Befreiung darstellt, ist das Wichtige; aus diesem Umstand wirft der Roman ein Licht auf das zukünftige dichterische Handeln Hermann Sudermanns. Gerade als Erstlingswerk ist der Roman aus diesem Grunde ganz besonders interessant, weil er uns den Schlüssel dazu bietet, wie sich der Dichter zu seiner inneren Ueberzeugung hindurchgerungen hat. Paul Maghöfer, der Held des Romans, der als ein neuer Mensch aus dem Gesängniß heraustritt, er ist kein Anderer, als der Dichter des Romans selbst. Und welches ist diese Ueberzeugung? „Du mußt ganz der sein, der du bist“, das heißt: „sei eine Individualität und du wirst die Welt überwinden“. — Dieses Ideal, das Sudermanns Menschen alle der Reihe nach vertreten, es gelangt im Innersten von Paul Maghöfer im allmählichen Verlauf seiner Geschichte zur völligen Ausbildung, und so geschieht es, daß dieser furchtsame Musterknabe am Ende des Romans als eine freie, sittliche Persönlichkeit dasteht, die nach keinem anderen Gesetze, als nach dem Urtheil ihres eigenen Gewissens zu fragen hat. Der selbstloseste Mensch, der immer nur für die Anderen gelebt, gearbeitet und gesorgt hat, der gar keine Zeit gefunden, für sich zu athmen und zu handeln, er steht am Schlusse der Erzählung auf der Höhe seiner Ueberzeugung, daß er kein Gesetz anerkennt, als das

[1]) Vergl. Nr. 61 der Beilage d. Z.

eine, dessen Erfüllung seine individuelle Natur rücksichtslos von ihm fordert. Wie sich die sittliche Befreiung in dem Seelenleben seines Helden und in seinem eigenen allmählich angebahnt und vollzogen hat, wollte uns also Sudermann in seinem Romane „Frau Sorge", in der Geschichte seiner Jugend, klar legen. Auch die beiden Novellen — „Geschichte der stillen Mühle" und „Der Wunsch", die der Dichter unter dem Namen „Geschwister" vereinigt hat, sind ein Jugendwerk. Auch in ihnen ist das spätere Ideal Sudermanns, das Ideal von dem „Kraftmenschen", noch nicht herangereift. Nur tastend, suchend scheint der Dichter nach seinem Ideale zu streben, nur hier und da leuchtet ein Funke von dem auf, was später in Sudermanns Schöpfungen das Charakteristische geworden ist. Mehr im „Wunsch", weniger in der „Geschichte der stillen Mühle" bricht er hindurch. Die Gefühle, die Paul Maghöfer ein Leben der Sorge führen ließen, von denen er sich durch eine unerhörte That befreite, sie lasten wie ein Bann schwer, undurchdringlich, unabweisbar auch über den Menschen dieser Novellen. Freilich, wie ganz anders liegen die Verhältnisse, als sie dort gelegen hatten. Aus den rauchenden Trümmern seines Bauerngutes steigt Pauls Seele wie ein junger Phönix neu und frei und groß empor. In diesen Novellen gilt es nicht, einen Bauernhof in Brand zu stecken, hier gilt es, über das Leben und das Glück der liebsten Menschen hinwegzuschreiten, wenn anders Befreiung für den Helden gefunden werden soll. Und das ist zu viel. So entsteht ein tragischer Konflikt, der nur tragisch sich lösen konnte. An dem Uebermaße der eigenen Kraft gehen diese Menschen zugrunde, sie sehen sich hineingestellt in das innigste Verhältniß; was ihnen theuer gewesen von Jugend auf, woran sie mit allen Fasern ihrer Seele hängen, gerade das thürmt sich als unübersteigbares Hinderniß dem Ausleben ihrer Individualität in den Weg, und so gehen sie zugrunde an dem Uebermaß ihrer ungebändigten Natur. Zum erstenmale in den „Geschwistern" — und das ist für die Betrachtung Sudermanns äußerst wichtig — tritt eine Scheidung der Charaktere nach zwei voneinander wohl zu trennenden Prinzipien auf, nach zwei Richtungen in dem menschlichen Charakter, die auch für seine späteren Werke von der größten Bedeutung sind. In der „Frau Sorge" ist diese Scheidung noch nicht durchgeführt, natürlicher und aus diesem Grunde vielleicht wahrer fließen die beiden Richtungen in den Charakteren dieses Romans ineinander. Anders in den „Geschwistern", weniger in der „Geschichte von der stillen Mühle", deutlicher in dem „Wunsch". Eine leidende und eine schaffende Richtung möchte ich in diesen Charakteren hervorheben. Ich möchte sagen, daß von nun an bei Sudermann diese zwei Richtungen, die in den Charakteren seiner Menschen begründet liegen, einander bekämpfend auftreten. Welche nun diejenigen sind, die Sudermanns Ansicht von nun an zu vertreten haben, liegt nach dem, was er späterhin geschrieben hat, völlig klar. Es sind dies die schaffenden Charaktere, jene starken Naturen, die in dem ihnen einmal angeborenen Naturell, in ihrer Individualität die einzige Richtschnur für ihr Handeln erblicken, die an diesem Naturell zugrunde gehen oder die durch dieses Naturell siegen. In der „Frau Sorge" hatte man es mit einem Menschen zu thun, dessen Seele sich dazu hindurchrang, ein schaffender oder um deutlicher zu sein, ein sich sein Schicksal schaffender Charakter zu werden. Am Ende des Romans steht Paul Maghöfer als ein solcher da. Anders in den „Geschwistern". In diesen Novellen prallen die Gegensätze der Charaktere schon aufeinander. Die Sudermann'schen Gestalten, diejenigen, die das Blut des Dichters im Herzen tragen, sie gehen zugrunde, weil die gegebenen Verhältnisse zu eng für ihr Wollen sind. Entsprechend dem Kreise, dem sie angehören, hat Sudermann die beiden schaffenden Charaktere — Johannes Felshammer und Olga Bremer — in den beiden Novellen gezeichnet. Noch nicht mit völlig klarem Bewußtsein Johannes Felshammer, aber mit festen Strichen und unleugbarer Tendenz Olga Bremer. Groß sollen diese Menschen sein, groß im Guten und groß in der Sünde, auch als Verbrecher noch der Bewunderung werth, auch als Verworfene tausendmal größer, als die ganze Gesellschaft der leidenden Charaktere, die sich vom Leben führen lassen, anstatt das Leben mit starker Hand sich selbst zu schmieden, groß in allem, was sie ertragen und was sie schaffen und vor allem immer und überall ganz sie selbst. Johannes Felshammer und Olga Bremer, sie schmieden das Schicksal, Martin und Trude, Robert und Martha, sie sind die leidenden Seelen, die sich in der Macht dieser schicksalschmiedenden Naturen befinden. In der „Geschichte der stillen Mühle" ist dieser merkwürdige Zug noch nicht zur völligen Ausbildung gekommen. Johannes Felshammer ahnt noch nicht, welch allgewaltige Macht in seinem Innern herrscht. Wenn er es ahnte, dann hätte vielleicht die „Geschichte der stillen Mühle" einen anderen Ausgang genommen; dunkel ist nur angedeutet, was in ihm lebt und wirkt. Seine Bildung ist nicht tief genug, er kann sich nicht seiner selbst bewußt werden, zu tragisch ist sein Geschick, als daß er die Schranken zu überschreiten in der Lage wäre. So flieht er die Mühle seines Bruders, weil er des Bruders Weib liebt und wird ein Trinker. Allein in dem Momente, da er zurückgekommen ist, in einem einzigen Momente flackert etwas von Sudermanns schaffendem Charakter auch in seiner Seele auf, wirkt ansteckend auf seine Geliebte Trude, schlägt empor auch aus ihrem Herzen. Ein einziger, interessanter, schicksalzerreißender Zug, jene Abschiedsscene zwischen Johannes und Trude, ein Zug, der etwas von jener Größe in sich trägt, die Keller vor Magda verstummen läßt, etwas von jenem seltsamen Gefühle, das Boleslav an Reginens Grab im „Katzensteg" erfüllt. Ganz anders, deutlicher und klarer, tritt uns Sudermanns Anschauung in dem „Wunsch" entgegen. Hier ist Olga Bremer der schaffende Charakter. Jedoch nur für sich allein. Ihr Verbrechen in dieser Novelle geht nicht über einen Wunsch hinaus, nicht hinaus über den Wunsch: „O möchte sie doch sterben." Mit diesem Wunsch, der der geliebten Schwester gilt, hat sie ihre Seele vergiftet, mit diesem Wunsch muß sie fliehen vor dem geliebten Mann, und da sie ihm nicht mehr entfliehen kann, da sie in seinen Armen gelegen, muß sie den Tod suchen. Es gibt Verhältnisse, in denen diese schaffenden Charaktere nicht nur das eigene Schicksal, sondern auch das ihrer Mitmenschen bestimmen, auch bei Olga Bremer hätte dies der Fall sein können, wäre sie nicht wie Johannes Felshammer hineingestellt in den tragischen Konflikt, daß das Leben der Schwester ihrem Glücke im Wege stehe, und an diesem Umstand muß sie zerschellen. Allein gerade ihren schaffenden Charakter als solchen hat Sudermann klar und deutlich gezeichnet, sie ist in der ganzen Novelle die einzige, die wider die Verhältnisse ankämpft, während Robert und Martha nur leiden; an ihrer Seite wäre der Geliebte ein Anderer geworden, sie allein hätte ihm etwas gegeben von dem Machtgefühl, das in ihrer Seele lebt und das das Eigenthümliche in Sudermanns schaffenden Charakteren ist.

„Es ist mir vom Himmel gefallen," sagte Olga zu Robert, „aber ich würde anders lieben wie ihr Beide, ich würde nicht kleinmüthig sein, ich würde mich nicht von dannen schleichen wie du es thust und sagen, es ist besser so. Zwingen würde ich sie mit der Gluth meiner Seele, erobern würde ich sie mit der Kraft meiner Arme — an meine Brust würde ich sie reißen und sie forttragen mit mir, gleichgültig wohin — in die Nacht, in die Wüste hinaus, wenn keine Sonne über uns scheinen und kein

Haus uns Dach geben wollte. — Verhungern würde ich mit ihr an der Landstraße, ehe ich der Welt ein gutes Wort gönnte, der Welt, die mich von ihr trennen will. — So, Robert, würde ich thun, wenn ich du wäre. Und wenn ich sie wäre, würde ich mich lachend an deinen Hals werfen und würde dir sagen: Komm, ich will betteln gehen für dich, wenn du kein Brot hast, meinen Schoß will ich dir als Lager geben, wenn du kein Bett hast, deine Wunden will ich dir baden mit meinen Thränen — tausend Tode will ich erdulden für dich und Gott dem Herrn danken, daß ich es darf. — Siehst du — Robert, so denke ich mir die Liebe!" — Dies ist die bedeutungsvolle Stelle in der Novelle „Der Wunsch", an der der schaffende Charakter der Heldin in Sudermanns Sinne am deutlichsten hervortritt.

Für diese schaffenden Charaktere wählt der Dichter mit Vorliebe Frauen. Und wenn auch im allgemeinen in der Dichtung das Dulden und Leiden ein Vorzug des weiblichen Charakters sein soll — wie eng gebunden ist des Weibes Gluth, sagt Goethe in der Iphigenie, und das harte Dulden ist ihr schweres Loos, meint Schiller in der Jungfrau —, so steht doch Sudermann mit seinen Frauengestalten, wie Olga Bremer im „Wunsch", wie Magda in der „Heimath", Regine im „Katzensteg", nicht im Gegensatz zu den Klassikern. Auch seine Frauen können dulden, mehr als ein Mann je dulden kann, aber nur im Dienste der Idee, die sie völlig beherrscht, im Dienste der Leidenschaft, von der sie erfüllt sind, nur insofern, als sie schaffende, schicksalschmiedende Charaktere sind, die sich selbst das Dulden geschaffen haben. Es handelt sich hier nur um diejenigen Menschen, die Sudermanns Ideale zu vertreten haben. Anders steht es um die anderen, anders um Elsbeth Douglas in der „Frau Sorge", anders um das Pfarrerstöchterchen im „Katzensteg", anders um Magda's Schwester und anders um Martha Bremer. Diese sind nicht zu jener Erkenntniß gelangt, daß in dem starken Willen, sich selbst bis zum letzten Athemzug getreu zu bleiben, daß in diesem Willen, in diesem schaffenden, schicksalschmiedenden Willen der Schlüssel zur Fähigkeit höchster Duldung liegt. So duldet Olga Bremer, so duldet Regine, so duldet Magda, aber wehe dem, der an das Heiligthum ihres Herzens rührt, sie würden der Welt kein gutes Wort geben, der Welt, die sie von diesem Heiligthum trennen will. Sie müssen sich selbst getreu dulden und leiden, sich selbst getreu, da sie und nur sie allein als schaffende Charaktere ihr Schicksal schmieden. Am klarsten und deutlichsten tritt Sudermanns Absicht, durch das Einführen seiner schaffenden Charaktere neue Ideale, neue soziale und sittliche Begriffe für die Gesellschaft zu finden, in seinem bedeutendsten Roman, in dem „Katzensteg", hervor. Auf den ersten Blick erscheint diese Arbeit als ein historischer Roman. Und erstaunt steht man vor der Frage: wie konnte es kommen, daß der moderne Dichter seinen bedeutendsten Roman in ein historisches Gewand gekleidet hat? Allein sieht man näher zu, so wird man finden, daß der Katzensteg kein historischer Roman im landläufigen Sinne des Wortes ist. Denn der Roman hat es nicht damit zu thun, ein kulturhistorisch getreues Bild seiner Zeit zu entwickeln oder den Charakter einer historisch bekannten Persönlichkeit zu analysiren. Der Grund, aus dem Sudermann seinen „Katzensteg" in ein historisches Gewand kleidete, ist ein ganz anderer. Um das zu zeigen, was er zeigen wollte, um diejenigen Charaktere, auf die es ihm vor allem ankommt, zu entwickeln, dazu genügt dem Dichter die moderne Zeit nicht. Diese moderne Zeit mit ihren geordneten Verhältnissen, mit ihrem festgefügten Staatenbau, sie ist nicht dazu imstande, den Hintergrund für jenes grandiose Seelengemälde herzugeben, das Sudermann in seinem Werke entfaltet hat. Der Dichter braucht eine Zeit, in der die Masse von ungezügelten Leidenschaften erfaßt ist, in der alle Gefühle des menschlichen Herzens in erhöhter Potenz vorhanden sind, eine Zeit, in der die Liebe wärmer glüht, in der der Patriotismus begeisterter sich kundgibt, als in der unsern, und endlich eine Zeit, in der der Haß mit verzehrenderer Flamme brennt, in der die Rachsucht, die an das Waffenhandwerk gewöhnte Rachsucht, leichter nach dem tödlichen Gewehre greift, als in der unsern. Nicht Einzelne dürfen bloß von diesen Gefühlen beseelt sein, nein das Ganze, die ganze Zeit, alle Menschen, die in Betracht kommen, sie Alle muß dieser Taumel der Leidenschaft beherrschen. In diesem Sinne schildert auch Sudermann die Zustände in Deutschland Anno 14, in diesem Sinne wählt er jene große Zeit zum Hintergrunde seines Romans. Wie ein großer Accord aus Orgelrauschen und Glockenklang klingt jenes Jahr 1814 den Spätgeborenen an das Ohr. Aber dem war nicht so, meint der Dichter, die entfesselte Wuth des jahrelang geknechteten Deutschland, das in den Staub getretene Preußen, sie hatte sich in den Strömen Blutes, die bei Leipzig geflossen sind, noch nicht gekühlt. Diese Wuth theilte sich Allen mit, nicht nur den in das Feld ziehenden Soldaten; auch die Daheimgebliebenen spürten diese Wuth in ihrem Herzen, und sie wenden sich gegen alles, was ihnen in den Weg zu treten scheint. Eine wilde Zeit, die Zeit nach einem blutigen Kriege, eine Zeit entfesselter Leidenschaften bedarf der Dichter zum Hintergrund für seine Erzählung und aus diesem inneren Grunde ist sein bedeutungsvoller Roman, der „Katzensteg", ein historischer Roman geworden. Als die Geschichte einer sittlichen und geistigen Befreiung hat sich sein Jugendroman „Frau Sorge" dargestellt, die Geschichte eines Kampfes, eines äußeren Kampfes gegen den Haß und die Feindschaft der ganzen Umgebung, eines inneren Kampfes, eines gewaltigen Seelenkampfes, gegen die Macht der Leidenschaft, eines Seelenkampfes, der an seinem Ende zu einer neuen Erkenntniß, zu einer sittlichen und geistigen Befreiung führt, ist der „Katzensteg". Zur Darstellung dieses äußeren Kampfes bedarf Sudermann, wie gesagt, das historische Gewand, das Jahr 1814. Und dieser äußere Kampf entwickelt sich nun in der Seele des Helden zu jenem wichtigen inneren Kampf, in dem der Held das Ideal einer neuen Weltanschauung gewinnt, in dem er sich zum schaffenden Charakter in Sudermanns Sinne wandelt, der Held, vor dessen geistigem Auge alles, was er hoch gehalten, zusammenbricht. Auf den Trümmern seiner alten Ideale ebenso wie auf dem Schutthaufen von Paul Maghöfers Schöpfung erblüht dem Helden im „Katzensteg", aus der, kein Opfer, auch nicht das Opfer ihres Lebens scheuenden Liebe eines Weibes, das er vor allen Anderen für eine Verworfene hielt, eine neue sittliche Erkenntniß, die zur Befreiung seiner Seele führt. Unendlich viel weiter sind die Verhältnisse, unendlich viel tiefer sind die Konflikte als in den früheren Werken. Eine Welt ist aufgestanden gegen Boleslav, eine Welt voll Haß und Feindschaft, voll von einem Haß und einer Feindschaft, wie sie nur der fanatische Patriotismus der Jahre 13 und 14 gegen den Sohn des Vaterlandsverräthers erzeugen konnte. Alte Schuld, alte Blutschuld, Schuld des eigenen Vaters schlingt sich verwirrend um des Sohnes Haupt. Schuld, die sich nicht abschütteln läßt, Schuld, vor der es kein Entrinnen gibt. Keine Sorge, die von ihm abfällt, nachdem der Gegenstand der Sorge verschwunden, wie in dem Schicksal Paul Maghöfers, Schuld, die er nur mit der Hingabe seines eigenen Lebens auf einem französischen Schlachtfeld wieder gut machen kann. Kein Bruder und keine Schwester tritt seiner Leidenschaft in den Weg, auch für ihn erblüht die glühendste Liebe in einem Herzen, das er in seiner Jugend, da er noch frei von der Schuld des Vaters war, für nichts geachtet, in einem Herzen, dem sich

hinzugeben nur neue Schuld zu alter Schuld häuft. Jenes Weib, das durch die unglaubliche Verkettung der Umstände allmählich und langsam, weil die Liebe eine zwingende Macht ausübt, zum alleinigen Inhalt seines Denkens und Wollens wird, jenes Weib ist noch als halbes Kind den Lüsten seines Vaters, zum Opfer gefallen, des Vaters, der die alte Schuld auf sich und sein Haus geladen. Ehrlos im gewöhnlichen Sinne steht er dem Vaterland gegenüber, in einer Zeit, da das Vaterland alles galt, ehrlos dem eigenen Herzen gegenüber in seiner Liebe zu dem Weibe, das die Geliebte, das die Sklavin seines eigenen Vaters war. Alte Blutschuld und drohende Blutschande kreisen, zwei Dämonen, über seinem Haupte, und ihn von diesen zu befreien, ihn, den äußerlich Schuldlosen, auch vor sich selbst innerlich zu entsühnen, das soll der Zweck seiner neuen Erkenntniß sein. Entsühnung vor dem Forum des eigenen Gewissens, darauf kommt es an, denn schon Paul Maghöfer verkündet in Frau Sorge: Ich habe mich mit meinem Gewissen abgefunden und brauche keinem Rechenschaft abzulegen als Gott und mir selbst. Zu dieser Erkenntniß soll auch Boleslav v. Schrauden gelangen, über dessen unschuldigem Haupte sich alte Blutschuld und drohende Blutschande vereinigt haben.

Und welches ist das Mittel, durch das der Dichter seinen Helden zu seiner neuen sittlichen Erkenntniß führt? Das Mittel ist gegeben in dem schaffenden Charakter der Regina Hackelberg. Denn nach Boleslavs Zusammensein mit Regina, die das Ideal individueller Größe in ihrem Busen trägt, sinken die alten Ideale, mit denen Boleslav v. Schranden aus dem Kriege in die Heimath kam, in den Staub. In jener Nacht, da der letzte Schimmer von den alten Idealen seines Lebens abgestreift wird, da er in seiner alten Braut Helena die ganze Armseligkeit einer konventionellen Anschauung erkennen muß, in derselben Stunde, da Regina, die Verworfene, die Verachtete, für ihn aus Liebe den Tod stirbt, in jener Stunde reift seine Erkenntniß, die neue sittliche Erkenntniß, zu der Boleslav v. Schranden gelangen soll, die sich langsam in seinem Zusammensein mit Regina entwickelt hatte, und wird klar, hellleuchtend, alles überstrahlend in dem Augenblicke, da er Reginens Leiche gegenübersteht, da er einsieht, daß sie auch das letzte Opfer nicht gescheut hat, daß sie ihn mit ihrer Brust deckte, daß sie für ihn in den Tod gegangen ist.

Die mit Nietzsche'scher Herrenmoral ausgestattete Kraftnatur hat man vielfach den schaffenden Charakter in Sudermanns Werken genannt. Aus dem schon Ausgeführten, aus der Klarlegung von Persönlichkeiten wie Olga Bremer und Regina Hackelberg wird man indessen empfunden haben, daß diese Bezeichnung keine völlig gerechtfertigte ist, denn die von Sudermann in seine Dichtung eingeführten Naturen können auch dulden und leiden, wenn anders die Entfaltung ihrer Individualität, wenn das Streben nach dieser Entfaltung ihnen Leiden und Duldung auferlegt. Am besten paßt die Bezeichnung Kraftnatur auf den Helden in Sudermanns letztem großen Roman „Es war". Ausgestattet mit allen Kennzeichen des schaffenden Charakters betritt Leo Sellenthin den Schauplatz, fast scheint es, als wäre er kraft seiner Natur dazu imstande, sich ganz allein sein Schicksal zu schmieden, alle ihm in den Weg tretenden Hindernisse siegreich zu überwinden, und doch, auch er steht erst am Schlusse des Romans völlig und ganz als ein schaffender Charakter in Sudermanns Sinne da, denn auch er soll im Laufe seiner Geschichte zu einer neuen Erkenntniß geführt werden, nämlich zu der sittlichen Erkenntniß, daß eine groß veranlagte Natur auch die eigene schuldbeladene Vergangenheit überwinden, daß sie selbst das „Es war" sittlich besiegen kann, wenn anders sie den Muth der Wahrheit findet. Der Muth der Wahrheit fehlt dem Helden am Anfang des Romans, und weil ihm dieser Muth fehlt, sind alle Anstrengungen seiner kräftigen Persönlichkeit vergebliche Anstrengungen, bis zu dem befreienden und erlösenden Momente, da er den Muth der Wahrheit gefunden, da er dem Freunde die alte Schuld eingestanden, da er zurückkehrt von Halentz, hohen Feiertag im Herzen. Auch diesem Helden, auch dieser Kraftnatur, die aus sich heraus den Muth der Wahrheit als letztes fehlendes Moment in ihrem schaffenden Charakter finden soll, auch ihm hat Sudermann die weibliche Idealgestalt, die Schwester der Olga Bremer und der Regina Hackelberg an die Seite gestellt. Allein Hertha's großes Naturell, ihr schaffender Charakter ist noch nicht entwickelt, darf noch nicht entwickelt sein, weil Leo Sellenthin erst nach langem Kampfe zu der neuen Erkenntniß gelangen muß, daß nur die Wahrheit ihn retten kann. Erst dann, erst nachdem der Muth der Wahrheit ihn entsühnt hat, kann Hertha in ferner, reinerer Zukunft das Werk der Erlösung aus geistigen und sittlichen Fesseln völlig an ihm vollenden, denn eigene Schuld lastet auf Leo's Gemüth und eigene Schuld, das will Sudermann in diesem Romane zeigen, kann nur durch ein eigenes Bekenntniß entsühnt werden. Olga und Regina, sie waren Beide den Weg des Todes gegangen, Olga, um Robert vor ihrer eigenen und schuldbeladenen Seele, Regina, um Boleslav vor den Anderen zu retten. Leo kann nur durch sich selbst von der eigenen Schuld entsühnt werden und wenn dies geschehen ist, dann wird er in Hertha reine Menschengröße sein eigen nennen, reine Menschengröße, die er in ihr gefunden und erkannt, die Olga's und Reginens Charaktergrundzug gewesen sind. Sudermanns Roman „Es war" bildet den nothwendigen Abschluß in dieser Romanreihe, in der er das Durchdringen zu einer neuen Erkenntniß, zu einer sittlichen und geistigen Befreiung mit Hülfe seiner schaffenden Charaktere verkörpert hat. Denn nicht nur die Bande der Frau Sorge werden zerrissen, nicht nur fremde Schuld, alte Blutschuld und drohende Blutschande können gesühnt werden, nein auch die Schuld des eigenen Herzens. Auch Leo Sellenthins unverzeihliche Schuld, auch die eigene Vergangenheit, auch das „Es war" wird überwunden, auch aus ihm gibt es eine sittliche und geistige Befreiung, wenn Muth der Wahrheit und reine Menschengröße dem Helden zu Hülfe kommen. Auf diesem Wege überwindet Sudermanns Leo Sellenthin auch das Schiller'sche „Ewig still steht die Vergangenheit". Mit dem Muthe der Wahrheit freudig bekennen, einstehen für seine Handlungen, das ist die neue Erkenntniß, zu der Leo Sellenthin geführt wird, die neue Erkenntniß, die auch ihm Entsühnung und Befreiung bringt, denn auch in diesem Sinne, um mit ihm selbst zu reden, „stirbt ein braves Pferd in seinen Sielen".

Es erübrigt noch ein Wort über Sudermanns kleine Skizzen „Im Zwielicht", „Jolanthe's Hochzeit" und die „Indische Lilie" hinzuzufügen. Im großen und ganzen erfüllen sie den Zweck, jener Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu dienen, die durch satirische Kritik die Unhaltbarkeit des Hergebrachten erweisen will. Sie sind kleine Scharmützel im Vergleich zu seinen kritisch-satirischen Dramen, in denen diese Seite seines künstlerischen Schaffens am klarsten und deutlichsten hervortritt. Auch in seinen Romanen fehlt diese kritisch-satirische Richtung nicht vollständig, wir haben sie aber außer acht gelassen, um sie bei Betrachtung seiner Dramen um so eindringlicher hervorzuheben.

Das älteste Herbarium der Welt.

Von Paul Pasig.

Zu denjenigen Gegenständen im ägyptologischen Museum zu Kairo, welche aus mehr als einem Grunde von besonderem Interesse sind, gehört unzweifelhaft auch jene an sich unscheinbare Sammlung von getrockneten und kunstgerecht präparirten Pflanzentheilen, die wir mit Recht als das älteste Herbarium der Welt bezeichnen können. Sie entstammen gleichfalls den altägyptischen Gräbern und wurden auf Anregung des früheren Museumsdirektors, Gaston Maspero, von dem bekannten Botaniker und Afrikaforscher Dr. Georg Schweinfurth einer genauen Untersuchung unterworfen. Auf Grund der uns von Letzterem in liebenswürdigster Weise zutheil gewordenen mündlichen und schriftlichen Erläuterungen sind wir in der Lage, über den wichtigen Gegenstand das Folgende mittheilen zu können.

Was zunächst die Bedeutung pflanzlicher Spenden beim Todtenkult der alten Aegypter betrifft, so müssen wir eine zweifache Art derselben unterscheiden. Die erste und zweifellos älteste bestand aus Früchten, Arzneimitteln, Harzen, Breiklumpen u. s. w., welche in der Regel in größeren oder kleineren thönernen Gefäßen auf dem Boden der Grabkammer niedergelegt wurden. Sie dienten dem Verstorbenen als Todtenspeisen und waren somit ein nothwendiger Bestandtheil der Ausstattung des „ewigen Hauses", wie die Aegypter die letzte Ruhestätte ihrer Lieben nannten, welche sie nach Art der Wohnhäuser mit allen für einen so langen Aufenthalt nöthigen Requisiten ausstatteten. Davon wohl zu unterscheiden sind die symbolischen Todtenopfer, die dem Verstorbenen, welcher nunmehr in eine höhere Sphäre übergegangen war, als Zeichen der Ehrfurcht mit ins Grab gelegt wurden und denen man nicht selten geheimnißvolle magische Kräfte zuschrieb. Diese Todtenopfer bestanden hauptsächlich aus Blumengewinden und Kränzen. Prof. Schweinfurth spricht sich über die Art dieser Todtenschmückung aus wie folgt:

„Hier (d. h. in dem Mumienkasten) finden sich theils Blüthen von Nymphäa (Lotus) unter den äußeren Binden des Mumienkonvoluts befestigt, theils ganze Sträuße und Bündel zu Seiten der Mumie zwischen dieser und der inneren Sargwand eingezwängt, theils aber auch, und diese bilden die Mehrzahl, Blumengewinde, welche die Brust der Mumie in konzentrischen Reihen bedecken, oder Kränze, die um das Haupt geflochten wurden. Diese Gewinde und Kränze sind von eigenthümlicher Zusammensetzung und Gestalt, wie solche außerhalb des alten Aegyptens nirgends nachgewiesen werden können. Der geringe Spielraum, welcher zwischen dem Mumienkonvolut und der inneren Sargwandung dargeboten war, gestattete es nicht, die Blumengewinde nach unsrer Art herzurichten. Sie mußten flach aufliegen und durften keinen starken Dickendurchmesser aufweisen. Zu diesem Behufe wurden Blätter von lederartiger Textur genommen, der Quere nach zweimal gefaltet, so daß sie kleine Päckchen darstellten, die ebenso lang wie breit erscheinen. Diese Blattpäckchen wurden auf Streifen zerrissener Dattelpalmblätter gereiht und dienten als Agraffe für kleine Blüthen oder Blüthentheile (petala), indem letztere von den gefalteten Blättern klammerartig festgehalten wurden. Feine Dattelpalmstreifen, der Länge nach durch die ganze Reihe als Naht verlaufend, befestigten zum Schluß das ganze flach aufliegende Gewinde."

Soweit mein Gewährsmann. Uebrigens sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß Blumenschmuck bei den Aegyptern schon seiner Seltenheit und Kostspieligkeit wegen ein Vorrecht höher stehender Persönlichkeiten war. Leute von niederem Stande und Minderbemittelte mußten sich mit bildlicher Darstellung desselben in häufig grellster Farbenpracht auf dem Sargdeckel begnügen.

Während die oft meterlangen Guirlanden, sowie die ordnungslos zu Seiten der Mumie liegenden Sträuße und Blüthenbüschel, die wahrscheinlich den letzten, vor Schließung des Sarges dem theuren Todten zugesandten Liebesgruß bildeten, sich schon in den frühesten Zeiten nachweisen lassen, kommen Todtenkränze, die um das Haupt gewunden wurden und aus Blättern des Oelbaumes (Olea europaea) bestanden, erst in griechisch-römischer Epoche vor und scheinen aus Griechenland eingeführt zu sein. Gewinde und Kränze aber ermangelten keineswegs einer tieferen symbolischen Bedeutung; letzteren insonderheit schrieben die Aegypter gewisse magische Kräfte zu. Sie setzten nämlich, nachdem sie durch bestimmte Formeln und Gebete geweiht waren, den Todten in den Stand, die zu seinem Heile erforderlichen Bitten und Gebete nicht nur über das Grab hinaus im Gedächtniß zu behalten, sondern auch in der rechten Weise vorzutragen, weßhalb sie nicht selten die „Krone der rechten Stimme" hießen.

Die meisten der auf uns gekommenen Pflanzenreste aus ägyptischen Gräbern befanden sich bei ihrer Auffindung in einem staunenswerth vorzüglichen Zustande der Erhaltung, der einzig es ermöglichte, sie nach Aufweichen in heißem Wasser ebenso zu behandeln, wie heutige Herbariumexemplare. Bei einigen Blüthen fanden sich solche Theile, die durch äußere Hüllen geschützt waren, trotz ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit vollkommen intakt vor; so zeigten z. B. in den Mohnblüthen die zarten Staubfäden sich völlig unverändert. Auch die Farbenerhaltung ist theilweise eine bewundernswerthe, wie beim röthlichen Violett der Delphiniumblüthe, beim Gelb der Sesbania aegyptiaca, beim Roth der Mohnblüthe, beim Dunkelrothbraun des Carthamus tinctorius u. a. Diese Blüthen, zur Vergleichung neben andere derselben Spezies aus unsrer Zeit gelegt, zeigen, abgesehen von einer etwas matteren, weniger intensiven Färbung, keinerlei bemerkenswerthe Abweichungen von den heutigen Exemplaren. In den Blättern der Wassermelone hatte sich noch der Blätterfarbstoff (Chlorophyll) erhalten, indem einzelne Theile derselben, in heißes Wasser geworfen, demselben eine entschieden grüne Färbung gaben.

Die wichtigste und entscheidenste Frage betrifft ohne Zweifel das Alter der Funde. Wir besitzen Reste von Todtenspeisen aus der V. Dynastie (um 3000 v. Chr.). Die Ziegelpyramide bei Dahschur nämlich lieferte eine vollständige wohlerhaltene Hülse von Medicago hispida (Schneckenklee) und ein Grab bei Sakkara eine Anzahl Gerstenähren. Reichhaltiger sind die Funde aus der XII. Dynastie (um 2500 v. Chr.), die besonders Mariette's Thätigkeit in Dra-Abu'n-Negga bei Theben zutage gefördert hat. Von Todtenspeisen sind u. a. hier vertreten: Schötchen von Senf (Sinapis arvensis), Leinkapseln (Linum humile), Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), Linsen (Lens esculenta), Bohnen (Faba vulgaris), Feigen (Ficus carica), Pinienzapfen (Pinus pinea), Wacholderbeeren (Juniperus phoenicea), Fächerpalmfrüchte u. s. w. Die interessanteste und wichtigste Bereicherung erhielt unser Herbarium im engeren Sinne, d. h. sofern es sich um Blätter und Blüthen handelt, durch den bekannten Mumienfund von Deir-el Bahari am 5. Juli 1881. Die reichste Ausbeute lieferten die Mumien Ahmes' I. und Amenhoteps I. (XVIII. Dynastie, um 1650 v. Chr.), Ramses' II., des Großen (XIX. Dynastie, um 1450 v. Chr.), sowie einzelner der Zeit der Priesterkönige Ammons angehöriger Persönlichkeiten (XX., bezw. XXI. Dynastie, um 1200 bis 1100 v. Chr.), wie des Priesterschreibers Nibsoni und der Prinzessin Nessi-Khonsu.

Freilich erhebt sich bei Beurtheilung der Altersgrade dieser wichtigsten pflanzlichen Gräberfunde eine Schwierigkeit von prinzipieller Tragweite. Wie wir bereits an anderer Stelle berichteten, wurde eine Anzahl gerade dieser Mumien

aus Gründen der Pietät ihren ursprünglichen Grabstätten entnommen und unter erneuter Entfaltung des üblichen Todtengepränges unter den Priesterkönigen in deren Familiengruft (bei Deir-el-Bahari) beigesetzt. Es entsteht also die Frage: gehören die bei jenen Mumien vorgefundenen Pflanzenreste der Zeit ihrer ersten Bestattung (der XVIII., bezw. XIX. Dynastie) an oder entstammen sie der erneuten Beisetzung unter den Priesterkönigen (XXI. Dynastie)? Dadurch, daß man diese Frage nie endgültig wird beantworten können, ergibt sich für Bestimmung des Alters unsres Herbariums eine Zeitschwankung von etwa 500 Jahren (entweder 1700 bis 1600 oder 1100 bis 1000 v. Chr.). Allein was will dieselbe besagen, wenn wir erwägen, daß die übrigen Herbarien ein Alter von höchstens 400 Jahren beanspruchen können, während dem unsrigen ein mindestens 3000jähriges Alter zukommt.

Bezüglich der übrigen Fundorte, die für den in Rede stehenden Zweck gleichfalls in Betracht kamen, können wir uns kurz fassen. Die von Maspero in den Gräbern von Gebelên (stromaufwärts von Erment in der Nähe des alten Aphroditespolis) entdeckten Pflanzenreste sind verhältnißmäßig jüngeren Ursprungs und gehören dem ptolemäischen Zeitalter (um 300 v. Chr. und später) an. Dagegen ergaben Prof. Schiaparelli's aus Florenz Forschungen in den Gräbern von Dra-Abu'n-Neggo eine überaus reiche Ausbeute auch an Pflanzenresten von unzweifelhaft hohem Alter: Prof. G. Schweinfurth bestimmte allein 40 Arten. Es ist aber in Betreff gerade dieser Funde ein wichtiger Vorbehalt zu machen. Da nämlich die erwähnten Gräber noch in sehr später Zeit als Wohnräume zu allerlei häuslichen Verrichtungen benutzt wurden und in der That eine Anzahl der daselbst gefundenen Früchte und Hülsen deutliche Spuren des Dreschens tragen, so sind wir genöthigt, einen Theil derselben von der alten Flora auszuschließen.

Diejenigen Pflanzen, die für den Todtenschmuck am meisten Verwendung fanden, waren Nymphaea caerulea und Nymphaea Lotus (blauer und weißer Lotus), Papaver Rhoeas (Mohn), Delphinium orientale (Rittersporn), Alcea ficifolia (Stockrose), die gelb blühende Sesbania aegyptiaca, Chrysanthemum coronarium (Kronenwucherblume), Carthamus tinctorius (Saflor), außerdem Granatblüthen, Weidenblätter, verschiedene Grasarten, Pfefferminze u. a. m.

Eigenartig, obwohl auch den alten Völkern des europäischen Festlandes keineswegs fremd, sind für unsre Vorstellungen Todtenkränze von Sellerieblättern (Apium graveolens). Auf der sogenannten „Mumie von Kent" (zwanzigste Dynastie, Gräberfund von Schelch Abd-el-Qurnah) wurde ein theils aus Blättern und blühenden Zweigen desselben, theils aus Blumenblättern und kleinen Blüthen vom blauen Lotus bestehendes Gewinde vorgefunden, welches derselben unter dem Halse im Halbkreis auf die Brust gelegt war. Auch bei den Römern und Griechen war der Sellerie eine den Todten geweihte Pflanze. Σέλινον δεῖται heißt geradezu: er wird bald sterben. Während aber die Griechen, die übrigens Sellerickränze auch als Ehrengabe u. a. für die Sieger in den Kampfspielen von Nemea kannten, diesen Todtenschmuck ohne Beschränkung austheilten, hielten die Römer nur diejenigen solcher Auszeichnung für würdig, welche dieselbe schon bei Lebzeiten verdient hatten. Wie weit übrigens die Fürsorge der Aegypter für ihre Todten ging, beweist u. a. das Vorkommen von Lawsonia inermis in den alten Gräbern, jener bekannten Pflanze, die noch heute das in der indisch-arabischen Welt zum Gelbrothfärben der Fingernägel und der inneren Handflächen benutzte Färbemittel Henna liefert und in Aegypten vielfach angebaut wird.

Eine Hauptrolle unter den Pflanzenresten spielen selbstverständlich die auch heute noch im ganzen Orient einer großen Beliebtheit sich erfreuenden Alliumarten (Lauch, Knoblauch, Zwiebel), welche nach Darstellungen auf Tempelwänden, in Grabmälern u. s. w. zu den heiligen Pflanzen gehörten. Bezüglich der Zwiebel ist dies noch heute in Aegypten der Fall. Denn zur Zeit des Frühlingsfestes Chom-el-Nessim werden daselbst vielfach Zwiebelbüschel, nachdem zuvor eine Zwiebel zerschnitten und ihr Saft auf der Thürschwelle des Hauses ausgedrückt wurde, über den Thüren aufgehängt, in der Meinung, dadurch Krankheiten und sonstige Unglücksfälle vom Hause fernzuhalten.

Da die alten Aegypter, wie eingangs erwähnt, die Wohnhäuser ihrer Todten mit allem nöthigen Komfort ausstatteten, mußten sie selbstredend neben den Speisen auch für die erforderlichen Getränke besorgt sein: Wein und Bier. Dieselben konnten freilich den Verstorbenen nicht in flüssiger Form, sondern mußten in fester Form, d. h. in ihren pflanzlichen Substanzen mitgegeben werden. Die aufgefundenen Weinbeeren, theilweise 16—17 mm lang und 10—11 mm dick, gehören der noch heute in Aegypten heimischen schwarzblauen Art an und waren vorzüglich erhalten: trotz der zusammengeschrumpften Schale ließ sich bei einigen der blaue Wachsreif noch deutlich erkennen und der Zuckergehalt genau nachweisen. Daß die Aegypter schon in den ältesten Zeiten tüchtige Bierbrauer waren, wissen wir u. a. aus den unverdächtigen Berichten eines Herodot, Aristoteles, Strabo, welche über die Vortrefflichkeit und den Wohlgeschmack des allerdings etwas süßen und mit unserm „Bock" zu vergleichenden, obwohl wesentlich leichteren „Pharaonenbräus" des Lobes voll sind. Wie oft erscheint das Bier schon auf altägyptischen Denkmälern, gleich als könne der Mensch weder im Diesseits noch auch im Jenseits ohne diesen erquickenden Labetrunk leben! Wir erinnern nur an die berühmte Grabstele des Entef (elfte Dynastie um 2600 v. Chr.), auf welcher drei Diener dargestellt sind, die ihrem Herrn die erforderlichen Nahrungsmittel überbringen: der erste süßes Bier, offenbar die willkommenste Gabe, der zweite eine fette Ochsenkeule, der letzte das im Korb verborgene Brot. Zu den Gräbern nun figurirt das Bier in der Gestalt gekeimter Gerste (Malz), welche theils in Haufen aufgeschüttet, theils als eigenartiger Kranz (z. B. um den Hals der erwähnten „Mumie von Kent") erscheint; in letzterer Form hielten die langen, verfilzten Würzelchen das Ganze zweckmäßig zusammen.

Bekanntlich wird über die Keimfähigkeit der den ägyptischen Gräbern entnommenen Getreidekörner auch heute noch in unsern Lehrbüchern u. s. w. viel gefabelt. Indessen ist durch unsre Untersuchungen zur Genüge festgestellt worden, daß dieselben, bevor sie als Todtenspeise den Gräbern einverleibt wurden, zuvor völlig am Feuer gedörrt und geröstet zu werden pflegten. Es haben daher in der That alle mit wirklich den ägyptischen Gräbern entstammenden Getreidekörnern unternommenen bezüglichen Versuche, wie nicht anders zu erwarten, ein durchaus negatives Resultat ergeben. Wenn aber, wie man behauptet, wirklich einmal das eine oder andere angeblich bei einer Mumie vorgefundene Korn sich keimfähig erwiesen hat, so ist daran zu erinnern, daß die Araber, welche mit dem Verkauf der Mumien einen schwunghaften und einträglichen Handel treiben, aus Geschäftsprinzip den wirklich den Gräbern entstammenden Körnern solche allerneuesten Datums beizumischen pflegen, die allerdings dann keimfähig sind. Eine sprossende Saat aus dem Zeitalter der Pharaonen ist daher wohl ein schöner, poesievoller Gedanke, aber leider auch nichts weiter als ein solcher!

Fassen wir zum Schluß die wissenschaftlichen Ergebnisse unsrer Pflanzenfunde zusammen, so ergibt sich, abgesehen von ihrer Bedeutung für die allgemeine und die Kultur-

Digitized by Google

geschichte, die Sprachforschung und andere Wissenszweige für die Pflanzengeographie des alten Reichs, daß ein auf klimatischen Veränderungen beruhender Vegetationswechsel innerhalb der letzten 3000 Jahre in Aegypten nicht nachweisbar ist. Für einige Pflanzen, die heute als Fremdlinge auf ägyptischem Boden zu bezeichnen sind, mögen die veränderten Kulturverhältnisse des Bodens, sowie die Thatsache als Erklärung dienen, daß einzelne Pharaonen gewisse exotische Pflanzen aus fernen Zonen einführten und als Zierpflanzen kultivirten. Ueberhaupt stand die Gartenkunst und Kunstgärtnerei schon im alten Aegypten in hohem Ansehen, und der Wandschmuck des Tempels zu Karnak belehrt uns ausdrücklich über diese Lieblingsneigung des gewaltigen Kriegshelden Thutmes III. (XVIII. Dynastie, um 1650 v. Chr.), der neben seltenen Thieren auch allerlei exotische Pflanzen von seinen asiatischen Feldzügen heimbrachte. Außerdem besitzen wir das Bruchstück einer zu einem Grabmal gehörigen Kalksteinplatte, auf welcher die aus fünf Schiffen bestehende Expedition der Königin Hatschepsitu (Hatasu, XVIII. Dynastie) in das „Land des Weihrauchs und der Wohlgerüche" (Südarabien und Somaliküste) dargestellt war, deren Zweck gleichfalls in der Gewinnung und Acclimatisirung exotischer Gewächse bestand. Prof. Schweinfurth bemerkt daher mit Recht: „Die für die Flora des alten Oberägyptens festgestellten Pflanzenformen gehören ihrer Natur nach sämmtlich solchen Arten an, die entweder heute noch wildwachsend in Oberägypten angetroffen werden, oder solchen, deren Kultur das heutige Klima von Oberägypten nicht die geringsten Hindernisse in den Weg stellen würde."

Selbstverständlich sind die Pflanzenfunde und damit die bezüglichen fachmännischen Forschungen und Studien noch keineswegs abgeschlossen. Immerhin darf das älteste Herbarium der Welt, in dessen ehrwürdige Blätter wir den freundlichen Lesern einen möglichst klaren Einblick zu verschaffen versuchten, schon jetzt als ein unvergängliches und ehrenvolles Zeugniß deutschen Gelehrtenfleißes den wichtigsten Denkmälern und Urkunden des grauen Alterthums an die Seite gestellt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die erfolgreiche Reise v. **Carnaps**, der den lange vergeblich versuchten **Durchbruch von Süd-Kamerun nach dem französischen Congo** vor kurzem bewerkstelligt hat, gibt zur Erörterung der Frage Veranlassung, ob die gewonnene Verbindung von Dauer sein und ob sich daraus irgendwelche günstigen praktischen Folgen für das Hinterland der sogenannten Batangaküste, resp. für das ganze Schutzgebiet, ergeben werden. Nachdem es in den Jahren 1890 bis 1891 dem französischen Lieutenant Mizan gelungen war, vom Benue auf den Spuren Flegels nach Ngaundere zu kommen und von dort den oberen Sanga zu erreichen, der als der wichtigste Strom des westlichen französischen Congogebiets gelten muß — schrieb er die Worte: L'hinterland de Camerouns était fermé. Er wollte damit seine Ansicht zum Ausdruck bringen, daß durch seine Reise der Ausdehnung des deutschen Schutzgebiets nach Osten hinfort eine bestimmte, unübersteigliche Schranke gezogen sei. Er hat in der That recht gehabt: der Vertrag mit Frankreich von 1894 hat es bewiesen. Daß bei diesem Vertrag auch einige schöne Kameruner „Rostnen", wichtige Städte in der Nähe und westlich des 15. Längengrades, dem französischen Kolonialbesitz anheimfielen, daß Mizan ferner versuchte, durch eigenartige astronomische Positionsbestimmungen die Grenze noch mehr zum Nachtheil der Deutschen zu verschieben — daran sei hier nur kurz erinnert; wir haben nun einmal den Vertrag und müssen uns danach einrichten. Daß es aber nicht genügt, solche Grenzlinien in unbekannten Theilen Afrika's einfach zu verzeichnen und die nähere Besichtigung der Verhältnisse ad calendas graecas zu verschieben, darüber hätte der Ausfall des Abkommens mit Frankreich die leitenden deutschen Kolonialbehörden doch eigentlich für die Zukunft belehren sollen. Leider hat man diese Lehre nicht gezogen. Man ließ unsre französischen Nachbarn Kameruns ruhig schalten und walten und machte keinen ernstlichen Versuch, die Grenzgebiete von der Küste aus zu erreichen. Im Frühjahr 1897 war der Gouverneur v. Puttkamer in Jaunde, dem am weitesten ostwärts vorgeschobenen deutschen Posten. Er hatte Gelegenheit, einen Vorstoß nach Osten in die Grenzländer zu unternehmen; er ließ diese Gelegenheit aber leider ungenutzt vorübergehen, weil er es nicht für angängig hielt, so lange Zeit, wie sie die Reise beanspruchen würde, vom Regierungssitz abwesend zu bleiben. Hr. v. Puttkamer glaubte also, es sei wichtiger, an der Küste einige Dutzend Aktenstücke zu unterzeichnen, als eine Reise zu versuchen, die vor Jahren Männern wie Tappenbeck und Morgen nicht gelungen war und die von höchster Wichtigkeit für die Zukunft des Schutzgebiets hätte werden müssen.

Die Franzosen am Sanga blieben also von unerwarteten deutschen Besuchen verschont. Sie haben dort im Laufe der Jahre ihren Einfluß befestigt und eine Reihe von Stationen angelegt, die natürlich keinen aggressiven Zweck haben, deren Vorhandensein aber doch von hervorragendster Bedeutung für die Entwicklung des ganzen Ostens von Süd-Kamerun sein muß und es auch schon gewesen ist. Den Franzosen ist dort all die Jahre hindurch kein unbequemer Beobachter ins Gehege gekommen, und man weiß daher bis heute nicht, inwieweit es ihnen schon gelungen ist, den Handel aus dem Osten des deutschen Gebiets zu sich und zum schiffbaren Sanga hinüberzuziehen. Es ist aber zweifellos, daß das bereits bis zu einem nicht ungefährlichen Maße geschehen ist. Nach Mizon und Jacques de Brazza verläuft dort von Ngaundere südwärts eine Handelsstraße namentlich für Elfenbein. Letzteres sollte damals zwar umgekehrt noch den Weg aus dem französischen Canga nach dem deutschen Adamaua gehen; es ist aber möglich, ja wahrscheinlich, daß es inzwischen den Franzosen geglückt ist, den Handelsstrom gerade zu sich hinzulenken. Kleine lokale Handelswege werden aus dem deutschen Gebiet ohnehin ins französische führen, zumal große rechtsseitige Nebenflüsse des Sanga weit im Westen, im Herzen des südlichen deutschen Schutzgebiets, entspringen, während andrerseits die bedeutenden Flüsse der Batangaküste als Handelspfade wenig in Betracht kommen. Die Gefahr ist also akut geworden, daß Elfenbeinschätze des deutschen Kamerun den Weg zu den Franzosen nehmen, für den deutschen Kamerunhandel verloren gehen und das ganze Gebiet in dieser Beziehung völlig ausgebeutet ist nach nach den französischen Besitzungen gravitirt, wenn man bei uns nach Jahr und Tag endlich daran denken sollte, jene Länder faktisch, nicht nur auf der Karte, zu besetzen. Dann würden wir bei der Aufstheilung Afrika's nach einmal zu spät kommen! Man hört zwar hier und da schon die Vermuthung aussprechen, daß die Tage des Inlandhandels für Kamerun gezählt sind. Gewiß, für den Norden mag das zutreffen, für den unbekannten Osten aber wohl vorläufig nicht. v. Carnap wird uns über die berührten Verhältnisse in 4 bis 6 Wochen Aufschluß geben können, und es wird dann Sache der deutschen Kolonialregierung sein, auf ihn zu hören und — was wichtiger — die aus seiner Reise sich ergebenden Lehren zu beherzigen, energisch vorzugehen, um alle Vortheile unsrer Kolonien uns Deutschen selbst zu sichern. Daß v. Carnaps Reise uns noch andere wichtige Aufschlüsse geographischer Art bringen wird, ist sicher. Hoffen wir, daß der thatkräftigere Zug, der nach langer Stagnation endlich in die deutsche Kamerunforschung jetzt hineingekommen zu sein scheint, für die nächste Zukunft anhält — zum Heile unsrer Kolonie und des Vaterlandes!

H. S.

z. **München**, 27. April. **Deutsche Kommission für die Südpolarforschung.** Im Namen der Geographischen Gesellschaft hatte ihr erster Vorsitzender, Professor E. **Oberhummer**, eine große Anzahl Männer der Wissenschaft und Münchener Bürgerschaft in den Saal der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie berufen, um ihnen die wissenschaftliche Aufgabe und nationale Tragweite der geplanten **deutschen Südpolexpedition** klarzulegen. Bemerkenswerth war in seinen Ausführungen nicht nur die

Betonung des wissenschaftlichen Moments, in Hinsicht auf die Förderung des Erdmagnetismus, der Botanik, pelagischen Fauna, der Erkundung des Treibeises, des Land- und Meereises, der Meeresströmungen, klimatischen Schwankungen, sondern auch all der nautischen Fragen, deren Beantwortung der Schiffahrt zugute kommen. Seit Roß und Wilkes 1840 bis nahe an den 78.° vorgedrungen waren, hat die Erforschung der Antarktis keine nennenswerthen Fortschritte mehr gemacht. Ein Länderkomplex, größer als Europa, ruht noch im tiefsten Dunkel. Daher sind England, Belgien, Frankreich und Norwegen in neuester Zeit eifrig bemüht gewesen, auf theoretischem und praktischem Wege der Forschung vorzudringen. Wir erinnern nur an den Versuch des Engländers Forbes zur Rekanstruktion eines antarktischen Kantinents. Dieselben Nationen sind im Begriffe, die zirkumpalaren Regionen durch vereinte Expeditionen von allen Seiten anzugreifen und aufzuhellen. Deutschland kann und darf hinter diesem Wettstreit der Kulturvölker nicht zurückbleiben. Es wurden demgemäß schon seit Jahren unter Vorantritt des greisen Admiralitätsrathes Neumayer in Hamburg, eines geborenen Bayern, auf den deutschen Geographentagen von Stuttgart, Bremen und Jena, sowie auf dem letzten internationalen Kongreß in London Beschlüsse gefaßt, daß auch von deutscher Seite die Erforschung des Südpols in Angriff genommen werden müsse. Geplant ist ein Eindringen in die Südpolarzonen von den Kergueleninseln aus nach Wilkesland mit einem oder zwei Schiffen und Ueberwinterung daselbst unter Führung eines Marine-Offiziers und unter wissenschaftlicher Leitung des Grönland-Forschers Dr. v. Drygalski, der von einem Stabe von Gelehrten umgeben sein soll. Die namhaften Mittel hiezu sollen nach dem Vorgange andrer deutscher Städte zunächst durch private Sammlung aufgebracht werden, den Rest der Summe wird hoffentlich der Deutsche Reichstag bewilligen. Glücklich erinnert der erste Vortragende an die zweite deutsche Nordpolexpedition 1869, die der Thätigkeit August Petermanns ihr finanzielles Gelingen verdankte und zu der die Münchener Geographische Gesellschaft ebenfalls eine erkleckliche Gabe aufbrachte. Alle übrigen polaren Unternehmungen anderer Staaten wurden stets zuerst durch privaten Opfersinn ins Leben gerufen. Die Anwesenden beschließen daher, daß am 13. Mai im großen Saale des hiesigen Rathhauses eine Versammlung aller Kreise Münchens, der Allerhöchsten Herrschaften, Behörden, wissenschaftlichen Institute, Körperschaften und Vereine, der hervorragenden Vertreter der Bürgerschaft, der Industrie und des Handels einzuberufen sei, in der vom Führer der Expedition die Ziele des großen nationalen Unternehmens öffentlich klargelegt werden sollen. Dazu konstituiren sich die gegenwärtigen Vertreter der Akademie, der Universität, der Technischen Hochschule, die Vorstandsmitglieder der wissenschaftlichen Vereine als Komitee und behalten sich die weitgehendste Kooptation aller betheiligten Kreise der Bevölkerung, des Adels und der Hochfinanz vor, um nicht zurückzustehen in dem Wettstreit, der unter den deutschen Städten unsres Vaterlandes der Förderung so großer wissenschaftlicher und nationaler Aufgaben gewidmet ist.

* **Königsberg i. Pr.** Der bisherige außerordentliche Professar der pathologischen Anatomie an unsrer Universität Dr. Nauwerk ist als Prosektor an das Stadtkrankenhaus in Chemnitz berufen worden.

* **Brüssel.** Einer der hervorragendsten Vertreter der belgischen Journalistik und zugleich der erfolgreichste und bedeutendste Vorkämpfer der katholischen Partei Belgiens, Prasper de Haubleville, ist am 25. April inmitten seiner vollsten Thätigkeit ganz unerwartet gestorben. Haubleville, der 68 Jahre alt geworden ist, war nicht nur einer der glänzendsten Tagesschriftsteller, sondern auch ein ganz hervorragender Historiker. Als solcher war er eine Zeit lang als Lehrer des Naturrechts an der Universität in Gent thätig; später gründete er das Organ der liberalen Katholiken, „L'Univers", das er rasch zu großem Ansehen brachte. Von 1878 ab war er Chefredakteur der „Révue Générale" und des „Brüsseler Journals", bis er 1890, von den klerikalen Heißspornen aus seiner einflußreichen Stellung verdrängt, wieder eine historische Professur und die Stelle eines Konservators des belgischen Staatsmuseums annahm. Als Journalist hatte Haubleville vor allem das Verdienst, daß er stets eine maßvolle katholische Politik gegenüber den Anforderungen der klerikalen Heißsparne vertrat und die modernen Zeitbestrebungen förderte, soweit sie berechtigt sind. So wirkte er in erster Linie dahin, daß das Ministerium Beernaert das allgemeine Stimmrecht annahm und damit eine gefährliche Verfassungskrisis beendete. Auch für die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen Belgiens mit den Nachbarländern, besonders mit Deutschland, trat er stets energisch ein. Ueberhaupt war er ein großer Freund der deutschen Kultur und ein enthusiastischer Bewunderer unsres jetzigen Kaisers, zu dem er persönliche Beziehungen hatte. Eine große Zahl von Büchern und Broschüren entsprangen neben seiner journalistischen Thätigkeit seinem gewaltigen Schaffensdrang. Außer einem streng historischen Jugendwerke, das ihm den großen Staatspreis eintrug, ist besonders seine in viele fremde Sprachen übersetzte Schrift „Die Zukunft der katholischen Völker" unter diesen literarischen Leistungen zu nennen.

* **St. Petersburg.** Am 24. April starb hier im Alter von 61 Jahren der bekannte Philologe Prof. Lucian Müller, der, aus Merseburg gebürtig, seit dem Jahre 1870 als Professar der lateinischen und griechischen Sprache am historisch-philologischen und am archäologischen Institut der russischen Hauptstadt wirkte. Er hatte sich nach der Vollendung seiner Studien in Halle und Berlin und vor seiner Berufung nach Rußland mehrere Jahre in Leyden aufgehalten, wo er eine „Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden" und das hervorragende Werk „De re metrica poetarum latinorum" verfaßte. Während seiner Lehrthätigkeit in Rußland veröffentlichte er noch eine Reihe von geistvollen Biographien lateinischer Dichter, sowie viele Uebersetzungen und Ausgaben lateinischer Autoren. Auch eine Biographie von Friedrich Ritschl entstammt seiner Feder. — Am 15. April reiste eine Expedition zur Erforschung der Murmanküste unter der Führung N. M. Knipowitschs hier ab. Sie ist von dem Komitee zur Unterstützung der Pomoren ausgerüstet und hat die Aufgabe, die russischen nordischen Gewässer möglichst genau in biologischer und hydrologischer Hinsicht zu untersuchen und besonders dem Fisch- und Seehundfang ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Der Kaiser hat zu den Kosten der Expedition 250,000 Rubel beigesteuert, außerdem ist ihr ein Regierungsdampfer zur Verfügung gestellt worden, bis der speziell für die Zwecke der Expedition ausgerüstete Dampfer fertig sein wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans Grasberger: Die Gemäldesammlung im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Mit 20 Abbildungen. 2. Auflage. Wien, Karl Gräser 1898. — Alfred v. Lindheim: Erzherzog Karl Ludwig 1833—1896. Wien, k. k. Staatsdruckerei 1897. — Wilhelm v. Schalz: Hahenklingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten. München, Cäsar Fritsch 1898. — Dr. Max Wittenberg: Die wirthschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittelland-Kanals. Berlin, Pultkammer u. Mühlbrecht 1898. — Dr. Adolf Hasenclever: Aus Geschichte und Kunst des Christenthums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder. Zweite Reihe. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1898. — Bernhard Richter: Kurrent-, Kursiv-, Rund- oder neues Normal-Alphabet. Versuchte Lösung einer Zeit- und Streitfrage. Mit vielen Beispielen und einem Lehrgang in Schreibscheift. Leipzig, Alfred Hahn 1898. — Alfred Hermann Frieb: Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Berlin, Karl Duncker 1898. — Valerian Kalinka: Der vierjäheige polnische Reichstag 1788—1791. Aus dem Polnischen übersetzte deutsche Originalausgabe. 2. Bd. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1898. — Dr. Alfred Zimmermann: Die deutsche Kolonialgesetzgebung. 2. Th. 1893—1897. Auf Grund amtlicher Quellen und zum dienstlichen Gebrauch. Ebb. — Dr. Ottocar Weber: Eine Kaiserreise nach Böhmen im Jahre 1723. Prag, J. G. Calve 1898. — Prof. Dr. Ulbrich: Das Verwaltungsrecht im Rechts- und Kulturstaate der Gegenwart. Rektoratsrede, gehalten in der Prager Universität. Ebb.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 2. Mai. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXXV. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXV.

„Et quales flores et tales."
IV Esdr. 9, 19.

Köln, 20. April. Unser Februarbrief hat unsre Betrachtungen De Admiranda et sacra Magnitudine Coloniae mit der Darlegung der Zustände eingeleitet, wie sie sich unmittelbar nach der Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen darstellten. Wir haben gezeigt, wie man in Berlin und Koblenz über die Lage dachte und welche Stellung namentlich der preußische Gesandte am hl. Stuhl, Niebuhr, zu den kirchenpolitischen Fragen einnahm.

Auf Niebuhr folgte Bunsen als Gesandter; sein persönlicher Antheil an den kirchlichen Angelegenheiten war stärker als der irgendeines anderen unsrer am apostolischen Stuhl accreditirten Minister; um ihn und um Spiegel dreht sich alles, was zwischen 1823 und 1837 in der preußischen Kirchenpolitik vor sich ging.

Schon vor einer Reihe von Jahren hat Prof. Nippold in seiner Biographie Bunsens und dann wieder in den „Vertrauten Briefen des Erzbischofs Spiegel von Köln" (Barmen 1889) ein reiches Material zur Beurtheilung dieser Jahre mitgetheilt. Jetzt liegt eine vollständigere Sammlung von Briefen an Bunsen vor, welche von katholischen Prälaten und anderen hervorragenden Katholiken geschrieben sind und deren Herausgabe wir der unermüdlichen Feder Fr. Heinrich Reuschs verdanken.[2]

Der Werth dieser Sammlung ist ein zwiefacher: diese Briefe werfen mancherlei Licht auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in den 20er und 30er Jahren und sie bringen vor allem sehr werthvolle Aufschlüsse über die innere Kirchengeschichte jener Zeit. Gehen wir, an der Hand derselben, diesen Dingen einigermaßen nach; es ist aus ihnen vieles für die Gegenwart zu lernen.

Unter den römischen Korrespondenten treten Consalvi und Capaccini in den Vordergrund. Des Ersteren Briefe erheben sich nirgends über den glatten, diplomatisch-freundschaftlichen Ton, wie er einem hochgewandten, sein Inneres nie herauskehrenden Staatsmann der Kurie ansteht. Der römische Staatssekretär muß erst geboren werden, der einem preußischen Geschäftsträger mehr als das Futter seines Mantels zu sehen gibt. Die Briefe sind gewandt, vornehm, man lernt wenig oder nichts aus ihnen.

Anders verhält es sich schon mit denjenigen Capaccini's. Dieser Prälat, 1784 zu Rom geboren, 1811—1815 Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Neapel, war seit 1815 Consalvi attachirt, sein Alter Ego in den Verhandlungen über die Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz (1824—1825), 1827 mit dem Abschluß des Konkordats mit den Niederlanden, mehrmals (1828—1830 und 1837) mit Missionen in Deutschland und Belgien beauftragt; seit 1831 Substitut des Staatssekretärs Bernetti, 1841 wieder Nuntius im Haag, dann in Lissabon, erhielt er sterbend seine Ernennung zum Kardinal (1845, 15. Juli). Er war ohne Zweifel einer der gebildetsten und fähigsten Diplomaten, über die der römische Stuhl in diesem Jahrhundert verfügt hat. Sein Urtheil ist daher in vielen Dingen klarer, als es bei vielen anderen Diplomaten der Fall war. Auch über römische Zustände sagt er manches offene Wort. Mit Recht wird heute über die staatliche Vergewaltigung und Verwaltung der milden Stiftungen geklagt. Capaccini's Brief vom 19. Februar 1829 (S. 32) zeigt aber, daß auch in der päpstlichen Zeit die Administration dieser Anstalten viel zu wünschen ließ. Es ist schon stark, wenn der päpstliche Prälat von einem dieser Institute sagt, daß die Armen darin wie die Schweine leben, daß er als Vorstand desselben versucht habe, Ordnung und Sittlichkeit in solchen Anstalten einzuführen, daß man ihm aber die Leitung derselben abgenommen habe, weil er nicht rauben, die Armen nicht in Müßigkeit verkommen ließ, sondern sie in Handwerken unterrichten wollte. Daneben kommen dann freilich auch Ansichten vor, welche uns überraschend erscheinen dürfen bei Jemand, der selbst einmal Professor gewesen ist. So will er (S. 28) die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn ganz von dem Erzbischof von Köln ernannt wissen. Nebenbei erfahren wir auch, daß schon Capaccini daran gedacht hat, sich auch bei dem preußischen Hof beglaubigen zu lassen.

Das weitaus größte Interesse an den hier in Rede stehenden Briefen nimmt indessen die Gestalt des Erzbischofs Spiegel in Anspruch. Er gilt seit langer Zeit bekanntlich den Einen als das Ideal eines dem Staate ergebenen und national gesinnten Kirchenfürsten, den Anderen als der große Verräther an seiner Kirche, auch jetzt noch alles Hasses und aller Befeindung werth. Die Briefe Spiegels an Bunsen haben den wirklichen Charakter dieses Mannes zum erstenmal klar gelegt. Nippold hat sie natürlich seinerzeit nur durch seine Brille gesehen, die sehr verschieden von der unsrigen ist. Sehen wir zu, wie Spiegel sich in der Beleuchtung ausnimmt, welche aus seinen eigenen und den in seiner nächsten Umgebung geschriebenen Briefen und Aufzeichnungen sich ergibt.

Ferdinand August Graf Spiegel zum Desenberg war am 25. Dezember 1764 auf dem Schlosse Canstein als Sohn des kurkölnischen Geheimraths Frhrn. Theodor Herman Spiegel zum Desenberg und einer Freiin v. Landsberg

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 78 vom 1. April d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2] Fr. Heinrich Reusch, Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837, mit Erläuterungen herausgegeben. Leipzig 1897.

geboren. Dem geistlichen Stande bestimmt, machte er eine rasche Karriere. Schon 1796 treffen wir ihn als fürstbischöflichen Geheimen Rath und 1799 als Domdechant zu Münster, welche Stadt mit einem Theil des alten Bisthums durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 an Preußen, durch den Tilsiter Frieden 1807 an das Königreich Westfalen fiel. Der Frhr. v. Stein, welcher 1802 an die Spitze der preußischen Verwaltung in Münster trat, sagte damals in einem Berichte über Spiegel: „Der Domdechant ist ein Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, ausgebreiteten Kenntnissen, einer großen und sehr beharrlichen wissenschaftlichen und Geistesthätigkeit. . . . Er besitzt den sehr schätzbaren Ehrgeiz, gemeinnützig zu sein und den Vorwurf des pfäffischen, müßigen und genußsüchtigen Lebens von sich zu entfernen und er wird jede ihm angewiesene Stelle auf eine ausgezeichnete Art und mit Anwendung von Kraft und Kenntnissen erfüllen." Schon 1811 schlug Stein dem Staatskanzler Hardenberg Spiegel zum Koadjutor für Schlesien vor; inzwischen ernannte ihn Napoleon 1813 zum Bischof von Münster; gegen seinen Wunsch und Willen mußte Spiegel nach Paris reisen, wo er vor Marie Luise den Eid ablegte, nachdem man ihm gesagt, der Kaiser werde die Zustimmung des hl. Stuhles einholen. Aber der Papst bestätigte die Ernennung nicht, weil die Bestimmungen des Konkordats auf Münster keine Anwendung fanden, und so konnte, nach mancherlei Verhandlungen, Spiegel die Verwaltung der Diözese nur als zweiter Kapitelsvikar (neben Droste-Vischering) ausüben. In dieser Stellung schrieb er nach der Schlacht von Dresden (1813, 26. bis 27. August) einen napoleonisch gefärbten Hirtenbrief. Dieser Hirtenbrief und seine Annahme der Bischofswürde aus den Händen Napoleons standen denn Spiegel, auch nachdem er 1814 mit Hardenberg in Beziehung getreten, sehr entgegen; auch Stein verhehlte Spiegel seine Unzufriedenheit darüber nicht, und der preußische Minister des Innern, v. Schuckmann, welcher offenbar durch Schmedding beeinflußt war, wollte von Spiegels Theilnahme an den für die Justirung Niebuhrs zu haltenden Konferenzen nichts wissen. Indessen war die Stellung des Münster'schen Domdechanten doch eine so bedeutende, daß die preußische Regierung da, wo es sich um die Besetzung des ersten preußischen Bischofsstuhls handelte, ihn nicht übergehen zu können glaubte. Niebuhr erhielt den Auftrag, Spiegel in Rom für Köln vorzuschlagen, wo selbstverständlich, nach den Vorgängen von 1814, diese Ernennung auf Schwierigkeiten stieß. Spiegel selbst hatte große Bedenken „wegen der schwankenden Verhältnisse der Kirche zum Staat, wegen der wenig Achtung gebietenden Persönlichkeit des Staatskanzlers und des Hrn. v. Altenstein" (S. XXII). Ihm schwebte die Idee vor, der Erzbischof von Köln, als erster Prälat des Reiches, solle eine Art von katholischem Kultusminister sein; im Falle, daß eine befriedigende Lösung der schwebenden Fragen nicht gelinge, dachte Spiegel offenbar daran, das Erzbisthum wieder abzugeben, und es erklärt sich daraus, wenn er anfänglich darauf bestehen wollte, auch als Erzbischof seine Pension als Domdechant beizubehalten. Am 20. Dezember 1824 wurde Spiegel endlich von Leo XII. präkonisiet und am 24. März 1825 konnte er von der Verwaltung seiner Erzdiözese Besitz ergreifen.

Die Zustände, welche Spiegel hier vorfand, werden von ihm in keinem günstigen Licht beschrieben. Die Stadt Köln selbst ist ihm unangenehm — „diese große alte Stadt, in welcher man weder gehen, reiten, noch fahren kann" (S. 73); die kirchlichen Verhältnisse erscheinen ihm sehr trüb: „Hier im Erzbisthum sieht es vielseitig wüst aus, die wirkliche Jesus-Religion ist in kraffen Bilderdienst übergegangen, die Geistlichkeit in hohem Grade unwissend, das Klerikalseminar unter aller Kritik" (S. 76). — „Das Klerikalseminarium hier in Köln ist im ganz elenden Zustande, Armuth und Lippengebet bestimmten gleichsam die Aufnahme, auf Gymnasialstudium wurde nicht geachtet. Ich werde diesem Unwesen dadurch abzuhelfen suchen, daß ich öffentliche mündliche und schriftliche Prüfung pro admissione ad Seminarium einführe, und dazu nicht ohne Zeugniß über gemachte Gymnasialstudien zulassen werde" (S. 74). Hinsichtlich des Armenwesens schreibt Spiegel an Stein (S. 87): „Nicht so (wie in Münster) gelingt es mir in Köln mit den Armensachen und der Krankenpflege. Es fehlt hier ganz an Gemeingeist, um zu so frommen Zwecken sich aufopfernd hinzugeben. Das Franzosenthum ist hier auf mehrere Geschlechtsfolgen in das Blut übergegangen, und das Gift wirkt fort. Auf dem Lande ist ein ähnliches Kränkeln, so wie E. E. unlängst äußerten. Das erfahre ich im Geschäftsbetrieb: Zuverlässigkeit in den Angaben ist eine Seltenheit; der Charakter der Rheinländer hat gelitten; der redliche und feste deutsche Sinn ist leider verwischt. — Köln, wo im Durchschnitt der dritte Mann Unterstützung bedarf, hat unglaublich große Armenmittel aus Stiftungen, aber weder gehörig geregelte Armenpflege, noch auch gediegene Krankenanstalten, und vollends zum Erbarmen schlecht ist die Waisenhaus-Anstalt u. s. f."

In diesen wie in anderen Dingen mag der neue Erzbischof von Köln wie später zwei seiner Nachfolger zu sehr durch die westfälische Brille gesehen haben. Der tiefe Gegensatz, der seit mehr als tausend Jahren zwischen den Rheinfranken und den Westfalen besteht, hat es den Letzteren stets schwer gemacht, die Art des leichteren und lebhafteren Rheinländers zu verstehen, und manches unrichtige Urtheil, mit dem uns Rheinländern Unrecht geschehen, läßt sich auf diese Verschiedenheit des Naturells und des Temperaments zurückführen. Hoffentlich bewahrt uns das Schicksal künftighin davor, hier in Köln wieder Erzbischofe zu haben, die den Pulsschlag des rheinischen Lebens nicht zu verstehen vermögen.

Manche Briefe Spiegels (z. B. S. 72) zeugen von dem tiefen Ernst, mit welchem er seine neue Stellung und deren Aufgaben erfaßte. Der Geist, in welchem er es that, gilt heutzutage als unkirchlich. Dafür ließe sich dann freilich als Beleg anführen, was S. XXVIII aus einem Briefe von ihm an Stein (Pertz V, 212) mitgetheilt wird. Er gebe, sagt hier Spiegel, von der Ueberzeugung aus, daß man bei Wiederherstellung der katholischen Kirche Deutschlands sich ebenso hüten müsse, sie, uneingedenk ihres früheren Leiden, ihrer jahrhundertelangen schamlosen Ausbeutung als reichster Goldgrube der römischen Kurie, den Ansprüchen und Einwirkungen Roms widerstandslos zu überliefern, als den Regierungen gegenüber sie zu einer bloßen Staatseinrichtung herabzuwürdigen." Nach beiden Seiten wollte Spiegel die Selbständigkeit der Kirche gewahrt wissen. Demgemäß billigte er (im Gegensatze zu Niebuhr) das gemeinsame Vorgehen der oberrheinischen Regierungen; „man müsse der Kurie gegenüber an dem festhalten, was die Centum gravamina der deutschen Nation (von 1522) darlegten, die Concordata principum bezielten, was die Väter zu Konstanz und Basel lehrten; und er sei mit den Bemerkungen über das bayerische Konkordat (von Werkmeister) meistens einverstanden". Selbst die Wessenbergische Idee der Aufstellung eines Erzbischofs oder Fürstprimas für den deutschen Staatenverein fand Spiegel während des Wiener Kongresses für annehmbar.

Daß Spiegel in der Angelegenheit der gemischten Ehe kirchliche Rechte preisgegeben, steht außer Frage; daß ihm das selbst klar war, kann nicht angenommen werden, denn prinzipiell zeigt er sich nicht geneigt, dem Staate gegenüber von den als solchen erkannten wirklichen Rechten der Kirche etwas aufzugeben. In einem schon von Maaß (Gesch. d. kath. Kirche in Baden, S. 66) mitgetheilten Briefe an den

Erzbischof Boll vom 30. Januar 1831 sagt der Graf Spiegel: „Ich habe oft ... an Ew. Exz. peinliche Lage gedacht; aber fest vertraut, daß ... Sie den Kampf mit ... Beharrlichkeit an die Lehren unsrer Religion und Kirchendisciplin bestehen werden.... Die gegenseitigen Pfeile prallen an der festen Aeußerung der Unabänderlichkeit der katholischen Dogmen und an der Nichtbefugniß der einzelnen Kirchenobern, Abänderungen an den allgemeinen Kirchendisciplinargesetzen zu treffen, ab." „Rom," schreibt Spiegel 1830 an seinen Bruder, „kann nur katholisch handeln" (S. 126); und 1831 an denselben: „... ich bin dans la force du terme das Lastthier meiner Erzdiözese und habe darum kaum noch eine freie Zeit. Dabei habe ich dann fortwährend zu kämpfen für die Kirche und ihre Verfassung und muß unter ganz ungünstigen Umständen neues und besseres aufstellen, damit meine Nachfolger ernten, wo ich das Feld bestellte" (S. 126). Nach dem Tode des ihm befreundeten Oberpräsidenten v. Ingersleben schreibt er seinem Bruder wieder (1831, 15. Mai): „Ich bin nun in größerer Besorgniß wie jemals für meinen geistlichen Wirkungskreis, da Intolerang, ich möchte sagen, Groll gegen alles Katholische, die Verwaltungsbehörden, aus Protestanten zusammengesetzt, in den Rheinlanden bestimmt." Und am 22. Mai desselben Jahres: „... Gewiß, bester Bruder, die Bischöfe haben eine mißliche Stellung unter protestantischem Scepter und protestantisch intoleranten Ministerium. Ich lebe daher in fortwährendem Kampfe und werde oft hart angegangen. Gleichartige Erwiderung ist meine Rettung. Ueber die Nothwendigkeit eines Advocatus Ecclesiae in protestantischen Souveränitätsstaaten möchte wohl Dein hochwürdigster Freund sich in Rom äußern und auf die katholische Hauptmacht Oesterreich hinweisen (sic!). Ich trete fortwährend mit Standhaftigkeit für unsre Lehre auf und lasse mich nicht abreden. Freilich muß ich hart gefaßte Schreiben mir gefallen lassen." Und am 22. Sept. 1831: „Meine amtlichen Arbeiten wachsen sowohl in der Zahl als in der Verwicklung. Das protestantische Gouvernement ist mehr wie jemals antikatholisirt — und — quis crediderit — in eine evangelische Propaganda ausgeartet, daher die unbegrenzte Forderung der verderblichen gemischten Ehen und des Uebergreifens vom jus circa sacra in die eigentlichen sacra, wo ich denn natürlich in Opposition trete und mich herumbalge" (S. 127). Am 28. März 1834 klagt er seinem Bruder über die zwischen ihm und dem Staatsminister v. Altenstein eingetretene endlose Spannung und fügt hinzu: „Du darfst (bei dem päpstlichen Nuntius) hinzufügen, daß ich dem Dekatholisiren der preußischen Rheinprovinzen aus allen Kräften entgegenarbeite" (S. 130). Auch in den wie ein Testament gehaltenen Mittheilungen, welche der Erzbischof sterbend durch München an Bunsen gelangen läßt (S. 148 f.), dringt er darauf, daß nach seinem Tode die Leitung der Erzdiözese in ernstem, katholischem Sinn geführt, das Volk durch kirchliche Zucht in Schranken und Ordnung gehalten und dem von Frankreich einströmenden Geiste der Frivolität entgegen gewirkt werde.

Diese Aeußerungen werfen doch manches neue Licht auf die kirchliche Gesinnung Spiegels. Der Abschluß der Konvention mit der Regierung (vom 19. Juni 1834) betreffs der gemischten Ehen, welcher dann die drei anderen Bischöfe der Kirchenprovinz beitraten, kann vom Standpunkt des kanonischen Rechts nicht vertheidigt werden; aber man muß zur Entschuldigung Spiegels doch sagen, daß er laut dem Briefe an seinen Bruder vom 13. Dez. 1834 die Absicht hatte, sich den in der päpstlichen Instruktion ausgesprochenen Absichten und Verfügungen anzupassen (S. 141), was nicht so leicht war, einmal angesichts der thatsächlichen bisherigen Uebung (vgl. S. 114, 132, 136, 139, 143, 146), andrerseits angesichts des Umstandes, daß die das Breve P. Pius' VIII. vom 25. März erläuternde Instruktion des Kardinals Albani vom 27. März nicht amtlich publizirt war und hinsichtlich des wahren Sinns derselben ein förmliches Verstecken gespielt wurde (vgl. S. 141). In dieser Angelegenheit erscheint uns die Verantwortlichkeit des Domkapitulars, späteren Dompropstes München (vgl. S. 158) größer als die des Erzbischofs.

Immerhin wird man zugeben müssen, daß Spiegel kein Bischof nach dem Herzen einer Partei war, welche sich im Alleinbesitz streng kirchlicher Gesinnung weiß. Er spricht sich z. B. sehr scharf gegen gewisse geistliche Abenteurer aus, welche keine Freude an der Seelsorgerarbeit finden und statt dessen „in die unbekannte Welt" hineinlaufen, sich jenseit der Alpen zu thun machen und gelegentlich den Denunzianten gegen den eigenen Bischof spielen (S. 73). Diese Species, deren Treiben später auch Geissel mehr als einmal schmerzlich zu empfinden hatte, ist auch heute noch nicht ausgestorben. Wie Spiegel über sein kölnisches Priesterseminar dachte, haben wir gesehen; die Einrichtung des Collegii Germanici in Rom scheint nicht seines Geschmacks gewesen zu sein. Er will keinen jungen Mann dahin schicken, wenn nicht ein besonderer Zweck, nämlich peractis studiis theologicis den Geschäftsgang in ecclesiasticis kennen zu lernen, vorliege (S. 74, 92). Er läßt sich die Förderung des theologischen Studiums in Bonn und die Errichtung eines theologischen Konvikts daselbst besonders angelegen sein, muß aber beklagen, daß er in diesem Punkte sowohl in Rom als in Berlin im Stiche gelassen wird (S. 75, 125). Vielfach verdrießlich sind ihm auch die lange und durchaus nicht nach seinem Wunsche erledigten Verhandlungen über die Einrichtung der geistlichen Gerichtsbarkeit und eines Prosynodalgerichtes (S. 78, 80). Er traut Rom keine freundliche Gesinnung gegen sich zu (S. 82) und verbietet seinen Geistlichen eine geheime Korrespondenz mit Rom oder mit dessen geheimem Beauftragten (Marx in Frankfurt) zu führen (S. 83, 85, 92, 93). Die Encyklica wegen Wiedererrichtung der St. Paulskirche kommt ihm gar nicht recht, weil man das Geld für den Kölner Dom brauche (S. 71), der überhaupt Spiegels Interesse schon stark in Anspruch nahm.

So manche dieser Widrigkeiten lassen den Erzbischof nicht selten an seine Abdankung denken, von der er oft spricht (S. 109, 110, 124), namentlich wenn sein Verhältniß zu Berlin ihm Anlaß zur Unzufriedenheit gibt. Damit kommen wir auf die Stellung zu sprechen, welche die preußische Regierung diesem ersten Kölner Erzbischof gegenüber einnahm.

Es sind hier verschiedene Dinge auseinanderzuhalten: die Haltung des Königs und des Hofes, die des Ministeriums, diejenige des maßgebenden vortragenden Rathes, des Geh. Raths Schmedding, diejenige der ausführenden Behörden in der Rheinprovinz.

In ersterer Hinsicht sagt Spiegel einmal (S. 88), es liege kein Grund vor, für eine aus Reizbarkeit entspringende Empfindlichkeit der römischen Behörden, da „unser Hof doch weit nachgiebiger ist, als man von einem evangelischen Souverän in der Regel erwarten darf". Wie denn in der That bis dahin nichts geschehen war, was die Ansicht hätte rechtfertigen können, als ob Friedrich Wilhelm III. die freundlichen Gesinnungen gegen die katholische Kirche nicht bewahrt habe, welche er bei der Besitzergreifung s. Z. ausgesprochen hatte. Anders urtheilt aber Spiegel über das Verhalten der Regierung, namentlich ihm und der Rheinprovinz gegenüber. Wir haben den Brief an seinen Bruder vom 31. Mai 1831 schon erwähnt, in welchem Klage geführt wird über die mißliche Stellung, welche „die Bischöfe unter protestantischem Scepter und protestantisch intolerantem Ministerium" hätten (S. 126), wie auch die Aeußerungen über die zunehmende Dekatholisirung der Rheinlande

(S. 130). Die höchste Unzufriedenheit Spiegels erregt das Verhalten des kgl. Kultusministers v. Altenstein und seines ihn ganz beherrschenden vortragenden Rathes Schmedding. Immerfort kehrt die Klage darüber wieder, daß alle Angelegenheiten der Erzbischöfe verschleppt, lau behandelt, hingehalten werden, die Antworten ausbleiben oder nichtssagend und ausweichend sind (S. 109, 118, 119, 152, 197). Schlimmer ist, was Spiegel am 12. Aug. 1830 an Bunsen schreibt (S. 125), wo er über das Benehmen des Kultusministeriums wieder bittere Klage führt, namentlich darüber, daß „in Berlin gegen alles Katholische und insbesondere katholische Geistliche Mißtrauen vorwalte, die allgemeine Zurücksetzung des katholischen Religionstheiles in außeramtlichen Geschäften und sogar in jenen der kirchlichen und wesentlich religiösen Vorkommenheiten ihn selbst von der Theilnahme an den wichtigsten Berathungen ausschließe". Persönliche Verletztheit mag in diesen Beschwerden einigermaßen mitgewirkt haben. Aber um dieselbe Zeit (1830) hat der Frhr. v. Stein in einer Audienz bei dem Prinzen Wilhelm, damaligem Generalgouverneur der Rheinlande, ausgesprochen: der Geist der Rheinländer werde erbittert und verstimmt durch die Mißgriffe und Nachlässigkeiten des Ministeriums des Kultus, das die wichtigsten geistlichen Angelegenheiten unentschieden liegen lasse, dann dadurch, daß es den Verdacht eines dem Katholizismus feindseligen Geistes errege, indem kein katholisches Mitglied im Koblenzer Schulrath sei u. s. f. (Pertz II, 969). Vollends vernichtend ist das Urtheil des großen Staatsmannes über die Persönlichkeit des Kultusministers v. Altenstein. Er rügt dessen „Unentschlossenheit, seinen trüben, nebulirenden Blick" (eb. VI, 176, vgl. hier p. XXXIV); er sieht aus der längeren Belassung des Hrn. v. Altenstein als Minister des Kultus die nachtheiligsten Folgen für religiöse und geistige Bildung des Volkes voraus — „wie vermag", so fragt er, „ein so unklarer, einseitig gebildeter Kopf kirchliche und pädagogische Anstalten zu bilden und zu lenken?" (S. XXXIV f.) Noch härter fast urtheilen sowohl Spiegel als Stein über Altensteins geheimen Rath Schmedding. Johann Heinrich Schmedding, über dessen Leben Reusch (S. XXX) einige gute Nachrichten gibt, war 1774 in Münster geboren, wo er anfänglich Theologie, dann Jura studirte; er trat schon 1796 in den Münster'schen Staatsdienst und ward 1800 Professor der Rechte an der damaligen Universität zu Münster. Auf Vincke's Vorschlag kam er 1809 als katholischer Rath in die Abtheilung des Ministeriums des Innern für die geistlichen und Unterrichtsanstalten, zunächst in Königsberg, siedelte mit dem Ministerium Ende 1809 nach Berlin über, wo er zugleich 1811—1820 als Professor der Rechte an der neugegründeten Universität wirkte und auch in das 1817 errichtete Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten als Geheimer Oberregierungsrath übertrat; ihm gehörte er dann auch seit 1841 bis zu seinem Tode (1846) als erstes Mitglied der katholischen Abtheilung an.

Das Urtheil über diesen Mann geht, sowohl was seine Befähigung als seinen Charakter anlangt, weit auseinander. In Berlin hat man ihn, obgleich auch er von gewissen Berathungen ausgeschlossen blieb, offenbar sehr hoch geschätzt, wie seine lange Amtsthätigkeit, auch nach Altensteins Abgang, zeigt. Seine eigenen Briefe an Bunsen zeigen ihn in einem nicht üblen Licht; die „Allg. Deutsche Biographie" hat ihm seinerzeit einen förmlichen Panegyricus gewidmet. Anders äußert sich der Frhr. v. Stein. Schon 1824 erklärt er Schmedding nicht reif für Geschäfte von so großer Bedeutung wie die Verhandlungen mit Rom es waren; er spricht „von dem buralistischen Dünkel dieses Emporkömmlings, den sein schwacher, nebulirender Chef nicht in Ordnung halten könne" (Pertz VI, 1, 71. Hier p. XXXII). In einem Brief an Spiegel wirft Stein Schmedding Unklarheit, Schwanken zwischen Rationalismus und Kurialismus, Unbeholfenheit u. s. f. vor (S. XXIV). Spiegel klagt ohne Unterlaß vor Bunsen über Schmeddings wankelmüthige Gesinnung und Frömmelei, über dessen Launen und Uebelwillen (S. 109); „Herr Schmedding," heißt es in einem Brief an Spiegels Bruder (S. 110), „eines Schlächters Sohn aus Münster, ist übermäßig stolz, einseitig und mir persönlich abgeneigt". Die Angelegenheiten bleiben im Kultusministerium liegen „aus Leidenschaftlichkeit des boshaften Schmedding" (S. 140, vgl. 111, 113, 118, 119, 145). Wie bemerkt, diese Beurtheilung ist nicht ganz freizusprechen von persönlicher Gereiztheit. Schmedding besaß unzweifelhaft auch gute Eigenschaften (vgl. was S. 208 aus seinen Briefen mitgetheilt ist), und die schiefe Stellung, in der er sich thatsächlich befand und die auch von Reusch (S. XXXIII) ganz richtig betont wird, erklärt vieles in der schwankenden und dilatorischen Haltung des Mannes. Wie immer es aber mit dem sittlichen Werthe dieses Charakters bestellt gewesen sein mag, vor seinem politischen Scharfblick können wir keinen allzu großen Respekt haben. Er hat, freilich im Auftrag des Ministeriums, dem Kölner Domkapitel Clemens August v. Droste-Vischering als Erzbischof empfohlen, mit der Bemerkung, „das Ministerium habe die Ueberzeugung, daß er jeden Konflikt mit der weltlichen Behörde vermeiden werde". Diese Thatsache allein reicht hin, um Schmedding den kirchenpolitischen Verstand abzusprechen: er wußte nicht, wer Clemens August war, den er seit fast 40 Jahren kannte, noch wußte er, was das Ministerium sofort dem neuen Erzbischof zumuthen werde. Weiter im Jahre 1816 rieth Schmedding seinem Minister, Spiegel von den Konferenzen über die Konkordatsverhandlungen auszuschließen, da er und Rauner das Kirchenrecht hinreichend kännten, Spiegel aber einem Uebereinkommen zwischen Staat und Kirche entgegen sei und seine Rolle nur im Zwiespalt spielen könne (vgl. S. XVII f.) Hier wie so manchesmal in Schmeddings Worten und Thaten erkennt man den suffisanten Bureaukraten, der, weil ihm Gott ein Amt gab, auch der Meinung ist, er allein habe für dieses Amt den Verstand mit auf die Welt gebracht. Schmedding ist durch Spiegels Korrespondenz als ein Typus für diese Art von Beamten festgenagelt. Man gewinnt aber auch sonst aus Schmeddings eigenen Briefen keine hohe Vorstellung von seiner Sachkenntniß. Seine Aeußerungen über die Angelegenheit der gemischten Ehen und das kanonische Recht in Ehesachen (S. 210, 219, 222) ermangeln nicht der Unklarheit und Verschwommenheit. Was er über den Stand der katholischen Theologie und die sie 1828 bei uns vertretenden theologischen Fakultäten sagt (S. 214 f.), gibt wieder keine glänzende Vorstellung seiner Einsichten und legt Zeugniß dafür ab, wie gefährlich es sein muß, wenn die Besetzung der theologischen Lehrstühle einem mit der Interna des theologischen Lebens nicht vertrauten Laien anvertraut ist. Die Aeußerung über die „Malkontenten" (S. 223) wird man nicht übermäßig geistvoll finden können. Die Art, wie er die Bischöfe von Münster und Paderborn zur Unterzeichnung der Konvention brachte, erlaubt uns Schmeddings Geschicklichkeit zu bewundern; wie er den Bischof v. Hommer in Trier auf seinem Sterbebett zu dem gleichen Schritt vermochte, ist ein glänzender Beweis seiner Verschlagenheit und macht es uns wenigstens schwer, an seine Ehrenhaftigkeit zu glauben. Gott bewahre Einem vor solcher „Geschicklichkeit" und solcher „Sachkenntniß".

Und damit kommen wir auf einen der Punkte, welcher in diesem Buch und in dieser in ihm veröffentlichten Korrespondenz am meisten zu denken gibt.

Es wäre nur ein Gemeinplatz, wollten wir hier wiederholen und begründen, was längst jeder verständigen Ge-

Digitized by Google

schichtsforschung feststeht: daß der Frhr. v. Stein der einzige große Staatsmann zwischen 1800 und 1830 war, der bei uns die Verhältnisse in ihrem richtigen Lichte sah und eine große, gute Politik befürwortete. Aber es soll ihm an dieser Stelle nicht vergessen sein, mit wie viel Einsicht und mit wie viel Wohlwollen er auch gerade die Angelegenheiten und die Geschicke der katholischen Kirche beurtheilte. In dieser Hinsicht überragte er, der Protestant, alle seine Religionsgenossen, aber auch sehr viele Katholiken. Man könnte nur wünschen, daß all unsre Staatsmänner die hohe Auffassung von der Aufgabe und dem Amte des Bischofs gehabt hätten, welche Stein z. B. in seinen Briefen an Spiegel (S. XXII f.) darlegt. Als eine unabweisbare Forderung einer guten Verwaltung des „geistlichen Departements" betont er von Anfang an, wie auch 1830 vor dem Prinzen Wilhelm, daß die Regierung sich des Rathes sachkundiger Katholiken versichert. „Wenn sich das geistliche Departement allein auf das jus circa sacra beschränkt, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der kirchlichen Gesellschaft mischt, wenn hierüber eine nur veränderliche Verabredung getroffen wird, wenn endlich die Bearbeitung der katholischen Sachen, so aus dem jure circa sacra emaniren, einer aus Katholiken bestehenden Sektion des geistlichen Departements anvertraut wird, so scheint mir, die Kollisionen zwischen der erzbischöflichen Behörde und dem Kultusministerio würden so viel als möglich vermieden (Pertz V, 645; vgl. S. XXII).

Die immer wiederkehrende Forderung des Centrums auf Wiederherstellung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium ist neulich durch Hrn. Franz in den Hist.-pol. Bl. CXX, 726 durch Berufung auf diese Aeußerung Steins gestützt worden. Der gegenwärtige Kultusminister, Hr. Dr. Bosse, hat bekanntlich im Landtag die Erklärung abgegeben, daß, so lange er im Amte sei, von einer Gewährung dieser Forderung nicht die Rede sein könne, und man hat sich selbstverständlich auf die viel citirte Aeußerung des Fürsten v. Bismarck berufen, welcher die Existenz einer solchen katholischen Abtheilung, an deren Gutachten der Minister gebunden sei, als mit einer konstitutionellen Regierung unvereinbar erklärt hat.

Der Spectator hat auch in dieser Sache seine sehr eigene Ansicht, welche auf die Betrachtung dessen, was wir seit 1815 erlebt haben, gestützt ist. Sie geht nicht auf das, was künftighin geschehen soll — das mögen die praktischen Politiker unter sich ausmachen —, sondern auf das, was nach den Befreiungskriegen bis herab auf unsre Zeit hätte geschehen können und sollen: was wir hier vorzubringen haben, sind historisch-kritische Bemerkungen rein akademischen Charakters, weil Niemand daran denken wird, praktische Schlüsse daraus zu ziehen.

Als Preußen 1815 die Rheinlande sich angliederte, lag ein großes, einer hohen Staatskunst würdiges Problem vor.

Das Ziel, welches gesteckt war, war die innere Angliederung der neuen Landestheile an den Staat, der berufen war, die Führung Deutschlands einstmals zu übernehmen.

Es ergab sich aus dem also gesteckten Ziel als Programm einer zweckentsprechenden Politik auf Seiten der Regierung: achtungsvolle, wohlwollende Behandlung der religiösen Angelegenheiten der rheinländischen Katholiken; Enthaltung von jeder Vergewaltigung, von jedem Eingriff in das Innere der Kirche und das Heiligthum des Gewissens; Schutz und ehrliche Förderung aller wirklich religiösen, wissenschaftlichen und charitativen Bestrebungen innerhalb des Katholizismus, aber auch ebenso konsequente, bewußte, Freund und Feind erkennbare Niederhaltung aller den Mantel der Religion nur vorschützenden und mit dem Wesen des deutschen Geistes wie den Aufgaben des heutigen Staates unvereinbaren Tendenzen.

Der kirchlichen Seite stellte sich im Rheinland wie in Posen das Programm also dar: Ablehnung der Verschmelzung der kirchlichen und religiösen Interessen mit politischen (polnischen, französirenden, antipreußischen) Tendenzen und Machenschaften; Zurückweisung jeder Vergewaltigung des religiösen Lebens; aufrichtiger Anschluß der Katholiken an die Aufgaben des neuen Staates ohne Hintergedanken, und endlich tiefe und ehrliche Erfassung der großen geistigen, wissenschaftlichen und ethischen Aufgaben, welche die Befreiungskriege und die neue Ordnung der Dinge für Deutschland und den Katholizismus in Deutschland geschaffen hatten.

Das Problem war schwer, die Schwierigkeiten waren nicht gering.

Diese Schwierigkeiten entsprangen größtentheils der bisherigen Geschichte Preußens und derjenigen der neuerworbenen Provinzen. Preußen stand seit dem Großen Kurfürsten als der Protagonist des Protestantismus da: war dieser Staat imstande, der veränderten Situation gegenüber, auf diese traditionelle Stellung zu verzichten? War er dazu gewillt, war die Kirche imstande, früheres zu vergessen und diesen Staat nicht als ein in seiner innersten Natur ihr feindliches Wesen zu betrachten? Und mehr noch: waren die Rheinländer gewillt und imstande, die freiheitlichen Institutionen zu vergessen, den Ideen zu entsagen, welche die große Revolution ihnen zugetragen, und welche ebensowenig mit den Absichten der heiligen Allianz als mit den vielfach doch noch sehr unfreien feudalen und patriarchalischen Einrichtungen der alten Provinzen zusammenstimmten?

Viele große und schöne Aufgaben hat unsre Regierung und speziell das Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten gelöst: diese Aufgabe, wie wir sie hier geschildert haben, zu lösen, war ihm leider versagt geblieben.

Nicht durch Schuld des Hauses Hohenzollern. Kein König von Preußen hat das Suum cuique der katholischen Kirche gegenüber jemals wissentlich oder mit Absicht desavouirt. Wenn trotzdem die kirchliche Entwicklung von 1815—1870 in dem unseligen Kulturkampf, dem schwersten und verhängnißvollsten Fehler unsrer Politik, kulminirte und aus diesem heraus zu der heutigen nicht minder unerquicklichen und verhängnißvollen Lage geführt hat, so ist die Schuld daran vor allem und in erster Linie der allgemeinen kirchenpolitischen Evolution, dem Uebergreifen des politischen Ultramontanismus, kurz Erscheinungen zuzuschreiben, auf deren Auftreten Preußen nur eine entferntere und schwache Einwirkung zu üben imstande war. Einer so ungeheuren weltgeschichtlichen Verschiebung gegenüber war auch der beste Wille und die tiefste Einsicht mehr oder weniger ohnmächtig. Sieht man aber von dieser allgemeinen Berumständung ab, so muß doch gesagt werden, daß eine Menge von Fehlern begangen wurde, und zwar von beiden Seiten, mehr von Seiten der Regierung als von Seiten der Kirche, bezw. der katholischen Rheinländer. Die große, freie und edelmüthige Auffassung, wie sie der protestantische Staatsmann v. Stein unsern rheinländischen und katholischen Angelegenheiten entgegenbrachte, hatte so wenig wie seine ganze Auffassung der deutschen Verhältnisse Einfluß auf das Ministerium Hardenberg. Stein selbst fällte bekanntlich das vernichtendste Urtheil über die „Erbärmlichkeit" des Staatskanzlers und des Hrn. v. Altenstein (vgl. hier S. XIX). Der engherzigen, unklaren, verworrenen, jeder Sachkenntniß entrathenden Politik dieser beiden Staatsmänner ist es wesentlich auf Rechnung zu setzen, wenn sich in fortgesetzter Wiederholung ungezählter Fehler schließlich ein Zustand herausbildete, der in dem großen Unglück des Kulturkampfs gipfelte und uns auch nach dem Aufhören desselben einen

kirchenpolitischen Krankheitszustand hinterließ, an dem — das ist unsre tiefste Ueberzeugung — das Deutsche Reich zugrunde gehen wird, wenn nicht auf beiden Seiten tiefere Einsicht in die Quellen des Uebels einkritt und die edleren Elemente hüben und drüben den agitatorischen Tendenzen die Zügel aus der Hand zu reißen imstande sein werden.

Die Kirchenpolitik der Hardenberg-Altenstein'schen Periode war ein wahrhaftes Netz von Widersprüchen und Inkonsequenzen. Man schickte einen Gesandten nach Rom und unterhält einen solchen dort, ohne die Accreditirung eines päpstlichen Agenten in Berlin zu gestatten. Es ist uns immer unbegreiflich gewesen, daß sich die Kurie diese im Grunde demüthigende Institution gefallen lassen konnte. Man verbot den Bischöfen den direkten Verkehr mit dem hl. Stuhl und zwang sie, ihre Korrespondenz nur durch die Gesandtschaft gehen zu lassen. Sie selbst, die Bischöfe, zog man zur Berathung der wichtigsten Angelegenheiten nicht zu; selbst ein der Regierung ergebener und loyal gesinnter Mann, wie der Erzbischof Spiegel, sah sich durch den Ausschluß von jeder Theilnahme an den die Schicksale der preußischen Katholiken betreffenden Konferenzen ausgeschlossen. Diese Schicksale wurden also beredet zwischen einigen Berliner Geheimräthen und der römischen Kanzlei — beides Instanzen, welche von der wirklichen Lage der Dinge, von dem Geiste und den Eigenthümlichkeiten unsres provinzialen katholischen Lebens gar nicht oder nur sehr unvollkommen und einseitig unterrichtet waren. Eine Kontrole durch die öffentliche Meinung gab es in Abwesenheit einer Landesvertretung und bei der über die Presse ausgeübten Zensur nicht. Und so steuerten beide Theile immer mehr einer Katastrophe zu, deren erstes Anzeichen die unselige Gefangensetzung des Erzbischofs Clemens August sein sollte. Wie ganz anders hätten sich diese Dinge gestaltet und gestalten müssen, wenn man sich im Jahre 1815 zu einem organisatorischen Statut für die katholische Kirche entschlossen hätte! Die Idee des Erzbischofs Spiegel, eine Art katholischer Kultusminister sein zu wollen, war freilich unannehmbar. Aber es lag ihr ein nicht ganz unrichtiger Gedanke zugrunde. Nicht ein, sondern tausend Gründe hätten es der Regierung nahelegen müssen, den Schwerpunkt für die Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten innerhalb des Reiches zu suchen und zu erhalten, und sie hätte dies unzweifelhaft erreicht, wenn sie den Bischöfen vertrauensvoll entgegengekommen wäre, dieselbe zu regelmäßigen, mit bestimmten Attributen ausgerüsteten Konferenzen nach Berlin berufen und mit ihnen alle geistlichen Angelegenheiten offen und freundschaftlich verhandelt hätte. Der Verkehr der Bischöfe mit Rom war ihnen freizugeben und gänzlich zu überlassen: eine solche Organisation hätte die Kirche vor tausenderlei Dingen bewahrt, die ihr und dem Staat nur Schaden brachten, und im Lichte so klarer und offener Verhältnisse hätten Mißgebueten, wie die Bunsen'sche Konvention und andere von dem Mantel des Geheimnisses bedeckte Thorheiten nicht aufkommen können. Nicht den Bischöfen allein, auch den Notabilitäten der Kirche auf dem Gebiete des Wissens und Könnens war das Mitreden und Mitrathen in irgend einer angemessenen Form zuzugestehen; wir haben schon hervorgehoben (in unserm XXXIII. Briefe 1. März), wie die Speyerer Repräsentanz auf dem Wiener Kongreß die Forderung gestellt hatte, die Kirche Deutschlands nicht von der Mitberathung über die zu legenden Fundamente der vaterländischen Konstitution auszuschließen und ihr damit die Sentenz ihres Todes ohne weiteres zu sprechen. Hardenberg und Altenstein sprachen ein Todesurtheil über das geistige Leben der katholischen Rheinlande aus, indem sie es dem frischen, kräftigen Luftzug der Oeffentlichkeit entzogen und vermeinten, es mit den Abmachungen der Berliner und römischen Kanzleien regieren, reglementiren und „unschädlich" machen zu können. Wenn wir katholische Rheinländer diese Sentenz nicht wahr gemacht haben, so lag das Verdienst dafür nicht auf Seiten der Bureaukratie.

Friedrich Wilhelm IV. hatte die Unhaltbarkeit des bisherigen Systems eingesehen. Er versuchte es auf anderem Wege. Einmal durch den unmittelbaren Austausch mit den hervorragendsten Elementen des katholischen Klerus und vor allem mit dem ihm so nahestehenden unvergeßlichen Diepenbrock. Dann aber durch die Einrichtung einer katholischen Abtheilung im Kultusministerium. Wir haben schon in einem unsrer ersten Briefe von diesem Institut gesprochen. Wir haben damals uns die Freiheit genommen, das Urtheil, welches gemeinhin in akatholischen Kreisen über die Thätigkeit dieser Abtheilung zwischen 1841 und 1870 gefällt wird, als schief und unrichtig zu bezeichnen, und wir stehen nicht an, nochmals zu betonen, daß die Herren Aulicke, Brüggemann und Stieve die Rechte des Staates wohl zu wahren wußten, und daß, wenn sie einzelne Fehler begingen, diese Fehler verschwindend gering waren gegenüber denjenigen, welche die protestantischen Kultusminister vor und nach 1841 selbst begangen haben. Ueber Stieve's Thätigkeit hat, in diesen unsern Blättern selbst, im Anschlusse an unsre Darstellung, diejenige Feder weitere und interessante Aufschlüsse gegeben, welche wie keine andere dazu berufen und berechtigt war. Wenn später die „katholische Abtheilung" thatsächlich nur mehr eine Dependenz der Centrumspartei war, so lag die Schuld nicht an der Einrichtung als solcher, sondern an dem Mißgriff derjenigen, welche die unrichtigen Personen an die Stelle gebracht hatten. Die Behauptung des Fürsten Bismarck, die Existenz einer solchen Abtheilung im Kultusministerium sei mit der Konstitution unvereinbar — man brauchte lange Jahre, um diese Entdeckung zu machen —, könnte nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn der Minister an das Gutachten seiner katholischen Räthe gebunden gewesen wäre, was bekanntlich nicht der Fall war. Daß eine Einrichtung getroffen war, welche den Minister in Stand setzte, hinsichtlich der geistlichen Angelegenheiten den Rath sachverständiger Katholiken einzuholen, kann an sich doch unmöglich als unkonstitutionell erscheinen: so wenig als es eine Medizinalabtheilung gibt, wo die der Entscheidung des Ministers zu unterbreitenden Moleeien ausgearbeitet werden. In Oesterreich pflegt das Referat über die geistlichen Angelegenheiten und über die theologischen Fakultäten durchschnittlich oder immer in der Hand eines aus dem Klerus genommenen Gelehrten zu liegen: viele Jahre hindurch haben der Weihbischof Kutschker und Professor Karl Werner dieses Amtes gewaltet, und Staat und Kirche haben sich dabei vortrefflich befunden, ohne daß es Jemand einfiel, diese Einrichtung als unkonstitutionell zu bezeichnen. Man könnte es weit eher als konstitutionswidrig erklären, wenn religiöse Unduldsamkeit dem Minister verwehrte, sich mit denjenigen Elementen zu umgeben, welche ihn in Stand setzten, jeden Augenblick sachkundigen Rath aufzusuchen. Wenn ein so wohlwollender und einsichtsvoller Minister wie Hr. Dr. Bosse sich gegen die Wiedereinrichtung der Abtheilung aussprach, so kann der Grund nur auf einer andern Seite liegen, und wir stimmen ihm ganz darin bei, lieber keine katholische Abtheilung zu haben, als eine solche, in welcher der Einfluß der allerbedenklichsten Elemente nicht abzulehnen wäre. Dagegen muß es als selbstverständlich erklärt werden, daß, wo eine Bearbeitung der kirchlichen Angelegenheiten in einem Ministerium durch sachverständige Personen nicht organisirt ist, die Chefs der Verwaltung um so mehr verpflichtet sind, sich ihre Informationen anderwärts zu beschaffen. Wir werden später zeigen, daß, wenn dies stets geschehen wäre, wir nicht in die zahllosen Verkehrtheiten des Kultur-

Digitized by Google

kampfes und in viele andere Dinge hineingetrieben wären, welche bei den besten und ehrlichsten Freunden der Regierung Kopfschütteln und schmerzliche Empfindungen hervorgerufen haben. Wobei denn freilich bestehen bleibt, daß die Konsultation vor der Oeffentlichkeit unverantwortlicher Rathgeber gewiß vielfach nützlich sein, auf die Dauer aber die Berichterstattung einer geordneten, den ganzen Umfang der Dinge überschauenden und über das Aktenmaterial verfügenden behördlichen Stelle nicht ersetzen kann.

Das sind die Gedanken, welche uns die Lektüre der „Briefe an Bunsen" wachgerufen hat. Sie sind ihrer Natur nach wenig erfreulich; aber das Buch schließt auch mit tröstlicheren Eindrücken. Wer könnte sich z. B. an der aus den Briefen des Bischofs v. Hommer an Bunsen hervorleuchtenden einfachen, edlen, wahrhaft priesterlichen Gesinnung dieses heute noch in der Erinnerung der ältesten Generation hochgehaltenen und verehrten Oberhirten nicht erfreuen und erbauen? Wie weit liegt die Zeit zurück, wo diese heitere, kindlich-naive, von keinem Parteiwesen innerlich angekränkelte und offene Natur noch „möglich" war! Man muß solche Bischofsbriefe aus den 20er und 30er Jahren lesen, um sich zu überzeugen, wie herrlich weit wir es am Schluß dieses Jahrhunderts gebracht haben.

Aber was kümmert heute die Kenntniß all dieser alten Dinge diejenigen, welche verpflichtet wären, sie zu wissen? Die großen und glänzenden Thaten der Gegenwart lassen ihnen nicht Zeit, sich dessen und derer, die dahingegangen, zu erinnern. Und doch wäre diesen Verächtern historischer Rückblicke in dieser heiligen Osterzeit nicht unnütz, über den Werth solcher Studien nachzudenken, etwa an der Hand folgenden Thema's:

„Convien persuadersi, che v'ha un precetto che ci obbliga alla ricerca della verità morale, cioè de' nostri morali doveri, e a farla questa ricerca in modo conveniente. Egli è per la colpa di quelli che mancano a questo precetto, che nell'antica legge v'avsano i sacrifici per i peccati d'ignoranza. Quindi ancora è quella terribile sentenza dell' Apostolo che dice: qui ignorat, ignorabitur. E; contra niun peccato invel più Gesù Cristo che contra questo delle false coscienze del Farisei."

Diese Worte stehen in einem gänzlich aus der Mode gekommenen Buche (Ant. Rosmini [Coscienza] p. 245 bis 175); wer liest heute noch Bücher über das „Gewissen"!? C'è vecchia roba.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Ratzenhofer: Die soziologische Erkenntniß. Politico Philosophie des sozialen Lebens. Leipzig. Brockhaus 1898. 372 S. Der Verfasser will dies Werk im Verein mit dem 1893 von ihm veröffentlichten „Wesen und Zweck der Politik" als Lehrgebäude der Soziologie betrachtet wissen. Durch Titel und Inhalt bekundet sich das Buch als ein philosophisches, das mit den zahlreichen praktisch-sozialwissenschaftlichen Erscheinungen unsrer Tage nichts zu thun hat. Auf reicher psychologischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Grundlage aufgebaut, gibt es in klaren und geistvollen Zügen einen Ueberblick über das weite Gebiet der soziologischen Prinzipien und Thatsachen. Die drei ersten Abschnitte des Buches enthalten eine allgemein philosophische Erörterung über das Wesen der soziologischen Erkenntniß, sowie über die psychologische und naturwissenschaftliche Grundlage der Soziologie. Der Verfasser entwickelt hier seine positivistische Weltanschauung in einer durch Knappheit der Form und Reichthum der Ideen gleich ausgezeichneten Weise. Sehr glücklich erscheint die von Ratzenhofer gewählte Definition der Soziologie als der „philosophischen Grundlage für die Wissenschaften der menschlichen Wechselbeziehungen und ihrer wesentlichsten Aeußerung, der Politik". Die Naturwissenschaften im umfassendsten Sinne sollen die wissenschaftliche Grundlage der Soziologie bilden, doch muß die spekulative Erkenntniß — „noch für geraume Zeit", wie Ratzenhofer einschränkend hinzusetzt — als Prüfstein vieler Thatsachen von Geltung bleiben. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Verfasser trotz seines wiederholt geäußerten Protestes gegen die Metaphysik selbst metaphysische Prinzipien und Erörterungen zum Aufbau seines Systems nicht verschmäht. Hieraus soll durchaus kein Vorwurf erhoben werden, vielmehr liegt gerade in diesem wesentlichen Zuge zum großen Theil die Bedeutung des Werkes begründet; doch ist es immerhin bemerkenswerth, wie die in letzter Zeit oft arg geschollene und verspottete Metaphysik auch bei ihren grundsätzlichen Gegnern Trost und Unterstützung finden kann. Die Weltanschauung Ratzenhofers im einzelnen auszuführen, ist hier nicht möglich. Die positive Philosophie, als deren Vater Comte genannt zu werden pflegt, und die von Spencer und Anderen weiter ausgebildet ist, besitzt in dem Verfasser der „soziologischen Erkenntniß" einen tüchtigen und beredten Vorkämpfer. Anregungen von Schopenhauer, Lotze und Wundt sind nicht zu verkennen. In einigen Partien des Buches wird man an die Geschichtskonstruktion der Hegel'schen Schule erinnert. Wie mir scheint, ist auch eine Spur Herbart'schen Geistes zu finden, obwohl wir nicht ausdrücklich auf diesen Philosophen hingewiesen werden.

Die Soziologie im engeren Sinn nimmt den 4. bis 7. Abschnitt des Buches ein und gestaltet sich in der Behandlung des Verfassers zu einem in streng wissenschaftlicher Entwicklung aufgeführten organischen Bau. Nachdem im vierten Kapitel „der soziale Prozeß des Menschengeschlechts" — beginnend von den primitiven Sozialgebilden bis zum Staat und Kulturkreis — dargestellt ist, folgen in dem wichtigen fünften Kapitel „die Grundlehren der Soziologie", die in scharfsinniger Weise aus den Prinzipien des Dranges nach Individualisirung und Sozialisirung abgeleitet werden. Freilich wäre zu wünschen, daß diese beiden Grundfaktoren in ihrer verschiedenen Beschaffenheit und doch gemeinsamen Arbeit am gleichen Werk noch klarer abgegrenzt und entwickelt wären. Die Betrachtung kehrt in den folgenden Abschnitten, betitelt „Die sozialen Kräfte" und „Die soziale Entwicklung im Lichte der soziologischen Erkenntniß", zu einer allgemein philosophischen Darstellung zurück. Sehr lesenswerth sind besonders die Ausführungen über den Einzelwillen und seine Entwicklung, bezw. Vererbung, sowie über den Sozialwillen, die intellektuelle, politische, soziale und sittliche Organisation der Gesellschaft. Von großem Interesse ist die Erörterung über das Problem der Willensfreiheit, zu dem Ratzenhofer — wie wohl die Mehrzahl der Forscher — den Standpunkt des bedingten Determinismus einnimmt. Fesselnde Ausblicke auf das Ziel der sozialen Kräfte schließen das Buch. „Im gesammten menschlichen Handeln stellt sich die Zivilisation als ein Korn dar, welcher der naturgesetzlichen Entwicklung entspricht. . . . Das Wesen dieser Zivilisation ist nichts anderes, als eine voraussichtliche Anpassung unsrer individuellen und sozialen Bedürfnisse an die vorschreitende Veränderung der Lebensbedingungen und eine fortgesetzte Entwicklung des angeborenen Interesses zur Steigerung des individuellen Kraftwerthes im Dienste des Gemeinnutzens und der Veredelung unsres Daseins."

Ratzenhofers Werk ist durchaus empfehlenswerth. Dem nicht philosophisch Gebildeten dürfte es stellenweise durch seine Sprache, die zwar — wie schon bemerkt — durch Klarheit ausgezeichnet, aber doch mit dem Rüstzeug philosophischer Denk- und Ausdrucksweise ausgestattet ist, einige Schwierigkeit entgegensetzen. Daß dies keinen Tadel für das Buch in sich schließt, liegt auf der Hand. H. Brömse.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 14. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Schulze las: Ueber amerikanische Hexactinelliden. Er legte seine Bearbeitung der amerikanischen Hexactinelliden (welche größtentheils von der „Albatroß"-Expedition herrühren) mit 19 Quarttafeln und mehreren Tabellen vor. Von den ausführlich beschriebenen 37 Arten dieser Kollektion sind 24 neu. Die untersuchten Arten vertheilen sich auf 22 Gattungen, von welchen 6 neu sind. Der Umstand, daß in den jungen Brutknospen von Rhabdocalyptus

mirabilis F. E. Sch., einer echten Lyssacine, ein regelmäßig entwickeltes Diktonalgerüst gefunden wurde, macht die bisher angenommene, von dem Vortragenden jedoch schon früher bemängelte systematische Haupteintheilung der Hexactinelliden in Lyssacina und Dictyonina unmöglich. Statt dessen wird die Trennung in die beiden Hauptgruppen der Amphidiscophora und Hexasterophora empfohlen und besonders die Selbständigkeit der ersteren hervorgehoben, welche sich durch den Besitz der eigenthümlichen Amphidisken, den absoluten Mangel jeglicher fester Nodelverbindung und manche andere Besonderheiten vor allen übrigen Hexactinelliden auszeichnen. In Uebereinstimmung mit früheren Erfahrungen hat sich in Meerestiefen von 500—1500 m der größte Reichthum an Arten und Individuen gezeigt; dagegen wurden im Gegensatz zu der bisherigen Annahme auch einige dieser typischen Tiefseethiere oberhalb 100 m (in den geringen Tiefen von 50 bis 90 m) gefunden. Kann man auch nicht von einer spezifisch-amerikanischen Hexactinelliden-Fauna reden, so weisen doch gewisse Meeresgebiete in der Nähe Amerika's recht charakteristische Züge auf. Der Unterschied zwischen der atlantischen und pazifischen Seite des langen Kontinents ist so bedeutend, daß sich unter den überhaupt bekannten amerikanischen Arten nur zwei an beiden Seiten gefunden haben. Während vor der pazifischen Nordwestküste Amerika's vorzüglich Rosselliden, und zwar speziell die vor der atlantischen Ostküste ganz fehlenden Acanthascinen in Menge vorkommen, sind vor der atlantischen Ostküste Nordamerika's in der gemäßigten Zone fast nur Asconematiden erbeutet. Die westindischen Gewässer sind durch Reichthum an Dictyoninen, durch Armuth an Asconematiden und durch fast vollständigen Mangel der Rosselliden ausgezeichnet. 2. Hr. Ermon legte den Bericht des Hrn. Dr. Borchardt in Kairo über die Korrosion des Sandsteinmaterials der Tempelbauten auf Philae vor. Hr. Borchardt weist nach, daß die Zerstörung der ägyptischen Bauwerke eine Folge des Salzes ist, das sie aus der sie umgebenden Erde der Städteruinen aufnehmen. Diese Zerstörung erfolgt indessen nur, wenn die Bauwerke auch der Feuchtigkeit ausgesetzt sind. 3. Hr. van't Hoff legt vor den Report of the Committee of the Royal Society of London. International Catalogue of Scientific Literature. — Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. Gelzer in Jena zur Herausgabe der Notitiae episcopatuum 1000 M. und Hrn. Dr. Paul Brönnle in Berlin zu arabischen Studien im Britisch Museum zu London 2000 M. bewilligt. — Sitzungen vom 21. April. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Vahlen las: „Hermeneutischr Bemrrkungen zu Aristoteles' Poetik". (Fortsetzung.) — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Munk las: Ueber die Ausdehnung der Sinnessphären an der Großhirnrinde. Die Untersuchung verfolgt die Grenzen der Sinnessphären beim Hunde und beim Affen und behandelt insbesondere die Portien der Großhirnrinde, welche am Scheitellappen vor der Sehsphäre und am Stirnlappen vor der Nackenregion der Fühlsphäre gelegen sind. Diese Partien erweisen sich als der Fühlsphäre zugehörig und ohne besondere Bedeutung für die Intelligenz. Weder Luciani's Annahme einer ausgezeichneten intermediären Zone, in welcher die verschiedenen Sinnessphären durcheinander gemischt sind, noch Flechsigs Annahme eigener Associationszentren (Denkorgane) neben und außer den Sinnessphären findet Bestätigung durch den Versuch. 2. Die HH. Prof. G. Müller und Prof. P. Kempf in Potsdam überreichen ihren als Publikation des Astrophysikalischen Observatoriums Nr. 38 erschienenen Bericht über die von ihnen mit Unterstützung der Akademie 1894 durch vergleichende Beobachtungen auf dem Aetna und in Catania angestellten Untersuchungen über die Absorption des Sternenlichts in der Erdatmosphäre.

* **Jena.** Am 30. April starb der außerordentliche Professor der Chirurgie an unsrer Universität Dr. Ludwig Schildbach im Alter von 73 Jahren.

* **Leipzig.** Das Jubiläumsgeschenk, welches von der hiesigen Universität dem König Albert von Sachsen überreicht worden ist, zeichnete sich durch seine Originalität aus. Bekanntlich wurde in Olympia bei den ersten deutschen Ausgrabungen daselbst eine Bronzetafel gefunden, die eine Prozenie, d. h. ein Ehrendekret für eine Person, das als höchste Auszeichnung derselben gilt, enthielt. Eine getreue Nachbildung dieser Prozenie ist das von der Universität Leipzig dem König überreichte Angebinde. An beiden Seiten der Bronzetafel, die tempelartig gehalten ist, erheben sich, durch Reliefs plastisch hervorgehoben, zwei Säulen, zwischen denen sich, in lateinischer Sprache verfaßt, der Text der Jubeladresse befindet. Die Mitte der giebelförmigen Spitze der Tafel ziert an Stelle des bei den Prozenien üblichen Wappens der Stadt, aus der der zu Feiernde gebürtig ist, die sächsische Rautenkrone, die von zwei heraldischen Löwen flankirt wird. Unter der Gratulationsadresse des Senats der Universität nimmt man drei Lorberkränze wahr, genau nach dem Vorbild der Prozenie. Die ganze, künstlerisch ausgeführte Tafel ruht, mit drei Zapfen befestigt, auf einem marmornen Sockel. Das durch seinen hohen Werth, wie durch seine Eigenart hervorragende Kunstwerk erregte bei dem Jubelpaar wie bei den fürstlichen Gästen ungetheilte Bewunderung.

* **Berlin.** Der Professortitel ist dem Privatdozenten der Botanik an der hiesigen Universität Dr. Worburg, sowie den Direktorialassistenten Regierungsbaumeister Borrmann (am Kunstgewerbemuseum) und Dr. u. Logo (am Kupferstichkabinet) verliehen worden.

v. **Freiburg i. d. Schweiz.** Schon wieder ist ein reichsdeutscher Professor aus dem Lehrkörper der Universität ausgeschieden; der Professor für Kirchenrecht, Dr. F. Saedt hat mit dem Beginn des Sommersemesters sein Amt niedergelegt. Wenn sein Rücktritt auch nicht mit der Kollektiodemission seiner Landsleute im Zusammenhang steht, so wirft es doch aufs neue eine grelles Streiflicht auf die Verhältnisse der Freiburger Universität, die noch immer in voller Gährung begriffen sind. Mit seinem Ersatz scheint diesmal Hr. Python wenig Mühe gehabt zu haben. Der Nachfolger ist sofort ernannt worden, es ist ein Schweizer Hr. Dr. Lampert, bisher Redakteur des „Wiler Anzeigers", der „Thurgauer Wochenzeitung" und zuletzt des „St. Galler Volksblatts".

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Emil Kühn: Reichsländische Zeitfragen. 1. Heft. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — Hermann Heiberg: Hinterm Lebensvorhang. Novelletten. Berlin, Otto Janke. — Drrs.: Norddeutsche Menschen. Erzählungen. Ebd. — Frdor v. Zobeltitz: Knospenzauber. Ebd. — Josephine Gräfin Schwerin: Wendepunkte. Ebd. — H. Schobert: Eine verrufene Frau. 3 Bände. Ebd. — Robert Stiaßny: Zur Geschichte der österreichischen Alpenkunst. Vortrag gehalten auf dem internationalen kunsthistorischen Kongreß zu Budapest 1896. Nürnberg, J. L. Stich 1898. — Eberhard Gaupp-Wagener: Blankowechsel und Blankoaccept im deutschen Wechselrecht. Berlin, J. Guttentag 1898. — Vincenz Chionaeei: Moloch. Wien, Selbstverlag 1898. — Paul Ernst: Lumpenbagasch. Im Chambre séparée, Zwei Schauspiele. Berlin-Paris, Joh. Sassenbach. — C. E. Nasius: Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Leienpredigten für das Volk der Denker. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1898. — Odrrst z. D. v. Giese: Die Kultur und Kolonisation der deutschen Oedländereien. Vortrag, gehalten in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Aachen. Aachen, Selbstverlag 1898.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Die konfessionelle Gleichberechtigung in der Verfassungsgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten. — Savonarola im Lichte der neuesten Literatur. (Lit.) — Die „Ehrenrettung" des Dionysius Areopagite. — Heinrich v. Heß. Zu des Künstlers hundertstem Geburtstag. (Schluß.) — Zeitläufe. Zur Charakteristik der politischen Lage in Oesterreich. — Ein alter vergessener Schulmann. (Der Jesuit Jakob Masen.) (7559)

Gratis u. franko Katalog 96:
ALPINISTIK.
I. Tausig, Prag, 150—I.

Insertionspreis
für die
42 mm breite Zeile 25 Pf.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 3. Mai. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen. I. Von C. Hahn. — Max Rings „Erinnerungen". Von Ludwig Geiger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen.

Von C. Hahn (Tiflis).

I.

Schon zu Anfang des Sommers 1890 war ich auf dem Wege zu den Chewsuren. Aber ich hatte mich damals zu früh ins Hochgebirge gewagt. Der Azuntapaß, der von dem Land der Tuschen ins Land der Chewsuren führt, hatte mit seinen großen Schneemassen und seinem Glatteis mir damals ein unüberwindliches Hinderniß entgegengestellt. Im vorigen Jahr sollte das Objekt von einer anderen Seite in Angriff genommen werden. Auf der Karte nahm sich unser Reiseplan Tioneti-Jorathal-Argunthal-Grosnij sehr schön aus, es erwies sich aber schon in Tioneti, daß das Jorathal infolge der Zerstörung des Wegs und der Brücken nicht passirbar war und daß wir nur durch das Thal der pschawischen Aragwa, das ich früher schon einmal besucht, nach Chewsurien gelangen konnten.

Tioneti, der Sitz eines Bezirkschefs und Sommerlager der kaukasischen Schützenbrigade, sowie des Sappeurregiments, ist von Tiflis 75 Werst entfernt und kann mit Postpferden in einem Tag leicht erreicht werden. Der Reisende muß auf diesem Wege drei Gebirgsketten übersteigen, über deren höchste der Sabaduripaß in 4800′ Höhe führt. Nachdem wir die grau-gelbe heiße Steppe, welche sich auf dem linken Kuraufer oberhalb Tiflis ausdehnt und außer Artemisia, Glyzyrhiza, Tamarix, Paliurus und einigen Euphorbien wenig Wachsthum mehr zeigt, bei Awtschali verlassen, biegen wir in das gut bewässerte Gdankathal mit seinen üppigen Obst- und Weingärten ein und bald erfreut unser Auge schöner Wald, der das breite steinige Flußbett umrahmt, und der höher hinauf immer üppiger wird. Besonders schöner Hochwald bedeckt den Bergkamm, über welchen der Sabaduripaß führt. Mächtige Eichen, Roth- und Weißbuchen, auch Ahorn werfen ihren Schatten auf den Weg. Sie wurzeln in fettem Lehmboden, welcher mit starken Schichten faustgroßer Kieselsteine zersetzt ist. Diese Rollsteine legen den Gedanken nahe, daß hier oben einmal mächtige Wasser gestanden haben müssen. Aber dieser mit Kieseln vermischte Lehm ist kein günstiges Material für die Straße, weder bei trockenem, noch bei feuchtem Wetter, und wir wurden auf unserm Postkarren ganz gehörig hin und her gestoßen und durchgerüttelt. Neben vielen gesunden und kräftigen Exemplaren der genannten Bäume sieht man auch viele, deren Gipfel vertrocknet sind, andere, die so lange dem Wetter getrotzt, hat endlich doch der Sturm zur Erde geworfen, noch andere, deren Wipfel höher als andere zum Himmel emporstrebten, hat der Blitz gefällt. Nachdem wir über den breiten Rücken des bewaldeten Gebirgs gefahren, geht es steil hinab in die fruchtbare, von hohen Bergen umstandene, 160—180 Quadratwerst umfassende Erzo-Ebene, welche von Grusinern und Pschawen in zahlreichen Dörfern bewohnt wird. Auch eine chewsurische Kolonie Chewsuris-Zopeli (Zopeli ist der grusinische Name für Dorf) finden wir hier, ebenso Kisten in Tartschia Guri. Einzelne gemaßregelte Duchoborenfamilien sind in verschiedenen Dörfern vertheilt, worüber die Behörden wenig erbaut sind. Das weiße, fast gerade und weithin sichtbare Band der Straße theilt die Erzo-Ebene in zwei ungleiche Hälften und zieht dann in Zickzacklinien hinauf zum Sakaraulopaß (3444′). Von dort steigen wir in die kleinere Ebene von Tioneti (ca. 30 bis 40 Quadratwerst) hinab, welche durch die Jora und ihre Zuflüsse[1]) (deren größter der Kusno) gebildet wird. Trotz mäßiger Höhe über dem Meer ist diese Ebene verhältnißmäßig rauh durch die Nähe hoher Berge und durch starke Winde; auch weniger fruchtbar und weniger bebaut als die Ebene Erzo. Zudem ist der vom Borbalostock des Hauptkamms kommende Jorafluß, welcher sein in viele Arme getheiltes Bett immer mehr erweitert und angebautes Land wegreißt oder verschwemmt, dem Ackerbau keineswegs günstig. Ein großes Areal ist außerdem von der Militärbehörde angekauft und liegt als militärischen Zwecken dienend völlig brach.

Die Umgebungen von Tioneti (3624′ über d. M.) sind schön zu nennen, bewaldete Hügel und Berge mit hübschen Konturen schließen den Horizont nach allen Seiten ab. Nach Norden ragen die Vorberge des Kaukasus in kurzer Entfernung vom Hauptkamm zum Himmel empor, wie Schuschanis-Wake und Gusumbat nach Nordwest, Udilo, Damaste, Tschiaturi, Elias-Nischi nach Nord und Nordost (zwischen 6000—8000′) und dahinter die höheren Mta-Zminda und Massaris mit einer Höhe von über 10,000′. Wir hatten hinlänglich Zeit, uns von der Wohnung des Kreischefs, der uns in höchst liebenswürdiger Weise, mit echt grusinischer Gastfreundschaft aufnahm, an diesem Anblick zu weiden, aber auch die köstlichen rothpunktirten Forellen zu genießen, welche in dem kleinen Zufluß der Jora, Kaschos-Chewi, in Massen gefangen werden. Weiter oben kommt in der Jora selbst eine größere, schwarzpunktirte Forelle vor. Unser eintägiger Aufenthalt in Tioneti gab uns auch Veranlassung, einer grusinischen Taufe und darauffolgendem Schmaus beizuwohnen, wozu wir Fremdlinge als Gäste des Kreischefs ohne weiteres eingeladen wurden. Die originelle Musik, die Gesänge und Tänze, nicht zum wenigsten auch der Trinkcomment beim Festmahl erregten das lebhafte Interesse meiner beiden Reisegefährten, die noch nicht lange im Kaukasus ansässig sind.

[1]) Einer der kleinsten, aber merkwürdigsten Zuflüsse ist derjenige, welcher vom Botschormis-tawi (tawi = Haupt) herabkommt. Derselbe fließt an den Ruinen der Festung Botschorma mit uralter grusinischer Kirche vorüber und hat starken Naphthagehalt. Man will die Wahrnehmung machen, daß dieses Flüßchen zur Zeit des Neumondes stets viel reichlicher fließe.

Am nächsten Morgen trafen die für uns requirirten Pferde nach und nach von der entfernten Weide ein und gegen Mittag konnten wir uns auf den Weg machen. Da es sich der Kreischef nicht nehmen ließ, uns seinen Polizeipristav mit einem Urjadnik (Unteroffizier) und zwei Tschaparen (berittene Landpolizei) mitzugeben und wir vier Packpferde nöthig hatten, so zogen wir in der ansehnlichen Stärke von 12 Pferden aus Tioneti aus. Unser nächstes Ziel war das Thal der pschawischen Aragwa, welches durch einen beträchtlichen bewaldeten Höhenzug von dem der Jora getrennt ist. In den von Grusinern und Pschawen bewohnten Dörfern Dschitscheti und Tuschuri oder Semo- (Ober-) Tioneti, auch in Sarjziant-Kari (kari = Thüre, Thor), konnten wir uns, wie auch früher in der Erzo-Ebene, überzeugen, daß die Pschawen dieser Gegenden viel zivilisirter sind, als diejenigen, welche ich auf meiner Reise im Jahre 1890 an der oberen pschawischen Aragwa und am Storisfluß gesehen (vgl. Aus dem Kaukasus. Eine Fußtour nach Tuschetien und Pschawien). Das zeigt sich vor allem an den reinlichen Häusern, deren Giebeldächer mit Hohlziegeln gedeckt sind, und an den wohlgepflegten Hausgärtchen und den Feldern, welche die Häuser umgeben. Leider ist das verwendete Material nicht dauerhaft, die rohen Feldsteine werden durch den schlechten Kalk nur mit Noth zusammengehalten und die Mauern zerfallen sehr rasch. Auch machen Männer und Frauen einen intelligenteren Eindruck. Hinter Tuschuri schlagen wir die Richtung nach Nordwest ein und steigen zu einem ziemlich hohen Paß empor, wo uns bald üppiger Laubwald umfängt, in dessen Schatten es dann so steil abwärts geht, daß wir vom Pferde steigen müssen. Buchen, Eschen, Ahorn und Linden in stattlichen Exemplaren breiten ihr dichtes Laubdach über uns aus und gewähren dem hochstrebenden Gebüsch, das aus Coenelkirsche, Mispel und Haselnuß besteht, nur spärliches Licht. Mitten im Wald fällt uns eine große Gruppe verwilderter Obstbäume in die Augen. Noch lassen sich Spuren ehemaliger Bauten hier erkennen. Einst stand ein pschawisches Dorf an diesem Ort. Aber die „Kadagi", d. i. Wahrsager, welche den Willen Gottes verkündigen und bei den Pschawen in großem Ansehen stehen, erklärten, daß die Niederlassung an dieser Stätte Gott nicht wohlgefällig sei. Das genügte den Einwohnern. Sie verließen das Dorf, um den Zorn Gottes nicht auf sich zu laden. Zur Sühne aber wurde eine „Nische", d. i. eine Art Votivdenkmal errichtet, wohin alljährlich an einem bestimmten Tage Wallfahrten unternommen und wo Opfer dargebracht werden. Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Fehler verbessern, den ich in meinen früheren Reisebeschreibungen begangen. Das Wort „kapischtsche" = Opferaltar, wie ich früher diese „Nischen" nannte, ist russisch und muß überall durch das grusinische „Nische" ersetzt werden, welches vom Wort „Nischani" = Zeichen, Mal herkommt. „Nische" wäre also ein Denkstein, wo man beten und opfern soll. Es besteht in der Regel aus aufgeschichteten Steinen, ist bei quadratischer Basis 3—4' hoch und hat in der Vorderseite eine kleine Vertiefung nach Art eines Fensters. Sie sind meist dem hl. Georg, der Tamara und dem hl. Elias geweiht. Größere Heiligthümer, von denen später noch die Rede sein wird, heißen „Dschawri", d. i. Kreuz. Hr. G. Merzbacher hat recht, wenn er in der Recension meines Buches „Kaukasische Reisen und Studien" im Gegensatz zu meinen Angaben feststellt, daß besagte Heiligthümer sehr oft in heiligen Hainen liegen. In Tuschetien dagegen, wo überhaupt der Wald seltener ist, liegen sie fast immer im freien Feld.

Schon eröffnet sich uns der Blick in das Thal der pschawischen Aragwa. Wir berühren das pschawische Dorf Guscharani, das von einem ganzen Wald der herrlichsten Nußbäume umgeben ist. Noch ein kurzer, steiler Abstieg und wir sind unten im Thal, in welchem wir etwa 10 Werst aufwärts reiten, um unser Nachtquartier Magaro zu erreichen. Das ist ein Pschawendorf, welches auf dem rechten Ufer der Aragwa an der steilen Berghalde auf mehrere Werst weit in einzelnen Gehöften zerstreut liegt. Sonst sind die Dörfer der Pschawen nicht so weitläufig gebaut wie hier an der unteren Aragwa. Die Kirche und die Kanzlei liegen unten im Thal am Magaros-Schali, nicht weit von seinem Einfluß in die Aragwa. Unter einem großen Nußbaum schlagen wir unser Zelt auf. Es war schon dunkel, als wir ankamen. Ein Gewitter, welches niederging, brachte reichlichen Regen, der auch am anderen Morgen fortdauerte, so daß wir bei den schlechten Wegen an ein Weiterkommen an diesem Tage nicht denken konnten. So benutzten wir die Zeit, um uns in der nächsten Umgebung etwas umzusehen und einige Nachrichten über die Pschawen einzuziehen, wodurch unsre früher veröffentlichten Notizen über diesen kleinen grusinischen Volksstamm vervollständigt werden konnten.

In nächster Nähe der orthodoxen Kirche von Magaro zieht sich an einem Hügel ein geheiligter Hain hinauf, in welchem ich zu meiner großen Verwunderung sonst nirgends in diesen Gegenden und in diesen Thälern wahrgenommene hochgewachsene Exemplare von Buxus sempervivens (der sogenannten kaukasischen Palme) bemerkte. Hinter dem Hain, von den Gipfeln mächtiger Buchen und Eschen umschattet, liegt eine Nische der Königin Tamara, ein berühmtes Heiligthum der Pschawen. Es ist eine Art Kapelle, wohl 1½ Faden hoch, durch ein pyramidenförmiges Dach gekrönt. Der innere Raum, zu welchem von allen vier Seiten thorartige Oeffnungen mit Rundbögen führen, ist leer; früher sollen dort Glocken der Decanossen, das ist Ehewfurenpriester, gehangen haben. In nächster Nähe sind in einem Steinkreise große thönerne Weinkrüge in die Erde eingelassen, worin der bei den Festen zu brauchende Wein aufbewahrt wurde. Man hat hier, wie auch an anderen Orten neben den alten Volksheiligthümern eine christliche Kirche aufgebaut, um das Volk, welches dem Namen nach den orthodoxen Glauben bekennt, von den heidnischen Gebräuchen und der Verehrung der „Nischen" abzuhalten. Es ist aber verlorene Mühe und wird es bleiben, so lange die hieher gesendeten Popen (meist Immerethiner) selbst auf einer so niederen Stufe der Bildung stehen. Wie wenig die Pschawen der orthodoxen Kirche zugethan sind, beweist vor allem der Umstand, daß man hier in keinem Hause Heiligenbilder findet, noch mehr aber beweisen das die Namen der Männer und Frauen, denen zwar, besonders den weiblichen, einige Poesie nicht abzusprechen ist, welche aber mit christlichen Taufnamen ganz und gar nichts gemein haben. Männernamen sind: Gedschura, Pápa, Grissawar, Bezuna, Bordscha, Babili, Chizwa, Batarkaz (Zwerg), Chutara (Spaßmacher), Tschokola, Gamichardi (der Erfreuende), Madschún, Zizila (Hühnchen); Frauennamen: Msevinari (welche die Sonne verdunkelt), Msekale (Sonnenfrau), Kaltatawi (Haupt der Frauen), Mezkina (die Traurige), Dedakali (Mutter der Frauen), Bebéra (die Alte), Deduna (Mütterchen), Nateli Luft) ꝛc. Gelegentlich sei hier gesagt, daß die Familiennamen, die hier allerdings nicht in Betracht kommen, meistens auf uli, eli und uri endigen, z. B. Turmanauli, Karatieli, Gogolauri ꝛc., oder auch auf das bei den Grusinern so häufige „schwili", was „Sohn" bedeutet. So heißt das Dichterpaar, dessen sich die Pschawen rühmen können, Rafiikaschwili.

Von abergläubischen Gebräuchen, welche dem Geist des Christenthums gänzlich widersprechen, sei erwähnt, daß die Pschawen am Mittwoch vor Ostern Zweige des Dornbusches auf den Feldern aufstellen, um die bösen Geister, die das

Digitized by Google

Wachsthum hindern, zu vertreiben, sowie daß der Säemann (wie es auch in Grusien vielfach Sitte ist) eine Nadel in den Mund nimmt, damit die unsauberen Geister die Wurzeln, welche das Samenkorn in die Erde senkt, nicht abschneiden. Diese bösen Geister heißen bei den Pschawen „Dewi", welche den Menschen allerlei Schabernak anthun. Als wir am nächsten Tag den Weg fortsetzten, führte man uns zu dem etwas vom Weg abliegenden Heiligthum „Kopalo", das einem dieser „Dewi" seinen Ursprung verdankt, dort liegt im Wald an einer Felswand ein eigenthümlich geformter Steinblock, dessen Umrisse einen Rhombus darstellen. Dieser Stein soll einst im Dorfe Akuscho in Chewsurien als „Nische" gedient haben. Aber ein „Dewi" schleppte ihn herab ins Bragwathal, wurde aber von einem Jäger, namens Kopal, von der Höhe des gegenüberliegenden Berges bemerkt und mit einem Pfeil niedergestreckt. Seitdem liegt der Block hier. Dicht daneben ist auf dem Boden durch Schieferplatten eine Höhlung gebildet, in welcher die beim Fest gebrauchten Lichte angezündet werden. Uralte, schon verwitterte Hirschgeweihe, einstige Opfergaben, liegen am Boden. Der Chewis-beri (eigentlich „Alter der Schlucht"), eine Art Priester, der von Chewsurien kommt und das Fest leitet, hat allein das Recht, sich hinter diesen Stein zu stellen und zu predigen. Das zum Fest bereitete Brot wird auf einer Platte über jener Höhlung zerschnitten; auf einer amboßförmigen Erhöhung stehen Gefäße mit Bier und Schnaps, aus welchen der Chewisberi trinkt, nachdem er sie geweiht und sie dann dem Volke mittheilt. Die Frauen müssen sich übrigens in angemessener Entfernung vom Heiligthum halten.

Das Thal der Aragwa verengert sich hinter Magaro bedeutend, nur selten finden größere Ausbuchtungen statt und hier ist das Land etwas angebaut. So herrlich der Wald an den Abhängen ist, so schlecht und schmal ist der Weg, welcher oftmals zwischen Felsen hoch hinaufsteigt und mittelst untergelegter Balken und Schieferplatten am Felsen vorbeigeführt ist. Unten am Fluß, über dessen Wasser hohe Erlenbäume ihre Aeste kreuzen, ist er wieder insam schlüpfrig, so daß die Pferde beständig ausgleiten. Von Buschwerk fielen mir wieder Mespilus germanica, Comus mas und die wilde Johannis- und Stachelbeere auf, von Blumen vor allem der sehr häufige, gelbe, dichtgedrängte Fingerhut (Digitalis lutea). Stellenweise hat das letzte Hochwasser den Weg gänzlich fortgerissen, und wir sind genöthigt, durchs Wasser zu reiten. Etwa 25 Werst oberhalb Magaro ist der Ort, welcher bei den Einheimischen Or-zchali, d. i. „Zwei Wasser", genannt wird. Das Thal scheint hier aufzuhören und durch einen hohen bewaldeten Berg abgeschlossen; aber wie wir näher zusehen, zeigt es sich, daß an seinem Fuß sich die pschawische Aragwa, von Osten kommend, und die chewsurische, von Norden fließend, vereinigen. [1]) Ueber eine Brücke reiten wir in Chewsurenland ein und gerathen in eine wilde Gebirgslandschaft, wo die Pfade noch schmäler und gefährlicher sind als im pschawischen Aragwathal und oft kaum fußbreit an schwindelnden Abgründen hinführen.

Indem ich nun im folgenden meine Reiseeindrücke und Beobachtungen aus Chewsurien dem geneigten Leser vorführe, ist es nicht meine Aufgabe, ein erschöpfendes Bild dieses hochinteressanten Volkes zu zeichnen, sondern ich bemühe mich, das von mir schon früher Veröffentlichte (Aus dem Kaukasus, S. 281 ff.) möglichst zu vervollständigen. Es war uns, dank der Begleitung des Polizeipristavs, des Fürsten Dsch . . ., welcher bei den Chewsuren viel Vertrauen und große Achtung genießt, möglich, einige Dinge zu sehen und zu erfahren, die sonst dem Reisenden verborgen bleiben.

Im ersten chewsurischen Dorf, Barisacho, fällt uns ein großes steinernes Giebelhaus in die Augen. Es ist die Schule, für die Chewsuren erbaut. Da aber diese nichts von derselben wissen wollen und ihre Kinder nicht hinschicken, so haben die benachbarten Pschawen, welche die Bildung eher zu schätzen wissen, dort 15 Kinder untergebracht. Die steilen Halden der Berge sind noch mit Wald bestanden, der allerdings nach oben zu lichter wird. Die Bäume haben hier auffallend pyramidale Formen, Buchen, Ahorn ꝛc. sehen in der Ferne aus wie schlanke Tannen. Sollte das ein Spiel der Natur sein? Nein, es ist das Werk von Menschenhand, und die Sache erklärt sich einfach so, daß die Bäume wegen Futtermangels für das Vieh im Winter und Frühjahr geschoren werden. Jedenfalls ist diese Art der Waldausnutzung zu Futterzwecken nicht so barbarisch wie der in anderen Gegenden des Kaukasus übliche Brauch, die Bäume umzuhauen, um die zarten Zweige und Knospen dem Vieh zugänglich zu machen und dann die gefällten Stämme einfach liegen und faulen zu lassen.

Als wir hinter Barisacho den steilen Pfad hinanritten, kam uns plötzlich ein Chewsure in großer Aufregung entgegen mit der Meldung, daß soeben der Weg abgestürzt sei. Eine schmale Klinge war einige hundert Fuß über dem Wasser mit zwei Balken überbrückt gewesen. Diese waren gefault und unter der Last eines Pferdes hinabgestürzt, glücklicherweise ohne dieses mitzureißen. Mit einiger Gefahr kletterten wir hinüber. Wie unsre Führer dann die Pferde und das Gepäck über die schlimme Stelle gebracht, ist mir rein unbegreiflich, jedenfalls war es gut, daß wir nicht zusehen konnten. Es war auch kein Platz für müßige Zuschauer auf einem Pfad, wo zwei Menschen sich kaum ausweichen können. Nach diesem unliebsamen Zwischenfall, der uns längere Zeit aufhielt, konnte die Expedition ihren Weg fortsetzen, und wir gelangten gegen Abend in das wohl mehr als 2000′ über dem Fluß gelegene große Dorf Guli, wo wir uns an sehr starkem, kohlensaurem Wasser, welches hier der Erde entquillt, erquickten. Mehr und mehr öffnet sich jetzt die Aussicht auf die Schneegipfel der nach Westen und Norden liegenden Hauptkette, die hier eine Höhe von 12,000′ und darüber erreicht und der Aragwa von rechts wasserreiche, wilde Bergbäche zusendet, wie den Ukanachos-Chewi, Ocher-Chewi und ganz besonders den in Kaskaden sich überstürzenden, schneeweiß schimmernden Gletscherbach Paparenos-Chewi, der vom Tschaucht herabkommt. Hinter Guli biegt die Aragwa nach Nordosten aus. Wir folgen ihrem Thal in halber Höhe des Bergabhangs in einem Espenwäldchen, das stellenweise mit Birken durchsetzt ist. Noch ehe die Nacht einbricht, sind wir in Gudani, welches wegen seiner Heiligthümer neben Chachmati und Schatil zu den wichtigsten Orten in Chewsurien gehört.

Gudani liegt, wie fast alle chewsurischen Dörfer, terrassenförmig an die Berghalde angeklebt. Die chewsurischen Dörfer haben darin große Aehnlichkeit mit den Auls des Daghestan, nur sind sie etwas weitläufiger gebaut; auch sind die Häuser höher. Sie bestehen aus zwei oder drei Stockwerken, welche sich staffelartig übereinander aufbauen, indem der zweite Stock um einige Faden hinter dem ersten zurücktritt u. s. w.

[1]) Die Thatsache, daß die Grusiner und die ihnen verwandten Pschawen und Chewsuren nicht weniger als fünf Bergflüssen diesen Namen geben, erklärt sich aus der Etymologie des Wortes, welches „nicht langsam", d. i. „schnell, reißend" bedeutet. Prof. A. Arzruni, dessen Autorität in kaukasischen Dingen ich sonst gern anerkenne, hat unrecht, wenn er in der Recension meines letzten Buches den Satz aufstellt: „Falsch ist, wenn Hahn behauptet, daß der Oberlauf des Terek auch Aragwa genannt wird." Auf grusinischen Karten, voran auf der Karte des Zarewitsch Wachuscht heißt der Oberlauf des Terek in der Landschaft Truso-Aragwa und erst da, wo er die Richtung nach Norden einschlägt, steht „Kometi oder Tergi".

Digitized by Google

So bildet das flache Dach des ersten Stocks, soweit es vom zweiten nicht bedeckt ist, eine Art Veranda oder Balkon für diesen. Die Häuser sind aus Stein ohne Mörtelverbindung gebaut, Thüren- und Fensteröffnungen sehr klein, die Fensteröffnungen ohne Glas; stellenweise vertritt Flechtwerk die Mauer. Der unterste Stock dient den Frauen und dem Vieh als Aufenthaltsort, hier steht der ungemein primitive Webstuhl und allerlei anderes Geräthe; im zweiten Stock wohnen die Männer; das dritte Stockwerk endlich stellt eine Art Tenne dar, die zur Hälfte bedeckt ist. Hier finden große, geflochtene Körbe zur Aufbewahrung des Getreides ihren Platz. Das Innere des Hauses ist im höchsten Grade unreinlich, die Wände und Decken sind vom Ruß geschwärzt, eine schreckliche Atmosphäre herrscht in den Wohnräumen. Die einzelnen Stockwerke stehen durch Luken und primitive Leitern in Verbindung. Noch schmutziger als in dem Haus ist es vor dem Haus, wo der Mist in großen Massen aufgehäuft ist. Man kann in den engen Gäßchen bei der größten Vorsicht keinen einzigen Schritt thun, ohne auf Mist zu treten. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken als denjenigen, welcher bei dem Chewsuren zwischen seiner Kleidung und seiner Wohnung herrscht. Die Kleidung der Männer und Frauen kann geradezu als schön bezeichnet werden und zeugt in den mannichfaltigen Stickereien und dem Ausputz von entschieden gutem Geschmack, großem Fleiß und Kunstfertigkeit der Frauen, welche die Stoffe weben, färben (meist schwarz) und mit farbiger Wolle roth, grün und gelb ausnähen. Brust, Achsel und Rücken des langen Rocks der Männer, sowie der untere Rand der kurzen Beinkleider sind mit allerlei Farben ausgenäht. Nicht weniger reiche Stickerei tragen die Gamaschen, der Handschuh (man trägt solchen nur an der rechten Hand), das Täschchen für den Feuerstein, der Tabaksbeutel, sowie die dicken Strümpfe des Mannes. Die Schöße des Männerrocks haben viele Nähte, der Sommerrock auf beiden Seiten Schlitze, mit Posamenten verziert. Die Frauenkleidung hat neben der Stickerei auf der Brust und am Gurt eine Menge Silberbleche und schneckenartige Verzierungen, der Rock ist unten mit mehreren bunten Streifen geschmückt. Die vorwiegenden Figuren der Stickerei sind Kreuze und Dreiecke. Aber dieselben kunstfertigen Hände, welche diese sauberen und schönen Arbeiten verrichten, entfernen den Mist aus dem Wohnungsraum, ohne sich einer Schaufel zu bedienen, und führen ungewaschen und von Schmutz strotzend die unvermeidliche Schnupftabaksprise zur Nase. Auch das Gesicht dieser kunstvollen Nähterinnen kann Wasser und Seife sehr wohl vertragen. Als wir uns wuschen und gar die Zähne putzten, versammelte sich eine ganze Gesellschaft neugieriger Frauen und Kinder und machten sich nicht wenig über uns lustig. Die Chewsuren beiderlei Geschlechts sind in höchstem Grade wasserscheu und wenn man, nach einem bekannten Ausspruche, die Kulturstufe eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife bemessen kann, so stehen sie auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Ja, wie eklich und unästhetisch: wenn sich die Chewsurinnen überhaupt ein übriges thun und sich waschen, so waschen sie sich mit dem Urin der Kühe, was vor Ungeziefer und unreiner Haut schützen soll. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein junger grusinischer Fürst sich sehr für eine hübsche Chewsurin interessirte und ernstliche Absicht hatte, sie zu heirathen. Als er aber die Schöne sich mit solchem ganz frischem „Schönheitswasser" waschen sah, verging ihm alle Liebe und Lust, und der Roman nahm ein schnelles Ende. Ich kann übrigens mit gutem Gewissen versichern, daß dieses Toilettenwasser wenig verschönt, denn man sieht in Chewsurien sehr selten ein halbwegs hübsches Gesicht.

Der Chewsure ist in hohem Grade stolz auf seinen Namen, er sieht auf die anderen Völker herab. Die Russen sind ihm „Frösche", die Pschawen „Melkkühe", die man auf jegliche Weise ausnutzen kann und muß, nur die Tuschen genießen einige Achtung. Er ist sich völlig selbst genug und äußerst konservativ. Die Berührung mit der Kultur hat bei ihm keinen Eindruck hinterlassen. Er gleicht in dieser Beziehung, sowie in seiner Anspruchslosigkeit und zähen Ausdauer dem Chinesen, ist aber weniger arbeitsam als dieser. Noch bebaut er das Feld auf die allerprimitivste Weise, obgleich ihm der mühselig bestellte Acker nur vier- und fünffältigen Ertrag gibt, noch braucht er eine aus Reisigbüscheln verfertigte Egge, welche den Samen nur spärlich mit Erde bedeckt, noch bilden bei ihm das Gehege, das die Felder vor dem Vieh schützen soll, einfach nebeneinander gestellte Reisigbündel, noch kennt er keine andere Rechnung als nach Kühen (er sagt z. B.: ein Gegenstand ist so und so viel Kühe werth), noch treibt er vielfach Tauschhandel, noch trägt er auf der Reise den kleinen, runden Schild überall mit sich herum, wenn ihm auch der Kettenpanzer zu schwer geworden; noch besteht sein Steigbügel aus einem aus Weiden geflochtenen Ring, der an einem Strick vom Sattel herabhängt, noch kennt er das Schiffchen des Webstuhls nicht, noch hat er an Gewehr und Pistole das Feuersteinschloß, noch ist die Blutrache bei ihm im Brauch, noch verbannt er die Wöchnerin und das Weib in der Periode der Menstruation aus dem Hause (wenn auch nicht mehr in schlechte Laubhütten draußen auf dem Felde, welche gegen die Unbill der Witterung keinen Schutz gewähren, sondern in kleine neben dem Haus erbaute Steinhäuschen), noch hängt er mit Zähigkeit an seinen religiösen Anschauungen und Gebräuchen, welche, näher betrachtet, ihn fast als Heiden erscheinen lassen. Der Chewsure vor 3 und 4 Jahrhunderten war wohl derselbe wie der Chewsure zu Ende unsres Jahrhunderts und er bildet insofern eine interessante Reliquie aus dem Mittelalter, freilich nicht zu seinem Vortheil. Völker, welche nicht kulturfähig sind, gehen zurück; auch hier gibt es keinen Stillstand, sondern nur Rückschritt und Fortschritt. Und wirklich haben wir Anzeichen genug, welche beweisen, daß dieses Volk degenerirt, und die neueste Volkszählung hat gezeigt, daß die Zahl der Chewsuren bedeutend abnimmt. Anstatt der vor einigen Jahren gezählten 5800 Individuen beiderlei Geschlechts haben wir im Jahre 1897 nur mehr 5200, wobei die Zahl der Weiber, wie fast bei allen kaukasischen Völkern, hinter der Zahl der Männer bedeutend zurückbleibt. Jene 5200 Individuen vertheilen sich auf sieben Gesellschaften in 53 Dörfern und 1170 Höfen (Haushaltungen). Drei Gesellschaften: Schatil, Ardot, Achiel, liegen nördlich vom Hauptkamm, vier dagegen, nämlich Barisacho, Guli, Roschki, Bazaligo, auf dem Südabhang des großen Kaukasus. Wenn man das einfache Rechenexempel anstellt und die Zahl 5200 durch die Zahl der Höfe dividirt, so erweist sich, daß auf einen Hof wenig mehr als 4 Personen kommen, daß also die Zahl der Kinder eine sehr geringe sein muß. Und wirklich fällt solches in allen Dörfern sehr ins Auge, mit Ausnahme allenfalls von Schatil, wo eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Rangen jeglichen Alters unser Quartier umlagerte. Der geringe Nachwuchs erklärt sich durch verschiedene Gebräuche, die der Vermehrung ungünstig sind und die wir an anderem Ort angedeutet haben, aber auch durch das rauhe Klima und die schlechte Ernährung. Ueberhaupt ist der Chewsure bestrebt, möglichst wenig Kinder, namentlich weiblichen Geschlechts, zu haben.

Gudani, wo wir auf der Tenne eines Hauses unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, bot uns neben seiner herrlichen Lage, so viel des Interessanten, daß wir am folgenden Tage erst spät unsre Reise fortsetzten. Gerade vor uns nach Westen steht der Tschaukhi (12,107'), mit seinen pittoresken drei Spitzen die Umgebung weithin überragend. Ein kleiner

Gletscher wird von seinen Schneefeldern gespeist. Nach Osten ragt das Horn des 10,393′ hohen Likokis empor, von seinen smaragdgrünen Matten ist der Schnee verschwunden, nur in einigen Runsen glänzen noch weiße Streifen. Vor uns baut sich eine hübsche Gebirgslandschaft auf, belebt von Wald und reißenden Bergströmen mit schneeweiß schäumendem Wasser. Hinter uns steigt die Berghalde von Gudani zu einem gegen 7000′ hohen Kamme an. Das Dorf selbst liegt inmitten ährenwogender Felder. Oberhalb des Dorfes befindet sich eines der Heiligthümer von Gudani, wo die geweihten Gefäße, der Dekanossenstab und die „Droschi", d. i. heilige Fahne, aufbewahrt werden. Aber das Hauptheiligthum Gudani-Chate oder Gudani-Dschawri liegt unterhalb des Dorfes im Schatten hundertjähriger Eschen, welche ihre dichtbelaubten Aeste wie schützend ausbreiten über die verschiedenen Bautichkeiten der geweihten Stätte, deren Boden jetzt vor dem nahe bevorstehenden Feste kein Chewsure betreten darf. Eine Ausnahme machen nur der Dekanoß und die „Dasturi", welche in einem eigens für diesen Zweck erbauten Hause das Festbier brauen. Daneben steht ein anderes Haus für den Dekanossen, sowie eine Art Schutzhütte, nach einer Seite offen. Dort sind längs der Wände steinerne Bänke um eine steinerne Tischplatte placirt. Hier findet später die Bewirthung mit dem geweihten Bier statt, das jetzt eben in großen hölzernen Kufen, wohlbedeckt mit Teppichen, den Gährungsprozeß durchmacht und nicht berührt werden darf.

Max Rings „Erinnerungen".[1])

Max Ring steht in seinem 81. Jahre, er ist 1817 geboren. In seine Kindheits- und Jugendjahre fällt die Reaktion, die auf die Befreiungskriege folgte. Er erlebte die Zeiten von 1830, 48, 66 und 70. Er wuchs auf, als Goethe noch lebte, sah aber den Olympier nicht, da er fern von der Gegend lebte, wo jener weilte. Er durchschritt die Zeiten der jüngeren Romantik, die Blüthepoche der politischen Poesie, die fruchtbare Zeit der sogenannten bürgerlichen Literaturperiode, die Epochen der Dorfgeschichte und der Dialektdichtung, die Moderne und gar die Modernste. Er wuchs in Schlesien auf und nahm, nachdem er sein Heimathsland verlassen hatte, Berlin zu seinem ständigen Wohnsitz, das er mit Ausnahme eines nicht übermäßig langen Aufenthalts zu Eisenach und mannichfachen Bade- und Erholungsreisen nicht verließ. Ein halbes Jahrhundert etwa gehört er der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches an, besitzt klaren Blick genug, um die Vorzüge des rasch aufblühenden Gemeinwesens zu erkennen, ist aber keineswegs so verblendet, um ihre Fehler zu bemänteln, um in ihr etwa die Stadt der Städte, die Einzige zu sehen. Er ist Jude und hat nicht aufgehört, Deutscher zu sein, obwohl er den Antisemitismus und auch den Zionismus mit erlebte; jedoch ließ er sich durch beide nicht verblenden und hörte nicht auf, jenes Volksthum und diese Glaubensgemeinschaft als vereinbar zu betrachten, trotz des Geredes der Thoren, die von deren Unvereinbarkeit faseln. Er ist seinem Glauben ergeben, ohne irgendwie die strengen Zeremonialgesetze zu beachten. Er ist ein Idealist, aber keiner von denen, die in den Wolken schweben und Unmögliches von sich und von der Zeit verlangen, sondern ein solcher, der, ein ideales Ziel vor Augen, das real Erreichbare verfolgt. Er ist ein ehrlicher Mann, ehrlich in seiner Liebe und seinem Haß, ehrlich in seiner Selbstschätzung und in der Beurtheilung Anderer.

Erinnerungen leiden häufig an zwei Fehlern, zu denen eine übertriebene Ehrlichkeit oder ein Mangel an Ehrlichkeit verleiten kann: Ueberschätzung seiner selbst und Unterschätzung der Anderen. Aber beide Fehler können auch aus unrichtiger Selbsterkenntniß oder aus der Lust an Pikanterie entstehen. Von allen diesen Eigenheiten und Mängeln ist Ring entfernt. Er redet nicht gern übles von denen, mit denen er zusammentraf, selbst wenn sie nicht seine Freunde waren. Er stellt sich nicht gern in den Mittelpunkt, vielleicht sogar zu wenig für Einen, der Erinnerungen schreibt.

Denn das wesentlichste solcher Erinnerungen sollte doch dem Menschen der Mensch sein, das heißt das eigene Wesen, nicht die Umgebung. Gewiß sündigen in dieser Beziehung manche Memoirenwerke von Männern und vielleicht noch mehr von Frauen. Die Schreiber solcher Darstellungen von Erlebnissen sind gar zu bestissen, mit ihrem lieben Ich zu paradiren, dessen einzelne Regungen zu schildern, jede Empfindung zu analysiren.

In dieser Beziehung erhält man jedoch in dem neuen Buche eher zu wenig als zu viel. Von den persönlichen Schicksalen des Autors geben die „Erinnerungen" nur in ihren ersten Abschnitten genauere Kunde; für die Berliner Zeit tritt der Autor, seine Beschäftigung, sein häusliches und sein Innenleben fast vollständig zurück.

In einer fast zu weit getriebenen Zurückhaltung hat er es sogar vermieden, seiner trefflichen Frau, die noch heute mit fürsorglicher Liebe seinen Lebensabend schmückt, ein herzliches Wort zu widmen.

Es sind also weniger Erinnerungen des eigenen Lebens, das freilich in seinen letzten Jahren einfach genug, um nicht zu sagen einförmig, verfloß, als Aufzeichnungen des mit und bei Anderen Erlebten. Keine Stadt- und keine Staatsgeschichte, sondern Portraitskizzen aus einem großen Gesellschaftskreise.

„Galerie von Bildnissen aus Rachels Umgebung", so hat Varnhagen v. Ense eine Veröffentlichung genannt, die er wenige Jahre nach dem Tode seiner Frau erscheinen ließ. Aehnlich könnte man auch den zweiten Band unsrer „Erinnerungen" bezeichnen. Der Fehler derartiger Aufzeichnungen, der in unserm Buche nicht ganz vermieden wird, besteht darin, daß von dem Geschilderten nicht bloß das Bild geliefert wird, wie es sich dem Beschauer zeigte, sondern daß allerlei biographisches Detail, Notizen über ihr früheres und späteres Wirken und Treiben mitgegeben wird, das man in größeren Sammelwerken ebensogut findet, und das den individuellen Eindruck, der hervorgerufen werden soll, leicht verwischt. Die Lebensskizze und Würdigung solcher Persönlichkeiten verdrängt manchmal zu sehr die Erzählung dessen, was der Autor mit den betreffenden Personen erlebte.

Nicht ohne Absicht nenne ich Varnhagens Namen. Denn das ihm und seinem Kreise gewidmete umfangreiche Kapitel ist eines der lehrreichsten und unterhaltendsten des ganzen Werkes. Fast nirgends hat man so wie hier das Gefühl, daß der Autor auch innerlich mit diesem Kreise verwachsen ist, daß er darin seine eigentliche Lebensluft athmete.

Aber auch sonst ist es ein vielgestaltiger Kreis, der an uns vorüberzieht. Da sind Politiker wie Lassalle, Schulze-Delitzsch, Präsident Lette; große Künstler wie Hitzebrandt; Gelehrte wie Humboldt, Tagesschriftsteller und Bühnenkünstler. Von den beiden letzteren Kategorien fehlt wohl keiner, der oder die in der Zeit von 1840—1870 in Berlin und außerhalb der preußischen Residenz eine Bedeutung erlangte. Auch einzelne Ausländer, z. B. die berühmte Rachel, sind geschildert. Bei der Portraitirung des Schauspielervölkchens entfaltet der Autor mit vollem Be-

[1]) 2 Bände. Berlin 1898. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

hagen besondere Laune: all ihre naive Eitelkeit, ihre Scherze und Possen, ihr Zorn und Glücksgefühl kommen zur Darstellung. Unter den Belletristen hervorragenden Ranges, die auch jetzt noch nicht ganz vergessen sind, obwohl sie schon mehr als ein Jahrzehnt todt sind, mögen Gutzkow und Auerbach erwähnt werden, die in besonders liebevoller Weise geschildert werden. Die Kränzchen und literarischen Vereine, ernste und heitere Zusammenkünfte von Männern verschiedener Berufe fehlen nicht. Es ist ein treffliches Stück Berliner Kulturgeschichte, dem zur Vollständigkeit eines Gesammtbildes nur die Berücksichtigung des Militär-, Beamten- und Kaufmannsstandes fehlt. Jene beiden ersten Stände indessen blieben dem Autor infolge seiner eigenen Lebensstellung im ganzen fremd: der Kaufmannsstand, in einigen hervorragenden Vertretern gezeichnet, begann in der eigentlichen Berliner Gesellschaft erst nach der Zeit, die der Verfasser vorführt, eine große Rolle zu spielen. Diese Zeit nach 1866 deutet der Verfasser nur an; die nach 1870 übergeht er ganz mit Stillschweigen. Vielleicht ermuntert ihn der Erfolg seines Buches zur Mittheilung fernerer Aufzeichnungen — aus den letzten 30 Jahren. Was ihn nach seinem eigenen Geständniß zurückgehalten hat, weiter zu gehen, war das Bewußtsein, daß die Zeit, da er mit den Befreundeten in voller Kraft lebte, mit jener Periode zu Ende ist, war ferner die Unlust, mit manchen jetzt herrschenden Literaturrichtungen sich auseinanderzusetzen und, wenn auch unausgesprochen, das Unbehagen, über die gegenwärtige Politik zu reden.

Ein Politiker freilich ist Ring nicht. Nur einmal, wenn man die kurzen politischen Träume des jungen Burschenschaftlers außer acht läßt, in den Stürmen der Märzrevolution von 1848, hat Ring eine politische Rolle in Gleiwitz gespielt, Artikel und Aufrufe geschrieben, an Versammlungen und Umzügen theilgenommen — aber keinen Lohn für seine der Volkssache gewidmete Thätigkeit erhalten. Vor der fanatisirten Menge, die ihn mit dem Tode bedrohte, mußte er flüchten, und die Regierung sah den freiheitlich gesinnten Mann mit scheelen Augen an.

Denn freiheitlich gesinnt blieb er unverändert im Laufe der Zeiten. Während viele seiner Gesinnungs- und Altersgenossen besonders nach der durch die 70er Kriege erlangten Einheit in das Lager der Regierungspartei mehr oder weniger entschieden abschwenkten, blieb Ring seiner politischen Vergangenheit treu. Einen alten Achtundvierziger kann man ihn nennen, ohne die üble Nebenbedeutung dieses Wortes, einen Idealisten nämlich, der, ohne gewaltsame Erhebungen zu wünschen, an den Freiheitsforderungen und Hoffnungen seiner Jugend festhält.

Einen Idealisten kann man ihn auch in seiner Lebensauffassung nennen. Er ist kein grämlicher Alter, der gänzlich irre geworden an der neuen Zeit, etwa an dem Siege der Wahrheit verzweifelt. Seine Lobrede der vergangenen Zeit hält sich vielmehr in mäßigen Grenzen. Es geht ihm darin gewiß wie dem alten Goethe, der recht wohl neben dem Spruch

„Warum willst du das junge Blut
Za schnöde von dir entfernen?
Sie machen's Alle hübsch und gut,
Aber sie wollen nichts lernen."

auch den folgenden im Munde führte:

„Sag' nur, wie trägst du so behaglich
Der alten Jugend anmaßlichers Wesen?
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen."

Er gönnt der Jugend ihr Recht ohne Zorn, daß sie über ihn hinweggegangen ist.

Denn die Zeit, in der Rings Romane und Dramen, allgemein gehaltene historische Schriften und Gedichte beliebt, einige wirklich populär waren, ist vorüber. Nie und niegends in seinen Aufzeichnungen begegnet man darüber einer Klage, niemals dem Versuch, diese Werke wieder aufleben zu lassen. Man dürfte wirklich sagen, der Schriftsteller, von dem Ring in diesem hauptsächlich Schriftstellern gewidmeten Buche am wenigsten spricht, ist er selbst. Seine Werke werden zwar genannt, bei einzelnen die Entstehung berichtet, bei anderen der Erfolg konstatirt, aber stets ohne Ruhmredigkeit, sogar nicht selten mit Anfügung einzelner tadelnder Urtheile seiner Freunde. Das höchste, was der Autor von sich rühmt, ist eine lobende Notiz eines englischen Blattes über den Roman „Milton", worin dieser wegen seiner fleißigen Quellenbenutzung auch den Forschern empfohlen wurde. Nirgends aber, was bei ruhmredigen Autoren den Hauptheil ihrer Erinnerungen ausmachen würde, finden sich weitschweifige Analysen der früheren Werke. Der Autor zwingt dem Leser, der etwa bisher mit diesen Werken unbekannt gewesen, nicht diese Kenntniß auf. Diese bescheidene Zurückhaltung ist ein charakteristischer Zug für den Erzähler. Denn wenn man wirklich nicht ungestraft unter Palmen wandelt, ganz gewiß weilt man nicht ungefragt unter Romandichtern. Die meisten fragen in recht ungenirter Weise: „Haben Sie meinen neuesten Roman gelesen? Was denken Sie über mein voriges Buch?" Zu solchen naiven Fragen, die den Ehrlichen, der in seiner Beantwortung nicht gern eine konventionelle Lüge aussprach, in die größte Verlegenheit setzen konnten, gehörte Berthold Auerbach; Ring war und ist einer von denen, die den Wanderer ungefragt seines Weges ziehen lassen.

Der verehrte Mann erfreut sich einer beneidenswerthen Rüstigkeit. Seine Lebenserinnerungen zwar, wenn auch erst vor kurzem erschienen, sind nicht erst in letzter Zeit gearbeitet; manche Kapitel sind vielmehr schon vor Jahren in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden. Aber noch in neuester Zeit hat er, der noch immer gern reist und ebenso gut zu beobachten, wie munter zu erzählen weiß, manche anziehenden Reiseskizzen geschrieben. Ein Drama ist in der allerjüngsten Zeit entstanden, und noch immer spinnt seine unermüdliche Phantasie weiter fort.

Von dem vielseitigen Inhalt des neuen Buches, das ebenso belehrend wie unterhaltend ist, wollte ich einzelnes nicht hervorheben. Ich möchte nur das Buch als erquickliche Lektüre Jedem empfehlen, der für die letztvergangenen Jahrzehnte unsrer Literatur Interesse hat. In früheren Zeiten, da die Jugend sehr unterdrückt wurde, war es gut, auf das Recht der Jugend hinzuweisen; jetzt wird es fast nöthig, der anmaßenden Jugend zu sagen, daß auch das Alter ein Recht hat.

Und so sei, außer dem Buche, auch der Mensch der Beachtung und Liebe der Leser empfohlen. Er vereinigt in sich Errungenschaften des Alters und Gaben der Jugend, er besitzt Weisheit und Erfahrung, lebendige Empfindung und Hoffnung, Güte und Vertrauen.

Ludwig Geiger.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Der gestirnte Himmel im Monat Mai.** Um die Mitte des Monats Mai, gegen 10 Uhr abends, stehen die bekannten Sternbilder des Perseus, des Fuhrmanns mit der hellen Capella, der Zwillinge und des Krebses tief am nordwestlichen Horizont, das Sternbild des Kleinen Hundes ist eben im Untergang begriffen. Im Westen steht noch etwas höher über dem Horizont das Sternbild des Löwen mit dem hellen Stern Regulus.

Im Süden erblicken wir das Sternbild der Jungfrau, deren hellster Stern, die Spica, eben den Meridian passirt.

Digitized by Google

In halber Höhe zwischen der Jungfrau und dem Zenithpunkt, schon sehr nahe dem Meridian, steht das Sternbild des Bootes mit dem Stern erster Größe Arkturus; nur wenig nördlich vom Zenith steht ferner der Große Bär, dessen mittlerer Schwanzstern (der dreifache Stern ζ Ursae maj.) ebenfalls gerade durch den Meridian geht.

Im Südosten, in geringer Höhe über dem Horizont, steht das Sternbild der Schlange, im Osten, schon ziemlich hoch, die nördliche Krone und das Sternbild des Herkules, dessen hellster Stern α Herculis nicht nur sowohl hinsichtlich seiner Helligkeit, als auch hinsichtlich seiner Farbe veränderlich, sondern auch ein schöner Doppelstern ist, indem der gelbe Hauptstern (dritter bis vierter Größe) einen intensiv blauen Begleiter sechster Größe besitzt. Ferner ist das Sternbild des Herkules ausgezeichnet durch den berühmten, glänzenden Sternhaufen, den Halley bereits im Jahre 1714 entdeckt hat. Dieser dem freien Auge als Nebel erscheinende Sternhaufen besteht aus 5000 bis 6000 Sternen zwölfter bis zwölfter Größe, die auf einem nahezu kreisrunden Raum von 7 bis 8 Bogenminuten Durchmesser zusammengedrängt sind.

Tief am östlichen Horizont erblicken wir das Sternbild des Schlangenträgers, das Sternbild des Skorpions mit dem Stern erster Größe Antares (Gegen-Ares oder Gegen-Mars, weil er wie Mars mit intensiv rothem Licht leuchtet) ist dort eben aufgegangen. Antares ist ein schöner Doppelstern, der feuerrothe Hauptstern besitzt in 3″ Abstand einen schwächeren Begleiter von blauer Farbe, der besonders bei den Bedeckungen durch den Mond, von denen Antares viel häufiger, als irgendein anderer heller Fixstern betroffen wird, sehr gut beobachtet werden kann.

Im Nordosten steht das Sternbild der Leier mit der hellen Wega schon ziemlich hoch, etwas tiefer steht unter ihr das eben aufgegangene Sternbild des Adlers mit dem hellen Stern Atair und ferner, mehr gegen Norden hin, das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb.

Die nur in sehr dunklen Nächten sichtbare Milchstraße zieht im flachen Bogen vom Skorpion im Osten zwischen Adler und Leier hindurch zur Cassiopeja hin, die tief am nördlichen Horizont steht.

Die Sonne kulminirt in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe 57°, am Ende desselben nahezu 64°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlauf des Monats Mai um 129,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnenhalbmessers von 15′ 51.9″ auf 15′ 46.2″ zur Folge hat. Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang		Untergang	
1.	4 h 59 m	vorm.	7 h 24 m	nachm.
8.	4 48	„	7 34	„
15.	4 38	„	7 43	„
22.	4 30	„	7 52	„
31.	4 21	„	8 2	„

Die Länge des Tages nimmt demnach während des Monats Mai um 1 Stunde 16 Minuten zu und beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 41 Minuten.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

6. Mai	8 h	früh	Vollmond
7. „	10	abends	Erdnähe
12. „	11	nachts	Letztes Viertel
20. „	2	nachm.	Neumond
23. „	10	vorm.	Erdferne
28. „	6	abends	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind:

Mai	Aufgang		Untergang	
1.	1 h 55 m	nachm.	2 h 24 m	nachts
8.	10 54	nachts	5 52	früh
15.	2 1	nachts	2 38	nachm.
22.	5 20	früh	10 4	nachts
31.	3 16	nachm.	1 23	nachts.

Am 7. Mai, abends 7 Uhr, wird Antares, der hellste Stern im Skorpion, vom Monde bedeckt. Von besonderem Interesse ist aber die am 22. Mai abends stattfindende Bedeckung des Planeten Venus durch den nur als feine Lichtsichel am Abendhimmel erscheinenden Mond. Der Eintritt der Venus erfolgt für München am dunklen Mondrand (im Positionswinkel von 146°) um 7 Uhr 55 Min., der Austritt am hellen Mondrand (im Positionswinkel von 239°, vom Nordpunkt des Mondes über Ost gezählt) um 8 Uhr 42 Min. mitteleuropäische Zeit.

Merkur bewegt sich bis zum 13. Mai noch rückläufig, von da ab rechtläufig im Sternbild des Widders. Seine Entfernung von der Erde erreicht für dieses Jahr ihr Minimum am 3. Mai mit 11.3 Millionen Meilen, sie nimmt dann wieder rasch zu und beträgt am Schluß des Monats 17.6 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser der Merkurscheibe beträgt am Anfang des Monats 12.0″, am Ende desselben 7.6″. Am 1. Mai steht Merkur in unterer Konjunktion mit der Sonne, am 3. Mai geht er durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, erreicht am 13. Mai seine größte Entfernung von der Sonne (Aphel) und am 28. Mai seine größte westliche Elongation mit 24° 45′. Merkur bleibt fast während des ganzen Monats der Sonne so nahe, daß er dem unbewaffneten Auge unsichtbar bleibt, erst gegen den Schluß des Monats, wo er etwa 1 Stunde vor der Sonne aufgeht, wird er für kurze Zeit als Morgenstern sichtbar sein.

Venus geht in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Stiers in das der Zwillinge. Ihr Abstand von der Erde beträgt am 1. Mai 32.3, am 31. Mai 29.7 Millionen Meilen, dem entsprechend vergrößert sich der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 92 Hundertsteln beleuchteten Scheibe von 10.6″ auf 11.4″. Am 22. Mai wird Venus, wie schon oben näher angegeben wurde, vom Monde bedeckt, am 28. Mai erreicht sie ihre größte Sonnennähe (Perihel). Venus wird, da sie durchschnittlich erst 2¼ Stunden nach der Sonne untergeht, während des ganzen Monats als glänzender Abendstern am westlichen Himmel sichtbar sein.

Mars ist rechtläufig im Sternbild der Fische; am 1. Mai ist er 40.6, am 31. Mai 38.5 Mill. Meilen von der Erde entfernt. Der scheinbare Durchmesser seiner zu 94 Hundertsteln beleuchteten Scheibe wächst vom Anfang bis zum Ende des Monats von 4.6″ auf 5.0″. Am 2. Mai überschreitet Mars den Himmelsäquator, besitzt also fortan nördliche Deklination; am 17. Mai kommt er in Konjunktion mit dem Monde. Mars geht durchschnittlich 1¾ Stunden vor der Sonne auf, er wird demnach in den frühen Morgenstunden am östlichen Himmel für einige Zeit sichtbar sein.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau bis zum 28. Mai fort, von welchem Tage an er rechtläufig wird. Seine Entfernung wächst im Laufe des Monats von 93.6 auf 101.4 Mill. Meilen, sein scheinbarer Durchmesser sinkt gleichzeitig von 38.2″ auf 36.2″. Am 3. und am 30. Mai kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 18. Mai erreicht er seine größte nördliche heliozentrische Breite. Jupiter geht durchschnittlich erst 2 Stunden vor Sonnenaufgang unter, ist also fast die ganze Nacht hindurch als hellglänzender Stern am Himmel (in den Abendstunden am östlichen Himmel) sichtbar.

Saturn setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers noch bis zum Ende des Monats fort; er nähert sich im Verlauf des Monats der Erde um 2.6 Millionen Meilen und erreicht am 30. Mai, an welchem Tage er in Opposition zur Sonne steht, für dieses Jahr seine größte Erdnähe mit 182 Millionen Meilen Abstand.

Die Opposition, im allgemeinen die günstigste Stellung für die Beobachtung von Planeten, ist wegen des verhältnismäßig tiefen Standes des Saturn nicht sehr günstig; der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 17.0″. Saturn geht um die Mitte des Monats gegen 9 Uhr abends auf und ist von da an, leicht kenntlich an seinem ziemlich hellen, blaßgelben Licht, am südöstlichen Himmel sichtbar.

Wie der Durchmesser des Saturn selbst, so erreichen auch die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes in diesem Monat Maximalwerthe: Die große Achse desselben mißt Ende Mai (nach Bessel) 41.64, die kleine Achse 18.17 Bogensekunden.

Der Komet Perrine (1898 b) ist im Sternbild der Cassiopeja die ganze Nacht hindurch sichtbar; doch ist seine

Digitized by Google

Helligkeit nunmehr auf die Hälfte der Entdeckungshelligkeit, also etwa auf die eines Sternes achter Größe herabgesunken, so daß er mit unbewaffnetem Auge nicht mehr wahrgenommen werden kann.

Während des ganzen Monats sind ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle zu beobachten, deren scheinbare Ausstrahlungspunkte die hellen Sterne β und ε in der Waage bilden.

* **Weimar.** Die Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft findet am Samstag, dem 4. Juni, vormittags 10½ Uhr, im Saale der „Erholung" mit folgender Tagesordnung statt: 1. Erstattung des Jahresberichts; 2. Festvortrag des Prof. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf über „Pandora"; 3. Ablegung der Jahresrechnung (Kammerzienrath Dr. Moritz); 4. Bericht über die Goethe-Bibliothek (Geh. Hofrath Dr. Saphaa); 5. Bericht über das Goethe-National-Museum (Geh. Hofrath Dr. Ruland); 6. rechtzeitig angemeldete Anträge. Freitag, 3. Juni, 10½ Uhr vormittags, ist Vorstandssitzung im Witthums-Palais, Freitag Abend im Hoftheater Aufführung von Schillers „Räuber" (Franz Moor: Hr. Joseph Lewinsky, Hofschauspieler aus Wien). Freitag sind zu besichtigen: das Goethe-National-Museum, das großherzogliche Museum, das Goethe- and Schiller-Archiv und die Dichterzimmer im Schloß. Samstag, 3½ Uhr nachm., findet ein Festmahl im Erholungssaale statt, abends 7½ Uhr im Hoftheater Recitation Goethe'scher und Schiller'scher Balladen durch Hrn. Hofschauspieler Lewinsky, mit Musik eingeleitet and geschlossen.

§ **Eisenach,** 1. Mai. Der von uns im vergangenen Winter gemeldete Münzenfund in einem Garten aan Eisenach beschäftigte kürzlich die Numismatische Gesellschaft in Berlin. Professor Berwarn besprach den sehr wichtigea Fund, der unter einigen hundert Händleinspfennigen 28 Stempel, Brakteaten in mehreren hundert Stücken, darunter 26 bisher unbekannte, enthielt. Die Vergrabungszeit wird durch Brakteaten der Aebte Berthald IV. und Werkwerth von Fulda auf etwa 1290 bestimmt, sie fällt also in die Epoche der Kämpfe der Meißener Landgrafen untereinander und mit König Adalf. Die meisten Stücke sind landesgräflichen Schlags und zeigen theils den reitenden Landgrafea, theils den thüringischen Helm, theils den thranenden Herrn. Mehrere von ihnen nennen auch die Münzstätten Gatha und Eisenach. Einige wenige Stücke gehören den Herren von Salza an, einer mit der Aufschrift HERSTVN um ein Helmkleinod ist vorläufig noch nicht gedeutet. Ja der Besprechung des Vortrags wurde auf die große Bedeutnag des Fundes hingewiesen, der einmal die thüringischen Reihen um eine große Anzahl auch ia ihren Darstellungen interessanter Stücke bereichert, aber auch wegen der mitgefundenen Häbleinspfennige wichtig ist, deren erster Ursprung hienach früher anzusehen ist, als man allgemein annahm.

* **Kiel.** Ein Kamitee, dessen erster Vorsitzender der Dichter Klaus Groth ist, erläßt jweden einen Aufruf zur Begründung, resp. Erweiterung einer Friedrich Hebbel-Stiftung. Die hohbetagte Gattin des Dichters, Frau Christine Hebbet hat schon var mehreren Jahren, in wehmüthiger Erinnerung an den rauhen Pfad, dea Friedrich Hebbel emporklimmen mußte, beaor ihn ein bescheidenes Lebensglück erfreute, den Grundstack zu dieser Stiftung für unbemittelte Künstler, in erster Linie Dichter aus dem Land Schleswig-Holstein, mit Ausetzung eines Kapitals voa 3000 M. gelegt. Der Vorstand, dem Frau Christine Hebbel die Verwaltung der von ihr gegründeten Stiftung übertragen hat, hofft bestimmt, daß es recht bald gelingen werde, das in so hachherziger Weise geschenkte Kapital auf eine, der Provinz und des Namens Hebbet würdige Höhe zu bringen. Sind doch bis jetzt in Schleswig-Holstein, aus dem in den letzten Jahrzehnten nicht wenig rüstig strebende, tüchtige Talente auf allen Gebieten der Kunst hervargegangen sind, Stiftungen, welche dieselben oder ähnliche Zwecke verfolgen, kaum vorhanden. Die Stiftung hat ihren Sitz in Kiel, und solange Frau Christine Hebbet tebt, ist der Vorstand an ihre Zustimmung bei der Wahl des zu Unterstützenden gebunden. Die Unterstützung, die am 18. März, dem Geburtstag Friedrich Hebbets, ausgezahlt wird, wird aus dea Zinsen des Vermögens der Stiftung gewährt. Diese Verwendung der Zinsen beginnt aber erst, wenn das Kapital eine Höhe voa 30,000 Mark erreicht hat.

* **St. Petersburg.** Die zur Aufsuchung des Dr. Andree aas Stockholm entsandte, aus den Daktoren Stadling und Nilsoa, sowie dem Ingenieur Frenkel bestehende Expeditioa ist hier eingetroffen. Sie begibt sich über Irkutsk, Tomsk nnd Jenisseisk an die Küste und auf die Inseln des Eismeeres. Die russische Regierung wies die sibirischen Behördea an, die Bemühungen der Expedition kräftig zu unterstützen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Statistica delle cause di morte nell' anno 1896. Ministerio di Agricoltura, Industria e Commercio; Direzione Generale della Statistica. Roma 1897. — Karl Ptaack: Fußlümmelei. Ueber Stauchhnllspiel und englische Krankheit. Stuttgart, Wilhelm Kohlhammer 1898. — Professor Dr. S. Ruge: Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco da Gama 1497/98. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Nebst zwei Karten. Dresden, v. Zahn u. Jänsch 1898. — Dr. Karl Bücher: Die Wirthschaft der Naturvölker. Vortrag gehalten ebendort. Ebd. — Dr. Paal Oertmaan: Volksrecht und Gesetzesrecht. Ebd. — Hago Diackelberg: Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen, Regeat des Herzagthums Braunschweig. Altenburg, Stephan Geibel 1898.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Soeben erschienen:

Hegels Leben, Werke und Lehre

von **Kuno Fischer.**

(Geschichte der neuern Philosophie. Jubiläumsausgabe. VIII. Band.)

1. Lieferung. 8°. brosch. 3 M. 60 Pf.

Dieser längst erwartete Band erscheint auf Wunsch zunächst in Lieferungen. Die Käufer der 1. Lieferung verpflichten sich zur Abnahme des ganzen Bandes.

Die Weltgeschichte in einem übersichtlichen in sich zusammenhängenden Umriß

für den Schul- und Selbstunterricht

von **Dittmar-Abicht.**

— Dreizehnte Auflage. —

1. Teil (Alte Geschichte) mit 3 Karten, 8°. brosch. 2 M. 2. Teil (Mittlere und neue Geschichte) mit 4 Karten, 8°. brosch. 3 M. In Leinwd. geb. 5 M.

„Dies Lehrbuch ist fast bei jeder neuen Auflage mit gebührender besonderer Anerkennung im Pädagog. Jahresbericht hervorgehoben, da es dieser Auszeichnung durch den Geist, der in dem Ganzen waltet, wie durch die Tüchtigkeit der Bearbeitung des Stoffs sich in hohem Grade wert macht. Es ist ein überaus hervorragendes Geschichtslehrbuch voll Mark und Leben." (Pädag. Jahresber.)

Isländische geistliche Dichtungen des ausgehenden Mittelalters.

Herausgegeben von **B. Kahle.**

8°. brosch. 4 M.

Oberrheinische Stadtrechte.

Herausgegeben von

der Badischen Historischen Kommission.

I. Abteilung: Fränkische Rechte. Heft IV:

Miltenberg, Obernburg, Hirschhorn, Neckarsteinach, Weinheim, Sinsheim und Hilsbach.

Bearbeitet von

Richard Schröder und Karl Köhne.

Lex.-8°. brosch. nn. 6 M. (16075)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 4. Mai. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Redeefticht.

Die deutsche Sprache im belgischen Senat. Von Prof. Heinrich Bischoff. — Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen. II. Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Sprache im belgischen Senat.

Von Prof. Heinrich Bischoff in Lüttich.

Die Erörterung über den Gesetzentwurf, den amtlichen Gebrauch der vlämischen Sprache betreffend, ist soeben im belgischen Senat durch die Annahme dieses Gesetzes mit 47 gegen 39 Stimmen nnd 3 Enthaltungen angenommen worden. Die deutsche Sprache hat auch in der Diskussion des Senats eine bedeutende Rolle gespielt. Wie im Abgeordnetenhause von Hrn. Lorand,[1]) ist im Senat von Hrn. Simonis, Senator für Verviers, auch ein Wallone, der Antrag eingebracht worden, die deutsche Sprache ganz auf denselben Fuß wie die vlämische zu stellen. Dieser Antrag war durch zahlreiche Bittschriften der Deutsch-Belgier unterstützt. Die Massenpetition der deutschen Bevölkerung Belgiens zugunsten ihrer Muttersprache ist über alle Erwartung gelungen. Jedes einzelne deutsche Dorf hatte eine Bittschrift an den Senat eingereicht.

Auf diese Bittschriften des deutschen Volkes stützte sich der Senator Simonis, selbst ein Gegner des Gesetzentwurfs, um aus denselben ein Argument gegen letzteren zu ziehen. Die Deutsch-Belgier, sagte er, bekennen in ihren Petitionen, daß sie keine Ursache zur Klage hatten, solange der Grundsatz einer einzigen amtlichen Sprache aufrechterhalten wurde. Hiemit geben die Deutsch-Belgier den Vlamen eine gute Lektion. Waren sie mit der Lage, die man jetzt abändern will, zufrieden, weßhalb sind die Vlamen es denn nicht? Ihre Lage ist doch ganz dieselbe. Da man aber jetzt der vlämischen Sprache Vorrechte einräumen will, so verlangen die Deutsch-Belgier dieselben Vorrechte für ihre Sprache. Mit Recht erheben sie in ihren Bittschriften Einsprache dagegen, daß sie nach Annahme dieses Gesetzes einzig und allein von den Rechten ihrer wallonischen und vlämischen Mitbürger ausgeschlossen wären, eine Ausnahme innerhalb der belgischen Nation bilden würden. Ich finde, daß sie vollkommen recht haben und bringe zu ihren Gunsten dieselben Verbesserungsvorschläge ein, die in der Kammer eingereicht worden sind. Als der Präsident an den Senat die Frage stellte, ob diese Anträge unterstützt seien, rief man von verschiedenen Seiten „ja, ja", und so wurden dieselben dann gedruckt und mit in die Diskussion aufgenommen.

Dieselben fanden auch außer Hrn. Simonis noch fünf beredte Vertheidiger. Vertreter aller Parteien vereinigten sich, um dieselben zu unterstützen. Der liberale Senator von Lüttich, Hr. Dupont, wies auf die Bewegung in der deutschen Presse Belgiens[2]) hin, welche die amtliche Anerkennung der deutschen Sprache aus denselben Gründen, wie die Vlamen die der ihrigen, energisch forderte. Sei der vlämische Gesetzentwurf auf ein Prinzip gegründet, wie die Vlamen behaupteten, so müsse man dieses Prinzip auch auf die Deutsch-Belgier ausdehnen. So sei man folglich zu der Nothwendigkeit gezwungen, drei Sprachen den amtlichen Charakter zu verleihen, was eine ganz unentwirrbare Situation mit sich bringen würde.

Aehnlich sprachen sich die HH. Otlet und Orban de Xivry, Senatoren der Provinz Luxemburg, aus. „In einem freien Lande," sagte u. a. Hr. Otlet, „darf ein Theil der Nation, so klein er auch sei, nicht unterdrückt werden. Die Deutsch-Belgier werden in Ihrer (d. h. der Vlamen) Weigerung, das Recht ihrer Muttersprache anzuerkennen, eine Gewaltthätigkeit sehen. Die Wunde, die Ihr ihnen schlagen wollt, wird blutend bleiben." Und Hr. Orban de Xivry rief den Vlamen zu: „Die Deutsch-Belgier sind viel gescheiter als Sie. In richtiger Anerkennung, daß das neu einzuführende Prinzip schwere nnd gefährliche Folgen für das gemeinsame Vaterland haben kann, haben sie sich weislich enthalten, die amtliche Gleichstellung ihrer Muttersprache zu verlangen, solange man dieses Vorrecht nicht ihren vlämischen Brüdern zuerkannt hatte. Die Bittschriften der deutschen Bevölkerung sind für uns eine weise Mahnung. Zwar ist sie nicht so zahlreich, wie die vlämische, aber die Zahl macht nicht das Recht aus und wir dürfen ihnen die verlangte Befriedigung nicht verweigern."

Der einzige Vlame, der den Muth hatte, sich von seinen Rassenbrüdern zu trennen und konsequent zu sein, war Hr. Surmont de Volksberghe, leider auch ein Gegner des Sprachgesetzes, dessen Opposition schon bei der ersten Lesung desselben im vorigen Jahre so viel Staub aufgewirbelt und die Vlamen so in Harnisch gebracht hatte. „Man spricht," sagte Hr. Surmont de Volksberghe, „in dieser Diskussion immer von Prinzipien. Aber weßhalb ist man denn nicht konsequent? Wenn dieses Gesetz eine Prinzipienfrage ist, weßhalb weigern Sie sich denn, dieses Prinzip auf die Deutschen anzuwenden? Ein Prinzip ist ein Prinzip, und sobald Sie es annehmen, müssen Sie alle Folgen desselben annehmen. Sie schrecken vor diesen Konsequenzen zurück, weil Sie wohl fühlen, daß Sie sich vor unlösbaren Schwierigkeiten befinden."

Unter allen Vertheidigern der Rechte der Deutsch-Belgier befand sich nur ein einziger, der zugleich für die vlämische Vorlage eintrat. Es war dies der sozialdemokratische Senator Picard. Aus der Thatsache, daß die Gegner des Gesetzes einen Antrag zugunsten der deutschen Sprache einbrachten, zog er ein Argument für die Forderung der Vlamen. Das Prinzip der Gesetzvorlage sei so schön, so gerecht, daß selbst die Gegner derselben dieses Prinzip anerkennen müßten, gerade indem sie dasselbe erweitern und auf die Deutsch-Belgier ausdehnen wollten. Für diese Erweiterung trat Hr. Picard in beredter Weise ein. Die Furcht vor allzu großen Verwicklungen suchte er

[1]) S. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 79 d. J.

[2]) Es erscheinen nämlich in Belgien drei Zeitungen in deutscher Sprache: die „Arloner Zeitung", „Das Freie Wort" und „Die Fliegende Taube".

Digitized by Google

durch den etwas idealen Grund zu verscheuchen, die Zukunft lehre immer, daß, wenn es sich darum handle, ein Werk der Gerechtigkeit auszuführen, die Besorgniß über die möglichen fatalen Folgen desselben eine unnöthige gewesen. Er wisse nicht, führte dann Hr. Picard weiter aus, aus welchen Beweggründen die HH. Simonis und Konsorten den deutschfreundlichen Antrag eingebracht. „Geschah dies wirklich, um den Deutsch-Belgiern ihr Recht zu sichern, oder geschah es nur, um uns einen Hemmschuh anzulegen? Ich sehe nur eins: das Prinzip der Gleichheit und Gerechtigkeit, worauf dieser Antrag sich stützt, und ich bitte den Senat, dieses Prinzip zu ehren und konsequent und energisch durchzuführen."

Es war ein Unglück für den deutschfreundlichen Antrag, daß derselbe, mit der einzigen Ausnahme des Hrn. Picard, von Feinden der vlämischen Forderungen vertheidigt wurde. Mit der Vertheidigung der 50,000 Deutsch-Belgier verbanden die Unterzeichner des Antrags Simonis eine Bekämpfung der Ansprüche der 3,500,000 Vlamen. Ihr Verhalten war leider ebenso unlogisch wie das der deutschfeindlichen Vlamen. Die meisten dieser Herren unterstützten die Forderungen der Deutsch-Belgier übrigens nur vorwiegend aus Wahlrücksichten. Die von den HH. Simonis, Otlet und Orban de Xivry vertretenen Wahlkreise schließen nämlich eine beträchtliche Zahl Deutsch-Belgier in sich. Sie vertheidigten nur die speziellen Interessen ihrer Wähler. Es lag folglich auf der Hand, daß die Vlamen in dem Antrag Simonis nur eine gegen sie gerichtete Kriegsmaschine sahen. Hr. Picard hatte dies bereits angedeutet, und der vlämische Senator Hr. Roberti sprach es offen aus: „Ist die deutsche Bewegung wirklich aus eigenem Antriebe erwachsen? Wenn es so ist, so gebe ich ihr alle Ehre. Ist dieselbe aber nicht vielmehr von Feinden der vlämischen Bewegung angezettelt, die unter dem Deckmantel einer verspäteten Forderung einen Kriegszug gegen uns Vlamen verbergen? Ist sie nicht eine Seepetarde, die bestimmt ist, das vlämische Kriegsschiff im Hafen zu sprengen?" Herr Roberti macht hier eine schlimme Verwechslung zwischen den Führern der deutschen Bewegung, die ohne feindliche Absicht gegen ihre vlämischen Brüder nur die Hebung ihrer Muttersprache im Auge haben und den gelegentlichen Vertheidigern der Deutsch-Belgier im Senat, deren Beweggründe vielleicht nicht die nämlichen sind. Einen deutschen Vertreter ihrer Interessen besitzen die Deutsch-Belgier nämlich augenblicklich weder im Senat, noch im Abgeordnetenhaus.

Die vlämischen Senatoren haben überhaupt den deutschfreundlichen Antrag nur schwach bekämpft. Hr. Léger, Senator für Gent, behauptete, die Zahl der deutsch redenden Belgier sei im Abnehmen begriffen, welches Argument sofort von Hrn. Tournay durch folgende unanfechtbare Statistik entkräftet wurde.

Es gab laut dem statistischen Jahrbuch vom Jahre 1897 in Belgien deutsch sprechende Einwohner:

im Jahre	
1846	34,060
1866	62,395
1880	91,037
1890	134,009 *)

Hr. Descamps-David, Senator für Löwen, sprach das einzige vernünftige Argument gegen den Antrag aus. „Wir befinden uns vor einer neuen, ungenügend aufgeklärten Lage. Es wäre unvorsichtig, dieses Gesetz durch Annahme des Antrags Simonis noch mehr zu komplizieren. Mein Votum dagegen hat nicht seinen Grund in einem Mangel an Wohlwollen gegen die deutsche Bevölkerung unsres Landes, es will selbst nicht entscheiden über die Lösung, welche der Frage in Zukunft gegeben werden könnte." Nicht nur ließ Hr. Descamps-David eine spätere Zufriedenstellung der Deutsch-Belgier ahnen, sondern er zog auch die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Gerechtigkeit gewisser Forderungen derselben und schloß seine Rede mit der captatio benevolentiae: die Vlamen seien von den besten brüderlichen Gesinnungen gegen die Deutsch-Belgier beseelt.

Endlich erachtete es nun auch die Regierung der Mühe werth, sich über die deutsch-belgische Frage auszusprechen. Der Justizminister Begerem beantragte die Verwerfung des deutschfreundlichen Vorschlages, weil die Anzahl der Deutsch-Belgier zu klein sei und weil man bis jetzt nie, weder in administrativer noch gerichtlicher Hinsicht, Rücksicht auf sie genommen.

Nicht alle Gegner des Gesetzes wollten sich des Antrags Simonis als einer Kriegsmaschine gegen die Vlamen bedienen. Der frühere liberale Justizminister Vara repräsentirte denjenigen Theil derselben, die vor allem konsequent bleiben wollten. „Ich bin," sagte er, „ein Gegner des Prinzips dieses Gesetzes und kann deßhalb nicht für eine Erweiterung desselben, welche der Antrag Simonis in sich schließt, stimmen."

Die Wallonen haben die günstige Lage, welche der Antrag Simonis ihnen bot, nicht auszubeuten gewußt. Hätten sie sich alle wie ein Mann vereinbart, für den Antrag zu stimmen, so wäre derselbe mit Hülfe von ein paar vlämischen Stimmen, welche die Stellungnahme des Hrn. Surmont de Volsberghe ihnen sicherte, angenommen worden. Einzelne Paragraphen des Gesetzes sind nämlich nur mit vier Stimmen Mehrheit durchgegangen; mehrere Gegner des Gesetzes waren übrigens abwesend. Somit hätten die Wallonen den Vlamen den denkbar besten Streich gespielt und durch die großen Schwierigkeiten und Verwicklungen, welche die Folge dieser Annahme gewesen, die ganze vlamische Bewegung arg kompromittirt. Dieselbe Zweistellung, wie sie die wallonischen Senatoren den deutschen Forderungen gegenüber angenommen, ist übrigens auch in der französischen Presse Belgiens zutage getreten. Während ein Theil derselben die deutsche Bewegung aus politischer Klugheit unterstützte, wurde sie von dem anderen Theil verspottet. Die Wallonen haben sich wieder einmal als schlechte Politiker erwiesen; es soll hiemit kein Tadel ausgesprochen, sondern nur eine Thatsache konstatirt werden.

Die lange Debatte über den Antrag Simonis lief im Senat dahin hinaus, daß derselbe durch Sitzenbleiben und Aufstehen verworfen wurde.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß die Reden der vlämischen Senatoren gegen den Antrag sich vor denen der vlämischen Abgeordneten durch eine viel größere Mäßigung und Vernünftigkeit auszeichnen. Von allen den Unwahrheiten und Abgeschmacktheiten, die im Abgeordnetenhaus gegen den Antrag Lorond sind vorgebracht worden, wurde im Senat keine einzige mehr wiederholt. Es gereicht dieses dem belgischen Senat zur Ehre.

Die Wallonen haben dem König der Belgier eine Petition eingesandt mit der Bitte, dem Sprachgesetze seine Genehmigung zu versagen. Die Deutsch-Belgier werden diesem Beispiele folgen.

Es ist gewiß nicht zu hoffen, daß der König die Deutsch-Belgier erhören wird. Daß sie aber die Mißachtung ihrer Rechte nicht ohne feierliche Einsprache vorübergehen lassen, ist eine erfreuliche Thatsache. Uebrigens wird die ganze Bewegung höchst wahrscheinlich in nächster Zeit die Folge haben, daß man den Deutsch-Belgiern in Zukunft nur noch deutsche Beamte, deutsche Lehrer und deutsche Richter senden wird, und das ist allerdings vorderhand wichtiger, als daß die belgischen Gesetze in deutscher Sprache erlassen werden.

*) Die Zahl der deutsch sprechenden Bewohner Belgiens darf nämlich nicht mit derjenigen der eigentlichen Deutsch-Belgier verwechselt werden.

Durch die Ereignisse der letzten Tage haben sich auch die lauesten Deutsch-Belgier für ihre Muttersprache erwärmt, die deutsche Bewegung hat dadurch den mächtigsten Anstoß erhalten. Die deutsche Bevölkerung der Provinz Lüttich war bis jetzt noch nicht organisirt. Nun soll auch dort eine lokale Abtheilung des Aveler deutschen Vereins gegründet werden. In einer großen Versammlung am Vorabend der bevorstehenden Wahl in Verviers wollen die Deutschen der Provinz Lüttich die verschiedenen Kandidaten vor sich laden und ihnen nur ihre Stimme geben, wenn sie das förmliche Versprechen ablegen, für die deutschen Forderungen einzutreten.

Der Aufschwung, den die deutsche Bewegung hierzulande in diesen Tagen nimmt, ist ein ganz ungeahnter. Die Regierung und die Blamen sind noch lange nicht mit den Deutsch-Belgiern fertig und mit froher Zuversicht können diese in die Zukunft blicken.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen.

Von C. Hahn (Tiflis).

II.

Wie bekannt, haben die Chewsuren ihre eigene Hierarchie,[1]) an deren Spitze die sogenannten Decanossen stehen, welche lebenslänglich gewählt werden. Sie sind nicht besoldet, erhalten aber bei den Festen von jedem Schaf, das sie schlachten, das Fell und ein Vorderbein. Da an einem Feste oft mehrere Hundert Schafe geschlachtet werden, so ist ihr Einkommen keineswegs gering. Zwar hat jede Gesellschaft ihren Decanossen, aber die angesehensten sind die von Gudani und Chachmati (früher auch von Schatil). Nachdem im Sommer Anfang Juli das zwei Wochen dauernde Fest gefeiert ist, ziehen die Decanossen durch das Land und hinüber zu ihren Nachbarn, den Tuschen und Pschawen, wo sie mit großer Ehrfurcht aufgenommen werden. Vernehmen wir hierüber den offiziellen Bericht eines russischen Geistlichen aus der grusinischen Zeitung „Mzkemsi" (Der Hirt) vom Jahre 1884, in welchem derselbe darzuthun sucht, daß die Chewsuren noch Götzendiener seien. Wir lesen da: Im Juli ziehen die Decanossen im Land herum, sie tragen Stöcke von ca. 1 Faden Länge mit einer speerartigen Spitze, unterhalb derselben hängt eine kleine silberne Kugel, noch tiefer kleine Glocken und farbige Tücher. Diese Stöcke, „Droschi" genannt, halten die jüngsten Decanossen. Der älteste Decanoß hat auf der Brust eine Menge Kettchen, an welchen silberne Kreuzchen hängen, auch verschiedene kleine Geldstücke, silberne Kugeln, Medaillen u. s. w. und in der Mitte der Brust glänzt ein großes Archimandritenkreuz mit dem Bild des Erlösers, seine rechte ausgestreckte Hand hält ein in ein Tuch gewickeltes großes silbernes Kreuz, mit einem ordinären Stein geschmückt. Das Kreuz endet in eine silberne Kugel. In der linken Hand trägt er eine Art Bischofsstab, dessen oberer Theil eingebogen und mit einer adlerartigen Verzierung geschmückt ist. An dem Stabe hängen Tücher, ähnlich wie am Stabe der russischen Oberpriester. Von allen Dörfern strömt das Volk der Prozession entgegen und empfängt sie feierlich. Zu Mittag wird ein Schaf geschlachtet, das Blut in einem Gefäß aufgefangen, mit dem Blut den Anwesenden die Stirne kreuzweise bezeichnet und das Volk besprengt. Dann wird gegessen und getrunken und die Prozession geht weiter, voran der jüngste Decanoß, mit einem Glöckchen läutend, dahinter der älteste Decanoß, auf den Stab gestützt. Sobald die Prozession sich einem Heiligthum nähert, werden Lichter angezündet und das Gebet beginnt, indem die Decanossen die Hände in die Höhe halten. Das Gebet wird laut und vernehmlich gesprochen, so daß Alle es hören können. Es beginnt mit den Worten: „Ehre sei Gott! Ehre dem Mond! Ehre den Sternen!" Dann folgen einige Worte aus dem Vaterunser und aus dem Glaubensbekenntniß, darauf aber wieder solche Formeln, welche dem Geist der christlichen Kirche nicht entsprechen. Das dauert so mehrere Stunden, worauf ein Schaf geschlachtet und die Anwesenden mit Blut besprengt werden. Sodann treten diejenigen, in deren Haus im Laufe des Jahres Jemand gestorben ist, an einen Decanossen heran und bitten, den Verstorbenen aus der Hölle zu retten und ihm das Paradies zu verschaffen. Der Decanoß folgt sogleich den Hinterbliebenen zu Pferde, macht unterwegs verschiedenen Hokuspokus, z. B. wenn ein großer Stein im Weg liegt, befiehlt er ihn, umzukehren oder, an die Hinterbliebenen sich wendend, ruft er mit exaltirter Stimme: „Fliehet, fliehet von hinnen, sehet euch nicht um! ein böser Geist verfolgt euch!" Das lassen sich diese nicht zweimal sagen; sie laufen, was sie können und kommen ermüdet zum Bethaus (Nische). Dort findet sich auch der Decanoß ein, läuft um das Bethaus herum, murmelt einige unverständliche Worte vor sich hin und ruft dann plötzlich: „Erhebet eure Augen zum Himmel und sehet, dort, dort, wie die Seele des Verstorbenen eintritt in das Paradies." Darauf sammelt er in einem silberuen Gefäß (badia) milde Beiträge zu seinen Gunsten (oft 10 bis 20 Rbl.). Diese Decanossen veranlassen auch die Tuschen, daß die Wöchnerinnen zu jeder Jahreszeit, selbst im strengsten Winter, in einer Hütte im Freien gebären müssen. Ebenso lassen sie Schwerkranke und Sterbende auf den Hof oder das Feld tragen und dort sterben, wodurch Manche umkommen, welche bei richtiger Pflege hätten gerettet werden können.

So weit der offizielle Bericht. Einmal, in den 80er Jahren, nahm ein russischer Pope den Decanossen ihre Embleme ab, welche sie, wie es hieß, „gern weggaben". Sie wurden ihnen aber später wieder zugestellt. Ich erzähle nun, was wir in Gudani gesehen, dank dem Umstand, daß wir den Chewsuren als Ausländer vorgestellt wurden, von denen sie nichts zu fürchten hätten. Man veranstaltete für uns einen feierlichen Aufzug, welcher sich von dem oberhalb des Dorfs befindlichen Heiligthum zu dem schon geschilderten, das unterhalb liegt, begab. Voran schritt im rothen Feiertagsgewand ein Mann mit einem Stab, an dem eine große Glocke befestigt war, welche bei jedem Schritt anschlug, ihm folgte der Träger des „Droschi", eines kurzen Stockes mit langer, nach oben gerichteter Eisenspitze, unter welcher zwei bunte Tücher angebunden waren. Darauf zwei „Mechate", d. i. Träger der heiligen Gefäße und der Decanoß mit einem krückenartigen Stock mit versilbertem Knauf, den Schluß bildeten drei andere Chewsuren in voller Rüstung mit Schwert und Panzer, Armschienen, Helm und Schild als Ehrenwache. Man marschirte im Gänsemarsch. Als der Zug angekommen war, begaben auch wir uns hinunter und besahen uns die Sache in der Nähe. Wir hatten, wie man uns gelehrt hatte, Wein mitgenommen, welchen wir in eine der hübschen silbernen, geweihten Schalen gossen, deren eine oberhalb des Henkels zwei taubenähnliche Figuren trug. Der Decanosse trank jedem von uns mit kurzem Spruche zu, worauf wir einzeln antworteten und Bescheid thaten. In die zweite Schale legten wir dabei einiges Silbergeld zum Nutzen des Heiligthums. Damit war die feierliche Zeremonie zu Ende. Jetzt zeigten die gepanzerten Ritter ihre Fechtkunst, indem sie niederknieten, sich hinter dem Schild

[1]) Obgleich sie als Christen gelten, haben sie doch ihre eigene Religion, ein seltsames Gemisch von Mosaismus, Christenthum, Islam und Heidenthum. Neben dem hl. Georg und andern Heiligen haben sie ihre heidnischen Götter; sie rasieren den Kopf, essen kein Schweinefleisch, haben Bigamie ꝛc.

Digitized by Google

zusammenkauerten und aufeinander mit scharfer Waffe loshieben. Der dritte Gepanzerte stand als Unparteiischer in einiger Entfernung. Nachdem sie gefochten, tanzten die Ritter uns noch etwas in der heißen Julisonne vor, ohne die Rüstung abzunehmen. Der Tanz ähnelt der grusinischen Lesghinka. Damit war die Vorstellung zu Ende. Es sei hier noch einiges über die Rüstung der Chewsuren hinzugefügt. Der Helm (tschatschkari) besteht aus einer silberplattirten tellerähnlichen Platte, von welcher ringsum ein Kettennetz herabhängt, das Gesicht, Hals und Nacken schützt. Das mit kurzen Aermeln, an welche sich Armschienen anschließen, versehene Panzerhemd reicht bis zum Oberschenkel, es ist aus Eisendraht geflochten. Ein ähnliches Netz bedeckt die vordere Seite der Beine und die obere Fläche des Fußes. Ein kleiner runder Schild aus Leder mit Eisenbeschläg, ein großer Dolch und ein wenig gekrümmter Säbel,[1]) sowie die Schlagringe „Sazeruli" mit ihren scharfen Zacken vollenden die Ausrüstung. Spieße und Feuerwaffen werden selten getragen. So lange die Blutrache noch im Schwange war, trug der Chewsure, sobald er das Dorf verließ, sein Panzerhemd, welches sein Stolz und Ehrenkleid war; auch war es Sitte, solches den Verstorbenen bis zu ihrer Beisetzung anzuziehen, damit sie würdig im Jenseits erscheinen.

Im Vertrauen auf ihre gute Rüstung und ihr scharfes Schwert haben die Chewsuren wohl im Unterschied von ihren Nachbarn, den Tuschen, welche zum Schutz gegen die plötzlichen Ueberfälle der Lesghier ihre Dörfer stark befestigten und mit festen Thürmen versahen, nur an sehr wenig Orten Befestigungen angelegt. Solche habe ich eigentlich nur in Biso und in Schatil am Argun gesehen. Abgesehen davon, daß sie weniger exponirt waren, weist dieser Umstand auf den offensiven Charakter der Chewsuren hin, welcher auch in früheren Zeiten nicht abgeneigt war, Raubzüge gegen benachbarte Völker zu unternehmen und das Recht des Stärkeren allenthalben walten zu lassen. Noch erzählen die Alten an langen Wintertagen der Jugend zur Nacheiferung von den Heldenthaten, resp. Raubzügen, der Väter, ihre Recitationen mit dem Klang einer Art Guitarre, dem dreisaitigen „Pandur" begleitend. Ein solches Lied mag hier Raum finden:

Adler! Adler! Euer Samen ist besser als alle Samen,
Die Vögel müssen euch beneiden.
Ihr habt einen Fasanen gefangen,
Ihr bringt ihn, ihn den Herren zu zeigen.
Einen Knopf aus Metall werden sie euch schenken,
Damit er klinge an eurem Halse.
Dein Vater hat Löwen und Panther und andere Thiere erlegt,
Und du, sein Sohn, wirst, so du nur willst, Hirsche bringen,
Du holest sie ein und tödtest sie ohne Schwierigkeit.
Du bist unsre große Hoffnung, ein Thurm mit Kalk gebaut.
Ein Pfeil bist du, in Ossetien geschmiedet,
Und in der Stadt mit Channa gefärbt,
Ein Kaftan bist du aus Sammet, mit neun Knöpfen geknöpfet,
Ein Quell lebendigen Wassers, das fließet aus goldenem Rohr...

Zu den ritterlichen Uebungen des Chewsuren gehört auch das Reiten, der Wettlauf und das Steinschleudern. Bei der Leichenfeier angesehener Personen und auch sonst bei festlichen Gelegenheiten finden nach Art der olympischen Spiele förmliche Wettkämpfe statt. Die Sieger werden im Triumph auf den Händen nach Haus getragen, wo sie die Träger bewirthen. Was die edle Reitkunst anbelangt, so ist vor allem zu bemerken, daß ganz im Gegensatz zu dem Chic, welchen der Chewsure in Kleidung und Bewaffnung zur Schau trägt, seine Pferde wohl sehr ausdauernd, aber wenig ansehnlich sind. Ebenso ist die Ausrüstung des Pferds eine sehr kümmerliche, angefangen vom Zügel, welcher in der Regel aus einem einfachen Strick besteht, bis zum Steigbügel, der aus einer Weidenruthe geflochten ist. Aber kühne, verwegene Reiter sind sie, namentlich wenn sie von Schnaps und Bier etwas warm geworden sind und auf ihren halsbrecherischen Pfaden Wettrennen veranstalten, wobei sie sich an dem Schwanzriemen und der Mähne des Pferdes festhalten. Aufgesessen wird im Chewsurenland von der rechten Seite und das Pferd mit der rechten Hand gelenkt.

Es versteht sich von selbst, daß das heranwachsende Geschlecht, welches von früh an die Erzählungen von den Heldenthaten der Väter hört und sieht, wie hoch Tapferkeit, Gewandtheit und Muth gestellt werden, den Alten in allen Stücken nachzueifern sucht und sich früh in leiblichen Uebungen ausbildet. Vor allem muß der Knabe sein hölzernes Schwert und seinen weidengeflochtenen Schild, auch die Schlagringe (Sazeruli) handhaben lernen. Die Erziehung ist eine spartanisch strenge. In den ersten Jahren liegt sie ganz in den Händen der Mutter, welche das Kind mit der Brust nährt, bis die Zähne da sind und die harte Speise vertragen werden kann. Der Vater darf das Kind bis zu einem gewissen Alter nicht auf den Arm nehmen, ihm auch in Gegenwart Fremder kein freundliches Wort sagen. Erst wenn es dem Vater an die Hand gehen kann, kümmert sich dieser um dasselbe. Auf strenge Disciplin wird vor allem gesehen, Achtung vor dem Alter in ganz besonderem Grade verlangt. Die Nahrung bildet ein Stück hartes Brot und ein bischen Käse. Der Anzug ist dürftig und im Sommer und Winter derselbe, das Bett — die Erde. Alles ist darauf berechnet, die Jugend an Einfachheit und Entbehrungen, an Hunger und Durst, an Kälte und Hitze zu gewöhnen. Oftmals müssen die Knaben zur Probe ihrer Standhaftigkeit brennenden Zunder oder feurige Kohlen auf der Hand halten, ohne eine Miene zu verziehen. So wird die Willenskraft gestählt.

Originell sind die Namen, welche der Chewsure seinen Kindern gibt, namentlich die Namen der Knaben, welche meist dem Thierreich entnommen sind. Da gibt es Datvia (Bär), Mgela (Wolf), Wepchnja (Panther), Zaglika (Hund). Andere, mehr poetische Namen sind Ziskara (Anbruch des Morgens), Imeda (Hoffnung). Der einzige christliche Name Georg ist im Chewsurischen ein Gaga (grusinisch Giga) geworden. Noch andere Knabennamen sind Totja, Mindja, Kukuja, Aparek, Bezika, Chirtschlach, Chachona, Utuska, Batschakur. Von weiblichen Namen habe ich verzeichnet Natja, Natella und Natula (= Natalie?), Sekuja, Msekale (Sonnenfrau), Buba Berdeda (alte Mutter), Gansa[1]) (Schatz), Chatusta ꝛc.

In die Ehe tritt der Chewsure sehr früh, während die Frauen verhältnißmäßig spät heirathen, nicht früher als mit 20 Jahren. Die Verlobung findet, wie das früher bei den Grusinern der Fall war, oft schon in der Wiege statt. Der Decanosse, welcher die Ehe einsegnet, heftet die Enden der Kleider von Braut und Bräutigam zusammen, murmelt einige Worte und wünscht dem jungen Paar Glück und Segen. Wenn der Mann seine Frau nicht liebt, oder wenn sie unfruchtbar ist, so hat er das Recht, sie wegzuschicken und eine andere zu heirathen. Bigamie kommt vor, wenn auch selten. Der Umgang zwischen Mann und Frau ist sehr kalt, Zärtlichkeiten in Gegenwart Anderer sind verpönt. Die Frau darf ihren Mann und die Verwandten von männlicher Seite nicht mit Namen nennen.

[1]) Man findet bei den Chewsuren, welche überhaupt die Waffen über alles lieben, viele alte gute Säbel. Häufig sind ungarische mit den Husaren oben an der Klinge, seltener Klingen von Solingen und von Gorda Frangi, d. i. von dem Ausländer Gorda.

[1]) Von diesem Wort haben auch die Verwahrer kirchlicher Schätze, die „Meganduri", ihren Namen.

Digitized by Google

Weiteres über das eheliche Leben der Chewsuren habe ich an anderer Stelle mitgetheilt.

Die rauhe Natur seiner Berge und der felsige Boden geben dem Volk nur wenige Mittel zu seiner Existenz. Nur selten sucht der Chewsure Arbeit in der Ebene oder in der Stadt. Im Vergleich mit den Pschawen und Tuschen sind die Chewsuren sehr arm. Die reichsten Leute haben kaum ein Dutzend Kühe, einige Stiere und Pferde. Obgleich die Halden der Berge gute Weideplätze darbieten, so ist es nicht möglich, einen größeren Viehstand zu halten, da im rauhen, lange andauernden Winter kein Platz für dasselbe in den Häusern ist. Das Vieh im Winter in die wärmeren Ebenen hinabtreiben, wie es der Tusche macht, dazu ist der Chewsure zu bequem und zu schwerfällig; er zieht das Nichtsthun vor, raucht sein Pfeifchen und erzählt sich allerlei Abenteuer. Er arbeitet nur, wenn das Feld bestellt oder das Korn geschnitten werden muß. Die Bestellung des Ackers an schwindelnden Abhängen ist sehr beschwerlich, mit der größten Mühe und oft mit Lebensgefahr verbunden. Das Land in der Nähe der Dörfer ist meist sorgfältig bestellt, trägt aber kaum vier- oder fünffältig. Gebaut werden Hirse, Gerste, Weizen, Kartoffeln, Kohl und — Tabak. Dieser darf schon gar nicht fehlen, da die Männer leidenschaftliche Raucher sind und auch die Frauen, so weit sie nicht rauchen, ohne Schnupftabak nicht leben können; auch die Kinder fangen früh an zu rauchen. — Da fast alle Dörfer von Feldern umgeben sind, welche sich bis an die Häuser erstrecken, so liegt hierin wohl der Grund, daß in ganz Chewsurien kein Geflügel gehalten wird. Hühnerfleisch und Eier sind dem Chewsuren unerlaubte Speisen, dagegen genießt er als seltene Leckerbissen frisches Fleisch vom Schaf und vom Thur, welches er in schlecht getrocknetem Zustande auch für den Winter verwahrt.

Von Gudani lag unser Weg nach Osten in der Richtung des Likokis (10,393′), in dessen nächster Nähe ein Paß über den Hauptkamm zu einem der Quellflüsse des Argun führt. Wir folgen dem Lauf der chewsurischen Aragwa, welche durch die Unmasse von großen Kieseln, die sich in ihrem Bette abgelagert, zeigt, welche ungeheure Kraft sie zur Zeit des Hochwassers entwickelt. Vorbei geht's an Chachmati mit seinen berühmten Heiligthümern im Schatten hoher Eschen; auch hier prangt gleich daneben eine russische Kirche. An einer kohlensauren Eisenquelle wird kurzer Halt gemacht. Immer unebener und steiniger wird der Weg, den wir uns über einstige Endmoränen eines ehemaligen Likokisgletschers suchen müssen. Dann kommen grüne Alpenwiesen mit üppigem Graswuchs, aber wenig Blumen. Wir steigen zu einem kleinen Birkenwäldchen hinauf. Das Gras wird niedriger, sobald wir höher kommen; eine brillant rosafarbene Variation von Anemone narcissiflora, die hier recht häufig ist, zieht unsre Aufmerksamkeit auf sich. Am letzten steilen Aufstieg bedeckt Rhododendron caucasicum in niedrigen kümmerlichen Exemplaren die Abhänge. Bald stehen wir auf dem Passe, dessen Höhe gegen 9000′ betragen mag. Dicht neben uns, nach rechts, steht der Likokis, in einigen Runsen liegen noch spärliche Vorräthe von Schnee. Der auf den Karten nicht verzeichnete Paß wird vom Volk wegen seiner guten Heuschläge „Welke-Tili", d. i. „gutes Feld, gutes Land", genannt. Wenn wir einen Blick nach rückwärts thun, so stellt sich uns wieder die imponirende Gruppe des Tschauchi dar und rechts davon tauchen, früher von vorliegenden Bergen verdeckt, der Gormuzis-Tawi und Archotis-Tawi auf. Nach Osten ist die Aussicht auf die Azuntakette und den Tebulos durch einen nahen Kamm verlegt, nur ein kleines Stück ragt schneebedeckt hervor. Hinter dem Likokis steht der Maturis-Tawi (auch Tschakis-Mta geheißen). Der Hauptkamm, auf dessen Grat wir uns befinden, hat hier mäßige Höhe und wird von der zum Tebulosmassiv führenden und vom Borbalo ausgehenden Azuntakette bedeutend überragt, ebenso von der Vorkette der tuschinischen Alpen. Auffallend steil fällt das Gebirge nach Osten und Nordeu zum Quellgebiet des Argun ab; über Wiesen mit spärlichem Wachsthum gelangen wir rasch hinab in das Thal des Flusses, der in ziemlich breiter Thalsohle zwischen hohen Bergen hinfließt. Nur bei Alepiskari (kari = Thor, Engpaß) verjüngt sich das Thal und hier hat man mittelst einiger Thürme das Thal gesperrt, welches übrigens sehr spärlich bewohnt und wenig belebt ist. Der Fluß ist noch recht zahm und wenig wasserreich, so daß wir öfters ohne Gefahr durch denselben reiten. Weiter unten beim Einfluß des Kistanis-Chewi schauen wieder einige romantisch gelegene Burgen drohend auf uns herab. Plötzlich wird das Thal enger, der Fluß wilder, zugleich aber auch die Vegetation an den steilen Abhängen eine üppigere. Da wo der Guros-Chewi von Westen her sich mit dem Argun vereinigt, sind schon Brücken über beide Flüsse gebaut. Diese Brücken sind sehr schmal und wenig Vertrauen einflößend. Drei Balken, auf beiden Ufern durch Steine gestützt, dienen als Träger, darauf sind Reisigbüschel gelegt und etwas Erde aufgeschüttet. Beim Reiten über solche Brücken ist große Vorsicht nöthig; am besten ist es abzusteigen; jedenfalls aber soll nie mehr als ein Pferd auf einmal darüber gehen, denn die Balken sind nicht sehr dick und manchmal angefault. Wer allenfalls in den Fluß fiele, würde wohl kaum mehr herauskommen. Der schmale Pfad hat jetzt nicht mehr Platz neben dem wilden, in endlosen Katarrakten über mächtige Felsblöcke sich dahin wälzenden Strom; im lockeren Schiefergrund, der unter den Hufen der Pferde beständig abrutscht, schlängelt sich der Weg hoch hinauf über den Strom. Buschwerk und Laubwald bedecken den Abhang, wo er nicht zu steil ist. Bald tauchen auch junge Föhren auf, weiter unten werden sie zahlreicher und größer und klettern bis hoch zu den Felsen hinan. Allenthalben winken im Busch die hellila Glocken der Campanula lactifolia, die zierlichen Blüthenwedel der Spiraea Aruncо und die weißen Köpfchen von Valeriana allaeanifolia. Etwa 10 Werst oberhalb Schatil bietet sich uns ein Einblick in die Georg-Zwinda-Schlucht. Hier steht ein dem heiligen Georg geweihtes Heiligthum. Endlich ragen auf hohem, in steilem Abfall gegen den Fluß vorspringendem Felsen die wohlerhaltenen Ruinen von Alt-Schatil hoch in die Luft, noch eine kleine Biegung und das Ziel unsrer heutigen Reise — Schatil liegt vor uns, malerisch und drohend zugleich mit seinen thurmartigen Gebäuden in steilen Terrassen am linken Ufer des Argun sich aufbauend. Hohe Berge schließen das Thal ein, und Schatil heißt im Volksmunde „der Ort, wo die Sonne nur früh am Morgen und spät abends zu sehen ist". Wir steigen in einem geräumigen Hause auf dem rechten Ufer des Orts ab.

Schatil mit seinen 41 Höfen ist abgesehen von dem weniger in Betracht kommenden Achiel an einem Quellfluß der Assa, der am weitesten nach Norden vorgeschobene Posten des Chewsurenlandes. Das Dorf ist, wie das nicht weit davon nach Südwest gelegene Guro berühmt und gefürchtet durch den außerordentlich kriegerischen Geist seiner Bewohner, deren Heldenthaten in der Geschichte des kaukasischen Kriegs in Ehren verzeichnet sind; es ist typisch auch dadurch, daß es von einer Famile resp. Sippe bewohnt wird, welche den Namen Tschintscharauli trägt, ebenso wie in Guro die „Gogotschuri" wohnen. In anderen chewsurischen Dörfern ist das nicht der Fall. Jene Solidarität der Familie macht die Bewohner viel selbstbewußter, dabei sind sie lebhafter als die anderen Chewsuren, weil in ihren Adern viel freundes Blut rollt. Heirathen der Schatiler mit Frauen aus der Tschetschuja waren nicht selten. Der Ort würde das Auge des Landschaftsmalers sehr anziehen und

erfreuen, wenn nicht da und dort aus den engen Gäßchen und Häusern Ströme von Mist hervorquöllen und die zum Fluß abstürzenden Felsen bedeckten. Ja recht unreinlich, unheimlich und unwirthlich sieht es in den krummen, engen Gäßchen aus, die aus steilen Steintreppen bestehen, noch unreinlicher und unheimlicher in den aus mehreren Stockwerken bestehenden Thürmen, wohin das Tageslicht nur durch kleine Löcher dringt. Die einzelnen Stockwerke stehen durch primitive Leitern, Balken, mit Einschnitten oersehen, miteinander in Verbindung. In einem dieser dunklen Thürme lebte einst der Zarewitsch Alexander von Grusien, als er von inneren Feinden bedrängt, seine Zuflucht bei den Chewsuren suchte. Er wollte bei ihnen und den Pschawen ein Heer sammeln, gab denselben reiche Geschenke und urkundliche Versprechungen großer Privilegien. Aber mit dem Sammeln des Heeres ging es nicht so rasch, und der Zarewitsch floh nach Persien. Die Chatiler sind aber überzeugt, daß der Königssohn noch einmal wieder kommen und sein Versprechen einlösen werde. Jetzt dient jenes Gemach, wenn man das finstere Loch überhaupt so heißen kann, zur Aufbewahrung von Fellen und allerlei Hausrath, auch sah ich hier große Vorräthe getrockneter Valeriana allaeariolia, welche zum Färben der rothen Röcke benutzt wird. Dort auch hingen Ringe, aus Stroh geflochten, und mit Ferment gesättigt, welche die Gährung des Biers befördern sollten.

Oben im Dorf steht eine russische Kirche, ein steinernes Haus mit Giebeldach und niedriger Thüre auf einer Langseite. Dort ist die Inschrift zu lesen: „Auf allerhöchsten Befehl den Schatilern zum Lohn für die Besiegung des Achwerdi Mahoma und seiner Horden im Jahre 1843 erbaut auf Anordnung des kaukasischen Statthalters, des Fürsten Barialinsky.“ Dieser Achwerdi Mahoma war einer der tapfersten und begabtesten Feldherren Schamyls. Er machte im Jahre 1840 die ganze Tschetschnja, welche sich den Russen unterworfen hatte, aufständig und veranlaßte die Bewohner, ihre Aule in der Ebene zu verlassen und in die Berge zu ziehen. 1843 zog er mit einem großen Haufen Tschetschener gegen Schatil und verlangte Unterwerfung. Die Schaliler aber vertheidigten sich tapfer, tödteten Achwerdi Mahoma und 100 seiner Anhänger, während sie selbst nur zwei Mann verloren. Man scheint sich übrigens wenig aus jenem Zeichen kaiserlicher Gnade zu machen. Die Kirche gleicht einer Ruine und wird kaum besucht. Desto höher wird das Heiligthum auf der anderen Seite des Argun geachtet, auf welches wir nachher noch zurückkommen werden. Beim Verlassen des Dorfes thun wir an seinem unteren Ende noch einen kurzen Blick in die sogenannte „Pächoni“, eine Art Gemeindehaus, dessen vordere Seite offen steht. Hier bereitet der Chewsure sein grobkörniges Pulver aus der Kohle des „Zazwia“, wozu er Schwefel und Salpeter kauft. Früher gewann er letzteren selbst aus Mist. Als Mörser dient ein großer Flußkiesel mit einer natürlichen Vertiefung, als Stoßer ein länglich geformter Kieselstein. Hier befindet sich auch eine primitive Vorrichtung, um das Leder zu kneten und weich zu biegen. Der Ort dient als Versammlungsort der Männer, ist sozusagen der Klub von Schatil. Dicht daneben steht ein Thurm, an welchem sich noch eine gesalzene, längst schwarzgewordene Hand eines Kisten, mit einem Nagel an die Mauer geheftet, erhalten hat. Solche Trophäen von getödteten Feinden konnte man früher zu Dutzenden an die Thüre angenagelt sehen. Die Chewsuren machten früher mit den Kisten, welche ihnen Pferde und Vieh stahlen, kurzen Prozeß, sie schlugen sie einfach todt und hieben ihnen die Hände ab. Jetzt suchen sie dieselben einzufangen und halten sie in Gefangenschaft, bis Lösegeld bezahlt wird. Vor einem Jahr etwa wurde einem Schatiler durch die Polizei ein ganz merkwürdiges Marterwerkzeug mit Gewalt abgenommen, welches nun im kaukasischen Museum aufbewahrt wird. Es sind das eigenthümlich konstruirte Handschellen, in welche die Hände zurückgebogen geschlossen werden. Dieselben stehen mit einem um den Hals zu legenden Ring in Verbindung. Dieses Halseisen wieder hängt an einer Kette, welche an einem Balken an der Decke befestigt wird. Der so in Ketten geschlossene Gefangene konnte weder liegen noch sitzen, sondern mußte die ganze Zeit auf einem und demselben Fleck verharren. Man sagt, daß in jedem Haus in Schatil solche Fesseln zu finden seien und daß jeder Schatiler es für sein Recht hält, auf solche Weise an den Dieben Justiz zu üben; man versteckt aber die Werkzeuge vor der Polizei, welche nur zufällig oder auf Grund von Anzeigen ihrer habhaft werden kann.

Noch machten wir dem Heiligthum der Chewsuren einen Besuch, welches sich auf dem rechten Ufer des Argun, von Bäumen beschattet, an die Berghalde anlehnt. Es besteht aus einer größeren mit Schieferplatten bedeckten Vorhalle, an deren Wänden sich steinerne Bänke hinziehen, und einem kleinen steinernen Haus, wo die geweihten Gefäße aufbewahrt werden. Der Zutritt in dieses ist nur den Deranoffen gestattet. In der Vorhalle hängt eine größere Glocke, welche die Gemeinde zum Feste ruft. Unzählige Geweihe und andere Opfergaben, wie Tuchfetzen, Glöckchen, Stücke von Blechdosen ꝛc. sind an Decke und Wänden angebracht. Charakteristisch und sehr instruktiv für die Verbreitung des Tur (Capra caucasica Güldenstedt) und des kaukasischen Steinbocks (Aegoceros Pallasii) scheint mir der Umstand zu sein, daß unter der Unmasse von Geweihen, die hier als Opfergaben aufgespeichert sind, sich nur drei Turgeweihe befinden. Der verdiente Forscher und gründliche Kenner der kaukasischen Alpenwelt, G. Merzbacher, scheint also nicht ganz recht zu haben, wenn er die Grenze zwischen dem Wohngebiet beider Arten etwa im Quellgebiet des Tschorok festsetzt. Der Tur ist ja auch am Kasbek sehr häufig, wovon sich jeder Reisende, welcher die Station Kasbek auf der grusinischen Heerstraße passirt, überzeugen kann.

Unterhalb Schatil hatte der Fluß leichte Arbeit, als er die weichen Lößschichten durchbrach. Wunderliche groteske Gebilde bauen sich hier, namentlich am rechten Ufer, auf. Wir sind kaum 5 Werst geritten und gelangen an die Stelle, wo der von Mariam-Zminda und Borbalo herkommende zweite große Quellfluß des Argun sich mit dem am Likokis entspringenden vereinigt, in dessen Thal wir nach Schatil gelangt sind. Die vereinigten Quellflüsse tragen von jetzt an den Namen Tschanty-Argun, auch Schato-Argun. Dieser vereinigt sich später, etwa unter dem 43. Breitegrad, bei der früheren Befestigung Argunskoje, mit dem Scharo-Argun, dessen Quellen in der andischen Kette an den Bergen Kerigo, kleinen und großen Katschu, Donos-Mta, Diklos-Mta zu suchen sind. Unterhalb Grosnij fällt dann der Argun in die Sunscha, einen rechtsseitigen Zufluß des Terek. Da wo der Tschanty-Argun diesen Namen erhält, steht auf mäßiger Anhöhe die berühmte Grabstätte Anatori. Dort bemerken wir nicht weniger als 5 Beinhäuser von ca. 3 Faden Länge, 2 Faden Breite und ebensoviel Giebelhöhe. Eine etwa 1½′ im Quadrat messende Oeffnung erlaubt uns einen Einblick in das Innere der letzten Ruhestätte derer, die einst dieses Thal bewohnt. Zu beiden Seiten sind ans Schieferplatten Bänke angebracht, wo die Todten früher in sitzender Stellung, gut versehen mit Tabak und andern Gaben, die immer erneuert wurden, beigesetzt waren.[1]) Als aber die Pest (Tschiri) kam und die Leute in großen Massen starben, reichten die Sitze in den fünf Häusern nicht mehr

[1]) Als Kuriosum sei erwähnt, daß vor nicht zu langer Zeit ein berüchtigter Räuber sich in einem solchen Beinhaus versteckt und von den Gaben, die man den Todten darbrachte, sein Dasein gefristet hat.

aus. Jetzt wurden die Leichen aufeinander geschichtet, wie das noch zu sehen ist. Wie verheerend die Seuche war, läßt sich daraus schließen, daß das ganze Dorf Anatori bis auf einen Mann, der sich in Schatil niederließ, ausgestorben sein soll. Wie rasch andrerseits der Tod erfolgte, beweist der Umstand, daß unter den ersten Opfern eine Mutter mit ihrem Brustkind in dem Augenblick starb, als sie dasselbe stillte. Die beiden Leichen wurden in dieser Pose beigesetzt und sollen lange Zeit zu sehen gewesen sein. . . . Die Schädel, die wir hier zu sehen bekamen, sind wohlgebildet, auffallend die großen und gesunden Zähne; die Knochen waren sehr stark und von großen Dimensionen.

Doch kehren wir, ehe wir Chewsurien verlassen, noch einmal zu den Lebenden zurück, um noch einiges über Herkommen, Typus, Charakter, Sprache ꝛc. nachzutragen.

Daß die Chewsuren der Hauptsache nach aus Grusien stammen, darauf deutet neben ihrem Aeußeren und ihrer Sprache auch die im Volk verbreitete Sage, nach welcher ein Bauer aus Kachetien ihr Stammvater sei. Wegen eines Verbrechens flüchtig geworden, versteckte er sich zuerst bei den Pschawen. Dort wurde ihm ein Sohn geboren, welcher bald zum eifrigen Jäger heranwuchs. Einst brachte dieser einen auffallend fetten Tur als Jagdbeute nach Haus. Der Vater zog daraus den weisen Schluß, daß die Gegend, wo das Thier erlegt worden, sehr fruchtbar sein müsse. Er gab seinem Sohn eine Handvoll Gerste und befahl ihm dort eine Aussaat zu machen. Und siehe da! Von der einen Handvoll erntete er soviel, daß das Fell eines wilden Thiers den Ertrag kaum zu fassen vermochte. Dieses primitive Maß aber nannte man „Guda“. Daher hieß der Ort, wo sich der Bauer nun mit seinem Sohn niederließ „Gudani“, und der Stammvater der Chewsuren — Gudaneli. So gilt also Gudani als Stammort der Chewsuren und das Heiligthum daselbst Gudanis-Dschawi oder Chati als ältestes Heiligthum des Volks. Wenn nun die Sage dem Gudaneli noch zwei Söhne geboren werden läßt, von denen der eine Tschintschara, der andere Araba heißt und welche die Stammväter der Familien Tschintscharauli und Arabuli geworden, so glaube ich daraus schließen zu dürfen, einmal, daß man die Schatiter, wo die Familie Tschintscharauli wohnt, in enge Beziehung zu Gudani bringen wollte. Zum zweiten aber scheint der Name Araba auf semitischen Zuwachs zu deuten. Letzteres wird auch dadurch bestätigt, daß die Königin Tamara einen angesehenen Juden mit nach Chewsurenland gebracht haben soll, welcher dann dort geblieben.

Weiter läßt sich annehmen, daß da, wo ein Verbrecher, wie jener grusinische Bauer aus Kachetien, Zuflucht und Straflosigkeit, ja einen gewissen Wohlstand gefunden, auch andere Verbrecher sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen suchten. So entstand eine Art Verbrecherkolonie, zusammengesetzt aus allem möglichen Gesindel der anliegenden Gegenden. Der Trieb der Selbsterhaltung nöthigte sie, sich enger zusammenzuschließen. Dazu kamen dann auch bessere Elemente, welche vor der Blutrache Schutz suchten, wie auch nach und nach eine Vermischung mit benachbarten Elementen stattgefunden haben wird. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß ein reiner chewsurischer Typus wohl kaum nachzuweisen sein wird. Am meisten jedenfalls zeigt sich die Vermischung mit fremdem Blut in Schatil, wo man die allerverschiedensten Typen sehen kann; ein mehr einheitlicher Typus herrscht in Gudani und Chachmati. Hier hat die Mehrzahl der Individuen auffallend grobe, große und viereckige Gesichter mit starker Nase. Die Gestalt ist hager, mittelgroß bis groß, die Schultern breit, die Brust flach, Hände und Füße meist auffallend plump und groß, die Beine krumm. Die Farbe der Haut ist rothbraun, die Augen braun mit wenig Ausdruck, Haupthaar meist schwarz, kurz geschoren, oft mit Wangenlocken, der Schnurrbart röthlich. Die Weiber haben meist grobe Züge und sind im Unterschied von den Pschawinnen, wo man nicht selten Blondinnen trifft, brünett, altern sehr früh und werden dann recht häßlich. Gewöhnlich sehr gesetzt und phlegmatisch, kann der Chewsure unter dem Einfluß berauschender Getränke zum blutdürstigen Thiere werden, welches nicht mehr zu bändigen ist. Ebenso leidenschaftlich erregt ihn die Pflicht, den Tod und die Beleidigung der Anverwandten zu rächen. Zum Glück kommt die Blutrache seltener vor, wenn auch noch alljährlich einige Bluträcher vor Gericht gezogen werden. Erst kurz vor unsrer Ankunft hatte ein chewsurischer Knabe von 15 Jahren einen Tschaparen (berittene Landpolizei) meuchlings ermordet. Die Alten fürchteten sich, die Blutrache auszuüben, weil sie der Sühne des Gesetzes nicht entgangen wären, so überredeten sie den Knaben, indem sie ihn versicherten, daß ihm als Minderjährigen nichts geschehen könne.

Was die Sprache anbelangt, so spricht der Chewsure ein veraltetes Grusinisch, in welchem viele Ausdrücke und Wörter dem Neugrusinischen fremd sind. Dazu kommen einige Unterschiede in Betonung und Aussprache; manche Wörter sind auch aus dem Tscheschenischen entlehnt. Jedenfalls aber können Chewsuren und Grusiner sich leicht verständigen.

Wenn nun auch als unbestrittene Thatsache gelten kann, daß der Grundstock der Chewsuren grusinisch ist, so bleiben doch noch zwei große Rätsel zu lösen. Da keinerlei Ueberlieferungen vorhanden sind, so sehen wir uns freilich nur auf Vermuthungen angewiesen. Das eine Rätsel ist die eigenthümliche Religion mit ausgeprägter demokratischer Tendenz; Jedermann kann durch die Wahl der Gesellschaft die verschiedenen Stufen der Hierarchie erreichen. Die Berggrusiner, die Tuschen und Pschawen haben doch nichts ähnliches, bei ihnen sind die Decanossen und ihr Gefolge nur gern gesehene Gäste. Die Heimath dieser liegt in Chewsurien. Diese Decanossen, ihr Aufzug, die Bereitung des heiligen Bieres, das Besprengen des Volkes mit dem Blut der Opferthiere, das mit demselben Blut auf die Stirn gezeichnete Kreuz u. s. w. — das alles sind so merkwürdige Dinge, daß wir einiges Licht in dieses Geheimniß nur bringen können, wenn wir die Existenz eines Religionsstifters bei den Chewsuren annehmen. Das mag wohl ein Flüchtling gewesen sein, welcher einige Bildung und von den vorhandenen monotheistischen Religionen eine dunkle Vorstellung besaß. Er bekehrte vielleicht als Chewis-beri, d. i. „Alter der Schlucht“ oder „Einsiedler“ die Bewohner der abgelegenen Thäler zu dieser Mischmaschreligion, die um so eher Eingang finden mußte, da jeder Einzelne zeitweise eine Rolle dabei spielen konnte, sei es als Decanoß, Dastur ꝛc. Diese Erklärung entspricht wohl am ehesten der Wirklichkeit.

Die zweite ungelöste Frage betrifft das Kostüm. Die Beibehaltung des Panzers und Schildes bis in die neueste Zeit erklärt sich ganz natürlich durch die beständigen Fehden der einzelnen Gemeinden untereinander und mit den Nachbarn, auch durch die Blutrache; woher aber kommt das eigenthümlich bunte Kostüm mit seinen Dreiecken und Kreuzen, mit farbigen Schnüren und Knöpfen, wie wir es sonst bei den kaukasischen Völkern nirgends finden? Woher kommen die Maltheserkreuze, welche als Verzierung in die Truhen eingeschnitzt allenthalben in Chewsurien zu sehen sind? Diese Kreuze sind um so auffallender, als wir solche sonst nirgends, selbst an den geheiligten Stätten nicht, erblicken, obgleich solche den Namen „Dschawri“, d. i. Kreuz, tragen. Sollte sich am Ende doch einer oder andere der Kreuzfahrer in diese Gegend verirrt haben? Oder sollen wir in den bunt verzierten Gewändern der Chewsuren ursprünglich

eine Nachahmung der Gewänder der katholischen oder orthodoxen Geistlichkeit sehen? Vielleicht trugen diejenigen, welche sich zu Priestern der neuen Religion aufwarfen, zuerst solche Kleider, welche dann allgemein angenommen wurden, da jeder Chewsure bei Beobachtung gewisser äußerlicher Formalitäten zu irgend einem hierarchischen Amt gewählt werden konnte. Hinter den Männern wollten dann aber natürlich die Frauen nicht zurückbleiben.

Mittheilungen und Nachrichten.

-n. Ueber das Buch des Prof. Schenk: „Einfluß auf das Geschlechtsverhältniß" (erschienen im Verlag von Schallehn u. Wollbrück in Magdeburg), liegen jetzt zahlreiche Urtheile von Fachgelehrten vor, zumeist gesammelt von der „Berliner Wissenschaftlichen Korrespondenz". Alle diese Urtheile lauten mehr oder weniger ungünstig und weisen nicht nur auf die der gründlichen wissenschaftlichen Unterlage entbehrende, zu allgemein und hypothesenhaft gehaltene Darstellung der angeblichen Lösung des Problems hin, sondern deuten auch an, daß Prof. Schenk im Grunde nichts wesentlich neues vorgebracht habe. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile, einen historischen und einen theoretischen. Schon der erste dieser Theile leidet an einer gewissen Oberflächlichkeit der Darstellung, die auf jeden Fall dem Bestreben, populär zu schreiben, zur Last zu rechnen ist. Die etwas kunterbunte Sammlung von Aussprüchen und Lehren über den Einfluß des Geschlechtsverhältnisses aus alter und neuer Zeit reiht so viel verdürgtes und unverdürgtes aneinander, daß man ein klares Bild über die verschiedenen Versuche und Hypothesen, das Problem zu erklären und zu lösen, nicht daraus erhält. Daß dieses Problem von aller Zeit her die Menschheit beschäftigte und zu verschiedenen, zum großen Theil abergläubischen Gebräuchen den Anlaß gab, ist ja natürlich, würde aber besser ein Kapitel eines kulturhistorischen Werks bilden, als die historische Grundlage einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Auch diese Auseinandersetzung selbst, zu der Schenk im zweiten Theil seines Buchs übergeht, leidet an Voraussetzungen, die noch nicht wissenschaftlich sicher begründet sind. So gleich die erste, daß im Ei frühzeitig das Geschlecht schon in der Anlage vorausbestimmt vorhanden sei und daß diese primitive Anlage durch die Allgemeinernährung des weiblichen Organismus sicher beeinflußt werden könne. Aus dem gut genährten Ei, so führt Schenk weiter aus, sollen männliche Individuen hervorgehen. Auch das ist eine durch nichts zu beweisende Hypothese. Ebenso ist es physiologisch noch nicht durch ausreichende Versuchsreihen festgestellt, ob die weitere Behauptung Schenks, daß das Fehlen oder Vorhandensein von Zucker in den Ausscheidungen aus dem Organismus Auskunft über den kräftigen Verlauf des Stoffwechsels gebe, haltbar sei. In diesem Satz gipfelt aber die ganze neue Theorie, und die Fassung des aus allen vorhergehenden Hypothesen gezogenen Schlusses beweist uns, daß Schenk sich selbst wohl des hypothetischen Charakters seiner Theorie bewußt ist. Dieser Schluß lautet: „Wenn bei einem Mutterindividuum alle im Organismus gebildeten und aufgenommenen Stoffe in der Weise verbrannt sind, daß man keinen Zucker im Harne, selbst auch nicht die kleinsten Mengen mehr vorfindet, dann kann sich ein Ei entwickeln, das männlich veranlagt ist. Aus seinem Protoplasma bilden sich Elemente beim Entwicklungsgang, aus denen sich männliche Zellen ausbilden, die der Bildung von Geweben und Formen des männlichen Individuums entsprechen. Ein Theil der Zellen, die sich zu den Elementen für die Erhaltung der Art ausbilden, ist für das männliche Geschlecht veranlagt." — Im ganzen haben also die Fachgenossen des Wiener Professors wohl recht, wenn sie der neuen „Entdeckung" den wissenschaftlichen Charakter absprechen und sie nur als eine mehr oder weniger geistreiche Hypothese ansehen. Andrerseits hat das Buch auch seinen augenscheinlichen Zweck, als populär gehaltene Studie zu gelten, verfehlt, da es in dem theoretischen Theil dialogische Kenntnisse voraussetzt, die dem Laien fremd sein müssen.

* **Berlin.** Die biologische Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft soll nach Dahlem bei Berlin gelegt werden, wohin auch der botanische Garten kommt.

* **St. Petersburg,** 2. Mai. Nansen wurde zum Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt. Den „Nowosti" zufolge entwickelte Nansen in der Russischen Geographischen Gesellschaft den Plan seiner neuen Polarexpedition. Nach seiner Meinung müßte die Trift des künftigen Expeditionsschiffes bei der Beringsstraße oder höher im Norden beginnen. Die Trift dürfte 5 bis 6 Jahre dauern. Der Erreichung des Nordpols legt Nansen keine ernste Bedeutung bei. Es genüge die Ausführung weiterer physikalisch-geographischer Beobachtungen. Die Kosten der neuen Expedition dürften sich auf ca. 300,000 Rbl. belaufen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. jur. Karl Pflug: Staatsbankerott und internationales Recht. Von der Bluntschli-Stiftung gekrönte Preisschrift. Mit einem Anhang: Die Organisation der internationalen Kontrole der griechischen Staatsfinanzen. München, J. Schweitzer 1898. — Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte von Hans Krämer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. 1. Lfg. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

Librairie Cotillon

24 rue Soufflot, Paris.

La diplomatie française

et

la succession d'Espagne.

Par **A. Legrelle.**

4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende und ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 's-Gravenhaag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, umfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Jugendfreunde.

Lustspiel in vier Aufzügen

von

Ludwig Fulda.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Das neue Fuldasche Lustspiel erfreut vor allem durch den erfrischenden Humor, mit dem ein Stück modernen Lebens angeschaut und wiedergegeben ist. Treffender Witz zeichnet den mit schlagender Kürze geführten Dialog aus, so daß das Lustspiel auch dem Leser heiteren Genuß bereitet. (6885)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

☞ Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei über die „Bibliothek der Länderkunde", herausgegeben von Professor Dr. A. Kirchhoff und Rudolf Zgnee. 1. Band — Dr. Karl Fricker: Asiatika. Verlag von Schall & Grund, Hofbuchhändler Sr. Majestät des Kaisers und Königs und Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Carl in Bayern. Berlin W. 62. (7741)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 5. Mai. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Gefahren des elektrischen Stromes für Leben und Gesundheit. Von W. Berdrow. — Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen. III. Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Gefahren des elektrischen Stromes für Leben und Gesundheit.

Von W. Berdrow.

Die Ansichten über die Größe der Gefahren, welche das maßlos wachsende Reich der elektrischen Ströme in physischer Hinsicht für das Verkehrs- und Berufsleben in sich schließt, haben sich vielfach geändert. Man kann jedoch im allgemeinen sagen, daß der Ruf der Elektrizität in dieser Hinsicht in den letzten 5 Jahren eher schlechter als besser geworden ist. Und das, obwohl zweifellos die zunehmende Häufigkeit der durch elektrische Leitungen verursachten Unglücksfälle in Bezug auf Leib und Leben einzig und allein dem wachsenden Umfang der elektrischen Anlagen und keineswegs einer zunehmenden Gefährlichkeit der neueren Methoden, Elektrizität zu verbreiten und zu verwenden, zuzuschreiben ist. Mit ihrer wachsenden Zahl haben nämlich diese Unfälle unsre Erfahrungen über das Gebiet der Möglichkeiten und Zufälligkeiten, die zur Quelle derartiger Vorkommnisse werden können, ungemein erweitert. Ja nicht allein über den Einfluß der unberechenbaren Zufälle, Naturereignisse, Unvorsichtigkeiten oder bösen Absichten, die eine elektrische Leitungsanlage zur Quelle von Gefahren machen kann, sondern auch über die Eigenschaften des elektrischen Stromes selbst in dieser Hinsicht, vor allem über den Einfluß der Spannung eines elektrischen Stromes auf seine Gefährlichkeit, sind unsre Erfahrungen in den letzten Jahren wesentlich, wenn auch durch eine Reihe trauriger Vorfälle, bereichert worden.

Ueber die früher herrschenden Anschauungen von der Wirkung elektrischer Ströme auf die von ihnen durchflossenen Organismen, Anschauungen, die mit dem Eintritt einer eigentlichen Gefahr in der Regel erst bei hochgespannten, d. h. etwa 1000voltigen Strömen rechneten, gibt ein nach vorhergegangenen Versuchen auf dem XI. internationalen medizinischen Kongreß zu Rom 1894 gehaltener Vortrag von Prof. Julius Kratter in Graz einige Auskunft. Der Gelehrte, der zu seinen Untersuchungen durch die Obduktion eines bei der Berührung einer Starkstromleitung Verunglückten geführt worden war, sprach sich unter anderem dahin aus, daß die Gefährlichkeit des elektrischen Stromes für den menschlichen Organismus größer als für den thierischen zu sein scheine. Auch durch Ströme von 1500 bis 2000 Volt, d. h. für Menschen bei vollem Durchgang absolut vernichtende, wurden selbst kleinere Thiere seinen Versuchen zufolge nicht mit voller Sicherheit getödtet. Der Experimentator glaubte die Erklärung hiefür in der Einwirkung der Elektrizität auf das in der Thierwelt weniger entwickelte Gehirn- und Nervensystem zu finden, der alsdann die unmittelbaren Todesursachen, die Athmungshemmung und der ihr folgende Herzstillstand, erst als sekundäre Erscheinungen folgen. Anatomische Veränderungen, welche den Tod oder seine unmittelbaren Ursachen erklären könnten, konnten nicht aufgefunden werden; es schien sich in allen Fällen nur um die feinsten, möglicherweise morphologisch überhaupt nicht nachweisbaren Veränderungen in dem Ganglienspstem der Respirationsorgane zu handeln. Ohne mit diesen inneren Untersuchungen im Widerspruch zu stehen oder sich nur wesentlich mit ihnen zu berühren, sind die neueren Versuche von Prof. Weber in Zürich über die Gefährlichkeit elektrischer Leitungen doch sehr geeignet, die früheren Erfahrungen zu ergänzen. In dem Bestreben, den praktischen Bedürfnissen zu dienen, beschränkte sich der Züricher Experimentator auf die Lösung der Frage: von welcher Spannung und Stromstärke muß die Elektrizität sein, um Gefahren für Leib und Leben in sich zu schließen? Er kam dabei zu dem Resultat, daß bei der Anwendung der jetzt häufig verwendeten Wechselströme schon die in den Hausleitungen herrschende Spannung des Glühlichtstromkreises, 100—120 Volt betragend, vollkommen ausreicht recht unangenehme und unter besonders ungünstigen Umständen direkt gefährliche Wirkungen hervorzubringen. Schon bei der sehr geringen Stromspannung von 30 Volt wurden, wenn beide Leitungsdrähte mit dem Körper in innige Berührung kamen, d. h. beim Anfassen beider Drähte mit feuchten Händen, nicht nur die Finger und Handgelenke, sondern auch die Arme bis zur Schulter fast vollständig gelähmt; nur mit Aufbietung aller Willenskraft war der Experimentator, der diese Versuche an seiner eigenen Person vornahm, fähig, die entstehenden Schmerzen 10 Sekunden zu ertragen und sich durch eigene Kraft von den Drähten zu befreien. Bei 50 Volt Spannung wurden schon im Moment des Ergreifens der beiden Leitungen die Arme unter unerträglichem Schmerzgefühl krampfartig gelähmt, und der Strom mußte unterbrochen werden, da der Experimentator außerstande war, die Leitungen loszulassen. Das gibt zu bedenklichen Rückschlüssen hinsichtlich der mit Wechselstrom betriebenen Hausleitungen Anlaß. In diesen Stromkreisen herrscht durchgängig eine Spannung von 110 Volt, und wenn auch die gleichzeitige feste Berührung beider Leitungsdrähte hier für gewöhnlich ausgeschlossen ist, so wäre es doch nicht ganz unmöglich, daß bei Leitungsbeschädigungen oder -verlegungen die Einschaltung des Körpers in den Stromkreis etwa durch die Berührung einer Lampenfassung und eines von der Isolirschicht entblößten Drahtstückes unbeabsichtigt und unvermuthet erfolgte. Daß Wechselströme selbst bei niedriger Spannung in der That nicht geringe Gefahren in sich bergen, haben einige Unfälle der jüngsten Zeit bewiesen, auf die ich weiter unten ausführlicher zurückkomme.

Unter gewöhnlichen Umständen ist es freilich selbst beim Eintritt eines unglücklichen Zufalls nicht häufig, daß der Organismus dem ungehinderten Durchgang eines mehr oder weniger starken Stromes ausgesetzt wird. Selbst den Bruch einer Leitung, die Unachtsamkeit eines Arbeiters, einen Fall

oder ein Ausgleiten in der Nähe von Drähten mit gefährlicher Spannung vorausgesetzt, wird die betreffende Person zunächst immer nur mit einem Zweige der Leitung in Berührung treten, von der Rückleitung dagegen, und selbst wenn es bei dem nicht selten vorkommenden Isolirfehler der Erdboden, oder aber, wie es der Betrieb elektrischer Straßenbahnen häufig bedingt, das Geleis derselben wäre, isolirt sein. Ein wie gutes Isolationsmittel beispielsweise das Leder unsrer Fußbekleidungen ist, geht daraus hervor, daß Prof. Weber, auf den Schienen der elektrischen Straßenbahn stehend, einen von 2000 Volt durchflossenen Leitungsdraht gefahrlos mit der bloßen Hand berühren konnte. Nur ein starkes Brennen zeigte den Durchgang eines Theiles der Elektrizität an. Derselbe Versuch, mit bloßen Füßen ausgeführt, wäre wahrscheinlich von verhängnißvollstem Ausgange gewesen.

Betrachten wir nun die verschiedenen Möglichkeiten der durch Elektrizität veranlaßten Unfälle, soweit die bisherigen Erfahrungen reichen. Es wäre ein Unrecht gegen die Vertreter der elektrotechnischen Industrie, dabei nicht vorauszuschicken, daß ein großer Theil, vielleicht mehr als die Hälfte der vorkommenden Unglücksfälle auf die Nachlässigkeit oder Gewohnheitsabstumpfung des Personals in den Elektrizitätswerken, Beleuchtungs- oder Kraftübertragungsanlagen und an den dazu gehörigen Leitungsnetzen zurückzuführen ist. Wie solche Fälle sich zu ereignen pflegen, lehrt jeder Monat. Bei der Installation der elektrischen Beleuchtung in einer großen Frankfurter Druckerei wurde der seiner Geschicklichkeit und Achtsamkeit wegen sehr geschätzte Hauptmonteur durch den Schlag eines 3000voltigen Wechselstroms getödtet, bevor noch die zur Umformung des Primärstromes auf die gewöhnliche Spannung der Lichtleitungen erforderlichen Apparate vollständig montirt und in allen Theilen vorschriftsmäßig isolirt waren. Dem ausdrücklichen Gebot zuwider, während der Installationsarbeiten nur Petroleumlampen zu gebrauchen, hatte er versucht, für den Betrieb einer Glühlampe die Sekundärleitungen mit Strom zu versehen, und die härteste Strafe folgte seinem Leichtsinn auf dem Fuß. — Oft ist es die allen Warnungen trotzende Unwissenheit, die sich damit brüstet, eine Gefahr herauszufordern, an deren Vorhandensein der Betreffende in Wirklichkeit wohl kaum glaubt. Bei der Inbetriebsetzung des Elektrizitätswerkes zu Kaiserslautern betrachtete der Kesselfabrikant Hinklein mit Interesse die ihm ihrer Wirkung nach jedenfalls unbekannte Wechselstrommaschine. Trotz der Warnungen des anwesenden Maschinenmeisters berührte er, mit der einen Hand an das eiserne Schutzgeländer der Maschine gelehnt, mit der andern einen Pol der Leitung, bevor der entsetzte Maschinist ihn zurückzureißen vermochte. Ein starker elektrischer Schlag machte seinem Leben schnell ein Ende, während der ihn zurückreißende und ebenfalls heftig durchzuckte Maschinist sich verhältnißmäßig rasch wieder erholte. — In den nicht seltenen Fällen, daß man Arbeiter oder Maschinisten, welche ohne die Gegenwart von Zeugen mit Hochspannungsleitungen in Berührung gekommen sind, todt oder betäubt in der Nähe der Drähte oder Maschinen auffindet, läßt sich schwer entscheiden, ob Zufälligkeiten oder Ungeschick den Unfall verursacht haben. Mehrfach ist es vorgekommen, daß Personen, sei es an den Leitungen, sei es an den Maschinen beschäftigt, ausgeglitten und entweder im Fall mit stromführenden Gegenständen in Berührung gekommen sind, oder aber im Straucheln nach einem Halt griffen und diesen zu ihrem Verderben an einem eben solchen Gegenstande fanden. Hat sich doch neuerdings der Fall ereignet, daß ein Arbeiter während der Beschäftigung an Fernsprech- oder Telegraphenleitungen ohne eigenes schweres Verschulden an den beiden Drähten einer benachbarten Hochspannungsleitung buchstäblich erhängt wurde. Ein unglücklicher Zufall brachte ihn während der Arbeit an einem Leitungsmast in Berührung mit einem Hochspannungsdraht. Von dem heftigen Schlage erschreckt, den er alsbald empfing, griff er nach einem Halt, erfaßte mit der andern Hand den zweiten Draht desselben Stromkreises und empfing den vollen durch seinen Körper gehenden Strom. Erst nach Ausschaltung der betreffenden Leitung war es möglich, ihn von den Drähten loszumachen, zwischen denen er an beiden Händen hing. Die unvorsichtige oder zufällige Berührung blanker Starkstromleitungen während der Beschäftigung mit den an denselben Masten hängenden Fernsprechleitungen hat ebenfalls schon manchen Arbeiter getödtet. Doch bildet die Voraussetzung solcher Fälle fast immer eine unsorgfältige Ausführung der Isolation der Hochspannungsleitungen von den sie tragenden Masten oder Pfählen. Wenn z. B. ein Arbeiter während der Beschäftigung an Fernsprechdrähten mit dem Fuß auf die Stufen des Leitungsmastes oder seine Isolatoren gestützt, durch Zufall mit dem Kopfe einen Hochspannungsdraht desselben Trägers streift und auf der Stelle mit Brandzeichen am Kopf und an den Füßen todt zu Boden stürzt, wie es vor wenigen Jahren am Leitungsnetz eines schlesischen Elektrizitätswerkes geschah, so läßt das auf bedenkliche Isolationsfehler der betreffenden Leitung schließen, die auch Fernerstehenden leicht verhängnißvoll werden können.

Wenn sich die Bedeutung dieser gleichsam internen Unfälle der Elektrotechnik mit dem Hinweis auf andere Industrien abschwächen läßt, in denen ebenfalls und weit häufiger Unfälle der verschiedensten Art vorkommen, ohne daß man den betreffenden Erwerbszweigen einen besonderen Vorwurf daraus machte, so ist es etwas anderes um diejenigen vom elektrischen Strome veranlaßten Unglücksfälle, von denen außerhalb des Betriebs Stehende betroffen worden sind. Durch den Gebrauch elektrischen Lichts oder elektrischer Motoren sind wohl bisher selten oder nie erhebliche physische Schädigungen hervorgerufen worden, und selbst die Anwendung hochgespannter am Verbrauchsorte durch Transformatoren umgeformter Elektrizität scheint nur bei groben Fehlern in der Anlage der Leitungen oder Transformatoren derartige Folgen nach sich gezogen zu haben. Um so bedenklichere Unfälle haben schon häufig die auf den Straßen, sei es für den Betrieb elektrischer Bahnen, sei es zur bloßen Fortpflanzung elektrischer Energie ausgespannten Luftleitungen veranlaßt. Auf die Erfahrung gestützt, daß man, auf den Schienen einer elektrischen Bahn stehend, eine Berührung der meist 500 voltigen Luftleitung selbst in dem Fall ohne Schädigung ertragen kann, daß die Schienen die Rückleitung bilden, hat man lange Zeit diese sogenannten Trolley-Leitungen der elektrischen Bahnen für absolut ungefährlich gehalten. Diese Ansicht ist, wie viele und schwere Unfälle gelehrt haben, durchaus irrthümlich, und wahrscheinlich ist es nur die vortreffliche Isolirfähigkeit starker Lederschichten, welche die freiwilligen oder unfreiwilligen, gegen die Schienen stets durch ihre Stiefeln geschützten Experimentatoren in diesen Irrthum verfallen ließ. Die häufigen Fälle, daß Pferde beim Ueberschreiten der Rückleitungsschienen und gleichzeitigen Berührung eines Drahtes von 500 voltigen Strömen erschlagen wurden, sprechen für die mit solchen Spannungen verbundene Lebensgefahr deutlich genug.

Der Anlaß zu solchen Unfällen wird fast ausnahmslos durch brechende und auf die Straße herabfallende Drähte gegeben. Dabei ist der anscheinend gefährlichste Fall, daß die Starkstromleitung selbst zerreißt und mit einem Ende aufs Pflaster fällt, in Wirklichkeit noch der harmloseste, wie schon Professor Weber betont. Unter diesen Umständen wird durch den brechenden Draht selbst auch die Leitung unterbrochen, was sich in der Zentralstation sofort bemerkbar macht und zur schnellen Betriebsunterbrechung und

Beseitigung des Fehlers führt. Allerdings kann auch unter diesen Umständen, wenn der herabfallende Draht die Schienen berührt oder gleich nach dem Bruch durch einen leitenden Organismus, sei es Mensch oder Thier, mit ihm in Verbindung gesetzt wird, Unglück angestiftet werden, bevor es noch gelingt, den Leitungsfehler zu bemerken oder zu repariren. Eine noch nicht genug beachtete Quelle von Unfällen kann auch die Eigenschaft langer Leitungsdrähte werden, selbst nach dem Bruch bedeutende Mengen elektrischer Spannung nach Art der Leydener Flaschen in sich aufzuspeichern. Dieser Ursache ist vielleicht ein Unfall zuzuschreiben, der sich vor mehreren Jahren in Cannes an einer Hochspannungsleitung von 2400 Volt ereignete. Ein vom Sturm zerrissener Leitungsdraht lag auf der Erde und wurde von einem seiner Bedeutung unkundigen Kutscher aufgehoben. Der Draht mußte noch die volle Spannung der ursprünglichen, nicht gebrochenen Leitung besitzen, und auch vom Rückleitungsdraht müssen gewisse Abzweigungen den Boden erreicht haben, denn der Mann wurde von der Spannung auf der Stelle tödlich getroffen. — Eine andere Folge brechender Starkstromleitungen kann es sein, daß dieselben einen darunterhängenden Fernsprech- oder Telegraphendraht berühren, ein Fall, der schon mehrfach zu Brandstiftungen in Fernsprechämtern, aber meines Wissens selten zu Körperverletzungen oder Tödtungen durch Starkströme geführt hat. Außerdem wird solchen Ereignissen nach Möglichkeit dadurch vorgebeugt, daß an Kreuzungsstellen von Schwachstrom- und darüberliegenden Starkstromleitungen unter den letzteren Schutznetze zum Auffangen brechender Drähte angebracht werden. Wenn dieses Vorbeugungsmittel den Elektrizitätswerken an solchen Stellen, wo ihre Leitungen sich mit denen der Post- und Telegraphenverwaltungen und zwar oberhalb derselben, kreuzen, sogar zur Pflicht gemacht wird, so wird leider dieselbe Vorsicht noch nicht von Seiten der Post geübt, wenn ihre Drähte oberhalb der Starkstromleitungen hängen und die Gefahr demnach durch einen Bruch der ersteren herbeigeführt wird. Gerade dieser Umstand aber ist es, der bei weitem die meisten Unglücksfälle im Gefolge freihängender Straßenleitungen nach sich zieht. Die Mittheilung einiger Ereignisse dieser Art wird am besten zeigen, wie und unter welchen Umständen sie stattfinden. Die Drähte des mit Hochspannung arbeitenden Elektrizitätswerks zu Innsbruck führen auf einer Säulenleitung bis in die Stadt; an denselben Pfosten hängt oder hing und zwar fehlerhafterweise über den starken Drähten eine Telephonleitung zur Verständigung zwischen der Prtmärstation in der Mühlauer Klamm und dem Stromvertheilungsamt innerhalb der Stadt. Durch Schneebelastung war der dünne Draht vor längerer Zeit zerrissen und hing unter Berührung der großen Leitung zur Erde. Ein junger Postbeamter kam auf seinem Spaziergange an dem herabhängenden Draht vorüber, wollte ihn entfernen und wurde getödtet, während sein Begleiter und ein zur Hülfeleistung herbeieilender Wirth mit einigen starken Schlägen davonkamen. Im Jahre 1895 wurde aus Chemnitz ein anders verlaufener Unfall gemeldet. Bei Telephonarbeiten in der Theaterstraße fiel das eine Ende eines Drahts herab und wurde von den Pferden eines vorüberkommenden Fuhrwerks ein Stück mitgeschleift. Dabei kam der Draht in Berührung mit der Luftleitung der elektrischen Straßenbahn, die Pferde überschritten die als Rückleituug dienenden Schienen; der 500 voltige Strom durchfloß und tödte sie auf der Stelle. Der Kutscher, der unüberlegt genug den herabhängenden Draht mit den bloßen Händen entfernen wollte, kam ohne schwere Verletzungen davon, aber immerhin war die ihn treffende Spannung stark genug, ihn an den Draht zu bannen, bis derselbe vom Starkstrom durchgeschmolzen war. Eine gleichzeitige Berührung der Schiene mit bloßen Füßen oder nur mit durchnäßten Schuhen hätte auch er vielleicht mit dem Leben zu büßen gehabt. Genau auf dieselbe Weise wurden im vorletzten Winter in Brüssel durch einen brechenden und die Straßenbahnleitung berührenden Telephondraht zwei Pferde getödtet; auch hier kam der Kutscher mit dem Schrecken davon. — Es können die verschiedensten Anlässe sein, welche dem Strom der Starkleitungen einen Weg zur Erde bahnen. Im Sommer des vorigen Jahres fuhr bei einem nächtlichen Gewitter ein Blitzstrahl in die Trolleyleitung der elektrischen Straßenbahn von Genua und bahnte durch die Zerstörung eines Isolators dem Strom einen Weg durch den betreffenden Leitungsmast zum Erdboden. In den ersten Morgenstunden des nächsten Tags zieht eine Abtheilnng Soldaten durch dieselbe Straße zum Exerzierplatze hinaus. Das Pferd des an der Spitze reitenden Offiziers bleibt an dem betreffenden Leitungsmast stehen, zittert, ist nicht vorüberzubringen und sinkt endlich, von dem im Erdreich zirkulirenden Strom nervös gemacht, in die Kniee. Bei den Versuchen, es wieder in die Höhe zu bringen, taumelt es beiseite, schlägt mit dem Kopf gegen den Pfahl der Leitung, erhält jetzt den vollen 500 voltigen Strom und verendet auf der Stelle. Ein besonders merkwürdiger Fall, der nicht einmal mit der Verwendung starker Ströme zusammenhängt, sondern nur beweist, daß unter gewissen Umständen selbst die harmlosesten Leitungen gefährlich werden können, wurde vor mehreren Jahren aus St. Petersburg gemeldet. Ein mit dem Anbringen von Telegraphendrähten beschäftigter Arbeiter stürzte plötzlich wie vom Blitz getroffen von der Spitze einer Telegraphenstange herab. Der Tod trat auf der Stelle ein und der Körper des Verunglückten wies 19 Brandstellen auf. Als Ursache konnte in der That nur ein Blitzschlag angenommen werden, obwohl der Himmel über dem betreffenden Orte völlig heiter war und das nächste zu derselben Stunde niedergegangene Gewitter sich in einer Entfernung von 140 km ereignet hatte.

Gegen dergleichen unglückliche Zufälle läßt sich natürlich nichts thun, und ganz verfehlt wäre es vollends, die Elektrotechnik für sie verantworttich zu machen. Umsomehr Bedenken aber müssen die bereits oben flüchtig erwähnten und neuerdings häufiger vorgekommenen Unglücksfälle erregen, welche durch Elektrizität von allerdings großer Stromstärke, aber sehr geringer und bisher immer für ungefährlich gehaltener Spannung veranlaßt werden. Es erregte in den weitesten Kreisen Aufsehen und Beunruhigung als das leitende deutsche Fachblatt des elektrischen Gebietes, die „Elektrotechnische Zeitschrift", am Schluß des vorigen Jahres über vier Fälle von tödlichen Verletzungen durch den elektrischen Strom berichtete, deren Spannung weit unter der regelmäßig bei Straßenbahnen üblichen Höhe von 500 Volten bleibt. Sämmtliche Fälle hatten sich in einem einzigen Betriebe und zwar im Laufe von 16 Monaten abgespielt, bei allem handelte es sich um Wechselströme von nicht mehr als 115 Volt, d. h. um elektrische Spannungen, wie sie in allen Häusern und Wohnungen mit elektrischer Glühlichtbenutzung zirkuliren, nur daß für den letzteren Zweck die Benutzung der weit ungefährlicheren gleichgerichteten Ströme noch die Regel, intermittirende Ströme dagegen bis jetzt eine Ausnahme bilden. Die erwähnten Unglücksfälle, an denen die Getroffenen kein oder nur geringes Verschulden durch eigene Unvorsichtigkeit hatten, waren zumeist auf Isolationsstörungen oder auf durch unglückliche Zufälle veranlaßte Kurzschlüsse zurückzuführen. In einem Falle wurde ein Arbeiter getödtet, während er mit Hülfe einer eisernen Kurbel eine mit neuen Kohlenstiften versehene Bogenlampe wieder emporwand. Durch eine Verbiegung des die Lampe tragenden Armes schlug das Seil oder die Flaschenzugsrolle gegen die Luftleitung,

der Strom trat in die Kurbel und ging, da der hölzerne Lichtmast ihm den kürzesten Weg in die Rückleitung versperrte, durch den Körper des Arbeiters und den Erdboden. Es ist zuzugeben, daß die letzte Ursache des Unglücks der Umstand war, daß der Arbeiter barfuß auf dem nicht ganz stromfreien Boden stand, aber man kann von Arbeitern nicht mehr Einsicht und Verständniß verlangen als von Gelehrten, und bisher waren Spannungen von so geringer Höhe stets als gefahrlos betrachtet worden. An den übrigen Unfällen waren Isolationsfehler schuld, nur in einem Falle ließ sich unzweifelhaft eigenes Verschulden des Betroffenen nachweisen.

Die Veröffentlichung dieser Thatsachen hat viel Staub aufgewirbelt. Einerseits protestirten die Vertreter der Elektrotechnik heftig dagegen, daß durch die Veröffentlichung zufälliger, wenn auch noch so bedauerlicher Unglücksfälle der Kredit der elektrischen Industrie untergraben würde, und sie rechneten es einem maßgebenden Fachblatte doppelt als unverzeihliches Vergehen an, zu einer solchen Untergrabung des Rufes der Elektrotechnik die Hand geboten zu haben. Andrerseits blieb eine Beunruhigung des Publikums in der That nicht aus: es kam zur Verzögerung beabsichtigter, ja zur Rückgängigmachung bereits aufgegebener Bestellungen, und in Laienkreisen wurde die Frage aufgeworfen, ob am Ende gar jede Hausleitung von 100—120 Volten als eine Quelle der Gefahr für Leib und Leben anzusehen sei. So gewiß das übertriebene Befürchtungen sind, da Gleichströme niedriger Spannung nicht entfernt die gefährlichen Eigenschaften der intermittirenden Ströme besitzen, die letzteren für Hausleitungen aber sehr selten zur Verwendung kommen, so lebhaft ist andrerseits der Versuch der elektrotechnischen Industrie zurückzuweisen, durch Proteste oder gar durch Drohungen die freie Kritik zu beschränken. Der elektrotechnische Verein hat sich denn auch sofort auf diesen Boden gestellt, indem er die an die „Elektrotechnische Zeitschrift" ergangenen Proteste der Industrie unmittelbar durch eine Resolution zur Anerkennung des Verhaltens des genannten Fachblattes beantwortete. In der That kann nur die freieste Kritik und Erörterung der bisherigen, den Fortschritten der Elektrotechnik keineswegs zur Ehre gereichenden Unfälle das richtige Verständniß derselben und ihre Vermeidung für die Zukunft gewährleisten. Für die nächste Zeit scheint jedenfalls die von wissenschaftlicher Seite aufgestellte Forderung nicht übertrieben, Wechselstromanlagen selbst bei niedrigen Spannungen so lange den scharfen Sicherheitsvorschriften für gewöhnliche Hochspannungsanlagen zu unterwerfen, bis die Wirkungen 100 oder 200voltiger Wechselströme auf Leben und Gesundheit genauer als bisher untersucht und diesen Untersuchungen entsprechende Sicherheitsmaßregeln ausgearbeitet sind.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen.

Von E. Hahn (Tiflis).

III.

Bei Anatori führt uns eine Brücke auf das andere Ufer. Wir steigen hoch hinauf über den Fluß, den wir noch lange tief unten im Thale rauschen hören. Nachdem wir etwa 10 Werst zurückgelegt, erreichen wir das unterhalb des Kammes gelegene Kistendorf Dscharego (auf der Karte Dschari) und schlagen die Richtung nach Westen ein. Unser Blick schweift über tiefe Thäler hinweg auf eine Menge verschiedener nach allen Richtungen hin ausstrahlender gewaltiger Bergketten, in welchen die Donnerschläge des eben über uns sich entladenden Gewitters einen grausig-majestätischen hundertfachen Wiederhall finden. Jene Ausläufer des Kaukasus, die hier fast überall den Hauptkamm um mehrere Tausend Fuß übertreffen, lassen sich auf der Karte schwer in ein System bringen. In der Hauptsache kann man drei mehr oder weniger parallele Ketten unterscheiden, nämlich die eigentliche Vorkette, dem Hauptkamm zunächst nach Norden vorgelagert und mit demselben vielfach durch steil abfallende Grate verbunden, wodurch tiefe Schluchten und Kessel entstehen, wie die Darjatschucht, die Kessel des Argun, der Assa u. s. w. In einem Abstand von 10—15 Werst von der Vorkette haben wir die „Felsen" oder „Bunte Kette", langgestreckte, schmale Grate, welche man in Anbetracht ihrer Struktur als aus dem Meer gehobene Korallenriffe ansieht; sie ragen in wunderlichen, scharfgespitzten Zacken zum Himmel empor und sind bis hoch hinauf mit Wald bedeckt. Zu ihnen gehört unter anderen der Mat-Choch oder Tafelberg, welcher durch seine originelle Form, die an den am Kap der guten Hoffnung liegenden Tafelberg lebhaft erinnert, die Aufmerksamkeit eines Jeglichen auf sich zieht. Noch weiter nach Norden, als letzter Damm gegen die unabsehbare Ebene hin, laufen die mit dichtem Wald bedeckten und bis zu einer Höhe von 4500′ ansteigenden „Schwarzen Berge".[1])

Vom Paß von Dscharego geht es langsam auf schlüpfrigem, vom Regen durchweichtem Wege zwischen Birken in das breite, von hohen Bergketten umgebene Thal des Mesche-Chi (Chi = Fluß) hinab, wo die Kisten in kleinen Dörfern wohnen, die mit ihren zahlreichen Thürmen wie wahre Raubritterburgen dreinschauen. Diese Thürme haben eine quadratische Basis von 2—3 Faden und verjüngen sich nach oben. Ihre Höhe beträgt bis 60 und 70′, sie sind oft von einem pyramidenartigen Dach gekrönt; manchmal schließt ein einfaches Giebeldach den Bau ab, oder aber der Thurm ist unbedeckt. Malerisch machen sich die oben auf allen vier Seiten angebrachten kleinen Erker. Der Typus dieser Kistendörfer ist derselbe, wie der fast aller Ansiedelungen in der Bergtschetschnja. Ehe wir uns aber mit den Kisten und Jugnischen, diesen beiden Tschetschener-Stämmen eingehender befassen, mögen einige allgemeine Bemerkungen über die Tschetschener und das Land, das sie bewohnen, am Platze sein.

Die Tschetschnja, welche sich früher im Norden bis zum Terek erstreckte, hat jetzt etwa folgende Grenzen: im Norden die kleine Kabarda, den Sunschafluß und das Gebiet der Kumyken, im Osten wieder Kumykenland bis zur Staniza Wnesapnj und dem Aktaschfluß, welcher die Tschetschnja von der lesghischen Gesellschaft Salatau trennt, im Süden den dem Hauptkamm des kaukasischen Gebirges vorgelagerten Seitenkamm bis zum Tebulos-Mta (Dakuache) und das Land der Chewsuren und Tuschen, im Westen die Darjalschlucht. Die Ausdehnung des Landes von Westen nach Osten ist fast doppelt so groß als die von Norden nach Süden, der Flächenraum beträgt etwa 2800 Quadratwerst. Der Goitafluß theilt die Tschetschnja in zwei ungleiche Hälften, links liegt die „kleine Tschetschnja", rechts die „große Tschetschnja", bewohnt von den Mitschiken, Katschkalyken, Itschkeriern und Auchowern.

Die Tschetschnja ist durch eine Menge parallel laufender Flüsse reichlich bewässert und stellenweise sehr fruchtbar. Der größte Fluß ist der vom Hauptkamm kommende Argun, während die anderen Gewässer alle der Vorderkette entspringen. Dazu gesellt sich noch eine Menge von Kanälen zum Behuf der Bewässerung. Das Land war früher mit

---

[1]) Diese schwarzen Berge sind nicht zu verwechseln mit den „Schwarzen Bergen", welche dem Zentralkaukasus in 17—60 Werst Entfernung vorgelagert sind und vom Tschorok und Tschegem mit ihren großartig prachtvollen Thalern durchschnitten werden. Zu diesen „Schwarzen Bergen" gehören z. B. der Kion-Choch (11,230′) Krim oder Karm-Choch (11,164′) und andere.

Digitized by Google

üppigem Wald bedeckt, der aber großentheils der Kriegführung zum Opfer gefallen ist. Doch hat sich solcher noch an den Mündungen der Flüsse und theilweise auch in den Thälern erhalten. Die Sunscha, die bei dem Berg Bogutschara entspringt, nimmt die anderen Flüsse, auch den Argun und die Assa in sich auf und führt ihre Wasser dem Terek zu.

Bewohnt wird das Land von den Tschetschenern, deren Zahl etwa 240,000 Köpfe beträgt. Diesen Namen haben ihnen die Russen nach dem ehemaligen größten Aul Tschetschen gegeben, der am unteren Argun liegt. Die Russen haben sie auch in 20 verschiedene Stämme getheilt, wie Nasranower, Kisten, Galgai, Zoriner, Schatoi, Scharo, Tschabirloi, Itschkerier, Katschkalyken ꝛc. Dem Volk selbst sind diese Namen nicht bekannt. Sie waren früher in „Taipa", d. i. Gesellschaften, getheilt und hießen sich selbst in der Gesammtheit „Nachtsche", d. i. Volk (nach anderen soll das Wort „Käsige" oder „Käseesser" bedeuten). Sie sprechen verschiedene einander ähnliche Dialekte, die sich durch wilde Gutturallaute auszeichnen und noch wenig erforscht sind, aber einstweilen zu den lesghischen Sprachen gezählt werden. Ueber ihre Abstammung gibt es nach A. P. Berger nicht weniger als fünf verschiedene Sagen. Nach der einen Ueberlieferung sollen sie ursprünglich im kaukasischen Hochgebirge an einem Orte „Meästa" gewohnt haben. Ihr Stammvater war Molkcha oder Malkchu. Als sie mit dem Gebrauch der Waffen bekannt wurden und Pfeil und Bogen führten, siedelten sie sich in „Nachische", wo jetzt der Aul Kerstenakch oder Kiolo liegt, an. Eine zweite Ueberlieferung läßt sie von einem Araber Ali abstammen, welcher sich aus Konstantinopel in die Berge geflüchtet hatte, wo damals drei Familien Galgoi, Akki und Schatoi wohnten. Er heirathete eine Galgoierin, und sein Sohn Nachtschi ward der Stammvater der Tschetschener. Dieser soll dann eine kalmykische Chanin und deren Sklavin in einem der nordkaukasischen Bäder gestohlen und mit diesen noch fünf Söhne gezeugt haben, von welchen sich die einen hoch in den Bergen, die anderen in der kleinen Tschetschnja zwischen dem Fluß Gechi und dem Agun angesiedelt haben. Diese Familien trugen alle den Namen Nachtschui vom Stammsitz Nachasch. Nach einer dritten Sage stammen sie von einem Recken Turpal aus Arabien ab. Dieser hatte sich zuerst in der Kabarda niedergelassen und sich dort verheirathet. Er zog dann später über den Terek in unbewohnte Gebiete. Noch heute findet sich der Name Turpal in einem alten tschetschenischen Lied. Daß ein Araber in die Tschetschnja gekommen sein soll, scheint nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß Tarki, in der Nähe des heutigen Petrowsk, lange Zeit ein Hauptsitz der Araber gewesen. Aus allen diesen Sagen geht hervor, daß wir die Tschetschener als ein aus verschiedenen Elementen zusammengesetztes Volk anzusehen haben.

Sie bildeten eigentlich auch nie ein einiges Volk, anerkannten keine Obrigkeit und kein Recht als das des Stärkeren. Da sie in beständigen Fehden untereinander lebten, so war es den Kabardinern und Kumyken nicht schwer, sie theilweise von sich abhängig zu machen. Erst als sie aus Gumbet die Fürsten Turkow zu ihren Anführern beriefen, vereinigten sie sich eine Zeit lang und waren gefürchtet. Ebenso hielten sie zusammen, als 1832 Kasi-Mulla die Bergvölker zum „Kasawata", d. i. heiligen Krieg, aufrief, und machten den Russen viel zu schaffen. Noch mehr unter Kasi's Nachfolger Schamyl, welcher sich seit 1840 das Land völlig unterwürfig machte und dort drei Raibbezirke errichtete. Er war fast 25 Jahre lang unbeschränkter Gebieter der Tschetschnja. Je zehn Familien mußten einen berittenen Krieger, „Mutasek", stellen und unterhalten und das Kontingent der Tschetschener betrug nicht weniger als 3000 Mann. Da Schamyl zuletzt mehr gefürchtet als verehrt war, so ergaben sich verschiedene Aule zuletzt der russischen Uebermacht. Die Bewohner derjenigen Dörfer, welche sich freiwillig ergaben, durften daselbst bleiben, dagegen wurden die mit Gewalt genommenen Aule in die Ebene verlegt und liegen nun zerstreut zwischen den Kosakenstanitzen, mit welchen sie auch äußerlich große Aehnlichkeit haben.

Von diesen Tschetschenern oder Nachtsche habe ich auf meiner diesjährigen Reise zwei Stämme näher kennen gelernt, die Kisten und die Inguschen. Jene, ein kleines Völkchen mit 14 Dörfern und 230 Höfen, sind kaum 1000 Köpfe stark. Sie wohnen im Thal des Mesche und seiner Quellflüsse Wegi-Tschu, Tursak und Umuchi. Die größten Aule sind Tereti und Muso (auf der Karte Maschie). Das Thal des Mesche ist wenig fruchtbar und rauh und weist die Bewohner hauptsächlich auf Viehzucht an. Sie sind sehr arm, und oft zwang sie einfach die Noth, bei den benachbarten Chewsuren zu rauben, was freilich Viele mit dem Leben bezahlen mußten. Die Kisten sind hoch von Wuchs, schlank und kräftig gebaut, mit schönem ovalen Gesicht und feiner Adlernase. Graziös und gewandt in ihren Bewegungen sind sie überhaupt sehr anstellig und haben große Lust zu lernen, resp. die Kinder in Schulen unterzubringen, vor allem wohl wegen des materiellen Vortheils, den die Bildung bringt. In unserm Geleite waren zwei Kisten, von denen der eine, Zotesch aus Muso, Urjadnik, d. i. Unteroffizier der Landpolizei, der reichste Mann im Kistenlande ist. Sein Besitzthum besteht aus 4—500 Schafen, 20 Kühen, 8 Ochsen, schönen Waffen und einigen Tausend Rubeln Baargeld. Er nahm uns sehr gastfreundlich in seinem Hause auf und gab sich alle Mühe, uns aufs beste zu bewirthen. Und wir waren wirklich bei ihm sehr gut aufgehoben. Zwar hat er eine stattliche, noch gut erhaltene Stammburg, um welche ihn manches adelige Haus beneiden könnte, mit hohen Mauern und Zinnen und einem wohl 70′ hohen Thurm, aber er nennt sich nicht Fürst. Solche gibt es überhaupt bei den Tschetschenern nicht. „Wir sind alle ‚Usdén'; wir sind frei, frei wie der Wolf borssenna", d. i. Fürsten, sagen sie, und der einzige Unterschied besteht in größerer oder geringerer Armuth. Auch als es noch bei ihnen Sklaven aus der Zahl der Kriegsgefangenen gab, konnten diese bei treuem Dienst in die Familie ihres Herrn hineinheirathen und wurden so frei und gleichberechtigt mit den Anderen. Wir stiegen nicht im Schlosse Zoteschs ab, welches nicht mehr bewohnt ist, sondern in einem für Gäste bestimmten einzelstehenden Flügel seines Hauses. Dieses selbst stellt einen gewaltigen viereckigen Thurm mit drei Stockwerken und einigen Vorbauten dar und steht am Rand eines Abgrundes. Er ist aus Schieferblöcken ohne Zement gebaut. In die untere Etage gelangt man durch den großen gepflasterten Hofraum, den eine hohe Mauer umgibt. Das ist der Raum für das Vieh; auf einer engen schlechten steinernen Treppe gelangen wir im Dunkeln tappend in das zweite Stockwerk, wo die Frauen wohnen. Die Zimmer sind zwar reinlicher gehalten als bei den Chewsuren, aber sehr dunkel und die Decken tüchtig verraucht. An der Wand hängen und stehen verschiedene große Schalen aus Kupfer und Messing, hier haben auch große hölzerne Truhen, reich geschnitzt, ihren Platz. Der Fußboden ist festgestampfte Erde. Spärliches Licht fällt durch kleine Lücken in der Mauer in das Zimmer. Auf einer schlechten Leiter gelangen wir mit einiger Gymnastik in den oberen Stock, zum Zimmer des Hausherrn, wo das Ehebett steht. Hier hängen Waffen an der Wand, auch die Festkleider des Mannes und der Frauen. Vor dem Zimmer liegt ein großer freier Raum des flachen Daches, von einer niedrigen Mauer eingefaßt. Es ist der

Digitized by Google

hohe Balkon des Hauses, mit herrlicher Aussicht hinab in das Thal auf das kleine Dorf und die Stammburg des Zotesch, welche uns gerade gegenüberliegt und an deren Fuß sich zwei Flüßchen Wegi-Tschu und Tursal vereinigen. Dort in der Ferne, in der Verlängerung des Wegi-Tschu erglänzen die schneeigen Gipfel des Wegi-Lam[1]), dem einige Gletscher entspringen; näher zu uns steht der 11,277′ hohe Chassa-Kort, der keinen Schnee mehr zu tragen scheint. Wir befinden uns wohl höher als 6000′ über dem Meer in einer schönen Alpenlandschaft. — Wie es fast überall bei den Tschetschenern der Brauch ist, steht neben Zoteschs Haus ein Flügel mit zwei Zimmern, die sogenannte „Kunazkaja", d. i. Gastzimmer. Die Wände dieses Gebäudes bestehen aus ungebrannten Ziegeln und sind außen und innen sauber getüncht. Im Paradezimmer steht ein Bett, ein Tisch und mehrere Stühle. Ein Kamin dient zur Erwärmung des Zimmers. Längs der Wand läuft ein breites Wandbrett hin, auf welchem Matrazen und Decken liegen, darunter hängen einige Turfelle, welche unter den Betten auf der Erde ausgebreitet werden. Zu unsrer Ankunft wurde das übliche Lamm geschlachtet und Käsekuchen gebacken. Am andern Tag gaben uns der freigebige Gastwirth und sein Sohn, sowie einige Angehörige des Hauses das Geleite.

Die Kleidung der Tschetschener besteht im Unterschied von den Chewsuren, welche ausschließlich schwarze und rothe Tscherkessen tragen, aus gelbem, grauem und braunem Tuch, einem Beschmet aus Zitz, Beinkleidern aus Tuch, leichten ledernen Schuhen (tschewjak) und einer Mütze aus Schaffell. Zu Gebirgstouren werden stärkere Schuhe aus Büffelleder getragen. Auch findet man hier vielfach eine Art Pantoffeln mit netzartiger Sohle, auf welche weiches Gras gelegt wird. Diese Schuhe werden mit leichten Riemen um die Knöchel befestigt. Die Frauen tragen mit Vorliebe rothe Röcke und ebensolche Beinkleider und gehen meist barfuß. Das Gesicht wird nicht bedeckt.

Die Kisten sind von den Inguschen durch einen hohen Gebirgskamm getrennt, welcher an vielen Stellen sich über die Grenze des ewigen Schnees erhebt. Wir reiten in großen Zickzacken auf grünen Alpenmatten mit spärlichem niedrigen Graswuchs hinauf zum Paß, der wohl 10,000′ hoch sein mag. Unterwegs zeigt uns Zotesch seine Schafherde, in welcher wir auffallend viele Böcke mit vier Hörnern bemerken. Oben auf dem Paß treffen wir noch einige kleine Schneefelder; eines derselben hat blutrothe Oberfläche, was, wie der sogenannte „Blutregen" von vielen kleinen rothen Organismen herrühren mag. Irgendwelche Blumen, von deren Blüthenstaub diese Färbung herrühren könnte, habe ich nicht bemerken können, wie überhaupt die Vegetation hier oben sehr kümmerlich ist. Sie beschränkt sich auf einige niedrige Gräser, Alsine und Draba. Erst beim Abstieg wird die Flora reicher, und hier bemerkte ich noch recht hoch oben die hübsche Dryas octopetala auf niedrigem Stiel, die ich früher nie gesehen, und später, als uns weiter unten ein hübsches Birkenwäldchen aufnahm, fand ich zum erstenmal im Kaukasus — Pirola secunda. In der Thalsohle hatte Vaccinium myrtillus in sehr niedrigen Exemplaren schon feine Früchte gereift, welche uns ein köstliches Labsal dünkten. Es war ein hartes Stück Arbeit, dieser Paß. Hinauf hatten uns die kräftigen Pferde getragen, aber hinab mußten wir zur Fuß gehen, und der anderthalbstündige steile Abstieg auf glattem Gras und Schiefer war so anstrengend, daß wir uns einige Zeit erholen mußten, ehe wir die Pferde wieder besteigen konnten. Dann ging's im raschen Tempo in den Aul Guli, wo wir längere Rast hielten. Dort machte uns ein junger aufgeweckter Ingusche, welcher als Tschapare dient, die Honneurs. Er sprach auffallend gut russisch, verstand auch zu lesen und zu schreiben. Er bat sehr, wir möchten ihm doch einige Lektüre verschaffen. Wir haben seinen Heißhunger nach Büchern einigermaßen zu stillen gesucht, indem wir ihm von Wladikawkas aus etliche zwanzig kleine Volksbücher zusendeten.

Wir befanden uns jetzt im Thal des Asi-Tschai, verließen dasselbe aber, um auf kürzerem Wege über einen ca. 7000′ hohen, nicht steilen Paß zu seinem Zufluß Zori-Chi zu gelangen, auf dessen rechtem Ufer in enger Schlucht sich der Aul Zori mit seinen Thürmen malerisch in engen Terrassen aufbaut. Die Thürme sind hier ausnahmsweise von oben bis unten mit weißer Farbe getüncht und sehen etwas freundlicher darein, als die finstern, schwarzgrauen Thürme anderer Aule. Selbst die Gräber sind hier getüncht und erinnern unwillkürlich an die „getünchten Gräber" des Alten Testaments. Auffällig ist bei denselben, wie ich das schon in andern Aulen bemerkt hatte, daß vor dem etwa 2′ hohen Steinhaufen, dessen Basis ein Rechteck von 7′ Länge und 3′ Breite bildet, noch ein aufrecht stehender flacher Stein von Mannshöhe aufgestellt ist. Zwischen den kastenartigen Gräbern bemerken wir auch einige in arabischem Stil gehaltene Mausoleen, wie man sie in der Kabarda und in Ossetien vielfach trifft. In kurzer Entfernung liegt der Chutor Ljäschgi, wo wir wieder ins Thal des Asi-Tschai gelangen. Auch hier steht, wie fast überall an dem Vereinigungspunkte zweier Flüsse, eine stolze Burg. Im lieblichen Thal des in mäßigem Falle dahineilenden Flusses geht's abwärts. Wir reiten in schönem Laubwald, in welchem blühende Linden lieblichen Duft verbreiten; weiter unten tauchen einzelne Exemplare von Pinus silvestris auf, Tamarix bildet größere und kleinere Gruppen. Wildromantisch wird das Thal vor dem Dorfe Birk, wo oben auf der Höhe und unten im Thal gut erhaltene Thürme die Wacht halten, während der Fluß durch die Felsen, welche sich ihm in den Weg gestellt, in enger Klause sich siegreich Bahn bricht und einige Zeit lang in wilden Kataraften über ungeheure Felsblöcke dahinstürzt. Schon dämmerte es, als wir in das burgartige Pui, in einem schmalen, von hohen Thürmen flankirten Gäßchen einritten. Auch hier finden wir in der Kunazkaja ein gutes Nachtquartier und die gleiche Bewirthung wie in Muso.

In der Nähe von Pui liegt ein uraltes christliches Heiligthum Tschaba-Erda, einst auch von den Inguschen hoch verehrt. Man kann sich kaum etwas originelleres und räthselhafteres vorstellen als die Ruinen jener Kirche, welche rechts drüben auf einem Hügel stehen und theilweise noch gut erhalten sind. Namentlich die Verzierungen der Außenwände machen dem Reisenden viel Kopfzerbrechen. Die Kirche stellt einen einfachen 7—8 Faden langen Basilikabau dar. Die Vorhalle, die von Säulen getragen wurde, liegt darnieder, ebenso das Seitenschiff, welches sich auf der Nordseite an das Hauptschiff anschloß, ohne aber mit diesem in Verbindung gestanden zu haben. Zerstört ist auch das nach Süden etwa 2 Faden abstehende Gebäude, das wohl eine kleinere Kirche darstellte. Das nach Westen liegende Portal zeigt einen Rundbogen, ebenso die auf der Südseite in der vorderen Hälfte angebrachte Thüre. Beide sind sehr niedrig. Die kleinen Fensteröffnungen sind in Spitzbögen aus Steinen zusammengesetzt, welche irgend einmal die Segmente eines großen Bogens gebildet haben. Die Fensteröffnung der Ostseite dagegen besteht aus zwei

[1]) Lam heißen die mit ewigem Schnee bedeckten Berge ohne Vegetation, Kort die schneelosen Gipfel (kort entspricht dem grusinischen tawi, tatari, busch = Haupt, Kopf), Ars nennt man bewaldete Berge. Was die in Schnee und Eis erstarrten Berge (Lam) betrifft, so „haben sie sich einverstanden erklärt, in diesem Leben diese Leiden zu tragen, um im andern Leben der Seligkeit gewiß zu sein". Denn alle lebenden und leblosen Geschöpfe müssen nach der religiösen Anschauung der Tschetschenen im künftigen Leben für ihre Sünden leiden.

schönen, altromanischen Bögen. Um das ganze Gebäude lief oben ein etwa 2' hohes Gesimse, bestehend aus fußlangen Steinen, die nach oben etwas hervorragen und mit den mannichfaltigsten Verzierungen in Hautrelief geschmückt sind. Die Motive dieser Ornamente entsprechen in keinerlei Weise den im georgischen Stile üblichen. Neben Akanthusblättern, Weintrauben u. s. w. erblicken wir vielverschlungene Arabesken. Fast kein Stein gleicht dem andern. Die beiden größeren Verzierungen, welche auf der West- und Ostseite der Kirche angebracht sind, entsprechen in ihrer groben und primitiven Ausführung in keinerlei Weise dem kunstreichen Fries und anderen kleinen Verzierungen der Außenwände. Ueber dem Westportal prangt ein Hautrelief, in einen halbkreisförmigen Bogen eingestellt. In der Mitte sitzt auf dem Bischofsstuhl unter einem Baldachin eine Figur mit einem Kreuz auf der Brust, über welche die Hände gefaltet sind. Ihm naht sich von rechts ein Mann in kaftanartigem Gewand, umgürtet mit einem Schwert und ein Kreuz in der ausgestreckten Rechten tragend, von links eine andere männliche Figur mit ausgestreckten Händen, die etwas tragen, was nicht zu erkennen ist. Ueber den Schultern dieser Figur hängt eine Art Balken mit Weintrauben an den Enden; das Gewand ist mit Kreuzen verziert. Ueber beiden Männern schweben Engelsfiguren. Links und rechts glaubt man über den Figuren einige undeutliche Buchstaben zu erkennen, welche an die Typen des Chuzuri (armenisch-grusinische Kirchenschrift) erinnern, aber auch griechisch sein können. Das merkwürdigste an diesen Figuren ist, daß sie alle getheilte Spitzbärte nach der Form des lateinischen W tragen. Längs der Basis des Bogens läuft ein hübsches, schmales Fries hin, dessen Motiv dem umgekehrten griechischen Ω entspricht. Das auf der Ostwand angebrachte kleinere Hautrelief, welches stark verwischt ist, stellt Joseph und Maria mit dem Kinde dar, welchen zwei Männer mit einem Löwen entgegenkommen (Weise aus dem Morgenland?). An verschiedenen Stellen der westlichen und besonders der südlichen Wand sind nun, namentlich neben den Thüren und Fensteröffnungen, steinerne Kapitäle eingesetzt, welche nach Art von Konsolen aus der Wand hervorragen. Auf diesen sind ganz wunderliche Dinge dargestellt, die in dieser abgelegenen Gegend des Kaukasus geradezu frappiren. Mit dem Bogenschützen können wir uns allenfalls noch aussöhnen, aber wie kommen ein heraldischer Löwe, zwei streitende Einhörner oder gar ein segnender Bischof mit der Mitra, allerdings ohne Krummstab und das Brustbild eines Dogen hieher? Ist nun der Kontrast zwischen den äußeren Verzierungen ein ungemein großer, was ihren Inhalt, ihre Ausführung und die dabei angewendete Kunst betrifft, so zeigt uns dagegen das Innere der Kirche in allen ihren Theilen gleichmäßig, daß die Erbauer auf einer sehr niedrigen Stufe der Baukunst gestanden haben mußten. Ein durchgehendes Spitz- oder Rundgewölbe konnten sie nicht konstruiren. Daher flickten sie dasselbe aus vier einzelnen Gewölben zusammen, welche die Form von zugespitzten Fässern haben, die in der Mitte durchgeschnitten sind. Oben ist das Gewölbe mit einer viereckigen Platte geschlossen. Durch die Pfeiler, welche an die Wände angelehnt, jenen Gewölben als Stützen dienen, entstehen zu beiden Seiten je drei Nischen. Die Apsis, welche nach außen hin nicht abgerundet ist, bildet eine gewölbte Nische, an deren Wänden ringsum steinerne Bänke stehen. In der Mitte prangt der grobe Bischofsstuhl. Quer durch die Kirche, 1½ Faden über dem Boden, sind in einiger Entfernung voneinander starke Balken gezogen und tief in die Seitenwände eingefassen, welche vielleicht ein Gerüst beim Bau bildeten und welche man dann später nicht mehr herausbringen konnte. — Ueber diesen merkwürdigen Bau, welcher meines Wissens auch bis jetzt nirgends eingehender beschrieben worden, haben wir keinerlei Nachrichten, der Sage nach soll er aus dem 12. Jahrhundert, aus der Zeit der Königin Tamara stammen. Das hohe Alter der Kirche läßt sich nicht anfechten, aber ebenso gewiß ist es auch, daß wir es hier mit einer Menge neuerer Zuthaten zu thun haben, welche Gott weiß woher gebracht und stückweise eingesetzt wurden. Jedenfalls stellt einstweilen dieses Denkmal christlicher Baukunst ein ungelöstes Rätsel dar und bildet ein dankbares Objekt für kundige Forscher.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nicht schlecht. Eine Charakterstudie von Emil Kaiser. Dresden u. Leipzig. Karl Reisner. 1898. — „Er hatte nicht den Muth, gut zu sein . . ., aber schlecht, wirklich schlecht, das ist er nie gewesen. . . ." Diese Schlußbetrachtung über das Wesen seines Helden hätte Emil Kaiser dem Buche als Motto narfsetzen können. Nicht direkt schlecht ist Erich Feltan, aber zu schwach, zu feig, der Schlechtigkeit und ihren Verlockungen zu entgehen. Wa liegt hier der maralische Unterschied? Nur in der Mativirung; im Effekt ist es dasselbe, ab ich mit Willen schlecht bin oder mich nur sa zum Bösen treiben lasse. Für die künstlerische Darstellung ist der erstere Typus der dankbarere und in gewissem Sinne sympathischere. Das lehrt ein vergleichender Blick auf Richard III. und Weislinger. Eine impulstae Natur wird eventuell auch das Gute wollen können; eine, die an chronischer Willensschwäche krankt, ist ein Spielball der sie ergreifenden Lebensumstände und der eigenen Gelüste; der unausbleibliche Vorwurf der maralischen Feigheit macht sie nusympathisch, und ihr jeweiliger Schöpfer hat es zu tragen, wenn wir bei der Darstellung falcher Naturen nicht auf unsre Rechnung kommen. Was uns Kaiser nan den Schicksalen seines Erich erzählt, das ist weder so neu, noch sa lebensaall geschaut, noch so intim geschildert, daß es uns für die Unerquicklichkeit des Stoffes entschädigen könnte. Die Darstellung verräth zwar zweifellos ein Talent, Charaktere festzuhalten; aber vorläufig nur in zum Theil nach ungeschickten Linien, mit dilettantischem Gepräge. Die Sprache insbesandere läßt sehr zu wünschen übrig. Bilder, wo sie auftrelen, sind nicht immer geschmackvall. Am stärksten tritt ab und zu eine gewisse Stimmungskraft hervor; so am Anfang und am Schluß. Ein energisches Studium unsrer guten Prasaisten ist dem Verfasser dringend zu empfehlen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

* Die Ergednisse der wissenschaftlichen Pamlrexpedition, die der russische Geologe D. W. Iwanaw im vergangenen Sammer unternammen hat, sind nach einer Mittheilung in der „D. Rundsch. f. Geogr. u. Statist." folgende: Die Hauptmasse des Pamirs ist durchaus nicht überall von Gletschern und Eismassen bedeckt; diese finden sich nur in seinem östlichen Theile. Zwischen Hissar und Baldshuan fanden sich mächtige Gipslagerstätten und interessante Steinsalzlager. Salz wird van den Eingeborenen bis zu 60 Zentner täglich gewonnen und nach den benachbarten bucharischen Städten verhandelt. In den Thälern der Gebirgsflüsse von Darwas wird aon den Einwahnern Gald geschürft. Bei Garon fanden sich auch Rubingruben, die Edelsteine verschiedener Art enthalten. Ziemlich sicher läßt sich hier auf gröbere Reichthümer dieser Gattung rechnen.

* **Jena.** Am Dienstag nach Pfingsten soll hier das Denkmal für Dr. Karl Valkmar Stoy, den bekannten Pädagogen und Vertreter der Herbart'schen Schule in der Pädagagik, enthüllt werden, das ihm seine über ganz Deutschland zahlreich verbreiteten einstigen Schüler und Verehrer errichtet haben. Die Stoy'sche Erziehungsanstalt, die sich aus bescheidenen Anfängen zu einer der bedeutendsten in ganz Deutschland entwickelte und nach heute besteht, wird zu diesem Stoyaner-Fest eine Erinnerungsschrift erscheinen lassen, welche unter anderem auch ein Verzeichniß der Lehrer, Zöglinge und Schüler der Stoy'schen Erziehungsanstalt nan 1844—1868 enthält. Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin) wird das Denkmal mit einer Festrede an die städtischen Behörden Jena's

übergeben. Außerdem finden ein Festzug und abends ein Festkommers statt.

* **Wiesbaden.** Eine am letzten Samstag hier tagende Versammlung von Schlesiern hat beschlossen, ihrem Landsmann, dem Dichter Gustav Freytag, ein Denkmal in unsrer Stadt zu errichten, wo er lange Jahre gelebt hat und wo er gestorben ist. An der Spitze des Komitees, das sich zur Beschaffung der Mittel für dieses Denkmal konstituirt hat, steht Hofrath Bernay.

* **Berlin,** 4. Mai. Der ehemalige ordentliche Professor der Königsberger Universität Dr. Günther Thiele hat sich heute als Privatdozent an der Berliner Universität habilitirt. Prof. Thiele begann 1876 seine akademische Laufbahn in Halle, nach 6 Jahren wurde er dort zum Professor ernannt und ging 1887 als Ordinarius der Philosophie nach Königsberg. Nach Aufgabe der Professur aus Gesundheitsrücksichten beginnt er in Berlin von neuem seine akademische Lehrthätigkeit. In seiner Antrittsvorlesung sprach Prof. Thiele über Kosmogonie und Religion.

* **Greifswald.** Der bisherige Privatdozent Dr. Krückmann zu Göttingen ist zum außerordentlichen Professor an der juristischen Fakultät unsrer Universität ernannt worden.

* **Basel,** 3. Mai. Der Senior der schweizerischen Presse und langjährige Chefredakteur der „Baseler Nachrichten", Professor Stephan Born, ist heute früh an Herzlähmung gestorben.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen: Dr. Markus Hajek für Laryngologie und Rhinologie und Dr. Alois Strasser für interne Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität in Wien, der Adjunkt am chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag Dr. Johannes Leopold Meyer für Chemie an der philosophischen Fakultät der deutschen Universität in Prag, der Gymnasialprofessor Dr. Franz Kreiet für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie, der Realschulprofessor Dr. Jaroslav Vlcek für Geschichte der böhmischen Literatur und der Realschulprofessor Dr. Anton Sucharda für neuere Geometrie unter Berücksichtigung der Methoden der deskriptiven Geometrie an der philosophischen Fakultät der böhmischen Universität in Prag, und der Universitätssekretär Dr. Marcell Chlamtacz für römisches Recht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Lemberg. — Der ordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität, Dr. Franz Wickhoff, ist von der Zentralkommission des kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts zu Berlin, Rom und Athen zum ordentlichen Mitglied gewählt worden. — Wie die Wiener „Hochschul-Korrespondenz" mittheilt, hat der akademische Senat der Wiener Universität den einstimmigen Beschluß gefaßt, für das Regierungsjubiläum des Kaisers eine Festschrift herauszugeben und dieselbe dem Monarchen zu überreichen. Die Festschrift hat die Entwicklungsgeschichte der Universität während der halbhundertjährigen Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph zum Inhalt. Mit der Ausarbeitung der Festschrift wurden Dekan Professor Dr. Wilhelm Anton Neumann (theologische Fakultät), Professor Dr. Emil Schrutka a. Rechtenstamm und Universitäts-Kanzleidirektor Dr. Kurt Brockhausen (rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät), Professor Dr. Theodor Puschmann (medizinische Fakultät), sowie die Hofräthe Professor Dr. Gustav Tschermak und Professor Dr. Karl Schenkl (philosophische Fakultät) betraut.

* **Budapest.** Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat in ihrer letzten Sitzung den Grafen Albert Apponyi und den früheren Minister Grafen Julius Andrassy zu korrespondirenden Mitgliedern der zweiten (historischen) Klasse erwählt.

* **Brüssel.** Der Sumzéepreis von 25,000 Fr. ist von dem Schiedsgericht der vorigjährigen Brüsseler Ausstellung dem Maschineningenieur Joseph Français in Seraing für einen Bahrapparat zuerkannt worden, der die Anwendung von Sprengstoffen im Bergbau überflüssig machen soll. François hat an der Erfindung 25 Jahre gearbeitet. Unter den Mitbewerbern um den Preis befanden sich Professor Röntgen und der Chemiker Dr. Calmette, Direktor des Pasteur'schen Instituts in Lille.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fr. v. Hummelauer S. J.: Nochmals der biblische Schöpfungsbericht. (Biblische Studien herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer. 3. Band. 2. Heft.) Freiburg i. B., Herder 1898. — Dr. jur. Karl Binding: Die rechtliche Stellung des Kaisers im heutigen Deutschen Reich. Dresden, v. Zahn u. Jänsch 1898. — Richard Klosterschüler: Der Krüppel und andere Novellen. Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand) 1898. — Friedr. Paulsen: Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. (In: Frommanns „Klassiker der Philosophie".) Stuttgart, Fr. Frommann 1898. — Robert Saitschick: Goethe's Charaktere. Eine Seelenschilderung. Ebd. — Martin Finckh: Kritik und Christenthum. 2. Aufl. Ebd. — Dr. Siegmar Schultze: Von der Wiedergeburt deutscher Kunst. Grundsätze und Vorschläge. Berlin, Karl Duncker 1898. — Dr. phil. Max Ahner: Gustav Adolf-Verein und Gotteskasten. Leipzig, Gebrüder Wenck 1898. — Dr. Springfeld: Die Rechte und Pflichten der Unternehmer von Privatkranken-, Privatentbindungs- und Privatirrenanstalten. Berlin, Rich. Schöß 1898. — Dr. med. Herm. Sternberg: Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug. Theil 2. Ein Mahnruf an Reichs- und Landtag. Berlin-Neurahnsdorf, Ad. Brand 1898. — Lujo Brentano: Die Entwicklung des englischen Erdrechts in das Grundeigenthum. Vortrag, gehalten in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Berlin, Leonh. Simion 1898. — Der Kampf um das Deutschthum. Band 3. Christian Petzet: Die preußischen Ostmarken. Mit einer Sprachenkarte. München, J. F. Lehmann 1898. — August Gutthard: Juliana oder die Macht der Liebe. Trauerspiel in einem Aufzug. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

Dodd, Dr. Arthur, Vergleichende Untersuchungen über d. Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter u. die Verhältnisse im Konfektionsbetriebe in Deutschland. Preis: 4 Mark 50 Pf. (6498)

Freymark, Dr. Hermann, Die Reform der Preussischen Handels- u. Zollpolitik von 1800—1821 und ihre Bedeutung. Preis: 3 M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Die glückliche Frau.

Roman von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

In Wilbrandts neuem Roman wird das Eingreifen des Schicksals in einen kleinen idyllischen Kreis lieber Menschen mit hinreißender dramatischer Kraft geschildert. Es werden dabei in feiner naturtreuer Zeichnung, nicht ohne leise Ironie, Typen aus der modernen Gesellschaft vorgeführt, so treffend, daß man sie nicht leicht wieder vergessen wird. Einen köstlichen Typus bildet insbesondere die Hauptfigur der Erzählung, die echte Berliner Frau, die unter allen Wendungen des Geschicks tapfer standhält.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (6882)

Hierzu ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. (7836)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 6. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage nach der Grundlage der deutschen Wehrkraft. Von Dr. E. Ballod. — Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen. IV. (Schluß.) Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Frage nach der Grundlage der deutschen Wehrkraft. [1])

Von Dr. E. Ballod.

Es ist das Schicksal aller wichtigeren, in das menschliche Leben eingreifenden Fragen, daß sie zu Zeiten erbitterter politischer Kämpfe in das Getriebe der Parteipolitik hineingezerrt werden, daß man nur das gern glaubt, was man wünscht, resp. das, wofür man sich a priori entschieden hat. Während man doch von vornherein meinen sollte, daß hier bloß die nüchternste Forschung das Wort zu führen hätte und daß nach Feststellung der thatsächlichen Verhältnisse die bessernde Hand anzulegen wäre da, wo es noththut, findet man vielfach, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen darauf zugespitzt werden, wie sie besser für das Festhalten an der bestehenden parteipolitischen Richtung verwendet werden können. Eine der Fragen, die in der letzten Zeit besonders stark im Parteiinteresse ausgenutzt worden ist, ist die Frage nach der Selbsterhaltung, resp. Fortpflanzungsfähigkeit der städtischen Bevölkerung, sowie die Frage nach der Wehrfähigkeit der landwirthschaftlichen und der industriellen Bevölkerung. Es ist bereits eine undankbare Aufgabe geworden, hierüber zu diskutiren, indem man, wenn man in Blättern einer ausgesprochenen politischen Richtung schreibt, Gefahr läuft, von dem Gegner „statistischer Gaunerstückchen" geziehen zu werden. Da ist denn dankenswerth, daß die Beilage der Allg. Ztg. ihre Spalten für die Diskussion über diese Frage geöffnet hat, indem dadurch in wissenschaftlichen Kreisen der urtheilsfähige Theil des Publikums sich am besten in Kürze über die hauptsächlichen strittigen Punkte und die Beweisführung der Vertreter einer jeden Anschauung orientiren kann. Nachdem in Nr. 81 der Beilage Dr. Bonn zu Wort gekommen ist, der sich hauptsächlich auf das kürzlich erschienene Buch von Dr. Kuczynski stützt, sei es dem Schreiber dieser Zeilen, der in seinen Untersuchungen zu dem entgegengesetzten Ergebniß gekommen ist,[2]) und den von Dr. Bonn so schroff angegriffenen Artikel in der „Kreuz-Zeitung" Nr. 39, 41, 43 verfaßt hat, gestattet, die Gründe für die gegentheilige Anschauung vorzuführen.

[1]) Als Erwiderung auf den ersten Artikel über dieses Thema (in Nr. 81 der Beilage) und zur Fortführung der Diskussion über die in ihm erörterten Fragen haben wir den obenstehenden Auseinandersetzungen gern Raum gegeben, betonen aber auch in diesem Falle, daß wir mit den statistischen Berechnungen des Herrn Verfassers, besonders mit denen, die er im ersten Theile seines Aufsatzes anstellt, und mit den daraus gezogenen Schlüssen nicht durchaus einverstanden sein können. Hier, wie in dem erwähnten ersten Artikel, scheinen uns weit über das Ziel hinausschießende Anschauungen nach verschiedener Richtung hin zum Ausdruck zu kommen. Unsres Erachtens liegt die Wahrheit in der Mitte. D. Red. d. Beil.

[2]) E. Ballod, Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897.

I.

Wir wollen zunächst kurz auf die Frage nach der Wehrfähigkeit eingehen. Die erste Bedingung für eine wissenschaftliche Diskussion ist die, daß man den Gedankengang des Gegners wortgetreu, oder, wo es der Umfang verbietet, doch sinngetreu wiedergibt. Dr. Bonn hat es nun beliebt, den Gegner zu bekämpfen, indem er in den in Betracht kommenden Thesen theils den Vordersatz, theils den Nachsatz, theils ganz wesentliche Ergänzungen und Erläuterungen unterschlägt und dann allerdings triumphirend „statistische Gaunerstückchen" nachweist, die in Wirklichkeit das Produkt seines eigenen Geistes sind. Zur Widerlegung der Argumentation von Dr. Bonn wäre eigentlich nichts weiter erforderlich, als den „Kreuz-Zeitungs"-Artikel in extenso vorzuführen. Da das hier nicht angeht, so wollen wir bloß die wichtigsten Punkte kurz berühren. Dr. Bonn behauptet, der Verfasser des „Kreuz-Zeitungs"-Artikels habe nachweisen wollen, daß die landwirthschaftliche Bevölkerung von Deutschland 36.6 Millionen betrage, während die Berufsstatistik bloß eine solche von 18.5 Mill. ergeben habe. Thatsächlich ist in der „Kreuz-Zeitung" zunächst gezeigt, daß in den „vorherrschend agrarischen" Gebieten Brentano's (cfr. „Die Nation" 1897/98 Nr. 5), wo von 1000 in Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen über 500 der Landwirthschaft angehören, bloß drei Achtel der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung (3.249 Millionen landwirthschaftlich Erwerbsthätige) und ein Sechstel der industriellen zählen, bei einer Gesammtbevölkerung von 14.37 Millionen, während die „vorherrschend industriellen" Gebiete Brentano's 5.042 Millionen landwirthschaftlich und 6.822 Millionen industriell Erwerbsthätige aufweisen bei einer Gesammtbevölkerung von 37.87 Millionen. Darauf ist fortgefahren: „Es kann nun doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß sich aus den „industriellen Gebieten" Brentano's, wenn man die Städte außer acht läßt, ebenfalls „vorwiegend agrarische" Gebietstheile zusammenstellen lassen, welche die gesammte landwirthschaftliche Bevölkerung und dazu denjenigen Prozentsatz an nichtlandwirthschaftlicher Bevölkerung enthalten, die die „vorherrschend agrarischen" Gebiete Brentano's besitzen. Unter dieser Voraussetzung würden, da auf 3.249 Millionen landwirthschaftlich Erwerbsthätige der agrarischen Gebiete eine Gesammtbevölkerung von 14.37 Millionen kam, den 5.042 landwirthschaftlich erwerbsthätigen Individuen innerhalb der „vorherrschend industriellen" Gebiete Brentano's nach der Regeldetri eine „vorherrschend landwirtschaftliche"

Bevölkerung von $\frac{14{,}378 \times 5.042}{3.249} = 22.31$ Millionen

entsprechen, welche hinwiederum nach derselben Regel

$\frac{247{,}945 \times 22.31}{14.378} = 384{,}735$ Eingestellte liefern würde,

so daß auf die restirenden 15.56 Millionen (wohl fast rein städtische Bevölkerung) nur 127,306 Eingestellte entfallen, somit nur $\frac{127{,}306}{15.56} = 81.81$ Eingestellte auf 10,000 Bewohner, während die „vorherrschend agrarischen" $\frac{247{,}945}{14.38}$ — 172.4 liefern. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl würden also schon die „vorherrschend agrarischen" Gebiete gegenüber den rein industriellen und handeltreibenden mehr als doppelt so viel Rekruten liefern; selbst die absolute Zahl der „agrarischen Rekruten" wäre eine höhere." Wie ersichtlich, hat Hr. Dr. Bonn in seiner Kritik das Wörtchen „vorherrschend" und „denjenigen Prozentsatz nichtlandwirthschaftlicher Bevölkerung" unterschlagen, um den Leser glauben zu machen, der Verfasser des „Kreuz-Zeitungs"-Artikels hätte die landwirthschaftliche Bevölkerung Deutschlands zu 36 Millionen berechnen wollen. Thatsächlich diente die obige Berechnung bloß zur Bestimmung des Verhältnisses der Anzahl der Eingestellten zur Bevölkerungsziffer in der „vorherrschend agrarischen" Bevölkerung einerseits und der „rein städtischen" Bevölkerung andererseits. Es ist in der „Kreuz-Zeitung" Nr. 41 ausdrücklich betont, daß die landwirthschaftliche Bevölkerung nur ca. 36 Proz. der Gesammtbevölkerung beträgt und daraufhin weiter ausgeführt, daß wenn schon die „vorherrschend agrarischen" Gebiete im Verhältniß zur Einwohnerzahl mehr als doppelt so viel Eingestellte liefern, als die rein städtischen Bezirke, dies um so mehr der Fall sein muß, wenn man die rein agrarische Bevölkerung der rein industriellen gegenüberstellt, d. h. die Rekrutenzahl der rein agrarischen Bevölkerung mußte sich zu der gesammten übrigen Bevölkerung verhalten wie $36 \times 2 : 64 \times 1$, resp. würden von der landwirthschaftlichen Bevölkerung 52.9 Proz. aller Eingestellten geliefert. Allerdings ist ja zuzugeben, daß hier die Annahme gemacht werden mußte, daß die rein agrarische Bevölkerung in den „vorherrschend industriellen" Gebieten Brentano's, relativ genommen, ebenso militärtüchtig ist, wie die in den „vorwiegend agrarischen". Der hier mögliche Fehler kann aber doch keinen sehr hohen Grad erreichen und nicht die Stichhaltigkeit der These beeinträchtigen, daß die agrarische Bevölkerung im Verhältniß zur Einwohnerzahl mindestens doppelt so viel Rekruten liefert als die industrielle, zumal weiterhin ausdrücklich auf das Beispiel von Hamburg und Berlin mit dem Regierungsbezirk Potsdam verwiesen ist, die im Verhältniß zur Einwohnerzahl 2—2.3mal weniger Rekruten gestellt haben, als die Provinz Ostpreußen, welche Hinweise Dr. Bonn ebenfalls verschwiegen hat.

Um nicht bloß bereits in der „Kreuz-Zeitung" Gesagtes zu wiederholen, versuchen wir, die Gesammtbevölkerung Deutschlands in zwei gleiche Theile so zu zerlegen, daß der eine Theil die mehr agrarischen, der andere die mehr industriellen Gebiete umfaßt. Es ist alsdann die Bevölkerung des Regierungsbezirks Oppeln, die noch 434.8 landwirthschaftlich Erwerbsthätige pro Mille der in Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen enthält, so zu theilen, daß 600,000 Bewohner zur „vorherrschend industriellen" 1,100,000 zu den stärker agrarischen Gebieten gezählt werden. In gleicher Weise sind von den 24,262 1893/94—95/96 daselbst Eingestellten 15,616 der mehr agrarischen Hälfte zuzuzählen. Es würde alsdann die mehr agrarische Hälfte der deutschen Bevölkerung 422,029 Rekruten geliefert haben, die mehr industrielle 337,957. Die mehr agrarische Hälfte hätte also um 24.86 Proz. mehr Rekruten gestellt. Die erstere umfaßt ca. 5.416 Millionen in der Landwirthschaft und 3.241 Millionen in der Industrie Erwerbsthätige, während die letztere 2.876 Millionen landwirthschaftlich und 5.040 industriell Erwerbsthätige enthält. Es hat also die um 2.5 Millionen stärkere landwirthschaftliche und um 1.8 Millionen schwächere industrielle Erwerbsthätigenzahl den Effekt, die Rekrutenziffer um 84,070 zu steigern. Denken wir uns nun, die mehr agrarische Hälfte bekäme weitere 2.5 Millionen landwirthschaftlich Erwerbsthätige und würde dafür 2.5 Mill. industriell Erwerbsthätige an die mehr industrielle Hälfte abgeben, so würde die Rekrutenzahl sich bereits voraussichtlich stellen wie 506,099 : 253,887, also wie 2 : 1. Natürlich ist ja diese Bestimmung nur approximativ, aber es geht doch daraus mit großer Sicherheit hervor, daß für die rein landwirthschaftliche Bevölkerung im Verhältniß zur rein industriellen das Verhältniß sich noch günstiger stellen würde als 2 : 1. Ziehen wir nun noch in Betracht, daß ja die 1.89 Proz. betragende Ziffer der im häuslichen Dienste Erwerbsthätigen die 6.22 Proz. in Armee und Staatsdienst befindlichen Personen und die 9.35 Proz. Berufslosen nur zum Theil eine eigentliche eigene Klasse darstellen, zum Theil aber stetig aus den in Landwirthschaft, Industrie und Handel Erwerbsthätigen sich bilden oder in dieselbe zurücktreten, so ist wohl zweifellos, daß die landwirthschaftliche Bevölkerung heute nicht bloß 52.9 Proz. aller Rekruten liefern dürfte, wie in der „Kreuz-Zeitung" vorsichtigerweise angenommen worden ist, sondern vielleicht 60 Proz. oder mehr. Gewiß wäre es ja erwünscht, wenn genaue Erhebungen über Herkunft und Beruf der Rekruten angestellt würden, um die Frage endgültig zu entscheiden, mit absoluter Sicherheit läßt sich eben die Anzahl der Rekruten, die die landwirthschaftliche Bevölkerung einerseits und jene, die die industrielle geliefert hat, nicht feststellen. Wer jedoch überhaupt einen Begriff von Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik hat, wird sich sagen müssen, daß schon die vorhandenen Daten ausreichen, um jeden Zweifel nicht nur über die höhere relative, sondern auch die höhere absolute Wehrfähigkeit der landwirthschaftlichen Bevölkerung auszuschließen.

Was aber die von Brentano citirten Ergebnisse des bayerischen Militärersatzgeschäftes betrifft („Zeitschrift des kgl. bayer. Statist. Bureaus", 1897, Heft VII., S. 192 ff.), die allerdings eine größere Militärtauglichkeit der industriellen Bevölkerung darzuthun scheinen, so hat Brentano ja selbst zugegeben, daß man gegen diese Daten den Einwand erheben könne, es sei nur nach der Beschäftigung der Eingestellten, nicht nach der Herkunft, resp. dem Beruf der Eltern gefragt worden, so daß wir erst genauere Erhebungen abwarten müßten.

II.

Wenden wir uns nun zu der Frage nach der Selbsterhaltung der städtischen Bevölkerung. Dr. Bonn hat hierüber zwar selbst keine Untersuchungen angestellt, es sich aber angelegen sein lassen, kritiklos das von einem stark dilettantenhaften Grundzug getragene Buch von Kuczynski (Der Zug nach der Stadt. 24. Stück der Münchener Volkswirthschaftlichen Studien, Stuttgart 1897) zu excerpiren, und zwar hat er sogar Stellen, die Kuczynski gar nicht selbst angehören, sondern die derselbe aus Bleicher (Die städtischen Natalitäts- und Mortalitätsverhältnisse, Beilage zu den Beiträgen zur Statistik der Stadt Frankfurt. N. F.) entnommen, als Untersuchungsresultate Kuczynski's citirt. Es muß übrigens zugegeben werden, daß Kuczynski die Widerlegung der allerdings ungenügenden Beweisgründe Hansens und Ammons für das ständige Absterben der städtischen, insbesondere großstädtischen Bevölkerung gelungen ist. Während aber Hansen und Ammon in vielen Fällen doch das Richtige gefühlt haben, hat Kuczynski durch seine mit großem Apparat vorgetragenen „Beweise" in nicht fachmännisch geschulten Köpfen eine heillose Ver-

Digitized by Google

wirrung angerichtet. Kuczynski glaubt die Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung aus der Welt geschafft zu haben, indem er nachweist, daß im letzten Vierteljahrhundert keine einzige deutsche Großstadt ein Geburtendefizit aufzuweisen gehabt hat. Das klingt ja auf den ersten Blick ungeheuer plausibel, kann aber vielfach total falsch sein. Es pflegt sonst üblich zu sein, wenn man über eine Frage wissenschaftliche Untersuchungen anstellen will, die eigentlich wissenschaftlichen Vorarbeiten zu studiren, resp. wo solche fehlen, sich doch nach exakten wissenschaftlichen Methoden umzusehen. Wenn man die Frage nach der Sterblichkeit einer Bevölkerung exakt behandeln will, so ist dazu die Kenntniß der Theorie des Bevölkerungswechsels, insbesondere der Berechnung von Sterbetafeln erforderlich. Es hieße in der Wissenschaft Eulen nach Athen tragen wollen, wenn man noch ausdrücklich darauf hinweisen wollte, daß nicht die summarische Sterbeziffer, sondern nur die aus der Sterbetafel gewonnene, eine korrekte Vorstellung über die Höhe der Sterblichkeit ermöglicht, weil ja die summarische Sterbeziffer von der durch innere Wanderungen stark beeinflußten Besetzung der Altersklassen abhängig ist. Namentlich die städtische Bevölkerung hat im Vergleich zur ländlichen eine so starke Ueberbesetzung der kräftigen Lebensalter mit geringer relativer Mortalität, daß ein Vergleich hier absolut unstatthaft ist. All dies hat Dr. Kuczynski vollkommen ignorirt. Andrerseits ist, was allerdings bis jetzt kaum beachtet ist, auch die summarische Geburtenziffer (Zahl der Geburten pro Mille der Bevölkerung) von der Altersklassenbesetzung abhängig. Es muß doch auf den ersten Blick einleuchten, daß wenn in einer Bevölkerung von 1000 Seelen 250 gebärfähige Frauen vorhanden sind, diese mehr Kinder gebären können, als wenn bloß 200 vorhanden sind. Mit anderen Worten: es geht nicht an, die Geburtenziffer zweier Bevölkerungen mit einer verschiedenen Anzahl gebärfähiger Frauen einfach einander gegenüberzustellen, sondern man muß erst die Geburten auf die Anzahl der gebärfähigen Frauen beziehen. Ich habe in meiner Arbeit über die „Lebensfähigkeit der ländlichen und städtischen Bevölkerung" erst eine Serie von Sterbetafeln berechnet, daraus die wissenschaftlich korrekten Sterbekoeffizienten gewonnen und alsdann auch die Geburtenkoeffizienten in der besprochenen Weise zu korrigiren gesucht. Eine Gegenüberstellung der korrigirten Geburtenkoeffizienten mit den wissenschaftlich richtigen Sterbekoeffizienten ergibt nun für viele (nicht für alle) Großstädte ein Defizit der Geburten, für Frankfurt a. M. z. B. —4.19‰, für Berlin —1.03‰, für St. Petersburg gar —18.5‰. Dr. Kuczynski glaubt allerdings auch meine Untersuchungen (im Nachtrag zu seinem Buche) vernichtet zu haben (in gleicher Weise wie die Behauptungen von Hansen und Ammon), obwohl der erste Blick zeigt, daß er sie überhaupt nicht verstanden hat. Die wissenschaftlich korrekten, aus der Sterbetafel berechneten Sterbekoeffizienten läßt er freilich unangetastet, offenbar weil man sich in der Wissenschaft einfach lächerlich machen würde, dagegen Opposition zu erheben. Dagegen meint er die allerdings bisher nicht angewandte Methode der Korrektur der Geburtenkoeffizienten durchaus verwerfen zu sollen. Ich darf wohl schon darauf hinweisen, daß die eigentliche Fachkritik sich hierin bereits nicht zu meinen Ungunsten ausgesprochen hat. So hat Dr. v. Bortkewitsch in einer Kritik meiner Arbeit [1]) zwar eine andersartige Beziehung der korrigirten Sterbekoeffizienten zu den korrigirten Geburtenkoeffizienten vorgeschlagen, ist jedoch nicht im Prinzip gegen die Korrektur der Geburtenkoeffizienten aufgetreten, sondern hat nur einige Verfeinerungen in der Berechnung für wünschenswerth erklärt. Dr. Bonn hat über das beregte Thema schreiben und meine Arbeit total ignoriren zu können geglaubt, indem er sich bloß auf das Buch von Kuczynski bezogen hat, was ja Geschmackssache sein mag. Also sehen wir zu, wie es mit der Stichhaltigkeit des von Kuczynski und Dr. Bonn geführten „Nachweises" steht, daß in Bayern und auch in Sachsen in neuester Zeit 1890/91—1895 bereits in der Säuglingssterblichkeit sich ein Umschwung zugunsten der Städte vollzogen habe, während in Preußen allerdings dieser Umschwung erst in der Entwicklung begriffen sei. Kuczynski hat die im ersten Lebensjahr Verstorbenen zur Zahl der Lebendgeborenen in Beziehung gesetzt und gefunden, daß 1895 in den bayerischen unmittelbaren Städten 28.38 vom Hundert gestorben sind, in den Bezirksämtern dagegen 29.24. Damit hat er für das Laienpublikum einen schlagenden Beweis erbracht. Der Statistiker darf sich indeß in einer so schwerwiegenden Frage die feineren Kontrolverfahren nicht entgehen lassen. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit vieler Städte, daß eine Anzahl Kinder, namentlich uneheliche, kurz nach der Geburt aufs Land gebracht werden. Wenn also z. B., wie es in Paris der Fall ist, von den 60,000 jährlich geborenen Kindern ca. 22,000 aufs Land gebracht werden, so gewinnt man offenbar ein ganz falsches Bild von der städtischen Säuglingssterblichkeit, wenn man die 9000 im Alter von unter 1 Jahr gestorbenen Kinder auf die Gesammtziffer der Geborenen bezieht. Daß die Sitte, Kinder kurz nach der Geburt aufs Land zu bringen, auch in Bayern den norddeutschen Städten gegenüber einen ziemlich hohen Grad erreichen muß, läßt sich leicht erweisen, wenn man die Geborenenzahl, sowie die im Säuglingsalter Verstorbenen durch die bei der Volkszählung erhaltenen Daten kontrolirt. In München wurden z. B. vom 1. Dez. 1894 bis zum 1. Dez. 1895 13,885 Kinder geboren. Gezählt wurden am 1. Dez. 1895 9051 Kinder unter 1 Jahr. Gestorben waren vom 1. Dez. 1894 bis zum 1. Dez. 1895 4425 Kinder im Alter von 0—1 Jahr. Wir dürfen nun die 4425 Gestorbenen noch nicht von den 13,885 Geborenen abziehen, weil ja eine große Anzahl von diesen 13,885 Geborenen noch im Jahre 1896 sterben können, ohne das 2. Lebensjahr erreicht zu haben. Ich habe in meiner „Lebensfähigkeit" für ähnliche Berechnungen, wo keine genaueren Daten (wie in Preußen) vorlagen, den ziemlich genauen Näherungswerth 70 Proz. in Rechnung gestellt. Wir hätten also:

$$13{,}885 - \frac{4425 \cdot 70}{100} = 13{,}885 - 3097 = 10{,}788.$$

Gezählt sind 9051 Kinder, es fehlen also 1737 0—1jährige Kinder oder ca. 17 Proz., trotzdem doch noch eine kleine Zuwanderung von Säuglingen, die von ihren Eltern mitgebracht waren, stattgefunden haben mußte. Nun weiß bekanntlich allerdings ein jeder Statistiker, daß bei den Volkszählungen, auch wenn man die Daten für ganze Länder zusammenfaßt, sich stets ein Manko an Kindern ergibt (gegenüber den Geborenen-Gestorbenenlisten). Allein dieser Fehlbetrag erreicht in Deutschland bei den letzten Volkszählungen kaum 2 Proz. Wir werden also für München wohl annehmen können, daß ca. 12 Proz. der neugeborenen (wohl die größte Zahl der außerehelich geborenen) Kinder aufs Land gebracht sind und damit dann den Betrag der Säuglingssterblichkeit um diesen Prozentsatz korrigiren, d. h. erhöhen müssen. Auf Grundlage des gleichen Verfahrens läßt sich ermitteln, daß in Berlin 1890 bei der Volkszählung 3.4 Proz. der 0—1jährigen Kinder fehlten, während dies Defizit in der Provinz Brandenburg bloß 1 Proz. erreichte.[1]) Die ganze Behauptung von dem in Bayern

[1]) Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, Aprilheft 1898.

[1]) Die genauen Daten hier anzuführen, verbietet der Raum. Es soll das in einer später zu publizirenden größeren Arbeit geschehen.

Digitized by Google

bereits vollzogenen und in Preußen noch nicht vollzogenen Umschwung in der Säuglingssterblichkeit zugunsten der Städte ist daher nur eine Folge des Mangels an statistischer Korrektheit. Daß die sanitären Zustände in den Städten sich in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend gebessert haben und, relativ genommen, sich stärker gebessert haben als die des flachen Landes ist dagegen durchaus nicht zu bestreiten — aber nirgends hat bislang die Stadtbevölkerung eine niedrigere oder auch nur die gleiche Gesammtsterblichkeit aufzuweisen, wie die des umliegenden Landgebietes.[1]) Kuczynski (S. 233) und Dr. Bonn citiren sodann die von Bleicher nach Altersklassen berechnete Sterblichkeit der einheimischen und der zugewanderten Bevölkerung in Frankfurt a. M., aus welcher Berechnung allerdings hervorgeht, daß die einheimische Bevölkerung für die meisten Altersklassen eine geringere Sterblichkeit aufweist, als die zugewanderte. Dieses Resultates hat sich auch Prof. Herkner (Arbeiterfrage, 2. Aufl.) bemächtigt. Eine Nachprüfung des leider unvollständig angeführten Quellmaterials läßt jedoch starke Zweifel an der Genauigkeit der Berechnung aufkommen (der eingehende Nachweis würde uns hier ebenfalls zu weit führen). Es wäre ja übrigens nicht gerade unmöglich, daß einzelne Städte mit einer wohlhabenden alteingesessenen Bevölkerung, wie Frankfurt a. M., für die einheimische Bevölkerung eine etwas günstigere Sterblichkeit aufweisen als für die in weit höherem Maße den ärmeren Volksschichten angehörende zugewanderte — hier wäre aber das korrekte Verfahren doch das, daß man die Sterblichkeit in sozial gleich situirten Bevölkerungsschichten vergleicht. Ein solcher Vergleich würde sicher zu Ungunsten der Städte ausschlagen. Für die Lebensalter vom 15.—30. Lebensjahr, also der Zeit der Masseneinwanderung in die Stadt, weist übrigens auch die Bleicher'sche Tafel für die zugezogene Bevölkerung eine geringere Sterblichkeit auf.

Endlich, last not least, sei noch auf die originelle Ansicht von Dr. Bonn eingegangen, daß in den höheren Altersklassen ein Rückströmen der städtischen Bevölkerung aufs Land stattfinden müsse. Hier wird seine statistische Hülflosigkeit auch dem Laienauge offenbar. Es macht ihm Mühe, sich um die Thatsache herumzudrücken, daß nach der Berufszählung von 1895 die in der Landwirthschaft erwerbsthätigen Personen männlichen Geschlechts für das 30.—40. Lebensjahr 30.8 Proz. der gesammten männlichen Bevölkerung ausmachten, während dieselben für das 40.—50. Lebensjahr bereits 36.1 und für das 50.—60. ca. 42.5 Proz. ausmachten. Er meint nun, es sei die Ansicht falsch, daß das Zurückgehen der nichtlandwirthschaftlichen Bevölkerung durch die um 20—30, ja 50 Proz. höhere Sterblichkeit der städtischen Bevölkerung erfolge, eine solche höhere Sterblichkeit sei nicht vorhanden. Hätte er den „Kreuz-Zeitungs"-Artikel aufmerksamer gelesen, so würde er gefunden haben, daß als erste Ursache des stärkeren Hervortretens der landwirthschaftlichen Bevölkerung in den höheren Altersstufen die Thatsache erwähnt ist, daß in Deutschland aus den früheren Jahrzehnten, wo noch nicht so viele Leute zur Industrie übergehen mußten, ein gewisser Ueberschuß an landwirthschaftlicher Bevölkerung stathat. Man braucht sich doch bloß zu vergegenwärtigen, daß noch vor 30 bis 40 Jahren mindestens 50 Proz. der deutschen Gesammtbevölkerung agrarisch war, vor 50—60 Jahren aber sicher 60—70 Proz. Es ist daher ohne weiteres einleuchtend, daß trotz starker Auswanderung und Abgaben an die Stadt doch noch eine landwirthschaftliche Bevölkerung von 42.5 Proz. in der 1835—1845 geborenen Altersklasse zurückbleiben konnte. Die originelle Hypothese von Dr. Bonn käme allenfalls in Betracht bei einer stationären Bevölkerung. Was aber die zweite Grundursache, die von Dr. Bonn verworfene, um 20, 30, ja 50 Proz. höhere Sterblichkeit der Stadtbevölkerung anlangt, so ist in der „Kreuz-Zeitung" nicht gesagt, daß die Gesammtsterblichkeit in der Stadt um diesen Betrag höher ist als auf dem flachen Lande, sondern die Sterblichkeit in den Altersklassen vom 30. Lebensjahr an. Daß letzteres thatsächlich der Fall ist, davon hätte sich Dr. Bonn leicht überzeugen können. Auch wenn er meine Berechnungen in dieser Frage prinzipiell ignoriren zu müssen glaubte, so hätte er doch diese Thatsache aus den Bleicher'schen Berechnungen, sowie den im 143. Bande der Preußischen Statistik angeführten Sterbetafeln ersehen können, ja selbst aus dem Buche von Dr. Kuczynski, der die amtlichen Daten und die Ausführungen Bleichers zum Theil übernommen hat. Mit einem Gegner, der nicht einmal dasjenige Material, aus dem er seine Ueberzeugung geschöpft hat, sich genauer angesehen hat, ist freilich schwer zu rechten.

[1]) Für die Lebensalter vom 15.—30. Lebensjahr ist die Sterblichkeit in den Städten allerdings meist geringer als auf dem flachen Lande. Es ist hier zu berücksichtigen, daß das das Alter ist, in welchem die Masseneinwanderung in die Städte stattfindet, sowie, daß durch das zu 90 Proz. in Städten stationirte Militär, das eine Elite der kräftigsten Individuen darstellt, die Sterblichkeit herabgedrückt wird.

Bei den Pschawen, Chewsuren, Kisten und Inguschen.

Von E. Hahn (Tiflis).

IV. (Schluß.)

Durch Wiesengründe im erweiterten Thal des Assflusses reiten wir nun der Assa zu, welche einige Werst unterhalb Pui jenen kleineren Fluß in sich aufnimmt. Kleine Kurgane bilden auf der ebenen Fläche kaum bemerkbare Erhebungen. Die Assa, welche sich aus mehreren aus dem nordwestlichen Chewsurien herabkommenden Quellbächen (wie Achielis-Ztali, Tschamgis-Ztali, Zizalouis-Ztali, Kolotokoi-Ztali 2c.) zusammensetzt, ist hier noch nicht reißend und kaum einige Fuß tief. Zu beiden Seiten derselben liegen zahlreiche Inguschendörfer und bilden mit ihren hohen Thürmen inmitten grünender Felder und Wiesen einen ungemein malerischen Vordergrund der Landschaft, während im Hintergrund grotesk gezackte, ungemein wilde, kahle Felsen von röthlich-grauer Farbe zum Himmel emporstarren. Doch bald ändert sich das Bild. Die Felsen treten näher an den Fluß heran, die menschlichen Ansiedelungen hören auf; der Fluß, der eben noch so zahm erschienen, wird wilder und wilder. Gleich dem wilden Thiere, das der goldenen Freiheit seiner Dschungeln, seiner Wüste oder Wälder beraubt im engen Käfig tobt und brüllt und wüthend an dem Gitter rüttelt, das ihm die Freiheit genommen, so tobt nun auch der Fluß in enger Klause und wälzt sein schäumendes Gewässer über die gewaltigen Felsblöcke, welche ihm den Weg versperren. Von seinem Tosen und Gebrüll scheinen die hohen Felswände zu erzittern, denn fortwährend lösen sich größere und kleinere Stücke los und stürzen in das Thal und den Fluß. Auf einem ungeheuren Felsblock, der mitten im Fluß liegt, steht verwegen eine alte Burg, die einst wirksam das Thal versperrte, aber uns jetzt ungehindert passiren läßt. Zahlreiche Brücken führen von einem Ufer zum andern. Trotzdem die das Assathal einrahmenden Gebirgsketten sehr steil ansteigen, sind sie fast bis oben hinauf bewaldet. Das Assathal erinnert in dieser Hinsicht lebhaft an das Thal des Tschoroch, das ich vor zwei Jahren besucht und beschrieben habe (s. Beil. zur Allg. Ztg. 1896 Nr. 264, 265, 266, 267). Es war ein wirklich hoher Genuß, im Schatten des duftenden Waldes, in welchem die herrlichen Lindenbäume in voller Blüthe standen, neben dem wildtosenden Bergstrom hinzureiten und dem Gesang der hier zahlreichen Singvögel zu lauschen!

Digitized by Google

Die Assa hat das mit einigen anderen Gebirgsflüssen des Kaukasus gemein, daß sie im Oberlauf verhältnißmäßig zahm erscheint und erst da ihre wilde dämonische Kraft entfaltet, wo sie vorliegende Gebirgsgrate durchbricht. Wir sehen dasselbe beim Terek, Argun und anderen. Aber wenn wir z. B. die Assa, was landschaftliche Schönheit und Großartigkeit anbelangt, mit jenen Nachbarflüssen vergleichen, so bleibt der Argun hinter der Assa, und der Terek hinter beiden weit zurück. Wer großartige, wildromantische Natur, vereinigt mit Anmuth und Lieblichkeit, sehen will, der gehe an die Assa, welche von Wladikawkas aus in 1—2 Tagen zu erreichen ist. Sollte einmal die Bahn über den großen Kaukasus durch das Thal der Assa gehen, wie eines der vielen Projekte es in Aussicht nimmt, so wird der Reisende eine der schönsten und großartigsten Gebirgslandschaften der Erde zu sehen bekommen. Einstweilen bleibt dieser Genuß leider nur das ausschließliche Privilegium einiger wenigen Sterblichen, welche Beruf oder Forschungstrieb dahin führt.

Voll der herrlichsten Eindrücke bedauerten wir sehr, daß wir unsrer Marschroute gemäß dem schönen Thal, das sich allmählich erweitert, lebewohl sagen mußten, indem wir nach links abschwenkten und wieder einen hohen Paß erstiegen, der leider in Nebel gehüllt war. Bei klarem Wetter hätte sich hier eine wunderbare Aussicht auf das Vorland eröffnet. Mächtige Ahornbäume, Eschen, Buchen und Erlen steigen fast bis zum Grat hinauf. Etwas weiter unten umfängt uns der herrliche Wald, in welchem wir zum Thal der Kambilewka hinabsteigen. Dort erreichen wir bald das Inguschendorf Bartabos. Der Wald tritt zurück, vor uns breitet sich die Ebene aus, in welcher sich die Kosakenstanitza Tarskaja, früher ein Inguschendorf, mit breiten Straßen, weitläufig gebaut, ausdehnt. Hier verlassen wir den Sattel und erreichen per Wagen noch an demselben Abend spät Wladikawkas.

Wir haben jetzt noch einiges über die Inguschen, in deren Land wir einige Tage zugebracht, nachzuholen. Dieser Stamm der Nachtsche ist der am weitesten nach Westen, bis zur grusinischen Heerstraße vorgeschobene. Sie bewohnen hauptsächlich das Thal der Assa und einiger ihrer Zuflüsse, wie des Zori-Chi, Asi-Tschai, Bartu, Tobatschosch, das Thal der Kambilewka in deren Oberlauf, sowie dasjenige des zum Terek fließenden Arms-Chi. In administrativer Beziehung gehören sie zu dem Sunschabezirk des Terekgebiets und bewohnen dessen zentralen und südlichen Theil. Ihre Nachbarn sind im Norden die Kabardiner, im Süden die Tuschen und Chewsuren, sowie die Berggrusiner, im Westen die Osseten, im Osten die andern Stämme der Tschetschener. Sie bilden in den Bergen vier Gesellschaften (Dscherach, Mezchal, Zori, Chamchi), in der Ebene zwei: Nasran und Galaschen und vertheilen sich überhaupt auf 146 Dörfer mit 7973 Höfen. Nach der letzten Zählung aus den 80er Jahren (die Resultate der Zählung von 1897 sind noch nicht veröffentlicht) beträgt ihre Zahl weniger als 40,000, wovon auf die vier Berggesellschaften kaum der sechste Theil kommt. Die Zahl der weiblichen Individuen bleibt auch hier bedeutend hinter der der Männer zurück. Der Zuwachs der Bevölkerung ist sehr gering, er beträgt nicht mehr als 2.3 Proz.

Ihren Namen erhielten die Inguschen von einem Aul im Thal der Kambilewka, Anguscht oder Inguscht, welcher jetzt nicht mehr existirt. Sie selbst heißen sich Laviur, was wohl so viel bedeutet wie „Bergbewohner“ (vom Worte Lam = Berg). Daß auch die Inguschen in dem von ihnen jetzt bewohnten Gebiet nicht einheimisch sind, beweisen verschiedene Sagen, von welchen die von einem Inguschen[1]) Achriew erzählte am meisten Glaubwürdigkeit verdient. Sie lautet: Vor langer, langer Zeit lebte Solsa, der Sohn des Soska. Die Menschen wohnten damals unter der Erde in Kellern,[1]) welche mit Steinplatten ausgelegt waren. Solsa war ein sehr kluger und ehrenhafter Mann. Er war nicht vom Weibe geboren, sondern stammte direkt von Gott ab. In gleicher Zeit mit Solsa wohnten in den Bergen die Dschelten (Griechen); diese waren sehr arbeitsam, auch verstanden sie Burgen und Thürme zu bauen. Nach den Dschelten wohnten dort die Wampalosch, d. i. Zweimäuler. Es hatte nämlich eine Frau Zwillinge geboren, von denen der eine zwei Mäuler hatte. Einst gingen die Brüder auf die Jagd. Damals war der Wald noch nicht so hoch wie jetzt, es wuchs nur Buschwerk. Am Terek wohnten damals die Kabardiner. Einen derselben trafen die Brüder im Gebüsch, überfielen ihn und nahmen ihn gefangen. Aber bald darauf mußten die Wampalosch den Zorn Gottes fühlen und der Tod hielt reichliche Ernte unter ihnen. Da ging der gefangene Kabardiner in das Thal des Terek und brachte sich eine Kabardinerin als Frau mit. Aus dieser Ehe stammten die Inguschen. Darauf führten die Wampalosch Krieg mit den Kabardinern. Das war zu einer Zeit, als die gebräuchlichsten Waffen noch Pfeil und Bogen waren; einige Wenige hatten schon Gewehre, aber noch solche, auf welche man Zünder auflegte.

Nach der Meinung Achriews beweisen die Ueberreste vieler weltlicher und kirchlicher Bauten, daß die Griechen in diesen Gegenden waren, wohinter ich freilich ein Fragezeichen setzen möchte. — Unter den „Zweimauligen“ will man Leute mit Kröpfen verstehen. Da nun unter den dortigen Völkern der Kropf[2]) nirgends vorkommt, so müssen die Wampalosch Ausländer gewesen sein.

Wie aus jener naiven kindlichen Sage klar hervorgeht, soll in den Adern der Inguschen kabardinisches oder Tscherkessenblut fließen. Es haben aber entschieden auch Vermischungen mit den benachbarten Osseten stattgefunden. Denn verschiedene Gebräuche bei Schließung der Ehe, bei der Geburt eines Kindes und einige Familienfeste, wie Neujahr, das Fest des Propheten Elias und Pfingsten, sind entschieden durch ossetische Mütter eingeführt worden.

Einen ausgesprochenen Typus wird man auch hier vergebens suchen, doch kann man im allgemeinen sagen, daß der Inguschе von mittlerem Wuchs ist, schlanke, hagere Figur, scharfe Züge, lebhafte Augen, vielfach mit dem Ausdruck der Verschmitztheit hat, dabei braune Gesichtsfarbe, schwarzes Haupthaar, eine Adlernase und geringen Bartwuchs. In der Kleidung unterscheidet er sich nicht von anderen kaukasischen Völkern.

Die Inguschen sind nicht gerade arm, wohnen aber und leben meist recht ärmlich, oft einige Familien zusammen in einem dunkeln, thurmartigen Steinhause. Zu den Wohnräumen führt ein enger, dunkler Korridor. Die Wohnräume sind ebenfalls dunkel und vom Rauch geschwärzt. In der Mitte hängt der Kessel von der Decke herab. Den Wänden entlang laufen niedrige Holzbänke mit allerlei Hausrath, staubig und schmutzig. Zum Glück für den Reisenden haben auch hier die wohlhabenderen Leute die sogenannte Kunazkaja, wo man ein menschenwürdiges Unterkommen finden kann.

Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, in der Ebene auch Gartenbau, besonders Melonen werden viel gezogen. Von Getreidearten werden im Gebirge Gerste und wenig Hafer, in der Ebene Mais gebaut. Die prächtigen Weiden der Berge und die herrlichen Heuschläge sind dem

[1]) Sbornik o kawkasskich gorsach. 1875.

[1]) Vergl. die sogenannten „Sakli“ der Grusiner in Transkaukasien.

[2]) Der Kropf ist überhaupt im ganzen Kaukasus eine sehr seltene Erscheinung, nur in einem Dorf am oberen Schemi-Zkali in Suanetien ist er häufig.

Halten eines großen Viehstandes günstig, auch haben sie eine große Anzahl von Pferden. Man hat berechnet, daß bei den Inguschen auf 100 Menschen 65 Stück Großvieh kommen, von Kleinvieh gar 183 Stück.

Leider haben die Inguschen nicht das beste Renommee. Nirgends kommen so viel Diebstähle und Räubereien vor wie bei ihnen und in ihrer nächsten Nachbarschaft. Mancher europäische Reisende, dem auf der grusinischen Heerstraße das Gepäck vom Wagen geschnitten wurde, weiß davon zu erzählen. Durch hohe Strafen suchte die Regierung die Leute einzuschüchtern; eine vorzügliche Maßregel ist aber die neuerdings eingeführte, daß die dem Ort der That naheliegenden Dörfer solidarisch für jedes vorkommende Verbrechen aufzukommen haben. Auf diese Weise werden die Thäter in der Regel rasch gefunden und ausgeliefert. Aber nicht bloß als Dieb und Räuber ist der Ingusche gefürchtet, sondern auch wegen seiner unmenschlichen Rachsucht. Einlegen von Feuer, Unterminiren der Häuser von verhaßten Personen sind keine Seltenheit. Auch in politischer Beziehung ist das Inguschenvolk durchaus kein zuverlässiges Element.

Und nun noch einiges über die Religion des Volkes. Ohne Zweifel sind sie früher, wenigstens dem Namen nach, Christen gewesen. Neben dem Vorhandensein alter Kirchen erbringen dafür die Namen der Wochentage den Beweis. Obgleich die Inguschen, als Mohammedaner, die Woche mit dem Freitag beginnen, so hat der Montag den Namen des ersten Tags (Orschut), der Dienstag heißt „Schinera", d. i. der zweite, der Mittwoch Chkara, d. i. der dritte; der Samstag Schabat (Schudt) und der Sonntag Chkyru-de, d. i. des Herrn Tag (vom gr. κύριος). Auch die Woche hat nach dem Sonntag den Namen „Ckyre" erhalten. Jetzt sind die meisten Inguschen dem Namen nach Mohammedaner, Christen und Heiden sind selten. Die eigentliche Religion aber ist, wie fast bei allen kaukasischen Bergvölkern ein seltsames Gemisch der verschiedensten Religionen mit dem krassesten Aberglauben. Fast jede Gesellschaft hat ihre eigenthümlichen religiösen Gebräuche, Heiligthümer, Götter und Götzen. Die mohammedanischen Galgai beten nur nachts vor viereckigen Steinsäulen von der Höhe eines Mannes, auf Hügeln und Kirchhöfen. Die ganze Andacht besteht darin, daß der Betende seinen Kopf in die kleine Vertiefung steckt, welche am Fuß der Steinsäule auf deren Ostseite sich befindet. Fast allgemein ist die Verehrung des Götzen Guschmile (vgl. Istorja woiny i wladitschestwa russkich na kawkase T. I. l. 1. S. 383). Merkwürdig ist der Kultus der Skelette in einem Beinhaus bei Nasran. Die Skelette, welche von den „Narten" herstammen und erst seit Ankunft der Russen verweslich geworden sein sollen, werden mit grünem Tuche aus Mekka bedeckt. — Gott heißt bei ihnen Dailo auch Dela. Der oberste Priester, welchem das Prädikat „heilig" beigelegt wurde, wohnte einst in einer alten steinernen Kirche auf einem hohen Berg, nicht weit von den Ruinen des Auls Auguschi. Noch werden die Ueberreste dieser hoch verehrt. Bei Annäherung an dieselbe fällt der Ingusche aufs Angesicht, das Innere wagt er nicht zu betreten. Hier werden Opfer dargebracht, und Kranke suchen dort Heilung, indem sie sich Hütten in der Nähe des Heiligthums bauen.

Zu Neujahr, welches 3 Tage vor dem christlichen Neujahr gefeiert wird, begeben sich alle Inguschen vom Aeltesten bis zum Jüngsten auf die Berge und bringen dem heiligen Galierd Opfer. Ihm sind viele Ueberbleibsel christlicher Heiligthümer geweiht. Das Opfer besteht in grobgegossenen Bleikugeln. Vor Darbringung des Opfers werden Lichter angezündet und nachher findet eine Schmauserei statt. Auch die Heiligthümer der Kisten werden von den Inguschen hoch in Ehren gehalten. Sie sind dem heiligen Georg, der Mutter Gottes und der heiligen Maria geweiht. Dort werden hauptsächlich Hörner zum Opfer gebracht. Das Hauptfest findet dort am 5., resp. 17. Juli statt.

* * *

Da wir die beschriebene Reise in großen Tagmärschen und dank dem guten Wetter sehr rasch vollendet hatten, blieben uns noch einige Tage für die grusinische Heerstraße. In der herrlichen Luft der Station Kasbek konnten wir uns besser von den Strapazen des Wegs erholen, als im heißen Wladikawkas. Gewöhnlich wird von Kasbek der Dewdoraki-Gletscher besucht, der nicht schwer zu erreichen ist und wo den Touristen einige Bequemlichkeiten geboten werden. Wir zogen es vor, seinem Gegenüber auf der Westseite des Bergriesen einen Besuch abzustatten, und ich kann diese Tour, die einen Tag in Anspruch nimmt, Jedermann, der gut zu Fuß ist, als sehr lohnend empfehlen. Die Entfernung dieses Gletschers — „Tschatsch" geheißen — von der Station beträgt etwa 20 Werst. Ueber den breiten Rücken des Berges, von welchem die Kirche Stepan-Zminda herniederschaut, geht's hoch und steil hinauf auf glatten Alpenwiesen, immer im Anblick des schneebedeckten Gipfels.[1]) Endlich trennt uns noch ein tiefes Thal von der rechten Seitenmoräne des Gletschers. Wir klettern den steilen Abhang über loses Gerölle mächtiger Steine hinab und befinden uns bald, nachdem wir die Seitenmoräne erklommen, in nächster Nähe des Eisstroms, der in seinem unteren Ende ziemlich eben und nicht zu steil, leicht zu begehen ist. Dagegen fallen die ihn einschließenden Wände ungemein steil und glatt ab, so daß man auf allen Vieren kriechen muß. Die Breite des Gletschers beträgt ca. 500'. Etwa 1 Werst von seinem unteren Ende wird er breiter und bildet mächtige Eiskaskaden. Ein seltsames Spiel der Natur bietet sich uns hier dar, indem in nächster Nähe der zu Eis erstarrten Kaskaden ein lebendiger Gletscherbach, einer Nebenzunge des Gletschers entspringend, in weißem Gischt und hohem Fall auf den Eisstrom herabstürzt und unter demselben verschwindet. In der Nähe des Gletschers, auf steiler, mit Steinen besäeter Halde, einer alten Moräne, fand ich das gelbe Alpenveilchen, Viola biflora, welches ich bis dahin nur einmal im Kaukasus, am Amugo in der Nähe des Borbalo, hatte entdecken können, in zahlreichen und sehr vollkommenen Exemplaren. Die Blüthen sind größer als die des Feldstiefmütterchens, leuchtend gelb mit schwarzen Strichen, die Blätter niedrig und kaum so groß wie eine Linse. Auch einen allerliebsten Zwergwacholder Juniperus nana sah ich hier zum erstenmal. Er sieht sich von weitem wie Moos an, hat sehr steife Nadeln, unterseitig mit weißen Streifen gezeichnet. Er hatte reichlich Beeren angesetzt, die schon dunkel gefärbt waren. Im übrigen war die Flora da oben recht kümmerlich. — Unser Ausflug auf den Gletscher ging nicht ohne ein kleines Abenteuer ab. Einer unsrer Reisegefährten hatte das Unglück beim Uebergang über den reißenden Gletscherbach in denselben hineinzufallen, er wurde von demselben ein Stück weit fortgerissen und mit der Brust etwas unsanft an einen Stein geschleudert, glücklicherweise ohne ernstliche Folgen. Mit Hülfe eines Begleiters gelang es ihm wieder festen Fuß zu fassen und ans Ufer zu kommen, allerdings durchnäßt bis auf die Haut. Nachdem wir den Verunglückten an geschützter sonniger Stelle in Regenmäntel gehüllt, wurden die ausgezogenen Kleider rasch an der Sonne trocken. Trotz des kleinen Unfalls kehrten wir

[1]) Unser Führer, ein bekannter Turjäger, behauptete fest und steif, daß auf dem Gipfel des Kasbek noch kein Mensch gewesen. Die Bergsteiger verschiedener Nationen seien wohl hoch hinaufgeklettert, aber die höchste Spitze sei unersteiglich. Er wollte sich durchaus nicht vom Gegentheil überzeugen lassen.

wohlgemuth und sehr befriedigt, allerdings ziemlich ermüdet, zur Station zurück. — Von der Station Passanaur wurde dann noch eine kleine Fußtour in das Thal der „Schwarzen oder Gudamakarischen" Aragwa unternommen, durch welches einst die grusinische Heerstraße, den Hauptkamm im Kwanamoki-Paß (ca. 8000') übersteigend, führte. Man kam damals, dem Lauf des Znoflusses folgend, oberhalb der Station Kasbek auf die jetzige Heerstraße heraus. Mich interessirte dieser Weg insofern, als jetzt gerade etwa vor 100 Jahren die ersten russischen Truppen auf demselben in den Kaukasus kamen. Von der alten Straße sind wenig Spuren mehr. Landschaftliche Schönheiten bietet das Thal wenig, es ist zu breit und der Wald zu kümmerlich. Von Passanaur ging's dann mit eilenden Postpferden rasch der Heimath Tiflis zu.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland (Vorsitzender Prof. A. Kirchhoff in Halle) veröffentlicht unter der Ueberschrift „Aussichtsveränderungen in Thüringen" im 4. Heft (44. Bandes 1898) von „Petermanns Mittheilungen" folgende Bitte: In dem ersten Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes", herausgegeben 1884 von Prof. Dr. Regel im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission des Thüringerwald-Vereins, ferner in den „Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft für Thüringen zu Jena" 1886/87 sind eine Reihe Beobachtungen aus Thüringen veröffentlicht worden, wonach jetzt von manchen Punkten aus benachbarte Orte oder Theile einzelner Bauwerke daselbst gesehen werden können, welche früher von jenen aus nicht sichtbar waren oder umgekehrt früher sichtbare Punkte jetzt nicht mehr gesehen werden können, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß in den Beobachtungsgebieten stellenweise langsame Bodenbewegungen stattgefunden haben oder noch vor sich gehen. Da durch die jetzt bevorstehenden Höhenbestimmungen für die neue Landesaufnahme von Thüringen die derzeitige Höhenlage einer großen Anzahl von Punkten sorgfältigst festgestellt wird, so würde es von hohem Interesse sein, zu erfahren, ob seither weitere Beobachtungen über Erscheinungen genannter Art gemacht worden sind. Die unterzeichnete Kommission spricht daher die Bitte aus, von etwaigen Wahrnehmungen dieser Art (gleichviel ob aus jetziger oder aus früherer Zeit) im Interesse der Landeskunde freundlichst Mittheilung machen zu wollen, und zwar an Hrn. P. Kahle, Braunschweig, Technische Hochschule, welcher diese Erscheinung weiterhin an der Hand von Messungen, Vermarkungen und photographischen Aufnahmen zu untersuchen beabsichtigt. Von hohem Interesse würden auch Mittheilungen sein, welche sich auf bereits früher mitgetheilte Fälle von Aussichtsänderungen beziehen (ob weiterhin beobachtet oder nicht). Es wird gebeten, soweit hierauf bezügliche Ermittelungen dem Hrn. Einsender möglich sind, beifügen zu wollen, ob im Zwischenland Abholzungen, größere Abtragungen oder dergleichen vorgenommen worden sind, oder sonst ein Grund für die Erscheinung angeführt wird.

* Die Ausführung des Zeppelin'schen Luftschiffes soll, wie die „Barmer Zeitung" berichtet, nunmehr definitiv gesichert sein. Am 9. Mai d. J. wird in Stuttgart die Konstituirung einer Aktiengesellschaft „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" stattfinden, die auf der Basis eines bereits gezeichneten Grundkapitals von 800,000 M. zunächst die Verwirklichung des Zeppelin'schen Projekts in die Hand nehmen wird. Die verhältnißmäßig günstigen Ergebnisse, welche die Versuche mit dem Schwarz'schen Aluminiumschiff auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin bei der königlichen Luftschifferabtheilung im November v. J. zeitigten, haben dem Projekt des Grafen v. Zeppelin zur wesentlichen Förderung gedient. Ein Aufruf, der einerseits auf diese Ergebnisse, andrerseits auf die gegenüber dem Schwarz'schen Luftschiff nicht zu verkennenden Vorzüge des Zeppelin'schen Projekts hinwies, hatte zur Folge, daß eine Anzahl hervorragender deutscher Industrieller für das Unternehmen interessirt wurde und dem Plan einer für dasselbe zu gründenden Aktiengesellschaft beitrat. Das erste Zeppelin'sche Luftfahrzeug wird sobald wie möglich gebaut werden, die ersten Versuchsfahrten sollen auf dem Bodensee und, um ganz gefahrlos zu bleiben, in mäßiger Höhe über dem Wasserspiegel stattfinden.

* Die Ausgrabungen, welche die englische Archäologische Schule auf der Insel Milo unter Leitung ihres Direktors Hogarth unternommen hat, sind, wie dem „Standard" aus Athen gemeldet wird, von großem Erfolge gekrönt worden. Zuerst wurde eine sehr alte Akropolis entdeckt. Dann ergaben sich drei verschiedene Städte, von welchen jede über der anderen erbaut war. Zwei gehören der mykenischen Periode an, wie der Stil der Bruchstücke und der aufgefundenen Vasen beweist. Die unterste liegt unmittelbar auf den Felsen. Kürzlich ist der Professor des University College in London, Mardner, mit 20 Studenten in Athen angekommen, um sich nach der Insel Milo zu begeben.

* Der 8. deutsche Neuphilologentag findet vom 30. Mai bis 2. Juni in Wien statt. Die Begrüßung und Eröffnung der Versammlung erfolgt am Dienstag, 31. Mai, vormittags 9 Uhr, im kleinen Festsaale der Universität. Die Tagesordnung für Dienstag enthält folgende Vorträge und Berathungsgegenstände: Prof. Dr. W. Münch-Berlin: Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplane der preußischen Gymnasien. Direktor M. Walter-Frankfurt a. M: Ueber Schulreform und Reformschulen in Deutschland. Privatdozent Dr. A. Farinelli-Innsbruck: Ueber Leopardi's und Lenau's Pessimismus. Prof. V. Boanier-Genf und Prof. Maurer-Lausanne: Ueber die Organisation und Methode der französischen Ferienkurse an den dortigen Universitäten. — Mittwoch, 1. Juni, vormittags 8½ Uhr (Universität): Zweite allgemeine Sitzung. Prof. Dr. G. Wendt-Hamburg: Ueber die Reformmethode in den oberen Klassen. Prof. A. Winkler-Mähr.-Ostrau: Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt? Prof. Dr. A. Schröer-Freiburg i. Br.: Die neuesten Erklärungsversuche von Shakespeare's Hamlet. Prof. Dr. Fr. Spengler-Wien: Ueber die Behandlung epischer Gedichte im deutschen Unterricht. Prof. Dr. H. Müller-Heidelberg: Bericht des Canon-Ausschusses. Prof. Dr. W. Scheffler-Dresden: Bericht des Ausschusses für Auslandsadressen. Eventuell von demselben: Vorführung der Bühne Molière's unter Berücksichtigung des Dresdener Komödienhauses von 1664. Prof. Dr. K. Luick-Graz: Wissenschaft und Schule. — Am Donnerstag, 2. Juni, früh: Bahnfahrt auf den Schneeberg (2075 m). Rückkunft nach Wien vor 11 Uhr nachts.

G.M. **Nürnberg**, 4. Mai. Das Germanische Nationalmuseum hat jüngst auf der Auktion Liphart zu Leipzig drei Originalzeichnungen von Albrecht Dürer erworben, welche Studien zu dessen großem Gemälde Kaiser Karls des Großen sind, das sich in der Galerie des Germanischen Museums befindet. Die Bilder Kaiser Karls des Großen und Kaiser Sigismunds malte Dürer im Auftrage des Nürnberger Raths für die Heiligthumskammer in dem Hause am Markte, von welchem aus dem Volke die Reichskleinodien gezeigt wurden. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der große Künstler verfuhr, verrathen diese Federzeichnungen, welche, farbig laavirt, die Krone, das Schwert und den Reichsapfel wiedergeben. Namentlich die Darstellung der deutschen Kaiserkrone ist sorgfältig ausgeführt und von großer Farbenfrische, doch sind aus dem mittelalterlichen Adler vom Knaufe des Schwertes ein echt Dürer'scher Adler und aus den Engeln der byzantinischen Emails der Krone treffliche Dürer'sche Engel geworden. Dürer hat diese Zeichnungen nach den Originalen wohl in der Heiliggeistkirche, in welcher die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, gefertigt und sie, wie eine Inschrift auf der Zeichnung des Schwertes besagt, zusammengerollt und mit einem Faden gebunden, nach Hause getragen. Eine weitere Zeichnung, welche zu dieser Serie gehört und den Krönungsornat darstellt, befindet sich in der Albertina in Wien. Wie lebhaft man sich in Nürnberg, dem vielhundertjährigen Aufbewahrungsort der vornehmsten aller Kleinodien, der Reichskleinodien, noch für diese interessirt, bekundet eine Reihe von Spenden, die dem Germanischen Museum behufs Erwerbung dieser Zeichnungen gemacht wurden.

* **Leipzig.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Ludwig Pöhle, bisher Sekretär der Leipziger Handelskammer, als Privatdozent für Volkswirthschaftslehre habilitirt. Seine Probevorlesung behandelte das Thema: „Aufgabe einer staatlichen Regelung des Arbeitsnachweises."

A. **Berlin,** 5. Mai. Es ist der Gedanke angeregt worden, mit Hülfe des Reichs ein größeres Werk über die Sixtinische Kapelle in Rom herauszugeben und insbesondere alles geschichtliche und kunstgeschichtliche Material hierüber zu sammeln und die textliche Darstellung durch künstlerische Abbildungen zu unterstützen.

* **Rostock.** Dem bisherigen Privatdozenten in Leipzig Dr. Gesfcken (Sohn des verstorbenen früheren Straßburger Professors) ist das neu errichtete Extraordinariat für deutsches und bürgerliches Recht an unsrer Universität übertragen worden.

* **Basel.** Der am 3. Mai hier verstorbene Chefredakteur der „Baseler Nachrichten", Prof. Born, hat seine Laufbahn als Schriftsetzer begonnen und gehörte im Jahre 1848 mit zu den Barrikadenkämpfern der Berliner Märztage. Nachdem er im weiteren Verlauf der Bewegung jenes „tollen Jahres" noch als Organisator der ersten großen sozialistischen Bewegung gewirkt und am Dresdener Mai-Aufstand thätigen Antheil genommen, ging er als Flüchtling nach der Schweiz, wo es ihm gelang, sich vom einfachen Arbeiter zum Redakteur aufzuschwingen und auf Grund literarhistorischer Schriften, besonders über Heine, über die romantische Schule in Deutschland und über die jüngeren Franzosen, die Professur für neuere Literaturgeschichte an der hiesigen Universität zu erlangen. Seine letzte Schrift beschäftigte sich mit den Erinnerungen aus dem „tollen Jahre".

* **Brüssel.** Am 1. Mai starb hier im Alter von 81 Jahren der Archivar der Stadt Brüssel, Alphonse Wauters, der als Schriftsteller, Geschichtsforscher, Archäologe und Kunstkenner gleich bedeutend war und sich um die Organisation der hiesigen städtischen Archive wesentliche Verdienste erwarben hat. Seine zahlreichen, zum größten Theil die Geschichte Brüssels behandelnden, wissenschaftlichen Arbeiten und Regestensammlungen haben seinen Namen weit über die Grenzen Belgiens hinaus bekannt gemacht. Für sein zweibändiges berühmtes Werk: „Die Gemeindefreiheiten in Belgien" war er mit dem Königspreis von 25,000 Fr. ausgezeichnet worden; ein anderes Werk, „Der Herzog Johann I. und Brabant unter seiner Regierung" hatte ihm die Ernennung zum Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften eingetragen, in deren Bulletins seither zahlreiche kleine Spezialforschungen aus seiner Feder erschienen. In ihm verliert die belgisch-nationale Geschichtschreibung einen ihrer bedeutendsten Vertreter.

* **Aus Rußland.** Der 100. Geburtstag A. S. Puschkins, der auf den 26. Mai fällt, wird von dem Verein der Freunde russischer Literatur in Moskau festlich begangen werden. Zu der Feier, die mehrere Tage währen soll, beabsichtigt der Verein, Vertreter von Universitäten, literarischen und Kunstvereinen einzuladen. — An der Universität Tomsk in Sibirien wird am 18. Mai die juristische Fakultät feierlich eröffnet werden. Bis jetzt hatte Tomsk nur eine medizinische Fakultät und außerdem fanden seit einigen Jahren juristische Vorlesungen statt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. Fahrmbacher: Die bayerischen Gesetze vom 10. März 1879 und 20. Dezember 1897 über die Besteuerung des Gewerbebetriebes im Umherziehen. 4. Auflage. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1898. — Derf.: Das bayerische Gesetz über die Fortsetzung der Grundentlastung vom 2. Februar 1898. Ebd. — A. Reger: Handausgabe des bayerischen Gesetzes über die öffentliche Armen- und Krankenpflege vom 28. April 1869 in der Fassung nach Erlaß der Novelle vom 17. Juni 1896. 3. neu bearbeitete Auflage. Ebd. — S. M. Dubnow: Die jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. F. Berlin, S. Calvary & Co. 1898. — Walther Siegfried: Um der Heimath willen. Novelle. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Soeben ist erschienen:

Im Polen-Aufruhr.

1846—1848.

Aus den Papieren eines Landrats.

Von

* * *

Preis: elegant broschiert 4 M.

Diese historisch-politische Abhandlung, die schon an sich, mit Rücksicht auf ihren Gegenstand und die Authenticität ihres Autors, weitgehendes Interesse zu erregen geeignet ist, wird namentlich jetzt, **in dem Jahre der fünfzigjährigen Erinnerung an die Märzrevolution,** in geschichtlich interessierten Fach- und Laienkreisen berechtigtes Aufsehen und lebhafte Anteilnahme erwecken. Ist sie doch aus der Feder desjenigen Mannes geflossen, der zur Zeit **des Polenaufstandes in der Provinz Posen im Jahre 1848** Landrat des am meisten gefährdeten Kreises der Provinz war, so daß sie auf Glaubwürdigkeit vollen Anspruch erheben darf. Aus seinen Aufzeichnungen über die damaligen Zustände und Vorgänge hat der ehemalige Landrat und **unchmatige hochgestellte Staatsbeamte** die vorliegende Darstellung herausgeschält, und was er der Gegenwart über die Zeit von 1846 bis 1848 und über die Insurrektion und Revolution in der Provinz Posen, zum großen Teil **mit urkundlichen und quellenmäßigen Belegen und aus eigener Augenzeugenschaft,** erzählt, ist geeignet, wertvolle Aufschlüsse über die Ereignisse und die handelnden Personen in jenem wirren Drama zu vermitteln. (7838)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Der arme Konrad.

Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525

von

Rudolph Stratz.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Ein ergreifendes Gemälde aus gärender Zeit, vom Verfasser mit kühnen Pinselstrichen, in markigen Zügen, unter Vermeidung der hergebrachten Breite des historischen Romans, genial entworfen. Das Lebens- und Liebesschicksal zweier reckenhaften Menschen, die zwischen alter und neuer Zeit mitten inne stehen, zieht sich durch die blutigen Wirrnisse des Bauernkriegs auf schwäbischem Boden hindurch. Die Unthaten der Bauern in Weinsberg, die grausige Sühne durch den „Venerngang" gehen vor den Augen vorüber. Man ist im Innersten ergriffen und doch auch wieder angeweht von dem Hauche einer neuen Zeit, in der die Hutten und Sickingen gedacht und gestritten haben. [6883]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band. (8000)

Erste Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.

Zweiter Band.

Erste Hälfte . . . . 6 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 6 Mark.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Gratis u. franko Katalog 96:

ALPINISTIK.

I. Taussig, Prag, 150—I.

Tauchnitz Edition.

Mai 4, 1898.

A Storm-Rent Sky.

By (7840)

M. Betham-Edwards.

In 1 vol,

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Hierzu die Liste der **67. Pfandbrief-Verloosung** der **Bayer. Hypotheken- und Wechselbank** aus den Serien XV u. ff.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 7. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zu Goethe's Elpenor-Fragment. — Dürers kleine Holzschnittpassion. Von E. v. Kesterling. — Archäologische Entdeckungen im nördlichen Afrika. Von Fred Hood. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu Goethe's Elpenor-Fragment.

Goethe's Elpenor-Fragment ist ein noch ungelöstes Rätsel. Es ist nicht frei von Widersprüchen, die einen klaren Ausblick in den Fortgang der Handlung erschweren. Die Entstehungsgeschichte ist schon oft dargestellt; sie bietet wenig Anhalt, wichtig ist nur, daß das Stück zum ersten Kirchgange der Herzogin Luise nach der Geburt des Erbprinzen fertig sein sollte und daß Goethe es selbst einmal als eine völlige Vergreisung im Stoff bezeichnete. Ersteres schließt ein tragisches Ende des Stückes aus, wie Zarncke zuerst bemerkte, letzteres gibt uns die Gewißheit, daß Goethe die verworrene Masse der manchmal nur angedeuteten Motive noch vereinfachen wollte. Alle bisherigen Interpreten des Fragments gehen von der Voraussetzung aus, daß Elpenor der Sohn der Antiope sei. Dem, der ohne Kenntniß dieser Interpretationen das Stück liest, wird das wohl nicht ohne weiteres klar sein.[1]) Er wird zwar schließlich zu dieser Ueberzeugung kommen, aber wirkliche Beweiskraft hat nur eine Stelle, wo der braune Flecken als Erkennungszeichen angegeben wird. Freilich hat Biedermann mit Recht darauf hingewiesen, daß auch das gleiche Alter der beiden Knaben und die auffallende gegenseitige Zuneigung zwischen Antiope und Elpenor überflüssig wären, wenn Elpenor der Sohn des Lykus wäre; aber unbedingt beweisend sind diese Argumente nicht. Diese Umstände könnten einfach zur Motivirung der Thatsache da sein, daß Antiope in Elpenor einen Ersatz für ihren Sohn sieht, ihn mitnimmt und das sogar mit großen politischen Zugeständnissen erkauft. Mit größerem Rechte hat Biedermann Elpenors geringe Anhänglichkeit an Lykus, die beim Abschied von dessen Hof und bei Lykus' Ankunft in Antiope's Hause zutage tritt, als Beweis für Elpenors Abstammung von Antiope verwandt; Elpenor freut sich nämlich nur auf die Geschenke des nahenden Vaters, nicht aber auf diesen selbst.

Wenn man den Plan des Stückes wirklich den gegebenen Andeutungen gemäß festlegen will, so darf man nicht krampfhaft nach literarischen Einflüssen und Stücken ähnlichen Inhalts suchen. Diese Einflüsse sind selbstverständlich da, aber es heißt stark an Goethe's freiem dichterischen Schaffen zweifeln, wenn man aus einem solchen Parallelstück mit unbedingter Sicherheit auf den Fortgang des Fragments schließen will. Man muß vielmehr von dem Bruchstücke selbst ausgehen, aus ihm alle nothwendigen und wahrscheinlichen Konsequenzen ziehen und mit diesen Bausteinen weiterbauen. Alle Arbeiten, die das bisher angestrebt haben, sind doch in Quellenuntersuchungen ausgelaufen. So soll denn im folgenden ein weiterer Versuch gemacht werden, den Plan des Stückes mit eingehender Begründung aus dem Fragment heraus zu entwickeln.[1])

Vorausgesetzt wird folgendes: Ein Bruderpaar, Lykus und der Gemahl der Antiope, herrschen in einem gemeinsamen Reiche. Beide bekommen ungefähr gleichzeitig einen Thronerben. Nun werden beide Könige in einen Krieg verwickelt gegen einen überseeischen Feind. Den Gemahl der Antiope trifft das Loos, mit dem Heere ausziehen zu müssen. Er fällt „von einem tück'schen Hinterhalte im Laufe seines Sieges überwältigt“. (Daß die Annahme, Lykus sei der Mörder, wenn auch nicht unmöglich, so doch unnöthig ist, soll weiter unten gezeigt werden.) Nun stirbt der Thronerbe des Lykus (in dem Fragment wird zwar von seinem Verbleib nichts erwähnt, aber, wie sich bald zeigen wird, müssen wir wohl annehmen, er sei gestorben und sein Tod sollte erst später bekannt werden), und der ehrgeizige König Lykus vertuscht dieses Ereigniß im Einverständiß mit seiner Gemahlin. Die Vermuthung, daß diese gestorben sei, ist unberechtigt und unnöthig; übrigens ist sie für den weiteren Verlauf ohne Bedeutung. Lykus setzt also den Elpenor, den er durch Polymetis rauben läßt, ohne Wissen des Letzteren an seines gestorbenen Kindes Stelle, „um Kron' und Reich sich zu befestigen“ (II_1), d. h. um seine Dynastie wenigstens scheinbar vor dem Untergang zu retten. Nun gilt Elpenor am Hofe und im ganzen Lande als Sohn des Lykus. Polymetis will das Geheimniß des Kindesraubes nicht enthüllen, weil er dadurch „zum doppelten Verräther würde“ (nämlich an Antiope und Lykus), kann es aber auch nicht mit in die Grube nehmen, um nicht „den schändlichsten Verrath siegen zu lassen“; er wartet auf ein Zeichen der Götter. Da kommt Antiope an den Hof des Lykus. Den Grund gibt sie selbst an (I_4): „Mit deinem Vater mich zu berathen (nämlich wegen der Freier, die sie belästigten), kam ich in seine Stadt.“ Also sie will sich Raths erholen bei dem klugen Schwager, ein sicheres Zeichen, daß sie keinen Verdacht gegen Lykus hat; sie kann höchstens eine dunkle Ahnung haben, daß dieser Mensch nicht ist, was er scheint, das spricht sich in ihren eigenen Aeußerungen (I_4) und in denen der Evadne und der Dienerin (I_1) aus, ferner in der auffallend persönlichen, individuellen Schilderung, die sie in der Schwurscene von ihrem Todfeinde entwirft. — Also Antiope sieht nun zum erstenmale den vermeintlichen Sohn des Lykus, und sofort zeigen Beide eine instinktive gegenseitige Zuneigung. Infolge der auffallenden Anhänglichkeit und der Aehnlichkeit des Knaben mit dem geraubten Kinde steigt in Antiope der Gedanke auf, dieser ihr Neffe könne ihr Trost in der Einsamkeit und dereinst ihr Rächer werden; wieder ein Beweis, daß sie des Lykus Schuld nicht ahnt, denn einer bewußten Aufreizung zum Vatermord können wir sie nicht für fähig halten. — „Schwer war dem Vater zu bereden“; das begreifen wir gern, gehört doch eine verbrecherische Tollkühnheit dazu, den geraubten Sohn der Mutter zur Erziehung anzuvertrauen. Antiope muß ja

[1]) Bielhoff behandelt in seiner Ergänzung Elpenor als Sohn des Lykus.

[1]) Die Citate werden nach der Riemer'schen Versifizirung gegeben, die kaum wesentlich von der ursprünglichen Prosafassung abweicht.

über kurz oder lang den braunen Flecken entdecken; wie leicht kann das Verdacht bei ihr erregen! Aber wieder ist es die Gier, „Kron' und Reich sich zu gewinnen" und der Vortheil an Macht und Besitz, den Antiope dem König zusichert mit dem Versprechen, Wittwe zu bleiben, was ihn das Wagniß unternehmen läßt. So wächst denn Elpenor unter zärtlicher, liebevoller Pflege im Hause der Antiope heran, wo Niemand seine wahre Herkunft ahnt. Auch Evadne kennt seine wahre Abstammung nicht; denn woher sollte sie das Geheimniß haben? und welchen Grund hätte sie, es zu verschweigen, wenn sie es theilte, oder, wenn sie es verschweigen wollte, warum sollte sie da die Uebrigen sogar geflissentlich in ihrem Irrthum bestärken, anstatt wenigstens alle auf diesen Punkt zielenden Bemerkungen zu unterdrücken? Ihre Ermahnungen Elpenor gegenüber können sich wohl auf den Räuber des Kindes beziehen, beweisen aber nicht, daß sie diesen, geschweige denn Elpenors Abkunft, kennt. — Den braunen Flecken entdeckt Antiope natürlich bald, aber nur „mit freudiger Verwunderung"! Auch hier zeigt sich wieder, daß sie keinen Verdacht auf ihren Schwager hat, sonst müßte sie unbedingt auf den Gedanken kommen, daß Elpenor ihr Sohn sein könne.

Nun setzt unser Stück ein an dem Tage, an dem Lykus seinen „Sohn" feierlich wieder in die Residenz zurückführen will. Die Stimmung im Hause der Antiope ist aus Wehmuth und Freude gemischt. In Elpenor, dem eine goldene Zukunft winkt, siegt die Freude über den Trennungsschmerz. Für Antiope bedeutet dieser Tag einen Fortschritt in der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches: gerächt zu werden. So kann auch sie ihrem Schmerze gebieten und ihr gefaßtes Wesen geht auch auf die dienenden Frauen über, deren Liebling Elpenor nicht weniger war. In der großen Scene zwischen Antiope und Elpenor wird zunächst die Exposition gegeben. Jetzt eröffnet Antiope dem Pflegesohn feierlich den Wunsch, durch dessen Erfüllung er ihr seine Dankbarkeit beweisen kann, er soll ihr bei den Penaten des Hauses Rache schwören für die Schmach, die sie erlitten. „Ja, er ward mir geboren! In ihm der Rächer jener Missethat, die mir das Leben zerstückte," so sagt sie selbst. Was ist nun aber mit „jener Missethat" gemeint? Es scheint doch nur eine That zu sein, und zwar jedenfalls der Raub ihres Kindes. Wenn sie die Ermordung ihres Gatten demselben Thäter zuschriebe, so wäre das sicher irgendwie ausgedrückt und sie sagte dann auch wohl „Missethaten". Die Gründe, die in dieser einzelnen That gerade die Entführung des Kindes vermuthen lassen, sind folgende: Antiope sagt selbst zu Anfang der Scene I_4: „Den Sohn an mich zu drücken, über ihn — Zu weinen, war des Jammers Labsal (nämlich nach Verlust des Gatten). O den, auch den vom Herzen zu verlieren, — Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!" Also während sie im Schmerze um den Gatten dem Troste noch zugänglich war, ist sie in der Trauer um ihren Sohn untröstlich. Auch wird ja in der Schwurscene die Ermordung des Gemahls mit keinem Worte erwähnt, wohl aber wird viel über die Entführung des Prinzen gesprochen. Wenn Antiope am Schlusse der Scene zweimal die Worte „meine Wünsche" gebraucht, so kann darunter nicht die Rache für mehrere Verbrechen verstanden werden, vielmehr bezieht sich das auf die einzelnen Theile des Racheaktes, die vorher aufgezählt sind. Spricht doch auch Antiope zu Anfang des sechsten Auftrittes nur von ihres Lebens Last und ihrem Schmerz. Der Ausdruck „meiner Jahre Schmerzen" (I_4 gegen Ende) deutet wohl auf die Länge des schmerzlichen Harrens und Sehnens. Wenn Antiope dann fragt (I_6): „Ob er noch wandelt unter den Lebendigen, den ich als abgeschieden lang betraure?" und ihn kurz darauf „den Entfernten" nennt, so liegt darin ein Widerspruch. Aber in der Prosafassung steht „... als abgeschieden betrauern muß". In diesem Falle hält sie es entschieden für möglich, daß ihr Sohn noch lebt. — Also der Racheschwur ist nur gegen den Räuber und vielleicht auch Mörder des Kindes gerichtet.

Nun tritt im zweiten Aufzug Polymetis allein auf und überlegt, ob er sein schreckliches Geheimniß von Lykus' Schuld preisgeben soll. Auch hier ist unter dieser Schuld nur die Entführung des Prinzen zu verstehen; denn erstens spricht Polymetis immer nur von einem Geheimniß, nie von Geheimnissen, und wenn er auch einmal sagt: „Ein König sollte seiner kühnen Thaten — Mitschuldig Niemand machen", so steht dem weiter unten entgegen: „Wir fühlen uns Gesellen einer That, — Die unsrer Seele fremd war." Die Schlußworte des Fragments, wo von „Larven verborgner schwarzer Thaten" die Rede ist, und Lykus' Thron als „auf Gräbern aufgebaut" bezeichnet wird, scheinen bestimmt auf den Brudermord hinzudeuten, aber man kann sie schließlich auch allgemein auffassen, und ausschlaggebend ist wohl die Stelle (II_1): „Was sich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag, ist in dem Werkzeug niedriger Verrath." Ein Brudermord ziemt sich doch wahrlich auch um Krone und Reich nicht! Uebrigens liegt nicht viel daran, ob wir auch diese Schuld dem Lykus zuweisen oder nicht. Denn auch der Kindesraub ist ein schweres Verbrechen, das in Antiope's Augen noch gesteigert wird, weil sie kaum hoffen darf, daß ihr Sohn noch lebt, und so den schrecklichen Racheschwur veranlaßt. — Oben ist schon darauf hingewiesen worden, daß Polymetis nur von der Entführung des Knaben weiß, nicht aber ahnt, daß dieser als Sohn des Lykus untergeschoben ist. Das geht aus der Thatsache hervor, daß er in beiden Monologen von Elpenor als dem Sohne des Lykus spricht, worauf schon verschiedene Interpreten aufmerksam gemacht haben. Polymetis hält den Sohn der Antiope für ausgesetzt oder in der Einsamkeit herangewachsen, nicht etwa für getödtet; denn er nennt sein Geheimniß ein „Ungeheuer, das Elpenor zerreißen kann", wenn es losgelassen wird, insofern nämlich dann der neue Prätendent mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche geltend machen wird.

Einige Schwierigkeiten bieten folgende Stellen: Polymetis sagt einmal zu Elpenor, die Jünglinge brächten ihm ein ergebenes Herz entgegen, „das Niemand gern entbehrt, an dessen Schatten der Stolze, der Tyrann sich weiden mag." Wenn damit gesagt sein soll, daß letzteres bei Elpenor wirklich der Fall sei, so läßt sich diese Stelle mit unsern bisherigen Annahmen nicht vereinen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß diese Worte ohne spezielle Beziehung auf Elpenor gesagt sind. — Wenn Polymetis dann weiter unten sagt: „Diese Brust vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil du dich irrtest," so ist man geneigt, zu ergänzen: „in deiner Abstammung". Aber darin läge ein Widerspruch mit der Annahme, daß Polymetis den Elpenor, wie dieser sich selbst, für den Sohn des Lykus hält. Wir müssen also den verhängnißvollen Irrthum Elpenors in dem Glauben suchen, daß er alleinberechtigter Thronerbe für das ganze Reich sei. — Schließlich steht noch eine Stelle im Wege: Zu Anfang des dritten Auftritts (im zweiten Akt) heißt es: „Wenn wir dereinst zu dem, was wir mißbilligen, dich loben müssen. . . ." Die verdammens- und doch lobenswerthe Handlungsweise müssen wir darin sehen, daß Elpenor mit Antiope brechen, den Rivalen nicht anerkennen und sein eigenes gutes Recht mit den Waffen in der Hand vertheidigen wird (denn wir müssen immer im Auge behalten, daß Polymetis von dem Schwur Elpenors nichts weiß). — Daß diese Stellen sich einleuchtender erklären, wenn man annimmt, Polymetis kenne Elpenors wahre Abkunft, ist sicher; aber die Stellen, die dieser Annahme entgegenstehen, sind weit zahlreicher. — Polymetis entscheidet sich also,

das Geheimniß Antiope zu enthüllen. Damit bricht das Fragment ab. Den zweiten Akt darf man trotz seiner Kürze nicht für unvollendet erklären, da Goethe ausdrücklich in einem Brief von zwei vollendeten Aufzügen spricht. Im Gegentheil berechtigt uns diese Thatsache zu der Annahme, daß auch die übrigen Akte nicht sehr umfangreich werden sollten und zu weitläufiger, verwickelter Handlung keinen Raum geboten hätten.

Wie sollte nun nach diesen Voraussetzungen das Stück sich weiter entwickeln? Der dritte Aufzug sollte wohl die Ankunft des Königs bringen. Dann würde Polymetis der Antiope offenbaren, daß Lykus ihren Sohn geraubt und ausgesetzt habe, und der Akt würde etwa mit einem Monologe der Antiope schließen. Dann würde der vierte mit einer Konfrontirung von Lykus und Antiope beginnen. Lykus, der ja merkt, daß seine Schwägerin keine Beweise in Händen hat und den Sohn nie finden wird, weist die Beschuldigung kalt ab; es kommt zu einer erregten Scene zwischen Lykus und dem Verräther Polymetis, der aber nicht bestraft zu werden braucht, da er nach Lykus' Meinung sich bald als Betrüger entpuppen wird, wenn man nämlich den Knaben nicht findet. Schließlich kann noch eine Auseinandersetzung zwischen Polymetis und Elpenor folgen, anknüpfend an die zweite Scene des zweiten Akts. Zuletzt im fünften Aufzuge mußte dann der Racheschwur sich in seinen Folgen zeigen. Elpenor würde seiner Pflegemutter den Grund ihrer Erregung abdrängen; nun legt ihm sein Schwur die Verpflichtung auf, den Prinzenraub an dem Thäter und dessen Kindern zu rächen. Er will also in seiner Verzweiflung bei sich selbst beginnen — da fällt ihm der König in den Arm. So weit will er es nicht kommen lassen; er gesteht den wahren Sachverhalt. Seine Bestrafung liegt in seiner Beschämung und der Vereitlung seiner sämmtlichen Pläne; der Schwur hat ja seine Geltung verloren. — Die Mutter zieht ihren Sohn gerührt in ihre Arme.

Zum Schlusse möchte ich mit einigen Worten auf die bisherigen Arbeiten über „Elpenor" zurückkommen: Die meisten Erklärer nehmen an, daß Lykus das geraubte Kind habe aussetzen oder tödten lassen wollen und daß eine Vertauschung der Kinder ohne sein Wissen vorgenommen sei. Diese Annahme ist es, die die bisherigen Hypothesen über die Fortsetzung des Fragments so komplizirt macht; denn es muß doch eine Person gefunden werden, die den Elpenor als Sohn des Lykus untergeschoben hat. Da ist nun öfter auf die von Antiope (I_4) erwähnte Reisebegleiterin, jedenfalls eine Dienerin, hingewiesen worden. Daß sich in Antiope's Begleitung mindestens eine weibliche Person befindet, zumal wegen des Kindes, ist ziemlich selbstverständlich; also ist diese Gestalt nicht erfunden, um an ihr eine Trägerin der unsichtbaren Handlung zu haben. Aber abgesehen davon läßt Goethe Antiope ausdrücklich sagen: „So fanden uns die Hirten des Gebirgs, — Verbanden meine Wunden, führten sorgsam — Die Sterbende zurück; ich kam und lebte." Diese Worte machen es doch wahrscheinlich, daß die Begleiterin ein Opfer des Ueberfalls geworden ist. Wenn sie auch am Leben geblieben wäre, so können wir dieser einfachen Frau einen so tollkühnen Plan wie die Vertauschung der Prinzen nicht zuschreiben; auch hätte Antiope Nachforschungen nach ihr anstellen lassen und schließlich müßte man annehmen, daß diese Frau bei der Ankunft der Antiope bei Lykus, schon wieder von dessen Hof entfernt oder todt gewesen sei. — Wenn also ein Eingreifen dieser Person in Wegfall kommt, wer sollte da ohne Wissen des Lykus die Kinder vertauscht haben? Nur als ihre That hätte diese Vertauschung überhaupt Zweck und Sinn gehabt.

Biedermanns erster Aufsatz (in seinen „Goethe-Forschungen" 1879) ist in vieler Beziehung grundlegend, aber er ist auf der falschen Voraussetzung aufgebaut, daß das Stück einen hochtragischen Ausgang nehmen sollte, wovon Biedermann später zurückkam.[1]) Ueber die Bemühungen, eine Quelle festzustellen, ist oben schon gesprochen. Zarncke war es, der zuerst 1880 auf die Unmöglichkeit eines tragischen Ausgangs hinwies.[2]) Aber seine Vermuthungen in Betreff des weiteren Verlaufs sind widerspruchsvoll, zumal er mit der Begleiterin in der oben bezeichneten Weise operirt. — Im Goethe-Jahrbuch von 1885 (VI 208 u. 262) treten zwei Verfechter des tragischen Endes auf: Hehn und Ellinger. Ein offenbarer Irrthum des Letzteren ist die Vermuthung, Lykus habe nach Vertauschung der Prinzen seinen Sohn in der Einsamkeit erziehen lassen. Was sollte ihn wohl zu dem Tausch bewogen haben, solange sein Sohn noch lebte? — Kurz nach dem zweiten Aufsatz Biedermanns erschien 1886 eine Abhandlung Seufferts,[3]) der mit Recht die Gründe Ellingers zur Annahme eines tragischen Ausgangs für nicht stichhaltig erklärt. Aber auch Seuffert schreibt der Begleiterin der Antiope die Vertauschung der Kinder und die alleinige Kenntniß dieses Geheimnisses zu und läßt gleich Ellinger den verborgenen Sohn des Lykus noch passiv an der Handlung theilnehmen. Er sieht sich so genöthigt, die Einheit von Ort und Zeit aufzugeben, die doch Goethe sichtlich angestrebt hat. — Kettner (in den „Preußischen Jahrbüchern", Februar 1891) überschätzt die Bedeutung der Evadne. Daß sie als Wärterin des kleinen Elpenor mit zu Antiope übergesiedelt sei, klingt sehr bestechend; aber aus welchem Grunde vermeidet dann Evadne jede Erwähnung dieser Thatsache, abgesehen von einer dunklen Andeutung? — Die Ausführungen von Morsch und Seuffert (Vierteljahrsschr. f. d. Lit. IV 111 u. 115 f. 1891) beschäftigen sich nur mit Quellenuntersuchung. — Der neueste Aufsatz über „Elpenor", der von Henry Wood (American Journal of Philology XII No. 4) weist mit Scharfsinn auf die Mängel der Vorarbeiten hin, nur wenn er gegenüber Zarncke's Behauptung in Betreff der Veranlassung des Stücks geltend macht, Goethe habe nie die Resultate der Erfahrung in seinen Werken vorweggenommen, kann man ihm entgegenhalten, daß das auch hier nicht der Fall ist. Elpenors Schicksal soll nicht den Lebenslauf des neugeborenen weimarischen Prinzen andeuten, nein, in dem Stück soll eine Mutter gleich der Herzogin Luise den lang vergebens ersehnten Sohn schließlich doch noch an die Brust drücken. — Woods Ergänzungsplan ist leider durchaus unklar.

Ein Einzelner kann den Bau eines unvollendeten Goetheschen Dramas nicht richtig zu Ende führen, sondern aus dem Material, das die Einzelnen zusammentragen, müssen dereinst die geeigneten Bausteine ausgewählt werden. — Möchten obige Ausführungen auch solche brauchbare Bausteine bieten!

J. S.

Dürers kleine Holzschnittpassion.

Dürers kleine Holzschnittpassion nimmt nicht nur in seinen Passionsdarstellungen, sondern in seinem ganzen Werk eine besondere Stelle ein. Neben einigen in Venedig entstandenen Tafelbildern ist es diese Passionsfolge, die in einer Reihe ihrer Blätter[4]) den Einfluß venezianischer Kunst auf Dürer am deutlichsten zeigt; ja manche dieser Blätter muthen uns geradezu wie Uebungen in italienischer Kompositionsweise an, wie Proben, die es dem Künstler selbst klar machen sollten, wie nahe er dieser fremden Kunst

[1]) In seinen „Goethe-Forschungen. Neue Folge" 1886.
[2]) Festschrift für Karl Hase, jetzt Kleine Schriften, Bd. I.
[3]) Im Archiv für deutsche Literaturgeschichte, XIV.
[4]) Da eine Analyse der einzelnen Blätter hier nicht angezeigt ist, zähle ich die gemeinten Blätter nur kurz mit der Bartsch-Nummer auf: B. 17—19, 23—36, 42, 44, 45, 46.

kommen konnte. Statt des intensiven seelischen Ausdruckes, auf den Dürer sonst das Hauptgewicht zu legen pflegt, statt der sorgfältigen Charakterisirung der Köpfe, der Bewegtheit, die oft bis zur Härte geht, finden wir hier ein mehr formales Bestreben. Die Klarheit der Komposition, die wohlgegliederte Gruppirung, das richtige Hineinstellen der Figuren in den Raum, der Wohllaut der Linien, die geschlossene, abgerundete Haltung des Bildes, das sind die Probleme, denen der Künstler hier nachgeht und die er in der italienischen Kunst so hervorragend gelöst fand. Nirgends hat Dürer so wie hier seinen unerschöpflichen Gedankenreichthum, seine Liebe zum Detail, zum psychologischen Aperçu, einem strengen Stilgesetz untergeordnet. Die Zahl der handelnden Personen wird auf das nöthigste beschränkt; und dabei wird von den traditionellen, populären Figuren abgesehen, die sonst auf deutschen Passionsdarstellungen nicht fehlen durften, wie z. B. der Kriegsknecht, der die frischen Ruthen bindet, eine Gestalt, die wir schon auf den Gravirungen des Kronleuchters im Aachener Münster finden, oder das spottende Kind. Statt der gedrängten, reihenweisen Aufstellung, wie wir sie noch in der „grünen Passion" finden und die an das deutsche Relief erinnert, in dem die Figuren nicht recht voneinander loskommen, werden die Gruppen hier streng symmetrisch gegliedert; durch ihre Beziehung zum Raum miteinander verbunden, ist eine jede in sich fest geschlossen, wie wir das schon auf Mantegna's Stichen finden. Einer jeden Figur wird durch die Umgebung, durch Stufen, Nischen, Säulen ihr deutlich perspektivisch bestimmter Platz angewiesen. Wenn auf den Ausdruck der Köpfe weniger Gewicht gelegt ist, so fällt hier eine bei Dürer nicht häufige Eleganz der Linien auf. Der Ausdruck des Schmerzes, der Erniedrigung, der Grausamkeit, den Dürer sonst seinen Gestalten mit rücksichtslosem Realismus verleiht, ist hier gemildert. Man vergleiche den Christustypus hier mit dem der frühen Blätter der großen Passion. Der Christus auf der Vertreibung der Händler aus dem Tempel (B 23) muthet uns in seiner schwungvollen Größe wie eine tizianische Gestalt an. Vor allem jedoch sind es die architektonischen Hintergründe, die diesen Blättern ihr besonderes Gepräge verleihen und sie in die Nähe der Kunstweise der Mantegna, Vivarini, Carpaccio rücken. Die Art, ihre Gestalten plastisch vor ruhig und dunkel gehaltene, architektonische Hintergründe zu stellen, ist der venezianischen Kunst eigen. Die deutsche wie die vlämische Kunst pflegten ihre Hintergründe mit einer bunten Fülle von Details zu füllen. Die ganze Regsamkeit des Lebens und die Farbigkeit der Natur mußte hinter ihren Gestalten stehen. So finden wir es auch bei Dürer. Jetzt, in der kleinen Holzschnittpassion, heben die Figuren sich von einfachen, dunklen Hintergründen ab; Architekturen, streng perspektivisch gehalten und ganz in den Dienst der Hauptgruppe gestellt. Die freien Ausblicke auf die Landschaft, wie sie die „grüne Passion" noch hat, fehlen fast ganz. Die von Säulen, Pfeilern und Nischen gegliederten Wände haben die Aufgabe, alles Licht und alle Aufmerksamkeit auf die Handlung zu konzentriren. A. Springer sagt in seiner Dürer-Biographie (S. 117) von Dürers architektonischen Hintergründen: „Man kann sich die Hallen und Gemächer selten in Stein verwirklicht denken, sie erscheinen wesentlich vom malerischen Standpunkt aufgefaßt. Die einzelnen Bauglieder, wie Kapitäle, Gesimse, mangeln jeglichen Schmuckes, oder wenn sie solchen zeigen, erscheint er nicht von der italienischen Renaissance eingegeben." Diese Charakteristik stimmt gut zu den Baulichkeiten des Marienlebens, der großen Passion, der grünen Passion, ja auch zu späteren Werken, wie der Kupferstichpassion; die kleine Holzschnittpassion widerspricht ihr. Mit welch schöner Anschaulichkeit ist das Kirchenschiff mit seiner perspektivisch geordneten Säulenreihe in der Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel gegeben (B 23); der Thron des Hohenpriesters auf B 29 wird von einer ionischen Säule gestützt; die Dornkrönung (B 34) geht in einer von korinthischen Säulen getragenen Vogenhalle vor sich; die Loggia, in der Pilatus sich die Hände wäscht, ruht ebenfalls auf korinthisirenden Säulen (B 36); Pilatus empfängt Christus auf der Freitreppe eines schönen, säulengetragenen Renaissancebaues, wie Carpaccio sie darzustellen liebt. Enger als in seinem ganzen sonstigen Werk schließt Dürer sich hier an die Formen der italienischen Renaissance an.

So groß nun die Vortheile dieser Kompositionsweise auch sind, die damalige Technik des Holzschnittes konnte sie nicht zu voller Geltung bringen; sie entfernte sich zu sehr von dem bisherigen Holzschnittstil und stellte dem Formschneider zu ungewohnte Aufgaben. Wie die Ausführung dieser Blätter einen großen Theil der Absichten des Künstlers verloren gehen läßt, sehen wir deutlich, wenn wir unsre Folge mit der Kupferstichpassion vergleichen, die sich offenbar aus der kleinen Holzschnittpassion entwickelt hat, gleichsam eine Fortbildung des dort niedergelegten Gedankens ist. Die meisten Blätter unsrer Folge mulhen uns wie für den Kupferstich gedacht an, und erst in den Stichen kommen die dunkeln Hintergründe, die Lichteffekte, die Valeurs, zur Geltung. Daher ist die Ausführung der kleinen Holzschnittpassion zum größten Theil so wenig befriedigend. Aber nicht das Schneidemesser allein trägt hier die Schuld; in der Zeichnung selbst finden wir Schwächen und Ungleichheiten, die wir nur dadurch erklären können, daß Dürer für das Uebertragen seiner Zeichnungen auf den Holzstock Schüler- und Gehülfenhände benutzte. Ich weise nur auf die verfehlte Gestalt des Auferstandenen hin, auf das so unlogische Gefältel der Gewänder, auf die vielen gleichgültigen Köpfe, auf die verunglückten Gestalten links auf der Schaustellung. Ein Vergleich mit den schönen 1510 datirten Blättern der großen Passion lehrt uns den Unterschied zwischen Dürers Hand und den auf der kleinen Passion beschäftigten Schülerhänden erkennen. Die Schwächen der Zeichnung sind mit ein Erklärungsgrund für den geringen Schnitt, denn die Gehülfen verstanden es eben nicht wie der Meister, dem Formschneider in die Hände zu arbeiten.

Von Dürers Studien und Zeichnungen zur kleinen Holzschnittpassion, die uns willkommene Fingerzeige für ihre Entstehungsgeschichte geben könnten, ist so gut wie nichts erhalten. Die Zeichnung der Albertina: Adam und Eva vor dem Baume der Erkenntniß, arg übergangen und mit später darauf gesetztem Datum und Monogramm, scheint mir eine Schulstudie mit Benutzung der beiden ersten Blätter unsrer Folge zu sein. In einer flüchtigen Federzeichnung des Berliner Kabinets (Lipp. 12): ein männlicher Akt ohne Kopf, ein Dachs und eine Gewandstudie, sehe ich eine Studie zum Adam v. B. 17; die Himmelfahrt (B. 50) benutzt Studien zum Helleraltar; das jüngste Gericht (B. 53) gibt den oberen Theil der Zeichnung für das Allerheiligenbild der Sammlung Aumale (Lipp. 334) wieder.

Auf obige Bemerkungen gestützt, ließe sich annähernd eine Entstehungsgeschichte unsrer Folge versuchen. Der Plan einer Kupferstichpassion hat Dürer gewiß schon früh beschäftigt. Das Leiden Christi war das Thema, das ihn seine ganze Künstlerlaufbahn hindurch beschäftigt hat, und der Kupferstich war die seinem Genius genehmste Ausdrucksweise. Die „grüne Passion" von 1504 ist sicher der Entwurf für solch eine Folge, und die italienische Reise mag die Ausführung verhindert haben. Unter dem frischen Eindruck der italienischen Kunst, vielleicht in Venedig selbst, wird er den Plan neu aufgenommen haben. Da sind dann jene Blätter unsrer Folge entstanden, die sowohl den Kupferstichcharakter, als auch den italienischen Einfluß so

Digitized by Google

deutlich zeigen. Als er zu Hause die Kupferstichpassion schuf, stand er nicht mehr unter dem frischen Eindruck der fremden Kunst, und er arbeitete die Entwürfe um, vertiefte, beseelte und belebte sie, so daß, trotz aller Verwandtschaft, etwas anderes entstand. Bei der großartigen Produktivität, die Dürers Werkstatt in den Jahren von 1507 bis 1513 entfaltete, wohl um die Verluste einzuholen, die, wie Dürer Pirkheimer und Heller klagt, die Reise und die Beschäftigung mit den großen Tafelbildern verursacht hatten, sollten auch diese Entwürfe ausgenutzt werden. Durch ältere[1]) und spätere[2]) Zeichnungen ergänzt, von den Versen des Chelidonius begleitet, entstand ein Erbauungsbuch, wie es in diesem Format und in dieser Form gerade besonders beliebt und gangbar war. E. v. Keyserling.

Archäologische Entdeckungen im nördlichen Afrika.

Von Fred Hood.

Das nördliche Afrika besaß von jeher für Archäologen eine besondere Anziehungskraft, und die Bemühungen französischer Forscher zeitigten hier während der letzten 15 Jahre besonders glänzende Erfolge. Auch weisen die Besitzungen Frankreichs in Afrika mehrere sehr schöne Museen auf, von denen dasjenige von Bardo bei Tunis, das des heiligen Ludwig in Karthago und das auf einem Hügel in der Nähe von Algier errichtete besonders erwähnenswerth sind.

Während der Zerstörung der arabischen und türkischen Befestigungen zu Algier wurden die Trümmer des römischen Walles von Icosium und auf der andern Seite des Golfes beim Kap Matifan, zahlreiche Grabpfeiler und Votivgegenstände, die aus dem alten Rusguniae herrühren, aufgefunden. Zu Castiglione befinden sich eine christliche Basilika, in der man eine interessante Gruft und einige Taufsteine in Kreuzesform vorfand, und in Tscherschell wurden Statuen und Bilder der letzten Könige von Mauritanien in größerer Zahl ans Tageslicht gebracht. Zu Collo hat Helo eine punische Gräberstadt aus dem 2. und 3. Jahrhundert v. Chr. erforscht, und in Setif gelang es de la Comble, die Ruinen einer römischen Villa und einen kleinen Kirchhof freizulegen, in dessen Mitte ein aus mehreren Zimmern mit Mosaikpflaster bestehendes Gebäude sich befindet. Die Ausgrabungen historischer Monumente werden gegenwärtig noch eifrig fortgesetzt.

Tunis enthüllt uns von Jahr zu Jahr ein neues Stück seiner Geschichte. Die Archäologie hat jetzt einige Aufklärung über die alte einheimische Bevölkerung auf diesem historischen Boden gebracht. So hat z. B. Hamy[3]) die Begräbnißstätten der Berberei zu Eusida studirt und besonders eine der größten, die zu Hentschir-el-Hassel. Ein anderer Gelehrter, Morak, erwähnte die phönizische Todtenstadt Mahedia zum Gegenstand seiner Forschung. Durch einen rechteckigen Eingang führen Stufen in die Grüfte hinab, von denen jede ein oder zwei Gewölbe umfaßt; in diesen wurden die Leichen auf den Boden oder auf Bänken frei hingelegt oder auch in Gräbern geborgen.

Die römischen Ruinen von Tunis bereiten unsern Forschern oft angenehme Ueberraschungen. Hier fand man vor einiger Zeit hervorragende Erzeugnisse des Kunstgewerbes. In Sussa entdeckte Hauptmann Dupont an der Stätte eines vornehmen Landhauses aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert eine ganze Sammlung von hübschen Mosaiken. Das Vestibül ist mit Darstellungen von Früchten, Blumen und Scenen aus dem Fischerleben, der Hallengang mit einem Seestück geschmückt. Im Speisezimmer finden wir ein wohlgelungenes Gemälde, das den Raub des Ganymed darstellt, und ringherum Medaillons mit Vögeln, Vierfüßlern und Fischen. In einem der Seitenflügel befindet sich ein großes Freskogemälde, „Der Triumph des Bacchus".

Die werthvollsten Funde dieser Art aber sind zu Andua gemacht worden. Hier hat Gauckler mehrere Häuser, besonders eine große Villa aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert freigelegt, die mit ungewöhnlicher Pracht ausgestattete Villa der Saberier. Man fand hier nahezu hundert Mosaikbilder, von denen viele in das Museum zu Bardo gebracht worden sind. Die Sammlung umfaßt Gegenstände von außerordentlicher Mannichfaltigkeit: mythologische Scenen, Abbildungen von Gottheiten, Darstellung von Thieren und Pflanzen, sowie von Bauernhäusern, Scenen aus dem häuslichen Leben, dem Fischfang, der Jagd u. s. w. Diese Sammlung gibt uns erst eine richtige Vorstellung von der Bedeutung der Mosaikkunst im römischen Afrika.

Beim Austernfang im Hafen von Biserta wurden zahlreiche antike Gegenstände, von versunkenen Schiffen herrührend, aufgefischt, namentlich eine prächtige Schale mit sehr fein gearbeiteten, mythologische Scenen darstellenden Reliefs.

In Sicca Veneria hat man bei der Nachforschung nach tunesischen Alterthümern die Basilika von St. Peter bloßgelegt, die anscheinend aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts datirt. Zu Hadschieb-el-Ayoun, südwestlich von Kairouan, ist eine andere reichgeschmückte Basilika ausgegraben worden. Das Atrium derselben hatte Mosaikpflasterung, und die Wände des Kirchenschiffes, der Apsis und der Sakristeien waren mit Malereien geschmückt oder mit Terrakottaziegeln bedeckt. Denkmäler dieser Art aus den verschiedenen Epochen der afrikanischen Kultur trifft man in ihrer Vereinigung in Karthago an. Bis vor noch ganz kurzer Zeit hat man die Ruinen dieser Stadt für zertrümmert und völlig vernichtet angesehen. Doch haben die jüngsten Forschungen das Gegentheil erwiesen. Die Bemühungen der Archäologen haben über die Zweifel der Dichter den Sieg davongetragen, und obgleich der Boden von Karthago schon seit sehr langer Zeit durchforscht wird, werden hier stets neue Schätze freigelegt und ans Tageslicht gebracht.

Pater Delattre, dessen Arbeitsfeld dies ist, hat die Geschichte dieser berühmten Stadt aufgehellt. Er hat in den letzten Jahren die verschiedenen punischen Todtenstädte nacheinander untersucht und seine Forschungen in den Grabstätten von St. Louis und Bordsch-Dschedid fortgesetzt. Allein in dem Gebiet von Duimes wurden 800 Gräber geöffnet. Man fand fast überall dieselbe Anordnung: Kammern mit Sandsteingewänden, welche oben mit Steinplatten abgedeckt sind und zu denen ein Abstieg durch eine mehrere Fuß tiefe Höhlung hinabführt. In jeder Kammer befinden sich zwei Gräber, in jedem Grab zwei Todte. Ueberall begegnet man hier Lampen, Töpferarbeiten, mehr oder minder kunstreichen Vasen verschiedener Form, Reliefplatten und vielen anderen Gegenständen, welche ägyptischen und phönizischen Einfluß anweisen.

Im Westen der Stadt haben Pater Delattre und Gauckler einen neuen Kirchhof entdeckt, der für die kaiserlichen Beamten bestimmt war. Hier und dort sind Mosaiken und einige wenige römische Marmorplatten und Statuen gesammelt worden, darunter auch ein Bildwerk der Kaiserin Julia Domna, Gemahlin des Septimius Severus, einer sehr klugen und bedeutenden Frau, als Muse dargestellt.

Unter dem Hügel von St. Louis ist eine alte unterirdische Kapelle entdeckt worden, zu der man auf Stufen

---

[1]) B. 20. 27. 38. 40. 43.

[2]) B. 21. 22. 38. 41. 47. 48. 49, die den späteren Stil des Holzschnittes zeigen, dessen Höhepunkt die Dreifaltigkeit (B. 122) bildet.

[3]) Vgl. Scientific American. März 1898.

hinabgelangt. Die Wände dieser Gruft tragen Spuren von Fresken und von zahlreichen christlichen, von Pilgern eingeschnittenen Namenszügen. Es ist dies zweifellos ein alter Kerker, der durch die Leiden von Märtyrern seine Weihe erhielt. Schließlich hat Pater Delattre die Ausgrabung des Amphitheaters begonnen und die Arena desselben bereits freigelegt. Dieses Bauwerk, das beinahe die Ausdehnung des Colosseums in Rom aufweist, ist durchaus nicht so verfallen, wie man vermuthet hatte. Die Ausgrabungen versprechen eine ergiebige Ausbeute. Unter anderem hat man hier bereits viele Münzen und Töpferarbeiten, Gegenstände jeder Art, auch eine Reihe merkwürdiger Inschriften auf Bleitafeln gefunden. Gewiß werden wir schon in kurzer Zeit genaueres erfahren, wieviel uns von diesem berühmten Amphitheater, das der Schauplatz so vieler Kämpfe gewesen, erhalten blieb; sicher aber wird die Wissenschaft durch diese Ausgrabungen außerordentlich bereichert werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Florianslegende. (Eine Erwiderung.) — Obwohl durch die neuerliche Entdeckung der „allerältesten" Handschrift der passio prolixior des hl. Florian, welche in dem „barbarischen Latein der ärgsten Sprachverwilderung" abgefaßt ist, die durch Krusch angeregte Frage der Echtheit der Florianslegende in ein anderes Stadium getreten zu sein scheint und eine Entscheidung verfrüht wäre, solange die Varianten des neuaufgefundenen Textes nicht mitgetheilt sind, will ich es doch nicht unterlassen, in Kürze auf Kruschs „Argumente" in der Beilage zur Allg. Ztg. l. J. Nr. 53 S. 5 f. zu antworten. Die meisten derselben werden durch die Thatsache entkräftet, daß bereits im codex Bernensis des martyrologium Hieronymianum, der ums Jahr 770 entstand, der Text der passio prolixior benutzt ist. Schon hier treten uns nämlich die Namensformen Lauriacum und Noricum ripense entgegen, ein Beweis, daß das Lavoriacum der späteren Handschriften nur eine Entstellung der Kopisten ist und daß die Provinzbezeichnung nicht aus dem Exemplar der vita s. Severini, welches „Madatwia im Jahre 904 dem Bisthum Passau schenkte", entnommen sein kann. Da der Berner Codex aus dem Kloster St. Aooid bei Metz stammt und auf ein Original des Klosters St. Symphorien in Bourges zurückgeht, müßte jener „erste Ring in der Kette der Passauer Fälschungen" schon sehr bald Eingang im Westfrankenreiche gefunden haben, was nicht glaubwürdig ist. Auch die weitere Behauptung Kruschs, daß Florianus den afrikanischen Heiligen beizuzählen sei, kann dem entgegenstehenden Zeugniß des codex Bernensis gegenüber, der nach dem Urtheil de Rossi's und Duchesne's die notae locorum, civitatum, viarum, coemeteriorum am getreuesten bewahrt hat, nicht aufrecht erhalten werden. Denn der codex Epternacensis, auf den sich Krusch dabei stützt, und der wohlgemerkt kein codex plenus, sondern ein codex brevistus ist, weist gerade an dieser Stelle eine arge Verwirrung auf, indem der Eintrag zum 4. Mai unter den 3. Mai gerathen und aus der Ortsbezeichnung „Alexandria" ein hl. Alexander geworden ist, der mit Silvanus und 40 anderen zu Cäsarea in Palästina gemartert wurde. Es ist demnach außer Zweifel, daß nur durch Heranziehen des codex Bernensis und des codex Weissenburgensis die ursprüngliche Lesart erkannt werden kann. Was endlich die Schreibweise depositio auf dem Grabstein der Valeria anlangt, so kommt ei für ti gar Votalen auf Inschriften außerhalb Roms schon im 3. Jahrhundert n. Chr. vor (s. W. Carssen, Ueber Aussprache 2c. I, 54. 2. Aufl.) Man wird daher auch diesem Argument kein besonderes Gewicht beimessen dürfen. Eine weitere Ausführung dieser Punkte bleibt einer späteren Besprechung vorbehalten.

München. Dr. Bernhard Sepp.

Goethe's Charakter. Eine Seelenschilderung von Robert Saitschik. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1898. — Der Zufall fügte es, daß mir dieses sehr merkwürdige Büchlein kurz nach der Lektüre der bekannten Goethe-Biographie von Richard M. Meyer zukam, die kürzlich erst in zweiter Auflage erschien, und unwillkürlich mußte sich mir der Vergleich zwischen beiden Büchern aufdrängen. Die schönste und wirklich preiswürdige Eigenschaft des Meyer'schen Werkes besteht darin, daß der Dichter und Schriftsteller Goethe im Vordergrund der ganzen Darstellung steht. Man hat früher seine Biographie nur allzu gern zu einem Roman gestaltet und damit jene klägliche Bildung verbreitet, die viel mehr von seinen Liebesgeschichten als von seinen Liebesgedichten zu erzählen wußte. Meyer drängt diese romanhaften Partien mit sehr viel Geschick in den Hintergrund und weiß den Leser durch ungemein schöne und durchsichtige Analysen der Goethe'schen Werke für die Sache des Dichters zu interessiren. In denkbar schärfstem Gegensatz zu dieser Methode steht Robert Saitschiks „Seelenschilderung". Nicht was Goethe geschaffen, sondern was Goethe gelitten, gefühlt, gewollt hat, ist Gegenstand seiner Betrachtung. Saitschik sagt zwar im Vorwort: „Die vorliegende Schrift ist ausgeführt auf Grund der Werke, der Tagebücher und des ganzen veröffentlichten Briefwechsels Goethe's." Aber man wird vergeblich nach Citaten aus den Werken suchen und auf eine Kritik oder Analyse einzelner Schöpfungen des Dichters läßt er sich nirgends ein; einzig und allein jene Bekenntnisse, die Goethe in Prosa, in Briefen oder Gesprächen geäußert hat, zieht Saitschik heran. Und dennoch soll Goethe's Charakter, von dem doch der Künstler unzertrennlich ist, geschildert werden? Ist das möglich? Saitschik sagt ferner im Vorwort: „Auf der mühsamen und doch nicht willkürlichen Wanderung, die man Leben nennt, verlangte ich von manchem Geist der Vergangenheit und Gegenwart Rechenschaft über das große Geheimniß unsrer Bestimmung. Wie Wenige haben den Zugang zu diesem Geheimniß zu zeigen vermocht! Von Goethe wollte ich nichts als den tieferen Sinn seines Lebens erfahren: der so glücklich gepriesene Heide, der harmonische Mensch sollte sagen, ob er wirklich glücklich und harmonisch war." . . . Diese Sätze sind nicht ganz klar. Wenn man bei den großen Männern nach dem „Geheimniß unsrer Bestimmung" fragt, d. h. also von ihnen ein Lebensideal fordert, so geht man doch nicht darauf aus, zu untersuchen, ob Goethe, der als harmonisch Gepriesene, wirklich glücklich und harmonisch war. Das Eine hat mit dem Anderen nichts zu thun; es sind zwei verschiedene Fragen. Und in der That hat Saitschik sich nur mit der zweiten Frage beschäftigt. Wäre er der ersten nachgegangen, so hätte er Goethe's Dichtungen, nicht seine Privatbriefe studiren müssen; denn jene sind es, welche einzig und allein die Antwort auf das „Geheimniß unsrer Bestimmung" geben, und do er sie links liegen ließ, so hat er sich auch keine Antwort geholt. Aber die Charakteristik Goethe's auf Grund seiner nur allzu zahlreichen Briefe, Tagebücher, Gespräche ist ihm außerordentlich gelungen. Das soll nicht geleugnet werden. Nur muß gleich hinzugefügt werden, daß Saitschik nur in der Form, nicht in der Sache neues bietet. So subjektiv zu sein er sich auch anstellt — nichts darf zwischen den Kritiker und den Dichter treten, unmittelbar mit seinem Herzen will Saitschik seinen Goethe erfassen! — so hat er doch keineswegs das so reiche Feld der Goetheliteratur mit neuen Ideen bereichert. Saitschiks Auffassung fällt schließlich mit der von Richard M. Meyer in eins zusammen, wenn sich Beide auch anderer Worte bedienen: dieser feiert Goethe den „Befreier", Saitschik Goethe den „Ueberwinder". Beide Worte vertreten dieselbe Grundanschauung, nur enthält der „Befreier" die objektivere, der „Ueberwinder" (seiner selbst nämlich) die subjektivere Färbung der Anschauung. Dadurch, daß Saitschik sich um die ganze künstlerische Produktion Goethe's nicht kümmert, überspringt er gleichsam alle jene Zustände des Dichters, in denen er wohrhaft harmonisch war. Mit subjektivem Eifer rückt Saitschik alle Aeußerungen Goethe's und seiner Freunde über seine Leidenschaftlichkeit, Reizbarkeit, Nervosität eng zusammen. So entstand ein mit einem Stich in die Dekadenz ausgestattetes Goethebild, das den Dichter seinem Tasso näher rückt als seinem Antonio. Es bringt ihn (was man so nennt) uns „menschlich" zwar näher, aber die Größe, die gewaltige Thatkraft Goethe's kommt in diesem Seelengemälde denn doch nicht zur richtigen Anschauung, und das ist sein Mangel.

Digitized by Google

Nachdem wir aber diese Einschränkung ausgesprochen, wollen wir nicht verschweigen, daß uns Saitschiks Schrift gerade mit ihrer Subjektivität so sehr fesselte, und daß wir sie zu den werthvollsten Essays zählen, die über Goethe geschrieben wurden. M. Necker.

* Im Hinblick auf die Vorbereitungen für eine deutsche Südpolarexpedition, über die am nächsten Freitag, dem 13. Mai, der für diese Expedition ausersehene Leiter, Dr. Erich v. Drygalski, im Münchener großen Rathhaussaale einen öffentlichen Vortrag halten wird, ist es interessant, zu hören, warum gerade die nächsten Jahre für eine antarktische Expedition am günstigsten zu sein scheinen. Der bekannte Geograph Prof. Supan beantwortet diese Frage in „Peterm. Mittheilungen" durch die folgende Erörterung: „Die Phrase, daß das 19. Jahrhundert nicht zu Ende gehen dürfe, ohne daß das Südpolarproblem gelöst ist, wollen wir auf sich beruhen lassen. Sie erinnert allzu sehr an die Träumereien von dem großen sozialen Krach, der am Ende des Jahrhunderts eintreten soll. Die geschichtliche Entwicklung kehrt sich nicht an derartige Zeitabschnitte. Aber innere Gründe sprechen dafür, die antarktische Forschung gerade jetzt mit aller Energie aufzunehmen. Ich habe sie schon mehrfach berührt, will sie aber noch einmal kurz zusammenfassen, weil sie, wie es scheint, in den Diskussionen bisher nirgends berührt worden sind. Es sind nämlich Anzeichen vorhanden, daß die von Brückner entdeckten Klimaperioden von längerer Dauer auch in den südpolaren Gegenden zur Geltung kommen: 1. Im Jahre 1823 gelangte Weddell unter dem 34. Meridian westl. in eisfreiem Meere bis 74° 15′ südl. Breite. Gleiche Versuche wurden an dieser Stelle 1838 von Dumont d'Urville und 1843 von Roß unternommen, aber ganz ohne Erfolg. Ich erkläre das einfach aus Brückners Klimatafel, die bekanntlich die unperiodischen Störungen durch Lustrenmittel zu beseitigen sucht. Brückner fand die Abweichung vom langjährigen Temperaturmittel für die ganze Erde:

1821	bis	1825	+ 0.56°
1826	„	1830	+ 0.14°
1831	„	1835	+ 0.03°
1836	„	1840	— 0.39°
1841	„	1845	— 0.00°
1846	„	1850	— 0.08°

Weddells Reise fällt also in die positive Hälfte der Klimaperiode und zwar in das günstigste Lustrum, die beiden anderen Reisen fallen dagegen in die kalte Hälfte. — 2. Wir befinden uns jetzt in einer Periode höherer Erwärmung und diese Thatsache kommt in den Beobachtungen der „Antaretis" unter ungefähr 175° östl. L. und zwischen 70 und 74° Br. zum Ausdruck: Maß 10. bis 21. Januar 1841 — 1,3° (Mittel der Extreme); „Antaretis" 15. bis 26. Januar — 0,2° (24stünd. Mittel). — Daß das Jahr 1841 einer kalten Periode angehörte, ist aus der oben mitgetheilten Tabelle ersichtlich. Wie lange wir noch auf günstige Klimaverhältnisse zu rechnen haben, ist ungewiß, jedenfalls muß man die Gelegenheit so rasch wie möglich ausnutzen. Nirgends ist das Sprichwort: „Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen", mehr berechtigt als hier."

* Eine verschwundene Bibliothek. Ueber die ehemals in Altdorf befindliche berühmte Schwarz'sche Büchersammlung, die, einzig in ihrer Art, sämmtliche Schriften aus der Reformationszeit vereinigte, macht Universitätsbibliothekar Zucker im „Centralbl. f. Bibliothekswesen" eine die betheiligten Kreise sicherlich überraschende Mittheilung. Die Büchersammlung, die durch den 1792 verstorbenen Professor der Ethik Georg Christoph Schwarz zusammengebracht war, befand sich noch am Anfang dieses Jahrhunderts in Altdorf. Als Nikolai im Jahre 1781 auf seiner Reise durch Deutschland Altdorf besuchte, bildete dort die Schwarz'sche Bibliothek einen Hauptgegenstand seines Interesses. Nun ist noch heute allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Erlanger Universität im Besitz der Schwarz'schen Büchersammlung sei. Da die Altdorfer Bibliothek im Jahre 1818 von der bayerischen Regierung an die Universität Erlangen abgegeben wurde, so wurde auch die Schwarz'sche Büchersammlung dort vermuthet, und, in der „Allg. deutschen Biographie" Bd. 33 wird dies in dem Artikel über Georg Christoph Schwarz aufs neue ganz bestimmt angegeben. Alljährlich laufen darum auch in Erlangen Briefe ein, in denen um Auskunft über seltene Stücke jener Sammlung oder um deren Zusendung gebeten wird. Der Schatz ist aber, wie Zucker jetzt mittheilt, gar nicht nach Erlangen gelangt. Eine aufklärende Notiz darüber hätte er schon früher gebracht, aber er konnte bisher keine Auskunft über den Verbleib der Sammlung geben. Jetzt hat er jedoch durch Erkundigungen erfahren, daß die Sammlung schon längst unter den Hammer gekommen ist. Sie wurde von dem bekannten großen Bücherliebhaber Lord Heber angekauft und von seinen Erben im Jahre 1836 in Paris versteigert. Von den großen Bibliotheken Deutschlands, in denen Zucker den Auktionskatalog vermuthete, erhielt er auf eine bezügliche Anfrage eine verneinende Antwort.

-yx- Die Qualifikation für den staatlichen Bibliotheksdienst in Oesterreich. Der Vortrag, den Hr. Skriptor Dr. S. Frankfurter — wie wir in Nr. 50 der Beil. ausführlich berichteten — am 19. Februar d. J. über diesen Gegenstand im österreichischen Verein für Bibliothekswesen in Wien gehalten hat, ist soeben bei A. Hölder in Wien erschienen. Der Abdruck erfolgte auf einen in der Versammlung selbst geäußerten Wunsch, um der in Aussicht genommenen Diskussion über diese Frage die nöthige Grundlage zu verschaffen. Die Schrift verdient aber eine weit über diesen Zweck hinausgehende Beachtung; so anspruchslos sie sich auch gibt, bildet sie einen werthvollen Beitrag zur Frage der an den modernen Bibliothekar zu stellenden wissenschaftlichen Anforderungen. Im Anhang ist der Entwurf einer „Vorschrift über die Prüfung der Kandidaten des Bibliotheksdienstes" abgedruckt, durch welche diese Angelegenheit in Oesterreich schon vor 40 Jahren hätte geregelt werden sollen. Dieses dem Dunkel der Registratur des Unterrichtsministeriums entrissene Aktenstück bietet nicht nur ein historisches Interesse, denn die leitenden Grundgedanken erscheinen heute noch richtig.

μ In Friedenau bei Berlin ist am 2. d. M. der Schriftsteller W. L. Hertslet im Alter von 58 Jahren plötzlich am Gehirnschlag gestorben. Die Finanzwelt kennt ihn als Herausgeber des in vielen Auflagen erschienenen Nachschlagewerks „Salings Börsenpapiere", dessen neuester im Juli erscheinender Jahrgang 1898/99 noch von ihm beinahe vollständig hergestellt worden ist. Hertslet ist auch der Verfasser des in vier Auflagen erschienenen Buches „Der Treppenwitz der Weltgeschichte". Um die Wissenschaft, speziell um die Philosophie aber hat er sich verdient gemacht durch sein „Schopenhauer-Register" (Leipzig, 1890, F. A. Brockhaus), ein Werk ungeheueren Sammelfleißes und seltener Belesenheit. Die letzten Jahre seines Lebens galten der Vervollständigung dieses seines Lieblingswerks, der Korrektur mancher nicht zu vermeidenden Errata, kurz der Vorbereitung zu einer zweiten Auflage. Diese noch zu erleben war ein heißer Wunsch, wie er noch vor wenig Monden dem Schreiber dieser Zeilen mittheilte, in dessen Handexemplar er mit liebenswürdigem Drängen die inzwischen entdeckten Auslassungen und Ergänzungen handschriftlich einzutragen bemüht war. Er sollte die Freude, das unentbehrliche Nachschlagebuch verbessert neu erscheinen zu sehen, nicht mehr erleben. Hoffentlich macht sich der Verleger F. A. Brockhaus den werthvollen Nachlaß Hertslets zunutze und überträgt die Herausgabe dem einzigen Schopenhauer-Kenner, der dabei in Frage kommen kann, Eduard Grisebach.

-kn- **München.** Anthropologische Gesellschaft. Sitzung vom 29. April. Der Vorsitzende, Hr. Professor Dr. J. Ranke, beantragt gemäß dem Beschluß der Vorstandschaft und des Ausschusses Decharge für den Schatzmeister der Gesellschaft, Hrn. Oberlehrer Weismann, und dankt diesem für die seit 28 Jahren musterhafte Führung der Kassageschäfte. In der Ausschußsitzung wurde beschlossen, die bisherigen Mitglieder der Vorstandschaft zur Wiederwahl vorzuschlagen. Hieraus begrüßt der Vorsitzende die anwesenden Gäste, besonders Hrn. Professor Dr. Montelius aus Stockholm, den anerkannt bedeutendsten Prähistoriker Europa's. Hr. Generalarzt 1. Kl. Dr. Seggel stellt sodann den größten und den kleinsten Soldaten der Münchener Garnison vor. Ersterer mißt 209 cm, letzterer 153.3 cm. Die Körperproportionen sind ganz normal, wie ein Vergleich mit den Soldaten zeigt,

Digitized by Google

die Gould in Amerika während des amerikanischen Rebellionskrieges gemessen hat. Der Riese war schon in der Schule der größte, nahm von 16 bis 20 Jahren um 25 cm und während der $1^1/_2$ Jahre seiner Militärzeit um 6 cm zu. Der Vortragende verglich die Maße der beiden Vorgestellten noch mit dem Maße von 50 Studenten nach Ranke und den Maßen der Riesen Hassan Ali und Mokа (Mürdel aus Ulm), es ergaben sich einige Verschiedenheiten. Beide Soldaten haben sich als leistungsfähig erwiesen, jedoch dürfte die Leistungsfähigkeit des Riesen bald abnehmen. H. v. Ranke bestätigte nach Beobachtungen im Krimkriege, daß die kleineren Leute mehr aushalten, als die extrem großen. Der Vorsitzende theilte die Beobachtungen Goulds mit, die sich mit den Ansichten der beiden Vorredner decken. — Hierauf erhielt das Wort Hr. Prof. Dr. F. Hirth, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zu seinem Vortrag: „Ueber chinesische Kulturgeschichte". Die interessanten Ausführungen werden in der Beilage ausführlich veröffentlicht werden. In der sich an den Vortrag anschließenden Diskussion fragte Prof. Montelius nach dem Alter der Eisenindustrie in China. "In Aegypten und Westasien ist das Eisen vor dem 15. Jahrhundert v. Chr. nicht bekannt. Prof. Hirth konnte konstatiren, daß Eisen bereits unter den Tributartikeln der den heutigen Schensi und Kansu entsprechenden Landschaft Liang zur Zeit des Kaisers Yü (2200 a. Chr.) im Schu-king erwähnt wurde. In Liang habe die Eisenindustrie seitdem, wenn nicht schon vorher, in hoher Blüthe gestanden. Zur Zeit des Philosophen Kuan-tze, den der Vortragende den ältesten Statistiker aller Völker nennt, sei die Eisenindustrie zuerst zum Gegenstand der Besteuerung gemacht worden. Kuan-tze, auch als Kuan-I-on oder Kuan-Tschung bekannt, lebte im 7. Jahrhundert v. Chr. Er stellte seinem Monarchen vor, daß in seinem Lande eine Bevölkerung von so und so viel Tausenden von Männern, Frauen und Kindern leben, daß jeder Mann eine Hacke, jede Frau eine Nadel besitze und daß eine, wenn auch noch so geringe Abgabe auf diese Eisenfabrikate, auf die Kopfzahl der Bevölkerung berechnet, eine ansehnliche Steuereinnahme abgeben werde. Wie bereits im Vortrage hervorgehoben wurde, sei die Kunst des Eisengusses in Ferghana durch chinesische Deserteure am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. eingeführt worden. Von China direkt sei vor dieser Zeit schwerlich eine Kenntniß der Eisenindustrie nach Westasien gedrungen. Hirth hält es jedoch nicht für ausgeschlossen, daß das Eisen den Türkenstämmen Zentralasiens längst bekannt war, als es in China anfing eine Rolle zu spielen, da seine Gewinnung zu den ältesten Traditionen der altaischen Rassen gehöre, insofern sie sich durch chinesische Aufzeichnungen feststellen lassen. Darauf deute vielleicht schon die Legende von der Darbringung eines Wunderschwertes Namens Kiun-wu, das dem König Mu im 10. Jahrhundert v. Chr. von den Türkenstämmen im Westen übersandt wurde und womit man angeblich Nephritstein durchschneiden konnte. Durch die Hiung-nu oder ihre Vorfahren, die vielleicht im Altai oder im Tiénschan längst Eisen geschmolzen hatten, ehe die Gewinnung des Metalls in Westasien und China bekannt war, sei vielleicht das Geheimniß über die skythischen Gebiete nach dem Westen gedrungen. — Prof. Hommel weist darauf hin, daß ein Wort in den ältesten ägyptischen Texten mit Eisen übersetzt werde. Hieraus könnte man wohl auf die Verwendung von Eisen schon vor 1500 v. Chr. Schlüsse ziehen. Prof. Montelius jedoch glaubt, daß in Aegypten, wie anderswo, ein Wort, das ursprünglich Metall oder Erz bedeutet, später die Bedeutung von Eisen erhalten konnte. Das ist in Indien mit dem Worte ayas, das römische aes, der Fall gewesen. Er erinnert an die Mittheilungen des Prof. Erman über das Wort ba, welches in der Zeit des neuen Reiches Eisen bezeichnet. (Archiv für Anthropologie, Bd. XXI, 1892—1893; vgl. Montelius: „Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland", S. 3.) In den ältesten religiösen Texten (den sogen. Pyramidentexten), die älter sind, als alles, was uns sonst aus Aegypten erhalten, ist wiederholt die Rede von dem Throne des Sonnengottes am Himmel, welcher „der Thron aus bi's (ba)" heißt. Daß dieses Metall, aus dem man einen Thron macht, dessen Gesichter Löwen und dessen Beine die Hufe des Stieres sind, Eisen sei, wie man das gewöhnlich annimmt, ist Prof. Erman wenig wahrscheinlich. Unter den Funden aus der Zeit der XII. Dynastie (Ende des 3. Jahrtausends v. Chr.) und aus der Zeit der XVIII. Dynastie (Mitte des 2. Jahrtausends) fand Flinders-Petrie kein Eisen und auch keinen Eisenrost. — Der Vorsitzende gab sodann das Resultat der Vorstandswahl bekannt. Es wurden danach die bisherigen Mitglieder des Vorstands wiedergewählt, nämlich: als Vorsitzender Hr. Prof. Dr. J. Ranke, als Stellvertreter Hr. Prof. Dr. Rückert, als Schriftführer Hr. Dr. Mollier, als Stellvertreter Hr. Dr. F. Birkner, als Schatzmeister Hr. Oberlehrer Weismann.

* **Freiburg i. B.** Als Privatdozent für neuere Kunstgeschichte hat sich Dr. Karl Cornelius (Sohn des verstorbenen Kampaniles) an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Wien.** Die evangelisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den k. k. Oberkirchenrath Ferdinand Schur in Wien und den ordentlichen Professor der evangelischen Theologie, Dr. phil. et theol. Paul Heine in Wien, zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt.

* **Zürich.** In Winterthur wurde die Grabplatte der Prinzessin Elisabeth von Ungarn, Stieftochter der Königin Agnes, die 1337 im Nonnenkloster Toeß gestorben ist, aufgefunden und dem Schweizer Landesmuseum überwiesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans Hoffmann: Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Berlin, Gebrüder Paetel 1898. — Otto Harnack: Schiller. (Geisteshelden. 28. u. 29. Bd.) Berlin, E. Hofmann u. Co. — Frz. Oppenheimer: Dellea o. Lilienerou. Aesthetische Studie. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898. — Marie Herzfeld: Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen nebst anderen Essays. Ebd. — J. V. Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel 1898. — Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung. Hggb. von der Handelsakademie Leipzig. — R. Beigel: Der Kampf um die Handelshochschule. Verlag der Handelsakademie Leipzig. — L. F. Wirschinger: Das Radfahrerrecht im Königreich Bayern, bearbeitet im Auftrage des Verbandes zur Wahrung der Interessen der bayerischen Radfahrer. München, J. Schweitzer 1898. — Alexander Frhr. v. Gleichen-Rußwurm: Die Komödie des Gewissens. Schauspiel in 3 Akten. Würzburg, Stahel 1897. — A. v. Schljarewsky: Die Unterscheidungsmerkmale der männlichen und weiblichen Typen mit Bezug auf die Frage der höheren Frauenbildung. Deutsch von Cäcilie Rendecker-Bartniker. 2. Aufl. Ebd.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre

von

Wilhelmine von Hillern.

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Der neue Roman der berühmten Erzählerin bietet uns wiederum eine spannende Erzählung aus dem Leben des Gebirgsvolks, dem sie wiederholt schon den Stoff zu fesselnden Darstellungen entnommen hat.

In satten, echten Farben wird das Thun und Treiben der bayerischen Haberer früherer Zeit geschildert. Unter der kunstvollen Hand der Dichterin wird aus dem Kampfe der wilden Gesellen gegen das starre Gesetz der große Kampf des Einzelnen und seiner wirklichen oder vermeintlichen natürlichen Rechte gegen Menschensatzung überhaupt.

Durch furchtbare Schicksale, aber endlich doch sieghaft, schreitet, als vornehmste Gestalt der Erzählung, eine hoheitsvolle Mädchenerscheinung hindurch, in ihrem Wesen und Thun an die Größe der Antike erinnernd, unauslöschliche Eindrücke im Leser zurücklassend.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (6884)

Jahrgang 1898. München, Montag, 9. Mai. Nummer 103.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Von Dr. Alexander Tille. — Aus den Tagebüchern Th. M. Dostojewsky's. I. Von Nina Hoffmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit ist bis vor kurzem eine akademische Frage gewesen. Dann ist sie in der Schweiz und in einigen deutschen Städten zur kommunalen geworden und ist dadurch in Beziehung zur Armenpflege getreten, mit der sie ihrer Natur nach, d. h. als wirkliche „Versicherung“ nichts zu thun haben könnte. Jetzt eben ist sie auf dem Wege, zur politischen Frage zu werden, und als Schlagwort in den Kampf der Parteien hinauszutreten. Man kann sehr stark von dem Wunsch nach Abstellung vieler sozialen Uebel beseelt sein, und das doch sehr stark bedauern; denn zur Zeit ist die sozialwissenschaftliche Seite der Frage trotz der Schriften darüber, die sich fast überstürzen, noch keineswegs geklärt, und der Gegenstand ist weit mehr Sache einer sozialmoralistischen Gefühlsschwärmerei als ernster Einsicht in das Wesen der Frage und Erkenntniß der Bedingungen ihrer Entstehung. Ja man kann die Aufnahme dieser Frage mit gutem Grunde für eine Verirrung des sozialen Reformeifers halten, der sich bloß noch durch den Kommunismus überbieten läßt.

Es entspricht ganz der Heuchelei und Schönfärberei in den sozialen Betrachtungen unsrer Tage, wenn man die Organisirung der Almosen für Arbeitslose, für welche auf Anregung der Deutschen Volkspartei ein Ausschuß von sieben Männern einen Entwurf ausgearbeitet hat, eine „Arbeitslosen-Versicherung“ betitelt. (Vergl. darüber „Erster Bericht des Ausschusses zur Vorberathung des Antrags betreffend die Arbeitslosen-Versicherung auf kommunaler Grundlage. Frankfurt a. M. Druck von Gebrüder Fey, 1897“ und die diesem Hefte beigegebenen „Revidirten Grundzüge eines Reichsgesetzes zur kommunalen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit“.) Dieser Entwurf beantragt nämlich den Erlaß eines Reichsgesetzes im Reichstage, durch welches die Gemeinden von 10,000 Einwohnern oder mehr ermächtigt werden, fakultativ auf Grund eines Beschlusses der Gemeindebehörden Anstalten für die Versicherung gegen unverschuldete (! also nicht auch gegen durch Leistungsunfähigkeit verschuldete?) Arbeitslosigkeit zu errichten. Kleinere Gemeinden sollen sich zur Errichtung solcher Anstalten auf besondere Erlaubniß hin zusammenschließen dürfen, und diese Einrichtung soll sich auf alle Arbeiter mit einem Jahreslohn unter 2000 M. beziehen. Einen Almosenfonds für Arbeitslose gewinnt man auf folgendem Wege. Die Gemeinden werden zu einem Almosen bis zu 4 M. bezw. 6 M., also durchschnittlich 5 M. auf das Jahr für jede versicherte Person verpflichtet — ein Vorschlag, der Gemeinden mit großer Arbeiterzahl leicht finanziell ruiniren kann. Man denke sich nur eine Gemeinde mit 50,000 Einwohnern, unter denen 15,000 versicherte Arbeiter sind! Das bedeutet eine Jahresausgabe von 75,000 M. oder 1.50 für jeden Kopf der Einwohner! Dazu kommt ein Almosen der Einzelstaaten bis zu durchschnittlich 1.25 M. für jeden Versicherten. Durch das gleiche Reichsgesetz soll jeder Wochenlohn eines solchen Arbeiters um 10, bezw. 20 Pf., also durchschnittlich um 15 Pf. heraufgesetzt, der Preis der Arbeit also um die Summe von 7.80 M. alljährlich vertheuert werden. Man nennt das die wöchentlichen Leistungen der Arbeitgeber. Da aber da mit die Produktionskosten wachsen, muß der Unternehmer diese Summe doch unter die Rubrik Lohnausgaben in Anrechnung bringen. Entweder werden dadurch die wirklich ausgezahlten Löhne um 7.80 M. das Jahr heruntergedrückt, oder die Produktion wird um diese Summe vertheuert. Vermuthlich tritt an verschiedenen Orten verschiedenes ein. In diesem aus diesen beiden Quellen gewonnenen Almosenfonds soll nun auch der einzelne Arbeiter noch einen Sparpfennig beitragen, und das ist der schlimmste Zug der ganzen Almosenorganisation für Arbeitslose.

Die zu Versichernden werden in zwei Klassen getheilt, von denen die erste alle diejenigen Arten von Fabrik- und Bergarbeitern, sowie Handwerksgesellen und Ladenarbeitern umfaßt, bei denen die Arbeitslosigkeit nicht eine alljährlich zu gewisser Jahreszeit wiederkehrende ist, während der zweiten alle diejenigen angehören, bei welchen die vorübergehende Arbeitslosigkeit eine Folge der Jahreszeit und in der Natur des Gewerbes begründet ist, also z. B. die Erd- und Bauarbeiter. Jede dieser beiden Klassen wird in drei Stufen nach der Lohnhöhe eingetheilt. Die erste Stufe soll diejenigen Arbeiter umfassen, deren Wochenlohn nicht höher ist als 15 M.; die zweite diejenigen, deren Wochenlohn 24 M. nicht übersteigt und die dritte diejenigen mit einem Wochenlohn zwischen 24 und 38.50 M. Ein Arbeiter mit etwa 40 M. Wochenlohn steigt mit seinem Jahreseinkommen schon über 2000 M. empor. Von diesen beiden Klassen werden nun Zwangssparpfennige bis zu folgendem Umfang erhoben. In der ersten Klasse, Stufe 1 bis zu wöchentlich 10 Pf., Stufe 2 bis zu wöchentlich 15 Pf., Stufe 3 bis zu wöchentlich 20 Pf.; in der zweiten Klasse Stufe 1 bis zu 20 Pf., Stufe 2 bis zu 30 Pf., Stufe 3 bis zu 40 Pf., ein Vorschlag, der wohl die schreiendste Ungerechtigkeit darstellt, die es gibt. Diese Zwangssparpfennige Versicherungsprämien nennen zu wollen, wie es der Entwurf thut, ist völlig ungerechtfertigt. Denn erstlich ist es ganz ausgeschlossen, und selbst die Verfasser des Entwurfs glauben nicht daran, daß sich aus ihnen jemals die in Aussicht genommenen Unterstützungen bei Arbeitslosigkeit würden zahlen lassen. Das ist aber die Grundvoraussetzung für eine Versicherung. Ja noch mehr: auch die Verwaltungskosten, und im Falle von Privatunternehmungen auch noch ein Geschäftsgewinn, muß sich durch die Beiträge der Versicherten decken lassen. Dies trifft aber nur den Namen des Unternehmens. Viel schlimmer ist der Umstand, daß die erhobenen Versichertenbeiträge in umgekehrtem Verhältniß zu der Wahrscheinlichkeit des Arbeitsloswerdens für den

Einzelnen stehen. Nach § 12 des Entwurfs scheint es allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Angehörigen der höheren Beitragsstufen auch eine höhere Arbeitslosigkeitsunterstützung erhalten könnten, aber selbst das würde die Ungeheuerlichkeit des Ansinnens, daß sie höhere Beiträge zahlen sollen als die Angehörigen der untersten Stufe, nicht ernstlich einschränken. Sozialpolitiker von dem Range des Ausschusses der Deutschen Volkspartei zur Abfassung des vorliegenden Entwurfs bleiben eben doch Freisinnige mit dem Wahnbild der allgemeinen Gleichheit der Menschen in ihrem Kopfe, und ihre wirthschaftliche und soziale Einsicht ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß sie wüßten, daß der Abstufung der Lohnverhältnisse auch eine Abstufung in den Leistungsverhältnissen entspricht und daß jedem Menschen seine bestimmte Leistungsfähigkeit angeboren ist, es also nicht in seiner oder eines Anderen Macht steht, sie beliebig zu verändern. Sie haben weiterhin nie etwas von dem Lohnleistungsgesetz gehört, nach dem es für den Unternehmer sehr beträchtlich profitabler ist, leistungsfähigere Arbeiter zu beschäftigen, selbst wenn ihre Löhne proportional ihrer Leistung höhere sind. Daraus folgt unmittelbar, daß wegen des damit verbundenen Zinsverlustes aus dem Anlagekapital und der vermehrten Aufsicht es für jeden Unternehmer theurer ist, minderwerthigere Arbeiter zu beschäftigen. Das wissen Arbeitgeber, die im praktischen Leben stehen, auch recht gut, und sie gehen zur Verwendung der niedrigsten Leister nur dann über, wenn bessere eben nicht zu haben sind, d. h. in Zeiten, wo die Aufträge drängen und freie Arbeitskräfte dünn gesäet sind. Dann nehmen sie lieber den kleinen Gewinn auch noch mit, beziehentlich setzen sie lieber noch etwas zu, als daß sie Anfträge abweisen und einen neuen Konkurrenten aufkommen lassen. Sie rechnen dann den Gesammtgewinn als maßgebend und bescheiden sich, selbst wenn er einen geringeren Prozentsatz des Anlagekapitals darstellen sollte, damit, daß sie ihr Geschäft ausgedehnt haben. Sobald aber die Aufträge knapper werden oder wie z. B. im Baugewerbe ihre Ausführung durch die Winterszeit eine erhebliche Einschränkung erleidet und sie Arbeiter entlassen müssen, dann entlassen sie selbstverständlich diejenigen Arbeiter, die ihnen am theuersten kommen, d. h. die mit den niedrigsten Löhnen und der entsprechend geringen Leistung. So haben die Lohnarbeiter mit den niedrigsten Löhnen in jedem Arbeitszweige eine ganz riesige Aussicht, bei jeder auch noch so vorübergehenden, erst recht aber bei jeder dauernden Gedrücktheit ihres Gewerbes arbeitslos zu werden, und diese Wahrscheinlichkeit nimmt mit jeder Mark ab, die ein Arbeiter an Lohn mehr bezieht, so daß für einen Arbeiter mit weniger als 15 M. Wochenlohn die Aussicht auf längere Arbeitslosigkeit bei der ersten besten Flauheit im Geschäft mindestens zehnmal so groß ist, wie für den Arbeiter mit einem Wochenlohn über 24 M. Handelt es sich also um wirkliche Versicherungsprämien, so müßten die Arbeiter um so niedrigere Prämien zahlen, je höheren Lohn sie bezögen, denn der höhere Lohn ist ja der beste Zeuge für eine höhere Leistungsfähigkeit, und die höhere Leistungsfähigkeit bei der beharrlichen riesigen Nachfrage nach besseren Arbeitern die beste Bürgschaft für den Besitz dauernder Arbeitsgelegenheit. In den vorliegenden „revidirten Grundzügen" handelt es sich aber nicht um eine Versicherung, sondern um einen neuen Versuch zur Belastung der Arbeitstüchtigen und Fleißigen zugunsten der Unfähigen und Faulen. Aber die Weisheit ihrer Verfasser hat auch dafür Sorge getragen, daß eine Arbeitslosigkeitsunterstützung denen gar nicht zugute kommen kann, für die sie berechnet ist. In dem Entwurfe findet sich nämlich die Bestimmung, daß man mindestens 26 Wochenbeiträge an die Kasse gezahlt haben muß, um unterstützungsberechtigt zu werden. Ob diese ununterbrochen gezahlt werden müssen oder sich auch auf 10 Jahre vertheilen können, darüber gibt der Entwurf keine Auskunft. Jemand, der durchschnittlich nur 10 Wochen im Jahre Arbeit findet, ist doch gewiß einer der schlimmsten Arbeitslosen. Er brauchte, falls eine Unterbrechung der Zahlzeit gestattet ist, volle 3 Jahre, um unterstützungsberechtigt zu werden, hätte sich also zunächst, trotzdem er sein Scherflein während seiner Arbeitszeit regelmäßig zahlte, 3 Jahre lang jedes Jahr 42 Wochen ohne Unterstützung durchzuschlagen und es würde ihm auch noch erschwert, in seinen Arbeitswochen etwas für seine arbeitslose Zeit zurückzulegen. Nach 3 Jahren hingegen rückte er dafür in den Genuß einer lebenslänglichen Tagesrente von mindestens 1 M. den Tag ein, die ihm begreiflicherweise lieber sein dürfte, als die Mühe des Arbeitsuchens. Daß er je eine ihm angebotene, seiner Ausbildung oder seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeitsstelle ablehnt (für welchen Fall ihm § 11 die Unterstützung entziehen würde), daran ist nicht zu denken. Denn einmal ist durch seine völlig mangelnde Ausbildung und seine minimalen Fähigkeiten dafür gesorgt, daß ihm Niemand so leicht eine Stelle anbietet, und dann ist es für ihn doch viel weiser, falls das doch je vorkommen sollte, die Stelle anzunehmen und sich nach zwei Tagen wegen unbedingter Unfähigkeit wegschicken zu lassen; denn dann behält er ja seine Rente. An Strikes wird er sich nie betheiligen, grundlos die Arbeit nie verlassen und sich überhaupt, seinem Temperament und seiner angeborenen Trägheit entsprechend, still, friedlich und mißvergnügt halten, um seine Tage nach diesem musterhaften Gesetze, ohne je wieder zu arbeiten, mit einer Staats- und Gemeindepension von mindestens 1 M. täglich zu beschließen. Er findet dafür nicht nur leicht Wohnung und Kost in einem Arbeiterhause, sondern es bleibt ihm auch noch einiges für Kleidung und Schnaps.

Nehmen wir andrerseits an, die 26 Wochenbeiträge müssen in ununterbrochener Folge oder wenigstens, wie wohl zu vermuthen ist, innerhalb eines Jahres, also in jedem Jahre wieder geleistet werden, dann liegt der Fall oder die Fälle wesentlich anders. Dann sind zunächst alle von Geburt zur Arbeitslosigkeit Bestimmten ausgeschlossen, die es, wie sie auch zu diesem edlen Fonds steuern, niemals auf 26 Arbeitswochen in einem Jahre bringen, und deren gibt es namentlich auf dem Lande Hunderttausende. Sie bestellen ihr eigenes Feld, thun alles mögliche, gehen Botengänge, nehmen Obst ab, bessern Zäune aus, stehen aber höchstens 20 Wochen jedes Jahr in Wochenlohn, bekommen also nie einen Pfennig aus der Arbeitslosenkasse. Wie will man das ändern? Zumal da die Gutsbesitzer als Hauptbesteuerte der Gemeinde ein Interesse daran haben, ihre Dorfarbeiter nicht zu 26 Wochen Wochenlohnarbeit kommen zu lassen, damit sie selbst nicht so hohe Gemeindesteuern zur Arbeitslosenunterstützung zu zahlen brauchen. Warum sollen diejenigen, welche während 26 Wochen Arbeit finden, eine Unterstützung bekommen und diejenigen, die nur kürzere Zeit hindurch es dazu bringen können und die darum noch viel schlechter daran sind, nicht? Nein, um zu solchen Thaten zu gelangen, braucht man die gesetzgeberische Maschine nicht in Thätigkeit zu setzen, und um so ziellos, sinnlos und zwecklos in der allgemeinen Vertheilung der Güter herumzupfuschen, ist jeder Tropfen Tinte verschwendet. Je schneller die gesammten „revidirten Grundzüge" in den Papierkorb wandern, je besser. Nicht daß eine Einwirkung auf diese Verhältnisse von Seiten des Staates überhaupt unmöglich wäre. Ganz im Gegentheil. Aber die vorliegende versuchte Einwirkung ist thöricht, ja unsinnig, und um eine vernünftige Einwirkung zustande zu bringen, dazu bedarf es eines ganz anderen Maßes an Einsicht, als die Verfasser der Grundzüge besitzen, und dazu muß man vor allem die Gleichheitsmeierei abgestreift haben.

Von einer unbegrenzten Unkenntniß des Versicherungswesens zeugt die Bestimmung, die Zuschüsse der Gemeinden auf höchstens 4, bezw. 6 M., die Zuschüsse der Einzelstaaten auf höchstens 1, bezw. 1 M. 50 Pf. zu beschränken. Wie die in der Stadt St. Gallen gemachten Erfahrungen beweisen, haben die Zahlungen der Arbeiter von 15, 20 und 30 Cts. die Woche in einem guten Geschäftsjahr, wo sich die Arbeitslosigkeit in engen Grenzen hielt — es gab nur 363 Unterstützte —, nur die Hälfte der Summe betragen, die zur Auszahlung an die Arbeitslosen gelangte, und möglich geworden ist eine Durchführung der Auszahlungen eben nur dadurch, daß man die Gemeinde für den ganzen Fehlbetrag von 24,000 Fr. haftbar machte, d. h. die andere Hälfte des Bedarfs aus öffentlichen Mitteln zuschoß. Was wäre geworden, wenn die Anzahl der Unterstützten infolge allgemein schlechten Geschäftsganges die doppelte gewesen wäre, und wie wollen die Kassen der „revidirten Grundzüge" solche Anforderungen befriedigen, wo sie eine nur beschränkte Haftbarkeit der Gemeinden einführen? Nein, dem unbeschränkten Ausschlagen des Züngleins nach der einen Seite der möglichen Arbeitslosigkeit muß auch ein unbeschränktes Ausschlagen des Züngleins nach der anderen Seite der möglicherweise verfügbaren Mittel gegenüberstehen, sonst kann das Budget des Arbeitslosenalmosens niemals ins Gleichgewicht kommen. Im Laufe von 10 Jahren müßte nahezu jede Kasse eines solchen Almosenunternehmens einmal durch den erfreulichen Zustand unbedingter Insolvenz gehen.

Solange man von dem Gegensatze von reich und arm ausging, ließ sich allenfalls eine Pflicht der Reichen zum Almosengeben konstruiren, zumal sie in weiter zurückliegenden Zeiten mit ihren rein örtlichen Kundenkreisen seltener als heute ihren Reichthum ihrer eigenen Anstrengung verdankten. Aber wie, seit wir nicht mehr in dem verschiedenen Besitz, sondern in dem verschiedenen Einkommen das entscheidende und unterscheidende Merkmal finden? Soll es da auch eine Pflicht derer geben, die viel und hoch im Werthe stehende Arbeit leisten, diejenigen zu beschenken, die es nur zu wenig und niedrig im Werthe stehender Arbeit bringen? Wie will man diese Forderung begründen? Und wenn die schlechten und niedrigen Arbeiter ein Recht auf dieses Almosen zu haben erklären, soll man dann im Ernste etwas anderes thun als sie auslachen? Ein Recht auf Almosen! Denn selbst das Recht auf Arbeit, das angebliche Recht auf Arbeit, bedeutet für den Unfähigen nichts anderes. Wenn Jemand nur zu so geringer Arbeitsleistung fähig ist, daß sich seine Verwendung schon wegen des damit verbundenen Zinsverlustes an Anlagekapital für keinen Unternehmer mehr lohnt, so bedeutet seine Einstellung in einen kommunalen oder staatlichen Betrieb nichts weiter als ein Almosen; denn dieser Betrieb wird, was diesen bestimmten Arbeiter betrifft, mit Verlust arbeiten. Ganz abgesehen aber von der Unmöglichkeit, eine vernünftige Begründung für solch eine Pflicht der Leistungsfähigen gegen die Leistungsunfähigen innerhalb dieses Verhältnisses selbst zu finden, so ergibt sich aus der Betrachtung des Wohles des nächsthöheren Ganzen, nämlich der Volksgemeinschaft, sogar ein schwerwiegender Grund gegen die Anerkennung einer solchen Pflicht. Wie nicht erst bewiesen zu werden braucht, hängt die Lage eines Volkes wesentlich von dem Prozentsatz ab, in dem die leistungsfähigen Menschen in ihm vertreten sind. Eben dadurch unterscheidet sich ja z. B. die Bevölkerung Indiens von der Deutschlands oder die Mexico's von der der Vereinigten Staaten. Nun sind aber Kinder immer die Kinder ihrer Eltern, das heißt von zwei leistungsunfähigen Eltern stammen im Durchschnitt wieder leistungsunfähige Kinder ab, wenn auch hier und da ein noch tieferes Hinuntersteigen auf der Leiter der Leistungsfähigkeit ebenso vorkommt, wie ein kleines Emporsteigen. Die Aussichten sind jedenfalls, daß die Kinder der Leistungsunfähigen von heute im Durchschnitt auch nicht beträchtlich leistungsfähiger sein werden als ihre Eltern. Da sie nun ferner, wenn Leistungsunfähige überhaupt eine Ehe schließen, vermuthlich verhältnißmäßig zahlreich sein werden, so ist klar, daß durch eine solche Vermehrung der Leistungsunfähigen die durchschnittliche Leistungsfähigkeit des Volkes und dadurch seine wirthschaftliche Lage herabgedrückt wird. Es liegt also im Interesse der wirthschaftlichen Lage des ganzen Volkes, daß sich die Leistungsunfähigen nicht vermehren, und darum ist es wünschenswerth, daß sich die Leistungsunfähigen von heute nicht vermehren. Mit den einzelnen Männern und Frauen, die sich aus dem Ertrage ihrer Arbeit dauernd nicht selbst ernähren können und die deßhalb arbeitslos werden, in Arbeitshäuser, und wo es sich um Verheirathete handelt, in Arbeitshäuser unter Trennung der Eheleute! Aber ihnen aus sogenanntem Edelmuthe oder sozialem Mitgefühl, in Wirklichkeit aber aus der kurzsichtigsten sozialen Beschränktheit die Mittel zu ihrer Vermehrung zu geben, das ist ein Frevel am eigenen Volksstand. Wir sollten unsrer Wirthschaftsordnung aufrichtig dankbar sein, daß sie wenigstens auf diesem Wege die Untüchtigen ausscheidet, und schon darum die Beschleunigung im Umlauf der Daseinsmittel, die mit der Loslösung der Menschen von ihrer Scholle seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eingetreten ist, als ein Glück preisen, statt darüber zu jetern! Mit demselben Rechte könnten unsre Irren daranf Anspruch erheben, nicht nur frei herumgehen zu dürfen, sondern auch noch feste Almosenbezüge zu empfangen.

Die deutsche Sozialdemokratie spricht mit Vorliebe von der Solidarität der Interessen aller Arbeiter. Ein verhängnißvollerer Irrthum ist kaum denkbar und ein geringeres Maß von Einsicht in das soziale Getriebe auch nicht. Praktisch ist es denn auch mit diesem Gefühl der Solidarität nicht weit her. Man sehe nur einmal zu, wie sich die englischen Gewerkvereine gegen die 5 Millionen englischer Arbeiter absperren, und mit Erfolg absperren, die an Lohnbezügen und Arbeitsleistung unter ihnen stehen. Oder man sehe sich die Probe an, die diese Solidarität gerade hinsichtlich der Zahlung einer Rente an die Arbeitslosen in St. Gallen bestanden hat. Da im Laufe des Jahres 1895/96 nur ein Zehntel der Versicherten in den Genuß von Versicherungsgeldern eingetreten war, fühlten sich die anderen neun Zehntel, in dem ganz richtigen Gefühl, daß sie kaum Aussicht hätten, in gleicher Weise arbeitslos zu werden, beeinträchtigt und beschlossen die Aufhebung der Versicherung.

Die gesammte Arbeiterschaft eines Staats unter 2000 Mark Einkommen zu zwingen, sich gegen Arbeitslosigkeit zu versichern, von der allerhöchstens das unterste Zehntel bedroht ist, wäre eine Gewaltmaßregel, die selbst in der gesammten Gesetzgebung der modernen Zeit mit ihren zahlreichen sozialpolitischen Fehlgriffen unerhört dastehen würde. In dem kleinen Rahmen einer Stadt wie St. Gallen[1]) hat sie auf die kurze Zeit von einem Jahre zur Thatsache werden können, aber in größeren Gemeinwesen ist auch das kaum denkbar. Will man wirklich eine Versicherung, so müßte man sie auf ganz andere Grundlagen stellen. Bei den beiden Arbeitslosenzählungen des Deutschen Reichs im Juni und Dezember[2]) 1895 ist infolge ungenügender Ein-

[1]) Auch dort wurden übrigens fast nur Handlanger und Bauarbeiter arbeitslos, und gelernte Industriearbeiter oder Kleingewerbearbeiter fast gar nicht. Von den 430 Arbeitslosen, die sich überhaupt meldeten, gehörten 320 dem Baugewerbe an und 205 von diesen waren Taglöhner. Bei den 363 wirklich Unterstützten ist das Verhältniß vermuthlich noch schlimmer.

[2]) Wie wir jetzt wissen, ist der Februar in der Regel der Monat mit der stärksten Arbeitslosigkeit und nicht der Dezember.

sicht in die ganze Frage der Haupt- und Kernpunkt der Sache übersehen worden. Man hätte nämlich feststellen müssen, welches der durchschnittliche Wochenlohn jedes Arbeitslosen in der Zeit seiner Arbeit gewesen ist und wie viele Wochen er ihn thatsächlich bezogen hat.[1]) Dann würde man zu dem Ergebniß gekommen sein, daß außer beiden Saisonarbeiten, die eine Gruppe für sich bilden, der durchschnittliche Wochenlohn der mit Arbeitslosigkeit Bedrohten in der Periode ihrer Arbeit sich durchschnittlich etwa um 15 M. gehalten hätte, und daß er mit der Anzahl der Wochen sinkt, die der Betreffende ihn bezogen hat, oder in anderen Worten, daß die schlechtesten Arbeiter nicht nur den niedrigsten Lohn beziehen, sondern auch am settensten Arbeit finden — eine soziale Weisheit, die eigentlich zu billig sein sollte, als daß man sie noch auszusprechen brauchte, die aber heute doch ausgesprochen werden muß, da der herrschende Sozialmoralismus eben auf dem Wege ist, uns vergessen zu machen, daß die Menschen als Leister von Arbeit nicht gleich sind; daß es sich im Wirthschaftsleben um das Werthverhältniß von Leistung und Gegenleistung und nicht um die Pflicht zur Mildthätigkeit auf der einen und das Recht auf Almosen auf der anderen Seite handelt; und daß die wirthschaftliche Lage eines Volks nicht von dem Maß der Almosen abhängt, die die Reichen spenden, sondern von der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit seiner sämmtlichen Glieder. Es würde sich also für die Statistik darum handeln, festzustellen, bei welchem Wochenlohn in den einzelnen Gegenden und Gewerben zur Zeit die wirkliche Gefahr der Arbeitslosigkeit durchschnittlich einsetzt, und gegen eine Versicherung dieser thatsächlich durch Arbeitslosigkeit bedrohten Gruppe gegen dieses Uebel ließen sich dann wenigstens von dieser Seite her grundsätzliche Bedenken nicht mehr geltend machen. Wohl aber von zwei anderen. Wollte man nämlich von diesen wirklich von der Arbeitslosigkeit bedrohten Arbeitnehmern eine Prämie erheben, die nach der Wahrscheinlichkeisrechnung die Kosten der Unterstützung während der Periode ihrer Arbeitslosigkeit deckte, so würde diese Prämie vermuthlich ihren gesammten Lohn während ihrer Arbeitszeit auffressen, wenn derselbe dazu überhaupt hinreichte. Und daß eine solche Maßregel unausführbar wäre, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Deckten andrerseits Gemeinde und Staat die Kosten im wesentlichen, nun dann hätten wir eben keine Versicherung mehr, sondern eine kommunale und staatliche Pension an Alle, die zu wenig leisten, als daß sich ihre Arbeit für einen Unternehmer lohnen könnte, also den Anfang zum Staatsbankerott durch Einführung des Sozialismus. Man vergißt eben bei solchen Dingen, daß diese wahrscheinlichen Arbeitslosen den Schwindsuchtskandidaten in der Lebensversicherung entsprechen, die die Versicherungsgesellschaften nur in Ausnahmefällen, gegen ungeheure Prämien überhaupt annehmen. Was würden die anderen Versicherten sagen, wenn eine Versicherungsgesellschaft die ärztliche Untersuchung ihrer zu Versichernden aufgeben und dafür die Prämien erhöhen würde! Alle Kranken würden sich nach dieser Gesellschaft hindrängen, und dieselbe würde trotz aller Prämienerhöhung vermuthlich nur allzubald vor dem Bankbruch stehen. Die gesunden vorher Versicherten aber würden vermuthlich auf Herausgabe der bereits gezahlten Prämien nebst Zinsen klagen, und ganz mit Recht! Die Forderung an sie, die Kosten für die Versicherung der Kranken mitzutragen, wäre dasselbe, wie wenn man den Bauern zwingen wollte, sich gegen Seegefahr oder schlagende Wetter und den Bergwerksbesitzer, seine Kohlen gegen Hagel zu versichern. Man könnte eine Revolution nicht mit geeigneteren Mitteln hervorrufen als mit solchen Gesetzen.

Zu diesen praktischen Bedenken käme aber noch ein anderes. Es gäbe keine größere Thorheit für ein Volk, einen Staat, als eine derartige kurzsichtige Fürsorge für seine leistungsunfähigsten Glieder. Schafft man den Untüchtigsten derartig günstige Daseinsbedingungen, so steigt ihre Vermehrungsquote außerordentlich rasch, und es ist ein Glück für jedes Volk, daß die Noth im Wettbewerb um die Daseinsmittel am Fuße der Gesellschaftspyramide die Vermehrung der Untauglichen einschränkt, ja die Tendenz hat, sie überhaupt auszuscheiden, indem sie dieselben nicht zu Nachkommen gelangen läßt. Mit der Fürsorge für die unfähigsten Volksgenossen rottet man das Uebel des Elends nicht nur nicht aus, sondern vermehrt es: der nächsten Generation wird dann die Aufgabe erwachsen, mindestens für eine doppelt so große Anzahl Unfähiger zu sorgen, und die Anzahl derselben wird sehr bald doppelt so schnell steigen als die Volkszahl, so daß nur eine Herabdrückung der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit des Volks durch die Vermehrung der Untüchtigen zustande kommt. Wer sich einmal selbst nicht zu ernähren imstande ist und sich an die Allgemeinheit mit dem Ansuchen wendet, von ihr erhalten zu werden, der muß diese Gunst auch mit etwas bezahlen. Und da er sonst nichts hat, womit er sie vergelten könne, so vergelte er sie mit dem Verzicht, seine eigene Untauglichkeit auf Kinder zu übertragen. Von diesen Ausgestoßenen einer Gesellschaft, in der nur gegen den Preis von Arbeit ein Dasein zu erstehen ist, muß die Allgemeinheit die Ehelosigkeit verlangen. Arbeitshäuser sind die Stätten, wo sie unterzubringen sind, streng nach Geschlechtern getrennte Arbeitshäuser, in denen, wie bemerkt, nach englischer Sitte, auch Ehepaare unweigerlich getrennt und ohne die Möglichkeit des Verkehrs untergebracht werden. Und zwar müssen auch dann noch die Internirten nach Kräften zur Arbeit angehalten werden, und es muß mindestens das Ziel bleiben, daß die Arbeit dieser Untauglichsten für den Daseinskampf die Kosten dieser Arbeit decke, und der Gesammtheit aus ihnen nicht eine zu schwere Last erwachse. In Wirklichkeit wird das freilich niemals der Fall sein; denn das Merkmal dieser Aermsten besteht ja eben darin, daß ihre Leistungsfähigkeit so gering ist, daß sich ihre Einstellung für keinen Unternehmer lohnt. Das Maß von Aufsicht, dessen sie bedürfen, allein würde ihre Verwendung vertheuern, auch wenn ihr Mangel an Intelligenz sie nicht beharrlich Dummheiten in der Arbeit begehen ließe und ihre Langsamkeit für den Unternehmer einen allzugroßen Zinsverlust von seinem Anlagekapital bedeutete. Diese Erfahrung wird allüberall gemacht, wo solche Arbeitslose, die immer in gewisser Anzahl und in gewissem Grade Arbeitsscheue sind, von kommunaler Seite beschäftigt worden. Julius Wolf selbst gibt in seiner Arbeit über Arbeitslosigkeitsversicherung in St. Gallen an, daß, als solche Arbeitslose in den Wintern 1887/88, 90/91, 91/92 und 93/94 in St. Gallen beschäftigt wurden, sie nicht den Werth des ausgezahlten Arbeitslohns leisteten, ja nach dem von ihm angeführten Urtheile des dortigen Polizeidirektors nur etwa die gute Hälfte! Die Beschaffung von Arbeit für diese Arbeitslosen von Gemeindeseite ist eine der unwirthschaftlichsten Unternehmungen, die es geben kann. Das gilt von allen Nothstandsarbeiten. Selbst bei den denkbar niedrigsten Löhnen kommen die Arbeiten der Gemeinde sehr viel theurer zu stehen als wenn sie dieselbe mit den leistungsfähigsten und bestbezahlten Arbeitern ausführen ließe, die zu haben sind. Die Intelligenz, die diese außer ihrer größeren Körperkraft mitbringen, und die außerordentlichen Ersparnisse an Aufsichtspersonal, die man bei ihnen macht, verbilligen ihre Arbeit in dem Maß, daß die träge und schlechtbezahlte Masse mit ihnen unter keinen Umständen

[1]) Außerdem müßte man die als Lohn wirklich gezahlte Summe nach ihrer Entfernung vom ortsüblichen Lohn eines Lagarbeiters berechnen, der in Ostpreußen bekanntlich 1.50 M., in der Rheinprovinz 4 M. ist, und dafür komplizirte Staffelstatistiken aufstellen.

konkurrenzfähig bleibt. Zahlt man aber den Arbeitslosen einen tief unter dem ortsüblichen Lohn stehenden Lohnsatz, also etwa ihrer Leistung entsprechend nur die Hälfte desselben, so sinken ihre Leistungen sofort auf eine noch tiefere Stufe, weil ihnen nun auch noch das letzte Motiv verloren geht, das sie zur Arbeit, wenn auch zur trägen Arbeit, anspornte: die Aussicht auf irgendeinen kleinen Extragenuß, komme er nun aus der Schnapsflasche oder sonstwo her. Ich glaube, im Gegensatz zu Wolf, daß das Zurückbleiben der Leistung hinter dem gezahlten Lohnsatz bei derlei Arbeitern nothwendig ist. Es ist von ihrem Wesen als längere oder dauernde Arbeitslose bedingt. Und ich halte es für schädlich, einen Betrag an sie für Nothstandsarbeiten auszuzahlen, in den sich Arbeitslohn und Almosen theilen. Eine solche Einrichtung erzeugt in den Arbeitern nur die Meinung, sie hätten ein Recht auf einen bestimmten Mindestlohn, ganz ohne Rücksicht auf ihre Leistung, und führt sie so nur immer tiefer in die wirthschaftliche Weltanschauung des Sozialismus hinein. Eine solche Einrichtung ist außerdem der Vermehrung der Untauglichen viel zu günstig, als daß man sie als eine einigermaßen vernünftige Abhülfe betrachten könnte. Eine solche Einrichtung enthält ferner keine Gegenleistung der Arbeitslosen, welche die Gesellschaft zu fordern berechtigt ist, bestehe sie auch nur in dem genannten Verzicht auf Vermehrung der Leistungsunfähigen. Eine solche Einrichtung steht schließlich auch noch, wenn auch nur mit ein paar Zehen, auf dem Boden jenes Sozialmoralismus, der mit seinen Ungeheuerlichkeiten in den letzten zehn Jahren soviel Unheil angerichtet hat, indem sie die Pflicht zu einem Almosen seitens der Leistungsfähigen an die Leistungsunfähigen verkündet. Je eher und je gründlicher wir uns aber von der moralistischen Betrachtungsweise sozialer Dinge bekehren, wie sie der Sozialismus und mit ihm der gesammte Sozialmoralismus auf seine Fahne geschrieben hat, je eher wir uns auf sozialem Gebiet wieder an wirthschaftliches Denken statt an moralistisches gewöhnen, und je schärfer wir dem Thatbestande der sozialen Dinge, und der Grundursache allen Elends, der Leistungsunfähigkeit so vieler Menschen, ins Gesicht sehen lernen, desto besser für uns Alle, desto besser auch für unser Volk und den Staat, der es umfaßt.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Aus den Tagebüchern Th. M. Dostojewskij's.

Von Nina Hoffmann (Wien).

I.

Die Tagebücher Th. M. Dostojewskij's sind offiziell eine von dem Dichter unter dem Titel: „Tagebuch eines Schriftstellers" herausgegebene Zeitschrift gewesen, für ihn selbst aber ein wirkliches, intimes Notizenbuch, in welches er seine Ideen über die Tagesereignisse, seinen Zorn, seine heftige Parteinahme für oder wider, ja für und wider eine Sache, seine paradoxen Widersprüche eintrug — kunterbunt, unliterarisch, oft in eigensinniger Weise auf ein Thema zurückkommend, oft plötzlich abbrechend, wenn ein anderes sich hineinschob, mit Wiederholungen, die nur der Hartnäckigkeit eines Ueberzeugten zu Gebote stehen, und mit Widersprüchen, die wir meist bei synthetischen Naturen finden, so daß er mit einer Art großmüthiger Verbissenheit oft Jene anfällt, die seiner Meinung sind.

Diese Tagebücher sind niemals in die deutsche Sprache übersetzt worden und würden auch, wäre dies der Fall, dem deutschen Leser in ihrer sonderbaren Launenhaftigkeit wenig interessantes bieten. Einzelne Bildchen und Skizzen, die sich darin eingestreut finden, so „die Sanftmüthige" (Krotkaja), „Bobók", „Traum eines lächerlichen Menschen" ꝛc., sind wohl schon von Uebersetzern, wie Rosinen aus dem Kuchen, von da herausgeholt worden, allein der Kuchen selbst blieb, als zu unschmackhaft, unangetastet.

Als ich vor mehreren Jahren begann, diese Bücher durchzuarbeiten, vielmehr mich durch sie hindurchzuarbeiten, geschah dies mehr aus Pietät für den Dichter der „Brüder Karamasow" und des „Idioten", wohl auch aus Neugier nach des Dichters Person, als in der Erwartung einer „literarischen Bereicherung". Und in der That! — Der Erfolg war der geahnte. Was ich jedoch nicht geahnt hatte, war, daß das Persönliche vor meinen Augen zu ungewöhnlicher Bedeutung wuchs, so daß die „literarische Bereicherung" mir zuletzt recht überflüssig erschien. Und so sind sie mir mit den Jahren liebe Genossen geworden, diese, fast möchte ich sagen, unbelauschten Tagebücher einer starken und großen Persönlichkeit; und wenn ich heute in ihrem bunten und doch einheitlichen Inhalt etwas finde, das nicht schlankweg wiederzugeben ist, so ist dies nicht das ungefüge, nicht zu fassende Etwas, das sich einer regelrechten Anordnung entzieht, sondern die Fülle der Ideen, der Reichthum der Anstöße (Anregungen wäre ein zu schwaches Wort), die darin wirken und deren jeder einzelne Stoff zu bändereichen Abhandlungen böte.

Da ist z. B. gleich zu Beginn des Tagebuchs aus dem Jahre 1873 „eine Reihe von Artikeln über die russische Literatur" abgedruckt, welche die von Dostojewskij schon 1861 im „Wremja" publizirten, aber schon ungefähr 1859 in der Hauptsache niedergeschriebenen Anschauungen des Dichters aussprechen. Nun ist ja der Titel: „Eine Reihe von Aufsätzen über die russische Literatur" recht stattlich und für den Europäer, der sich das Schriftthum dieser seltsamen Spezies „Russe" in ihren Entwicklungen näher ansehen will, vielverheißend. Was findet aber der europäische Leser und sein Bildungstrieb in diesen Artikeln? Literatur? Beileibe nicht! Allein er findet darin etwas, daraus man Literatur bis an das Ende aller Tage wird kneten können — Leben; Leben auch in der Verkleidung als literarische Probleme, Leben nicht nur als Ausgangspunkt für die Kunst des Schriftthums, sondern, und das ist echt russisch, als Endziel dieses Schriftthums. Die „verfluchte Frage": „wie soll mein Leben sein", ist es, worauf es dem Russen vor allem ankommt, und ein Kunstwerk, das noch so naturtreu das Leben erzählt, ist ihm nichts, wenn es ihn nicht zum Leben weiter hilft.

So wandelt denn auch die russische Kritik dieselben Wege, und wer ein Werk der Literatur beurtheilt, dem genügt die Lebenswahrheit darin nicht; es muß im Kampfe stehen, es muß ein „neues Wort" sagen, das weiter stößt. So müssen uns denn die Aussprüche russischer Schriftsteller oft verblüffen, so namentlich Dostojewskij's unendliche Verehrung für Puschkin und Gogol, und das, wie viele seiner Aussprüche beweisen, durchaus nicht um ihrer hohen Künstlerschaft willen. In den oben genannten Artikeln, sowie in einigen brieflichen Aeußerungen tritt dies besonders klar zutage, und der europäische Leser, welcher hier nicht auf seine literarische Rechnung kommt, der muß sich entscheiden — das Buch schließen, oder sich von der Persönlichkeit zwingen lassen.

Wir wollen das letztere versuchen.

Die Einleitung beginnt mit einer launig-beißenden Betrachtung über die Art, wie die nach Rußland kommenden Fremden Rußland verstehen; der Deutsche, der Franzose, der Engländer, jeder in seiner Weise und jeder — falsch. „Für Europa," heißt es da, „ist Rußland das Räthsel der Sphinx. Schneller wird das Perpetuum mobile oder das Lebenselixir gefunden werden, als die russische Wahrheit, der russische Geist, sein Charakter und seine

Richtung vom Westen erfaßt werden wird. In dieser Beziehung ist sogar der Mond jetzt weit ausführlicher erforscht als Rußland. Wenigstens weiß man entschieden, daß dort Niemand lebt; von Rußland aber weiß man, daß dort Menschen leben und sogar russische Menschen —, aber was für Menschen, das ist bis heute noch ein Rätsel, obwohl die Europäer überzeugt sind, daß sie uns schon lange begriffen haben. — — —"

Nun nimmt Dostojewskij die Deutschen her, welche nach Rußland kommen. Er geht der Reihe nach die Gutsverwalter, die Semmelbäcker, Wursterzeuger und Raritätenschaustiller durch und langt bei dem gebildeten und ehrlichen Deutschen an, der wirklich Russisch lernt, sich ernstlich mit der russischen Literatur beschäftigt, um schließlich Cheraskows Russiade in das — Sanskrit zu übersetzen. Ganz anders der Franzose. Der Franzose hat über Rußland alles schon zu Hause gewußt; er weiß alles, er versteht alles — auch ohne etwas zu lernen. Er hat sein Buch über Rußland schon in Paris um gutes Geld verkauft und gönnt sich dafür die Reise von 28 Tagen, um in Rußland zu erscheinen, es zu blenden, zu beglücken und, wenigstens theilweise, umzugestalten. Er schreibt auch sofort eine echt russische Erzählung unter dem Titel „Petrancha", „welche zwei Vorzüge hat: 1. daß sie das russische Leben getreu charakterisirt und 2. daß sie gleichzeitig auch das Leben auf den Sandwichinseln schildert. Kommt aber der Russe nach Paris, so weiß man schon, daß er das eigentlich dem Genfer Lefort zu verdanken hat, welcher eine große Wendung in den Geschicken Rußlands herbeigeführt hat, und jede Portiersfrau, der du in später Nachtstunde zurufst: „Le cordon s'il vous plait", brummt schlaftrunken in sich hinein: „Sieh mal, wäre in Genf nicht der Genfer Lefort auf die Welt gekommen, so wärest du heute noch ein Barbar, kämest nicht nach Paris, au centre de la civilisation, würdest mich nicht jetzt mitten in der Nacht aufwecken und aus vollem Halse „le cordon s'il vous plait" schreien."

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen kommt Dostojewskij auf den Standpunkt zu sprechen, den die Russen selbst ihrem Volke, ihrer Sprache gegenüber einnehmen. Da ist es namentlich der vornehme, der an ausländische Kultur gewöhnte Russe, welcher sich dem „dunklen Volke" gegenüber verächtlich verhält, welcher seinen Tischnachbar bittet, ihm Wasser geben zu lassen, nur um nicht selbst ein russisches Wort an den Lakaien zu richten, welcher die Geistesbildung so hoch schätzt, daß er hundertmal lieber ein Schust genannt würde als ein Dummkopf und daraus allein ein Privileg seiner Menschheitsrechte und Würden macht, das ihn ein für allemal vom Volk trennt.

Da aber die Menschen dieser Klassen im Vaterlande nichts zu thun finden, nach großen Thaten ächzen, sich gegenseitig ihren Weltschmerz klagen und sich ihrer Nichtswürdigkeit anklagen, „ach, Bruder, sieh, ein so gemeiner Schust bin ich!" so wird jene Art Byrons daraus, welche sich wundern, daß der wirkliche Byron über eine solche Welt hat klagen und weinen können, was eines Lords ganz unwürdig ist, während sie zum höheren Byronismus übergehen, den Byron selbst noch nicht ausgestaltet hatte, ein gutes Mittagessen zu schätzen, gelegentlich falsch zu spielen und den Leuten die Taschentücher aus den Säcken zu ziehen. Diesen Byrons ruft er zu: „Ich habe eine Arbeit für euch allein ihr werdet sie nicht leisten wollen, sie zu gering achten, ob sie auch die einzige ist, die uns jetzt zukommt: Lehrt auch nur einen kleinen Bauernjungen lesen."

Aus diesen scheinbar wegloſen Exkursen heraus tritt Dostojewskij allmählich auf das Gebiet der Forderungen, die aus den Bedürfnissen oder vielmehr der Bedürftigkeit des Volks entstehen und für das Volk eintreten. Er tritt leidenschaftlich für die Volksbildung ein und widerlegt den Einwurf, daß gerade der Lakai, der Schaffer 2c., kurz alle Bauern, die lesen können, es sind, welche die Gefängnisse füllen. Jawohl, antwortet er — weil diese Bildung oder eigentlich Halbbildung nach ein Privileg ist und Privilegien immer Uebergriffe und Unredlichkeit im Gefolge haben.

So sind es, wie wir sehen, die primären Probleme, ganz einfache Konflikte, die aufrichtige Bemühung jedes Russen für sich und „unsern Bruder", wie das hübsche Wort lautet, das Leben einzurichten, das auch den Dichter so recht an die Scholle bindet. Diese ewige Frage nach dem was er soll, hat dem Russen auch ein anderes Wort in den Mund gelegt, das nur eine stereotype Redensart ist und das er bei den kleinsten Zweifelfällen unwillkürlich anwendet. Er sagt da nicht: „was soll ich thun", sondern: „wie habe ich zu sein?"

Aus dieser „verfluchten Frage" heraus ist eben das russische Leben, seine Kunst und seine Kritik einzig zu verstehen. Nun begreifen wir auch, warum die Russen Turgenjew trotz seiner hohen Künstlerschaft nicht zu den Ihren zählen. Wer die russische Literatur und ihre mühevolle Pflügearbeit kennt, muß diesem Verdikt beipflichten. Das, was Schilderung, getreues Nachbilden russischen Lebens ist, was mit allen Künsten der Farbengebung, der Licht- und Schattenvertheilung, der „Lasuren" wenn man so sagen darf, ausgestattet ist, was der Europäer entzückend findet, so fremdartig und doch nicht verletzend, so fein zubereitet, gerade genug, um „anzuregen", ohne allzu sehr wehe zu thun, das wird den Russen beleidigen, der von seinem Dichter vor allem Mitarbeit an seinen schweren Werken fordert. Dies spricht sich noch viel deutlicher in Tolstoj's, des größten russischen Künstlers, Wandlung zum Volkserzähler aus. Heute erst, nachdem er der hohen Kunst abgeschworen, die im Roman „Krieg und Frieden" ihren vollendetsten Ausdruck gefunden, heute, da seine kleinen Volkserzählungen, zu 1 Kapeke verkauft, in Tausenden von Exemplaren wirklich dem Volke gehören, heute erst rechnet er sich selbst zu den führenden Geistern seines Volks und wird von ihm dazu gezählt. Andere Beispiele für diese Auffassung der Dinge finden wir in direkten Aussprüchen Dostojewskij's und endlich im weiteren Verlauf der „literarischen Artikel", da, wo der Dichter den Parteihader schlichten will, welcher zwischen Utilitaristen und Vertretern der „Kunst als Selbstzweck" entbrannt ist.

Zu den deutlichsten Aeußerungen Dostojewskij's über belletristische Werke gehört wohl seine an Strachow gerichtete Kritik Tolstoj's. Strachow hatte gesagt, daß Tolstoj's „Krieg und Frieden" zu den vortrefflichsten Werken der gesammten russischen Literatur gerechnet werden müsse, darauf Dostojewskij:

„. . . Das kann man nicht unbedingt sagen; Puschkin, Nomonossow — das sind Genies. Mit dem „Mohr Peters des Großen" und mit „Bjelkin" hervortreten, das heiße unbedingt mit einem genialen, neuen Wort auftauchen, das bis dahin durchaus nie und nirgends gesagt worden war. Allein mit „Krieg und Frieden" auftreten, das heißt nach diesem Worte kommen, das schon von Puschkin gesagt worden war; und das in jedem Falle, wie hoch und weit auch Tolstoj in der Ausgestaltung dieses, vor ihm schon durch einen Genius ausgesprochenen neuen Wortes kommen möge. Ich denke das ist sehr richtig 2c. . . ."

An anderer Stelle nennt er Turgenjews und Tolstoj's „neues Wort" das „Gutsbesitzer-Wort", das allerdings bei Tolstoj unendlich bedeutender zum Ausdruck komme.

Wie dies neue Wort Puschkins lautet, das hat Dostojewskij an vielen Orten gesagt, am feurigsten aber in seiner im Jahre 1880 in Moskau gehaltenen großen Puschkin-

rede. Kurz gefaßt ließe es sich etwa so ausdrücken: „Nur der Russe ist, vermöge seiner unendlichen Assimilationsfähigkeit, ‚Allmensch' und nur dieser Allmensch vermag die Idee des lebendigen Christenthums in sich zu tragen und sie zu verbreiten."

Es darf uns danach nicht wundern, wenn Dostojewskij die unvollendete Erzählung Puschlins „der Mohr Peters des Großen" und die „Novellen Bjelkins", zwei Werke, die wir kaum dem Namen nach kennen, doch höher stellt, als Tolstoj's Meisterwerke oder Turgenjews Kabinetstücke.

In Puschkin allein findet Dostojewskij den bewußten Ausdruck der russischen Eigenart, wie sie in Peter dem Großen, „dessen Persönlichkeit uns noch nicht ganz aufgeklärt ist", ihren elementaren Ausbruch findet. Jene Assimilationsfähigkeit des Russen, sich alle Sprachen eigen zu machen, alle Kulturen anzunehmen, mit einer scharfen Wendung vom eingeschlagenen Wege abzugehen, wenn es seine bessere Ueberzeugung gebietet, dabei die Eigenschaft sich selbst verkennen zu können, alles dies, was ihn dem Europäer unverständlich macht, was dieser als Unversöhnlichkeit an ihm rügt, das befähige eben den Russen zu jener Allversöhnlichkeit und Allmenschlichkeit, welche die Einigung der Menschen herbeiführt, im Gegensatz zu den immer komplizirteren Trennungen der europäischen Nationen, die wohl nicht „in der Jeanne d'Arc und den Kreuzzügen ihren Ursprung" haben dürften und auch nicht durch das Wissen aufgehoben werden. Dostojewskij streift hiemit wieder die große Streitfrage des 19. Jahrhunderts: Glauben oder Wissen, Gott oder Ich, die er ja in allen seinen Werken in tiefsinnige Probleme aufblättert. In einem seiner Briefe spricht er es offen aus, daß er mit seinem letzten Romane nichts anderes will als „das Dasein Gottes beweisen". Puschkin nun sieht er als den Genius an, der dies synthetische Wesen des Russen erkannt und in sich gerade aus seiner westlichen und künstlerischen Kultur heraus verkörpert habe. „Die kolossale Bedeutung Puschkins," sagt er, erstehe vor uns immer mehr und mehr. . . . „Für alle Russen ist er der vollendetste künstlerische Ausdruck dessen, was eigentlich der russische Geist ist, wohin alle seine Kräfte streben und wie namentlich das Ideal eines Russen beschaffen ist. Die Gestalt Puschkins ist der Beweis dafür, daß der Baum der Zivilisation schon frühreif geworden ist und daß seine Früchte nicht faule, sondern herrliche, goldene Früchte sind. Alles was wir aus der Bekanntschaft mit den Europäern über uns selbst lernen konnten, haben wir gelernt — alles, worüber uns die Zivilisation nur aufklären konnte, haben wir uns erklärt, und dieses Erkennen hat sich in der vollsten und harmonischsten Weise in Puschkin geoffenbart. Wir haben aus ihm herausverstanden, daß das russische Ideal All-Einheit, All-Versöhnlichkeit, All-Menschlichkeit ist ꝛc."

Mittheilungen und Nachrichten.

Erklärung. Auf dem jüngst in Nürnberg veranstalteten fünften Historikertag ist — darin stimmen alle hier eingelaufenen Berichte überein — die Förderung der Ausbeute des vatikanischen Geheimarchivs erörtert und insbesondere der Wunsch geäußert worden, daß die drei, derzeit von den Unterzeichneten geleiteten historischen Institute in Rom alles, was sie über die Bestände des Archivs in Erfahrung bringen, gemeinsam veröffentlichen möchten, wogegen die Vatikanische Archivverwaltung wohl nichts einwenden werde. Da diese Verhandlung von einer Seite dahin gedeutet worden ist, daß wir mehr oder minder einverstanden seien und bereit sein würden, uns solcher Aufgabe zu unterziehen, so erachten wir es als unsre Pflicht öffentlich zu erklären:

1. Daß die Verhandlung jenes Gegenstandes in Nürnberg von den genannten Instituten nicht nur nicht angeregt aber befürwortet, sondern daß im Gegentheil aus unsrer Mitte versucht worden ist, wennschon erfolglos, jene Erörterungen überhaupt zu verhindern.

2. Daß wir uns in Anbetracht der Beschaffenheit und der Reglements des Vatikanischen Geheimarchivs nicht in der Lage befinden, zur Herstellung oder Veröffentlichung orientirender Verzeichnisse der Schätze des genannten Archivs mitzuwirken.

Für das österreichische historische Institut: Dr. v. Sicket.
Für das kgl. preußische historische Institut: Dr. Friedensburg.
Für das historische Institut der Görres-Gesellschaft: Dr. Ehses.

Rom, 1. Mai 1898.

H. S. Erinnerungen an Transvaal, 1876—1896, von Dr. E. J. P. Jarissen. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Seibel, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1898. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 8°, 144 S. Mit Portrait des Verfassers. — Ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Geschichte Südafrika's, der mit Rücksicht auf die letzte Vergangenheit auch deutschen Lesern willkommen sein wird — ja theilweise eine Art Quellenwerk für künftige umfassende Darstellungen. Jorissen war ursprünglich Schulmann und wurde als solcher im Jahre 1875 von Burgers, dem damaligen Präsidenten der Südafrikanischen Republik (Transvaal), aus Holland dorthin berufen. Jarissens Wirkungskreis wurde jedoch nicht die Schule; er diente seinem Adoptivvaterlande vielmehr lange Jahre als oberster Richter, juristischer Berather und Staatsmann. Er stand daher mitten in den Ereignissen und gehörte zeitweise zu den führenden Persönlichkeiten. Den Hauptheil des Buches bildet die Darstellung jenes Zeitraums, in dem die Republik vorübergehend ihre Selbständigkeit an England verloren hatte (nach 1877), und der Friedensverhandlungen, die nach dem Burenkriege von 1881 wieder zur Herstellung der Unabhängigkeit führten. Jarissen spielte hierbei eine wesentliche Rolle, und deßhalb dürfen seine Bemerkungen auf besondere Beachtung Anspruch erheben. Die Charakteristiken Sir Bartle Frère's, Sir Evelyn Waads, Jouberts, Krügers, Brands u. A. erscheinen scharf umrissen und gelungen. Die neueste Zeit bis zu Jamesons Flibustierzug wird nur kurz behandelt; Jarissen stand in den letzten Jahren den Staatsgeschäften fernet. Die Darstellung ist recht interessant und gewandt, wenn auch hier und da ein wenig mühersichtlich, die deutsche Bearbeitung gut. Daß der Regierungssitz von Transvaal Pretoria und nicht Prätoria heißt, hätte der Uebersetzer eigentlich wissen können.

a. Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Ein Versuch von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Berlin 1897. E. S. Mittler u. Sohn, k. Hofbuchhandlung. — Seitdem nach der napoleonischen Aera die großen Kriegsphilosophen Clausewitz und Jomini die Theorie des Kriegs bearbeiteten, ist sehr vieles neu geworden, so daß dieses Feld den Tummelplatz auseinanderplatzender Geister bildet. In der Taktik, wie sie Clausewitz kannte und die durch die großen Kriege jener Zeit feste, in Fleisch und Blut übergegangene Formeln und Regeln gewonnen hatte, in der Strategie, wie sie Jomini auffaßte, sind manche Voraussetzungen von Grund aus verändert, damit verändern sich die Wirkungen und folglich muß auch die Theorie sich neue Wege zu ebnen suchen, ohne darum doch die alten zu verwerfen, soweit sie noch gangbar sind. Es hat daher nicht ausbleiben können, daß „Kritik und Theorie", „geschichtliche Erfahrungen und die Natur der Dinge im Kriege", wie der Klassiker Clausewitz sagt, wiederholt nicht nur zu anderen Ergebnissen ihrer „analytischen Betrachtungen" geführt haben, sondern dabei auch mannichfach in Gegensatz untereinander gerathen sind. Die natürliche Folge dieser Konflikte ist eine für die Praxis des Krieges doch nicht ganz unbedenkliche Lossagung von aller Theorie gewesen, an deren Stelle man sich einfach mit der persönlichen Empirie des Einzelnen begnügen zu können vermeint hat. Je mehr nun in einer Armee solche persönliche Erfahrung abnimmt, in desto höherem Maße rückt von selbst die Theorie wieder in den Platz der Empirie ein, muß letztere sich zu einer — gegebenenfalls neuen — Theorie herausbilden. Diesem Uebergang von einer individuellen zu einer allgemeinen Theorie die Hand zu bieten, war der Zweck von

des Verfassers „Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit" gewesen; in ihnen hat er aus unsern Kriegsthaten Schlußfolgerungen für die Kriegführung gezogen. Die „Lehre vom Kriege" soll diese in logisch geordnetem Zusammenhange bieten. Beide Werke ergänzen sich dahin, daß derjenige, der für die Aussprüche der „Lehre vom Kriege" geschichtliche Beispiele sucht, sie in den „Kriegslehren" finden kann, der Andere, der für die Ansichten der „Kriegslehren" nach Gründen aus der Natur der Dinge verlangt, sie in der „Lehre vom Kriege" antrifft. In diesem Werke hat sich General v. Scherff als Abschluß und Höhepunkt seiner Forschungen zur Aufgabe gemacht, eine solche Theorie des Kriegs aufzustellen, die alles logisch zu Begründende zusammenfaßt und nur erfahrungsgemäß Feststehendes in ihre Kreise zieht. Wer dem beliebten Zweifelsspruche zuneigt, daß im Kriege alles nur Ausnahme sei und jede Einzelhandlung nur ihren eigenen Gesetzen folge, findet hier dagegen sichere Grundlagen eines Lehrsystems: so gewiß die Kriegskunst nicht lediglich eine nach berühmten Mustern studirbare Wissenschaft ist, ebenso gewiß ist sie nicht lediglich Handwerk, in welchem allein Uebung den Meister macht. Wer über das Wesen des Kriegs, seine Arten und die Verwendung der Kriegsmittel zum Erfolge ein Urtheil gewinnen will, wird das reife Werk des verdienstvollen Forschers und Führers zu Rathe ziehen.

* **Kartographisches.** I. Karte des amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatzes. Bearbeitet von Hermann Habenicht. Gotha, Justus Perthes 1898. Preis 1 M. — Diese soeben erschienene Karte enthält: Westindien, Zentralamerika, die östlichen Vereinigten Staaten bis zum südlichen Canada in 1:7,500,000; mit Angabe der Telegraphenkabel (nach der politischen Zugehörigkeit ihrer Gesellschaften farbig unterschieden), der Küstenbefestigungen, der Marine- und Kohlenstationen, der Docks u. s. w. — Nebenkarten: 1. Die Insel Cuba zur Uebersicht über die durch die Cubaner und Spanier besetzten Gebiete in 1:7,500,000. 2. Der Nordatlantische Ozean. 3. Die Insel Puerto Rico in 1:2,000,000. 4. Die Bermuda-Inseln in 1:1,000,000. 5. Habana und weitere Umgegend in 1:1,000,000. 6. Stadt- und Hafenplan von Habana in 1:150,000. 7. Einfahrt und Hafen von New-York in 1:500,000. — II. Spanisch-amerikanischer Kriegsschauplatz. Die Philippinen, das östliche Nordamerika, Ostasien und Weltkarte. Berlin 1898. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 1 M. Maßstäbe bez. 1:6,000,000, 1:12,000,000. Mit Tabelle der Dampfergeschwindigkeit per Stunde und Wochendistanzen in Seemeilen. — III. Kriegsschauplatzkarte von Cuba. Mittelamerika, Spanien und die Vereinigten Staaten. (Verlag und Preis wie unter Ziffer II.) Maßstäbe bez. 1:8,000,000 und 1:2,500,000. — Die hier genannten Karten sind in gutem Farbendruck ausgeführt. Ernst Fischer.

* Der Verfasser der berühmten „Fröschweiler Chronik", Pfarrer Klein, ist in Wasselnheim im Elsaß gestorben. Er war einer der Elsäßer, die sogleich nach dem Frankfurter Frieden sich mit den neuen Verhältnissen versöhnten oder, besser gesagt, bereits versöhnt hatten, da sie sich durch Studium und Verkehr mit deutschen Gelehrten frühzeitig mit altdeutschem Wesen bekannt gemacht und überhaupt nie den Zusammenhang des Elsaß mit Deutschland aus dem Auge verloren hatten. Karl Klein, geboren den 31. Mai 1838 zu Hirschland bei Saarunion, Sohn des dortigen Lehrers, war nach Beendigung seiner Studien Vikar und Gefängnißprediger zu Paris und kam 1867 als Pfarrer nach Fröschweiler. Wie er die Schlacht von Wörth-Fröschweiler miterlebte, weiß man aus der von ihm verfaßten „Fröschweiler Chronik". Die erste Auflage erschien 1876 zu Weihnachten. Im Jahre 1878 erhielt er den Kronenorden 3. Kl. auf Vorschlag des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihm auch durch ein eigenhändiges Schreiben zu der Auszeichnung Glück wünschte. Mehrere Berufungen auf Superintendentenstellen in Preußen schlug er aus. Dagegen nahm er 1882 eine Berufung als Dekan nach Nördlingen in Bayern an. Leider wurde er schon zu Ostern 1884 schwer krank und ist nun erst am 29. April von seinen Leiden erlöst worden. Seine Chronik hatte er eigentlich gar nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben; er hatte sich Erinnerungsblätter gesammelt für seine Familie, die er gelegentlich den HH. Löfflad und Hansleiter, die ihn von Nördlingen aus besuchten, zeigte. Diese beiden Herren nöthigten ihn, das Werk der Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen zu übergeben. Die „Fröschweiler Chronik" ist seither in mehrere Sprachen übersetzt worden und besonders in England und Nordamerika überall zu finden. Daß sie in Deutschland als illustrirtes Prachtwerk herausgegeben wird, ist allgemein bekannt.

-rt- Neues Observatorium in Queensland. Der Meteorologe Mr. Wragge, Begründer des Observatoriums auf dem Ben Nevis, beabsichtigt, auf dem Gipfel des Mount Kosciusko, des höchsten Berges in Australien (2230 m), ein meteorologisches Observatoeinm zu begründen.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 28. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Lenz las: Ueber den Schmalkaldischen Krieg. Zur Darstellung kamen die Ereignisse von der Vereinigung des Schmalkaldischen Heeres bei Donauwörth bis zur Kanonade vor Ingolstadt, 2./4. August bis 4. September 1546. — 2. Hr. Conze überreichte einen gedruckten Vortrag, betitelt „Pro Pergamo", welcher von dem handelt, was einmal an der Ausgrabungsuntersuchung in Pergamon noch zu thun sein wird. 3. Hr. Dümmler überreichte den Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica. — 4. Die philosophisch-historische Klasse hat ihrem Mitgliede Hrn. Diels zur Fortführung der Herausgabe der Commentaria in Aristotelem graeca die ihr zu diesem Zweck etatsmäßig zur Verfügung stehenden 7200 M. überwiesen. — Seine Majestät der Kaiser und König haben unter dem 4. April geruht, die Wahl des Präsidenten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften und Professors an der Universität München, Geheimen Raths und Ober-Medizinalraths Dr. Max v. Pettenkofer zum auswärtigen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie zu bestätigen. — Die Akademie hat das korrespondirende Mitglied ihrer philosophisch-historischen Klasse Hrn. Georg Bühler in Wien am 8. April durch den Tod verloren.

* **Hannover.** Am 3. d. M. starb hier der Historiker Georg Hayes, dessen Schriften „Die alte Welt in ihrem Bildungsgange als Grundlage der Kultur der Gegenwart" (1876) und die leider nicht über den ersten Band hinaus gediehene „Geschichte des deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst" (1884) ihrerzeit nicht unbemerkt blieben. Er war 1821 in Hannover geboren, hatte nach Vollendung seiner Studien eine Zeit lang in Göttingen als Privatdozent gewirkt und später die Redaktion der „Zeitung für Norddeutschland", an der auch Spielhagen thätig war, übernommen. Nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion hatte er sich ausschließlich geschichtlichen Studien gewidmet.

* **Münster i. W.** Prof. Dr. Jostes, einer der neuen deutschen Professoren, die die Universität in Freiburg in der Schweiz verlassen haben, wird mit Beginn des Winterhalbjahrs wieder als Privatdozent an die hiesige Akademie gehen, an der er auch vor seiner Berufung nach Freiburg thätig war.

-x- **Leipzig,** 8. Mai. Der ordentliche Professor der Theologie an der hiesigen Universität Dr. theol. et phil. William Buhl, ein geborener Kopenhagener, hat einen Ruf an die dortige Universität angenommen. Außer dänischen Schriften schrieb er „Kanon und Text des Alten Testaments" (Leipzig 1891). — Ein Komitee von angesehenen Vertretern der städtischen Verwaltung, des Reichsgerichts, der Wissenschaft, des Buchhandels, des Bankwesens und der Kaufmannschaft erläßt einen Aufruf zu Sammlungen für die geplante deutsche Südpolexpedition. In demselben heißt es u. a.: „Da Deutschland sich jetzt dank der zielbewußten Initiative des Kaisers rüstet, seine Seegeltung von fernen Stützpunkten her ungeahnt zu erweitern, wird es zugleich zur nationalen Ehrenpflicht, in der Erweiterung der Seekenntniß nicht hinter dem ruhmvollen Beispiel der anderen Seemächte zurückzubleiben."

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor der Staatswissenschaften in Marburg Dr. Heinrich Waentig ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt worden.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 10. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Die Volksbibliotheken als ein Glied des nationalen Erziehungssystems. Von Dr. Karl Raab. — Aus den Tagebüchern Th. M. Dostojewskij's. II. Von Nina Hoffmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Volksbibliotheken als ein Glied des nationalen Erziehungssystems.

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, U. S. A.).

Es ist noch nicht zu lange her, daß Bücher bei der Mehrzahl der Menschen, die solche zur Hand zu nehmen pflegten, nur eine zweifache Verwendung fanden: als Schulbücher oder als Mittel angenehmer Zerstreuung. Hatten sie ihren Zweck erfüllt, legte man sie zur Seite, vielleicht um sie nie wieder zu berühren.

Die Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts hatten es mit Büchern freilich anders gehalten. Zwar nur wenige Bücher umgaben sie, aber diese waren ihre Begleiter fürs Leben. War für sie Cicero in der Jugend ihr Lehrer im Latein, wurde er später ihr Rathgeber auf dem Lebenswege, ihr Meister in der Beredsamkeit und ihr Freund in den Tagen des Alters. Dies war die Zeit, in der das Sammeln guter Bücher eine Herzensangelegenheit war, wo Bücher werthvolle Vermächtnisse darstellten. Es war auch die Zeit der Gründung der berühmten Stadtbibliotheken Italiens, Frankreichs und Deutschlands. Was damals die Bibliotheken bargen, war ein lebendiger, gern benutzter Besitz. Damals waren jene Stadtbibliotheken Volksbibliotheken. Heute sind sie es nicht mehr durch ihren alten Bücherbestand, sondern höchstens, nachdem sie eine tiefgehende Umgestaltung erfahren haben. Zwischen damals und heute liegt eine Zeit der Abkehr von den humanistischen Bestrebungen. Nicht mehr der Humanist hatte Cicero's Werke in seinem Bücherschrank, sondern der gelehrte Philologe. Humanistische Studien wurden die Sache Weniger. Das Zeitalter der Industrie begann die Menschen auf das Thatsächliche hinzulenken, und Bücher wurden zu Gegenständen vorübergehender Unterhaltung, sie waren nicht mehr Surrogate für den geistigen Verkehr mit großen Menschen vergangener Zeiten, ein Mittel geistiger Erhebung und Erbauung. Die Bücher, die man sich für jenen höchst ephemeren Gebrauch zu verschaffen trachtete, suchte man überall eher als in einer öffentlichen Bibliothek. Auch der Charakter der Bibliotheken hatte sich geändert. In dem Maße als sich der Begriff der Wissenschaft in dieser Zeit zu formen begann, in demselben Maße wurden auch die öffentlichen Büchersammlungen wissenschaftlicher und umfassender; die Naturwissenschaften fanden mehr und mehr Berücksichtigung. Entsprachen die Bibliotheken in dieser neuen Gestalt den Bedürfnissen des Volkes? Auch nicht. Es folgte nun eine Zeit ausgedehnter Popularisirung der Wissenschaft. Hievon aber konnten die streng wissenschaftlich gewordenen Bibliotheken nicht in ausreichendem Maße Notiz nehmen. Eine neue Erscheinung kam da zu Hülfe, um das Volk in größerem Maße mit den Hervorbringungen dieser volksthümlichen Richtung in der Wissenschaft in Verbindung zu setzen: das Vereinswesen, ob es nun in der Form von Lese- und Arbeitervereinen, oder in der von Vereins-Fortbildungsschulen in die Erscheinung trat. Niemand wird zweifeln, daß Vereins- oder Korporationsbibliotheken viel Nutzen stiften konnten, allein dieselben kamen erstlich nur denen zugute, die einem solchen Verband angehörten und waren andrerseits zu sehr in ihrer Ersprießlichkeit von den Geldmitteln abhängig, die für Bibliothekzwecke zur Verfügung standen, und von der Einsicht und Bildung derjenigen, die sie verwalteten.

So war die Lage der Dinge in Deutschland und England um die Mitte dieses Jahrhunderts, nur mit dem Unterschied, daß man in Deutschland das Schwergewicht mehr auf die angenehme Zerstreuung legte, die Bücher gewähren konnten, in England dagegen auf den praktischen Nutzen, der aus autodidaktischer Weiterbildung floß. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten ihre eigene Entwicklung, die der aller anderen Länder, sowohl in dem, was sie anstrebte, als in dem, was sie erreichte, den Vorrang ablief. Die „Public Library“ Amerika's von heute, auch wieder eine Stadtbibliothek wie jene europäischen zur Zeit der Humanisten, erfüllt die Aufgabe einer Volksbibliothek in idealer Weise. Wir hoffen nachweisen zu können, daß die Ursache hiefür erstens in der Zielbewußtheit des Bemühens seit langer Zeit und andrerseits in dem Grundzuge zu finden ist, der die amerikanische Bewegung beherrscht und nicht zu weitab liegt von dem Denken und Zielen der Humanisten vergangener Tage. Auch Benjamin Franklin war in dem Sinne ein Humanist, als Bücher weder für ihn bloß oberflächliche Zerstreuung noch eine Ansammlung von Lernstoff bedeuteten, sondern viel mehr, wie die Bibel, ein Mittel, sich durch die Gedanken und Empfindungen vergangener Zeiten zum Selbstdenken anregen zu lassen und zur Entwicklung einer abgeklärten und höheren Zielen zustrebenden Persönlichkeit.

Da es nicht unsre Aufgabe sein kann, im folgenden eine Geschichte der Volksbibliotheken in allen Ländern zu geben, welche solche besitzen, sondern wir lediglich zu zeigen haben, was dazu geführt hat, dieselben zu nationalen Institutionen zu machen, müssen wir uns damit begnügen, die Geschichte der Bewegung zugunsten der Volksbibliotheken in denjenigen Ländern herauszugreifen, welche für dieselbe typische Bedeutung haben: die Vereinigten Staaten von Amerika, England und Frankreich.

Die Entwicklung des Bildungswesens in den Vereinigten Staaten bewegt sich in vier Stufen dem angestrebten Ziele zu. Die erste Stufe, etwa bis zum Jahre 1826 reichend, charakterisirt sich als die Zeit der Ansätze. „Vor hundert Jahren,“ sagte Horace E. Scudder in seinem Beitrag zu dem großen vom U. S. Bureau of Education herausgegebenen Werke über die öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten, „war planmäßige Erziehung in Amerika weit mehr als heutzutage auf bestimmte Klassen

der Gesellschaft beschränkt. Der Gedanke, Volksbibliotheken zu gründen, hätte schwerlich in einer Zeit allgemeine Billigung finden können, in der man sich mit dem Gedanken an freie, vom Gemeinwesen gewährte Erziehung noch nicht vertraut gemacht hatte." Die vorhandenen Bibliotheken waren entweder ein Theil gelehrter Institute oder Eigenthum von Vereinigungen Gleichstrebender mit ausgeprägten Bildungsbedürfnissen. Ein Beispiel für die erstere Art bildet die Bibliothek vom Harvard College; ein Beispiel für die zweite die Bibliothek der Franklins Gedanken entsprungenen „Philadelphia Library Co." Diese Gesellschaft wurde im Jahre 1742 inkorporirt. In der Zeit von 1776 bis 1826 wurden Bibliotheken in ansehnlicher Zahl gegründet. Die meisten waren „freie", d. h. unentgeltlich, allgemein zugängliche Bibliotheken, jedoch basirt auf Stiftungen oder im Eigenthum von Korporationen, die die Oeffentlichkeit als ein Benefizium gewährten. Die Gesetzgebung schenkte diesen Gründungen insofern Beachtung, als sie Bibliotheksliegenschaften von gewisser Ausdehnung Steuerfreiheit gewährte.

Die nächste Stufe in der Entwicklung zur Volksbibliothek bilden die Schuldistrikts-Bibliotheken. Schuldistrikte sind — schon der Namen besagt es — keine politische, sondern eine aus den Zwecken des Unterrichts hervorgehende Eintheilung von Stadt und Land. Es zeigt schon das erste Keimen des später klar in Amerika hervortretenden Gedankens, daß Volksbibliotheken ein Glied des allgemeinen Erziehungssystems zu bilden hätten, wenn man die Gründung von Bibliotheken mit dem Schuldistriktssystem in Beziehung brachte; noch mehr, wenn man die Auswahl der Bücher für diese Bibliotheken in die Hände der Schulbehörde (School-board) legte. Diese Bibliotheken sind nicht, wie vielleicht der Name nahelegen könnte, als Bibliotheken für die Schulen des Distrikts allein gedacht, sondern auch und ganz besonders für die erwachsene Bevölkerung. Die Wähler jedes solchen Distrikts erhielten durch ein Gesetz ihres Staates die Befugniß, sich behufs Gründung und Erhaltung einer Distriktsbibliothek selbst zu besteuern. Hier sehen wir die Gesetzgebung schon normenschaffend eingreifend; doch ist die Anwendung derselben noch fakultativ. Die Anregung für diese neue Form öffentlicher Bibliotheken ging von De Witt Clinton, dem Governor des Staates New-York aus, der in seiner Botschaft an die Legislatur im Jahr 1826 die Aufmerksamkeit derselben auf die Gründung derartiger Bibliotheken lenkte. Im Jahre 1835 kam ein diesen Gegenstand betreffendes Gesetz zustande. Bald folgten dem Beispiel von New-York andere Staaten, wie Massachusetts und Michigan (1837), Connecticut (1839) u. a. Doch erwies sich dieses System als ein Mißgriff, wie dies klar in der Broschüre der U. S. Bureau of Education „Statistics of Libraries and Library Legislative in the U. S." (1897) auseinandergesetzt wird. Erstlich war der Distrikt eine zu kleine Einheit und daher auch in der Regel der Geldbetrag, der aus der Steuer floß, zu klein, um etwas ordentliches leisten zu können. Zweitens — ein Grund, der sich aus dem erstgenannten ergibt — war die Zahl der Bände zu gering, um für die Erhaltung und Zirkulation allgemeines Interesse zu erwecken. Und drittens, wird man hinzufügen können, konnte die Verwaltung solcher Bibliotheken nur eine Nebenbeschäftigung sein und war daher der Vernachlässigung ausgesetzt. Dieselben gediehen leidlich bis zum Anfang der 60er Jahre, geriethen dann, insbesondere während des Bürgerkrieges, in Verfall, haben sich aber in manchen Distrikten, insbesondere des Staates New-York — unter einem neuerlichen Aufschwung — bis zum heutigen Tage erhalten.

Aus dem Mißlingen des Distriktssystems schöpften die Gesetzgeber genügende Erfahrung, um endlich die Normen zu schaffen, die das gegenwärtige System begründeten. Man erkannte, daß nicht der Schuldistrikt, sondern die Stadt die richtige Einheit sei. Und durch die Gesetzgebung, die diesen Gesichtspunkt zugrunde legte, war die Voraussetzung geschaffen für die Bibliothekgründungen, die die dritte Stufe der amerikanischen Entwicklung darstellen: die „freien", entweder ganz oder theilweise auf lokaler Steuer beruhenden Stadtbibliotheken.

Die erste Bibliothek dieser Art, jedoch noch nicht auf Staatsgesetz beruhend, war die der Stadt Peterboro in New-Hampshire vom Jahre 1833; die erste unter einem Staatsgesetze entstandene, die der Stadt Boston. Im Jahre 1851 wurde das zugunsten dieser Stadt gegebene Gesetz auf alle Städte des Staates Massachusetts anwendbar erklärt. Es war wahrscheinlich das erste derartige Gesetz in der Welt. Das erste, von vornherein für alle Städte desselben Staates erlassene Bibliothekgesetz war das von New-Hampshire (1849). Eine ganze Reihe von Staaten folgte dem Beispiele von Massachusetts und New-Hampshire. Keine allgemeine Bibliotheksgesetzgebung besteht auch heute noch in Alabama, Arkansas, Delaware, Nevada, North und South Carolina und Oregon.

Die vierte Stufe der Entwicklung beginnt mit dem Jahre 1890. Sie kennzeichnet die Schaffung von Staatszentren für die Bibliotheksangelegenheiten in der Gestalt von Staatsbibliothekskommissionen. Diese Kommissionen ertheilen Rath bezüglich Organisation und Administration von Bibliotheken und vertheilen die staatlich bewilligten Subventionen an Kommunen und Distrikte, die sich ohne dieselbe entweder nicht oder nur ungenügend an dem Reformwerk betheiligen könnten. Außerdem überlassen sie die ihnen zur Verfügung stehenden kleinen Bibliotheken von 50 bis 100 Bänden an Gemeinden, die keine Bibliotheken besitzen, für mehrmonatlichen Gebrauch. An sie gelangt auch das statistische Material bezüglich aller Bibliotheken im Staate, welches sie dann in ihren offiziellen Berichten verarbeiten. An die Stelle gestattender und regulirender Gesetze beginnen mandatorische zu treten. New-Hampshire ist hier wieder der am weitesten fortgeschrittene Staat der Union: ein Gesetz von 1895 macht jeder Stadt zur Pflicht, für die Errichtung und Erhaltung einer öffentlichen Bibliothek zu sorgen.

Haben wir so den Entwicklungsgang der Volksbibliotheken in den Vereinigten Staaten gekennzeichnet, so wollen wir nun die Bestimmungen zusammenzustellen, welche Bibliotheksgesetze in Amerika gegenwärtig zu enthalten pflegen. Wegen Raummangels heben wir nur die drei Hauptpunkte hervor. Erstens: Jeder politische Körper, welcher berechtigt ist, Steuern aufzulegen und einzuheben, kann allein oder in Verbindung mit anderen derartigen Körpern auf Grund eines Votums bei Wahlen jeder Art die Gründung einer Bibliothek beschließen. Die Wähler sollen auch die Höhe der Taxe bestimmen, aus der die für die Bibliothek nöthigen Räumlichkeiten adaptirt werden sollen. Zur Erhaltung der Bibliothek dient eine jährliche Taxe, deren Höhe nur von den Wählern festgesetzt und verändert werden kann. Zweitens: Die Verwaltung der Bibliothek befindet sich in den Händen eines Kuratoriums (Trustees), das von Parteipolitik unabhängig sein soll und in Städten vom Bürgermeister bestimmt und vom Stadtrathe (Council) bestätigt wird. Drittens: In der Staatsbibliothekskommission, die am besten zur Staats- oder einer Universitätsbibliothek nahe Beziehung hat, erscheint das durch die Bibliotheken beabsichtigte staatliche Erziehungswerk konzentrirt. Die Mitglieder derselben werden vom Gouverneur ernannt und vom Oberhause des Staates (Senat) bestätigt. Die Funktionsdauer beträgt 5 Jahre, mit einer Ernennung jedes Jahr.

Das erreichte Resultat aller Bestrebungen auf dem Gebiet des Bibliothekwesens in den Vereinigten Staaten ergibt sich äußerlich (der innere Erfolg, der sich in der erhöhten Volksbildung kundgibt, läßt sich nicht direkt abschätzen) aus folgenden Zahlen: Die Zahl von Bibliotheken mit 1000 Bänden oder mehr, die im Jahre 1896 Berichte einsandten, war 4026; solche mit 300 Bänden oder mehr, aber unter 1000 gab es 3158. In dem ganzen Gebiete der Union kommt auf je 17,376 Köpfe eine Bibliothek und 47 Bände auf je 100 Köpfe.

Von den angeführten 4026 Bibliotheken werden 1147 durch Steuer, 2346 von Korporationen, 14 aus beiden Quellen erhalten (von 519 liegen bezüglich dieses Punktes keine Angaben vor). Besonders wichtig für uns ist, daß es in den Vereinigten Staaten 1558 eigentliche Volksbibliotheken gibt (d. h. frei für Benutzung und Entlehnung) und 635 freie Referenzbibliotheken (also ohne Entlehnung). Aus der Zahl der eigentlichen Volksbibliotheken enthalten 627 3000 Bände oder mehr und repräsentiren so eine Bändezahl von 9,062,363. — Daß die Volksbibliotheken in Amerika wirklich einem Bedürfnisse entsprechen und vom Volke geschätzt werden, dafür liegt ein doppelter Beweis vor: erstlich der sehr schwerwiegende, daß man sich zugunsten derselben selbst besteuert; und zweitens, daß man dieselben fleißig benutzt. Von den 1852 Bibliotheken, die Berichte einsandten, wurden im Jahre 1896 35,075,055 Bände für häuslichen Gebrauch ausgeliehen. Und in den 594 Bibliotheken, die Statistik über diesen Punkt vorlegten, wurden 7,706,830 Bände in ihren Lesehallen benutzt. Bevor wir vom amerikanischen System Abschied nehmen, müssen wir noch der engen Beziehung gedenken, in welche die Staatsschule zur Volksbibliothek gebracht ist. Dies äußert sich insbesondere darin, daß man in den öffentlichen Bibliotheken eigene „Jugend-Departments" einrichtet.

Bezüglich der englischen Entwicklung können wir uns kürzer fassen, da die Anfänge ziemlich dieselben wie in Amerika waren, später aber die Anregung großenthells von diesem Lande ausging und die stramme Eingliederung der Volksbibliotheken in das nationale Erziehungssystem hier überhaupt nicht erreicht wurde.

Es steht außer Zweifel, daß es in England früh werthvolle Bibliotheken gegeben hat, die ihre Schätze einem weiteren Kreise zugänglich machten. So wurden zur Zeit unter Cromwells Protektorat öffentliche Bibliotheken gegründet. Zu den ältesten gehören die von Bristol und Manchester. Alle diese Bibliotheken unterschieden sich nicht wesentlich von denen des europäischen Kontinents, sie waren gelehrte Bibliotheken. An diese schlossen sich im Laufe des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, ähnlich den amerikanischen dieser Zeit, Gesellschaftsbibliotheken, und seit dem Ende der 20er Jahre dieses Jahrhunderts solche der Institute zur Fortbildung der Arbeiter (Mechanics' Institutes). Sie dienten der Belehrung und Erholung bestimmter Kreise und wurzelten nicht tiefer im Volke. Von einer einheitlichen, zielbewußten Bewegung zugunsten einer neuen nationalen Institution war damals noch nicht die Rede. Eine solche begann erst in den 40er Jahren unsres Jahrhunderts und knüpft sich an den Namen des Parlamentsmitgliedes William Ewart, eines Mannes von seiner Bildung und fortschrittlichen Anschauungen. Er hatte Italien, Deutschland und Frankreich bereist und die öffentlichen Bibliotheken dieser Länder kennen gelernt. Der praktische Blick des Engländers erkannte, wie viel sich aus solchen Bibliotheken machen ließe, wenn man sie den Bedürfnissen des Volkes anpaßte.

Dem Bemühen Ewarts und seiner Freunde verdankte das Gesetz von 1845, „womit zur Gründung von Museen in großen Städten ermuntert wird", seine Entstehung. Dasselbe wurde 1850 durch die sogenannte „Ewart Bill" abgelöst, ein Gesetz, welches den Rath (Council) von Städten von nicht weniger als 10,000 Einwohnern ermächtigte, die Bürger darüber abstimmen zu lassen, ob sie willens seien, sich behufs Errichtung einer öffentlichen Bibliothek besteuern zu lassen. In seiner verbesserten Gestalt vom Jahre 1855 liegt dieses Gesetz allen Gründungen von Volksbibliotheken bis zum heutigen Tage zugrunde, wenn auch noch bis zum Jahre 1890 verbessernde Nachtragsgesetze zustande kamen. Danach ergeben sich, wie Th. Greenwood in seinem Werke „Public Libraries etc.", 4. Aufl. 1894 ausführt, für die Gründung von Volksbibliotheken in den Vereinigten Königreichen folgende Bestimmungen. Erstens: Jede Stadt, Pfarrgemeinde, jeder Distrikt oder Verband von Pfarrgemeinden ist ermächtigt, eine Taxe zu erheben, einen Penny auf das Pfund nicht überschreitend, für die Gründung und Erhaltung von Gebäuden ꝛc., tauglich für öffentliche Bibliotheken, Museen, „Schools for science", Kunstgalerien und Kunstakademien, vorausgesetzt, daß eine Mehrheit von mehr als der Hälfte der Steuerzahler für die Annahme der Bibliothekgesetze stimmt. Zweitens: Wenn die Bibliothekgesetze in der angegebenen Weise angenommen sind, haben für die Durchführung derselben, insbesondere für die Verwaltung der Bibliotheken, in „boroughs" der Rath (council) oder ein von ihm eingesetztes Komitee, in Distrikten Kuratoren (board or trustees) eingesetzt unter dem Improvement Act oder dem Local Government Act von 1858, und in Pfarrgemeinden eine von der Vestry eingesetzte Kommission zu sorgen.

Seit der Annahme der Ewart-Bill sehen wir zwar in allen Theilen der Vereinigten Königreiche Volksbibliotheken erstehen, anfänglich jedoch recht schütter gesäet und nicht immer gerade in den größten Städten. Noch im Jahre 1886 hatten sich nur 133 Distrikte mit der Bibliothektaxe besteuert. Dagegen wuchsen in den 5 Jahren bis 1891 mehr als 100 Annahmen der Bibliothekgesetze zu, so daß ihre Zahl gegenwärtig 240 überschreiten dürfte.

Die Durchführung der englischen Bibliothekgesetze weist eine Schwierigkeit auf, die auch, wie wir gesehen haben, unter den amerikanischen Bestimmungen auftauchen kann, in Amerika aber durch Staatshülfe vermindert oder ganz beseitigt wird: es können in kleinen Gemeinden und überhaupt in solchen von geringer Steuerkraft die zur Begründung und Erhaltung der Bibliotheken nothwendigen Geldmittel nicht aufgebracht werden. Infolgedessen haben wir nur eine beschränkte Zahl von Bibliotheken zu verzeichnen, deren Gründung und Erhaltung lediglich auf der Bibliothektaxe beruht; die Mehrzahl dagegen verdankt ihre Entstehung privaten Stiftungen, die mit der Bedingung gemacht wurden, daß die Stadt, der Distrikt oder die Pfarrgemeinde die Bibliothekgesetze annehme. Eine große Rolle bei den Bibliotheksgründungen spielen auch die „Mechanics' Institutes" (Institute zur Fortbildung der Arbeiter), die in einer Reihe von Städten Gebäude und Büchersammlung der die Bibliothekgesetze acceptirenden Stadt zur Verfügung stellten.

Was Boston für Amerika, das war Manchester für England: es war die erste Stadt, welche die Ewart-Bill annahm und am 2. September 1852 eine Volksbibliothek eröffnete. Die Eröffnungsfeierlichkeit versammelte ein glänzendes Publikum; unter den Sprechern waren Lytton Bulwer, Thackeray und Charles Dickens.

Unter den englischen Kolonialländern hat es Canada noch nicht zu hervorragenden Leistungen gebracht; dagegen sind die Bemühungen in Australien bemerkenswerth. Natal und Cape Town in Südafrika besitzen nur Subskriptionsbibliotheken.

Einige Worte noch über Frankreich. Auch dieses Land hatte seine Bibliotheksgründungen in der Humanistenzeit.

Digitized by Google

Die Stadtbibliothek von Lyon wurde im Jahre 1530 gegründet. Auch Bordeaux, Rouen, Toulouse, Amiens, Besançon, Avignon, Versailles, Troyes, Aix u. a. erhielten werthvolle Bibliotheken. Da man aber in vielen Fällen unterließ, durch Nachschaffung dieselben auf der Höhe der Zeit zu erhalten, entsprach sehr bald ihre Benutzung nicht mehr der in der liberalsten Weise gewährten Zugänglichkeit. Auch direkte Verluste im Bücherbestande waren die Folge unruhiger Zeiten. Die Aufhebung der Klöster zur Zeit der französischen Revolution und die Zeit des Konsulats brachten den Stadtbibliotheken zwar vielfach Ersatz; allein, so werthvoll dieser Zuwachs wissenschaftlich genommen sein mochte, so wenig konnte er für den Leser aus dem Volke bedeuten. Immerhin war die Thatsache, daß Frankreich im Jahre 1857 mehr als 300 städtische und ländliche Bibliotheken, die in der Verwaltung der Gemeinden standen, und noch zahlreiche andere Provinzbibliotheken, die frei zugänglich waren, besaß, für ein Weiterbauen von Bedeutung. Ihre Benutzung war freilich gering genug. Die 60er Jahre brachten neue, kräftige Ansätze, die auf amerikanische und englische Anregungen zurückzuführen sein dürften. Im Jahre 1862 wurden die Volksschulbibliotheken gegründet. Dazu kamen Volksbibliotheken, die theils von Gemeindeverwaltungen, theils von freiwilligen Vereinigungen, besonders in den Industriestädten, erhalten wurden, und die besonders in den Arrondissements von Paris gegründeten Distriktsbibliotheken.

Was an den genannten Schulbibliotheken neu war und besonders den Gedanken nahelegt, daß amerikanische Einrichtungen die Anregung gegeben haben, ist ihre doppelte Funktion: Schul- und Gemeindebibliotheken zugleich zu sein, und überhaupt die Idee, das Bibliothekswesen in engste Beziehung zum Volksschulsystem zu bringen. Für die französische Bewegung der 60er Jahre sind zwei Dinge charakteristisch: einerseits der starke Einfluß, den die Regierung nicht bloß durch regulirende Vorschriften, sondern auch durch Beschaffung eines großen Theiles des Bücherbestandes nahm; andrerseits das Prinzip, Volksbibliotheken nicht ganz ohne Entgelt benutzbar zu machen. Was während des napoleonischen Regimes begonnen worden war, wurde von der Regierung der Republik energisch weitergeführt. Der Erfolg, soweit ihn die Statistik zu erweisen vermag, ist sehr bedeutend.

Soviel über die historische Entwicklung. Suchen wir nun die Gründe zu ermitteln, die zugunsten von Volksbibliotheken, und zwar auf einer nationalen Basis, sprechen.

Erstens, je intelligenter ein Volk ist, in um so früherem Lebensalter entwächst es der Schule, ohne jedoch einer Weiterbildung entbehren zu können. Dieselbe soll es und kann es selbst besorgen, wenn ihm die Mittel hiezu geboten werden. Diese Weiterbildung muß sich konform der Schulbildung nach einer zweifachen Richtung bewegen können: sie muß den Menschen in seiner materiellen Erwerbsfähigkeit vervollkommnen; sie muß ihn aber auch mit jener Eigenschaft ausstatten, welche die Engländer „culture" nennen, d. i. einer idealeren Lebensauffassung, die ihn befähigt, innerhalb der ihm und den Seinen erworbenen Sphäre das Leben durch eine reinere Art Glück zu bereichern. „Materielles Gedeihen," sagt Mr. Crunden, der Vorsteher der „Public Library" von St. Louis, in einem hübschen Vortrage, der gedruckt vorliegt, „ist kein Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, das wahre Ziel, ein Glück höherer Art für uns und unsre Nachkommen zu erreichen." Doch ist materielles Gedeihen hiefür die unerläßliche Voraussetzung. Klar und unwiderleglich hat Herbert Spencer gezeigt, daß ein Aufsteigen der Massen zu besseren und würdigeren Verhältnissen nur möglich ist, wenn bei der Erziehung auf die der Selbsterhaltung und dem Aufziehen der Nachkommenschaft dienende Intelligenz dasselbe Gewicht gelegt wird, wie auf die die Verschönerung und Veredelung des Lebens fördernden Kenntnisse und Antriebe. Es war die Hauptschwäche der scholastischen Erziehung, daß sie, wie Spencer sagt, „die Pflanze der Blüthe wegen und in Sorge für Eleganz das Wesen vernachlässigte".

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß eine Volksbibliothek zweierlei Ziele im Auge haben muß: die technische Erziehung des Volkes im weitesten Sinne und die Anleitung zu wahrer Lebenskunst, die es aus den in Büchern niedergelegten Gedanken großer Menschen der Vergangenheit und Gegenwart schöpfen kann. So bedeuten Bücher perpetuirtes Leben und eine gute Büchersammlung perpetuirtes Gesammtleben vergangener oder doch schon zeitlich zurücktretender Generationen in ihren besten Repräsentanten. Soll aber eine der Belehrung und Erholung des Volkes gewidmete Bibliothek ihren Zweck erfüllen, so muß jenes aus den Büchern sprechende Leben so mannichfaltig wie das die Menschen umgebende, zugleich aber auch ein höheres sein, das die Zeit seiner Entstehung zu überleben wirklich verdient.

Aus der Thatsache, daß es nur wenige einzelne Menschen geben wird, die in der Lage sind, eine solche aus Büchern sprechende Welt in genügender Vollständigkeit aus eigenen Mitteln sich aufzubauen, ergibt sich weiter, abgesehen davon, daß Volksbildung zu fördern an sich ein Gesellschaftszweck ist, die Nothwendigkeit öffentlicher oder, besser gesagt, von Volksbibliotheken. Volksbibliotheken sind aber ebensowenig Staats- oder Universitätsbibliotheken, als Arbeiterbibliotheken; sie wollen ein großes Publikum umfassen.

Von Schule und Unterricht jeder Art unterscheidet sich die Volksbibliothek durch die volle Freiheit, die dem Einzelnen gelassen ist, Ziel und Umfang der gesuchten Belehrung abzustecken; weiter dadurch, daß die hauptsächlichste Belehrung zu ihm nicht in der Form der Lehre, sondern meist in der geistiger Erholung, also fast unwillkürlich gelangt.

Die Volksbibliothek ist aber auch, wenn sie in der amerikanischen Weise zustande kommt, ein Mittel zur Beförderung des Gemeingeistes und der Urtheilsfähigkeit in öffentlichen Angelegenheiten. Die wahre Volksbibliothek ist keine Schöpfung patriarchalischer Fürsorge, sondern eine aus dem Willen der Gesammtheit hervorgehende öffentliche Institution. Es fragt sich nur, wie groß wir uns diese Gesammtheit denken sollen; anders ausgedruckt, ob Volksbibliotheken Staats- oder Gemeindeanstalten sein sollen. Alles spricht für die letztere Form. Der Staat erhalte die großen Bibliotheken, die alles aufzunehmen haben, was zur Ausgestaltung des historischen Weltbildes und zur Förderung der Wissenschaft nothwendig ist; die Gründung und Erhaltung von Volksbibliotheken überlasse er aber dem Gemeindeleben, ob die Gemeinde nun eine Großstadt, ein Marktfleden oder ein ländlicher Distrikt ist. Wird eine Bibliothek von der Gemeinde erhalten, so fühlt der Einzelne sich viel mehr als ideeller Mitbesitzer, und er bringt der Institution daher regeres Interesse entgegen.

Weiter garantirt die Volksbibliothek, wenn zwar dem freien Gemeindeleben entsprungen, aber gleichzeitig in der amerikanischen Weise mit dem Staatszwecke und der Staatsverwaltung in Verbindung gesetzt, ein gleichmäßiges Aufrücken zu einem höheren Bildungsniveau in allen Theilen des Landes. Der Rath, welcher von einer fachmännischen Kommission ertheilt wird, bewahrt vor Mißgriffen und übel angebrachten Geldopfern und rückt gerade dasjenige allenthalben in den Gesichtskreis des Volkes, was geeignet ist, den allgemeinen Bildungsstand zu erhöhen.

Nicht unerwähnt möge der große Nutzen bleiben, den Volksbibliotheken, insbesondere in den ländlichen Distrikten, für einen Stand haben würden, der, um seinen schönen

Digitized by Google

Beruf zu erfüllen, ganz besonders geistiger Anregung und Gelegenheit zur selbstthätigen Weiterbildung bedarf: den Stand der Volksschullehrer. Die kleine pädagogische Bibliothek, die mit der Schule verbunden sein mag, kann nicht alles leisten. Für den Lehrer ist der Einblick ins Leben, wenn auch indirekt durch die Werke großer Denker und Dichter vermittelt, ebenso wichtig, als pädagogische Belehrung.

Es ließen sich noch manche Gründe zugunsten der Volksbibliotheken anführen; doch scheinen mir die erwähnten die wichtigsten zu sein.

In Deutschland und Oesterreich ist unsre Frage noch nicht so unter die Zeitfragen aufgenommen, wie in Amerika und England; doch liegen schon Ansätze vor.

Möge diese Skizze dazu beitragen, die Wichtigkeit dieser Frage auch denjenigen einleuchtend zu machen, die bisher die Erziehung durch die Schule und vielleicht noch Vereinsbibliotheken für ausreichend erachteten.

Aus den Tagebüchern Th. M. Dostojewskij's.

Von Nina Hoffmann (Wien).

II.

Und nun geht Dostojewskij zur brennenden Frage über, welche seit Jahren die russischen Schriftsteller in streitende Parteien geschieden hatte, nämlich dem Kampf der Utilitaristen und Tendenzschriftsteller gegen die Vertreter der reinen Kunst.

Hier zeigt sich sofort des Dichters synthetische Natur. In zwei prächtigen, durch Beispiele beleuchtete Ausführungen beweist er beiden Theilen ihre Berechtigung, sowie ihr Unrecht, geißelt er bei beiden die Blindheit, in der sie das Kind mit dem Bade ausschütten. Er, der selbst ein Feind der Utilitätsliteratur ist, wie sie von der Hand in den Mund lebt, geißelt Jene, die ein Werk dieser Gattung verwerfen, selbst wenn es, wie bei Sèdrin, durchaus künstlerisch hingestellt ist, und hält den Utilitaristen vor, daß sie Wirkung und Nutzen sofort verlangen, wie ein Kind den Mond vom Himmel herunter verlangt. Es sind also die Menschen, welche Literatur und Kunst treiben, nicht aber diese für ihre Wirkungen verantwortlich zu machen.

„Die Kunst ist immer real und immer zeitgemäß, ist es immer gewesen und, was die Hauptsache ist, wird es immer bleiben," sagt Dostojewskij da. „Die Gesellschaft leidet oft an schweren Uebeln und greift nach den Mitteln, die ihr die rechten scheinen, um sich zu helfen. Dient ihr eine Kunst als Arznei, so hat sie das Ihre gethan, und hat sie es geleistet, so war es gewiß künstlerisch." Braucht aber die Zeit noch Anthologien, so möge sie nur noch danach greifen. Die Hauptsache aber ist, daß die Freiheit der Eingebung nie und nirgends gehemmt werde ꝛc.

Hier ist nicht nur Aeußeres als Hemmniß der „freien Eingebung" aufzufassen, sondern ebensosehr Einseitigkeit der Tendenz, Einseitigkeit eines ästhetischen Steckenpferdes, antikisirende oder mittelalterliche Schrullen, wie auch Abwendung von der Gegenwart im allgemeinen, Mangel an Gefühl der Bürgerpflicht und an Gemeinsinn.

Zur Beleuchtung dieses letzteren Mangels führt Dostojewskij folgendes drastische Beispiel an:

„Versetzen wir uns," sagt er da, „in das 18. Jahrhundert, gerade an den Tag des Erdbebens von Lissabon. Die Hälfte der Einwohner geht zugrunde, Häuser stürzen ein, aller Besitz ist zerstört, jeder der Zurückbleibenden hat einen schweren Verlust erlitten — entweder Hab und Gut, oder seine Familie ist ihm entrissen. Die Leute taumeln verzweifelnd in den Straßen umher, durch das Entsetzen ihrer Sinne beraubt. Zu dieser Zeit lebt in Lissabon irgend ein berühmter portugiesischer Dichter. Am nächsten Tage erscheint irgend eine Nummer des Lissabon'schen Merkur (damals erschienen überall Merkure). Das Blatt, das in einem solchen Augenblicke erscheint, erregt sogar einiges Interesse in den Gemüthern der unglücklichen Stadtbewohner, ungeachtet dessen, daß sie nicht gerade dazu angethan sind, Zeitungen zu lesen; sie hoffen, daß die heutige Nummer ein Extrablatt sein werde, welches ausgegeben worden sei, um über die Verlorenen, die spurlos zugrunde Gegangenen Nachricht zu geben ꝛc. Da — an irgendeiner in die Augen springenden Stelle — erblicken sie etwas in folgender Art:

„Leises Flüstern, lindes Fächeln,
Nachtigallen-Trillerlang,
Silberleuchten, träumend Wiegen
All den klaren Bach entlang,
Nächt'ge Helle, nächt'ge Schatten,
Unbegrenztes Dämmerlicht,
Zaub'risch wechselnde Bewegung
In der Liebsten Angesicht;
„Rosengluth im Wolkenschleier,
Wiederschein wie Bernsteinlicht,
Küsse, Thränen, sanftes Feuer
Und — Morgenröthe, Morgenlicht!"

„Ich weiß wirklich nicht, wie die Bewohner Lissabons ihren Merkur aufnehmen würden, aber mir scheint, ihren Poeten würden sie öffentlich auf dem Marktplatze justifiziren. Durchaus nicht darum, weil er ein Gedicht ohne Zeitwort geschrieben hat, sondern weil man gestern statt der Nachtigallentriller unter der Erde solche Triller gehört hatte, und das „Wiegen" des Baches in einem Augenblicke solchen Wiegens der ganzen Stadt auftrat, daß die armen Leute nicht nur durchaus keine Lust verspürten, die „Rosengluth im Wolkenschleier" oder das „Bernsteinlicht" zu betrachten, sondern daß ihnen die Handlungsweise des Dichters allzu beleidigend und unbrüderlich erscheinen mußte, der in einem solchen Augenblicke ihres Lebens so amüsante Dinge zu singen wußte. — Bemerken wir übrigens folgendes: Nehmen wir an, die Bewohner Lissabons hätten ihren Dichter hingerichtet, aber das Gedicht, das sie Alle so erzürnte (sei's auch von Rosengluth und Bernsteinlicht), konnte doch seiner künstlerischen Vollendung nach herrlich sein. Ja noch mehr, den Dichter haben sie hingerichtet, aber nach 30, nach 50 Jahren errichten sie ihm auf dem Marktplatze ein Standbild zu Ehren seiner bewunderungswürdigen Verse im allgemeinen und der „Rosengluth" im besonderen. Es zeigt sich, daß nicht die Kunst schuldig geworden ist an dem Tage des Erdbebens. Das Gedicht, für das sie den Dichter justifizirten, hatte möglicherweise als ein Denkmal der Poesie und Sprache den Lissabonensern sogar einen nicht geringen Nutzen gebracht, indem es ihnen später Entzücken, sowie tiefes Schönheitsgefühl hervorrief und sich als ein erquickender Thau auf die Seele der jungen Generation niedersenkte. Folglich war nicht die Kunst schuldig, sondern der Dichter, welcher die Kunst in einem Augenblicke mißbräuchlich anwendete, da es nicht an der Zeit war. Er sang und jubilirte an einer Todtenbahre — — — das war natürlich arg und außerordentlich dumm seinerseits, aber immer war eben er schuldig und nicht die Kunst ist es gewesen."

Daß ihm aber die ästhetische Gestaltung des Kunstwerks sehr am Herzen liegt, ja eigentlich sein Herzblatt ist, zeigt er uns auch auf andere Weise als durch das auserlesene Befürworten der gegnerischen Anschauung. Er spricht sich sehr entschieden darüber aus, in welcher Weise der Mangel an Kunst der besten Idee schaden könne und daß die hohe künstlerische Vollendung, etwa der Iliade, auch nach Jahrtausenden niemals die Wirkung versage.

Für die Beweisführung gegen die grobe Tendenzaufbauschung holt er sich ein sehr angesehenes Opfer, den bekannten und in jenen Tagen vielbewunderten Kritiker N. A. Dobroljubow, herbei und füllt mehrere Bogen seiner Tagebücher mit der eingehenden Kritik seiner Kritik.

Diese Gegenkritiken hier wiederzugeben, hieße etwa den Leser in einen Raum führen, wo gegenüberstehende Spiegel eine endlose Reihe von Reflexen erzeugen. Wir halten uns aber an das, worauf es hier ankommt — das Volkswohl und die Art, es auf dem Wege des Schriftthums zu fördern.

Es handelt sich um die Erzählung „Musa" der kleinrussischen Schriftstellerin Markewič, welche unter dem Pseudonym Marko Wowčok zwei Bände Volkserzählungen im kleinrussischen und im großrussischen Dialekt geschrieben hat; Turgenjew hat die ersteren in das Großrussische übersetzt.

Die Dichterin behandelt in diesen Erzählungen hauptsächlich das so oft erörterte Verhältniß der Leibeigenen zu ihrer Herrschaft. „Musa" ist ein junges Bauernmädchen, das sich auf alle Weise der ihr von der Gutsherrin auferlegten Robot widersetzt und nur „frei" arbeiten will. Schon in ihrer frühesten Kindheit hat sie immer nach den Gründen jedes Befehls gefragt, hat die Gutsfrau nicht grüßen wollen und sich bei ihrem Erscheinen versteckt. Später hat sie allen Vorstellungen ihrer Muhme, die sie und ihren Bruder als Waisen aufgezogen hatte, immer die Frage entgegengesetzt: und wer steht für uns ein, wo ist unser Recht? Später will sie weder spinnen, noch im Garten jäten, und als ihr die Herrin einmal selbst die Sichel in die Hand drückt und sagt: „Da, schneide das Gras hier" — schneidet sie sich sofort in die Hand, die Gutsherrin, „die noch obendrein nicht von der schlimmen Gattung, sondern liberal ist", verbindet dem Mädchen die blutende Hand mit dem eigenen Taschentuche, das dieses aber zu Hause sofort zornig von der Wunde reißt und in den fernsten Winkel der Stube wirft. Endlich geht das Mädchen nicht mehr am Tage aus der Hütte, damit man ihrer „Krankheit" Glauben schenke — wandert nur Nächte lang im Hausgärtchen umher, ißt nicht, spricht nicht und „schmitzt vor den Augen der Muhme zusammen". Da kommt eines Tages der Bruder heim und verkündet die Nachricht, daß die Gutsfrau ihnen gestattet habe, sich freizukaufen. Das Mädchen stürzt sich mit einem Schrei dem Bruder zu Füßen: „Kaufe uns los," schreit sie, „verkaufe alles und kaufe uns los, ich will alles durch freie Arbeit heimzahlen!" Er verkauft alles und die Heroine ist gerettet.

Hier stellt Dostojewskij das Falsche einer Kritik ans Licht, welche ein Kunstwerk darum preist, weil man darin ganz gescheit über Selbstverständliches spreche, während es doch nichts unwahreres, puppenhafteres und weniger russisches geben könne, als dieses Bauernmädchen, das da über Freiheit und Menschenrechte deklamire und „unbewußt herrisch" werde. Der Dichter greift nun diese unkünstlerische Art der polemischen Literatur — „womit Ihr Euch nur selbst schadet, meine Herren" — auf das heftigste an und stellt dem vermeintlichen Nutzen eines solchen Eintagsmachwerks bei allem Talent, das er dem Autor (man wußte damals offenbar noch nicht, daß dies eine Frau sei) und dem Kritiker zuspricht, die unsterbliche Wirkung der Antike entgegen.

Hier kehrt Dostojewskij zu seinem früheren Ausspruch zurück, den er als Argument der Künstler gegen die Militaristen ins Feld geführt hatte. „In der That," heißt es da, „wenn man auch die Kunst nur von Einem Standpunkte, dem des Nutzens, betrachten wollte, so ist uns ja der normale, historische Gang des Nutzens, den die Kunst der Menschheit gebracht hat, noch gar nicht bekannt. Es wäre schwer, die ganze Masse von Nutzen zu berechnen, welche z. B. die Ilias oder der Apollo von Belvedere der Menschheit gebracht hat und heute noch bringt, Dinge, die unsrer Zeit offenbar durchaus nicht nöthig sind. Seht, es hätte z. B. Irgendeiner, als er noch ein Jüngling war, in jenen Tagen, da noch „des Daseins Bilder frisch und neu", einmal den Apollo von Belvedere angesehen, und das erhabene und unendlich schöne Bild des Gottes hätte sich unwiderstehlich seiner Seele eingeprägt. Dies scheint ein leeres Faktum zu sein: er hat sich zwei Minuten an der Statue erfreut und ist darauf fortgegangen. Allein dieses Sich-erfreuen hat ja keine Aehnlichkeit mit der Bewunderung z. B. einer schönen Damentoilette! „Dieser Marmor ist ja ein Gott" — Ihr möget so viel Ihr wollt die Nase rümpfen, seine Gottheit nehmt Ihr ihm nicht. Man hat versucht, sie ihm zu nehmen, doch ist nichts dabei herausgekommen. Und darum war wohl der Eindruck, den der Jüngling empfing, ein heißer, einer, der die Nerven erschütterte, der die Haut kalt überrieselte; ja — wer weiß es denn! vielleicht geht im Menschen bei solchem Empfinden einer hohen Schönheit, bei solcher Nervenerschütterung irgend eine innere Veränderung, irgend ein Umsatz der Moleküle, irgend eine galvanische Strömung vor sich, welche in einer Sekunde das Vorhandene zu einem anderen, ein Stück Eisen zum Magnete macht. Es gibt freilich eine große Menge von Eindrücken auf der Welt, allein dieser besondere Eindruck eines Gottes, der geht wohl nicht spurlos vorüber. Nicht vergebens bleiben denn auch solche Eindrücke fürs Leben. Und, wer weiß: als dieser Jüngling etwa zwanzig, dreißig Jahre nachher, bei irgend einem großen Ereignisse des öffentlichen Lebens sich als einer von dessen Hauptfaktoren nach der einen und nicht nach der andern Richtung hervorthat, kann es leicht sein, daß in der Masse der Ursachen, welche ihn veranlaßten, so und nicht anders zu handeln, ihm ganz unbewußt auch der Eindruck enthalten war, den er zwanzig Jahre vorher vom Bildniß des Apoll von Belvedere empfangen hatte ꝛc."

Hier haben wir den ganzen russischen Standpunkt den Werken der Kunst gegenüber, den ganzen Gegensatz zu den Anschauungen des Abendlandes, ob nun Tendenz oder hohe Kunst: zum Handeln führt sie ihn, nicht zum Nachbilden. Kein Abklatsch vom Abklatsch des Lebens, sondern das Leben selbst, jeder Gedanke ein Pulsschlag, jedes Wort ein Athemzug. Das finden wir in den Tagebüchern auf allen Gebieten wieder, ob der Dichter nun die Strafprozesse behandelt, die Frauenfrage in seinen Artikeln über die „zufällige Familie", die „Judenfrage", die orientalischen Wirren — nirgends finden wir, was wir suchten: reinlich gefeilte Literatur, sondern überall den flüssigen Guß des Lebens. So klingt auch das Wort „Nutzen" nicht mehr befremdlich an unser Ohr, das im Schriftthum der Russen allüberall widerhallt. Die praktische Ethik des Russen fragt nach dem Nutzen auf allen Lebensgebieten, auf dem Gebiete der Gesellschaftsfragen, auf jenem der Einzelmoral, des Gewissens, des intimen Bezuges zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott. Kein Wunder, daß wir es auf dem Gebiete der Kritik wiederfinden, wo es ganz besonders dazu beiträgt, daß die literarische Betrachtung nicht zur todten Phrase wird. Der Russe ist vermöge seiner Kenntniß abendländischer Kultur wohl schon dahin gelangt, die zwei Wege zur Erreichung höchster Menschheitsziele mit den im Abendland geprägten Worten „ethisch" und „ästhetisch" zu bezeichnen; allein er gibt sich mit dieser Bezeichnung nicht zufrieden, er darf darüber nicht zur Tagesordnung übergehen, da er als ein Werdender noch heiß zu kämpfen hat, übrigens seiner Natur nach nie zu kämpfen aufhören wird um den „Nutzen", der am Ziele winkt. Alles führt er dahin zurück, drängt bei allem dahin, zwingt sich und seinen Nächsten dazu, das lebendige Leben „mit seiner Wahrheit"

Digitized by Google

zu jeder Stunde in Einklang zu bringen, zum Vortheil für die Gegenwart, zum dauernden „Nutzen“ der „Allmenschheit“.

Das ist es, warum uns alle russischen Abhandlungen — und gerade die besten — so wenig ästhetisch, so unliterarisch erscheinen müssen und warum uns namentlich die Worte eines Genius, der über den Parteien steht, der den Hader zwischen Polemik und l'art pour l'art synthetisch in sich auflöst wie Dostojewskij, gleich Flammen aus einer glühenden Seele entgegenschlagen, der es furchtbarer Ernst ist mit der „verfluchten Frage“: „wie soll mein Leben sein?“

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Maxime Collignon: Geschichte der griechischen Plastik. Zweiter Band, ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten. Straßburg, Trübner 1898. — Bei der Anzeige des ersten Bandes der Uebersetzung von Collignons Histoire de la sculpture grecque (im Herbst 1896) haben wir auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen, die sich einer zusammenfassenden Behandlung der griechischen Bildhauerkunst gerade jetzt entgegenstellen in einer Epoche, in der unausgesetzt neue Funde die Kenntnisse erweitern und alte Anschauungen korrigiren. Es gilt das namentlich für die ältere Hälfte der griechischen Kunstgeschichte, in viel geringerem Grade allerdings von dem jüngeren Abschnitt der Kunstentwicklung seit Phidias bis zum Beginn der römischen Kaiserzeit, die in dem zweiten, jetzt in Uebersetzung vorliegenden Band Collignons behandelt wird. Hier sind es vielmehr vorwiegend die neuen Forschungen, die inzwischen, d. h. seit der letzten Auflage von Overbecks Plastik, neue, wenn auch oft noch hypothetische Erkenntnisse gebracht haben. Zu den zahlreichen neuen Einzeluntersuchungen und namentlich zu den zusammenfassenderen Behandlungen einzelner Meister und Kunstschulen, die Furtwängler in den „Meisterwerken der griechischen Plastik“ niedergelegt hat, mußte der Verfasser Stellung nehmen. Er hat es im allgemeinen mit glücklichem Takt gethan, indem er mit einem gewissen instinktiven Gefühl für das Richtige die gesicherteren Resultate der neuen Forschungen herausgehoben und allzu Hypothetisches, das für die Mittheilung an ein größeres Publikum noch nicht reif erscheint, beiseite gelassen hat. Die Auswahl und die Anordnung des Stoffes machen das Hauptverdienst dieses Bandes aus. Denn es darf nicht verhehlt werden, daß sich von eigenen neuen Anschauungen oder Gesichtspunkten nur wenig darin findet, so daß der Archäologe von Fach keine nennenswerthen neuen Aufschlüsse daraus zu schöpfen vermag. Aber nicht an diesen, sondern an ein größeres Publikum wendet sich ja auch das Buch in erster Linie und die Bedürfnisse eines solchen weiteren Leserkreises erfüllt es allerdings aufs beste durch eine Eigenschaft, die den Büchern deutscher Autoren leider oft abgeht: die Lesbarkeit. Die Darstellung ist fließend und elegant, sie hat auch in der, übrigens vortrefflichen, Uebersetzung jene Grazie und plastische Abrundung bewahrt, die einem guten französischen Stil eigen ist. Hier und da spürt man es allerdings gerade infolge der Uebertragung deutlich heraus, daß die schönen Wendungen bisweilen mehr einer allgemeinen stilistischen Gewandtheit als einer eindringenden Gedankenarbeit entsprungen sind. Die Wohlthat einer guten Darstellung macht sich besonders da bemerklich, wo der Verfasser den allgemeinen geschichtlichen und sozialen Hintergrund der jeweils zu besprechenden Epoche schildert, was meist — und mit Recht — in ziemlich eingehender Weise geschieht. Denn nur so wird dem Laien auch das rein menschliche Verständniß der Kunstwerke ermöglicht, das für weitere Kreise doch immer die Brücke zum künstlerischen Verständniß bildet. Der Uebersetzer, Fritz Baumgarten, dem Adolf Michaelis berathend zur Seite gestanden hat, hat sich begnügt, das französische Original durch einzelne Zusätze zu erweitern, wo es galt, kleine Ungenauigkeiten zu verbessern oder einer in den Text aufgenommenen Ansicht eine entgegenstehende gleichberechtigte Anschauung anderer Forscher zur Seite zu stellen. Die Abbildungen sind außerordentlich zahlreich (12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravure und 377 Abbildungen im Text) und stehen im allgemeinen auf der Höhe der heutigen Ansprüche. Wir sind der Ueberzeugung, daß das Werk seine Mission, den veredelnden Einfluß griechischer Schönheit in weite Kreise zu tragen, aufs beste zu erfüllen imstande ist.

* „Geschichte der Stadt und Festung Germersheim“ ist der Titel eines XVI und 585 Seiten starken, vor kurzem im Selbstverlage des Verfassers, des kgl. bayer. Gymnasiallehrers Joseph Probst in Germersheim, erschienenen Buches, auf das ich mit diesen Zeilen vor allem die Blicke der Freunde von Ortsgeschichte überhaupt und dann all Jener richten möchte, welche aus irgendwelchen Beziehungen zu der alten Stadt und Festung am Rhein ein Interesse an ihrer Geschichte haben, sei es, daß sie, Kinder der Stadt, jetzt fern der Heimath leben, sei es, daß sie irgendeinmal in Zivil- oder militärischen Stellungen in Germersheim gestanden sind. Alle diese werden durch die Lektüre des Probst'schen Buches alte Erinnerungen wieder auffrischen und dabei sich reichlich über die wechselnollen Ereignisse unterrichten lassen können, welche über die Stadt dahingegangen sind, in deren Festungsmauern sie einen Theil ihrer Jahre verbracht haben. Das in 7jähriger Arbeit mit nicht gewöhnlichem Fleiße zusammengetragene Werk ist ein schönes Zeugniß für den Fortschritt, den die Behandlung der Ortsgeschichte im letzten Decennium gemacht hat. Obwohl der Verfasser mit Bewußtsein und voller Hingabe seine Lokalgeschichte schreibt, vergißt er doch in keinem der geschichtlichen Abschnitte, daß Germersheim niemals gleichsam ein einsame, vom Kontinent abgeschnittene Insel im großen Ozean gewesen ist, sondern ein Glied am Körper des großen Deutschen Reiches, mit dem es die spärlichen Freuden und die reichlicheren Wunden und Leiden durch alle Jahrhunderte theilte. Es wird uns auch nicht einseitig bloß die politische und die bei einem Platze wie Germersheim nothwendig einen breiteren Raum einnehmende Kriegsgeschichte vorgeführt; mit gleicher Ausführlichkeit behandelt Probst auch die Religions-, bezw. Konfessions- und Schulgeschichte, die Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und die Topographie der Stadt. Die ganze inhaltsreiche Erzählung baut sich auf der Grundlage einer anschaulichen Literatur und eines noch größeren Quellenmaterials auf, das der Verfasser mühsam, aber unverdrossen aus den Germersheimer Amtsregistraturen und aus den Archiven zu Speier, Karlsruhe, Heidelberg, München und Innsbruck erhoben hat. Die genaue Citirung der Belegstellen in den Noten für jede Aufstellung im Texte verleiht dem Leser ein Gefühl der Sicherheit dafür, daß ihm nicht unerwiesene Behauptungen geboten werden, und ermöglicht ihre selbständige Nachprüfung. Ein gut gearbeitetes Orts-, Personen- und Sachenregister, das in Petit gesetzt von S. 502 bis 585 reicht und alles Gewünschte, so weit es im Buche besprochen ist, rasch und sicher finden läßt, bildet den Abschluß des Buches, dem man das Zeugniß nicht versagen wird, daß es die beste Ortsgeschichte ist, welche die bayerische Rheinpfalz und mit ihr wohl noch manche andere deutsche Provinz bis jetzt aufzuweisen hat. Nach den besprochenen Richtungen wird man die Probst'sche Arbeit überhaupt künftigen Ortsgeschichtsschreibern zum Studium und als Vorbild empfehlen dürfen. In einigen Punkten geht Probsts Geschichte von Germersheim über den Rahmen einer Stadtgeschichte hinaus. Dadurch, daß Probst zum besseren Verständnisse seiner ortsgeschichtlichen Ausführungen im III. Theile seines Buches die „Verfassungsgeschichte des Oberamtes Germersheim“ gibt, erweitert er in dankenswerther Weise unsre Kenntniß des Behörden- und Beamtenwesens der alten Kurpfalz und bietet damit einen schönen Beitrag zur deutschen Territorialgeschichte, der für die Rheinpfalz um so erfreulicher ist, weil ihr damit theilweise ein Pendant geliefert wurde zu der verdienstlichen Publikation Ludwig Eids: „Der Hof- und Staatsdienst im ehemaligen Herzogthume Pfalz-Zweibrücken von 1444—1604“ in den „Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz“, Bd. XXI (1897). — Auf Einzelheiten einzugehen an dieser Stelle ist nicht meine Absicht. Die Sprache ist anspruchslos und ohne Pathos, entspricht aber dadurch im ganzen den einfachen Begebenheiten und der großen Stofffülle, die zur Besprechung kommen. — Die Ausstattung des Werkes, das an der Spitze eine Reproduktion des Math. Merian'schen anmuthigen thurm-

Digitized by Google

reichen Stadtbildes von Germersheim aus dem Jahre 1845 bringt, ist nach Papier und Druck vortrefflich.

Speier. Dr. J. Mayerhofer.

S. **Athen**, 28. April. Statistisches über griechische Volksschulen. Statistische Angaben, welche das hiesige Kultusministerium über den Besuch der Volksschulen veröffentlicht, beweisen von neuem die geringen Fortschritte der griechischen Volksbildung. Die Statistik umfaßt die Jahre 1894 bis einschließlich 1897 und beziffert die Zahl der Schüler und Schülerinnen im Jahre 1894 auf 144,917, 1895 auf 147,021, 1896 auf 148,550 und 1897 auf 158,349. Die Gesammtzahl der Mädchen, welche im ganzen Königreich die Volksschulen besuchen, war 1897 nur 29,119. Gegenüber einer Bevölkerung von 2,433,806 Einwohnern ergibt die Schulstatistik eine Schülerzahl von 5.39 Prozent der Einwohner für Knaben und 1.19 Prozent für Mädchen. Dieses schlechte Resultat wird dadurch noch weiter verschlechtert, daß den Volksschulen die Schulen für die kleinen, noch nicht schulreifen Kinder zugerechnet sind, in denen es sich nicht um Belehrung, sondern um Beaufsichtigung handelt, sowie ferner durch die Thatsache, daß von den Schülern, die beim Beginn des Schuljahrs in die Schulliſten eingetragen werden, ein großer Prozentsatz — Sachverständige schätzen ihn auf mindestens 10 Proz. der Eingetragenen — bald ganz ausbleibt. Da auch der Schulbesuch aller Schüler überall ein sehr unregelmäßiger ist, und zudem durch den Parteiehrgeiz, der mit den Lehrerstellen getrieben wird und jährlich Tausende von Neuanstellungen, sowie Ab- und Versetzungen zur Folge hat, die Qualität der Lehrer und ihre Hingebung an ihren Beruf wesentlich herabgedrückt ist, so kann als feststehend bezeichnet werden, daß Griechenland hinsichtlich der Volksschulen den bezüglichen niedrigsten Kulturstanten Europa's, wie Rußland, Portugal und Rumänien, denen es zahlenmäßig überlegen ist, fast gleichsteht. Die bestehenden Privatschulen mit gleichem Schulplan wie die Volksschulen ändern an diesem Ergebniß nicht viel, weil solche nur in den wenigen größeren Städten Griechenlands bestehen und sie alle spärlich besucht sind. Für den attischen Regierungsbezirk mit einer Bevölkerungszahl von 313,069 Einwohnern weisen die Tabellen für 1897, abgesehen von den obenbezeichneten Bewohrschulen, 94 Knabenschulen mit 11,669 Schülern und 89 Mädchenschulen mit 7507 Schülerinnen auf. Am niedrigsten stand der Schulbesuch in Zonte; es zählte bei 45,032 Einwohnern 30 Knabenschulen mit 1291 Schülern und 4 Mädchenschulen mit 174 Schülerinnen. Die Kosten für die Volksschulen betrugen jährlich zwischen 4,200,000 bis 4,600,000 Drachmen.

* Die physikalische Hauptwarte in St. Petersburg hat soeben eine Schrift veröffentlicht, die für die Witterungskunde Rußlands von hervorragender Bedeutung ist. Wie die „Köln. Ztg." berichtet, werden darin die höchsten und niedrigsten Temperaturen mitgetheilt, die während einer meist recht langen Beobachtungszeit an etwa 230 Stationen des russischen Reiches beobachtet wurden. Für einige Stationen bestehen derartige wissenschaftliche Beobachtungen regelmäßig seit sehr langer Zeit: in St. Petersburg seit 142 Jahren, in Moskau seit 90 Jahren, in Archangelsk seit 80 Jahren. Die merkwürdigsten Temperaturen und die größten Temperaturwechsel der ganzen Erde hat die Provinz Jakutsk in Sibirien zu verzeichnen. In dem Orte Werchojansk, bekannt als sogenannter Kältepol der Erde, wurde als niedrigste Temperatur —87.7 Grad Celsius gemessen, und der größte Temperaturunterschied an diesem merkwürdigen Orte betrug im Höchstfalle rund 100 Grad Celsius. Nicht viel besser ist der Ort Workinskoje mit einer Minimaltemperatur von —65.2 Grad Celsius und einem Temperaturwechsel von sogar 102.8 Grad Celsius. Die Hauptstadt Jakutsk hat den allergrößten Temperaturwechsel mit 103 Grad Celsius und die niedrigste Temperatur war —64.5 Grad Celsius. Alle diese außerordentlichen Temperaturen traten im Monate Februar ein.

-rt- Professor J. C. Kapteyn hat in einer ganz kürzlich in den „Astronomischen Nachrichten" veröffentlichten Abhandlung u. a. versucht, die Geschwindigkeit der Bewegung unsres Sonnensystems im Raum aus den bis jetzt einigermaßen sicher bestimmten Eigenbewegungen von helleren Fixsternen abzuleiten. Er kam zu dem einigen Zutrauen verdienenden Ergebniß, daß diese Geschwindigkeit 16.7 km in der Sekunde, im Jahre also 525 Millionen km oder rund 3.5 Erdbahnradien beträgt, wobei angenommen ist, daß der Punkt, nach welchem die Bewegung der Sonne gerichtet ist (der Sonnenapex), in der Nähe des hellen Sterns Wega (α Lyrae) liegt.

* **Tübingen.** Der Prosektor am anatomischen Institut der hiesigen Universität, Dr. med. et rer. nat. Disselhorst, ist als Professor für Thierphysiologie an die Universität Halle berufen worden und wird dem Rufe Folge leisten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fritz Bauer: Ideal und Leben. Schauspiel in fünf Akten. Würzburg, Stahel 1897. — *A. R. Levi:* Storia della Letteratura inglese dalle origini al tempo presente. Vol. I (Dal periodo celtico alla morte d'Elisabetta). Palermo, Alberto Reber 1898. — Prof. Jos. Schlesinger: Zum Ausgleich mit Ungarn. Verstaatlichung des Geldwesens in Oesterreich durch das Volksgeld. Wien, Selbstverlag 1898. — Berthold Otto: Agrarier, Arbeiter, Armee als innerer Dreibund der Begehrlichen. Ein politisches Aktionsprogramm. Leipzig, B. Elischer. — F. A. Schräder: Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus, beleuchtet durch den Fall Zillig in Würzburg. Leipzig, Alfred Hahn 1898. — Dr. Benno Frhr. v. Possanner: Die Pensionen und Provisionen der k. k. österr. Zivilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter, sowie die Versorgungsverhältnisse ihrer Hinterbliebenen. Heft 1. Wien, Manz 1898. — Dr. Alfred Lehmann: Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Petersen. Mit zahlreichen Abbildungen. 1. Lieferung. Stuttgart, Ferdinand Enke 1898. — Thomas Medwin: Lord Byron. Mit 3 Portraits. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf 1898. — Rudyard Kipling: Im Dschungel. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen von Curt Abel-Musgraae. Mit 38 Illustrationen von A. Groh. (Die Welt der Fahrten und Abenteuer. Band 8.) Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld 1898. — Dr. med. Norbert Gradowsky: Fünf Jahrtausende Sehnsucht nach Erkenntniß und ihre endliche Erfüllung in der Gegenwart. Leipzig, Max Spohr 1898. — Ernst Mummenhoff: Der Reichsstadt Nürnberg geschichtlicher Entwicklungsgang. Vortrag, gehalten in Nürnberg den 13. April 1898 am Historikertage. Leipzig, Friedrich Meyer 1898. — Dr. phil. Rudolf Adicht: Die Hauptschwierigkeiten der russischen Sprache. Leipzig, Wien, Raim. Gerhaed 1898. — Richard Wagner: Traum und Rausch. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Ludwig Zäller: Djana und Neue Gedichte. Ebd. — D. N. Bernardakis: Fausta. Schauspiel in fünf Aufzügen. Uebers. von Ludwig v. Zepharovich. Ebd. — Richard Lerse: Erzählungen. Ebd. — Alfred Mombert: Die Schöpfung. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Librairie Cotillon

24 rue Soufflot, Paris.

La diplomatie française

et

la succession d'Espagne.

Par **A. Legrelle.**

4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende und ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 'sGravenhaag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, umfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 11. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dante im Faust. I. Von Paul Pochhammer. — Walshs geheime Geschichte der Oxforder Bewegung. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dante im Faust.[1]

Von Paul Pochhammer.

I.

In seiner Abhandlung „Zur Entstehungszeit zweier Faustmonologe“ (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, neue Folge, achter Band, Weimar 1895) erklärt Max Koch den Terzinenmonolog in der ersten Scene des zweiten Fausttheils „des Lebens Pulse schlagen frisch, lebendig“ für eine unabhängig von der Faustdichtung entstandene und erst später in diese eingefügte Schöpfung Goethe's, deren Versmaß daher aus ihrem Inhalt nicht zu begründen sei.

„Unter diesen Umständen,“ sagt er S. 130 ff., „würde sich die Benutzung der ursprünglich selbständig gedichteten Terzinen als glückliches Auskunftsmittel wenigstens für den Monolog dargeboten haben. War eine Verzahnung mit der Fausthandlung auch in der geschlossenen Terzinenform nicht mehr anzubringen, so entsprach das Ganze doch dem Gange der Faustdichtung. Wenn der Gebrauch von Trimetern und Alexandrinern in den folgenden Akten seine Begründung in sich trägt, so ist ein innerer Grund, weßhalb sich Faust hier der italienischen Form bedient, wohl unerfindlich. Goethe hatte eben ohne den Gedanken solch späterer Einfügung in ein größeres Ganzes 1798 die frischen Eindrücke der Schweizerreise in der durch Schlegel ihm nahegebrachten Form poetisch festhalten wollen.“

Ich möchte demgegenüber, noch etwas bestimmter, als ich im Vorwort meines deutschen Dante-Argomento[2]) in anderem Zusammenhange schon gethan habe, der Ansicht Ausdruck geben, daß nicht nur im Terzinenmonolog, sondern im ganzen Anfange des zweiten Fausttheils Dante mitspielt, daß Goethe an ihn hat erinnern wollen, und daß die Wahl der Terzinen sich hieraus zwanglos erklärt. Habe ich damit recht, so würde die (wie Koch S. 128 angibt) von v. Loeper und von Meyer gewählte Datirung des Monologs von 1826 hiedurch vielleicht eine neue Stütze finden, da Goethe gerade um diese Zeit sich mit der Streckfuß'schen Dante-Uebersetzung beschäftigt und — wie aus seiner Besprechung derselben von 1826 hervorgeht — hiebei auch den Originaltext sorgfältig zu Rath gezogen hat. Daß Goethe diesen in drei verschiedenen Ausgaben besaß, noch neben einer französischen Uebersetzung desselben, will ich gleich hier bemerken, mit Dank an Hrn. Geh. Hofrath Ruland, der mir gütigst gestattete, durch Einsicht in den Katalog der Goethe'schen Bücherei dies festzustellen. Auch darau möchte ich erinnern, daß Goethe gleich in seiner ersten Aeußerung über die vom damaligen Prinzen Johann (Philalethes) handschriftlich vorgelegte Uebersetzung der ersten 10 Inferno-Gesänge sich selbst als einen Kenner der Dante'schen Dichtung bezeichnet hat („des Gedichts, das mir sonst schon so bekannt ist“. Goethe an Müller am 7. VIII. 1828. G. J. II, 347 ff.). Goethe konnte zur Zeit des Abschlusses der Arbeit am Faust wohl annehmen, daß Dante auch dem Deutschen immer mehr bekannt werden und bleiben werde. Hat er doch im Faust selbst auf ihn hingewiesen, nicht nur indirekt beim Faust-Schluß mit dem Pater Seraphicus (Franz von Assisi), dem Doctor Marianus (Bernhard von Clairvaux): „Jungfrau, Mutter, Königin“ (Vergine, madre . . Ancor ti prego Regina), mit den seligen Knaben (voci puerili Par. XXXII, 47), mit dem Voranschweben Gretchens („Margot est devenue Béatrice“ Marc-Monnier) und mit dem Schlußworte der ganzen Faust-Dichtung, sondern auch direkt mit den Worten Mephisto's in der Grablegung:

„Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ew'ger Gluth“,

die unmittelbar an den zehnten Inferno-Gesang erinnern.

Doch dies alles, so wichtig es mir, noch neben den Aeußerungen Goethe's über Dante sowohl zu Eckermann als in der Italienischen Reise ist und sein muß, als Atmosphäre gleichsam für die Begründung meiner Behauptung, hat nichts beweisendes für die Sache, auf deren Darlegung es mir ankommt: die gewollte Berührung mit Dante im Anfange des zweiten Fausts. Als allein entscheidend kann natürlich auch die italienische Form nicht angesehen werden, wenn auch die Wahl des Versmaßes wohl bei keinem anderen Dichter so schwer ins Gewicht fällt wie bei Goethe, der auch sonst (Hans Sachsens poetische Sendung) doch die Gewohnheit gezeigt hat, auch im Versmaß die Richtung zum Ausdruck zu bringen, in der seine Gedanken sich bewegten. Aber wir haben ja nicht nur die Flagge, sondern das Gut selbst vor uns, das sie deckt, und zwar den Inhalt beider Scenen, die den zweiten Fausttheil eröffnen. Ich beginne, meiner Anknüpfung an die Koch'sche Aeußerung entsprechend, die ich bei Abfassung meines Argomento-Vorworts noch nicht kannte, mit der zweiten, d. h. mit dem Monologe selbst.

[1]) Wir haben diesen interessanten Interpretationsversuch unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen geglaubt, obwohl wir mit der Art, in den zweiten Theil von Goethe's „Faust“ noch mehr hineingeheimnissen zu wollen, als der Dichter selbst es schon that, durchaus nicht einverstanden sind. Der Hinweis auf die gleichen Gedankengänge, die sich in Dante's und Goethe's großen Dichtungen vielfach vorfinden, rechtfertigt ja einigermaßen die Absicht einer Deutung, wie sie in dem obenstehenden Artikel versucht wird. Jedoch sind, unseres Erachtens, die Einzelheiten der Erklärung in jedem Punkte allzu gewagt, als daß der im Titel ausgedrückte Gedanke unbedingte Zustimmung finden könnte. Immerhin glauben wir mit der Veröffentlichung dieser Arbeit insofern ein gutes Werk zu thun, als sie mit dazu beitragen dürfte, die deutsche Leserwelt auf das Studium des großen italienischen Dichters hinzulenken. D. Red. d. Beil.

[2]) Durch Dante. Ein Führer durch die Commedia in 100 Stanzen und 10 Skizzen. Karl Henckell u. Co. Zürich, Leipzig 1897.

Goethe hat den wieder auftretenden Faust „gereinigt" darstellen wollen. Dieses Wort braucht er selbst in der für „Dichtung und Wahrheit" bestimmten Skizze von 1816 zum zweiten Theile seiner Dichtung, und wir stehen soweit — aber allerdings auch nur soweit — auf dem Felsboden der erklärten Absicht des Dichters.

Er hat ihn hiezu, meiner Ansicht nach, auf die Höhe des Reinigungsberges erhoben, den Dante im zweiten Theile seiner Commedia, d. h. im Purgatorio (ein Ausdruck, den ich grundsätzlich nicht mit „Fegefeuer", sondern mit „Berg der Läuterung" übersetze) uns so plastisch, wie kaum einen andern Theil seiner Welten vor Augen gestellt hat, und er hat — wie ich gleich zeigen will — nicht nur viel, sondern geradezu alles gethan, um uns zu veranlassen, ihn uns dort zu denken. Er hat zugleich hiemit die Möglichkeit gefunden, seine Absicht über die weitere Lebensführung und Entwicklung seines Helden in ein besonders helles Licht zu stellen durch den scharfen Gegensatz zu Dante, den der Terzinenmonolog bekundet. Dante (ich meine jetzt den Wanderer der Commedia) und Faust bilden ein Janus-Haupt. Der Eine entscheidet sich für den Weg zur Sonne, der Andere dafür, dieser den Rücken zu wenden. Sollte dies zum Ausdruck kommen, so mußte die Entscheidung Beider an demselben Punkte erfolgen. Dieser Punkt ist das irdische Paradies Dante's, das auf dem Gipfel seines Purgatorio-Berges liegt.

Der Terzinenmonolog erweist sich mir dadurch als für den Faust gedichtet, daß er sich zusammensetzt aus zwei Theilen, von denen jeder eine dieser beiden Absichten ausführt, die ich Goethe zutraue, weil ich sie seinen künstlerischen Zwecken entsprechend finde. Der erste Theil (fünf Terzinen, denen ich den ersten Vers der sechsten als eine Art Ritornell zutheile) belehrt uns, daß Faust sich im paradiso terrestre befindet, der zweite (mit „Hinaufgeschaut!" beginnend, 11 Terzinen) schildert, wie völlig anders der Sonnenaufgang auf ihn wirkt, als er seinerzeit auf den Wanderer Dante gewirkt hat. Der erste Theil hat sein Vorbild im Anfange des 28. Purgatorio-, der zweite sein Gegenbild im ersten Drittel des ersten Paradiso-Gesanges der Commedia. Der eine spiegelt den Eintritt Dante's in den Garten Eden wieder, der andere erinnert an die seinem Austritt aus demselben, d. h. dem Beginn seines Himmelsfluges, unmittelbar vorhergehenden Momente, um die Wegscheidung recht anschaulich zu machen, über die Goethe Niemand im Zweifel lassen wollte. Aus demselben Garten, dem Dante himmelwärts entschwebt, schreitet Faust in die Welt, und zwar in die „große", in der u. a. Renaissance und Reformation seiner harren.

Dementsprechend lohnt es sich, die beiden Goethe-Stellen mit den beiden Dante-Stellen zu vergleichen, nicht um Beweise hieraus zu holen, die, wie ich zugebe, nicht vorhanden sind, sondern nur um zu zeigen, daß der Monolog das Fallenlassen einer ohne ihn bereits angeregten Vermuthung nicht erlaubt. Streckfuß ziehe ich dabei nicht an, weil ich überzeugt bin, daß Goethe, der vor uns allen den Vorzug voraus hat, mit der Sprache Dante's schon in jungen Jahren vertraut gewesen zu sein, aus dem Originale der Commedia gearbeitet hat, auf das auch wir, wenn wir nachprüfen wollen, zurückgehen müssen. Ich gebe, um vom ersten Theil des Terzinenmonologs sprechen zu können, zunächst den Anfang des 28. Purgatorio-Gesanges, und zwar in der Fassung Karl Witte's, die die beiden Vorzüge der Worttreue und der leichten Lesbarkeit in sich vereint:

„Den dichten Gatteswald, den lebensfrischen,
Der meinem Aug' das Licht des Tages dämpfte,
Ringsum und innen zu durchspäh'n aertangend,
Verließ ich ohne Zaudern nun das Ufer (den Rand der oberen Fläche des Berges)
Und auf dem Plan, dem Duft ringsum entströmte,
Durchwandelt' ich die Flur langsamen Schrittes.
Ein süßer Luftzug, frei aan jedem Wechsel
In seinem Hauch, berührte mir die Stirne,
Nicht stärker als das Wehen leisen Windes.
Es neigten sich, daaon getind erzitternd,
Die Blätter allesammt nach jener Seite,
Nach der des Berges erster Schatten fällt;
Doch sie entfernten aon der graden Richtung
Sich so nicht, daß in Uebung ihrer Kunst
Gestört die Vöglein auf den Wipfeln wären.
Nein, freudig grüßten sie die Morgenstunde
Mit Lobgesang, verborgen in dem Laube,
Das summend ihrem Lied als Grundbaß diente,
So wie im Pinienwald aon Zweig zu Zweige
Es rauschet dort am Meeresstrand aon Chiassi,
Wenn den Scirocco Aeolus entfesselt."
(Purg. XXVIII, 1—21.)

Von hier zum Faust zurückkehrend, kann ich Max Koch nur danken sowohl für das feinfühlige Wahrnehmen, als für das ehrliche Bekennen des kleinen Nothstandes, den der Terzinenmonolog demjenigen bereitet, der bei ihm nicht an die vorstehende Schilderung Dante's denkt. „Hier" (im Anfang des zweiten Faustheils) sagt Koch, „könnte eine peinlich genaue Kritik eher einen Widerspruch herausfinden zwischen der geforderten Scenerie „anmuthige Gegend" und Fausts Schilderung einer keineswegs gefällig anmuthigen, sondern erhaben gewaltigen Gebirgslandschaft (Riesengipfel, Abgrund, Wassersturz)". Dieser Widerspruch löst sich eben dadurch, daß wir uns in einem Bergparadiese befinden. Der Berg Dante's ist gewaltiger als alle Berge der Erde, da sein Kubikinhalt dem der Hölle entspricht. Er ist in seiner Gestaltung dem Vesuv nachgebildet, wie ich, gleich nachdem ich mich hievon überzeugt hatte, zunächst den Italienern nachzuweisen mich für verpflichtet gehalten habe.[1]) Aber er hat durchaus alpinen Charakter. Wenn Goethe Schweizer Erinnerungen verarbeitet, um uns das Bergparadies, in dem Faust ruht, vor Augen zu stellen, so schöpft er lediglich aus derselben Quelle, die Dante gleichfalls benutzen mußte, da ihm sein Vaterland die Farben nicht ausreichend zur Verfügung stellte, deren er zur Darstellung seines himmelragenden Berges, der ganz fest auf der Erde steht, bedurfte.[2])

Dante's irdisches Paradies krönt seinen Läuterungsberg. Goethe hat das Fausts sich noch etwas naturgemäßer gedacht. Er legt es in eine der vielen blumigen Wiesenmulden, die er in den Alpen geschaut hatte und deren eine uns auch Dante (Purg. VII 73/81) in seiner valletta dei principi so anschaulich darstellt. Der Berge Gipfelriesen steigen aus ihr auf, und die „anmuthige Gegend" vereinigt sich so von selbst mit der erhaben gewaltigen Gebirgslandschaft, die sie umgibt.[3]) Nur auf diese Weise konnte Goethe Faust so betten, daß er beim Erwachen auch gleich den Wassersturz vor sich hat. Ob diesen derselbe Gießbach bildet, der über den vorletzten Sims des Purgatorioberges hinwegschießt, und unter dem Dante mit seinen Gefährten hindurchschreitet:

Zur Seite, wo den Weg die Bergwand abschloß,
Fiel aan dem hohen Fels ein klares Naß
Und netzte niederträufelnd all' die Blätter
(Purg. XXII 136/138, Karl Witte.)

1) Tre questioni Dantesche, modestamente proposte da uno straniero. Sonderabdruck aus dem Giornale Dantesco, 1896. Leo S. Olschki, Firenze.

2) Näheres gibt hierüber mein Schriftchen „Dante und die Schweiz" Zürich. Raustein, 1896.

3) Bei Valentins Einsetzen des Läuterungsberges Dante's in den Faustschluß (Goethe's Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit. Berlin. Felber, S. 264) wird, wie ich hoffe, hiemit vereinbar sein, ja einen weiteren Grund dafür liefern können, daß Goethe den von Letze und Eunoe durchströmten Garten tiefer gelegt hat. Auf dem höchsten der Gipfelriesen würden dann die heiligen Anachoreten zu denken sein, die auch bei Dante die höchstgestellten Menschen im himmlischen Paradiese sind.

oder ob dies ein Anderer thut, ist unwesentlich. Aehnlich steht es mit dem Nebelstreif, den Faust sieht und bei dem Koch (S. 130) seinerseits an den Anfang des 17. Purgatoriogesanges denkt. Selbst darauf, daß Faust sein Paradies eine Runde nennt, möchte ich keinen Werth legen, wiewohl es zu den Eigenheiten des Dante-Paradieses gehört, daß es rund ist, weil es die Kreisfläche des abgestumpften Riesenkegels seines Läuterungsberges füllt. Aber daß Faust überhaupt das Wort „Paradies" ausspricht, und daß sein Satz „Ein Paradies wird um mich her die Runde" eine Darstellung schließt, in der fast jeder Vers einen neuen landschaftlichen Zug gibt, der sich in der oben gegebenen Schilderung Dante's wiederfindet, möchte ich allerdings nicht für Zufall halten, weßhalb der erste Theil des Monologs für die Concordanz selbst mir der wichtigere ist. Der blumige Rasen Fausts liegt im Walde, dieser Wald ertönt von tausendstimmigem Leben, er hat Himmelsklarheit über sich. Sprach schon Ariel von der „Blüthen Frühlingsregen", so kehren die Blumen, die doch nicht in jedem Bergwalde sich so aufdrängen, immer wieder, man könnte Matelda erwarten, die, der Proserpina gleich, sie pflückt. Der dem Sonnenaufgang vorhergehende Lufthauch macht den Thau des Morgens zur Zitterperle. Bei Dante hat dieser leichte Morgenwind (aura dolce . . non di più colpa, che soave vento) besondere Bedeutung, da er das Besamen der ganzen Erde herbeiführt. So wird mit jedem Pinselstrich das Bild des Gartens Eden immer klarer. Steht doch selbst das Erzittern der Blätter (le fronde, tremalanda pronte) im Dante'schen Text.

Gleichviel nun, ob man diesen Einzelzügen, bezw. ihrer Summe besonderen Werth beimißt, oder ob man sich mit der Thatsache begnügt, daß Faust in einem Vergparadiese erwacht und die auf ihn einströmenden Eindrücke in Terzinen wiedergibt: die Erinnerung an Dante ist gegeben, und selbst Goethe könnte sie, wenn er sie wirklich nicht beabsichtigt haben sollte, kaum eine unberechtigte nennen. Wichtig aber ist, daß man die wirklich zutreffenden Stellen aus Dante zum Vergleich verwendet, und für das „Flammenübermaß" Fausts (V. 4708) darf man nicht, wie Koch (S. 130) thut, Purg. XVII, 52 heranziehen, wo eine Engelserscheinung den aufsteigenden Dante blendet, sondern man muß im Paradiese bleiben, wo die Sonne selbst es thut. Denn nur an diesen, nicht an jenen Vorgang kann Goethe gedacht haben im zweiten Theile des Monologs. Das an sich natürliche Ereigniß des Geblendetwerdens beim Anschauen der aufgehenden Sonne, das trotzdem nicht nothwendig zur Schilderung eines vom Wanderer erlebten Sonnenaufgangs gehört, war auch für Faust unerläßlich, wenn Goethe seinen Gegensatz zu Dante recht offen darthun wollte, wie dies, meiner Ansicht nach, sich hier ihm aufdrängte, und wie er mir es gethan zu haben scheint.

Man muß hier bei Par. I, 37 einsetzen und die 12 Terzinen bis V. 72 lesen, um ein klares Bild vom dreifachen Thun Dante's: dem Aufschauen zur Sonne, dem Verzicht hierauf nach der Blendung und dem Sichbescheiden auf das Anschauen Beatrice's, das unmittelbar das Aufschweben zum Himmel herbeiführt, zu erlangen. Es ist die Sonne der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche, die aufgeht, während Dante und Beatrice noch im irdischen Paradiese, aber jetzt an der Eunoëquelle desselben stehen. Ich habe Dante's astronomische Bestimmung des „Frühlingspunkts" (vier Kreise und drei Kreuze) in meiner freien Bearbeitung der Commedia durch die einfache Bezeichnung dieses Punktes ersetzt und gebe wesentlich deßwegen und weil es sich hier weniger um Texttreue als um eine gemeinverständliche Schilderung des Vorganges handelt, diese zweite Monologvergleichsstelle aus Dante in meinen Stanzen:

Aus Par. I, Stanze 4—7:

Das Himmelslicht kann wechselnd Bild mannt geben,
Nicht immer zeigt es seine höchste Pracht;
Doch soll's der Welt erwecken neues Leben,
Gibt ihm der Frühlingspunkt die größte Macht.
Aus ihm sah ich die Sonne jetzt sich heben:
Um uns war Tag und unter uns die Nacht,
Als Beatrice sich zur Linken wandte
Und langen Andachtsblick zur Sonne sandte.

Nie hat der Adler solchen Blick gesendet!
Und wie dem Stern nun Strahl auf Strahl entquillt,
Und scheinbar mancher Blitz zurück sich wendet,
Dem Pilgrim ähnlich, der sein Heimweh stillt,
So schaut' auch ich, weil nach ganz ungeblendet,
Und nachzuthun, was sie that, stets gewillt,
Mit einer nie geahnten Kraft und Wonne,
Auch ich ein junger Adler, in die Sonne.

Viel ja von dem, was uns versagt hienieden,
Vermag man dort, an jenem heil'gen Ort,
Der einst als Pfand gedient für Gottesfrieden.
Doch lange fehl ich solches Schau'n nicht fort,
Denn wie vom Eisen, das Giganten schmieden,
Sah bald ich Funken sprühen hier und dort,
Und plötzlich mich die Lichter so umzücken,
Als wenn zwei Sonnen jetzt den Himmel schmückten.

Doch Beatrice, auf die ew'gen Kreise
Den Blick geheftet, immer dort noch stand,
Ganz unbewegt. — Mein Auge hatt' ich leise,
Die Sonne meidend, fest auf *sie* gewandt,
Und jetzt geschah's! — — Auch Glaucas hat die Weise,
Wie Gott er ward, als in die Fluth er schwand,
Nie kundgethan. So kann, was mir geschehen,
Nur der, dem Gnade Gleiches gab, verstehen.

Goethe hat einst Anstoß genommen an der Doppelverwandlung, die Dante in der Hölle, bei den Dieben, vor sich gehen läßt zwischen Schlange und Mensch. Er wußte also auch, daß Dante dort, einmal vor die Nothwendigkeit gestellt, sich mit Ovid zu messen, in naiver und zugleich kühner und selbstbewußter Weise (Inf. XXV, 97 f.) den Vorgänger herausgefordert hatte, ohne abzuwarten gleichsam, bis der Leser ihn mit jenem in Beziehung bringt, und wie um dem zuvorzukommen. Nur um zu erklären, wie ich mir die Entschließung Goethe's denke, führe ich den Vorgang an. Mindestens seit 1797 konnte Goethe wohl darüber klar sein, daß er in Behandlung des Lebensproblems mit Dante sich berührte, ja in allen Knotenpunkten der Entwicklung mit Naturnothwendigkeit sich mit ihm berühren mußte, auch schon berührt hatte. Denn kein Anschluß Goethe's an Hiob kann hindern, daß es seit 100 Jahren für den zweiten Inferno-Gesang Dante's keine bessere Bezeichnung gibt als „Prolog im Himmel"! Jetzt lag, wie ich annehme, auch der zweite Faust zum mindesten geistig fertig vor dem Dichter, und damit eine Problemlösung durchaus selbständiger Art, die ein inneres Recht darauf besaß, mit der Dante's verglichen zu werden, zu der sie im Gegensatz stand. Alles Glanloswesen, alles über die Menschheit Hinausgehen (trasumanare), alles im Himmel Aufgehen des Lebenden (imparadisarsi) hatte dem Faust fernzubleiben. Es lohnte doppelt, dies auszusprechen, da gerade wieder ein Knotenpunkt der Entwicklung erreicht war, der in der Reinigung Fausts von erlebtem Graus ein Zusammentreffen mit Dante ganz unvermeidlich gemacht hatte. Warum sollte Goethe nicht die Gelegenheit ergriffen haben, mit poetischen Mitteln gerade hier den Punkt hell zu beleuchten, in dem sein Held die Wendung zur Erde macht? Es muß ihm, meine ich, eine ganz besondere Befriedigung gewährt haben, gerade damit die Lücke zu schließen, die — wie Koch (S. 130) hervorhebt — zwischen dem Geistergesang und der Kaiserpfalz 1826 noch bestand.

Es gewährt einen hohen Genuß, die soeben in deutschen Oktaven mitgetheilte Schilderung Dante's im Originale zu lesen und gleich darauf Faust zuzuhören, der von seinem „Hinausgeschaut!“ bis zu seinem „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben!“ fast genau den gleichen Raum des gleichen Versmaßes braucht, um dasselbe Bergparadies-Sonnenerlebniß und die völlig entgegengesetzte Wirkung, die es auf ihn ausübt, uns mitzutheilen.

Walshs geheime Geschichte der Oxforder Bewegung.

Vor ungefähr 55 Jahren veröffentlichten mehrere hervorragende Oxforder Theologen eine Reihe von Traktaten, in welchen der Protestantismus im allgemeinen und die Glaubensgrundsätze der anglikanischen Kirche insbesondere heftig angegriffen und eine Rückkehr zu der alten apostolischen und alleinseligmachenden, d. h. der römisch-katholischen Kirche gefordert wurde; daher der Name Traktarianer, der den Vertretern dieser Richtung beigelegt und auch von ihnen angenommen wurde. Das Verfahren dieser innerhalb der englischen Staatskirche organisirten und zur Untergrabung derselben bestimmten Propaganda war im höchsten Grade heimlich und hinterlistig. Der Geistliche John Henry Newman, der nach seinem 1845 erfolgten Uebertritt zum Katholizismus zum Priester geweiht und später zum Kardinal erhoben wurde, nahm in seiner Schrift „The Arians af the Fourth Century“ (London, 1834) auf die von einigen klügelnden Kasuisten unter den Kirchenvätern in Ehren gehaltene „Disciplina Arcani“ Bezug und empfahl seinen Gesinnungsgenossen die Beachtung und Befolgung dieser sehr bedenklichen Geheimlehren, wonach, wie schon Clemens Alexandrinus im 2. Jahrhundert behauptete, das Lügen gerechtfertigt sei, wenn man es für nöthig halte, um das Seelenheil der Menschen oder das Gedeihen der Kirche zu befördern. Diesem Grundsatze gemäß haben die Anhänger der sogenannten Oxforder Bewegung ihre Umtriebe möglichst geheim zu halten gesucht und, um dieses Ziel zu erreichen, sich vor keinen Zweideutigkeiten im Reden und Handeln gescheut und die Jesuiten in Jesuiterei weit übertroffen. So z. B. hielt der Rev. William George Word Betrügerei und Heuchelei für eine heilige Pflicht, sobald es galt, Proselyten zu werben und sprach diese Ueberzeugung ohne Vorbehalt und mit derber Deutlichkeit aus: „Make yourself clear that yau are justified in deceptian, and then lie like a trooper“; in anderen Worten, man sollte zuerst gewiß wissen, daß der Betrug zu rechtfertigen sei, und dann dürfte man ungestraft über alle Maßen unverschämt lügen. Die Engländer pflegen sich mit tiefgewurzeltem, echt insulärem Eigendünkel, der Aufrichtigkeit und Redlichkeit als Nationaltugenden zu rühmen und thun sich anderen Völkern gegenüber immer etwas auf diese hohe Selbstschätzung zugute; aber hier treffen wir plötzlich auf eine fromme Schaar von englischen Geistlichen, Gottesgelehrten und Glaubensreinigern, die sich dieser gepriesenen angelsächsischen Eigenschaften ohne Bedenken aber Gewissensbisse entledigen und die Verheimlichung und Verkehrung der Wahrheit zur Lebensregel und Richtschnur des sittlichen Benehmens und Bestrebens machen. Diese Verfahrungsart wurde euphemistisch „the doctrine of reserve“ und „the economical made af speaking and writing“ genannt und es wurde in der That äußerst sparsam mit der Wahrheit gewirthschaftet, da man dieses kostbare Gut viel zu hoch schätzte, um damit verschwenderisch umzugehen und es an ein uneingeweihtes und unwürdiges Publikum zu vergeuden. Wer denkt nicht dabei unwillkürlich an die im ersten pauliniſchen Briefe an Timotheus scharf gerügten „Etlichen, die in Gleißnerei Lügenredner sind und Brandmahl in ihrem Gewissen haben“.

Wegen des lichtscheuen Wesens dieser Männer und ihrer geflissentlichen und ungemein verschmitzten Geheimthuerei ist es, so lange sie noch am Leben waren, fast unmöglich gewesen, eine eingehende und zuverlässige Darstellung ihrer Thätigkeit zu geben. Nur in neuerer Zeit ist die Lösung dieser schwierigen und in mancher Beziehung ziemlich mißlichen Aufgabe durch die Veröffentlichung von Biographien und nachgelassenen Briefen und anderen anfangs nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften bedeutend erleichtert worden. Auch hat der böse Zufall aber die alles Verborgene allmählich und rücksichtslos aufwühlende Zeitfluth viele von den Ritualisten ursprünglich im stillen gedruckte und nur unterderhand in Umlauf gesetzte Werke an den Tag gebracht. Aus diesen recht ergiebigen Quellen hat Hr. Walter Walsh, auf Wunsch eines hochstehenden und freisinnigen Würdenträgers der englischen Kirche, reiche Stoffe geschöpft und mit ebensa großer Gewandtheit wie Gewissenhaftigkeit zu einem „The Secret History of the Oxford Movement“ betitelten und bei Swan Sonnenschein u. Co. zu London erschienenen Buche verarbeitet, das gewiß ungewöhnliches Aufsehen erregen und wahrscheinlich eine heftige Polemik hervorrufen wird. Die vom Verfasser gebrachten Beweise für die Richtigkeit seiner merkwürdigen und oft fast unglaublichen Angaben sind jedoch so triftig und unwiderlegbar, daß diese erste gründliche Behandlung des Gegenstandes sich auch als entscheidend und endgültig erweisen dürfte und alle nachträglichen Erörterungen und Streitigkeiten nur dazu dienen werden, seine Behauptungen und Schlußfolgerungen zu bestätigen, die wahren Sachverhältnisse klarer aufzuhellen und die nichtsahnenden Laien in noch größere Verwunderung, sowie die betroffenen Ritualisten in noch ärgere Verlegenheit zu setzen. Bezeichnend für die Art und Weise, wie Männer, die sonst im Rufe der Biederkeit und Geradheit standen, sich durch solch kindisches Versteckspiel herabwürdigten, ist die Geschichte des von Hrn. Newman zu Littlemare bei Oxford gegründeten Klosters, das als eine römisch-katholische Ausbrütungs- und Ausbildungsanstalt für die im Glauben zu belehrenden und zu bestärkenden pflegebefohlenen und pflegebedürftigen Neophyten dem Praselytismus besonders beförderlich sein sollte. Den zur Kenntniß der Wahrheit seines Erachtens nicht berechtigten Uneingeweihten gegenüber leugnete Newman beharrlich die Absicht, ein Kloster zu errichten, und selbst in einem Briefe an den durch allerlei Gerüchte beunruhigten Bischof von Oxford nannte er das Gebäude zu Littlemore „ein Pfarrhaus“ und versicherte dem hochwürdigen Herrn: „no Manastery is in process of erectian“, obwohl in seiner vertraulichen Korrespondenz mit seiner Schwester, Frau Mozley, seinem Freund Hrn. James Hope-Scott und anderen intimen Gesinnungsgenossen das Haus nur als ein Kloster bezeichnet wird. Seine Handlungsweise in dieser Angelegenheit hatte er offenbar im Sinne, als er fast ein Vierteljahrhundert später in seiner 1864 erschienenen Vertheidigungsschrift „Apologia pro Vita Sua“ schrieb: „These is same kind ar ather af verbal misleading, which is not sin.“ Durch langjährige Uebung erlangte er große Gewandtheit in der Kunst, Winkelzüge zu machen und hielt derartige Ausflüchte für keine Sünde.

Bekanntlich werden fast alle Neubekehrten von einem rasenden religiösen Eifer beseelt, der oft an Verrücktheit grenzt und diejenigen, die das Glaubensbekenntniß als ein forterbendes Fideikommiß oder Familienvermächtniß erhalten haben und ihre Andachtsübungen dem Herkommen nach routinemäßig verrichten, in Erstaunen setzt. Die jüngeren englischen Traktarianer reisten häufig und gern nach dem katholischen Festland und hielten sich am liebsten in Belgien

Digitized by Google

auf, wo die mittelalterlichen Ansprüche der römischen Kurie am vollständigsten zur Geltung kommen und das Volk auf einer sehr niedrigen Stufe sinnlicher Frömmigkeit steht. Dort fanden die Neubekehrten ihren Begriff von einem mit altliturgischem Glanz ausgestatteten Gottesdienst verwirklicht und ihre religiösen Bedürfnisse befriedigt und gaben sich dem langersehnten Genuß dieser göttlichen Heils- und Gnadengüter mit Eifer hin. Auf den Straßen verbeugten sie sich tief vor jedem Priester und fielen vor jedem Bischof auf die Kniee nieder; in den Kirchen geriethen sie in Verzückung und lagen hingestreckt auf dem Boden. Dieses Benehmen setzte selbst die frömmsten Belgier in Verwunderung und gab Anlaß zu boshaftem Geschwätz und argwöhnischem Kopfschütteln. Dem von ihrem Gesinnungsgenossen, Rev. Frederick Oakeley, erstatteten Bericht über ihr Thun und Treiben zufolge finden sie alles reizend und Jedermann bezaubernd, und wie vortheilhaft steche Belgien in dieser Beziehung gegen England ab. Katholiken dürften wohl ihre Fehler haben, wie andere Leute; aber selbst ihre Untugenden seien besser als protestantische Tugenden. Sogar ihre Laster haben eine gute Seite; bei ihnen sei die Völlerei weniger widrig als bei den Engländern, und in ihren Flüchen könne man erfreuliche Beweise für ihre Katholizität entdecken. (Cf. Oakeley's „Historical Notes on the Tractarian Movement". S. 73, 74.) Der Rev. W. F. Faber, der im Jahre 1843 unter der Regierung des durch starres Festhalten an mittelalterlichen Ueberlieferungen und Abscheu gegen die nöthigsten Reformen bekannten Gregor XVI. Rom besuchte, erklärte, er könne sich keine klarere Vorstellung vom Himmelreich bilden als die päpstliche Stadt. Den Protestantismus nannte er eine „abscheuliche und teuflische Häresie", und doch nahm er keinen Anstand, als Oberpfarrer zu Elton eine fette Pfründe der von ihm so ausdrücklich verurtheilten englischen Staatskirche zu genießen. Er hielt es offenbar mit einem seiner geistlichen Gesinnungsgenossen, daß „der allererste Protestant der Satan gewesen sei"; aber trotz dieser Meinung versah er das einträgliche Amt eines Seelsorgers bei einer protestantischen Gemeinde.

In der Einführung und Ausübung der „Disziplin" haben die Traktarianer und Ritualisten fast Unglaubliches geleistet und den Flagellanten des 13. Jahrhunderts in Selbstpeinigungen nachgeeifert. Namentlich in den verschiedenen und meistens verborgenen Nonnenklöstern der Ritualisten hat man auf Anordnung des Beichtvaters oder nach Gutdünken der Vorsteherin unsinnige Bußübungen vollzogen und gegen den Körper in der schrecklichsten und schamlosesten Weise gewüthet. Ihre darauf bezüglichen Erfahrungen erzählt Frl. Povey, die unter dem Namen „Sister Mary Agnes" 17 Jahre in einem derartigen Frauenkloster zubrachte, in ihrem Buche „Nunnery Life in the Church of England". Eines Tages, als sie im Begriff war, von der Nonne zurückzukehren, wurde ihr von der „Mother Superior" befohlen, in der Sakristei zu bleiben mit der motivirenden Bemerkung: „Du hast in dir den Teufel, den ich austreiben werde." Nachdem alle Uebrigen, außer einer Nonne, die dem Teufelsbannen beiwohnen sollte, fortgegangen waren, wurde Frl. Povey aufgefordert, sich zu entkleiden. Vor ihr stand die Superiorin und hielt in der Hand die „Disciplin", eine aus sieben knotigen Juchtriemen bestehende Peitsche, deren jeder Schlag also an Wirkung sieben Schlägen gleichkam. Als sie bis auf das Unterhemd entblößt war, schämte sie sich so sehr, daß sie innehielt. „Nimm das Ding ab," schrie die Superiorin. „Ich kann nicht, ehrwürdige Mutter," antwortete sie, „denn es ist zu eng." Die Nonne mußte dabei behülflich sein und auch das Miserere hersagen, während die Superiorin auf den nackten Leib der Klosterschwester mit aller Gewalt mehrmals schlug. Frl. Povey war fest entschlossen, keinen Laut von sich zu geben, konnte jedoch am Ende nicht umhin einmal tief aufzustöhnen, worauf die grausame Quälerin ihr einen letzten harten Hieb versetzte und die Züchtigung einstellte. Infolge dieser „Disciplin" lief ihr Rücken überall schwarz, blau und grün an und that so fürchterlich weh, daß es ihr wochenlang unmöglich war, darauf zu liegen. Bei diesem körperlichen Zustande wurde ihr auch das nur aus einem mit Stroh gefüllten Sack bestehende Bett zu einer Folterbank. Ob die muthmaßliche Besessene durch dieses Verfahren vom Teufel befreit wurde, wird nicht erwähnt; daß die Superiorin ein Teufelsweib gewesen, liegt auf der Hand.

Noch ekelhafter ist die Heuchelei, die dabei zum Vorschein kam. Während die gewöhnlichen Schwestern sich häufig geißeln und anderen strengen Bußübungen unterziehen mußten und halb verhungert und vor Kälte fast erstarrt ein elendes Dasein führten, lebten die „Lady superiors" und sogenannten „Elderesses" in Ueppigkeit und Ueberfluß. Berüchtigt in dieser Beziehung sind die von dem Traktarianer Dr. Pusey gestifteten Schwesterorden; namentlich wird die damals unter der Oberaufsicht der Priorin Miß Sellon stehende „Plymouth Sisterhood" als „eine Hölle auf Erden" geschildert. Die Mitglieder dieser Schwesterschaft wurden in der unmenschlichsten Weise „disziplinirt" und den gräßlichsten Entbehrungen ausgesetzt, an denen mehrere starben; indessen waren die vom Beichtvater Pusey und der Priorin bewohnten Räume schön möblirt, mit reichen Teppichen bedeckt, mit Wasserröhren, Badezimmern, vorzüglichen Heizeinrichtungen und weichen Betten versehen und allen erwünschten Bequemlichkeiten ausgestattet. Pusey legte großes Gewicht auf die Disciplin als eine Heilsordnung, vornehmlich für das schöne und schwache Geschlecht, und empfahl in seinem „Manual for Confessors" die Anwendung derselben bei den „Sisters of Mercy" eine Viertelstunde jeden Tag, was sich auf 91 Stunden im Jahre belaufen würde. Man hat ihn auch als „Father Confessor" eines häufigen Bruchs des Beichtsiegels beschuldigt und Fälle angegeben, in welchen seine Mittheilungen zum Aerger und Schaden der Beichtenden von boshaften Klatschmäulern weiter erzählt wurden. Ueberhaupt haben die Ritualisten mit der Ohrenbeichte recht vielen Unfug getrieben. Nach der Lehre des sachkundigen Rev. Augustus Wirth muß der Geistliche „auf der Kanzel ein Löwe, im Beichtstuhl ein Fuchs sein". Bekanntlich spielt der schlaue Reineke in vollem Ornat oder mit der Mönchskutte bekleidet eine große Rolle in der Thiersymbolik und Thiersatire der mittelalterlichen Kirchenbaukunst, insbesondere wo er als Beichtvater auf den Gänsefang ausgeht. Daß es mit diesen bildlichen Darstellungen noch immer seine Richtigkeit haben dürfte, ist aus einer Stelle in Pusey's schon angeführtem Handbuch ersichtlich, worin er über die bei den Beichtigern bemerkbare Neigung, sich fast ausschließlich mit jungen und hübschen Beichtschwestern abzugeben und ältere Weiber und Männer zu vernachlässigen, klagt.

In diesem Zusammenhang nimmt der Verfasser auf „The Priest in Absolution" Bezug, eine Schrift, die vor ungefähr zwanzig Jahren großes Aergerniß erregte und über deren Entstehungsgeschichte und Autorschaft hier zum erstenmal umständlich und nach authentischen Quellen berichtet wird. Als Lord Redesdale im Oberhaus des Parlaments den unsittlichen Charakter und verderblichen Einfluß dieses von der „Secret Society of the Holy Cross" veröffentlichten Buchs rügte, stimmten ihm die hervorragendsten geistlichen und weltlichen Lords bei. Hr. Dr. Tait, der Erzbischof von Canterbury, erklärte, es gereiche der Gemeinde zur Schande, daß ein derartiges Werk durch Autorität oder mit Bewilligung der Geistlichkeit der englischen Staatskirche eingeführt und in Umlauf gebracht sei; und ein Mitglied des

Digitized by Google

Unterhauses, Archdeacon Allen, behauptete, daß seines Wissens drei Geistliche, zufolge der in diesem Werke enthaltenen Vorschriften, unsittliche Verhältnisse mit beichtenden Frauen angeknüpft haben. Andere dergleichen Fälle werden erwähnt, und Pusey selber gibt zu, daß aus diesem von ihm so hoch gepriesenen und so dringend empfohlenen Weg des Heils in zahlreichen Fällen ein Weg zur Hölle wird.

Die Engländer sind äußerst stolz auf die persönliche Reinlichkeit und nehmen oft auf Reisen nach dem Ausland eine Badewanne mit, da sie in dem Wahn zu stehen scheinen, dieser Luxus sei bei anderen Völkern unbekannt. Diesen Gebrauch haben sie fast zum Kultus erhoben, der in dem Sprichwort: „Cleanliness is next to godliness" zum Ausdruck kommt. Die Disciplin aber perhorrescirt die sorgfältige Pflege des Körpers sowie jedes daraus entstehende Behagen und jeden darau zu findenden Gefallen, und der Aberglaube mißt manchmal der schmutzigsten Handlung eine weihevolle, heilbringende Kraft bei. So wird es z. B. in dem ritualistischen Handbuch „Ceremonial of the Altar" dem Geistlichen vorgeschrieben, er solle, wenn er einen Kranken besucht, um ihm das Abendmahl zu reichen, die Finger sogleich nachher waschen und den Kranken das Waschwasser trinken lassen. Eine weniger widrige, aber ohnehin etwas wunderliche Form des Aberglaubens äußert sich bei den Palmsonntagsfeierlichkeiten durch die Anwendung besonderer in den „Services of Holy Week" enthaltener Beschwörungsformeln, um den Teufel aus den die Altäre der Kirchen schmückenden Blumen und Blättern zu vertreiben. Die Ritualisten kommen überall auf die Spuren des Satans, selbst in den schönsten und unschuldigsten Gewächsen.

Eine noch weit gefährlichere Richtung des englischen Ritualismus ist die Bereitwilligkeit, alle im Lauf der Jahrhunderte schwer erkämpften Güter der persönlichen Freiheit und der politischen Unabhängigkeit unbedenklich in den Wind zu schlagen, um den Machtansprüchen der römischen Hierarchie völlig zu genügen.

Ihre schwärmerische Sehnsucht nach einer Wiederaufnahme in den Schoß der römischen Kirche wollen die Ritualisten befriedigen, selbst wenn sie die sämmtlichen seit den Zeiten der Magna Charta erworbenen, für die Begründung und Entwicklung der Staatsverfassung und für die Befestigung und Erweiterung der bürgerlichen Rechte so wichtigen Errungenschaften der Gegenwart und Bürgschaften der Zukunft der Erreichung dieses Ziels zum Opfer bringen. Von Gewissens- und Glaubensfreiheit dürfte keine Rede sein, und der vom Rev. T. Gilmartin in seinem „Manual of Church History" (II. 228) aufgestellte Grundsatz, daß der Staat verpflichtet sei der Kirche bei der Ausrottung der Ketzerei Beistand zu leisten, wird gut geheißen und zur praktischen Anwendung bestens empfohlen. Auf diesen Punkt wollen wir hier nicht näher eingehen, sondern lassen uns daran genügen, den geneigten Leser auf die in Hrn. Walshs Buch enthaltenen, äußerst überraschenden Enthüllungen zu verweisen. In einem Anhang führt er eine Reihe von Citaten aus vielen Schriften an, welche seine Angaben über die Bestrebungen der hochkirchlichen Partei beleuchten und bestätigen. Das endgültige Ergebniß dieses langjährigen und immer schärfer werdenden Kampfes zwischen unversöhnlichen Gegensätzen dürfte wohl die allmähliche Auflösung und gesetzliche Abschaffung der englischen Staatskirche sein, ein Resultat das von jedem freisinnigen und rechtschaffenen Menschen mit Freude begrüßt werden würde.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Die wirthschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens." Von Dr. Joseph Grunzel. (Mit einer Karte.) Wien 1897. Volkswirthschaftlicher Verlag Alexander Dorn. — Während der Wirren im näheren und ferneren Osten und nach denselben haben die europäischen Mächte durchaus die Rolle der tertii gaudentes spielen können. Die Kriege in Ostasien und in der Türkei führten dazu, daß man ein scharfes Auge auf die einzelnen Theile der Reiche der kranken Männer warf, die wirthschaftlichen Hülfsquellen prüfte, und daß die verschiedenen Staaten genau erwogen, von welchen Gesichtspunkten aus die einzelnen Landstriche des türkischen wie des chinesischen Kolosses als zukünftige direkte oder indirekte Dependenzen ihren Handelsinteressen werthvoll sind und werden könnten. Solche Erwägungen waren auch Ursache für die Entstehung des vorliegenden Werkchens. Der Verfasser, Sekretär des Zentralverbandes der Industriellen Oesterreichs, ist uns schon durch mehrere Publikationen bekannt, in welchen er dem Handel bemerkenswerthe Rathschläge gegeben hat. In der vorliegenden Schrift geht Dr. Grunzel von der Absicht aus, bei der herrschenden Stagnation der österreichischen Großindustrie die Exportkreise auf jene Gegenden Kleinasiens hinzuweisen, die vermöge eines sich entwickelnden Eisenbahnnetzes und bei der Jungfräulichkeit ihrer Erde einer Zukunft entgegensehen und infolge nicht vorhandener erbgesessener Konkurrenz als Absatzfeld mit geringeren Schwierigkeiten zu bearbeiten sind. In Kleinasien, meint der Autor, vermöchte Oesterreich infolge seiner günstigen geographischen Lage zu diesem Zukunftsgebiet nicht unschwer das einzuholen, was es an anderen Stellen, namentlich im Balkan, in den letzten 10 Jahren verloren hat. Bei dem mächtigen Antheil, den deutsche Kulturarbeit für die Entwicklung Kleinasiens leistete (cgl. den musterhaften und erschöpfenden Aufsatz von Dr. Zimmerer: „Deutsche Forschungen in Kleinasien", veröffentlicht in den „Verhandlungen des XII. Geographentages", herausgegeben von Hauptmann Kollm), müssen die Beobachtungen und Winke von Dr. Grunzel, basirend auf mehreren Reisen in jenen Ländern, auch deutsche Handelsgeographen und deutsche Kaufleute wie Unternehmer in hervorragendem Maße interessiren. Ein besonderes Kapitel ist der Gesellschaft der Anatolischen Eisenbahnen und ihrer Thätigkeit für die Erschließung der Provinz gewidmet. Neidlos erkennt hier der Oesterreicher die Initiative deutschen Kapitals und deutscher Arbeit an. Es folgt eine Schilderung des Verkehrsgebieles der Anatolischen Bahnen. In übersichtlicher Weise werden die von der Bahn durchlaufenen Strecken und Flecken, ihre Bodenbeschaffenheit, ihre Produktion, ihre Industrie und ihre Konsumfähigkeit skizzirt. Die Zukunftsperspektiven für die einzelnen Ortschaften und Wirthschaftszentren zeugen von dem geübten Blick des Verfassers. Bei der Würdigung der kaufmännischen und soziolökonomischen Maßnahmen der Anatolischen Bahngesellschaft (Berufung von Kulturingenieuren für die Bodenbebauung, Obst- und Baumpflege 2c. S. 52) vermisse ich den Hinweis auf die Errichtung von musterhaften Getreideschuppen und ähnlichem an mehreren Punkten ihrer Linien. Diesen Ausführungen folgt eine detaillirte Kennzeichnung der dem Lande eigenthümlichen Industrien, der Meerschaumproduktion (zwischen Eskischehr und Angora vorzüglich betrieben), der Zucht der Seidenraupe und der Seidenweberei (hauptsächlich in Brussa), sowie dem Mohair oder Tiftik, dem Haar der Angoraziege. Grunzel gibt reichlich Daten und Nummern, aber er ist kein nackter Statistiker, sondern die Zahlen dienen lediglich zur Illustration des Gesagten. Noten zur Charakteristik des anatolischen Bauers, seiner Arbeitskraft und seiner Bodenerzeugnisse liefert die Skizze „Die anatolische Landwirthschaft". Als Resume aller einzelnen Betrachtungen, insbesondere die Lehrfolgerungen für die österreichische Industrie klarlegend, ist das Schlußkapitel „Die Bedeutung Kleinasiens für den europäischen Exporthandel" anzusehen. Wie aus der Erörterung der Gesichtspunkte des Büchleins zu erkennen, darf der am Exporthandel betheiligte Kaufmann wie der Volkswirthschaftler und Geograph aus den Grunzel'schen Ausführungen manche Belehrung schöpfen.

Dr. L. H. Grothe.

a. Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahresschrift, herausgegeben von Karl v. Reinhardstöttner.

VI. Band. 1. Heft. Regensburg, Verlag von W. Wunderling. — Die seit 5 Jahren erschienenen „Forschungen zur bayerischen Kultur- und Literaturgeschichte“ sind zu einem Zentralorgan für bayerische Geschichtsforschung erweitert und zu einer Vierteljahresschrift umgestaltet worden. Dem Programm gemäß werden sie eine Krönung der von den historischen Kreisvereinen herausgegebenen Vereinszeitschriften bilden, denn „streng archivalische Forschung wird das Gebiet der politischen, kulturellen, künstlerischen, literarischen Entwicklung der gesammten bayerischen Provinzen zugleich mit der Landesgeschichte umspannen“. Sie gedenken aber auch über die weiß-blauen Pfähle hinüberzugreifen, da die starke Verzweigung der bayerischen Geschichte in allen Jahrhunderten fast immer weit über die Grenzen des dermaligen Bayern hinausführt, ein großer Theil der bayerischen Geschichte z. B. mit jener Oesterreichs innig verwachsen ist. Das Programm erscheint sanach etwas weit gesteckt, denn es erstreckt sich nicht bloß auf den ganzen baiuwarischen Stamm, sandern auch auf Franken und Schwaben, hinsichtlich welch letzterer doch vermuthlich die Einschränkung auf den Zusammenhang mit dem jetzt bayerischen Gebiet platzgreifen dürfte. Besandere Aufmerksamkeit wird ferner der Bibliographie, Voranzeige bevorstehender Publikationen, der Kritik und sagar der Belletristik zugewendet, „deren besonderes Ziel eine Beleuchtung bayerischer Verhältnisse in allen Perioden und zu nerschiedenen Jahrhunderten beabsichtigt“; so enthält dieses Heft u. a. eine ausgedehnte Besprechung non Felix Dahns historischem Roman: „Vom Chiemgau“. Uns dünkt das ein glücklicher Griff zu sein. Die drei Abhandlungen des ersten Heftes stellen ein sehr günstiges Prognostikon für die Zukunft: Oberpfälzisches aus der Karolingerzeit non Geh. Justizrath Prof. Dr. Karl Gareis; Das bayerische Hülfskorps in Kölner Diensten zur Zeit des zweiten Raubkrieges (d. i. das Regiment Culer, 1672) oon Gymnasiallehrer und Privatdozent Dr. Döberl; Der Waffenstillstand nan Pfaffenhofen (7. Sept. 1796) von Privatdozent Dr. Richard Graf Du Moulin Eckart. — In Bezug auf den letzten Essay müssen wir aber doch ganz energisch Verwahrung einlegen wider die Art, in welcher der Verfasser mit einer durchaus unmotivirten Kühnheit über die Leistungen des Erzherzogs Karl als Feldherr bei Beginn des Feldzugs 1796 in Deutschland urtheilt und direkt die Geschichte fälscht. Er beschuldigt den Erzherzog, ohne jede Ursache freiwillig die Rheinlinie aufgegeben und der französischen Invasion Thür und Thar geöffnet zu haben. Das ist eine offenbare Unrichtigkeit, denn der Erzherzog räumte das linke Rheinufer nnd ging über Mainz an die Lahn zurück, nachdem durch Feldmarschall Graf Wurmsers Abberufung mit 30,000 Mann die österreichische Rheinarmee bedeutend geschwächt worden, Jourdans linker Flügel aber bei Düsseldorf über den Rhein gegangen war und Kienmayer bei Siegburg, Kienmayer nnd Württemberg bei Altenkirchen geschlagen und über die Lahn auf Limburg getrieben hatte, worauf Jourdan selbst mit dem Zentrum bei Neuwied auf das rechte Stromufer übergesetzt war. Diese Dinge ignorirt Graf Du Moulin nollständig. Vom Anfang dis zum Ende des Feldzugs 1796 hat sich Erzherzog Karl als Meister der Feldherrnkunst bewiesen, hat nicht bloß „eine glänzende Wiederherstellung der Waffenehre“ geleistet, sondern durch musterhaft ausgedachte und ebenso ausgeführte Operationen Süddeutschland von der drückendsten französischen Invasian befreit.

-tt. In memoriam. Gedichte von Arthur Fleischer. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1897. — Die unter diesem Titel in einem schmucken Bändchen nereinigten Gedichte sind dem Andenken der früh verblichenen Frau des Verfassers gewidmet. Tiefes Weh und schmerzlich süßes Versenken in eine glückerfüllte, unwiederbringlich oerlorene Vergangenheit durchzittert die formschönen, wie alle echte Lyrik zumeist ganz persönlichen, durchlebten Verse. Die Naturschilderung klingt zuweilen an Uhland an, auch Heine's Lyrik ist oon Einfluß auf den Verfasser gewesen. Hier nnd da sind dem Vers zuliebe kleine sprachliche Opfer gebracht, so in dem schwangaallen Gedicht an Platen, wa es eiamal heißt: „Mit bitteren Klagen hast du des Vaterlandes dich entschlagen; im sonn'gen Süd ein besseres Heim gefunden.“ Aber die meisten der Gedichte sind stimmungsoall und zeichnen sich durch Wohllaut aus.

W. Lehrbuch der Kirchengeschichte van Dr. F. X. Funk, Professor der Theol. a. d. Univ. Tübingen. Dritte, verb. und nerm. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh 1898. XVI, 618 S. 8°. 6 M. (Wissenschaftliche Handbibliothek. I. Reihe. Theologische Lehr- uad Handbücher XVI.) — Dieses Werk, dessen zweite 1890 erschienene Bearbeitung in der Beilage nom 11. November 1890 angezeigt wurde, hat mit der soeben versendeten dritten Auflage den Verlag, nicht den Charakter gewechselt. Nach wie var bringt sie die Summe des kirchengeschichtlichen Wissens, welche jeder gebildete Theologe der Gegenwart besitzen sollte, in knapper, übersichtlicher und faßlicher Farm zur Darstellung; nach wie var gibt sie durch Anführung der wichtigsten Literatur (im ersten, das christliche Atterthum umfassenden Abschnitte auch der Quellendelege) nnd Hinweis auf die bedeutenderen Kantroaersen Anregung und Anleitung zu weiteren und tieferen Studien. Trotz des beträchtlichen Stoffzuwachses ist der Umfang der dritten Bearbeitung gegenüber dem der norhergegangenen nur um 14 Seiten gewachsen, da nam Kleindruck diesmal noch reichlicher Gebrauch gemacht und für eine Reihe oon Paragraphen statt des früheren Garmond Borgis verwendet wurde. Die Zahl der Paragraphen hat sich sogar, da fünfmal je zwei in einen zusammengezogen wurden und nur einer (§ 212, Orden und Kangregationen in der zweiten Periode der Neuzeit) neu hinzutrat, von 222 auf 218 reduzirt. — Bei oerschiedenen Disziplinen ist es für die Praxis ziemlich gleichgültig, aus welchem Lehrbuch ihre Abepten sich unterrichtet haben. Nicht so bei der Kirchengeschichte. Die jungen katholischen Theologen, welche die Kirchengeschichte nach dem Buch Funks oder einem im nämlichen Geiste gehaltenen Werk studiren, werden die Achtung nor der wahrheitsuchenden Geschichtsforschung und der geschichtlich erkannten Wahrheit mit in ihr späteres Berufsleben hinausnehmen und imstande sein, sich selbst und die Kreise, in denen sie wirken, gegen die giftigen Dämpfe zu feien, welche aus den sumpfigen Niederungen der *ἀνιστορησία* aufqualmen.

* Ein großartiges Kinderheim. Das besteingerichtete aller Armenhäuser in dem an guten Armenhäusern so reichen Großbritannien, und zugleich eines der größten, ist dasjenige zu Walton-an-the-Hill. Es hat Raum für 3000 Insassen. Als das bemerkenswertheste an dieser ausgezeichneten Anstalt muß das in seiner Art wohl einzig dastehende Kinderheim dezeichnet werden. Dasselbe besteht aus 18 Kinderwohnhäusern nach dem Cottageplan, den Wohnungen des Direktars und des Pförtners, dem Krankenhause, dem Schulgebäude, der Küche, einer Schwimm- und Badeanstalt, einem Versammlungssaal, einem Varrathslager, einem Varbereitungsheim und verschiedenen Werkstätten. Alle Bauten dieses „Kinderdarfes“, wie man es wahl schan nennen kann, sind schön und aus Steinen aber Ziegeln salid aufgeführt. Die Knabenhänschen befinden sich aaf der eiaen, die der Mädchen auf der anderen Seite einer breiten Allee. Jedes ist für die Beherdergung van 30 Kindern in wahrhaft behaglicher, anheimelnder Weise berechnet und hat außer einem Blumengarten mit schönen Rosen einen geräumigen, für schlechtes Wetter theilweise gedeckten Spielplatz. Was zunächst die kleinen Mädchen betrifft, sa steht jedes Cattage unter der Leitung einer „Hausmutter“. Zu edener Erde befindet sich ein großes Speisezimmer. Die Kochoarrichtungen sind die denkbar nallkommensten. Die Anordnungen hinsichtlich der Reinlichkeit, Gesundheit und Belehrung der Kleinen lassen schwerlich etwas zu wünschen übrig. Besonderes Gewicht legt man auf die Unterweisung im Waschen, Plötten, Nähen und in allen übrigen häuslichen Arbeiten. Die gesammte Arbeit im Cottage wird oon der „Mutter“ und ihren Pfleglingen deforgt. Oden sind die Schlafräume untergebracht, und auch hier zeigt sich die Menschenfreundlichkeit der Armenhausnerwaltung im hellsten Licht. Die älteren Mädchen haben gute, schneeweiß bezogene Betten nnd überwachen die kleineren, die mit Wiegen nersehen sind. Neben jedem Lager steht ein Kästchen für Bücher und Spielzeug. Diese glücklichen Kinder wissen in dieser Umgebung nichts mehr van dem Elend, aus welchem sie gerettet worden sind.

Sie werden auch nicht in gleichmäßige, an die Kasernen erinnernde Uniformen gesteckt, sondern so gekleidet wie die Töchter gutgestellter Arbeiter gekleidet zu sein pflegen. Aehnliches gilt für die Knaben. Die Knabencottages gleichen im Bau, Beleuchtung, Lüftung und den sonstigen Einrichtungen denen der Mädchen; in der Leitung bestehen jedoch Unterschiede. Hier steht jedes Häuschen unter der Obhut eines Ehepaares, dessen männliche Hälfte in einem Handwerk tüchtig sein und in demselben Unterricht ertheilen können muß, denn alle Knaben werden zu Handwerkern ausgebildet. Zu diesem Zweck sind geräumige Schneider-, Schuhmacher-, Zimmermanns- und andere Werkstätten vorhanden; auch an Zöglingen der Landwirthschaft und des Gartenbaues fehlt es ebensowenig wie an den einschlägigen Lehrobjekten. Das Alter der im Waltoner Armenhaus untergebrachten Kinder schwankt zwischen $1\frac{1}{2}$ und 14 Jahren. Die oben flüchtig erwähnte Vorbereitungsanstalt dient zur Beherbergung aller Kinder auf 2 Wochen vor ihrer Ablieferung an das eigentliche Heim; in dieser Zeit machen sie das Uebergangsstadium von ihrer beklagenswerthen Vergangenheit zu einer angenehmen Zukunft durch. L. K.

* Wie der „Globus" mittheilt, beschreibt Fritz Schulz in seiner Dissertation (Halle 1898) die jährlichen Niederschlagsmengen Thüringens und des Harzes. Nach seinen Ausführungen steigt die Regenmenge innerhalb dieser Bereiche in zwei Gebieten über 1000 mm, nämlich im Thüringerwald und im Oberharz. Dieser ist erheblich niederschlagsreicher als der Thüringerwald. Dagegen hat der Unterharz, infolge seiner Lage im Regenschatten des Oberharzes, eine viel geringere Niederschlagsmenge, als ihm nach seiner Meereshöhe zukommen würde. An beiden Gebirgen läßt sich deutlich eine Luv- und Leeseite unterscheiden; die erstere ist die südwestliche, die letztere die nordöstliche. An beiden Seiten und bei beiden Gebirgen nehmen, der Auslage für W.- und NW.-Winde entsprechend, die Regenmengen von NW. nach SO. ab. Die regenvermehrende Wirkung des Gebirges über den Rand des Gebirges hinaus läßt sich an mehreren Stellen im Bereiche der Karte, am deutlichsten bei Coburg (Thüringerwald) und bei Wreschorode (Harz) erkennen. Die regenmindernde Wirkung des Gebirgs an der Leeseite beschränkt sich nicht auf ein an der Gebirgsrandung sich anschließendes Gebiet, sondern sie macht sich noch in großer Entfernung vom Gebirge bemerkbar. Durch sie entstehen die großen Trockengebiete im Thüringer Becken und an der Saale wie der Elbe mit weniger als 5000 mm Niederschlag. Auch die dem Harz und Thüringerwald an Höhe beträchtlich nachstehenden Bodenerhebungen Thüringens, wie das Eichsfeld, Ohmgebirge, Düa, Hainich, Hainleite, haben einen deutlich nachweisbaren Einfluß auf die Niederschlagshöhe; weniger deutlich, obwohl noch erkennbar, ist er bei Schmücke und Finne. Der Einfluß der Lage zum Meer läßt sich an der größeren Regenmenge des Harzes im Vergleich zum Thüringerwald beobachten, sowie an der Zunahme des Niederschlags in der Tiefebene im Norden des Harzes nach Westen hin.

-rt- Eine originelle Anwendung des Kinematographen machte jüngst der auch als geistreicher Schriftsteller bekannte französische Astronom Camille Flammarion. Er machte mit der Weitwinkellinse eines solchen Instruments photographische Aufnahmen des Sonnenuntergangs und -aufgangs, sowie zwischen diesen eine Serie von photographischen Aufnahmen des gestirnten Himmels und war hiedurch imstande, vor einem großen Auditorium (der französischen astronomischen Gesellschaft) auf einem im Saal aufgestellten Schirm nicht nur ein getreues Bild des Sonnenuntergangs, der Dämmerungserscheinungen, des langsam rotirenden Sternhimmels und endlich des Sonnenaufgangs unter großem Beifall der Zuschauer vorzuführen, sondern das „lebende Bild" zeigte auch die Bewegung des Mondes und der helleren Planeten unter den Fixsternen. Flammarion trägt sich sogar mit der Idee, die Sonne mit dem genannten Apparat zu photographiren und ihre Rotation durch die Bewegung der Flecken objektiv darzustellen. — Es gehört durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, daß wir demnächst die Nachricht von einer Vorführung des Verlaufs der letzten totalen Sonnenfinsterniß mit Hülfe des Kinematographen erhalten.

* **Heidelberg,** 9. Mai. Der außerordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität, Dr. Hermann Schapira, ist im 57. Lebensjahre in Köln gestorben.

* **Göttingen.** Die hiesige königliche Gesellschaft der Wissenschaften erhielt aus dem Dispositionsfonds des Kaisers den Betrag von 25,000 M. für die Ausführung von Messungen der Erdschwere in Ostafrika zugewiesen, die bei Gelegenheit der deutsch-englischen Grenzregulirung durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes erfolgen sollen.

* **Berlin.** Professor Berner, der hochbelagte Strafrechtslehrer an unsrer Universität, ist wegen seiner mißlichen Gesundheitsverhältnisse genöthigt, seine Vorlesungen einzustellen.

* **Kiel.** Der Professor der Literatur an unsrer Universität Prof. Eugen Wolff theilte in seiner Vorlesung über Heinrich v. Kleist mit, daß er zwei Jugendlustspiele des Dichters entdeckt habe, deren Entstehung in die Jahre 1800 und 1801 fällt.

* **Königsberg.** Das hiesige kgl. Doppelgymnasium Friedrichs-Kollegium feiert in diesem Jahre das Fest seines 200jährigen Bestehens. Aus dieser Schule gingen viele große und tüchtige Männer hervor. Kant verließ diese Schule 1740, Daoid Ruhnken, der bekannte Latinist und scharfsinnige Kritiker, 1741, Ludwig Ernst v. Borowski, evangelischer Erzbischof, 1755, der dirigirende Minister von Schlesien Graf v. Hoym 1757, Professor Karl Lachmann, Professor Karl Lehrs, Reichsgerichtspräsident v. Simson, Minister des Innern Graf zu Eulenburg, Professor Maler Graef u. A. m. Die Feier soll am 25. bis 28. Juni stattfinden. Die ehemaligen Zöglinge beabsichtigen, den Ehrentag durch eine der Schule nutzbringende Stiftung auszuzeichnen. Mögen recht zahlreich ehemalige Friderieianer Nachrichten über Ergehen und Lebensstellung an Hrn. Professor Bodendorff oder an Hrn. Professor Dr. R. Klebs, Königsberg i. Pr., einsenden.

* **Paris,** 10. Mai. Gestern ist hier Graf Harrisson, der Verfasser des „Journal d'un officier d'ordonnance", im Alter von 58 Jahren gestorben. Dieses Werk, das ihn, auch über Frankreich hinaus, bekannt gemacht hat, schrieb er aus den Erinnerungen heraus, die er als Ordonnanzoffizier des Generals Trochu in dem belagerten Paris und als Begleiter von Jules Favre nach Ferrière und später nach Versailles zu Bismarck sammeln konnte. Vorher schon hatte er sich durch verschiedene Veröffentlichungen über die Expedition nach China, an der er als Ordonnanzoffizier des Generals de Montauban theilnahm, und über Tunis hervorgethan. Später setzte er seine Landsleute in Entrüstung durch sein Buch „La légende de Metz", in welchem er versuchte, den Marschall Bazaine von der Anschuldigung des Verraths zu reinigen. Großes Aufsehen erregte er auch durch seine Schrift „Le prince Impérial" (Napoleon IV.), wie er überhaupt als geschmackvoller und fesselnder Schriftsteller, der freilich oft allzusehr die Wahrheit mit Dichtung mischte, die Ereignisse der jüngsten Zeit stets geschickt zu verarbeiten wußte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für Krankenpflege. Hggb. von Dr. Mart. Mendelsohn. 20. Jahrg. März 1898. Berlin, Fischer. — Führer durch die „Vereinigten Ostseebäder". Fahrplan 1898 der Rhederei J. F. Bräunlich, Stettin. — Heinrich Adolf Köstlin: Geschichte der Musik im Umriß. 5. verbesserte Auflage. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Dr. S. Radó-Rolhfeld: Die Ungarische Verfassung geschichtlich dargestellt. Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht 1898. — Carl Baron Torresani: Schwarz-gelbe Reitergeschichten. 3. durchgesehene Auflage. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1898. — Paul v. Schönthan: Wiener Luft. Stimmungen und Geschichten. Ebd. — A. Her: Sie liebten sich. Ebd.

☞ Hierzu die Liste der **27. Pfandbrief-Verloosung** der **Süddeutschen Bodencreditbank.** [8048]

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 12. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Ergebnisse der bedingten Verurtheilung. Von Ernst E. Hoffmann. — Dante im Faust. II. Von Paul Pochhammer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Ergebnisse der bedingten Verurtheilung.

Von Ernst E. Hoffmann (Darmstadt).

Das von der Wissenschaft schon seit Jahren empfohlene System der Aussetzung des Strafvollzuges wurde zuerst in Belgien verwirklicht durch einen Gesetzentwurf, den der Justizminister Jules Le Jeune am 23. März 1888 der Chambre des Représentants vorlegte. Der Entwurf kam am 1., 9. und 11. Mai zur parlamentarischen Verhandlung und ist am 1. Juni 1888 in Kraft getreten. Nach diesem Gesetz kann der Gerichtshof, wenn die zu verbüßende Gefängnißstrafe 6 Monate nicht übersteigt und der Verurtheilte noch keine frühere Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder Vergehens erlitten hat, durch eine mit Gründen versehene Entscheidung anordnen, daß die Vollstreckung des Urtheils während einer vom Gerichte zu bestimmenden Frist auszusetzen ist; diese Frist darf 5 Jahre nicht übersteigen. Wenn der Verurtheilte während dieser Zeit sich keine neue Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder Vergehens zuzieht, gilt die Verurtheilung als nicht geschehen: la condamnation sera comme non avenue. Im entgegengesetzten Falle werden die ausgesetzte und die neue Strafe zusammengerechnet.

Die Ergebnisse dieses belgischen Gesetzes können als durchaus günstig bezeichnet werden. Es liegen nunmehr ausführliche Berichte des belgischen Justizministeriums über die Wirkungen des Gesetzes für die Zeit vom 1. Juni 1888 bis zum Ende des Jahres 1896 vor, also für die ersten 8 Jahre und 7 Monate des Bestehens des Gesetzes. In diesem Zeitraum wurden von den tribunaux correctionnels im ganzen 387,115 Verurtheilungen ausgesprochen, bei 105,399 Verurtheilungen wurde die Aussetzung des Strafvollzuges angeordnet, und nur 7834 Rückfälle waren festzustellen. Bei den tribunaux de police wurde die Aussetzung des Strafvollzuges zwar verhältnißmäßig seltener gewährt, doch waren die Ergebnisse noch günstiger: während hier im ganzen 1,220,672 Verurtheilungen ausgesprochen wurden, kam das Gesetz von 1888 in 191,171 Fällen zur Anwendung und nur in 3174 Fällen mußte die Strafe wegen Rückfalles nachträglich verbüßt werden. Hiebei läßt sich von Jahr zu Jahr im allgemeinen eine Steigerung in der Anwendung der bedingten Verurtheilung feststellen; im Vergleich zu der Zahl derjenigen Verurtheilungen, bei denen die Strafe nicht größer als 6 Monate Gefängniß war, bei denen also das Gesetz die Aussetzung des Strafvollzuges zuließ, läßt sich folgende Zunahme beobachten: der Strafvollzug wurde ausgesetzt

im Jahre	1890	in	9.0	%	dieser Fälle,
„ „	1891	„	11.0	%	„ „
„ „	1892	„	19.7	%	„ „
„ „	1893	„	26.0	%	„ „
„ „	1894	„	27.5	%	„ „
„ „	1895	„	28.0	%	„ „
„ „	1896	„	30.9	%	„ „

Die belgischen Gerichte überzeugten sich also von Jahr zu Jahr mehr von der günstigen Wirkung des sursis à l'exécution.

Auffallend ist, daß in den Jahren 1890 bis 1896 in steigendem Maße bei Verurtheilungen zu Geldstrafen der Strafvollzug verhältnißmäßig häufiger ausgesetzt wird als bei Verurtheilungen zu Freiheitsstrafen. Von den Aussetzungen des Strafvollzuges entfielen 1890 auf Geldstrafen 76.3%, 1893 schon 88.0% und 1896 89.6%; andrerseits entfielen auf Freiheitsstrafen 1890 noch 23.7%, 1893 12.0% und 1896 nur 10.4% aller Strafaussetzungen. Die absolute Zahl der Aussetzungen von Freiheitsstrafen, die 1890 nur 3397 betrug, schwankt in den Jahren 1892—1896 stets zwischen 5594 und 6414; man kann hiernach auch für die nächste Zeit vielleicht auf durchschnittlich 6000 Aussetzungen der Freiheitsstrafe im Jahre schließen. Dagegen ist die absolute Zahl der Aussetzung von Geldstrafen in fortgesetzter Steigerung begriffen; sie betrug 1890 erst 10,912, im Jahre 1893 schon 41,104 und 1896 sogar 54,911; sie hat sich also im Jahre 1896 im Vergleich zu 1890 verfünffacht.

Die Zahl der Rückfälle bedingt verurtheilter Personen innerhalb der vom Gerichte gesetzten Bewährungsfrist ist nicht hoch, wenn sie auch seither in steter Zunahme begriffen ist; es erklärt sich letzteres ganz natürlich einerseits aus der steigenden Zahl der bedingten Verurtheilungen, andrerseits aber auch daraus, daß die Bewährungsfrist vom Gerichte bis auf 5 Jahre festgesetzt werden kann, daß also in den ersten 5 Jahren der Geltung des Gesetzes die Zahl der bedingt verurtheilten Personen und hiermit der möglichen Rückfälle von Jahr zu Jahr wachsen muß. Die Zahl der Rückfälle betrug:

1888/89	bei den	tribunaux	correctionnels	192,	bei den	trib. de	police	54
1890	„	„	„	„	283,	„	„	„	„	49
1891	„	„	„	„	581,	„	„	„	„	124
1892	„	„	„	„	1106,	„	„	„	„	220
1893	„	„	„	„	1187,	„	„	„	„	461
1894	„	„	„	„	1218,	„	„	„	„	543
1895	„	„	„	„	1502,	„	„	„	„	758
1896	„	„	„	„	1765,	„	„	„	„	965

Bemerkenswerth ist, daß im Vergleich zur Zahl der bedingten Strafaussetzungen bei den tribunaux correctionnels die Zahl der Rückfälle größer ist als bei den tribunaux de police, im Jahre 1896 z. B. 10.9%, gegen 2.1% bei den tribunaux de police. Wie sich aus diesen Ziffern ergibt, sind die Erfahrungen, die man in Belgien mit der bedingten Verurtheilung gemacht hat, recht günstig.

Früher noch als in Belgien beschäftigten sich die gesetzgeberischen Faktoren Frankreichs mit der bedingten Verurtheilung. Schon 1884 brachte Bérenger einen Gesetzentwurf ein, der neben anderem die Einführung des sursis à l'exécution, der Aussetzung des Strafvollzuges, bezweckte. Zwei weitere Gesetzesvorschläge — der eine 1885 von Michaux, Schoelcher und Mazeau, der andere im nächsten Jahre von

Reybert und Genossen — verfolgten ähnliche Ziele. Doch die Berathungen zogen sich lange hin und erst am 26. März 1891 gelangte die lex Bérenger zur endgültigen Annahme. Die Grundsätze des Gesetzes sind im wesentlichen dieselben wie die des oben besprochenen belgischen Gesetzes von 1888, wenn sich auch einzelne Abweichungen feststellen lassen; so fehlt z. B. in Frankreich die Beschränkung, daß der Strafvollzug nur bei Freiheitsstrafen unter 6 Monaten ausgesetzt werden darf.

Auch in Frankreich sind die Hoffnungen, die man an die Einführung des neuen Systems knüpfte, nicht enttäuscht worden. In den ersten 3 Jahren des Bestehens des Gesetzes, also von 1891 bis 1893, war die Aussetzung des Strafvollzuges bei den tribunaux correctionnels in 429,994 Fällen möglich; in 50,026 Fällen wurde von dem Gerichtshofe die Aussetzung des Strafvollzuges angeordnet und nur 1567 Rückfälle kamen vor. Ueber die späteren Jahre sind von dem directeur des affaires criminelles et des grâces statistische Mittheilungen nicht mehr veröffentlicht worden. Doch spricht sich der französische Justizminister in einem Berichte, den er unterm 7. November 1897 über die Strafrechtspflege im Jahre 1895 erstattet (Nr. 304 des Journal officiel vom 9. November 1897) sehr günstig über die Wirkungen der lex Bérenger aus: „La menace de la peine, dans l'état actuel de notre régime pénitentiaire, semble se montrer plus efficace que son exécution, du moins en ce qui concerne les délinquants primaires.“ Unter den 94,725 Fällen, in welchen während der ersten 5 Jahre des Gesetzes, also von 1891 bis 1895, die Aussetzung des Strafvollzuges gewährt wurde, befinden sich nur 4159, in denen wegen Rückfälligkeit die Strafe nachträglich vollzogen werden mußte. Wenn die Zahl der rückfälligen Verbrechen von 1890 bis 1895 in demselben Maße gewachsen wäre wie in der Zeit von 1880 bis 1890, so hätte Frankreich im Jahre 1895 mehr als 130,000 Rückfällige zählen müssen, statt 99,434 in Wirklichkeit. Ist es nicht natürlich — fragt der französische Justizminister in seinem Bericht — anzunehmen, daß die 30,000, die nicht rückfällig geworden sind, einen Theil der 94,725 Verurtheilten ausmachen, auf welche die lex Bérenger angewendet worden ist? Die bedingte Aussetzung des Strafvollzuges hat sich als ein segensreicher Faktor in der französischen Strafrechtspflege bewährt.

Dem Beispiele Frankreichs und Belgiens folgend, führten 1892 Luxemburg, 1893 Portugal und 1894 Norwegen die bedingte Verurtheilung ein. Doch liegen bemerkenswerthe statistische Mittheilungen über ihre Wirkung in diesen Staaten bis jetzt nicht vor.

Von dem belgisch-französischen System der Aussetzung des Strafvollzuges ist das in Nordamerika und England eingeführte Probation System wesentlich verschieden. Hier wird bei dem erstmals Angeklagten zunächst nur die Schuldfrage untersucht, ohne daß ein Strafurtheil gefällt wird. Der für schuldig erkannte Thäter wird vielmehr eine Reihe von Jahren auf Probe gestellt, theilweise unter einem sehr strengen und peinlichen Ueberwachungssystem. Erst wenn er während der Bewährungsfrist ein neues Vergehen sich zu Schulden kommen läßt, wird eine Verurtheilung, eine Strafbemessung wegen der ersten That auf Grund des früheren Protokolls ausgesprochen. Zieht sich der Thäter dagegen während seiner Probezeit keine neue strafrechtliche Verfolgung zu, so bleibt er von jeder Verurtheilung frei. Dieses Probation System herrscht in Massachusetts, England und den meisten australischen Staaten.

In Massachusetts wurde die bedingte Verurtheilung durch ein Gesetz von 1880 einheitlich geregelt; es wurden Probation Officers, Ueberwachungsbeamte, eingesetzt, welche die auf Probe gestellten Personen besuchen und durch Zuspruch und Ermahnungen von neuen Gesetzübertretungen abhalten sollen. Ferner haben die Ueberwachungsbeamten, soweit möglich, dem Gerichtshofe mitzutheilen, ob eine vor den Geschworenen stehende Person schon einmal wegen eines Verbrechens schuldig erkannt worden ist. In den ersten 10 Jahren des Bestehens des Gesetzes wurde die bedingte Verurtheilung in Boston in 7251 Fällen ausgesprochen und nur 473 Personen haben die Bewährungszeit nicht bestanden. Nachdem durch ein Gesetz vom 28. Mai 1891 die Ernennung von Ueberwachungsbeamten, die seither (abgesehen von der Stadt Boston) in das freie Ermessen der Gemeinden gestellt war, allen Gerichten des Staates zur Pflicht gemacht worden ist, findet das System der bedingten Verurtheilung noch häufiger Anwendung als bisher. Die Zahl der bedingten Verurtheilungen betrug in der Zeit vom 1. Juli 1891 bis 31. September 1894 im ganzen 17,051, also durchschnittlich im Jahre etwas über 5000. Bezeichnend ist, daß bei 75% dieser Fälle das Delikt, wegen dessen die bedingte Verurtheilung ausgesprochen wurde, „drunkeness“, Trunkenheit war! Was das Alter der auf Probe gestellten Personen betrifft, so hatten 12.9% das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet, 19.6% standen zwischen 19 und 25 und 67.2% zwischen 26 und 50 Jahren.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die Ergebnisse des Probation Systems in England. Hier wurde die bedingte Verurtheilung durch das Gesetz vom 8. August 1887 als besonderes Rechtsinstitut eingeführt, wenn sie auch der englischen Praxis durch die Einrichtung der Friedensbürgschaft schon vorher bekannt war. Nach diesem Gesetze kann der Gerichtshof in jedem Falle, in dem eine noch nicht vorbestrafte Person des Diebstahls, der Unterschlagung oder einer anderen Strafthat, die mit Gefängniß von höchstens 2 Jahren bestraft werden kann, schuldig erkannt ist, folgendes anordnen: der Thäter wird in Freiheit belassen, muß sich aber verpflichten, mit oder ohne Bürgschaft während einer vom Gerichte zu bestimmenden Frist Frieden zu halten und auf Vorladung vor dem Gerichtshofe zu erscheinen, um sein Urtheil entgegenzunehmen. Bei guter Führung während der Probezeit, die durchschnittlich auf 2 Jahre festgesetzt wird, bleibt der Thäter von Verurtheilung und Strafe frei. Das Gesetz fand, soweit uns statistische Mittheilungen vorliegen, in stets steigendem Maße Anwendung, und zwar:

1888	in 514	Fällen	36	Rückfällige,
1889	„ 924	„	69	„
1890	„ 992	„	64	„
1891	„ 2136	„	245	„
1892	„ 2647	„	286	„
1893	„ 3090	„	238	„

Von den 10,393 Personen, auf die das Gesetz in diesem Zeitraume Anwendung fand, mußten also nur 938 wegen Rückfälligkeit wieder vor dem Gerichtshofe erscheinen, um nachträglich ihre Strafe zu empfangen.

Für Deutschland dürfte sich indessen die Einführung des belgisch-französischen Systems, also die Aussetzung des Strafvollzuges nach gesprochenem Urtheil, aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, besser eignen, wie auch dieses System von den Vertretern der Reformbewegung in erster Linie empfohlen wird. Die Erfahrungen, die man bis jetzt namentlich in Belgien und in Frankreich gemacht hat, sind, wie ich darzulegen versucht habe, sehr günstig und lassen den Wunsch, daß auch Deutschland die Bahn der Reform in dieser Richtung betreten möge, berechtigt erscheinen.

Dante im Faust.

Von Paul Pochhammer.

II.

Der Terzinenmonolog ist damit zunächst für mich erledigt. Es kam darauf an, ihn als einen integrirenden, mit dem vorhergehenden und nachfolgenden völlig verzahnten und eigens für den Platz, den er einnimmt, geschaffenen Theil der Faustdichtung nachzuweisen, dessen Form und Inhalt völlig harmoniren, sobald man sich durch ihn an Dante erinnern läßt.

Die beiden Dante-Stellen, die sich in ihm widerspiegeln, sind freilich durch die Schilderung, die Dante in mehr als fünf Gesängen von seinem Aufenthalt im irdischen Paradiese gibt, voneinander getrennt. Doch fanden wir zunächst in landschaftlichen Zügen dieses paradiso terrestre bereits in der Ariel-Scene von Goethe selbst angedeutet, und daß Dante seine persönlichen Eindrücke vom Garten Eden gleich anfangs gibt, Faust aber hinterher, erklärt sich von selbst daraus, daß Faust nicht eintretend, sondern schlafend uns vorgeführt wird, und daher erst nach Erwachen über das, was ihn umgibt, sich äußern kann.

Erst jetzt wende ich mich der Reinigung Fausts durch Ariel und damit der Behauptung zu, von der ich a. a. O. ausging, daß es nicht die klassische (auch nicht die Schiller'sche), sondern die Dante'sche Lethe ist, mit der Goethe vor unsern Augen Faust entsühnt. Damit kommt aus Dante ziemlich das ganze Mittelstück zwischen den beiden citirten Stellen in Betracht. Denn Dante erblickt seine Lethe unmittelbar nach seinem Eintritt ins irdische Paradies, verwendet den Rest von Purg. XXVIII, sowie die drei nächsten Gesänge zur Darstellung der an der Lethe sich abspielenden Scenen, und gibt uns erst im letzten (XXXIII.) Gesange des Purgatorio volle Klarheit über die Art, wie er sich die Wirkung seiner Lethe denkt. Er hat uns aber sehr zeitig bereits auf sie vorbereitet:

> Lethe wirst du doch nicht hier unten sehn,
> Es waschen sich in ihm die reu'gen Seelen,
> Wenn Buße ihnen jede Schuld getilgt hat.
> (Inf. XIV, 136/139, Kopisch.)

So beantwortet Virgil die Frage Dante's nach der Lethe schon in der Hölle, der der Dichter von den fünf Strömen des Hades vier überlassen hat, den Acheron, den Styx, den Pflegethon und den Cocyt, wie um die Lethe loszukaufen, die er in einer neuen Bedeutung im irdischen Paradiese verwenden will. Sie gelangt hier in einer Weise in den Mittelpunkt seiner ganzen Dichtung, daß diese, aller künstlerischen Dreitheilung ungeachtet, sachlich durch die Lethe, an deren Ufer Beatrice erscheint und Virgil verschwindet, nach der Wirksamkeit der beiden führenden Kräfte, in nur zwei Haupttheile sich gliedert. Darum führt auch jeder ernste Gedanke an die Commedia, sobald man sie nicht lediglich als Niederschlag scholastischer Wissenschaft, sondern mit Goethe als „Gedicht" betrachtet, von selbst zur Lethe-Scene hin. Goethe konnte deßhalb an sie anknüpfen, ohne an Dante-Bildung mehr vorauszusetzen als die Kenntniß der Thatsache, daß in den Händen des großen Florentiners der Lethe-Begriff sich gewandelt hatte und jetzt eine Entsühnung hat, wie auch er sie für seinen Helden brauchte im Beginn des zweiten Theils seiner Dichtung.

Abhängig wird Goethe dabei von Dante im Grunde nicht, nicht mehr wenigstens als vom Alterthum, das der Welt die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Lethe gab. Auch ohne an Dante dabei zu denken, hat Hermann Baumgart z. B. (Goethe's Faust als einheitliche Dichtung S. 412) für die Lethe, in deren Thau Faust gebadet wird, die entsühnende Bedeutung gefordert, und es ist nicht anzunehmen, daß er hierin allein steht. Die ganze Dichtung sowohl als der Wortlaut des Ariel-Befehls:

> Besänftiget des Herzens grimmen Strauß;
> Entfernt des Vorwurfs bittre Pfeile,
> Sein Inn'res reinigt von erlebtem Graus;

weisen auf diesen Sinn des Wortes hin. Er wird nur fester gegründet, wenn man dabei an Dante denkt, der — wohlverstanden — nichts, absolut nichts anderes geliefert hat, als die Beschaffenheit des Wassers, das jetzt nicht mehr die Erinnerung an das frühere Leben tilgt, sondern die an alle aus ihm erwachsene Schuld!

Nur in die Stirn Dante's, nicht in die Fausts, schnitt der Engel des Herrn die sieben P! Ueber die Art, wie Faust die Würdigkeit erlangt hat, seine Lebensschuld vergessen zu dürfen, erfahren wir aus der Scene selbst nichts; nur die Thatsache wird uns gegeben, daß er sie besitzt. Ich bewundere die hohe Kunst Goethe's, nur genau das der älteren Dichtung entnommen zu haben, was er brauchte, und die souveräne Sicherheit, mit der er der seinen nicht nur Kolorit und Stimmung, sondern die ganze Eigenart zu bewahren verstanden hat, die sie sowohl zur höchsten Leistung seines Geistes, als zur unvergänglichen Krone deutscher Dichtung macht.

Goethe konnte an dieser Stelle der Faustdichtung zunächst die Schiller'sche Lethe nicht verwenden, und hat es nicht gethan: denn ein Hektor, der „all sein Sehnen" und „all sein Denken" verliert, sollte uns nicht vorgeführt werden, und ist uns nicht vorgeführt worden. Goethe konnte aber ebensowenig hier Gebrauch machen von der klassischen Lethe, weil ihre Anwendung im Munde Ariels eine Frivolität bedeutet hätte. Der Lustgeist, der aus Shakespeare's „Sturm" nicht nur den Hauch echter Poesie, der ihn umgibt, sondern auch Anspruch auf unsre Ehrerbietung mitbringt, konnte den Rath nicht geben: Vergiß einfach deine Thaten! Er konnte nicht sagen: Laßt uns diesen Mann sein früheres Leben vergessen machen, damit die Gattheit ihre Wette gewinnt! So hätte Euripides handeln können, nicht Goethe! Daß aber Goethe auch so nicht gehandelt hat, ergibt sich schon daraus, daß Faust sein früheres Leben thatsächlich nicht vergißt. Mephisto müßte sich ihm ja noch einmal vorstellen, wenn dies der Fall wäre. Statt dessen redet ihn Faust mit dem:

> Sag' mir das nicht! du hast's in alten Tagen
> Längst an den Sohlen abgetragen;

an, sobald er mit ihm nach dem Karneval am Kaiserhofe allein ist, und auch jede weitere Gesprächsäußerung, z. B.:

> Du sparteſt, dächt' ich, solche Sprüche;
> Hier wittert's nach der Hexenküche,
> Nach einer längst vergang'nen Zeit.

beweist schlagend, wie fest in ihm die Erinnerung an jede Phase ihres früheren Verkehrs sitzt und wie wenig daher in der einleitenden Paradiesscene von der klassischen Lethe die Rede sein kann. Auch ist diese ein Trank für Todte, die ein Schattendasein führen sollen, während es sich im Faust darum handelt, einem Lebenden die Kraft zu verleihen zu neuem und größerem Thun. Eine solche Lethe bot Dante und damit die Möglichkeit, mit einem Wort zu sagen, in welcher Verfassung und Lage wir Faust uns jetzt zu denken haben. Gerade der Ausdruck „streben", das Wort, von dem Georges Pradez, der ernsteste Faust-Uebersetzer französischer Zunge, ausdrücklich feststellt, daß seine Sprache es nicht besitzt,[1]) drängt sich gebieterisch auf, wenn wir die Thätigkeit benennen wollen, die Dante vom Beginn der Höllenfahrt bis zur Ankunft an der Lethe geübt hat,

[1]) Le Faust de Goethe. Lausanne, Benda 1894. Note 10 des Kommentars (Durch Dante, Vorwort S. 9).

und ein „immerfort streben bis zum höchsten Dasein“ ist das, wozu sie thatsächlich ihn befähigt.

Daß dieses Dasein bei Dante sich wesentlich von dem unterscheidet, dem Faust zustrebt, brauche ich ebensowenig auszuführen, wie ich über die Verschiedenheiten der Persönlichkeiten, der Zeiten und der Lebenswerke der beiden Dichter mich zu äußern habe. Wie ich nicht daran denke, die beiden Dichtungen, die nebeneinander gehören, weil sie einander werth sind, aufeinander legen oder vermischen zu wollen, so liegt es mir fern, die Frage Dante-Goethe behandeln zu wollen, die der Weltliteratur zusteht und vielleicht die wichtigste ist, die die Dichtkunst uns gestellt hat. Höchstens darf ich, im Vorbeigehen an ihr gleichsam, auf zwei Einzelpunkte aufmerksam machen. Einmal auf eine überraschende Aeußerung, die Fr. Xaver Kraus soeben aus der Monarchia[1]) beigebracht hat, in der Dante das Wesen irdischer Glückseligkeit in der Bethätigung der eigenen Kraft findet, und aus der Kraus mit gutem Recht folgert, wie wenig außerhalb des Dante'schen Denkens eine Thatenreihe, wie Goethe's zweiter Faust-Theil schildert, möglicherweise gelegen hätte. Sodann darauf, daß gerade Dante auf der Erde endet, wohin er mit Aufträgen aus dem Himmel zurückkehrt (und zwar doch wohl in sein paradiso terrestre), daß allein aus der Thatsache, daß Dante noch lebend sich zum Himmel erhebt, seine Führerin dorthin als das Organ gekennzeichnet ist, mit dem der Mensch seinen Gott sucht, und daß er den Zustand, den er schließlich erreicht, als eine ethische Harmonie des Verstandes und des Herzens, dem die höchste Liebe die Weihe gibt, sehr schön im Ausklange seiner Dichtung zu schildern verstanden hat.[2])

Es handelt sich hier um nichts von alledem, sondern nur darum, daß Goethe einen Dante'schen Ausdruck gewählt und damit eine Wegkreuzung vollzogen hat, die umso bedeutungsvoller ist, je verschiedenartiger sonst die Wege sind oder sein mögen, die beide Dichter ihre Helden führen. Auch hat Goethe ziemlich viel dazu gethan, schon in der Ariel-Scene selbst und nicht nur in dem ihr folgenden Monologe, an Dante zu erinnern, vor allem dadurch, daß die Lethe überhaupt gereicht und nicht genommen wird und daß ihre Verabreichung angeordnet wird von einer Macht, die als eine höhere gekennzeichnet ist und auch ihre Begleitung weitaus überragt. Im Fallenlassen des Trinkens der Fluth hat Goethe sodann sich einen weiteren Schritt vom herkömmlichen Lethe-Begriff entfernt, wie um darauf aufmerksam zu machen, daß dieser nicht gemeint sei, hier sogar über Dante hinaus, der das Trinken neben der Durchschreitung des Wassers noch beibehalten hatte:

> Es öffnete das schöne Weib die Arme,
> Und tauchte mich, mein Haupt umfassend, unter,
> Weßhalb nothwendig Wasser ich verschluckte.
> (Purg. XXXI, 100/102, Karl Witte.)

Beatrice spricht, Dante an die Lethe erinnernd (Purg. XXXIII, 96), sogar lediglich vom Trinken. Wer vom Bade spricht, scheint das Abwaschen der Schuld in den Vordergrund stellen zu wollen, das bei Dante ja auch vor sich geht, nach der Inferno-Stelle zum Wesen der neuen Lethe gehört und bei der klassischen undenkbar ist. Goethe, der Dante vor sich hatte, würde es vermieden haben, solchen Anklang an ihn hervorzurufen, wenn er ihn nicht gewollt hätte. Es lag nahe, dem schlafsuchenden Faust den Trank reichen zu lassen, nach dem Orest in der „Iphigenie“ ruft. In letzterem Falle, in einer Dichtung, in der die Luft der Antike weht, und der Schuldige nur früher zu erhalten wünscht, was ihm am Lebensende winkt, läßt ihn Goethe natürlich auch den Becher verlangen. Nur wir reichen diesen auch Faust, nicht Goethe, weil wir Dante vergessen, bezw. der wissenschaftlichen Behandlung überlassen haben, und daher den Umstand nicht würdigen, daß Goethe zwischen zwei Lethe-Begriffen zu wählen hatte. Daß er hier für den Dante'schen sich entschieden hat, wird auch sonst erkennbar. Als einen „Unglücksmann“ hat Dante an der Lethe sich erst recht geschildert, obwohl er ein Heiliger genannt werden könnte im Vergleich zu Faust. Man könnte bei dem Worte „heilig“ im Satze „ob er heilig, ob er böse“ sogar eine direkte Anspielung auf die Person Dante's vermuthen, in dem „böse“ eine Charakteristik Fausts, im ganzen Ausspruch Ariels das Bewußtsein Goethe's, hier einen wesentlich Schuldigeren an die Lethe heranzuführen, die Dante entsühnt hat. Goethe hat sicher Beatrice nicht für die verkleidete Theologie, auch nicht für Papstthum oder göttliche Weisheit gehalten, sondern, soweit sie nicht die Jugendgeliebte selbst ist, für die symbolische Vertreterin des nach oben strebenden Herzens, das im Menschen das Gegengewicht bildet gegen den auf das Irdische gerichteten Verstand. Ein „grimmer Stranß des Herzens“ ist es recht eigentlich, den auch Dante in sich entfachen und austoben läßt, und den die Lethe „besänftigt“. Ist der Luftgeist, dessen Gesang Aeolsharfen begleiten, milder als die strenge Richterin Dante's, so berührt das die Sache nicht, um die es sich handelt; andrerseits bleibt doch zu beachten, daß wir Ariel nur im Augenblick des Gewährens kennen lernen und ihn nichts äußern hören, das nicht auch im liebenden Geiste der Herrin Dante's denkbar wäre, zur Zeit, als sie, wie anzunehmen, mit einer einzigen Handbewegung dieselbe Gewährung vollzieht. Endlich ist gerade das starke Anschlagen der Mitleidsnote bei der Umgebung der die Verabreichung der Lethe anordnenden Macht ein echt Dante'scher Zug:

> Doch als in ihren süßen Melodie'n sie
> Mir Mitleid zeigten, mehr als ob: O Herrin,
> Was thust du ihm so weh? — gesagt sie hätten,
> Da ward der Frost, der mir das Herz erstarrte,
> Zu Wasser und zu Luft und mit Beklemmung
> Drang aus der Brust durch Augen er und Mund.
> (Purg. XXX, 94/99; Karl Witte.)

Dante, der es wagt, ein homerisches Mittel, wie es doch immerhin die Lethe an sich ist, da zu brauchen, wo er religiöse Befriedigung sucht und findet, verwendet gerade das Mitleid, das die Beatrice umgebenden himmlischen Herrscharen empfinden und äußern, in einer fast homerisch anmuthenden Weise. Denn wie wir die Schönheit Helena's würdigen lernen aus der Wirkung, die sie ausübt auf die trojanischen Greise, erlangen wir die Gewißheit, daß Dante sich in einem dejammernswerthen Zustande befindet, aus dem Eindruck, den er über das Lethe-Flüßchen hinweg auf die Jenseitigen macht. Andrerseits gehört aber dieses Mitleid zur Natur dieser Engel, denn es zeigt sich, ehe sie wissen, wen sie vor sich haben, ob einen Heiligen oder einen Bösen. Beide Anklagereden Beatrice's, sowohl die an ihre Umgebung als die an den Schuldigen selbst gerichtete, folgen erst hiernach. Die erste schließt den 30., die andere eröffnet den 31. Gesang des Purgatorio. Ariel mußte ein seiner inneren Natur nach zu Mitleid und Hülfsbereitschaft geneigtes Geleit wählen, wenn er soweit an die Dante-Scene erinnern wollte, als nöthig war, um sein Lethe-Bad als entsühnend zu charakterisiren. Damit wird er nicht zu Beatrice, er ist ja auch in seiner Person und Herkunft völlig anders gedacht als diese. Auch die vier Nymphen, die einst am Himmel als Sterne die Dante'sche

[1]) Mon. III, c. 15 (p. 404) ... beatitudinem scilicet hujus vitae, quae in operatione propriae virtutis consistit et per terrestrem paradisum figuratur. F. X. Kraus: Dante. Sein Leben und sein Werk, sein Verhältniß zur Kunst und Politik. Berlin, Grote 1897. S. 489.

[2]) Der Commedia-Schluß in Gefahr unter dem Bilde vom Mühlrade zu leiden, das Goethe dem Faust-Schüler in den Mund legt (Durch Dante S. 142).

Herrin umstanden und jetzt ihr dienen, suche ich nicht unter seinen germanischen Elfen. Lediglich der Gegenstand des Vergessens stand in Frage. Es scheint mir durchaus möglich, auf den Lethe-Begriff die Entnahme Goethe's aus der Commedia zu beschränken, wie es mir einfach geboten erscheint, im Faust mit ihm zu rechnen, gleichviel ob in unsern Augen Goethe's Dichtung hiedurch gewinnt oder verliert.

Ein „Eingreifen Gottes", wie Veit Valentin (S. 117 seiner so überaus lehrreichen Schrift) schon bei klassischer Lethe und bei ausdrücklicher Gleichsetzung der Orest- und Faust-Lethe verlangt, dürfte selbst durch das Einstellen der Dante'schen in den Faust nicht nöthig werden. So stark die Versuchung hiezu für den ist, der Entsühnung annimmt, die nur im Namen des Himmels vollzogen werden kann, und deren unmittelbare Anordnung eine so viel würdigere Gottesthat wäre als die Gewährung eines Zaubertrankes (das auch bei Valentin ganz von selbst in Vergleich mit dem Trunk in der Hexenküche geräth), so möchte ich ihr doch nicht erliegen. Es läßt sich doch eine vollgültige Entsühnung, mit der das menschliche Streben als bis zu bestimmtem Ergebniß gelangt anerkannt und für ein höheres Ziel frei gemacht wird, auch durch den hiefür zuständigen Ariel denken, ohne Beeinträchtigung der Enthaltsamkeit Gottes, die der „Prolog im Himmel" verbürgt. Kuno Fischer hat einmal, aus der Lebenserfahrung heraus, mit den Worten: „nicht frei von Irrthum, aber unantastbar für die Versuchung, nicht unfehlbar, aber unverführbar" (Goethe's Faust II, S. 179), die dem Menschen erreichbare sittliche Höhe in wenigen markigen Strichen so klar gezeichnet, daß ein festes Bild dadurch gewannen ist, mit dem wir arbeiten können. Es ist das, welches sich, m. A. n., vor unsern Augen erhebt, sobald wir nach Einsetzen des neuen Lethe-Begriffs an Faust denken, der „gereinigt" von dem, was der Gang durch die kleine Welt an Schuld ihm angehängt hatte, sich zum Gange durch die große rüstet. Er hat mit Lucifer selbst zu ringen gehabt, denn ganz einwandfrei hat Goethe im Prologe Mephisto als solchen gekennzeichnet! Die Art, wie Faust seinen Begleiter und dessen Herkunft betrachtet, darf uns nicht hindern, den ungeheuren Fortschritt auf die Wahrheit im Menschenleben hin zu bewundern, den Goethe über Dante hinaus, die Entwicklung eines halben Jahrtausends dichterisch verwerthend und sicherstellend, dadurch gemacht hat, daß er diesen Lucifer vom Eise des Höllengrundes löste und ihn in dramatisch so wirksamer Gestalt Faust gesellte. Seine Schöpfung verdient es sogar, auf rein geistigem Wege noch nachträglich in die Commedia oder doch wenigstens in das, was wir aus ihr mitnehmen, eingesetzt zu werden. Denn alles, was uns hemmt, ist Mephista, alles was uns hebt, Beatrice!

Mephisto ist es recht eigentlich, der bei Dante an den Ufern der Lethe den Verbündeten Virgil und Beatrice erliegt. Faust muß seine Schlachten allein schlagen, dafür ist er ausgerüstet mit Kopf und Herz, mit Wagemuth und dunklem Drange, und ich freue mich, daß Goethe Werth darauf gelegt hat, Fausts ersten Sieg, den ethischen, als einen solchen „an der Lethe" zu bezeichnen. Ob Goethe das von Anfang an gewollt hat, als ihm „jugendlich von vornherein klar" auch die (zunächst innerliche) Zweitheilung der Handlung vorschwebte, die Form, die allein ihm die Möglichkeit bot, die Keime zu sittlicher Läuterung ausreifen zu lassen, die der erste Theil so meisterhaft kennzeichnet schon im genießenden Faust, aber ob er erst mit dem Prologe, der auch für die Entsühnung die Karten mischte, dazu überging, sein „Hilf dir selbst!" in die große Lebensentsühnungs-Frage hineinzuwerfen, ist dem vollendeten Kunstwerk gegenüber eine untergeordnete Frage. Vielleicht verstand dem Dichter der innere Umschwung sich allezeit von selbst, dessen Darstellung die Anlehnung an Dante ihm so wesentlich erleichterte. Doch kann das Erkennen der Bedeutung, die das Lethe-Wort hier bei Goethe hat, die Ueberzeugung nur bestätigen, daß das Jahr 1797 eine ganz besondere Wichtigkeit nicht nur für den Faust, sondern auch für Goethe hat, der von hier an — nach Kuno Fischers prächtigem Ausdruck — in seiner Faustdichtung bewußt uns die Deutsche Divina Commedia schrieb.

Nur noch ein nicht ganz untergeordneter Punkt ist zu berühren. Von der Annahme, daß Goethe den Schluß des Dante'schen Purgatorio vor sich hatte, als er die Verbindung seiner Faustitheile herstellte, bin ich ausgegangen. Sie ist mir dadurch erleichtert worden, daß ich schon seit langer Zeit zu der Ansicht gelangt bin, Goethe müsse schon sehr früh sich mit dem Inferno nicht begnügt und besonders das Purgatorio genau gelesen haben.[1]) Ganz bestimmt aber muß Goethe die Stelle des letzten Purgatorio-Gesanges gekannt haben, auf die ich schon zweimal hinwies, und die — wenn man will — die über die Dante'sche Lethe eigentlich entscheidende ist. Sie soll meine Dante-Citate schließen. Es ist eine ganz wunderbare Stelle, von der ein eigenartiger Lichtstrahl ausgeht über die Lethe, auf Beatrice und Dante. Beatrice hat eben auf dem Gange durch den Wald die „Schule" getadelt, der Dante im Leben gefolgt ist, und sie hat den Abstand der Erde vom höchsten Himmel als Beispiel gebraucht, um darzuthun, wie weit ab von Gott die Wege derselben ihren Schützling geführt haben. Dieser aber wagt hiebei zu widersprechen, indem er sich auf sein gutes Gewissen beruft.

„Kannst du dich," so entgegnete sie lächelnd,
„Nicht daran erinnern, so erwäge nur,
Daß du vom Lethe eben erst getrunken.
Und wie man aus dem Rauch aufs Feuer schließet,
So zeigt dies dein Vergessen, daß dein Wille,
Der andres Ziel verfolgte, schuldig war."
(Purg. XXXIII, 94/99; Karl Witte.)

Ich verweile nicht beim hohen Reiz dieser Scene, der in der „echt weiblichen" Weise besteht, in der die Herrin die Wahrheit, die sie ausspricht, begründet; ich halte mich nur an die Schilderung, die Dante hier von der Wirkung seiner Lethe gibt. Selbst auf die bestimmteste Aufforderung hin vermag sich Dante seiner Schuld nicht mehr zu erinnern, während ihm sein früheres Leben selbst — wie seine Begegnungen mit Piccarda, Karl Martell, Cacciaguida und Anderen im himmlischen Paradiese zeigen — auch später noch klar vor Augen steht. Ist Faust mit dem Thau aus der Lethe Dante's gebadet, so muß dies für ihn — völlig nachweisbar — dieselben Folgen haben. Schaut er zurück, darf er alles sehen, nur nicht mehr seine Schuld. Einen solchen Rückblick haben wir vor uns in seinem Gespräch mit der Sorge:

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n ꝛc.

Faust darf sich völlig richtig zeichnen, aber er darf selbst diejenige Schuld nicht entfernt berühren, mit der wir ihn sich haben beladen sehen und die ihn noch an der Lethe vor unsern Augen beunruhigt hatte.

[1]) Nur zwei Beispiele aus der Walpurgisnacht des ersten Theils, die, wie ich glaube, ihre Form nach Dante erhalten haben: „Ich steige schon 300 Jahr, und kann den Gipfel nicht erreichen"; Statius (Purg. XXI, 67) steigt fast 1300 Jahre, und hat ihn z. B., als wir ihn kennen lernen, noch nicht erreicht. „Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe des rothen Monds mit später Gluth heran." La Luna, quasi a mezza notte tarda... Fatta com' un secchione che tutt' arda. (Purg. XVIII, 76, 78.)

Goethe hatte Grund, durch Form und Inhalt des Terzinenmonologs darauf aufmerksam zu machen, bezw. zu bestätigen, daß er dem italienischen Dichter hier einen Begriff entnommen hatte.

* * *

Möchten die Goethe-Kenner und Goethe-Freunde sich des Vorzugs bewußt bleiben, durch Goethe auch dem älteren Idealdichter besonders nahe gestellt zu sein! Möchten sie dazu helfen, daß Deutschland dazu übergeht, auch die Commedia Dante's mit Goethe als ein „Gedicht" zu betrachten! Goethe hat mit dem einzigen Worte „Symbolische Dichtung" den Ausdruck gefunden, nach dem Dante vergebens rang, um zutreffend zu benennen, was sein Genius ihm eingegeben hatte. Goethe hat uns mit dem Auseinanderlegen des eigenen Ichs in die Träger der Handlung seiner Dramen ein Verfahren verständlich gemacht, das, seit Menschen dichten, bestanden haben muß, und das auch in der Commedia zu vermuthen kein Unrecht sein kann. Ich wage zu hoffen, daß Goethe uns noch dazu führen wird, „all unser Denken" in Virgil, „all unser Sehnen" in Beatrice symbolisch verkörpert zu finden. Goethe lehrt uns täglich, daß der Dichter doch etwas anderes gibt als selbst derjenige Philosoph, an dem er zu eigener Weltanschauung sich aufgerankt hat, und er warnt uns durch den Faust, der, wenn wir ihn verloren hätten, durch keine noch so fleißige Spinoza-Behandlung neu erzeugt werden könnte, davor: in der Commedia Thomas von Aquina statt Dante zu lesen. Kein Dante-Forscher hat mit einem einzigen Gedanken so viel für „Dante in Deutschland" gethan als Hermann Grimm mit der Bezeichnung Dante's als des romanischen Homers und seiner Begründung derselben. Die Zeit muß kommen, in der auch das Ausland durch Dante zu Goethe, durch Goethe zu Dante gelangt. Ein kleines intelligentes Land, die französische Schweiz, weist schon jetzt (Marc-Monnier, Georges Pradez) beide Erscheinungen auf.

Möchten dem erneuten Zusammenschluß der deutschen Dante-Arbeiter, der bevorsteht, das Interesse und die Unterstützung auch der Goethe-Leser nicht fehlen!

Mittheilungen und Nachrichten.

Unsre Hochschulen und die Anforderungen des XX. Jahrhunderts von A. Riedler. Berlin, A. Seydel, 1898. — Welch gewaltige Umwandlung hat sich seit 100 Jahren in dem äußeren Leben und Treiben unsres deutschen Volkes vollzogen! Die Volkszahl hat sich verdreifacht (von 18 Mill. auf 53 Mill.), das Volksvermögen verzehnfacht; aus einem bunt zusammengesetzten Staatenhaufen von 292 Territorien wurde ein mächtiges Reich; aus „Handwerks- und Gewerbes-Banden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern" ist das deutsche Bürgerthum zu industriellem und kommerziellem Großbetrieb, zur Großstadtbildung und zum Weltverkehr übergegangen und — was das merkwürdigste ist — das träumerisch mystisch angelegte Volk der Dichter und Denker hat sich auch auf dem Gebiet der exakten Forschung und der praktischen Technik zu erfolgreichem Wettbewerb mit den drei Vorländern (Frankreich, England und Vereinigte Staaten) emporgeschwungen.

Weniger rasch geht dagegen die innere Umwandlung, die aus Gefühlen und Gewohnheiten quellende Werthschätzung der praktischen und technischen Bethätigung, die allgemeine geistig-gemüthliche Erfassung der Aufgaben des politischen und des technisch-wirthschaftlichen Lebens von statten. Wie erklärt sich das? Die beiden geistigen Strömungen, welche unser höheres Kulturleben am meisten beeinflußten, die christliche und die antike Lebensanschauung, sind von vornherein der richtigen Werthschätzung der wirthschaftlich-technischen Kulturarbeit wenig günstig. Jene mit ihrem stets auf das Himmlische und Geistliche gerichteten Blick hat Wirthschaft und Technik stets als etwas irdisches geringgeschätzt, ja vielfach als etwas das Seelenheil gefährdendes mit dem Makel des Sündhaften belegt. Diese hat, getreu dem ästhetisch-aristokratischen Grundzug griechischen Wesens, dem Schönen vor dem Nützlichen, den liberalen vor den technischen Berufen allzusehr den Vorzug gegeben und die technisch-wirthschaftliche Beschäftigung als etwas banausisches und sklavisches des freien Bürgers für unwürdig erachtet. — So mögen wir es begreifen, daß selbst heute, wo die wirthschaftlich-technische Kulturarbeit Kunst und Wissenschaft, Kirche und Staat, alle höheren und niederen Interessen sich dienstbar zu machen scheint, ein hochgebildeter Vertreter dieser Fächer über mangelndes Verständniß und ungenügende Würdigung sowohl der bisherigen Leistungen als der künftigen Bedeutung der Technik Klage zu führen berechtigt ist.

Beides macht sich besonders in der Geringschätzung der technischen Berufe und Lehranstalten gegenüber den humanistischen bis hinauf zu den Hochschulen geltend. Und doch zeigen bei Vergleichung der technischen Hochschulen mit den Universitäten die letzteren größere Mängel als die ersteren, „sie laufen Gefahr, im überlieferten Geleise, abseits von den berechtigten Forderungen der mächtig pulsirenden Gegenwart stehen zu bleiben" (S. 17). Die vorherrschende Ueberschätzung des Wissens gegenüber dem Können: der Gelehrsamkeit gegenüber der praktischen Tüchtigkeit, des Intellekts gegenüber dem Willen, des Wortes und der Rede gegenüber den Sachen und dem Handeln erzeugt jenen verhängnißvollen Kritizismus (S. 20) und Doktrinarismus (S. 28), der unsre gebildeten Kreise so unfähig zu fruchtbarer politischer Wirksamkeit macht. „Daher die vielen Doktrinäre, die sich mangels konkreter Beschäftigung auf das Weltverbessern legen und immer nur Kritik üben, ohne je im Leben verantwortlich gearbeitet zu haben, die auch immer Recht behalten, weil sie immer nur „negiren", aber nie verantwortlich schaffen. Wie viele verkehrte Bestrebungen würden unterbleiben, wenn alle diese Weltverbesserer gezwungen wären, (wie der Techniker) ihre Ideen stets mit dem Maßstabe der wirklichen Ausführung zu messen! Die nothwendige Gewöhnung an solchen Maßstab lehrt aber die herrschende gelehrte Schulung nicht."

„Eine wirklich allgemeine Bildung muß „regieren" können, d. h. voraussehen, vorhandene Lücken rechtzeitig erkennen und die großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zielbewußt erfassen, statt sich immer erst durch Noth und Drang vorwärts schieben zu lassen." Ob das heutige juristische Studium zu solch „regierungs"fähiger Bildung führt, davon mag die verhängnißvolle Verkennung und Vernachlässigung der „geistig-sittlichen" Kulturaufgaben von Seiten unsrer bureaukratischen und parlamentarischen Staatslenker Zeugniß ablegen, wodurch unser Volk der bedenklichsten Demoralisation preisgegeben wird.

„Gegenüber den Aufgaben des kommenden Jahrhunderts, die für den Staat in immer höherem Maße technischer und wirthschaftlicher Natur sein werden, bedürfen auch die technischen Hochschulen, wenn auch nicht in demselben Maße wie die Universitäten, vielfacher Um- und Ausgestaltung: sie müssen die Fachwissenschaften einander näher bringen, eine höhere, im vollsten Sinne des Wortes „allgemeine" Bildung ermitteln und der Erziehung zu „wirthschaftlichem" Schaffen dienen."

Wie sich der hochgebildete Verfasser dies im einzelnen denkt und was er vorschlägt, möge man besonders in den Abschnitten: „Die höchsten Bildungsstätten und die staatlich-nationalen Aufgaben" (S. 26—38), „Kulturaufgaben des Ingenieurs" (S. 50—58) und „Umgestaltung der Hochschulen" (S. 73—108), des höchst anregenden und schon durch seinen Preis (1 M.) auf weite Verbreitung berechneten Werkes selbst nachlesen.

München. J. Unold.

Die „Zeitschrift für immanente Philosophie", begründet von Al. R. Kauffmann, fortgeführt von Wilhelm Schuppe in Greifswald (Verlagshandlung Dr. R. Salinger, Berlin W., Steinmetzstraße 27), eröffnet ihren 3. Jahrgang mit einem Aufsatz „Das Lebendige" von dem vor kurzem verstorbenen Hrn. Otto Schmitz-Dumont und einer Arbeit des Herausgebers: „Das System der Wissenschaften und das des Seienden". Letztere wird auch als „einer pädagogischen Unter-

suchung Theil I" bezeichnet, weil mit wissenschaftlicher Exaktheit über Lehrpläne zu handeln nur dann möglich ist, wenn der gesammte Umkreis desjenigen, woraus eine Auswahl getroffen werden soll, in systematischer Uebersicht vorliegt. Diese Uebersicht, wie sie „das System der Wissenschaften und das des Seienden" bietet, ist auch geeignet, aufs neue über Sinn und Bedeutung der immanenten Philosophie, welcher die neue Zeitschrift dienen will, zu belehren.

Der Terminus immanens könnte von Kant her verständlich sein; aber sein Sinn ist durch die Unklarheit des Gegensatzes verdunkelt worden. Der Gegensatz transscendent ist sogleich mit metaphysisch gleichgestellt worden und letzteres Wort wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Erst neuerdings ist das Wort Metaphysik in dem schlichten Sinne einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung gebraucht warden, und so scheint die „immanente" Philasaphie natürlich unter Verzicht auf die Einheit nur auf die Fülle der gegebenen Thatsachen anzuweisen. Aber die Einheit ist niemals gegeben, sondern wird immer hinzugedacht, und so könnte es, wenn solches Hinzudenken ausgeschlossen sein sollte, auch keine Spezialwissenschaft geben. Es ist des Herausgebers besonderes Bemühen gewesen, gerade diesen Zusammenhang der Philasophie mit allen Einzelwissenschaften klar zu machen. Wem dies klar gewarden ist, der wird auch dieses sein Hinzudenken und sich selbst mit ihm zu der Welt rechnen, welche er vorfindet und als ein aus zusammengehörigen Momenten bestehendes Ganzes zu begreifen sucht. Begreifen natürlich nicht in dem Sinne, als ließe sich anders woher bedueiren, daß dach etwas sein und daß es Bewußtsein geben müsse, sondern in dem der Analyse, welche die einheitbildenden Zusammenhänge herausfindet. Man könnte es mit einem beliebt gewardenen Worte „Beschreibung" der Welt nennen, wenn dieses Wort nicht zu dem Mißaerständniß Anlaß gäbe, daß es sich nur um einzelne Wahrnehmungsthatsachen handle und auf die die Allgemeinheit beherrschenden Gesetze verzichtet werde. Das ist schon unmöglich, wenn der Philosoph sich selbst mit seinem Denken auch zum Seienden rechnet. In der Theorie ist die Selbstvergessenheit nicht eine Tugend, sandern ein Rechenfehler. Die immanente Philosophie nimmt dieses Ich als dasjenige, was Jeder meint, wenn er aon sich spricht. Sie wäre transscendent, wenn sie eine sog. „Substanz" lehrte, welche nichts aan allem dem wäre, dessen man sich bewußt werden kann, sandern dem bekannten Ich, wie man geheimnißvoll sagt, „zugrunde läge". Das Ich gehört zur Erfahrungswelt, und in ihr liegt alles, was die logische Reflexion zu entdecken vermag. Kein Dogma verbietet den Transscensus, aber die logische Einsicht in den Erkenntnißprozeß, d. i. die Begriffsbildung, macht es dem Denker unmöglich, mit inhaltlasen Begriffen zu arbeiten. Nicht nur logische, auch psychalogische, ethische, rechtswissenschoftliche Figmente sind so hinweggeräumt worden.

Die Zeitschrift, welche diesen Standpunkt vertritt, ist eo ipso das berufene Organ zur gemeinsamen Verständigung, und der Philosophie der Gegenwart thut nichts mehr noth als diese. D. H.

Die kirchliche Ueberlieferung und die russische theologische Literatur. Anonym (russisch). 584 in 8°. 4 M. Herder in Freiburg, 1898. — Die van Leo XIII. mit dem Sendschreiben Praeclara gratulationis vom 24. Juni 1894 inaugurirte Frage der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, bezw. richtig deutsch gesagt ihrer vom Papst gewünschten Unterwerfung unter den römischen Stuhl, hat es mit sich gebracht, daß in der Kontroaerstliteratur die Differenzpunkte zwischen der lateinisch-römischen und der morgenländisch-orthodoxen Kirche wieder mehr erörtert werden, selbstverständlich ahne praktischen Erfolg. So beschäftigt sich das vortiegende Buch mit einem der zentralen Punkte, der nach menschlichem Ermessen und nach dem Urtheil der Geschichte jede Union des Papstthums mit der Orthodoxie als Gonzem ausschließt, mit der Stellung des Papstes und der von ihm auf Grund des Vaticanums von 1870 beanspruchten Autorität. Und da ist der anonyme Verfasser, dessen Buch mit seinem Willen erst nach seinem Tode erscheint, natürlich in der Lage, verschiedenen russischen Thealogen, Katanskij, Bjelaiew, Lebedow u. A., gegenüber nachzuweisen, daß die Supremate des Papstes schon in den ersten Jahrhunderten auch in der orientalischen Kirche anerkannt war. Wenn dabei den arthodoxen Theologen Textfälschungen, absichtliche Entstellungen, tendenziöse und willkürliche Erklärungen nachgesagt werden, so denkt man unwillkürlich daran, daß das die besten und beliebtesten Waffen in der Rüstkammer der Papalisten von jeher waren und zur Begründung der päpstlichen Autorität den Griechen gegenüber im sog. Pseudo-Cyrillus in geradezu großartig-systematischer Weise angewendet wurden. Lic. G.

Schlafende Augen. Roman von Hans Frhr. v. Sanden. Dresden und Leipzig, Verlag aon Karl Reißner 1897. — Es ist der Vorzug des Romons, daß er seinen Helden von der Wiege bis zum Grab, oder doch so weit durch sein Leben hin begleiten kann, als dieses noch des regelmäßigen Verlaufs entbehrt und schicksalsvalle Wendungen in sich schließt. Von diesem Vorrecht machen aber stets nur wenige Dichter Gebrauch, die meisten begnügen sich damit, einen besonderen Lebensabschnitt, der einen möglichst aerwickelten Charakter an sich trägt, aus der Geschichte dieser Hauptperson dorzustellen und womöglich in der innigsten Verflechtung mit den Schicksalen anderer, in den gleichen Kampf aerstrickter Figuren. Dadurch nähert sich aber ihre Schoffensweise der des Dramotikers, nur daß dieser am natürlichsten aerfährt, wenn er eine zusammengedrängte Handlung sich erwählt, während der gleich energisch verfahrende Epiker dadurch den Gebaten der erzählenden Dichtung eigentlich entgegen handelt und daher kein reines Kunstwerk salcher Art hervorzubringen aermag. Stoffanhäufung verwechselt er mit epischer Breite, der sich nach wohlberechtigter Forderung die epische Ruhe beigesellen muß, welche wiederum einen stillen Fluß der fartgehenden Darstellung verlangt und daher auch von selbst auf eine nicht allzu verwickelte Fabel hinweist. Daß es mustergültige Romane geben sollte, die zugleich gegen das Grundgesetz der poetischen Gattung, zu der sie gehören, beharrlich aerstoßen, dürfte kaum annehmbar sein und in der That sind auch alle berühmten oder, deutlicher gesagt, berühmt gebliebenen Romane von jener Beschaffenheit. Es sind Erziehungsromane, wenn man sich dieses verständlichen, aber nicht erschöpfenden Ausdrucks zur Bezeichnung dieser rein erzählenden Gebilde bedienen darf. Wir brauchen hier nur an den köstlichen „Simplicissimus" zu erinnern, der uns als der einzige Prasaroman aus älterer Zeit heute nach so lesenswerth als vormals erscheint. Durch die nach seiner ganzen Anlage gebotene Einreihung des vorliegenden Romans in diese kleine Zohl verwandter Gestaltungen möchten wir daher allein schon die Bedeutuag desselben für eine ungewöhnliche erklären und wir glauben, daß der vorurtheilslose Leser auch unserm Urtheil nachträglich beipflichten wird. Die Erziehung eines jungen Mannes aus aristokratischer Familie durch das heute von dem Bürgerthum auf Grund geistiger wie materieller Niveauaerschiebungen mehr oder minder beherrschte Leben bildet das Grundthema dieser durchaus wahren, wenn auch in allen oder doch ihren hauptsächlichen Theiten erfundenen Geschichte, welche zudem auch ahne absichtliche Tendenz und daher ouch, ahne das künstlerische Gepräge irgendwie zu aerletzen, in dos soziale Gebiet aufhellende Lichter wirft und folglich mit gleichem Nutzen von den Angehörigen der beiden Stände zu Gemüthe gezogen werden kann. Steht doch der Verfasser selbst nicht im mindesten auf einseitigem Standpunkt, sondern mit einer seltenen Klarheit durchdringt er die in fortwährender Berührung mit einander befindlichen Standesunterschiede und Verhältnisse, weit eher geneigt dazu, den zu arbeitsamer Berufsthätigkeit angehaltenen Mann aon unbeachteter Herkunft über den durch sein Wappenschild aller Welt, seine erlesene Geburt zeigenden Magnaten zu stellen, wofern er nur auch durch eine makellose oder gar Anderen aoranleuchtende Lebensführung diese Sympathie sich zu verdienen vermag. Für solche tüchtige und edel angelegte Vertreter des Bürgerstandes in seinen höheren Klossen hat der Verfasser bei Austheilung der Rollen bestens gesorgt, doch ist er nicht hiebei stehen geblieben, sondern er hat auch die mehr den sogenannten ungebildeten Ständen angehörenden Figuren aus dem Volk mit sichtbarer Zuneigung erschaffen, aber mit so sicherem menschlichen Gefühl, daß er das gute wie böse Herz ebenso rückhaltlos aufdeckt, gleichviel ob es in der Brust eines

Hohen oder Niederen schlägt. Dazu befähigt ihn aber seine auf psychologischer Erkenntniß beruhende und durch die Erfahrung geläuterte Welt- und Menschenkunde, die sein wahrhaft malerisches Darstellungstalent uns in meisterlicher Art offenbart. Möge diese mit urwüchsiger Kraft und feinem Sinn geschriebene moderne Hetzengeschichte allerwärts die freundlichsten Leser finden. Martin Greif.

Hg. Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik. Von Dr. Joh. Schubert. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (norm. J. F. Richter) 1898. — Der Verfasser will in dem Heftchen eine objektive Charakteristik dreier Frauentypen aus der Zeit der Romantik geben. Dorothea Mendelssohn, die spätere Gattin Friedrich Schlegels, Therese Heyne, des Dichters Huber treue Gefährtin, und die unglückliche Charlotte Stieglitz werden in ihrem Verhältniß zur romantischen Zeitströmung beleuchtet, mit Ausnahme der zuletzt genannten Stieglitz unsres Erachtens ohne die rechte Wärme und Geschlossenheit der Darstellung. Der Stil ist schulmäßig und schwerfällig, die Sprache anfechtbar, ebenso sind die literarhistorischen Folgerungen des Verfassers nicht einwandfrei. So ist als primäres Element der Romantik wohl das Ueberwuchern des Gefühlslebens anzusehen, nicht aber die krause poetische Literatur dieser Epoche, die überhaupt keine eigenen Wurzeln hat.

* Eine neue Expedition auf den Kilimandscharo wird in diesem Jahre von Dr. Hans Meyer in Begleitung des Münchener Malers und Alpensteigers E. Platz unternommen werden. Die Hauptaufgaben der Expedition, die im Juni von Leipzig aufbrechen wird, werden in folgendem bestehen: Zunächst soll die Nordseite des Berges in seinen höheren Theilen genau durchforscht werden. Ferner soll die Frage gelöst werden, ob der Kilimandscharo in früheren Zeiten stark vergletschert war. Die Dauer der Expedition ist auf ein halbes Jahr berechnet.

* In Comfort im Kendall County in Texas hat am 18. April der deutsche Gelehrte Dr. Adolf Böcking seinem bewegten Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht. Er war, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, vor 60 Jahren in Bonn als Sohn des bekannten Juristen Professor Eduard Böcking, des Herausgebers der Werke Ulrich v. Huttens, geboren. Er studirte Naturwissenschaften und habilitirte sich in Bonn als Privatdozent der Zoologie. In den 60er Jahren wurde er im Auftrag der preußischen Regierung nach Südamerika gesandt, wo er zoologische Studien betrieb, die von bauerndem Werth sind. Es gilt dies besonders von seinen Arbeiten über den Pampastrauß oder Nandu. Böcking kehrte nicht nach Deutschland zurück, sondern begab sich nach den Vereinigten Staaten und siedelte sich nach längerem Umherschweifen in Kansas an, wo er sich eine Farm kaufte. Nachdem ihm aber 3 Jahre hintereinander die Heuschrecken die Ernten aufgefressen hatten, verließ er Kansas und kam, vollständig verarmt, mit den Seinen nach Texas. Die Redaktion der „Freien Presse" in San Antonio verschaffte ihm durch ihre Vermittlung im Jahre 1886 die Stelle als Vorsteher der Friedrichsburger Schule. Lange behalten hat er sie freilich nicht, denn bei seiner fast krankhaften Unverträglichkeit verfeindete er sich bald mit Jedermann, und sodann weigerte er sich auch, sich den verschiedenen Förmlichkeiten zu unterwerfen, die nun einmal staatlich vorgeschrieben sind, wie Prüfungen 2c. Er hat dann eine Zeit lang in Kerr County Schafe gehütet und lebte später längere Zeit in San Antonio, von wo aus er für naturwissenschaftliche Fachblätter schrieb und sich auch in weiteren Kreisen durch Vorträge bekannt machte. Seit geraumer Zeit war er verschollen. Die jetzige Mittheilung von seinem tragischen Ende hat diejenigen, die ihn kennen, keineswegs überrascht.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent für Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. W. Vöge, hat auf die venia legendi verzichtet, da er in die Verwaltung der königlichen Museen in Berlin als Hülfsarbeiter eingetreten ist.

* **Paris.** Den Mittheilungen über den am 9. Mai verstorbenen Grafen Hérisson (nicht „Harrisson", wie in der gestrigen Notiz infolge eines Druckfehlers zu lesen war) fügen wir noch hinzu, daß dieser Schriftsteller trotz des großen Aufsehens, das seine Schriften erregten, und trotz des bedeutenden Absatzes derselben in den letzten Jahren sich in ziemlich mißlicher Lage befand, wodurch er veranlaßt wurde, die Regierung um einen Posten zu bitten. Er wurde als Befehlshaber der französischen Milizen nach dem Congo geschickt. Nach kurzem Aufenthalt erkrankte er hart so schwer, daß er sich nicht wieder ganz erholte. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit hatte er sich jetzt nach Algier begeben, wo er in Konstantine starb.

* **St. Petersburg.** Von der Ochotsk-Kamtschatka-Expedition sind vor wenigen Tagen Nachrichten eingetroffen, die vom 12. Dez. 1897 datirt sind. Ihnen zufolge geht die Durchforschung Kamtschatka's rasch vorwärts, dank der Möglichkeit, mit Pferden und Hunden fahren zu können. Das westliche Ufer ist von Padlagernaja bis Oblukowinnaja untersucht worden. Der mittlere Bergrücken ist 6mal durchmessen und dessen erloschene Vulkane sind untersucht worden; es sind die ersten unzweifelhaften Gletscher in Kamtschatka am Gipfel des Tigil konstatirt und sind die ersten zuverlässigen Anzeichen von Gold in Kamtschatka am linken Ufer des Flusses Oblukowinnaja entdeckt worden, wo von Mitte Oktober ab zwei Bergarbeiter belassen worden sind. Viele Daten über das Vorhandensein von Kohle sind gesammelt. Das Klima ist schwer zu ertragen; Fröste, Thauwetter und Schneegestöber wechseln mit einander ab.

* **Kairo.** In den großen Schuttablagerungsstätten, deren Durchsuchung schon den „Staat" des Aristoteles, die Bruchstücke von Herondas und Bakchylides und die Aussprüche Jesu zutage förderte, werden immer wieder neue und interessante Funde gemacht. So hat man neuerdings ein Bruchstück aus Matthäus entdeckt, das dem 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung angehört; ebenso eines des Markus; eines von Alkman und eines von Sappho; zwei von verloren gegangenen griechischen Lustspielen; einen Theil eines chronologischen Werks, das die Zeit Philipps II. und Alexanders des Großen behandelt; Stücke aus Homer, Thukydides, Herodot, Sophokles, Platons „Staat" und „Gesetzen", aus Xenophon, Demosthenes und Virgils „Aeneis". Alle diese Handschriften, deren literarischer und textkritischer Werth theilweise groß ist, werden von den englischen Gelehrten Grenfell und Hunt mit gewohnter Sorgfalt und Zuverlässigkeit veröffentlicht werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hermann Schubert: Mathematische Mußestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Charlotte Niese: Auf der Heide. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — A. Engelmann: Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands mit Einschluß des Handelsrechts. 2. Heft. Berlin, J. J. Heine 1898. — Georg Witkowski: Die Handlung des zweiten Theils von Goethe's Faust. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig, Dr. Seele u. Co. 1898. — Führer durch Trencsin-Teptiez in Oberungarn und Umgebung. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Norbahl-Johansen: Supplement zu „In Nacht und Eis" von Fr. Nansen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1898. — Wohin die Frauenrechtlerei führt. Von zwei englischen Juristen. Ins Deutsche übersetzt mit einem Vorwort von E. Belfort Bax. Zürich, J. Schabelitz 1898. — Wilhelm Rolfs: Deutsche Nationalfeste. Auskunftsbüchlein für Jedermann, der sich darüber unterrichten will. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Gedanken Kaiser Wilhelms des Großen. Hggb. v. Heinr. Merkens. Jena, Herm. Costenoble. — Prof. Dr. W. Ostwald: Das physikalisch-chemische Institut der Universität Leipzig und die Feier seiner Eröffnung am 3. Januar 1898. Mit zwei Tafeln. Leipzig, Wilh. Engelmann 1898. — Prof. Dr. William Marshall: Bilderatlas zur Zoologie der Vögel. Mit beschreibendem Text. Mit 238 Holzschnitten. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. 38. Jahrgang. 1898. Hggb. von H. O. Sperling. Stuttgart, H. O. Sperling 1898. — *George Meredith*: An Essay on Comedy and the uses of the comic spirit. Second edition. Westminster, Arch. Constable & C. 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 13. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Löhne Bulle in München.

Inhaltsübersicht.

Die Südpolarzone. Von S. Günther. — Schillers Jungfrau von Orleans in neuester Beleuchtung. Von Dr. Ernst Müller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Südpolarzone.

Durch Deutschland, wie auch durch andere Kulturländer, geht gegenwärtig eine lebhafte Bewegung, deren Träger zunächst allerdings wissenschaftliche Kreise sind, von der aber zu hoffen steht, daß sie auch weiter im Volke um sich greifen und dazu verhelfen möge, den Plan einer gründlichen Erforschung der südlichen Polarwelt seiner Verwirklichung näher zu führen. Ueber die Ideen, welche diesem Plane zugrunde liegen, sowie über die besten Mittel der Ausführung wird heute Abend Dr. Erich v. Drygalski aus Berlin im Münchener Rathhaussaale einen größeren Vortrag halten, und es ist unsre Absicht, nicht etwa die Quintessenz seiner Ausführungen vorwegzunehmen, sondern ihm in der Weise vorzuarbeiten, daß wir auf ein Werk aufmerksam machen, welches vorzüglich dazu geeignet erscheint, denen, welche sich durch die Worte eines der ersten Sachkenner zu weiterer Beschäftigung mit einer gewiß hochinteressanten geographischen Zeitfrage angeregt fühlen, als Leitfaden und Rathgeber zu dienen. Unter der Aegide Prof. Kirchhoffs in Halle und R. Fitzners, des Herausgebers der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen“, soll fortlaufend eine die neuesten Forschungen gemeinverständlich verwerthende „Bibliothek der Länderkunde“ erscheinen, und es war ein glücklicher Griff, diese Sammlung mit einer Darstellung unsres Wissens von demjenigen Theil des Erdballs beginnen zu lassen, welcher uns am deutlichsten zeigt, wie viel wir noch zu leisten haben, um von einer vollständigen Kenntniß unsres Planeten sprechen zu können. Auch der richtige Autor wurde für diesen Zweck gefunden, denn Dr. Fricker hat schon früher die Aufmerksamkeit der Fachwelt durch eine Schrift (1893) auf sich gelenkt, in welcher er die große Verschiedenheit der Eisverhältnisse des hohen Nordens und des fernen Südens überzeugend darthat. So ist denn auch diesmal ein Buch[1]) entstanden, von welchem wir nicht zweifeln, es werde sich in Bälde allseitige Anerkennung erringen.

Das antarktische Gebiet, welches uns zur Zeit noch unbekannt ist, übertrifft an Ausdehnung Europa. Es fällt nicht schlechthin mit der südlichen Polarkalotte zusammen, sondern ebenso, wie wir ihres ganzen Charakters halber die Hudsonsbayländer als polar bezeichnen, wenn auch die Sonne dortselbst das ganze Jahr hindurch auf- und untergeht, müssen wir auch die Abgrenzung der antarktischen Welt nach einem anderen als dem rein formalen Gesichtspunkte vornehmen, welchen uns die mathematische Erdkunde mittelst des südlichen Polarkreises an die Hand gibt, und wir wählen mit dem Verfasser die Verbreitung des Eises als das Kennzeichen, welche echt-polare und subpolare Territorien voneinander zu sondern gestattet. Das Entdeckungszeitalter verlegte in die weitere Umgebung des Südpols seine Terra Australis; Entstehung und Entwicklungsstadien dieser Hypothese, welche oft abenteuerliche Formen annahm, sind uns durch S. Ruge's Forschungen näher bekannt geworden. Daß die Portugiesen einmal, wie uns Amerigo Vespucci erzählt, subpolares Land unter hoher südlicher Breite angelaufen haben, ist wohl nicht zu bezweifeln, ob aber dieses Festland im Norden der Magellanstraße zu suchen, oder ob es mit den Falklands-Inseln oder mit Süd-Georgien identisch ist, das läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Hr. Fricker hält die letztere Vermuthung für die wahrscheinlichste. Als die oben erwähnte Meereuge gefunden war, beeilte man sich, wofür insbesondere Joh. Schöners Erdgloben den Beweis liefern, das neu entdeckte Feuerland zu einem riesigen Kontinente sich erweitern zu lassen; „inventa, sed nondum plene cognita“, so lautet von dieser Landmasse die Legende auf dem Globus des Jahres 1533, und das letztere gilt denn auch noch heutigen Tags. Später haben Drake, Genitoz, dessen Entdeckung allerdings ein Fragezeichen verdient, Schouten, Tasman u. A. das halbmythische Land gesehen, und auch Bouvet war im Jahre 1738 so glücklich, eine Insel im Eise wahrzunehmen, welche er freilich, im Banne der Ueberlieferung, für ein Vorgebirge des von ihm mit heißem Bemühen gesuchten Landkompleges ansprach. Vereinzelte Entdeckungen brachte das 18. Jahrhundert noch mehrfach, wie denn der Kapitän De Kerguelen die nach ihm benannte Inselgruppe berührte, aber die Ueberzeugung, daß dort, wo man den neuen Kontinent sich dachte, in Wahrheit ein ungeheueres, von Eis bedecktes Meer sich ausbreite, brach sich mehr und mehr Bahn, seitdem die Beschreibung von Cooks zweiter Weltumsegelung, dieser Großthat der erobernden Geographie, allgemeiner bekannt geworden war. Den folgenden Seefahrern blieb nur eine Nachlese, obwohl Einzelne unter ihnen, wie v. Bellingshausen, dessen Verdiensten der Verfasser eingehende Würdigung zutheil werden läßt, achtbare Leistungen aufzuweisen hatten. Weit glücklicher aber als alle seine Vorgänger war der Robbenschläger James Weddell, der drei volle Breitengrade südlicher als Cook gelangte und zum ersten Male jene furchtbare Eisschranke durchbrach, welche bisher jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht hatte. Forsters wissenschaftliche Expedition von 1828 brachte zwar der Erdphysik manchen Nutzen, ohne doch den geographischen Horizont beträchtlich zu erweitern, während John Biscoe (1830), der, wie Weddell, nur auf die Pelzthierjagd ausgegangen war, durch seine in höheren Breiten ausgeführte Umschiffung der Polarkalotte sich ein Verdienst erwarb, welches zwar in England richtig gewürdigt wurde, anderwärts aber nahezu unbekannt blieb. Der Franzose Dumont d'Urville und der Amerikaner Wilkes, welch Letzterem Dr. Fricker eine anscheinend wohlverdiente

[1]) Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von A. Kirchhoff und R. Fitzner. Band I. Antarktis von Dr. Karl Fricker. Mit vielen Textbildern und einer Uebersichtskarte. Berlin 1898. Schall u. Grund. VIII. 230 S. gr. 80.

Ehrenrettung angedeihen läßt, bereicherten die Karte mit manch neuer Küste, deren eigentliches Wesen allerdings noch unerkannt bleiben mußte; ihnen allen jedoch zeigte sich weit überlegen der jüngere (James) Roß, durch welchen die Umrisse der Festlandtheile der Antarktis in der Hauptsache so festgestellt wurden, wie wir sie jetzt noch kennen, und der zudem die Welt mit der Nachricht von der vulkanischen Beschaffenheit jenes äußersten Südlandes überraschte. Mit den drei großen Reisen dieses vom Glücke begünstigten Seemannes schließt die antarktische Entdeckungsgeschichte so ziemlich ab, obwohl es zumal der unermüdliche Neumayer, sowohl während seines Aufenthalts in Neuholland, wie auch später als Leiter der deutschen Seewarte, nicht an Versuchen fehlen ließ, den etwas abgeschwächten Eifer der seefahrenden Völker wieder anzuspornen. Gewiß wird man mit Achtung die Namen Dallmann, Larsen, Borchgrewingk nennen, aber was sie uns brachten, konnten den Umständen nach eben doch nur isolirte Ergebnisse sein, und erst von Unternehmungen, die auf breiterer Basis angelegt sind, dürfen wir uns eine tiefer greifende Förderung unsres Wissens von der Südpolarzone versprechen. Wie unser Bericht erkennen läßt, behandelt der Verfasser das geschichtliche Moment recht ausführlich, und er that wohl daran, denn die systematische Darstellung erweist sich ja in diesem Falle als ganz und gar abhängig von der Entdeckerthätigkeit. Wir haben bisher in unsrer Literatur eine so gründliche Schilderung dieses Theils der Geschichte der Erdkunde noch nicht besessen.

Das dritte Kapitel sucht die schwierige Aufgabe zu lösen, die losen Stücke, mit deren Vorhandensein uns die Reisenachrichten bekannt gemacht haben, organisch zu verbinden, jedem einzelnen den rechten Platz auf der Landkarte anzuweisen und die allenfalls statthabenden Verbindungen nach Möglichkeit, sei es auch nur durch das Hülfsmittel der Hypothese, zu ermitteln. Drei Landgruppen, deren jede ein Ganzes für sich bildet, sind deutlich erkennbar, und zwar sind, wenn wir von den in ihrer Inselnatur schon klar erfaßten Archipelen absehen, Alexander- und Grahamsland, Enderby- und Kemplaud und endlich Wilkesland die festen Punkte, mit deren Anordnung jede Lösung des antarktischen Problems zunächst sich abzufinden hat. Unser Verfasser verzichtet darauf, im Sinne der bei aller Unsicherheit der Erfahrungsthatsachen doch immerhin sehr anregenden Freiburger Habilitationsschrift H. Reiters (1886) den Südpolarkontinent nach Maßgabe der Sueß'schen Theorie der tektonischen Leitlinien zu konstruiren, und bestrebt sich, lediglich die ihm vorliegenden Thatsachen geographisch zu ordnen, was ihm denn auch so gut gelingt, als es die Umstände zulassen zu wollen scheinen. Es ist vielmehr nur zu billigen, daß sich der Verfasser aller Spekulation enthalten und darauf beschränkt hat, rein sachlich die Angaben der Entdecker, die vielfach ohne kritische Prüfung gar nicht hingenommen werden dürfen, für die Länderkunde zu verwerthen. Das hindert jedoch nicht, in den nicht allzu zahlreichen Fällen, in welchen für den geognostischen Aufbau und für die orographische Struktur einer Gegend gesicherte Beobachtungen vorliegen, Betrachtungen über die Bildung der Landoberfläche anzustellen, was z. B. bei den theilweise vulkanischen südlichen Shetland-Inseln recht wohl angeht. Die Bestimmung des Alters der Gesteine hat durchweg bis jetzt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn Versteinerungsfunde sind leider sehr selten, und eigentlich nur die Seymur-Insel, welche Larsen besuchte, kommt hiefür einstweilen ernstlich in Betracht. Jedenfalls sind vulkanische Gebilde recht häufig, und damit wird von selbst das Arbeitsfeld der Paläontologie ein enger begrenztes. Auch unterseeische Eruptionen dürften nichts seltenes sein und wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Meeresbecken durch energische Aufschüttungen seicht geworden sind.

Dem Klima, diesem für die an eine neue Expedition zu knüpfenden Hoffnungen so bedeutsamen Faktor, ist das vierte Kapitel gewidmet. Weil längere Beobachtungsreihen nahezu gänzlich fehlen, so muß auf diesem Gebiete die theoretische Ueberlegung den Mangel der Erfahrung nach Möglichkeit ergänzen. Und das kann auch geschehen, weil einheitliche Gesetze die Luftzirkulation und Wärmevertheilung auf der ganzen Erde regeln und auch vor der Eisbarriere des Südpolarbereiches nicht halt machen. Man ist also, wie dies Hann, Neumayer, v. Haardt gezeigt haben, in der Lage, ein in den großen Zügen muthmaßlich zutreffendes Bild von den klimatischen Zuständen auch dieses noch unzugänglichen Theiles der Erde zu entwerfen, welches natürlich im einzelnen später die mannichfachsten Abänderungen erfahren kann. Höchst wahrscheinlich herrscht eine überaus niedrige Sommertemperatur. Ueber das Südlicht, welches mit wenigen Zeilen abgefertigt wird, hätten wir gern etwas mehr erfahren, denn die treffliche Monographie über das antarktische Polarlicht, welche Boller in Gerlands „Beitr. z. Geophysik" veröffentlicht hat, gewährt uns jetzt sehr gute Anhaltspunkte zur Vergleichung der beiden Erscheinungsformen.

Auf sein eigenstes Arbeitsfeld führt den Verfasser der sechste Abschnitt, welcher sich mit den Eisverhältnissen beschäftigt. Die früher erzielten Resultate werden neu besprochen, erweitert, vertieft, indem namentlich auch neuere arktische Erfahrungen, z. B. von Nansen, Aufschlüsse lieferten. Vor allem kommt der Erkenntniß eine große Tragweite zu, daß jene berüchtigten Eismauern, deren die Südpolarliteratur so regelmäßig Erwähnung thut, nicht etwa fest auf dem Lande oder Meeresgrunde stehen, sondern im Wasser schwimmen, selbst also in die Kategorie der „Eisberge" gehören. Meereis tritt nach Dr. Fricker neben den Treibeismassen ziemlich in den Hintergrund, weil die Unruhe des Meeres den Gefrierprozeß stört. Jedenfalls strömt sehr viel Schmelzwasser den gemäßigteren Breiten zu und trägt erheblich zur Herabsetzung der Oberflächentemperaturen bei; gerade in diesen abgekühlten Schichten entfaltet sich am reichsten das Leben der pelargischen Organismen. Auf letztere geht die Schlußabtheilung näher ein; mit Ausnahme der Insel Süd-Georgien kann nur die Thierwelt — vorab die Robben — auf einige Bedeutung Anspruch machen. „Die Zukunft der antarktischen Forschung" charakterisirt der Verfasser ähnlich wie dies die Vorträge des Hrn. v. Drygalski thun. Als sehr dankenswerth endlich muß ein detaillirtes Verzeichniß einschlägiger Schrift- und Kartenwerke, sowie der Sach- und Namen-Index bezeichnet werden.

Bei einem für die Propaganda — und zwar im doppelten Sinne — bestimmten Buch spielt auch die äußere Form eine gewisse Rolle, und dieser kann nur lobend gedacht werden. Sowohl die Kärtchen im Text, als auch die nach Haardt v. Hardtenthurn gearbeitete Uebersichtskarte verdienen alles Lob, und an Illustrationen ist wahrlich kein Mangel. Wir lernen die verdienten Vorkämpfer der Südpolarforschung — u. a. Roß, Neumayer, Murray — persönlich kennen, wir erhalten aber auch treffliche Einblicke in die Märchenwelt des Eises. So wird das Werkchen seinen beiden Zwecken gerecht werden: es wird der Agitation für die Entschleierung der Antarktis Vorschub leisten und dem literarischen Unternehmen den Weg bereiten helfen, welchem es zur Einführung zu dienen ausersehen wurde.

S. Günther.

Digitized by Google

Schillers Jungfrau von Orleans in neuester Beleuchtung.

Von Dr. Ernst Müller (Tübingen).

Kaum eines Dichters Werke sind von der Kritik so verschieden beurtheilt worden wie die Schillers. Das ist bei allen seinen Werken der Fall. Auch die Frage, welches seiner Stücke das beste sei, ist ganz entgegengesetzt beantwortet worden. Das letztere ist allerdings begreiflich, da Schiller eben verschiedene Werke geschaffen hat, von denen jedes seine besonderen Vorzüge aufzuweisen hat. So hielt man früher den Tell oder den Wallenstein für seine besten Produkte, während man neuerdings geneigt ist, die Braut von Messina als „das höchste Werk reiner Kunst" anzusehen, „das Schiller hervorgebracht hat". Es wird sich eben bei dieser Frage stets darum handeln, welche Gesichtspunkte bei der Beurtheilung besonders maßgebend waren. Bis zu einem gewissen Grade verhält sich wohl die Sache auch ebenso mit der Jungfrau von Orleans. Das Stück wurde bekanntlich von Goethe als Schillers bestes Werk gepriesen, allerdings zu einer Zeit (13. Mai 1801), da die anderen späteren Dramen Schillers noch nicht gedichtet waren. Auch G. Körner urtheilte so wie Goethe. In neuester Zeit ist nun diese Goethe-Körner'sche Auffassung wieder zur alten Geltung gekommen. Andrerseits aber ist die Jungfrau für das schlechteste Stück des Dichters erklärt worden. Reden wir kurz zunächst von letzterem. Da urtheilt neuestens Karl Weitbrecht, selbst auch ein Dichter, in seinem sonst trefflichen Buch „Schiller in seinen Dramen":[1] „Wie auch ein großer Dichter, ein großer Dramatiker . . . einmal gründlich fehlgreifen kann, . . . das zeigt schmerzlich diese romantische Tragödie." (S. 245.) Und ferner: „Die Jungfrau ist ein Werk, das am wenigsten der Kritik standhält." (S. 247.) Ich werde bei anderer Gelegenheit auf Weitbrechts Auffassung, die mir nicht richtig zu sein scheint,[2] zurückkommen. Hier bemerke ich nur, daß nach meiner Ansicht bei der Beurtheilung dieses Stückes dem Literarhistoriker Weitbrecht der Dichter und Theolog Weitbrecht im Wege stehen. Das scheint mir unzweifelhaft. Weitbrecht steht übrigens mit seiner Ansicht nicht allein. Schon Gervinus wußte an dem Stück allerlei auszusetzen; er nannte die Jungfrau eine Somnambule. Die Literarhistoriker Vilmar, Scherer u. A., Dichter wie Kotzebue und Hebbel urtheilten ähnlich. Sie finden alle, daß das Stück wenig gelungen sei. Erst in neuester Zeit hat sich auch wieder eine andere Auffassung Bahn gebrochen. Im Jahr 1894 haben, unabhängig voneinander und so ziemlich gleichzeitig, zwei Gelehrte, der eine auf philosophischem Wege, der andere vom literar-historisch-ästhetischen Standpunkte aus die hohe Bedeutung der Schiller'schen Tragödie zu würdigen versucht.[3] Was sie gewollt, haben sie erreicht. Es ist ihnen gelungen, in Schillers Idee einzudringen und seine wahrhaft geniale Ausführung klar und deutlich nachzuweisen. Der Erstere von ihnen, Gustav Portig, hat in seinem den Literarhistorikern leider noch zu wenig bekannten, höchst verdienstvollen Werk, das viel mehr bietet, als der Titel verspricht, eine gründliche Würdigung Schillers und Goethe's unternommen.[1] Er sucht auf Grund ihrer Werke in das Wesen ihres Geistes einzudringen. So erscheint ihm Goethe als Typus des unbewußten Geistes, als größter Dichter der Natur, und zwar der beseelten, denn Goethe betrachtet die Natur nicht als einen seelenlosen Mechanismus, sondern als ein vom unbewußten Allgeist durchdrungenes Allkunstwerk (einen Kosmos), in welchem er die höchste Vernunft verehrt. (S. 581.) Schiller dagegen ist ihm der Typus des bewußten Geistes. Während Goethe's Geist unbewußt wie die beseelte Natur wirkte, wurde dagegen der Schiller'sche Geist durch den Willen, welcher als die Grundkraft oder das Herz des Geistes die bloßen Möglichkeiten der Vernunft- und Phantasiewelt zu wirklichen, wesenhaften Gebilden erhebt, zu einer bewußt wirkenden Kraft. Durch den Willen erst kann sich der Mensch mit Bewußtsein für sein Handeln entscheiden, durch ihn erst gewinnt er die Freiheit der Selbstbestimmung. Nur so ist ein wirklich sittliches Handeln möglich. Das Wesen und das Verhältniß des unbewußten Geistes zum bewußten philosophisch richtig zu bestimmen, ist sehr schwer, das Ineinanderwirken beider aber in einer und derselben Person, die sittliche Ueberwindung des unbewußten durch den bewußten dramatisch in einer psychologisch begreiflichen Handlung durchzuführen, bezeichnet Portig als die denkbar schwerste Aufgabe eines Dichters. (S. 619.) Diese Aufgabe, diese genialste dramatische Leistung, habe Schiller in seiner Jungfrau von Orleans vollbracht. Portig führt seine Ansicht, wie mir scheint, ganz folgerichtig durch. Ob sich freilich diese typische Unterscheidung zwischen bewußtem und unbewußtem Geist mit der Wirklichkeit deckt, scheint mir nicht unbedingt richtig. Es verhält sich wohl ähnlich wie mit Schillers Unterscheidung von naiven und sentimentalen Dichtern. Es sind eben gar häufig Uebergänge vorhanden. Das Resultat seiner Untersuchung faßt Portig in die Worte zusammen: „Als Mittel- und Höhepunkt der ganzen Tragödie erscheint nicht die Befreiung Frankreichs, sondern die innere sittlich-religiöse Rettung eines Menschen, eben der Heldin. Diese wiederum ist am größten da, wo sie sich über das Wirken des unbewußten Geistes in ihr erhoben hat zum Handeln aus dem bewußten Geist heraus, wo dieser bewußte Geist die schwersten sittlichen Thaten vollbringt."

Zu demselben Ergebniß kommt der andere Kritiker Veit Valentin in seinem zur Feier von Schillers Geburtstag gehaltenen Vortrag über „Das künstlerische Hauptproblem in Schillers Jungfrau von Orleans".[2] Er sagt (S. 37): „Eine reine Seele, wie sie auf dem Boden einer bestimmten Weltanschauung sich gestaltet, unterliegt zeitweilig den Verlockungen des eitlen Trachtens ihres Herzens und arbeitet sich, durch eine schwere Strafe getroffen und geweckt, zu dem erneuten Zustand höchster Seelenreinheit durch, der nun aber erhöhten Werth hat: was ursprünglich Naturanlage (vgl. Portig: unbewußter Geist) war, wird schließlich das Ergebniß eines sittlichen Handelns."

Wir sehen also, wie die Grundanschauung beider Gelehrten dieselbe ist. Wenn sie auch im einzelnen da und

---

1) Stuttgart. Fromann, 1897.

2) Auch H. Bordein in der „Deutschen Lit.-Ztg." Nr. 37 urtheilt wie ich.

3) Schon im Jahre 1886 hatte der mit 30 Jahren schon verstorbene geniale Berliner Aesthetiker H. v. Stein (1857—1887) in der Jungfrau „das edle Bild der Menschheit" erkannt. Er legt in seiner „Aesthetik der deutschen Klassiker" (S. 95 Reclam): „Schillers damals noch paradoxe Auffassung . . . ist heute, unterstützt durch die sorgfältigere Erforschung der Dokumente, die herrschende geworden. Das Mädchen von Orleans war ein Wunder und eine Heilige. Bis dahin hatten die Historiker den wirklichen Vorgang nur wie durch einen Schleier gesehen: der Dichter offenbarte seine wahre Gestalt."

1) Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem inneren Verhältniß zu Goethe. Hamburg und Leipzig. L. Voß 1894. — M. Koch urtheilt über das Buch: „Wir haben hier eine selbständige, philosophisch strebende Auffassung vor uns, nicht eine fleißige Anhäufung literargeschichtlichen Materials, sondern eine vertiefende Sichtung und geistige Verarbeitung. Es ist ein ernstes, bedeutendes Werk, das auch dem Widersprechenden stets Achtung abnöthigt." (Frankfurter Hochstiftsberichte 1894, S. 413.) — Der bekannte Schillerforscher Fritz Jonas nennt das Werk „ein bedeutsames, nur faßt zu umfangreiches Buch". (Schillers Briefe VII, 410.)

2) Vgl. Frankfurter Hochstiftsberichte 1894. N. F. X. Bd. S. 19 bis 38. — In seiner Ausgabe des Stückes (Deutsche Schulausgabe von H. Schiller und V. Valentin Nr. 12/13 1895) hat Valentin seine Auffassung weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

dort abweichen mögen, in ihrem Gedankengang treffen sie meist zusammen. Es ist deßhalb nicht schwer, eine für Beide passende Darstellung zu geben. Dabei wird bald diesem, bald jenem mit direkten Worten zu folgen sein, je nachdem die eine oder andere Ausführung den Vorzug zu verdienen scheint. Nach diesem Grundsatz ist das Folgende durchgeführt. Ich hoffe dadurch ein deutliches Bild dieser neuen kritischen Betrachtung von Schillers Jungfrau von Orleans zu geben. Einzelne Abweichungen meinerseits, die allerdings nur unbedeutend sind, mögen eingereiht werden.

Die Jungfrau ist nur darum, sagt Gustav Portig, ein Gefäß der göttlichen Gnade, ein Werkzeug der göttlichen Hülfe, weil sie persönlich durch und durch rein, gläubig demüthig ist. Aber diese ihre Heiligkeit ist noch eine unerprobte, naive; Johanna muß erst allmählich zu dem göttlichen Beruf hinanwachsen. Als ihre Aufgabe wird die Befreiung von Orleans und die Krönung des Königs bezeichnet. Dabei hat sie streng zu bleiben. Jedes Ueberschreiten dieses Gebots ist verhängnißvoll für sie. Sobald sie das thut, begeht sie eine Eigenmächtigkeit. Johanna unterliegt in der That. Mit höchster Kunst hat Schiller diese Vorgänge durchgeführt. Anfangs hält sich Johanna streng an ihre Aufgabe. Sie beruft sich im Prolog ganz deutlich auf die Stimme Gottes, im ersten Akt auf die Weisungen der Jungfrau Maria, im dritten Akt braucht sie ganz allgemein das Wort „der Geist“. Dieser doppelsinnige Ausdruck — Geist Gottes oder der Johanna, oder beide zusammen — sei von ihr absichtlich gewählt. Der leiseste Anfang ihrer Schuld verberge sich dahinter, sie setze ihren Geist an die Stelle Gottes, oder lasse doch den Gottesgeist in dem ihrigen aufgehen. So Portig. Ich muß hier die weitere Ausführung unterbrechen. Der Ausdruck „Geist“ kommt nicht erst im dritten Akt vor, sondern schon lange vorher im Prolog (z. B. V. 399: So ist des Geistes Ruf an mich ergangen) und im zweiten Akt (z. B. V. 1516 und 1723). Das Wort darf also wohl nicht in diesem Sinne gefaßt werden, sondern es ist ein allgemeiner Ausdruck, wie dies besonders häufig in Schillers Jugenddramen der Fall ist. Auch in diesen kehren unbestimmte Ausdrücke, wie Geschick, Verhängniß, Schicksal ꝛc., häufig wieder.[1]) Uebrigens stimme ich Portig vollständig darin bei, wenn er sagt, daß Johanna schließlich den Geist Gottes mit dem ihrigen identifizire. Ich bestreite nur, daß der Ausdruck eben zu diesem Zweck zweideutig gewählt worden sei. Es wäre dies doch ein gewisses Armuthszeugniß für den Dichter, wenn seine Darstellung lediglich von dem Ausdruck „Geist“ abgehangen hätte.

Johanna hat also allmählich, durch den Erfolg sicher gemacht, ihren Geist mit dem göttlichen identifizirt. Damit beginnt ihre Schuld. Der geistige Hochmuth, der sich ihrer bemächtigt hat, erzeugt den zweiten Fehler: sie bezeichnet geradezu die Ehe mit einem sie liebenden Franzosen als ein Herabziehen ihrer Persönlichkeit in den Staub. Portig erkennt darin eine ungeheure Eitelkeit. Ihre Worte V. 2261: Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten! (III, 4) sind ihm der Gipfel ihrer Selbstverblendung (S. 622). Ob wohl Portig damit recht hat? Ich bezweifle es. Er sagt, Johanna habe das Rachеschwert zur Zeit, da sie das sage, nicht mehr zu führen, ihr Auftrag sei erfüllt. Dem ist aber nicht so; die Krönung des Königs ist noch nicht vollzogen; so nahe sie auch bevorsteht, immer ist es noch irgend möglich, daß ein Hinderniß eintritt. Johanna sagt es deutlich V. 2200 ff., daß sie nicht ruhen dürfe, bis das alles geschehen sei, und daß sie keinem Manne Gattin sein könne. Sie handelt damit in vollständigem Bewußtsein und in klarer Erinnerung ihres Auftrags, den sie nur als reine Jungfrau vollbringen könne. Im Prolog lautet der Befehl Gottes ganz bestimmt V. 409 ff.:

> In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
> Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
> Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
> Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust,
> Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
> Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust ꝛc.

Ich meine, das ist so klar und deutlich, daß man Johanna keinen Vorwurf daraus machen kann, wenn sie die angebotene Heirath zurückweist. Wie hätte sie anders handeln können? Auch Valentin ist dieser Ansicht (o. a. O. S. 31). Er sagt: „Diese Werbung, die sie wie eine Schmach betrachtet, die ein Eingriff in ihr Wesen ist und das zerstören würde, was sie eben erst erreicht hat, bringt sie wieder zum Bewußtsein“, zum Bewußtsein nämlich, daß es von ihr nicht recht war, sich vom König adeln zu lassen. In starkem Gegensatz zu der Annahme des Adels will sie nun nach dem Kampf heimkehren. Die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Haus.

Indeß hält diese Stimmung nicht lange an, es ist nur ein gewisses retardirendes Moment in der Handlung eingetreten. In dem Leser oder Zuschauer wird der Glaube erweckt, als ob die Jungfrau noch ganz in demselben Geist lebe und handle wie anfangs. Das ist aber nur scheinbar der Fall. Die Demuth ist von Johanna immer mehr gewichen und der geistige Hochmuth dagegen bei ihr immer stärker geworden. Sie hat längst vorher ihre Aufgabe überschritten in der Scene mit Montgomery (II, 6—8). Die Niedermetzelung des Besiegten war durchaus nicht nothwendig. Sie benimmt sich hier, um mit Valentin zu reden, barbarisch. Von Weiblichkeit vollends ist keine Spur in dieser Handlung zu erblicken.

Zu dem retardirenden Moment ist auch die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem König und mit Du Chatel, die die Johanna durchsetzt, zu rechnen. Damit ist zugleich ein Wendepunkt eingetreten. Die Schlacht beginnt von neuem. Johanna läßt sich vom Ungestüm dahinreißen, sie entfernt sich vom eigentlichen Kampfplatz. Der schwarze Ritter, zweifellos Talbots Geist, hat sie weggelockt. Durch ihn gereizt, kommt sie zur höchsten Steigerung ihrer Selbstüberhebung. Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt (V. 2432 f.). Diese Aufgabe hatte sie niemals erhalten; sie mußte daher schwer ihr Vergehen büßen. Wie sehr der göttliche Geist von ihr gewichen war, das hätte ihr diese Scene zum Bewußtsein bringen können: die prophetische Gabe ist von ihr gewichen, sie erkennt darum nicht die Absicht ihres Gegners, so wenig als das dämonische Wesen desselben. Ja, schließlich wird sie, von dem Höllengeist berührt, ganz gelähmt, so wenig steht sie jetzt unter göttlichem Schutz.

Ueber die Bedeutung des schwarzen Ritters sind von jeher die Ansichten auseinander gegangen, obwohl Schiller selbst auf Talbot hingewiesen hat in der Tragödie selbst (V. 2415) sowohl als bei anderen Gelegenheiten.[1]) Portig nimmt ohne weiteres als selbstverständlich an, daß das Gespenst Talbots Geist sei. Auch Valentin ist derselben Ansicht. Er fand es aber noch für nöthig, dieselbe ausführlich zu begründen, und er hat dies in einer Weise gethan, daß die Frage für immer gelöst scheint. Er schließt etwa also: Talbot ist von Schiller zum Träger der zweifelnden Natur inmitten dieser göttlichen Offenbarungen, gleichsam zum Vertreter der modernen Zweifelsucht bestimmt. So sinkt

[1]) Vgl. meine Schrift: Schillers Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben. Stuttgart, Cotta 1896. S. 31. Auch in der „Jungfrau von Orleans“ kommen dergleichen Ausdrücke öfters vor: das Schicksal, das Unsterbliche V, 4, das Gestirn reich II, 7. Vgl. noch: Lauf der Sterne, Zug der Wolken, verborgene Quellen.

[1]) Vgl. Bellermann, Schillers Dramen II, 261 ff.

Digitized by Google

er auch als Gottesleugner, als Leugner der Unsterblichkeit. Sein Unglaube wird nun dadurch widerlegt, daß ihn der Dichter aus dem Jenseits wiederkehren und so selbst bezeugen läßt, daß seine Annahme falsch war. Daß es Talbot ist, erhellt auch daraus, daß er auch jetzt den Angriff, den er im Leben vergeblich gegen Johanna gemacht hat, fortsetzt und ganz im englischen Interesse handelt. Sein Auftreten dient auch dazu, um zu zeigen, wie sehr Johanna von Gott verlassen und in die Macht des Bösen gegeben ist.[1])

Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken.

Mit diesen vermessenen Worten, hinter denen sie ihre Ohnmacht zu verdecken sucht, schließt sie ihre Rede und damit die Scene.

Die Strafe folgt ihr unmittelbar auf dem Fuße in dem ergreifenden Auftritt mit Lionel. Hier wird ihr Hochmuth auf das empfindlichste getroffen. Sie, die vorher die Werbung zweier edler französischer Ritter mit Entrüstung zurückgewiesen hatte, wird jetzt plötzlich von der Liebe zu einem Feinde ihres Vaterlandes ergriffen. Sie ist völlig machtlos gegenüber dieser Regung ihres Herzens, und es kostet sie nicht geringe Mühe, bis sie sich von der Unnatürlichkeit dieser Liebe überzeugt und eine gerechte Strafe für ihr verkehrtes Handeln darin erkennt. Der Widersinn der Wahl in den Augen Johanna's ist allein geeignet, sie mit voller Entschiedenheit zu sich zurückzuführen. Jedoch die rechte Erkenntniß kommt nicht auf einmal: mit glänzender Kunst versteht es der Dichter, das Problem Schritt für Schritt seiner Lösung entgegenzuführen.[2])

Der ganze vierte Akt legt davon Zeugniß ab. In vortrefflicher Weise hat besonders Valentin gezeigt, wie Johanna das eitle Trachten ihres Herzens immer mehr als unheilvoll erkennt und wie sie zur Demuth zurückkehrt. In herrlicher Steigerung, die hier ein ganz neues Interesse erweckt, läßt sie der Dichter immer tiefer gedemüthigt werden, und indem sie die ungerechten Demüthigungen geduldig erträgt, kommt sie dem ursprünglichen, dem gottgewollten Zustand ihrer Seele immer näher. Von den Ihrigen verlassen und verstoßen, gewinnt sie den Frieden ihrer Seele wieder, draußen in der Einöde, im wilden Wald. Jetzt erfüllt wieder der Glaube an Gottes gerechtes Walten ihr Herz. Mit felsenfestem Gottvertrauen spricht sie es aus: In mir ist Friede — komme, was da will, Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt. (V. 3178 f.) Und ferner V. 3182 f.:

Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen,
Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht.
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget!

Aber noch hat ihre wiedergewonnene Frömmigkeit eine schwere Probe zu bestehen. Von Isabeau gefangen genommen, wird sie Lionel übergeben. Dieser bereitet ihr die schwerste Versuchung, indem er ihr Hand und Herz anbietet. Johanna aber ist fest, sie schwankt keinen Augenblick mehr, im Angesicht des eigenen Todes sieht sie in Lionel nur den Feind ihres Vaterlandes. Als solchen behandelt sie ihn. In dem, was sie mit ihm spricht, offenbart sich eine erhabene Majestät des Charakters. Sie stellt das Wohl der Ihrigen über das eigene, sie siegt gleichzeitig über ihr Herz und über den erfahrenen schmachvollen Undank. So opfert sie ihre Liebe und ihr Leben, so vollbringt sie eine That der höchsten Entsagung und Selbstverleugnung als That der reinsten Freiheit, als That des eigenen, vollbewußten Willens. Und darum steht sie erst in diesem Augenblick auf der Höhe ihrer Sendung als Mensch: früher hatte sie sich nur als Werkzeug der Vorsehung gefühlt, jetzt handelt sie frei, aus eigenem Willen zugleich mit der Vorsehung. So löst sie das Problem, zugleich die freieste, vollendete Persönlichkeit und doch dem Gesetz Gottes unterthan zu sein (Portig S. 629). Jetzt wird der Jungfrau auch ihre frühere göttliche Kraft wieder geschenkt. Durch ein Wunder wird sie aus der Feinde Gewalt gerettet, durch ein Wunder gewinnt sie den Sieg über die Feinde, als schon alles verloren schien. Nun ist ihre Aufgabe vollendet, sie empfängt den reinsten Lohn zunächst von den Ihrigen und sodann unvergleichlich mehr im Himmel. Ihr Sterben gleicht einer Himmelfahrt: von oben her tritt Gott für sie ein — denn sie sieht die Jungfrau im geöffneten Himmel stehen; von unten her thun es die Menschen.

Diese Auffassung und Erklärung der Rolle der Jungfrau ist in der That so einfach, klar und verständlich, daß man sich wundert, wie man es je anders erklären konnte. Es ist nichts gesuchtes, nichts gemachtes daran. Man gewinnt unwillkürlich den Eindruck: so und nicht anders ist die Tragödie zu verstehen. Das hat Schiller gewollt. Das sind seine Gedanken bei der Ausführung gewesen.[1])

Ich sehe in diesen beiden Darstellungen, die sich gegenseitig ergänzen, wobei Portig sich durch seine hohe philosophische Auffassung auszeichnet, während Valentin den Vorzug größerer Bestimmtheit, Klarheit und Sachlichkeit hat, ein mustergültiges Beispiel von Erklärung eines Dichterwerkes. Beide Kritiker sind auf den Gedankenkreis Schillers eingegangen. Sie haben versucht, ihn aus seinem Werke zu verstehen. Ohne Vorurtheil sind sie an ihren Gegenstand herangetreten, und das Resultat ihrer Untersuchung ist glänzend verlaufen.

Möchte doch allmählich überall diese Auffassung sich Bahn brechen! Möchte man immer mehr versuchen, in den Geist unsrer Dichterheroen einzudringen, statt am äußerlichen und einzelnen haften zu bleiben. Möchte jeder Kritiker das Wort bedenken, das Goethe in seinen Aphorismen ausspricht und auf das ich schon in meiner Studie über Kabale und Liebe[2]) hingewiesen habe: „Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unklar." Wer sich dieses Wort zum Leitstern nimmt, der wird sich vor jeder allzu subjektiven Kritik hüten. Reine Objektivität ist ja wohl für gewöhnlich unmöglich; aber möglichst sachlich zu Werke gehen ist doch wohl ein allgemein anerkannter Grundsatz. Ist es nun sachlich, wenn man, wie gerade bei Schillers Jungfrau von Orleans es der Fall ist,[3]) statt den Dichter zu erklären, alle möglichen subjektiven Wünsche auskramt und den Dichter weise darüber belehren will, wie er es

---

[1]) Auch Bellermann in seiner Schiller-Ausgabe, Bd. V, S. 106, Anm. 1, theilt diese Ansicht, wenn er sagt: „Hiernach (nach V. 2416) hat das Gespenst Talbots Gestalt, was bedeutungslos wäre, wenn es nicht sein Geist sein sollte. . . . Talbot kommt, um Johanna von der Erfüllung ihrer Aufgabe abzuschrecken und so das Ziel, das er sterbend mit Ingrimm aufgeben mußte, noch durch höllische Macht zu erreichen.

[2]) Auch Bellermann sagt a. a. O. S. 9: „Meisterhaft zeichnet der Dichter, wie sie sich innerlich verzehrt, wie sie bei dem großen Freudenfest in Reims . . . sich fortstehlen muß, die schwere Schuld des Busens zu verhehlen. . . ." K. Weitbrecht dagegen kommt zu dem Urtheil a. a. O. S. 256: „Der vierte Akt läßt trotz aller seiner theatralischen Wirkungen einen verstimmenden Eindruck zurück."

[1]) Der hervorragende Schiller-Kritiker Max Koch sagt ganz treffend über Valentins Arbeit: „In allem übrigen hat Valentin seine Auffassung trefflich durchgeführt und zu überzeugen verstanden." Frankfurter Hochstiftsberichte XII (1896), S. 176.

[2]) Schillers Kabale und Liebe. Eine Studie. Tübingen, Fues 1892, S. 56.

[3]) So z. B. in Ludwig Walthe's Schriftchen: Schillers Jungfrau von Orleans. Eine Kritik im Lichte der Gegenwart. Die Arbeit ist, von ein paar guten Bemerkungen abgesehen, ganz verfehlt, weil die Grundauffassung falsch ist.

Digitized by Google

hätte machen sollen, damit sein Stück dem Herrn Kritikus gefallen könnte?[1])

Ein schönes Beispiel sachlicher Kritik bietet die Erklärung der doppelten Berufung Johanna's durch Valentin, Max Koch und Bellermann. Ersterer sagt (a. a. O. S. 27 f.): Ihre Berufung erzählt sie zweimal, und zwar nicht in derselben Weise: dem Könige berichtet sie den thatsächlichen Vorgang, zu sich selbst spricht sie so, wie sich die Berufung allmählich in ihrer Phantasie ausgestaltet hat. Die Erzählung vor dem König erscheint im Drama nach dem Selbstgespräch: dennoch gibt dieses die allmählich eingetretene Umbildung, während die zeitlich später gesprochene Erzählung die ursprüngliche Gestaltung des Ereignisses gibt. In dem späteren Bericht werde ihr durch die Jungfrau Maria die Mahnung ertheilt, die den Schlüssel für das Verständniß des seelischen Prozesses gebe, wie er ihr bevorstehe: Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, Das harte Dulden ist ihr schweres Loos: Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden, Die hier gedienet, ist dort oben groß. In dem ersten, früheren Bericht werde ihr durch Gott selbst die Berufung mitgetheilt und als Lohn verheißen: Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren Vor allen Erdenfrauen dich verklären. Dies Ziel, dieser Preis ist etwas ganz anderes, als jene Hinweisung auf Gehorsam und Demuth: von ihres Herzens hohem Trachten weitergetrieben, hat sie schon die Stufe der lautersten Demuth verlassen. Koch kann dieser Auffassung nicht zustimmen, es liege ein schwer lösbarer Widerspruch darin, da Valentin selbst in der späteren Erzählung die ältere und echtere Fassung, also auch demüthigere erkenne (a. a. O. S. 176). Er ist dagegen der Ansicht: die doppelte Fassung der Erzählung könnte vom Dichter ja auch nur deßhalb gegeben werden, um dem Zuschauer nicht beidemale das Gleiche vortragen zu lassen. Eine solche Abweichung aus künstlerischen Gründen finde sich auch sonst noch öfters. Bellermann macht zu der späteren Fassung die Anmerkung (a. a. O. S. 55): „Diese ganze Erzählung steht durchaus nicht im Widerspruch mit Prolog 407 ff. Erst nachdem Johanna auf das dreimalige Gebot der Himmelskönigin ihre bescheidene Scheu überwunden, hat sie aus den Zweigen des Baumes Gottes Stimme vernommen."

Es ist in der That schwer, sich diese doppelte Fassung richtig zu erklären; alle drei mitgetheilten Erklärungen sind gründlich, aber alle drei verschieden. Wo liegt nun die Wahrheit? Alle sind im allgemeinen darüber einig, daß beide Fassungen sich gegenseitig ergänzen. Daß aber die frühere (im Prolog) gewissermaßen die direkte Fortsetzung der späteren ist, wie Bellermann anzunehmen geneigt ist, scheint wenig glaublich. Jede für sich hat doch eine gewisse Vollständigkeit an sich, man vermißt bei keiner etwas; jede ist für sich allein verständlich, obgleich sie sich ergänzen. Würde wirklich die eine die andere direkt fortsetzen, so wäre jede für sich allein nicht ganz verständlich, man würde bei jeder etwas direkt vermissen, das ist aber, wie mir scheint, nicht der Fall; also kann wohl diese Erklärung nicht richtig sein.

M. Kochs Auffassung hat viel für sich. Doch kann ich in dem einen ihm nicht zustimmen, daß die ältere Erzählung im Prolog die demüthigere sein müßte. Ich glaube vielmehr, Valentin behält recht, wenn er sich dies so erklärt: „Diese Anwandlung selbstgefälligen Empfindens taucht unter, sobald sie vor dem Dauphin steht. Begeistert von der Größe der Aufgabe tritt sie mit dem ganzen unbewußten Zauber ihrer demuthserfüllten Seele dem Fürsten und seinen Großen gegenüber. So kann sich in ihr auch die volle Macht des göttlichen Wesens, der prophetische Geist offenbaren, der zugleich die beste Beglaubigung ihrer Sendung ist." ... „Dann aber beginnt sofort der Kampf des durch den glücklichen Erfolg gesteigerten Selbstbewußtseins mit der Grundbedingung ihrer Sendung, dem demüthigen Gehorsam. Schon bei ihrem nächsten Auftreten gewinnt die Leidenschaft den Sieg über die Besonnenheit." ... Ich glaube, Valentin hat damit seine Ansicht völlig begründet. Eines wäre vielleicht noch zu untersuchen, nämlich die Frage nach der Abfassungszeit der einzelnen Erzählungen. Ist die Erzählung im Prolog auch zeitlich später gedichtet, da sie inhaltlich auf eine spätere Zeit hinweist als der zweite Bericht? Ich glaube es kaum, der Prolog ist unmöglich später gedichtet als die übrigen Theile. Auf alle Fälle jedoch ist es klar, daß der Dichter bei der Abfassung des einen Berichts den andern vor Augen hatte und sich nach ihm richtete. Vielleicht sind sie beide gleichzeitig gedichtet, eventuell der erstere bei der Abfassung des andern revidirt worden. Es verlohnte sich doch eine genauere Untersuchung, es ließe sich vielleicht doch aus irgendwelchen Umständen die Priorität des einen oder andern festsetzen. Auf diese Weise könnte vielleicht die Frage endgültig entschieden werden, denn ich gestehe, auch Valentins und Kochs Erklärung, die gewiß das Beste gewähren, was darüber bisher gesagt wurde, scheinen mir eine vollauf befriedigende Lösung nicht zu geben. Man wünscht auch darüber, warum Schiller überhaupt zwei Fassungen gewählt hat, Aufklärung. Daß er beide für nöthig hielt, ist zweifellos. Aber die Beantwortung der Frage warum? könnte wohl noch einiges Licht auf die Sache selbst werfen.

---

[1]) Als Beweis dafür, welche Pietät man früher den Werken unsrer Klassiker entgegenbrachte, möge folgendes dienen. Im Cotta'schen Morgenblatt von 1812, Nr. 290, wies ein Anonymus auf einen „Anacheonismus in Schillers Werken" hin. Es ist die bekannte Stelle Piccolomini I, 2, V. 231 f.:

„Und wie des Blitzes Funke sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterstange, lauft ꝛc."

Der Verfasser dieser Notiz hatte ganz recht, da der Blitzableiter erst 1752 von Franklin erfunden wurde, aber doch wurde ihm von dem Satiriker Weisser im Morgenblatt Nr. 295 die Abfertigung zutheil: „An die Werke eines Dichters wie Schiller muß überhaupt Niemand seine Hände legen wollen, und auch ein wirklicher Flecken in denselben ist zuverlässig ein kleineres Uebel, als eine ihnen aufgedrungene Verbesserung von fremder Hand." In Nr. 12 des Morgenblatt von 1813 wird der Gegenstand nochmals erörtert und eine solche Art der Kritik κροκυδεγμός, Kleinmeisterei, genannt.

Wahrlich, von dieser Pietät und Begeisterung, mit der unsre Väter ihren Schiller betrachteten, könnte gar mancher moderne Kritiker viel lernen! Man braucht deßhalb kein blinder Verehrer des Dichters zu sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

Abhandlungen, Alexander v. Oettingen zum 70. Geburtstag gewidmet von Freunden und Schülern. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8°. 262 Seiten. — Es ist schöner Brauch unter deutschen Gelehrten, ihre Fachgenossen zu denkwürdigen Ehrentagen durch gemeinsame literarische Spenden zu begrüßen. Diesmal ist der Gefeierte Alexander v. Oettingen, der baltische Theolog, der am 24. Dezember 1897 sein 70. Lebensjahr vollendete. Seit 1854 seiner heimischen Universität Dorpat als Lehrer angehörig, hat er um Pflege evangelischen Lebens und Wesens bei Deutschen, Letten, Esten in Livland, Kurland, Estland sich hohes Verdienst erworben und ein tüchtiges Geschlecht deutschrussischer lutherischer Geistlicher für jenen schwierigen Boden heranbilden helfen. Außerhalb der Ostseeländer ist A. v. Oettingen besonders bekannt als Mitbegründer und angesehener Vertreter der an die Theologie angrenzenden Wissenschaft der Moralstatistik, und noch eben (1897) hat seine Prinzipienlehre der lutherischen Dogmatik in einer Zeit, die der dogmatischen Theologie nur wenig Sympathie entgegenbringt, in weiteren Kreisen, und selbst bei grundsätzlichen Gegnern, Achtung errungen (vgl. Beilage 188 vom 23. August 1897). Hier nun naht eine ansehnliche Schaar von Freunden und Schülern, den ehrwürdigen Gottesgelehrten zur Doppelfeier des jüngsten Christabends zu begrüßen. Wie billig gehören die Festgaben, die sie mitbringen, vorzugsweise dem theologischen Gebiet an.

Digitized by Google

Dach sind auch Sprachgeschichte und Kunstgeschichte als Wissenschaften, denen A. a. Oettingen warmes Interesse entgegenträgt, mit je einem Stücke freundnachbarlich vertreten. Bei der Unmöglichkeit, die einzelnen Beiträge in knappem Rahmen nach Verdienst zu würdigen, muß es genügen, sie aufzuzählen: 1. Zur Christalogie des apakryphen dritten Korintherbriefes. A. Berendts. 2. Ueber die Schrift des Methadius aon Olympus „Vam Aussatz". G. Nathanael Banwetsch. 3. Der Pseudaaugustinische Traktat „Contra Novatianum". Adalf Harnack. 4. Zur Behandlung des Katechismus im Religiansunterricht. Ferdinand Hörschelmann. 5. Die „Libra" des Priscillianisten Dictinius aon Astarga. Friedrich Lezius. 6. Wunder. Ein Beitrag zur Geschichte des Wartes. Leo Meyer. 7. Die Reliefschranken auf dem Römischen Farum. Engen Petersen. 8. Bemerkungen zur Auslegung van Matth. 19. Alfred Seeberg. 9. Die Bußlehre des Dans Scotus. Reinhold Seeberg. 10. Zur Erklärung des mosaischen Segens. Deut. Kap. 33. Wilhelm Balk. 11. Zur Paulinischen Ethik. Ferdinand Mühlau. 12. Melanchthaas Loci praecipui und Thesen über die Rechtfertigung aus dem Jahre 1531. Jahannes Hausleiter. Es steckt eine schöne Summe lüchtiger Arbeit in diesem Dutzend wissenschaftlicher Studien. Besanders wahlthuend muthet es ihren Leser an, daß die Verfasser bei aller sanstigen Verschiedenheit sich einig zeigen in unbestochener, unbefangener, aber besannener kritischer Forschung. S-r.

-rt- **Die Entstehung der Marskanäle.** Ueber eine recht merkwürdige Wahrnehmung berichtet in einer der letzten Nummern der „Astronam. Nachr." der italienische Astranam V. Cerulli in Teramo. Im vergangenen Winter beobachtete er eines Abends den aallen Mand durch ein Opernglas und bemerkte zu seiner Ueberraschung, daß, durch dieses gesehen, das Bild des Mandes eine Anzahl van dunklen Linien zeigte, die in ihrem Aussehen und Verlauf die größte Aehnlichkeit mil den „Marskanälen" hatten. Die Entstehung dieser Truglinien führt Hr. Cerulli darauf zurück, „daß unser Auge unwillkürlich danach strebt, eine möglichst einfache Anardnung in die hier und da vertheilten und durch die Unaallkammenheit der optischen Hülfsmittel schlecht aoneinander trennbaren Hauptflecke des Mandes zu bringen". Und da nun der Planet Mars, durch ein größeres Fernrohr betrachtet, uns etnaa in die gleiche Entfernung gerückt erscheint, wie der Mond durch das Opernglas, sa glaubt Hr. Cerulli, daß auch die Marskanäle Trugbilder sind, deren Entstehung auf die gleiche Ursache, wie jene der nicht aarhandenen, aber im Opernglas demnach erscheinenden dunklen Mandlinien zurückgeführt werden muß. Als weitere Stütze für seine Hypathese führt Hr. Cerulli nach zwei ebenfalls aon ihm beabachtete Thatsachen an. Zunächst sah er die Marskanäle im wesentlichen stets gleich breit, ab er nun den Mars im Abstand aan 27 Millionen Meilen (scheinbarer Durchmesser 7") aber aon 11 Millionen Meilen (scheinbarer Durchmesser 17") beabachtete, was mit der Annahme einer reellen Existenz der Marskanäle (aber anderer, ihre Erscheinung hervarrufender Gebilde) unvereinbar ist. Ferner erschienen die „Kanäle", wenn sie infalge der Marsrotatian sich allmählich dem Rande der Scheibe näherten, häufig breiter und dunkler, als bei ihrem Stand in der Nähe der Mitte der Scheibe. Diese Erscheinungen würden, wenn sie van anderer Seite Bestätigung finden sollten, allerdings für Hrn. Cerulli's Hypathese sprechen. Ein letztes Argument für die Richtigkeit dieser letzteren findet Hr. Cerulli endlich in dem Umstand, daß die „Marskanäle" bisher in der Hauptsache eigentlich nur mit den kleineren und mittleren Instrumenten wahrgenammen werden konnten, daß ihre Beobachtung mit den größten Fernrahren der Jetztzeit dagegen stets mit groben Schwierigkeiten aerbunden war, weil eben die aptische Kraft dieser letzteren Instrumente bereits hinreicht, um die „Kanäle" in einzelae Flecken zu zerlegen.

Die Hypathese des Hrn. Cerulli besticht durch ihre große Einfachheit und wird durch die oben in Kürze besprachenen Erscheinungen, wie uns dünkt, recht nachdrücklich unterstützt. Gleichwahl wird man mit einem abschließenden Urtheil nach zuwarten müssen, bis die Wahrnehmungen des italienischen Astranamen, insbesandere die auf den Mand bezüglichen, durch anderweitige Beobachtungen bestätigt sind.

yo. **Berlin,** 9. Mai. Die letzte ordentliche Monatssitzung der Gesellschafl für Anthropalagie, Ethnalagie und Urgeschichte ward durch den Vorsitzenden, Geheimrath Virchaw, mit der Mittheilung eines günstigen Kassenabschlusses für das letzte Studienjahr eröffnet. — Geheimrath Bastian hat der Gesellschaft aus Batavia einen längeren Bericht gesandt, doch theilt der Forscher über seine Rückkehr nichts näheres mit. — Prof. K. von den Steinen, der die Kultur der Marquesas-Insulaner studirt hat, sendet aus Auckland der Gesellschaft Nachrichten über seine Reise. Die Expedition der Herren Dr. Belk und Dr. K. F. Lehmann nach Transkaukasien geht in der nächsten Zeit ab. — Aus einer größeren Mittheilung des Prof. Dr. Schweinfurth gehen dessen Bemühungen um die Erforschung der ältesten menschlichen Reste im Nilthale hervar. Prof. Schweinfurth hat diese Reste in Zusammenhang mit den jüngsten su reichen Funden aus der ältesten ägyptischen Zeit zu bringen gesucht und das Verhältniß dieser Leute, die sich durch Bärte auf ihren Idalen und sanftigen in den Gräbern gefundenen Skulpturen sehr charakteristisch von den späteren Aegyptern unterscheiden, zu den Nachbarstämmen des Nilgebiets festzustellen gesucht. — Die geplante graße Expedition der amerikanischen Association for the advancamant af science, die von Alaska aus die Ostküsten Asiens und Indiens nach den ältesten menschlichen Resten zu durchforschen beabsichtigte und ihre Untersuchungen bis nach Aegypten hin auszudehnen aarhatte, wird nun, wie Mittheilungen aus New-York melden, in dieser Ausdehnung nicht zustande kommen. Dr. Baas aam Museum af natural history in New-York, der an der Spitze dieses Unternehmens stehen sollte, wird seine Forschungen bei den Indianerstämmen Nardamerika's fartsetzen, und das Unternehmen wird sich in kleinere Farschungsreisen mit begrenztem Arbeitsgebiet theilen. — Es liegen Darstellungen über Ornamentik in Honduras vor, eingesandt durch Dr. Karl Sapper (Cobaa), ferner Nachrichten über slavische Gräberfunde in Westpreußen und in Bahmen. — Die „Gesellschaft für die Landeskunde Siebenbürgens" ladet zu ihrer am 22. August stattfindenden Jahresaersammlung ein, die Wiener Anthrapalagische Gesellschaft zu einer vam 18.—21. Mai geplanten Exkursion nach Hallstatt. — Dr. Milchner legte der Gesellschaft einen sagenannten japanischen Zauberspiegel var. Diese aus Blei, Kupfer, Zink aber japanischer Bronze hergestellten Spiegel zeigen auf der Rückseite en relief gearbeitete phantastische Zeichnungen und Buchstaben, mitunter die Darstellung eines Drachen; sie sind im 11. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung aus China nach Japan gekommen, in Europa jedach erst 1844 bekannt gewarden. Gegen das Licht gehalten, reflektiren diese Spiegel die Figuren ihrer Rückseite, unter anderen auch die auf Lotosblumen ruhende Buddhafigur, mit einem Strahlenkranz um das Haupt, wie sie aus bildlichen Darstellungen bekannt ist. Die Spiegelfläche ist bei genauerer Untersuchung dieser sehr dünnen Metallspiegel — namentlich zeigt es sich beim Anlegen einer Skala an diese Spiegelfläche — nicht völlig eben, sie zeigt vielmehr die als dunkel reflektirten Stellen in größerer Konvexität als die helleren, entsprechend der Reliefarbeit auf ihrer Rückseite. Hat der Spiegel auf seiner Oberfläche eine Höhlung bekammen, sa ist dessen Reparatur nicht, wie gewöhnlich, mittelst eines Hammers aan der Rückseite her, sandern, wie Versuche gezeigt haben, nur durch einen Eisenstab mit rauher Spitze ausführbar. Nun kannte der Vartragende einen aan ihm in Japan jüngst erwarbenen Spiegel aarlegen, bei dem scheinbar alle Gesetze der Reflexian aufgehaben sind. Während die Spiegelfläche das Bild des Buddha reflektirt, enthält die Rückseite en relief nur die Warte: „Verehrung sei dem Buddha Amitaba". Diese Erscheinung erklärt sich als ein frommes Taschenspielerstück der Buddhapriester. Es sind zwei Metallspiegel aufeinandergelegt und durch einen Einfassungsrand miteinander verbunden. Der aberste, der die Spiegelfläche zeigt, trägt auf seiner Rückseite das Buddhabild en relief, während die zweite daraufgefügte Metallplatte, die zum Spiegel selbst keine Beziehung mehr hat, auf ihrer Rückseite die Inschrift enthält. Dieser Spiegel, 4.8 mm dick, unterscheidet sich aan den sonstigen nur 1 mm starken Metallplatten schan durch seine Stärke. Im japanischen Tempel zu Kabati genießt salch ein Spiegel die größte Verehrung der Gläubigen. — Direktor Dr. A. Boß machte

darauf Vorlagen aus der prähistorischen Abtheilung des „Museums für Völkerkunde“. Er suchte durch zahlreiche Zeichnungen und an den Stücken selbst die Entwicklung der Formen für die Gewandnadeln, Fibeln, Spiralen, Gürtelhaken in ihrer Mannichfaltigkeit nachzuweisen und legte auf die technische Herstellung der einzelnen Formen besonderen Nachdruck. Seine in vieler Beziehung neuen und eigenartigen Deutungen der einzelnen Typen in ihrer Entwicklung dürften zu einer genaueren Untersuchung dieser so wichtigen technischen Darstellungsmittel in prähistorischer Zeit Anregung geben. — Prof. Dr. v. Luschan stellte der Gesellschaft eine Reihe afrikanischer Gegenstände aus der Umgegend von Kamerun bis zum Rio del Rey hin vor. Es sind zum Theil Relieffiguren, die Fetische, Typen mit Musikinstrumenten (Flöten, Trommeln) darstellen, theils Büsten aus Oberguinea, die eine eigenthümliche Haartracht zeigen. Der Vortragende betont bei allen diesen westafrikanischen Dingen die bedeutsame Einwirkung europäischen Imports durch Spanier und Portugiesen. Einen eigenartigen Zusammenhang lassen die durch das ganze tropische Afrika verbreiteten und selbst im Tembengebiet in Deutsch-Ostafrika vorkommenden Zapfenthüren erkennen. Diese Zapfenthüren sind nach den Darlegungen des Vortragenden zweifellos vorderasiatischer Herkunft und aus Babylon nach Aegypten gekommen. Es finden sich unter den babylonischen Resten solche Zapfenthüren mit Keilinschriften, auch den Tembenstil hält v. Luschan für vorderasiatischen Ursprungs. In dem Helmschmuck eines Usukuma-Häuptlings, der eine crista zeigt, die man auf eine Eidechsenform gedeutet hat, sieht der Vortragende gleichfalls den Einfluß europäischen Imports, und dies ist auch in Hawaii, Melanesien, Neu-Seeland, wo wir gleichfalls dieser crista begegnen, der Fall. Technisch vortrefflich gearbeitet sind die nach Wachsformen à cire perdue gegossenen Armbänder aus Nordkamerun, freilich auch nach europäischem Import hergestellt. Dagegen haben sich für Masken aus den Baliländern bisher noch keine Analogien finden lassen. — Dr. Götze konnte steinzeitliche Funde aus der Barbarossa-Höhle am Kyffhäuser vorlegen. Es sind dies Schalen und geschweifte Becher aus den südwestlich vom Kyffhäuser liegenden Gräberfeldern, auf denen die Leichen in hockender Stellung in Skelettkisten beigesetzt sind. Die Dinge sind aus Anhydrit hergestellt, der sich in der Nähe der Barbarossa-Höhle, die heute nur einen künstlichen Zugang besitzt, zahlreich vorfindet. — Dr. Staudinger konnte Perlenketten aus Dahome und Togo, wie sie dort heutigestags hergestellt werden, vorlegen. Diese Kunst der Herstellung hat sich als Geheimniß bei einzelnen Familien erhalten. Auch silberne Amulettäschchen und Armbänder original afrikanischer Arbeit konnte der Vortragende zeigen, die nach alter Kunsttradition hergestellt sind und neben der Darstellung à cire perdue auch in „zweitheiliger Form“ gemacht worden sind.

* Vom 2. bis 5. Juni d. J. findet in Berlin die zweite Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde statt. Bekanntlich hat dieser Verein es sich zur Aufgabe gestellt, der Entstehung der Waffen, den hiebei thätig gewesenen Meistern, den bei ihr in Anwendung gebrachten technischen Verfahren, z. B. dem des Eisenschnittes, der Treibkunst, der Tauschirarbeit u. s. w., ein ernstes und eingehendes Studium zu widmen. Die Herausgabe guter Kataloge der öffentlichen und privaten Waffensammlungen soll mit diesem Studium, dem vor allem die vom Verein herausgegebene, von Wendelin Boeheim geleitete „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ dient, Hand in Hand gehen. Eine große Anzahl von Theilnehmern, besonders aus den Kreisen, die sich des werthvollen Besitzes alter Waffen erfreuen, sowie die ersten Autoritäten des In- und Auslandes auf dem Gebiete der Waffenkunde, der Archäologie, des Kunsthandwerks ꝛc. haben sich bereits zu diesem Zwecke zusammengefunden. Der Sitz des Vereins ist Dresden; der Mitgliederbeitrag beträgt pro Jahr 10 Mark, wofür die Mitglieder das Recht des kosteufreien Bezugs der vom Verein herausgegebenen obenerwähnten Zeitschrift erwerben. Der erste Vorsitzende des Vereins ist Generallieutenant v. Ising, früher Kommandant des kgl. Zeughauses Berlin, der zweite Vorsitzende der Direktor der k. und k. kunsthistorischen Sammlungen in Wien, Wendelin Boeheim. Anmeldungen zur Aufnahme sind zu richten an den Schriftführer des Vereins, Museumsdirektor M. v. Ehrenthal, Dresden-Altstadt, Johannenm.

* **Darmstadt.** Der bisherige außerordentliche Professor der Nationalökonomie an der Universität Basel, Dr. Franz Berghoff-Ising, wurde zum Professor für das gleiche Fach an der hiesigen technischen Hochschule ernannt.

* **Berlin.** In dem großen nationalen Werke der Monumenta Germaniae historica ist die 1875 von Theodor Mommsen übernommene Abtheilung der Schriftsteller der Vorzeit (auctores antiquissimi) jetzt zum Abschluß gebracht. Sie umfaßt 13 Quartbände; von diesen sind Cassiodor, Jordanes und die drei Bände der Chroniken von Mommsen selbst, die übrigen unter seiner Leitung bearbeitet worden. Der berühmte Historiker gibt soeben einen zusammenfassenden Schlußbericht, der ein beredtes Zeugniß für die geistige Frische des 80jährigen Gelehrten ist. — Für die Sammlung der fränkischen und langobardischen Gerichtsurkunden ist Professor Dr. Tangl in Berlin an die Stelle des Hrn. A. Müller getreten.

* **Königsberg.** Der Direktor der Landwirthschaftsschule in Dahme, Gisevius, ist zum außerordentlichen Professor für Landwirthschaft an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Paris.** In Noisy-le-Roi starb am 10. Mai der bekannte Schriftsteller Marquis Gaspard de Cherville, der am 11. Dezember 1821 in Chartres geboren wurde. Er war zuerst Mitarbeiter des älteren Dumas und veröffentlichte im Jahre 1862 sein erstes eigenes Werk »Les aventures d'un chien de chasse«. Er wandte sich nunmehr ganz der Schilderung des Landlebens und der Hausthiere zu und nahm in dieser Spezialität bald den ersten Rang ein. Von seinen zahlreichen Büchern sind »Les bêtes en robe de chambre« eines der beliebtesten geblieben. Bis kurz vor seinem Tod lieferte er dem „Temps“ alle 14 Tage eine gemüthvolle und geistreiche Plauderei über das Landleben unter dem Titel »La Vie à la Campagne«.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Walther Wolfidlo: Wie verstehen wir Rich. Wagners Musikdramen? Populärer Führer durch Poesie und Musik. Nr. 1 bis 11. Berlin, Leipzig, Rühle u. Wendling. — Franz Kerntler: Die Möglichkeit einer experimentellen Entscheidung zwischen den verschiedenen elektrodynamischen Grundgesetzen. Budapest 1898. — Richard Dehmel: Erlösungen. Gedichte und Sprüche. 2. durchweg veränderte Ausgabe. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898. — Dr. med. Joseph Russ: Karlsbad wie es war und wie es ist. Ein Führer für Kurgäste. Karlsbad, Selbstverlag der Stadtgemeinde 1898. — Dr. L. Grätz: Die Elektrizität und ihre Anwendungen. Ein Lehr- und Lesebuch. Mit 490 Abbildungen. 7. vermehrte Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn 1898. — Paul v. Roth: Bayerisches Zivilrecht. 2. Theil. 2. gänzlich umgearbeitete Auflage, besorgt von Heinrich Becher. 2. Abtheilung. Tübingen, H. Laupp 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Eugen Stoll, Antiquariat,
Freiburg i. B.
Soeben wurde ausgegeben:
Katalog 85. **Inkunabeln.**
Drucke d. 16. u. 17. Jahrhunderts.
916 Nummern. (8070)
Zusendung kostenfrei.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (8000)
Erste Hälfte. 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark
Zweiter Band.
Erste Hälfte . . . . 8 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 8 Mark.
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Tauchnitz Edition.
May 11, 1898.
The Gods Arrive.
By (8008)
Annie E. Holdsworth.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 14. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Utopie und Kulturgeschichte. Von Dr. Brandt. — Stil und Zukunft der Schauspielkunst. Von Robert Kohlrausch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Utopie und Kulturgeschichte.

Von Dr. Brandt (Oldenburg).

Als 1889 Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000 erschien und bald nachher deutschen Lesern zugängig gemacht wurde, lenkte der allgemeine Beifall, den dieser Roman fand, auch die Aufmerksamkeit der Wissenschaft wieder auf die Staatsromane. 1853 schon hatte R. v. Mohl in seiner Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften dies Thema behandelt; 1882 war Sudern an eine Kritik der Utopien herangegangen; 1891 stellte Hr. Kleinwächter den Gegenstand mit pedantischer Trockenheit dar, aber erst seit 1892 besitzen wir ein anonym erschienenes Werk „Schlaraffia politica“ (Leipzig bei Fr. Wilh. Grunow), das der kulturhistorischen Bedeutung der Staatsromane vollständig gerecht wird, indem mit dem ganzen Apparat historischer Kenntniß und feinem Verständniß geistiger Zusammenhänge der Staatsroman im Lichte seiner Zeit und in seiner Einwirkung auf die Zeit behandelt wird, und wir staunen über die Fülle von Beziehungen, die sich dabei ergeben. Das Buch darf nicht, wie es beinahe den Anschein hat, im papiernen Strome unsrer Zeit untergehen, weßhalb wir auf seinen Inhalt in diesem Aufsatze aufmerksam machen, wobei wir von der Ertaubniß, den Verfasser zu nennen, gern Gebrauch machen. Es ist Prof. Dr. v. Kirchenheim in Heidelberg. Im Auslande hat das Buch merkwürdigerweise allerdings mehr Anklang gefunden als bei uns. Von der französischen von A. Chazand des Granges besorgten Ausgabe sind in wenigen Monaten drei Auflagen erschienen. Die Dichtungen vom besten Staate sind nun keine Hirngespinnste pathologischer Phantasten mehr, oder sind es doch nicht allein; in dem krausen Beiwerk der Beschreibung wunderlicher Verhältnisse finden sich prophetische Gedanken, die spätere Zeiten verwirklicht haben, findet sich scharfe Kritik des Bestehenden in der Form der Schilderung besserer Zustände. Ueber ihre Zeit können diese Weltverbesserer im Grunde alle nicht hinaus. „Die Utopisten, die mit kühnen Pinselstrichen, hellen Farben, und vielleicht könnte man sagen mit ‚flotter Technik‘ — ein erdachtes und erdichtetes Wunderland ausmalen, erscheinen dem Historiker deutlich als Kinder ihrer Zeit, deren Wirklichkeit sich überall in ihren seltsamen Zauberbildern wiederspiegelt,“ sagt v. Kirchenheim von ihnen. Die Gedanken, die sie uns vortragen, sind mehr als tausend Jahre lang im Grunde dieselben geblieben, ebenso wie die Sehnsucht nach dem Glücke immer in den Herzen der Menschen lebt und wirkt. Und wenn wir eine gewisse Gleichartigkeit utopistischer Gedankengänge in all den Romanen vom besten Staate feststellen können, so liegt das eben daran, daß nur wenige wirklich originale Denker die anderen, die Epigonen, befruchten; der alte Plato taucht als letzte Quelle in diesen Werken bis in die neueste Zeit auf, ohne daß vielleicht die Verfasser eine Ahnung von dem Urheber ihrer Gedanken haben. Schon in Bezug auf Ort und Zeit der Handlung in den Staatsromanen können wir eine gewisse Abhängigkeit von den großen geistigen Bewegungen der Zeiten feststellen. Die Alten vertegen den Schauplatz, auf dem das utopistische Staatsgebilde entsteht und lebt in die Vergangenheit; man sehnt sich in den Naturzustand zurück, wo die ideale Harmonie die bewegende Kraft ist, wo keine äußeren Einrichtungen mit ihren Zwangsmitteln Leben und Treiben regeln. Im Mittelalter wirkte das Christenthum mit seinen grandiosen Ideen auf die Menschen; nicht mehr nach dem paradiesischen Urzustande blickt man zurück, sondern in die Zukunft weist der Weg, dem „tausendjährigen Reiche“ gilt es zuzustreben. „Man griff dabei zurück auf die Prophezeiungen eines Jesaias und eines Ezechiel, die einen neuen Himmel und eine neue Erde verkündeten, und verband diese Weissagungen mit den Worten Christi von seiner Rückkehr und mit den Aussprüchen der Offenbarung. Daraus entstand der Glaube an eine glorreiche Rückkehr Christi und an seine tausendjährige Herrschaft. Das Leben der Lust, das in späteren Utopien eine so große Rolle spielt, tritt hier ganz zurück, und höhere Ideate sind es, die die Menschheit bewegen. Die Religion beherrschte damals die ganze Literatur.“ — Eine ganz neue Periode in der Geschichte der Staatsromane hebt an mit dem berühmten Werke des Thomas Morus: „Utopia“ (1516), in dem die erste kommunistische Gesellschaftsverfassung geschildert wird; die Gleichheit Aller ist in Utopien verwirklicht, und zwar ist es eine Gleichheit, die auf der Arbeit beruht. v. Kirchenheim weist nun sehr geistvoll darauf hin, daß nur die eine Wurzel dieser Utopie Plato ist, daß das philosophische Staatsideal Plato's sich hier zu einem sozialpolitischen Gesellschaftsideal entwickelt hat und zwar unter dem Einflusse des Humanismus und unter dem Eindrucke der Entdeckung Amerika's. „Seit der Entdeckung Amerika's und seit Thomas Morus kennen wir den theoretischen Kommunismus und kommunistische Parteien. Unzweifelhaft ist Morus auf seine Ideale geführt worden durch die Schilderungen, die Reisende, ja die sogar schon der erste Reisebericht des Columbus von den Zuständen auf den Antillen und anderen amerikanischen Inseln gegeben hatten. Wir hören dort, abgesehen von der entzückenden Natur, der körperlichen Größe und Gesundheit u. s. w., von einer Staatsverfassung und von Einrichtungen, die wir ganz deutlich in der Utopie wiedererkennen. Jene Insulaner haben alles gemeinsam; der Boden ist ihnen so wenig mein und dein wie die Strahlen der Sonne, Wasser und Luft. Alle Gütererzeugung und -vertheilung wird vom Könige geregelt. An der südamerikanischen Küste dagegen trat den Europäern eine andere Form des Kommunismus entgegen, ein Zustand kommunistischer Anarchie.“ „Wenn Morus seine Erzählung einem Begleiter Vespucci's in den Mund legt, so ist das nicht, wie man früher meinte, nur geschehen, um an das Interesse des Publikums für die neuen Entdeckungen anzuknüpfen,

sondern um direkt auf die Quelle dieser Anschauungen hinzuweisen. Es darf als erwiesen gelten, daß die Gütergemeinschaft, die Morus als Basis des Zukunftsstaates hinstellt, die ist, die Columbus und Vespucci in der neuen Welt gefunden haben." Diese Ansicht belegt der Verfasser außerdem mit einleuchtenden historischen Beweisen, die man im Buche selbst nachlesen möge. An anderer Stelle weist v. Kirchenheim darauf hin, daß die kommunistischen Ideale, die wir allgemach auftauchen sehen, nicht sowohl aus dem Christenthum selbst, sondern aus dem Judenthum und Mönchthum mit entsprungen sind. Einen grandiosen Gedanken, großartig deßhalb, weil er zur Zeit Heinrichs IV. in Frankreich ausgesprochen worden ist, einen Gedanken, den die Rechtsentwicklung unsrer Zeit verwirklicht hat, sprach Fénelon in seinem Telemach aus: der König ist um des Volkes willen da! — Wiederum können wir einen deutlichen Zusammenhang mit den Ideen der Zeit bemerken in dem 1699 anonym erschienenen Buche „Vom Königreiche Ophir", dem ersten Staatsromane, der in deutscher Sprache geschrieben ist; an Stelle des Rechtsstaates, der kommunistischen Gesellschaft, tritt hier der Wohlfahrtsstaat, der die Aufgabe hat, die Bürger glücklich und tugendhaft zu machen. „Es ist das Staatsideal des Wohlfahrtsstaates, das von der beginnenden Rechtsphilosophie, von Grotius und Pufendorf vorbereitet, von Thomasius und Wolff ausgebildet, vom aufgeklärten Despotismus verwirklicht worden ist. Es lohnte sich in der That, das fast vergessene „Königreich Ophir" mit dem Werke des Breslauer Gerbersohnes Christian Wolff zu vergleichen, den man den offiziellen Staatsphilosophen des großen Friedrich genannt hat. Christian Wolff veröffentlichte 1720 in sieben Bänden seine „vernünftigen Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insbesondere von dem gemeinen Wesen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, den Liebhabern der Wahrheit gewidmet". Fast wörtlich stimmt hier manches mit dem „Königreich Ophir" überein. — Anders gestaltet ist eine große Gruppe von Staatsromanen, die zur Zeit der Liebhaberei für die Reiseromane, die Robinsonaden, anfangs des 18. Jahrhunderts entstand; unser Autor geht auf einen Roman dieser Art von Ludwig Holberg: „Niels Klims Wallfahrt in die Unterwelt" näher ein und weist auf die Zusammenhänge mit den Robinsonaden und auf neue ganz ähnliche Erscheinungen in Jules Verne's Reisebeschreibungen hin. — Die Aufklärungsperiode bringt in den in jener Zeit erschienenen Staatsromanen, die dichterisch nicht viel bedeuten (Rétif de la Bretonne) eine Richtung zur Geltung, die an Rousseau anklingt; in diesen Romanen wird zuerst der Standpunkt der alten Utopien, die zwar meist dem Religionsbekenntniß abhold waren, aber doch an einer Offenbarung festhielten, verlassen; es wird eine Naturreligion aufgestellt. „Jetzt wird mit solchen veralteten Ideen wie Gott und Unsterblichkeit gebrochen: es ist die Zeit jenes Deismus, zu dessen eifrigsten Anhängern in England im Anfang des Jahrhunderts Tolaud, der Herausgeber Garringtons (der den Staatsroman: „The Commonwealth of Oceana" 1700 geschrieben hat) gehört hatte, die Zeit, da nun auch in Frankreich die Ehrfurcht vor allem Heiligen und Alten schwand und die Gedanken zu solchen lustigen Gebilden emporflogen." — Die Zeiten ändern sich, eine tiefe Kluft gähnt zwischen der Aristokratie und dem dritten Stande, die soziale Ungleichheit bringt die Massen in Gährung, Mably, Rousseau, Linguet, Moritz Necker u. A. schleudern ihre Geschosse voll leidenschaftlicher Erregung und voll rhetorischer Kraft gegen die Gesellschaft. Zum Träumen war jetzt keine Zeit mehr. Babeuf versuchte den Zukunftsstaat Morelly's, den dieser im Gesetzbuche der Natur gezeichnet hatte, zu verwirklichen. Der Versuch scheiterte, und für lange Zeit war die Welt vor ähnlichen abgeschreckt. „Dichtungen dieser Art (Morelly's) hätten wohl jetzt an der Wende des Jahrhunderts wenig Anklang gefunden. Es kehrt dieselbe Erscheinung wieder wie im 16. Jahrhundert, wo die Utopie des Thomas Morus durch das münster'sche Reich der Wiedertäufer eine so krasse Illustration erhalten hatte. Gewiß hat man in der Periode der Romantiker Phantasien von glücklichen Inseln u. dgl. nicht ganz aus den Augen verloren. Aber blickt man auf die Literatur, so bemerkt man, daß die Utopie aus dem Kreise der unterhaltenden Dichtung flüchtet; sie entwickelt sich jetzt zur Wissenschaft. Wie der Alchymie die Chemie, wie der Astrologie die Astronomie, so folgt der Utopie die Nationalökonomie und der wissenschaftliche Sozialismus. Den Uebergang zu dieser neuen Zeit bezeichnen drei Namen: Owen, Saint-Simon, Fourier, die mindestens ebenso Utopisten genannt werden dürfen als Morus und Campanelle. Aber sie haben keine Romane verfaßt, sondern Systeme geschaffen." — Einen Roman hebt der Verfasser ferner aus der ganzen Zahl heraus, den Cabets: „Voyage en Icarie" (1842), und zwar als ein Beispiel, wie nun im 19. Jahrhundert die Genußsucht die verlockenden paradiesischen Bilder malt. Die Ideen Saint-Simons von der Gleichstellung der Frau führen sodann zum Evangelium der freien Liebe, wie es Enfantin praktisch durchzuführen suchte, und der Verfasser der Schlaraffia macht darauf aufmerksam, wie diese Gedankengänge offenbar auf die Entstehung der Emanzipationsromane in den 30er Jahren unsres Jahrhunderts gewirkt haben.

Wir werden in der That genöthigt sein, nach diesen Betrachtungen den außerordentlich engen Zusammenhang zwischen der Zeitgeschichte und der Utopie zuzugeben, und es ist uns immer wunderbar erschienen, daß sich der akademische Lehrer dies Kapitel so ganz entgehen läßt, das wie kein anderes geeignet ist, dem Schüler die Trockenheit, die nationalökonomische Studien in einiger Beziehung doch haben, etwas zu versüßen. Noch einleuchtender wird uns aber der Einfluß der Utopien auf die Kulturgeschichte, wenn wir uns von dem Verfasser der Schlaraffia palitica auseinandersetzen lassen, wie ganze bestimmte Werke dieser Art auf die Männer eingewirkt haben, denen die Leitung der Völkergeschicke anvertraut gewesen ist. Die Utopie des Thomas Morus mit ihrer scharfen Kritik der englischen Zustände und der Politik hat einen entschiedenen Einfluß auf die Haltung des englischen Kabinets und das englische Recht geübt; er stellt eine innere Verwandtschaft der in der Utopie ausgesprochenen Grundsätze mit den Statuten Heinrichs VIII. fest. Der Staatsroman des Barclay: „Argenis", der seinerzeit (1620) sehr berühmt war, gehörte zu den Lieblingsbüchern von Richelieu und Leibnitz, und Calderon hat ihn zu einer Dichtung benutzt. Es wird ferner auf den Telemach von Fénelon aufmerksam gemacht, der zu den Büchern gehört, die die weiteste Verbreitung gefunden haben. Die Aufschrift der kgl. Bibliothek in Berlin: Nutrimentum spiritus, erinnert uns daran, daß Friedrich der Große den Roman „Sethos" von Vairasse eifrig studirt hat und daß seine Schriften manche Anklänge an dieses Werk zeigen. Ganz gewaltig hat ferner das „Gesetzbuch der Natur" von Morelly auf die Schriftsteller und Politiker der Zeit vor der französischen Revolution gewirkt. „Das Werk hat nicht nur alle die oben schon genannten Schriftsteller mehr oder minder beeinflußt, seine Ansichten sind nicht nur Tropfen für Tropfen durchgesickert, — nein, wir können die unmittelbare Wirkung des code de la nature in den letzten Ereignissen der französischen Revolution aufs sicherste nachweisen. In derselben Zeit, wo der „Staat von Felizien" (1794) erschien, dachte Babeuf daran, Morelly's Gedanken zu verwirklichen. Unter den gefangenen Jakobinern befand sich ein gewisser Bodson,

Digitized by Google

der sich an dem code de la nature genährt und sich seine Ideen zu eigen gemacht hatte. Er gewann für diese Ideen Babeuf und einige andere Mitglieder der Partei, die sich selbst den Titel „Patrioten“ beilegten und nach der Amnestie in dem Journal „Der Volkstribun“ in ebenso maßloser als unschöner Weise die Grundzüge Morelly's predigten; und hier zeigt sich, welche gewaltigen Wirkungen solche dichterische Schriften haben können. Wie sich an Morus die Wiedertäufer anschließen, so (aber viel deutlicher) an Morelly der Klub der Gleichen (Babeuf, Buonarotti, Antonelle, Sylvain Maréchal). Das ist die Verbindung, die von 1795 an das Direktorium beunruhigte und die politische Revolution durch die soziale ergänzen wollte. Als 1797 Babeuf verhaftet und (am 24. Mai) hingerichtet wurde, fand man unter den Papieren der Verschworenen die Insurrektionsakte und andere Gesetze, deren Einzelheiten zum Theil fast wörtlich an Morelly erinnern. Die letzte Periode der französischen Revolution erscheint, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, in einem anderen Lichte. Babeufs Pläne sozialer Organisation geben aufs treueste die kommunistischen Utopien wieder. Nebenbei bemerkt, wird uns in der Reise in Ikarien von Cabet eine ikarische Revolution beschrieben, die im einzelnen der französischen Revolution so ähnlich ist, daß man jene für eine Parodie dieser halten müßte, wenn sie nicht 6 Jahre vor diesen Ereignissen geschrieben wäre, was aber der Divinationsgabe Cabets keinen Eintrag thut.

Wir sahen eben schon, daß die Utopien nicht nur auf die Menschen, sondern durch sie auch auf die Ereignisse Einfluß übten. Das ist im übrigen ja bekannter als jene intimeren Beziehungen. Die Begierde, jene Dichtungen zur Wirklichkeit zu machen, hat eine ganze Reihe von Staatsgründungen gezeitigt, deren erste, die des Neuplatonikers Plotinos, des Günstlings des Kaisers Gallianus, der in Campanien Plato's Idealstaat begründen wollte, im Plane noch stecken blieb. Wirklichkeit, und zwar schreckliche Wirklichkeit wurde die Utopie des Thomas Morus durch Thomas Münzer in der Wiedertäuferbewegung, und gleich dieser erste Versuch des praktischen Kommunismus zeigte der Welt, daß das Ende der Schrecken war; obwohl die Wiedertäufer theoretisch sich von Gott und Glauben nicht losgelöst hatten, war ihre Herrschaft eine Reihe brutalster Schamlosigkeiten, in denen die wüsteste Erotik zum Siege gelangte. Das Kehrbild der Medaille bietet uns der Staat, den die Jesuiten nach dem Muster von Campanella an den Ufern des Paraguay errichteten, in dem die Knechtung der Individualität im Namen der Gleichheit versucht und mit starrster Folgerichtigkeit und bis zum Stumpfsinn durchgeführt wurde. Doch aller anscheinend erzielte Erfolg war leerer Trug; der Jesuitenstaat versank, ohne eine Spur in den Menschen zurückzulassen, die in ihm hatten leben müssen. Cabet selbst machte mit einer kleinen, wohlausgewählten Schaar 1848 eine Reise nach Ikarien, gründete in Texas seinen Zukunftsstaat und erlebte, nachdem kurze Zeit die Kalanien frisches Leben entwickelt hatten, daß die ganze Herrlichkeit schon nach 5 Jahren wankte und er selbst von seinen Anhängern ausgestoßen wurde. Es ist bekannt, daß diesem Versuche viele andere, gerade in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefolgt sind (der Verfasser der Schlaraffia zählt mehr als 70 auf nach H. Semlers Geschichte des Sozialismus und Kommunismus in Nordamerika), bald von Fourier und Owen angeregt, bald unter dem Einflusse religiöser Sektirerei. Alle sind sie wieder untergegangen, wenigstens insoweit, daß der ideale Gedanke ihrer Gründung verloren ging und die Kolonisten wie andere Menschen auch lebten und handelten. Das gleiche traurige Schicksal hat die Freilandgründung Hertzka's am Kenia gehabt.

Außer dieser Schilderung der großen geistigen Zusammenhänge lernen wir durch den Verfasser der Schlaraffia eine schier erstaunliche Fülle von einzelnen Reformgedanken kennen, die die Geschichte verwirklicht hat, Reformgedanken, die sich auf die Erziehung der Menschen, auf die Frauenfrage, auf Staatsverwaltung, Politik, Technik, Wirthschaftsverfassung, Verkehrswesen u. a. beziehen. Wir heben nur einiges davon hervor. Daß fast immer die Utopien großen Werth auf die Erziehung gesunder, kräftiger Menschen legen, ist von vornherein einleuchtend; daher auch die Empfehlung einer scharf durchgeführten Zuchtwahl bei der Eheschließung, die wir von Plato bis auf die neueste Zeit finden. Dem kommunistischen Charakter vieler dieser Gesellschaftsbildungen entspricht auch die unter solchen Umständen selbstverständliche gemeinsame Erziehung der Kinder, die oft verfochten wird. Ueber den Unterricht in reiferem Kindesalter theilt uns Campanella 1620 mit, daß im Sonnenstaate die Realien, Mathematik, Naturwissenschaften, Anschauungsunterricht durchaus an erster Stelle stehen; überall an den Gebäuden des Sonnenstaates sind figürliche Darstellungen aus allen Wissensgebieten zu schauen, und zwar nach Lehrkreisen, dem verschiedenen und wachsenden Fassungsvermögen gemäß geordnet, so daß diese Bildertafeln auch dem erwachsenen Bürger noch dienen (Vorbild zum Museum). Andreae sagt in seiner Beschreibung des christlichen Staates 1819, den Schülern sollen nicht vielerlei Dinge gelehrt werden, da sonst leicht eine Zerstreuung des Geistes eintrete. Mit der Erziehung der Jugend auf der Hochschule und deren Einrichtungen beschäftigen sich viele Utopisten. Francis Bacon hat uns auch einen Torso eines Staatsromans 1658 hinterlassen, in dem das „Schatzhaus der Wissenschaften“ beschrieben wird. In ihm soll das Studium alles Geschaffenen getrieben und die Erkenntniß der Ursachen aller Dinge gefördert werden. „Alles soll erforscht werden, in den Bergwerken bis in die Tiefen der Erde, in den Gärten, in den Seen. Zahlreiche Anstalten für mikroskopische Untersuchungen, insbesondere des Bluts, werden beschrieben, Institute zur Untersuchung des Schalls, der Gerüche u. s. w., alles findet sich in einem Maße, wie es selbst heute noch bei den bestausgestatteten Universitäten mit allen ihren chemischen und physikalischen Gesellschaften kaum anzutreffen ist. Auch die Aufgabe der Mitglieder dieser Anstalten ist in höchst interessanter Weise festgestellt. Es ist eine Zentralstelle für die Wissenschaft, wie wir sie leider selbst heute fast für keinen Wissenszweig besitzen. Alles, was wissenswerth ist, wird in allen Ländern gesammelt. Dafür gibt es zwölf Beamte im Auslande, die merchants of light genannt sind. Andere stellen das gesammelte Material zusammen, verarbeiten es u. s. w.“ Die eigenen wissenschaftlichen Neigungen des Mannes sind es, die er in seine Träume einspinnt. Und doch war der Gedanke zeitgemäß, er lebte schon insgeheim und wirkte, denn ein Jahr, nachdem Bacon dies geschrieben hatte, wurde die Académie française gegründet, 1659 die Royal Society in London und bekanntlich hat Leibniz diese Anregungen aufgenommen. Fénelon hat 1717 die Forderung aufgestellt, daß die Verwaltungspolitik zunächst die Zustände genau erforschen müsse, welchem Zwecke die Enquete, die Statistik zu dienen habe, ein Gedanke, den Cabet 1842 in anderer Form weiterführt, indem er die Statistik benutzt, um das Bedürfniß nach Arbeitskräften in jedem Erwerbszweige festzustellen. Von der Pflicht des Professors, seine Kollegien pünktlich zu Ende zu bringen, handelt der anonyme Verfasser des „Königreichs Ophir“, wo den theologischen Studenten besonders exegetische und ethische Vorlesungen, den Juristen aber Vorlesungen im Geiste des Gesetzes, nicht nach dem Buchstaben gehalten werden und wa — ein Gedanke, den 1897 die juristische Fakultät Göttingen angeregt hat! — den angehenden Rechts-

kundigen Akten zum Studium der praktischen Rechtspflege in die Hand gegeben werden. Auf dem Planeten Nazar (Holbergs Utopie, s. oben) gibt es weder medizinische, noch theologische Fakultäten, da die Leute mäßig leben und daher gesund sind und keine Aerzte brauchen. Theologen sind überflüssig, weil die ganze Theologie nur das Gebot enthält, „Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der in einem anderen Leben die Tugenden belohnen und die Laster bestrafen wird, zu ehren und zu lieben." Mit der Rechtspflege und ihren Grundsätzen beschäftigen sich fast alle Utopisten, und die Juristen kommen überall nicht sehr gut dabei weg. Von Interesse ist es, zu erkennen, daß die neuesten strafrechtlichen Theorien schon ihre Vorgänger in Utopien haben. Sogar Anklänge an die Lehre, daß die Verbrechen auf geistige Anomalien zurückzuführen seien, finden wir bei Holberg, dessen Helden man als Angeklagten zur Ader läßt, um aus der Blutuntersuchung festzustellen, ob „das Verbrechen aus der Verdorbenheit der Säfte herrühre". Im „Königreiche Ophir" (verfaßt 1699) ist die Folter längst abgeschafft und die Bestrafung des Diebstahls, die man dort eingeführt hat, erinnert an die neuesten Vorschläge der Kriminalisten. Bei der Schilderung eben dieses Landes werden ferner von der medizinischen Fakultät besonders der Lehrstuhl für Chirurgie und für Pharmazeutik erwähnt. Außerdem ein Professor der Baukunst. Campanella berichtet uns 1611 von einer Leitung des Sonnenstaates durch drei Minister für Krieg, für Wissenschaft und und für Erzeugung und Ernährung. Im Staate Felizien (anonym 1794) finden wir eine ganz modern nach dem Prinzip der Selbstverwaltung gegliederte Verwaltung. Neben dem König steht ein Parlament, in den einzelnen Landestheilen amtiren Körperschaften, die vollständig unsern Provinziallandtagen, Kreistagen, Gemeinderäthen entsprechen. Im Königreiche Ophir kennt man sogar schon eine Art von Generalsynode, einen kirchlichen Bundesrath, in den jeder Fürst einen kirchlichen und einen weltlichen Vertreter entsendet.

Sehr zahlreich sind natürlich auch die utopistischen Einrichtungen sozialpolitischer Natur, die wiederum zum Theil segensreiche Schöpfungen unsrer Tage lange Zeit vorhersagen. Dazu gehört schon das Grunderbrecht des Plato. Thomas Morus äußert in seiner Utopie den Gedanken an eine Kranken- und Altersversorgung, worauf sich auch § 6 des Polizeigesetzes von Morelly in seinem Gesetzbuche der Natur bezieht: „Die alten, gebrechlichen und arbeitsunfähigen Bürger kommen in das für sie bestimmte Asyl, deßgleichen die Kranken"; ähnlich äußert sich Cabet.

Den unlauteren Wettbewerb, die Nahrungsmittelfälschung will schon Plato streng bestrafen; Fénelon plaidirt für strenge Gesetze gegen die Baukerotte der Kaufleute, die überhaupt, ebenso wie die Handelsgesellschaften, sorgfältig beaufsichtigt werden und regelmäßig Rechenschaft ablegen sollen.

Doch genug der Einzelheiten, deren wir an der Hand unsres trefflichen Führers noch eine große Zahl nennen könnten, von der künstlichen Hühnerzucht (Morus) bis zur Theorie vom Urschleim, aus dem die Lebewesen entstanden sind (Abu Bekr Ibn Tophaïl, † 1585). Die anspruchslose Skizze hat nur den Zweck, auf das Thema selbst und vor allem auf das Buch Schlaraffia politica wieder aufmerksam zu machen, und wir können es dem Leser überlassen, das lehrreiche Werk v. Kirchenheims selbst in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß von seiner Vortrefflichkeit nicht zu viel gesagt ist.

Stil und Zukunft der Schauspielkunst.

Dramaturgische Studie von Robert Kohlrausch.

Wie die Photographen zu ihren Opfern zu sagen pflegen: „Bitte, recht freundlich!", so haben viele Kritiker von heutzutage sich angewöhnt, ihren Schauspielern immer wieder zuzurufen: „Bitte, recht natürlich!" Bei solchen Gelegenheiten bekommt man auch das Wort „Stil" vielfach zu hören; man liest von einem neuen Natürlichkeitsstil in der Schauspielkunst oder vernimmt einen Stoßseufzer allgemeiner Art, wie den, daß die „Maria Stuart" immer noch in dem an der Hofbühne üblichen Stil heruntergespielt werde. Nähere Ausführungen darüber findet man selten; aus all den einzelnen Klagen und Mahnungen aber tönt das Verlangen hervor, daß auch die Schauspielkunst die Entwicklung der übrigen Künste, der Malerei, der Literatur, der Skulptur, mitmachen und sich im modernen Sinne umgestalten möge.

Man wünscht und klagt und experimentirt — und vergißt dabei, daß die Schauspielkunst als solche jenes Verlangen gar nicht erfüllen kann und darf. Nicht darf, so lange sie festen, sicheren Boden unter den Füßen behalten und den Gefahren des Verfalls entgehen will. Nur dann kann eine Kunst gedeihen, wenn sie die Grundbedingungen ihres Daseins niemals aus den Augen verliert. Für die Schauspielkunst aber sind diese Grundbedingungen vollständig andere, als für die übrigen Künste. Das liegt in ihrem innersten, eigensten Wesen begründet: die wahre Schauspielkunst ist keine produzirende, sondern eine reproduzirende Kunst, keine selbständige, sondern eine dienende. In ihrer Dienerstellung liegt ihre Schwäche, zugleich aber auch — wenn sie das eigene Wesen richtig erkennt — ihre Größe. Die Schauspieler freilich mögen in der Regel von solcher Definition nichts hören; die scheinbar nothwendige Eitelkeit, die wie ein Schatten die Jünger dieser schönen Kunst zu begleiten pflegt, lehnt sich gegen jene Dienerstellung auf. Die Schauspieler sind es, die den abscheulichen Ausdruck erfunden haben: eine Rolle „kreiren". Sie stellen sich damit über den Dichter und behaupten, zu schaffen, wo sie lediglich nachschaffen dürfen. Der Dichter „kreirt" seine Gestalten, der Schauspieler zeichnet nur ihre Linien nach. Und je getreuer und kräftiger er das thut, je liebevoller er sich in die Absichten seines Meisters vertieft, je deutlicher sein Können sie dem Publikum im Theater vermittelt, um so bedeutender wird er selbst erscheinen. So ist heute noch Adolf Sonnenthal der größte deutsche Schauspieler im eigentlichsten Sinn, wie Joseph Joachim der größte ausübende Musiker ist; denn Beide sind die getreuesten Diener ihrer Herren. Man braucht nur an solch ein Beispiel zu denken, an einen Schauspieler oder eine Schauspielerin, die das wahre Wesen ihrer Kunst erfaßt haben und sie in diesem Sinne lebendig-geistvoll üben, um zugleich zu erkennen, daß Erfolg und Eitelkeit unter solcher dienenden Stellung nicht zu leiden haben. Unendlich viel verdankt ja der Dichter dem Darsteller! Durch ihn werden seine Phantasiegestalten lebendig, durch ihn erhalten sie für ein paar Abendstunden warmes Blut, durch ihn gewinnen sie Jugend, Anmuth und Schönheit. Der Schauspieler braucht den Dichter nicht zu beneiden, auch wenn er seinen Herrn in ihm erkennen muß, und der Dichter kann immer wieder nur danken für die unschätzbaren Dienste seines hülfreichen Genossen.

Aus dieser naturgemäßen Stellung der Schauspielkunst zur Dichtung aber folgt mit unumstößlicher Nothwendigkeit: der Stil der Dichtung ist der Stil der Schauspielkunst. Für jedes Dichterwerk von ausgesprochenem Charakter muß sie sich ihren Stil von gleichem Charakter schaffen. An ihren Grundlagen rüttelt man, wenn man diese Wahrheit

zu erschüttern versucht. Die neuere Dichtung bietet auch der darstellenden Kunst Aufgaben neuer Art; die Schauspielkunst muß nach Ausdrucksmitteln suchen, die sie bisher nicht kannte, sie muß ihre Technik verändern, um jenen Werken gerecht zu werden. Sie kann sich an ihnen erneuern und verjüngen, aber auch nur an ihnen und für sie. Durch Ibsen und Hauptmann z. B. sind Gestalten geschaffen worden, denen der Darsteller mit seinen bisherigen Mitteln nicht beizukommen vermochte; sein Wirkungskreis hat sich erweitert, und er muß sich umbilden, um spielen zu können, was man heute von ihm verlangt. Ein Unrecht an seiner Kunst und ihrem Wesen aber begeht der Schauspieler, wenn er die hier gewonnene Technik nun auch zur Wiedergabe von Dichtungen verwenden will, die solche moderne Technik nicht fordern und nicht vertragen, wenn er Schiller und Goethe spielen will wie Hauptmann und Ibsen. Bei den Werken dieser Neuen geziemt sich's, daß der Kritiker immer wieder sein „Bitte, recht natürlich!" ruft; denn hier ist die volle Natürlichkeit des täglichen Lebens das Ziel der Dichter gewesen. Die Klassiker aber gingen einen anderen Weg; Natur und Wahrheit blieben auch ihnen heilig, der äußeren Natürlichkeit fragten sie nicht nach. Ihnen war die Kunst eine Ergänzung des Lebens, nicht das Leben selbst. Und so forderten und fordern sie auch von der Darstellung andere Ausdrucksmittel und einen anderen Stil, als ihre modernen Nachfolger es thun.

Das alles klingt sehr selbstverständlich, und doch kann man täglich die Beobachtung machen, daß den Schauspielern wie dem Publikum das Gefühl für diese naheliegenden Wahrheiten mehr und mehr verloren geht. Ausgebildetes Stilgefühl ist eine merkwürdig seltene Sache geworden. Selbst für den rein äußerlichen Unterschied von Vers und Prosa ist die Empfindung in hohem Grade abgestumpft, und die natürliche Forderung, den Vers auch als Vers zu sprechen, ihm das zu geben, was ihm seiner Natur nach zukommt, wird mit dem Hinweis darauf zurückgewiesen, daß der „Jambengesang" aus der Mode sei. Solche Schlagworte sind sehr bequem, aber sie stiften viel Unheil. Es darf keine Mode für die Schauspielkunst geben, wie es keinen bestimmten und bleibenden Stil für sie gibt; die Dichter schaffen ihre Mode und Stil, und wenn allabendlich ein anderer Dichter gespielt wird, so haben auch Stil und Mode allabendlich zu wechseln. Das ist schwierig, aber nothwendig, wenn die Schauspielkunst in Wahrheit bedeuten will, was sie kann und soll. Dann muß sie nicht nur für den groben Unterschied von Vers und Prosa ein selbstverständliches Gefühl und ein geschultes Ohr sich bewahren, sie muß auch Verständniß, Empfindung und Ausdrucksfähigkeit für die vielen zarten Verschiedenheiten in Vers und Prosa der verschiedenen Dichter gewinnen und besitzen. Und über die äußere Form hinaus muß sie sich klar bleiben, wodurch die poetische Sprache der klassischen Dichter sich über den Ausdruck des täglichen Lebens erhebt. Es ist nicht der Rhythmus des Verses allein, wodurch der Dichter Alltäglichkeit und Natürlichkeit überwindet, es ist jene wunderbare, geheimnißvolle Fähigkeit, die Goethe mit den Versen verkündet:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Man braucht diesen Ausspruch nur zu verallgemeinern, braucht sich nur zu erinnern, daß nicht die Qual allein den gewöhnlichen Menschen verstummen macht, daß jedes große Gefühl im Leben meist vergeblich nach dem entsprechenden Ausdruck ringt — und man hält das ganze Geheimniß der poetischen Sprache fest in Händen. Sie verkündet das Gefühl unmittelbar, sie löst dem Menschen die Zunge und setzt an die Stelle unvollkommenen, stammelnden Ausdrucks die machtvolle Offenbarung geheimsten Empfindens. In dieser direkten Uebersetzung des Gefühls in Worte liegt eine wunderbare Macht des Dichters. Zugleich aber thut sich hier eine gewaltige Kluft auf zwischen ihm und der Natürlichkeit des täglichen Lebens. Er ist wahr, aber er ist nicht natürlich. Wahr ist das Gefühl, das er kündet, und wahr ist der Ausdruck, der ihm dafür zufällt; aber ihm ist verliehen auch da noch zu reden, wo der gewöhnliche Mensch nur stammelt oder verstummt.

Man erinnere sich doch einmal der Worte, mit denen Romeo seine Julia beim Pater Lorenzo begrüßt:

Ach Julia, ist deiner Freude Maß
Gehäuft wie meins, und weißt du mehr die Kunst
Ihr Schmuck zu leihn, so würze rings die Luft
Durch deinen Hauch; laß des Gesanges Mund
Die Seligkeit verkünden, die wir Beide
Bei dieser theuren Näh' im Andern finden.

Hier ist überströmende Empfindung unmittelbar in Worte übersetzt, wie sonst Musik sie in Töne zu verwandeln weiß. Hier ist innere Wahrheit; denn das Gefühl ist wahr, das ausgesprochen wird, und man hat die Empfindung, daß ein Liebender in solchen Bildern sprechen würde, wenn ihm die Gabe reichster Redekunst verliehen wäre. Von der Natürlichkeit des täglichen Lebens aber sind diese Verse so weit entfernt, wie der sonnebeschienene Wipfel eines Baumes von der dunklen Erde, aus der er seine Nahrung zieht. Ebenso hoch hinauf ins Reich der lichten Schönheit erheben sich die Verse, mit denen Tasso der Prinzessin seine lang verhehlte Neigung endlich offenbart:

Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn; mich hält der Fuß nicht mehr;
Unwiderstehlich zieht's da mich zu dir,
Und unaufhaltsam drängt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin.

Der Schauspieler, der es versucht, solchen Worten mit der anderwärts gebotenen Natürlichkeit beizukommen, unternimmt etwas in sich unmögliches. Was nicht alltäglich-natürlich ist, kann auch nicht alltäglich-natürlich gesprochen werden, und natürlich in solchem Sinne ist dieses Wortwerden der Empfindung nicht. Bei Goethe jedoch wie bei Shakespeare, welch eine Verschiedenheit des Tons und des Stils innerhalb ihrer eigenen Werke! Man vergleiche nur einmal jene Rede Tasso's mit den Worten Egmonts in der berühmten Liebesscene mit Klärchen, wo er ihre Frage zurückweist, ob er der große, berühmte Egmont sei:

Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und glücklich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Fremden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — o laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist. Aber dieser, Klärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. Das ist dein Egmont!

Im „Tasso" der freie Fluß poetischer Rede, hier eine stark realistisch gefärbte Prosa. Doch auch sie noch ungehemmt in ihrem Strom durch alltägliche Rücksichten und Gewohnheiten; wohlüberlegt, ausgefeilt, werthvoll in jedem Worte. Wollte man sie sprechen wie die Reden eines Benedix oder Moser, man würde sich versündigen, fast ebensosehr wie am „Tasso" und „Romeo". Doch braucht man keineswegs an jene Lustspielautoren zu denken, um

den gewaltigen Unterschied zwischen zwei verschiedenen Arten von Prosa zu empfinden. Ein so ernsthafter und bedeutender moderner Dichter wie Ibsen veranschaulicht ihn vielleicht noch deutlicher und schlagender. Da gibt es im „Baumeister Solneß“ auch so eine Art von Liebesscene, wie eben Ibsen Liebesscenen schreibt. Der Baumeister fragt Hilde:

Hilde, — wissen Sie, was Sie sind?

Hilde: Ja, ich bin gewiß so ein sonderbarer Vogel.

Solneß: Nein; Sie sind wie ein anbrechender Tag. Wenn ich Sie ansehe, — dann ist's mir, als blickte ich gegen Sonnenaufgang.

Hilde: Sagen Sie mir, Baumeister, — wissen Sie bestimmt, daß Sie mich nie gerufen haben? So inwendig?

Solneß: Ich glaube fast, ich muß es gethan haben.

Hilde: Was wollten Sie von mir?

Solneß: Sie sind die Jugend, Hilde.

Hilde: Die Jugend, vor der Sie solche Angst haben?

Solneß: Und die ich doch im Grunde so sehnlich herbeiwünsche.

Hier ist die Wahrheit des täglichen Lebens, mit Mystik untermischt; nur in einer einzigen Rede des Baumeisters ein Anlauf zu poetischem Schwung. Die Worte kommen langsam, schwer hervor, beinahe wie Blutstropfen aus einer Wunde; auf das Dichtervorrecht, eine verborgene Empfindung sich voll offenbaren zu lassen, hat die moderne Schule verzichtet. Darum fordert sie auch vom Schauspieler eine veränderte Redeweise: genaues Studium des täglichen Lebens, Arbeiten mit Kunstpausen und sorgsame Beobachtung der Stimmung, die wie ein zarter, oft düsterer Hauch über der einzelnen Scene ausgebreitet liegt. Zur Lösung dieser Aufgabe sind die Darsteller von heute meist gern bereit und vielfach gut geschult; niemals würde es ihnen einfallen, Ibsen'sche oder Hauptmann'sche Prosa in der Art zu sprechen, wie man ehemals die Verse des „Romeo“ und „Tasso“, oder auch die ungebundene Rede des „Egmont“ sprach. Das ist berechtigt und gut; woher aber nimmt man die Gründe, das Umgekehrte für erlaubt zu halten und Goethe oder Shakespeare in die moderne Tonart zu übertragen? In der Musik ist man pietätvoller, weil man fester gebunden ist; kein Kapellmeister wird es für möglich halten, Mozart à la Wagner singen zu lassen. Im Schauspiel aber kann man täglich Zeuge von Versuchen sein, einem Dichter Gewalt anzuthun und seine Werke des eigenthümlichen Hauches und Duftes zu entkleiden, der an ihnen haftet. Und doch stehen Goethe, Schiller und Shakespeare den anderen Dichtern in ihrer Ausdrucksweise ebenso fern, wie Mozart und seine Schule Wagner mit seiner täglich wachsenden Schaar von Nachfolgern.

Wie es möglich ist, daß in der Schauspielkunst solche Verwirrung und Vermischung entgegengesetzter Ausdrucksweise immer mehr einreißt? Einzig und allein durch mangelhafte Ausbildung des Stilgefühls bei einer großen Zahl der modernen Menschendarsteller und einem Theil der Kritik, der sie darin unterstützt. Man will sich der dienenden Stellung der Schauspielkunst nicht mehr erinnern, will sie zur Meisterin ihrer Meister werden lassen. Damit aber entstellt sie die Dichter und führt sich selbst zum Ruin. Viel und oft ist zu allen Zeiten über den Verfall der Schauspielkunst geklagt worden, und die Gefahr hat sich schließlich doch nicht als so arg erwiesen. Hier aber ist in der That ein großes, drohendes Unheil; denn die schöne Kunst der Menschendarstellung ist auf dem Wege zu einer Entwicklung, die ihrem innersten Wesen widerspricht. Sie will sich zu einer freien Kunst machen, und sie ist in Wahrheit eine gebundene Kunst. Sie will sich über die Dichter erheben, und sie kann doch nur dann gedeihen, wenn sie sich der Abhängigkeit von ihnen, unter genauer Beobachtung all ihrer Verschiedenheiten, voll und dankbar bewußt bleibt. Auf diesem Wege allein kann eine schöne, gedeihliche Weiterentwicklung für sie liegen. Für neue Werke auch ein neuer Stil, für die alten aber nach wie vor der Stil, der einem jeden von ihnen zukommt. Man bilde das Stilgefühl im Schauspieler und im Zuschauer aus, und wenn es nicht möglich ist, — nur die größten Talente und die geistvollsten Darsteller werden das können — Ibsen und Schiller mit der gleichen Vollkommenheit durch ein und denselben Künstler spielen zu lassen, dann scheide man die Bühnen nach den verschiedenen Stilarten. Die nüchterne Existenzfrage hat heute schon ähnliche Scheidungen herbeigeführt und Bühnen geschaffen, die besondere Spezialitäten von Stücken pflegen. Man trenne nun auch nach höheren Gesichtspunkten; man schaffe Schiller- und Goethe-Theater, nicht nur dem Namen nach, sondern dem Stil und den Dichtern zuliebe; man gründe daneben Bühnen für Ibsen und Hauptmann, auf denen die Werke dieser Männer in gleicher Vollkommenheit und Stilreinheit gegeben werden. Dann kann der Schauspieler sich einer bestimmten Richtung, seiner Begabung entsprechend, mit ganzer Seele überlassen und kann in der Beschränkung das Höchste erreichen. Wenn wir einmal berufsmäßige Schiller-, Goethe- und Hauptmannspieler haben, dann wird auch im Publikum das Gefühl dafür wieder lebendig werden, was der Stil in der Schauspielkunst bedeutet. Sie selbst wird eine neue, reiche Zukunft vor sich erblicken und wird es, durch die Erfolge belehrt und belohnt, voll Dankbarkeit wieder anerkennen: der Stil der Dichtung ist der Stil der Schauspielkunst.

Mittheilungen und Nachrichten.

-lz- **Bélo Lázár** (in Budapest): **Ueber das Fortunatus-Märchen.** Leipzig, G. Fock 1897. 139 S. 8°. Pr. 2 M. — Angeregt durch deutsche Universitätslehrer, begann der Verfasser dieses Werkchen, das schon vor 7 Jahren ausgearbeitet war und seither noch manche Aenderung erfuhr; aber trotz dieser vielen darauf verwandten Zeit können wir ihm keine besondere Anerkennung zollen. Die Einleitung sucht die „Entstehung der schönen Prosa in der westlichen Literatur“ zu zeichnen, dann folgt die „Geschichte des Fortunatus“, d. h. eine ganz allgemeine Inhaltsangabe nach dem Volksbuche. In dem Abschnitte über den „Ursprung des Märchens“ werden mit Recht, aber mit manchen Ungenauigkeiten im einzelnen, die verschiedenen Hypothesen über den spanischen, englischen, französischen und italienischen Ursprung zurückgewiesen und nach Betrachtung der einzelnen Motive wird als Ergebniß ausgesprochen, die wesentlichen Grundzüge unsrer Geschichte seien orientalischer Herkunft und der Verfasser der ersten schriftlichen Darstellung, unsres deutschen Volksbuches, habe europäische Motive damit verflochten. Das Kapitel über das „Volksbuch“, welches die Verschiedenheiten der deutschen Fassungen gar nicht in Erwägung zieht, ist nur wegen der genaueren Auskunft über die ungarische Uebersetzung dankenswerth, ebenso wie der folgende Abschnitt, der die Geschichte des Fortunatus in dem ungarischen historischen Liede eines unbekannten Verfassers behandelt. Die weitere Betrachtung erstreckt sich auf die verschiedenen Fortunatusdramen, die Dichtungen H. Sachsens, Thomas Deckers, der englischen Komödianten, Calderons und des Kasseler Anonymus. Bei der Behandlung der letzteren polemisirt Lázár eifrig, aber ohne wirksame Gründe gegen Harms' eingehende und ansprechende Untersuchungen und stellt die Vermuthung auf, Landgraf Moritz von Kassel sei selbst der Dichter. Dann werden die Puppenspiele, die Zauberdramen Tiecks und Bauernfelds und endlich im letzten Kapitel die Fragmente Uhlands, Matthäus v. Collins und Chamisso's besprochen. — Im ganzen bringt das Buch, mit Ausnahme der interessanten Märchen auf S. 41 und 68 über Glückssäckel und Zauber-

stiefel und -kappe kaum etwas neues, zumal Theile desselben schon in ungarischen Zeitschriften erschienen und der Kasseler Fortunat bereits durch Harms eine so gute Behandlung fand. Unangenehm berührt wird der deutsche Leser durch die mangelhafte Beherrschung unsrer Sprache, die fast auf jeder Seite in dem Verfasser den Ausländer erkennen läßt.

* Mutter Eva. Drei Novellen von H. York-Steiner. Wien 1898. Gesellschaft für graphische Industrie. — Wenn es ausschließlicher Zweck der erzählenden Kunst wäre, den Leser mächtig zu ergreifen, aufs stärkste zu erschüttern, so müßte man diesem neuen Wiener Erzähler schallendes Lob spenden. Denn so packende Geschichten haben wir schon lange nicht gelesen. York-Steiner häuft Effekte auf Effekte, er hat gar kein Erbarmen mit unsern zarteren Gefühlen; im Gegentheil, er setzt sehr starke Nerven voraus, die sich mit Wollust durchrütteln lassen. Man lese die dritte Geschichte: „Mater Dolorosa". Da ist eine Mutter — eine alte fromme Jüdin — persönlich bei der gerichtlichen Sektion der Leiche ihres durch Selbstmord gestorbenen Sohnes zugegen, und der Gemüthszustand dieser alten, frommen, im Geiste etwas beschränkten, dafür aber im Fühlen um so ursprünglicheren Frau wird uns ausführlich dargestellt. Wem es dabei nicht kalt über den Rücken läuft, der hat überhaupt das Grufeln verlernt. In der zweiten Novelle: „Die Aerztin", wird uns eine Mutter, die selbst Aerztin ist, in der Todesangst um ihr erstes und einziges an der Diphtheritis unrettbar erkranktes Kind geschildert. York-Steiner hat die Selbstsucht der Dichter, die jede andere Rücksicht opfern, um nur zu wirken. ... Und doch möchte ich sein Buch keineswegs in die Boulevard-Literatur verweisen. Er ist ohne Zweifel ein Talent, das sich bei geläutertem Geschmack und nach Ueberwindung dieser ersten Orgien seiner Phantasie zu reineren Wirkungen erheben wird. Seine Mängel sind die Fehler der überschießenden Kraft, der allzu üppigen Sentimentalität des Anfängers — aber Kraft und Unmittelbarkeit sind doch da — sie sind das Naturelement des Dichters, Form läßt sich lernen. York-Steiner wird sie auch erringen.

Wien. M. Necker.

H. S. Das neueste Heft der „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten" (Jahrg. 1898 Nr. 1) enthält auf den ersten 86 Seiten ein ganz eigenartiges Wörterbuch, nämlich eine Art Lexikon der Trommelsprache der Dualla, dessen Verfasser, R. Bey, Lehrer in Bonebela (Kamerun) ist. Ueber das Wesen der Trommelsprache herrscht bei uns noch wenig Klarheit, weßhalb wir aus den einleitenden Bemerkungen des Verfassers hier einiges herausheben: Die Trommelsprache ermöglicht es dem Dualla, sich mit seinem Stammesgenossen auf kilometerweite Entfernungen über alles Mögliche zu unterhalten; man erzählt Geschichten, theilt Neuigkeiten mit, macht Gesetze bekannt, fragt, ruft, höhnt und schimpft, und der Weiße, der den Eingeborenen irgend etwas bekannt machen will, kommt am raschesten zum Ziel, wenn er es austrommeln läßt. Der Trommler fährt dann mit seinem Instrument den Fluß auf und ab und trommelt seinen Auftrag ab. Wenn der kaiserliche Richter die Flußläufe aufwärts ins Innere geht, um Recht zu sprechen, so hat er auf dem Fahrzeug einen Trommler, der Ziel und Zweck der Reise bekannt gibt und Rechtsuchenden angibt, wo sie sich einzufinden hätten. Jeder weiße Kaufmann und jede sonst bekanntere Persönlichkeit hat auch seinen Trommelnamen bei den Eingeborenen, so daß diese stets wissen, wer irgend etwas bekannt gibt. Beleidigungen, die durch die Trommelsprache ausgesprochen sind, ziehen eine weit höhere Strafe nach sich, als Beleidigungen durch das gesprochene Wort. Die Sprechtrommel ist aus einem zylindrischen Rothholzblock gearbeitet und hat verschieden dicke Wände, so daß dadurch Töne von verschiedener Höhe oder Tiefe hervorgebracht werden können, und wird mit zwei Schlägeln aus leichtem Holz angeschlagen. Der Verfasser hat mit gutem Erfolg versucht, diese Trommelsprache durch Notenschrift zu fixiren; mitgetheilt werden einzelne Wörter, Eigennamen, die gebräuchlichsten Redensarten, Eingangs- und Schlußformeln, im ganzen 274 Nummern, die für den gewöhnlichen Verkehr ausreichen. Die Arbeit ist jedenfalls sehr dankenswerth und bildet einen der interessantesten und wichtigsten ethnographischen Beiträge, die die Zeitschrift im Laufe der Jahre gebracht hat. — Die beiden letzten Seiten des Heftes enthalten Bemerkungen Dr. Richard Kieperts über die Routen von Hauptmann Prince (1895) und der Lieutenants Stadlbaur und Kielmeyer (1897) im Gebiet der westlichen Quellflüsse des Rufidschi und ihrer Wasserscheide zum Malagarasi, der zum Tanganika geht. Neuerlich stellt die beigegebene Karte eine ergänzte Neuauflage der Sektion D 4 (Kitimatinde) der Kiepert'schen großen Ostafrikakarte in 1 : 300,000 dar. Die drei genannten Routen beseitigen in willkommener Weise einen großen „weißen Fleck", der sich südwärts der Karawanenstraße Küste-Tadoro bis zum Rufidschiquellfluß Msombe ausdehnt und der im Osten bisher nur von dem alten Elton-Cotterill'schen Reisewege von 1878 durchzogen wurde. Auch einige Landschaftsgrenzen konnten auf der Karte eingetragen werden. Hoffentlich wird nun auch bald die große Lücke auf unsern Karten bis westlich zum Rikwasee ausgefüllt werden.

-rt- Trotz des unverkennbar großen Aufschwungs, den die Klimatologie in der letzten Zeit genommen hat, war doch unsre Kenntniß bezüglich der jährlich über den Ozeanen anfallenden Niederschlagsmengen noch immer recht mangelhaft. Es dürften daher die nachfolgenden, der British Astronomical Society vorgelegten Ergebnisse von Beobachtungen, die an Bord von Schiffen in Betreff der Niederschlagsmengen und -häufigkeit auf hoher See gewonnen und von Dr. W. G. Black in Edinburg gesammelt und einheitlich bearbeitet wurden, auch für weitere Kreise von einigem Interesse sein.

Diese Ergebnisse sind in Kürze folgende:

	Jährl. Niederschlagsmenge	Tage mit Niederschlägen
Nördl. Atlantischer Ozean	100 cm	71
Südl. „ „ „ „	68 „	88
Nördl. Indischer „ „ „ „	104 „	72
Südl. „ „ „ „	117 „	118
Nordöstl. Chinesisches Meer . . .	285 „	133
Südöstl. „ „ „ „	143 „	102
Nördl. Stiller Ozean	126 „	172
Südl. „ „ „ „ „	116 „	76

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß über den nördlichen Meeren beträchtlich mehr Niederschläge fallen, als über den südlichen; im Durchschnitt beträgt die Niederschlagsmenge für alle nördlichen Meere 146 cm (144 Tage), für alle südlichen Meere dagegen nur 112 cm (88 Tage). Für die beiden Eismeere konnten bis jetzt mangels genügenden Materials die betreffenden Zahlen nicht aufgestellt werden.

Die Zeiten und Mengen der größten und kleinsten Niederschläge variiren für die verschiedenen Meere begreiflicherweise ziemlich beträchtlich. Dr. Black fand:

	Maximum		Minimum	
Nördl. Atlant. Ozean	im Januar mit	32 cm,	im Februar mit	1.5 cm
Südl. „ „	„ April „	12 „	„ Septemb. „	0.3 „
Nördl. Indischer „	„ Novemb. „	32 „	„ März „	0.0 „
Südl. „ „	„ Februar „	16 „	„ Juli „	0.0 „
Nordöstl. Chines. Meer	„ Mai „	49 „	„ März „	0.0 „
Südöstl. „ „	„ Januar „	84 „	„ Juli „	0.4 „
Nördl. Stiller Ozean	„ Juni „	24 „	„ August „	0.0 „
Südl. „ „	„ Dezemb. „	34 „	„ Januar „	0.0 „
Alle nördlichen Meere	im Januar mit	33 cm,	im März	mit 0.9 cm
„ südlichen „	„ Dezemb. „	20 „	„ Oktober „	0.1 „

-ll- Unter den Lehrbüchern der russischen Sprache nimmt eine soeben von A. Fischer, etatsmäßiger Professor der russischen Sprache an der Berliner Kriegsakademie, im Verlage der kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin herausgegebene „Russische Sprachlehre" (Preis 2.50 M.) insofern eine besondere Stellung ein, als sie bei systematischem Aufbau des Sprachgebäudes doch vorzugsweise die schnelle und sichere Ausbildung im Verständniß und praktischen Gebrauch der Sprache sich als Ziel steckt. Der Ausgangspunkt des Unterrichts ist ohne jede Voraussetzung und Anspruch an den Leser genommen und der Stoff in zwar wissenschaftlicher, aber doch leichtverständlicher Form vorgetragen. Den Gang des Unterrichts regelt das „Uebungsbuch", von dem gleichzeitig das erste Heft (Preis 40 Pf.) erschien und welches unter steter Beziehung auf die Sprachlehre

die praktisch jeweilig wichtigsten Abschnitte derselben in pädagogisch zweckmäßiger Stufenfolge dem Schüler vorführt. Ueberall ist Bedacht genommen auf Einstreuung reichlicher Beispiele, deren Inhalt dem Bedarf in der Umgangssprache Rechnung trägt. Der Verfasser, der längere Zeit an verschiedenen staatlichen Lehranstalten in Rußland thätig gewesen, hat vollends durch sein Lehramt an der kgl. Kriegsakademie die Bedürfnisse und Zielpunkte für Alle, die im Verständniß und Gebrauch der russischen Sprache Fertigkeit zu erlangen wünschen, so genau kennen gelernt, daß er auf Grund dieser Erfahrungen ein zweckmäßiges russisches Lehrbuch hier zu schaffen berufen war.

* **Berlin.** In der Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses gelangte auf Grund einer Petition des Oberlehrers Prof. Dr. Büngert in Görlitz die Oberlehrerfrage zu eingehender Erörterung. Es handelte sich besonders um die Frage, ob die Zahl der vorhandenen geprüften Kandidaten zur Besetzung der Oberlehrerstellen hinreiche und ob aus dem heute noch vorhandenen Bestand an Kandidaten das Bedürfniß an Lehrkräften für die höheren Schulen für eine längere Reihe von Jahren gedeckt werden könne. Prof. Büngert war in seiner Untersuchung über diesen Gegenstand in beiden Punkten zu einem unbefriedigenden Ergebniß gelangt und hatte deßhalb eine Petition an das Abgeordnetenhaus gerichtet, die Regierung aufzufordern, das einschlägige Material regelmäßig, schnell und vollständig zu veröffentlichen. Dieser Aufforderung kam der Vertreter der Regierung sofort durch Vorlegung folgender Daten nach: Am 1. Januar 1898 waren noch 1311 Kandidaten des höheren Schulamts vorhanden. Diese vertheilen sich wie folgt auf die Hauptfächer: Religion und Hebräisch 81, Lateinisch und Griechisch 592, Französisch und Englisch 174, Deutsch und Geschichte 217, Mathematik und Naturwissenschaft 247. Davon waren 343 an staatlichen, 501 an nichtstaatlichen höheren Schulen beschäftigt, insgesammt also 844. Außerdem waren etwa 250 bei nicht öffentlichen Anstalten oder sonst in Stellung, so daß sie den Provinzialschulkollegien nicht zu unbedingter Verfügung standen. Von den an öffentlichen Anstalten beschäftigten 844 Kandidaten waren 619 Kandidaten gegen eine Remuneration von 1700 Mark bis 2100 Mark und mehr, 156 gegen weniger als 1700 Mark, 69 unentgeltlich thätig. Was nun die Aussichten auf Anstellung für diese Kandidaten anlangt, so ist zum Vergleich das soeben abgelaufene Jahrzehnt heranzuziehen. In der Zeit von 1888 bis 1897 sind im ganzen 1991 Kandidaten angestellt worden von 2081, welche in dieser Zeit die Anstellungsfähigkeit erlangt hatten; 134 wurden von staatlichen Schulen angestellt, 1260 von nichtstaatlichen. Der Jahresdurchschnitt betrag somit 221. Nun sind in diesen 10 Jahren zahlreiche Realschulen, lateinlose höhere Lehranstalten begründet worden, so daß in erhöhtem Maße Kandidaten für den mathematisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Unterricht Anstellung gefunden haben. Es hat sich dabei die durchschnittliche Wartezeit der Neusprachler bei den staatlichen Anstalten zwischen 3 Jahren 9 Monaten und 10 Jahren 5 Monaten, an den nichtstaatlichen zwischen 2½ und 8¼ Jahren, die der Mathematiker bei den staatlichen Anstalten zwischen 6½ bis 9½ Jahren, bei den nichtstaatlichen Anstalten zwischen 3½ bis 11 Jahren bewegt. Es macht sich nun allerdings bereits ein gewisser Mangel an wissenschaftlichen Hülfslehrern auf diesem neusprachlich-mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet geltend, wenn auch das Angebot für sicherr Stellen auch jetzt noch ausreicht. Auf anderen Gebieten ist aber ein Mangel an Kandidaten nicht vorhanden; überall sonst war noch gegen 1897 ein Zuwachs zu verzeichnen. Ueberdies glaubt die Regierung annehmen zu können, daß bereits ein ausreichender Nachwuchs wieder in Aussicht steht. Im Winter 1896 gab es an preußischen Universitäten 1347 Studirende der Philosophie gegen 880, 935 und 979 in den 3 vorangegangenen Wintern. Und dieser sich selbst ergebende Ersatz ist bisher nicht genügend beachtet worden. — Beim Reichsgesundheitsamt wird die biologische Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft, für deren Errichtung der Reichstag im Nachtragsetat 60,000 M. bewilligt hat, schon in nächster Zeit ins Leben gerufen werden. Als Mitglieder dieser Abtheilung sind, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, der außerordentliche Professor für Landwirthschaft Dr. Georg Rörig vom landwirthschaftlichen Institut der Universität Königsberg und der Privatdozent der Chemie Dr. W. Kerp von der Universität Göttingen in Aussicht genommen. — Professor Robert Koch, welcher am 8. April von Dar-es-Salaam abgereist ist, befindet sich gegenwärtig in Italien, und zwar in Rom, und wird nächste Woche hier eintreffen. Dann wird die Bearbeitung seines umfangreichen wissenschaftlichen Materials erfolgen, welches bereits hier angekommen ist.

* **Bonn.** Der Privatdozent der Chirurgie an der hiesigen Universität und Oberarzt an der chirurgischen Universitätsklinik des Geheimraths Schede, Dr. Robert Rieder, ist soeben zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Derselbe tritt demnächst einen längeren Urlaub an, um einem Rufe der türkischen Regierung nach Konstantinopel zu folgen, wo er die Professur für Chirurgie an der dortigen militärärztlichen Akademie übernehmen und sich an der Ausbildung des klinischen Unterrichts betheiligen soll.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent Dr. Paul Puntschart ist zum außerordentlichen Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Reichsgeschichte an der Universität in Innsbruck und der Privatdozent Dr. Karl Kleeki zum außerordentlichen Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie an der Universität in Krakau ernannt worden.

* **Paris.** Der Prix Gobert im Betrag von 10,000 Fr. ist von der französischen Akademie in folgender Weise vertheilt worden: 9000 Fr. erhält Hr. Henry Welschinger für seinen „Roi de Rome" (1811—1832) und 1000 Fr. Hr. Charles de Ridle für seine „Société provençale à la fin du moyen âge".

* **Aus Rußland.** In Charkow ist am 28. April der bekannte Chirurg Wilhelm Feodorowitsch Grube, früher Professor an der hiesigen Universität und Direktor der chirurgischen Klinik, im Alter von 71 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans Bethge: Die Stillen Inseln. Ein Gedichtbuch. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898. — Thassilo v. Scheffer: Seltene Standen. Ebd. — H. Hansen: Gefühls-Antisemiten. Ein Wiener Zeitbild. 2. Auflage. Zürich, Cäsar Schmidt 1898. — Hans Arndt: Herunter mit der Maske. Die Führer der deutschen Antisemiten im Lichte der Wahrheit. 2. Auflage. Ebd. — F. R. Fleischer: Mein Kampf ums Recht. Appell an die Gebildeten aller Parteien. Ebd. — Zeitschrift für die gesammte Kälteindustrie. Hrsgb. von Ingenieur Dr. H. Lorenz. Fünfter Jahrgang, Heft 4. München, Leipzig, R. Oldenbourg. — W. Weißheimer: Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen, nebst deren Briefen. Zweite Auflage. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Schiller-Tietz: Neue Wege der Gährkunde und die Maltonweine. Hamburg, Verlagsanstalt 1898. — Karl Theodor Reinhold: Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1898. — Dr. Max Wildermann: Jahrbuch der Naturwissenschaften 1897 bis 1898. 13. Jahrgang. Mit 39 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. Freiburg i. Br., Herder 1898. — Cäsar Floischlen: Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa. Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — Schulte vom Brühl: Der Goldfisch und seine Pflege. Eine Epistel zur Verhütung einer gedankenlosen Thierquälerei. Zu beziehen durch G. Bartmann, Fischereidirektor, Wiesbaden. — Dr. Ganser: Deutscher Dichterhain. Biographische Uebersichten. Leipzig, Adolf Lesimple 1898. — Professor K. W. Zenger: Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1898, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1898. Mit einer Tafel. Prag, in Kommission bei Fr. Rivnáč. — Das Narrenschiff. Blätter für fröhliche Kunst. Erstes Quartal. Berlin, Carl Predeck u. Co. — Rudolf Kampf: Alt-Augsburg. Berlin, Kanter u. Mohr 1898. — Charles Stewart: Telegraphic Code. Saint-Paul, J. W. Cunningham u. Co. 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 16. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Zur Erinnerung an Svarez. I. Von Adolf Stölzel. — Max Nordau's neuester Roman. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Erinnerung an Svarez

(† 14. Mai 1798).

Von Adolf Stölzel.[1])

I.

Kurz nach dem Glockenschlage der heutigen Mittagsstunde war es ein volles Jahrhundert, daß sich die klaren Augen des Mannes schlossen, den, wie er selbst es in der eigenthümlichen Sprache seiner Zeit ausdrückte, „der Zauber, zur Wohlthat des menschlichen Geschlechts auf eine besonders ausgezeichnete Art mitzuwirken, aus seiner Lage, die er nie zu verändern wünschte und noch dazu für immer, herausgelockt hatte".

Svarez' hundertjährigen Todestag konnte die Berliner Juristische Gesellschaft nicht schweigend vorübergehen lassen. Es ist fast, als wachse die Verehrung für den Mann, der das Preußische Allgemeine Landrecht geschaffen, je mehr wir uns dem Tage nähern, der uns das Landrecht nimmt. Gern wünschte ich in diesem Augenblick einen anderen Sprecher an dieser Stelle als mich. Denn wer alles, was er über Leben und Wirken eines Mannes zu finden und zu sagen weiß, so gut oder so wenig gut er es vermochte, bereits veröffentlicht hat, steht, wenn er über denselben Gegenstand reden soll, vor der Gefahr, in abgeblaßter Gestalt oder in Bruchstücken nur das zu wiederholen, was er bereits, vielleicht in besserer Form, gesagt hat. Dem Wunsche unsres verehrten Herrn Vorsitzenden, daß ich es übernähme, die Erinnerung an Svarez heute bei Ihnen wachzurufen, glaubte ich gleichwohl nach einer gewissen Richtung hin nachkommen zu können, indem ich den Versuch mache, Ergänzendes dem hinzuzufügen, was ich schon früher über Svarez veröffentlichte. Kein Schriftsteller wird damit, daß er die Früchte seiner Forschungen dem lesenden Publikum vorlegt, sein Werk als abgeschlossen erachten; wer könnte glauben, je seinen Stoff wirklich erschöpft zu haben. So sammelte und fand auch ich nachträglich noch manches, das dazu dienen kann, gewonnene Gesichtspunkte schärfer hervortreten zu lassen, ausgesprochene Vermuthungen zu Gewißheiten zu erheben und so bisher noch nicht hervorgetretene Streiflichter auf die Entwicktungszeit unsres preußischen Landrechts und seines Schöpfers fallen zu lassen. Solche Streiflichter gedenke ich hier zu geben. Ich bitte um Ihre Nachsicht, wenn ich mich darauf beschränke und nun vor der weiteren Schwierigkeit nicht zurückschrecke, etwas anscheinend Zusammenhangloses zu bieten, da ich doch nicht voraussetzen darf, daß Ihnen alles und jedes gegenwärtig sei, was aus jener Entwicklungsgeschichte feststeht. Macht man die Erfahrung, wie ich sie neulich machte, das von mir im Jahre 1885 über Svarez herausgegebene Buch citirt zu finden als „Stölzel, Svarez. Ein biographisches Fragment in von Kamptz Jahrbüchern, Bd. 41. 1833", dann erlebt man zwar die Freude, sich schon zur Zeit, wo man noch die Kinderschuhe trug, als Autor biographischer Fragmente anerkannt zu sehen, aber man fühlt sich zugleich möglichst herabgestimmt in dem Anspruch, die Bekanntschaft mit dem Inhalt der Svarez-Biographie bei dem Einzelnen zu unterstellen. Bisher betrachtete ich als ein Kriterium, diese Bekanntschaft annehmen zu dürfen, die richtige Schreibart des Namens Svarez mit v statt des vielfach üblichen u; denn ständig hat er sich mit v geschrieben, und wenn ihn Andere mit u schrieben, so stammt das aus der Zeit, in welcher man den Buchstaben v vor Vokalen mit dem U-Zeichen gab. Was würde man wohl sagen, wenn man heute Svarez' schweizerischen Zeitgenossen Lavater mit einem u schreiben und demgemäß Lauáter aussprechen wollte? Nichts anderes als diesen Fehler begeht, wer von Súarez schreibt oder redet. Und doch haben wir nicht bloß in Charlottenburg neuerdings unsre Súarez-Straße, sondern selbst Landsbergs eben erschienene sehr tüchtige und sorgfältige Geschichte der Rechtswissenschaft im 18. Jahrhundert kennt zwar sehr wohl einen Súarez, nicht aber unsern Svarez. Es ist, als wäre das Andenken unsrer größten preußischen Juristen bestimmt, unter dem Fremdklange des Namens zu leiden. Denn der Savigny-Platz (oder, wie ich ihn auch in französischer Aussprache habe nennen hören, der Savingy-Platz) führt ebenso in das Dunkel der Ignoranz, wie jenes Pandektenheft, das ich einst in die Hand bekam, um darin zu finden, daß die „Savignianer" sich in den ersten Jahrhunderten der römischen Imperatorenzeit mit ihren Gegnern, den Proculeanern, lebhaft stritten. So wenig wußte man selbst in der eigenen Familie Svarez von dem Ursprung des Namens, daß der Neffe und einzige Erbe unsres Karl Gottlieb Svarez, der Landrath v. Pfannenberg, in den von ihm 1833 niedergeschriebenen, erst kürzlich vom hiesigen Staatsarchiv erworbenen Familiennachrichten „die Sage" für unbegründet erklärt, als ob Svarez' Vater Schwartz geheißen und erst auf der Universität seinen Namen in Suarez geändert habe. Was die Sage von Svarez' Vater verkündete, entsprach allerdings nicht der Wahrheit, aber der Großvater war in der Frankfurter Matrikel als „Michael Schwartze, Francofurtanus Marchicus, Buchdruckergeselle", wie Jedermann heute noch sehen kann, im Jahre 1676 eingetragen worden. Es bleibt also dabei, daß Karl Gottlieb Svarez nichts anderes ist als der im Plattdeutsch der pommer'schen Heimath wiedergegebene hochdeutsche Karl Gottlieb Schwarz. Wie man seinerzeit den Namen aussprach, erhellt daraus, daß im Jahre 1766 an den Minister amtlich berichtet wurde, der Kandidat „Schwarez" habe die Prüfung bestanden.

Wichtiger als die aus dem Pfannenberg'schen Nachlasse stammenden Papiere sind einige, theils in hiesiger Königlicher Bibliothek, theils im Besitze der Erben Nicolai's gefundene Vorträge aus der Mittwochsgesellschaft, die zu

[1]) Vortrag, gehalten am 14. Mai 1898 in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin.

Zeiten der Entstehung des Allgemeinen Landrechts etwa 20 geistig hervorragende Männer Berlins, an ihrer Spitze Svarez und Klein, zu wissenschaftlichen Arbeiten und Diskussionen vereinte. Nach dem uns erhaltenen Zeugnisse Kleins wurden hier viele der Gedanken durchgesprochen, die bei den gesetzgeberischen Problemen der Zeit in Frage kamen. Auch bin ich in der Lage, noch mehrfache Ergänzungen zu denjenigen Vorträgen mitzutheilen, welche Svarez in offensichtlichem Zusammenhang mit einzelnen Erörterungen der Mittwochsgesellschaft vom Januar 1791 bis zum März 1792 dem Kronprinzen hielt. Der erste dieser neuaufgefundenen Vorträge der Mittwochsgesellschaft[1]) wurde gelesen in der Sitzung vom 5. Mai 1784; er enthält, was wir heute nennen würden, die Motive zum Zensuredikt vom 19. Dezember 1788, dessen Autor bekanntlich Svarez ist.

Zum Eingange wird bemerkt:

„Zensur und Preßfreiheit haben bisher einen der vornehmsten Gegenstände unsrer gesellschaftlichen Verhandlungen ausgemacht. Dadurch ist die Sache, wie mich dünkt, so ziemlich von allen Seiten dargestellt, und es würde gar sehr die Mühe lohnen, aus den darüber von Zeit zu Zeit verlesenen Aufsätzen, wann solche ihren Umlauf vollendet haben werden, sowie aus den beigefügten Anmerkungen, Resultate herauszuziehen, welche zur Aufklärung dieser so wichtigen und interessanten Materie vieles beitragen dürften. Vorläufig glaube ich indeß, als die entschiedene Meinung des größeren Theils unter uns, annehmen zu dürfen: daß, man denke auch von der uneingeschränkten Preßfreiheit an und für sich und in Beziehung auf einen gewissen gegebenen Staat, was man wolle, dieselbe dennoch in unserm Staat, nach dessen Grundverfassung, nicht möglich sei: oder doch niemals, wenigstens nicht auf die Dauer, stattfinden werde. Ist dieses, so scheint es mir, eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, daß Zensur, wenn sie doch einmal sein soll und muß, nach gewissen Grundsätzen eingerichtet werde, welche der Freiheit zu denken, dem Forschungsgeist und der Aufklärung überhaupt keine unnützen Schranken setzen und alles Willkürliche davon soviel als möglich entfernen."

Derartige Grundsätze werden dann aufgestellt. In ihrer näheren Begründung zeigt sich der Verfasser als das Kind seiner Zeit, der Aufklärungszeit: „Soviel kann auch von den wärmsten Vertheidigern der Zensur nicht geleugnet werden, daß jede Einschränkung der Preßfreiheit auch Einschränkung der Aufklärung sei oder doch sehr leicht werden könne. Da es nun ebenso gewiß ist, daß Aufklärung an und für sich dem Wohle der Menschheit im ganzen zuträglich sei und allenfalls nur in gewissen Verhältnissen, wenn sie zu früh unter Menschen, die ihrer noch nicht empfänglich sind, oder nicht mit gehöriger Vorsicht verbreitet wird, schädlich werden könne; so folgt von selbst, daß Einschränkung der Preßfreiheit nur alsdann nöthig und nützlich sei, wenn überwiegende Gründe da sind, zu besorgen, daß die in einer Schrift vorgetragenen Sätze unter einer solchen Klasse des Volks in Umlauf kommen möchten, welche sie richtig zu verstehen, hinlänglich zu prüfen und gehörig anzuwenden noch nicht fähig ist."

Auf den Index librorum prohibitorum werden beispielsweise nicht bloß Wielands Erzählungen, sondern — man höre — auch Werthers Leiden gesetzt, als Schriften, in denen offenbarer Reiz zum moralisch Bösen enthalten ist; denn: „ein einziges durch Wielands komische Erzählungen zum Uebergewicht der Sinnlichkeit hingerissenes Mädchen, ein einziges von Werthers Leiden verbranntes Gehirn vernichtet allen Gewinn, den unsre schöne Literatur durch solche Schriften gemacht hat."

Es wird nicht bezweifelt werden können, daß sich das, was hier vorgetragen wird, sehr weit von dem entfernt, was Svarez im Jahre 1791 dem Kronprinzen in den zu dessen Einführung in das Rechts- und Staatswesen Preußens gehaltenen Vorträgen entwickelte. Die Zeiten hatten sich inzwischen merklich geändert; die neuen Ideen, die seit dem Bastillesturm die Welt bewegten, warfen Schranken nieder, an denen bis dahin selbst Gesetzgeber der fortgeschrittenen Richtung festgehalten hatten. Die Beschlüsse der Pariser Nationalversammlung über Freiheit und Eigenthum wurden in der Mittwochsgesellschaft sehr erklärlicherweise erörtert; im Jahre 1790 veröffentlichte Klein acht Gespräche darüber in Form der Dialoge Plato's. Die Redenden waren sechs Griechen. Unter ihnen verbargen sich Mitglieder der Mittwochsgesellschaft. Die von mir aufgestellte Vermuthung, daß Svarez unter der Maske Kritons und Klein unter der Maske Kleons in diesen Gesprächen rede, hat neuerdings eine nicht uninteressante Bestätigung gefunden. Ein Prüfungskandidat verehrte unlängst der Justizministerialbibliothek einen seinerzeit offenbar als Dedikationsexemplar verwendeten elegant gebundenen Abdruck der Klein'schen Schrift. Darin sind auf dem Vorderblatte durch Anfangs- und Endbuchstaben, wie durch zwischengesetzte Punkte die wahren Namen der handelnden Personen angedeutet, Kriton als S z mit zwischengesetzten fünf Punkten.[1]) Für Svarez lag in der Bezeichnung als Kriton eine besondere Ehrung; denn Kriton war der Schüler Sokrates', der am Tage, bevor Sokrates den Giftbecher trank, mit ihm „die Pflichten des Bürgers gegen die Staatsgesetze" erörternd, sich belehren ließ, daß man thun müsse, was des Vaterlandes Gesetze befehlen, und leiden, was sie zu leiden auferlegen. Kriton vertheidigt in den Gesprächen der Mittwochsgesellschaft die unbeschränkte, durch berathende Stände unterstützte Monarchie und kämpft gegen die rücksichtslose Aufhebung wohlerworbener Rechte. Als aber Svarez-Kriton im Jahre darauf die Summe dessen zog, wovon der Kronprinz sich künftig in Betreff der Zensurgesetze leiten lassen sollte, da hielt er nicht mehr für unmöglich, die englische Preßfreiheit in Preußen einzuführen. Sehr vorsichtig bemerkte er, daß er zwar nicht wage, des Kronprinzen Beurtheilung in diesem Punkte irgendwie vorzugreifen, aber es finde sich nicht, daß durch die Preßfreiheit Englands Religion und Staatsverfassung im geringsten gefährdet werde. Der Kronprinz schien als König keineswegs dieser Meinung; er verlangte im Jahre 1801 die Entwerfung einer neuen Zensurordnung, „da er schon längst die Unzulänglichkeit der bisherigen Zensurvorschriften bemerkt habe". Die Sache verzögerte sich aber, bis Hardenberg 1815 von einem anderen Standpunkt aus die Revision der „nicht mehr dem Geiste der Zeit entsprechenden" Zensurgesetze verlangte und zu diesem Zwecke den Vortrag Svarez' über Zensur und Preßfreiheit einforderte.[2]) Der damalige Justizminister Kircheisen nannte bei der Einsendung diesen Vortrag (nicht den ältern in der Mittwochsgesellschaft 1784 gehaltenen Vortrag) eine Meisterarbeit, war aber mit dem ihm allzu liberal erscheinenden Inhalt keineswegs einverstanden; er meinte, der Vortrag überzeuge nicht; englische Verhältnisse ließen sich nicht trocken verpflanzen; man denke dem Todtschlag, der Brandstiftung, der Vergiftung vor; warum solle man nicht bei der so vielfachen Effervescenz einer schwindelnden Rasse von Menschen den Verkauf von Gift in polizeiliche Aufsicht nehmen können, dessen unvorsichtiger Gebrauch der Ruhe des Staates, dem Rufe rechtlicher Männer Nachtheil und Verderben drohe, was nie durch folgende Strafgesetze wieder gut gemacht werden könne? Er empfahl den Beibehalt des Svarez'schen Preßediktes und

[1]) H. Meisner im „Deutschen Wochenblatt" v. 1896 S. 304 f.

[1]) Stölzel in den Forschungen zur Brandenb. Gesch. Bd. 2. S. 202.

[2]) Stölzel, Rechtsverwaltung Bd. 2 S. 456.

Digitized by Google

eine gute Auswahl der Zensoren. Die Ereignisse des Jahres 1819 zeitigten dann das Kamptz'sche Zensuredikt und das Oberzensurkolleg.

In nächster Verbindung mit dem, was Svarez dem Kronprinzen lehrte, standen die Bestrebungen, das Allgemeine Gesetzbuch zum Gemeingut der dabei zunächst betheiligten Kreise zu machen. Aehnlich wie heutzutage das Bedürfniß rege geworden ist, die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches durch öffentliche Vorträge vorzubereiten, empfand man ein gleiches Bedürfniß alsbald nach der Publikation des Allgemeinen Gesetzbuches i. J. 1791, nur wurde naturgemäß diesem Bedürfniß damals nicht in so weitem Umfang entsprochen, wie ihm heute entsprochen wird. Es gab noch keine Berliner Universität. Aber ein eigener Zufall fügte es, daß — gewissermaßen als Vorbereitung der künftigen Universität — in demselben Gebäude, welches jetzt den Zwecken der Universität dient, im damaligen Palais des Prinzen Heinrich, die ersten Vorträge über das neue Gesetzbuch, und zwar für Laien, von einem Mitarbeiter am Gesetzbuch, von Goßler, gehalten wurden. Dasselbe geschah von Goßlers Bruder, dem Tribunalsrath Goßler, in Königsberg, und es geschah von je einem Universitätslehrer in Halle und in Frankfurt a. O. Das waren sehr bescheidene Anfänge im Vergleich mit dem, was heute den nach der Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch dürstenden Seelen geboten wird. Dagegen richtete sich ein besonderes Augenmerk darauf, den damals im 21. Jahre stehenden Kronprinzen zur Vorbereitung für seinen künftigen Herrscherberuf mit der Entwicklung des Rechts seiner Staaten und mit der Wandlung, die sich darin vollzog, vertraut zu machen. Hiefür wurde die Hauptkraft verwendet, die zu Gebote stand. Mehr als ein ganzes Jahr hindurch währten die Vorträge, die Svarez dem Kronprinzen zu halten hatte. Es ist dabei zu beachten, daß wenige Wochen nach Beginn der Vorträge die Publikation und wenige Wochen nach Schluß der Vorträge die Suspension des Allgemeinen Gesetzbuches erfolgte. Als Svarez die Vorträge beendete, stand das Gesetzbuch, soweit es mildere Strafen als die bisherigen einführte, bereits in Kraft, das übrige Gesetzbuch sollte mit dem 1. Juni 1792 in Kraft treten. Die Vorträge waren eben geschlossen, als in den ersten Tagen des März 1792 eine Einführung des Kronprinzen in die Praxis dadurch stattfand, daß der Kronprinz einigen Sitzungen des Kammergerichts und des Obertribunals beiwohnte. Hierauf bezieht sich die Bemerkung, die Svarez in einem Brief machte, den er an Kircheisen, den Vorsitzenden der kammergerichtlichen Kriminaldeputation, schrieb: „Wenn Sie dem Kronprinzen bei seinem Besuche einen hübschen Todtschlag oder Mord zu erzählen hätten, würde es so übel nicht sein.“ Nachträglich habe ich gefunden, daß dieser „hübsche Mord“ und noch anderes, was in jenen Sitzungen vorgetragen wurde, alsbald von Klein in seinen Annalen veröffentlicht ist. Daraus ergeben sich zugleich für den, der die Zeitverhältnisse kennt, noch weitere interessante Thatsachen, welche — außer der bekannten tendenzvollen Einführungsrede Kircheisens — von den Gegnern des Wöllner'schen Regiments benutzt wurden, um dem Kronprinzen die Schattenseiten eines solchen Regiments vor Augen zu führen.

Dies gilt namentlich von einer Schatzgräbergeschichte, die bei Einleitung der zweiten (kammergerichtlichen) Instanz dem Kronprinzen vorgetragen wurde.[1])

Eine Gastwirthsfrau zu Neuruppin hatte sich von einer Berlinerin wahrsagen lassen, wo ein Schatz zu finden sei; die Berlinerin erpreßte dann mit Hülfe zweier anderen Frauenzimmer Gelder und Kleider von der Wirthsfrau und grub in deren Keller mit allen möglichen Zauberformeln nach dem Schatze.

Wöllner stand solchen Künsten keineswegs fern. Hatte er doch seinen Rosenkreuzerbrüdern einen ernsten Verweis ertheilt, weil sie nicht an die Kunst ihrer Magistri achten Grades, aus gekochten Eiern Hühner zu brüten, glauben wollten. Solchem Treiben war Svarez im Strafrecht seines Gesetzbuchs mit folgender Bestimmung entgegengetreten:[2])

„Wer bei sonst ungestörtem Verstand (und solchen Verstand nahm Svarez bei Wöllner an) gewisse Religionshandlungen . . . zu vermeintlichen Zaubereien . . . mißbraucht, soll mit 4- bis 8wöchigem Gefängniß bestraft werden; sind dergleichen Gaukeleien, um damit gewisse Nebenabsichten zu erreichen, vorgenommen (auch an solche Nebenabsichten glaubte Svarez bei gewissen Leuten), so findet Festungs- oder Zuchthausstrafe auf 6 Wochen bis 2 Jahre statt.“ Die Carolina bestrafte die Zauberei bekanntlich mit dem Feuertod, die Praxis hatte das gemildert in Staupenschlag und Landesverweisung, immerhin war das eine härtere Strafe, als die des A. G.-B. In unserm Falle kam also gerade die obige, das Wöllner'sche Treiben stigmatisirende Bestimmung in Frage; der Fall war offenbar geflissentlich ausgesucht, um den Kronprinzen drastisch darauf zu verweisen, wohin jenes Treiben führe. Das tritt noch besonders schlagend in zwei Stellen der dem Kronprinzen mit vorgelesenen, anscheinend von Klein herrührenden Geschichtserzählung und Urtheilsbegründung hervor. Hier heißt es im ersten Satze: „Die Gastwirthsfrau hatte voll Begierde im Sommer 1790 beschlossen, sich die Kenntniß ihres künftigen Glückes zu verschaffen, voll Begierde die Zukunft voraus zu wissen und voll Zutrauen zu den magischen Künsten, welche jetzt auch sogar unter den gemeinen Leuten Anhänger finden, und worunter das Kartenlegen am meisten im Schwange geht,“ und an einer zweiten Stelle: „Die Strafe sei, weil Inculpata schon in Spandau wegen solcher Betrügereien vor dem Rathhaus ausgepeitscht worden, auf 1 Jahr nebst Willkommen und Abschied und wegen des Allgemeinen Gesetzbuchs mit öffentlicher Ausstellung zu verschärfen, besonders da jetzt der Geschmack an solchen magischen Künsten und Betrügereien, selbst unter dem gemeinen Mann, so überhand nimmt.“ Man beachte die doppelte Betonung, daß „auch sogar der gemeine Mann“ von den Gaukeleien verführt werde: gegen das Spiel mit der Magie in höheren Kreisen wollte der Vortragende nichts sagen, aber er wollte dem Kronprinzen klar machen, welchen Einfluß gegebene Beispiele auf die Volkswohlfahrt ausüben.

Wie sehr man dies in den Kreisen, auf welche die Auswahl des „hübschen Falles“ hinzielte, verstand und sich getroffen fühlte, ergibt das Gutachten Goldbecks aus dem November 1793. Vom König beauftragt, die anstößigen Stellen des damals suspendirten Allgemeinen Gesetzbuchs näher zu bezeichnen, wenn das Gesetzbuch von neuem publizirt werden solle, scheute Goldbeck nicht davor zurück, aus dem gesammten Strafrecht allein jenes Verbot des Mißbrauchs religiöser Handlungen zur Zauberei als des Streichens bedürftig, namhaft zu machen. Die Streichung erfolgte dann auch, der betreffende Paragraph fehlt im Landrecht.

„Der hübsche Mord oder Todtschlag“, der in des Kronprinzen Beisein vorgetragen wurde, gab keinen Anlaß zu tendenziöser Belehrung. Kircheisen wählte statt „eines hübschen Mordes oder Todtschlags“ zwei hübsche Todtschläge. Der eine betraf die Tödtung eines Studiosus durch einen beim v. Flemming'schen Patrimonialgericht in Buckow beschäftigten Protokollführer, oder wie wir heute sagen würden, durch einen Referendar, auf der Jagd; das Gericht nahm Tödtung durch Zufall an und sprach frei. Der zweite Fall bot größeres juristisches Interesse, er hatte die Tödtung eines 5jährigen Kindes, des einzigen Sohnes

[1]) Kleins Annalen Bd. 9 S. 363 f.

[2]) Th. 2 Tit. 20 §§ 220, 221. Stölzel, Rechtsverwaltung Bd. 2 S. 213.

eines Gewandschneiders in Stettin, durch seinen Vater zum Gegenstande, der nach dem Kinde, weil es weinte, ein Messer geworfen oder es mit dem Messer gestochen haben sollte. Das Gericht verneinte die Tödtungsabsicht und votirte auf eine mehrjährige Festungsstrafe. Der Verlesung des nicht weniger als 25 Druckseiten füllenden Gutachtens hörte, wie Klein berichtet, der Kronprinz aufmerksam zu.

Wenige Tage nachher sandte Svarez dem Kronprinzen die Abschrift seiner letzten Vorträge ein. Die ehrende Antwort, die Svarez darauf vom Kronprinzen erhielt, war bislang unbekannt; sie befindet sich jetzt im hiesigen Staatsarchiv aus Svarez' Nachlaß und lautet:

„Besonders geehrter Herr Tribunalrath: Ich habe mit Ihrem Schreiben vom 17. ds. die annoch rückständig gewesenen Hefte von Ihren mir gehaltenen Vorlesungen erhalten und statte Ihnen für deren Mittheilung um so aufrichtiger meinen Dank ab, je mehr ich nach meiner Anwesenheit in den Sessionen des K. G. und des Tribunals mich überzeugt halten muß, daß Sie alles gethan haben, um von dem großen Endzweck der Gerichtshöfe und wie dieser im hiesigen Staat erfüllt wird, mit der pünktlichsten Genauigkeit mich zu unterrichten. Ich werde daher auch bei diesem so wesentlichen Theile der Staatsverwaltung um so weniger des Mannes vergessen, der darüber mir so gründlich die erste Aufklärung gab, vielmehr unter allen Umständen gern mich bezeigen als Ihr wohlgeneigter Freund Fr. W."

Kurz nach diesem Handschreiben wurde das Gesetzbuch suspendirt; die Pariser Schreckensherrschaft begann sich vorzubereiten. Aus dieser Zeit, nämlich aus dem Dezember 1792, stammt der zweite neuaufgefundene, schwerlich für die Nachwelt bestimmte, Vortrag der Mittwochsgesellschaft. Am 11. Dezember wurde Ludwig XVI. vor die Schranken des Konvents geführt; die Nachricht davon konnte erst eben in Berlin eingetroffen sein, als Svarez in der Mittwochsgesellschaft — zum Zeichen, daß er trotz der drangvollen Lage im Innern des Vaterlandes den Humor und die gute Laune nicht verloren hatte, die seine Freunde an ihm rühmten — einen Vortrag mit folgendem Eingang verlas:[1])

„Das gesetzmäßig festgestellte Recht, Unsinn zu sagen, ist ein so charakteristischer Vorzug unsrer Gesellschaft, daß ich nicht begreifen kann, warum die übrigen Mitglieder derselben, außer mir, davon so gar keinen Gebrauch machen. Um der sehr gegründeten Besorgniß, daß dies herrliche Vorrecht durch den Nichtgebrauch am Ende ganz verloren gehen möchte, vorzubeugen, habe ich mich entschlossen, heute über einen Gegenstand zu reden, von dem ich durchaus nichts verstehe; in der Hoffnung, daß es dabei an Unsinn nicht fehlen werde."

Den Inhalt des Vortrags bildete eine Untersuchung der Frage, ob es gerechtfertigt sei, die Privilegien des Adels in Bezug auf die Besteuerung aufzuheben. Es wird die geschichtliche Entwicklung der Steuerpflicht gegeben und dem Verfahren, daß der Adel bei Steuerbewilligungen „sich selbst so viel als möglich übersah", insofern wenigstens „ein Schein von Billigkeit" zuerkannt, als „vermöge der Lehnsverfassung damals noch der Staat vom Adel mit seiner Person und auf seine eigenen Kosten vertheidigt wurde." Aber den Grund gegen die Aufhebung der Adelsprivilegien entnimmt Svarez der seine Zeit beherrschenden Lehre des Rousseau'schen contrat social: Außer im Falle des Nothrechts ist jeder Regent verpflichtet, die Verträge mit seinen Unterthanen getreulich zu erfüllen, „gründet sich doch sein eigenes Recht am Ende, mag man sagen, was man will, auf einen solchen Vertrag." Daran knüpfen sich Gedanken des Jahres 1792, die denen der Gegenwart diametral entgegenstehen: „Daß jene Verträge lästig und nachtheilig für die übrigen Klassen der Staatsbürger sind, kann weder den Regenten, noch diese Klassen selbst berechtigen, die Aufhebung derselben zu verlangen. Ungleichheit der Abgaben ist Ungleichheit des Vermögens. Und Ungleichheit im Vermögen und in Glücksumständen gibt noch kein Recht, die Wiederherstellung der Gleichheit auf Kosten Anderer und ihrer Rechte, in deren Besitz sie sich einmal befinden, zu fordern. Wenn der Regent den kontribuablen Ständen der Staatsbürger einen Theil ihrer bisherigen Auflagen abnehmen und denselben auf die Schultern der eximirten Stände legen wollte, so würde er ebenso ungerecht handeln, als wenn er dem Millionär wider seinen Willen 50 Mille abforderte, um damit die Umstände irgend einer andern verarmten Familie zu verbessern. Beides würden Eingriffe in die Rechte des Eigenthums sein, welche der Staat schützen soll, und die er also nicht selbst beeinträchtigen darf. Nimmt z. E. der Staat dem Bauern 50 Thaler von seinen Steuern ab und legt sie dem Edelmann, der bisher frei war, auf, so wird das Gut des Edelmanns, das vorher 10 Mille werth war, nunmehr nur noch einen Werth von 9000 haben, und das Gut des Bauern wird von 500 auf 1500 im Werth gestiegen sein, welches mithin ebenso viel ist, als wenn der Staat dem Edelmann 1000 von seinem Kapitalvermögen genommen und sie dem Bauern geschenkt hätte. Allenfalls hätten zu der Zeit, als diese besondern Verträge geschlossen wurden, die damals existirenden Mitglieder kontribuabler Stände ein Recht gehabt, sich dagegen aufzulehnen. Aber diejenigen, die jetzt zu diesen Ständen gehören, diejenigen, die der bürgerlichen Gesellschaft erst beigetreten sind (!), nachdem jene Einrichtung darin schon getroffen war, können sich darüber ebensowenig beschweren oder deren Aufhebung verlangen, als derjenige, der einer Handlungskompagnie beitritt, von welcher er weiß, daß einem der Associés überwiegende und unverhältnißmäßige Vortheile vor den übrigen zugestanden sind. Das höchste, was man einem solchen Mißvergnügten einräumen könnte, wäre, daß es ihm freistände, eine Gesellschaft wieder zu verlassen, die ihn seiner Meinung nach unbillig behandelt."

Dann heißt es — in unverkennbarem Hinblick auf Frankreich: „Im äußersten Falle, wo es wirklich um die Erhaltung der Existenz des Staates zu thun ist und wo dieser auf andere Art nicht gerettet werden kann, sind allerdings die eximirten Stände schuldig, auf ihre Privilegien Verzicht zu thun und zu den Bedürfnissen des Staates dasjenige beizutragen, was der Staat nicht entbehren und doch von den übrigen Klassen ohne deren gänzliche Unterdrückung nicht mehr aufbringen kann. Aber wehe dem Regenten, dessen Land in einen so tiefen Verfall geräth, daß ihm, um den Staat selbst zu konserviren, kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Rechte des Eigenthums ganzer Klassen seiner Staatsbürger anzutasten. Dies ist der eigentliche Zeitpunkt der Revolutionen, die alsdann niemals bloß bei dem Punkte stehen bleiben, welcher sie veranlaßte. Dies angewendet auf den Gegenstand, von welchem ich handle, würde man doch den eximirten Ständen, die sich ihrer Privilegien begeben sollen, die Vorlegung der Staatsbilanz und aller zu deren Beurtheilung nöthigen Nachrichten nicht versagen können. Dies führt auf Untersuchung der Grundsätze und des Verfahrens der bisherigen Administration, auf Prüfung der mancherlei Rubriken in den Staatsausgaben, auf Untersuchung, ob nicht diese oder jene Ausgabe ohne Nachtheil der Zwecke des Staates und des Wohls der bürgerlichen Gesellschaft mehr eingeschränkt werden könnte; und wohin das alles weiter führt, ergibt sich von selbst und zeigt sich ganz deutlich in den Erfahrungen unsrer Tage."

[1]) „Deutsches Wochenblatt", 1896, S. 330 ff.

Digitized by Google

Nun schließt der Redner, zurückgreifend auf das eingangs erwähnte, gesetzmäßig festgestellte Recht jedes Gesellschaftsmitgliedes, Unsinn vorzutragen, „mit der tiefvollen Versicherung, wie sie nicht leicht ein Verfasser mit Recht und ohne Unbescheidenheit sich selbst geben kann, er glaube seinem Versprechen, die Gesellschaft im Besitze eines ihrer vorzüglichen Rechte zu erhalten, das vollkommenste Genüge geleistet zu haben".

Max Nordau's neuester Roman.

S. S. In der 1885 geschriebenen Vorrede zur ersten Auflage der „Paradoxe" sagt Nordau: „Im Streben nach Wahrheit ist ja nicht das Finden die Hauptsache, sondern das Suchen. Der hat genug gethan, der ehrlich gesucht hat." Das ist ein stolzes und schönes Wort. Es schließt sich ganz dem Ausspruche an, den 1766 der rastloseste aller Wahrheitssucher gethan: „Schreibt man denn nur darum, um immer recht zu haben? Ich meine, mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdeckte." Doch solche selbstlose Sachlichkeit entspricht durchaus nicht dem Wesen Nordau's. Zwar sagt er in der gleichen Vorrede, er „verlange nicht, daß man sie anhöre. Er schmeichle sich nicht, Lösungen gebracht zu haben, er möchte nur den Leser anregen, selbst nach solchen auszuschauen". Aber offenbar ist es ihm sehr wesentlich darum zu thun, die Meinungen durchzufechten, für die er eintritt, und er wird förmlich in dem Maße bestimmter und hartnäckiger, in dem seine Ansichten sich von den landläufigen entfernen. Ueberhaupt hat er etwas resolutes, apodiktisches in der ganzen Art seines Auftretens, und das mag zum Theil mit seinem Berufe als Arzt zusammenhängen, der ja den kategorischen Ton mit sich bringt. Zum Theil aber kommt darin das Selbstbewußtsein des Mannes zum Ausdruck, der „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat", der weite Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens sein eigen nennt und endlich wohl auch ein Gefühl frohbehaglicher Freude an der eigenen Originalität. Wäre es zu verwundern, wenn dies letztere den Verfasser hier und da verleitete, in seinen Aeußerungen weiter zu gehen, als er nach sorgsam abgewogener Ueberzeugung dürfte? Wem es nur um die Sache, um das Suchen der Wahrheit zu thun ist, der tritt vorsichtig und zaghaft auf. Bei Nordau ist es gerade das Gegentheil dieses Vorgehens, die gelassene Sicherheit, mit der er seine zuweilen recht sensationell klingenden Behauptungen äußert, wodurch er vielen Widerspruch gegen sich hervorrief. Er erscheint Vielen als ein „Blender". Blendend ist in der That seine Dialektik, glänzend sein Stil, und der Reichthum von Gedanken, die er verschwenderisch ausstreut, hat etwas imponirendes. Nur darf man sich nicht von ihm verblüffen lassen. In dem ganzen Nordau steckt so viel Verneinung, Kritik und Sauerteig, daß man ihn nicht als eine normale Kost betrachten darf und nur derjenige den richtigen Genuß von seinen Büchern, den „Konventionellen Lügen", den „Paradoxen", der „Entartung" haben wird, der stets auf der Hut, zweifelnd und kritisch bleibt.

Die belletristischen Erzeugnisse Nordau's haben es in Deutschland bis jetzt nicht zu besonderen Erfolgen bringen können, sind aber in einigen fremden Ländern sehr geschätzt und verbreitet. So soll, wie wir hören, in England und im Gebiet der spanischen Sprache der Dramatiker Nordau sehr beliebt sein. Dort sei „Die Kugel" Repertoirestück, während bei uns weder dies Schauspiel, noch „Das Recht, zu lieben" sich die Bühne erobern konnte. Von den älteren Romanen Nordau's kennen wir nur „Gefühlskomödie", die uns nicht anzusprechen vermochte. Die übrigen sind uns unbekannt geblieben, sind übrigens auch, so weit wir zu kontroliren vermochten, von der Kritik mit einer gewissen Geflissentlichkeit ignorirt worden. Nur Nordau's hübsche Reiseschilderungen haben bei Kritik und Publikum auch in Deutschland gute Aufnahme gefunden.

Nun ist gegen Ende des vorigen Jahres ein neuer Roman Nordau's unter dem Titel „Drohneuschlacht"[1]) erschienen, gegen den man im einzelnen wohl manches einwenden, an dem man namentlich viele Breiten ausstellen kann und der doch unter der zeitgenössischen Romanliteratur einen ganz hervorragenden Platz in Anspruch nehmen darf. Und zwar sowohl als photographisch genaues Bild aus dem Leben der Großstadt, wie um der tiefen Menschen- und Seelenkenntniß willen, die der Verfasser darin bekundet, und endlich auch wegen des wichtigen Stücks sozialer Frage, das darin entrollt wird. Noch nirgends hat das Börsenspiel und seine verderbliche Wirkung auf den Unerfahrenen eine so scharfe und grelle Beleuchtung erfahren wie hier. Das Buch ist ein bißchen alte Schule — Liebesgeschichten, Abenteuer, Romantik —, die Uebergänge von hellem Jubel zu tiefer Entmuthigung und Selbstzerfleischung sehen und durchleben wir in der Seele des Helden, aber eine breite Seelenmalerei, ein überflüssiges Spintisiren findet nicht statt. Gleich der Anfang des Romans ist technisch vorzüglich. Doktor Koppel hat zufällig den alten Bekannten Henneberg getroffen und nimmt ihn mit nach Hause à la fortune du pot. Das gibt nun ungesucht Gelegenheit, uns in die Verhältnisse der Koppel'schen Familie einzuführen und auch zugleich auf die Stellung und Bedeutung Hennebergs vorzubereiten. Die nächsten Kapitel schildern die heftige Aufregung, von der die Familie Koppel infolge des plötzlichen Verschwindens der alten, des Französischen nicht mächtigen Mutter erfaßt worden ist. Sie ist vormittags ausgegangen und nach vielen Stunden noch nicht zurückgekehrt. Koppel, von maßloser Angst gepeinigt, die theure Mutter in seinen Vorstellungen als Verunglückte vor sich sehend, eilt von Behörde zu Behörde, immer vergebens, bis ihm dann plötzlich der Gedanke an Henneberg und dessen große Verbindungen kommt. In der That bringt es die Intervention der mit Henneberg eng befreundeten Baronin Agostini zuwege, daß die schläfrigen Polizeimannschaften ihre ganze Energie aufbieten und daß dann die alte Frau Koppel auf einem entlegenen Polizeibureau gefunden wird. Sie hatte sich einfach verlaufen und saß, da sie sich nicht verständlich machen konnte, mit einer gewissen Stumpfheit auf der Polizeiwache. Manche Leser mögen finden, daß für diese harmlose Lösung der Aufwand, den der Verfasser aufbietet, etwas übermäßig ist. Indessen verbindet Nordau in der dramatisch belebten Darstellung zweierlei Zwecke, nämlich den, einem gewissen Unmuth über französische Verwaltungseinrichtungen und über den Mangel an Schneid bei den zum Schutze des Publikums bestimmten öffentlichen Behörden Luft zu machen, und dann will er durch dieses Abenteuer die Verbindung zwischen der Familie Koppel und demjenigen Kreise erklären, der ihr Schicksal, ihr Verhängniß werden soll. Es stellt sich nämlich heraus, daß die Baronin Agostini in ihrer früheren Eigenschaft als Lehrerin Fräulein Hausblum mit Koppel flüchtig bekannt gewesen war; die gemeinsam durchlebte Aufregung wegen der Mutter bringt die jetzt zur reichen und vornehmen Dame gewordene Frau der schlichten Lehrersfamilie näher, und es entsteht geselliger Verkehr zwischen dieser und den reichen, großspurig lebenden Leuten, aus denen sich der Gesellschaftskreis der Agostini, Henneberg u. s. w. zusammensetzt. Dem gesunden Sinn der Frau Käthe, der schlichten und klugen Gattin Koppels, ist der ganze Ton und das

[1]) Zwei Bände. Berlin, Karl Duncker 1898.

Digitized by Google

Wesen in jener Sphäre zuwider, und von den meisten Menschen, die sie dort kennen lernt, fühlt sie sich abgestoßen. Sie hat den Eindruck, daß sie eine Art Gastmahl Belsazars mitmache. Koppel selbst ist aber gar empfänglich für die Annehmlichkeiten des Reichthums, und indem er seinen mühsamen Erwerb mit dem spielenden seines alten Freundes vergleicht, entsteht in ihm der Neid und das Bestreben, es ihm gleichzuthun. Die ersten Versuche, durch Börsenspiel Geld zu verdienen, sind zu seinem Verderben erfolgreich. Bald redet er sich ein, daß er das Zeug in sich habe, an der Börse mit Erfolg thätig zu sein, und er baut schon Luftschlösser, er hat schon im Kopfe ein vollständiges Programm für die Zukunft der Seinigen in dem Zeitpunkte fertig, in dem seine Spekulationen zu dem Erfolge geführt haben werden, den er sich vornimmt. Inzwischen verleitet der leichte Erwerb ihn zu leichterem Ausgeben, zumal er immer das Bild der Lebensweise Henneberys vor Augen hat. Dann kommt die Kehrseite der Medaille: es tritt ein scharfer und anhaltender Kurssturz ein, so daß nach wenigen Monaten nicht nur das ganze Geld, das er gewonnen hatte, aufgezehrt ist, sondern auch das Vermögen, das seine Frau ererbt hatte, verloren geht und er dann schließlich auf dem Punkte ist, seine Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen zu können. Jetzt beichtet er bei seiner Frau, und die Scene, in der er dort sein Herz erleichtert, in der sie ihm nicht den leisesten Vorwurf darüber macht, daß er so leichtsinnig gehandelt hatte, sondern nur ihrer Trauer darüber Ausdruck gibt, daß er so wenig Vertrauen zu ihr besaß, ist von erschütternder Kraft und Größe. Wenige Monate nach der Katastrophe Koppels geht auch die ganze Spekulationsgruppe zugrunde, deren Beispiel ihn zu seinem Thun verleitet hatte. Das Quecksilbersyndikat, dessen Mittelpunkt Henneberg gewesen, bricht zusammen, die Französisch-Morgenländische Bank sieht sich außerstande, dem Sturm auf ihre Kassen Stand zu halten, ihr Direktor, der Baron Agostini, nimmt sich das Leben, auch Henneberg endet durch Selbstmord, und der Ausspruch vom Gastmahl Belsazars, den Frau Käthe ahnenden Gemüths gethan, erweist sich als prophetisch. Viele einzelne Züge zeigen den Verfasser als großen Menschenkenner: so ist es ungemein charakteristisch, wie Koppel, da er einmal Geld im Spiel gewonnen, es in seinem Haushalte den reichen Leuten gleichthun will, bei denen er zu Gaste war, und wie er dadurch bei Henneberg widrige Empfindungen hervorruft. Der Konflikt, in den Koppels Sohn Oskar durch seine deutsche Abkunft und sein Aufwachsen in Paris geräth, die phantastische Schülerneigung, in die er sich zu Blanche, der Tochter der im selben Hause wohnenden Familie Masmajour, hineinredet, ist lebhaft dargestellt. Ebenso weiß uns der Verfasser für die Baronin Agostini, die etwas romanhafte Züge trägt, zu erwärmen. Auch die Tochter Koppels, wenn auch diese mehr konventionell gezeichnet, und manche andere Nebenfiguren nehmen unser Interesse in Anspruch. Leser, die einigermaßen mit der Finanzgeschichte vertraut sind, mögen schon aus diesen flüchtigen Andeutungen erkannt haben, daß den Untergrund der Handlung das Kupfersyndikat bildet, das in Frankreich Ende der 80er Jahre wirthschastete; einzelne Personen daraus sind geradezu portraitirt, und auch bei den Hauptfiguren des Romans mögen manche Züge, zu denen die Wirklichkeit den Stoff geliefert hat, verwendet worden sein.

Bei dem ersten Zusammensein Hennebergs mit Koppel erzählt dieser in gemüthlicher Selbstironie, wie er bei einer Versteigerung im Hôtel Drouot ein Thierfell ersteigerte, das ihm von der Ferne mächtig imponirt hatte. Als er es in Empfang nahm, erlebte er etwas merkwürdiges. „Das Fell schien sich in den wenigen Augenblicken völlig verwandelt zu haben. Es war nicht mehr groß, sondern ganz klein, auch nicht glatt, sondern stellenweise seltsam kahl, dazu mehr schmutzig als natürlich grau und, um es endlich zu sagen, es war ein Hundebalg, der Balg eines kleinen Köters. . . .“ „Du hast den Unterschied zwischen der Sehnsucht und der Befriedigung erfahren,“ bemerkt dazu Henneberg trocken. Und am Schluß des Buches heißt es: „Und ihm fiel plötzlich das schäbige Hundefell ein, das er einst im Hôtel Drouot gekauft hatte und das noch immer an seinem verschwiegenen Orte lag, und er dachte mit schmerzlichem Lächeln, daß dieses schäbige Hundefell, das ihm aus der Ferne ein Prachtstück geschienen hatte, das Sinnbild seines Lebens war.“

Nordau's Name macht zuweilen die Runde durch die Presse, wenn eine seiner verwegenen Behauptungen der allgemeinen Meinung ins Gesicht schlägt. In der That, in seiner Fechterstellung, wenn er kühnen Muthes eine ganze Welt herausfordert, ist er am imposantesten. Aber auch wenn er sich zu behaglichem Plaudern anschickt, wenn er sich im Fabuliren ergeht, weiß er uns zu fesseln.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Stoy'sche Erziehungsanstalt zu Jena 1885 bis 1898. Druck der Fromann'schen Hofbuchdruckerei. 74 S. 4°. — In der Pfingstwoche findet, wie schon erwähnt, in der thüringischen Universitätsstadt die Enthüllung des Denkmals statt, welches man dem berühmten Pädagogen Volkmar Stoy, einem der glücklichsten und thatkräftigsten Vertreter eines möglichst engen Aneinanderschlusses von Theorie und Praxis in der Erziehungslehre, gesetzt hat. Da ist es denn wohl auch an der Zeit, der Anstalt zu gedenken, welche von dem trefflichen Manne gegründet wurde und sich später unter der Leitung seines ältesten Sohnes kräftig und segensreich entwickelt hat, und dazu bietet die im März d. J. ausgegebene Schulschrift, welcher diese Zeilen gewidmet sein sollen, die beste Gelegenheit. Der Direktor, Dr. **Heinrich Stoy**, eröffnet das Programm mit einer inhaltreichen Rede „Ueber Charakterbildung in der Erziehungsanstalt“; er betont hier kräftig das Recht der Individualisirung, welches in der Staatsanstalt nur allzu häufig zurückstehen müsse, während man im Großherzogthum Sachsen-Weimar auch den Privatanstalten von jeher eine von übertriebener Staatsaufsicht freie Entwicklung vergönnt habe. Das mit Internat verbundene Institut sucht möglichst die Verhältnisse, wie sie in einer Familie bestehen, aufrecht zu erhalten; körperliche Beschäftigung auf Turn- und Spielplatz, Handarbeit im Garten und in der Schulwerkstätte nehmen im Lehrplan eine hervorragende Stelle ein, und es wird so der Forderung der neueren Didaktik, Körper und Geist zu gleichmäßiger Ausbildung gelangen zu lassen, nach Kräften Vorschub geleistet. Die Motive, welche für die privaten Erziehungsanstalten sprechen, wußte der Redner um so einleuchtender darzulegen, da wohl keinem seiner Zuhörer unbekannt war, in wie hohem Maße in den schönen Gebäuden, welche das Villenviertel Jena's vor dem Johannisthore schmücken, dem geistigen und materiellen Wohle der Zöglinge Rechnung getragen wird. Für ersteres spricht der „Lehrplan für den Religionsunterricht“, welchen der Direktor, von Beruf Pädagoge und Mathematiker, in Verbindung mit den betreffenden Fachlehrern ausgearbeitet hat und der in diesem Geiste auch wirklich ertheilt wird. Durchaus auf gründlicher psychologischer Erfahrung erwachsen, wird dieser Plan allerdings seinen Zweck unendlich viel besser erfüllen, als dies so mancher mnemotechnische Unterricht zu thun befähigt ist. Vollkommen können wir nur den Leitsatz billigen: „Der Lehrer soll derartig den Stoff beherrschen, daß er während der Stunde keine Hülfe benutzt.“ Zumal die überaus reichhaltige Lehrmittelsammlung, die besten Bilder sowohl zur biblischen, wie auch zur Kirchengeschichte enthaltend, verdient in ihrer Eigenartigkeit lobende Anerkennung. Der in jeder Klasse durchzunehmende Lehrstoff wird bis ins einzelne durchgesprochen, so daß zumal der jüngere Lehrer vor jenem unsicheren Herumtasten bewahrt bleibt, welches so häufig diese Anfangsstunden zur Pein für beide Theile macht. — Als dritten Bestandtheil bringt das Programm die eigentlichen

Schulnachrichten, aus denen zu ersehen ist, wie sich in den einzelnen Klassen der realistisch angelegten Anstalt, welcher lediglich die Prima einer norddeutschen „Oberrealschule" fehlt, die Lehrgegenstände gruppiren. Die siebente Klasse (Obersekunda) wurde erst jüngst eingerichtet, und es wird deßhalb das Ziel, dem dieselbe nachzustreben hat, nach besonders gekennzeichnet. Von hoher Bedeutung sind im Institute die sehr regelmäßig abgehaltenen Lehrerkonferenzen, über deren Wesen gleichfalls Bericht erstattet wird. Man kann ruhig behaupten, daß Jeder, der Interesse für die moderne Pädagogik empfindet, in dieser Schrift werthvolle Anregungen finden werde.

S. Günther.

-ω- **Spinoza in Deutschland.** Gekrönte Preisschrift. Von Dr. Max Grunwold. Berlin, S. Calvary u. Co. 1897. IV, 380 S. Pr. M. 7.20 — Durch ein Preisausschreiben der „Oesterreich. Wachenschrift" vom Jahre 1893 veranlaßt, soll die vorliegende Arbeit nicht bloß den bereits ausgeübten und noch fortwirkenden Einfluß Spinoza's auf deutsche Denker und Dichter auf Grund der eigenen Forschungen des Verfassers nachweisen, sondern auch die Ansichten von Schriftstellern in den letzten zwei Jahrhunderten über diesen Punkt den Lesern mittheilen. Zu diesem Zwecke behandelt der Verfasser in mehr oder weniger abgerundeten Einzelbildern in chronologischer Folge die allermeisten derjenigen, die in irgend einer Beziehung zum Spinozismus stehen. In den Einleitungen zu den einzelnen Hauptabschnitten — es sind deren fünf, jeder einen Zeitraum von etwa einem halben Jahrhundert umfassend — versucht er die Wandlungen in der Auffassung der Lehre Spinoza's aus der Zeitlage und den herrschenden Denkrichtungen zu erklären. Die Stärke des Buches liegt in der Herbeiziehung und Verwerthung eines ungeheuren, oft schwer zu beschaffenden Materials. Sammlerfleiß und -geduld nöthigen uns durchweg Achtung ab. Was jedoch die Verarbeitung und Darstellung betrifft, so hat sich's der Verfasser vielfach sehr leicht gemacht. Bei Auerbach z. B. (S. 168—172) beschränkt er sich in der Hauptsache darauf, lange Citate aus der Vorrede zur Uebersetzung und aus Gattschalls „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" wiederzugeben. Ob bei der Eigenart des Stoffes die rein chronologische Anordnung die empfehlenswertheste war, möchten wir bezweifeln; wenigstens hätte der Verfasser darauf bedacht sein müssen, ihre Nachtheile in den Einleitungen auszugleichen. Die Arbeit wirklicher Wissenschaft innerhalb der spinozistischen Gedankenbewegung wäre reinlich zu scheiden gewesen von Halbheiten und Basheiten kirchlicher Zeloten und von den Nachwirkungen in der schönen Literatur und sogar im populären Bewußtsein. Ferner wäre es nicht unrichtig, eine Zusammenstellung derjenigen Arbeiten zu geben, die lediglich Darstellungen des Systems zu Lehrzwecken enthalten. Auch die Anhänger und Bekenner einerseits und die prinzipiellen Gegner andrerseits hätten in übersichtlicher Gruppirung im Zusammenhange dargestellt werden sollen. Desgleichen die Fortbildungen und Umbildungen der Lehre; wie verlockend wäre es z. B. für einen Philosophiehistoriker gewesen, den Weg von Spinoza zu Hegel und von diesem zu Lotze eingehend zu beschreiben. Dazu hätte es jedoch einer tieferen philosophischen Bildung bedurft, als sie der Verfasser besitzt. Lotze einen Herbartianer zu nennen (S. 267) und von Kant (S. 149) zu behaupten, er stecke mit seiner Ethik noch ganz in dem Sumpfe spießbürgerlicher Aufklärung, verräth eben keine allzutiefe Sachkenntniß. Im einzelnen sei noch folgendes bemerkt: Eine sehr ausführliche Darstellung der Lehre Spinoza's haben wir vermißt, nämlich die J. G. Buhle's in seiner „Geschichte der neueren Philosophie", III. S. 508—660. Der S. 361 erwähnte Vortrag J. Bergmanns erschien in etwas erweiterter Gestalt in den „Philosophischen Monatsheften" (XXIII, S. 129—164). Die Verfasserin der S. 275 angezogenen Schrift heißt nicht Helene, sondern Hedwig Bender (auf dem Titelblatt stand nur „H. Bender"). S. 348 ist Heußters Schrift: „Der Rationalismus des 17. Jahrhunderts in seinen Beziehungen zur Entwicklungslehre" falsch citirt. Für die Eile, mit welcher das Buch zusammengestellt wurde, ist sehr charakteristisch die Verwechslung von G. Samuel Franke und Aug. Herm. Francke (S. 373). Nach Krugs „Allg. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften" (II, S. 56) erschien Franke's (diese Schreibweise findet sich nur S. 111 der vorl. Schrift, sonst steht konsequent Francke) Scheift 1811 und 1812. Franke war übrigens von 1811 bis 1840 Professor in Kiel, während er nur 5 Jahre Hauptpastor zu Sonderburg auf Alsen war; danach wäre die Angabe S. 151 zu ergänzen. Statt Preisen nachzujagen (nach dem Vorwort arbeitete der Verfasser gleichzeitig an einer zweiten Preisschrift), möge der Verfasser künftig mehr Sorgfalt auf die innere und äußere Ausgestaltung seiner Arbeiten verwenden; dann wird ihm auch die äußere Anerkennung nicht ausbleiben.

Otta Eitle: Die Mondnacht. Eine Erzählung in Reim und Lied. Augsburg, Lampart u. Co. 1898, 63 S. — Das mit auffallend viel Papierverschwendung gedruckte dünne Bändchen enthält eine aus losen Bildern bestehende Novelle in Versen, deren literarischer Werth dem anspruchsvollen Gewande leider keineswegs entspricht. Das fast auf jeder, mit rother Einfassung versehenen, Seite wechselnde Versmaß trägt überdies nicht dazu bei, über das Sprunghafte in der Wiedergabe dieser nächtlichen Minne-Aventiure hinwegzutäuschen. Wendungen wie „Gen Süden zog's mich mit gewalt'gem Zug" und die jeder mündlichen Interpretirung hohnsprechende willkürliche Anwendung des Apostrophs („Gespenst'sches Licht"; „ein'ges Vaterland u. s. w.) hätten aus einem so leicht wiegenden Büchlein, auch wenn dieses „Meinem Weibe" gewidmet ist, mit doppelter Unnachsichtlichkeit verbannt werden sollen.

-ee-

* **Vorschriften für Zeichnung und Lithographie der bayerischen Katasterpläne.** Genehmigt durch Entschließung des kgl. Staatsministeriums der Finanzen vom 23. September 1896. Verlag des kgl. Katasterbureaus, Preis 3 M. — Diese vortreffliche Arbeit, von weitgehendem Interesse für die Vermessungsingenieure Deutschlands, ist im Laufe des 1. Quartals 1898 zur Ausgabe gelangt. Das Werk bietet auf 15 scharf lithographirten, zum Theil nach den neuesten Methoden kolorirten Tafeln (in Größe von Netzquadraten) zwei Theile graphischer Darstellungen, wobei auf Nebentafeln in korrekter Kartenschrift alle erforderlichen Erklärungen bis in das kleinste Detail gegeben sind. Da die hochbedeutsame Erstellung des bayerischen Katasters nun bereits einen Arbeitszeitraum von über 5 Dezennien erfordert hat, so enthält die I. Abtheilung des Werkes eine Zusammenstellung jener Signaturen, welche in den Jahren 1846 und 1851 festgestellt wurden, während die II. Abtheilung alle jene Signaturen vorführt, welche bei den im Sinne der Katastermessungsinstruktion vom Jahre 1885 hergestellten Plänen, abweichend von Abtheilung I, in Anwendung kommen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, eine detaillirtere Besprechung des ganzen Werkes vorzunehmen; nur so viel möge erwähnt werden, daß die beiden Doppeltafeln XIV und XV in a) Kartirung (unter Anwendung zweckentsprechender Farbentöne) und in b) Lithographie höchst instruktive Beispiele für Städte-Aufnahmen und für Flach- und Gebirgsland bieten; dabei sind auch die Aufnahmetiaien mit ihren Messungszwischenpunkten, sowie die trigonometrischen Signale eingetragen. Der bayerische Kataster hat, sowohl was exakte Messungsmethoden als auch Bezeichnungen betrifft, schon benachbarte Länder — wir erwähnen beispielsweise hier Württemberg — zur Nachahmung bewogen und findet im Auslande wohlverdiente Anerkennung. Preußen besitzt noch keine lithographirten Katasterblätter; hoffen wir, daß noch eine Zeit kommen möge, in der ganz Deutschland auch in der so wirthschaftlich und technisch höchst wichtigen Frage einig dasteht.

Ernst Fischer.

* **München. Kgl. Akademie der Wissenschaften, Maisitzungen.** I. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Rektor Wecklein das 1. Heft seiner kritischen Ausgabe des Euripides vor; Bibliothekar Reinz überreichte mehrere Exemplare seiner Schrift: „Ein vergessener bayerischer Dichter des XV. Jahrhunderts aus Passau". Sie gibt Kunde von der eigenhändigen Niederschrift einer durch Dr. Priebsch zu Cheltenham in der Bibliothek des Sir Thomas Philipps entdeckten, etwa 5000 Verse umfassenden Legendendichtung über den Protomartyr Stephan, den Patron der Passauer Metropolitankirche, von Havich dem Kölner. — Professor Krumbacher be-

richtete über den Inhalt des neuen Heftes VII, 1 der byzantinischen Zeitschrift und hielt einen Vortrag „Studien zu Romanos", der in den Sitzungsberichten gedruckt wird. — Professor n. Wölfflin hielt einen Vortrag „Zur Geschichte der Tonmalerei II", der ebenso wie der erste Theil (Sitzungsb. 1897, II, 221—258) in den Sitzungsberichten veröffentlicht wird. — II. In der mathemotisch-physikalischen Klasse gedochte Geheimroth v. Voit des am 11. April gestorbenen auswärtigen Mitglieds der Klasse, des verdienten Mineralogen und Geologen Fridolin v. Sandberger in Würzburg. — Geheimrath v. Kupffer hielt einen Vortrag „Ueber die Sternzellen der Leber", der anderweitig zur Veröffentlichung gelangen wird. — III. In der historischen Klasse kündigte, nach verschiedenen Mittheilungen durch den Klassensekretär, Reichsarchivdirektor v. Oefele an, daß nach Vollendung des gegenwärtig im Druck befindlichen Bandes des Monumenta boica (Monumenta episcopatus Wirzidurgensis) das Supplement zu den Werken Aventins erscheinen wird. — Oberbibliothekar Riezler berichtete über die Jahressitzung der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica in Berlin, und Geheimrath n. Reder hielt einen Vortrag über „Hans Multscher von Ulm", der mit zinkographischen Textillustrationen in den Sitzungsberichten gedruckt wird.

* Königlich preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 5. Mai. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. v. Bezold los: „Ueber die klimatologische Bedeutung der Lehre von den auf- und absteigenden Luftströmen." (V. Mittheilung zur „Thermodynamik der Atmosphäre".) In der zweiten der genannten Mittheilungen hat der Vortragende darauf hingewiesen, daß die thermodynamischen Vorgänge in der Atmosphäre nur beschränkt umkehrbar seien, und daraus einen auf die potentiellen Temperaturen bezüglichen Satz abgeleitet, der mit dem zweiten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie große Aehnlichkeit hat. Aus diesem Satze ergeben sich unter der Annahme, daß die Wärmeaufnahme und -abgabe in den höheren Schichten der freien Atmosphäre nur eine untergeordnete Rolle spiele, die nachstehenden Folgerungen: 1. Die Temperaturen der oberen Luftschichten sind infolge der Niederschlagsbildung höher, als dies der Fall wäre, wenn die Luft keinen Wasserdampf enthielte. 2. Die Mitteltemperaturen in verschiedenen Höhen müssen von unten nach oben anfänglich langsamer, dann rascher abnehmen, um sich in den höchsten Schichten der bei adiabetischer Expansion für trockene Luft gültigen Abnahme zu nähern; in jenen Höhen, in welchen die Wasserausscheidung die mächtigste ist, muß die Temperaturabnahme eine Verzögerung erfahren. Diese Sätze, die mit den bisher allgemein angenommenen aus Glaishers Zahlen abgeleiteten Werthen in schroffstem Widerspruch stehen, finden durch die von den HH. Aßmann und Berson dem Vortragenden mitgetheilten Ergebnisse der wissenschaftlichen Luftballonfahrten geradezu überraschende Bestätigung. Ferner zeigte der Vortragende, wie sich die a. a. O. aus dem nämlichen Satze über die potentiellen Temperaturen abgeleitete Wärmezufuhr des nach den beiden den Calmengürtel einschließenden Zonen absteigenden Luftstroms auf Kosten der in ersterem zur Verdunstung verbrauchten Wärmemengen in den Mitteltemperaturen für die einzelnen Breitenkreise erkennen läßt. — 2. Hr. C. Klein legt vor eine Mittheilung des Hrn. E. Cohen in Greifswold: Nachtrag zur Beschreibung des Meteoreisens von Beeconsfield. In diesem Meteoreisen wor nach der Zerlegung mit verdünnter Salzsäure und Behandeln des Rückstandes mit Kupferchloridchlorammonium eine Kohle von anthracitartigem Aussehen verblieben. Verfasser hotte dieselbe als ursprünglichen Gemengtheil des Eisens angenommen. Es zeigt sich, daß sie durch Zersetzung des Kohlenstoffeisens entstanden ist. — Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Erman las über die ältesten Vorstellungen der Aegypter vom Leben nach dem Tode. Die ältesten der sogenannten Pyramidentexte denken sich das Reich der Seligen am Himmel bei den Göttern und sehen in den Sternen die verklärten Todten; die poetische Ausbildung dieser Vorstellung führt weiter dazu, daß man den Todten als Göttergenossen und neuen Gott schildert. In den jüngeren Pyramidentexten tritt dann noch die Lehre von dem Gotte Osiris hinzu, der gestorben und wieder zum Leben zurückgekehrt und damit ein Vorbild für die Menschen geworden ist. Mit der Einmischung dieser Lehre in jene älteren Vorstellungen, die schon in vielen der Pyramidentexte erfolgt ist, beginnt dann jene Verworrenheit, die das Zeichen des späteren ägyptischen Todtenglaubens ist. 2. Hr. Schmoller theilt ein Urtheil Wöllners über die Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1786 mit. 3. Hr. Conze überreicht die als Ergänzungsheft des Jahrbuchs des archäologischen Instituts erschienene Monographie über Hierapolis Phrygiae, die letzte Publikation, an welcher Karl Humann persönlichen Antheil genommen hat neben den HH. Cichorius, Judeich und Winter. (Berlin 1898.) 4. Vorgelegt wird die von Hrn. Paul Sabatier der Akademie eingesendete, von ihm zuerst herausgegebene S. Francisci Assisiensis Legenda antiquissima. Paris 1898.

* **Leipzig.** Wie wir in auswärtigen Zeitungen lesen, gedenkt der Professor der Mathematik an unsrer Universität Dr. Sophus Lie, zum Wintersemester einem Rufe nach Christiania zu folgen. Lie wirkt bereits über 12 Jahre an unsrer Hochschule als ordentlicher Professor und Direktor des Mathematischen Seminars und Instituts.

* **Berlin.** Der Assistent an dem von Prof. Eilhard Schulze geleiteten zoologischen Institut Dr. Friedrich Schaudinn, dessen Rome vor Jahresfrist bei einer mit Geh. Rath n. Leyden ausgeführten Untersuchung viel genannt wurde, tritt heute als Privatdozent in den Lehrkörper der hiesigen philosophischen Fakultät ein. Seine Antrittsrede handelt über die Bedeutung der Protozoenforschung für die Zellenlehre.

* **Straßburg,** 13. Mai. Der verdiente Pandektist Prof. Albert Köppen, der bis zu seiner Emeritirung am 1. April 1895 dem Lehrkörper unsrer Universität angehörte, ist gestern in Lichtenthal bei Baden-Boden gestorben. Am 17. Dezember 1822 geboren, habilitirte er sich 1853 in Jena, wurde dort 1856 außerordentlicher Professor, 1857 als Ordinarius nach Marburg, dann nach Würzburg und 1872 an die neu begründete Universität Straßburg berufen. Nach mehr als 20-jähriger Lehrthätigkeit daselbst gab er aus Gesundheitsrücksichten seine Vorlesungen auf. Sein System und sein Lehrbuch des römischen Erbrechts gehören zu den wichtigsten Erzeugnissen der juristischen Literatur unsrer Zeit. Als akademischer Lehrer hat er eine überaus erfolgreiche Thätigkeit ausgeübt.

* **London,** 13. Mai. Dem Chemiker Professor Dewar ist es endlich gelungen, den Wasserstoff flüssig zu machen. Das große Ereigniß trug sich letzten Dienstag im Laboratorium der Royal Institution zu. Der Physiker Lord Raleigh befand sich gerade im Gebäude und war so der Erste, dem Professor Dewar das neue Produkt vorzeigen konnte. In 5 Minuten erhielt Dewar ein halbes Weinglas voll flüssigen Wasserstoff. Die Dichte übertrifft alle Berechnungen; sie dürfte 0.6 betragen (Wasser als Einheit angenommen). Der Siedepunkt ist etwa 240 Grad Celsius unter Null.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Otto Sachs: Von zwei Geschwistern. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1898. — Ella Haag: Dirnen. München und Leipzig, August Schupp. — Le Chenalier Deseamps: Die Organisation eines Internationalen Schiedsgerichts. Deutsch von A. H. Fried. Ebd. — G. A. Hermann: Der Handelsreformer. Erster Theil: Die Reform der Verkaufsweise (Heft 27 der „Kleinen Studien"). Ebd. — Christenverfolgung in Rußland. Ein Aufruf von P. Birukoff, J. Trogubоff und W. Tschertkoff. Mit einem Nachwort von Leo Tolstoj. Ebd. — v. Lädells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. Hggb. von Pelet-Narbonne. XXVI. Jahrgang. 1897. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Max Nierth: Originalgrüße für Ansichtspostkarten. Leipzig, W. G. Schäffel. — Max Schneiderreit: Matthias Claudius. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898. — Konrad Telmann: Das Ende vom Lied. Dresden, Karl Reißner 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 17. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Weimarer Lutherausgabe. Von O. Brenner. — Zur Erinnerung an Suarez. II. Von Adolf Stölzel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Weimarer Lutherausgabe.

Die wissenschaftlichen Ausgaben der Philologie haben sich seit einem Menschenalter nicht wenig verschoben. Noch kann sich ein Philologe des älteren Geschlechts einen Fachgenossen kaum vorstellen, der nicht eine gelehrte Edition veranstaltet hätte; die Jüngeren gewöhnen sich mehr und mehr daran, auf den Ruhm eines kritischen Herausgebers zu verzichten. Dem scheint zu widersprechen, daß gerade jetzt eine Emsigkeit auf dem Gebiete der Textherausgabe herrscht, wie selten zuvor. Aber es ist die Emsigkeit vor dem Feierabend. Es wird aufgearbeitet, was noch unvollendet geblieben ist: es werden abschließende Ausgaben geliefert, denn man hat das Gefühl, daß das Handschriftenmaterial im wesentlichen erschöpft ist; die wenigen Nachzügler aus ägyptischen Papyrusresten oder noch nicht ganz durchmusterten Bibliotheken und Archiven können nur selten die Grundlagen der modernen Ausgaben erschüttern. Eine bezeichnende Erscheinung sind für die Gegenwart die großen Sammelausgaben. Nicht als ob die frühere Zeit solche nicht gekannt hätte. Wir bewundern vielmehr noch heute jene Riesenreihen von Folianten und Quartanten, mit denen unsre Vorfahren unsre Bibliotheken ausgestattet haben, und können gar manche von ihnen noch heute nicht entbehren. Aber die Gegenwart ist doch eigentlich bemüht, alle alten Ausgaben überflüssig zu machen dadurch, daß sie einerseits in den ihrigen möglichst vollständige gibt und die Quellen zu ihrer Herstellung ganz ausschöpft, andrerseits Auswahlen bietet, die, wenigstens für den weiteren Kreis, das Zurückgreifen auf die Gesammtausgaben ganz und gar unnöthig machen. Diese Auswahlen werden vielleicht die Hauptmarktartikel werden; ihre Vorbedingung sind aber immer die großen Gesammtausgaben. Von den letzteren ist ein Theil geradezu als nationaler Schatz zu betrachten, so die Monumenta historiae Germ., die Weimarer Goetheausgabe und — leider der Sachlage nach nicht in ganz gleichem Sinne — die Weimarer Lutherausgabe.

Lutherausgaben sind schon in größerer Zahl vorhanden, fleißige, verdienstvolle Arbeiten. Aber mit Recht sagt der Begründer der Weimarer Ausgabe, Pastor Knaake, in der Vorrede zum ersten Band: eine kritische Gesammtausgabe ist immer noch ein dringendes Bedürfniß. Wenn das schon der Theologe für seine Anforderungen zugesteht, für den naturgemäß Vollständigkeit und Richtigkeit des Inhalts erstes, meist einziges Erforderniß ist, wie viel mehr der Philologe mit seinen peinlichen Ansprüchen an die buchstäbliche Verlässigkeit einer Ausgabe als solcher und mit Dutzenden von sprachgeschichtlichen Fragen, die er gerade an Luther zu stellen hat.

Im Jahre 1880 regte Knaake beim preußischen Kultusministerium die Unterstützung der von ihm vorbereiteten und geplanten Ausgabe an. Das Ministerium setzte zur Leitung des Unternehmens alsbald eine Kommission ein, und der „Militärstaat“, voran der „Soldat“ Kaiser Wilhelm I., stellte wie für andere wissenschaftliche Zwecke, so auch hiefür eine größere Summe zur Verfügung. Knaake, selbst im Besitz einer außerordentlich reichen und werthvollen Lutherbibliothek, ging rasch an die Arbeit und konnte bereits 1883 einen ersten, 1884 einen zweiten Band erscheinen lassen. Von da ab traten andere Herausgeber, zunächst Kawerau und N. Müller, ihm zur Seite; die Aufgabe allein zu bewältigen, verbot schon der gewaltige Umfang der Lutherschriften an sich, dann aber besonders die Steigerung der philologischen Arbeit, die durch die Vermehrung des Materials, besonders des noch unbekannten handschriftlichen, eintrat. Die Arbeitstheilung machte wieder eine einheitliche Leitung, die alle Fäden in der Hand hielt, nöthig, und so wurde im Jahre 1890 als Sekretär der Kommission und als philologischer Leiter der Ausgabe der Germanist Dr. Paul Pietsch, Professor an der Universität Greifswald, berufen, unter dessen sorgsamer Aufsicht und stetiger Mitarbeit seitdem sechs Bände veröffentlicht worden sind. Die wissenschaftliche Methode muß natürlich bei der Ausgabe die philologische sein; da nun die Einzelherausgeber bisher durchweg Theologen waren, so ist es klar, daß die dem philologischen Leiter der Gesammtausgabe zufallende Arbeitslast und Verantwortung sehr groß ist. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen eine rasche Folge von Bänden nicht gut möglich war; ja, sie war auch kaum zu wünschen. Der erste Band ist seinerzeit zum 400jährigen Geburtstag Luthers fertiggestellt worden; man hatte die Eile von damals zu bereuen, denn es zeigt sich, daß die Vorarbeiten für die ganze Ausgabe noch nicht so weit vorgeschritten waren, wie es für den Beginn des Druckes nöthig war. Pietsch hat nun das Versäumte zum größeren Theil nachgeholt, und jetzt scheint Hoffnung gegeben, daß fortan etwa Jahr für Jahr zwei Bände die Presse verlassen werden; dies um so eher, als nun dem Herausgeber auf seinen Wunsch vom preußischen Kultusminister ein jüngerer Fachgenosse, der Bonner Privatdozent Dr. A. E. Berger, als Hülfe beigegeben worden ist, der sich schon bei den letzten beiden Bänden (1897) bewährt hat.

Schon der Begründer der neuen Ausgabe sah klar ein, daß er nicht nur für Theologen zu arbeiten habe, daß also die überlieferte sprachliche Form, ja auch die Schreibweise der Ueberlieferung, streng festgehalten werden müsse.

Die Sache steht hier eben so, daß es eine feste Lutherſprache, in die man etwa alle Schriften gleichmäßig umgießen könnte, so wie man die mittelhochdeutschen Dichtungen in eine gleichmäßige Form gepreßt hat, nicht gibt; wir sollen vielmehr aus der neuen Ausgabe das Wesen und Werden der Sprache Luthers erst recht kennen lernen. Pietsch hält auch die Möglichkeit für gegeben, aus den mancherlei Arten von Aufzeichnungen über das Schrift-

deutsch Luthers zu seiner mündlichen Rede, wenigstens ihrem Hauptcharakter nach, vorzudringen, und zwar zu den zwei Stufen, der alltäglichen Rede und der gehobenen Kanzelsprache. Daß Luther als Prediger dem Niederdeutschen der Umgebung in Wittenberg Rechnung getragen hat, ist von vornherein wahrscheinlich und durch bestimmte Anzeichen glaubhaft gemacht. Das Auge hat sich von jeher leichter an eine allgemeine Sprachform gewöhnt, als Mund und Ohr. Trifft das nicht auch heute noch zu? Daß Luther im Kreise der Seinen eben anders sprach, nicht bloß dem Stil, sondern auch den Lauten nach anders als auf der Kanzel, wird Niemand bezweifeln, der sich mit der lebenden Sprache ernstlich beschäftigt hat. Darauf können wir natürlich nicht rechnen, daß wir nun eine Grammatik und ein Wörterbuch von Luthers Haussprache erhalten werden, wie man irrthümlich Pietschs Aeußerungen deutete.

Welchen Antheil Martin Luther an unsrer heutigen Schriftsprache hat, ist nicht so leicht zu sagen. Mit dem schlanken Ausdruck: Luther ist der Vater des Neuhochdeutschen, kommt man heutzutage, wie mit so manchen andern Phrasen, nicht mehr aus. Aber auch Luther bloß als Einen von Vielen hinzustellen, den man deßhalb besonders zu nennen habe, weil er so viel und mit so tiefgehender Wirkung geschrieben habe, geht nicht an. So viel ist sicher: daß wir eine gemeinsame Schriftsprache haben, ist Luther zu danken. Es ist kein Zufall, daß der letzte namhafte Gegner der siegreichen Schriftsprache am Ende des 18. Jahrhunderts der katholische Ordensbruder Dornblüth war. Luther hat den schmalen Pfad zur Heerstraße gemacht, neben dem alle anderen bisher gegangenen Wege verwuchsen und verwilderten. Ob nun wirklich überall da, wo Luther Bahn brach, die Richtung fest vorgezeichnet, der Boden gangbar war, das muß gründliches Studium der neuen Lutherausgabe und der Kanzleisprachen, ja des Begriffes Kanzleisprache, in Zukunft entscheiden. Was von verschiedenen Seiten bisher zu der Frage nach dem Ursprung unsrer heutigen Schriftsprache geäußert worden ist — auch P. Pietsch hat seinerzeit in einer eigenen Schrift das Wort dazu ergriffen — kann als werthvolle Vorarbeit geschätzt werden, entschieden ist diese Frage noch nicht.

Bei jedem anderen Schriftsteller wäre die Herausgabe seiner Werke einfacher als bei Luther. Man druckt womöglich die Ausgaben letzterhand mit den Abweichungen der früheren ab; wo die Handschrift noch erhalten und etwa nur ein Druck vom Verfasser besorgt worden ist, würde diese eingehendst berücksichtigt werden müssen. Ja, wo es sich um Sprachformen, Rechtschreibung handelt, würde man sich bei der Handschrift zuerst Raths erholen. In den Einleitungen der neueren Lutherbände ist von P. Pietsch in höchst überzeugender Weise dargethan, daß ein solches Verfahren bei Luther nicht zulässig sei. Sowohl der Reformator wie der Schriftsteller Luther tritt hinter seinen Werken, seinem Wirken zurück. Natürlich ist die Theilnahme und Verehrung für seine Person so wichtig wie für irgendeinen anderen bedeutenden Mann. So wird der Forscher alles, was unmittelbar auf diese hinweist, mit Begierde aufgreifen: Handschriften aus seiner Feder, Entwürfe, Nachschriften nach seinen Predigten. Zur Betheiligung seiner Persönlichkeit, die doch noch Vielen am Herzen liegt, ist das alles werthvoll und darf in der Ausgabe seiner Werke nicht fehlen. Aber für den Geschichtschreiber der Reformation und für den der deutschen Sprache ist eine Handschrift Luthers — es mag das sonderbar klingen — weniger werth als ein wenn auch mangelhafter und durch Unachtsamkeit oder Willkür entstellter Druck, wenn dieser Luthers Gedanken und Sprache in das Volk getragen, und wenn er Quelle für alle späteren Drucke geworden ist. Bekanntlich haben sich die Philologen in der Herstellung „echter" Texte gar nicht genug thun können. Man denke an die Nibelungenkritik, die nicht damit zufrieden war, das Gedicht so unter die Leser zu bringen, wie es in der guten Zeit gelesen und gehört worden sein mag, sondern es in oortiterarischer Gestalt neu aufbaute, um ja „Echtes" zu geben. Die Grundsätze, welche die Lutherherausgeber leiten müssen und thatsächlich leiten, sind demgegenüber ganz und gar ketzerisch. Ja sie führen dazu, auch die Nachdrucke, selbst die schlechten, als kritisches Material zu verwerthen. Für das Inhaltliche sind diese weniger bedeutsam, aber doch auch nicht gleichgültig. Für die Sprache aber sind sie besonders wichtig. Sie zeigen, wie viel man sofort nach dem Erscheinen der Urdrucke anderwärts, in Leipzig, Augsburg, Erfurt u. s. w. von Luthers Sprachformen ohne weiteres annahm, wie anderes abgelehnt, wieder anderes oersehentlich zugelassen und so dem Süden geläufig gemacht wurde. Die Ausgabe hat künftigen Untersuchungen schon in dankenswerthem Umfang vorgesorgt. Vereinzelte Abweichungen der Nachdrucke sind unter den Texten als Lesarten verzeichnet, sich mehr oder weniger regelmäßig wiederholend in den Einleitungen zusammengestellt, so daß schon aus diesen sich ein Kapitel der Sprach- und Schreibgeschichte aus Luthers Lebzeiten und der folgenden Jahrzehnte herausarbeiten ließe. Sehr zu statten kommt sprachlichen Untersuchungen die zeitliche Anordnung der Schriften, so daß sich die Veränderungen der Sprache Luthers und seiner Nachdrucker bequem übersehen lassen. Bis jetzt ist die Ausgabe mit Band 19 bis zum Jahre 1526 vorgerückt. Es wird also noch geraume Zeit dauern, bis etwa K. Franke seine verdienstliche Luthergrammatik aus der neuen Ausgabe neu würde bearbeiten können.

Außer den kirchengeschichtlichen, bibliographischen und grammatischen Einleitungen enthält unsre Ausgabe nur wenige Zuthaten. Spärlich sind die erklärenden Anmerkungen sachlicher oder sprachlicher Art. Gerade die letzteren wären für Theologen und Laien sehr erwünscht, da die Schwierigkeiten im Wortgebrauch, in der Satzfügung, in den Formen ganz erheblich sind. Schon wegen des beschränkten Raumes ist es aber erklärlich, wenn im ganzen nur Mißverständnissen vorgebeugt und ganz abgelegene Worte erklärt oder beibehaltene Lesarten, die der Nichtkenner als Druckfehler beseitigen möchte, gerechtfertigt werden; es wäre, wollte man ernstlich anfangen, kein Ende abzusehen.

Es ist erklärlich, wenn die theologischen Herausgeber den weitgehenden philologischen Forderungen nicht volles Verständniß entgegenbringen; aber wenn auch einmal aus einem Vorwort ein Schütteln des Kopfes ersichtlich wird, so ist es doch unzweifelhaft, daß gegenseitiges Vertrauen die Arbeit bis zum glücklichen Ende fördern wird, und daß von den Einzelherausgebern die ungeheure Arbeit, die Pietsch und sein philologischer Hülfsarbeiter dem Ganzen wie den kleinsten Dingen[1]) widmet und widmen muß, ebenso mit Dank anerkannt wird, wie umgekehrt ihre Thätigkeit dankbare Würdigung findet. Sie alle setzen sich mit der Lutherausgabe ein dauerndes Denkmal. Nicht vergessen darf werden, daß die Verleger (H. Böhlau's Nachfolger in Weimar) dem nationalen Werk stets opferbereite und sachdienliche Fürsorge angedeihen lassen.

O. Brenner.

---

[1]) Schon die Besorgung der letzten Prüfung des Satzes aller Stücke ist eine gewaltige, mühevolle Arbeit, dazu kommt u. a. die Umfrage bei den Hunderten von Bibliotheken, die Sammlung der sprachlichen Lesarten u. s. w. u. s. w.

Zur Erinnerung an Svarez

(† 14. Mai 1798).

Von Adolf Stölzel.

II.

Ein Jahr später sahen sich die Rathgeber Friedrich Wilhelms II., weil die inzwischen neu erworbenen polnischen Landestheile ein Gesetzbuch nöthig machten, gezwungen, zu dem ihnen verhaßten Werke der Carmer'schen Justizverwaltung zu greifen, aber sie verlangten eine Umarbeitung.

Die sogenannten „Neuen Sachen" waren es, welche den Brennpunkt des Streites zwischen den Schöpfern des Gesetzbuchs und ihren Gegnern bildeten. Die Letzteren wollten zwar auch ein „Landrecht" geschaffen sehen, aber sie verstanden darunter lediglich eine Neupublikation der bereits bestehenden Edikte „für die Gerichte und Rechtskonsulenten mit einer Randnotiz, welche die einschlagenden Edikte bezeichne". „Der Staatsbürger müsse nicht dem Rechte Kenntniß haben." Das war das Ideal der rückwärts schauenden Staatslenker. Vor allem begriffen sie nicht, wie man dazu gekommen sei, in das Gesetzbuch staatsrechtliche Maximen aufzunehmen, als seien solche den Unterthanen zur Befolgung bekannt zu machen, während sie in Wahrheit nur dazu dienten, der landesherrlichen Gewalt Schranken aufzulegen. Carmer, Svarez und die ihnen Gleichgesinnten dagegen hatten es sehr wohl begriffen, warum ihnen gerade die Aufnahme solcher staatsrechtlichen Maxime eine Herzensangelegenheit sein mußte. Mit weitem Blick vorwärts schauend und die wahre Aufgabe des Gesetzgebers erkennend, wollten sie eine Fortentwicklung des Rechts, auch des Staatsrechts schaffen, wie sie vom Laufe der Zeiten unabweislich geboten war. Um „gleichsam eine Verfassung" dem Lande zu geben, machte Svarez seine staatsrechtlichen Axiome zum Theile des Gesetzbuchs. Die Lehren des letzten Menschenalters sollten keine vergebtichen gewesen sein. Aber Dankelmann, Goldbeck, Wöllner, Bischofswerder dachten anders. Dankelmann erklärte es für ein Leichtes, dem Werke jene Gestalt einer Kompilation der bestehenden Gesetze mit Randnotizen ihres Ursprungs zu geben. Man male sich einmal aus, was es heißen würde, wenn die Verfasser unsres Bürgerlichen Gesetzbuches nach seiner Vollendung urplötzlich den Auftrag erhalten hätten, alles Neue zu entfernen und nur stehen zu lassen, was durch Randnotiz über seinen Ursprung als bestehendes Gesetz bezeichnet werden könnte. Und diese Metamorphose herbeizuführen, wagte man ein Leichtes zu nennen, zu dessen Herstellung es kürzester Zeit bedürfe.

Einer der wichtigsten aufkeimenden Staatsrechtsgrundsätze war der der Unentlaßbarkeit der Staatsdiener. Das gegentheilige Prinzip hatte (1641) der Große Kurfürst dahin ausgedrückt, daß „kein Fürst, noch sonst Jemand schuldig, einige Ursache anzuzeigen, woraus er einen oder den andern licenciiren wolle", und Friedrich der Große noch drückte es 1773 dahin aus, „daß die Befugniß, ihre Bediente wegzujagen, selbst Particuliers unbenommen und außer aller Contestation sei". Welchen Fortschritt bekundete es demgegenüber, wenn — noch unabhängig vom Allg. G.-B. oder dem Allg. L.-R. — die Gesetzkommission im Jahre 1787 durch Svarez' Feder proklamirte, daß nach Naturrecht, wie nach römischem Rechte kein Beamter ohne Urtheil und Recht seines Amtes verlustig werden könne. Gegen diese Neuerung fand auch — bewußt oder unbewußt — Goldbeck nichts einzuwenden. Wohl aber bildete ein anderer staatsrechtlicher, ebenfalls neu aufgetauchter Grundsatz, die Unzulässigkeit landesherrlicher Machtsprüche, den Kern der Angriffe Goldbecks. Schon mannichfach ist von mir auf die Bedeutung dieses Punktes hingewiesen. Aber immer mehr hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die hier zu verzeichnende geschichtliche Entwicklung gewissermaßen die Entwicklung unsrer Verfassung selbst bedeutet, und daß diese Entwicklung sich über mehr als ein halbes Jahrhundert hinaus verfolgen läßt. Goldbeck gelang im Jahre 1793 die Streichung des Verbots der Machtsprüche im A. L.-R. Dabei trieb ein merkwürdiger Zufall sein Spiel. Im Jahre zuvor waren zwei ausführliche amtliche Sachregister des A. G.-B. erschienen. In jedem derselben ist das Verbot der Machtsprüche verzeichnet mit den Sätzen: „Machtsprüche wirken weder Rechte, noch Verbindlichkeiten, auch keine Einschränkungen des Eigenthums; wer dadurch sein Recht zu verfolgen oder auszuüben verhindert wird, gegen den findet weder Anfang, noch Forttauf der Verjährung statt." Bei der Eile, mit der man Ende des Jahres 1793 das A. G.-B. in das A. L.-R. umrevidirte, übersah man die durch die Umänderung des Textes bedingte Nothwendigkeit der Aenderung des Registers. So blieb in dem mit dem Publikationspatent vom 5. Februar 1794 ausgegebenen amtlichen Register das Verbot der Machtsprüche stehen. Also auch damals schon gab es bedenkliche Druckfehler bei Publikation von Gesetzen. Die Streichung des Verbotes im Gesetzestexte ermöglichte im Jahre 1798 den Machtspruch gegen die Gräfin Lichtenau. Beyme hatte ihn auf speziellen Befehl des Königs gegen den Vorschlag der eingesetzten Kommission abzufassen gehabt. Aber 20 Jahre später, als Beyme das Ministerium der Gesetzrevision übertragen erhielt (1817), trat er alsbald in einem eingereichten Gutachten mit dem Verlangen hervor, in das zu revidirende Landrecht die im Jahre 1793 gestrichenen Vorschriften über Machtsprüche wieder einzuschalten. Und vor kurzem kam eine Rede ans Tageslicht,[1]) die im Jahre 1819 der damalige Königsberger Oberlandesgerichtspräsident v. Schrötter, in der Wöllnerschen Konfliktszeit Kammergerichtspräsident und infolge dieser Zeit aus Berlin verdrängt, bei seinem Dienstjubiläum hielt. Der ganze Inhalt der Rede ist die Geschichte der Machtsprüche, die Geschichte des Prozesses Arnold wie des Prozesses Schulz, und ihr Ziel dasselbe, wie es das Ziel derjenigen Rede war, die Kircheisen im Jahre 1792 dem Kronprinzen zu seiner Begrüßung beim Kammergericht hielt: die Mahnung festzuhalten an der nothwendigen unbeschränkten Freiheit richterlicher Ueberzeugung. Der Herausgeber der Rede theilt zugleich drei an Schrötter gerichtete Briefe mit, die in Verbindung mit einem andern erst kürzlich aus Breslauer Archivalien veröffentlichten Briefe, den Bischofswerder Ende Juli 1793 — also in den Tagen, als über die Wiederaufhebung der Suspension des Gesetzbuchs verhandelt wurde — an einen unbekannten Adressaten richtete, ein interessantes Licht auf die Berliner Verhältnisse der 1790er Jahre werfen. Bischofswerder, der bekannte Generaladjutant des Königs und Gesinnungsgenosse Wöllners — angegangen, zugunsten des durch königlichen Machtspruch seines Amtes entsetzten Breslauer Bürgermeisters thätig zu werden, — lehnt das ab und bemerkt:[2]) „Ich muß auch über vieles andere, was ich weiß und sehe, Stillschweigen beobachten; aber man will es so, und nur in dem Augenblick, in welchem man mir erlauben wird, von dieser bösen Schaubühne („ce mauvais théatre") abzutreten, werde ich einen Schwanengesang singen, der nicht Vielen gefallen wird." Als Wöllner im Mai 1798 entlassen war, schrieb der Justizminister v. d. Recke an Schrötter: „Wie sehr es bei Gelegenheit des dem Herrn v. Wöllner ertheilten Abschiedes mein Wunsch gewesen, mit Ew. Hochwohlgeboren in kollegialische Verbindung zu kommen, darf ich nicht erst anführen; wie es verhindert worden, weiß ich nicht anders, als daraus zu erklären, daß noch einige Glieder der vorigen Koalition entgegengewirkt haben müssen."

[1]) Krause im „Deutschen Wochenblatt" 1897, Nr. 9, S. 107.

[2]) Grundlagen in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 32, S. 340, Note 3.

Digitized by Google

Die Reste der Koalition waren es also, die Schrötter nach Wöllners Abgang nicht als Kollegen v. d. Recke's in Berlin zu sehen wünschten, und sicher war es auch die Koalition gewesen, die zu ihrer Blüthezeit Schrötter im Jahre 1795 von Berlin verdrängt hatte. Damit vergleiche man folgende Worte des zweiten in Schrötters Nachlaß vorgefundenen Briefes, eines Briefes, den Ende 1795 Wöllner an Schrötter richtete: „Wir sprechen in unserm freundschaftlichen Zirkel noch sehr oft von Ihnen, und es bangt uns so sehr, daß Sie nicht mehr bei uns sind. Kommen Sie nur bald wieder nach Berlin zurück, es ist doch besser hier, wie sonst irgend wo anders. Ich dächte Sie kämen."

Der dritte Brief endlich ist das Glückwunschschreiben des Ministers Kircheisen zum Jubiläum Schrötters. Darin erinnert Kircheisen den Freund „an die Zeiten einer gemeinschaftlichen nahen Amtsführung (nämlich beim Kammergerichte), an die überstandenen Stürme, die wir unsren Grundsätzen zu verdanken hatten".

Bis in welche entfernten Winkel jene Stürme den Wellenschlag trugen, läßt sich auch noch aus zwei Vorgängen der Jahre 1791 und 1796 entnehmen, von denen ich neuerdings Kenntniß erhielt.

Als im September 1791 der Debit des A. G.-B. in Frage kam, erhob die Akademie der Wissenschaften, welcher Wöllner angehörte, den Anspruch, ausschließlich privilegirt zu sein. Ein von Wöllner mit unterzeichnetes, eigenthümlicherweise französisch abgefaßtes Schreiben ging dem Großkanzler zu; es heißt darin: „Der Druck und der Debit des neuen Gesetzbuchs hat uns nur in Erstaunen setzen können, und wir würden ohne die Abwesenheit unsres Kurators (des Ministers Hertzberg) diesem Erstaunen schon früher Ausdruck gegeben haben. Ew. Exzellenz durfte die Rechte und Privilegien nicht ignoriren, die uns der hochselige König mehr als einmal auf den Debit dieses Werkes gegeben hat.... Als Glieder einer vom König ernannten Kommission, welche für die Interessen der Akademie wachen soll, würden wir unverzeihlich handeln, wenn wir zu einer so starken Rechtsverletzung schwiegen. Wir hoffen, daß Eure Exzellenz uns ungesäumt Ihre Absichten mittheilt, damit wir, im Falle Sie sich ermächtigt glauben, den Debit des Gesetzbuchs sich anzueignen, Sr. Majestät eine klare und richtige Darstellung dieser ganzen Angelegenheit unterbreiten können." Wenn man den massiven Stil Wöllner'scher Schreiben kennt, ist der Autor dieses Schreibens nicht weit zu suchen. Svarez verfaßte und Carmer unterzeichnete folgende „ungesäumte", der Klarheit nirgends ermangelnde Antwort, ein Meisterwerk in der Art, unbegründete Begehren abzufertigen: „Der Anspruch, welchen eine wohllöbliche ... Kommission zu machen gedenkt, hat mich umsomehr äußerst befremden müssen, da ich bei der genauesten Erwägung im Inhalte des Schreibens auch nicht den entferntesten rechtlichen Grund zu einem solchen Anspruche entdecken kann." (Folgt die Ausführung, daß das der Akademie in 1756 ertheilte Privileg sich nur auf den revidirten Codex Fridericianus und daß sich ein Schreiben des Großkanzlers von 1780 nur auf die Prozeßordnung bezogen habe). Dann heißt es weiter: „Wie unrichtig die sehr auffallende Aeußerung sei, daß ich den Debit des A. G.-B. nur zueignen wolle, davon wird die Kommission sich durch die abschriftlich beiliegende A. O. vom 1. Juni d. J. überzeugen können, nach welcher Se. Majestät den etwaigen aus dem Debit sich ergebenden Vortheil zu einem Pensionsfonds der Wittwen und Waisen in Armuth verstorbener Justizbedienten gewidmet haben. So wenig irgendein Rechtsgrund vorhanden ist, aus welchem ich der Akademie den geringsten Anspruch auf den Debit zugestehen könnte, so sicher kann ich auf das eigene Gefühl bei des Hrn. Curator Exzellenz und den meisten übrigen Mitgliedern dieses hochachtungswürdigen Korps kompromittiren, ob es sich auch wohl nur mit der natürlichen Billigkeit im geringsten vereinigen ließ, wenn ein so reichlich dotirtes Institut ... seine Hände nach einem Fond ausstrecken wollte, der die Frucht einer sauren Arbeit ... ist, und den Se. Majestät auf meinen Antrag zum nothdürftigen Unterhalt armer Wittwen und Waisen verdienter Beamten bestimmen wollen, für welche der Staat bisher noch gar nichts gethan hat, ohnerachtet sie auf seine Vorsorge gewiß einen stärkeren und unmittelbareren Anspruch haben, als jenes Institut. Sollte eine wohllöbliche Kommission aller dieser Gründe ohnerachtet auf Ihrem Antrag bestehen wollen, so muß ich es auf rechtliches Erkenntniß ankommen lassen, da ich der piae causae, von deren Interesse hier nur die Rede ist, auf keine Weise etwas vergeben kann."

Wohl hauptsächlich der in den Schlußworten gelegene, nicht mißzuverstehende Hinweis, daß es sich weniger um eine Sache handle, in der Wöllner eine Entscheidung des Königs auswirken könne, als um eine der gerichtlichen Entscheidung unterliegende Angelegenheit, führte dahin, daß die Akademie sich völlig schweigend verhielt, und daß der ziemlich ansehnliche Gewinn aus dem Debit dem Pensionsfonds zufiel. Als aber kaum ein Jahr später Svarez auf die Liste der neu zu berufenden Akademiker gestellt wurde, da erfolgte die Streichung seines Namens, und als Goldbeck im November 1796 an Bischofswerder schrieb: „Ich wünschte dem guten Geheimenrath Svarez, der dem Dienste seine ganze Gesundheit geopfert und wegen seines Fleißes, Treue für den König und Uneigennützigkeit allgemein geschätzt wird, eine Belohnung auszuwirken. Würde es der König wohl genehmigen, wenn ich ihn bäte, ihn zum Bau eines Hauses auf den Etat setzen zu lassen? Svarez weiß von dieser meiner Absicht nichts; er ist viel zu bescheiden, es zuzugeben, viel weniger darum anzusuchen," — da blieb das Allerhöchste Ja oder Nein, um das Bischofswerder brieflich bat, aus, und es blieb damit dem eben von schwerer Krankheit genesenden Manne die Freude versagt, die ihm der Großkanzler zugedacht hatte.

In gewissem Sinne versöhnend wirkt es immerhin, daß es Svarez' imponirender Persönlichkeit gelungen war, an Goldbeck, dem Gegner des Gesetzbuchs und dem Wöllner'schen Schützling, einen ihm wohlgesinnten, gerecht urtheilenden Vorgesetzten zu gewinnen. Nahm doch auch schließlich Carmers Sohn keinen Anstand, Goldecks einziger Tochter sich zu vermählen. Ein ineinander verschlungenes Doppel-L, die alte Abbreviatur der justinianischen Leges, wurde, ein Unicum wahrscheinlich in der Geschichte der Heraldik, die Zugabe zum Carmer'schen Familienwappen, als der Großkanzler Frhr. v. Carmer gelegentlich des Thronwechsels den Grafentitel erhielt.

Und nun noch ein Vorgang aus der Mittwochsgesellschaft.

Ein letztes, nachträglich aufgefundenes Aktenstück dieser Gesellschaft gehört dem Jahre 1795 und zwar der Zeit an, in welcher Svarez mit der Neuorganisation der durch die dritte Theilung Polens erworbenen Landesgebiete beschäftigt war. Es ist nicht ein Vortrag, um den es sich handelt, sondern eine schriftliche Abstimmung von 13 Gesellschaftsmitgliedern über einen zur mündlichen Diskussion gestellt gewesenen, nicht mehr vorhandenen Aufsatz eines ihrer Mitglieder, des ersten Predigers der Jerusalemer Kirche Namens Gebhard.[1]) Einen äußeren Anlaß mag dieser Vorgang in den Studentenunruhen gehabt haben, die 1794 in Halle durch Maßregelungen im Wöllner'schen Sinne hervorgerufen waren.[2]) Der von Gebhard zur Erörterung

[1]) Abgedruckt in Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 2, S. 201 ff.

[2]) Schrader, Geschichte der Friedrichsuniversität Halle, Bd. 1, S. 519 ff.

gestellte sonderbare Gedanke, die Universitäten aufzuheben, wurde zu rechtfertigen gesucht durch den Satz, vermittelst der „Aufklärung" habe man es doch nunmehr so unendlich weit gebracht, daß der Einzelne sich durch Selbststudium zum Gelehrten ausbilden könne; Moses Mendelssohn und Lessing seien glänzende Beispiele für das, was man aus eigener Kraft leisten könnte. Nicolai's Bibliothek der schönen Wissenschaften und Lessings Literaturbriefe betrachtete man als den Anlaß, „einen ordentlichen Groll gegen die Universitäten zu fassen". Wie zu erwarten war, sprachen sich alle anderen Mitglieder der Mittwochsgesellschaft für Beibehaltung der Universitäten aus, aber einig war man darin, daß ihre Form zu ändern sei: die scholastische Eintheilung in Fakultäten und das Monopol, das in jeder die Wissenschaft mit ihrer Lehre treibe, müsse aufhören, ebenso die akademische Gerichtsbarkeit; Alle — außer Svarez und Teller — verlangten „einen besonderen Vorgesetzten unter dem Namen eines Zensors als Aufseher", also wohl eine dem heutigen Universitätskuratar entsprechende Instanz.

Die nähere Mittheilung der Abstimmung und ihrer Begründung kann unterbleiben, zumal sie allzu viel Geist oder Gedankentiefe nicht kundgeben würde und Svarez sich auf nur drei Zeilen beschränkte, in denen er seinem nächsten Vormann beitrat. Es ergeben aber die gepflogenen Verhandlungen unzweideutig, welchen weittragenden Einfluß die Lessing'schen Literaturbriefe gehabt haben, und daß man sich dessen in der Mittwochsgesellschaft sehr wohl bewußt war. Die Lessing'schen Briefe hatten im Jahre 1759 begonnen, Shakespeare in Deutschland einzubürgern, bis diese Aufgabe von 1762 an die Wieland-Eschenburg'sche Shakespeare-Uebersetzung noch im weiteren Maße übernahm. Landgerichtsrath Wollschläger in Conitz hat vor kurzem den interessanten Nachweis unternommen, daß ein Shakespeare'sches Wort unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des § 2 Thl. II Tit. 2 A.L.-R. gehabt hat,[1]) und es ist mir erfreulich, diese Annahme als berechtigt hinstellen zu können. Svarez pflegte seine Abende, nachdem er um 7 Uhr seine juristische Thätigkeit geschlossen, geschichtlicher und schönwissenschaftlicher Lektüre zu widmen. Im Jahre 1762 war Wielands Uebersetzung des Königs Lear erschienen. Noch kürzlich sagte mir ein Kenner der Tieck'schen Uebersetzung, vom erstmaligen Lesen des Lear sei ihm keine Stelle mehr im Gedächtniß haften geblieben, als der Monolog Edmunds in der zweiten Scene des ersten Aktes, wo der Echtbürtige dem Bastard gegenübergestellt wird. „Ich unecht" — so lautet der markanteste Theil in der Wieland'schen Uebersetzung[2]) — „ich, der in der verstohlnen Lust der üppigen Natur mehr Stoff und Feuer erhielt, als Jener, der im ... langweiligen Ehebette ... zwischen Schlaf und Wachen erzeugt ward?" In manchem eifersüchtigen Ehemann, dem die Wahrheit des Shakespeare'schen Gedankens vor der Seele stand, mußte der Zweifel an der Ehelichkeit des von seiner Ehefrau gebarenen Kindes erwachen. Sollte darum solcher Zweifel etwa begünstigt werden durch Erleichterung der Anfechtung legitimer Geburt im Prozesse? Die Meinungen, innerhalb welcher Grenzen eine solche Anfechtung zuzulassen sei, waren bei Abfassung des Allgemeinen Gesetzbuchs getheilt. Svarez kämpft von Anfang an dafür, dem zweifelnden Ehemann seinen Beweis möglichst zu erschweren; der Ehemann sollte — so lautete Svarez' Vorschlag — die „ganz offenbare Unmöglichkeit vollständig nachweisen", daß das Kind von ihm nicht gezeugt sein könne. Schon bei diesem Vorschlag der 1780er Jahre mag Edmunds Monolog mitbestimmend gewirkt haben. Ende 1793 bei der Schlußrevision faßte Svarez den Paragraphen, wie er jetzt lautet: „Gegen diese gesetzliche Vermuthung soll der Mann nur alsdann gehört werden, wenn er überzeugend nachweisen kann, daß er der Frau nicht ehelich beigewohnt habe". Gelegentlich der Schlußrevision trägt er die Gründe, die ihn weiland und jetzt wieder zu einer möglichst scharfen Bestimmung gedrängt haben, mit den Worten nach: „Es ist eine der ersten Pflichten des Gesetzes, für die Sicherheit des Status seiner Bürger zu sorgen ... Eigennutz, gewisse Familienverhältnisse, blinde Eifersucht, vorgefaßte Meinungen (daß z. E. die Caressen des Cicisbea wirksamer gewesen sein müßten, als die unter Schlafen und Wachen erwiesenen Liebkosungen des Mannes) können eine Menge Intriguen und Grillen im Hirn des wirklichen Vaters erzeugen." Dieses Beispiel einer zwischen Schlafen und Wachen erfolgten Zeugung im Munde eines Gesetzgebers, wie Svarez, berührt an dieser Stelle doch so eigenthümlich, daß es für seine Erklärung sehr nahe liegt, die Warte Shakespeare's heranzuziehen. Wir dürfen also in Shakespeare wirklich einen Mitarbeiter am § 2 A.L.-R. II, 2 erblicken. Svarez hat bei seiner Begründung der Schlußrevision aus dem Gedächtniß citirt, nicht den Shakespeare'schen Text etwa vor sich gehabt, sonst wäre schwerlich die Zeugung „zwischen Schlaf und Wachen", von der Shakespeare wie Wieland redet, in eine Zeugung „zwischen Schlafen und Wachen" umgeformt.

Damit wären wir, wie von selbst, in das rein juristische Gebiet, unsre eigentliche Domäne, hineingerathen. Weder gedenke ich aber mit einer allgemeinen Erörterung über die Vorzüge aber die Schattenseiten der Carmer-Svarez'schen Gesetzgebung, noch mit Streiflichtern aus dieser Gesetzgebung, so nahe sie mir auch lägen, an Sie heranzutreten. Nur das Eine lassen Sie mich als von Haus aus gemeinrechtlicher Jurist zugleich im Namen vieler gemeinrechtlicher Juristen sagen, von denen der nämliche Gedanke ausgesprochen worden ist: in häufigen Fällen beschleicht den gemeinrechtlichen Juristen, der auf landrechtlichen Boden verpflanzt wird und dort nach Vorschriften des Landrechts zu urtheilen hat, ein besonderes Gefühl der Befriedigung, wenn er Zweifelsfragen, die er in seiner bisherigen schwankenden Praxis bald so, bald anders, und mannichfach nicht befriedigend, gelöst fand, in natürlicher, dem Verkehrsbedürfnisse entsprechender Weise gesetzlich entschieden sieht. Eine einzige Bestimmung weniger Zeilen kann Probleme lösen, an denen Jahrzehnte gearbeitet haben, und sie kann Raum schaffen für eine segensreiche Entwicklung der Zukunft. Wer es je an sich selbst erlebt hat, oder wer es nachempfinden kann, was es bedeutet, sich in wissenschaftliche Untersuchungen zu vertiefen, die alles Denken gefangen nehmen, und wer dann das, was er überzeugungsvoll als Ergebniß heißen geistigen Ringens erkennt, an einem stillen versteckten Orte des Landrechts als einfache fast selbstverständliche Wahrheit ausgesprochen findet, der steht verehrungsvoll vor solchem begnadeten Gesetzgeber.

Sehr erklärlich, daß er mit der Zeit gewachsen und nicht von der Zeit als veraltet beiseite geschoben ist. Nichts als ein dürftiger Schattenriß gab von ihm Kunde, als man ein Menschenalter nach seinem Tode ein Bild von ihm zu erhalten suchte. Aber die Sonne seines Schaffens hat den Schattenriß in helles Licht gesetzt: der Schattenriß ist gewachsen zu dem Relief, das seine Grabstätte ziert, und zu dem Relief, dem der dankbare Sinn seiner Mitbürger in den Prunksälen unsres Rathhauses seinen Platz anwies, zu der Marmorbüste, die kaiserliche Huld dem Justizministerium verlieh, und neuerdings zu den Standbildern, die am Reichsgericht und vor dem Breslauer Oberlandesgericht aufgerichtet worden sind.

Jenes Fest, das man vor kaum Jahresfrist in Breslau feierte, es war ein eigenartiges Fest. Nirgends auf deutschem

[1]) Deutsche Juristenzeitung von 1897, S. 343.

[2]) Zürich 1762. S. 148.

Boden — soviel mir bekannt — ist bisher aus spontaner Entschließung der Landeseinsassen je ein Erzbild auf öffentlichem Platze einem praktischen Juristen gewidmet worden, Jemandem, der nichts als Jurist war und der auch nichts andres sein wollte, der aber Jurist war vom Scheitel bis zur Sohle. Die Errichtung dieses Denkmals ist darum eine historische That. Sie gilt, wie dem Schöpfer des Allgemeinen Landrechts, so dem bis zum 18. August 1896 größten Merktage in der Entwicklung unsres vaterländischen Rechts, sie gilt dem 5. Februar 1794, dem Tage, an welchem das Allgemeine Landrecht die königliche Sanktion erhielt. Preußische, deutsche Juristen können aber heute nicht an diesen Tag erinnert werden, sie können überhaupt im Jahre 1896 sich nicht festlich vereinen, ohne zugleich des zweiten nunmehr größten Merktages der preußisch-deutschen Rechtsgeschichte zu gedenken, des 18. August 1896. Ohne Svarez hätten wir menschlichem Vermuthen nach schwerlich die Frucht des 18. August 1896 geerntet, aber ohne diese Frucht und ihre Keime hätten wir schwerlich jenes Denkmal erlebt. Der patriotische Sinn hat es geschaffen, der angesichts des Erstehens eines deutschen Gesetzbuches rückblickend in die Vergangenheit nicht des Mannes vergessen wollte, der hundert Jahre zuvor den Weg wies, auf dem unsre heutige Zeit gewandelt ist. Wunderbar sind — neben erheblichen Gegensätzen — die Parallelen, die sich ergeben zwischen dem Schluß des vorigen und dem Schluß dieses Jahrhunderts. Auffällig ähnliche Kämpfe hatte das Preußische Landrecht wie das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch zu bestehen; fast mit denselben Waffen hat man die Kodifikationsbestrebungen damals wie jetzt angegriffen und vertheidigt. Wenn es richtig ist, was Machiavell in seinen „Storie fiorentine“ behauptet, daß die Entwicklungsgeschichte der Staaten sich in großen langsamen, langsamen Kreisläufen bewege, und wenn dieser Satz auch für das Rechtswesen gilt, so scheint sich ein solcher Kreislauf in der Entwicklungsgeschichte unsres Rechts vom 5. Februar 1794 bis zum 18. August 1896 vollzogen zu haben, nur war der Höhenstand der Gesetzgebungskunst ein anderer vor hundert Jahren als heute.

Ergreifen Sie mit der einen Hand das Allgemeine Landrecht — es wird Ihnen schon schwer werden, es überhaupt mit einer Hand zu ergreifen — und ergreifen Sie mit der anderen Hand das Bürgerliche Gesetzbuch, so tritt der gewaltige innere Unterschied beider Gesetzeswerke sehr deutlich und sehr äußerlich in die Erscheinung. Von seinem Vater hatte Friedrich der Große den Glauben an die Allgewalt und die Alleingewalt des gesetzgeberischen Willens geerbt; Wissenschaft, Gerichtspraxis, Volksgewohnheit als rechtsfördernde und rechtsergänzende Faktoren sollten bei Seite treten; hatte doch schon vor zwölf Jahrhunderten — und hier begegnet uns wieder ein Machiavellischer Kreislauf — Kaiser Justinian verboten, daß die Rechtsgelehrten sich unterfingen, seinen Kodex zu interpretiren, ihn zu verwirren und unklar zu machen. Den Glauben beider preußischer Könige theilten ihre juristischen Stützen, Cocceji, Carmer und Svarez. Die langbeklagte Rechtsunsicherheit der Jahrhunderte sollte schwinden vor wenigen bestimmten, Jedem verständlichen, alle Streitfragen abschneidenden Gesetzesparagraphen. Aber als Svarez, der gründliche, sorgfältige, weitblickende Mann, die Paragraphen formulirte, da schwollen sie nur zu gewaltig an. Lassen Sie mich hier ein kleines eigenes Erlebniß einschalten. Nach Erscheinen der Svarez-Biographie schrieb mir ein hochverehrter Freund scherzend, aber doch bezeichnend: „Wissen Sie, was mir am besten in dem Buche gefällt? Das Motto zu dem Abschnitt über die Fertigstellung des Allgemeinen Gesetzbuches. Dies Motto war der Randbemerkung entlehnt, die der König auf den Begleitbericht der ihm überreichten Bände des Gesetzbuches geschrieben hatte. Sie lauteten: „Es ist aber Sehr dicke und Gesetze müssen kurz und nicht weitläuffig seindt.“ Der König, nicht ahnend, daß nur der von ihm selbst vertretene gesetzgeberische Standpunkt die tausende und abertausende Paragraphen des Gesetzbuches hervorgerufen hatte, traf mit seiner Kritik die wundeste Stelle. Täuscht nicht alles, so liegt wesentlich mit in dem Umfange des Allgemeinen Gesetzbuches und seiner technischen Ausführung der Grund der so vielbeklagten wissenschaftlichen Vereinsamung unsres Landrechts, wie hoffentlich im Umfange und in der technischen Ausführung unsres Bürgerlichen Gesetzbuches der Grund liegen wird, es dauernd verwachsen zu sehen mit seinen geschichtlichen und wissenschaftlichen Grundlagen. Schroff wandte sich das Landrecht ab vom bisherigen Rechte; an der Spitze seines Publikationspatentes prangte der Satz, daß auf das römische Recht nicht zurückgegangen und daß nur nach den Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzbuches erkannt werden dürfe. So vollständig, so im einzelnen durch- und ausgearbeitet wollte das Landrecht sein, daß es stolz jede wissenschaftliche Beihülfe für seine Erklärung von sich wies und lediglich sich als einzige Rechtsquelle hinstellte. Was Wunder, daß es zur „schönen Blume wurde, die, vom Stocke abgeschnitten, in einem Glas Wasser steht.“ Unser Bürgerliches Gesetzbuch hingegen ist so angelegt, daß es mit allen seinen Fasern im Boden des bisherigen Rechtes wurzelt; von einer wissenschaftlichen Vereinsamung, von einer Isolirung desselben kann keine Rede sein; auf Jahrzehnte hinaus bedarf es der wissenschaftlichen Durchdringung, damit erst klar- und festgelegt wird, was es enthält.

Abgesehen von jenem legislativen Fehler einer absichtlichen Isolirung des Landrechts hat Svarez in geradezu bewundernswerther Weise die höchste Aufgabe des Gesetzgebers gelöst, nicht in seiner Zeit stehen zu bleiben, sondern darüber hinaus mit dem Auge des Sehers das Recht fortzubilden nach seiner Zukunftsrichtung hin.

In welchem Maße dies Seherauge Svarez eigen war, dafür ein Beispiel, und zwar ein Beispiel, das ihn uns vorführt gerade in den Tagen, die um den 18. Sept. 1896 herum ihre hundertjährige Wiederkehr erlebten. Am 19. Okt. 1796 trat, nachdem das Allgemeine Landrecht schon $^3/_4$ Jahre in Geltung war, das letzte der größeren Gesetze an die Oeffentlichkeit, die aus Svarez' Feder flossen. Die Berliner Gerichte hatten geklagt, daß die von Banden in der Hauptstadt verübten Verbrechen überhand nähmen; dies war der Anlaß zu einer vorläufigen Strafprozeßreform und weiter zur Inangriffnahme der bereits geplanten allgemeinen Strafreform. Bruchstücke eines Entwurfs dazu, anscheinend in den November 1796 fallend, waren Svarez' letzte größere Arbeiten, sie enthielten gewissermaßen sein juristisches Testament. Und hier stoßen wir nochmals im Sinne des vorhin citirten Ausspruchs Machiavells auf einen Kreislauf der Zeiten. Auch heute beschäftigt sich unsre Gesetzgebung von neuem mit den schwierigen Fragen einer Strafprozeßreform, namentlich mit der Bildung unsrer Strafgerichte, und jetzt vor hundert Jahren entwickelte Svarez in jenen Bruchstücken die Perspektive des Anklageprozesses, statt des Inquisitionsprozesses, um „möglichst für die Sicherheit der Bürger des Staates zu sorgen“; er wünscht am Schlusse jeder Untersuchung die nochmalige Vernehmung des Delinquenten vor einem judicium parium in Gegenwart des Vertheidigers, er wünschte Leute von unbescholtenem Wandel, guter, natürlicher Fähigkeit und Einschluß aus dem Stande des Inquisiten als Gerichtsbeisitzer, er wünschte, daß dies Amt jeder Staatsbürger als Ehrenamt anzunehmen verbunden sei.

So würden sich noch viele Fundamentalgedanken unsrer heutigen Gesetzgebung finden, die sich auf Svarez zurückführen lassen. Darum lebt er ein Säculum nach seinem Tode. Wohl uns, daß wir dessen uns mit Stolz erinnern

Digitized by Google

dürfen; denn, wie den zur Denkmalsfeier versammelten Männern in Breslau zugerufen wurde:

Ehre dem Volk, das im ruh'losen Treiben gehaftet'r Tage
Herz und Begeisterung fand, dir stillem Manne, o Soarez —
Hundert Jahre beinah, seit des Lebens Licht dir erloschen, —
Dankeszoll zu entbieten im Glanze des ehernen Standbilds!

Mittheilungen und Nachrichten.

Schillers „Jungfrau von Orleans" in neuester Beleuchtung. (Nachtrag zu dem Aufsatz in Nr. 107.) Da zwischen der Abfassung und dem Abdruck meines Aufsatzes ein Zeitraum von einigen Monaten lag, so sei der Vollständigkeit halber hier noch einiges kurz nachgetragen. In O. Lyons „Zeitschrift für deutschen Unterricht" X, 251 ff., wendet sich Ed. Otto in Darmstadt in einem Aufsatz „Zur Auffassung des Charakters von Schillers Jungfrau von Orleans" gegen Valentins Ansicht. Er erkennt zwar Valentins vorzügliche Arbeit an, hat aber doch verschiedene Bedenken. Dagegen vertheidigte sich der Angegriffene in einem Aufsatz „Die Behandlung von Schillers Jungfrau von Orleans in Wissenschaft und Schule" a. a. O. X, 670 ff. mit viel Scharfsinn. Er widerlegte Otto's Einwände mit triftigen Gründen und erörterte auch die doppelte Erzählung von Johanna's Berufung nochmals in einleuchtender Weise. Ferner ist noch eine dritte Arbeit in demselben Jahrgang von Lyons Zeitschrift zu erwähnen, Albert Richter in Leipzig hat nämlich daselbst S. 578 ff. „Die tragische Schuld in Schillers Jungfrau von Orleans" ebenfalls untersucht. Er kehrt sich in seiner Arbeit gegen M. Evers in Barmen, der in seiner Ausgabe dieses Stückes die Achse der Tragik schon in der Montgomeryscene, nicht in der Lionelscene finden will. Ihm gegenüber hat nun neuestens Evers in einem Aufsatz „Nochmals die tragische Schuld der Schiller'schen Jungfrau von Orleans" a. a. O. XII, 113—173, seine Erklärung in eingehendster Weise zu rechtfertigen gesucht. Was er vorbringt, ist entschieden in manchen Punkten für das Verständniß des Stückes fördernd. Auch er ist von der hohen Bedeutung der Schiller'schen Dichtung durchdrungen. Möge diese Ansicht immer mehr allgemein werden!

Tübingen, 14. Mai. Ernst Müller.

Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balaton-Sees, herausgegeben von der Balaton-See-Kommission der ung. Geograph. Gesellschaft. Zweiter Band: Die Biologie des Balaton-Sees und seiner Umgebung. Erster Theil: Die Fauna des Balaton-Sees. Von Dr. Karl Beaufft, Dr. Eugen v. Daday, Raoul Francé, Dr. Alexander Lovassy, Ludwig v. Méthely, Dr. Stephan v. Rátz, Dr. Karl Szigethy und Dr. Eugen Bángel. Unter der Leitung von Dr. Géza Entz. Mit 158 zink. Textfiguren. Wien 1897. Kommissionsverlag von Ed. Hölzel. XXXIX u. 279 S. gr. 4°. — Einen wahrhaft hingebenden Eifer entfaltet die Geographische Gesellschaft in Budapest für die Erforschung des landschaftlich schönsten und geographisch wichtigsten Sees, welchen das Königreich besitzt, und es ist darum auch schon an diesem Orte von dem in fortlaufenden Lieferungen erscheinenden Werk über den Platten-See die Rede gewesen. Die gegenwärtige Lieferung so zu besprechen, wie es dieselbe beanspruchen kann, würde allerdings weit über die Kräfte des Berichterstatters hinausgehen, aber gleichwohl darf auch der Geograph sich der Aufgabe nicht entziehen, von literarischen Erscheinungen der bezeichneten Art seinerseits Kenntniß zu nehmen und Anderen Kenntniß zu geben. Die Detailstudien freilich, welche räumlich den Löwenantheil beanspruchen, wird nur der Zoologe richtig würdigen können, und zwar wird es, angesichts der gewaltigen Arbeitstheilung gerade in diesem Fache, nicht einmal dem Fachmanne vergönnt sein, über alle einzelnen Abtheilungen ein gleichmäßig zutreffendes Urtheil zu gewinnen. Den Protozoen, Kölenteraten, Turbellarien, Nematoden, Rotatorien, Bryozoen, Anneliden, Fischparasiten, Krustern, Wasserspinnen, Mollusken, Fischen, Kriechthieren und Vögeln wurde je ein besonderer Abschnitt eingeräumt, und ein ausführliches Namensverzeichniß, bei einem Werk von dieser Art noch unentbehrlicher denn sonst, gestattet leichte Orientirung. Im allgemeinen ist die Thierwelt eben die, welche man in und bei einem sehr ausgedehnten Süßwassersee in kontinentalem, schon halb und halb subtropische Züge aufweisendem Klimagebiete erwarten darf. Abyssische Fauna, um die Forel'sche Teeminologie beizubehalten, fehlt gänzlich, denn der See ist seicht und sinkt selbst in der relativ tiefen Straße von Tihány nur 10 m ab. Das pelagische oder — nach Häckel — limnetische Plankton ist dagegen gut vertreten; es bevorzugt die tieferen Schichten, kommt jedoch auch zur Oberfläche herauf, um dann den höher veganisirten Thieren zur Naheung zu dienen. In Summa wurden 58 limnetische Arten als vorhanden nachgewiesen. Wir bemerken, daß die ungarischen Fischer die Natur des Planktons gut begriffen haben; sie kennen dafür einen dem Deutschen fehlenden Eigennamen („prundo") und wissen, daß die Fische den Wanderungen dieser kleinen Lebewesen zu folgen gewohnt sind. Stark ist natürlich die Litoralfauna verbreitet; zumal frei lebende Nematoden gibt es in ungleich größerer Arten- und Individuenzahl, als z. B. in den von Forel studirten Schweizer Binnengewässern. Auch manche Fische bevorzugen ganz entschieden die Uferregion. Von Interesse für den Limnologen sind die näher beschriebenen Instrumente, deren sich die Kommissionsmitglieder zum Dredschen und Absuchen des Seegrundes bedienten; zum einfachen Zugnetze kamen hiezu ein Planktonnetz, wie es z. B. die Plöner biologische Station erprobt gefunden hat, ein zylindrisches Grundnetz und ein verschließbarer Grundsucher mit Klappoorrichtung, welcher über den Boden weggezogen und nach dem Belieben des Beobachters geschlossen werden kann. Jedenfalls hat die Kommission erreicht, daß unser Wissen von der Balaton-Fauna, mit welcher nach der bibliographischen Uebersicht von Dr. Entz bereits früher 29 Schriften und Abhandlungen sich befaßt haben, als in der Hauptsache abgeschlossen gelten kann. Für den Geographen verdient die Thatsache als beachtenswerth notirt zu werden, daß für die Einreihung des Platten-Sees in die Klasse der Reliktenseen oder Meeresrelicten weder geologische noch biologische Gründe sprechen. S. Günther.

G. Im Jahre 1900 soll, wie das „Journal des Débats" berichtet, ein zweiter Religionskongreß in Benares zusammentreten, und die indischen Zeitungen beschäftigen sich bereits lebhaft mit dem Projekte. Auf einem großen öffentlichen Platze der heiligen Stadt des Buddhismus und des Brahmanismus soll ein besonderees Gebäude für die Sitzungen des Kongresses errichtet werden. Einladungen zum Besuche und zur Beschickung des Kongresses werden ergehen an die Bekenner des Buddhismus, des Brahmanismus, des Taoismus, der Lehre des Zoroaster, des Confucius, sowie an die Anhänger des Mosaismus, des Christenthums, des Islams und der Religion Ram Mahun Roy's. Die Dauer des Kongresses ist auf 30 Tage festgesetzt. Behufs näherer Mittheilungen wende man sich an Reverend Jenkin Lloyd Jones in Chicago oder an Anagarika H. Dharmapala, den Generalsekretär der Maha Bódhi-Gesellschaft in Calcutta.

* Ein eben veröffentlichter statistischer Ausweis über das Unterrichtswesen im Fürstenthum Bulgarien besagt, wie wir der „Köln. Ztg." entnehmen, daß gegenwärtig nachstehende Schulen im Lande bestehen: 1 Universität mit 3 Fakultäten (geschichtlich-philologische, physikalisch-mathematische und rechtswissenschaftliche) in Sofia, 150 Mittelschuten, wovon 9 Obergymnasien und 76 nicht vollständige oder Progymnasien für Knaben, 7 Obergymnasien und 37 Progymnasien für Mädchen, 14 gemischte Gymnasien, 6 Lehrerbildungsanstalten, 1 militärische Mittelschule, 4481 Volksschulen. Unter letzteren sind: 3079 orthodox-bulgarisch, 19 katholisch-bulgarisch, 8 protestantisch-bulgarisch, 25 mohammedanisch-bulgarisch, 1243 türkisch, 16 tartarisch, 39 griechisch, 13 armenisch, 27 israelitisch, 4 katholisch, 3 französisch, 2 rumänisch, 1 deutsch, 1 russisch, 1 fremde Mädchenschule. Von diesen Volksschulen sind 3078 zu zwei Drittel vom Staat und ein Drittel von den Gemeinden und 1402 aus privaten Mitteln erhalten. Das staatliche Budget des Unterrichts beläuft sich auf 9,188,560 Fr. Nach der letzten Volkszählung 1893 ist die Bewohnerzahl Bulgariens 3,309,316. Das Verhältniß der Schulen zur Einwohnerzahl ist daher ein sehr günstiges zu nennen.

* In Frankreich haben kürzlich ausgedehnte Versuche mit Brieftauben stattgefunden, die auf hohee See in einer Entfernung von mehreren hundert Seemeilen von der Küste aufgelassen wurden. Der Dampfer „Bretagne" der Compagnie Transatlantique hatte, wie der „Nat.-Ztg." berichtet wird, auf seiner Reise von Havre nach New-York hundert Brieftauben mitgenommen. Von diesen sind die meisten ungefähe 300 Seemeilen von Havre entfernt aufgelassen worden und nach ihrem Schlage zurückgekehrt. Eine Taube ist halbwegs zwischen Havre und New-York aufgelassen und auf der Bank von New-Fundland wiedergefunden woeden. Auf der Rückreise hat man 30 Tauben 500 Seemeilen von Havre abgeschickt, von denen die erste ihren Schlag in der erstaunlich kurzen Zeit von 6½ Stunden erreicht hat; die zwei nächsten Tauben kamen nach 8 Stunden an. Am besten bewährten sich die Tauben, die von den Gesellschaften nahe der Küste geliefert waren; die aus dem Binnenland stammenden neirrten sich zu leicht. Die Compagnie Transatlantique ist sehr zufrieden mit den Ergebnissen und wird jetzt einen eegelmäßigen Taubendienst an Bord einrichten, von dem die Pnssagiere, die während der Ueberfahrt Nachrichten an Land befördern wollen, Gebrauch machen können. Um die Taubenzüchtee anzuspornen, sollen Belohnungen für die zuerst ankommenden Tauben bezahlt werden, aber sonst will die französische Regierung keine Tauben kaufen, auch für die verloeenen Tnuben keinen Ersatz leisten. Die amerikanischen Behörden interessiren sich sehr für diese Frage und beabsichtigen, Taubenschläge an der Küste zu errichten, die den Schiffahrtsgesellschaften zue Verfügung gestellt werden. Die Compagnie Transatlantique eechnet darauf, daß der Taubendienst ihr eine Hülfe sein wird, um über die Ereignisse des spanisch-amerikunischen Krieges schneller, als sonst möglich, unterrichtet zu werden.

□ **Würzburg,** 16. Mai. An der hiesigen Universität wurden folgende Preisaufgaben für das Jahr 1898/99 gestellt: 1. von der theologischen Fakultät: „Historisch-kritische Untersuchung, wee der betende Gerechte in den Psalmen ist"; 2. von der rechts- und stnatswissenschaftlichen Fakultät: „Systematisch-kritische Darstellung der in Deutschland und Oesterreich zur Zeit bestehenden allgemeinen Einkommensteuergesetze"; 3. von der medizinischen Fukultät: „Die Muskelspindeln, deren Bedeutung noch zweifelhaft ist, ob dieselben besondere Sinnesapparate sind oder mit Entwicklungsumgängen der Muskulatur zusammenhängen, sollen beim Menschen oder einem Säuger in verschiedenen Arten von Serienschnitten kurzer Mnskeln (Augenmuskeln, Halsmuskeln, vertebrale Muskeln) uerfolgt weeden, um nachzuweisen, ob dieselben mit einer Längsstellung und Zunahme der Muskelfasern un Zahl in Verbindung stehen und wie die Nerven derselben sich verhulten"; 4. von der philosophischen Fukultät: a) philologisch-historische Sektion: „Die Bedeutung der beiden Tongeschlechter Dur und Moll füe den musikalischen Ausdruck ist un der Hand einer uergleichenden Untersuchung von Liedern und Opern der Neuzeit festzustellen", b) nuturwissenschaftlich-muthematische Sektinn: „Neue Untersuchungen über das physikalische Verhalten des Quarzes".

* **Wien.** Der Präsident des österreichischen Reichsgerichts, Minster u. D. Dr. Joseph Ungee, begeht am 2. Juli dieses Jahres seinen 70. Geburtstag. Ein nus Freunden und Schülern des ausgezeichneten Rechtslehrers bestehendes Komitee trifft bereits munnichfnche Vorbereitungen, um die Feier der Bedeutung des Gefeierten würdig zu gestalten. Die Wiener Juristenfakultät wird ihrem berühmten Mitglied eine Festschrift überreichen. Auch seitens der Hochschulen des Deutschen Reichs soll eine Glückwunschkundgebung erfolgen. — Am 15. Mni beging der Peofeisor der Elektrotechnik an dee hiesigen Technischen Hochschule nnd Vorstand des Elektrotechnischen Instituts, Hofrnth u. Waltenhofen, unter großer und herzlicher Theilnahme seiner Kollegen und Schüler seinen 70. Geburtstag.

* **Lemberg.** Dus ganze gebildete Polen rüstet sich, den 100jährigen Geburtstag des gefeierten polnischen Dichters Adam Mickiewicz, der am 24. Dezember 1798 in einem Dorfe des russischen, ehemnls polnischen Litthauens geboren wurde, zu feiern. In Krakau und Wurschau weeden im Laufe dieses Jahees Denkmäler des Dichters enthüllt, in Lemberg will man, falls man die Kosten für ein Denkmal nicht zusammenbringt, wenigstens eine Gedenktafel anbringen. Die letzte Woche des Mni soll eine „Mickiewiczwoche" werden: Vorträge über den Dichter und seine Bedeutung, verbunden mit Deklamntionen nus seinen Werken und Musikaufführungen, sind für diese Woche in fnst allen einigermaßen bedeutenden Orten geplant. Nnturlich wird dabei das Andenken des Dichters nur den Vurwand zu einer geoßen national-polnischen Kundgebung bilden, wie nuch die populären Biographien desselben, die schon eine förmliche Jubiläumsliteratue ausmachen, demselben Zwecke dienen.

B. W. C. Frau Dr. Lydia Rnbinuwitsch, eine Schülerin Robert Kochs, die seit 3 Jahren an dem von ihr selbst eingerichteten bakteriologischen Laboratorium des medizinischen Frauenkollegs in Philadelphin als Dozentin thätig war, wurde zum „ordentlichen Profesfoe" an der genannten Hochschule ernannt. Wie bekannt, hat sich Lydia Nabinowitsch kürzlich in Madrid mit Dr. Kempner nom Berliner Institut für Infektionskrankheiten nermählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Erinnerungen un meine Schuljnhre in Wort und Bild. Berlin-München, August Thümecke Nachf. — K. H. Siegfried Pfuff: Liederbuch. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1898. — John Tyndull: Die Geschichte der Alpen. Autorisirte deutsche Ausgnbe mit einem Vorwort von Gustnu Wiedemann. Brnunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1898. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens. 4. Abtheilung: Das XIX. Jahrhundert. 3. Lieferung. Ebd. — Dr. M. Scherer: Recht der Schuldnerhültnisse des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. 2. Heft. Erlangen, Palm u. Enke 1898. — A. Parmicke: Die maschinellen Hülfsmittel der chemischen Technik. Zweite oermehrte und nerbesserte Auflage. Mit 409 Abbildungen. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1898. — Voelejnngsnerzeichniß sämmtlicher Uninerfitäten und Hochschulen des deutschen Sprachengebietes nebst einem nollständigen Namenregister. Hggb. nom Verlage des „Literurischen Centralblattes für Deutschland". Sommersemester 1898. Leipzig, Ed. Avenarius 1898. — M. Elsboen: Eine nus der Gesellschaft. Roman. Zwei Bände. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1898. — Wilhelm Woltees: Helene Pawlowna. Roman. Ebd. — Moeitz Wilhelm Deodisch: Empirische Psychologie nach naturwissenschuftlicher Methode. Zweite Auflnge. Hamburg, Leipzig, Leop. Voß 1898. — Wilhelm Jensen: Eine Sommermondnacht. Nouelle. Dresden, Leipzig, Carl Reißner 1898. — Dr. E. Klöpfee: Untersuchungen über die Wirkung des schwefelsnuren Ammoniaks und des Chilesalpeters. Beitrag zur Stickstoffrnge. Essen, G. D. Baedeker 1898. — Anthony Hope: Der Gefnngene uon Zenda. Aus dem Englischen non Clarence Sherwood. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Beelagsnnstnlt 1898.

Librairie Cotillon
24 rue Soufflot, Paris.

La diplomatie française
et
la succession d'Espagne.

Par **A. Legrelle.**
4 forts volumes in 8°.

Dieses bedeutende nnd ganz neue Werk, nach archivalischen Urkunden aus Paris, Simancas, Brüssel, 'sGravenhnag, Turin, Venedig, Modena und Moskau vollständig bearbeitet, nmfasst nicht allein die Geschichte der drei Theilungsverträge (1668—1700), sondern auch die Auseinandersetzung der mannigfaltigen, theilweise bis jetzt unbekannten, europäischen Unterhandlungen, die nach und nach die Schliessung des Friedens von Utrecht veranlasst haben (1701—1713). (6151)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 18. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Himmelfahrtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Die Ergebnisse der Südpolarforschung und die Aufgaben der Deutschen Südpolarexpedition. Von Dr. Erich v. Drygalski. — Diebstahl an Elektricität. Von Franz Riß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Ergebnisse der Südpolarforschung und die Aufgaben der Deutschen Südpolarexpedition.

Von Dr. Erich v. Drygalski.[1])

Dem vom Vorstande der Münchener geographischen Gesellschaft an mich ergangenen Ruf, an dieser Stelle über den gegenwärtigen Standpunkt der Südpolarforschung zu sprechen und den Plan der Deutschen Expedition in das Südpolargebiet zu vertreten, bin ich um so lieber gefolgt, als es sich um ein Unternehmen handelt, welches eine hohe nationale Bedeutung besitzt. Der wissenschaftliche Werth einer solchen Expedition ist jetzt bei allen Kulturnationen erkannt und betont. Daß die Erkenntniß eine allgemeine geworden, ist zum großen Theile der deutschen Forscherarbeit zu danken gewesen, denn hier sind viele Probleme, die im Südpolargebiet der Bearbeitung harren, gestellt und geklärt. Nun ist es eine Ehrenpflicht, auch ihre Lösung zu fördern. —

Je weiter die geographische Forschung auf den beiden Erdhälften gegen die Pole hin vordrang, zu desto verschiedenartigeren Ergebnissen hat sie im Norden und im Süden unsres Erdballs geführt.

Das Nordpolargebiet ist ein Meeresraum, welchen die breiten Enden der Nordkontinente fast hermetisch umschließen. Früher hat man ihn vielfach als Flachsee und mit Inselmassen erfüllt gedacht. Es geschah aus Gründen, die meist in spekulativen Erwägungen ihren Ursprung hatten, da wirkliche Beobachtungen fehlten. Je weiter aber die Erkenntniß fortschritt, je mehr man die thatsächlich dort vorhandenen Inseln sah und erforschte, desto mehr erkannte man, daß diese nicht zu einem unbekannten Lande gehören, welches im Nordpolargebiet liegt, sondern daß sie eng mit den bekannten Erdräumen zusammenhängen, welche das Eismeer umgeben. Den wichtigen Schlußstein in der langen Reihe dieser Erfahrungen hat kürzlich die Expedition von Nansen gelegt, indem sie die Tiefen und die Strömungen des Eismeeres erforschte. Jetzt sind die allgemeinen Züge bekannt: um den Nordpol liegt ein tiefes Meer, welches nur an den südlichen Grenzen noch Inselgruppen als die vorgeschobenen Posten der Kontinente erfüllen.

Ganz anders ist das Südpolargebiet. Dort hatte wohl auch im Alterthum der Chaldäer Seleukos, ein Schüler von Aristarch, um 150 v. Chr. ein großes Land vermuthet, welches Afrika mit Indien verband, weil der Indische Ozean scheinbar nicht die Gezeiten eines offenen Weltmeeres zeigte. Der große Ptolemäus um 150 n. Chr. ist ihm hierin gefolgt. Die Zeit der Renaissance nahm dessen Ansichten auf. Im ganzen Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein ist stets von einem Südland die Rede gewesen, welches man bald hierhin, bald dorthin, bald als große Insel an das Feuerland, bald auch in den Stillen Ozean verlegt hat. Selbst Abel Tasman, der 1642—1644 Australien umfuhr und die nach ihm benannte Insel Tasmanien entdeckte, hielt noch an dieser Anschauung fest. In der Hoffnung auf Gold und anderen Gewinn sind zahlreiche Expeditionen nach dem mythischen Südland gerichtet gewesen, die zur Entdeckung vieler Inselgruppen im Stillen Ozean führten. Und jede Entdeckung, die man machte, gab der Phantasie der Menschen neue Nahrung und führte neue Fahrten herbei.

Erst James Cook, der Entdecker, hat durch seine weltumspannenden Fahrten im vorigen Jahrhundert (1772 bis 1775) den Wahn des reichen Südlandes endgültig zerstört. Auch er war ausgezogen, um es zu suchen und hatte auf die Ausrüstung seiner beiden Schiffe zu diesem Zweck eine Sorgfalt verwandt wie noch Keiner zuvor. Von Capstadt ausgehend hat er dann aber im Meer das Südpolargebiet im ganzen Umkreis umfahren und als Erster an drei verschiedenen Stellen einen Vorstoß über den südlichen Polarkreis gewagt. Man hatte ein großes Land vermuthet, welches den breiten Kontinenten der nördlichen Halbkugel das Gleichgewicht bot. Cook fand ein zusammenhängendes Meer. Der überwiegend ozeanische Charakter der südlichen Hemisphäre war damit erwiesen und die Vorstellung von der allgemeinen Gestaltung derselben in fundamentaler Weise geklärt.

In unverkennbarem Mißmuth über diesen Erfolg, daß kein Land gefunden, schreckte Cook nun selbst von einer Fortsetzung der Forschungen zurück. „Ich behaupte dreist,“ so schreibt er, „daß kein Mensch es wagen wird, jemals weiter vorzudringen, als ich es gethan, und daß deßhalb auch das Land, das weiter südlich liegen kann, niemals entdeckt und erforscht werden wird. Das Suchen nach einem südlichen Kontinent, welches die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen beinahe 2 Jahrhunderte lang beschäftigt hat und welches ein Lieblingsthema der Geographen aller Zeiten war, ist nun ein- für allemal zu Ende gebracht. Nie wird aus jenen Räumen unserm Geschlecht ein Gewinn erwachsen. Sollte ein Seefahrer weiter vordringen, werde ich ihn nicht beneiden.“

Durch diesen Bannspruch Cooks wurde sein großer wissenschaftlicher Erfolg ein Hinderniß fernerer Forschungen im Südpolargebiet, weil er die Hoffnungen auf praktischen Gewinn zerstörte. Die naturwissenschaftliche Durchdringung ferner Lande und Meere und die mittelbare Förderung der Kultur, die daraus folgen muß, lag dem Geiste des großen Seemannes selbst noch fern. Sie hat reicher in seinen Begleitern, den beiden Forster, gelebt, ohne aber durch sie zur gebührenden Geltung zu kommen.

So ist es erst 40 Jahre nach Cook einer russischen Expedition unter Bellingshausen (1819—1821) vorbehalten

[1]) Vortrag, gehalten am 13. Mai im großen Saale des alten Rathhauses in München.

gewesen, das erste Land im südpolaren Meeresringe zu finden. Er entdeckte Alexander I.-Land und die Insel Peter I. Aber er schildert sie nun so grundverschieden und anders, als man das Südland früher gedacht. „Das ganze Land ist mit Eis bedeckt und keine Spur von Vegetation darauf zu bemerken. Walfische, Seehunde und Pinguine sind dessen einzige Bewohner."

Bellingshausens Schilderungen hatten aber die Folge, daß man nunmehr, wo das Südland zwar gefunden war, aber sich als nutzlos erwies, die Aufmerksamkeit auf die südpolaren Meere lenkte und diese mit vortrefflichem Erfolge auszubeuten begann. In den 20er und 30er Jahren unsres Jahrhunderts sind Jahr für Jahr englische und amerikanische Handelsschiffe nach dem südlichen Eismeer gerichtet gewesen und mit reichem Gewinn zurückgekehrt. Besonders südlich von Amerika wurde ein schwunghafter Fang von Thranthieren und Pelzrobben betrieben. Dabei hat es diesen Schiffen auch nicht an geographischen Entdeckungen von Bedeutung gefehlt. Kapitän Weddel drang südlich von Amerika im Meere Georg IV. bis zum 74.° s. Br. vor und berichtet von einem eisfreien Meere noch weit darüber hinaus. Kapitän Biscoe entdeckte Enderby-Land, Kapitän Kemp Kempsland im Indischen Ozean südlich von den Kerguelen. Kapitän Balleny ist südlich von Australien weit über Bellingshausens Route vorgedrungen und hat die Balleny-Inseln entdeckt.

Doch alle diese Erfolge wurden nur gelegentlich erzielt und nicht genügend verfolgt. Wiederholt ist berichtet, daß weit mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn die Fangzwecke des Schiffes es gestattet hätten, wissenschaftliche Probleme zu verfolgen.

Da war es unser großer deutscher Mathematiker Gauß, welcher eine neue mächtige Anregung gab und für die Südpolarforschung einen wissenschaftlichen Mittelpunkt schuf, wo die praktischen Ziele im Meere sich zersplittert und auf dem Lande versagt hatten.

Seine Arbeit über den Erdmagnetismus, die 1838 erschien, hat dieses erreicht. Gauß hat darin gezeigt, daß die magnetischen Kraftäußerungen auf der Erde, die man in Einzelheiten längst kannte, Gesetzen folgten, die für den ganzen Erdball gemeinsam bestehen, und daß die Größe dieser wichtigen Naturkraft sich nach diesen Gesetzen auch für unbekannte Gebiete angeben läßt, wenn sie in bestimmter Weise für die umliegenden bekannten Gegenden ermittelt ist.

Ich brauche nicht zu schildern, was diese wissenschaftliche Entdeckung auch für das praktische Leben bedeutete. Tausende von Schiffen finden ihren Weg auf den Meeren doch nur nach dem Kompaß, dessen Magnetnadel die Nord- und die Südrichtung weist. Diese magnetischen Richtungen weichen jedoch von der wahren Nord- und Südrichtung um bestimmte Winkel ab, um die magnetische Deklination. Die Größe dieser Abweichung wechselt von Ort zu Ort. Gauß gab nun die Gesetze an, nach denen sie wechselt und vermittelte so die Bestimmung der magnetischen Deklination für alle Orte der Erde, wenn sie für einige möglichst gleichmäßig vertheilte Orte bestimmt ist. Auf der nördlichen Halbkugel, wo sich die Landmassen drängen, ist die magnetische Deklination sehr vielfach bestimmt, so daß man sie auch für die dazwischen liegenden Meere mit genügender Sicherheit kennt. Im Süden aber, wo das Meer überwiegt, wußte man davon so gut wie nichts, da besonders die wichtigen Beobachtungen aus höheren südlichen Breiten fehlten, und die zahlreichen Schiffe in den südlichen Meeren entbehrten und entbehren bis zu einem gewissen Grade noch heute der sicheren Kenntniß der Kompaßrichtung, deren sie so dringend bedürfen.

So rüsteten denn, als Gauß geistig die Bahn gebrochen hatte, sogleich die Nationen, welche damals die Seefahrt beherrschten, zu einer entscheidenden That. Um das Jahr 1840 sind drei bedeutsame Expeditionen zum Südpolargebiete gewandt: eine französische unter Dumont d'Urville, eine amerikanische unter Wilkes, und vor allem die englische unter James Clark Roß. Der Hauptzweck war, die nothwendigen magnetischen Beobachtungen aus den höheren südlichen Breiten zu gewinnen.

Auf der Arbeit dieser drei Expeditionen beruht noch heute die ganze geographische und physikalische Kenntniß, die wir vom Südpolargebiet besitzen.

Dumont d'Urville folgte zunächst vergeblich von Südamerika aus den Spuren von Capitän Weddel, wandte sich dann nach Westen und entdeckte Louis Philippe- und Jainville-Land. Später ging er noch einmal von Tasmanien aus und landete auf Adélie-Land, einer Insel, die er als vegetationsleer schildert.

Wilkes folgte mit fünf Schiffen denselben Wegen; er fand südlich von Amerika Palmer-Land und südlich von Australien Wilkes-Land, eine Kette von Inseln, die er als die Theile eines Kontinents ansieht.

J. C. Roß endlich folgte den Spuren von Bellingshausen und Balleny von Tasmanien aus. Er durchbrach kühn mit den Schiffen „Erebus" und „Terror", die später im Nordpolargebiet mit Franklin zugrunde gingen, das Packeis und gelangte in ein offenes Meer bei Victoria-Land, dessen Eismauern und dessen 3000—4000 m hohe Vulkane er fesselnd beschreibt. Er landete auf zwei Inseln, die er als vegetationsleer schildert, und sammelte eine Fülle von wissenschaftlichen Beobachtungen, welche heute noch für die ganze Kenntniß und insbesondere für die der magnetischen Verhältnisse grundlegend sind.

Merkwürdig genug ist nun bei diesen Erfolgen, die Anfang der 40er Jahre erzielt wurden, die Erforschung des Südpolargebiets bis heute stehen geblieben. Ein kurzer Vorstoß im Indischen Ozean über den Polarkreis hinaus durch die englische Challenger-Expedition unter Admiral Nares 1874, ein gleicher des deutschen Handelsdampfers „Grönland" unter dem Bremer Kapitän Dallmann 1873/74 und verschiedene Fangexpeditionen am Anfang der 90er Jahre haben mehr das stete Sehnen der Nationen bekundet, den Schleier von jenem riesigen, noch unbekannten Theil unsres Erdballs zu lüften, als daß sie wesentlich dazu beigetragen haben. Und so ist die heutige Kenntniß noch so, wie sie Cook vor 100 Jahren angebahnt und wie sie Roß vor 50 Jahren gestaltet hat. Ein nutzbares Südland im Sinne der mittelalterlichen Träume existirt nicht. In einen breiten Meeresring, der den Südpol umgibt, ragen nur die zugeschärften Enden der Südkontinente wie verloren hinein. Doch innerhalb des Meeresringes und im Banne des Eises, das den Südpol umlagert, sind Theile von Land gefunden und immer mehr, je weiter man drang. Während der Fortschritt der arktischen Forschung also die Darstellungen von Land um den Nordpol herum immer mehr eingeschränkt und bei Nansen schließlich zerstört hat, hat der Fortschritt der antarktischen Forschungen im Meeresringe um den Südpol herum immer mehr Landtheile feststellen können. Es sind bisher nur Inselgruppen und Inselreihen, doch diese stellenweise so dicht geschaart, daß schon bei den Reisenden selbst der Gedanke stetig wiederkehrt, daß wir es dort noch mit einem Kontinente zu thun haben.

Dieser vermeintliche Kontinent ist heute wieder das sehnsüchtig erstrebte Ziel aller geographischen Kreise. Es sind wesentlich wissenschaftliche Aufgaben, welche dort locken, doch es sind auch praktische Erfolge von Bedeutung zu hoffen, wenn auch anders, als man sie im Mittelalter gedacht hat. Wieder rüsten sich jetzt die seemächtigen Völker, das Ziel zu erreichen. Es scheint fast, als sollte ein Wettstreit entstehen, wer die Palme davonträgt. Eine belgische Expedition

ist unterwegs, England und Nordamerika rüsten, auch Norwegen scheint Vorbereitungen zu treffen; Deutschland darf und will nicht zurückstehen. Gestatten Sie mir daher nun von den Aufgaben zu sprechen, welche sich die deutsche Expedition in das Südpolargebiet stellt. —

Unter den wissenschaftlichen Zielen steht die noch ungelöste Frage nach der Vertheilung von Wasser und Land allen anderen voran. Bisher sind ja nur Stücke von dem vermeintlichen Kontinente bekannt. Wenn auch J. Murray aus dem Charakter der auf antarktischem Treibeis gesammelten und vom Meeresboden heraufgeholten Gesteinsproben schließen zu können glaubt, daß dieselben nur einer kontinentalen Landmasse entstammen können, ist es doch immerhin möglich, daß davon heute nur noch Reste als Inseln erhalten sind. Sicher ist bisher nur, daß im Südpolargebiete ein schroffer Gegensatz zum Nordpolargebiete besteht. Denn wenn im Süden das Land selbst auch weniger überwiegen sollte, als es den Anschein hat, so hat man dort doch sicher auf ungeheuren Flächen festgefügtes, durch Land oder Flachsee gestütztes Eis. Die Ausdehnung und Begrenzung desselben gegen den tiefen Meeresring ist zu erforschen, wie man im Norden die Begrenzung des von Treibeis erfüllten Meeres durch den kontinentalen Landring schon festgestellt hat. Hierin liegt der wichtigste geographische Kontrast, den unser Erdball besitzt, und der durch Forschungen in der Antarktis geklärt werden muß, weil er weit über die Grenzen der Polargebiete hinaus einen bestimmenden Einfluß auf Meeresströmungen, Klima und biologische Verhältnisse übt.

Der Bau und die Natur des südpolaren Landes bilden ein zweites, nicht minder wichtiges Problem. Wir wissen bisher, daß dort zahlreiche Vulkane existiren, welche die Küsten begleiten. Aus der Anordnung derselben ist schon jetzt in geistvoller, wenn auch durch die Thatsachen allzuwenig gestützter Weise auf die Bildung und den Bau des südpolaren Landes geschlossen worden, indem man das Verhältniß der Vulkane zu den Küsten mit den entsprechenden, aus anderen Erdräumen bekannten Thatsachen verglich. Eine wirkliche Erforschung dieser Verhältnisse würde nun nicht allein den Bau des Südpolarlandes selbst zu entschleiern vermögen, sondern auch zur Erkenntniß des Vulkanismus und seiner Betheiligung an den gebirgsbildenden Kräften der Erde wesentlich beitragen können, ganz abgesehen von dem Nutzen, den die petrographische Erforschung einer selbständigen Gruppe vulkanischer Gesteine zu bringen verspricht.

Es wird ferner von allen Reisenden das Vorhandensein mächtiger Lager sedimentärer Schichten, insbesondere von buntem Sandstein, in dem Südpolargebiete erwähnt. Versteinerungen aus denselben sind meines Wissens noch nicht bekannt. Werden solche gefunden, woran man nicht zweifeln darf, so ist aus der Untersuchung derselben eine Klärung des Rätsels zu erhoffen, welches in der bis in die Tertiärzeit reichenden auffallenden Aehnlichkeit in der Zusammensetzung der Thierwelt von Südamerika und Australien liegt. Heute räumlich weit voneinander getrennt, zeigen diese beiden Erdtheile in der Säugethierfauna sowohl, wie in manchen Vogelarten, Fischen, Amphibien und Insekten eine nahe Verwandtschaft, während sie sich andrerseits beide wesentlich von den übrigen, ihnen weit näher liegenden Erdtheilen unterscheiden, z. B. in dem Auftreten der Beutelthiere und in dem Fehlen der Fasanen. Von maßgebenden Geologen werden diese Thatsachen durch einen früheren Zusammenhang von Südamerika und Australien erklärt, zumal die Verwandtschaft im Tertiär noch größer gewesen ist als heute. Die Reste des einst vorhandenen Landes sind in dem Südpolargebiete zu suchen, da die Geologie die Spuren für die besondere Entwicklung der Thierwelt in den bisher bekannten Ländern nicht hat auffinden können und da die größten Theile der heutigen Südpolarländer gerade zwischen Südamerika und Australien liegen. In den Sedimentärgesteinen des Südpolarlandes sind demnach Funde von Fossilien zu erwarten, welche mit dem soeben berührten Problem eine der wichtigsten Epochen in der Erdgeschichte aufhellen können.

Auch für die Probleme des Eises erhoffen wir im Südpolargebiet einen reichen Gewinn und damit für die Kenntniß jener Vorgänge, welche in der Eiszeit große Gebiete der gemäßigten Zonen beherrschten und die Eigenthümlichkeiten des in Europa und Amerika so wichtigen und so weit verbreiteten Diluviallandes schufen, jenes Gletscherschuttlandes, aus dem durch weitere Zersetzung unser bester Ackerboden entstand. An die Möchtigkeit des Südpolareises scheint auch die gewaltigste Eisansammlung des Nordpolargebietes, die grönländische, nicht heranzureichen. Es wird sich darum handeln, festzustellen, aus welcher Eisart das zusammenhängende Südpolareis besteht, wie und in welcher Weise es mit Schutt durchmengt ist und mit welchem Schutt, wie weit es von der Winterkälte durchdrungen wird, ob es Staubansammlungen auf der Oberfläche trägt, ob es durch sein Vorhandensein und seine Form das Klima und damit auch das Thier- und Pflanzenleben bestimmt, wie es sich bewegt, und noch eine Fülle anderer Fragen, die ich nicht im einzelnen aufzählen will, deren physikolische und erdgeschichtliche Bedeutung aber aus der Erwägung erhellt, daß heute ohne eine Kenntniß der Wirkungen mächtiger Eismassen das Relief ausgedehnter Erdräume in Europa wie in Amerika unverständlich wäre.

Wichtiger aber will es mir fast noch scheinen, im Südpolargebiete das Eis als Mittel zum Zweck zu benutzen, um über die Gebiete, die es verhüllt, Erkenntniß zu schöpfen. Es gibt in der Struktur des Eises, die sich unter dem Mikroskop offenbart, wichtige Unterschiede, welche Landeis, Meereis, Bucheis und Binnenseeeis unterscheiden; es sind dies Unterschiede, die heute wohl feststehen. So kann man durch Untersuchung der Struktur des Eises entscheiden, wo und unter welchen Umständen es sich gebildet hat, ob es Land verhüllte oder ein Meer erfüllte. Wichtig ist es gewiß, zu solchen Forschungen das Land am Eis zu betreten und das Eis in seinem Zusammenhang mit dem Lande zu sehen. Doch schon alle die treibenden Eisstücke, die den Schiffen begegnen und deren Natur den Südpolarfahrern bisher stets rätselhaft war, können zur Lösung dieser Fragen beitragen. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist das Treibeis nicht mehr das stärkste Hinderniß der Polarexpeditionen, sondern der Bote, der uns Nachrichten zuträgt über die Gebiete, nach denen wir streben. Außerdem ist es, wie alle Südpolfahrer bisher berichtet haben, reichlich mit Schutt beladen, so daß man an schwimmende Inseln glaubt. Dieser Schutt und seine Vertheilung im Eis ergänzt die Kenntniß von den Gebieten, von welchen es herkommt, und gibt Gelegenheit, Gesteine zu sammeln. So findet mon schon im Treibeis wichtige Anholtspunkte über die Vertheilung von Wasser und Land sowohl, wie über die Zusammensetzung des letzteren, seine Bildungsart und vielleicht auch seinen geologischen Bau.

Während Untersuchungen dieser Art wesentlich auf den festen Kern von Eis und Land in der Umgebung des Südpols hinzielen und dessen Natur zu ergründen suchen, hat der Meeresring, welcher den Kern umgibt, seine eigenen Probleme von weittrogender Bedeutung, ähnlich denen, welche F. Ratzel in seinem bedeutsamen Vortrag über die jetzt zur Ausführung kommende deutsche Tiefsee-Expedition mit stetem Hinweis auf die Fragen der Antarktis eindringend darlegt. Es handelt sich zunächst um eine Erforschung des Eismeeres selbst, nach seinen Strömungen und Tiefen, nach seiner Wärmevertheilung und seiner chemischen Beschaffenheit, sowie um jene Fülle wissenschaft-

licher Fragen, welche sich daraus ergeben und die höchsten Probleme der Physik der Erde berühren. Es handelt sich ferner auch um das Leben im Eismeer nach seinen Formen und Arten, nach seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Organismen in anderen Breiten, sowie nach seiner Vertheilung im Eismeere selbst.

Diese Probleme haben im Südpolargebiet ein um so höheres Interesse, als wir dort die Wurzeln jener kalten Strömungen suchen, welche an den Böden der Ozeane gegen den Aequator dringen und die niedrigen Temperaturen bedingen, die in der Tiefe der Weltmeere an den verschiedensten Stellen beobachtet sind. Da das Nordpolarmeer abgeschlossener ist, muß das kalte Wasser am Boden der Ozeane hauptsächlich aus dem Südpolarmeere stammen. Auch Oberflächenströmungen dringen dorther nach Norden vor und bespülen die Westseiten der Südkontinente, deren Klima dadurch wesentlich beeinflußt wird.

Die physikalische Erforschung dieser Strömungen kann um so eher mit biologischen Untersuchungen verbunden werden, als die Planktonfange Dr. Vanhöffens während der Grönland-Expedition der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gezeigt haben, daß die Beschaffenheit des Planktons, jener kleinsten Organismen, die willenlos treibend die Meere erfüllen, der empfindlichste Maßstab für das Auftreten von Strömungen ist. Warme und kalte, salzreiche und salzarme Wassermengen können sich leichter durchdringen und so verschwinden, als Züge bestimmter Organismen, die den Strömungen folgten und die sich auch dann noch erhalten, wenn die Strömungen selbst nach Temperatur und Salzgehalt nicht mehr nachweisbar sind. Wo sich Strömungen treffen, oder wo die Bewegung des Wassers durch Land oder Untiefen gehemmt wird, bilden sich Planktonschwärme, indem dann die mit den Strömungen mitgeführten Organismen in der eintretenden Wirbelbewegung des Wassers eine Anreicherung erfahren. In dieser Weise kann die Vertheilung des Planktons seine Anhaltspunkte über die Vertheilung der Meeresströmungen geben, deren Kenntniß auch für die praktische Schiffahrt in höheren südlichen Breiten von bedeutendem Werth ist.

Auch biologische Forschungen an sich haben im Südpolargebiet ein hervorragendes Interesse. Ueber die Flora liegen bisher nur äußerst spärliche Nachrichten vor. Nach den Beobachtungen Hookers, des Begleiters von J. C. Roß, und nach der Schilderung von Dumont d'Urville galt das ganze Gebiet jenseits von 64° 12′ s. Br. als vegetationsleer, bis es im Jahre 1895 dem Norweger Borchgrevink, welcher das Walfangschiff „Antarctic" begleitete, gelang auf der Possession-Insel am Victorialand unter 71° s. Br. die ersten Pflanzen zu sammeln. Die Erforschung der antarktischen Flora hat um so höheren Werth, als Inselgruppen in der Umgebung des Südpolargebiets, wie die Kerguelen, Falkland-Inseln, Süd-Georgien, Tristan da Cunha und das Feuerland Floren mit vielen gemeinsamen Zügen besitzen, die aus einem Studium isolirter Inselgruppen, auf denen die Vegetation vielen Zufälligkeiten unterliegt, nicht sicher erklärt werden können. Nur die Vegetation eines ausgedehnten Landes, wie wir es im Südpolargebiet vermuthen, kann darüber entscheiden, ob sich dort eine alte Flora erhalten oder eine neue aus zufällig hingeschafften Keimen unter ähnlichen Bedingungen ähnlich entwickelt hat, wie auf den weit zerstreuten Inseln rings umher, und vielleicht auch ähnlich wie in dem klimatisch so nahe verwandten, aber räumlich weit entfernten Nordpolargebiet.

Von der südpolaren Meeresfauna ist die Aehnlichkeit mit der des Nordpolargebiets bereits bekannt. Es sind, wie Pfeffer sagt, nicht allein eine größere Anzahl von Familien ganz oder fast ganz auf die polaren Zonen beschränkt, sondern die vikariirenden Arten der einzelnen Gattungen unterscheiden sich nur durch untergeordnete Merkmale oder gar nicht, während man in den weiten Gebieten dazwischen diese Formen an der Oberfläche des Meeres vergeblich sucht. Man findet polare Thierformen in den gemäßigten und in der warmen Zone gelegentlich in der Tiefe der Ozeane, wo, wie schon gesagt, kaltes Wasser von dem Polargebiet hinströmt, gleichwie man die Flora des Nordpolargebiets in mittleren Zonen auf den Höhen der Gebirge antrifft, also dort, wo auch ein polares Klima besteht. Auch bei der Vertheilung der Thierwelt ist mithin von einer Durchforschung des Südpolargebiets die Lösung des gleichen Problems zu erwarten, wie bei der Pflanzenwelt, nämlich ob sich in den Polargebieten bei der Abkühlung der Erde bestimmte Formen unter gleichen Bedingungen gleichmäßig ausbildeten von einem gemeinsamen Ursprung her, oder ob sie sich vielleicht noch heute in den kalten Tiefenströmungen begegnen und austauschen.

Von dem Klima vermögen wir uns heute noch gar kein Bild zu machen. J. Murray nimmt über dem Südpolarkreis ein Gebiet hohen Luftdrucks an, welches im Zusammenwirken mit einer Zone auffallend niedrigen Luftdrucks im Meere rings herum heftige Winde radial nach allen Seiten erzeugt und so die berüchtigten Stürme des südlichen Eismeeres erklärt. Nach Schiffsbeobachtungen gibt Neumayer den Sommer im Meeresringe um das Südpolarland um etwa 10° C niedriger an, als unter gleichen Breiten auf der Nordhemisphäre. Es ist die Frage, ob der Winter vielleicht dementsprechend wärmer ist, da die bisherigen Beobachtungen sich auf das Meer beziehen, auf dem die Gegensätze stets gemildert erscheinen. Es ist ferner eine wichtige Frage, ob der feste Kern im Meeresringe nicht vielleicht auch dadurch wesentlich das Klima bestimmt, daß den ausgedehnten Hochflächen des Eises durch das Strömen zur Tiefe erwärmte Föhnwinde entstammen, wie sie am Rande des grönländischen Inlandeises so bestimmend aufzutreten pflegen? Ob vielleicht der wesentlich ozeanische Charakter des Klimas, wie ihn die Sommerbeobachtungen auf dem Meere festgestellt haben, auf diese Weise eine durchgreifende Aenderung erfährt? Von diesen Verhältnissen wissen wir bis heute noch nichts, da noch keine meteorologischen Beobachtungen aus dem antarktischen Winter vorliegen, keine vom Land und dem festen Eiskern darauf, und nur äußerst wenige aus der Nähe desselben.

Eine Ausdehnung der magnetischen Messungen auf das Südpolargebiet wird von Neumayer als ein unerläßliches Erforderniß jedes Fortschritts dieses Wissenszweiges hingestellt, und eine zweite Autorität auf diesem Gebiete, Ettrick W. Creak, erklärt unsre Kenntniß der magnetischen Erscheinungen schon jenseit des 40.° s. Br. für so lückenhaft, daß eine erneute Aufnahme dort unbedingt geboten erscheint. In höheren südlichen Breiten beruht unsre Kenntniß noch auf den Messungen, welche vor 50 Jahren hauptsächlich von J. C. Roß angestellt worden sind, die indessen heute nicht mehr genügen. Haben magnetische Untersuchungen in den Polargebieten an und für sich einen besonderen wissenschaftlichen Werth, weil die magnetischen Kraftäußerungen in der Nähe der Erdpole am lebhaftesten und komplizirtesten sind, so erscheint die Erlangung zuverlässiger Messungen bei dem gegenwärtigen Stand der Kenntniß auch aus praktisch-nautischen Rücksichten durchaus geboten, um die magnetischen Karten zur Sicherung der Schiffahrtswege zu verbessern. Es will mir scheinen, daß dieser Gesichtspunkt im Vordergrund steht, und daß man vor allem streben muß, eine Reihe zuverlässiger, absoluter Messungen zu erlangen. Ob es geboten ist, gleichzeitig die Bearbeitung der komplizirten magnetischen Variationen in Angriff zu nehmen, ist eine andere Frage.

Digitized by Google

Auf astronomische und geodätische Probleme will ich nicht weiter eingehen. Da noch keine diesbezüglichen Arbeiten in dem Südpolargebiet angestellt sind, lassen sich bestimmte Probleme, wie sie für das Nordpolargebiet vorliegen, noch nicht formuliren. Selbstverständlich wäre es jedoch von hohem Interesse, die im Norden schon gefundenen Thatsachen an Beobachtungen im Süden verifiziren zu können. Namentlich wären Messungen der Schwerkraft in hohen südlichen Breiten für die Erkenntniß der Erdgestalt von besonderem Werth, wie auch F. R. Helmert betont hat.

Es könnte nach dem Gesagten scheinen, daß die Fülle der Probleme im Südpolargebiet so überwältigend ist, daß sie von einer Expedition nicht bezwungen werden kann. Gewiß ist das richtig; nicht mit einem Schlag wird alles erreicht werden, doch es handelt sich darum, den Anfang zu machen und endlich nach langem Bedenken und Erwägen an einer Stelle vorzugehen und in die Mauer, welche die Lösung so vieler wissenschaftlicher Probleme umschließt, eine Bresche zu schlagen. Viele wichtige Ergebnisse werden schon aus dem ersten Versuch hervorgehen; für andere Probleme wird sich die richtige Fassung ergeben und weitere Unternehmungen, welche die Erfahrungen der ersten nutzen, werden dann von Schritt zu Schritt zu weiterer Erkenntniß führen, wie es immer geschah.

Ein günstiger Umstand kommt hinzu, welcher für die Aufnahme der Südpolarforschung gerade in der Gegenwart spricht. Eine früher ungeahnte Fülle von Treibeis hat sich zuerst 1891—1894 im südatlantischen Ozean gezeigt und dann 1894—1897 im Indischen, indem der Zustand der Eisfülle sich in jedem Jahr weiter nach Osten verlegte und jetzt bei den Kerguelen angelangt ist, wo sonst das Treibeis äußerst spärlich war. Aus der Beschaffenheit dieses Eises, wie es die Schiffe schildern, darf man schließen, daß es Landeis ist, welches die Meere erfüllt. Wir haben es offenbar mit Ausbrüchen früher am freien Abzug gehinderter Staueismassen zu thun, wie sie in den nördlichen Theilen Grönlands wohl bekannt sind und wie sie sich nur in längeren Perioden wiederholen. Ebenfalls daher weiß man, daß auf einen solchen Ausbruch günstige Verkehrsbedingungen folgen, wenn die Eisschwärme im Meere zerstreut sind. So darf man hoffen, daß nach der Vertheilung des Eises, die schnell erfolgt, ein ungehinderteres Vordringen möglich ist, als vorher. Gerade aus dem Südpolargebiet ist ein außerordentlich starker Wechsel in den Eisverhältnissen schon von früher her bekannt. Wo Kapitän Weddel 1823 ungehindert bis zum 74.° s. Br. südlich von den Süd-Orkney-Inseln gelangte und von eisfreiem Meer auch darüber hinaus berichtet hat, so weit er sehen konnte, sind alle seine Nachfolger schon viel früher durch Eis zurückgehalten gewesen. Nach dem besonders reichlichen Treibeis der letzten Zeit darf man aber in den nächsten Jahren auf günstige Verhältnisse für einen Vorstoß in das Südpolargebiet hoffen, zumal wir uns gegenwärtig auch in einer für die Vertheilung des Eises günstigen wärmeren Temperaturperiode befinden, wie A. Supan hervorhebt.

Als ein geeigneter Ausgangspunkt erscheint auch aus diesem Grunde der südliche Indische Ozean, etwa im Meridian der Kerguelen. Die Wärmevertheilung im Meer, die beobachtet ist, läßt vermuthen, daß dort zunächst kein ausgedehnteres Land einem Vordringen entgegensteht, wie Professor Köppen betont. So dringe man hier mit einem Schiff vor und gewinne schon während der Fahrt alle die geographischen, geologischen, physikalischen und biologischen Beobachtungen, die ich vorher geschildert. Schon die Reise selbst wird dadurch werthvolle Ergebnisse bringen. Dann aber suche man so weit nach Süden hin, als es möglich ist, ein Land zu erreichen, wo das Schiff überwintert, und ergänze hier durch Beobachtungen auf einer Station auf dem Lande am Eisrand und in ihrer Umgebung alle die Beobachtungen, die man vorher gewonnen, durch einen bestimmten, nicht zu umfangreichen Stationsdienst. Man nutze das Frühjahr zu einem Vorstoß auf das Südpolareis gegen den Erdpol hin, soweit er gelingt, und kehre im Südherbst darauf, möglichst auf anderen Wegen, die gefundenen Küsten gegen den magnetischen Pol hin verfolgend, durch das Treibeis zurück. Einer solchen, nicht zu umfangreichen, nicht durch weitgehende Instruktionen aus der Heimath in ihrer freien Arbeit gehemmten, sondern an Ort und Stelle mit offenem Sinn und mit Schaffensfreude wissenschaftlich geführten Expedition erblüht in jeder Richtung im Südpolargebiet ein reicher Gewinn. Es handelt sich dabei nicht allein um eine Entdeckerfahrt, die unbekannte Gebiete ausschließlich durchquert, sondern darum, einen unerforschten Erdraum wissenschaftlich zu bearbeiten und zu begreifen und so die Kenntnisse zu sammeln, welche zu einem Fortschritt aller Wissenszweige dringend nothwendig sind.

Die Natur der Polargebiete hat gewaltige Schönheiten, welche ihren Eindruck auf den Beschauer noch niemals verfehlten. Der starke Kontrast zwischen hochaufstrebenden Felsen, Wasser und Eis, die stellenweise so ungeahnt reiche Entfaltung der Lebewesen dazwischen, die Farbenpracht der Eiswolken, die in der reinen Klarheit der Luft in weiteste Fernen erglänzen — alles das gibt Eindrücke, die man niemals vergißt. Nur daher konnte bei Julius v. Payer der Plan des Künstlers entstehen, der sich eine künstlerische Erforschung der Polargebiete zur Aufgabe stellt. Er entspringt der Sehnsucht, die noch Jeden erfaßt hat; mag es der starke Zwang der Natur sein, die stille Harmonie zwischen Mensch und Natur im Gebiet des Eises, die diese Sehnsucht erweckt. Wohl hat sie nie einen tieferen Ausdruck gefunden, als in dem Plan des Künstlers. Aber es ist nicht diese Sehnsucht allein; wir sind uns unsrer Ziele sicher bewußt und dürfen nicht ruhen, ehe wir sie weiter verfolgt. Viel ist in allen Polargebieten noch zu erreichen, aber am meisten in dem noch gänzlich unbekannten südpolaren Gebiet; das zu erforschen, ist deßhalb jetzt das vornehmste und das lohnendste Ziel.

Nicht will ich weiter von praktischen Vortheilen sprechen, die den wissenschaftlichen Ergebnissen folgen können, doch jeder wissenschaftliche Erfolg hat noch seinen praktischen Nutzen gezeitigt, wenn man ihn auch nicht sofort in einer Errungenschaft der Technik wiederzufinden vermochte. Schließlich beruht doch jeder Fortschritt des praktischen Lebens auf dem Fortschritt des Wissens. Im Südpolargebiet werden indessen unmittelbar auch praktische Ergebnisse winken. Es können sich so vielleicht noch neue Fanggründe zeigen, welche dem ausgebeuteten Wal- und Robbenfang in den nordpolaren Gewässern neues Leben zuführen würden. Es wird sich sicher eine wesentliche Verbesserung der magnetischen Karten ergeben und damit eine Sicherung der auch von deutschen Schiffen vielbefahrenen und doch heute noch so unsicheren Schiffahrtswege in den südlichen Meeren an den Grenzen des Weltverkehrs. Darin liegt fürwahr eine Aufgabe auch für den praktischen Sinn, die keiner weiteren Erläuterung bedarf. Es ist von jeher ein Ruhmestitel seemächtiger Völker gewesen, auch die Kenntniß der Meere zu erweitern und zu vertiefen, wie sich F. Ratzel treffend ausgedrückt hat. Und in dem Augenblick, wo jetzt Deutschland bereit ist, seine Seegeltung in früher nicht geahntem Umfange auszugestalten, da wäre eine Ausdehnung der Seekenntniß dort, wo es noch am meisten daran fehlt, eine nationale That, des Preises werth.

Diebstahl an Elektrizität.

Mein Aufsatz über Diebstahl an Elektrizität in Nr. 68 der Beilage d. J. erschien in einem anspruchsvolleren Gewande, als ich für ihn vermeint hatte; ich dachte ihn unter den Mittheilungen und Nachrichten abgedruckt zu finden, da er sich ja nur darauf beschränkte, den gegenwärtigen Stand des Streits, soweit ich ihn übersehe, wiederzugeben. Wie die Sache nun liegt, halte ich es für meine Aufgabe, einen Abschluß nachzutragen, der aus dem Gesagten auch das Ergebniß zieht.

Die Meinungen, die ich in kurzen Zügen zu schildern suchte, spalten sich zunächst nach zwei Richtungen. Die eine nimmt an, daß zum Schutz der Elektrizität gegen Entwendung oder mißbräuchliche Benutzung das bestehende Strafrecht nicht ausreiche und daß hiefür eine besondere gesetzliche Bestimmung erforderlich sei, wobei dann wiederum entweder eine Ergänzung des Strafgesetzbuchs durch ein allgemeines Verbot des unbefugten Gebrauchs fremder Sachen oder aber ein Spezialgesetz, das dann auch die übrigen auf die Elektrizität bezüglichen Rechtsverhältnisse regeln könnte, verlangt wird. Die andere Richtung geht dahin, daß eine neue Vorschrift nicht nöthig sei und daß es sich nur darum handle, die noch ungewohnte Erscheinung entsprechend zu klassifiziren, um das bestehende Strafgesetz auf sie zur Anwendung bringen zu können. Die nächstliegende und vom gemeinen Leben unbedenklich angenommene Auffassung, daß ein Diebstahl vorliege, bildet in ihrem Für und Wider den Kernpunkt der Erörterungen auf dieser Seite. Die Entscheidung hängt davon ab, ob die Elektrizität eine bewegliche Sache ist oder nicht, und man hat bei dieser Gelegenheit wieder einmal mit Staunen wahrgenommen, wie wenig Klarheit und Einigkeit gerade über die landläufigsten und meistgebrauchten Begriffe besteht. Das ist an und für sich noch nicht schlimm; sowie wir unsre täglichen Hantirungen vornehmen, ohne zu wissen oder zu bedenken, wie jede von ihnen eine Reihe von Naturgesetzen in Anwendung bringt, so operiren wir auch mit einer Menge von Begriffen, das Einverständniß über sie voraussetzend, und sehen uns, da keine Schwierigkeit sich ergibt, jahre- und jahrzehntelang nicht veranlaßt, ihnen auf den Grund zu gehen. Bei der Fassung des Paragraphen über den Diebstahl, der von „fremden beweglichen Sachen" spricht, hat sich wohl keiner der Betheiligten die Möglichkeit vorgestellt, daß diese Worte einer näheren Abgrenzung jemals bedürftig werden könnten. Im Zivilrecht schleppte man die Pandektendefinition „corporales res sunt quae tangi possunt" wie so manche andere als unnöthig, aber hergebracht mit; auch das Bürgerliche Gesetzbuch hat sie, indem es als Sachen die körperlichen Gegenstände bezeichnet, in ihrem Wesen übernommen. Für das Strafrecht hat das keinerlei Belang. Legaldefinitionen haben niemals Anspruch darauf, über die Grenze des Gesetzes hinaus, in dem sie sich finden, als etwas festes angenommen zu werden. Sie sind nur Abkürzungsformeln; um nicht immer „körperliche Gegenstände" sagen zu müssen, sagt man dafür „Sachen". Damit kann und will nicht ausgeschlossen werden, daß der Begriff Sachen an und für sich weiter sei. Mit der Berufung auf eine solche Gesetzesstelle ist darum gar nichts gethan; es muß vielmehr ergründet werden, ob der Sachbegriff im Diebstahlsparagraphen nach dem Sinn und Zweck eben dieses Paragraphen die Unterbringung der Elektrizität innerhalb seiner Peripherie duldet oder nicht.

Dafür ist vor allem nöthig, über die Elektrizität selbst eine hinlänglich klare Vorstellung zu haben. Bis das Wesen dieses räthselhaften Dings voll erkannt wird, muß freilich, wie es scheint, noch geraume Zeit vergehen; für die hier verfolgten Zwecke genügt es aber, die äußere Erscheinung, die Herstellungsweise, die Art der Wirksamkeit, die Form der Uebertragung zu kennen. Dem Juristen, der nicht die Möglichkeit hat, mit der Naturwissenschaft auf diesem Gebiete voll Schritt zu halten, müssen hiebei die Physiker und insbesondere die Elektrotechniker zuhülfe kommen. Es sind darum auch schon Fachmänner in dem Streit gehört worden; ihr Eintreten hat aber — ich denke hier an den in meinem letzten Aufsatz schon erwähnten Artikel Ostwalds in der deutschen Juristenzeitung — die Sachlage nicht zu klären vermocht. Das kam von der Verschiebung des Beweisthemas, einer Erscheinung, mit der der Jurist jeden Tag zu kämpfen hat und zwar nicht nur Personen gegenüber, bei denen die mangelnde Bildung dem klaren Erfassen dessen, worum es sich handelt, entgegensteht, sondern noch vielmehr bei den Sachverständigen, die über das, was sie bekunden und vertreten sollen, hinausgreifend den dem Juristen vorbehaltenen End-Schluß ziehen und ihn begründend eine Brücke zu der Thatsächlichkeit zurückschlagen, eine Brücke, die einen ganz gangbaren Weg herzustellen scheint, und doch, weil von dem für den Richter einzig möglichen Ausgangspunkt keine Verbindung zu ihr führt, unbrauchbar ist. Die formulirte Frage für den Sachverständigen lautet: „Hat die Elektrizität Erscheinungsformen aufzuweisen, die es ermöglichen, sie im Sinne des Diebstahlsparagraphen als eine bewegliche Sache zu bezeichnen?" Es erfolgt die Antwort! „Wie, im Zeitalter der Elektrizität soll die Entwendung derselben straflos bleiben? Natürlich ist diese Entwendung ein Diebstahl. Auch dem, der Kohlen stiehlt, um damit einzuheizen — und das ist doch sicher Diebstahl — handelt es sich nicht um die schwarzen Klumpen, sondern um die in ihnen enthaltene und mit ihnen herzustellende Wärme. Wenn hier die unbefugte Aneignung von Energie strafbar ist, ist sie es auch im anderen Fall." Hier wird eine Frage beantwortet, die nicht gestellt, eine Thätigkeit geboten, die nicht verlangt ist; das aber, worauf es ankommt, fällt aus. Ob die Elektrizität eine bewegliche Sache ist oder nicht, bleibt dahingestellt; dafür wird eine im Strafrecht ein für allemal verpönte und hier auch an und für sich gar nicht zutreffende Anwendung von Analogie versucht. Bei der Wegnahme von Kohlen handelt es sich klar und unzweifelhaft um bewegliche Sachen; was der Dieb damit thun will, ob er sie zum Verkaufen, zum Verbrennen, zum Wegwerfen an sich nimmt, ist für den Thatbestand des Diebstahls gleichgültig. Nicht weil er Wärme entwendet hat, wird er bestraft, sondern weil er Kohlen entwendet hat; nicht das Ziel ist maßgebend, sondern der Weg, der dazu eingeschlagen wird. Es wird im Strafrecht sehr verschieden behandelt, ob Jemand, der eine Sache haben will, sie dem Anderen einfach wegnimmt oder ob er sie ihm abschwindelt, obschon das Ergebniß in beiden Fällen das gleiche ist. Es ist auch ein großer Unterschied, ob Jemand seinem Zimmernachbar Holz nimmt und damit sein Zimmer heizt oder ob er in dessen Abwesenheit die Verbindungsthüre zwischen den beiden Zimmern öffnet, um die warme Luft von dort zu sich herüber kommen zu lassen. Ich glaube nicht, daß sich ein Gericht finden würde, das im letzteren Fall einen Diebstahl der im benachbarten Zimmer befindlichen warmen Luft annähme. Zu derartigen Beispielen stellt sich gern die entrüstete Frage ein: „So braucht man also das Gesetz nur zu kennen, um ungestraft auf Wegen, die es nicht berücksichtigt, zu einem rechtswidrigen Ziel zu kommen." Man kann sie ruhig und ohne Gewissensbisse bejahen. Das war immer so und wird nie anders werden. Jedes Gesetz ist Menschenwerk und jedes Menschenwerk ist lückenhaft. Wir haben — von den Uebertretungen, deren Zahl allerdings Legion ist, abgesehen — etliche hundert Verbrechen und Vergehen, wobei noch jede Komplikation als gesondertes Delikt gerechnet ist; soll damit die Mannichfaltigkeit des Lebens

Digitized by Google

erschöpft sein? Und darum wird es immer menschliche Handlungen geben, die, obwohl durchaus widerrechtlich, doch nicht strafbar sind, weil sie zwischen den strafrechtlichen Thatbeständen, die schmalen Grenzpfade geschickt benützend, hindurchschlüpfen. Man möchte sie von hüben wie von drüben fassen; beides ist nicht möglich, weil sie eben auf der Grenze stehen.

Schon der lebhafte Streit um das Wesen der Entwendung von Elektrizität beweist, daß es sich hier um ein solches Grenzdelikt handelt. Zu den schon oben erwähnten Auffassungen, daß die Behandlung als Diebstahl oder jene als Betrug die richtige sei, ist inzwischen noch eine weitere gekommen, indem in der „Deutschen Juristenzeitung", die sich veranlaßt gesehen hat, den geschlossenen Meinungsaustausch neu aufzunehmen, Professor Baron und fast gleichzeitig mit ihm Referendar Wittko für die Anwendung der Bestimmungen über Sachbeschädigung eintreten. Professor Baron bringt für seine Ausführung ein sehr anschauliches Beispiel. Wenn eine Frau, sagt er, sich Eis für ihren Haushalt gekauft hat und eine andere Frau stellt nun in den Eiskübel eine Flasche mit heißem Inhalt, so daß das Eis zerschmilzt, so wissen wir sofort, daß dies eine Zerstörung des Eises, eine Sachzerstörung ist; denn das Wasser, in das sich das Eis verwandelt hat, ist, für den Rechtsverkehr, mit dem Eise nicht mehr gleichbedeutend, sondern etwas anderes, eine werthlose Sache. Ist es nun, fährt er fort, bei der Entwendung von Elektrizität anders? Der mit Elektrizität gesättigte Draht ist eine werthvollere Sache als der unelektrische. Entzieht man einem elektrischen Draht die Elektrizität, so ist dies im wesentlichen dasselbe, wie wenn man dem Eise seine Kälte entzieht; man vernichtet den höheren Werth, und wenn man von einer Sachzerstörung nicht sprechen kann, weil der Draht seinen Metallwerth behält, so liegt doch eine Sachbeschädigung vor. Wittko operirt im ganzen in gleicher Weise.

Eines hat diese Auffassung vor den früher erwähnten voraus: sie ist jedenfalls für einzelne Fälle der Entwendung von Elektrizität zutreffend. Wenn Jemand einen Accumulator ausnutzt und ihn unelektrisch zurückläßt, so steht gar nichts im Wege, von einer Sachbeschädigung zu reden. Wie aber, wenn Jemand an eine Leitung einen Draht anschließt und die so gewonnene Kraft für sich gebraucht, ohne daß jedoch der Draht dadurch unelektrisch wird? Man denke an den Fall, daß der Maschinist, über den vermeintlichen Erdschluß fluchend, eben die Arbeit seiner Maschine erhöht, so daß der Verlust an Menge und Spannung sich sofort ausgleicht. Hier scheint mir die Anwendung des Sachbeschädigungsbegriffes sehr gezwungen. Damit haben wir aber das gleiche Ergebniß wie beim Diebstahl: die Entwendung von Elektrizität *kann* Sachbeschädigung sein — wenn man einen Accumulator entlädt —, wie sie Diebstahl sein *kann* — wenn man den Accumulator mitnimmt —, sie *muß* aber weder das eine, noch das andere sein. Eine große Anzahl der Entwendungsfälle — darunter gerade der wichtigste, der unbefugte Anschluß einer Zweigleitung an ein Kabel — läßt sich unter die beiden Kategorien nicht unterbringen, ohne daß man den natürlichen Verhältnissen Gewalt anthut.[1]) Hier liegt, so heftig auch Stengleins Darlegungen angefochten wurden, die Annahme des Betrugs näher, gerade so, wie man auch bei dem bekannten Automatendiebstahl (durch Einwurf einer falschen Geldmünze) leichter an Betrug denn an Nachschlüsseldiebstahl denkt. Doch hat diese Auffassung in dem einen Fall so wenig wie in anderen Aussicht auf weitere Verbreitung, da die Ausnutzung eines durch Vorspiegelung falscher Thatsachen erregten Irrthums schwer anzunehmen ist. Bei besonders gelagerten Umständen ist es wohl leichter. So wird unbedenklich ein Betrug darin zu finden sein, wenn der Maschinist für seine Zwecke Elektrizität aus der Hauptleitung entnimmt und dem Eigenthümer der Maschine, der sich über den hohen Kohlenverbrauch wundert, etwa vormacht, die Witterungsverhältnisse trügen daran die Schuld. Es wird aber hier die strafbare Handlung mehr in dem unerlaubten Mehraufwand an Brennmaterial als in der demselben zugrunde liegenden Anlage der Zweigleitung erblickt werden.

Als Ergebniß aller bisherigen Erörterungen wird darum festzuhalten sein, daß das gegenwärtige Strafrecht wohl einige, aber durchaus nicht alle Fälle der Entwendung von Elektrizität trifft. Daß es wünschenswerth ist, alle diese Fälle bestrafen zu können, steht außer Zweifel. Ob es sich empfiehlt, eine allgemeine Strafnorm über unbefugte Benutzung fremder Sachen oder ein Spezialgesetz über die Elektrizität überhaupt, in dem auch noch weitere Vorschriften über dieses Gebiet enthalten sein könnten, zu schaffen, ist ein Gegenstand legislatorischer, nicht juristischer Erwägung. Richtiger scheint mir das letztere zu sein, da der Eigenart der elektrischen Kraft und ihrer von Tag zu Tag wachsenden Bedeutung allgemeine Bestimmungen nicht hinlänglich gerecht zu werden vermögen. In letzter Zeit ist ein Gesetz über elektrische Maßeinheiten zustande gekommen. Ein Gesetz, wie weit es gestattet ist, elektrische Leitungen an Sternwarten oder anderen Instituten mit leicht reizbaren Meßinstrumenten vorbeizuführen, wird noch ebensowohl kommen müssen, wie eine gesetzliche Einschränkung der Möglichkeit, elektrischen Strom, wie und wo man will, zur Erde zurückzuleiten. Bei dieser Gelegenheit mag dann auch der Streit über Diebstahl an Elektrizät, der in seinen einzelnen Phasen mehr rein persönliche Stimmungen zum Ausdruck gebracht hat, als einem rein wissenschaftlichen Gedankenaustausch zukommt, seine Schlichtung finden.

Franz Riß.

---

[1]) Ein solcher Versuch liegt mir in einer kleinen Schrift von Dr. Chr. Ritter, Professor (am Realprogymnasium in Buckenwalde), vor, in welcher der Verfasser die Anwendung des Diebstahlbegriffs zu vertheidigen sucht. Er definirt Sache als „die räumlichzeitliche Einheit von Welterscheinungen", wobei dann allerdings die Elektrizität, aber auch noch manches andere, wie beispielsweise ein Ton, ein Lichtstrahl, der Duft einer Blume, unter den Begriff fällt. Daß dies zu weit ist, scheint er selbst zu fühlen, denn er führt auch aus, daß die Elektrizität selbst nach der Auffassung der römischen Juristen eine Sache sei; daß man sie berühren könne, empfinde Jeder, der einen elektrisch geladenen Draht anfaßt! Die zweifelhafte Ueberzeugungskraft dieses Arguments wird durch die kleinliche Nörgelei, die nebenher an der Ausdrucksweise der reichsgerichtlichen Urtheile geübt wird, keineswegs gehoben. In der mit diesem Aufsatz verbundenen Abhandlung über „das Recht an den Straßen" bekennt der Verfasser, daß er durch ein ihm unbequemes Urtheil des Reichsgerichts zu seiner Kritik veranlaßt worden sei. Daher stammt wohl auch seine Gereiztheit. Das Schriftchen ist bei Richard Kahle in Dessau erschienen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die überraschende Kunde von der Entdeckung einer Selbstbiographie Napoleons I. dringt soeben, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, eine amerikanische Zeitschrift von gutem Klang. Diese Zeitschrift enthält eine Probe der Selbstbiographie in englischer Uebersetzung und verspricht, in ihren nächsten Nummern die ganze Schrift regelrecht zu veröffentlichen. Wie sie zu dem Fund gekommen ist, verräth sie nicht, sondern begnügt sich mit der Angabe, das Manuskript sei 1817 von St. Helena heimlich weggeschickt worden und dann nach Amerika gekommen. Das mitgetheilte Stück handelt von der Lage Napoleons nach dem Frieden von Preßburg, von seinen Plänen und Maßregeln, die er zur Sicherung seines Kaiserreichs besonders durch die Gesetzgebung in Frankreich traf, von der plötzlichen Unterbrechung in dieser Arbeit durch den Krieg mit Preußen, und spricht dann ausführlich über die Kontinentalsperre und die Absichten, die der Kaiser mit dieser ungeheuren Maßregel verband: das alles mit erstaunlicher Offenheit und unter vielfach ganz neuen Gesichts-

punkten. So geheimnißvoll die Neuigkeit klingt und so sehr sie an sich zur Vorsicht mahnt, so gibt doch die Probe selbst keinen ernstlichen Anlaß, an eine Fälschung zu glauben.

* **Weimar.** Am 15. Mai fand hier die Jahresversammlung des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde statt. Der von Hofrath Richter (Jena) erstattete Jahresbericht gibt eine Uebersicht über die bisherige wissenschaftliche Thätigkeit des ins dritte Jahr seines Lebens tretenden Vereins, der die bisher zersplitterte Thätigkeit der die Erforschung Thüringens im Auge habenden Gesellschaften planvoll zusammenfaßt. Die historische Kommission hat bereits die Inventarisirung der thüringischen Archive in Angriff genommen; es sind die Arbeiten in einzelnen Bezirken so gefördert, daß in Kürze in der Vereinszeitschrift berichtet werden kann. Weiter hat die Kommission die Herausgabe der thüringischen Stadtrechte begonnen. Die zweite Hauptaufgabe der Kommission, die Herausgabe der thüringischen Landtagsakten, womit Archivdirektor Burkhardt (Weimar) betraut ist, ist dadurch schon wesentlich gefördert, daß bis 1486 die Landtagsakten der ernestinischen Linie von der historischen Kommission des Königreichs Sachsen im Codex diplomaticus Saxoniae behandelt werden. Als nächste Publikationen des Vereins werden das schon früher begonnene Urkundenbuch des Klosters Paulinzella, herausgegeben von Dr. Anemüller (Detmold), und das von dem verstorbenen Dr. Martin angefangene Urkundenbuch der Stadt Jena, dessen Herausgabe Dr. Hans Devrient (Jena) besorgen wird, erscheinen. Die Herausgabe der Klosterurkunden von Paulinzella wird so lange aufgeschoben werden, bis die Landgrafenurkunden im Codex dipl. Saxoniae vorliegen. Eine Hauptaufgabe des Vereins war die weitere Förderung des groß angelegten Werks: „Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae". Nachdem der dritte Halbband im Januar erschienen, wird der Druck des vierten Halbbands, der die Regesten bis Ludwig des Frommen Tod (1227) enthält, nach Pfingsten beginnen. Es werden dann in dem Werk 23,500 Regesten enthalten sein. — Der Verein zählt jetzt 389 Mitglieder und steht mit 236 Akademien und gelehrten Gesellschaften in Schriftenaustausch. — Nach Vorlegung der Rechnungsübersicht und nach einem Bericht des Vorsitzenden der „Thüringischen historischen Kommission" über die Thätigkeit derselben, hielt Archivdirektor Dr. Burkhardt (Weimar) einen höchst interessanten und vieles Neue beingenden Vortrag über „Goethe's Haus- und Finanzwirthschaft", der in dem Resultat gipfelte, daß Goethe auch in dieser Hinsicht als ein Vorbild gelten kann, da die Führung seines Haushalts während seines ganzen Weimarer Aufenthalts in jeder Hinsicht eine musterhafte war.

* **Leipzig.** Hier starb der Privatdozent der Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. J. A. Garten.

* **Kiel.** Der Privatdozent der Philosophie an unsrer Universität Dr. Adickes wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Berlin.** Nach einer soeben bei der Neu-Guinea-Kompagnie eingetroffenen Drahtmeldung ist durch die von der Kompagnie ausgerüstete Expedition zur weiteren Erforschung des Ramuflusses und des Bismarckgebirges festgestellt worden, daß der südlich vom Kaiserin Augusta-Strom mündende Ottilienfluß identisch mit dem Ramu ist. Der Seedampfer „Johann Albrecht" hat den Fluß unbehindert auf einer Strecke von 200 km stromaufwärts bis zu dem Punkt befahren, an dem die Expedition des Dr. Lauterbach im Jahre 1896 nach Befahrung des Ramu auf einer schiffbaren Strecke von 250 km stromabwärts umgekehrt ist.

* **Lissabon.** In der letzten Sitzung der hiesigen „Geographischen Gesellschaft", welcher auch der englische und der österreichisch-ungarische Gesandte beiwohnten, überreichte der holländische Gesandte dem König ein Album und eine goldene Krone als Ehrung Hollands für das Andenken Vasco da Gama's. Der König antwortete, Portugal erkenne diese Ehrung mit Dank an.

* **Athen.** Der bekannte englische Architekt und Archäologe Mr. Penrose, der, einer Aufforderung der griechischen Regierung folgend, unlängst hier eingetroffen, hielt dieser Tage vor dem Ministerrath einen Vortrag über die Gefährdung des Parthenon und wies darin auf die Nothwendigkeit sofort vorzunehmender Bauarbeiten hin, um namentlich dem drohenden Einsturz der westlichen Vorhalle zu begegnen.

* **Aus Rußland.** Im jakutskischen Gebiet bei Wilinsk existirt eine Kolonie für Aussätzige, die aus Staatsmitteln unterhalten wird. Im Sommer 1897 wurde sie vom Gouverneur unter Zuziehung von ärztlichem und technischem Personal revidirt. Der darüber veröffentlichte Bericht beklagt den äußerst unbefriedigenden Zustand der Kolonie. „Die Lage der Kolonisten ist schon deßhalb eine schwere," sagt der Bericht, „weil man nicht annehmen kann, daß sie nichts sehen von den sie umgebenden Sümpfen, nichts merken von dem üblen Geruch, der widerlichen Kleidung, die bei Vielen den Körper, der mit eiterigen Wunden bedeckt ist, nicht einmal verhüllt." Die Remission der aufgeführten Neubauten ergab, um nur das erklärlichste anzuführen und was seitens des den Bau beaufsichtigenden Arztes am unnerzeihlichsten erscheint, daß nicht eine der für die Aussätzigen erbauten Baracken eine Ventilationsanlage hat. Viele haben auch gar keine Oefen. Der bisherige Arzt der Kolonie ist bereits zur Verantwortung gezogen worden. — Nach der für die Jahre 1894/95 veröffentlichten Statistik über die Zu- und Abnahme der Bevölkerung ist die Zahl der Personen, die ein hohes Alter erreichen, ziemlich bedeutend. Im Berichtsjahr starben im Alter von 90—100 Jahren 11,970 Menschen, im Alter von 105 bis 110 109 Menschen, im Alter von 115—120 11 Personen, von 120—125 5 Personen, von 125—135 1 Mann. Die Mehrzahl derer, die im Alter von über 100 Jahren starben, war im Gouvernement Saratow, dann kam Cherson, Stawropol, Samara, Irkutsk, Tamboiw. Am wenigsten sehr alte Leute gab es in den mittleren und westlichen Gouvernements, in Kaluga und Orlow, in Finnland gab es gar keine.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ida Boy-Ed: Die Flucht. Dritte Auflage. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Sophie Jaaghans: Ein Kaufmann. Zweite Auflage. Ebd. — Rudolf Stratz: Der arme Konrad. Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Adolf Wilbrandt: Die glückliche Frau. Ebd. — Ludwig Fulda: Jugendfreunde. Lustspiel in vier Aufzügen. Ebd. — Wilhelmine v. Hillern: Ein alter Streit. Roman aus dem bayerischen Volksleben der 60er Jahre. Ebd. — Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union. Hggb. von Georg Lasson. 17. Jahrg. Heft 7. Ge.-Lichterfelde, Edwin Runge. — D. Norden: Der Boden. Leipzig, Otto Wigand 1898. — Dr. L. v. Besser und Ballod: Sterblichkeit der orthodoxen Bevölkerung Rußlands 1851—1890. (Sonderabzug aus dem Allgemeinen Statistischen Archiv, hggb. von Dr. G. v. Mayr.) Tübingen, Laupp. — Dr. phil. Carl Ballod: Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Leipzig, Duncker & Humblot 1897. — *K. Waliszewski:* Marysienka, marie de la Grange d'Arquien, reine de Palagne, femme de Sobieski. 1641—1716. Paris, Plon 1898. — Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. 6. Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft. — Hans Seb. Schmid und Hub. Köhler: Entwürfe für modernes Kunsthandwerk. 3. u. 4. Heft. München, Herm. Lukaschik 1898. — Andree's Allgemeiner Handatlas. Vierte, völlig neubearbeitete, stark vermehrte Auflage, hggb. von A. Scobel. 1. Abtheilung. Bielefeld, Leipzig, Velhagen & Klasing 1898. — Paul Kuczynski: Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Mit einem Portrait des Autors. Berlin, Concordia. Deutsche Verlagsanstalt 1898. — *Prince Nicolas D. Ghika:* Cinq mois au pays de Somalis. Avec 1 carte et 27 illustrations. Basel et Genf, Georg & Co. 1898. — Der böhmische Streit. Nachklänge zum böhmischen Landtage. Wien, Ambr. Opitz 1898. — Carl Koch: Christenthum und Kultur. Vortrag. Gießen, Karl Krebs 1898. — J. van Bebber: Zur Chronologie des Lebens Jesu. Eine exegetische Studie. Münster, H. Schöningh 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 20. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das „Schutzgebiet" Kiau-tschou. Von Karl v. Stengel. — Deutsche Romantiker in Rom (1804—1823). Von Eugen Guglia. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das „Schutzgebiet" Kiau-tschou.

Von Karl v. Stengel.

In dem Artikel, „die Erwerbung von Kiau-tschou vom Standpunkte des Völkerrechts und Staatsrechts betrachtet" (Beil. vom 31. Jan. 1898 Nr. 24) wurde ausgeführt, daß durch den „Pachtvertrag" mit China, der sich als eine verschleierte Abtretung darstellt, das Deutsche Reich die Souveränität über das Kiau-tschou-Gebiet erwarb, daß aber trotzdem dieses Gebiet zunächst noch in jeder Beziehung im staatsrechtlichen Sinn Ausland sei, und eine Gleichstellung mit dem Reichsinlande wie bei den Schutzgebieten erst dann und nur insoweit erfolgen werde, als deutsche Gesetze daselbst zur Einführung gelangen. Sodann war darauf hingewiesen, daß bezüglich des Kiau-tschou-Gebiets voraussichtlich in gleicher Weise werde verfahren werden, wie bezüglich der Schutzgebiete, daß nämlich das Gesetz vom 10. Juli 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit mit seinen Nebengesetzen, den deutschen Strafgesetzen, Zivilgesetzen und Prozeßgesetzen im Kiau-tschou-Gebiet für anwendbar erklärt wird. Schließlich war noch bemerkt, daß der Kaiser — wie er das Recht hatte, das Kiau-tschou-Gebiet auf Grund des Art. 11 d. R.-V. ohne Mitwirkung von Bundesrath und Reichstag zu erwerben, — befugt sei, die Verhältnisse des Gebiets von sich aus, also ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Faktoren, wenigstens vorläufig zu ordnen, wenn sich auch vielleicht später nicht vermeiden lassen wird, einzelne Verhältnisse des Gebiets durch Gesetz zu regeln.

In der That ist nunmehr durch den Kaiser die Regelung der Rechtsverhältnisse von Kiau-tschou erfolgt. Zunächst erging ein Allerhöchster Erlaß vom 27. April 1898 (Rgbl. S. 171), betreffend die Erklärung Kiau-tschou's zum Schutzgebiete, welcher lautet: Nachdem durch den am 6. März 1898 zwischen Unsrer Regierung und der Kaiserlich chinesischen Regierung zu Peking geschlossenen Vertrag das in diesem Vertrag näher bezeichnete, an der Kiau-tschou-Bucht gelegene Gebiet in deutschen Besitz übergegangen ist, nehmen Wir hiemit im Namen des Reichs dieses Gebiet unter Unseren Kaiserlichen Schutz." Unter dem gleichen Datum wurde „auf Grund des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete," eine kaiserliche Verordnung betreffend „die Rechtsverhältnisse in Kiau-tschou" erlassen, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: 1. das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 kommt in Gemäßheit des § 2 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete im Gebiete von Kiau-tschou vom 1. Juni 1898 ab mit verschiedenen in der Verordnung vorgesehenen Abänderungen zur Anwendung. Dieselben beziehen sich, abgesehen von den unter 2, 3 und 4 zu erwähnenden Gegenständen, auf die Gerichtsbarkeit in den zur Zuständigkeit der Schwurgerichte gehörenden Sachen, auf die Bestellung des Konsulargerichts zu Shanghai als Berufungs- und Beschwerdegericht an Stelle des Reichsgerichts; auf die Vollstreckung der Todesstrafe und verschiedene andere hier nicht weiter interessirende Punkte; 2. der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen alle Personen, welche in dem Schutzgebiete wohnen oder sich aufhalten — also nicht bloß die deutschen Reichsangehörigen — oder bezüglich deren hievon abgesehen, ein Gerichtsstand in dem Schutzgebiete nach den zur Geltung kommenden Gesetzen begründet ist, die Chinesen jedoch nur soweit sie dieser Gerichtsbarkeit besonders unterstellt werden. Der Gouverneur bestimmt mit Genehmigung des Reichskanzlers (Reichsmarineamts) inwieweit dies der Fall sein soll, wie der Gouverneur auch befugt ist, Angehörige farbiger Völkerstämme von der deutschen Gerichtsbarkeit auszuschließen; 3. die nach § 2 des Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete für die Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen einschließlich des Bergwerkseigenthums maßgebenden Vorschriften finden keine Anwendung. Der Reichskanzler (Reichsmarineamt) und mit dessen Genehmigung der Gouverneur sind bis auf weiteres befugt, die zur Regelung dieser Verhältnisse erforderlichen Bestimmungen zu treffen; 4. das Gesetz, betreffend die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande vom 4. Mai 1870 findet in dem Gebiete von Kiau-tschou ebenfalls auf alle Personen, die nicht Chinesen sind, Anwendung. Der Gouverneur ist befugt, für Angehörige farbiger Völkerstämme abweichende Anordnungen zu treffen.

Die Bedeutung des Allerhöchsten Erlasses vom 27. v. M. und die Verordnung vom gleichen Tage ist eine doppelte: zunächst geht daraus hervor, daß die kaiserliche Regierung das Kiau-tschou-Gebiet als der Herrschaft des Deutschen Reiches voll und ganz unterstellt betrachtet, so daß die Rechtsverhältnisse derselben vom Reiche aus geregelt werden können. Sodann wird dieses Gebiet zum Schutzgebiet im Sinn des Gesetzes vom 17. April 1886, bezw. 15. März 1888, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, erklärt; infolgedessen haben auch die Bestimmungen dieses Gesetzes grundsätzlich auf das Gebiet von Kiau-tschou Anwendung zu finden.

Man könnte vielleicht zweifeln, ob das Gesetz vom 17. April 1886, bezw. 15. März 1888, ohne weiteres auf das neue Gebiet Anwendung finden könne, da dieses Gesetz nur für die zur Zeit seines Erlasses bereits im Besitze des Reiches befindlichen Schutzgebiete bestimmt gewesen sei. Eine derartige Auffassung wäre aber zu engherzig; man wird vielmehr annehmen können, daß das Gesetz auch auf die künftig zu erwerbenden Gebiete zur Anwendung gebracht werden sollte. Jedenfalls wird dem Kaiser nicht das Recht bestritten werden können, das Gesetz vom 17. April 1886, bezw. 15. März 1888, auf das Kiau-tschou-Gebiet für anwendbar zu erklären, da er befugt ist, die Rechtsverhältnisse dieses Gebiets einseitig zu regeln, so lange eine reichsgesetzliche Regelung dieser Verhältnisse nicht erfolgt ist.

Inwieweit später etwa sich der Erlaß weiterer reichsgesetzlichen Anordnungen noch als nothwendig herausstellen wird, diese Frage kann vorläufig jedenfalls auf sich beruhen.

Das Schutzgebietgesetz vom 17. April 1886, bezw. 15. März 1888, stellt an die Spitze den Satz, daß der Kaiser die Schutzgewalt, d. h. die Souveränität in den Schutzgebieten im Namen des Reiches auszuüben befugt ist, und zwar grundsätzlich ohne Mitwirkung des Bundesraths und Reichstags. Infolgedessen kann der Kaiser alle Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete im Verordnungswege regeln, soweit nicht das Schutzgebietsgesetz selbst Einschränkungen der kaiserlichen Machtbefugnisse enthält. Dies ist aber der Fall bezüglich der Zivil- und Strafrechtspflege, indem in dieser Beziehung das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz mit den in demselben in Bezug genannten Reichsgesetzen und preußischen Gesetzen, vorbehaltlich einer Anzahl theils im Schutzgebietsgesetze selbst enthaltener, theils durch kaiserliche Verordnung zu treffender Abänderungen, auch in den Schutzgebieten für anwendbar erklärt wurde. Das Gleiche gilt von dem Reichsgesetze vom 4. Mai 1870, betreffend die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande. Dem Kaiser wurde nur die Befugniß eingeräumt, den Zeitpunkt des Inkrafttretens der beiden Gesetze vom 10. Juli 1879 und 4. Mai 1870 für die einzelnen Schutzgebiete zu bestimmen.

Von dieser Ermächtigung hat der Kaiser in der Verordnung vom 27. April 1898 in der Weise Gebrauch gemacht, daß er bestimmte, daß die erwähnten beiden Gesetze auch in dem Gebiete von Kiau-tschou vom 1. Juni 1898 zur Anwendung zu kommen haben. Zu den Abänderungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes vom 10. Juli 1897, die durch Kaiserliche Verordnung zulässig sind, gehört die Bestimmung des Umkreises der Personen, welche der deutschen Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten unterliegen sollen, und die Regelung der Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen einschließlich des Bergwerkseigenthums. In beiden Richtungen hat der Kaiser in der Verordnung vom 27. v. M. die oben erwähnten Bestimmungen getroffen.

Was insbesondere die Regelung der Rechtsverhältnisse an den unbeweglichen Sachen anlangt, so zeigte sich von Anfang an die Unmöglichkeit, in dieser Beziehung die Vorschriften der deutschen, bezw. preußischen Gesetze auf die Schutzgebiete mit ihren ganz anders gelagerten wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen zur Anwendung zu bringen. Man mußte daher dem Kaiser die bereits erwähnte Ermächtigung geben. In Bezug auf das Gebiet von Kiautschou liegt die Sache ebenso wie bei den anderen Schutzgebieten, es hat daher die Verordnung vom 27. v. M. bestimmt, daß für die Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen einschließlich des Bergwerkseigenthums die Vorschriften des deutschen Rechts, die an und für sich zur Anwendung zu kommen hätten, in Kiau-tschau keine Geltung erlangen, daß vielmehr die Regelung dieser Verhältnisse durch den Reichskanzler (Reichsmarineamt), bezw. den Gouverneur, zu erfolgen hat. Daß diese Regelung in einer für die gesunde wirthschaftliche Entwicklung der neuen Kolonie entsprechenden Weise erfolgt, und daß namentlich wüster Bodenspekulation entgegengetreten wird, ist nach dem, was in dieser Beziehung in der Denkschrift des Vizeadmirals v. Diederichs ausgeführt ist, mit Sicherheit zu erwarten. Dadurch daß das Kiau-tschou-Gebiet zum Schutzgebiet erklärt und bestimmt ist, daß die Regelung und die Zivilrechtspflege und Strafgerichtsbarkeit nach Maßgabe des Schutzgebietsgesetzes, bezw. des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes vom 10. Juli 1879 zu erfolgen hat, ist eine klare Rechtslage und eine feste Grundlage für die wirthschaftliche Entwicklung der Kolonie geschaffen. Wie sich im einzelnen die Organisation der Zivil- und Strafrechtspflege in Kiau-tschou gestalten wird, ist hier nicht weiter auszuführen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß dies in derselben Weise zu geschehen hat, wie es bereits in den übrigen Schutzgebieten geschehen ist.

Deutsche Romantiker in Rom (1804—1823).

Von Eugen Guglia.

Die Stadt Rom einmal zu sehen ist zu allen Zeiten der Herzenswunsch deutscher Dichter, Künstler und Gelehrten gewesen. Nicht immer aber war dieser Wunsch gleich lebhaft und innig, nicht immer schien von seiner Erfüllung den Wünschenden gleichviel abzuhängen. In dem Jahrhundert vom 30jährigen Krieg bis auf Winckelmann, wo die Pulse des deutschen Geisteslebens auch sonst träger gingen, tritt er wenig hervor, ist er mehr auf ein äußerliches Sehen gerichtet, gleicht er mehr der Reiseneugier gewöhnlicher Menschen. Dann aber steigert er sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und im Zeitalter der Romantik wird er zur Leidenschaft. Es war jetzt nicht mehr bloß Enthusiasmus für Kunst und Alterthum, es war auch die Religion, die nach Rom führte. Dort geschahen nun Bekehrungen, wie sie seit den ältesten Zeiten der Christenheit nicht mehr waren gesehen worden, so Mancher entsagte der alten Heimath, um sein Leben in der ewigen Stadt beschließen zu können. Man klagte nicht mehr um das Rom der Vergangenheit, man fand auch in dem der Gegenwart noch ein Ideal.

Von den Männern der romantischen Schule sind zuerst Tieck und A. W. Schlegel in Rom gewesen. Tieck hatte schon, bevor er es kannte, davon geschrieben und geschwärmt. In „Franz Sternbalds Wanderungen“ (1798) schildert er einen römischen Sonnenuntergang: „eine mächtige Gluth hing über die Stadt, das Riesengebäude der Peterskirche ragte über allen Häusern hervor, alle Gebäude sahen dagegen wie Hütten aus“; er beschreibt einen Besuch der Sixtinischen Kapelle in der Abenddämmerung; der alte Camillo, den seine Bekannten für wahnsinnig halten, führt Sternbald vor das Jüngste Gericht und geht dann schweigend fort: „In der ruhigen Einsamkeit schaute Sternbald das erhabene Gedicht mit demüthigen Augen an. Die großen Gestalten schienen sich von oben herab zu bewegen, das gewaltige Entsetzen des Augenblicks bemächtigte sich auch seiner.... Die großen Apostel an der Decke sahen ihn ernst mit ihren ewigen Zügen und Mienen an, die Schöpfungsgeschichte lag wunderbar da, der Allmächtige auf dem Sturmwind herfahrend. Aber wie ein donnerndes Gewitter stand vorzüglich das Jüngste Gericht vor seinen Augen; er fühlte sich innerlich neu verändert, neu geschaffen, noch nie war die Kunst so mit Heeresmacht auf ihn zugekommen.“ Auch in den „Phantasien über die Kunst für die Freunde der Kunst“ redet er viel von diesem Gemälde, er vergleicht Michelangelo mit Dante: in ihnen beiden sei „weder Geschichte noch Begebenheit“, sie spannten alle Kräfte nur an, um einen großen magischen Eindruck zu erzielen. „Nirgends liegt so der tiefe allegorische Sinn verborgen, das Geheimniß der Religion, das im Jüngsten Gerichte lebt (wie in dem Bilde Michelangelo's). Die Zukunft thut sich auf, alle Bilder, alle Kraft und Anstrengung ist gleichsam zu matt, zu gewöhnlich, Buonarotti ergreift hier das Mächtigste, das Ungeheuerste, sein Gemälde ist der Schluß aller Dichtung, aller religiösen Bilder, das Ende der Zeiten.“ Flüchtig streift er nun die Stanzengemälde Raphaels, der Peterskirche aber widmet er einen eigenen Abschnitt: er gehört meiner Meinung nach zu dem Schönsten, was über sie gesagt worden ist. „Auf zahllosen Menschenleben bist du emporgestiegen zu dieser Höhe,“ hebt er an — denkt dann „der

groben Hände", die für kümmerlichen Lohn in den Steinbrüchen das Material für den Wunderbau förderten, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen wurde: „nur sein Eisen, sein Werkzeug war der tägliche Gedanke, bis er es zum letztenmal in die Hand nahm und starb." Aber auch die Hunderte von Werkleuten, die diese reinen Linien auskanteten, diese Säulenknäufe bildeten, diese Statuen meißelten — „sie haben ihre Augen geschlossen und kein Auge der Welt hat seitdem ihr Werk betrachtet". Und er verfolgt den Ursprung des Werkes weiter hinauf bis „zu dem Einen, dem größesten Meister", der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Gesetz vorschrieb, die Last der Mauern kühn zu besteigen und sich hoch in Lüften hängend zu erhalten —" und noch weiter zu den Päpsten, „welche durch armselige, kleine Metallstücke, die sie von ihren todtenstillen Schatzkammern in die Welt streuten, wie durch elektrische Funken aus der schlafenden Kraft der groben Hände, der schlafenden Kunst der Steinarbeiter, den schönträumenden Geistern der Architekten eine vereinigte sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen". — „Wie mannichfache menschliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor!" ruft er aus; „wie viele Leben sind an deiner Schöpfung zerschellt! Und du stehst, ein unsterblicher Bau, stützest dich auf deine starken Mauern und siehst unerschrocken hinaus in lange Jahrhunderte.... Du prangst in deinem Dasein und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprung. Menschen erschufen dich, und du bist höherer Natur, als das Geschlecht deiner Schöpfer, lässest die sterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dome und umhüllst sie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern spricht."

Wir mögen denken: wenn schon der bloße Gedanke oder etwa eine Abbildung dieser römischen Herrlichkeit den Dichter zu einem solchen Hymnus begeistert, wie produktiv mag erst das lebendige Anschauen selbst auf ihn wirken. Aber da erfahren wir eine Enttäuschung.

Tieck sah Rom zwar noch in jungen Jahren, 1805, da er kaum 32 Jahre alt war. Aber er war schwer krank, litt an heftigen gichtischen Schmerzen und hatte die Reise hauptsächlich unternommen, um unter dem südlichen Himmel Heilung zu finden. Noch auf der Reise kämpfte er mit heftigen Anfällen, fürchtete einigemale zurückbleiben zu müssen. In Rom schien es wohl einen Augenblick, als sollte es besser gehen. Schon der Blick aus den Fenstern seiner Wohnung auf dem Quirinal erquickte ihn. Aber bald ergriffen ihn wieder die alten Schmerzen und dazu ein heftiges Heimweh nach dem dürftigen Boden seines Vaterlandes, den er oft geschmäht hatte. „Mit Schmerzen ringend," so erzählt sein Biograph, Rudolf Köpke, „schlich er am Stock durch die Straßen, über die Plätze. Oft trat die Gicht in den Arm, in die Hand, welche auf dem Stocke ruhend, die ganze Wucht des schweren und hinfälligen Körpers zu tragen hatte. Durch die Eindrücke, welche er erhielt, wurden ihm diese mühseligen Spaziergänge zur zwiefachen Qual. In den Straßen Roms kehrten ihm die angstvollen Empfindungen seiner Jugend wieder. Wenn er zwischen den Palästen und Ruinen hinging, von denen er oft geträumt hatte, und sich sagte, jetzt stehe er auf dem Boden Roms, wenn er auf sich und seine Hülflosigkeit sah, wie die Last der Krankheit ihn zu Boden drückte, dann erfaßte ihn eine unnennbare Angst, ein Entsetzen vor sich selbst, vor den Dingen, die ihn umgaben, fremd, gespenstisch, traumartig erschienen sie, alles verkehrte sich. Seine Jugend mit ihrer Sehnsucht war die Wirklichkeit, die Gegenwart ein Traum, aus dem er vergeblich zu erwachen rang. Mußte er so hier erscheinen, gebrochen, das Herz von Gram erfüllt, er, der einst kräftige, begeisterte Jüngling? War er es wirklich? Schadenfroh erhob sich aus seinem Innern eine Stimme: „Was du einst so inbrünstig gewünscht hast, ist dir jetzt zu deiner Pein gewährt." Qualvoller noch waren die Nächte, wenn er umsonst die Augen schloß und der Schmerz ihn wach erhielt, bis der Morgen graute. Da murmelten die Springbrunnen so traurig, und in das Rauschen des Windes hallten eintönig klagend die Glocken der nahen Klöster hinein. Es war die schwermüthige Begleitung seiner trüben Gedanken. Jeder alte Gram stieg wieder in seinem Herzen auf, und er ward ihm von neuem zur Beute. Oft brach er in heiße Thränen aus, die doch keine Linderung brachten. War er endlich eingeschlafen, so begann eine neue, schrecklichere Qual. Die gräßlichsten Bilder kamen ihm in seinen Träumen. Sie verfolgten ihn am Tage; er wagte nicht daran zu denken, noch weniger davon zu sprechen und doch standen sie vor ihm und wichen keinem Wechsel der Gegenstände. So begann sein Tag und endete mit Schmerzen; Furcht und Entsetzen lösten einander ab, er schien gekommen um ganz elend zu werden. Und dieser grauenhafte Zustand dauerte wochen-, monatelang...."

Eine echt romantische Spiegelung der ewigen Stadt ist das nun freilich doch. Denn ihr Anblick, das Leben in ihr, das Sichoerfenken in ihr Dasein und Wesen wirkt auf phantasiebegabte Naturen immer ins Ungeheure. Rom ist selbst wie ein Zauberspiegel, in dem man das, was man in innerster Seele trägt, riesenhaft projizirt erblickt, es ist ein furchtbarer Prüfer, ob man in seinen Tiefen gesund und glücklich ist.

Tieck fürchtete in Rom, was er schon einmal als Jüngling gefürchtet hatte, wieder: in Wahnsinn zu verfallen. Aber er rang sich durch, er fand zuletzt gerade hier die lang vergeblich gesuchte Genesung, wenigstens für einige Zeit. Jetzt erst erwachte in ihm das Interesse für die Einzelheiten der ihn umgebenden Welt, nun erst sah er im Vatikan die Werke Raphaels und alle Denkmale, zu denen er vor Jahren seinen Sternbald geführt hatte, das Jüngste Gericht und die Peterskirche, die er verherrlicht hatte, ohne sie zu kennen. Auch das kirchliche Leben zog ihn nun an, er versäumte keine Zeremonie an den hohen kirchlichen Festen, der Glanz des katholischen Kultus, den er in der Heimath öfters gegen die Angriffe protestantischer Eiferer in Schutz genommen hatte, beruhigte ihn und erhob ihn. Aber zu einer produktiven literarischen Thätigkeit regten ihn zunächst weder die einen noch die anderen Eindrücke an. Durch äußere Umstände wurde er, kaum daß er sich wieder eines leidlichen Wohlseins erfreute, genöthigt, sich mit einem deutschen Autor zu beschäftigen, der ihm geradezu verhaßt war — mit Kotzebue. Dieser war gerade damals in Rom, verkehrte im Hause des Prinzen von Sachsen-Gotha, in dem auch Tieck aufs freundlichste aufgenommen worden war. So glaubte er denn nicht ablehnen zu können als ihn der Prinz aufforderte, bei einer Aufführung des „Wirrwarr", die man zu Ehren Kotzebue's veranstaltete, als Regisseur und Souffleur zu fungiren — von der Pflicht, selbst mitzuspielen, rettete ihn sein Leiden. Aber bei seinem ausgezeichneten Gedächtniß lernte er durch die wiederholten Proben nicht nur eine, sondern alle Rollen des albernen Stücks auswendig — und das in Rom — in einem römischen Palast: fürwahr eine Ironie des Schicksals, wie sie drastischer in keinem Dichterwerk der romantischen Schule dargestellt erscheint. Dann fand er sich durch altdeutsche Handschriften gefesselt, die er in der vatikanischen Bibliothek fand, er gerieth in einen solchen Arbeitseifer, daß er bald den ganzen Tag abschreibend, vergleichend und ausziehend im Vatikan saß. Zuerst nahm er Manuskripte des Heldenbuchs und des Nibelungenlieds vor, dann „Tristan und Isolt" und „Titurel": „so treibt mich ein schlimmer Fleiß", sagte er selbst,

„und ich mußte nach Rom gehen, um erst recht stockdeutsch zu werden".

Wohl erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland, die im Sommer 1806 geschah, verfaßte er die „Reisegedichte eines Kranken", die das vierte Buch der Gedichtausgabe von 1841 bilden. In der Lyrik hat Tieck niemals Bedeutendes geleistet, auch die Gedichte sind recht mittelmäßig; sie können nur als biographische Dokumente dienen, als Stimmungsbilder, Denkmale; um ihrer selbst willen wird sie heute Niemand mehr lesen. Die meisten handeln von Rom. Da wo der Dichter den Kontrast zwischen den Bildern, die die Sehnsucht ihm vorgespiegelt und der schmerzumflorten Wirklichkeit berührt, hat er hier und da ein glückliches, ergreifendes Wort. Sogleich bei der Schilderung des ersten Anblicks der Stadt von der Via Flaminia aus:

„So ist der weite Weg nun überwunden
Und endlich, endlich das erwünschte Ziel erschienen?
Und wie ich mich sammle,
Mich und die Größe des Moments zu fühlen,
Zerrinnt in Schmerz
Das kaum gehaschte Bild
Und alle die alten, edlen Erinnerungen
Entfliehn vor der drückenden, engen Gegenwart.
Wie klein ist der Mensch,
Wie arm im Schein des Reichthums!"

Oder in dem Gedicht „Villa Borghese":

„So seh' ich denn endlich,
Was ich als Knabe schon träumte,
Als Jüngling ersehnte,
Und nun —
Nur der Wehmuth hingegeben,
Aengstet mich die freundliche Umschattung.
Endlich ist mein Traum erfüllt
Und neidische Götter
Senden mich her, den Verstörten,
Dem der Sinn mangelt sein Glück zu genießen
. . . . . .
Fallet nieder, ihr schmerzenden Fesseln,
Die ihr jede Lebensregung hemmt!
Laßt mich frei!
Daß ich die alten Freunde,
Alle die Wundergestalten,
Jauchzend umarme.
. . . . . .
Doch der Gefangene
Hat nur Thränen,
Die Dämmerung verhüllt sie. . . ."

A. W. Schlegel war das Jahr vorher in Rom gewesen, in der ersten Hälfte 1805. Ueber seinen Aufenthalt ist wenig bekannt. Er kam mit der Frau v. Staël, ging zuerst nach Neapel, dann nach Rom. Hier dichtete er die Elegie „Rom", die noch im selben Jahr mit einer Widmung an die Staël in Berlin erschien und später von Ste. Beuve ins Französische übersetzt worden ist.

Zu einer elegischen Behandlung ihrer Schicksale, des Kontrastes von heut und einst, hat Rom schon Poeten des Mittelalters angeregt. Gregorovius erzählt davon. Der älteste war nach ihm der französische Bischof Hildebert von Tours, der nm 1106 die Stadt sah, als sie noch die Spuren der Zerstörung an sich trug, die sie 20 Jahre früher durch die Normannen erlitten hatte. Er dichtete drei lateinische Elegien, die erste hebt an:

„Nichts ist Roma dir gleich, selbst jetzt, da in Trümmern du moderst,
Was im Glanze du warst, lehren Ruinen im Staub."

Fast in jedem der folgenden Jahrhunderte hat es Dichter gegeben, die derselben Bewunderung und derselben Klage Ausdruck gegeben haben. Besonders reich müßte wohl das 16. Jahrhundert an solchen Gedichten gewesen sein. Am bekanntesten sind die „Antiquités de Rome" von Joachim du Bellay: zwar der Form nach sind es keine Elegien, es sind Sonette, aber der Ton ist elegisch, die Motive sind so ziemlich dieselben, wie in den Elegien des Hildebert. Goethe's römische Elegien — in den erotischen Motiven hier und da beeinflußt von den Elegien eines neulateinischen Dichters des 16. Jahrhunderts, Johannes Secundus, in der Auffassung Roms aber diesem gegenüber ebenso original und neu, wie den melancholisch klagenden Dichtern von der Art des Hildebert — stehen am Ende dieser langen Reihe, sie waren 1795 erschienen. Schlegel knüpft durchaus an die älteren Elegiker an, die in dem erschütternden Kontrast von römischer Vergangenheit und Gegenwart schwelgten. Gleich in den Eingangsversen beschwört er das Bild des Todes herauf:

„Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am umwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen,
Bis zu dem Meere jenseits, dort vom Sabinergebirg.
Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth,
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth."

Wohl läßt dann der Dichter in einer freieren Stimmung rein episch, in formvollendeter Sprache und in Wendungen, die bisweilen an Ovids Fasten erinnern, die Hauptmomente der römischen Geschichte an uns vorüberziehen, aber die gute Hälfte des Gedichts ist doch der Schilderung des Verfalls gewidmet, und da tönt immer wieder der alte Klageruf:

„Welches Gefieder noch drächt' Augurien? Welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl solchem versunkenen Sein?
Altert die Welt? Und indeß wir Spätlinge träumen, entlöst sich
Ihr hinfälliger Bau, schon in lethäisches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinn der Dinge Beschluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt."

Zuletzt wird der schwermuthsvolle Ton wohl wieder etwas heller, ein Trost, die Ahnung einer „freudigen Wiedergeburt" leuchtet auf, aber der Dichter schöpft sie nicht aus der Betrachtung Roms, sondern „aus dem Blick der edlen Gefährtin". Recht aus tiefer Empfindung heraus scheint uns diese Wendung freilich nicht zu kommen, es ist mehr wie ein kühles Kompliment.

Von den anderen Genossen der Frühromantik ist keiner nach Italien gekommen. Novalis nicht, dessen Osterdinger im zweiten Theil in Italien spielen sollte, Wackenroder nicht, der in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" so wie Tieck von Raphaels und Michelangelo's römischen Kunstwerken spricht, ohne sie gesehen zu haben, der seinen Helden sich während eines großen Kirchenfestes im Pantheon zum Katholizismus bekehren läßt und seiner „Sehnsucht nach Italien" in einem zierlichen Gedichtchen Ausdruck gegeben hat. Beide starben bekanntlich in jungen Jahren. Friedrich Schlegel ist erst als ein hoher Vierziger nach Italien und Rom gekommen, 1819 im Gefolge des Kaisers Franz von Oesterreich; die flüchtige und unfreie Reise gereichte dem früh müde und alt gewordenen nicht zum Segen: ein Aufsatz „über die deutsche Kunstausstellung zu Rom" war ihre ganze Ausbeute.

Aber es kamen nun die bildenden Künstler nach Rom: Overbeck im Frühjahr 1810, Johannes Veit, der Sohn der Dorothea Schlegel zu Ostern 1811, Peter Cornelius im Herbst dieses Jahres, später gesellten sich dazu Philipp Veit, der Bruder des Johannes, Passavant, Schnorr, Eberhard u. A. Es ist das die Schule von S. Isidoro, die in der deutschen Kunstgeschichte epochemachend gewesen ist.

Sie hatte einen ausgesprochen katholischen Charakter, die Veits kamen schon als Konvertiten nach Rom, Overbeck und Cornelius traten hier zum Katholizismus über. Bei mehreren von ihnen ist der Aufenthalt in Rom wahrhaft fruchtbar gewesen, ganz so wie bei Goethe, nur in einem entgegengesetzten Sinne. Ihr Streben war keineswegs, wie Cornelius in einem Briefe an den Primas Dalberg mit Recht sagte, „ein Beschwören eines längst abgeschiedenen Geistes", sie wollten sich nur insofern an das Alte schließen, „als Raphael es gethan, als es Virgil an Homer, als es Goethe und Schiller an Shakespeare gethan". Nur von dem italienischen Formalismus und den neufranzösischen Kunsttraditionen suchten sie sich zu befreien, wollten Werke schaffen, die „wahre Innigkeit und tiefes heiliges Leben athmen".

Einige von ihnen haben schwere Krisen durchzumachen gehabt — beinahe wie Tieck, ohne krank zu sein wie er. Johannes Veit erzählt in den Briefen an seine Eltern davon. Es ist die alte Geschichte, die in Rom nicht nur Künstler, die beinahe jeder lebhaft empfindende, geschichtsbewußte Mensch erlebt. „Ich . . ließ anfangs den Muth sehr sinken," schreibt er im Juni 1811, nach dreimonatiger Anwesenheit in der Stadt, „war in Augenblicken der Verzweiflung nahe". Dann fand er sein Gleichgewicht in einer weisen Beschränkung: „Am Ende erreicht doch Jeder, was er kann, und es ist thöricht, seine Hände nach allen bunten Dingen ausstrecken und dann sich wie ein Kind darüber betrüben, daß man nicht in den Mond greifen kann."

Von den hervorragenden Schriftstellern der späteren Romantik war keiner in Rom: weder Achim v. Arnim, noch Brentano, weder Görres noch Kleist noch Adam Müller. Nur Zacharias Werner, der wohl eine eigenartige Stellung in der Literatur der Zeit einnahm, aber jener Richtung doch nahestand, kam, zur selben Zeit, da sich die Malergemeinde von S. Isidoro sammelte. Am 9. Dez. 1809 traf er ein. Er war 43 Jahre alt, führte aber so wie in Deutschland auch hier ein wüstes, ausschweifendes Leben, wie er später selbst bekannte: „gehetzt von Neu zu Gier, von Gier zu Neu." Doch bald wandelte sich sein Sinn. Nach der älteren Version soll das zufällige Aufschlagen einer Stelle aus Thomas a Kempis in der Peterskirche ihn zur Einkehr gebracht haben, nach einer anderen, späteren, die Lektüre der Wahlverwandtschaften — die Geschichte von Ottiliens Entsagung. Aber nicht nur seinen früheren Lebenswandel schwur er ab, auch seinen alten Glauben; am Gründonnerstag 1810 ließ er sich von dem Pater Ostini vom Collegium Romanum in die katholische Gemeinschaft aufnehmen. Und sogleich war er selbst voll Bekehrungseifer; als er 1813 nach Deutschland zurückkehrte, rühmte er sich, fünf Deutsche in Rom zum katholischen Glauben bekehrt zu haben. Literarisch aber ist das, was er zu Rom erlebte, nicht fruchtbar für ihn geworden. Weder in der schönen „Klage an die Königin Luise von Preußen", noch in dem Trauerspiel „Wanda", die er beide in Rom verfaßte, weht ein Hauch von römischer Luft, in dem sonderbaren Selbstbekenntniß „Weihe der Unkraft", die er bald nach der Rückkehr aus Rom dichtete, sind ein paar Reminiscenzen an Italien, „Das Land des Heils", von Rom nichts.

Kommen wir so zu dem — meine ich — etwas überraschenden Resultat, daß die romantische Dichtung der unmittelbaren Einwirkung von Rom nur sehr wenig nachweisbares verdankt, so ist auch die Ernte, die die Historiker der romantischen Richung in den ersten Dezennien unsres Jahrhunderts dort einheimsten, nicht um viel reicher.

Niebuhr, den man doch auch in diesem Zusammenhang nennen muß, konnte sich, obwohl er Jahre lang in Rom verweilte, in dieses nicht finden und blieb dauernd enttäuscht. Freilich, sein historisches Lebenswerk, die „Römische Geschichte," war so gut wie vollendet, als er nach Italien kam. Und eben durch dieses Werk, das ja nur die republikanischen Zeiten behandelt, lebte und wedte er mit seinen Gedanken in einem Rom, von dem keine Spur mehr vorhanden war. Die Erinnerungen an die Kaiserzeit waren ihm widerlich, die Renaissance sagte ihm nicht viel, und die Gegenwart schien ihm nur Bilder des Todes zu bieten. „Es ist hier in Italien ein trauriges Leben, aber so trübselig, wie sich hier alles findet, habe ich selbst es mir nicht gedacht. Was helfen mir die Kunstwerke, da ich unglücklicherweise ebenso wenig als meine alten Römer ein Enthusiast für die Kunst in der Art wenigstens bin, daß ich in ihr leben und durch sie mich für das schadlos gehalten finden kann, was eigentlich meiner Natur angemessen ist. Wo das Lebende anekelt, wie kann der, welcher nur durch Menschengeist und Menschenherz sich selbst gehoben oder glücklich zu fühlen vermag, an Bildsäulen, Gemälden und Gebäuden Ersatz finden? Wer kann bloß von Gewürz und Wohlgerüchen leben? . . . Die Italiener sind eine Nation von wandelnden Todten." Er fand auch für seine gelehrten Zwecke wenig: „Rom gewährt für meine Geschichte nichts," schrieb er an Nicolovius, „dies Rom ist ein Codex rescriptus, wo Cato's Origines ausgekratzt und ein Diario di Roma darüber geschrieben ist." Das war im ersten Jahr seines Aufenthalts; er blieb 6 Jahre, hatte als Gesandter Preußens beim päpstlichen Stuhl Erfolge, die ihn freuten, es wurden ihm drei Kinder in Rom geboren und wuchsen fröhlich auf, auch für seine Wissenschaft fand er später mehr, als er anfangs hoffen mochte, dennoch söhnte er sich mit Rom nicht aus: „ohne daß man aufhöre, hier fremd zu sein und sich fremd zu fühlen, wird man auch der Heimath fremd. So vergeht das Leben, und man fühlt, daß es elend hingeht" — so schrieb er, nachdem er 5 Jahre in Rom gelebt hatte.

Auf Friedrich Raumer, der um dieselbe Zeit hieher kam, um Material für seine Geschichte der Hohenstaufen zu sammeln, machten weder die Spuren des vergangenen Lebens, noch der Verfall der Gegenwart einen sehr tiefen Eindruck. Das macht, daß er überhaupt keine so tiefe Natur war: er wollte nur sehen und lernen, beides in dem gewöhnlichen oberflächlichen Sinn. Solche Menschen, Gelehrte, die auf ein bestimmtes Ziel losgehen und nicht viel rechts oder links sehen, werden sich mit Rom immer leidlich abfinden. Großes wird dabei nicht herauskommen, aber Brauchbares. Die „Geschichte der Hohenstaufen" war für die damalige Zeit ein tüchtiges Werk. Es that den älteren Romantikern Genüge, Tieck las es „nicht ohne eine bedeutende Rückwirkung zu erhalten", den Jüngeren freilich war es zu protestantisch.

Johann Friedrich Böhmer, der 1819 in Rom war, ist wohl unter allen deutschen Romfahrern der Zeit die erfreulichste Erscheinung. Er hatte sich sein Lebensziel damals noch nicht gesetzt, schwankte noch zwischen Kunst und Wissenschaft, später hat er mit den Regesten unsrer mittelalterlichen Kaiserurkunden ein wahrhaft nationales Werk geschaffen. Man könnte nicht sagen, daß der Gedanke dazu in Rom erweckt worden ist, aber der Aufenthalt dort trug sehr viel dazu bei, daß er diesen Gedanken fassen konnte. Nach der unvermeidlichen Enttäuschung der ersten Tage entzückte ihn Rom, er nannte später die Zeit, die er da zugebracht, „die glückseligste seines Lebens". Aber sein Sinnen und Trachten war doch auch hier immer dem Vaterland zugewendet: wie sich dessen Zukunft entwickeln werde, wie er ihm einmal werde dienen können. In Rom hat er einen Aufsatz entworfen „Von unsrer Unzufriedenheit". Hier gerade, in Rom, faßt er den Entschluß zu einer tüchtigen Thätigkeit im Vaterland, damit er das

Digitized by Google

Seine thue, ein Scherflein beitrage, um diese Unzufriedenheit zu vertreiben. Nicht Bilder des Todes also bietet ihm dieses Rom, es regt Gedanken des Lebens in ihm auf. Bei allem Reiz, den römischer Himmel und römische Kunst für ihn haben, lockt es ihn keinen Augenblick zu immerwährendem Bleiben. Die katholischen und kathalisch gewardenen Künstler in Rom, die Carnelius, Overbeck, Passavant sind sein liebster Umgang und er hat für ihr reines Streben volle Sympathie, aber er blieb Protestant. Nur daß er hier in dem irenischen Geist, dem eine Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen ein Ideal war, den var ihm der Hamann'sche Kreis, mit ihm so viele Romantiker hegten, befestigt wurde.

Ranke endlich, mit seinen Erstlingswerken auch noch den Geschichtsschreibern der Romantik zuzuzählen, kam erst 1829 nach Rom: er steht außerhalb des Kreises, den wir für diesmal unsrer Betrachtung ziehen mußten.

Charakteristisch für alle die Romantiker, die sich im zweiten Decennium unsres Jahrhunderts in Rom zusammenfanden, ist, daß die Goethe'sche Rombetrachtung, wie man sie eben damals aus der 1816 und 1817 erscheinenden „Italienischen Reise" kennen lernte, ihnen durchaus antipathisch war. Selbst Cornelius, der so voll Enthusiasmus für Goethe war, gestand in vertraulichem Gespräche Niebuhr, wie tief es ihn bekümmere, daß Goethe Italien und Rom so gesehen habe. Entweder habe ihm das Herz damals nie geschlagen, das warme reiche Herz, es sei erstarrt gewesen, oder er habe es gleich „festgekniffen".

Und wir? Sind wir völlig zu der Goethe'schen Rombetrachtung zurückgekehrt? Nein, wir verstehen sie, wir schelten sie nicht, wir bewundern sie sogar, aber das wird immer nur eine Art für Auserwählte sein, für ganz sauveräne Naturen, denen sich jeder Thonklumpen unter den Händen zum goldenen Kunstwerk formt. Die romantische Betrachtungsweise — der schwermüthige Vergleich zwischen heute und einst, das Schwelgen in den Kontrasten, die Rom bietet, das Sichergehen in historischen Reminiscenzen — alles das wird uns viel näher liegen.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Hogelstange: Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig, Duncker u. Humblat 1898. 288 S. 8°. — Da die Quellen für die Kulturgeschichte des Mittelalters, soweit sie nicht das Leben der obersten Gesellschaftskreise betreffen, verhältnißmäßig recht spärlich fließen und bis jetzt auch noch keine gründliche, zusammenfassende Bearbeitung gefunden haben, so war es für den Verfasser des vorliegenden Buches eine lohnende und dankenswerthe Aufgabe, eine solche wenigstens für den Bauernstand zu geben. Daß die engere Begrenzung des ganzen Stoffes gerade zugunsten Süddeutschlands ausfiel, ist dadurch erklärlich und gerechtfertigt, daß weitaus die meisten der überhaupt vorhandenen Quellen, namentlich der literarischen und Rechtsdenkmäler, welche in erster Linie Hogelstange's Grundlage bilden, aus Süddeutschland stammen und dortige Verhältnisse schildern. Mit Recht bemerkt übrigens der Verfasser, daß die gegebene Darstellung in den wesentlichsten Zügen auch für die nicht ausdrücklich genannten Gegenden des übrigen Deutschland stimmt, wenn man das Gerichtswesen der Westfalen ausnimmt.

Von den fünf Abschnitten des Buches beschäftigt sich der erste mit der sozialen Lage der Bauern. Der kleine Rest vollkommen freier, unabhängiger Bauern, wie sie sich im Volkslied mit Selbstbewußtsein selbst schildern, wird uns vorgeführt. Dann die größere Mehrzahl der Hörigen, die zum Theil zwar persönlich frei, aber dinglich belastet, zum andern Theil leibeigen sind, und endlich der häufige Uebergang der einen Klasse in die andere, tiefer stehende. Ergibt sich so bis etwa zum 13. Jahrhundert ein stetiges Sinken in der Lage der Bauern, so ist von dieser Zeit an eine dauernde Besserung derselben wahrzunehmen, indem sich nunmehr die große Masse der Bauern als Erbpächter darstellt, die zwar mehr oder minder hörig sind, aber doch ein bestimmtes gesichertes Recht (gewere) auf ihre Schalle besitzen. Das streng geregelte Verhältniß dieser Pächter zu ihren Gutsherren wird bis ins Einzelne quellenmäßig dargelegt, dann folgt eine genaue Beschreibung der bäuerlichen Lasten, der Abgaben und Frohndienste. Beides war übrigens durchaus kein erdrückendes Joch, da es eine Fülle von Befreiungen, Milderungen und selbst Gegendiensten des Gutsherrn gab. Die zweite Hälfte dieses Kapitels führt uns den infolge dieser günstigen sozialen Lage oft gar üppig und übermüthig werdenden Bauern vor, wie ihn uns Neidhart v. Reuenthals Lieder, Wernhers Meier Helmbrecht, Seifried Helbling, der Ring Wittenweilers zeichnen. Mit seinem Stande nicht mehr zufrieden, möchte er es gar zu gern den Rittern gleichthun, wird aber durch Tölpelhaftigkeit, Geschmacklaßigkeit und Eitelkeit nur zum Gelächter und Spott der Vernehmen und Vernünftigen. Dieser Uebermuth, gegen den sich bald asl genug sogar gesetzliche Verordnungen wenden mußten, ist mit ein wesentliches Moment, welches in Verbindung mit thotsächlichen rechtlichen Mißverhältnissen die Bauernrevalution des 16. Jahrhunderts veranlaßt hat.

Das zweite Kapitel entwirft ein anschauliches Bild von dem Familienleben des Bauern. Es beginnt mit der Schilderung der Ehe und der Verlobung, den Anschauungen darüber, der dabei üblichen Formen und Bräuche, der Strafen für Ehebruch. Die Ehe gilt zwar gemäß der Bibel als vollkommene Vereinigung der Gatten, doch bleibt stets das Vermögen der Frau ihr freies Eigenthum, an dem der Mann nur Verwaltungs- und Nutzungsrecht hat. Nach einigen Bemerkungen über das Erbrecht lernen wir dann das Walten der Hausfrau kennen, in deren Händen das gesammte Hauswesen und als wichtigste Aufgabe die Erziehung der Kinder ruht. Zum Kreise der Hausbewohner gehört auch das Gesinde, dessen inniges und enges Verhältniß zur Herrschaft ebenfalls genau geregelt ist. Ein Hauptmittel, diese Zusammengehörigkeit zu fördern, sind die religiösen Pflichten, denen natürlich immer gemeinsam genügt wird. Der Lohn des Gesindes bestand in älterer Zeit nur in Wohnung, Kost und Unterholt, in späterer meist in Geld. Der Schluß vereinigt noch einmal sämmtliche Hausgenossen vor uns beim Mittagsmahle.

Das dritte Kapitel behandelt das Wirthschaftsleben. Zuerst wird eine Beschreibung der äußeren Ansiedelungs- und Besitzverhältnisse, dann des Inneren der Bauernstube und ihrer Ausstattung gegeben. Die Besprechung der Küchengeräthe führt zu den verschiedenen Nahrungsmitteln und ihrer Zubereitung, sowie weiter zu einer eingehenderen Erörterung über die Bedeutung der Viehzucht, des Obst- und Gartenbaues, und am Ende werden wir nach über die Wichtigkeit der Marken und Grenzen, wie über die Hauptarten der Bodenkultur belehrt.

Als viertes Kapitel schließt sich eine Darstellung des Gerichts- und Beamtenwesens an, das uns den Bauern in seinem Verhältniß zur Gemeinde, zur Oeffentlichkeit zeigt. Wir lernen die verschiedenen Arten der Gerichte kennen, Landesding, Hunderschaftsversammlung, Schultheißengerichte, gebatene und ungebotene Gerichte, Send- oder Rügegerichte. Danach folgt eine genaue Charakteristik der Justizpersonen, des Richters mit seinen Eigenschaften, Pflichten und Rechten, der Schöffen, Fürsprecher, Zeugen, Eideshelfer, des Büttels und daran anschließend Angaben über Ort, Zeit, Verlauf der Verhandlungen, wabei die Beweismittel und unter diesen wieder die Ordalien am ausführlichsten bedacht sind, und über den Vollzug des Urtheils.

Der Schlußabschnitt, „Feste und Vergnügungen", bietet eine anziehende und in den wichtigsten Punkten auch vollständige Aufzählung und Beschreibung der Volksbräuche und -feierlichkeiten, indem sich die Darstellung an den Kreislauf der Feste im Jahre anschließt. Gar manchen von den alten Gebräuchen zu Ostern, bei Frühlingsanfang, zu Johannis, beim Erntefest, am Martins- und Nikolaustage finden wir auch heute noch wieder. Bei dem Streite zwischen Sommer und Winter und dem Todaustreiben (S. 227) hätte übrigens auch eine der hübschen Quellenschilderungen nach Joannes Boemus (Augsburger Ausg. 1520 Fol. LIX), der sanft übrigens gründ-

lich benutzt ist, oder Franks Weltbuch 131b oder Th. Naogeorg. Regnum Popisticum IV, Laetare, gegeben werden können. Die Zeit der Zwölften ist leider unberücksichtigt geblieben, dagegen sind Fastnacht und besonders die Kirmeß ausführlich bedacht. Nach diesen öffentlichen Feierlichkeiten kommen die Familienereignisse an die Reihe, die oft mit maßloser Verschwendung gefeiert wurden, wie z. B. die Bauernhochzeit in Wittenweilers Ring zeigt, wenngleich mit Recht auf die dort herrschende Uebertreibung hingewiesen ist. Zum Schluß erhalten wir noch einen Ueberblick über die Tanzvergnügungen, Spiele und Spinnstuben.

Im Interesse der Vollständigkeit wäre es wohl zu wünschen gewesen, daß das Gebiet der Volkskunde eine etwas größere Beachtung gefunden hätte und noch einige Mittheilungen etwa über Namengebung, Glaube und Aberglaube, und noch genaueres über Sitten und Bräuche, namentlich im engeren Familienleben, eingeflochten wären; Stoff dazu dürfte die Durcharbeitung der Quellen gewiß in ziemlich reichlichem Maße geliefert haben. Doch auch ohne dies können wir dem Verfasser für seine sorgsame und reichliche Gabe nur dankbar sein. H. Jantzen.

γσ **Berlin.** Die Maisitzung der Gesellschaft für Erdkunde ward durch Frhrn. v. Richthofen mit einer die Vasco da Gama-Feier der Gesellschaft betreffenden Mittheilung eröffnet, die zugleich mit dem 70jährigen Stiftungsfest der Gesellschaft begangen werden soll. — Es folgte die Rechnungsablegung für das Jahr 1897/98 durch Hrn. Generalsekretär Hauptmann Kollin, wonach der Gesellschaft neben ihrem Grundkapital von 56,200 M. in Effekten, bei Ausgaben von 4768 M. 21 Pf. und Einnahmen von 4855 M. 56 Pf., ein Rest von 87 M. 35 Pf. verbleibt. Die Karl Ritter-Stiftung ist auf das Kapital von 54,400 M. angewachsen. — Prof Karl von den Steinen hat auf den Marquesas-Inseln nach seiner Mittheilung aus Californien nicht mehr reine Naturstämme gefunden, dagegen traf er noch die Bewohner einiger kleineren benachbarten Inseln im Naturzustande, so daß seine Expedition immerhin lohnend gewesen ist. — Es liegt das große Reisewerk des Grafen Szechenyi vor, der die Tamyl, ein bedeutendes westliches Volk Vorderindiens, hinsichtlich ihrer Sprache studirt hat, um Anknüpfungspunkte an die ursprüngliche Gestalt des Magyarischen (?) zu finden. — Als Vortragender des Abends sprach Dr. Max Schoeller über wissenschaftliche Ergebnisse seiner Expedition nach Aequatorial-Ostafrika und Uganda 1896 bis 1897. Der Vortragende, ein Schüler Prof. Dr. Schweinfurths und dessen Begleiter auf seinen nordafrikanischen Forschungsreisen, hat im Jahre 1894 die italienische Kolonie Erythräa besucht und damals die Resultate seiner sehr gediegenen wissenschaftlichen Forschung veröffentlicht. Er hat seine durch Aequatorial-Ostafrika unternommene Expedition, die von der Küste in gerader Linie landeinwärts durch die Massaisteppe zur Nordküste des Victoria Nyanza führte, aus privaten Mitteln ausgerüstet und viel neues gesehen und gefunden. Mit 400 Mann Trägern, Askaris in guter Bewaffnung, und mit 58 Eseln beach die Expedition am 29. Juni 1896 von der Küste auf, ging zum Panganigebiet vor, erreichte den Kilimandscharo unter genauer Routen- und geographischer Aufnahme des durchzogenen Gebiets, wandte sich dann durch die Massaisteppe, woselbst sie an Wassermangel zu leiden hatte, dem Laufe des Quoso Ugero folgend, zum Natronsee und nach Soliko, wo feindliche Demonstrationen abgewehret werden mußten, dann nach Kawirondo und Uganda. Der Rückweg erfolgte längs der Steaße am Elgon und an den kleineren Seen von Elmenteita und Naiwascha und am 19. März 1897 ward die Küste erreicht. Die Völker des von dem Vortragenden durchzogenen Gebietes wurden zum besonderen Gegenstand des Studiums gemacht, und er stellt für alle afrikanischen Stämme zu beiden Seiten des Aequators die drei Hauptgruppen der Hamiten, Bantu und Niloten auf, unter die alle einzuordnen sind. Die Klassifikation der einzelnen Stämme bietet darum Schwierigkeiten, weil durch vielfache Wanderungen Sprache und Sitten eines Stammes auf Theile eines anderen stammfremden Volkes oft übertragen wurden und deßhalb auch Reste zurückgelassen haben, wenn von dem Volke, denen diese Dinge entstammen, bei dem, welches sie aufgenommen hatte, keine Spuren mehr vorhanden sind. So haben viele Banin die Waffen der Massai angenommen, und bei den Wakawirondo, die Chilook sind, hat sich ein am mittleren Nil gebräuchliches Musikinstrument erhalten, das ebenso auch in Uganda sich vorfindet. Die wichtigsten Bantustämme, mit Ausnahme der Mischrasse der Suaheli, sind die Waganda, Wasoga und Wawuma. Sie haben keine nilotische und keine hamitische Beimischung, während andere Stämme durch Galla-Beimischung nicht mehr reine Bantu geblieben sind. Die Bewaffnung der Bantu ist den hamitischen Massai nachgebildet, doch kommen Lanze und Schild noch neben Bogen und Pfeilen als Waffe bei ihnen vor, auch den Massai-Schmuck aus Messingringen um Arme und Beine bestehend, haben sie eingeführt. Durch die Viehseuche der letzten Jahre ist die Macht der Massai am Pangani völlig gebrochen und dort haben sich junge Bantuniederlassungen im Gebiet des oberen Pangani gebildet. Etwa 25,000 reine Massai leben heute noch in Aequatorial-Ostafrika, die Anfang 1887 eine Konzentration ihrer Hauptmasse nach Sotián hin auszuführen versuchten. Ihre Moral steht wie ihre gesammte Kultur auf sehr tiefer Stufe. In den Namen Wagnafi, Wanderoggo und Massai sieht der Vortragende keine Stammesbezeichnung, vielmehr sind dies Berufsnamen. Wo der Massai aufhört, Viehzüchter zu sein und zum Jäger wird, heißt er Wanderoggo, wo er zum Ackerbau übergegangen ist, nimmt er den Namen des Wagnafi an. Damit steht Dr. Schoeller im Gegensatz zu allen übrigen Forschern, von denen einige die Wanderoggo, die degenerirt sind, für ein Zwergvolk gehalten haben. Diese Gliederung nach Berufsorten, die wie hier bei den alten Hamiten finden, hat bei den semitischen Stämmen der Araber und Beduinen ein Analogon. Die nilotischen Stämme sind aus den oberen Nilländern bis zum Südende des Ostufers des Victoria Nyanza vorgedrungen und haben ihre Rasse und Sprache daselbst bewahret. Die starknochigen, großen, unsympathischen Wakawirondo, die Hauptvertreter dieser Niloten in Aequatorial-Ostafrika, tragen die längsten Speere. Ihr Schmuck besteht aus Ketten von Flußpferd- und Wildschweinzähnen, ebenso wie aus Antilopenhorn und Elfenbein. Die Kleidung ist sehr primitiv, sie besteht aus Ziegenfellen. Dagegen gewinnen sie das Eisen und betreiben eine ausgedehnte Eisenindustrie, deren Produkte in großer Zahl von dem Vortragenden erworben worden sind. Für koloniale Bedeutung kommen nur die von Bantustämmen bewohnten Gebiete Aequatorial-Ostafrika's in Betracht. Es sind dies die Landschaften Usambara, das Thal des Pangani, die Gelände um den Kilimandscharo, Uganda, Theile von Kawirondo und Lotiko. Die von der Expedition durchzogenen Gebiete wurden durch sehr oft wiederholte einander kontrolirende Messungen auf das genaueste topographisch aufgenommen, wobei sich namentlich hinsichtlich der Meereshöhe verschiedener Gegenden ganz bedeutende Abweichungen von den Baumann'schen und Fischer'schen Messungen ergeben haben. Zumal mit Rücksicht auf die spätere Anlage von Bahnen und Verkehrsstraßen dürften diese Messungen von Wichtigkeit sein. Im Rahmen der geologischen Entstehungsgeschichte des afrikanischen Kontinents, die von dem Vortragenden in großen Zügen skizzirt wurde, gab er eine Darstellung der geologischen Formationen des von ihm bereisten Gebiets, um daran die botanischen Resultate zu knüpfen, die er auf seiner Expedition gewonnen hatte. Vom Mangrovewaldgürtel nahe der Küste durch die Buschzone zum Farrengestrüpp, von der Region der Mongo- und Feigenbäume über das Steppengebiet zur Ackerbauzone konnte man mit dem Redner die wechselnden Formen der Flora verfolgen. In Uganda, wo ein englisches Protektorat besteht, hat man es sehr wohl verstanden, die Eingeborenen unter ihren Stammeshäuptlingen zu beherrschen, indem man diese selbst in gewünschter Richtung beeinflußte. Ein dauerndes Zurückdrängen des europäischen Einflusses auf diese Gebiete durch Aufstände wird nur sehr wenig ermöglicht werden können, zumal der Bahnbau von Mombassa aus, der heute schon bis Kikuju fertiggestellt ist, solche Aufstände für die Zukunft unmöglich machen wird. Die Bahn soll bis Kawirondo fortgeführt und damit den Engländern eine Operationsbasis für ihre Verbindungen zum oberen Nil hin geschaffen werden. Diese Bahn wird auch unserm Deutsch-Ostafrika zum Vortheil

Digitized by Google

gereichen, ebenso wie Dampferlinien auf dem Victoria-Nyanza und Ochsenwagenstraßen vom Kilimandscharo zur Küste hin der Erschließung des Kolonialgebiets zum absoluten Vortheil dienen müssen. — Eine ungemein reiche Anzahl von Lichtbildern, insbesondere von solchen der einzelnen Völkertypen, illustrirte den lehrreichen Vortrag.

n. Je weniger sich im allgemeinen die Presse der englischredenden Welt mit dem inneren Leben Deutschlands beschäftigt, um so freudiger ist es zu begrüßen, daß die hochangesehene New-Yorker Monatsschrift „The Forum“ unter der neuen Leitung von Dr. J. M. Rice den deutschen Zuständen und Bestrebungen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet und darüber, wie wir sicher hören, regelmäßig berichten wird. Es ist dem „Forum“ gelungen, dafür sehr hervorragende Mitarbeiter zu gewinnen. So bringt die Mainummer einen Artikel des langjährigen Gesandten in Peking, Hrn. M. v. Brandt, über Deutschland und China (Germany and China), der in klarer und knapper Form eine vorzügliche Geschichte der Beziehungen Deutschlands zu China gibt und zugleich einleuchtend zeigt, wie nothwendig die gesammten Verhältnisse zu der neuesten Besitzergreifung drängten und wie wenig dieselbe eine Beunruhigung anderer Völker bedeutet. — Dieselbe Nummer enthält einen brillant geschriebenen Artikel von Ernst v. Wildenbruch über die Entwicklung des deutschen Dramas (The evolution of the German Drama). Dieser Artikel ist voll eindringender und feinsinniger Erörterungen über die Natur und die Bedingungen des dramatischen Schaffens, über das Verhältniß der verschiedenen Völker zum Drama, über die Eigenthümlichkeit deutscher Art und über die Schicksale des deutschen Dramas bis zu Schiller und Wagner. Er ist in seinem sicheren Aufbau und in seiner mit wenigen Worten energisch charakterisirenden Darstellung selbst ein hervorragendes Beispiel dramatischer Leistung. Der Artikel, dem im Juni-Heft ein zweiter folgen wird, sollte von keinem ernsten Freunde des deutschen Drama's unbeachtet bleiben. Möge es dem »Forum« gelingen, durch Fortführung eines so glücklich in Angriff genommenen Strebens ein besseres gegenseitiges Verständniß der großen Kulturvölker kräftig zu fördern.

-rt- In Nr. 51 dieser Beilage haben wir über ein „merkwürdiges dunkles Objekt“ berichtet, welches Mr. T. Espin im Januar dieses Jahres im Perseus bemerkt hatte. Der englische Astronom Dr. J. Roberts hat seitdem die betreffende Gegend des Himmels mehrmals photographisch aufgenommen und ist nunmehr zu dem Schluß gekommen, daß das räthselhafte Gebilde nichts anderes ist, als eine der zahlreichen dunklen Lücken zwischen den Sternen der Milchstraße.

* Die Platten der photographischen Aufnahmen, die Rev. J. M. Bacan während der Totalität der jüngsten Sonnenfinsterniß in Buzar (Ostindien) mit einem Kinematographen erlangte, sind auf dem Transport nach England spurlos verschwunden; wie Mr. Bacon glaubt, sind sie im Londoner Hafen gestohlen worden. Die vor und nach der Totalität der Finsterniß gemachten Aufnahmen sind unversehrt in die Hände Mr. Bacons gelangt, die Diebe scheinen also Sachkenntniß zu besitzen.

* Die Verlagsbuchhandlung von Karl J. Trübner in Straßburg versendet an die Mitarbeiter am „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde“ ein Zirkular, in welchem mitgetheilt wird, daß Prof. Kielhorn in Göttingen sich bereit erklärt hat, die durch den Tod des Hofraths Bühler erledigte Redaktion des „Grundrisses“ zu übernehmen. Kielhorn wirkte bekanntlich 15 Jahre lang in Indien an der Seite Bühlers und war ihm in Freundschaft und Arbeit eng verbunden.

* **Heidelberg.** Am 27. Juli wird der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ in unsrer Stadt seine Jahresversammlung abhalten. Wie die „Frankf. Ztg.“ mittheilt, wird eine der zu behandelnden Fragen die „über die Trinksitten der besitzenden und gebildeten Stände“ sein. Das Referat haben Professor Dr. Theobald Ziegler von Straßburg und Schriftsteller Otto v. Leixner übernommen. Das Thema ist gerade deßhalb gewählt, weil den Mäßigkeitsleuten immer vorgeworfen wird, sie bekämpften nur die Trunksucht bei den Arbeitern und übersähen ganz das schlechte Vorbild der besser gestellten Stände. Alt-Heidelberg ist gewiß ein anregender Platz für diese Diskussion.

* **Bonn.** Der Privatdozent für Kunstgeschichte an der hiesigen Universität und Konservator der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz Dr. Paul Clemen ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — In der philosophischen Fakultät hat sich Dr. phil. August Hagenbach aus Basel, Assistent am hiesigen physikalischen Institut, für das Fach der Physik habilitirt. Seine Antrittsvorlesung handelte über „Argon und Helium“.

* **Berlin.** Sein 50jähriges Jubiläum als Professor an der hiesigen Universität feierte am Himmelfahrtstage der im 80. Jahre stehende Lehrer des Staatsrechts Dr. Albert Friedrich Berner. Er gehört seit 1844 der Berliner Juristenfakultät an. Seit 1861 ist er ordentlicher Professor. — Das Prädikat „Professor“ ist soeben den langjährigen Assistenten am Koch'schen Institut für Infektionskrankheiten Dr. Kassel und Dr. Wassermann verliehen worden; ebenso den Privatdozenten der Bonner medizinischen Fakultät Dr. Albert Peters, Dr. Adolf Schmidt und Dr. Leonhard Jacs.

* **Prag.** An der philosophischen Fakultät der hiesigen böhmischen Universität ist Dr. Johann Krejci als Privatdozent für Geschichte der deutschen Literatur zugelassen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bruno Czapla: Genadius als Literarhistoriker. (1. Heft des IV. Bds. der „Kirchengeschichtlichen Studien“, hggb. von Knöpfler, Schrörs, Sdralek.) Münster, H. Schöningh 1898. — Siegfried Hirth: Regententabellen zur Weltgeschichte. München, Leipzig, G. Hirth 1898. — *Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères* publié d'ordre du ministère des affaires étrangères par *F. de Martens*. Tome XII. Traités avec l'Angleterre 1832—1895. St.-Pétersbourg 1898. — Wilhelm Jensen: Eine Sammermondnacht. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — Heribert Beyern: Moderne Jugend. Zeitgemäße Studien. Paderborn, C. F. M. Buschhorn 1898. — *Paris-Hachette 1898*. Paris tout entier. Petit Dictionnaire, Guide. Paris, Hachette & Cie. — Dr. Wilhelm Hofmann: Die Ansiedlung nassauischer Kolonisten auf den südpreußischen Gütern des Erbprinzen Wilhelm aan Oranien im Jahre 1799. Beilage zum Jahresbericht des Emder Realprogymnasiums. — Rudolph Sohm: Die sozialen Aufgaben des modernen Staates. Leipzig, O. de Liagre 1898. — Eduard Friedrich: Das Große Hauptquartier und die deutschen Operationen im Feldzug 1870 bis zur Schlacht von Sedan. Mit einem Atlas von 34 Karten. München, C. H. Beck 1898. — Franz Ilwof: Goethe's Beziehungen zu Steiermärkern. Graz, Leykam 1898. — Dr. R. Jannasch: Rathschläge für Auswanderer nach Südbrasilien. Auf Veranlassung des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande herausgegeben. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeine Verlagsagentur 1898. — Julius Köstlin: Christliche Ethik. 1. Lfg. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Dr. Martin Rade: Religion und Moral. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen. 13. Folge.) Gießen, J. Ricker 1898. — Dr. Robert Fritzsche: Friedrich Gottlieb Welckers Einleitung zu Vorträgen über die deutsche Geschichte. Ebd. — Dr. F. W. Foerster: Die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co. 1898. — Kuno Fischer: Hegels Werke und Lehre. 1. Lfg. (8. Bd. der Jubiläumsausgabe der Geschichte der neueren Philosophie.) Heidelberg, C. Winter 1898. — August Krawani: Der Vormärz und die Oktoberrevolution 1848. Wien, C. Krawani 1898. — Dr. Paul Berger: Führer durch die Privatheilanstalten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Berlin, Hugo Steinitz 1898/99. — Dr. Fritz Friedmann: Was darf ich? Des Bürgers Recht und Schutz. Band II: Das öffentliche Recht. Berlin, Mensser, Messer u. Co. 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 21. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Georg Bühler und die Indologie. I. Von Dr. M. Winternitz. — Ein Meister englischer Prosa. Von Dr. Karl Lentzner. — Neue Ergebnisse spektroskopischer Beobachtungen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Georg Bühler und die Indologie.

Von Dr. M. Winternitz.

I.

Als am Morgen des 18. April die englischen Zeitungen die Schreckensnachricht aus Wien brachten, Hofrath Bühler sei im Bodensee ertrunken, da erging es mir, wie es wohl allen seinen Freunden und Schülern ergangen ist — ich konnte es nicht glauben, es schien mir einfach unmöglich, daß ein Mann, der so nothwendig, so unentbehrlich für die Forschung und für jeden Forscher auf dem Gebiete der Indologie geworden war, nicht mehr da sein solle, um zu rathen, zu helfen, zu fördern und selbst Hand anzulegen an dem stolzen Bau der Wissenschaft, bei dem er selbst als Meister obenan gestanden. Ich eilte zu Professor Max Müller, dem Altmeister, der dem Verstorbenen jahrelang als älterer Freund nahegestanden, mit der leisen, leisen Hoffnung, von ihm zu hören, daß es nur ein böser Traum sei, der mich geschreckt. Aber es war nur zu wahr, auch er hatte es eben in den „Times“ gelesen. „Gerade der, den wir am wenigsten entbehren konnten“, wiederholte er immer wieder.

Es sei mir gestattet, hier so kurz, als es bei der ausgebreiteten Thätigkeit dieses Forschers, Lehrers und Führers möglich ist, die außerordentlichen Verdienste Bühlers um die Sanskritforschung und Indologie zu skizziren, und auch dem Laien eine Ahnung zu geben von dem schweren Verlust, den die Wissenschaft durch seinen vorzeitigen Abgang erlitten.

Johann Georg Bühler, geboren zu Borstel in Hannover am 19. Juli 1837, studirte in Göttingen, wo er im Jahre 1858 zum Doktor promovirte. Er war ein Schüler des berühmten Sprachforschers und Begründers der Märchenforschung Theodor Benfey. Benfey war nicht wenig stolz auf seinen Schüler, und der Letztere hing stets mit großer Pietät an seinem Lehrer. Ich erinnere mich, daß Bühler einmal (es war etwa ein Jahr nach Benfey's Tode) sagte, er stimme mit Benfey nicht darin überein, daß die buddhistischen Märchen die ältesten Quellen seien, auf welche die indische Märchenliteratur zurückgehe, wolle aber gegen seinen Lehrer nichts schreiben. Die ersten Arbeiten Bühlers bewegten sich noch auf dem Gebiete seines Lehrers und Meisters, der Sprachvergleichung und der vedischen Mythologie. Sie erschienen in der von Benfey herausgegebenen Zeitschrift „Orient und Occident“ (1862 und 1864), so ein Aufsatz über den Gott Parjanya, ein Artikel über Soúg u. a. Doch bald regte sich in ihm die Begeisterung für die Sanskritforschung als eine unabhängige Wissenschaft, die nicht mehr die Magd der Sprachvergleichung ist, — eine Begeisterung, die in ihm den festen Entschluß wachrief, nach Indien zu gehen. Um Anknüpfungspunkte für Indien zu finden, ging er im Jahre 1859 nach England. Drei Jahre verbrachte er in England mit Studien an den Bibliotheken zu Oxford und London, trat zum erstenmal in Beziehungen zu Professor Max Müller, und bekleidete für kurze Zeit die Stelle eines Bibliothekars an der königlichen Bibliothek in Windsor. Er kehrte dann zu kurzem Aufenthalt nach Göttingen zurück, wo er eine Zeit lang an der Bibliothek angestellt war, bis sich ihm endlich die langersehnte Aussicht bot, nach Indien zu gehen. Er war entschlossen, um jeden Preis das Land seiner Sehnsucht zu sehen, und wäre (wie er oft erzählte) als Reisender für eine Handelsunternehmung dahin gegangen, wenn sich keine bessere Gelegenheit geboten hätte. Als sich ihm daher die erste Aussicht auf einen Posten in Indien zu bieten schien, nahm er sich nicht lange Zeit zu überlegen, sondern ging sofort ab, um — in Bombay angelangt, zu finden, daß die angebliche Stelle gar nicht frei war. Glücklicherweise brauchte man damals fortwährend Europäer für das Unterrichtswesen. Der um das indische Erziehungswesen hochverdiente Sir Alexander Grant war damals Vorsteher des Elphinstone College in Bombay und um die Hebung der Sanskritstudien an dem College eifrig bemüht. Er setzte es bald durch, daß Bühler als Professor der orientalischen Sprachen an dem College angestellt wurde. In dem offiziellen Bericht des Vorstehers an den ‚Director of Public Instruction Bombay‘ für das Jahr 1862—63 heißt es, daß im Februar 1863 Dr. Bühler als Professor angestellt wurde, und es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß durch seine Thätigkeit die Sanskritstudien an dem College einen großen Aufschwung nehmen werden. Schon in dem Bericht des nächsten Jahres (1863—64) hebt der Vorsteher Sir Alexander Grant die Verdienste Bühlers um das College in den anerkennendsten Worten hervor, indem er bemerkt, daß derselbe sowohl als Gelehrter wie als praktischer Erzieher eine große Acquisition für das College sei. („Dr. Bühler especially seems to me to deserve mention for the cordial way in which he has thrown himself into the work of the college. Not only as a man of learning, but also as a practical educationist, he has been a great acquisition to our staff.“) Er bemühte sich nicht nur eifrig um den Unterricht im Sanskrit, sondern sorgte auch für die Bereicherung der Bibliothek, lehrte gelegentlich auch alte Geschichte und Latein, und arbeitete in jeder Beziehung unermüdlich daran, die Eingeborenen mit europäischen Methoden und europäischer Wissenschaft vertraut zu machen, verkannte aber nie den hohen Werth, welchen das von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte traditionelle Wissen der eingeborenen Gelehrten (der brahmanischen Schästris) für den Fortschritt des Sanskritstudiums sowohl in Europa als in Indien haben könne. Sein Streben war es, das Gute der klassischen europäischen Erziehung mit dem Guten der traditionellen indischen Lehr-

methode zu vereinigen. Daß Indien Gelehrte wie Bhandarkar, Shankar Pandit, Telang, Apte u. A. hervorgebracht hat, und daß diese Männer, welche sich europäische Kritik und philologische Methode am besten angeeignet haben, gerade aus dem Bombayer Kreise hervorgegangen sind, ist vor allem dem wohlthätigen Einfluß Bühlers (und später auch Kielhorns) zuzuschreiben.

In dem offiziellen Bericht über das Erziehungswesen in Bombay für das Jahr 1865—66 wird zum erstenmal die unter der Leitung von Bühler und Kielhorn (der damals eben nach Indien gekommen war) herausgegebene „Bombay Sanskrit Series" erwähnt — eine Serie von ausgezeichneten Textausgaben, welche, obwohl zunächst für indische Hochschulen bestimmt, für das Studium des Sanskrit in Europa von der größten Wichtigkeit geworden ist. Man braucht nur die schönen Ausgaben dieser Serie mit den (von wenigen löblichen Ausnahmen abgesehen) nachlässig gedruckten Ausgaben der in Calcutta erscheinenden „Bibliotheca Indica" zu vergleichen, um zu sehen, welchen wohlthätigen Einfluß die Leitung Bühlers und Kielhorns hier ausübte. Bühler selbst betheiligte sich an der Herausgabe von Texten in dieser Serie durch vorzügliche Ausgaben des Pantschatantra und anderer wichtiger Texte.

Auch in seiner Eigenschaft als Inspektor für das Erziehungswesen („Educational Inspector") in der nördlichen Abtheilung der Bombay Presidency hat sich Bühler (seit 1869) um das Erziehungswesen in Indien außerordentlich verdient gemacht. Er hatte in dieser Eigenschaft hunderte von Schulen zu verwalten, zu examiniren und Berichte über das Schulwesen, über Prüfungsresultate u. s. w. an die Regierung zu senden. Viele dieser Berichte sind in den „Reports af the Department of Public Instructian in the Bamday Presidency" abgedruckt, und sie legen davon Zeugniß ab, mit welchem Feuereifer sich Bühler die Hebung des Schulwesens in dem ihm anvertrauten Gebiet (von ca. 56,000 engl. Quadratmeilen) angelegen sein ließ. Auch von der indischen Regierung wurde diese Seite der Thätigkeit Bühlers vollauf gewürdigt, und als er im Jahre 1880 seine Stellung als Inspektor aufgab und aus dem anglaindischen Dienst trat, gedachte der „Director af Public Instructian" der Verdienste Bühlers (whose zealous labours have dana so much to lay the foundation af a sound papular educatian in Gujarát) in Worten der höchsten Anerkennung.

Im Jahre 1866 begannen die großen und wichtigen Reisen Bühlers zur Durchforschung der indischen Bibliotheken, und seitdem enthalten die offiziellen Regierungsberichte alljährlich lobende Hinweise auf den erfolgreichen Fortgang dieser Forschungen. So enthält schon der Jahresbericht für 1866—67 hochwichtige Mittheilungen Bühlers über eine Reise nach dem südlichen Maratha, und der „Directar af Public Instruction" gedenkt rühmend der Leistungen Bühlers in dieser Richtung. „Dadurch, daß er mit den brahmanischen Gelehrten in den verschiedenen Orten, welche er besuchte, sich fließend in der Sanskritsprache unterhielt, gelang es ihm, in hohem Maße Vertrauen einzuflößen und die Vorurtheile derjenigen zu überwinden, die anfangs sehr abgeneigt waren, ihre heiligen Bücher den Europäern zu zeigen."

In dieser Richtung war nun Bühler jahrelang thätig. Unermüdlich durchforschte er die Bibliotheken in vielen Theilen Indiens und förderte ungeahnte Schätze zutage. Alle Literaturzweige wurden durch seine mit ebensoviel Begeisterung als Sachkenntniß geleiteten Forschungen bereichert und manche Literaturzweige überhaupt erst von ihm entdeckt.

So hatte man vor Bühler nur die nothdürftigste Kenntniß von der hochwichtigen Literatur der Dschainas, trotzdem gerade die Anhänger dieser Sekte Jahrhunderte lang eine ausgebreitete literarische Thätigkeit entfalteten, und die alten und reichhaltigen Bibliotheken der Dschaina-Klöster die werthvollsten Handschriftensammlungen enthalten. Die Durchforschung dieser „Schatzhäuser der Göttin der Rede" (wie die Dschainas ihre Bibliotheken nennen) ist von Bühler erst angebahnt worden. Die im Jahre 1874 von Bühler durchforschte Bibliothek von Dschesalmir war die erste Dschaina-Bibliothek, die einem Europäer zur Durchsuchung geöffnet wurde. Es war keine leichte Sache, zu diesen eifersüchtig bewachten Schätzen Zutritt zu erhalten. In seiner „Reise durch die indische Wüste" (einem im Orientalischen Museum in Wien gehaltenen und in der „Oesterreichischen Rundschau" im Jahre 1883 gedruckten Vortrag) erzählt Bühler von den Kniffen, welche die Mönche und Minister anwandten, um die Durchforschung der Bibliothek zu verhindern, und von den diplomatischen Künsten, die aufgewandt werden mußten, um schließlich doch alle Handschriften zu sehen. Aber diese Mühe wurde reichlich belohnt, denn nicht nur fanden sich in dieser Bibliothek zahlreiche Handschriften sowohl der religiösen Dschaina- als der profanen brahmanischen Literatur, sondern dieselben wiesen auch ein hohes Alter auf. Bis zum Jahre 1873 wußte man nicht, daß es in Indien Handschriften gebe, die älter als das 15. Jahrhundert waren. Im Jahre 1873 hatte Bühler solche entdeckt, die bis zum Jahr 1258 zurückgingen, und hier in Dschesalmir fanden sich auf einmal Handschriften, die noch 150 Jahre älter waren. (Seitdem sind bekanntlich noch viel ältere Sanskrithandschriften in Nepal, Japan und Kaschgar gefunden worden.) Auch auf allen späteren Reisen zur Erforschung der indischen Bibliotheken war Bühler emsig bemüht, die indischen und europäischen Bibliotheken durch Dschaina-Handschriften zu bereichern. Diesem Umstande ist es zu danken, daß wir jetzt über die Geschichte und das religiöse System einer Sekte, über die man bis dahin nur die spärlichsten Nachrichten besaß, ziemlich eingehend unterrichtet sind. Bühlers Sammlungen gaben den Anlaß zu den glänzenden Arbeiten Albrecht Webers, Hermann Jacobi's und Ernst Leumanns auf dem Gebiete der Dschaina-Religion und -Literatur, und es ist ein Trost zu denken, daß wir auf diesem von Bühler erschlossenen Gebiet von den genannten Forschern noch viel erwarten dürfen.

Die Resultate dieser unermüdlichen Thätigkeit Bühlers im Durchforschen der indischen Bibliotheken sind in zahlreichen offiziellen Berichten an die Regierung und Katalogen von Handschriften niedergelegt, so namentlich in dem von 1871—73 erschienenen „Catalogue af Sanskrit MSS. cantained in the private libraries af Gujarát, Káthiávád, Kachchh, Sind and Khándes". In den Jahresberichten der „Royal Asiatic Society" über den Fortgang der orientalischen Studien während der 70er Jahre fehlt niemals ein Hinweis auf die wichtigen Entdeckungen Bühlers von Handschriften längst verloren geglaubter aber bisher unbekannter Werke aus allen Gebieten der indischen Literatur. Ihren Höhepunkt aber erreichten alle diese Forschungen in dem berühmten Bericht Bühlers über seine Reisen in Kaschmir, Radschputana und Zentralindien. („Detailed Repart af a Tour in Search af Sanskrit Manuscripts in Kaśmir, Rajputana and Central India", Bombay 1877.) Man denke sich nur ja unter diesem Reisebericht nicht eine glänzende Reisebeschreibung mit Schilderung interessanter Abenteuer. Davon enthält dieser Reisebericht nichts. Aber er enthält die Ankündigung von einer Unmasse neugefundener Schriften aus allen Literaturkreisen, von denen man bisher nur die Namen gekannt, und viele, von denen man nicht einmal die Namen wußte. So ist z. B. einer der fruchtbarsten Schriftsteller, der Kaschmirer Dichter und Poly-

histor Kschemendra, dessen Werke, namentlich für die Geschichte des indischen Epos von großer Wichtigkeit sind, von ihm entdeckt worden. Dieser Bericht enthält ferner hochwichtige Exkurse Bühlers über die literarische und historische Bedeutung der von ihm entdeckten Handschriften.

Ueberhaupt war Bühler nicht nur ein glücklicher Finder und eifriger Sammler von Handschriften, sondern auch der Eifrigsten einer in der Verwerthung seiner Funde. Obwohl er die von ihm aufgefundenen handschriftlichen Schätze mit der größten Bereitwilligkeit anderen Gelehrten zur Verfügung stellte, betheiligte er sich auch selbst in hervorragendem Maße an der Herausgabe von Texten, und nie verlor er das eine große Ziel aus den Augen, das Dunkel der altindischen Geschichte zu erhellen und das Chaos der altindischen Literaturgeschichte zu entwirren.

Oft ist ja darüber Klage geführt worden, daß es in Indien keine Geschichte gibt, daß wir nur Fabeln und Legenden, nicht gesicherte historische Daten haben; daß wir bei einer ungeheuren Masse von Literaturwerken doch keine einigermaßen zuverlässige Chronologie dieser Werke besitzen. Der große amerikanische Sanskritist W. D. Whitney konnte noch sagen: Je weniger von dem Datum irgend einer Klasse von Schriften oder eines besonderen Werks behauptet wird, um so besser — „alle in der indischen Literaturgeschichte gegebenen Daten sind gleichsam wieder zum Umwerfen aufgesetzte Kegel". Alle diese Klagen nun, die noch vor 20 Jahren völlig berechtigt waren, sind heutzutage doch arg übertrieben. Daß dem so ist, daß die Sanskritliteratur nicht mehr so ganz ein Chaos ist, daß manche „Kegel" schon so fest stehen, daß sie nicht mehr umgeworfen werden können, daß die Hoffnung wenigstens berechtigt ist, daß wir eines Tages statt des Chaos doch einen Kosmos vor uns haben werden, und daß Albrecht Webers Motto „Nil desperari, auch hier wird es tagen!" schon halb und halb zur Wahrheit geworden ist — ist in hohem Maße das Verdienst Bühlers und einer stattlichen Anzahl von Schülern und Mitarbeitern, die er um sich geschaart.

Mit der sogenannten „inneren Chronologie", die auf Vergleichung des Inhalts der verschiedenen Literaturwerke gegründet ist und auf diese Weise eine Art chronologische Folge der Werke festzustellen sucht, wobei doch allzuviel auf subjektives Ermessen ankommt, konnte sich Bühler nie zufrieden geben. Es lag in seiner durchaus praktisch angelegten Natur, daß er ein gesichertes Datum einem Band voll Spekulationen vorzog. Woher waren aber diese Daten zu gewinnen? Wenn nicht aus Werken der Literatur, so doch aus Monumenten von Stein und Metall. Dies hatte Bühler bald erkannt und mit dem ihm eigenen Enthusiasmus warf er sich auf die Erforschung, Entzifferung, Erklärung und historisch-geographische Verwerthung von Inschriften. Diesen Forschungen, deren Resultate in zahlreichen Abhandlungen des „Indian Antiquary", der „Epigraphia Indica" und anderer orientalischer Zeitschriften niedergelegt sind, verdanken wir wichtige Zeitbestimmungen über hervorragende indische Schriftsteller und Literaturwerke, und sie gestatten uns auch einen Einblick in die Geschichte von ganzen Literaturgattungen und Religionssystemen. In seiner epochemachenden Abhandlung über „die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1890) hat Bühler an einem Beispiele gezeigt, welche reichen Aufschlüsse sich über die Geschichte der klassischen Sanskritliteratur aus den Inschriften gewinnen lassen. Während sich aus den Literaturwerken selbst die höfische Kunstpoesie höchstens bis zum 6. Jahrhundert nach Chr. verfolgen ließ — eine Thatsache, welche zu Max Müllers berühmter Theorie von einem literarischen Interregnum in Indien und einer (etwa um 400 nach Chr. beginnenden) „Renaissance der Sanskritliteratur", die im 6. Jahrhundert ihre Blüthezeit erreichte, den Anlaß gab — haben Bühlers Untersuchungen gezeigt, daß die inschriftlichen Zeugnisse auf ein weit höheres Alter der indischen Kunstpoesie hinweisen, daß sich dieselbe nicht nach, sondern vor dem Beginn unsrer Aera entwickelt, und daß es ein „literarisches Interregnum" in Indien schwerlich jemals gegeben habe. In der im Jahre 1892 erschienenen neuen Auflage seines Werks „India, what can it teach us?" hat Max Müller bereitwillig anerkannt, daß die Argumente seines Freundes Bühler nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sind.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der klassischen Sanskritliteratur haben die epigraphischen Untersuchungen Bühlers zu neuen und wichtigen Resultaten geführt, sondern auch auf dem Gebiete der indischen Religionsgeschichte. Die Sekte der Dschainas, deren Literatur gerade durch Bühlers Entdeckungen erst eigentlich bekannt geworden ist, hat auch erst durch die Untersuchungen desselben Forschers ihre gebührende Stellung in der Geschichte der indischen Religionssysteme erhalten. Ihm gelang es, durch unwiderlegliche inschriftliche Zeugnisse den Nachweis zu liefern, daß die Sekte der Dschainas eine vom Buddhismus unabhängige, mit denselben gleichzeitige Sekte war und daß beide Sekten in derselben Gegend von Indien entstanden sind — ein Nachweis, der für die Geschichte des Buddhismus und für die Geschichte der religiösen Bewegung im östlichen Indien um die Zeit des 6. und 5. Jahrhunderts vor Christus von außerordentlicher Bedeutung ist. Die Ergebnisse von Bühlers Untersuchungen, welche in einer Reihe von Artikeln „On the authenticity of the Jaina tradition" (in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", 1887—90) niedergelegt sind, wurden durch weitere Untersuchungen Jacobi's und Leumanns vollauf bestätigt.

Die Schriften der Dschainas haben aber auch für die indische Literatur- und Kulturgeschichte überhaupt eine außerordentliche Bedeutung. Denn gleich den Mönchen des Mittelalters beschränkten sich diese Dschaina-Mönche keineswegs auf das Studium ihrer heiligen Schriften, sondern warfen sich ebenso eifrig auf die weltlichen Wissenschaften und haben namentlich in der Grammatik und Astronomie, aber auch in der schönen Literatur, hervorragende Leistungen aufzuweisen. In seiner bedeutenden Abhandlung „Ueber das Leben des Jaina-Mönchs Hemachandra" (Denkschriften der Wiener Akademie, 1889) hat uns Bühler das Leben eines berühmten Mönchs geschildert, der in den weltlichen Wissenschaften, besonders als Grammatiker und Lexikograph, eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete. In seinem in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien (am 26. Mai 1887) gehaltenen Vortrag „Ueber die indische Sekte der Jaina" hatte Bühler schon vorher eine lichtvolle und populäre Darstellung der Dschaina-Religion und der historischen Bedeutung der Dschaina-Sekte gegeben.

Aber diese grundlegenden und bahnbrechenden Untersuchungen, zu welchen Buhler die Erforschung der Inschriften führte, fielen doch nur, sozusagen, nebenbei ab. Sein Hauptaugenmerk war immer auf die politische Geschichte gerichtet. Zahlreiche epigraphische und historische Untersuchungen (im „Indian Antiquary", in der „Epigraphia Indica", in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlands", in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft", in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie und in einzelnen Bänden des „Archaeological Survey of India") legen davon Zeugniß ab. Namentlich hat er sich um die Erforschung und Erklärung der berühmten Inschriften des Königs Asoka die größten Verdienste erworben.

Nicht minder wichtig als die Inschriften waren ihm

die spärlichen, aber um so werthvolleren historischen Werke der Juder, sowie die Berichte der chinesischen und arabischen Reisenden über Indien. Schon als er im Jahre 1874 die Bibliothek von Dscheſalmir durchforschte, stieß er auf ein altes Palmblattmanuskript, welches die von einem Dschaina Namens Bilhana verfaßte Chronik Vikramänkadevatscharita enthielt. Sofort machte er sich daran, dieses Werk zu kopiren. Die Zeit war kurz, aber im Verein mit Jacobi (der ihn damals auf seiner Reise begleitete) wurde die Handschrift (ein Werk von 18 Gesängen, 1651 Verse enthaltend) in 7 Tagen kopirt. Eine Ausgabe dieses Werkes mit einer wichtigen historischen Einleitung besorgte Bühler bald darauf für die „Bombay Sanskrit Series“. Um ein anderes historisches Werk, die Chronik der Könige von Kaschmir (Rädschatarangini), hat sich Buhler nicht minder verdient gemacht. In seinem berühmten Kaschmirer Reisebericht widmete er diesem Werk einen langen Exkurs, indem er auf die ältesten Handschriften hinwies, welche später die Grundlage für Dr. Steins vorzügliche Ausgabe des Werkes bildeten. Lebhaft interessirte er sich auch für Sachau's Ausgabe und Uebersetzung des Werkes des berühmten arabischen Reisenden Alberuni über Indien, und als die Uebersetzung erschien, widmete er derselben eine Besprechung von 30 Seiten im „Indian Antiquary“ (1890), in welcher er die große Bedeutung dieses Werkes für die indische Geschichte auseinandersetzte. Alles dies sollte nur die Vorbereitung sein für den großen Plan, mit dem er sich seit Jahren trug, einmal die vormohammedanische Geschichte Indiens im Zusammenhang zu schreiben. Daß dieser Plan nicht in Erfüllung gehen sollte, ist der schmerzlichste Verlust, der unsre Wissenschaft treffen konnte. Denn Bühler war wie geschaffen zum Geschichtschreiber Indiens, und eine auf sicheren inschriftlichen und literarischen Daten fußende Geschichte des alten Indiens ist eines der größten Desiderata der Indologie.

Seine genaue Bekanntschaft und langjährige Beschäftigung mit Handschriften und Inschriften machten Bühler zu einer Autorität ersten Ranges für alle Fragen der Paläographie, und wir verdanken ihm gerade in letzterer Zeit wichtige Beiträge zur Geschichte der indischen Schrift. Vor 3 Jahren erschien seine wichtige Abhandlung „On the Origin of the Indian Brähma Alphabet“ (Indian Studies Nr. III, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1895), von welcher soeben eine zweite umgearbeitete Auflage erschienen ist; und vor 2 Jahren erschien das grundlegende Werk „Indische Paläographie“, welches einen Theil von dem „Grundriß der indo-arischen Philologie“ bildet, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Ein Meister englischer Prosa.

Von Dr. Karl Lentner (Augsburg).

Von den vornehmen Geistern aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ist vielleicht keiner so wenig bekannt und so spärlich gewürdigt worden wie der gediegene Kunstkenner und formvollendete Schriftsteller Walter Pater. Allerdings treiben seine Anhänger eine Art Kultus mit seinem Namen, und die Tiefe ihrer Verehrung und Bewunderung für den seltenen Menschen und sein Werk entschädigt gewissermaßen für den offenbaren Mangel an Popularität.

Holländischer Abkunft, ward Walter Horatio Pater im Jahre 1839 zu Shadwell bei London geboren und erhielt seine erste Erziehung in einer Schule des Dorfes Enfield, wohin die Familie nach dem Tode des Vaters sich zurückgezogen hatte. Im 15. Lebensjahre kam er nach King's School, Canterbury, und ging 1858 von da als Student nach Queens College in Oxford. Hier auf der englischen Hochschule war Benjamin Jowett sein Lehrer und es unterliegt keinem Zweifel, daß von des berühmten Master of Balliol Enthusiasmus für die griechischen Klassiker und besonders für Plato ein bestimmender Einfluß auf Pater geübt wurde.

Still und scheu von Natur, wie er sein Leben lang blieb, machte er sich schon auf der Schule und Universität durch sein tiefgeistiges Wesen und eine ihm eigene zurückhaltende Beschaulichkeit bemerkbar; und als er in späteren Jahren einer der gefeiertsten Gelehrten von Brasenose College geworden war, traten dieselben Eigenschaften mehr noch als in der Jugend zutage. Er beschloß sein Leben in dieser Beschaulichkeit und fast unbemerkt von den weiteren literarischen Kreisen im Jahre 1894.

Anfangs hatte Pater Neigung zum Priesteramt der anglikanischen Kirche gefühlt, gab aber dieses Vorhaben wieder auf und lebte eine Zeitlang der Idee, sich den Unitariern als Prediger anzuschließen. Vielleicht zum Theil durch intime Freunde beeinflußt, wahrscheinlicher aber von seiner eigenen Geistesrichtung bestimmt, verlor er stufenweise jedoch allen Glauben an das Christenthum als System und trieb allmählich in seine wahre Sphäre hinüber — in die Literatur. Frühe schon von den Lehren Auskins lebhaft angezogen und in ästhetischen Dingen von einer mehr als wählerischen Feinfühligkeit, war Pater nicht der Mann, der unbesonnen in die Presse eilt, um jugendliche Fehler zu begehen, auf die in späteren Jahren die Reue folgen muß. Und nicht vor dem 27. Lebensjahre getraute er sich als Schriftsteller an die Oeffentlichkeit: zuerst mit einer fragmentarischen Arbeit über Coleridge, welche in der Zeitschrift „Westminster Review“ gedruckt wurde. Zwei Jahre später erschien einer seiner berühmtesten Essays: der über Winckelmann, und 1873 folgte dann unter dem Titel „Studies in the History of the Renaissance“ sein erstes Buch.

Zwölf Jahre verflossen, ehe sein nächstes großes Werk — vielleicht sein größtes — ins Publikum gelangte, und dem aufmerksamen Leser von „Marius the Epicurean“ dürfte es nicht schwer fallen, die Ursache des langen Verzugs zu entdecken. Vollkommenheit war Paters Glaubensbekenntniß: Vollendung des Ausdrucks, der Schilderung, der Darstellung. Und an der kunstgerechten Art seines Schaffens, sowie an dem durch seinen Helden aufgestellten Ideal lernen wir den wahren Grund für die langen Intervalle kennen, die zwischen seinen Veröffentlichungen liegen, und wir begreifen, warum Pater im Vergleich zu Andern nicht viel geschrieben hat. So sorgfältig und genau war er auf die Technik seiner schriftstellerischen Kunst bedacht, daß er Stellen und Absätze und zuweilen ganze Kapitel nicht ein- oder zweimal, sondern 20- bis 30mal zu Papier brachte und immer wieder von neuem niederschrieb, um in manchen Fällen nach größter Mühe schließlich auf seine ursprüngliche Gedankenform zurückzukommen.

Wir dürfen ohne Vermessenheit annehmen, daß viel von des Autors innerer Erfahrung in seinem „Marius“ verkörpert steht. Aus den Beschreibungen des Familienlebens des jungen Römers und dessen Empfänglichkeit für das natürlich Schöne der heimischen Triebe erhalten wir denselben Eindruck, den die in Paters „Miscellaneous Studies“ vorliegende Arbeit „The Child in the House“ und die Geschichte „Emerald Uthwart“ auf uns gemacht haben: — den Eindruck von des Autors eigener Hingabe an häusliche Zurückgezogenheit und einer innigen, fast verborgenen Liebe für die Umgebungen seiner Kindheit.

Hier stoßen wir auch auf Paters echt religiöse Natur. Wie weit sein Geist dem Christenthum als einem System

entfremdend gewesen sein mag, im innersten Gemüth war er ein tief religiöser Mensch. Durch die Intensität seiner Kraft gelang es ihm, die alten heidnischen Gottesideen frisch zu kleiden mit der Möglichkeit ihrer Existenz, und hinter verfallenen, fast erstorbenen Offenbarungen vermochte er die Seele zu erwecken, welche diesen das Dasein einst gegeben hatte. Den nämlichen erhabenen Beruf erfüllt er in seinen „Greek Studies“. Von ihm berührt verliert das Klassische seine Kälte und erglüht von Leben und Wärme menschlicher Gefühle und Farben der Wirklichkeit.

Als Plato-Forscher bekundet er dieselben Fähigkeiten. Verlockt von Paters Zauber tritt der große Philosoph hervor aus dem Schatten seiner geliebten Platanen, verläßt die Hallen seiner Akademie, und wird ein menschliches Wesen mit menschlichen Sympathien. Die Mischung von Pater, Plato und Marius ist in der That so tiefgehend, daß wir zwischen ihnen kaum zu unterscheiden vermögen. Der englische Erzieher, von dessen sympathischer Natur die Oxforder Musensöhne magnetisch angezogen werden; der römische Jüngling, der aus dem heimathlichen Dorfe nach der großen Stadt des Marcus Aurelius wandert und unterwegs den prächtigen Centurio und das schlichte Landkind an sich fesselt; der große Grieche, dem die Jugend seiner Zeit auf dem Fuße folgt und der voll menschlicher Triebe sogar die Spiele der Knaben vor dem Tempel beachtet; jeder für sich, und alle drei zusammen, vom gleichen Streben beseelt: vom Geiste des Forschers nach „Sanität“, nach einem gesunden Zustand alles reinmenschlich Heiligen.

In „Plato and Platonism“, einem der letzten Werke des Autors, wird der Genius Plato's nicht nur durch die Thatsache geoffenbart, daß er die Menschen wahrhaft liebte, sondern wir lernen hier den Philosophen unter dem Gesichtspunkt des Erzählers kennen und stoßen dabei wieder auf eine der charakteristischen Eigenheiten des britischen Genies. Kaum dürfte eine schönere Wiedergabe von Cupido und Psyche in der Literatur zu finden sein, als die von ihm angeführte aus dem Golden Book, über welches die beiden römischen Jünglinge den sonnigen Glanz der alten Heimath strömen lassen. Dieselbe Eigenschaft tritt in „Greek Studies“ zutage: in den bekannten Geschichten von Demeter und Persephone, von Hippolytus und Andern, wobei der Erzähler seine Vollkommenheitslehre in vollem Maße zur Geltung bringt.

Kühl und scharf klingt das Urtheil vieler Leser, nachdem sie „Marius“ oder „Greek Studies“ aus den Händen gelegt haben; Walter Paters Werke sind aber ein getreuer Reflex seines eigenen Wesens. Fast getrennt von dem Treiben der vergnügungssüchtigen Londoner Modewelt lebte er stille, allein oder mit seinen Schwestern, in dem altehrwürdigen Oxford und bildete hier den Mittelpunkt, um den sich liebevoll die Elite der Universität und die hervorragendsten Gelehrten der Hauptstadt zu versammeln pflegten; und innerhalb dieses weiten Kreises seiner zahlreichen Bekannten fanden sich auch die wenigen, die in des Wortes tiefstem Sinne seine Freunde genannt zu werden verdienen. Ebenso war es mit seinen Schriften. Uninteressant und langweilig für den Lesegierigen, der nur darauf ausgeht, eines Zeitvertreibs für müßige Stunden habhaft zu werden; — kalt und komplizirt für den, welcher Paters Bücher zufällig kennen lernt — sind diese Werke dem Eingeweihten, der hinter die Seele und in das Herz des Autors geblickt hat, ein köstlicher Schatz von Leben und tiefem Sinne: voll von stiller Begeisterung für das ewig Schöne in Literatur, Kunst und Religion.

Neue Ergebnisse spektroskopischer Beobachtungen.

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, auf die wichtigen Ergebnisse hinzuweisen, welche durch die Anwendung des Spektroskops auf verschiedene Probleme der Astronomie erzielt wurden. Im folgenden beabsichtigen wir, unsern Lesern die interessanten Resultate zweier Beobachtungsreihen mitzutheilen, die Hr. A. Belopolsky in Pulkowa bei St. Petersburg vor kurzem ausgeführt hat.

Der eine Gegenstand dieser Beobachtungen ist der ziemlich helle veränderliche Stern λ im Stier, der vor 50 Jahren von Bazendell entdeckt wurde. Dieser interessante Stern ändert ähnlich, wie Algol (β Persei), in kurzen Perioden seine Helligkeit derart, daß er während des Zeitraums von ungefähr 3 Tagen 13 Stunden mit gleichmäßiger Helligkeit, nämlich mit der eines Sterns von der Größenklasse 3.4 am Himmel leuchtet, worauf dann seine Helligkeit in dem kurzen Zeitraum von 10 Stunden auf auf die eines Sterns von der Größenklasse 4.2 herabsinkt und wieder zur ursprünglichen Größe zurückkehrt. Die Gesammtdauer dieses Lichtwechsels (die Periode) beträgt im Mittel 3 Tage 22 Stunden 51¾ Minuten.

Aber ebensowenig, wie Algol, hält der Stern λ Tauri diese mittlere Dauer seines Lichtwechsels genau ein, es wurden vielmehr häufig ziemlich beträchtliche Abweichungen gegen dieselbe beobachtet, deren Entstehung bis vor kurzem nicht befriedigend erklärt werden konnte.

Wir möchten hier zunächst die Bemerkung einschalten, daß man sich im allgemeinen den periodischen Lichtwechsel bei den veränderlichen Sternen vom Algoltypus durch einen dunklen oder doch lichtschwächeren Begleiter hervorgerufen denkt, der den Hauptstern in rascher Bewegung umkreist und bei dem in regelmäßigen Zeitintervallen erfolgenden Vorübergang vor demselben ihn theilweise verdeckt. Die Abweichungen der beobachteten Zeiten des Lichtminimums von den unter Zugrundelegung eines Mittelwerthes der Periode berechneten Zeiten der kleinsten Helligkeit können aber bei dem Stern λ Tauri durch diese Annahme nicht erklärt werden, es wurden vielmehr zur Erklärung derselben verschiedene andere Hypothesen aufgestellt.

Die spektroskopischen Untersuchungen des Hrn. Belopolsky scheinen nun in die Frage nach der Ursache dieser unregelmäßigen Helligkeitsänderungen Licht zu bringen.

Ehe wir auf diese Untersuchungen eingehen, dürfte es jedoch nützlich sein, die angewandte Beobachtungsmethode mit einigen Worten zu erläutern.

Das Spektrum eines Sterns zeigt im allgemeinen, wie das Sonnenspektrum, die Farben vom Roth bis zum Violett und ist, wie dieses, von einzelnen dunklen, bei manchen Sternen überdies noch von hellen Linien durchzogen. Bei solchen Sternen nun, die gegen unser Sonnensystem eine merkbare Bewegung in der Gesichtslinie besitzen, muß nach dem Doppler'schen Prinzip eine der Bewegungsgeschwindigkeit entsprechende Verschiedung dieser Spektrallinien eintreten, und zwar müssen dieselben gegen das violette oder rothe Ende des Spektrums sich hinbewegen, je nachdem der Himmelskörper uns näher kommt oder sich von uns entfernt.[1]) Verschafft man sich also zu zwei verschiedenen Zeiten etwa photographische Abbildungen des Sternspektrums (Spektrogramme) und sorgt man dafür, daß durch jedesmalige gleichzeitige Abbildung eines künstlichen Spektrums ein Vergleichspunkt für beide Aufnahmen geschaffen wird, so kann man aus den Verschiedungen der einzelnen Linien, die mit Hülfe eines Mikroskops gemessen werden, direkt die Geschwindigkeit in der gegen die Erde gerichteten Komponente der Bewegung des Sterns ermitteln.

---

[1]) Ein Analogon zu dieser Erscheinung läßt sich im täglichen Leben beobachten: sitzt man in einem Eisenbahnzug, der sich einem in Gang gesetzten Läuteapparat nähert (wie solche gewöhnlich bei den Bahnwärterhäuschen stehen), so wird man bei einiger Aufmerksamkeit die Wahrnehmung machen, daß der Ton der Glocke um so höher wird (entsprechend der Verkürzung seiner Wellenlänge), je mehr sich der Zug dem Läuteapparat nähert.

Digitized by Google

Hiebei ist natürlich die Geschwindigkeit, welche die Erde infolge ihrer Bewegung um die Sonne selbst besitzt, in Rechnung zu ziehen, wenn man die relative Geschwindigkeit des Sterns in der gegen die Sonne gerichteten Komponente seiner Bewegung im Raum kennen lernen will.

Bei der Ausführung der in Rede stehenden Beobachtungen hat Hr. Belopolsky den großen 30zölligen Refraktor der Pulkowaer Sternwarte benutzt, mit dem ein passend konstruirter Spektrograph in Verbindung gebracht worden war. Die Belichtungsdauer betrug nur 40—60 Minuten; als Vergleichsspektrum diente dasjenige des Eisens und des Zinns. Der Stern λ Tauri gehört nach der von Prof. H. C. Vogel in Potsdam aufgestellten Eintheilung der Sternspektren in die Klasse Ia, zu welcher Klasse u. a. auch Sirius (α im großen Hund) und Wega (α in der Leier) gehören und die dadurch ausgezeichnet ist, daß die Spektren derselben außer schwachen Metallinien noch dunkle Wasserstofflinien von meist sehr großer Intensität enthalten.

Die von Hrn. Belopolsky erlangten Spektrogramme des Sterns λ Tauri wurden im November und Dezember des vergangenen Jahres an fünf Abenden aufgenommen und vertheilen sich auf verschiedene Helligkeitsphasen dieses Sterns. Die Wellenlängen der auf den Platten abgebildeten dunklen Linien schwanken zwischen 413.3 und 451.6 $\mu\mu$ (Milliontel Millimeter). Zur Ableitung der Geschwindigkeit des Sterns in der Sehlinie wurden die Verschiedungen der Wasserstofflinie Hγ gemessen, die auf allen Platten besonders gut sichtbar war. Aus den erhaltenen Verschiebungen dieser Linie hat nun Hr. Belopolsky folgende Schlußfolgerungen gezogen[1]): Der Stern λ Tauri muß aus zwei oder mehr Komponenten bestehen. Der Zentralkörper besitzt einen (optisch nicht wahrnehmbaren) Begleiter, der mit großer Geschwindigkeit sich um ihn bewegt. Die relativen Geschwindigkeiten beider Komponenten gegen die Sonne sind pro Sekunde (negatives Vorzeichen bedeutet Annäherung zur Sonne):

Hauptstern		Begleiter	
6. November	— 9.1 km	12. November	— 78.5 km
12. „	— 8.2 „	22. „	+ 87.5 „
22. „	— 4.3 „		

Der Zentralkörper nähert sich also langsam unserm Sonnensystem, während der Begleiter am 12. November mit der beträchtlichen Geschwindigkeit von 78.5 km in der Sekunde sich uns genähert, am 22. November dagegen mit der noch größeren Geschwindigkeit von 87.5 km sich von uns entfernt hat. Das Spektrum beider Komponenten enthält bemerkenswertherweise die Linie des noch nicht sehr lange bekannten Cleveitgases. (W. L. 438.8 $\mu\mu$).

Auf den am 12. und 22. November erhaltenen beiden Platten zeigte sich ferner noch eine Linie von der Wellenlänge 441.9 $\mu\mu$, welche Hr. Belopolsky einem dritten Körper von kleinerer Masse zuschreibt, dessen relative Geschwindigkeit in der Gesichtslinie sich aus der Verschiebung dieser Linie in beiden Aufnahmen zu rund 163 km ergab. Hr. Belopolsky hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese dritte Komponente unter besonders günstigen Beobachtungsverhältnissen auch ein drittes Intensitätsmaximum der Wasserstofflinie Hγ liefern wird und daß eben diese dritte Komponente die Unregelmäßigkeiten in den Helligkeitsänderungen von λ Tauri verursacht.

Ein anderer veränderlicher Stern, mit dessen Untersuchung sich Hr. Belopolsky schon im vergangenen Sommer beschäftigt hat, ist der Stern β in der Leier, der in jeder Periode seines Lichtwechsels zwei Maxima und zwei Minima besitzt. Die Helligkeitsänderungen dieses Sterns wurden schon im Jahr 1780 von Goodericke bemerkt, es schwankt die Helligkeit desselben zwischen der eines Sterns von der Größenklasse 3.4 und der eines solchen von der Größenklasse 4.2; die Länge der Periode beträgt nach Argelander 12 Tage, 21 Stdn. 46½ Min.

Die von Hrn. Belopolsky wieder mit dem großen Refraktor und dem Spektrographen der Pulkowaer Sternwarte ausgeführten Beobachtungen dieses Sterns führten zu folgenden Ergebnissen:[1])

Nahezu alle dunklen Linien des Spektrums von β Lyrae zeigen Veränderungen, die dem Lichtwechsel dieses Sterns entsprechen, und da sie sich beständig über einander lagern, ist es nicht möglich, ohne weiteres aus ihren Verschiebungen sichere Resultate abzuleiten. Die einzige Linie, die hievon nicht betroffen wird, ist die dunkle (Magnesium-)Linie, deren Wellenlänge 448.2 $\mu\mu$ beträgt. Diese Linie ist dadurch merkwürdig, daß sie im Spektrum des frei brennenden Magnesiums, sowie im Spektrum der Magnesiumdämpfe im elektrischen Bogenlicht nicht vorkommt, dagegen sehr breit und intensiv auftritt, wenn man den elektrischen Funken durch Magnesiumdämpfe schlagen läßt, also nur bei großer Erhitzung dieser Dämpfe. Aus dem Vorkommen dieser Magnesiumlinie im Spektrum von Sternen ist also zu schließen, daß die das Licht absorbirende Schicht dieser Sterne, die Photosphäre derselben, eine außerordentlich hohe Temperatur, nämlich bis zu 15,000 Grad Celsius besitzt.

Im ganzen wurden 26 Spektrogramme aufgenommen, die sich über alle Helligkeitsphasen des Sterns vertheilen; die Verschiedungen der Magnesiumlinie wurden mit Hülfe der jedesmal mitphotographirten künstlichen Eisenlinien ermittelt. Es zeigte sich, daß die erwähnte dunkle Magnesiumlinie auf allen Platten sehr nahe die gleiche Lage und Intensität besaß, wogegen die dunkle Linie mit der Wellenlänge 447 $\mu\mu$, sowie die helle Wasserstofflinie F (W. L. 486 $\mu\mu$ = Hβ) und die dunkle Wasserstofflinie Hγ (434 $\mu\mu$) in dieser Hinsicht beträchtlichen Aenderungen unterworfen waren.

Es würde zu weit führen, wenn wir die für die 26 Beobachtungstage ermittelten relativen Geschwindigkeiten der gegen die Sonne gerichteten Bewegungskomponente des Sterns hier alle einzeln anführen wollten, wir begnügen uns mit der Angabe, daß dieselbe

am 24. Juni	— 161.8	km	pro	Sekunde
„ 2. Juli	+ 158.7	„	„	„
„ 8. „	— 191.8	„	„	„
„ 15. „	+ 179.2	„	„	„
„ 21. „	— 204.2	„	„	„
„ 27. „	+ 156.1	„	„	„
„ 2. August	— 151.1	„	„	„

betrug. (Bedeutung der Vorzeichen wie oben.) Die weitere Diskussion der erlangten Ergebnisse führt Hrn. Belopolsky zu folgenden Schlüssen:

Der Stern β Lyrae ist ein Doppelstern, der sich mit einer mittleren Geschwindigkeit von 14.8 km in der Sekunde der Sonne nähert. Die Geschwindigkeiten beider Komponenten des Systems bei ihrer Rotation um den gemeinsamen Schwerpunkt betragen in der Sekunde 182.5 km für den Hauptstern, 179.6 km für den Begleiter. Der Halbmesser der Bahn, die als kreisförmig und deren Neigung gegen die Ekliptik zu 90° angenommen wurde, beträgt 32 Mill. km, also nur den 4.7ten Theil der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne (wodurch es begreiflich wird, daß wir diesen Stern wohl niemals optisch als doppelt wahrnehmen können). Der Lichtwechsel entsteht durch gegenseitige Verfinsterungen der beiden Komponenten, da die Zeiten, zu denen die Geschwindigkeit in der Sehlinie für beide gleich Null wird, sehr nahe mit den Zeiten der beiden Lichtminima zusammenfallen. Es entsprechen demnach den einzelnen Helligkeitsphasen des Systems die nachfolgenden Stellungen der beiden Komponenten desselben:

a) erstes Lichtminimum (Hauptminimum): der hellere Stern tritt hinter den schwächeren;
b) erstes Lichtmaximum: beide Sterne stehen nebeneinander;
c) zweites Lichtminimum: der hellere Stern tritt vor den schwächeren;
d) zweites Lichtmaximum: beide Sterne stehen wieder nebeneinander.

[1]) Astronomische Nachrichten Nr. 3474.

[1]) Astrophysical Journal. Vol. VI., pag. 328 u. ff.

Digitized by Google

Es folgt hieraus, daß die Lichtstärke des Sterns in beiden Maximis gleich groß sein muß, und in der That wird diese Forderung durch die langjährigen Helligkeitsbeobachtungen, die für den Stern β Lyrae vorhanden sind, vollständig erfüllt.

Schließlich bemerkte Hr. Belopolsky, daß die helle Wasserstofflinie F und die dunkle Magnesiumlinie sich zu den Zeiten der Lichtminima überdecken; zur Zeit des Hauptminimums bleibt die helle Linie, zur Zeit des zweiten Minimums die dunkle Linie sichtbar. Hieraus folgt, daß die dunkle Linie dem einen, die helle Linie dem anderen Stern zugehört. -rt-

---

Mittheilungen und Nachrichten.

Völkerkunde von Oskar Peschel. Siebente Auflage. Unveränderter Abdruck des Urtextes. Mit einem Vorwort von Ferdinand Frhrn. v. Richthofen. Leipzig 1897. Verlag von Duncker u. Humblot. 8°. XIV u. 570 S. — Es ist ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der Wissenschaft, nicht zur Wissenschaft selbst, welcher uns hier vorgelegt wird. Denn seit einem Vierteljahrhundert ist unser ethnographisches und ethnologisches Wissen so gewaltig fortgeschritten und mit so vielen Gesichtspunkten von fundamentaler Bedeutung bereichert worden, daß es nicht mehr angängig erscheint, nach dem Originaltext, wie er uns hier durch erneuten Abdruck geboten wird, die Völkerkunde zu studiren. Gleichwohl können wir die Veranstaltung der Ausgabe nur billigen, und zwar aus denselben Gründen, welche in den Begleitworten des berühmten Berliner Geographen dargelegt sind. Für jeden Fachmann ist es in hohem Grade werthvoll, Peschels Werk in seiner anfänglichen Gestalt kennen zu lernen, und von der methodischen Seite betrachtet, ist das Buch auch jetzt noch so vollkommen, daß seine Art der Stoffgliederung uns für ein Kompendium der Disciplin — Ratzels gewaltiges Werk will selbstredend nicht unter diesen Begriff einbezogen werden —, als die absolut beste erscheint. Prof. Kirchhoff, dem man die späteren Neu-Auflagen verdankt, hat denn auch, soviel er sonst anders einrichten mußte, prinzipiell die allgemeine Eintheilung bestehen lassen. Wir räumen sowohl dem originalen wie auch dem modernisirten Peschel jeweilig die vollkommene Daseinsberechtigung ein; der erstere bildet ein Denkmal der Zeit, in welcher die Völkerkunde ihres wissenschaftlichen Charakters sich völlig bewußt geworden war; der andere erscheint als ein Lehrbuch für den Studirenden und als ein, wie Referent aus eigener Erfahrung mittheilen kann, höchst schätzbares Hülfsmittel bei akademischen Vorträgen. — Was uns die Methode des Leipziger Geographen so werthvoll erscheinen läßt, ist in erster Linie die von ihm mit voller Klarheit über Ziel und Zweck durchgeführte Scheidung der allgemeinen und speziellen Völkerkunde. Einer mehr philosophischen, die entwicklungsgeschichtlichen und prähistorischen Fragen zugleich kurz skizzirenden Einleitung läßt er einen ausführlichen, der somatischen Anthropologie gewidmeten Abschnitt folgen, welcher sich mit den einschlägigen Aufgaben natürlich nur insoweit beschäftigt, als man die durch Gesichtswinkel, Schädelindex, Hautfarbe, Haarbeschaffenheit u. s. w. gelieferten Kennzeichen bei der Bestimmung der Rassenzugehörigkeit verwerthen kann. Ebenso werden die Sprachmerkmale, über deren Verwendbarkeit man jetzt wohl etwas skeptischer als früher urtheilt, abgehandelt, und sehr ausführlich ist die Charakteristik der „technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen" geholten; über Soziologie und vergleichende Mythologie sprach schon Peschel die gesundesten Ansichten aus. Erst jetzt ist der Moment zu einer sorgfältigen Beschreibung der Menschenrassen gekommen, deren acht unterschieden werden. Hier tritt, wie nicht zu verwundern, die Gegensätzlichkeit der Jahre 1897 und 1874 am meisten zutage, denn Polynesier und Papuas sind für uns, die wir mit dem Zwischengliede der Melanesier inzwischen genauer vertraut geworden, keine scharf getrennten Völkergruppen mehr, und noch weniger werden wir die indischen Dravida-Stämme den Mincopies der bengalischen Inseln gegenüberstellen, wir werden vielmehr die einen an die Seite der anderen stellen. Das alles ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß Peschels Versuch, das Wissen seiner Epoche einheitlich zusammenzufassen, als trefflich gelungen anerkannt und das jetzt ermöglichte Fortleben seiner Schöpfung freudig begrüßt werden muß.

S. Günther.

T. **Ein neues Mittel zur Blutstillung** wurde von Paul Carnot neulich in der medizinischen Gesellschaft der Krankenhäuser von Paris empfohlen. Dasselbe ist ein allerwärts bekannter Stoff, nämlich die Gelatine. Man löst in einer Kochsalzlösung soviel Gelatine auf, daß eine 5- bis 10proz. Lösung entsteht, und setzt dieselbe zweimal je eine Viertelstunde lang der Wirkung von strömendem Wasserdampf aus, um sie von allen gefährlichen Keimen zu befreien; man kann auch noch ein Antiseptikum, z. B. Sublimat- oder Karbollösung, hinzufügen. Unmittelbar vor dem Gebrauch wird die bei gewöhnlicher Temperatur starre Masse über kochendem Wasser verflüssigt. Bei innerlichen Blutungen, deren Ursprungsort zugänglich ist, z. B. bei Frauenleiden, wird ein kleiner, sterilisirter und mit der Gelatine getränkter Wattepropfen eingeführt, auch kann die Lösung eingespritzt oder auf einem Gazestreifen applizirt werden. Auch bei Blutungen krebskranker Frauen sind solche Einspritzungen von günstigem Erfolg gewesen. Bei Nasenbluten nimmt man zunächst eine Reinigung der Nasenmuskeln mit warmem Wasser vor, spritzt die Gelatinelösung ein und bringt dann einen mit dieser getränkten Wattepropfen in die Nasenöffnung. Es muß darauf geachtet werden, daß die Lösung nicht zu heiß angewandt wird, da ihre blutstillende Wirkung durch Hitze vermindert wird. Bei der Einfachheit des Mittels wird sich dasselbe wohl bald einführen.

-rt- Wie jetzt erst bekannt wird, sahen zwei Offiziere des britischen Kriegsschiffes „Melpomene", dessen Besatzung bekanntlich fast vollzählig an den Beobachtungen der letzten Sonnenfinsterniß in Viziadrug theilnahm, nach dem Eintritt der Totalität der Finsterniß zwischen Mars und Venus ein helles Objekt, welches in den Sternkarten fehlt. Sir Norman Lockyer, der Leiter der in Viziadrug stationirten Beobachtertruppe, glaubt, das fragliche Objekt für einen Planeten halten zu müssen, so daß die Versuche Leverriers, einen von ihm schon im voraus auf den Namen „Vulkan" getauften intramerkuriellen Planeten aufzufinden, wohl neuerdings eine Fortsetzung erfahren dürften.

* Wir erhalten von sehr geschätzter Seite folgende Einsendung und Richtigstellung:

Die in der Beil. zur Allgem. Ztg. vom 9. d. M. gebrachte Mittheilung über den verstorbenen Pfarrer Klein, den Verfasser der „Fröschweiler Chronik", leidet an einigen Unrichtigkeiten und Unklarheiten, die uns gestattet sein möge, kurz richtigzustellen. Dekan Klein starb nicht in Wasselnheim im Elsaß, sondern in der Irrenanstalt Kaufbeuren, wo er sich seit 1886 als Leidender befand. Eine, wie sich bald herausstellen sollte, unheilbare Geisteskrankheit hatte den bis dahin völlig gesunden, trefflichen Mann im Frühjahr 1885 ganz plötzlich erfaßt (nicht schon, wie es in Ihrer Mittheilung heißt, 1884). Was die Fröschweiler Chronik und ihre Veröffentlichung betrifft, so verhält sich die Sache auch etwas anders, als es nach Ihrer Mittheilung scheinen könnte. Oberlehrer Löffler († 1894) und Studienlehrer Dr. Johann Haußleiter aus Nördlingen (Letzterer nunmehr ord. Professor der Theologie an der Universität Greifswald) besuchten im Herbst 1876 das Schlachtfeld von Wörth und lernten bei dieser Gelegenheit den Pfarrer Klein in Fröschweiler kennen. Er machte die beiden Touristen mit seinem vor kurzem vollendeten Manuskript der „Fröschweiler Chronik", jener denkwürdigen Schilderung der Schlacht bei Wörth und dessen, was sich unmittelbar vor- und nachher in Fröschweiler ereignete, bekannt. Der Verfasser hatte dieses Manuskript keineswegs der Oeffentlichkeit vorenthalten wollen und auch bereits einer bekannten Straßburger Verlagsbuchhandlung zum Verlag angeboten, aber eine Ablehnung erhalten. Bei dieser Sachlage war es ihm willkommen, daß die beiden Herren ihn auf die C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen — der Verlag der Firma befindet sich, wie bekannt, seit 1889 in München — aufmerksam machten und sich erboten, den ihnen befreundeten Chef der Firma für die Verlagsübernahme zu interessiren. Letzterer erklärte sich

nach Einsichtnahme des Manuskripts in der That sofort bereit, den Verlag zu übernehmen, und noch zu Weihnachten 1876 konnte die erste Auflage des Büchleins erscheinen. Um eine „Nöthigung" des Pfarrers Klein handelte es sich dabei so wenig, daß dieser vielmehr mit seinem Verleger nach kurzer Zeit in nahe freundschaftliche Beziehungen trat, die wohl auch im Jahre 1881 mit der Anlaß waren für die erfolgreiche Meldung des elsässischen Geistlichen auf die protestantische Hauptpredigerstelle in Nördlingen. Pfarrer Klein war ein vortrefflicher Prediger und wußte sich die Herzen der Nördlinger Gemeinde rasch zu gewinnen. Sein Andenken bleibt in Nördlingen, so kurz es ihm daselbst auch nur vergönnt war zu wirken, ein gesegnetes. In der deutschen Literatur aber wird der Name des Verfassers der „Fröschweiler Chronik" fortleben als der eines echten und erfolgreichen Volksschriftstellers, dessen Buch begierige Leser finden wird, solange man im deutschen Volke des Krieges von 1870/71 gedenken wird.

* **Graz.** Der Privatdozent der Zoologie Dr. Ludwig **Böhmig** an der hiesigen Universität wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** In Amsterdam starb am 4. Mai Martin **Kalff**, über 30 Jahre lang Redakteur, dann Sekretär des „**Algemeen Handelsblad**". Kalff war ein sehr begabter Mann, der sich durch eigene Studien zu einem kenntnißreichen, kunstverständigen Mann herangebildet hatte. In den ersten Jahren schrieb er Theaterkritiken, die sich durch ihre frische, originelle Form auszeichneten. Von seinem Kunstsinn zeugen verschiedene kleinere Schriften, die er verfaßte, unter anderem seine „Aesthetik für Schauspieler". — Dr. **Naber**, Professor für griechische Sprache und Literatur an der Amsterdamer Universität, wird am 16. Juli 70 Jahre alt und muß also dann nach dem Gesetz in den Ruhestand treten. — Der neulich ernannte Prof. Dr. B. **Eerdmans** in Leiden begann am 11. Mai seine Vorlesungen mit einer Antrittsrede über „Die Behandlung des Alten Testaments in ihrem Zusammenhang mit den semitischen Studien im allgemeinen". — Dr. **Timmermans**, seit 8 Jahren Assistent des verstorbenen Prof. Hatbertsma zu Utrecht, wird auf Ersuchen der Kuratoren hin die Vorlesungen desselben vorläufig fortsetzen und die Klinik halten, auch dessen Stelle in der Prüfungskommission für Aerzte einnehmen. Unter den Studenten der Medizin besteht die Absicht, an höchster Stelle Schritte zu thun, damit Dr. Timmermans als Nachfolger von Habertsma zum Professor ernannt werde. — Dr. G. A. **Barberman** zu Batavia hat dem Museum für Naturgeschichte an der Universität Leiden eine bedeutende Sammlung Vögel der Insel Celebes zum Geschenk gemacht. — Der höchste Gerichtshof des Landes muß demnächst prinzipiell eine Frage entscheiden, die für die **Freie Universität** in Amsterdam von hoher Bedeutung ist. Nach dem Gesetz für das höhere Unterrichtswesen haben nur die Staatsuniversitäten und die Amsterdamer Universität das jus promovendi. Trotzdem verleiht die Freie Universität Doktordiplome. Da das Doktordiplom hier die Zulassung zum praktischen Staatsdienst gewährleistet, so verlangte kürzlich ein junger Jurist der Freien Universität auf Grund seines Doktordiploms als Advokat bei einem Gerichtshofe zugelassen zu werden. Dieser lehnte es ab, und nun liegt die Sache zur Entscheidung dem höchsten Gerichtshofe vor. Was die Herren der Freien Universität nicht alles versuchen! — In der Zeitschrift „Uit de Remonstrantsche wereld" berichtet P. Eldering aan einem merkwürdigen Fund, den er zu Friedrichsstadt an der Eider machte. Er fand nämlich im Archiv daselbst unter alten Papieren eine aramäische Handschrift mit der Ueberschrift „**Evangelium des Petrus**". Die Handschrift ist sehr schlecht erhalten, der Zahn der Zeit und der Mäuse haben ganze Stücke vernichtet, andere sind total unlesbar geworden. Einen Theil jedoch konnte er entziffern, und daraus gibt er Proben in dem Maiheft der genannten Zeitschrift. — Die kgl. Akademie der Wissenschaften, Abtheilung für Naturwissenschaften und Mathematik, wählte Professor **E. Strasburger** in Bonn zum korrespondirenden Mitglied.

HK. **Oxford,** 18. Mai. Vielleicht dürfte es weiteren gelehrten Kreisen von Interesse sein, zu erfahren, daß an hiesiger Hochschule unlängst zwei neue Lehrstühle errichtet wurden, die der medizinischen und der philosophischen Fakultät zur Erweiterung und Förderung dienen sollen. Der erstere wurde für **Pharmakologie** gegründet und der neuernannte Professor Smith-Jerome hielt bereits am 6. d. M. seinen öffentlichen Inauguralvortrag über die „Methode und Ziele der gegenwärtigen Heilmittelkunde". Das andere neue Lehramt, welches der freigebigen Stiftung eines vermögenden Privatmannes aus Manchester (H. Wilde) seine Entstehung verdankt, wurde für **vergleichende Völkerpsychologie** (Mental Philosophy) ins Leben gerufen und es soll mit besonderer Rücksicht das Seelenleben der niederen Menschenrassen, wie es sich aus den ethnologischen und anthropologischen reichen Sammlungen des Pitt Rivers-Museums dahier nachweisen läßt, untersucht und veranschaulicht werden. Um unter den jüngeren Universitätsmitgliedern das wissenschaftliche Interesse an solchen völkerpsychologischen Forschungen zu wecken und zu erhalten, hat der genannte Stifter der Universität zugleich ein weiteres Kapital geschenkt, woraus ein Jahrespreis, der sogenannte Locke-Preis (zur Erinnerung an den berühmten altenglischen Denker), verliehen werden soll. — Am 2. Juni wird der Direktor des University Observatory und Professor der Astronomie **Turner**, der als Mitglied der britisch-indischen Expedition in Indien das Ereigniß erfolgreich zu beobachten Gelegenheit hatte, über die Erscheinungen der letzten totalen Sonnenfinsterniß vom 22. Januar d. J. hier im University-Museum einen öffentlichen Vortrag halten. — Ueber **das System und die Ausübung der öffentlichen Armenpflege**, wie dieselbe heutzutage in den verschiedenen Distrikten des Vereinigten Königreichs besteht und wie sie früher gehandhabt wurde, findet seit Beginn dieses Monats im Manchester College dahier wöchentlich einmal ein gemeinnütziger Kurs öffentlicher Vorträge statt, die von dem sachkundigen Generalsekretär eines Londoner Vereins für freiwillige Armenpflege gehalten werden und durch ihre klare Behandlung eines zeitgemäßen Themas allgemeine Würdigung verdienen. — Zum Vertreter unsrer Universität auf dem nächsten im Oktober d. J. stattfindenden Kongreß orientalischer Sprachforscher in Rom wurde Professor **Max Müller** ernannt. Derselbe denkt, wie wir erfahren, ungeachtet seines vorgerückten Alters imstande zu sein, dem ehrenvollen Auftrag seinerzeit zu entsprechen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Führer durch den Schwarzwald. Leipzig, Waerts Reisebücherverlag. — **Gayau-Pératé-Fabre**: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Deutsch von Karl Muth. Heft 8—10. Einsiedeln-Waldshut-Köln, Verlagsanstalt Benziger u. Co., A.-G. — Dr. **Karl Fischer**: Das Sommerhochwasser vom Juli bis August 1897 im Oderstromgebiet. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn 1898. — **M. v. Schulz**: Das Redaktionsversehen im § 138 n der deutschen Reichsgewerbeordnung. (Sonderabdruck aus dem „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik.) Berlin, C. Heymann 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
May 18, 1898.
The
Invisible Man.
By (6477)
H. G. Wells.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Cypern.
Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte
von
Franz von Löher.
Dritte vermehrte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark.
Elegant gebunden 7 M. 50 Pf.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Hierzu ein Prospektus der **Mödlinger Schuh-Fabrik Alfred Fränkel, Mödling bei Wien.** [1999]

Jahrgang 1898. München, Montag, 23. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Skizzen aus dem Parlament von 1848. I. Von Karl Biedermann. — Georg Bühler und die Indologie. II. Von Dr. M. Winternitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Skizzen aus dem Parlament von 1848.[1])

Von Karl Biedermann.

I.

Die Pauluskirche als Parlamentshaus. Das Parteileben im allgemeinen.

In der vierten Nachmittagsstunde des 18. Mai 1848 bewegte sich ein feierlicher Zug von dem Römer in Frankfurt, dem Wahllokal der alten deutschen Kaiser, nach der Paulskirche, wo die Sitzungen des ersten deutschen Parlaments stattfinden sollten. Es waren die bereits in Frankfurt eingetroffenen Abgeordneten, welche sich zu der vorbereitenden ersten Sitzung begaben. Eine zahlreiche Menge bildete Spalier für den Zug und begrüßte die Vertreter der deutschen Nation mit lauten Zurufen und Glückwünschen, was die meisten von diesen mit heiterem Mienen dankend erwiderten. Nur einige schauten ernster drein: sie mochten im stillen bei sich erwägen, ob wohl die Hoffnungen, mit denen das Volk jetzt ihren Eintritt in die Paulskirche begleite, dereinst bei ihrem Wiederaustritt aus dieser in Erfüllung gegangen sein würden.

Zum Sitzungssaal der Versammlung war die (1833 erbaute) Paulskirche ersehen. Ihre Umwandlung von einer geistlichen in eine weltliche Bestimmung hat Robert Heller in seinen „Brustbildern aus der Paulskirche" folgendermaßen geschildert:

„Den Altar überdeckte man mit einem Vorhange und die darüber befindliche Orgel mit dem Gemälde einer Germania. Von wo der Priester den Segen gesprochen, dahin wurde der Sitz des Präsidenten gepflanzt. Die Kanzel ward in eine Rednerbühne verwandelt. Das runde Schiff der Kirche war von einer hohen Säulenreihe eingefaßt; darin nahmen die Abgeordneten ihre Plätze. Die Berichterstatter der Zeitungen setzte man zwischen die Säulen, die Zuhörer auf die ungeheure Emporkirche, welche auf der Säulenreihe ruhte. Die hinter den Säulen amphitheatralisch emporsteigenden Bankreihen vor dem Sitze des Präsidenten wurden ebenfalls von Abgeordneten eingenommen; was zu beiden Seiten unmittelbar an den erhöhten Platz des Präsidiums stieß, ward zur Linken in eine den Damen vorbehaltene Loge, zur Rechten in eine solche für mit Eintrittskarten versehene Herren (zu den Emporen war der Zugang für Jedermann offen) und für die in Frankfurt anwesenden Diplomaten verwandelt."

Ueber dem Haupte des Präsidenten wehte eine große schwarz-roth-goldene Fahne, darunter las man die goldene Inschrift:

„Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O bringt sie, o gebt sie dem Volke zurück!"

Das war alles, was der im übrigen völlig schmucklose Raum der Kirche an Dekorationen bot. Fühlbarer als der Mangel an solchen, war die gänzliche Abwesenheit aller derjenigen Bequemlichkeiten und selbst Nothwendigkeiten, welche bei einer großen berathenden Versammlung sonst üblich und in der That kaum zu entbehren sind. Man braucht sich noch lange nicht das Bild unsres heutigen, mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Reichstagspalastes zu vergegenwärtigen, um eine Vorstellung davon zu haben, unter welch bescheidenen, ja dürftigen äußeren Verhältnissen ein ganzes Jahr lang die deutschen Nationalvertreter damals tagen mußten.

Die Räume für Abgeordnete, Berichterstatter und Zuhörer, das war schlechterdings alles, was die Paulskirche enthielt. Von einem Wandelgange, der es den Abgeordneten ermöglicht hätte, von einer allzuermüdenden Sitzung auszuruhen oder einem allzu langweiligen Redner zu entfliehen, war keine Spur vorhanden, noch weniger von einer Gelegenheit zur Erquickung durch Speise und Trank. Wer einmal freiere Luft, als im Hause war, schöpfen wollte, mußte die Kirche verlassen und auf dem Kirchplatz spazieren gehen (was glücklicherweise der vorwiegend warme und heitere Sommer 1848 gestattete); wer Hunger oder Durst verspürte, mußte eine der unsern oder fern gelegenen Kaffee- oder Weinstuben aufsuchen. Bei Abstimmungen rief nicht wie jetzt die elektrische Klingel des Präsidenten die abwesenden Mitglieder herbei, sondern gute Freunde, oder ausdrücklich von den Parteien dazu bestellte Wächter mußten die oft weit hinweg verschlagenen Genossen von allen Enden zusammentreiben. Dank der Linken, gab es sehr häufig langwierige Abstimmungen mit Namensaufruf, bei denen auch die Nachzügler noch ihre Stimmen abgeben konnten. Eine Beschlußunfähigkeit der Versammlung kam (beiläufig bemerkt) nicht vor; allerdings betrug die beschlußfähige Zahl nicht, wie jetzt, die Hälfte, sondern nicht ganz ein Viertel der Gesammtzahl (150).

Die Kommissionen (oder, wie es dort hieß, die Ausschüsse) waren in Lokalen außerhalb der Paulskirche untergebracht, ebenso die Abtheilungen. Selbst das Bureau (die Präsidenten und Schriftführer) mußte sehen, wo es blieb, was nicht gerade zur Förderung und Erleichterung der Geschäfte beitrug. Vollends für die Versammlungen der Parteien gab es nicht Räume im Hause. Sie waren in öffentlichen Lokalen durch die ganze Stadt zerstreut. Dies war der Grund, weßhalb dieselben ihre Namen nicht von ihrem politischen Charakter, sondern von eben diesen Lokalen erhielten. Die äußerste Rechte hatte sich erst im „Steinernen Haus", später im „Café Milani" einquartiert und ward

[1]) Der Verfasser der obigen Aufsätze hat in zwei Artikeln im Januar- und Februarheft von „Nord- und Süd", die dann zu einer Broschüre vereinigt geworden sind, über das erste deutsche Parlament im ganzen und von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus gesprochen. Er möchte hier, gleichsam ergänzend, in einigen kurzen „Skizzen" das Parteileben innerhalb dieses Parlaments schildern.

danach benannt. Der gemäßigten Rechten (etwa den heutigen Freikonservativen vergleichbar) hatte, nachdem sie kurze Zeit im „Hirschgraben“ getagt, die Frankfurter Kasinogesellschaft einen Theil ihrer Räume überlassen, und sie hieß daher „Kasino“. „Württemberger Hof“, „Augsburger Hof“, „Landsberg“ waren in Gasthöfen zweiten Ranges seßhaft. Die weiter links stehende Partei „Westendhall“ hielt ihre Sitzungen in dem Kaffeehaus gleichen Namens. Die eigentliche Linke und die äußerste Linke hausten in Gasthöfen der Vorstadt, jene im „Deutschen Hof“, diese im „Donnersberg“. Der „Württemberger Hof“ tagte in einem langen, schmalen Zimmer, wo seine Mitglieder eng gedrängt beisammensaßen und dessen Thüre unmittelbar auf die Hausflur ging. Im „Augsburger Hof“ mußte man ein paar finstere Treppen emporsteigen und gelangte zuletzt in einen kahlen, nothdürftig mit Tischen und Stühlen versehenen Raum, der ebenfalls kaum Platz für die Zahl der Anwesenden bot. Aehnlich im „Landsberg“. Behaglicher war das „Kasino“, vornehmer das „Café Milani“ eingerichtet.

Die Parteiversammlungen fanden, da die Sitzungen des Plenums meist schon um 9—9½ Uhr früh begannen und gewöhnlich erst um 3, 4 Uhr oder noch später endeten, fast immer am Abend statt. Die meisten Parteien hielten solche täglich, und sie dauerten in der Regel bis tief in die Nacht hinein, so daß schon dadurch (ganz abgesehen von Ausschußsitzungen) ein Abgeordneter, der sich zu einer Partei hielt (und sog. „Wilde“ oder, wie man sie dort nannte, „Strandläufer“, gab es verhältnißmäßig nur wenige) eine tägliche Arbeitszeit von 12—14 Stunden und nur die Mittagspause frei hatte. Eine Scheidung zwischen Geschäft und Geselligkeit — „Fraktionsversammlung“ und sog. „Fraktionskneipe“ — gab es nicht. Abendkost und Abendtrunk (beides meist mehr als frugal) mußten während der Parteiversammlungen eingenommen werden, entweder mitten unter den ernstesten Berathungen, oder (bei den Klubs zur Rechten) in einem gesonderten Raume.

Die verschiedenen Parteien oder Klubs (zum mindesten die einander näherstehenden) pflegten sich gegenseitig zu beschicken. Hatte ein Klub sich über die Tagesordnung der nächsten Sitzung schlüssig gemacht, so sandte er eine Deputation, gewöhnlich ein Mitglied seines Vorstandes und noch ein oder zwei andere, an die Nachbarklubs rechts und links und suchte sich mit diesen über den zu fassenden Beschluß und über die nächstbevorstehende Abstimmung zu verständigen. So geschah es, daß oft mitten in die Berathungen des einen Klubs hinein die Abordnung eines anderen Klubs kam. Dann wurden die Berathungen unterbrochen und die Mittheilungen der Deputirten angehört. Nach deren Entfernung begann die Diskussion aufs neue, die sich natürlich dann zunächst auf die Frage richtete, inwieweit man mit dem Nachbarklub gleichen Schrittes gehen könne oder nicht. Es war günstig für einen Klub, wenn er rasch in sich selbst zu einem einheitlichen Beschluß gelangte und somit den verwandten Klubs gewissermaßen eine Direktive geben konnte, die für diese oft bestimmend ward.

In der ersten Zeit des Parlaments, „im wunderschönen Monat Mai“, und auch noch in den folgenden Monaten, wo über der Versammlung noch so etwas wie ein allgemeiner „Völkerfrühling“ schwebte, wurde die den Geschäften abgewonnene Muße wohl öfters zu einer persönlichen Annäherung zwischen den politisch Befreundeten benutzt. Es gab gesellige Abende einzelner Klubs; es gab an den Sonntagen gemeinsame Ausflüge an benachbarte romantische Punkte, wie Königstein, Kronberg u. a., in den Pfingstferien auch weitere Erholungstouren an den Rhein, in die Pfalz, nach Heidelberg. Die Linke verband dabei das Nützliche mit dem Angenehmen. Sie machte in corpore durch die Hauptorte der weinreichen Pfalz eine Pfingstreise, welche zugleich propagandistische Zwecke verfolgte und erreichte. Da fanden Begrüßungen und Ansprachen herüber und hinüber statt; da wurden von der Bevölkerung den ihr schon von Angesicht bekannten oder rasch bekannt gemachten Führern der Partei stürmische Huldigungen dargebracht; da wurde beim Schöppchen gesessen, getoastet und solchergestalt manches Samenkorn radikalen Ueberschwanges ausgestreut, welches ein Jahr später, im Mai 1849, nur zu sehr in die Halme schoß. Viele Abgeordnete hatten — in Voraussicht einer langen Dauer des Parlaments — ihre Frauen oder Töchter mitgebracht oder ließen sie nachkommen, so daß derartigen Zusammenkünften auch der Reiz eines weiblichen Elements nicht fehlte.

Einen Glanzpunkt unter diesen Ausfahrten bildete das Dombaufest zu Köln im August. Es galt der feierlichen Grundsteinlegung zu den neu zu erbauenden, zu ergänzenden oder zu reparirenden Theilen des damals noch gänzlich unvollständigen, prachtvollen Domes. Zu dieser Feier, zu welcher König Friedrich Wilhelm IV. selbst kommen wollte, hatte die Stadt Köln das Parlament förmlich eingeladen, und letzteres ließ sich dabei durch eine große Deputation vertreten. An deren Spitze begaben sich der Reichsverweser Erzherzog Johann und der Präsident der Versammlung, Heinrich v. Gagern, auf von den Kölnern gesandten, festlich geschmückten Dampfern nach der altberühmten Rheinstadt. Das Parlament stand damals auf der Höhe seines Ansehens und seiner Popularität. Seine Vertreter wurden schon von ganzen Rhein entlang, dann vollends in Köln mit lautem Jubel empfangen. Gagern war, wo er sich blicken ließ, der Gegenstand allgemeiner Huldigungen. Der König selbst erwies ihm und dem vom Parlament erwählten Reichsverweser alle möglichen Ehren und brachte bei dem Frühstück auf dem Gürzenich einen Trinkspruch aus „auf die Baumeister an dem großen Werke, die an- und abwesenden Mitglieder der Nationalversammlung“. Damit schien ein Schatten verscheucht, der über das schöne Fest hingeflogen war. Beim Empfang der Deputation des Parlaments am Abend vorher hatte der König die bedeutsamen Worte gesprochen: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es in Deutschland auch noch Fürsten gibt und daß ich einer von diesen bin!“ Damals, inmitten der Festesfreude, nahm man diese Worte nicht allzu schwer; später sollte man ihren ganzen Ernst erfahren.

In Frankfurt selbst fanden theils bei dem Reichsverweser in dem ihm zur Residenz angewiesenen Palais Milenz in der Eschenheimer Gasse parlamentarische Abende, theils bei dem Präsidenten Simson parlamentarische Mittagessen statt, bei denen die verschiedenen Parteien (etwa die alleräußerste Linke ausgenommen) zwanglos und friedlich miteinander verkehrten.

So viel über die äußere Physiognomie der Versammlung in der Paulskirche und über das äußere Leben und Treiben der Parteien. Ein nächstes Mal über deren politische Stellung zu einander und zum Ganzen!

Georg Bühler und die Indologie.

Von Dr. M. Winternitz.

II.

Es gibt aber in der That kaum ein Gebiet der indischen Philologie und Alterthumsforschung, auf dem Bühler nicht neue Wege gewiesen, auf das er nicht neues und unerwartetes Licht geworfen — und viele Gebiete sind überhaupt von ihm zum erstenmal für die Wissenschaft erschlossen worden. Wenngleich er sich mehr mit der klassischen Literatur als mit dem Veda beschäftigte, so interessirte er sich

doch lebhaft für alle vedischen Fragen. Er sah mit Pischel, dessen „Vedische Studien" er freudig begrüßte, in dem Veda vor allem ein Produkt des indischen Geistes, das nur im Zusammenhang mit der übrigen indischen Literatur richtig verstanden werden kann. Für den Atharvaveda und den Yadschurveda verdanken wir Bühler wichtige handschriftliche Funde. Vor allem aber interessirte ihn — und hierin zeigt er sich wieder als Historiker — die Geschichte der vedischen Schulen, und er gab nie die Hoffnung auf, daß sich mit Hülfe der Inschriften auch über die Ausbreitung der verschiedenen vedischen Schulen und das Alter derselben Licht gewinnen lassen werde.

Diese Fragen erörterte Bühler öfters im Zusammenhang mit seinen bahnbrechenden Forschungen über die indische Rechtsliteratur. Schon im Jahre 1867 schrieb er die bedeutende Einleitung „Sources of the Hindu Law", welche einen Ueberblick über die gesammte indische Rechtsliteratur enthält, zu dem von Sir Raymond West herausgegebenen „Digest of the Hindu Law of Inheritance, Partition and Adoption" (im Jahre 1884 in dritter Auflage erschienen). Bald darauf (1868 und 1871) erschien die Ausgabe eines der ältesten indischen Gesetzbücher, die „Aphorisms on the Sacred Laws of the Hindus, by Apastamba" (1892 bis 1894 in zweiter Auflage), das erste Werk der Art, welches kritisch herausgegeben wurde. Für die von Max Müller herausgegebenen „Sacred Books of the East" übersetzte er die ältesten und wichtigsten Gesetzbücher, zunächst in den 1879 und 1882 erschienenen Bänden „The Sacred Laws of the Aryas" (Band II und XIV der Serie; von Band II erschien voriges Jahr die zweite Auflage). Die Uebersetzungen sind zumeist nach von Bühler selbst entdeckten Handschriften gemacht, die Texte wurden erst später herausgegeben. Die Einleitungen zu diesen beiden Bänden enthalten wichtige Untersuchungen über das Alter der übersetzten Werke und ihr Verhältniß zu einander. Im Jahre 1886 lieferte Bühler für dieselbe Serie eine Uebersetzung von Manu's Gesetzbuch („Laws of Manu", Bd. XXV), dem populärsten aller indischen Gesetzbücher. Diesem Band, der sich nicht mit der Uebersetzung des Werkes begnügt, sondern auch reichliche Auszüge aus den zahlreichen Kommentaren enthält, nebst Appendices, welche das Verhältniß Manu's zu der ganzen übrigen Rechtsliteratur beleuchten, geht eine 138 Seiten starke Einleitung voraus, welche nicht nur die Studien über die indische Rechtsliteratur fortsetzt, sondern auch einige der wichtigsten chronologischen und literarhistorischen Untersuchungen enthält, die alle Gebiete der indischen Literatur streifen.

Unter anderem geht er in dieser Einleitung näher auf die epische Literatur der Inder ein und tritt zum erstenmal an das chronologische und literarische Rätsel des indischen Riesenepos, des Mahâbhârata, heran. Auch hier zeigt sich sein eminent historischer Geist. Auch hier wollte er von der „inneren Kritik" nichts wissen, sondern suchte emsig nach inschriftlichen und literarischen Zeugnissen, aus welchen sich irgendwelche sichere Daten für die Geschichte des Epos gewinnen ließen. In den „Contributions to the History of the Mahâbhârata", die er zusammen mit Kirste (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1892) veröffentlichte, hat er in einer bahnbrechenden Untersuchung gezeigt, daß auch in dieses dunkelste aller Probleme der indischen Literatur durch Vergleichung der Inschriften und durch Untersuchungen von verwandten und einigermaßen datirten Literaturgebieten Licht gebracht werden könne. Es lag ihm viel daran, seine Schüler gerade auf dieses noch so wenig bebaute Feld der Indologie hinzuweisen, und die letzten Briefe des Dahingegangenen anläßlich meiner Arbeiten über das Mahâbhârata sind mir ein beredtes und schmerzliches Zeugniß, wie sehr ihm gerade dieser Zweig der indischen Literatur am Herzen lag, und gerade auf diesem Arbeitsgebiet wird er aufs schmerzlichste vermißt werden.

Es wird oft behauptet, daß zum Finden nichts weiter als Glück nöthig sei, und man könnte glauben, daß es Bühlers glücklicher Stern war, der ihn so zahlreiche Funde und Entdeckungen machen ließ, die ihn dann weiterhin zu seinen fruchtbaren Arbeiten auf allen Gebieten der Indologie führten. „Glück", wenn man es so nennen will, war es allerdings, daß zu seiner Zeit noch so viele Schätze in Indien ungehoben waren. Bühler war aber auch in jeder Beziehung der richtige Mann dazu, diese Schätze zu heben. Er war vor allem von einer Begeisterung für seine Wissenschaft beseelt, die nur der ermessen kann, der ihn jemals vor einer Inschrift stehen sah, wie er mit freudestrahlendem Antlitz und wahrhaft kindlichem Entzücken auf einige halbverwitterte Striche hinwies, aus denen es ihm gelungen war, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen das richtige Sanskritwort herauszulesen.

Diese Begeisterung war die Triebfeder, die ihn nach immer neuen Schätzen suchen ließ. Ferner hatte er sich eine gründliche Kenntniß der Sprachen angeeignet, in denen er sich mit den eingeborenen Gelehrten, auf deren Hülfe er bei seinen Forschungsreisen angewiesen war, zwanglos unterhalten konnte. Vor allem aber verstand er es, durch herzliche Sympathie und Takt die Liebe und Freundschaft der Eingeborenen zu gewinnen. Unter allen Klassen der eingeborenen Bevölkerung zählte er Freunde, unter den gelehrten Brahmanen nicht minder, als unter den Dschaina-Mönchen. Nie wurde er müde, die ihm von den Pandits erwiesenen Dienste rühmend anzuerkennen. Man lese in seinem Kaschmirer Reisebericht die warmen, freundschaftlichen Worte, die er dem Pandit Râdhakischu widmet, der ihm die ersten beiden Handschriften seiner Kaschmirer Sammlung gebracht hatte. Oder man lese (im 17. Band des „Indian Antiquary", 1888) den warmen, herzlichen Nachruf, den er seinem früh verstorbenen — von ihm geradezu entdeckten — Freund Pandit Bhagvânlâl Indrâdschi widmet. Mit liebevollem Interesse und mit jener strengen Wissenschaftlichkeit, welche alles, was Bühler schrieb, und wäre es nur die geringste Notiz, kennzeichnet, berichtet er ausführlich über alles, was dieser Pandit für die indische Geschichte und Epigraphie geleistet. In schönen Worten gedenkt er des edlen Charakters dieses Gelehrten und schildert uns dann seine eigenen Beziehungen zu ihm, wie sie Stunden lang zusammen arbeiteten und sich über Probleme der indischen Geschichte und Alterthumskunde, oft aber auch über die sozialen, politischen und religiösen Verhältnisse des heutigen Indien unterhielten. „Sein liebenswürdiges, offenes Wesen," so schließt er, „sein scharfer Verstand und sein ausgebreitetes Wissen machten ihn mir sehr theuer. Nie werde ich die schönen Tage vergessen, wenn ich begierig auf die Ankündigung wartete, daß der Panditschi gekommen sei; und gern gestehe ich jetzt, wie ich es schon bei speziellen Anlässen gethan, daß ich viel von ihm gelernt habe."

Nie habe ich von Bühler ein schlechtes Wort über die Eingeborenen Indiens gehört. Er hatte stets nur anerkennende Worte und Worte freundlichen Andenkens für die Bevölkerung, unter der er so viele Jahre seines Lebens zugebracht. Mit welcher schonenden Rücksichtnahme und mit welchem Takt er auf die religiösen Vorurtheile der Eingeborenen einging, mag ein Vorfall zeigen, der sich auf Bühlers Reise durch die indische Wüste in Dschesalmir zutrug. Eines Tages ereignete es sich, daß einer der Kameltreiber mit einem Stein nach einer Kuh warf, die das Lager unsicher und aus den Futtersäcken der Kamele naschte. Unglücklicherweise verletzte der Stein die Kuh am Bein. Nun ist aber in Radschputâna die Kuh heilig, und die Missethat verursachte einen großen Aufruhr. Der Eigenthümer

der Kuh stellte sich sehr ungeberdig und weigerte sich, eine ihm angebotene Entschädigung anzunehmen. „Die Kühe, sagte er“ (so erzählt Bühler den Vorgang in seiner schon erwähnten „Reise durch die indische Wüste“), „liebe er wie seine Familie und er wollte den Uebelthäter körperlich gestraft haben. Dieselbe Forderung stellte auch der Minister des Rawal, der ebenfalls herbeigeeilt war.... Er bestand darauf, ich sollte ihm durch meine Polizisten viermal Fünfundzwanzig aufmessen lassen. So ging fast der ganze Tag in Verhandlungen hin. Gegen Abend fiel mir ein Ausweg ein. Als der Minister nochmals wiederkam und auf Sühne für das Vergehen drang, bot ich ihm an, dem Kameltreiber eine hohe Geldstrafe aufzulegen und die Summe zu einem frommen Werke zu verwenden. Das schien ihm einzuleuchten. Nach einiger Zeit ließ er sagen, die Regierung wäre mit meinem Vorschlage zufrieden. Man würde die Sache verzeihen, wenn ich Gras kaufte, dasselbe auf die Unglücksstelle streuen ließe und den Kühen von Dschesalmir ein feierliches Mahl gäbe. Ich versprach das ohne weiters, ließ den Kameltreiber 20 Gulden bezahlen und kaufte dafür fünf Kamellasten Heu. Am folgenden Tage wurde es neben dem Lager hingestreut und drei Tage lang kamen sämmtliche Kühe von Dschesalmir und fraßen sich ordentlich satt. Die verwundete Kuh wurde glücklicherweise wieder gesund und die Sache schadete weiter nichts. Im Gegentheil, sie nützte mir in den Augen der Leute, welche alle meine Gerechtigkeit priesen, daß ich eine so passende Sühne oder Prayaschtschitta, wie der Inder sagt, für die greuliche Unthat hatte vollbringen lassen. Auch der Schripädsch (ein Dschaina-Mönch, mit dem Bühler eng befreundet war) sagte zu mir: ‚Das haben Sie recht gemacht, die Leute wissen nun, daß Sie ihre Vorurtheile achten.‘ Wäre ich nicht auf die Buße eingegangen, so wäre der Sünder ohne Zweifel heimlich beiseite geschafft worden.“

Persönlicher Kontakt und reger Gedankenaustausch mit den eingeborenen Pandits schienen Bühler für das Gedeihen der Wissenschaft unerläßlich. Daß er selbst zumeist englisch schrieb und seine Schüler aufforderte, englisch zu schreiben (daher die englisch geschriebenen Artikel über Indien in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ und selbst in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie), geschah einzig und allein im Interesse der Inder — „not to save you trouble, but for the good of those in India“, wie er einmal zu einem seiner englischen Freunde sagte. Dieses freundschaftliche Verhältniß, in dem er zu den Eingeborenen Indiens stand, war es, welches es ihm ermöglichte, vieles zu finden, was kein anderer Europäer hätte finden können; und es ermöglichte ihm auch, einen Einblick in das Leben und Denken des indischen Volkes zu gewinnen, wie dies nur zu selten selbst bei Europäern, die lange in Indien gelebt, der Fall ist. Die genaue Kenntniß des indischen Geistes und des indischen Lebens machte aber den Verkehr mit ihm und vor allem seinen akademischen Unterricht so überaus anregend und belehrend.

In der That gilt von Bühler, was von seinem Lehrer Benfey gesagt wurde, daß die Anregung, die von ihm ausging, noch größer war, als sein erstaunliches Wissen. Mit welchem Spezialgebiet der Indologie sich einer auch beschäftigte, er konnte nicht eine halbe Stunde mit Bühler reden, ohne von ihm neue Gesichtspunkte, neue Anregungen zu gewinnen. In wie viel höherem Maße muß dies von denen gelten, die thatsächlich als Schüler zu seinen Füßen gesessen. Es war ein großes Glück für die Wiener Universität, daß im Jahre 1881 Bühler als Professor der indischen Alterthumskunde nach Wien berufen wurde. Dieselbe Begeisterung, mit welcher er die schwierigsten Inschriften entzifferte und die tiefsten Probleme der indischen Geschichte verfolgte, verließ ihn selbst beim Unterricht in den Anfangsgründen des Sanskrit nicht. Seinen „Elementarkursus des Sanskrit“ zu hören, war ein wahrer Genuß. Die Methode, mit welcher er in Indien so glänzende Erfolge erzielt hatte, die man als eine sehr verbesserte „Ollendorff'sche“ Methode bezeichnen kann, führte er auch an der Wiener Universität ein. Den im Jahre 1883 erschienenen „Leitfaden für den Elementarkursus des Sanskrit“ ließ er zuerst für den Gebrauch bei seinen Vorlesungen als Manuskript drucken — und wie freuten wir uns, wenn wieder ein Bogen aus der Druckerei kam! Wie sehr sich dieser „Leitfaden“ für den praktischen Unterricht eignet, mag man daraus ersehen, daß derselbe unter dem Titel „Sanskrit Primer“ in Amerika ins Englische übersetzt wurde und dort viel benutzt wird.

Als Professor an der Universität war er auch eifrig bemüht, Wien zu einem Zentrum für orientalische Studien zu machen. In diesem Sinne betheiligte er sich im Verein mit seinen Kollegen an der Herausgabe einer „literarisch-kritischen Beilage“ zu der vom orientalischen Museum in Wien herausgegebenen „Monatsschrift für den Orient“ (1884—86), in welcher er manche wichtige Recensionen erscheinen ließ. Kurz vor dem Wiener Orientalisten-Kongreß (1886) begründete er zusammen mit den Professoren Karadacek, D. H. Müller, F. Müller und L. Reinisch, und mit Unterstützung des um die orientalischen Studien in Wien hochverdienten damaligen Unterrichtsministers Frhrn. v. Gautsch das „Orientalische Institut“ der Wiener Universität. Nie werde ich vergessen, mit welchem Stolz und welcher Freude er durch die beiden diesem Institut gewidmeten Säle der Universität schritt, und wie er sich freute, seine Schüler in denselben arbeiten zu sehen. In diesem orientalischen Institut wurde auch bald darauf die (ebenfalls mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums) neubegründete „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ redigirt, in deren Bänden (seit 1887) zahlreiche Abhandlungen Bühlers erschienen.

Als wirkliches Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hat Bühler nicht nur die Sitzungsberichte und Denkschriften der Akademie um zahlreiche wichtige Beiträge zur Indologie bereichert, sondern auch die Akademie zur Förderung und Unterstützung der Sanskritstudien bei mehr als einer Gelegenheit bewogen, so erst in den letzten Jahren zur Herausgabe der wichtigen „Quellenwerke der altindischen Lexikographie“.

Bei all dem hat er seine Beziehungen zu England und zu Indien nie aufgegeben. In den Bänden des „Journal of the Royal Asiatic Society“ begegnen wir seinem Namen immer wieder. Häufig sandte er Berichte über neue Entdeckungen an die alte „Academy“ und an das „Athenaeum“. In dem in Bombay erscheinenden „Indian Antiquary“ fehlen in keinem Bande seine Beiträge zur Geschichte und Geographie Indiens.

Als Vertreter der Wiener Universität fehlte er auf keinem Orientalistenkongreß, und nicht zum wenigsten seinem Einfluß ist es zu danken, daß die verschiedenen an die indische Regierung gerichteten Resolutionen, welche von der „Indischen Sektion“ der Orientalistenkongresse ausgingen und so viel zur Förderung der archäologischen und epigraphischen Forschungen in Indien beigetragen haben, auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Daß er sich aber für das Zustandekommen der Orientalistenkongresse so lebhaft interessirte und auf denselben so viel Gutes stiftete, daß er in der „Indischen Sektion“ stets eine Art Führerrolle übernahm — eine Rolle, in der er auf dem nächsten Kongreß in Rom schmerzlich vermißt werden wird — erklärt sich ebenso aus seinem Charakter, wie seine großen Erfolge in Indien.

Es ist nämlich charakteristisch für Bühler, daß er, der die Liebe und Achtung der Eingeborenen in so hohem

Digitized by Google

Maße gewonnen hatte, sich nicht minder der Freundschaft und Hochschätzung der Engländer in Indien, der Gelehrten sowohl, als auch der hohen Beamten, erfreute. So verstand er es auch durch seinen Takt und sein weltmännisches Auftreten nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern ebenso in hohen und höchsten Gesellschaftskreisen in Europa sich Freunde zu machen und Einfluß zu gewinnen. Und auch um dieser seiner Charaktereigenschaften willen ist der Verlust Bühlers für die Wissenschaft unersetzlich. Denn Bühler war Weltmann im Dienste und zum Heile der Wissenschaft.

Die Indologie ist ja eine Wissenschaft, die sich nicht mit der stillen Arbeit des Forschers in seiner Studirstube begnügen kann. Hier gilt es, große Reisen zu unternehmen und möglich zu machen, Ausgrabungen zu veranstalten, um für archäologische und epigraphische Entdeckungen den Weg zu bahnen — hier gilt es, umfangreiche Texte herauszugeben, die nur von einer kleinen Anzahl Gelehrter gebraucht werden — lauter Werke, die sehr beträchtliche Kosten verursachen und nur mit Unterstützung von Seiten der Regierungen, Akademien und gelehrten Körperschaften zustande kommen können. Bühler war wie kein Anderer der Mann dazu, gerade in dieser Richtung im Interesse der Wissenschaft thätig zu sein. Er hatte sowohl in Indien wie in England, in Oesterreich wie in Deutschland Verbindungen mit den höchsten Kreisen und verstand es, Personen für seine Sache zu interessiren, die sonst nicht leicht für etwas zugänglich sind, was mit der noch immer viel zu wenig populären indischen Wissenschaft zusammenhängt. Bühler hatte alle Vorzüge des deutschen Gelehrten, den unermüdlichen Fleiß, die philologische Genauigkeit und Geduld, aber doch auch den praktischen Sinn des Engländers. Er war ein Gelehrter im wahrsten Sinne des Wortes, und doch kein Stubengelehrter. Er stand da als Vermittler zwischen den Studirstuben und den Mächten, die da sind, und verstand es durch seine Energie und seine Menschenkenntniß Vieles durchzusetzen, was der Wissenschaft zum Heile gereichte.

Und bei diesen Eigenschaften, die ihn so vorzüglich geeignet machten, Einfluß auszuüben, war er immer und jederzeit bereit, zu rathen und zu helfen. Nicht nur seinen ihm näherstehenden Freunden und Schülern war er ein uneigennütziger Berather und Helfer — kein Sanskritist wandte sich vergebens an ihn, und ich kenne Viele, die sich Bühlers Schüler nennen, die nie ein Kollegium bei ihm gehört. Wer einen Text herausgeben wollte, wandte sich an Bühler, um Handschriften zu bekommen. Wer über irgendeinen Punkt Aufschluß haben wollte, wandte sich — es schien dies das natürlichste — an Bühler. So fehlt er uns überall, seine eigentlichen Schüler aber fühlen sich ohne ihn wie verwaist.

Diese Führerrolle, die sich Bühler nicht angeeignet hatte, sondern die ihm gleichsam als selbstverständlich zugestanden wurde, sollte ganz besonders in dem Werke zur Geltung kommen, welches ihn in den letzten Jahren beschäftigte und seinem langjährigen Schaffen die Krone aufsetzen sollte, in dem von ihm herausgegebenen „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde". Gegen 30 Gelehrte aus Deutschland, Oesterreich, England, Holland, Indien und Amerika hatten sich um ihn geschaart, um nach dem von ihm entworfenen Plan die verschiedenen Zweige der Indologie in systematischen Darstellungen zu behandeln und so zum erstenmal einen Gesammtüberblick über unser Wissen von Indien zu geben. Die schwierigsten Gegenstände hatte Bühler sich selbst zur Bearbeitung vorbehalten. Nur einen aber der von ihm versprochenen Beiträge zu diesem großen Werk sollte ihm vergönnt sein, vollendet zu sehen, die schon erwähnte „Indische Paläographie". Er wollte auch zusammen mit J. Jolly und Sir R. West die Staats- und Privatalterthümer behandeln und hätte gewiß hier seine umfassende Kenntniß des modern-indischen Lebens zur Geltung gebracht. Zusammen mit Dr. Stein wollte er die Geographie Indiens darstellen, mit der er durch seine sich über fast alle Theile Indiens erstreckenden Reisen so vertraut war. Vor allem aber sollte hier endlich der Plan, der Jahre lang in seinem Kopfe gereift war, die Geschichte Indiens zu schreiben, zur Erfüllung kommen. Er wollte den Abschnitt über die Geschichtsquellen, die literarischen und die inschriftlichen, und die „politische Geschichte bis zur mohammedanischen Eroberung" schreiben. Unermeßlich und unersetzlich ist der Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, daß diese Arbeiten unvollendet geblieben. Es ist ein Trost, zu wissen, daß (wie ich eben höre), die Fortsetzung des „Grundrisses" gesichert ist. Es steht auch zu hoffen, daß sich im Nachlaß des Verstorbenen noch werthvolle Aufzeichnungen und Vorarbeiten finden werden. Undankbar und ungerecht wäre es auch, leugnen oder vergessen zu wollen, daß Männer, wie Kielhorn, Hultzsch und Fleet imstande sein werden, die Arbeiten Bühlers auf dem Gebiete der Epigraphie und altindischen Geschichte, Jolly und Sir R. West auf dem der Staats- und Privatalterthümer und Stein auf dem der Geographie Indiens im Geiste und im Sinne Bühlers nach Kräften fortzusetzen — aber gerade diese Gelehrten sind es, die sicherlich, wie alle, die noch an dem „Grundriß" zu arbeiten haben, Bühler am schmerzlichsten vermissen und seinen vorzeitigen Hingang am tiefsten bedauern werden.

Was Bühler in so hervorragender Weise befähigte, ein Unternehmen, wie den Grundriß zu leiten, war der Umstand, daß er einer der wenigen „universellen Indologen" (um einen Ausdruck von Bühler selbst zu gebrauchen) war, die wir noch besitzen. So sehr Bühler die Spezialisirung als nothwendig erkannte, so übersah er doch nie die Gefahr, die in allzugroßer Spezialisirung liegt und er warnte seine Schüler oft vor allzu großer Beschränkung auf ein Spezialgebiet. Er vergaß nie und liebte es, darauf hinzuweisen, wie die einzelnen Zweige der Indologie und die einzelnen Perioden der indischen Kulturentwicklung aufs innigste zusammenhängen.

Aber auch den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Völkern des Orients und den verschiedenen Zweigen der orientalischen Wissenschaften verlor Bühler nie aus den Augen. Und wenn er sich auch in seinen Schriften möglichst auf das Gebiet beschränkte, in dem er wie kein Anderer zuhause war, so reichte sein Blick doch weit über die Grenzen Indiens hinaus, und die Geschichte von Indiens Kultur und Literatur war ihm immer nur ein Akt in dem großen Drama der Menschheitsgeschichte.

Bühlers Scharfsinn in kleinen, seinen Weitblick in großen Fragen werden die Indologen noch lange peinlich vermissen. Seine bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit, seine Anregung, sein Rath und seine Hülfe werden uns auf allen Seiten fehlen. Und was er uns noch hätte geben, was er noch hätte schaffen können, ist unwiederbringlich verloren. Mitten auf dem Wege ist uns der Führer, der uns eine gute Strecke geführt, entrissen — „gerade der, den wir am wenigsten entbehren konnten!"

Oxford, am 1. Mai 1898.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ethische Studien von Ed. v. Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke 1898. — Wenn man die fruchtbare schriftstellerische und wissenschaftliche Lebensarbeit Ed. v. Hartmanns überschaut, so darf man unser Volk glücklich preisen, daß ihm außer der wohlorganisirten, beharrlich forschenden „offiziellen"

Digitized by Google

Wissenschaft ein ebenso hochbegabter als gewissenhaft verfahrender „freier" Denker und Forscher beschieden war. Diesen hohen Werth der „freien" Wissenschaft für Volk und Staat hat kürzlich auch der preußische Kultusminister rückhaltlos anerkannt, indem er sagte: „Es gibt nur eine Atmosphäre, in der die wurzelechte Arbeit des Geistes gedeiht, das ist die reine Bergluft der Freiheit und Unabhängigkeit. Darum ist die hohe Bedeutung der freien, nicht zünftigen Arbeiter des Geistes, der Schriftsteller, handgreiflich."

Während nämlich die „zünftige" Wissenschaft allzu leicht Gefahr läuft, im Banne der Tradition und in kurzsichtiger Verfolgung ihres idealen (!) Zieles, d. i. der „reinen" Erkenntniß, die Bedürfnisse der Zeit und der Nation ganz aus dem Auge zu verlieren und den Aufgaben des Lebens das stolze archimedische: „Störe mir meine Kreise nicht!" entgegenzuhalten, sieht sich die „freie" Wissenschaft ihrem Wesen nach genöthigt, auf Vaterland und Gegenwart zu wirken, brennende Kulturfragen zu untersuchen und zu erörtern und die von jener oft verschmähte oder verlorene geistige Führung der Nation zu übernehmen. Wohl dem Volke, wenn ihm neben so vielen falschen Propheten, welche den der Wissenschaft gebührenden Führerplatz durch einschmeichelnde Modetheorien oder durch blendendes paradoxes Gedankenfeuerwerk mit einem gewissen Erfolg sich anzumaßen trachten, ein geistiger Führer ersteht, der wie Ed. v. Hartmann mit gewissenhaftem Forscherfleiß, mit kritischem Scharfsinn und politischer Einsicht nahezu auf allen Gebieten des modernen Kulturstrebens als wissenschaftlicher Bahnbrecher und unerschrockener Vorkämpfer gewirkt hat! Wie ist das bei seiner pessimistischen Grundanschauung möglich, die doch konsequenterweise zu gleichgültigem laissez-faire oder gar zu selbstmörderischer Verneinung des Lebens, zu diabolischer Vernichtung aller Kulturfortschritte führen müßte? In der That erscheinen dem aufrichtigen Verehrer von Hartmanns Denken und Wirken die pessimistischen Floskeln und Schrullen an seinem Gedankengebäude wie jene Fratzengesichter an den gothischen Domen, zugleich als ein Zugeständniß, das der Philosoph des Unbewußten „unbewußt" der damaligen Modephilosophie gemacht hat.

So kann und muß man auch bei seinem, wie uns scheint, bedeutendsten und dauerndsten Werke, der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (zweite Aufl.) unterscheiden zwischen dem historisch-kritischen Theil (S. 1—613), der unstreitig die umfassendste und eingehendste Untersuchung des sittlichen Thatbestandes aufweist, und den vier Schlußkapiteln (S. 613 bis 688), wo der Verfasser auf dem Nebelrosse der Metaphysik einen holsbrecherischen Ritt in das romantische Land der Mystik oder des Absoluten unternimmt.

Der Pessimismus, vollberechtigt als Kritik und Korrektur des einseitigen optimistischen Eudämonismus, ist ein vorzügliches Hülfsmittel für die Erziehung großer Kinder, welche, von gedankenloser Illusion befangen, den Zweck des Lebens in Glück und Genuß suchen. Möchte er allen modernen Menschen allmählich die Augen öffnen über die Nichtigkeit und Thorheit ihrer Jagd nach dem Glück! Dann erst würde die Bahn geebnet für eine reale und ideale Erfassung der Kultur- und Lebensaufgaben, dann erst würden die modernen Kulturvölker die Kraft des Geistes und Willens gewinnen, um, unbeirrt durch die Charybdis des Genußlebens wie durch die Sirenenklänge des Glücksstrebens, in ihre wahre Heimath, das an Gütern arme, aber an Arbeit reiche Ithaka, zu gelangen, wo die seit Jahrzehnten schmerzlich vermißte Gattin, d. i. die wahre Befriedigung des Gemüths, ihrer harrt!

Zu solcher echten Lebensweisheit vermag uns der „Pessimismus" unsres für „Kultur" kämpfenden, schaffensfreudigen Philosophen allenthalben, besonders auch in den vorliegenden „Ethischen Studien", zu führen (vgl. VII Ethik und Pessimismus). Diese bieten eine werthvolle Ergänzung zu seinem ethischen Hauptwerke. Hervorzuheben sind namentlich Aufsatz I (Unterhalb und oberhalb von gut und böse), wo durch eine für die Untersuchung sehr fruchtbare Abstraktion drei ethische Standpunkte: der Naturalismus (sittlich-natürlich), der Moralismus (Sittlichkeit = höchster Lebenszweck) und der Supramoralismus (der Zustand der Gnade = Uebereinstimmung mit Gott = höchstes Ziel) miteinander verglichen und auf ihre theilweise Berechtigung geprüft werden. Von allgemeinstem Interesse dürften Aufsatz II und III („Nietzsche's neue Moral" und „Stirners Verherrlichung des Egoismus") sein. Wie ein winterlicher Schneesturm ist über unsre in Bezug auf ethische Ueberzeugung charakterlose, laue und flaue Zeit Nietzsche's Lebensanschauung hereingebrochen. Die Folgen sind auch ähnliche gewesen. In den höheren Regionen der geistigen Atmosphäre hat dieser Schneesturm vielfach die Luft geklärt und erfrischt, die Miasmen der faulen Kompromisse zerstreut und vielleicht dem Frühling neuer Erkenntniß und charaktervollen muthigen Auftretens in den Fragen der Religion und Moral vorgearbeitet. Für die unteren Regionen aber steht zu befürchten, daß die Schneemassen, welche jener rauhe launische Wirbelsturm (man denke an das unsystematische und unhistorische Verfahren N.'s) hereingeweht, sich in Schmutz und Wasser auflösen und Stadt und Haus, öffentliches und persönliches Leben verunreinigen werden. Darum sehen wir heute so viele berufene und unberufene Hände an der Arbeit, diese Schneemassen hinauszubefördern. Zu den wirksamsten Arbeitern in dieser Richtung dürfen wir Ed. v. Hartmann rechnen, der mit der wuchtigen Wurfschaufel seiner Kritik gewaltig mit dem Nietzsche-Kultus aufräumt. — Sehr lesenswerth sind auch die beiden kleineren Aufsätze über die „antike Humanität", wo er mit scharfer Feder das griechische Humanitätsideal nachzeichnet und seine Verwirklichung in einem wahrhaft humanistischen Gymnasialunterricht empfiehlt, und der andere: „Heteronamie und Autonomie", in welchem der eingangs erwähnte Vorzug der „freien" Wissenschaft recht deutlich zutage tritt. Denn während die „offizielle" Wissenschaft sich vorsichtig ausschweigt über die größte Gefahr, welche gegenwärtig unser Volks- und Kulturleben bedroht, ist es die „freie", welche muthig und gewissenhaft die Hand an die Wunde legt und unser Volk mit ernster Warnung vor dem Verfehlten der Neuanpassung an veränderte Zustände, vor Verirrung und Niedergang zu bewahren sucht. Mit vorzüglicher Klarheit schildert Ed. v. Hartmann (S. 118 ff.) die moralische Krisis, in der wir uns gegenwärtig befinden: wie „die modernen Menschen, ganz in heteronomer (auf äußere Autorität gegründeter) Sittlichkeit erzogen, nachdem sie die Unhaltbarkeit der jenseitigen Voraussetzungen durchschauen, die ganze Sittlichkeit als reine Illusion über Bord werfen und entweder auf die niedere Stufe der eudämonistischen Pseudomorat zurücksinken oder gar die souveräne Willkür des Subjekts auf den Thron erheben". „In solcher Krisis ist es doppelt wichtig, daß von philosophischer Seite die autonome Sittlichkeit als die wahre, allein auf fester (wissenschaftlicher) Grundlage ruhende geltend gemacht wird. Statt dessen sieht die „zünftige" Wissenschaft ruhig zu, wie man in verhängnißvoller Verkennung des in allen Kreisen mächtig waltenden Dranges nach Reife und Mündigkeit von oben, die Autonomie geradezu zu erdrücken und zu ersticken sucht, um die transscendente Heteronomie zu stützen, was nothwendig zu völliger Aushöhlung der innerlichen Moralität führen muß". Pflicht der staatlichen und kirchlichen Autoritäten müßte es sein, das Volk allmählich — durch eine vernünftig-sittliche Erziehung — darauf vorzubereiten und zu befähigen, den Umschwung von der Heteronomie zur Autonomie (zur Selbstbestimmung) zu ertragen. Davon ist leider noch nichts zu spüren, vielmehr geht der Zug der Zeit in Staat, Kirche und Schule in entgegengesetzter Richtung. Und doch sollte es heute keinem denkenden Menschen zweifelhaft sein, daß „zu sittlicher Selbstregierung erzogene Bürger nach erlangter Mündigkeit ein hinreichendes Maß sittlicher Reife besitzen werden, um in einem Staat mit guter Rechtsordnung, in einem Volke von leidlich unverdorbenen Sitten und in einer Gesellschaft mit mannichfachen sozialethischen Institutionen ganz gut ohne transscendente Heteronomie auszukommen und in ihrer sittlichen Autonomie eine genügende Grundlage der Moralität zu finden". — Möchte diese Ueberzeugung in den Kreisen der Wissenschaft, der Regierung und Volksvertretung bald breiteren Boden finden; dann würden wir vor manchen gefährlichen reaktionären Mißgriffen bewahrt bleiben, dann würde unsre höhere geistigsittliche Kultur einem neuen Aufschwung entgegengehen; dann würde unser Volk, auf welchem heute — zumal in seinen gebildeten Kreisen — der Fluch der Heuchelei und Falschheit lastet, in der freien Lebensluft der Wahrheit und Aufrichtigkeit zu schöner, ge-

Digitized by Google

sunder Lebensgestaltung, zu fruchtbarer innerer Einheit erstarken können.

München. Unold.

* Zu einer in Nr. 105 d. J. veröffentlichten Besprechung unsres a-Korrespondenten erhalten wir folgende Erklärung zugesandt, der wir selbstverständlich gern Raum geben.

„Der Rezensent der „Forschungen zur bayerischen Geschichte" hat bei Besprechung meines Aufsatzes „Der Waffenstillstand von Pfaffenhofen" einen Angriff von unerhörter Schärfe und mit persönlichen Invektiven gegen mich gerichtet und mir vorgeworfen, daß ich „mit einer unmotivirten Kühnheit über die Leistungen des Erzherzogs Karl als Feldherr bei Beginn des Feldzugs von 1796 in Deutschland urtheile und direkt die Geschichte fälsche". Die Wendung gegen mich wird dadurch um so schärfer, daß in dem Angriffe die Herkunft meiner Behauptung aus Sybels Geschichte der Revolutionszeit (IV², 233 ff., 278 ff.) verschwiegen wird, allerdings nicht durch die Schuld des Verfassers, dem die Redaktion den Schlußsatz seiner Besprechung wegen allzugroßer Schärfe im Tan gestrichen hat, zugleich mit dem Hinweis auf die Hinfälligkeit der Sybel'schen Darstellung. Ein Beweis für die Anschuldigung wird freilich in keiner Weise erbracht; der Referent beschränkt sich darauf, die äußeren Verhältnisse des Feldzugs zu skizziren und damit seine Behauptung zu begründen, obwohl er der Autorität eines Sybel gegenüber mit vollen und sicheren Gegengründen arbeiten müßte, zudem diese unerschütterlich feststeht und stets neue Bestätigung findet. Wie verfehlt der Rückzug des Erzherzogs war, der Position um Position aufgab, das geht unzweideutig aus der „Politischen Correspondenz" Karl Friedrichs von Baden (herausgegeben von B. Erdmannsdörffer 1892, II, XXXIV und 449 S.) hervor. Mein kleiner Aufsatz selbst aber ist seinem ganzen, auf urkundliches Material gestützten Inhalte nach ein Beweis für die Sybel'sche Darstellung und für die Fehler des Erzherzogs. Der beste Zeuge aber ist Erzherzog Karl in seinen Schriften selbst, dessen Verdienste und „lautere Heldengestalt" ich übrigens in warmblütiger Weise gewürdigt habe, so daß der unbenannte Verfasser sich für seinen Helden nicht hätte so zu ereifern brauchen. So viel zur faktischen Berichtigung der „persönlichen" Angriffe gegen Sybel und mich, Angriffe, denen jede sachliche Berechtigung und jede wissenschaftliche Begründung fehlt.

Heidelberg, 16. Mai 1898.

Professar Dr. Graf Du Moulin Eckart."

Um die Diskussion abzuschließen, haben wir unserm Herrn Korrespondenten Gelegenheit gegeben, hierauf sogleich zu antworten:

a. „Zur Erklärung des Hrn. Prof. Dr. Graf Du Moulin hat der Rezensent zu seiner Abhandlung „Der Waffenstillstand von Pfaffenhofen 1796" folgendes zu bemerken: Die betreffende Besprechung sollte weder einen Angriff von unerhörter Schärfe, noch persönliche Invektiven enthalten, sondern tadelt mit Fug und Recht die Art der Darstellung des Hrn. Grafen Du Moulin, die vom militärischen Standpunkt aus unbegründet erscheint. Graf Du Moulin hat als Gewährsmann Hrn. v. Sybel (Geschichte der Revolutionszeit) citirt und sich dessen Urtheil angeeignet; deßhalb muß er sich auch für das, was er geschrieben, verantwortlich machen lassen. Mit Hrn. v. Sybel hat es aber seine besondere Bewandtniß. Derselbe ist — unbeschadet seiner sonstigen Leistungen sei es gesagt — in diesem Falle kein einwandfreier Zeuge, da er, abgesehen von seiner ersichtlich voreingenommenen Beurtheilung der Oesterreicher, was militärische Dinge, speziell Strategie, anbelangt, als Laie und ohne Fachkenntnisse sein Verdikt fällt. Daher können seine Anhänger von den Fachleuten die blinde Anerkennung seiner „Autorität" schlechterdings nicht beanspruchen. Daß Hrn. Grafen Du Moulin keine höhere Berechtigung zukommt, hat er durch die Beurtheilung des Erzherzogs Karl bewiesen, die er zur seinigen gemacht hat. Sie bleibt deßhalb „kühn" trotz seines Protestes. Weil, wie es scheint, auch dem Hrn. Grafen Du Moulin militärische Einsicht abgeht, versteht er nicht, daß die Darlegung Ihres Referenten in Nr. 105 der Beilage die triftige Motivirung für die Räumung des linken Rheinufers durch den Erzherzog enthält. Die Erfolge Kleebers bei Siegburg und Altenkirchen bedrohten Letzteren mit der strategischen und taktischen Aufrollung von der Flanke her, Grund genug für den Erzherzog, um die nächste Gefahr zu beschwören, vom linken auf das rechte Rheinufer überzugehen und den selbst dorthin übergesetzten General en chef Jourdan wieder an den Rhein zurückzuwerfen, zumal Moreau bei Straßburg wie eine Gewitterwolke in seinem Rücken stand. Es geschah daher nichts unglaubliches, als Karl die Rheinlinie aufgab, und es war keine freiwillige Retirade Karls, wie Graf Du Moulin sich äußert. — Schließlich beruft sich Graf Du Moulin auf den Erzherzog Karl als Zeugen gegen sich selbst. Nun ist es aber Jedem, der sich mit den Schriften des Erzherzogs befaßt hat, wohl längst bekannt, daß in dem Kriegshistoriker und Kriegsphilosophen Erzherzog Karl dem Feldherrn Erzherzog Karl der allerschärfste Kritiker erstanden ist. In der beschaulichen Ruhe der Studirstube, mit dem unbeschränkten Einblick in die gesammten Verhältnisse bei Freund und Feind, vermochte er allerdings die treffendste Kritik darüber zu üben, wie es anders, wie es hätte nm besten gemacht werden können: aber es ist etwas anderes im Sattel die Operationen zu entwerfen und anzubefehlen, als nachträglich dieselben zu besprechen. Eine solche Kritik darf doch in keinem Falle gegen den Feldherrn selbst ausgenutzt werden."

* Anfang September d. J. wird im Haag ein Internationaler Historiker-Kongreß zusammentreten. Die erste Anregung zu diesem neuen und vielversprechenden Unternehmen ist von dem niederländischen Ministerium ausgegangen. Im Anschluß daran hat die Pariser »Société d'histoire diplomatique« die Ausführung und Leitung des Plans in die Hand genommen und es steht zu erwarten, daß aus allen europäischen Hauptländern die Betheiligung eine sehr lebhafte sein wird. Mit besonderem Eifer ist von Seiten des Pariser Zentralkamitees, an dessen Spitze der Vorstand der genannten Sozietät, Hr. de Maulde de la Clavière, steht, die Bildung einer besonderen deutschen Sektion auf dem Haager Kongreß in Anregung gebracht warden. Die Vorbereitungen dazu sind im Gange und es ist zu hoffen, daß die deutschen Historiker (Rechtshistoriker und Staatsrechtslehrer speziell eingeschlossen) ihr Interesse an diesem internationalen Unternehmen durch recht zahlreiches Erscheinen bethätigen werden. Näheres wird in kurzer Zeit bekannt gemacht werden. Etwaige Anfragen, sowie Anmeldungen von zu haltenden Vorträgen können gerichtet werden an Professor Dr. Erdmannsdörffer in Heidelberg, Professor Dr. M. Lenz in Berlin, Professor Dr. o. Below in Marburg.

* **Karlsruhe.** Die Vorlesungen über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der hiesigen Technischen Hochschule wird in diesem Semester der Privatdozent der Universität Heidelberg Dr. Kindermann abhalten.

* **Leipzig,** 22. Mai. Der Forschungsreisende Dr. Herrmann Meyer, der gleich seinem Bruder Dr. Hans Meyer die Länder- und Völkerkunde schon durch zahlreiche werthvolle Entdeckungen bereichert hat, wird demnächst eine neue Expedition nach Zentralbrasilien unternehmen. Als Ziel derselben hat sich Dr. Meyer wieder das Quellgebiet des Schingu gewählt, in dem der Forscher schon im Jahr 1895/96 seine geographischen und ethnologischen Forschungen betrieben hat. Damals entdeckte er einen neuen Quellfluß des Schingu, den er nach Karl v. d. Steinen „Steinenfluß" taufte, und erhielt außerdem bei seinen weiteren Fahrten Kunde von einem großen Nebenfluß des Schingu, dem Paranayuba, an dem eine große Reihe ganz unbekannter Indianerstämme wohnen soll. Die Erforschung dieser beiden Flüsse ist Dr. Meyers Absicht. Als wissenschaftliche Begleiter hat derselbe sich folgende Herren gewählt: Assistenzarzt vom Schützenregiment Dr. Mansfeld aus Dresden als Arzt und Anthropologen; Dr. Pilger vom botanischen Museum in Berlin als botanischen und zoologischen Sammler; Dr. Koch aus Gießen als Photographen und Zeichner. Mit diesen Herren wird Dr. Meyer Ende Dezember in Buenos Ayres zusammentreffen und nach Cuyaba in Mattogrosso, dem Ausgangspunkt der Expedition, den Paraguay hinauffahren. Er selbst bricht schon Anfang August auf, um im brasilianischen Staat Rio Grande do Sul die deutschen Kolonien eingehend zu studiren, weil dieser Staat jetzt nach Aufhebung des v. d. Heydt'schen Auswanderungsverbots für unsre Auswanderung wegen seiner Fruchtbarkeit, guten Klima's und

guter Handelsverbindungen mit Deutschland in den Vordergrund des Interesses tritt, so daß auch die maßgebenden Regierungskreise sich jetzt eindringlich damit beschäftigen. Von Rio Grande nimmt Dr. Meyer etwa acht Begleiter, deutsche Kolonistensöhne, die ihn zum Theil schon auf der ersten Expedition begleiteten, nach Zentralbrasilien mit. Im März 1899 gedenkt der Reisende in Cuyaba mit der Zusammenstellung der Expedition fertig zu sein und nach Norden aufbrechen zu können. Er hofft nach Schluß der Trockenzeit, Anfang November, die Expedition beendet zu haben, so daß er Ende 1899 wieder in Deutschland sein kann.

* **Bonn.** Am 16. Mai starb hier im Alter von 85 Jahren der ehemalige Dozent an der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf Dr. August Pallmann.

* Der frühere Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz Dr. Joseph Sturm ist zum Professor am humanistischen Gymnasium in Eichstätt ernannt worden.

* **Wien.** Wie das österreichische Archäologische Institut vorläufig mittheilt, haben die athenischen Sekretäre dieses Instituts, Dr. W. Reichel und Dr. A. Wilhelm, vor kurzem eine interessante, 4 Wochen in Anspruch nehmende Ausgrabung im nördlichen Arkadien vorgeführt. Sie galt dem sagenberühmten ländlichen Heiligthume der Artemis von Lusoi, das im letzten Herbst von Professor Dörpfeld und Dr. Wilhelm auf einer gemeinsamen Reise entdeckt worden war. Die Stätte liegt 1500 m hoch in einer herrlichen Gebirgsgegend. Das Heiligthum stand auf der Terrasse eines steilen Berghanges, der zu der höchsten, rauhesten Ebene Arkadiens, derjenigen von Sudena, in mächtigen Felswänden abfällt, und beherrschte eine wundervolle Landschaft, in welcher östlich 2355 m hoch der Kalkberg Chelmos aufragt, berühmt durch seine Rundsicht und das von Homer geschilderte Phänomen des Wasserfalles des Styx. Freigelegt wurde die Terrasse des heiligen Bezirkes, auf ihr ein halbrundes Gebäude und ein schlichtes Propyläum. Beide Baulichkeiten waren nach altgriechischer Konstruktionsweise auf Steinfundamenten aus Lehmziegeln aufgeführt und sind augenscheinlich durch einen Brand zugrunde gegangen. Von dem Tempel selbst, der sich über der Terrasse erhob, konnten nur die Grundmauern an einigen Stellen untersucht werden, da auf seinen Trümmern jetzt eine kleine Kirche und ein schöner Hain von Steineichen steht. Gefunden wurden außer Architekturresten zahlreiche Votivgegenstände, namentlich Terrakotten, darunter alterthümliche und einige ganz neue Typen und viele durch die schönste Patina ausgezeichnete Kleinbronzen, von dem Thürpfosten des erwähnten Vorbaues aber eine ganze Reihe der Bronzeinschriften aus dem 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. Die letzteren versprechen durch die noch nicht vollendete mühsame Entzifferung reiche Belehrung und haben besonderen Werth, da altgriechische Bronzeinschriften überhaupt Seltenheiten sind und öffentliche Urkunden aus jener Gegend völlig fehlten. Nach griechischem Gesetz verbleiben die Funde dem Lande und sind bereits sämmtlich an das Nationalmuseum zu Athen abgeliefert worden. Eine ausführliche Veröffentlichung wird in den Jahresheften des Archäologischen Instituts in Wien erfolgen.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor Dr. Emil Frida ist zum ordentlichen Professor der Geschichte der modernen Literatur an der hiesigen tschechischen Universität ernannt worden.

* **Paris.** Die französische Akademie verlieh einen Prix Bordin (2000 Fr.) dem Historiker Goyau für sein Werk „L'Allemagne religieuse, le Protestantisme," einen Prix Marcelin Guérin (1500 Fr.) dem Kritiker Legras für seinen „Henri Heine, Poète" und einen zweiten Prix Marcelin Guérin (1000 Fr.) für eine „Etude sur Ferdinand Lassalle" von Ernest Seillère.

* **Rom,** 22. Mai. Der deutsche Künstlerverein beging gestern eine Gedenkfeier an den vor 100 Jahren erfolgten Tod des Malers Asmus Carstens. Außer einer Ausstellung von Stichen nach Carstens'schen Werken fand ein Konzert statt, in welchem auch der frühere Botschafter in Rom v. Keudell mitwirkte. An der Feier nahmen u. A. auch der deutsche Botschafter Frhr. Saurma v. d. Jetsch, sowie der bayerische Gesandte Frhr. v. Tucher theil.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Joseph Schrattenholz: Berliner Musikkritik. Berlin, Meusser, Messer u. Co. 1898. — Das Batzenhäusl zu Bazen. Hggb. von J. Emmer. Berlin, Julius Becker 1898. — Dr. Karl Schultze: Bauten des Hadrian. Homburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1898. — Karl Kehrbach: Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. 1. Jahrgang 1896. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1898. — Dr. Joseph Riehemann: Erläuternde Bemerkungen zu Annette v. Droste-Hülshoffs Dichtungen. 2. Theil. Osnabrück, Ferd. Schöningh 1898. — Oskar Fischel: Raphaels Zeichnungen. Mit einem Vorwort von G. Dehio. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — Dr. Franz Oppenheimer: Großgrundeigenthum und soziale Frage. Versuch einer neuen Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus 1898. — L. Weis: Erkennen und Schauen Gottes (4. und 5. Heft der „Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung"). Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1898. — Dr. Bruno Frhr. v. Possanner: Die Pensionen und Provisionen der österreichischen Zivilstaatsbediensteten u. Staatsarbeiter. Heft 2 u. 3. Wien, Manz'scher Verlag 1898. — *H. Thirria:* La Marquise de Crequy. Lettres inédites. Paris, Th. J. Plange 1898. — Dr. Leopold Schenk: Einfluß auf das Geschlechtsverhältniß. Magdeburg, Schallehn v. Wollbrück 1898. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. VII. Jahrg. Heft 1 und 2. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898. — Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgeg. von Dr. Georg Schanz. 15. Jahrg. 1. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Heinrich Frhr. Langwerth v. Simmern: Aus meinem Leben. Erlebtes und Gedachtes. 2 Bände. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1898. — Timm Krüger: Schuld. Naaelle. 2. umgearbeitete Auflage des „Schulmeisters von Hundewitt". Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1898. — Karl Jentsch: Sozialauslese. Kritische Glossen. Leipzig, Fr. W. Grunow 1898. — Tübinger Blätter. 5. Jahrgang 1, Nr. 1 (Beilage). Verlag des Tübinger Bürgervereins. — F. U. Graf v. Brangel: Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. Lfg. 1 (Anhalt—Baden). Stockholm, Hasse W. Tullberg. — Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Hggb. von Hans Krämer. 3. Lfg. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Dr. Gustav Pauli: Das Rathhaus zu Bremen. (6. Heft der „Baukunst". Hggb. v. R. Bartmann u. R. Graul). Berlin-Stuttgart, W. Spemann 1898.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! [8429]

Ueber

Goethes Hermann und Dorothea.

Von

Viktor Hehn.

Aus dessen Nachlaß herausgegeben von

Albert Leitzmann und **Theodor Schiemann.**

Zweite verbesserte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Das freie Nachempfinden des Dichters und seiner Intentionen durch den Verfasser, sowie seine weitschauenden kulturgeschichtlichen und ästhetischen Erörterungen verleihen dem Hehn'schen Buche einen hohen und bleibenden Wert. Dasselbe wurde bei seiner ersten Veröffentlichung von berufenen Kritikern sofort für das Beste erklärt, was zum Verständnis der Dichtung geschrieben worden ist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 24. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Politische Geographie. Von S. Günther. — Skizzen aus dem Parlament von 1848. II. Von Karl Biedermann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Politische Geographie.

Als Prof. Ratzel in Leipzig vor 6 Jahren den zweiten Band seiner „Anthropogeographie“ dem Publikum übergab, sprach er in der Vorrede die Hoffnung aus, in Bälde eine „Politische Geographie“ nachfolgen lassen zu können. Ganz so rasch wurde diese Erwartung allerdings nicht in die That umgesetzt; dafür aber liegt uns jetzt in dem stattlichen Bande,[1]) auf welchen wir den Leser hinzuweisen beabsichtigen, eine reife Frucht langjähriger, konsequent auf ein bestimmtes Endziel gerichteter Arbeit vor. Sowohl durch monographische Untersuchungen des Autors selbst, wie auch durch solche einzelner seiner Schüler sind wir mit der Gedankenwelt, welcher dieses Buch entstammt, schon einigermaßen vertraut gemacht worden, so daß wir also auch schon von vornherein mit dem Wesen und Geiste der Probleme Bescheid wissen, die hier behandelt werden. Ein Werk, das sich auf der großen Heerstraße bewegt und vom Kritiker leicht in einer der bekannten, feststehenden Rubriken untergebracht werden kann, ist es nicht, und die geographische Methodologie mag wohl in einiger Verlegenheit darüber sein, wie sie einer solchen, vielfach neuartigen Leistung gerecht werden solle.

Der Unterzeichnete möchte hier gleich anfangs den Standpunkt kennzeichnen, von welchem aus er verwandte methodische Fragen betrachtet. Es ist gewiß löblich, daß man von geographischer Seite neuerdings mit mehr Gründlichkeit denn früher die Grenzen der eigenen Wissenschaft zu bestimmen und die Stellung letzterer anderen Wissenszweigen gegenüber festzulegen bestrebt ist. Aber man möge sich doch ja hüten, hier irgendwelche Engherzigkeit obwalten zu lassen! Wenn ein Geograph, wie dies ja in unsrer Zeit mit Vorliebe geschieht, sich mit physikalischer Erdkunde beschäftigt, so kann er doch, von dem Reize des behandelten Gegenstandes durchdrungen, nicht unausgesetzt ängstlich abwägen, ob er sich in jedem Augenblicke innerhalb des korrekt abgemessenen Rahmens bewegt und sich nicht am Ende einen kleinen Uebergriff in ein angrenzendes Arbeitsfeld gestattet habe. Nur darauf kommt es an, daß die Gesammtwissenschaft von seiner Bemühung Nutzen ziehe, sollte sich auch vorübergehend ein kleiner Kompetenzkonflikt gegenüber dem Astronomen, dem Geologen, dem Biologen herausgebildet haben, der von billig Denkenden meist sehr leicht geschlichtet werden wird. So ist aber nun einmal die Eigenart aller Grenzgebiete, und mit einem solchen haben wir es auch im gegebenen Falle zu thun. Auf die Beantwortung der Gewissensfrage — ist Ratzels „Politische Geographie“ ein streng schulgemäß geographisches Werk? — wollen wir uns gar nicht weiter einlassen. Es ist in Wahrheit eine philosophische Bearbeitung fundamentaler Fragen der Welt- und Kulturgeschichte, Staatenkunde und Soziologie, aber eine Bearbeitung, und darauf möchten wir den Nachdruck gelegt wissen, die nur von einem Geographen unternommen werden konnte. Damit ist jedoch die geographische Berechtigung ausgedrückt, dem Ganzen der geographische Stempel aufgedrückt, und auch der Berichterstatter leitet daraus die Berechtigung her, sein Interesse einer Schöpfung zuwenden zu dürfen, deren allseitige und kongeniale Würdigung er als über seine Kräfte hinausgehend erachten müßte.

Die philosophische Betrachtungsweise ist den Menschen ans dem Ende des 19. Jahrhunderts bei weitem nicht so geläufig, wie denen, welche vor nunmehr bald hundert Jahren einzig und allein in der Philosophie den Schlüssel zur Erschließung aller Geheimnisse zu besitzen wähnten. Damals erwartete man viel zu viel von begrifflicher Konstruktion des Weltganzen — heutzutage verfällt man leicht in das entgegengesetzte Extrem und glaubt neben der empirisch-exakten Forschung keine andere als legitim anerkennen zu dürfen. Wer so denkt, hat ein gewisses Recht, den Menschen und die Menschenschicksale überhaupt von der Geographie, welcher ein rein naturwissenschaftlicher Charakter gewahrt werden soll, ausschließen zu dürfen. Allein die Mehrzahl der Fachmänner vermag sich zu einer so radikalen, mit den Grundsätzen des Altmeisters C. Ritter in unlösbarem Widerspruche stehenden Auffassung nicht zu bekennen, und sie wird deßhalb, wie im einzelnen auch die Meinungen auseinandergehen mögen, das Streben freudig begrüßen müssen, aus einer trockenen Statistik — und nichts anderes ist die politische Geographie vordem gewesen — eine diesen Namen verdienende wissenschaftliche Disciplin herauszuarbeiten. Und daß dies Prof. Ratzel gelungen, daß von ihm die Aufstellung wirklicher Gesetze für die geographische Bedingtheit geschichtlicher Staatenentwicklung durchgeführt worden ist, das wird nicht bestritten werden können.

Zum Beweise dieser Behauptung wäre eine eingehende Analyse des starken Bandes nothwendig, wie sie allerdings an diesem Orte ans äußeren Gründen nicht erbracht werden kann. Schon der eine Umstand macht sich mißlich geltend, daß die zahlreichen Beispiele, welche die Würze der Darstellung bilden, von der Besprechung fast ganz auszuschließen sind. Die theoretischen Ausführungen sind, wie das der Natur der Sache nach gar nicht anders sein kann, etwas abstrakt, werden aber durch die Fülle der Anmerkungen und Belege, bei denen ebenso historisches Wissen, wie eine ausgedehnte ethnologische Gelehrsamkeit sich geltend machen, so belebt, daß der Fernerstehende jetzt erst auch die Richtigkeit und Bedeutung der allgemeinen Erörterungen zuzugeben geneigt wird. Der Referent hat schon vor Jahren zu betonen Gelegenheit gehabt, daß ihm gar manches, was beim Lesen der „Anthropogeographie“ ihm noch einen fremdartigen Eindruck gemacht hatte, bei den Anwendungen,

[1]) Politische Geographie von Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. München und Leipzig 1897. Verlag von R. Oldenbourg. XX. 715 S. gr. 80.

welche davon in der zweiten Auflage der politischen Geographie der Vereinigten Staaten gemacht werden, erst in das wahre Licht gerückt erschien.

Von den 28 Kapiteln, in welche das Ganze zerfällt, decken sich die drei ersten in der Hauptsache mit jener Abhandlung über „Staat und Baden", welche vom Verfasser vor ein paar Jahren in den Denkschriften der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht worden war. Es wird da gezeigt, ein wie inniger Zusammenhang zwischen dem staatlichen Leben und seinem räumlichen Substrat besteht; dieser Zusammenhang ist die Ursache, welche Staatengründung hintanhält, wenn das Volk nomadische Sitten besitzt, wenn es die Seßhaftigkeit nicht aufkommen läßt. Immerhin, und diese theilweise Widerlegung des alten Mercator'schen Dogmas verdient beachtet zu werden, ist in Steppenländern nomadische Lebensweise nicht immer unverträglich mit einem gewissen Staatsbewußtsein, welches zumal bei den zentral- und ostasiatischen Stämmen deutlich genug hervortritt. Bildung und Wachsthum der Staaten fassen die Kapitel 4—7 ins Auge. Von unmittelbarer Bedeutung sind hier die Ausführungen über Kolonisation und Kolonien, welch letztere sehr bestimmt von den eine weit stärkere Abhängigkeit der neuen Gebiete vom Mutterlande bekundenden Niederlassungen unterschieden werden. Die ernsten Bemühungen um eine schärfere, begriffliche Fassung gewisser weit verbreiteter und zumeist recht vager Ausdrücke — der „Interessensphäre" wird die mit ihr häufig verwechselte „Anspruchsphäre" gegenübergestellt — verdienen die volle Beachtung derer, welche sich über das den Staaten der Gegenwart innewohnende Expansionsprinzip im einen oder anderen Sinne ein Urtheil bilden wollen. Auf die eine oder andere Art sind also Staatsgebilde entstanden, und es kommt nun darauf an, zu untersuchen, wie dieselben zunehmen; dies ist die den Kapiteln 8—10 gestellte Aufgabe. Geographisches Wissen ist, so weist der Verfasser scharfsinnig nach, zugleich ein politisches Machtmittel von Belang, und wenn uns die Weltgeschichte in Staatsverhandlungen und Einzelhandlungen der Regierenden grobe Fehler erkennen läßt, so ist das nicht selten auf die Mangelhaftigkeit der Vorstellungen zurückzuführen, welche man von Land und Leuten hatte. Die Lage eines Staates (Kap. 11 bis 12) ist selbstredend auch ein Faktor von größter Tragweite, denn ein Land, welches geographisch ungünstig situirt erscheint, welches namentlich einem „Randgebiete" der bewohnten Erde angehört und nur von wenigen Seiten her den Nutzen guter nachbarlicher Beziehungen auf sich einwirken lassen kann, trägt damit schon ein Element der Schwäche in sich. Auch die Richtungen, nach denen sich die großen Handelsbewegungen vollziehen, wollen, wie dies von den nordamerikanischen Nationalökonomen zuerst betont wurde, wohl berücksichtigt sein. Neben der Lage kommen aber auch Beschaffenheit und Größe des Oberflächentheiles, auf welchen ein Staat Anspruch erheben darf, sehr in Betracht, und so wird denn auch den „Räumen" in Kap. 13 bis 17 eine sehr eingehende Erörterung zutheil. Ein Volk, welches es nicht versteht, den Raum zu „bewältigen", etwaige von Größe aber Verkehrsschwierigkeiten herrührende Nachtheile zu überwinden, wird im Konkurrenzkampfe der Staaten keine vortheilhafte Rolle spielen; deßhalb ist der Krieg eine „Schule des Raumes", und hervorragende Feldherren haben in dieser Schule als bahnbrechende Lehrer gewirkt. Auch kleine Räume haben mitunter, wenn die geographischen Umstände ein Förderungsmittel darboten, Staaten von nicht geringer innerer Kraft sich entwickeln sehen, und der städtische Staat, wie ihn uns die mittelalterlichen Handelsrepubliken vor Augen stellen, hat trotz der Zwerghaftigkeit der zu ihm gehörigen Bodenfläche hohen kulturellen Einfluß ausgeübt. Allerdings muß, wenn von solchem Verhältniß gesprochen wird, auch die Bevölkerung, deren Dichte einen trefflichen Ersatz für unzureichendes Areal abzugeben vermag, zur Abwägung der Vor- und Nachtheile herangezogen werden. Die Betrachtungen über Raum und Volkszahl möchten wir der Aufmerksamkeit aller Lehrer der Geographie besonders dringend anempfehlen. Mit dem 18. Kapitel kommt Prof. Ratzel zu der von ihm seit je mit Vorliebe behandelten Lehre von den Grenzen, welcher er durch vier sich folgende Hauptabschnitte treu bleibt. Es ist dem Berichterstatter immer als eine merkwürdige Thatsache vorgekommen, daß, ebenso wie die Geometrie (F. Klein) von der einfachen Grenzlinie zum Grenzsaume aufzusteigen sich genöthigt sah, so auch die Erdkunde, in voller Unabhängigkeit, diese Begriffserweiterung vornahm, und mit diesem Schritte verknüpft sich untrennbar der Name Ratzels. Die anthropogeographischen Untersuchungen über die natürliche und künstliche Grenze, welche bezüglich der Gebirgs- und Flußgrenzen mit manchem Vorurtheile aufräumen, sind in ihren Grundzügen zum Theile schon bekannt, haben aber noch niemals so, wie hier, eine systematische Form erhalten. Zu S. 501 möchten wir bemerken, daß gegen den „Vergleich" von Flächeninhalt und Perimeter allerdings nichts einzuwenden ist; die berechtigten Einwürfe trafen lediglich Ritters Operiren mit einer auf unzulässigem Wege erhaltenen Zahl. Man braucht ja nur die hierauf bezüglichen Auseinandersetzungen arithmetisch derart einzukleiden, daß Proportionen entstehen, welche auf der einen Seite bloß Flächen-, auf der anderen bloß Längenwerthe enthalten, dann stellt sich sofort heraus, daß keine prinzipiellen Bedenken gegen ein solches Verfahren der Vergleichung geltend zu machen sind.

Die Kapitel 22—28 kommen inhaltlich dem am nächsten, was die landläufige Definition der politischen Geographie ungefähr als deren Zweck und Wesen angeben würde, indem sie die Abhängigkeit der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung von physisch-geographischen Besonderheiten eines Landes ins Licht setzen. Als solche Besonderheiten seien genannt die Beschaffenheit der Küsten, das Auftreten von Halbinseln und Inseln, die Meere, Binnenseen und fließenden Gewässer, die Gebirge und die Bodenkonfiguration überhaupt. Die Stellung der Pässe zu friedlichem und kriegerischem Verkehr findet z. B. eine vielfach anregende Beleuchtung. Es sind das Studienobjekte, an denen vor allem die wirthschaftliche, die Verkehrsgeographie interessirt ist, die denn auch bei dieser Gelegenheit wieder in der Eigenart vor uns tritt, in welcher sie durch eine unbefangen methodologische Begriffsbestimmung sich darstellen muß. Sie ist eben selbst ein Grenzgebiet zwischen physischer und politischer Geographie.

Eine an engere Schranken gebundene Inhaltsdarlegung des Ratzel'schen Werkes wird, wie wohl jeder Berichterstatter selbst aufs deutlichste fühlt, derselben nie so ganz gerecht werden können, denn sie kann eben nur Kategorien aufstellen, und so wird dem Referate leicht der Eindruck einer gewissen abstrakten Trockenheit anhaften, von welcher das Original weit entfernt ist. Die Leichtflüssigkeit des Textes, welche in Wahrheit vorhanden ist, wird bedingt durch die stete, taktvolle Vereinigung von These und geschichtlich-geographischem Belege, worauf wir oben schon angespielt haben. Wer sich gelegentlich schon einmal dem Reize derartiger Reflexionen hingegeben hat, wird imstande sein, den zahlreichen Beispielen das eine oder andere neue hinzuzufügen. Die Geschichte der graubündischen Unabhängigkeitskämpfe im 17. Jahrhundert stellt den Beschauer vor das anscheinende Rätsel, daß die drei Bünde mit einer unglaublichen Halsstarrigkeit sich an das Eigenthumsrecht auf das regional, national und religiös ihnen abgewandte Veltlinerthal klammerten und das furchtbarste Blutvergießen

dafür nicht scheuten. Gewisse Gedanken des sechsten Abschnittes unsrer Vorlage legen es uns nahe, jenen vermeintlichen politischen Fehler anders zu beurtheilen, als dies unter einem wesentlich den Enderfolg in Betracht ziehenden Gesichtspunkt möglich erscheint.

Die „Politische Geographie“ wird lebhafte Diskussionen entfachen, manchen Gegner, aber wohl noch mehr entschiedene Freunde finden. Was wir am meisten wünschen möchten, das wäre eine durchaus unbefangene Würdigung des reichen Inhalts, welche nicht Anstoß nimmt an manchen formalen Eigenthümlichkeiten, die für die Mehrzahl der an einen spezifisch naturwissenschaftlichen Forschungsgang gewöhnten Geographen ein fremdartiges Gepräge an sich tragen mögen. Ein Autor, und zumal einer wie Ratzel, hat das Recht, zu verlangen, daß man seine Geistesarbeit nach inneren Motiven würdige und nicht deßhalb sich ablehnend verhalte, weil vielleicht die eigene Richtung auf andere Wege hinweist. Auch wer sachlich und methodisch auf anderem Boden steht, sollte sich darüber freuen können, daß dieses Werk eines durchaus selbständigen, in der Erschließung neuer Forschungsgebiete bewährten Geistes zur Thatsache geworden ist.

S. Günther.

Skizzen aus dem Parlament von 1848.

Von Karl Biedermann.

II.

Die Parteigruppirung in der ersten Periode des Parlaments.

Ich habe im vorigen Artikel das äußere Leben und Treiben der Parteien im Parlament von 1848 in einigen Zügen zu schildern versucht. Ich gehe jetzt daran, ihr eigentliches Wesen, ihre Stellung zu einander und ihre Einwirkungen auf die Versammlung im ganzen zu charakterisiren.

Bei fast allen politischen Parteien pflegen die „Programme“ eine große Rolle zu spielen. Bei den damaligen Parteien war dies in ganz besonderem Grade der Fall. Traten sie doch völlig neu an ihre parlamentarische Arbeit heran! Hatten sie doch noch keine Geschichte als Parteien hinter sich!

Damit hing es aber auch wieder zusammen, daß ihre Programme und ihre Praxis sich nicht immer deckten, daß die ersteren oft viel schroffer oder entschiedener erschienen, als ihr praktisches Verhalten.

Zwei solche Programmsätze beschäftigten anfangs die Parteien lebhaft und füllten einen Theil ihrer Parteiverhandlungen aus, während sie doch in der Praxis viel weniger hervortraten. Es waren dies: einmal das Prinzip der „Vereinbarung“, und sodann das Prinzip der „Volkssouveränität“. Bei dem ersteren handelte es sich darum, ob das Parlament die Verfassung selbständig feststellen, oder ob es sich mit den Regierungen darüber vereinbaren solle. Die Linke wollte von einer solchen „Vereinbarung“ gar nichts wissen. Die etwas mehr rechts stehenden Parteien, „Westendhall“, „Württemberger“ und „Augsburger Hof“ erkannten zwar der Nationalversammlung, als der Gesammtvertretung des deutschen Volkes, das Recht zu, die Verfassung „zustande zu bringen“, wollten jedoch eine Rücksichtnahme auf die Ansichten der Regierungen keineswegs ausschließen. Der „Landsberg“ stand auf einem ähnlichen Standpunkt; das „Kasino“ sprach sich nicht deutlich über diese Frage aus. Nur die äußerste Rechte stellte sich entschieden auf den Boden der Vereinbarung.

Inzwischen mußte das Parlament wohl oder übel ganz allein an das Verfassungswerk gehen, da die Regierungen ihm weder einen Verfassungsentwurf vorlegten (wie das bei der Gründung des Norddeutschen Bundes von Seiten der zu diesem vereinten Regierungen geschah), noch auch sich bei den Verhandlungen des Parlaments durch Kommissarien als eine Einheit vertreten ließen (wie das jetzt durch den Bundesrath gegenüber dem Reichstag geschieht), ebenso wenig endlich im Verlaufe dieser Verhandlungen einen Anspruch auf Mitwirkung dabei irgendwie geltend machten.

So blieb diese Frage gleichsam in der Schwebe und der betreffende Programmsatz auf dem Papier stehen. Als es zum Abschluß der Verfassung kam, da erklärte sogar der eine Führer der äußersten Rechten, Georg v. Vincke (ein Mann des starrsten Rechts), daß das Wohl des Vaterlandes das strenge Festhalten am Vereinbarungsprinzip verbiete, der andere, General v. Radowitz, versicherte, er werde dem König trotz dieses formellen Mangels der Verfassung dennoch zu deren Annahme rathen, was er freilich dann entweder gar nicht, oder doch nicht nachhaltig genug gethan hat.

Das Prinzip der „Volkssouveränität“ figurirte in den Programmen aller Parteien von der Linken an bis ins rechte Centrum, den „Augsburger Hof“; aber praktisch wagte selbst die Linke nicht, ernst damit zu machen; schon das linke Centrum, der „Württemberger Hof“, vollends das rechte, der „Augsburger Hof“, sagten sich thatsächlich von dessen Konsequenzen los.

Die äußerste dieser Konsequenzen wäre die Verwandlung der Monarchie in Republik gewesen. Die Linke hatte es damit versucht, erst im Vorparlament im Wege der Abstimmung, dann, nachdem dies gründlich mißlungen war, durch Hecker und Struve im Wege des Aufruhrs. Im Parlament hat sie diesen Versuch nicht wiederholt. Der Antrag auf Einsetzung eines nichtfürstlichen Reichsverwesers war, bei seiner Aussichtslosigkeit von Haus aus, ein harmloses Vergnügen, welches sie sich selbst machte. Derselbe republikanische Antrag, bei der Oberhauptsfrage gestellt, blieb in kläglicher Minderheit. Die darauf erfolgte Wahl eines erblichen Kaisers ward von den republikanischen Parteien sehr gleichmüthig aufgenommen; ihr einziger Protest dagegen bestand in der erklärten Verweigerung der aktiven Theilnahme an der Wahl. Der Septemberaufstand in Frankfurt hatte einen rein lokalen Anlaß und Charakter; er richtete sich gegen das Parlament, weniger gegen die Zentralgewalt als solche. Entschieden republikanisch, wenn auch unter der falschen Firma eines „Kampfes für Durchführung der Reichsverfassung“ angestiftet, waren erst die Aufstände von 1849 in Dresden, der Pfalz und Baden.

Die Monarchisten in der Versammlung zerfielen ihrerseits in zwei Gruppen. Es gab solche, welche an der konstitutionellen Monarchie entschieden festhielten, und das war die Mehrzahl — „Absolutisten“ gab es wohl nur wenige — aber auch solche, welche sich nur zu einer „Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage“ verstehen wollten. Der Dichter Uhland hatte einmal — kurz vor der Entscheidung über das Kaiserthum — das poetische Bild gebraucht: „es werde kein Haupt über Deutschland herrschen, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt sei“. Dieser „Tropfen“ hätte sich leicht in eine Sturzfluth verwandeln können, welche alle monarchischen Institutionen hinwegschwemmte, wenn es nach Heinrich Simon und seinen Freunden gegangen wäre, die dem Kaiser nur ein suspensives Veto selbst bei Anträgen auf Verfassungsänderungen zuertheilt wissen wollten.

Eine andere Art, das Prinzip der „Volkssouveränität“ geltend zu machen, hat die Frankfurter Linke öfters versucht, aber mit nicht besserem Erfolg. Sie benutzte allerhand Vorgänge, bei denen es sich um einen Konflikt der

Autorität mit irgend einem Theile des Volkes handelte, um jene zu schwächen, diesem zum Siege zu verhelfen. Die erste Gelegenheit dazu gab ihr ein Vorfall, der sich sogleich in den ersten Tagen des Parlaments ereignete. In der Bundesfestung Mainz hatte eine blutige Rauferei zwischen Soldaten der preußischen Besatzung und einem Volkshaufen stattgefunden. Es hatte Todte und Verwundete gegeben, auf der Seite des Militärs mehr als auf Seite des Volks. Ein Mitglied der äußersten Linken, der „rothe Zitz" von Mainz, brachte die Angelegenheit auf die Tribüne. In heftigen Worten forderte er Sühne für das vergossene Bürgerblut, Hinwegverlegung der preußischen Besatzung aus der Stadt. Das Parlament glaubte bei der Dringlichkeit des Falles nicht gänzlich unthätig bleiben zu dürfen. Es wählte einen Ausschuß zur Prüfung der Sache, und dieser sandte eine Kommission nach Mainz behufs Anstellung von Erörterungen an Ort und Stelle. Auf dessen Bericht hin lehnte aber das Parlament das Ansinnen der Linken mit großer Mehrheit ab und verwies die ganze Angelegenheit an die zuständigen staatlichen Behörden.

In derselben Weise sind später ähnliche Anläufe der Linken mit meist großen Majoritäten zurückgeschlagen worden, so das Verlangen, das Parlament solle sich der Berliner Nationalversammlung gegen die von der Regierung beschlossene Verlegung derselben nach Brandenburg annehmen, (das Parlament erklärte den Steuerverweigerungsbeschluß der Versammlung für null und nichtig), so das noch stärkere, es solle der Wiener Oktoberrevolution seinen Schutz angedeihen lassen. Mit großer Majorität wurden die Maßnahmen der provisorischen Zentralgewalt nach dem Frankfurter Septemberaufstand (theils zur Sicherung der Ordnung, theils zur Verfolgung der verübten Verbrechen) vom Parlament gebilligt, ward die Wahl Heckers ins Parlament wegen seiner hochverrätherischen Schilderhebung im April annullirt. In der polnischen, der italienischen, der welschtiroler Frage prallten die abstrakten Freiheits- und Nationalitätstheorien der Linken an der festen Haltung der Mehrheit wirkungslos ab, welch letztere als die einzig sichere Richtschnur für eine deutsche Nationalvertretung das Interesse der deutschen Nation erkannte.

Diese zuverlässige „staats- oder ordnungserhaltende" Mehrheit (wie wir sie heute nennen würden) konsolidirte sich indeß erst allmählich.

Wie dies bei einer Versammlung, die aus lauter „neuen Männern" bestand, natürlich war, hatte sich eine bestimmte Abgrenzung und Sonderung der Parteien erst nach und nach vollzogen. Am frühesten hatten sich die Extreme, einerseits die Linke, andererseits die äußerste Rechte, zusammengeschlossen. Etwas später folgte das „Kasino". In der Mitte dagegen, im „Württemberger Hof", fand sich anfangs das Ungleichartigste beisammen. Schon im Sommer schied daher eine Gruppe von 40—50 Mitgliedern nach links aus und bildete die „Westendhall". Sie nannte sich „die rationelle Linke", um anzudeuten, daß sie zwar, gleich der eigentlichen Linken, von abstrakten Standpunkten (wie dem der Volkssouveränität) ausgehe, aber dabei etwas weniger schroff, etwas weniger doktrinär verfahre. Eine zweite Sezession, diesmal aber nach rechtshin, erfolgte nach dem Septemberaufstand. Bei der Berathung der von der Zentralgewalt zur Sicherung der Ordnung vorgeschlagenen Gesetzgebungsmaßregeln zeigte der zurückgebliebene Theil des „Württemberger Hofs" sich zwischen rechts und links schwankend. Da traten wiederum einige 40 Mitglieder aus. So entstand der „Augsburger Hof", dessen Hinzutritt zu den weiter rechts stehenden Parteien erst eine sichere Majorität im erhaltenden Sinne zuwege brachte. Da der „Augsburger Hof" mit seinen 40—50 Mitgliedern ziemlich genau in der Mitte von zwei Hälften der Versammlung stand, so gab er sehr oft den Ausschlag, und er that dies immer in einem ebensowohl gemäßigt liberalen, wie gemäßigt konservativen Sinne.

Ungefähr auf demselben Standpunkt wie der „Augsburger Hof" stand der „Landsberg", der sich (mehr aus persönlichen als aus prinzipiellen Gründen) vom „Kasino" abgezweigt hatte. Zwischen den drei Klubs „Kasino", „Landsberg" und „Augsburger Hof" bildete sich ein festeres Verhältniß der Solidarität durch eine aus je drei Delegirten von jedem derselben bestehende „Neunerkommission", welche in allen wichtigeren Fällen entweder vorberathend oder vermittelnd das Zusammengehen der drei Klubs sicherte.

Diese Neunerkommission hat in Fragen von entscheidender Wichtigkeit einen ausschlaggebenden Einfluß geübt; von ihr ging der Anstoß zur Ersetzung Schmerlings im Vorsitz des Reichsministeriums durch Gagern, von ihr die Anregung zur Bildung der großen Erbkaiserpartei aus.

Die oben erwähnten und ähnliche Vorgänge, bei denen es sich um eine prinzipielle Entscheidung zwischen Autorität und Volkssouveränität handelte, hatten mit den eigentlichen Verhandlungen des Parlaments, deren Gegenstand die Verfassung war, nichts zu thun; sie wurden nur von der Linken, mit oft sehr störender Unterbrechung jener, durch Interpellationen oder Anträge (natürlich fast immer solche „dringlicher" Natur) veranlaßt.

Den Verfassungsberathungen des Parlaments waren durch die Verhältnisse selbst, durch die vorausgegangene Märzbewegung, aus welcher das Parlament hervorgegangen, zwei sehr bestimmte Aufgaben gestellt. Es sollte die Freiheitsrechte des Volks, deren planmäßige und beharrliche Unterdrückung seitens der vormärzlichen Gewalten diese Bewegung hervorgerufen hatte, nicht bloß für die Gegenwart herstellen, sondern auch für die Zukunft sichern, und es sollte den Drang der Nation nach Einheit, wie er in der Märzbewegung zutage getreten war, durch eine Neugestaltung der Gesammtverfassung Deutschlands befriedigen. Ersteres geschah durch die „Grundrechte des deutschen Volks", deren Durchberathung die Zeit so ziemlich bis gegen den Jahresschluß in Anspruch nahm. Dieselben sollten nach dem Beschluß des Parlaments das Mindestmaß von Rechten darstellen, welches jeder einzelne deutsche Bundesstaat seinen Angehörigen gewähren müsse, während es ihm unverwehrt wäre, auch darüber hinauszugehen. Sie umfaßten nicht weniger als 59 Paragraphen und verbürgten von Reichswegen allen Deutschen folgende Rechte: das Reichsbürgerrecht und die Freizügigkeit im ganzen Reiche, die rechtliche Gleichstellung aller Reichsangehörigen in jedem Bundesstaat, Auswanderungsfreiheit, Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetz und bei Anstellungen in öffentlichen Aemtern, allgemeine Wehrpflicht, Sicherung der Person und der Wohnung gegen Einschreiten der Polizei ohne richterliche Genehmigung, Wegfall (mit wenigen Ausnahmen) der Todesstrafe, sowie der Brandmarkung, des Prangers und der körperlichen Züchtigung, das Briefgeheimniß, Preß-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, politische und bürgerliche Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, Selbstverwaltung der Religionsgesellschaften, jedoch unbeschadet ihrer Unterordnung unter die allgemeinen Staatsgesetze, die Füglichkeit der Bildung neuer Religionsgesellschaften auch ohne Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat, Freiheit des Austritts aus der Kirche, Beschränkung der Eidesformel auf die Worte „So wahr mir Gott helfe!", standesamtliche Eheschließung, Lehrfreiheit, Unterstellung des ganzen Unterrichts- und Erziehungswesens (lediglich mit Ausnahme des Religionsunterrichts) unter den Staat; die Freiheit, Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen bei nachgewiesener Befähigung, allgemeine Schulpflicht, aber Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts und für Unbemittelte

auch des Unterrichts an anderen öffentlichen Unterrichtsanstalten, Petitions- und Beschwerderecht, unbeschränktes Recht der Verfolgung öffentlicher Beamten wegen ihrer amtlichen Handlungen vor den Gerichten, Vereins- und Versammlungsfreiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Freiheit der Veräußerung des Grundeigenthums, Beseitigung aller noch bestehenden Feudallasten theils mit, theils ohne Entschädigung (u. a. der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden), Wegfall der Steuerfreiheiten, Aufhebung der Partrimonialgerichte, Unabhängigkeit der Gerichte, Unabsetzbarkeit und Unversetzbarkeit der Richter, Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes, Beschränkung der Militärgerichtsbarkeit auf die Aburtheilung militärischer Vergehen und Verbrechen sowie der Disciplinarvergehen (vorbehaltlich der Bestimmungen für den Kriegszustand), öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Anklageprozeß, Schwurgerichte in allen schweren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen, Trennung von Rechtspflege und Verwaltung mit einem Kompetenzgerichtshof statt der Verwaltungsrechtspflege, Entscheidung durch die Gerichte, Aufhören der Gerichtsbarkeit der Polizei, Selbstverwaltung der Gemeinden, Verfassungen mit Volksvertretung in allen deutschen Staaten mit ausgedehnten Rechten dieser letzteren. Den nichtdeutschen Stämmen ward ihre volksthümliche Entwicklung und die Gleichberechtigung ihrer Sprachen innerhalb gewisser Grenzen gewährleistet. Der letzte Paragraph endlich enthielt eine Zusicherung, deren praktische Bethätigung im vollen Umfange erst dem heutigen Reich, als einer Seemacht, möglich geworden ist, nämlich: „Jeder deutsche Staatsbürger steht unter dem Schutz des Reichs."

Gewiß ein reiches, fast überreiches Maß von Freiheiten und Rechten![1]) Der Verfassungsausschuß hatte in seinem Entwurfe der „Grundrechte" mit so freigebiger Hand gespendet, daß dessen Berichterstatter, Professor Beseler von Greifswald (ein hervorragendes Mitglied des „Kasino"), in seinem Buch „Erlebtes und Erstrebtes" sich gedrungen fühlt, denselben und sich selbst deßhalb zu entschuldigen oder doch zu rechtfertigen. Er sagt daselbst (S. 62 f.): „Um jene Arbeit, wie sie in dem ersten Entwurf der Grundrechte vorliegt, gerecht zu würdigen, muß man die Zeit der politischen Bewegung, in der sie entstand und von der auch manche gemäßigte Mitglieder nicht unberührt blieben, berücksichtigen. Die richtige Mitte ist nicht immer gefunden, die Umfangslinien sind nicht immer festgezogen worden, und später ist dann in den Verhandlungen der Nationalversammlung manches Ungehörige hinzugefügt. Aber das ernste Bestreben bestand, sich von der Proklamirung allgemeiner Menschenrechte fernzuhalten, ein nationales Werk zu begründen. Auch hat das Ergebniß im großen und ganzen seine Probe bestanden. Die Grundrechte sind im wesentlichen in die modernen Verfassungen, auch in die preußische, übergegangen, und ihre wichtigsten Bestimmungen haben sich in dem Rechtsbewußtsein der Nation festgesetzt."

In der That hatte schon das „Kasino" gegen manche Bestimmungen des Entwurfs Bedenken (wie das R. Haym in seinem Buche „Die Nationalversammlung" andeutet), und von Rednern dieser Seite wurden solche auch geltend gemacht. Die Linke war angenehm überrascht durch die Freisinnigkeit des Entwurfs. Nur an einzelnen Punkten nahm sie Anstoß oder wollte doch weiter gegangen wissen, so beim Adel, wo ihr die Abschaffung aller Standesvorrechte nicht genügte, sie vielmehr die Abschaffung des Adels selbst als Stand, das heißt die Streichung des Wörtchens „von" vor dem Namen, verlangte. Mit Hülfe eines Theils der Centren setzte sie dies auch durch. Wie groß damals, selbst in hochgebildeten Kreisen, die Idiosynkrasie gegen den Adel („das Junkerthum", wie man es nannte) war, ersieht man daraus, daß selbst ein Mann wie der berühmte Germanist Jakob Grimm den Antrag stellte, „es solle ferner kein Adelstitel mehr ertheilt werden dürfen". Mit den Titeln und Orden ging es ebenso. In diesem Punkte haben jedenfalls die Grundrechte am wenigsten bleibende Spuren hinterlassen. Betreffs des Adels kam es zu einer sehr lebhaften Zwiesprache zwischen der Linken und dem Berichterstatter und zu so leidenschaftlichen Ausbrüchen der ersteren, daß selbst Gagern dem Berichterstatter nicht die nöthige Ruhe verschaffen konnte. Den Paragraphen über die Vereinsfreiheit hätte die Linke gern dahin erweitert, daß auch bei Versammlungen unter freiem Himmel die Staatsgewalt kein Recht des Einschreitens haben sollte; doch blieb sie damit in der Minderheit. Bei den Paragraphen, die das Verhältniß von Staat und Kirche, Kirche und Schule regeln sollten, fand durch ein Zusammengehen der Linken und der Ultramontanen das Prinzip einer gänzlichen Trennung von Kirche und Staat Annahme, wobei die Linke die Beseitigung jeder staatlichen Einwirkung zugunsten kirchlicher Akte, die Ultramontanen dagegen die Befreiung der Kirche von jeder Einmischung der Staatsgewalt im Auge hatten. Ebenso ward die Freiheit der Errichtung von Unterrichts- und Erziehungsanstalten (ohne Konkurrenz der Staatsgewalt) durchgesetzt, im Sinne der Linken zugunsten der „freien Wissenschaft", im Sinne der Vertreter der Kirche zugunsten der Errichtung von Erziehungsanstalten durch die geistlichen Orden.

Wie schließlich die „Grundrechte" zustande gekommen sind, so kann man dem Ausspruch Beselers beipflichten, daß sie im großen und ganzen das Richtige getroffen haben und deßhalb nicht bloß in die späteren Gesetzgebungen (auch die des neuen Reichs), sondern auch in das allgemeine Rechtsbewußtsein der Nation übergegangen sind. Dagegen hat wohl auch Heinrich Laube nicht unrecht, wenn er in seinem Buche: „Das erste deutsche Parlament" die von der Linken durchgesetzte Verkündigung der Grundrechte vor den anderen Theilen der Verfassung und die an die Einzelregierungen gerichtete kategorische Forderung einer ungesäumten Einführung derselben als Landesgesetz für einen Fehler und für eine der Ursachen des partikularistischen Widerstandes gegen das ganze Verfassungswerk erklärt. Gerade in den „Grundrechten" kamen Fragen zur Entscheidung, welche in das wirthschaftliche und soziale Leben der Einzelstaaten tief eingriffen (wie die Heimathsgesetzgebung, die Gebahrung mit dem Grundeigenthum, das Gewerbewesen u. s. w.) und in Bezug auf welche die Einzelstaaten nicht so kurzerhand zugunsten einer abstrakten Ein- und Gleichförmigkeit verzichten mochten.

Nächst der theoretischen „Prinzipienreiterei", in welcher die Linke vielfach jedes Maß überschritt, welche aber durch die staatserhaltenden Elemente glücklicherweise meist in die rechten Schranken zurückgewiesen ward, war es ihre parlamentarische oder vielmehr sehr unparlamentarische Praxis, welche häufig Störungen in den ruhigen Gang der Verhandlungen brachte, ja nicht selten die allerstürmischsten Scenen hervorrief. Eine solche Scene gab es, als ein Mitglied der äußersten Linken, der badische Abgeordnete Brentano (1849 eine Zeitlang „Präsident der Republik Baden"), gröbliche Beleidigungen gegen den Prinzen von Preußen auf der Rednerbühne aussprach und als, hochentrüstet darüber, eine Menge preußischer Abgeordneter den Redner mit drohenden Geberden umdrängte, einzelne sogar Forderungen an ihn richteten, während die Linke sammt ihren Gesinnungsgenossen auf den Emporen ihm lärmenden Beifall

[1]) Ich habe die „Grundrechte" in allen ihren Hauptpunkten angeführt, weil es interessant ist, dieselben mit den Rechten und Freiheiten zu vergleichen, die wir heutzutage theils reichs- oder landesgesetzlich, theils sonstwie herkömmlich genießen, und weil wohl nur wenige Leser den Text der „Grundrechte" zur Hand haben dürften.

Digitized by Google

zollte, so daß der Vorsitzende, Vizepräsident Solron, weil er den Tumult nicht stillen konnte, zuletzt sich (nach der Sitte im englischen Parlament) bedeckte und damit die Sitzung schloß. Ein anderesmal, bei einem ähnlichen Konflikt zwischen der Rechten und der Linken, ward der Lärm der Galerie so arg, daß der Präsident Gagern dieselbe zu räumen befahl. Um aber einen, vielleicht blutigen, Zusammenstoß zwischen den daselbst dicht gedrängten Massen und der Polizei zu verhindeen, begab sich Gagern in Begleitung einiger Schriftführer selbst auf die Galerie und vollzog deren Räumung durch die Macht seiner Autorität und seiner gebietenden Persönlichkeit ohne Anwendung von Gewalt.

Es war ein arges Mißverhältniß, daß die Zuhörer oben auf den Emporen zwei- bis dreimal so zahlreich waren, wie die Abgeordneten unten. Erstere standen in einem engen Wechselverkehr mit der Linken, sei es einem instinktiven, sei es, wie Manche als sicher behaupteten, einem durch telegraphische Zeichen von der Linken aus planmäßig unterhaltenen. Berichterstatter und Redner von der Rechten unterlagen daher einem fortwährenden Terrorismus der ärgsten Art, gegen den sie ihre ganze moralische und physische Kraft aufbieten mußten.

Bei den Verhandlungen über den Malmoer Waffenstillstand blieb es nicht bei diesem Terrorismus innerhalb der Paulskirche; vielmehr griffen die hocherregten Massen (inwieweit von einzelnen Mitgliedern der Linken direkt oder indirekt dazu aufgehetzt, ist unentschieden geblieben) zu offenen Gewaltthätigkeiten gegen Mitglieder der Rechten (selbst den ehrwürdigen Märtyrer der Freiheit, den Turnvater Jahn), zum bewaffneten Aufruhr und zum Meuchelmorde. Die Linke selbst, und nicht bloß die äußerste, gab sich bei den Verhandlungen über die Maßregeln zur Sicherung des Parlaments gegen ähnliche Vorgänge (ein Verbot von Volksversammlungen in einem gewissen Umkreise um Frankfurt) und über die strafrechtliche Untersuchung gegen die Redner auf der Pfingstwiese zum Theil so unverhohlen revolutionär, wie nur etwa heutzutage die HH. Liebknecht und Bebel in den Stunden ihrer größten Offenherzigkeit. Damit fiel ein tiefdunkler Schatten nicht bloß auf diese Partei selbst, sondeen in gewissem Grade auf das ganze Parlament, welches mit einer solchen Partei zusammen weiter tagen und verhandeln mußte, ohne sie ein- für allemal von sich ausscheiden zu können.

Rudolf Haym hat in seinem schon genannten Buche die Lage des Parlaments, wie sie durch die blutigen Vorgänge des 18. September und das Verhalten der Linken dabei geschaffen war, zutreffend in den folgenden Worten geschildert: „Ueber dem Gegensatz der Parteien schwand der Gedanke, daß es ein Gemeinsames gebe, welches Alle zusammenwirkend zu fördern hätten. Jeder Tag trug neuen Haß in das Haus, und der wachsende Haß drohte den letzten Rest von Gemeingefühl hinwegzuzehren, welcher die Versammlung früher zusammengehalten. Es schien nicht mehr die Eine Versammlung zu sein, deren Aufgabe es sei, das Werk der Einheit zu gründen, sondern zwei Parteien, die sich zu bekriegen und womöglich zu vernichten hätten. Unterlag die Linke dem Gefühl der Verstimmung über das Mißlingen ihrer Pläne, der Verbitterung über die zunehmende Hülflosigkeit ihrer Stellung, so konnten wir nicht Herr werden über den Widerwillen gegen die, deren Sympathien mit den Zerstörern der staatlichen Ordnung, mit den Feinden der vernünftigen Freiheit gingen. Und so brach denn über jeden Streitpunkt, der sich zwischen den Parteien aufwarf, eine Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit aus, die bald keine Grenzen kannte und mit dem sittlichen Maß des Gegensatzes selbst die Sitte des parlamentarischen Zusammenlebens gefährdete. Mitglieder, welche damals zuerst in die Versammlung eintraten, können nicht genug den peinlichen und verwirrenden Eindruck schildern, den sie von der damaligen Stimmung derselben empfingen."

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- Internationale kriminalistische Vereinigung; Landesgruppe Deutsches Reich. Wie bereits in Nr. 64 vom 21. März l. J. mitgetheilt worden ist, findet die diesjährige Landesversammlung am 2. und 3. Juni in München statt. Als Referenten über die drei zur Verhandlung kommenden Berathungsgegenstände sind bestellt: 1. Prof. Dr. Frank (Gießen) und Assessor Dr. Rosenfeld (Halle) zur Frage: Sollen für die Bedrohung, Verfolgung und Bestrafung der Polizeiübertretungen besondere Grundsätze gelten? — 2. Regierungsrath, Direktor Dr. v. Engelberg (Mannheim) und Regierungsrath, Direktor Dr. Baumgärtl (Nürnberg) über die von den deutschen Landesregierungen vereinbarten Grundsätze über den Vollzug der Freiheitsstrafen. — 3. Ministerialrath Stadler (Straßburg) und Erster Staatsanwalt Schmidt (Mainz) zur Frage: Welche Wege sind einzuschlagen, um dem strafrechtlichen Unterricht eine angemessene Stellung neben dem privatrechtlichen zu sichern? Außer den Mitgliedern der Vereinigung können als Theilnehmer auch andere Angehörige der weiten Kreise, die heute für Kriminalpolitik sich interessiren, den Berathungen beiwohnen. Als amtliche Vertreter sind bisher angemeldet: vom Reichsjustizamt Geh. Oberregierungsrath Dr. v. Tischendoef; vom kgl. sächsischen Ministerium des Innern der kgl. sächsische Gesandte in München; vom großherzoglich badischen Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts Regierungsrath Dr. v. Engelberg, vom großherzoglich hessischen Ministerium der Justiz Generalstaatsanwalt Geheimrath Schlippe, von der Justizkommission des Senats von Bremen Senator Stadtländer, vom Ministerium für Elsaß-Lothringen, Abtheilung für Justiz und Kultus, Ministerialrath Stadler. Das kgl. bayer. Staatsministerium der Justiz hat in zuvorkommender Weise seine Bereitwilligkeit zur Förderung der Versammlung und zur Theilnahme an den Sitzungen erklärt und überdies in liebenswürdiger, dankenswerthester Weise den Schwurgerichtssaal im neuen Justizpalast für die Verhandlungen zur Verfügung gestellt, auch die Besichtigung des Strafvollstreckungsgefängnisses in Stadelheim ermöglicht. — An geselligen Veranstaltungen sind in Aussicht genommen eine Zusammenkunft am Abend des 1. Juni (Mittwoch) im Schlachtensaale des Café Luitpold, gemeinsame Mittagessen am 2. Juni (Donnerstag) um 5 Uhr in den Prinzensälen des Café Luitpold und am 3. Juni (Freitag) um 7 Uhr in der „Isarlust". Am Donnerstag Abend soll zwanglose Vereinigung im Augustinerkeller und am Samstag, dem 4. Juni, Nachmittag ein Ausflug nach Tutzing stattfinden. Mit besonderer Dankbarkeit ist außerdem zu verzeichnen, daß Hr. Kommerzienrath Gabriel Sedlmayr in überaus liebenswürdiger Weise sich bereit erklärt hat, den Besuch der Versammlung in seiner Brauerei zum Spatenbräu zu empfangen und dieselbe mit einem Frühschoppen zu bewirthen (Freitag, den 3. Juni, 1 Uhr).

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats März 1898. Gemäß den Veröffentlichungen des kais. Gesundheitsamts sind im Monat März cr. von je 1000 Einwohnern, aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 23.3, München 24.7, Nürnberg 23.9, Würzburg 28.3, Altona 16.7, Berlin 17.7, Charlottenburg 13.0, Breslau 26.8, Frankfurt a.M. 15.5, Hannover 16.1, Kassel 18.5, Köln 20.7, Königsberg 23.1, Magdeburg 20.0, Stettin 19.5, Wiesbaden 19.8, Dresden 20.2, Leipzig 19.8, Stuttgart 16.2, Karlsruhe 18.2, Braunschweig 16.7, Hamburg 16.9, Straßburg 27.0, Metz 16.4, Amsterdam 17.6, Antwerpen 16.7, Brüssel 20.6, Budapest 23.9, Christiania 19.0, Edinburg 22.6, Glasgow 25.7, Kopenhagen 17.0, Krakau 37.3, London 21.1, Lyon 23.7, Mostau 28.8, Odessa 21.5, Paris 21.6, St. Petersburg 34.2, Prag 25.4, Rom (Februar) 29.8, Stockholm 19.1, Triest 32.6, Turin (Februar) (?), Venedig 21.7, Warschau 21.0,

Digitized by Google

Wien 23.5, New-York 18.8. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 27. Februar bis 2. April (einschließlich) zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitsstand im Monat März cr. blieb in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl, wie der nichtdeutschen europäischen Orte im allgemeinen günstig; die Sterblichkeit zeigte jedoch im Vergleich zum Vormonat eine Steigerung. Insbesondere hat die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (mit einer Sterblichkeitsziffer von unter 15.0 pro Mille und Jahr) bedeutend abgenommen und ging von 70 im Vormonat auf 32 herab. Aus der Zahl derselben seien hier nur Erlangen, die Vororte Berlins: Steglitz, Deutsch-Wilmersdorf, Groß-Lichterfelde und Rixdorf, ferner Charlottenburg, Elberfeld, Kiel, Kreuznach, Merseburg, Osnabrück, Schöneberg, Thorn, Wandsbeck, Weißenfels, Wilhelmshaven, Wesel, Meißen, Konstanz, Schwerin, Jena, Bremerhaven nad Greiz genannt. Dagegen stieg die Sterblichkeit in 2 Städten auf über 35.0 pro Mille. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Vormonat 33.5 pro Mille betragen hatte, erreichte im März Schweidnitz mit 37.1 pro Mille. — Graz blieb die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille) 96, obwohl auch sie erheblich kleiner als im Vormonat ist, in dem die Zahl dieser Orte 118 betrug. Aus der Zahl derselben seien hier nur Aschaffenburg, Bayreuth, Neustadt a. d. H., Speyer, Aachen, Altona, Barmen, Beuthen O.-S., Berlin, Bielefeld, Bramberg, Celle, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Halberstadt, Hannover, Harburg, Kassel, Koblenz, Mülheim a. Rh., Potsdam, Spandau, Stendal, Stettin, Wiesbaden, Bautzen, Leipzig, Reichenbach, Zittau, Cannstatt, Ludwigsburg, Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Darmstadt, Güstrow, Eisenach, Weimar, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Baden-Baden, Hagenau, Metz nnd von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Antwerpen, Christiania, Kopenhagen, Stockholm nnd New-York erwähnt. — Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 20.0 und 23.0 pro Mille) war ein wenig größer als im Februar (55 gegen 51), nnd seien hier nur Amberg, Frankenthal, Ludwigshafen, Regensburg, Brandenburg, Essen, Flensburg, Gleiwitz, Görlitz, Guben, Halle, Köln, Liegnitz, Magdeburg, Paderborn, Schleswig, Trier, Dresden, Freiberg i. S., Plauen, Zwickau, Reutlingen, Heidelberg, Offenbach, Worms, Bernburg und von nichtdeutschen Städten Brüssel, Ebinburg, London, Odessa, Paris, Venedig und Warschau angeführt. — Unter den Todesursachen kamen akute Darmkrankheiten etwas häufiger als im Februar zum Vorschein und endeten auch in vielen Orten, darunter in Nürnberg, Würzburg, Aachen, Barmen, Berlin, Breslau, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Döbeln, Dresden, Leipzig, Hamburg, Straßburg i. E., Amsterdam, Brüssel, Budapest, Glasgow, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Prag, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York, häufiger tödlich, während in Augsburg, München, Köln, Gera, Mülhausen i. E., Christiania, Stockholm, Kopenhagen, Venedig, die Zahl der Sterbefälle kleiner wurde oder die gleiche wie im Vormonat blieb. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war nur wenig größer als im Februar; von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 40, in Berlin 46, in Hamburg 47, in Dresden 57, in München 93 Säuglinge. Dagegen stieg die Betheiligung der höheren Altersklassen an der Sterblichkeit in höherem Grade, und zwar zumeist infolge der zahlreichen auftretenden akuten Entzündungen der Athmungsorgane, die bei der vorwiegend naßkalten Witterung in noch größerer Zahl als im Februar zum Tode führten. So war in Augsburg, München, Nürnberg, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle, Köln, Königsberg, Posen, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Freiburg i. B., Karlsruhe, Bremen, Mülhausen und Straßburg i. E., Amsterdam, Antwerpen, Budapest, Christiania, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Rom (Februar), Stockholm, Warschau, Wien, New-York die Zahl der Sterbefälle zum Theil recht ansehnlich vermehrt, während dieselbe in Würzburg, Bielefeld, Hannover die gleiche wie im Februar blieb und in Danzig, Magdeburg, Stettin, Braunschweig, Brüssel, Triest, Venedig sogar eine kleinere wie im Vormonat wurde. Häufig gelangten auch Erkrankungen an Influenza zum Vorschein. Der Verlauf blieb aber im allgemeinen ein milder; mehrfache Todesfälle an Influenza wurden aus Altona, Elberfeld, Köln, Leipzig, Lübeck, Zerbst, Stockholm (je 2), Bremen, Bukarest (je 3), Barmen, Frankfurt a. M., Hamburg (je 6), Wien (7), Moskau (17), Amsterdam (18), Berlin (19), St. Petersburg (25), New-York (37), Paris (54) und London (245) mitgetheilt. In Rom erlagen im Februar 55 Personen der Influenza. — Todesfälle an Lungenschwindsucht erfuhren gleichfalls eine Steigerung. — Ueber die Verbreitung der großen Volkskrankheiten lauteten die Nachrichten im allgemeinen günstig, nur die Pest hat größere Ausdehnung gewonnen. In der Stadt Bombay war bis Ende März ein wesentlicher Nachlaß der Epidemie nicht ersichtlich. Auch in der Präsidentschaft Bombay, besonders in der Stadt Poona wüthet die Seuche wieder stärker. In Punjab sind die südlichen Ortschaften (nördlich vaa Delhi) hauptsächlich befallen, in den nördlichen Städten ist die Pest bisher nicht aufgetreten. In Hyderabad hat sich die Epidemie von Scholapur aus weiter verbreitet. Die Bevölkerung arbeitet den Bemühungen der Behörden entgegen, indem sie die Erkrankungen verheimlicht und die Desinfektionsanordnungen nicht beachtet. Aus Karachi wird unterm 1. April der Wiederausbruch der Seuche gemeldet. Anfang März ist die Pest nach Arabien verschleppt worden. In Djedda wurden bis 30. März 11 Erkrankungen und 11 Todesfälle an Pest festgestellt. In Hongkong sind seit Anfang des Jahres bis 11. März 107 Todesfälle an Pest konstatirt worden. Auch in Makka (Lokiang) an der Westküste von Mittelsarmosa ist die Pest wieder ausgebrochen. — In vereinzelten Fällen zeigte sich im Februar in Para das Gelbfieber, auch in Manzanillo, Havana und Regla kamen Ende Februar und Anfang März nur wenige Fälle von Gelbfieber zur Feststellung; dagegen war es in Sagua la Grande noch häufig. In Rio de Janeiro trat das Gelbfieber Mitte Februar in milder Weise auf. — Der Cholera erlagen in Calcutta in der Zeit vom 13. Februar bis 19. März 99 Personen. In Bangkok (Siam) zeigten sich Anfang März Cholerafälle mit tödlichem Ausgang. — Von den anderen Infektionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Unterleibstyphus und Pocken mehr, an Keuchhusten etwas weniger als im Vormonat zur Anzeige. — Masern zeigten sich noch verbreiteter als in den vorhergegangenen Wintermonaten. Besonders häufig traten sie in Breslau, Hamburg, Budapest, London, Paris, St. Petersburg, Prag, Wien, New-York nnd in den Regierungsbezirken Arnsberg, Königsberg, Marienwerder, Posen, Schleswig, Wiesbaden und im Fürstenthum Sigmaringen auf. Aber auch in Berlin, Dortmund, Magdeburg, Posen, Rathenow, Kaiserslautern, Leipzig, Mainz war die Zahl der Sterbefälle gesteigert, in München, Barmen, Köln, Krefeld, Stettin, Dresden, Mülhausen i. E. und Straßburg i. E. etwas vermindert. — Das Scharlachfieber hat in Berlin, Giebichenstein, Halle, Krefeld, London, New-York mehr, in Nürnberg, Glasgow, St. Petersburg, Warschau, Wien fast die gleiche Zahl von Opfern wie in der Vorwoche gefordert. — Die Sterblichkeit an Diphtherie nnd Croup war in München, Breslau, Chemnitz, Dresden, Hamburg, St. Petersburg, Stockholm, Wien kleiner, dagegen in Kaiserslautern, Berlin, Dortmund, Danzig, Köln, Kolberg, Straßburg i. E., Kopenhagen, Krakau, London, Moskau, Odessa, Warschau, New-York größer nnd blieb in Düsseldorf, Magdeburg, Leipzig, Budapest, Paris, Triest die gleiche wie im Februar. Aus den meisten der genannten Berichtsorte, sowie aus Kopenhagen und aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf, kamen zahlreiche Erkrankungen zur Meldung. — Typhöse Fieber wurden in deutschen Städten seltener Todesursachen; in London, Moskau, Paris, Warschau, New-York war die Zahl der Sterbefälle etwas größer, als im Februar; in St. Petersburg herrscht der Typhus noch epidemisch. — An Flecktyphus kamen aus St. Petersburg 1, aus Amsterdam, Krakau, London, Odessa je 2, aus Moskau und Warschau je 5 Todesfälle, aus dem Reg.-Bezirk Posen 2, aus St. Petersburg 22 Erkrankungen zur Anzeige. In Kijew hat die Typhusepidemie seit Anfang März erheblich abgenommen. Häufiger als im Februar kamen Erkrankungen an Genickstarre zum Bericht; vereinzelte Fälle wurden aus

Berlin und aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf und Schleswig mitgetheilt; aus dem Regierungsbezirk Minden wurden 2, aus dem Regierungsbezirk Königsberg 3, aus Wien 5, aus dem Regierungsbezirk Stettin und aus Kopenhagen je 8 gemeldet. Todesfälle gelangten aus Prag und Wien je 1, aus Beuthen O.-S., Kopenhagen und Moskau je 2, aus New-York 34 zum Bericht. — Dem Keuchhusten erlagen in Glasgow mehr, in Berlin und London etwas weniger Kinder als im Februar. — Sterbefälle an Pocken wurden aus Berlin (Windpocken), Christiania, Linz, Rom (Februar) je 1, aus Odessa 5, aus Moskau 8, aus St. Petersburg 11, aus Warschau 41 zur Kenntniß gebracht. Erkrankungen an Pocken zeigten sich in Edinburg und im Regierungsbezirk Königsberg in vereinzelten, in Breslau (Varicellen) und Hamburg in je 2, in Wien in 4, in Christiania in 5 Fällen. Aus Paris kamen 43, aus St. Petersburg 152 Erkrankungen zur Anzeige. In Alexandria (Aegypten) war die Epidemie um Mitte März erheblich im Rückgang, namentlich nachdem seit Februar zahlreiche Impfungen mit Thierlymphe vorgenommen wurden. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen aus Hamburg, St. Petersburg und New-York je 1, aus Wien 3 Todesfälle an Milzbrand, aus Bukarest und New-York je 1, aus Moskau 2 Todesfälle an Tollwuth, aus New-York 1 Todesfall an Trichinosis, aus Hamburg 1 Todesfall an Lepra zur Mittheilung.

B. W. C. Ueber zwei neue chinesische Farbstoffe, das Cu-nao und das Cayda, berichtet der französische Forscher Piequet. Das Cu-nao ist eine große, etwa 1 bis 2 Pfund schwerr Knolle, die unsrer Kartoffel in einigen Punkten ähnelt. Sie wird von den Tongkinesen viel verwendet und hat holziges Fleisch, das ähnlich wie getrocknete rothe Rüben aussieht. Das Färben mit dem Cu-nao bewirken die Tongkinesen einfach dadurch, daß sie die frischen Früchte in einem Mörser mit Wasser zusammen zerstoßen und in diese Brühe die zu färbenden Stoffe eintauchen. Die Farbe soll sehr lichtbeständig und haltbar sein. Der andere Farbstoff, das Cayda, stammt von einer Baumrinde und wird hauptsächlich von den Annamiten benutzt. Sie zerstampfen die Rinde zu einem grobkörnigen Pulver und kochen es in Wasser aus. Beide Substanzen sollen sich vorzüglich zum Färben eignen, und man soll sehr schöne braune Farbennuancen damit erzielen können. Durch Zusatz eines aus China stammenden übrigen Stoffes, der Phen-den genannt wird, erhalten die Stoffe ein glänzendes Ansehen, so daß sie wie lackirt erscheinen.

* **Gießen.** Als Privatdozent für innere Medizin habilitirte sich Dr. Käppe an unsrer Universität.

* **Jena.** Der bisherige Assistenzarzt Dr. Ernst Hertel aus Käfen hat sich als Privatdozent in der hiesigen medizinischen Fakultät habilitirt.

* **Leipzig.** Das sächsische Kultusministerium hat auf ein Gesuch der Leiterin des hiesigen Mädchengymnasiums, Frl. Dr. Köthe Windscheid, genehmigt, daß Schülerinnen dieser Anstalt, in diesem Jahr zum erstenmale, an den staatlichen Abiturientenprüfungen theilnehmen. Die betreffenden jungen Damen sind an dem Neustädter Gymnasium in Dresden zur Prüfung zugelassen worden.

* **Rostock.** Der bisherige Privatdozent an der Universität Göttingen und Assistent am dortigen physikalischen Institut, Dr. Richard Wachsmuth, hat einen Ruf als Professor an unsre Universität erhalten und, wie wir hören, angenommen.

* **Wien.** Der verdiente Kriegschirurg und bekannte medizinische Schriftsteller, der österreichische Generalstabsarzt Dr. Neudörfer, ist am 20. Mai in Abbazia im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hatte seinerzeit als Militärdoctorarzt den unglücklichen Kaiser Maximilian nach Mexico begleitet und, nach seiner Rückkehr von dort, als Lehrer der Chirurgie an der Chirurgenschule in Olmütz, später als Dozent an den Universitäten Prag und Wien gewirkt. Seine zahlreichen Schriften behandeln zum größten Theil die Kriegschirurgie und die Operationslehre.

* **Kopenhagen.** Am 17. Mai verschied hier der Prof. Fr. J. Trier, einer der angesehensten Kliniker Dänemarks.

* **New-York.** In seinem Geburtsort Chikopee-Falls in Massachusetts starb in voriger Woche der Schriftsteller Edward Bellamy, der Verfasser des berühmt gewordenen Zukunftsromans „Looking backward" („Ein Rückblick aus dem Jahre 2000"), im Alter von 48 Jahren. Bellamy hatte ursprünglich Rechtswissenschaft studirt und sich später der Journalistik und der Romanschriftstellerei zugewandt. Aber nur dem obengenannten Buche war unter allen seinen Werken ein Erfolg beschieden, dieser allerdings so gewaltig, daß die Welt seit dem Erscheinen von „Onkel Toms Hütte" keinen größeren auf buchhändlerischem Gebiet gesehen hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ernst Biedermann: Die Statistik der Edelmetalle. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn 1898. — Dr. jur. et phil. E. Schwartz: Stammtafel des preußischen Königshauses (einschließlich der Fränkischen Brandenburger). Breslau, M. u. H. Marcus 1898. — Béla Amdrozoviez: Der gemeinwirthschaftliche Nutzen der Eisenbahnen und dessen Berechnung. Wien, Spielhagen u. Schurich 1898. — Drrfeldr: Messung der wirthschaftlichen Kraft von Ländern. Edd. — Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, hggd. v. Prof. Dr. Theodor Vogt. 30. Jahrgang. Dresden, Bleyl u. Kämmerer 1898. — *Boleslas Matuszewski:* Une nouvelle source de l'histoire. Création d'un dépôt de crématographie historique. Paris 1898. — R. Siegfried: Ein Mahnwort betreffs Herstellung einer vollständigen Statistik der kommenden Reichstagswahlen. (Separat-Abdruck aus den „Annalen des Deutschen Reichs") München 1898. — Curt Michaelis: Um eine Königskrone. Tragödie. Erlangen, Fr. Junge 1898. — Ph. Burkhard: Die Fehler der Kinder. Karlsruhe, Otto Nemnich 1898. — Hans Wachenhusen: Verloren. Roman. Berlin, Otto Janke 1898. — Hugo Grell: Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge. (Heft 8 der Flugschriften des Alldeutschen Verb.) München, J. F. Lehmann 1898. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggd. v. Dr. Heinrich Braun. 12. Bd. 3. u. 4. Heft. Berlin, Karl Heymann 1898. — E. Schrill: Im Schatten der Schuld. Halle, J. Fricke (J. Rithack-Stahn). — A. Reichenbach: Die Religionen der Völker. 2. Aufl. 1. Lfg. Straßburg, H. Bernmühler 1898. — Dr. O. Kärner: Die Hygiene des Ohrs. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Cotta'sche
Bibliothek der Weltlitteratur.

Soeben erschienen:

Rousseaus
Ausgewählte Werke
in sechs Bänden.

Uebersetzt von J. H. G. Heusinger.
Mit Einleitung v. Ph. A. Becker.

Inhalt:
Band 1—3: Bekenntnisse.
Band 4 und 5: Emil.
Band 6: Abhandlungen über den Gesellschaftsvertrag und über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Jeder Band der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" ist auch einzeln zum Preise von 1 Mark käuflich.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Dr. C. W. Schnars
Neuester Schwarzwaldführer.
11. Aufl., unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearb. von Fr. Sachs. Mit 14 Karten und Plänen. In Leinwand geb. 5 M.
Der vollständigste auf eigener Anschauung beruhende Führer durch den Schwarzwald.

Neuester kleiner Schwarzwaldführer
mit besonderer Berücksichtigung von Baden, Freiburg, Konstanz, der Schwarzwald- und Höllenthalbahn und der strategischen Bahnen. 8. Aufl. unt. Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearbeitet von Fr. Sachs. Mit einer neuen Karte des Schwarzwaldes. In Leinwand gebunden 2 M.
Enthält alles Nötige für kurze Reisen!

Neue Karte des Schwarzwalds.
Revidiert von Fr. Sachs. In Umschlag 60 Pf. (8576)

Für den Inseratentheil verantwortlich. W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 25. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Hutte in München.

Uebersicht.

John Ruskin. Von W. Fred. — Skizzen aus dem Parlament von 1848. III. (Schluß.) Von Karl Biedermann. — Mittheilungen und Nachrichten.

John Ruskin.

Ein weittragender Gedanke ringt sich vor unsern Augen aus den Tiefen der menschlichen Seele los. Ein Ziel, das Generationen mit und in sich herumtrugen, scheint jetzt von wenigen Menschen mit aller Energie angestrebt, der menschlichen Arbeit nähergerückt zu sein. Vom Zwecke, also vom letzten Sinne der Kunst haben die großen und kleinen Geister aller Zeiten mit suchenden Gedanken gesprochen, und ihre Gehirne haben diese oder jene Theorie geboren. Eine einzige weite und gewichtige blieb immer belächelt von den Vielen, ein hehres Ideal den Wenigen. Die Idealisten aber verlangten — die Kunst für Alle. Sie wagten es zu fordern, daß die Bücher und die Theaterstücke, die Bilder und die Musikwerke ein Gemeingut aller Stände würden, und von dieser Kunst, die Allen Großes und Edles schenken soll, erwarteten sie Linderung des allmenschlichen Elends, eine große, ethische Besserung der Welt. Gute Menschen, hoffen sie, werden durch die edle Kunst neu erschaffen werden und über einer glücklichen Erde wird sich dann ein reiner, blauer Himmel wölben.

So hoffen diese Männer. Den sozialen Gedanken haben sie der Kunst gegeben, deren Bedeutung sie in ihrer Wirksamkeit sehen. So kamen sie, alles Künstlerische von diesem Gesichtspunkte aus betrachtend, zu gesunden Kunstformen. Das Gebiet ihrer Umschau, das Sehfeld ihrer prüfenden Augen wurde aber immer weiter. Das ganze Leben zu verschönen, ist nun ihr Endziel. Durch die Schönheit soll die Güte erreicht werden. Die edelste Ethik sei die Aesthetik. In jedem Dinge das Schönste zu erkennen, sind sie ausgegangen und mit freudigen, glücklichen Augen erblicken sie nun die Herrlichkeit der Natur. So haben sie wiederum auf dem Umwege über die Kunst die Natur entdeckt. Dann aber ging ihr rastloses Suchen immer weiter. Mit edlem Eifer sind sie bestrebt, alles zu verschönen, zu veredeln. Die Häuser, in denen wir wohnen, die Stühle, auf denen wir sitzen, die Gefäße, die uns die Nahrung bieten, all die Behelfe des täglichen, mühseligen Lebens sollen ihre Größe in ihrer einfachen Anmuth suchen und finden. Das Dasein des geringsten Dinges soll den deutlichen Zweck verfolgen, uns zu bessern, indem es uns die Schönheit vorzeigt. Das Häßliche den Blicken unsrer Augen zu entziehen, das Schöne ihnen nahezurücken, ist das nuermüdliche Streben einiger edler Männer, von deren Thaten die Kulturgeschichte in preisenden Worten sprechen wird. Sie leben fern von uns. Ihre Werke sind in erster Linie nicht für uns entstanden. Lange Zeiten mußten dahinstreichen, bis nach weiten Wegen auch ein Abglanz ihrer Wirksamkeit zu den Deutschen kam, aus England, der Heimath dieser Schönheitssucher. Die Namen der Männer sind in den letzten Jahren mit der steigenden Verbreitung des englischen Kunstgewerbestils auch in Deutschland bekannter geworden; sie sind Walter Crane, William Morris, John Ruskin. Jeder einzelne dieser Männer hat seine eigene Größe. Jeder ist eine eigene Persönlichkeit, und auf besonderen Wegen sind sie zu ihren Zielen gelangt. Maler, Dichter und Kritiker sind sie gewesen, um schließlich alle Philosophen zu werden, Prediger einer ethischen Schönheitslehre, die sie selbst werkthätig betreiben. Man weiß, daß der Dichter William Morris ein großes Werkhaus erschuf, in dem unter seiner Leitung das Kunsthandwerk eine Renaissance erlebte: die Wiedergeburt zur reinen Einfachheit der Linien.

Von John Ruskin weiß man in Deutschland weniger. Das ist um so seltsamer, da seine publizistische Thätigkeit in der englischen Heimath sehr verbreitet ist. Allein der überaus theure Preis der englischen Bücher ließ die kunstphilosophischen Werke John Ruskins nicht nach Deutschland dringen. Und mit Uebersetzungen aus dem Englischen ist es bei uns schlecht bestellt. Erst die letzten Jahre brachten eine Reihe von Bändchen, die Ruskins Werke in guter Auswahl und angenehmer Uebersetzung den Deutschen vermitteln. Bei Gelegenheit dieser Bücher,[1]) die diese Anzeige Allen sehr warm empfehlen will, möchte ich über die Wirksamkeit John Ruskins und über die leitenden Gedanken seiner Kunstphilosophie einiges sagen.

John Ruskin ist heute ein alter, in rastloser Arbeit ergrauter Greis. Sein ererbtes Vermögen von fast 10,000 Pfund Sterling hat er im Kampfe um seine Lehren der Sache, der er dient, geopfert. Vom Jahre 1870 an lehrte er an der Universität zu Oxford Aesthetik, und diesen Vorträgen, die gesammelt den Titel „Lectures of Arts" tragen, verdanken wir wunderbare Anregungen zum Kunstverständniß. Heute lebt er, hochbetagt, in Ruhe am Coniston-See in Lancashire, an 80 Jahre zählend. Doch erst im vergangenen Jahre ist ein neuer Band seiner Kunstbetrachtungen im englischen Buchhandel erschienen, die Landschaftsmalerei behandelnd. Seine im Original erschienenen Schriften umfassen an 30 Bände. Die bedeutendsten sind: „Modern painters", sein erstes Werk, das die Beziehungen zwischen Natur, Mensch und Kunst behandelt; „Unto this last" über Volkswirthschaft, ein Buch, durchdrungen von edler Gerechtigkeit; „The stones of Venice" über die Architektonik und Baukunst; dann die schon erwähnten „Lectures of Art" und „Fors Clavigera". Dieses letztangeführte Werk besteht aus einer Reihe von Briefen an englische Arbeitsleute und bespricht die sozialen Fragen unsrer Tage. Auf die Rückkehr zur Natur und die Durchbildung des jungen Menschen mit ethisch-religiösen Gefühlen legt Ruskin hier besonderen Werth. Seine kleineren Schriften sind überaus zahlreich.

Die ersten tiefen Gedanken sind dem Jüngling Ruskin von der Natur eingegeben worden. Ihr hat er dafür ewige Dankbarkeit bewahrt. Mit ruhigen, freudigen Augen hat

[1]) „Was wir lieben und pflegen müssen?" — „Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen?" Je 1 Band. „Wege zur Kunst." 2 Bände. Herausgegeben und übersetzt von Jakob Fels. Verlegt bei Eduard Heitz, Straßburg.

er in der kosmischen Anordnung der Welt ihre vornehmste Schönheit erkannt. Nichts gibt es im Weltall, das er nicht nach seiner immer edel gedachten Bestimmung bewerthet. Das geringste Ding, das wir mit lässiger Verachtung überblicken oder dessen oberflächliche Schäden wir tadeln, läßt ihn die Entwicklung der herrlichen Endprodukte der Natur verstehen. So spricht er in den „Modern painters" von der Ethik des Staubes. In der schönen Uebertragung von Jakob Feis (S. 83 „Was wir lieben und pflegen müssen?") lautet dieser Abschnitt, aus dem einige Theile wiederzugeben ich mir nicht versagen kann: „Von allen Gesetzen des Weltalls das erste — ein zweiter Name für Leben — heißt ‚helfen'. Ein zweiter Name für Sterben — heißt: ‚trennen'. Herrschen und Zusammenwirken in Bezug auf alle Dinge bilden die Gesetze des Lebens. Gesetzlosigkeit (Anarchie) und Gegnerschaft (Konkurrenz) in Bezug auf alle Dinge bilden die Gesetze des Verfalls.

Vielleicht das beste Beispiel von der innersten Natur und Kraft der Dinge, das sich anführen läßt, ist das Beispiel von den möglichen Gestaltungen, die der Staub zu unsern Füßen anzunehmen vermag.

Man kann sich schwerlich etwas absolut unreineres vorstellen (wenn man von thierischer Verwesung absieht), als Schmutz und Schlamm und Schmutz eines vielbenutzten Pfades im Weichbild einer Fabrikstadt. Man nehme an einem Regentag von solchem Fabrikspfad einige Unzen Schlamm; er enthält in den meisten Fällen Lehm, Ruß, ein wenig Sand und Wasser. Alle Bestandtheile führen untereinander einen hülflosen Krieg und zerstören gegenseitig ihre Natur und Kraft, indem eins das andere in blindem Wettkampf bei jedem Fußtritt zu verdrängen strebt. Sand spritzt aus Lehm, Lehm aus Wasser, der Ruß mischt sich in alles und verunreinigt das Ganze. Stellen wir uns vor, daß man dieser Unze Schmutz vollständige Ruhe gestattet und daß die Bestandtheile sich zusammengesellten, gleiches zu gleichem, so daß die Atome in möglichst nahe Beziehungen treten.

Der Lehm beginne. Aus ihm wird allmählich, indem er sich von allem Fremdartigen frei macht, eine weiße Thonerde, aus der man mit Hulfe eingepreßter Flammengluth Porzellan machen kann. Aber diese künstliche Gestaltung ist nicht das Beste. Man überlasse die weiße Thonerde ihrem eigenen Einheitsinstinkt; dann wird sie nicht nur weiß, sondern sie klärt sich; nicht nur, daß sie sich klärt, sie verhärtet sich, gestaltet sich dermaßen, daß sie auf wunderbare Weise das Licht lenksam macht, die herrlichsten blauen Strahlen aus ihm sammelt, die übrigen zurückweist. Man nennt dies alsdann einen Saphir." (So entwickelt er die Entstehung des Opals aus dem Sande, des Diamanten aus dem düsteren Ruße.) „Schließlich reinigt sich das Wasser oder es vereinigt sich, zufrieden, wenn es die Form eines Thautropfens annehmen kann. Wenn wir es jedoch vollkommen entwickelt wissen wollen, so krystallisirt es sich sternförmig.

Und statt der Unze Schlamm, die uns nationalökonomische Konkurrenz gab, erlangen wir durch nationalökonomische Zusammenwirkung einen Saphir, einen Opal und einen Diamanten eingesetzt in einen Schneestern."

Ich habe diesen Absatz so ausführlich wiedergegeben, da die Naturverehrung Ruskins, sein erstes Kunstprinzip, klar aus diesen schönen Sätzen hervorleuchtet. Die Erkenntniß der Naturherrlichkeit ist ihm denn auch Grundbedingniß jeder Kunstübung. Die Kunst selbst aber ist ihm nicht im todten Sinne der Naturalisten Nachahmung, sondern Verdeutlichung der Natur. Nur das Schöne aber soll in der Kunst dargestellt werden. Keineswegs, heißt es irgendwo in seinen Schriften, soll der Künstler etwas häßliches, so vollkommen er es auch zu thun vermag, vergegenwärtigen, denn das Kunstwerk will Ruskin als Ausdruck des Entzückens, des Lobes über die Wirklichkeit.

Man sieht, Ruskin ist kein Moderner. Seine Kunstforderungen stehen weit ab von denen unsree jungen Zeit. Allein jedoch liegt für Alle erkennbar eine unendliche Größe in seiner Kunstphilosophie. Wir werden förmlich gut, wenn wir in seinen Büchern lesen. Wie als kleiner Knabe fühlte ich mich, wie damals als ich in einem jener Bändchen von Hoffman vom Siege des Guten und dem Untergange des Bösen mit klopfendem Pulse las. Diese Gefühle aber ruft die ethische Grundlage hervor, auf der Ruskins Denken basirt. Auch er hat, wie die allermodernsten Philosophen, die Worte „gut und böse" aus seiner Beurtheilung der Menschheit entfernt. An ihre Stelle hat er dort, wo wir vielleicht „gesund und krank" sagen wollten, „Erzeuger und Zerstörer" gesetzt. Denn im ewigen Werden und Vergehen, diesem ersten und letzten Entwicklungsgesetze der Natur, hat er die Funktionen des menschlichen Lebens und der Welt zusammengefaßt. Das ewige Neuaufbauen, das sich täglich und stündlich im Haushalt der Natur ereignet, bedingt die Güte. Wer aber Bestehendes zerstört oder es trotz eigener Kraft und Fähigkeit unterläßt, neu zu schaffen, ist ein Frevler. So erscheint ihm jedes Leben ohne Arbeit Verbrechen, jedes arbeitsvolle Leben ohne Kunst Verthierung. Denn neu zu schaffen ist die Berufung des Menschen auf Erden, die Schönheit der menschlichen Umgebung durch die Kunst immer zu erneuern, ist Gebot der Ethik. So gelangt Ruskin schließlich zum Satze: Geschmack ist Sittlichkeit.

Was der Künstler schafft, das schafft er aber durch die Kraft seines Willens. Das unbewußte, traumhafte Produziren erscheint dem strengen Philosophen nutzlos. Denn die Kunst habe doch Ziele zu erreichen, deutliche Zwecke zu erfüllen. Was könne also instinktives, planloses Schaffen helfen? Nur die Tendenzdichtung hält er also dem Wesen der Kunst nach für begründet und berechtigt.

Auf solchen ernsten Wegen, immer an die heiligste Bedeutung der Kunst als Neubildnerin der Menschheit denkend, gelangt Ruskin zu neuen Definitionen für Kunst und Künstler. Dieser ist ihm „ein Mensch, der seine Arbeit einem Gesetze unterworfen hat, das zu befolgen peinlich war, um mit dieser seiner Arbeit anderen Menschen heilsamen Genuß zu bereiten". Dieses Gesetz aber entspricht seinen strengen Forderungen über das menschliche Leben. Denn nicht die Kunst allein, mehr noch als diese das Menschenleben überhaupt sucht Ruskin zu veredeln. Einer ruhigen Weisheit und edlen Zufriedenheit soll jede Generation entgegenstreben und diesen Weg weist er dem einzelnen Menschen hier zu: „Im allgemeinen ein bescheideneres und genügsameres Dasein führen; aus kleinsten Dingen das möglichst größte Vergnügen schöpfen; thun, was unseren Nächsten, mag es ihn freuen oder nicht, fördert; nichts bewundern, was unser Herz nicht fesselt, und entschlossen alles abweisen, was unser Wissen mehren soll, bis wir das bereits Gelernte vollkommen geregelt und beherrscht haben: das sind die Vorbedingungen, die Grundsteine zweifelloser Zufriedenheit und Weisheit, die uns fürwahr der hohen Kunst näher bringen, wenn wir eine solche erstreben wollen, die jedoch auch das weit Bessere bewirken, daß durch sie eine schlichte Kunst kostbar gemacht wird."

Dies sind einige der kunstphilosophischen Ideen Ruskins. Aus ihnen entsprang für ihn das unabweisliche Bedürfniß, jeden Stand des Lebens mit Schönheit zu durchdringen. So hat er der neuen Richtung des Kunstgewerbes immer neue Ziele gewiesen.

Man kann von Ruskin sagen, daß er die leitenden Gedanken einer völlig neuen Kultur der Mitwelt vorgetragen habe. Mit schönem Hochgefühl mag er heute erkennen, daß seine Lehren Samen ausgestreut haben, die herrlich aufgegangen sind.

Digitized by Google

Das Volk der Engländer beginnt immer eifriger ein Volk der Schönheitssucher zu werden, denn nichts anderes als das Streben nach Schönheit stellt die Ausgestaltung des Komforts vor, um die man jenseit des Kanals so bemüht ist. Rasch sehen wir die Kulturen wechseln. Eine Generation zieht nach der andern vorbei. Eines bleibt ewig: der Kampf, denn er ist das Leben; und diesen Kampf, in ihm also das Leben zu vereinfachen und zu verschönern, ist ein heiliges Bestreben unsrer Zeit.

W. Fred.

Skizzen aus dem Parlament von 1848.

Von Karl Biedermann.

III. (Schluß.)

Die Parteigruppirung in der zweiten Periode des Parlaments.

Nach Bewältigung des Septemberaufstandes ging das Parlament alsbald an die Berathung der sogenannten „organischen Theile der Verfassung", der Abschnitte: „Reich, Reichsgewalt, Reichsoberhaupt" u. s. w. Hier nun stieß es sofort in § 2 auf die folgende Bestimmung, wie sie der Verfassungsausschuß formulirt hatte:

„Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte, eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben."

Es war nicht zweifelhaft, daß dies auf Oesterreich zielte. Zwar litt es auch Anwendung auf Holsteins Verbindung mit Dänemark, Luxemburgs mit Holland, allein das waren offenbar nur nebensächliche Verhältnisse gegenüber dem zu Oesterreich. Die österreichische Monarchie bestand zum allergrößten Theil aus nichtdeutschen Ländern. Solange Oesterreich ein absolut regierter Staat war, konnte der absolute Herrscher die Gesetzgebung und Verwaltung Deutsch-Oesterreichs, auch abweichend von der in den anderen Reichstheilen, so ordnen, wie es dessen Stellung zu Deutschland erforderte. Solange Deutschland (wie im alten Bunde) ein bloßer lockerer Staatenbund war, konnte das Verhältniß der Theile zum Ganzen ein minder strenges sein. Allein eben jetzt hatte Oesterreich Anstalt gemacht, sich in ein konstitutionelles Staatswesen zu verwandeln. Allein eben jetzt sollte Deutschland aus einem lockeren Staatenbunde ein straffer Bundesstaat werden. Wenn nun ein künftiger deutscher Reichstag ein Gesetz beschlösse, welches als Reichsgesetz natürlich für alle Theile des Reichs gültig und verbindlich sein müßte, der österreichische Reichstag aber, der neben den Deutschen auch von Polen, Ungarn, Italienern beschickt wäre, dieses Gesetz für unverbindlich erklärte, was dann? Nicht unzutreffend verglich man die staatsrechtliche Abnormität, die darin liegen würde, daß Deutsch-Oesterreich gleichzeitig von zwei verschiedenen Gesetzgebungskörpern und zwei verschiedenen Staatsgewalten regiert werden sollte, mit der physiologischen Ungeheuerlichkeit (wenn man sich eine solche denken könnte), daß ein Arm zwei getrennten Körpern angewachsen wäre und von jedem derselben in einer anderen Richtung bewegt würde.

Die Sache schien so einfach und selbstverständlich, daß § 2 mit größter Mehrheit angenommen ward, daß selbst von den Oesterreichern ein sehr großer Theil dafür stimmte.

Man betrachtete den gefaßten Beschluß als eine Frage an die österreichische Regierung über ihr Verhältniß zu dem in Aussicht genommenen deutschen Bundesstaat. Konnte sie der Forderung in § 2 entsprechen, gut! Dann wurde Oesterreich ein Glied dieses Bundesstaates mit den gleichen Rechten und Pflichten, wie die anderen. Konnte sie es nicht, dann mußte sie auf die Mitgliedschaft im deutschen Bundesstaate, dann mußte dieser auf den Besitz Oesterreichs als eines Mitgliedes verzichten. Gerade damals hatte es bis ganz vor kurzem ungewiß geschienen, ob Oesterreich als ein einheitliches Staatswesen fortbestehen oder ob es nicht in Theilstaaten (nur durch die Person des gemeinsamen Herrschers, durch sogenannte Personalunion verbunden) zerfallen werde. Dann hätte Deutsch-Oesterreich einem deutschen Bundesstaate eingefügt werden können. Allein eben jetzt hatte die österreichische Regierung, nachdem sie des Wiener Oktoberaufstandes Herrin geworden, den Entschluß gefaßt, alle Theile der Monarchie durch ein möglichst straffes Band einheitlich zu verknüpfen. Sie hatte an den nach Kremsier verlegten Reichstag eine Erklärung folgenden Inhalts erlassen:

„Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches wie europäisches Bedürfniß. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sehen wir der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprozesses in Deutschland entgegen. Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten zu erfüllen."

Dieses vom 27. November 1848 datirte „Programm von Kremsier" erschien, als es nach Frankfurt kam, nahezu allen Abgeordneten, auch den österreichischen, als eine ganz zweifellose Antwort der österreichischen Regierung auf die in § 2 an sie gestellte Frage. Denn was besagte dasselbe? „Oesterreich muß und will ein einheitlicher Staat sein und bleiben. An eine bloße Personalunion zwischen seinen Ländern, wie sie § 2 verlangt, ist nicht zu denken. Möge auch Deutschland sich nach seinem Bedürfnisse staatlich gestalten! Ueber die Beziehungen zwischen diesen beiden Staatswesen, dem österreichischen und dem deutschen, wird dann zu sprechen sein!"

Wohl, sagten die Anhänger der Bundesstaatsidee, so wollen wir darüber mit Oesterreich verhandeln, aber schon jetzt, damit unser Verhältniß zu ihm klar sei! Die Neunerkommission sprach sich dafür aus, und in einer privaten Besprechung hervorragender Mitglieder von der Rechten und vom Centrum bei Beckerath ward demgemäß beschlossen.

Nun stand aber an der Spitze des Reichsministeriums ein Oesterreicher, Ritter v. Schmerling. Die Verhandlungen mit Oesterreich, als einem selbständig neben Deutschland stehenden Staate, mußten auf diplomatischem Wege, also durch das Reichsministerium erfolgen. Würde da nicht der Oesterreicher Schmerling — in dem sehr verzeihlichen Wunsche, sein Vaterland bei Deutschland zu erhalten — auf jede Weise einen Weg suchen, um dies zu ermöglichen? Es gab einen solchen Weg, nämlich die Abschwächung der künftigen Verfassung Deutschlands in dem Maße, daß Deutschland unter der Form des Bundesstaats oder des Reichs doch nur wieder ein loser Staatenbund würde. Schmerling schien diesen Weg beschreiten zu wollen.

Die Neunerkommission erklärte es daher für unzulässig, daß Schmerling die Verhandlungen mit Oesterreich führe. Der „Augsburger Hof" schloß sich dieser Erklärung sofort und einstimmig an; der „Landsberg" folgte; im „Kasino" brauchte es längere Zeit, ehe man sich entschloß, Schmerling (dessen Verdienste um Niederschlagung des Septemberaufstandes allseits anerkannt wurden) fallen zu lassen. Schmerling selbst war zum Rücktritt bereit.

An Schmerlings Stelle ward Heinrich v. Gagern vom Reichsverweser an die Spitze des Reichsministeriums gestellt. Dieser legte am 18. Dezember dem Parlament folgendes Programm vor: „Das Sonderverhältniß Oesterreichs, wonach es anspricht, in den zu errichtenden deutschen

Bundesstaat unter Bedingungen, welche die staatliche Verbindung der deutschen mit den nichtdeutschen österreichischen Landestheilen alteriren, nicht einzutreten, ist anzuerkennen; es ist aber mit Oesterreich eine „Union“ (ein weiterer Bund) zu vereinbaren, inzwischen das bisherige Bundesverhältniß fortzuerhalten.“ Ueber alles dieses seien alsbald „gesandtschaftliche Beziehungen“ mit Oesterreich zu eröffnen, und zu solchen erbitte das Ministerium sich vom Parlament Vollmacht. „Die Verfassung des deutschen Bundesstaates“, so schloß die ministerielle Erklärung, „kann nicht Gegenstand der Unterhandlungen mit Oesterreich sein.“

Dieser ganze Verlauf der Angelegenheit erschien als ein so natürlicher, von der österreichischen Regierung selbst gewollter, ja gewissermaßen vorgezeichneter, daß man hätte glauben mögen, die Oesterreicher im Parlament, zumal die, welche für § 2 gestimmt hatten, könnten dadurch nicht besonders erregt werden. Gleichwohl war dies im allerhöchsten Maße der Fall. Jetzt, wo mit der Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland ernst gemacht werden sollte, fühlten sie, gleichviel ob liberal oder konservativ, ob Gegner oder Anhänger ihrer Regierung, sich von diesem Gedanken auf das schmerzlichste berührt. Die Einen, namentlich die Jüngeren, beklagten die Trennung von Deutschland vom liberalen Standpunkt aus und weil sie wohl fürchteten, ein in sich abgeschlossenes Oesterreich werde wieder wie zu Metternichs Zeiten reaktionär regiert werden, die Andern, weil sie die Herrschaft nicht aufgeben mochten, die Oesterreich im Deutschen Bund unbestritten geübt hatte.

So kam es, daß alle Oesterreicher (bis auf wenige) sich aus den Klubs, denen sie bisher angehört hatten, zurückzogen und eine einzige große Partei bildeten, das „Hotel Schröder“, deren Führer Schmerling wurde. Zu ihnen gesellten sich die Ultramontanen, denen es in einem Deutschland ohne Oesterreich unheimlich wurde, und die Partikularisten, welche bei der Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihrer Einzelstaaten fürchteten. Jene und diese traten zu dem Klub „Pariser Hof“ zusammen nnd knüpften nähere Beziehungen zu den Oesterreichern an, mit denen vereint sie sich als „Großdeutsche“ bezeichneten. Die Anhänger des Bundesstaates wurden von den Großdeutschen als „Kleindeutsche“ verspottet, weil sie Deutschland durch Ausscheidung Oesterreichs verkleinern wollten, worauf indeß die Letzteren wohl mit dem Spruche antworteten: „Lieber das Halbe ganz, als das Ganze halb!“ Es sollte damit gesagt sein, daß ein wenn auch äußerlich kleineres, doch innerlich gefesteteres Deutschland besser sei, als ein äußerlich größeres, aber innerlich nur lazer geeintes. Dem ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt, dem Dichter des vielgesungenen Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ ward höhnend der Refrain dieses Liedes zugerufen „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Aber der Alte ließ sich nicht irre machen.

Die Linke näherte sich ebenfalls den Oesterreichern. Ihre beiderseitigen Ziele waren zwar nur in negativer Hinsicht die gleichen, nicht in positiver. Der Linken lag alles daran, daß nicht ein monarchischer Bundesstaat zustande käme. Die Oesterreicher und die anderen Großdeutschen mußten dasselbe wunschen, da es unzweifelhaft war, daß an die Spitze eines solchen Bundesstaates Preußen gestellt werden würde.

Inzwischen hatte die österreichische Regierung in einer Note vom 28. Dezember erklärt: „Es sei durchaus falsch, wenn man das Programm von Kremsier als ein Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland deute“, und hatte in fast drohendem Tone hinzugesetzt: „Oesterreich wird in dem neuzubildenden deutschen Staatskörper seinen Platz zu behaupten wissen“. Diese Note ward sammt dem Gagernschen Programm vom 18. Dezember einem besonderen Ausschuß zur Berichterstattung übergeben. Bei der Wahl in diesen Ausschuß erhielten die Großdeutschen mit Hülfe der Linken eine entschiedene Majorität. Dieselbe sprach in ihrem Bericht aus: „Die zukünftige Verfassung Deutschlands müsse von der Art sein, daß Oesterreich hineinpasse.“ Das konnte nur eine dem alten Bunde ähnliche, rein föderative Verfassung sein. Die Versammlung ertheilte indeß dem Ministerium die erbetene Vollmacht zu Verhandlungen, da Gagern für den andern Fall seinen Rücktritt angekündigt hatte. Sie stimmte also indirekt dem Programm vom 18. Dezember zu. Zu wirklichen Verhandlungen hat es Oesterreich niemals kommen lassen.

In der Debatte verrieth sich der gänzliche Mangel an gleichförmigen und klaren Ideen bei der großdeutschen Partei. Von ihren Rednern sprachen die Einen für die Erhaltung des Einheitsstaates Oesterreich, aber auch für dessen Verbleiben bei Deutschland, ohne doch zu sagen, wie dies möglich sei, Andere leckoeg für ein Kaiserthum dieses Gesammtösterreiche über Deutschland, noch Andere für eine Zubehörigkeit Deutschösterreichs zugleich zu diesem Gesammtösterreich und zu einem anderen deutschen Bundesstaat, wieder Andere für den Eintritt Gesammtösterreichs in den Deutschen Bund. Ihre Bundesgenossen von der Linken schwärmten für einen Zerfall Oesterreichs und den Anschluß Deutsch-Oesterreichs an eine deutsche Republik.

Auf der entgegengesetzten Seite entwickelte Gagern den Gedanken eines engen Bündnisses zwischen einem als selbständiger Einheitsstaat fortbestehenden Oesterreich und einem deutschen Bundesstaate — in ähnlicher Weise wie 31 Jahre später, 1879, die geniale Staatskunst eines Bismarck ein ein solches Bündniß zustande gebracht hat.

Bald darauf gelang es den Großdeutschen in Verbindung mit der Linken, bei der Oberhauptsfrage in der ersten Lesung der Verfassung das Erbkaiserthum zu Falle zu bringen. Nun trat auch die österreichische Regierung mit einer neuen Note (vom 4. Februar) an das Parlament heran. Positive Vorschläge für die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Deutschland waren darin nicht gemacht; es war nur gesagt: „Der kaiserlichen Regierung schwebe (!) ein nach außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor.“ Dabei war auf einen Eintritt auch des nichtdeutschen Theils Oesterreichs (also Galiziens, Ungarns, Italiens!) in dieses „in sich einige Deutschland“ hingedeutet.

Einzelne Oesterreicher erklärten infolge dieser Note: „Da die österreichische Regierung nur verneine, nicht aber etwas positives oder ausführbares vorschlage, so werde es für die österreichischen Abgeordneten Sache der Loyalität sein, aus der Versammlung zu scheiden und den Vertretern des nichtösterreichischen Deutschlands die Gestaltung ihrer Verfassung nach den Bedürfnissen Deutschlands freizugeben.“ Solche Stimmen wurden aber von der Mehrheit nbertönt. Diese beschloß von sich aus (da die österreichische Regierung es nicht thue) die Initiative zu ergreifen. Ein „großdeutscher Verfassungsausschuß“ ward niedergesetzt und mit der Abfassung eines großdeutschen Verfassungsentwurfs beauftragt. Dieser Entwurf enthielt folgendes: „Als Regierung Deutschlands ein Direktorium, bestehend aus sieben Vertretern von Staaten oder Staatengruppen, darüber eine von Oesterreich und Preußen zu bildende Statthalterschaft.“ Also eine noch viel schwerfälligere und verwickeltere Maschinerie, als im alten Deutschen Bunde! Theils der Linken zuliebe, theils um die Verfassung jedenfalls für den König von Preußen unannehmbar zu machen, tilgte man aus derselben die wichtigsten monarchischen Attribute, den Reichsrath, die Zivilliste, endlich das wichtigste, das absolute Veto selbst bei Verfassungsänderungen; § 2 sollte dahin abgeschwächt,

ja zur bloßen Phrase gemacht werden, daß es hieße: „Die Erfüllung aller durch die Reichsverfassung und die Beschlüsse der Reichsgewalt auferlegten Verbindlichkeiten müsse, unabhängig von den Verfügungen einer andern Staatsgewalt, gesichert sein.“

Aber wie „gesichert“? Auf dem Papier vielleicht; aber in der Wirklichkeit?

Die Linke erklärte sich damit einverstanden, obschon sie für § 2 wie Ein Mann gestimmt hatte!

Mit diesem Entwurf wurde eine Deputation nach Wien entsendet. Die dortige Regierung war damit einverstanden; nur verlangte sie die „Statthalterschaft“ für Oesterreich allein, wie dieses auch im alten Bunde das Präsidium allein gehabt habe.

Während alles dieses hinter den Coulissen vorging (wenn auch die Linke, die sich mit der Bewerbung der Großdeutschen um ihre Gunst brüstete, es nicht verschwieg), hatten die bundesstaatlich Gesinnten zwar bei den Verhandlungen im Plenum über dahin einschlagende Fragen miteinander gestimmt, allein sich äußerlich zu einer geschlossenen Partei noch nicht vereinigt. Sie waren zur Zeit noch durch verschiedene Klubs verstreut, und zwar nicht bloß nach rechts, sondern auch nach links hin, wie z. B. der „Württemberger Hof“ und die „Westendhall“. Dies hatte aber für sie und ihre Sache den Nachtheil, daß sie nicht frei in ihrem politischen Verhalten waren.

Deßhalb veranlaßte die Neunerkommission den Zusammentritt einer Anzahl dieser Mitglieder, welche dann an alle Gleichgesinnten folgende Einladung zu einer Versammlung ergehen ließen:[1])

„Einladung an alle Abgeordnete, welche eine wahre und kräftige Einheit Deutschlands nur in der wesentlichen Beibehaltung derjenigen Form des Bundesstaates erblicken, welche aus der ersten Lesung des Entwurfs der Reichsverfassung hervorgegangen ist, zu einer Besprechung am Sonnabend, dem 17. Februar, nachmittags 5 Uhr, im Weidenbusch.“

So trat am 17. Februar 1849 der „Weidenbuschverein“ oder, wie man die Partei bald nach ihrer Tendenz nannte, die „Erbkaiserpartei“, ins Leben. Zwar war das Erbkaiserthum in jener Einladung nicht genannt, allein Jedermann sagte sich, daß „die wahre und kräftige Einheit Deutschlands“ nur in der Form des Erbkaiserthums, und zwar eines preußischen Erbkaiserthums, möglich sei.

Man hat dieser Erbkaiserpartei (die man wohl auch im gehässigen Sinn die „preußische“ nannte) bisweilen den Vorwurf gemacht: „sie habe nur darum den Ausschluß Oesterreichs betrieben, um Preußen an die Spitze zu bringen“. Dieser Vorwurf ist unberechtigt. Das Ausscheiden Oesterreichs war unter allen Umständen nothwendig, wenn man einen wirklichen „Bundesstaat“ errichten wollte, das heißt ein Gemeinwesen mit gleichen Rechten und Pflichten für alle seine Mitglieder. Denn wie hätte das von einer überwiegenden Mehrheit nichtdeutscher Elemente in seinem Innern abhängige Oesterreich unweigerlich und unverbrüchlich diese Pflichten gegen einen deutschen Bundesstaat erfüllen können?

Der „Weidenbuschverein“ gab sich eine einfache und praktische Organisation; er ward geleitet von einem Vorstand von neun Mitgliedern, zu welchem jeder der sechs Klubs, die daran betheiligt waren, ein bis zwei Mitglieder stellten, das „Café Milani,“ das „Kasino“ und der „Augsburger Hof“ je eins, der „Landsberg“, der „Württemberger Hof“ und die „Neuwestendhall“ je zwei. Dieser letztgenannte Klub löste sich von seinem Mutterklub, der „Westendhall,“ völlig ab, während im „Württemberger Hof“ Erbkaiserliche und Großdeutsche beisammen blieben, was freilich der Festigkeit des Klubs in seinem politischen Verhalten nicht günstig war.

Inzwischen geschah in Oesterreich etwas, was das Verbleiben Oesterreichs in Deutschland vollends unmöglich machte. Die Regierung löste den Reichstag auf und erließ kraft eigener Machtvollkommenheit (oktroyirte) unterm 4. März 1849 eine Gesammtverfassung für alle Länder Oesterreichs, Ungarn und Italien mit inbegriffen. So war zur staatsrechtlichen That geworden, was das Programm von Kremsier nur erst als Entschluß der Regierung angekündigt hatte.

Daraufhin stellte einer der bis dahin entschiedensten Großdeutschen, Welcker, den Antrag, das Parlament solle in Einer Abstimmung die ganze Verfassung (sammt Erbkaiserthum) beschließen und dann sofort den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählen.

Unter den Oesterreichern kam es jetzt neuerdings zur Sprache, ob sie nicht nunmehr aus dem Parlament ausscheiden müßten. Aber nur zwei hatten den Muth eines solchen Schrittes: v. Arneth und v. Würth. Sie veröffentlichten die folgende ehrenhafte Austrittserklärung:

„Da ich an der Annahme der neuen Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich von Seiten des österreichischen Volkes nicht zweifeln kann, halte ich es mit meiner politischen und moralischen Ueberzeugung unvereinbar, an der weiteren Berathung der deutschen Reichsverfassung, die zu meinem innigsten Bedauern auf die deutsch-österreichischen Länder keine Anwendung finden kann, ferner theilzunehmen, und lege daher meine Stelle als Abgeordneter nieder. Meine Hoffnung und mein Trost liegt darin, daß die künftigen Beziehungen zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland so innig als irgend möglich geregelt werden mögen. Dafür in Oesterreich zu wirken, soll mir stets eine heilige Pflicht sein.“

Die sämmtlichen übrigen Oesterreicher dagegen verblieben auch jetzt auf ihrem Posten und thaten alles, um den Welcker'schen Antrag zu Falle zu bringen, was ihnen denn auch gelang.

Nun gab auch die österreichische Regierung eine Erklärung (vom 9. März) über das ab, was sie wolle, oder vielmehr was sie nicht wolle. Denn der Kern der Erklärung war der, daß Oesterreich eine Regierung mit einem Volkshause für Deutschland nicht annehmen könne, höchstens mit einem von den Einzelständen gewählten Staatenhause. An die österreichischen Abgeordneten erging dann am 17. März von Wien aus die offizielle Aufforderung, im Parlament auszuharren. „Oesterreich denke nicht daran, sich von Deutschland in den Berathungen über dessen künftige Verfassung zu trennen.“

Die Großdeutschen in Frankfurt wagten nicht, den Vorschlag der Wiener Regierung, der das Volkshaus kurzerhand aus der Verfassung strich, zu dem ihrigen zu machen. Dagegen brachten sie folgenden abenteuerlichen Antrag in die Versammlung:

„Der österreichische Gesammtstaat tritt in den deutschen Staatenverband ein. Die österreichische Regierung erkennt die Nothwendigkeit eines deutsch-österreichischen Gesammtparlaments an, bestehend aus einem Staatenhause und Volkshause. Oesterreich beschickt das Staatenhaus mit Vertretern aus allen österreichischen Ländern, das Volkshaus dagegen nur mit Vertretern aus den bisher zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen. Die Kompetenz des Staaten- und Volkshauses wird in der Weise abgegrenzt, daß das gesammte Staatenhaus allein und ausschließlich in Angelegenheiten der äußeren Politik und des gemeinsamen Zoll-,

[1]) Es waren folgende: Bachhaus, Biedermann, Böcking, Bresgen, Cetto, Duncker, Eckert, Gravenhorst, Grumbrecht, Höfken, Hollandt, Kierulff, Kraft, Kumh, Liebmann, Löw aus Posen, Löw aus Magdeburg, Mittermaier, Pinkert, Reh, Rieffer, Sprengel, Biedig, Wernher, Wichmann, Zell. Nur die beiden zuerst Genannten leben noch.

Digitized by Google

Handels- und Verkehrssystems kompetent ist. Ueber alle übrigen inneren Angelegenheiten, welche in die Kompetenz der Volksvertretung gehören, beschließen beide Häuser mit Ausschluß derjenigen Mitglieder des Staatenhauses, welche außerdeutsche Provinzen vertreten. Die österreichische Regierung erkennt die Grundrechte des deutschen Volkes für die bisher zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oesterreichs als gültig an. Die Nationalversammlung sendet sofort eine Deputation an die österreichische Regierung zur Entgegennahme ihrer definitiven Erklärung ob. Die Nationalversammlung wird nach eingelangter Erklärung der österreichischen Regierung, oder wenn eine erschöpfende und definitive Erklärung binnen einem Monat nicht erfolgen sollte, über die Reichsverfassung ohne Diskussion endgültig beschließen."

Die Absicht des Antrags war offenbar, eine Verzögerung in die Verhandlungen über die Verfassung zu bringen. Da diese Absicht nicht erreicht wurde, zogen die Großdeutschen denselben zurück.

Wie man sieht, ging das ganze Bestreben der großdeutschen Partei nicht dahin, eine wirklich annehmbare Form der Vereinbarung über das Verbleiben Oesterreichs bei Deutschland mit gleichzeitiger Rücksicht auf das unabweisbare Einheitsbedürfniß der deutschen Nation aufzufinden und zu befürworten (was freilich auch die Quadratur des Zirkels war), vielmehr immer nur dahin, das Zustandekommen einer lebensfähigen Verfassung für Deutschland zu verhindern, oder, wenn dies nicht gelänge, die Verfassung so zu gestalten (richtiger gesagt, zu verunstalten), daß sie von den Regierungen nicht angenommen würde.

Für letzteren Zweck verwandten sie u. a. ein Mittel, welches vom Standpunkte der politischen Moral nach der negativen Seite hin gewiß das äußerste leistete. Bei der ersten Lesung der Verfassung hatten die konservativen Großdeutschen, wie selbstverständlich, für das absolute Veto, auch bei bloßen Gesetzen, wie Ein Mann gestimmt. Ja, 46 derselben hatten gegen das von der Mehrheit beschlossene suspensive Veto einen förmlichen Protest zu Protokoll erklärt. Jetzt, bei der zweiten Lesung, stimmten 50 eben dieser konservativen Großdeutschen, an ihrer Spitze Herr v. Schmerling, für das suspensive Veto selbst bei Verfassungsänderungen!

War es ein Wunder, wenn bei solchen Vorgängen eine Entrüstung ohne gleichen sich der Bundesstaatlichen bemächtigte, die Deutschlands künftige Verfassung von den Großdeutschen so geflissentlich verhunzt sahen, während doch klar war, daß Oesterreich in den deutschen Bundesstaat nicht eintreten könne. Einzelne Heißsporne wollten geradezu Anträge auf Ausschließung der Oesterreicher stellen, was aber namentlich von Gagern als unzulässig bezeichnet wurde.

Die Absicht, das Zustandekommen der Verfassung in der Form, wie die Erbkaiserlichen sie wollten, zu verhindern, haben Großdeutsche und Linke nicht erreicht, und man möchte es fast eine Ironie des Schicksals nennen, daß vier österreichische Stimmen es waren, welche die Mehrheit für das Erbkaiserthum zuwege brachten. Wohl aber ist ihnen gelungen, die Verfassung, wie sie dieselbe durch ihr suspensives Veto verunstaltet hatten, dem König Friedrich Wilhelm IV. unannehmbar zu machen.

Ob es damals wohlgethan war, die deutsche Einheit noch auf längere Zeit zu verhindern, die Schwarzenbergsche Regierung in ihrem Widerstreben gegen eine Verständigung mit dem verjüngten Deutschland zu bestärken und zu unterstützen, darauf hat das Jahr 1866 die Antwort gegeben. Wir aber dürfen uns freuen, weil wir die Einheit, die uns damals vorenthalten ward, seit nun 27 Jahren glücklich erlangt haben, weil die Kluft, die sich damals zwischen Deutschland und Oesterreich aufthat, seitdem durch das innige Bündniß der beiden stammverwandten Reiche zum beiderseitigen Vortheile überbrückt worden ist und weil endlich im Innern Deutschlands Groß- und Kleindeutsche durch ihren gleichmäßig rühmlichen Antheil an den glorreichen Thaten von 1870 und 1871 miteinander versöhnt und in dem gleichen Gefühl der Begeisterung für die Macht und Größe des deutschen Vaterlandes untrennbar verbunden sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. St. **Rheinische Gärten.** Gärten und Schmuckplätze der Stadt Mainz einst und jetzt. Von H. R. Jung, städt. Obergärtner zu Köln, und W. Schröder, Gartendirektor der Stadt Mainz. Neudomm 1898, J. Neumann. — Das hübsch ausgestattete Heft bringt eine Beschreibung der ehemaligen kurfürstlich Mainzischen Sommerresidenz Favorite, deren prächtige Anlage im französischen Gartenstil Lenotre's mit ausgedehnten Terrassen und großen Wasserwerken durch den prunkliebenden Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geschaffen wurde. Einige Ansichten aus dem Garten mit einem Lageplan und einer Gesammtperspektive aus dem 1779 erschienenen seltenen Werke des Kupferstechers Nieblin veranschaulichen das interessante Werk älterer Gartenkunst, das leider 1792 durch die Franzosen gänzlich zerstört wurde. Im zweiten Theil des Heftes sind die öffentlichen Gartenanlagen der Stadt Mainz, die in neuerer Zeit eine sehr erfreuliche Entwicklung genommen, in Wort und Bild noch fachmännischen Gesichtspunkten dargestellt. Die Planskizzen und Tabellen über die verwendeten Pflanzenarten werden dem Gärtner und Gartenfreund willkommen sein. Das Heft, dem wohl noch weitere folgen werden, wird auch den Stadtverwaltungen förderliche Anregungen bieten können.

* **Die Aermsten.** Lebensbild von Emil Peschkau. Aus Kürschners Bücherschatz. Berlin, Eisenach, Leipzig, Herm. Hillgers Verlag. — Wer sind die Aermsten? „Die Aermsten das sind nicht die Bettler und auch nicht die Arbeiter. Die Aermsten sind wir, die Proletarier der Bildung, wir mit den Nerven, dem Herz, dem Kopf der Gebildeten und mit dem Geldsack der . . . nein, der Arbeiter, der Bettler hat ja oft noch mehr als wir." Diese prägnanten Worte, welche wir dem Texte vorliegender Erzählung entnehmen, drücken in Kürze den Gedanken aus, der ihr zugrunde liegt, sowie die sozialistische Färbung, welche wir dem in ihr dargestellten Seelengemälde in brennendem Kolorit aufgetragen finden. Wen aber, der in und besonders mit seiner Zeit lebt, muß dieses die Existenz von tausend und abertausend Menschen so nahe berührende, ja sie gewissermaßen allein enthaltende Thema nicht antocken und schon an sich mit stofflicher Neugier erfüllen? Die zu dieser verbreiteten Klasse zählen und denen ihr Inneres sagt, daß sie dazu gehören, sowohl sie, als auch die vor des Lebens Noth sich geschützt und ihr Schiff geborgen im Hafen wissen, kurz Alle, welche das eigene Geschick oder das zahlloser ihrer Nebenmenschen zum Nachdenken reizt, sollten aufmerksame Leser dieses Büchleins werden, das, von einem wahrhaft Seelenkundigen mit an ihm gewohnter Meisterschaft des Stils und der Technik verfaßt, Jedermann einen lehrreichen Genuß gewähren wird, den er sich in unsrer poesiearmen und geistesdürftigen Zeit nicht jeden Tag erwarten darf. m. gr.

tt. **Hans Brennert: Modeworte.** Aus dem Mitteleuropäischen. Berlin, F. Fontane u. Co. — Das sehr hübsch, sogar etwas anspruchsvoll ausgestattete Büchlein behandelt die Schlagworte, die studentischen und anderen schnodderigen Redensarten, die allmählich in unsre Verkehrssprache übergegangen sind. Stellenweise liest sich die Plauderei ganz unterhaltlich, aber im ganzen ist die Satire etwas matt und mancher Ausdruck, über den der Autor sich lustig gemacht, ist nur in Regionen einer sehr niedrigen Geschmacks- und Bildungsschicht möglich. So das abgeschmackte „Du ahnst es nicht", so die Mehrzahl der entsetzlichen kategorischen Imperative. Auch gegen seine Kapitelüberschriften ließe sich

manches einwenden. Am besten und amüsantesten sind noch die in der Rubrik „Vierdeutsch" enthaltenen studentischen Redensarten behandelt. Ob aber der Ausdruck „Madewort" überhaupt einmal für den Begriff Made werden wird, den der Verfasser darunter versteht? Wir bezweifeln's.

z. Das Maiheft der New-Yorker Monatsschrift „Appleton's Popular Science Monthly" enthält einen langen, „Witchcraft in Bavaria" betitelten Artikel, der Hrn. Dr. Sigmund Riezlers Geschichte der Hexenprozesse in Bayern bespricht und zum größten Theil auf diesem Werk beruht. Ein anderer Aufsatz, „Kite Flying in 1897" berichtet über die neuesten Ergebnisse der Verwendung des Drachen in verschiedenen Formen, um meteorologische Beobachtungen anzustellen. Namentlich haben die auf dem „Blue Hill Observatory" bei Boston in den Vereinigten Staaten gemachten Untersuchungen bedeutende Erfolge gehabt und recht erfreuliches erzielt. Es ist auch neuerdings urkundlich nachgewiesen worden, daß die Japaner schon vor 600 Jahren sich des Drachens bei Kriegsunternehmungen bedient haben, um in die Höhe zu fahren und die Bewegungen des Feindes auszukundschaften. Interessant sind ferner „A Study of Snow Crystals" mit sehr schönen photomikrographischen Illustrationen, „A Relic of Astrology", die Beziehungen der Thierkreiszeichen zu der menschlichen Anatomie behandelnd, und einige zeitgemäße Betrachtungen über „Principles of Taxation".

* Im Anschluß an seinen kürzlich im „Verein für Gewerbefleiß" gehaltenen Vortrag über Urmaße führte, wie wir der „Nat.-Ztg." entnehmen, vor einigen Tagen Professor W. Förster, Direktor der Berliner Sternwarte, einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten einige höchst interessante und überraschende Versuche mit einer neuen Stahlnickellegirung vor, welche er von der letzten Sitzung der internationalen Meterkommission aus Paris mitgebracht hatte und welche merkwürdige physikalische Eigenschaften besitzt. Im allgemeinen dehnen sich bekanntlich die verschiedenen Substanzen mit steigender Temperatur aus und ziehen sich mit abnehmender Temperatur zusammen, und es finden nur wenige Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel statt. So zeigt z. B. Wasser ein anomales Verhalten, indem es sich zwar mit abnehmender Temperatur zusammenzieht und sein Volumen verkleinert, aber nur bis zu der Temperatur von + 4 Gr. C., bei welcher es seine größte Dichtigkeit besitzt, während es sich wieder ausdehnt, wenn es weiter von + 4 Gr. bis auf 0 Gr. abgekühlt wird. Ein anderer Körper, welcher wegen seines anomalen thermischen Verhaltens bekannt ist, ist das Jodsilber, welches sich bei höherer Temperatur (über 40 Gr.) zusammenzieht. Im vergangenen Jahre veröffentlichte nun der französische Physiker Guillaume die Ergebnisse systematischer Untersuchungen, welche er im Auftrage des „bureau international des poids et mesures" über die thermische Ausdehnung von Nickelstahllegirungen ausgeführt hat. Diese Ergebnisse erregten in physikalischen Kreisen berechtigtes Aufsehen und sind für die Metrologie von besonderer Wichtigkeit. Er fand nämlich, daß eine bestimmte Nickelstahllegirung, welche 36 Proz. Nickel und etwas Chromzusatz enthielt, in mittleren Temperaturen durch die Wärme gar keine Ausdehnung erfährt. Diese Thatsache ist nicht nur für die Wissenschaft, sondern besonders für die praktische Geodäsie insofern von großer Bedeutung, als bei praktischen Messungen mit den gewöhnlichen Metallstäben stets auch die Temperaturen zu beobachten und die infolge der Temperaturänderungen bewirkten Ausdehnungen rechnerisch zu berücksichtigen sind. Hiezu ist aber die Kenntniß des Ausdehnungskoefficienten des betreffenden Maßstabs erforderlich, dessen Bestimmung eine schwierige und zeitraubende Arbeit ist. All dieser Schwierigkeit wird man bei Anwendung von Maßstäben, die aus jener Nickelstahllegirung hergestellt sind, überhoben. Die neue, gleichfalls von Guillaume untersuchte und von Professor Förster gezeigte Nickelstahllegirung, welche nur 24 Proz. Nickel enthält, zeigt die überraschende Thatsache, daß sie sich bei tieferer Temperatur ausdehnt. Zum Nachweis dieser Erscheinung wurde ein aus Messing einerseits und der neuen Legirung andrerseits zusammengeschweißter gerader Streifen, ein sogenannter Kompensationsstreifen, einer sehr niedrigen Temperatur ausgesetzt, indem er in eine dreiartige Mischung von fester Kohlensäure und abgekühltem Alkohol gebracht wurde; die durch diese Mischung zu erzeugende Temperatur beträgt etwa — 80° C. Wurde der Streifen, nachdem er diese Temperatur angenommen, aus der Kältemischung herausgenommen, so zeigte er sich stark gekrümmt, und zwar derart, daß der Nickel-Stahlstreifen die äußere Seite bildete, so daß also der Messingstreifen verkürzt, der Nickel-Stahlstreifen verlängert erschien. Es muß aber bemerkt werden, daß aus dieser Art der Krümmung allein noch nicht sicher geschlossen werden darf, daß thatsächlich der Nickel-Stahlstreifen bei tieferer Temperatur sich ausdehne. Denn man könnte die Krümmung auch durch die Annahme erklären, daß die neue Legirung sich mit abnehmender Temperatur zusammenziehe, daß aber diese Zusammenziehung von viel kleinerem Betrage ist, als diejenige des Messings. Eine weitere, höchst merkwürdige Eigenschaft der neuen Legirung ist die, daß die scheinbare Verkürzung bestehen, der Streifen aber gekrümmt bleibt, auch wenn er, der Einwirkung der tiefen Temperatur längst entzogen, wieder auf gewöhnliche Zimmertemperatur gebracht wird. Der Streifen muß einer sehr hohen Temperatur ausgesetzt, er muß stark ausgeglüht werden, damit er wieder seine ursprüngliche gerade Form annehme. Die neue Legirung zeigt also eine beträchtliche thermische Nachwirkung, wie sie bisher bei Metallen nicht beobachtet wurde. Eine weitere, nicht weniger merkwürdige, an der neuen Legirung beobachtete Eigenschaft ist die, daß sie nach erfolgter Ablühlung auf sehr tiefe Temperaturen sich als magnetisch erweist. Es sind zur Aufklärung dieser Erscheinungen systematische Untersuchungen in Aussicht und bereits in Angriff genommen, bei denen die Legirung in ein Bad von flüssiger Luft gebracht und darauf in Bezug auf ihre physikalischen Eigenschaften eingehend studirt werden soll.

* **Berlin,** 20. Mai. Im Konferenzsaale des hiesigen Wilhelmsgymnasiums tagte am letzten Mittwoch unter zahlreicher Betheiligung hervorragender Schulmänner die fünfte Generalversammlung der über ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz verbreiteten Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Nach einigen einleitenden Worten des den Vorsitz führenden Prof. Dr. Döring gab der erste Schriftführer, Prof. Dr. Kehrbach, einen eingehenden und inhaltsreichen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft seit der letzten Generalversammlung. In diese Zeit fällt der glückliche Abschluß zweier umfangreicher historischer Werke, der „Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge" von dem Oberst Paten und der „Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu" von P. Pachtler. Beide Werke sind nach der Charakteristik des Berichterstatters durchaus originelle, auf urkundlichem Material beruhende Darstellungen, dieses des militärischen, jenes des geistlichen Unterrichtswesens, welche für die Geschichte der Pädagogik hochbedeutsam sein werden, weil sie bisher dunkle, aber für die gesammte Entwicklung äußerst wichtige Gebiete grundlegend beleuchten. — Die Geschichte der Fürstenerziehung, der die Gesellschaft mit der Herausgabe eines ausführlichen Werkes über die Wittelsbacher ein hervorragendes Denkmal gesetzt hat, wird durch eine in Vorbereitung befindliche, auf mehrere Bände vertheilte Arbeit über die Hohenzollern eine werthvolle Bereicherung erfahren. Prof. Kehrbach hob die diesem Unternehmen entgegenstehenden großen Schwierigkeiten, sowie die hohe Bedeutung, welche solche Arbeiten nicht nur für die Geschichte der Schule, sondern auch des Staates hätten, in beredter Weise hervor. Alsdann besprach er eine Reihe von anderen in Aussicht genommenen Veröffentlichungen, u. a. die der evangelischen Katechismusversuche vor Luther, woran er interessante Bemerkungen über das Verhältniß der großen Landschulordnungen zu dem wirklichen Zustand der Schule in den einzelnen Zeitabschnitten und über die Quellen für die letzteren knüpfte. — Die Gesellschaft beschränkt ihre Thätigkeit nicht auf die Publikation großer, umfassender Werke; in ihren „Mittheilungen" hat sie ein Organ für die Miscellenliteratur; ihre „Texte und Forschungen", die vor kurzem angefangen haben zu erscheinen, dienen der Aufnahme von größeren, aber auf ein enges Forschungsgebiet begrenzten Spezialarbeiten. Als eine solche führte der Redner die kürzlich veröffentlichten „Lateinischen Schülergespräche der Humanisten" an, welche interessante Ein-

blicke in die Lehrweise der Humanisten und in die Lebensgewohnheiten ihrer Schüler gewähren. Eine Ergänzung zu diesen auf die historische Forschung gerichteten Unternehmungen bildet die jüngste Schöpfung der Gesellschaft: „Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge". Diese Zeitschrift soll eine allen Ansprüchen auf Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit genügende Bibliographie der gesammten während eines Jahres in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz hervorgebrachten pädagogischen Literatur einschließlich der in Zeitschriften niedergelegten Arbeiten und der behördlichen Verordnungen sein, und nach den von dem Redner gemachten Angaben über den kürzlich vollendeten ersten Jahrgang ist diese Aufgabe für das Jahr 1896 bereits in glänzender Weise gelöst worden. — Der zweite Theil des Berichts beschäftigte sich mit dem Stand und der Wirksamkeit der Gruppen, die in den einzelnen Ländern und Provinzen gebildet sind, um innerhalb ihres Territoriums eine planmäßige Sammlung und Sichtung der zur Schulgeschichte gehörigen Materialien vorzunehmen. Der Bericht wies auf die Wichtigkeit dieser Einrichtung hin und konstatirte ein erfreuliches Wachsthum der Gruppen, deren Zahl sich von 10 auf 13 gehoben hat. Die regste Thätigkeit entfaltet, zum Theil mit Unterstützung der höchsten Staatsbehörden, die österreichische Gruppe, die auch bereits in den „Beiträgen zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte" ein eigenes Organ besitzt. Zum Schluß sprach der Vortragende einige treffende Worte über die hohe Bedeutung der Bestrebungen der Gesellschaft für die Pädagogik sowohl, wie auch für andere Wissenszweige und über den ethischen Werth schulgeschichtlicher Forschungen. — Es folgte eine von dem Schatzmeister Hrn. Prof. Dr. H. Fechner gegegebene Uebersicht über die finanzielle Lage der Gesellschaft, die zufriedenstellend ist. Ein Antrag, um eine staatliche Subventionirung einzukommen, wurde, nachdem derselbe von dem Geheimrath Dr. Münch, Gymnasialdirektor Dr. Krübler u. A. warm empfohlen worden war, einstimmig angenommen. Bei der satzungsgemäß vorzunehmenden Neuwahl des Vorstandes und des Kuratoriums wurde Hr. Geheimrath Prof. Dr. W. Münch zum ersten Vorsitzenden gewählt, als neue Kuratorialmitglieder traten ein der Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums, Geh. Reg.-Rath Dr. Lukanus, Schulrath Prof. Dr. Genz, Geh. Ober-Reg.-Rath Brandi u. A.

* Die 5. Versammlung süddeutscher Laryngologen wird, wie die „Frankf. Ztg." meldet, am Montag, dem 30. Mai (2. Pfingstfeiertag), in Heidelberg abgehalten werden. Für die wissenschaftliche Sitzung, die von 8 Uhr vormittags an im Hörsaale der medizinischen Klinik (akademisches Krankenhaus) stattfindet, sind 15 Referate, bezw. Vorträge und Demonstrationen angemeldet.

* **Aus Rußland.** Die Reisenden Roborowski und Koslow haben, wie die „Nowosti" melden, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften sehr interessante Fragmente von ihnen in den Ruinen eines alten buddhistischen Klosters in der Nähe von Turfan in Ostturkestan entdeckter Manuskripte zugesandt. Die Konferenz der Akademie hat nun beschlossen, eine aus drei Personen bestehende Expedition nach Turkestan zu entsenden, die in diesem Sommer die Ruinen des Klosters bei der Ansiedelung Tajok-Masarak untersuchen soll. Führer dieser Expedition wird der gelehrte Konservator des Museums für Anthropologie und Ethnographie D. A. Klemenz sein. — Die Errichtung eines russischen Archäologischen Instituts in Rom unterliegt jetzt der Begutachtung und Beschlußfassung des Ministeriums, nachdem die historisch-philologische Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften den Plan aufs neue warm befürwortet hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Justine Hidde: Die Krankenkost. Mit einem Vorwort von Dr. M. Mendelsohn. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — Dr. Heinrich Künkler: Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß. Fünf kleine Aufsätze. Ebd. — Dr. G. Ledderhose: Die ärztliche Untersuchung und Beurtheilung der Unfallfolgen. Ebd. — A. Frhr. v. Fircks: Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. (1. Abtheilung, 6. Bd. des Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften.) Leipzig, C. L. Hirschfeld 1898. — Julius Lessing: Das Moderne in der Kunst. (Heft 157 der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen".) Berlin, Leonhard Simion 1898. — Major Benedikt Schöffler: Die Phototelegraphie und das elektrische Fernsehen. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1898. — A. T. Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. 6. Lfg. Berlin, F. S. Mittler u. Sohn 1898. — Die Theilnahme des preußischen Hülfskorps an dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812 (24. Heft der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften", hggb. vom Großen Generalstabe). Ebd. — Statistischer Rückblick auf die Königlichen Theater zu Berlin, Hannover Kassel und Wiesbaden für das Jahr 1897. — Adolf Bachmann: Beiträge zur Kunde böhmischer Geschichtsquellen des 14. u. 15. Jahrhunderts. Prag, A. Haase 1898. — Karl Joseph Seitz: Konstruktion oder Selbstentwicklung und Verfahren der Darstellung des jeweilig positiv lebenden praktischen Rechts. 1. Theil. München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) 1898. — Julius Stettenheim: Das Lied von der versunkenen Glocke und andere Parodien. Charlottenburg, Max Simsan 1898. — Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christenthum. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern, hggb. von Lic. theol. L. Weber. Gütersloh, C. Bertelsmann 1898. — Arno Holz: Phantasus. 1. Heft. Berlin, Sassenbach 1898. — Hermann Grauert: Rom und Günther der Eremit. (Sonderabdruck aus dem Histor. Jahrbuch. Bd. XIX, 2. Heft.) München, Joh. G. Weiß (Jos. Olbrich) 1898. — Emil Frommel. Sein Leben und Wirken von einem seiner Schüler erzählt. Wiesbaden, Heinrich Heuß. — Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Von Frz. Zimmermann, K. Werner u. G. Müller. 2. Bd.: 1392—1390. Nr. 583 bis 1259. Hermannstadt, Franz Michaelis 1897. — Joseph Simko: Böcklin-Fieber. Budapest 1898. — C. A. H. Burkhardt: Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. 2. verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Dr. Johann Loserth: Die Reformation u. Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert. Ebd. — Oskar Erdmann: Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. 2. Abtheilung: Die Formation des Nomens von Dr. Otto Mensing. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (8431)

Grundzüge der deutschen Syntax

nach ihrer geschichtlichen Entwicklung

dargestellt von

Oskar Erdmann,

† o. ö. Professor an der Universität Kiel.

Zweite Abteilung:

Die Formationen des Nomens (Genus, Numerus, Casus)

von

Dr. phil. Otto Mensing.

Preis geheftet 6 Mark 50 Pf.

Auf Professor Erdmanns Wunsch hatte Herr Dr. Mensing die Fortführung des Buches unter seinem Beistande und mit Benützung seiner Vorarbeiten übernommen. Nach Erdmanns frühzeitigem Tode fiel ihm die Aufgabe zu, das Werk allein zu beenden und, mehr als andere mit Erdmanns syntaktischen Anschauungen und Urteilen vertraut, wär er bestrebt, die Arbeit in seinem Sinne fortzusetzen. Den zahlreichen Besitzern des ersten Teils wird das Erscheinen des zweiten gewiß hoch willkommen sein.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 26. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Marschall Davout im Jahre 1815. I. Von Paul Holzhausen. — Epilamen. Von Dr. Ludwig Kurell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Marschall Davout im Jahre 1815.

Von Paul Holzhausen (Bonn).

I.

Das kürzlich zu Paris im Ollendorff'schen Verlage erschienene zweibändige Werk des Grafen Henri Vigier[1]) entwirft ein großartiges Gesammtbild von dem Leben und Wirken des berühmten Siegers von Auerstädt und gefürchteten Vertheidigers von Hamburg. Der Verfasser, Graf Vigier, der als rüstiger Jäger und Sportsmann abwechselnd auf dem Schlosse zu Vineuil im Departement Oise und in seinem eleganten Hotel Rue de Bassano 35 zu Paris lebt, ist der Urenkel des in dieser weitläufigen Biographie geschilderten Helden. Er hat als Nachkomme des großen Marschalls das Glück gehabt, aus einem reichen Schatze von Familienpapieren schöpfen zu können, und er hat seinen Takt und großes Geschick gezeigt, als er aus der überquellenden Fülle seiner Materialien mit guter Auswahl und wohlberechneter Oekonomie ein auch so noch überaus stattliches Werk von zwei starken Bänden zusammenstellte.

Ueber den Marschall Davout existirte bereits eine zahlreiche und weitschichtige Literatur. Schon im Jahre 1866 hatte Hr. de Chénier ein dickleibiges Buch über den gewaltigen Kriegsmann geschrieben (Histoire de la vie militaire politique et administrative du Maréchal Davout, Duc d'Auerstaedt, Prince d'Eckmühl, Paris), eine für die damalige Zeit und ihren Standpunkt der Forschung keineswegs verdienstlose, heutzutage freilich überholte Leistung; schon zwei Jahre vorher hatte Hr. Charles Joly, receveur municipal der Stadt Auxerre und Direktor des dortigen Museums, die Hauptereignisse dieses Kriegerlebens in einer anziehenden Studie: Le Maréchal Davout, Prince d'Eckmühl, Paris, zusammenfaßt; 1882 verfaßte der Pariser Historiker Charles de Mazade, derselbe, der auch Davouts militärische Korrespondenz in vier Bänden herausgab, eine kürzere Biographie unter dem Titel Le Maréchal Davout, son génie et son caractère, Paris, ein Büchlein, das er mit pointenreicher Beziehung einem kurz vorher unter fast gleichem Titel (Le Maréchal Davout, son caractère et son génie) erschienenen Werke Emile Montéguts gegenüberstellte. Um dieselbe Zeit erschienen auch die bandereichen Veröffentlichungen der Tochter des Marschalls, der als Romandichterin und philosophische Schriftstellerin bekannten Marquise de Blocqueville: Le Maréchal Davout, Prince d'Eckmühl, racouté par les siens et par lui-même, Paris, 1879—80, 4 Bde., und die Correspondance inédite, Paris 1883. Der Aufenthalt Davouts und die Vertheidigung dieser Stadt gegen Wallmoden und Bennigsen in den Jahren 1813/14 wurde von dem Verfasser dieses Aufsatzes in einer 1892 bei Röder, Mülheim, erschienenen Monographie „Davout in Hamburg. Ein Beitrag zu der Geschichte der Jahre 1813/14" behandelt; des Marschalls eigene Darstellung seiner Thätigkeit im preußischen Feldzug, Opérations du 3e corps 1806—1807, Rapport du Maréchal Davout, ist von dem Neffen des Feldherrn, dem jetzigen Großkanzler der französischen Ehrenlegion, General Davout, Herzog von Auerstädt, vor 2 Jahren herausgegeben.

Wie man sieht, eine stattliche, voluminöse Reihe von Geschichtswerken, denen sich das Buch des Urenkels als eine gewissermaßen abschließende Gesammtdarstellung anschließt. Vieles mußte in derselben aus den früheren Arbeiten, wenn auch in neuer Zusammenstellung, wiederholt werden; doch hat Graf Vigier die Davout-Biographie durch eine große Menge bisher unzugänglicher Briefe und Dokumente, die aus dem Erbe seines 1894 verstorbenen Vaters herstammen, ergänzt und bereichert. Es gilt dies namentlich von den ersten Abschnitten seines Werkes, in denen der junge Davout als Soldat, Offizier und General der Republik, muthiger Vertheidiger des heimathlichen Bodens, glühender Patriot, warmer Anhänger der republikanischen Staatsform und leidenschaftlicher Gegner des Verräthers Dumouriez, den er persönlich auf seiner Flucht aus dem französischen Lager verfolgte, geschildert wird. Die Darstellung der kaiserlichen Feldzüge, das Lager zu Brügge, der Krieg von 1805, die Schlacht bei Auerstädt, wo Davout, hier größer und glücklicher als Napoleon selbst, die für unüberwindlich gehaltenen Ruhmesgefährten des großen Friedrich besiegte, und der Tag von Eylau, wo er durch Umbiegung des feindlichen linken Flügels das schwer gefährdete Zentrum des französischen Heeres rettete, Wagram, wo er durch die Wegnahme der Höhen von Markgraf-Neusiedel den blutigen Tag entschied, die Moskwa, wo er die russischen Schanzen stürmte, und der fruchtbare Rückzug, aus dem er durch seine eiserne Energie und Disciplin die verhältnißmäßig noch reichlichsten Trümmer mit nach Hause brachte: das alles, und noch manche andere Episoden jener großen Krieger- und Verwaltungslaufbahn sind in dem neuen Werke anschaulich dargestellt worden, doch ohne daß dadurch die Linien des bereits geschichtlich feststehenden Gesammtbildes erheblich verschoben worden wären. Dasselbe darf von der Theilnahme Davouts am Feldzuge von 1813 und von seiner vielbesprochenen Vertheidigung Hamburgs gesagt werden. Die mannichfachen, über diese Thätigkeit gegen den Marschall erhobenen Vorwürfe waren schon durch das von der Marquise de Blocqueville im III. und IV. Bande ihres Werkes veröffentlichten Dokumente großentheils siegreich widerlegt und eine quantitativ umfangreiche, aber sachlich wenig werthvolle Hamburger Broschürenliteratur durch die Monographie des Verfassers außer Kurs gesetzt worden. Immerhin hätte der Herausgeber der neuesten Gesammtbiographie

[1]) Davout, Maréchal d'Empire, Duc d'Auerstaedt, Prince d'Eckmühl (1770—1823), par son arrière-petit-fils le Comte Vigier, précédé d'une introduction de M. Frédéric Masson, 2 tomes, Paris, Paul Ollendorff, 1898.

diese polemische Literatur, die er fast gänzlich mit Stillschweigen übergeht, eingehender benutzen und zu den wichtigen Schriften derselben Stellung nehmen können.

Von großem Werthe dagegen und mit freudigem Danke von Seiten des Geschichtsforschers zu begrüßen ist die endliche Veröffentlichung der Souvenirs de Maréchal Prince d'Eckmühl, die dieser dem Lehrer seines Sohnes, James Gordon, über die „hundert Tage" diktirte und deren Manuskript bisher in den Archives historiques des französischen Kriegsministeriums begraben lag. Von großem Werthe; denn einmal sind auch gegen die Amtsführung und das Auftreten Davouts während dieser Zeit allerlei Vorwürfe laut geworden; andrerseits sind gerade die überraschenden Peripetien des Jahres 1815, so nahe uns dasselbe zeitlich liegt und so reichlich die Quellen über diese wenigen Monate auch fließen mögen, in ihrem feinen Detail keineswegs völlig aufgehellt; denn von früh an ist die politische Leidenschaft bemüht gewesen, in zahllosen Broschüren, Aufsätzen, Memoiren und Polemiken aller Art das Bild jener Zeit zu entstellen.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Das ist und das wird bis zu einem gewissen Grade wohl für immer die Signatur des merkwürdigen Jahres sein, welches die napoleonische Geschichte — denn die traurige Hudson = Lowiade von Sankt Helena kann doch kaum zur Weltgeschichte gezählt werden — für immer abschloß. Welcher Historiker wird mit Bestimmtheit die Fragen zu beantworten wagen, ob Napoleon im rechten oder unrechten Momente von Elba aufgebrochen, inwieweit seine Verfassungsgebung (Acte Additionnel) und Verwaltung, insbesondere die Heeresorganisation und Truppenaufstellung, das Richtige getroffen, ob es für ihn besser gewesen sein würde, den Krieg sofort oder am 12. Juni, oder vielleicht lieber gar nicht zu eröffnen, sondern sich auf die Defensive zu beschränken? Und welcher Historiker, ja, selbst welcher Stratege wird sich heute unterfangen, abmessen zu wollen, wer die eigentliche Schuld an der Katastrophe von Waterloo getragen, ob Napoleon selbst, der nach Einigen nicht mehr „der Alte" gewesen sein soll, ob Vandamme's verspätetes Antreten am 15. Juni, ob Ney's Zaudern bei Quatrebras, Soults angeblich mangelhafter Ordonnanzdienst, inwieweit Grouchy verantwortlich gemacht werden darf, inwiefern die Dispositionen bei Waterloo, insbesondere die gewählten Zeitpunkte und das mangelnde Zusammenwirken der einzelnen Bewegungen verurtheilt werden müssen? Und nach der Katastrophe: Hätte Napoleon in Laon bei der Armee bleiben sollen und würde er, einmal nach Paris zurückgekehrt, sich noch haben halten können, wenn er die Kammern aufgelöst, die Diktatur ergriffen und nochmals in der 11. Stunde seines politischen Wirkens einen 18. Brumaire gewagt hätte? Wie viel hat Fouché, zweifelhaften Angedenkens, verschuldet, wieviel — Davout? Denn auch an diesen alten Diener Napoleons, der im Vorjahre in Hamburg mit seltener Treue die Sache seines Herrn à outrance vertheidigt, hat sich der Verdacht herangewagt! Die schier unendliche Reihe dieser Wenn und Aber, dieser Zweifel und Fragen schließt erst mit dem Augenblick, wo der gestürzte und verfolgte Imperator seinen Fuß auf die Schiffsleiter des „Bellerophon" setzt, um sich — wiederum ein Rätsel — England, seinem hartnäckigsten Feinde, anzuvertrauen, anstatt lieber, wie ihm von vielen Seiten nahegelegt wurde, einen kühnen Fluchtversuch nach Amerika zu wagen und sich die Möglichkeit zu retten, zum drittenmale als Triumphator nach Paris zurückzukehren.

Jeder Beitrag, der zur Lösung dieser vielfachen Rätsel mitzuwirken verspricht, muß dem Geschichtsforscher willkommen sein, und so bilden, wie schon angedeutet, gerade die Souvenirs Davouts über die „hundert Tage", die Graf Vigier zum erstenmale[1]) zum Abdruck bringt (Band II, S. 201 ff) einige der werthvollsten Abschnitte seines bedeutenden Werks. Um so mehr, als wir in dem Verfasser dieser Erinnerungen einen der unmittelbarsten und bestunterrichteten Zeugen vor uns haben, der als Mitglied des Ministeriums in die intimsten diplomatischen und Verwaltungsangelegenheiten eingeweiht war und als Kriegsminister die gesammte Reorganisation des Heerwesens zu besorgen hatte.

Das Kriegsministerium übernahm Davout an dem Abend jenes denkwürdigen 20. März, des vierten Jahrestags der Geburt des kleinen Königs von Rom, an dem der historische Kastanienbaum im Tuileriengarten blühte und der heimgekehrte Kaiser die Treppe zu dem alten Schlosse der Könige von Frankreich hinaufstieg. General Thiébault, der glatte, glänzende Erzähler und unzuverlässige Chronist, hat uns im V. Bande seiner bekannten Memoiren eine farbenreiche Schilderung jenes Abends hinterlassen. Einfach, kurz und kernig, durch und durch soldatisch, wie sein Verfasser, ist der Bericht Davouts. Er begibt sich aufs Schloß, von der tausendköpfigen Menge auf dem Carrouselplatze mit donnernden Beifallssalven begrüßt. Napoleon umarmt ihn — er hatte ihn seit dem 5. Dezember 1812, als der Schlitten vor dem Bauernhause von Smorgoni den Kaiser von den Trümmern der großen Armee nach Paris entführte, nicht wiedergesehen. Nach den üblichen Begrüßungen und einigen Bemerkungen, die Davouts Vertheidigung von Hamburg betrafen, trat der Kaiser mit ihm abseits in eine Nische. „Lassen Sie all diese Leute erst weggehen," sagte er, „ich habe mit Ihnen zu reden." Um 11 Uhr waren die beiden Feldherren allein. Napoleon trug dem Marschall das Kriegsministerium an; dieses seinerseits äußerte Bedenken, den Posten zu übernehmen. Nicht ohne Grund; denn seine strenge, gerade, allen Umwegen und Unredlichkeiten abholde Auffassung des Dienstes mochte unter den schwankenden Verhältnissen von 1815, die vielleicht konziliantere Formen als besser geeignet erscheinen ließen, nicht immer recht am Platze sein. Da gestand Napoleon, daß alle von seinen Agenten ausgesprengten Gerüchte über ein Einvernehmen mit Oesterreich erfunden seien. „Ich bin allein, allein Europa gegenüber. Das ist meine Lage, wollen Sie mich verlassen?" „Sire, ich habe hierauf nur eine Antwort zu geben," versetzte der Marschall, „ich nehme das Ministerium an."

Davout war sich wohl bewußt, was er in diesem Augenblick that. Selbst für diejenigen, die an dem Benehmen der im Jahre 1815 zu Napoleon übergetretenen Offiziere die strengste Kritik üben und mit Treitschke die Armee von Waterloo kurzab als ein Heer von Meuterern bezeichnen, selbst für diese steht Davout vollständig rein da. 1814 von Hamburg zurückgekehrt, wurde er von den Ultraroyalisten auf das heftigste angegriffen, weil er — vom militärischen Standpunkt aus völlig korrekt — auf alle ihm aus Feindeshand überkommenen Nachrichten über Napoleons Abdankung nicht reagirt, auf die von den Feinden gehißte weiße Fahne der Bourbonen gefeuert und noch nach Ludwigs XVIII. Thronbesteigung die, ihm anvertraute Festung im Namen des Kaisers vertheidigt hatte, bis ihm direkte Nachrichten von Paris von der endlichen Niederlage und Abdankung Napoleons überzeugt hatten. Diese durchaus ritterliche, an einen Courbière in Graudenz erinnernde Haltung hatte dem eisernen Kriegsmann den fanatischen Haß der Emigrantenkamarilla zugezogen und

[1]) Ein Theil derselben war freilich mit Erlaubniß des Herausgebers schon in der „Revue de Paris" (Nummern vom 15. Dezember 1897 und 15. Januar 1898) veröffentlicht worden.

keiner der Rechtfertigungsversuche Davouts, ein, meines Wissens, vom Grafen Vigier zum erstenmale publizirter Brief des Marschalls an Ludwig XVIII. (vom 19. Juni 1814, bei Vigier II., 190 ff.) und das nicht minder würdevolle an denselben König gerichtete Mémoire sur Hambourg (Paris, 1814, Neudruck durch die Marquise de Blocqueville 1890), waren von Seiner Majestät einer Antwort gewürdigt worden. Davout blieb nach wie vor von Paris verbannt, hatte dem König keinen Eid geschworen, war ihm gegenüber keine Verpflichtung eingegangen, also vollständig frei, und es konnte ihm in keiner Hinsicht verdacht werden, wenn er den ihm von seinem früheren Herrn so dringend angebotenen, ja aufgedrungenen Posten annahm.

Er widmete sich, nachdem er einmal angenommen, den in wahren Wogenbergen über seine damals schon erschütterte Gesundheit hereinfluthenden Arbeiten des neuen Amtes mit dem Eifer und der Pünktlichkeit, die er 1807/1808 als Militärgouverneur in Polen und vor dem russischen Feldzug in einer ähnlichen Stellung in Norddeutschland bewiesen hatte. Hinsichtlich der Reorganisation, ja der Neuschöpfung des von den Bourbonen geflissentlich vernachlässigten Heerwesens war nicht weniger als alles zu thun. Die Aufgabe war um so schwieriger, als die Stunden gezählt und die vorhandenen Finanzkräfte nur schmal waren. Das Aufgebot der alten Soldaten hatte nicht den gehofften Erfolg; kein Wunder; denn die Aufgerufenen waren meist Mannschaften der letzten Konskriptionen von 1812—14, die unter dem Kaiserreich nur böse Tage gesehen und sich außerdem nach ihrer endlichen Rückkehr aus den deutschen Festungen und den russischen Gefängnissen großentheils verheirathet hatten. Die alten Troupiers von Austerlitz und Jena waren entweder gefallen oder sie standen in den dünnen Reihen des aktiven Heeres. Die Konskription von 1815 mußte erst einberufen und ausgebildet werden; von ihr ließ sich, für den Anfang des Feldzugs wenigstens, kaum etwas erwarten. Man half sich, um wenigstens alles verfügbare Material für die Feldarmee zu retten, indem man die Besetzung der Festungen der Nationalgarde überließ. Auch Freikorps wurden eingerichtet, wie denn überhaupt die ganze Organisation von 1815, nach Davouts ausdrücklichem Zeugnisse, die bei Oesterreich 1809 und Preußen 1813 gemachten Erfahrungen zu verwerthen strebte. Die einzelnen Ziffern dieser Organisationen und der aus ihnen gebildeten Heereskörper angeben, hieße den Rahmen eines Aufsatzes überschreiten und würde ohne ausführlichen Text dem Leser doch kein völlig klares Bild von der Riesenarbeit des Kaisers und seines Marschalls geben. Dagegen mag erwähnt werden, daß die bei der traurigen Finanzlage doppelt große Schwierigkeit des Verpflegungswesens die Regierung veranlaßte, einen von den Bourbonen mit dem berüchtigten Hause Ouvrard geschlossenen Vertrag zu erneuern, wobei indeß nicht übersehen werden darf, daß Davout dieser Spekulantenfirma tüchtig auf die Finger sah. Das Haus Ouvrard hat 8 Jahre später, bei Gelegenheit des spanischen Feldzugs, wieder viel von sich reden gemacht und seine Machenschaften haben damals eine ganze Literatur von Broschüren und Flugschriften ins Leben gerufen.

Wie der Kaiser und sein Marschall mit gewohntem Scharfblick die Situation erfaßten, wie sehr sie sich auf alles gefaßt machten und wie sie auch die Erfahrungen des letzten Feldzugs zu berücksichtigen und praktisch auszubeuten versuchten, beweisen die genauen Befehle, die, bevor Napoleon selbst die Offensive ergriff, an die Kommandanten der verschiedenen Heereskörper ergingen, die zur Vertheidigung der Grenzen aufgestellt waren. Die Nordarmee sollte im Falle eines übermächtigen Angriffs die Linien der Scheide und Sambre, der Somme, Aisne, Oise und zuletzt die der Marne und Seine zu halten suchen, die Ostarmee die Vogesen und rückwärts, wie im Jahre 1792, den Argonnenwald. Lecourbe, der Kommandant von Belfort, sollte sich nach und nach auf Langres, Vitry, Saint-Menehould und von dort bis zur Aube, Seine und schließlich der Yonne zurückziehen. Rapp, der die Rheinarmee kommandirte, sollte das Elsaß vertheidigen, um dann hinter die Vogesen, die Meurthe, die Mosel, endlich die Maas und die Marne zurückgehen. Die Alpenarmee sollte sich, falls sie Savoyen räumen müßte, in Lyon konzentriren und von dort Schritt für Schritt hinter die Saone und zuletzt die Seine zurückziehen. Hier um Paris würde eine letzte, große Entscheidungsschlacht geschlagen und dem Feinde womöglich die Frucht zahlreicher Einzelsiege mit einem Schlage wieder entrissen werden. Rechnet man hiezu das Projekt einer starken Befestigung von Paris, wiederum eine Frucht der Erfahrungen von 1814, ein Projekt, das zur Zeit des Herannahens der verbündeten Heere auf dem rechten Seineufer schon theilweise ausgeführt war, und zieht man weiter den theoretisch zweifelsohne genial angelegten Plan des Offensivfeldzugs von 1815 in Betracht, so dürfte es meines Erachtens schwer halten, noch einer Geschichtsschreibung zu glauben, die den Napoleon von 1815 als einen körperlich erschlafften, schlafsüchtigen und sich halbe Tage lang in Bädern umherwälzenden Sultan darzustellen beliebt oder mit dem Kanzler Audiffret-Pasquier annimmt, daß das Genie des Kaisers im Jahre 1815 stark im Abnehmen (fort en déclin) gewesen sei.

Wie in seinen besten Tagen war dieser universale Geist, dessen Stärke sich auf der grandiosen Beherrschung des Details aufbaute, mit den kleinsten Kleinigkeiten des Dienstes beschäftigt. Als Beweis hiefür gilt Davout die Sorge für die Einzelheiten des großen Depots in Versailles, wohin unter anderem die sämmtlichen Sättel der aufgelösten königlichen Reiterregimenter geschickt und wohin auch die Kavalleristen dirigirt wurden, die in der Eile noch nicht hatten beritten gemacht werden können. Von hier wurden sie in die neu formirten Regimenter eingestellt, die Kürassiere ohne Küraß und oft noch ohne Säbel; denn die erste Hauptsache war, die Mannschaften an Ort und Stelle zu haben.

Die Uniformen wurden aus den großen Werkstätten in Paris geliefert. Hier wurde Tag und Nacht mit fieberhafter Eile gearbeitet; alle Schneider und Schuster, alle Sattler, Wagenbauer, Schlosser und Schmiede waren am Werke und wenn man Napoleon gern mit Hannibal vergleicht, so möchte die Thätigkeit des Jahres 1815 an die Reorganisation des großen Puniers nach der Schlacht bei Zama erinnern, wenn nicht die stupende Neuschöpfung einer aufgegebenen Wehrkraft vielmehr den Vergleich mit dem dritten punischen Krieg herausfordert, als die Karthager dem Scipio ihre Waffen und Schiffe ausgeliefert hatten und nun die Häuser ihrer Hauptstadt abtrugen, um aus den Balken eine neue Flotte zu zimmern.

Bei dieser Ueberfülle aufregender Geschäfte, von denen immer das eine die andern drängte, konnten Kollisionen und Störungen nicht ausbleiben. Napoleon war auch hierin ganz der Alte, schimpfte und zankte weidlich und hielt sich bei allen Dienstfehlern an seinen Kriegsminister. Differenzen kamen öfters vor, doch gewinnt man aus Davouts Berichten den Eindruck, daß dieselben niemals einen gehässigen Charakter angenommen haben können. Es ist wichtig, diesen Punkt wegen der späteren Ereignisse im Auge zu behalten. Dagegen läßt der Marschall durchblicken, daß er mit zwei Koterien am Hofe der „hundert Tage“ in schlechtem Einverständniß gelebt, und er beklagt sich besonders über eine Persönlichkeit, die durch ihre Indiskretionen und Schnüffeleien in den Bureaus des Ministeriums mehr als einmal dem Kriegsminister den schwersten Aerger bereitet habe. Der Verfasser der „Erinnerungen“ nennt keinen Namen; er ist feindlich gesinnten

Personen gegenüber mit der Nennung solcher überhaupt äußerst sparsam — ein neues bedeutsames Indicium für die auch sonst bekannte Loyalität seines Charakters — aber der Kenner der Zeitverhältnisse verräth unschwer, daß Graf Flahaut gemeint ist. Flahaut, ein schneidiger Kavallerieoffizier und der Liebhaber Hortensens, Adjutant des Kaisers während der Campagne von Waterloo, war ein unbedingter Bonapartist, der noch im Alter eine Rolle bei der Wiederherstellung des Kaiserthums durch den dritten Napoleon spielen sollte, unter dessen Diplomaten auch sein Sohn, der Herzog von Morny, eine der ersten Stellen einzunehmen berufen war. Die Gesinnungstreue Flahauts gegen das Haus Bonaparte ist ebenso zweifellos wie seine Wahrheitsliebe anfechtbar, und da sich (vergl. unten!) auf seine Aeußerungen eine schwere Anschuldigung gegen Davout stützt, so wird man gut thun, das gespannte Verhältniß zwischen beiden Männern nicht aus dem Auge zu verlieren.

In einer Beziehung freilich war Napoleon nicht der Alte geblieben; aber auch in dieser Hinsicht hatte sich weniger der Kaiser auf Elba als die Verhältnisse während seiner Abwesenheit geändert. Neben den Königlichgesinnten war ihm als zweiter Feind im Innern seines Reiches der Liberalismus erwachsen. Während die Soldaten, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, dem alten Feldherrn in unveränderter Treue anhingen, und man auch nicht ohne Erfolg versuchte, den Gedanken der nationalen Vertheidigung, der in diesem Augenblicke doch nur die kaiserliche Fahne als point de ralliement dienen konnte, durch Herstellung der alten Föderationen neu zu beleben, hielt sich der Liberalismus in kühler Entfernung. Die Finanzwelt der Chaussée l'Antin stand der neuen Regierung, wenn nicht mit dem wilden Hasse, so doch mit einem gleichen Mißtrauen gegenüber wie die vornehmen Bewohner der stillen Hotels im Faubourg Saint-Germain. Die Ursache hiervon waren nicht allein die Besorgnisse, von denen diese friedliebende Bourgeoisie bewegt wurde, wenn sie den Kriegsgott mit dem marmorkalten Cäsarengesichte wieder ganz wie einst durch die Straßen reiten sah, während ihn die vorüberziehenden Regimenter mit dem alten Vive l'Empereur! begrüßten. Sie fürchtete vor allem die Wiederkehr des Despotismus, und obschon ihr der Kaiser das Opfer gebracht hatte, einen Benjamin Constant in seinen Ministerrath zu setzen, so konnte sie dennoch kein Zutrauen zu ihm gewinnen und war der Ansicht, daß nach den ersten Siegen Cäsars alle liberalen Konzessionen zum Fenster hinausfliegen würden. Davout, der in seinen Souvenirs, wie auch in seiner Korrespondenz und bei seinem späteren Auftreten in der französischen Kammer neben den militärischen einen anerkennenswerthen politischen Scharfblick zeigt, weist in scharfer Weise auf die Vaterlandslosigkeit dieser Liberalen hin, die den Sieg in der inneren Politik als das erstrebenswerthere Ziel unbedenklich über den Sieg gegen die äußeren Feinde stellten. Der Typus dieses seichten Liberalismus war der schon von unserm Sybel so trefflich gezeichnete eitle Tribünengeneral Lafayette, der die Angelegenheiten Frankreichs 1792 verdorben, der sie 1815 wiederum verderben half und sie 1830 glücklich zum drittenmale verderben sollte. Verdächtig war den Leuten seines Schlages, wie der Menschenkenner Davout wiederum gut hervorhebt, schon die Form der neuen Verfassung, die sich ausdrücklich als Zusatzakte zu der Constitution de l'Empire ankündigte. Hätte Napoleon diesen Begriff des Zusatzes eliminirt, hätte er seine neue Verfassung, deren Freisinn Davout anerkennt und bewundert, unter Annullirung aller vorhergehenden Verfassungsformen als die Basis eines neuen, entwicklungsfähigen Zustandes proklamirt, es wäre nach dem Urtheil dieses Kenners erheblich besser gewesen. Aber Napoleon wollte das nicht, da es ihm ungeheuerlich erschien und auch wohl erscheinen mußte, einen so resoluten Schnitt in die lange mit Glanz bestandene Konsular- und kaiserliche Verfassung zu thun. Politisch fein ist der Gedanke Davouts, der diese Bedenklichkeiten des Realpolitikers Napoleon mit dem Benehmen Ludwigs XVIII. vergleicht, der ja auch trotz der Charte das Jahr 1814 als das neunzehnte einer imaginären Bourbonenregierung gerechnet wissen wollte. Man mag hierüber abweichender Meinung sein; immerhin darf gesagt werden, daß der junge Nanteser Advokat, der an dem Tage der Verkündigung der Zusatzakte bei einem Diner im Kriegsministerium mit epigrammatischer Schärfe sagte: „l'Acte Additionnel fait perdre à l'Empereure 100,000 hommes et 100 millions" die Ansicht mehr als eines Zeitgenossen ausgesprochen haben wird.

Ich sagte oben, im Hinblick auf diese verwickelten politischen Verhältnisse, Napoleon sei in einer Beziehung doch ein Anderer geworden. Er war es. Er fühlte sich diesen parlamentarischen Strömungen gegenüber nicht sicher, er, der einst als junger General an dem Novembermorgen von 1799 das ganze Parlament über den Haufen gerannt hatte! War er doch schon damals, wie der feine Bonapartekenner Masson (im ersten Bande seines Napoléon et sa Famille) mit gutem psychologischen Blick erkannt hat, nicht ganz frei von Befangenheit gegenüber der Suada der redegewandten Parlamentarier gewesen! Wie viel mehr jetzt, in der kritischen Lage, wo er sich von hundert äußeren und inneren Feinden zugleich umdrängt sah! Daher der zweifellose Fehler, daß er die Kommission zur Durchsicht der Verfassung des Kaiserthums in einem Augenblicke ernannte, wo es tausendmal gescheiter gewesen wäre, die Kammer in die Ferien zu schicken, ein Recht, das ihm verfassungsgemäß zustand.

Cyklamen.[1])

Nicht viele unsrer wildwachsenden Pflanzen erfreuen ebenso den ästhetischen Sinn und erweisen sich zugleich dem Geruchsorgane so gefällig, wie das Cyllamen. Selbst wenn es noch nicht blüht, bildet es mit seinen so wohlgerundeten und zierlich gezähnten Blättern, mit silberig schimmernder Ornamentirung einen auffälligen Schmuck der Bergabhänge. Und nun gar, wenn sich auf einem die Blätter überragenden Stiele die Blüthe erhebt! Ein Meisterwerk natürlicher Modellirkunst, läßt sie ihre dunkelroth gefärbte, formvollendete Rundung nach abwärts hängen und streckt nur die freien, lichteren Theile der Blumenkronblätter in elegantem Schwung in die Höhe. Blickt man in den hinunter gewendeten, verwachsenen Theil hinein, so sieht man die Staubgefäße in unvergleichlich niedlicher Weise mit ihren gelben Köpfchen zu einem fünfgliedrigen, geometrischen Ornamente vereint.

Rechnet man dazu noch den herrlichen Duft, so erklärt es sich von selbst, daß das Cyllamen schon lange der Liebling der Blumen suchenden Laienwelt ist. Die Botaniker von Fach haben sich eingehend noch nicht damit beschäftigt. Das vorliegende Buch ist die erste umfassende und groß angelegte Monographie der betreffenden Pflanzengattung.

Falsch, ziemlich werthlos und widersprechend nennt ihr Autor die auf die Cyklamenarten bezüglichen Angaben in der Literatur. In ihrer Beschreibung und Benennung herrscht große Verwirrung. Sowohl eine und dieselbe Spezies erhielt von mehreren Forschern verschiedene Namen, wie auch umgekehrt dieselbe Bezeichnung auf mehrere Arten ausgedehnt wurde. In den Herbarien ergeben sich bei den

[1]) Die Gattung Cyclamen L. Eine systematische und biologische Monographie. Von Dr. Friedrich Hildebrand, Prof. d. Botanik a. d. Universität Freiburg i. B. Mit 6 lithogr. Tafeln. 190 S. Jena 1898, Verlag von Gustav Fischer.

Cyklamen dadurch Mißstände, daß dieses Gewächs Knollen trägt, welche in den Sammlungen häufig fehlen.

Professor Hildebrand unterzog sich darum der schwierigen Aufgabe, alle Arten selbst zu züchten. Die Vortheile der Untersuchung des lebenden Materials seien hier mit den Worten des Autors angeführt, weil daraus die hauptsächlichsten Momente zu ersehen sind, um welche es sich bei der Naturgeschichte der „Erdscheibe" (wie das Cyklamen zu deutsch heißt) handelt. Er sagt: Man erkennt dann (nämlich bei der Untersuchung lebenden Materials), daß die Knollenoberfläche große Verschiedenheiten zeigt und entweder durch eine Korkschicht oder durch Büschelhaare das Innere der Knollen vor äußeren Einflüssen geschützt ist; weiter sieht man, daß die Wurzeln bei jeder besonderen Art an ganz bestimmten Stellen der Knollen hervortreten, was an getrockneten Exemplaren selten noch kenntlich ist. Ferner erkennt man, wie die Blätter in der Jugend und im Alter und in der Zeit ihres Hervortretens sich verhalten, ob sie so oder so konstant gefärbt sind oder ob in der Färbung am gleichen Individuum oder an verschiedenen Stöcken derselben Art sich Abweichungen zeigen und ob ähnliche Verschiedenheiten in der Form eintreten. Weiter kann man meist nur an lebenden Pflanzen die Form und Aderung der Kelchblätter genau erkennen, auf welche in den Diagnosen nur wenig, von der Beaderung gar keine Rücksicht früher genommen wurde, welch letztere sich aber für einzelne Arten sehr charakteristisch erweist.

Dann ist die Form der Blumenkrone und die Drehung ihrer Zipfel an getrocknetem Material kaum vollständig zu erkennen, und doch gibt dieselbe einigen Arten ein sehr charakteristisches Ansehen. Und nun gar die Farbe der Blumenkrone, welche sich hier beim Trocknen ganz ungemein verändert und oft aus dem schönen Rosenroth in ein helles Violett, sogar in Blau oder Weiß übergeht. Aber dies wäre nun noch nicht so von Bedeutung, wie die Zeichnung am Grunde der Blumenkronzipfel und im Innern der Blumenkronröhre, welche bei den einen Arten zwar nach den Individuen eine wechselnde, bei anderen hingegen sehr konstant und charakteristisch ist. Ferner sind die Verschiedenheiten der Griffelspitze, welche für einzelne Arten so eigenthümlich sind, an getrockneten Blüthen kaum oder gar nicht zu erkennen. Wenn man gar auf mikroskopisch nur sichtbare Merkmale eingehen will, welche manchmal für die Systematik von großer Bedeutung sind, zumal wenn äußere Eigenschaften einer Spezies sich schwer definiren und beschreiben lassen, so sind zu derartigen Untersuchungen getrocknete Exemplare meist ganz unbrauchbar.

Endlich kann man selbstverständlich an solchen getrockneten Pflanzen oder Pflanzenstücken keine Beobachtungen über die Entwicklung der einzelnen Individuen, der dabei auftretenden Abweichungen an einem Stocke oder in den Nachkommen machen. Kurz, um eine Pflanzenart in ihrem ganzen Sein und Wesen kennen zu lernen, darf man dies nicht von getrockneten Pflanzen erhoffen, wenn diese auch eine werthvolle Beihülfe geben können, sondern man muß sich an die lebenden Pflanzen halten.

Hildebrand ließ die verschiedenen Knollen keimen und bemerkte schon kurze Zeit nach Beginn dieses Prozesses die eigenartige Ausbildung der Knollenoberfläche, nach der man die ganze Gattung Cyklamen in solche mit korkrten und solche mit behaarten Knollen theilen kann. Zu den ersteren gehören Cyclamen europaeum, persicum, africanum, cyprium, neapolitanum und graecum, bei welch letzterem die Korkschicht mehrere Millimeter dick wird. Bei den anderen Arten Cyclamen repandum, balearicum, cilicicum, ibericum, Coum und alpinum treten zuerst Keulen- und später Büschelhaare auf. Sowohl diese als auch der Kork bewirken einerseits kein allzustarkes Austreten von Flüssigkeit, andrerseits verhindern sie eine Fäulniß erregende massenhafte Aufnahme von Feuchtigkeit. Ob der Schutz auf die eine oder die andere Weise hergestellt wird, hängt von dem Standort der Pflanze, der Beschaffenheit des Bodens und der Lage der Knollen in demselben ab.

Die Wurzeln der Cyklamen weisen keine besonderen Unterschiede auf. Auch die Form der Blätter ist im allgemeinen eine solche, daß selbst Nichtbotaniker sie leicht als zu Cyklamen gehörig erkennen können. Es kann höchstens eine Verwechslung mit der Haselwurz, Asarum europaeum, vorkommen. Auf die ungleiche Länge und Richtung des Blattstieles, sowie auf die Knospenlage, in der beide Hälften des Blattes gegeneinander klappen, kann hier nicht näher eingegangen werden. Das Verhalten des Randes, die mehr oder weniger regelmäßige Zähnelung, sowie die Größe der Blätter setzen den Leser des Buches durch die darin enthaltenen, sorgfältig und naturgetreu ausgeführten Abbildungen in den Stand, jede hieher gehörige Art schon an den Blättern allein sicher zu diagnostiziren. Die größten (15 cm langen und 18 cm breiten) hat Cyclamen africanum, die kleinsten (15 mm langen und 18 mm breiten) hat C. alpinum. C. Coum ist das einzige, dessen Blattoberfläche ganz dunkelgrün ist, während dieselbe bei den anderen mit silbergrauen Flecken gezeichnet ist.

Die Blüthe entwickelt sich erst, nachdem die Cyklamenarten entweder eine oder mehrere Ruheperioden nach der Keimung durchgemacht haben. Bei einigen erscheinen die Blüthen nach den Blättern, bei anderen gleichzeitig mit diesen. Die Richtung der Blüthenstiele ist verschieden. Die Kelchblätter weisen in Form, Farbe, Berandung und Nervatur so konstante Verhältnisse auf, daß sie als Artmerkmale verwendet werden können. Fast einzig in ihrer Art ist die Gestaltung der Blumenkrone, deren schon eingangs flüchtig gedacht wurde. Ganz besonders kommt es auf die Form der in die Höhe gewundenen Zipfel der Blumenkrone an; je nachdem sie Ohren bilden oder nicht, kann man die ganze Gattung in bebrte (africanum, neapolitanum, graecum und Rohlfsianum) und in unbebrte (europaeum, persicum, repandum, balearicum etc.) eintheilen.

Der Wohlgeruch, welcher der Blumenkrone entströmt und der sowohl den Gärtner, als auch den Laien nächst der Farbe am meisten interessirt, wird in dem Buche leider nur mit wenigen Worten abgehandelt.

Die fünf Staubgefäße sind den Zipfeln der Blumenblätter gegenüber an dem untersten Theile der Kronenröhre angewachsen. Im Zentrum schließt die Cyklamenblüthe mit einem Pistill ab, welches aus einem Fruchtknoten mit mittelständiger Placenta besteht. Jener geht in einen langen Griffel mit endständiger Narbe aus. Ersterer ist starr und unbiegsam und ragt bei den meisten Arten (africanum, neapolitanum, graecum ꝛc.) kaum über den Schlund hervor. Er ist fast überall weiß, nur bei repandum, alpinum an der Spitze und bei graecum am Grunde roth gefärbt.

Die Bestäubung findet zuerst durch Insekten und später durch den Wind statt. Aehnlich wie es bei Erica carnea, Calluna vulgaris und Bartsia alpina der Fall ist. Der Pollenstaub paßt sich diesen beiden Arten an. Bei der jungen Blüthe bildet er dicke, gelbe Klumpen, bei der älteren fliegt er in Gestalt weißlicher Wölkchen heraus, wenn man das Cyklamen berührt. Bei den Besuchen der Insekten wird der gelbe Pollen dadurch auf den Leib derselben übertragen, daß ihre Rüssel gegen die Häkchen der Antherenspitzen stoßen und dadurch das ganze Staubgefäß erschüttern. Bleiben die Insekten aus, so ist durch den Wind immer noch Gelegenheit geboten, den Pollenstaub auf die Narbe einer anderen Blüthe zu übertragen. Cyklamen wird namentlich von Bienen, Hummeln und Schlammfliegen (Erystalis tenax) besucht.

Bald nach erfolgter Befruchtung fällt die Blumenkrone ab. Die Früchte sind Kapseln von kugeliger Gestalt und bräunlicher Farbe. Bei C. graecum sind sie fast schwarz und stark glänzend; bei dieser Art sind sie auch am größten und erreichen einen Durchmesser von 18 mm, während C. alpinum auch die kleinsten Früchte, mit 6 mm Durchmesser, hat.

Das die Morphologie der Gattung Cyklamen bis in das kleinste Detail schildernde und durch gelungene Lithographien veranschaulichende Werk Hildebrands enthält auch sehr ausführliche biologische Betrachtungen; von diesen sei die Verbreitung der Samen hier angeführt: bezüglich ihrer stellt Kerner die Vermuthung auf, daß sie durch Thiere geschehe, welche, auf der Erde hinstreifend, die Kapseln mit sich fortschleppen, indem die krallenförmigen Stiele derselben sich ihnen anheften. Hier und da mag in dieser Weise die Verbreitung wohl vor sich gehen; die hauptsächlichsten Verbreiter sind aber nach direkt gemachten Beobachtungen die Ameisen, welche die Samen wegen ihres nahrhaften Inhalts, wie dies auch bei Melampyrum, Galanthus, Asarum etc. geschieht, fortschleppen, an den verschiedensten Orten als Vorrath sich verbergen und dann später vergessen. Allem Anschein nach haben die reifen Samen der Cyclamenarten einen besonderen Duft, durch welchen sie den Ameisen bemerklich werden. Wenn die Kapseln dem Aufspringen nahe sind, so finden sich schon Ameisen bei ihnen ein und liegen, sozusagen, auf der Lauer, bis das Aufspringen erfolgt, wo sie dann sogleich die Samen aus der Kapsel hervorholen, um sie wegzuschleppen und irgendwo zu verbergen. Man kann sicher sein, daß an einer Kapsel, welche nur erst vor kurzem aufgesprungen, bald alle Samen verschwunden sind, ein Umstand, welcher manche der vorstehenden Beobachtungen und andere Experimente um ein Jahr verzögerte.

Um einige Beispiele von der Findigkeit der Ameisen anzuführen, bemerkt Hildebrand, wurden die mit wenigen Kapseln versehenen Pflanzen von C. alpinum aus dem Cyclamenhause entfernt und in einem Zimmer unter einer Glasglocke aufgestellt, und doch fand sich nach einigen Tagen bei ihnen eine Ameise ein. Besonders bemerkenswerth war aber eine Beobachtung an den Samen von C. Coum. Diese wurden im Gewächshause in einer Schale ausgesäet und einige Millimeter mit Erde bedeckt. Obgleich nun im Gewächshause nur hier und da eine Ameise zu bemerken gewesen war, so wimmelte doch am anderen Morgen nach der Aussaat die ganze Oberfläche des Samentopfes von Ameisen, welche unruhig auf der Erde umherliefen, die Nähe der Samen durch den Geruch zu merken schienen, aber wahrscheinlich nach ihren sonstigen Erfahrungen dieselben nicht in der Tiefe der Erde verborgen glaubten, so daß sie dieselben hier nicht aufsuchten.

Wenn nun schon die direkte Beobachtung der Ameisen beim Wegschleppen der Cyclamensamen zeigt, wie letztere verbreitet werden, so erkennt man dies auch daran, daß in Gewächshäusern, wo Cyclamenarten kultivirt werden, Keimlinge derselben an den verschiedensten Orten aus der Erde hervortreten, manchmal aus einer Tiefe von mehreren Centimetern, wohin sie durch die Thätigkeit der Ameisen verschleppt werden; ja es wurden sogar letzthin Keimlinge beobachtet, welche aus den Mauerritzen hervortraten, wo die dorthin eingeklemmten und versteckten Samen hinreichende Feuchtigkeit zur Keimung gefunden hatten.

Nach diesen Beobachtungen des Autors werden auch wohl in der Heimath der einzelnen Arten die Samen durch die Ameisen verbreitet und sogleich nach der Reife an geschützte Orte übergeführt werden, wo sie nicht der zu starken Austrocknung ausgesetzt sind und schon nach einigen Monaten zu keimen beginnen, während durch starke Austrocknung die Keimung der Samen erfahrungsmäßig sehr verzögert werden würde. E. Hartmann berichtet, daß er in der Umgegend von Beirut das C. persicum sehr oft in den Ritzen von Mauern wachsend angetroffen habe, was doch sehr für die Verbreitung durch Ameisen spricht.

Dr. Ludwig Karell.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Ueberhorst, a. Prof. der Philosophie an der Universität Innsbruck. Bd. I: Das Wirklich-Komische. Leipzig, Georg Wigand, 1896. 562 S. — An dem vorliegenden Buche fällt zunächst rein äußerlich das Mißverhältniß auf, in dem die eigentlichen systematischen Betrachtungen des Werkes zu zwei Kapiteln stehen, die zwar im Zusammenhange eines ästhetischen Werkes ihre Stelle finden, bezw. nach der Theorie des Verfassers gefordert werden mögen, die aber, insofern sie eben doch nur Hülfskapitel sind, zum Vortheil des Ganzen auch äußerlich mehr diesen Charakter tragen dürften. Während nämlich die fünf systematischen Kapitel des Buches zusammen nur 50 Seiten ausfüllen, nimmt ein Hülfskapitel: „Die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen", nahezu 200 und ein anderes: „Beispiele des Wirklich-Komischen aus der Literatur", sogar über 300 Seiten ein! Der Untertitel des vorliegenden Bandes „Das Wirklich-Komische" ergibt sich für Ueberhorst daraus, daß alles Komische nach ihm in drei Arten — das Wirklich-Komische, das Scheinbar-Komische und den Witz — zerfällt, mit deren erster sich der vorliegende Band beschäftigen soll. Es ist uns zweifelhaft, ob diese Eintheilung als eine ungezwungene angesehen werden darf, und ob ihr nicht vielmehr eine bedenkliche Vermengung ästhetisch-psychologischer mit erkenntniß-theoretischen Gesichtspunkten zugrunde liegt; denn auch der Fall „scheinbarer" Komik scheint uns wenigstens doch nur dadurch möglich zu sein, daß uns ein bestimmter Thatbestand zunächst und unter gewissen Bedingungen als ein komischer — und zwar damit ohne weiteres als ein „wirklich" komischer — erscheint, während nachher, unter geänderten Bedingungen, derselbe Thatbestand nicht mehr komisch auf uns wirkt und somit auch in einer Aesthetik des Komischen keinen Platz finden kann. Jedenfalls aber hätte Ueberhorst, um seine Eintheilung gegen Einwände dieser Art zu sichern, ihre Berechtigung doch irgendwie darthun müssen, nicht aber sein Buch ohne weiteres damit einleiten und sie auch in den wenigen Schlußbetrachtungen ohne Begründung lassen dürfen. Ebenso wie diese Eintheilung sucht Ueberhorst auch seine Definition des Komischen nicht induktiv zu erweisen, sondern stellt sie mit ausdrücklicher Verwerfung einer Ableitung an die Spitze seines Werkes; wenn er dies dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er sich „aan der geringen Brauchbarkeit des weitverbreiteten bekannten heuristischen (i. e. induktiven. D. Ref.) Verfahrens" überzeugt zu haben glaube, so dürfte diese Ueberzeugung nicht allzu oft mit ihm getheilt werden. Seine eigene Definition des Komischen (S. 2) lautet: „Komisch erscheint uns ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer anderen Person, wenn uns an uns selbst keines eben derselben schlechten Eigenschaft zum Bewußtsein kommt, und das keine heftigen unangenehmen Gefühle in uns hervorruft." Diese Bestimmung des Komischen dürfte jedenfalls schon insofern angreifbar sein, als in ihr das Gebiet des (Wirklich- wie Scheinbar-) Komischen lediglich auf „Eigenschaften von Personen" beschränkt wird; indessen unterliegt es doch keinem Zweifel, daß zum mindesten der allgemeine Sprachgebrauch auch solche Erscheinungen als „komische" bezeichnet (komische Druckfehler u. s. f.), die mit „Eigenschaften von Personen" kaum etwas zu thun haben und bei denen die komische Wirkung jedenfalls in keiner Weise auf einer Beurtheilung menschlicher Eigenschaften beruht. Das Komische ist demnach für Ueberhorst wesentlich — nicht ausschließlich — ein ethisches Problem; und die vielfach angenommene Theorie, nach der dasselbe in einer besonderen Art des Kontrastes zwischen Vorstellungen aber Thatbeständen beruht, wird von ihm in einem besonderen Kapitel abgelehnt — leider ohne daß er des näheren dabei auf diese Theorie einginge. Ein ausschließlich ethisches Problem ist das Komische für Ueberhorst insofern nicht, als zu den

Digitized by Google

„schlechten Eigenschaften anderer Personen", in deren Erkenntniß unter den erwähnten Bedingungen nach ihm das Komische besteht, nicht nur sittliche, sondern auch intellektuelle und sogar körperliche Mängel von ihm gerechnet werden. Im Zusammenhange mit dieser Definition folgt dann das erwähnte ethische Kapitel über die „guten und schlechten Eigenschaften des Menschen" mit nahezu 200 Seiten; in den folgenden 320 Seiten sucht hierauf der Verfasser durch nicht weniger als 278, oft seitenlange „Beispiele des Wirklich-Komischen aus der Literatur", die er ohne jeden begleitenden Kommentar fortlaufend abdruckt, seine Theorie zu beweisen. In jedem dieser Beispiele soll die „Erkenntniß der schlechten Eigenschaften einer anderen Personen" die Ursache der komischen Wirkung sein. Wir müssen gestehen, daß wir in den angezogenen Beispielen zwar fast durchaus Beispiele mehr oder minder tadelnswerther menschlicher Eigenschaften, keineswegs aber auch immer solche von komischer Wirkung zu erkennen vermögen. Wo soll z. B. in folgenden Versen aus Hermann und Dorothea (Beispiel 118: „aon mangelnder Selbstbeherrschung aus Ungeduld"):

Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich trabte die Tische,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.

— wo soll in diesen Versen die Komik liegen? Oder wo in den Worten des bekannten leichten Dämchens aus „Wilhelm Meister" (Beispiel 147: „ein solches aon Nicht-Wahren der weiblichen Würde"): „Sie lachte ihm ins Gesicht, als er geendigt hatte. Du bist ein Thor, sagte sie, du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was dir gut ist; ich werde bleiben; ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?" Als frivol und witzig dürfte diese Worte wohl Jedermann, kaum Jemand aber sie als „komisch" auffassen. In Heine's bekannten Versen „Des Weibes Leib ist ein Gedicht" soll die „Komik" (wir erblicken eben auch hier wiederum keine solche, sondern witzige Frivolität) in der Erkenntniß der in diesen Versen enthaltenen Gottlosigkeit bestehen. ?) Man sieht, zu welchen offenkundigen Verirrungen das Deduziren aus einer dogmatisch aufgestellten Hypothese führen kann. Soweit diese Beispiele überhaupt für eine Theorie des Komischen herangezogen werden können, scheinen sie uns eher gegen als für Ueberhorsts Theorie zu sprechen; wir wählten dieselben übrigens nicht aus, weil sie in dieser Hinsicht etwa die markantesten wären, sondern lediglich weil sie die kürzesten sind. In Kapitel 61 muß übrigens der Verfasser selbst zugestehen, daß uns manche Dinge als komisch erscheinen (erscheinen hier nicht im Gegensatz zu einer Wirklichkeit, sondern = iudicari gebraucht), „ohne daß sie in Wirklichkeit Zeichen schlechter Eigenschaften sind"; uns scheint, dieser für eine Theorie wie die obige sehr bedenkliche Umstand hätte den Verfasser doch bestimmen sollen, die Auseinandersetzung mit früheren Versuchen zur Lösung seines Problems, insbesondere der Kontrasttheorie, nicht so kurzerhand abzutehnen, wie er dies S. 1 thut. — Das Problem des Komischen ist unter allen Problemen der Aesthetik vielleicht dasjenige, das am meisten noch des richtigen Ansatzes zur Lösung harrt, und es muß daher a priori jeder Versuch, demselben von neuem zuleibe zu gehen, willkommen geheißen werden; den vorliegenden Versuch freilich können wir weder als methodisch, noch als sachlich gelungen bezeichnen.

München. Karl Schneider.

* Nach einer Zusammenstellung der „Hochschulnachrichten" bestehen in den 20 deutschen Juristenfakultäten folgende Promotionsbedingungen, die man nach manchen in letzter Zeit erfolgten Erörterungen über die Zahl der Promotionen an den einzelnen Universitäten mit besonderem Interesse lesen wird. Keine Dissertation, sondern nur eine Interpretation von Gesetzestexten verlangt Heidelberg, keinen Druck der Dissertationen Leipzig und Jena. Außer der Dissertation und mündlichem Examen fordern eine Interpretation: Berlin, Breslau, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg; eine Disputation: Berlin, Bonn, Breslau, Kiel, Königsberg, München. Die mündliche Prüfung kann vor der Dissertation abgelegt werden in Breslau, Erlangen, Freiburg, Greifswald, Halle, Königsberg, Marburg und neuerdings in München. Die Gebühren betragen bei Bestehen, bezw. Nichtbestehen der Promotionsprüfung in Leipzig 562 M. (281), Heidelberg 492 (380), Jena 470 (122), Göttingen 450 (250), Kiel 450 (450), Gießen 440 (220), Greifswald 425 (425), Breslau 390 (180), Marburg 369 (369), Straßburg 360 (180), Berlin 355 (170), München 350 (210), Halle 350 (175), Bonn 340 (170), Tübingen 305 (100), Würzburg 300 (300), Freiburg 300 (300), Rostock 300 (150), Erlangen 300 (110).

* Künstliche Milch hat jetzt Apotheker Rose in Köln hergestellt, und im städtischen Krankenhause in Frankfurt sind, wie im letzten Hefte der „Berliner klinischen Wochenschrift" berichtet wird, Versuche mit diesem neuesten Erzeugniß der Nahrungsmittel-Chemie gemacht worden, die außerordentlich günstige Resultate hinsichtlich der Bekömmlichkeit desselben ergeben haben. Bei Herstellung der künstlichen Milch ging der Erfinder von dem in ärztlichen Kreisen vielfach erörterten Gedanken aus, daß die verschiedensten Abänderungen der Kuhmilch in qualitativer und quantitativer Beziehung nicht zu einem völlig einwandfreien Ersatz der Muttermilch führen können, und hatte sich demzufolge zur Aufgabe gestellt, einen solchen durch künstlichen Aufbau aus den einzelnen in der Muttermilch enthaltenen Bestandtheilen, also gewissermaßen auf synthetischem Wege, zu gewinnen. Dieses Problem soll ihm nach dem obigen Berichte in glänzender Weise gelungen sein. Die Rose'sche Muttermilch weist danach nicht nur mit den anerkannt besten Analysen der Frauenmilch eine so genaue Uebereinstimmung auf, wie sie bisher noch niemals erreicht worden ist, sondern zeigt auch im übrigen, besonders auch im Verhalten der Eiweißkörper, die größte Aehnlichkeit mit natürlicher Muttermilch.

G. M. **Nürnberg**, 25. Mai. Das Germanische Nationalmuseum hat eine höchst kostbare Erwerbung zu verzeichnen, bestehend aus einem altgermanischen Goldschmuck. Das Hauptstück ist eine Fibel von beträchtlicher Größe in Gestalt eines Adlers, dem sich ein Ohrgehänge und zwei Anhänger einer Halskette anreihen. Die sämmtlichen, schwer in Gold ausgeführten Stücke sind auf das reichste mit Almandinen besetzt. Der Schmuck stammt aus Ravenna, der sagenumwobenen Stadt des gewaltigen Dietrich von Bern, und da er mit den wenigen uns erhaltenen altgothischen Sachen auffallend übereinstimmt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er einst einen der Recken des großen Theoderich zierte oder gar einen der Herrscher selbst dieses jugendfrischen Volkes. Die prächtige Adlerfibel ist ein außerordentlich seltenes Stück, das im Germanischen Museum eine der glänzendsten Perioden unsrer ältesten Geschichte würdig repräsentirt, die Epoche jenes Heldengeschlechts der Ostgothen, das in dem vieljährigen Kampf um Rom nach großen Siegen den ehrenvollen Untergang gefunden.

* **Straßburg.** In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität hat sich Dr. Joseph Wellstein aon hier als Privatdozent für das Fach der Mathematik habilitirt.

* **Berlin.** Am 23. Mai fand hier die zweite Vorstandssitzung der deutschen Orientgesellschaft statt. In derselben wurde u. a. von der nunmehr feststehenden Zusammensetzung des wissenschaftlichen Beiraths Mittheilung gemacht. Derselbe besteht aus den HH.: 1. Geh. Reg.-Rath Dr. Schmidt als Vertreter des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. 2. Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Schrader als Vertreter der kgl. Akademie der Wissenschaften. 3. Direktor der ägyptischen Abtheilung der königlichen Museen, Professor Dr. Adolf Erman, als Vertreter der Generalverwaltung der königlichen Museen. 4. Professor Dr. Conze. 5. Geh. Reg.-Rath Professor Sachau. 6. Professor Dr. Delitzsch zu Breslau. 7. Professor Dr. Zimmern zu Leipzig-Stötteritz. 8. Professor Dr. Euting zu Straßburg i. E. 9. Dr. Lehmann zu Berlin. Darauf gab Geh.-Rath Sachau eine kurze Darstellung der von ihm und dem Hrn. Architekten Koldewey zu Görlitz infolge ministerieller Ver-

fügung ongetretenen Forschungsreise nach den babylonischen und assyrischen Trümmerstätten. Sowohl auf ehemals babylonischem wie auf altassyrischem Gebiet wurde je eine Stätte gefunden, auf welcher Ausgrabungen mit hoher Wahrscheinlichkeit bedeutsame Funde erwarten lassen. In der sich an den Vortrag anschließenden Berathung wurde allseitig anerkannt, daß für die deutsche Orientgesellschaft schleunigstes Handeln nothwendig erscheine. Als erstrebenswerthes Ziel wurde die Ausrüstung und Abreise einer neuen Unternehmung im Monat Oktober, spätestens November, dieses Jahres bezeichnet, damit im Februar kommenden Jahres mit den Ausgrabungen begonnen werden könne. Die Zwischenzeit ist zu benutzen, um von der türkischen Regierung auf diplomatischem Wege den erforderlichen Firman zu erlangen und die Personalauswahl zu treffen. Da die Kosten des geplanten Unternehmens von sachverständiger Seite auf 45—50,000 M. geschätzt werden, die regelmäßigen Jahresbeiträge aber bis jetzt erst den Betrag von etwa 20,000 M. erreichen, so werden die Vorstandsmitglieder um eifrigste Fortsetzung der Werbung von weiteren Mitgliedern ersucht.

* **Wien.** Die hiesige Universität, die vor kurzem den schwersten Verlust durch den Tod des Hofraths Bühler erlitten, hat aufs neue das Hinscheiden eines ihrer großen Lehrer und Forscher zu beklagen. Am 24. d. M. ist der Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaften Hofrath Dr. Friedrich Müller im Alter von 64 Jahren einem Herzleiden erlegen. Der Dahingeschiedene hatte sich als Sprachforscher und Ethnograph einen Weltruf erworben und war auf dem besonderen Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft nach dem Tod Georg v. d. Gabelentz' wohl der Gelehrte, der sich des weitesten Ueberblicks über das Gesammtgebiet der sprachlichen Thatsachen rühmen durfte, und zugleich der bedeutendste Vertreter der älteren, von Schleicher angebahnten Richtung, die mit der modernen Sprachwissenschaft und ihrem Prinzip der Ausnahmslosigkeit der Sprach- und Lautgesetze, namentlich auf indogermanischem Sprachboden, zwar zuweilen in Gegensatz gerieth, aber in ihren Grundlagen gerade durch ihn kräftig vertreten blieb. Sein dreibändiger „Grundriß der Sprachwissenschaft" bildet das gewaltige Denkmal seines Wissens und seiner weitblickenden wie tief eindringenden Beschäftigung mit fast allen Sprachen der Erde. Auf dem Gebiet der Ethnographie gehörten ebenso sein Werk „Allgemeine Ethnographie" und sein „Ethnologischer Bilderatlas" zu den grundlegenden Arbeiten der neuesten Zeit, obwohl sie in Einzelheiten vielfachen Angriffen begegneten. Müller, der am 5. März 1834 in Jemnik in Böhmen geboren wurde und seine Universitätsstudien über orientalische Sprachen in Wien, Göttingen und Tübingen absolvirt hatte, habilitirte sich schon sehr früh (1859) an der Wiener Universität für vergleichende Sprachwissenschaft und rückte 1866 zum außerordentlichen Professor der orientalistischen Linguistik und 3 Jahre später zum ordentlichen Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der gleichen Hochschule auf. Die Grundlage zu seinem wissenschaftlichen Rufe hatte er durch die mustergültige Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse gelegt, welche die berühmte „Novara-Expedition" in linguistischer und ethnographischer Beziehung ergeben hatte. Diese Bearbeitung trug ihm damals von der englischen Regierung einen Ruf an die Pano-Hochschule in Indien ein, den er jedoch ablehnte. Er blieb in Wien und entfaltete daselbst eine überaus fruchtbare Thätigkeit als akademischer Lehrer, wie als wissenschaftlicher Schriftsteller. Viele seiner kleineren Arbeiten sind in den Mittheilungen der Wiener Akademie der Wissenschaft erschienen, der er seit 1869 als ordentliches Mitglied angehörte.

T. Der fünfte internationale Kongreß für Hydrologie, Klimatologie und Geologie wird vom 25. September bis 3. Oktober d. J. in Lüttich abgehalten werden. Man hat diese belgische Stadt hauptsächlich wegen ihrer Lage in unmittelbarer Nähe der berühmten belgischen Mineralquellen von Spaa, Choude Fontaine 2c. ausgewählt, um den Mitgliedern des Kongresses den Besuch derselben zu ermöglichen. Es sind außerdem Ausflüge nach verschiedenen anderen interessanten Orten geplant, z. B. nach Vervier, wo die Wasserversorgung der Stadt besichtigt werden soll, nach Ostende und anderen Seebädern and Küstenstaaten, auch nach Aachen. Auf französischen und belgischen Eisenbahnen werden die Kongreßbesucher eine Ermäßigung auf die Hälfte der Fahrpreise erhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Lazarus Goldschmidt: Der Traktat Sukkah. (III. Bd. 1. Lfg. des Werkes „Der babylonische Talmud".) Berlin, S. Calvary u. Co. 1898. — Jah. Schulze: Kurzer Lehrgang der vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze und Schrey). Hannover-Berlin, Karl Meyer (Gustav Prior) 1898. — *Bulletin Russe* de Statistique Financière et de Législation. 5ème année. Janvier-Mars 1898. St.-Pétersbourg 1898. — Karl Schwarzenberg: Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen? München, J. F. Lehmann 1898. — Karte des Kriegsschauplatzes in Cuba. Wien, A. Hartleben 1898. — Dr. Hermann Schell: Die neue Zeit und der alte Glaube. Eine kulturgeschichtliche Studie. Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Wilh. Eilers: Künstlerpostkarten aus dem bayerischen Hochland. München, Karl Reidelbachs Kunstverlag. — Bäder-Almanach. VII. Ausgabe 1898. Berlin, Rud. Mosse. — F. Erhardt: Der Erste. Roman. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Bong u. Co. 1898. — E. Dressel: Ilse Severin. Roman. Ebd. — Wilhelm Eberhard Ernst: Gedichte. Berlin, Gropius 1898. — Adalbert v. Hanstein: Gerhart Hauptmann; Auguste Schmidt und Hugo Rösch: Luise Otto-Peters; Dr. Benno Diederich: Emile Zola; Franz Pohl: Werner v. Siemens (Sammlung „Biographische Volksbücher"). Leipzig, R. Voigtländer 1898. — Kurze Geschichten (von Hans Hoffmann, Emil Marriot, Julius Lohmeyer, Gustav Wied, Rudolf Stratz, Otto v. Leitgeb, Paul Althof, Giovanni Verga, August Niemann, Karl v. Thaler, Raoul Domna, Ferdinand v. Saar, Franz Herzeg, Gabriele Reuter, Dagob. v. Gerhardt-Amyntor, Max Pemberton, Ludwig Fulda, Fritz Mauthner, Maria Janitschek, Headon Hill, Victor Blüthgen, Ferd. Stieber, Léon de Tinseau, Ernst v. Wolzogen, Ilse Frapan, Koloman Mikszath, Theodor Duimchen, Hermine Villinger, Holger Drachmann) 9 Bände. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus und Verlag der Romanwelt 1898. — N. Flerowsky: Unter drei russischen Kaisern. Erlebnisse, Studien und Beobachtungen. Berlin, Siegfried Cronbach 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die

Reformation und Gegenreformation

in den innerösterreichischen Ländern

im XVI. Jahrhundert.

Von [8430]

Dr. Johann Loserth,

Professor der Geschichte in Graz.

Preis geheftet 12 Mark.

Die innerösterreichischen Länder, Steiermark, Kärnten und Krain, sind der Schauplatz dieses Stücks bewegter Lokalgeschichte aus einem der wichtigsten Zeiträume. Der Verfasser hat aus den Archiven, hauptsächlich denen von Wien, Graz, Innsbruck und Klagenfurt, so viel bisher Unbekanntes beigebracht, daß seine Geschichtschreibung wie eine ganz neue erscheint. Durch dieses Schöpfen aus dem Vollen und Ursprünglichen wird seine Darstellung ungemein reich und anschaulich. Dabei ist sein Standpunkt, bei aller inneren Wärme für seine evangelischen Glaubensbrüder, rein sachlich, seine Sprache würdig und gemessen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 27. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Werke über dänische Kunst. Von R. Haupt. — Marschall Davout im Jahre 1815. II. Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Werke über dänische Kunst.

Von R. Haupt (Schleswig).

Ob Paris das Auge der Welt ist, darüber mögen Neigung, Geschmack und Einsicht streiten; der Glanzpunkt unsres Nordens ist Kopenhagen. Wie von Osten und Westen her die Meeresbahnen sich hier treffen und kreuzen, so begegnen sich dorthin gewandt die Menschen. Hier im Norden gewesen sein und Kopenhagen nicht gesehen haben, das ist bei einem Menschen von normalen Verhältnissen nicht wohl denkbar. Leute, die Berlin nicht kennen und nicht besorgen, daß damit an ihrer Bildung etwas fehle, trifft man auf Schritt und Tritt, auch in den jetzt preußischen Theilen des Cimbernlandes; auf Kenntniß der Hauptstadt Dänemarks kann man eigentlich Jeden ansprechen. Und Alle reden davon mit Wärme, Viele, die sonst den Nüchternen hervorkehren, mit Begeisterung. Wer zuhause sein Lebtag kein Kunstwerk ernstlich betrachtet hat, kennt die dortigen Kirchen und Schlösser, spricht von ihren Reizen mit Hochachtung und Entzücken, von den Kunstsammlungen mit Verständniß und ist in Thorwaldsens Museum zuhause.

Und wie für die Bewohner eines weiten Gebiets Kopenhagen die Großstadt ist, zu deren Bereiche sie gehören, um an ihren Genüssen, ihrer Schönheit und ihren Lehren theilzunehmen, so zieht es auch die Tausende an, die den Norden nur streifen; es ist der Punkt, auch wenn ihr Ziel Norwegen oder Schweden ist, wo sie Halt machen und für die Erinnerung den bedeutendsten Anhalt gewinnen; selbst den ruhebedürftigen Syltfahrer trägt die Welle des Riesenstroms schnell und leicht zu der lieblichen Stadt am Sunde.

Darum kann eine geistreiche und belehrende kunstgeschichtliche Schilderung, die sich im wesentlichen mit den uns zu Kopenhagen fesselnden Erscheinungen beschäftigt, schon um des Stoffes willen auf ein recht allgemeines Interesse rechnen.

Das Buch, auf das hier zunächst aufmerksam gemacht werden soll,[1]) hat aber, außer dem Stoff, der weit mehr bietet als der Titel besagen kann, ein ganz besonderes Interesse für uns Deutsche. Es bietet, soweit das heute möglich ist, eine Anknüpfung an das früher so starke und lebendige, heute so viel schwächer gewordene Band, das die beiden Zweige des germanischen Volksthums, Dänen und Deutsche, vereinigt.

Vor 100 und 200 Jahren war das gelehrte und gebildete Dänemark geistig fast ein Theil Deutschlands; seine Leistungen waren Blüthen am Baum des deutschen Kulturlebens. Die Dänen schrieben deutsch, ein Deutsch, das vor dem im Reich üblichen durch eine gewisse Reinheit und Einfachheit, deren Wurzel in Vorzügen der Muttersprache liegen muß, sogar rühmlich hervorsticht. Erschien ein Buch, das wissenschaftlichen Werth zu haben beanspruchte, in dänischer Sprache, so trug es doch die Verdeutschung neben dem Dänischen mit sich.

Welchen Vortheil beide Länder aus dieser Wechselwirkung gezogen haben und wem dieser Vortheil am meisten zugute kam, das braucht hier nicht besprochen zu werden. Einen anziehenden Abschnitt über die Art, wie bei sich Dänemark die von außen kommenden Einflüsse wirksam werden ließ, findet man in dem hier zu besprechenden Buche. Und eigentlich ist es, seiner Idee nach, ganz eine Darstellung des ewigen Kampfes zwischen Romanen- und Germanenthum; es zeigt uns jene in Saly und Jardin, diese in Eigtwedt, Thurah und Anthon: dort das rücksichtslose Streben nach Uebermacht, Dünkel, Ueberhebung, hier Einordnung in das Ganze, echte Größe, aber Zurückweichen, wo sich die Streberei breit macht. Daß das Edle und Echte, zum Größten berufen, wenn es mit seinesgleichen sich zu messen hat, dem Falschgeiste unterliegt, ist ebenso tragisch, wie das Geschick des Germanen überhaupt gegenüber dem Welschen es ist; durch eigene Schuld zum Theil, denn er wärmt die Schlange am Busen lieber, als daß er sich dem Bruder nähert.

Daß die alte Ueberlieferung so ganz abgerissen war, muß auf unsrer Seite der am meisten bedauern, der den hohen Werth dessen kennt, was die dänische Wissenschaft auch seither geleistet hat.

Ob die Politik, auf deren Gebiet der Umschwung wurzelt, der sich in der Bevorzugung des Französischen ausspricht, das künstlich an die Stelle des Deutschen geschoben wird, — ob die Politik dafür auf irgend einen Vortheil hinweisen kann, das ist sehr zu bezweifeln.

Nun scheint sich eine richtigere Erkenntniß zu verbreiten. N. Meiborg hat die zweite Bearbeitung seines „Bauernhauses“ deutsch erscheinen lassen.[1]) Der Kammerherr Meldahl, Direktor der Kopenhager Akademie, hat sein Prachtwerk recht in der alten Weise zugleich dänisch und deutsch herausgegeben. Es ist ein Band von 85 und 79 Seiten, nicht ganz in dem gewaltigen Format, das dort für Veröffentlichungen üblich ist, aber doch sehr stattlich in mächtigem Quart. Den Text erklären 77 Bilder aufs abgrundetste; dazu kommen 38 Tafeln Lichtdruck, Handzeichnungen und Risse wiedergebend.

Die Friedrichskirche ist den Kopenhagenfahrern als Marmorkirche bekannt gewesen. Säulenrümpfe umstanden einen Baustumpf, die Ruine eines gewaltig angelegten Zentralbaus des 18. Jahrhunderts, der über den unteren Theil nie hinausgekommen und, zur Vollendung im prächtigsten norwegischen Marmor bestimmt, nachher selbst zum Steinbruch geworden war. Die zuletzt verbliebenen Reste hat Prof.

[1]) F. Meldahl, Frederikskirken i Kjöbenhavn; die Friedrichskirche zu Kopenhagen, nach den Entwürfen Eigtwedts, Anthons, Jardins u. A. und nach ihrem Verhältnisse zur Baukunst Dänemarks und Europa's im 17. u. 18. Jahrhundert. Kopenhagen 1896; Berlin, Wasmuth 1897.

[1]) S. Beilage z. Allg. Ztg. 1896, Nr. 269.

Meldahl zum Ausbau überwiesen erhalten, den er nun glücklich, wenn auch durch Vereinfachung von der riesenhaft anspruchsvollen Weise, in der er geplant und angelegt war, unterschieden, zustande gebracht. Nach der Vollendung fühlte er sich mit Recht berufen, Rechenschaft zu geben über die Studien, denen er zu seinem Zwecke obgelegen hat und hat sich dazu geführt gesehen, das zu liefern, was der Titel ausspricht.

Das Buch ist eben nicht bloß ein Werk über die Friedrichskirche; es ist vielmehr ein weitausgreifender kunst- und kulturgeschichtlicher Abriß mit zahlreichen abgerundeten Einzeldarstellungen und Ausblicken, die Jeden, der für geistige Vorgänge Sinn hat, in hohem Grade anziehen müssen. Es liefert uns zunächst eine Baugeschichte Kopenhagens in großen Zügen seit Christian VI., dem auch uns Deutschen so wohl bekannten Fürsten, und läßt uns die bedeutenden Wandlungen mit erleben: die Anlegung der Neustadt Kopenhagen zwischen des Königs Neumarkt und der Zitadelle, den ungeheuern Stadtbrand von 1728, die Schloßbaupläne und die Erbauung des Schlosses Christiansburg und endlich die Anlegung und den Ausbau des Amalienburger Viertels. Die Bauthätigkeit des Zeitalters — im wesentlichen die des zweiten Drittels des 18. Jahrhunderts — entwickelt sich vor uns als die Thätigkeit einzelner Menschen, die uns persönlich in greifbarer Weise vor Augen gestellt werden. Die Darstellung wird spannend wie ein Roman, wo sie nach der vielseitigen Schilderung des Absolutismus und seiner Erscheinungen dazu übergeht zu zeigen, wie derselbe sich im Bauwesen bethätigt hat, das Land mit Schlössern füllend als Schauplatz seiner Allmacht; wie er ein Riesenschloß zu erbauen alle Kraft des Landes an- und überspannt, die Burg zu Kopenhagen zusammenstößt und die gewaltige Christiansburg erstehen läßt. Schon da tritt in Leclerc, der bei der Ausschmückung des Baues beschäftigt wird, der Welsche in den Kreis, und sofort bricht der Streit aus, da er sich weder dem Leiter des Baues, dem Brigadegeneral Häuser, fügen, noch mit den neben ihm arbeitenden Künstlern vertragen kann.

Die Bauluft Christians VI. kostete dem Land an 18 Millionen Reichsmark. Sein Nachfolger, Friedrich V. feierte 1749 das 300jährige Gedenkfest der Berufung des Hauses Oldenburg auf den dänischen Thron und beschloß bei diesem Anlasse die Erbauung eines neuen prächtigen Stadttheils, für dessen Schöpfung er auf den Künstlergeist des hervorragendsten der unter seinem Vorgänger thätig gewesenen Meister rechnete: Nikolaus Eigtwedts.[1]) Dieser ging denn mit Feuereifer an seine Aufgabe; die Anlage war berufen, sich den prachtvollsten Bauschöpfungen Europa's an die Seite zu stellen. Vor allem ein großer achteckiger Platz, von lauter Palästen umgeben, in der Mitte mit einem großartigen Denkmal Friedrichs V. geziert. Nach vier Seiten laufen Prachtstraßen; von ihnen führt die Friedrichsstraße auf den herrlich angelegten Friedrichskirchenplatz, in dessen Mitte sich der gewaltige Kuppelbau der Friedrichskirche zu erheben bestimmt war. Das alles lebte in Eigtwedts Geist und stand in seinem Kopf fertig da; für die Ausführung im einzelnen bedurfte man weiterer Kräfte. Der Maler Markus Tuscher (geb. 1705 zu Nürnberg, † zu Kopenhagen 1751) machte die Pläne für das Denkmal; nach ihm schlug Eigtwedt seinen Freund Petzholdt, auch einen Deutschen, vor. Aber nur von Welschland konnte Gutes kommen; J. Hartwig Bernstorffs Einfluß (Ministers d. A. seit 1751), dem Französischen zugeneigt, setzte die Berufung von Jwan Jacques François Saly durch. Dieser kam 1753 an. „Mit vieler Umständlichkeit machte sich der Franzose, der ein höchst hoffährtiges Wesen zur Schau trug, an die Arbeit; und da das Neue immer gefällt, zumal wenn es aus dem Ausland kommt, erfreute er sich sofort des unbeschränktesten Einflusses bei Hof, trotz der durch ihn verursachten ungeheuren Ausgaben." Sie beliefen sich auf fast 3 Millionen Reichsmark. Saly kehrte 1774 nach Paris zurück. Während seines langen Aufenthalts war es ihm gelungen, Eigtwedt zu ärgern, zurückzudrängen und ihm die letzten Lebenstage zu vergällen. Er hatte ihm die künstlerische wie die wissenschaftliche Wirksamkeit geknickt, die Leitung der Akademie, die er nach Tuscher übernommen und neu organisirt hatte, ihm entrissen, die Fortführung seiner Baupläne ihm zerstört.

Der Kampf zwischen ihm und dem deutschgebildeten und fühlenden Eigtwedt ist ganz derselbe, der sich gleichzeitig im Reiche zwischen Deutsch- und Welschthum abspielt. So ergreift uns die Darstellung, als gelte sie der Schilderung unsrer eigenen Schicksale.

Der Kirchenbau war nach unendlichen Vorarbeiten im Jahre 1749 begonnen worden, im Stile des Dresdener Barock-Rokoko, das Eigtwedt hatte beherrschen lernen — im wesentlichen ein gewaltiger Kuppelbau mit zwei rechts und links stehenden Thürmen. Saly betrieb sofort die Berufung eines Franzosen. Man wandte sich an J. A. Gabriel, an den jüngeren Blondel, und berief (1754) für die Ausführung den damals 34jährigen Nic. Heinr. Jardin, der auch seinen jüngeren Bruder Ludwig Heinrich mitbrachte. Sie setzten alle Forderungen durch, erhielten riesige Besoldungen und das Recht, an der Akademie in französischer Sprache Vorlesungen zu halten. Eigtwedt aber war noch während der Verhandlungen, tief vergrämt, am 7. Juni 1754 gestorben. Seine Schüler und Freunde, Anthon, sein Schwiegersohn, und Lauritz Thurah, Verfasser des dänischen Vitruvs, wirkten im Schatten des Welschthums weiter, so gut es ging. Von 1756 bis 1770 arbeitete Monsieur Jardin an dem Werke; seine Geschichte ist die eines großen Herrn, die des Baues eine Leidensgeschichte. An 5 Millionen Mark waren ausgegeben, etwa noch 8 wären erforderlich gewesen, da erwirkte Struensee 1770 die Einstellung der Arbeiten, und im anderen Jahre zog Jardin endlich ab. Außer Geschenken, Dosen, Extrahonoraren und einem Abschiedslohn von 18,000 Kronen hatte er an 450,000 Mark Gehalt bezogen. Der Bruder war gestorben. Das Ergebniß für das Land war ein Nichts, ein Trümmerhaufen. Die in Massen gesammelten Materialien wurden verkauft, der Baustumpf wartete auf dasselbe Schicksal; zunächst fehlte das Geld, ihn abzubrechen.

Hier theilt Meldahl aus Thurahs Selbstbiographie einen Zug mit, der werth ist, mit aufgeführt zu werden. Er bezieht sich auf die Begünstigung der fremden Künstler zu ungunsten der einheimischen. Thurah spricht vom Schloß Weißenstein (Wilhelmshöhe) bei Kassel, von dem nur ein kleiner Theil zustande kam, weil unter anderem der italienische Baumeister (Querini) Steine verwandt hatte, die sehr schnell verwitterten. Das habe dem Landgrafen die Sache verleidet. „Ueberhaupt soll dieß Mißgeschick, aber besonders eine Antwort, die, wie man erzählt, Se. Majestät der König von Schweden dem Herrn Vater, dem Landgrafen, gegeben haben soll, als Se. Durchlaucht mit dem König ausgefahren war, um Sr. Majestät die Pracht dieses Gebäudes zu zeigen und Se. Majestät gefragt hatte, wie es Ihr gefiele und die replique bekommen hatte: daß alles gut sei, es fehle nur, daß der Baumeister an der höchsten Spitze hinge, den italienischen Baumeister dazu veranlaßt haben, seine Stiefel

[1]) So nennt er sich stets selbst; in unserm Buch ist leider auch in deutschem Texte, der uns überhaupt vielfach durch die undeutsche Form der Namen fremd anmuthet (während im dänischen Text sehr richtiger Weise auch nichtdänische Namen in der dem Dänischen angemessenen Form gebraucht werden), die Form Nicolai Eigtwed gebraucht, für uns schon deßhalb unbrauchbar, weil im Dänischen v gleich w, und nicht wie bei uns gleich f ist. Indessen, man rechnet darauf, daß die deutsche Sprache sich viel oder alles gefallen läßt; und sie läßt sich auch wirklich sehr viel gefallen.

zu schmieren und sich heimlich aus Kassel zu retiriren, wo er doch vorläufig seine Frau und Kinder soll hinterlassen haben, welche aber der Landgraf ungehindert ihm folgen ließ, während er sogar nach Bericht den Baumeister mit Present regaliren ließ. Ich habe später denselben Baumeister in Rom gesehen, wo er als ein großer Herr lebte und mit equipage und sechs Pferden fuhr, als ein Kennzeichen, daß er beim hessischen Bau Geld zurückgelegt hatte, ein Glück, das gewöhnlich die fremden Baumeister genießen, wenn sie eine geläufige Zunge haben, und von ihren hohen Wissenschaften und der Vortrefflichkeit ihrer großen Weisheit prahlen können, während ein ehrlicher Patriot, der in seinem Amte redlich ist, ohne Prahlerei und Eigennutz sich am ösfesten zu einem Bracher abarbeitet, kaum das trockene Brot hat, viel weniger besondere presents erwarten kann, die allein für fremde Landläuser aufgehoben werden."

Thurahs Leben wird vom Verfosser in einem besonderen Abschnitt behandelt; am ausführlichsten aber widmet er sich der Betrachtung der Thätigkeit und des Lebens Eigtwedts, dem er in seinem Buche ein wirkliches Ehrendenkmal gesetzt hat. Er muthet uns an als eine Gestalt von rührender Treue.

Geboren 1701 als Sohn eines seeländischen Bauern, wird er Gärtnergehülfe. Glückliche Zeit, da die Gartenkunst noch eine Kunst war. So lernt er zeichnen, entwerfen. Die Wanderschaft bringt ihn nach Berlin, Merseburg, den Bodensee; zu Warschau zieht er Pöppelmanns Aufmerksamkeit auf sich. Er wird sächsischer Offizier im Ingenieurkorps, wirkt bei der Herstellung des Zeithainer Lustlagers mit (1730). Sein König hört von ihm; er kehrt als verabschiedeter Hauptmann 1733 in die Heimath zurück nnd wird sogleich, um seine in Sachsen erworbenen, schon ausgedehnten Kenntnisse zu erweitern, ins Ausland gesandt. Auf der Reise macht er zunächst über Brandenburg und Sachsen einen Streifzug ins Welschland hinein bis nach nach Neapel. Was er sieht, zeichnet er. Die österreichischen Schlösser[1]) und viele Kirchen, besonders in Bayern, werden dann studiert. Regensburg, dos brandenburgische Franken, Nürnberg, Thüringen, Dresden, Hannover und Braunschweig, Celle, Oldenburg, endlich Hamburg werden besucht; dann kehrt er 1736 heim. Der Schloßbau ist bis zum ersten Stock gediehen, Häuser der Ausführung nicht gewachsen. So tritt jener sogleich, neben Thurah, in die Aufgabe ein, als Schloßbaumeister mitzuarbeiten; nach Häusers Rücktritt 1742 wird er Leiter des Schloßbaukollegiums, zugleich baut er Schlösser zu Koldinghus, Skanderborg, Sophienberg, Bregentwedt. So ist er bei Christians VI., seines mächtigen Gönners, Hintritt der anerkannt erste Bauneister des Landes, der seinem todten Herrn dos castrum doloris errichtet und dem neuen König die Festbauten für die Krönung. Nun geht's mit voller Kraft an die Ausführung der neuen größeren Aufgabe, den Bau der Friedrichstadt, um hier die Summe des Lebens in Können und Wissen zu ziehen. Da wird er zur Seite gedrängt; die Welschen dringen heran, treten endlich die Germanen unter die Füße. Er arbeitet angestrengt weiter; dann bricht er unter der Last der Enttäuschungen zusammen und scheidet im 54. Lebensjahr von der Erde. Sein Geist war, wie es scheint, doch mehr im kleinen heimisch ais im großen, mit brennender Liebe der Vertiefung ins einzelne zugewondt. Das mag mit seinem Deutschthum — wir dürfen so sagen — zusammenhängen; mon wird auch an seinen ersten Beruf, den des Gärtners, erinnert. In der That hat er in seinen Lageplänen Gartenanlagen mit besonderer Vorliebe bedacht; welcher Gegensatz gegen unsre heutige Architektur. Vielleicht muß man bedauern, daß Eigtwedt nicht zur Zeit der Gothik oder der Renaissonce gelebt hat; denn wäre sein Geist noch gemäßer gewesen als dem Barock, das den romanischen Ursprung nie ganz verleugnet und den Germanen ungemüthlich bleibt. Doch da die Zeit ihre Musik einmal in dieser Tonart spielte, so entlockte er ihr seine anmuthigen Weisen, In der dekorativen Kunst des Rokoko die meiste Befriedigung suchend und findend. So gibt es unter den großen Entwürfen, die Meldahl mittheilt, nichts so schönes wie die kleinen, der Innenausgestaltung der Kapelle zu Friedrichsruhe (Drage) bei Itzehoe für den Markgrafen von Kulmbach bestimmten, die sich im Schleswiger Staatsarchiv befinden; es ist eine Lust, sie anzusehen.

Es kann nicht die Aufgobe sein, den reichen Inhalt des Buches zu erschöpfen. Ihn etwas ausführlicher zu behondeln, war jedoch schon deßhalb rathsam, weil es nicht Vielen zugänglich sein wird; es ist nur in 100 Abzügen dieser Ausgabe zu haben, und sie ist recht theuer (60 M.). Eines wird man freilich mit viel Milde anzuschauen haben, nämlich die Gestaltung des deutschen Textes, der leider zeigt, daß es heutzutage noch schwer ist, in Dänemark ein Buch deutsch gedruckt zu bekommen. Nicht nur sind für das Deutsche welsche Lettern gewählt; es ist auch durch zahllose Druckfehler und kleine Mißverständnisse, auch Ungeschicklichkeiten entstellt. Eine zweite deutsche Ausgabe, die hoffentlich nöthig werden wird, wird von diesen zu befreien sein; sie wird auch eine Anzahl Bilder weglassen können, die, deutschen Büchern entnommen, doch in Aller Händen sind und uns dann zu befremden geeignet sind, wenn wir an ihnen die wohlbekannten Namen der Zeichner weggekratzt finden. An sich ist's freilich auch hier erfreulich zu sehen, wie dänische Wissenschaft auf deutsche Arbeit mit angewiesen ist, selbst wo es ihr gewissermaßen unbewußt bleibt.

Da diese Blätter einmal bestimmt sind, die Aufmerksamkeit auf Erscheinungen des dänischen Kunstlebens zu lenken, so möge kurz noch von ein paar anderen Werken die Rede sein, die unsrer Antheilnahme würdig sind.

Die Kunstakademie zu Kopenhagen in der Charlottenburg, 1701 begründet, von Eigtwedt in feste Form gebracht, jetzt unter Meldahls Leitung stehend,[2]) veröffentlicht von Zeit zu Zeit in Großfolioheften Aufnahmen, die ihre Schüler auf Studienreisen, unter Hans J. Holms Leitung, gefertigt haben. Das neueste Heft (III) vom vorigen Jahre gibt ein Zeugniß von fleißigem Studium auch norddeutscher Denkmäler, wobei man sich jedoch mit vollem Verständniß auf solche möglichst beschränkt hat, die Verwandtschaft mit dänischen Werken haben, deren Kenntniß daher klärend nud fördernd sein muß. Das Heft enthält noch Aufnahmen der großen holländischen, in gothisirender Renaissance gebauten Kirche zu Christiansstadt in Bleckingen mit großartigem Orgelwerk und vorzüglichem Gestühle, zwei Blätter aus Schonen, endlich aus Danzig, Oliva, Frauenburg und von der Marienburg 12 Blattaufnahmen.

Im gleichen riesigen Foliosormat wie diese Veröffentlichung — die Dänen thun's nun einmal nicht anders — gibt die Stadt Kopenhagen Werke über ihre Kirchen heraus. Das erste (über die Heiligengeistkirche) ist 1892 erschienen, das zweite 1896[3]); es behandelt die Erlöserkirche in Christianshafen, dem südöstlich gelegenen Stadttheile der Hauptstadt. Man kann bei diesem Werke sogleich die Probe machen auf eine gewisse Nützlichkeit des Meldahl'schen Buches. Die dort uns vorgestellten und bekannt gemachten Personen treten uns hier vertraut entgegen. Der dort umschränkte Kreis wird hier nicht erweitert. Wir sehen

[1]) Hier hat sich im Text der Irrthum eingeschlichen, Schloßhof und Belvedere als zwei verschiedene Schlösser darzustellen.

[2]) Ueber ihre Geschichte gibt Meldahl in einem besonderen Abschnitt Kunde.

[3]) Vor Frelsers Kirke i Kjöbenhavn. Text (geschichtlich) von O. Nielsen und (künstlerisch) von P. Kohte; Zeichnungen von M. Nielsen und Th. Jörgensen, Kopenh. Gad.

den Obersten und Hofbaumeister Lauritz von Thurah beschäftigt, der 1696 eingeweihten Kirche den bis 1747 noch vermißten Thurm zu bauen, und der Herr Hofbaumeister Eigtwedt tritt ihm gegenüber auf. Der Thurm aber, den Turah bis 1752 vollendete, die Spitze aus Holz, statt, wie Eigtwedt verlangt hatte, aus Speckstein, ist jener in dem Stadtbilde Kopenhagens wohl bekannte, damals und bis auf lange Zeit hin sich am höchsten unter den Thürmen erhebende, dessen Helm schraubenartig mit außen herumgehender Spiraltreppe gebildet ist. Er ist mit Kupfer beschlagen, das ursprünglich vergoldet war. Die Kirche selbst, von zentralem Grundriß, bietet eigentlich nur das Interesse eines Nutzbaues; aber die Ausstattung ist besonders hervorragend. Ein großartiger Altar, 1732 eingeweiht, aus Marmor, nach Paludan der herrlichste, der sich irgend in Dänemark befindet, ist nach einem Entwurf des Nicodemus Tessin d. J. [1]) errichtet (wie Kobke nachweist); die Orgel, lange Zeit die beste des Landes, und an Schönheit und Reichthum des Aeußern fast unübertrefflich, ist vom Bildhauer Christian Berger neben den Orgelbauern Botzeu (1698) gefertigt, die Taufe von der Gräfin Vieck, † 1704, gestiftet, die Kanzel endlich 1773 erbaut. Ueber das alles geben die Verfasser, auch die Verwaltungs- und Vermögensverhältnisse nicht vergessend, eingehende, sachkundige Auskunft, [2]) so daß man wohl die Stadt beneiden und bewundern muß, die solche Leistungen entstehen läßt.

Von Köbke, dem Verfasser eines kleinen Buches über die dänische Kirchenbaukunst [3]), ist übrigens kurz vorher ein anderes Buch erschienen, das allen Besuchern der dänischen Hauptstadt unentbehrlich sein muß (wenn sie Dänisch verstehen), und das zugleich weitergehend auch allgemeines Interesse hat: ein Heft von 44 Seiten über die Rotschilder Domkirche. [4]) Es bietet neben 23 Bildern eine Beschreibung, die jeden erfreuen wird, der sich sonst über die Unverfrorenheit geärgert hat, mit der oft die Unberufensten sich, wo es gilt, handliche Führer für wichtige Bauwerke zu liefern, heranzudrängen wagen. Hier kann der Kenner getrost zugreifen. Es ist aber überhaupt beachtenswerth, wie beflissen in Dänemark der „Fachmann" seinem Volke dient; wie in dem Lande, in dem die Volkshochschulen blühen, mit heißer Begier und Liebe Allen das Beste geboten wird.

Endlich sei noch erwähnt, daß von dem dänischen großen Denkmälerwerke 1896 ein neuer Band erschienen ist: über die Kridtsteinkirchen der Landschaft von Greenaa [5]). Bei Greenaa, im östlichen Zipfel Jütlands, tritt der Kridtsteln oder Kreidestein zutage; er gehört zur Kreideformation und liegt über der weißen Kreide. Die Gruppe umfaßt nur zehn Kirchen, romanisch, mit rechteckigem Schiff und quadratischem Chor (eine hatte eine halbrunde Apsis). Entgegen dem ausgezeichneten Werke von Helms über die Tuffkirchen ist hier auf die wissenschaftliche Verarbeitung und Bearbeitung des Stoffes kein Gewicht gelegt; zu den 31 Tafeln, die den Gegenstand möglichst erschöpfend behandeln, haben wir nur neun Seiten ganz knappen Text; dazu eine Seite Zusammenfassung, diese wieder in französischer Sprache. Indessen gerade bei dieser Art der Behandlung erfüllt das Werk den Zweck, den es verfolgt, in der unmittelbarsten Weise und bietet, selbst für den des Dänischen nicht Mächtigen, ein Inventar einer Gruppe von Baudenkmälern, das Jedem, der diese kennen lernen will, den eigenen Augenschein fast ersetzt. Das Werk hat auch ein Register, während im übrigen die Dänen (wie leider auch so manche Deutsche) meistens viel zu wenig „pedantisch" sind, um uns nicht ein so unentbehrliches Hülfsmittel bei und nach dem Studium vorzuenthalten. Bei allen diesen Werken aber finden wir (bezeichnend für die großartige Weise, in der unser Nachbarland diesen Studien obliegt, die in sich doch verkommen mußten, wenn sie sich auf das naturgemäß nicht große Publikum angewiesen sähen, an das sie sich wenden können), daß sie mit Unterstützung und Förderung der höchsten Staatsbehörden und der den zahlreichen gelehrten Studien dienenden Stiftungen erscheinen. Die Dankbarkeit, die auch das Ausland ihnen dafür schuldet, kann nur dadurch bethätigt werden, daß es gern und mit Fleiß das annimmt, was hier dargeboten wird.

Marschall Davout im Jahre 1815.

Von Paul Holzhausen (Bonn).

II.

Auch auf die Führung des Feldzugs sind die geschilderten Verhältnisse wohl nicht ohne Einfluß geblieben. Mit schweren Sorgen war der Kaiser in die Campagne gezogen, und es gibt zu denken, wenn man hört, daß er einen Theil der letzten Nacht vor dem Entscheidungstage von Waterloo damit zubringen mußte, die durch die Schwierigkeiten der Kammer nothwendig gewordenen Korrespondenzen zu erledigen! Ueber den Feldzug selbst liefert Davout nur kurzen Bericht, militärisch knapp, wie es seine Art ist. Er hat demselben bekanntlich nicht beigewohnt. Die Marquise de Blocqueville hat im vierten Bande ihres Werkes die Versicherung gegeben, daß ihr Vater den Kaiser zu wiederholtenmalen bestürmt habe, ihm ein Kommando zu geben, und der Verfasser erinnert sich, daß die Tochter Davouts, als er im Winter 1891 in dem anregenden Zirkel ihres gastfreien Hauses verkehrte, diese Behauptung mündlich wiederholt und mit Wärme verfochten hat. Die daran geknüpfte Vermuthung, daß in diesem Falle, welches auch immer das schließliche Ende der Laufbahn Napoleons gewesen, die Campagne jedenfalls anders verlaufen sein würde, hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Davout, der in seinen Souvenirs die Behauptung der Tochter bestätigt, will den Kaiser besonders davor gewarnt haben, in diesem Feldzuge, der alles entscheiden mußte, die hohen und höchsten Kommandostellen an neue Männer (Grouchy u. A.) zu übertragen. Er tadelt die Detachirungen vor den Entscheidungsschlachten (Grouchy und Ney) und ist der Ansicht, daß Napoleon zu wenig den General Bonaparte und zu sehr den Feldherrn von der Moskowa gespielt, der, anstatt kunstreicher Umgehung va banque gespielt und den „Stier bei den Hörnern gepackt habe". Es steht, um dies

---

[1]) Nicod Tessin zu Stockholm war der eigentliche Vater der Schloßbaupläne (1694); nur hatte die Ausführung des von ihm damals für Christian V. gelieferten Modells die Kräfte des Landes unendlich überstiegen.

[2]) Beachtenswerth ist die Schilderung der Einweihung der Kirche am 19. April 1696, dem Sonntage Quasimodogeniti. Um ½7 Uhr begann das Glockenläuten wie an hohen Festtagen. Um 7 Uhr versammelte sich die Geistlichkeit aus Stadt und Land, Priester, Pröpste und der Bischof, zusammen 24 Geistliche, in der alten Kirche, zog von da zur neuen und erwartete daselbst die Ankunft Seiner heiligen Majestät des Königs Christian V. und seiner Familie. Um 9 Uhr fand der Einzug statt, und es folgten Ansprachen, Gesänge, Antiphonien, Vorlesungen, Gebete, Predigten, dann ein Gottesdienst in den gewöhnlichen Formen, die Weihung des Gebäudes und seiner Theile, die Aufführung eines Musikstücks und andere Genüsse, bis nach 4 Uhr, wo der König das Gotteshaus verließ. Er schreibt in seinem Tagebuche: „welche Einweihung gegen 7 Stunden währte", und ein Kammerdiener in dem seinigen nach der Mittheilung, daß der Hof von 9 bis gegen 4½ Uhr ausgehalten habe: „und die Herrschaften hatten den ganzen Tag weder Essen noch Trincken genossen".

[3]) Allg. Ztg., Beil. 1894, Nr. 284.

[4]) Roskilde Domkirke. Kortfattet Overfigt ved P. Köbke. Kop. Bojesen, 1895.

[5]) Greenaargnens Kridtstenskirker opmaalte og undersögte under ledelse af G. Storck ved Arkitekterne V. Ahlmann og B. Koch. 31 Tavler mit Beschreibung. Kopenh., Hagerup 1896. Bearbeitet im Auftrage des Kultusministeriums.

nebenbei zu bemerken, geſchichtlich feſt, daß der Marſchall auch am Abend von Borodino dem Kaiſer eine Umgehung der Ruſſen gerathen hatte, die viel Blut erſpart und die Niederlage der Ruſſen vorausſichtlich weit gründlicher geſtaltet haben würde. Ohne uns hier allzuſehr auf den ſchwankenden Boden der Hypotheſen und Konſtruktionen zu wagen, glauben wir ſagen zu dürfen, daß es bei Davouts militäriſchem Charakter ausgeſchloſſen iſt, daß er, ſelbſt die Detachirungen zugegeben, weder an Ney's Stelle bei Quatrebras gezaudert, noch auf Crouchy's Poſten ſich bei Warwe hätte aufhalten laſſen. Sein Verhalten bei Auerſtädt, wo er, gegen alles Vermuthen, ſich der preußiſchen Hauptarmee gegenüber fand und, dem Geiſte ſeiner Inſtruktionen folgend, aber durchaus ſelbſtändig die Schlacht geſtaltete, ſetzt dies außer Zweifel. Daß aber Napoleon, der doch ſeine Generale auch kannte, die bewährte Kraft Davouts im Rücken ließ, dürfte wiederum — und ſeine eigenen Worte deuten darauf hin — beweiſen, daß er die Stimmung in Paris, wo er dieſe Säule ſeines Imperiums zurückließ, für gefährlicher hielt als die Bataillone Blüchers und die Garden Wellingtons.

Die erſte ſichere Nachricht der Kataſtrophe von Waterloo empfing der Marſchall, als er am Morgen des 21. Juni die Werke von la Villette, wo man (ſ. oben) an den Befeſtigungen arbeitete, inſpizirte. In den beſcheidenen Elyſéepalaſt eilend, der den Beſiegten während der letzten Pariſer Tage beherbergte, fand er den Kaiſer im Bade. Er war körperlich und geiſtig gebrochen. „Sein Ausſehen, ſein Blick waren nicht mehr die jenes Napoleon, der die Phantaſie der Franzoſen und die des Marſchalls insbeſondere elektriſirt hatten. Nur mit Mühe erhob er die Arme und ließ ſie wieder herabſinken, ſo daß das Waſſer des Bades um ihn herſpritzte.“ „Nun, Davout, nun?“ waren die einzigen Worte, die er mühſam hervorbrachte. „Nun, Sire,“ entgegnete dieſer, „ich glaube, Ew. Majeſtät haben mich holen laſſen, um mir mitzutheilen, wo ſich die Trümmer der Armee befinden und welche Befehle unter dieſen Umſtänden gegeben werden müſſen.“ — „Was ſagt man in Paris?“ fragte der Kaiſer weiter. — „Man hat noch keine Zeit gehabt, das Geſchehene zu erfahren.“ — „Was denken Sie, wird aus alledem werden?“ — „Ich glaube, Sire, alles iſt verloren, denn wenn nur noch 4000 Mann bei einander wären, würden Ew. Majeſtät an ihrer Spitze ſein, und wenn ich, der ich Ew. Majeſtät ſo ergeben bin, die Dinge ſo anſehe, ſo werden Ew. Majeſtät daraus ſchließen können, was in den Gemüthern vorgeht.“

Davout rieth, die Kammern ſchleunigſt zu vertagen, das einzige Mittel, um dem in ihrem Schoße gährenden Parteiweſen augenblicklich den Lebensnerv zu durchſchneiden. Dieſes auch durch anderweitige Zeugniſſe feſtſtehende Verhalten des Marſchalls beweiſt, daß er ſich zu jener Stunde, trotz der ernſten Lage, noch ganz als kaiſerlicher Kriegsminiſter fühlte; es iſt ein Symptom der Widerſtandskraft, die in dieſem Manne ſteckte, und von der ſeine Vertheidigung Hamburgs einen ſprechenden Beweis geliefert hatte. Aber Napoleon zögert, und die Deputirtenkammer gewinnt die Zeit, um ſich zu verſammeln, ſich in Permanenz und jeden Verſuch, ſie aufzulöſen, für Hochverrath zu erklären. In dem nun folgenden Konflikt, der zu Napoleons zweiter Abdankung führte, räth auch Davout zu dieſem letzten Mittel, die Kriſis zu löſen, da auch er die Lage nunmehr als völlig verzweifelt erkennt. Dasſelbe hatten im Vorjahre die Ney und Macdonald gethan, aber mit dem Unterſchiede, daß der Kaiſer damals noch ſelbſt an der Spitze eines zwar kleinen, aber kampfluſtigen Heeres ſtand und das Preſtige ſeiner Unüberwindlichkeit noch nicht völlig eingebüßt hatte. Jetzt lagen die Verhältniſſe noch weit komplizirter, und die Verwicklung erreichte ihren höchſten Grad, als nach Napoleons Abdankung und der Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung der Geſtürzte unter dem Eindruck der Kaiſerrufe der vor den Fenſtern des Elyſéepalaſtes verſammelten Föderirten der Vorſtädte Anwandlungen zeigte, noch einmal das ſeiner Hand entglittene Staatsſteuer zu ergreifen. Es war daher begreiflich, daß die proviſoriſche Regierung, nach dem Erfahrungsſatze, daß die Abweſenden immer unrecht haben, vor allem die Entfernung Napoleons aus Paris wünſchte. Davout wurde mit der peinlichen Miſſion beauftragt, ihn ſelbſt hiezu zu vermögen. Ein Verſuch, durch Vermittlung des Adjutanten Flahaut zum Ziele zu gelangen, mußte nach dem, was wir über das Verhältniß zwiſchen Davout und dieſem Offizier wiſſen, ſcheitern. Von Flahaut ſtammt die vielbeſprochene Behauptung, daß der Marſchall bei der lebhaften Auseinanderſetzung geſagt habe: „Eh bien, moi, j'irai et je ferai partir l'Empereur.“ Hieraus und aus einigen dem Marſchall untergeſchobenen Aeußerungen hat man gefolgert, daß Davout den Kaiſer unter Drohungen veranlaßt habe, Paris zu verlaſſen. Dieſe Behauptung, die zugleich mit den dem Marſchall wenig günſtigen Berichten Fleury's de Chaboulon und Villemains, zweier im Detail recht unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber, zunächſt in die franzöſiſche und aus dieſer auch in die deutſche Hiſtoriographie übergegangen iſt, hat ſich mit derſelben Zähigkeit erhalten, wie ſo manche andere Legenden über Napoleon und ſeine Umgebung. So heißt es noch in Fourniers „Napoleon I.“ (III, 269): „Dies (Napoleons Entfernung von Paris) gelang ſchließlich Davout, doch, wie es heißt, nur unter Drohungen.“ Es iſt klar, daß dieſer Umſtand, ſo unbedeutend er an und für ſich erſcheinen mag, von durchſchlagender Bedeutung iſt. Hätte Davout mit jenen Worten ſagen wollen, daß er den Kaiſer unter Anwendung von Gewaltmaßregeln aus Paris habe entfernen wollen, ſo würde das nicht allein eine ſtarke Rohheit des Gemüths, ſondern auch einen völligen Bruch mit ſeiner ganzen ruhmreichen Vergangenheit bedeuten, und es würde dieſen charakterſtarken Mann auf das Niveau jener zahlreichen Klaſſe von hochgeſtellten Offizieren und Beamten ſetzen, die in Frankreich während der Wandlungen von 1814 und 1815 einen ſo hohen Grad mangelnder Geſinnungstüchtigkeit verrathen haben.

Es iſt daher begreiflich, daß die Marquiſe de Blocqueville, die im III. Band ihres großen Werkes gegen die Hamburger Legendenbildung ſo erfolgreich zu Felde gezogen, in dem das Ende ihres Vaters behandelnden IV. Band auch gegen die Legende von 1815 Front gemacht hat. Sie greift Villemain, Fleury — unter Berufung auf Napoleons eigene Aeußerungen auf St. Helena — und den ihnen nachſchreibenden de Baulabelle energiſch an und führt S. 499 ff. einen langen, von James Gordon, jenem Vertrauten des Marſchalls, im Jahre 1855 geſchriebenen Brief an, in welchem dieſer aus ſeinen Erinnerungen berichtet, daß Davout die Thatſache der geſprochenen Worte keineswegs geleugnet habe, aber weit entfernt geweſen ſei, mit ihnen den Sinn zu verbinden, der ihnen untergelegt worden wäre. In der That weiß Jeder, der Franzöſiſch verſteht, daß je ferai partir l'Empereur ebenſo gut heißen kann: „ich werde die Abreiſe des Kaiſers veranlaſſen“ oder „durchſetzen“, wie: „ich werde den Kaiſer zur Abreiſe zwingen“ oder „den Kaiſer aus Paris fortſchaffen“.

Auch in ſeinen Souvenirs hat der Marſchall die angegebene Aeußerung ſelbſt nicht beſtritten. Er ſetzt hinzu: Il (le Maréchal) rougirait de se défendre d'avoir fait la menace de moyens coercitifs, indignes d'une si grande infortune jointe à tant de gloire, et déshonorants pour ceux qui auraient eu le triste courage d'y recourir. Au reste, il est juste de dire que personne n'y a jamais songé, ni dans la Commission de gouvernement, ni

dans le bureau de la Chambre en qui résidait alors l'autarité; il eût été pour le moins étrange que le Maréchal en prit l'initiative.

Gegen diese Worte, zumal gegen den Schlußsatz, wird sich kaum etwas einwenden lassen, und da sonstige Beweise fehlen, so wird es schwerlich erlaubt erscheinen, auf das Zeugniß eines notorischen Gegners (Flahaut) hin, einen Mann einer Handlung zeihen, die mit seinem gesammten früheren und späteren Leben so ganz und gar im Widerspruch stehen würde. Zudem macht die schlichte Erzählung der letzten Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Marschall völlig den Eindruck der Wahrhaftigkeit, zumal der Letztere keineswegs verschweigt, daß der Abschied, wie bei Napoleons Reizbarkeit zu erwarten, sehr frostig war. Sowohl in dieser wie in mancher anderen Hinsicht ist noch beachtenswerth, daß Davout ebenso in dem Hamburger Memoire, wie in den „Erinnerungen" von seinem alten Gebieter mit der größten Verehrung und Wärme spricht und für ihn nur der „Kaiser Napoleon" existirt, während es andere ehemals kaiserliche Marschälle, wie die Soult und Masséna, für angezeigt fanden, in ihren zur Zeit der Restauration verfaßten Vertheidigungsschriften im Emigrantenstil von „Bonaparte" oder „Buonaparte" zu reden.

Andrerseits ist eine gewisse Nüchternheit, etwas realpolitisches an Davout zu bemerken, was ihn von den Bonapartisten à outrance jener Tage unterscheidet. Er hält zu Napoleon, den er persönlich außerordentlich liebte, so lange nur ein Schimmer der Hoffnung noch leuchtet; dann, als dieser rettungslos verloren, klammert er sich nicht an die Planken des untergehenden Schiffes, sondern er denkt an sein Vaterland — Frankreich. Als praktischer und zugleich persönlich uneigennütziger Politiker zeigt er sich auch bei den folgenden Ereignissen. Denn er, der für seine Person nicht viel gutes von den Bourbonen zu erwarten hatte, gibt den Rath der Unterwerfung unter Ludwig XVIII., er vermeidet es, gegen das stürmische Drängen übereifriger Hitzköpfe, als Oberstkommandirender der sämmtlichen um Paris versammelten, immerhin noch recht ansehnlichen Streitkräfte eine letzte Schlacht unter den Mauern der Hauptstadt zu liefern, die doch nur einem unnützen Blutvergießen gleichgekommen wäre, er bringt eine für die Franzosen immerhin leidliche Militärkonvention wegen der Uebergabe der Hauptstadt zustande; er ist es endlich, der als Oberbefehlshaber der Loire-Armee durch seine besonnene Festigkeit die unvermeidliche Unterwerfung des Heeres unter König Ludwig und die Annahme der weißen Kokarde durch die Truppen ohne erheblichen Widerstand durchsetzt.

Auf der andern Seite zeigt er einen rühmlichen Freimuth, indem er, nach den wortbrüchigen Ordonnanzen vom 24. Juli, die eine Reihe namhafter Generale auf die von den wüthenden Ultras diktirten Proskriptionslisten setzten, für seine Kameraden eintritt und mit einem in den Tagen des „weißen Schreckens" halsbrecherischen Muthe verlangt, seinen eigenen Namen den todbringenden Listen eingereiht zu sehen. Mit demselben Mannesmuthe trat er als Zeuge im Ney'schen Prozesse mit einer seiner Ueberzeugung entsprechenden Interpretation des vielgenannten Artikels 12 der Pariser Militärkonvention auf, die, falls damals vor französischen Kriegsgerichten Gerechtigkeit hätte gefunden werden können, geeignet war, seinem unglücklichen Kriegsgefährten trotz des verhängnißvollen Schrittes von Lons-le-Saulnier den Kopf zu retten. Ludwig XVIII. belohnte dieses ritterliche Auftreten Davouts mit der Entziehung seines Gehaltes und der Verweisung des Marschalls von seinem Schlosse Savigny-sur-Orge nach dem Städtchen Louvois. Erst im Jahre 1817, als der erste Rachedurst der Reaktion gestillt war, durfte Davout nach seinem Landsitze Savigny in die Nähe von Paris zurückkehren. Er empfing nun auch den königlichen Marschallstab und wurde 1819 in die Pairskammer berufen. Dem Hof hielt er sich im ganzen fern; auf den Bänken der Pairskammer hat er sich nie gescheut, seinen freisinnigen Anschauungen gemäß und zugunsten der Armee zu sprechen. Am 1. Juni 1823 ist er an einem Brustleiden, das er sich in den aufreibenden Feldzügen des Kaiserreiches zugezogen hatte, gestorben, ein großer Krieger und ein — das wird nach der rastlosen Forschung der letzten 20 Jahre nunmehr endgültig feststehen — trotz mancher persönlichen Schroffheiten bewunderungswürdiger Charakter.

Mittheilungen und Nachrichten.

Was der Vaget im Käfig singt. Naaellen von Max Graf Lerchenfeld. Regensburg, W. Wunderling 1898. — Anspruchslos präsentiren sich diese Novellen; mit liebenswürdigem Humor erbittet ihr Schöpfer unsre Nachsicht; und gern lassen wir uns aan ihm nach seiner schlichten Weise durch die grünen, wald- und berglufdurchhauchten Gänge seines Fabulirens geleiten. An künstlerischer Abrundung stehen entschieden die beiden Naaellen „In der Mühle" und „Rache" am höchsten. Besonders die letztere, welche für das tragische Geschick eines schan in der Kindheit erblindeten Mädchens warme Töne findet, zeigt eine beachtenswerthe Veranlagung zu realistischer Schilderung. Die Bauerntypen, welche der Verfasser uns hier aarführt, erwecken in ihrer knappen und straffen Charakteristik den Eindruck der aallen Lebenswahrheit. Sobald der Verfasser überhaupt sich des Dialekts bedient, ist es, als ab er erst jetzt das ihm adälig passende Gewand angezogen hätte. Ungezwungen und treuherzig fließen seinen Gestalten da die Worte aam Munde, schlicht und kurz ihre Seele enthüllend. Weniger gefallen uns dagegen seine Schilderungen van Gesellschaftsfiguren. Hier scheint der Verfasser ab nnd zu nicht sa aus dem Vollen zu schöpfen. Wir glauben alsa, ihn auf die Richtung, welche sein Talent am wirkungsvallsten beschreitet, nachdrücklich hinweisen zu dürfen und hoffen, ihm hier recht bald wieder begegnen zu können!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

s. Albert Matl: **Das nervöse Weib.** Berlin W., F. Fontane u. Ca. 1898. — Dieses Buch ist .... ein deutscher Mantegazza. Es bespricht in papulär-medizinisch-feuilletanistischer Weise die Ursachen und die aielgestaltigen Formen der Nervasität der Weiber, besanders ausführtich die Affekte und die Abweichungen in den Liebesempfindungen nervöser Weiber. Daß der Verfasser das Gebiet der Neraenpathologie beherrscht, hatte er umsa weniger nöthig zu beweisen, als die früher aan ihm publizirten Arbeiten auf diesem Gebiete den Aerzten gut bekannt sind. Alsa war es wahl die Absicht, das graße Publilum zu interessiren und zu belehren. Welcher Leserkreis aber wird das Buch lesen? Die gesunden Frauen und Mädchen? Schwerlich. Und die Kranken? Gewiß. Jeder Kranke interessirt sich für Alle, die dieselbe Krankheit haben, alsa jedes nervöse Weib auch für die Schilderung der weiblichen Nervasität. Und die Folge? Die Leserin lernt noch eine Fülle aan Nervenleiden kennen, aan denen sie bisher keine Ahnung hatte. Ja, aber der Nutzen der Vorbengung aan nervösen Leiden, gilt der gar nichts? Ja, wenn solche Bücher die gesunden Männer lesen würden. Das thun sie aber nicht aber höchstens dann einmal, wenn sie ein nervöses Weib haben, und dann ist's zu spät. — Wem sall alsa eigentlich ein salches Buch nützen?

-rk- **Münchener Anthrapalagische Gesellschaft.** Sitzung am 20. Mai unter dem Varsitz des Hrn. Prafessars Dr. J. Rante. Var der Tagesardnung wurden die beiden gegenwärtig in Hammers Panaptikum auftretenden birmanischen Zwerge aargestellt. Es sind das ein Knabe (Smaum) und ein Mädchen (Fatma) aan ca. 14 und 16 Jahren. Seit sie im Oktober 1896 aan R. Virchaw gemessen warden sind, ist Smaum nach um 72 mm, Fatma um 27 mm gewachsen; ihre Körpergröße beträgt jetzt 754, bezw. 773 mm.

Sie sind wohl die kleinsten Zwerge, die bis jetzt in München gezeigt wurden. Trotz ihrer Kleinheit zeigen sie doch die Körperproportionen von Erwachsenen. Der Rumpf beträgt 36.7 Prozent der Körpergröße bei Fatma, 29.2 Proz. bei Smaum, die Beine haben eine Länge von 45.2 Proz., bezw. 44.9 Proz., die Arme von 40.7 Proz., bezw. 40.4 Proz. der Körpergröße. Es sind das Zahlen, die mir auch bei wohlproportionirten Erwachsenen antreffen. Die beiden Zwerge sind geistig wahl entwickelt und verstehen es, durch ihre kindliche Fröhlichkeit und ihr munteres Geplauder Alle für sich einzunehmen, die in ihre Nähe kommen. Hierauf wurde auf den Vorschlag des Vorsitzenden per Acclamation der bisherige Ausschuß wiedergewählt. Der Vorsitzende legt dann volksthümliche Thonwaaren (Kuckuck, Nußvogel) vom Krüaglkirvo in Amberg vor, welche, auf Veranlassung des Hrn. Landgerichtspräsidenten Viertling, Hr. Gymnasiallehrer Bodensteiner der Gesellschaft eingesandt hat. Da derartige primitive Thonwaaren für die Volkskunde von Interesse sind, wäre es zu wünschen, daß dieselben, ehe sie ganz verschwinden, gesammelt würden. Das zu veranlassen war auch der Hauptzweck der heutigen Vorlage. Das Wort erhielt sodann Hr. Privatdozent Dr. Dürck zu seinem Vortrage über Zwitterbildung und Scheinzwitter beim Menschen. Die eigentliche Zwitterbildung wurde bis jetzt beim Menschen nicht beobachtet, alle sogenannten Hermophroditen müssen zu den Scheinzwittern gestellt werden, auch das vor kurzem im Panoptikum gezeigte Mannweib. Wenn auch die Beobachtungen, die an ihm gemacht werden konnten, eine wahre Zwitterbildung vortäuschen, so kann doch erst die anatomische Untersuchung der inneren Generationsorgane über die wahre Natur entscheiden. Der Vortragende illustrirte den klaren und interessanten Vortrag durch Vorführung von verschiedenen Aufnahmen des Mannweibes mittelst Skioptikons. Hierauf hielt Hr. Prof. Dr. Hommel seinen Vortrag „Zur ältesten Geschichte der Metalle", speziell des Eisens. Redner erging sich zunächst ausführlich über die verschiedenen Stellen der uralten ägyptischen Pyramidentexte (3. Jahrtausend v. Chr.), wo von dem Metall ba' aber bai die Rede ist. In späterer Zeit verstand man darunter unzweifelhaft das Eisen, wie schon die Unterscheidung von ba-ni-pe (Himmelseisen, Meteoreisen) und ba-ni-ta (Erdrisen, irdisches aus Erz geschmolzenes Eisen) und das koptische benipe „Eisen" beweist. Da aber aus dem sog. alten Reich der Aegypter sich bisher nur Bronzegeräthe vorfanden, so wurde von verschiedenen Aegyptologen das betreffende Wort in den Pyramidentexten entweder allgemein mit Metall oder Erz, oder aber speziell mit Bronze übersetzt, obwohl es für Bronze schon im alten Reich einen besonderen Ausdruck, chomt, gegeben hat. In den genannten Texten nun wird von einem am Himmel befindlichen Thron aus bai, dessen Lehne Löwenköpfe schmücken und dessen Füße Stierhufe sind, des öfteren gesprochen, ferner von einer Waffe aus bai, für die eine Parallelstelle „Messer" bietet, ferner von Amuletten aus bai; auch werden die Knochen wegen ihrer Härte mit bai verglichen, was an Hiob 40, 18 erinnert (des Nilpferds Knochen eherne Röhren und seine Gebeine eiserne Stäbe), und endlich, was besonders wichtig, heißt das Himmelsgewölbe mehrmals geradezu bai, und zwar nicht etwa der verfinsterte und dann gelbe aber bronzefarbene Himmel, sondern das lichte, blaue Firmament, was besonders deutlich auf Stahl- und nicht auf Bronzefarbe hinweist. Haben somit die Aegypter des alten Reiches sicher das Meteoreisen gekannt, so muß es immerhin noch als offene Frage betrachtet werden, ob sie das Eisen auch schon zu schmelzen verstanden; für letzteres spricht der Umstand, daß das Wort bai stets mit einem Determinativ geschrieben wird, welches deutlich ein Schmelzgefäß vorstellt, dagegen aber das bisherige Fehlen unzweifelhafter Funde eiserner oder stählerner Gegenstände. Der französische Archäolog Morgan glaubt, daß die Aegypter zu ihren Dioritstatuen und zu der Verarbeitung der riesigen Granit- und Syenitblöcke nothwendig härtere Instrumente als bloß solche aus Bronze angewendet haben müssen, und setzt das Fehlen von Funden auf Rechnung der rascheren Zerstörung von Eisen durch die Luft und durch die Länge der Zeit. Auch spricht sehr für eiserne oder stählerne Instrumente die lichtblaue Farbe der Spitze des Meißels und Bohrers auf den noch trefflich erhaltenen Malereien des Grabes des Pharao Snofru (4. Dynastie). Des weiteren wies Redner auf eine bisher nicht verstandene Stelle einer altbabylonischen Statueninschrift des Gudea (ca. 2500 v. Chr.) hin, wo es heißt, daß dieser Fürst sich aus Nordwestarabien oder Miluch (wozu ja auch die kupfer- und hämatitreiche, unter ägyptischer Herrschaft stehende Sinai-Halbinsel gehörte) ein girzanum (oder gilzanum) genanntes Metall holte und zu Streitkeulen verarbeitete, gleich wie er zu demselben Zweck aus Kimasch (Zentralarabien) Kupfer herbeischaffen ließ. Dieses girzan genannte Metall kann schon deßhalb nur das Eisen sein, weil es das gleiche Wort ist wie das altitauische gelso (slavisch železa) und das lateinische (aus fersom entstandene) ferrum. Damit sind wir zugleich bei einer höchst interessanten Wortsippe angelangt, denn auch die südarabischen Inschriften kennen ein Metall farzan (mit Nominativendung farzanum), und auch das bekannte hebräische Wort für Eisen, barzel (aus barzen entstanden), und das assyrisch-aramäische parzil gehören hieher und beweisen die weite Verbreitung dieses Ausdrucks, dessen älteste Form girzan lautete und aus dessen späterer Umbildung warzan theils barzel, theils (mit Verhärtung) parzel wurde. Es ist nun nur die Frage, ob die ursprüngliche Heimath dieses Wortes (und damit der Eisengewinnung in Vorderasien) Arabien (vgl. auch Ezechiel 27, 19, Eisen und Gewürze von Wedan und Javan in Arabien) oder aber der skythische Norden (vgl. Jeremias 15, 12, Eisen und Erz von Norden) gewesen ist. Die Gestalt des Wortes bei Gudea weist schon wegen der Endung auf Arabien, es ist aber ganz gut möglich, daß trotzdem von fern her gekommene, der Eisenschmelzung kundige Nordvölker die Lehrmeister der Araber in dieser Fertigkeit waren und ihnen den Ausdruck girzan vermittelten. Andererseits deckt sich das ägyptische Wort bai, was in so merkwürdiger Wechselverbindung mit dem blauen Firmament schon in den Pyramideninschriften auftritt, mit dem zweiten Bestandtheil des sumerischen Wortes für Eisen, an-bar, was wörtlich übersetzt „Himmels-metall" bedeutet. Auch im sumerischen Wort für Bronze, ud-ku-bar, bezw. zabar (semitisch aiparru), scheint dieses alte Wort bar, was natürlich in der allerältesten Zeit nur allgemein Metall bedeutet haben wird, vorzuliegen. Mit einem Hinweis auf die Bedeutung all dieser Thatsachen gerade für die prähistorische Forschung, die ja von jeher ihre besondere Pflege in anthropologischen Kreisen gefunden hat, schloß Redner seine interessanten mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

C. Aus Brasilien wurde vor kurzem berichtet, daß das gelbe Fieber, welches in Rio de Janeiro seit Jahren endemisch geworden, wieder in erschreckender Weise um sich zu greifen beginne und verschiedene Todesfälle in den Kreisen der fremden Gesandtschaften herbeigeführt habe. Die Frage, wie man ärztlicherseits der Gelbfiebergefahr mit einigem Erfolg begegnen könnte, ein Problem, welches nicht nur die Fakultäten von Rio de Janeiro und Bahia, sondern auch Chemiker und Aerzte an anderen südamerikanischen Plätzen unausgesetzt beschäftigt, ist damit aufs neue zu einer ebenso brennenden geworden, wie jene, welche sich auf die Sanirung der brasilianischen Finanzen richtet. Um der wissenschaftlichen Forschung einen besonderen Ansporn zu geben, wurde von der Regierung vor Jahren schon ein namhafter Preis für die Entdeckung einer zuverlässigen Heilmethode ausgesetzt, der bis heutigestags noch keinem der vielen Bewerber um denselben zuerkannt werden konnte. Sehr viel von sich reden machen indessen die zur Bekämpfung des gelben Fiebers von den Bakteriologen Dr. Sanarelli in Montevideo und Professor Dr. Domingo Freire zu Rio de Janeiro angestellten Versuche und deren angebliche Auffindung des Erregers des gelben Fiebers. Beide wollen den echten Bazillus oder Cryptococcus, der die Seuche veranlaßt, gefunden haben und glauben ihr durch Einimpfung eines Serums entgegentreten zu können. Allein noch läßt sich nicht behaupten, daß ihr Antitoxin in irgend erheblicher Weise den Verheerungen des gelben Fiebers Einhalt gethan hätte. Dr. Freire's Entdeckung stammt bereits aus den 80er Jahren, Dr. Sanarelli's Forschungsergebnisse sind viel jüngeren Datums und sollen auf der kürzlich von dem Montevideaner Arzte angetretenen Europareise Pariser medizinischen Autoritäten jetzt zur Prüfung vorgelegt werden.

Digitized by Google

Man darf begierig sein, welche Aufnahme Dr. Sanarelli mit seinen Darlegungen in den wissenschaftlichen Kreisen Europa's finden wird und welchen Werth man seiner angeblichen Entdeckung nach beizulegen für angezeigt erachtet, nachdem im Februar d. J. eine von ihm angestellte praktische Erprobung des Heilserums in den Hospitälern des Staates S. Paulo kaum 14 Proz. Gelbfieberkranken Genesung brachte. — Abgesehen von der Serumanwendung hat sich übrigens die ärztliche Behandlung in Fällen des Auftretens vom gelben Fieber gegen früher fast gänzlich geändert. Man hat doch vieles auf diesem Gebiet gelernt und geht dem Uebel rationeller zu Leibe wie ehedem. Als bestes Prophylakticum hat sich Arsenik erwiesen, das in Dosen von einem halben Milligramm morgens und abends verabreicht wird.

* **Aus Oesterreich.** An der Universität Wien ist folgenden Privatdozenten der medizinischen Fakultät der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen wurden: Dr. Moriz Heitler, Dr. Rudolf Ritter v. Limbeck, Dr. Anton Felsenreich, Dr. Maximilian v. Zeißl, Dr. Ferdinand Frühwald und Dr. Lothar Franki Ritter v. Hachwart. — In Lemberg fand die feierliche Eröffnung der dermatologischen Klinik statt. Der künftige Leiter derselben, Prof. Dr. v. Lukasiewicz, früher Professor an der Universität in Innsbruck, hielt dabei seine Antrittsvorlesung.

* **Aus Turin,** 22. Mai, schreibt man der „Mgdb. Z.": Prinz Ludwig, Herzog von Abruzzen, der sich als tüchtiger Sportsmann durch seine Besteigung des Eliasberges in Alaska bekannt gemacht hat, unternahm gestern eine Luftschifffahrt, die wegen des häufigen Umschlagens der Winde äußerst interessant verlief. Der Aufstieg erfolgte um 8½ Uhr vormittags von einem Platz der Turiner Ausstellung aus. Der Prinz war von seinem Adjutanten, Lieutenant Cagni, begleitet. Außer diesen beiden Herren nahm nur der französische Luftschiffer Godard an der Fahrt theil. Das Wetter war regnerisch und windig. Der Ballon erhob sich zu 1000 m Höhe und schlug südliche Richtung ein. Aber als er weiter stieg, gerieth er in einen Windstrom, der dem unteren gerade entgegengesetzt war. So wurde der Ballon wieder nach Turin zurückgeführt und trieb gegen 10 Uhr über die Stadt hinweg, nach dem Monte Rosa zu. Aber an den Barbergen der Alpen traf der Ballon, der sich inzwischen bis zu 2700 m erhoben hatte, auf einen neuen Windstrom, der ihn nach Südosten zu, nach dem Mont Cenis trieb. Endlich gegen 1 Uhr nachmittags schlug der Wind zum viertenmale um und führte den Ballon nach Turin hin. Um 2 Uhr fand, wenige Kilometer von Turin entfernt, die Landung statt. So hatte der Prinz in 5½ Stunden die ganze Nordhälfte Piemonts zu Gesicht bekommen und war zuletzt von günstigen Winden nach dem Aufstiegsort zurückgeführt worden. — In einigen Tagen reist der Herzog der Abruzzen nach Grönland ab, um dort die Vorstudien zu seiner geplanten Nordpolexpedition zu beginnen.

* **Aus Rußland.** Die Professoren der Warschauer Universität beabsichtigen, vom 1. Oktober ab populäre Vorlesungen zu halten. Im ersten Halbjahr werden 35 Professoren in je sechs oder zwölf Vorlesungen über die Wissenschaften aller Fakultäten handeln. Ein 6stündiger Kursus wird 1 Rbl. kosten und ein Cyklus von 12 Vorträgen 2 Rbl. Die Vorlesungen werden abends von 6 bis 9 Uhr gehalten werden. Im zweiten Halbjahr wird eine neue Serie von Vorlesungen beginnen und einige Kurse werden fortgesetzt, so daß in jedem Falle jeder einzelne Kursus vollkommen erschöpfend und abgeschlossen sein wird. — An der Helsingforser Universität soll ein Katheder für slavische Philologie errichtet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht über den Loewe-Verein. 15. Vereinsjahr. Nebst einer Uebersicht der Loewe-Literatur im Jahre 1896/97. Berlin. — O. Schicker: Die Organisation d. Handwerks. (Sonderabdr. a. d. 4. Aufl. des Werkes: Die Gewerbeordnung f. d. Deutsche Reich.) Berlin-Stuttgart-Leipzig, W. Kohlhammer 1898. — Franz Schäfer: Ein Schwabenstreich der Züricher Polizei oder Vier Tage auf Beobachtung in der Züricher Irrenanstalt Burghölzli. Als Manuskript gedruckt. Belfort 1897. — Deutsche Krankenpflege-Zeitung. Hggb. von Dr. E. Dietrich und Dr. Paul Jacobsohn. 1. Jahrg., 1. Heft. Berlin, Edwin Staude 1898. — A. Fischer: Russische Sprachlehre in übersichtlicher Darstellung. Mit einem Uebungsbuch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Christalbüchlein des Evangelischen Kirchengesang-Vereins für Deutschland. Ausgabe A und B. Ebd. — Marie Mellien: Wilhelm Stilze. Ein Lebensbild. Ebd. — Fritz Stern: Max Klinger, Menschheitsphantasten. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von L. Pastor. gr. 8°.

I. Band, 2. u. 3. Heft: Nationales Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande. Von Dr. J. Knepper. (XVI u. 208 S.) Mk. 2.60.

Früher ist erschienen:

1. Heft: Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung von Dr. N. Paulus. (VIII u. 160 S.) Mk. 1.40.

Jährlich sollen in zwangloser Reihenfolge höchstens 8 Hefte im Umfang von durchschnittlich 6—10 Bogen à 16 Seiten und im Format von Janssens Geschichte erscheinen. — Jedes Heft bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln käuflich, je 4—6 Hefte werden zu einem Bande vereinigt. (8688)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller.

Herausgegeben von

C. A. H. Burkhardt.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark 50 Pf.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller gehören zu den wenigen Büchern über den großen Dichter, die das ganze Bild des einzigen Mannes im geschlossenen Rahmen eines bestimmten Erinnerungskreises erfassen. Der Herr Herausgeber hat bei der Neubearbeitung des Buches den Papieren Friedrich v. Müllers noch manches Neue entnehmen und die Erläuterungen aus der reichen Fülle des vielfaltigen, inzwischen aufgedeckten biographischen Stoffs in dankenswerter Weise ergänzen können. (8432)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Tauchnitz Edition.

May 25, 1898.

A Soul on Fire.

By (6439)

Florence Marryat.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher

Verlag von Joh. Ambros. Barth, Leipzig.

Die

Aesthetik der Tonkunst

von [4770]

Professor E. R. Hennig.

VIII und 232 Seiten 8°.

Preis geh. M. 4.—, geb. M. 4.75.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 28. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Pfingstfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Deutschlands Entwicklung und das Frankfurter Parlament. Von Max Lenz. — Ferdinand Avenarius als Lyriker. Von Adolf Bartels. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutschlands Entwicklung und das Frankfurter Parlament.[1])

Von Max Lenz.

Wir feiern heute Ereignisse, an welche lange Jahre hindurch der deutsche Patriot nur mit tiefer Trauer zurückdenken konnte: das Jahr süßester Hoffnungen und der bittersten Enttäuschung. Aus dem Jammer nationaler Zerrissenheit erhob sich in Frankfurt der Stern deutscher Einheit, Freiheit, Macht und Größe, um nach einem sturmerfüllten Jahre trostlos zu verlöschen. Welch eine Stunde, als sich der Zug der Abgeordneten vom Römer zur Paulskirche hinüber bewegte, rings umrauscht von den schwarzrothgoldenen Fahnen und unter dem jubelnden Zuruf der Menge! Welch ein Moment dann, als Vater Arndt, der greise Sänger der Freiheitskriege, auf der Tribüne erschien und die Versammlung ihm den Dank der Nation für sein Vaterlandslied votirte. Niemals ist wieder ein Tag erschienen, an dem die deutsche Einheit so allseitig und aus der Tiefe der Herzen begrüßt und gefeiert wurde.

Was wollten dagegen die Zusammenkünfte der alten Kurfürsten besagen, in denen die römischen Könige deutscher Nation gekürt wurden, mit ihrem erbärmlichen Feilschen um Geld und Gut! Sie waren immer nur die Quellstätten gewesen nationalen Jammers und unstillbaren Haders. Da war Karl von Burgund gewählt worden, der dann in Worms den Ständen seine Wahl mit der Reichsacht gegen den Reformator lohnte, da jener Ferdinand, der Tilly und Wallenstein aussandte, um die deutsche Einheit unter spanischer Glaubenstyrannei herzustellen. Heute vor 50 Jahren aber ergriff die Nation selbst das Wort, um ihren Fürsten die Wege zur deutschen Macht und Herrlichkeit zu weisen. Der romantische Schimmer, der die alte Wahl- und Krönungsstadt so lange verklärt hatte, schien in das Sonnengold leuchtender Wirklichkeit verwandelt! Aus allen Gauen des Vaterlandes, aus den Thälern Tirols und Steiermarks und aus der Nordmark von Schleswig, von den Kolonialgebieten des Ostens und den Kernlanden des alten Reiches her waren die Vertreter des Volks erschienen, um den Bau zu vollenden, und „Das ganze Deutschland soll es sein" war ihr Bekennen und ihr Hoffen.

So begannen sie das Werk, berufen durch die allgemeinen Wahlen, anerkannt von den Regierungen und getragen von der Sehnsucht der Nation. Sie schufen eine provisorische Zentralgewalt und statteten sie aus mit allen Attributen der Macht; sie dekretirten Grundrechte des Volks, welche der Wirthschaft und der Arbeit, dem Recht und der freien Meinung, dem Glauben und der Bildung jeden Schutz verbürgten; sie stellten eine Verfassung her, welche das Verhältniß zwischen Volk und Regierungen, zwischen den zentralen Gewalten und den Dynastien nach allen Regeln der konstitutionellen Staatslehre versicherten; sie beschlossen endlich das Erbkaiserthum und trugen die Krone dem Monarchen an, in dessen Staate sich die besten deutschen Gedanken seit zwei Jahrhunderten machtvoll verkörpert hatten. Und dann — war alles zu Ende. Ein Wort, die Absage Friedrich Wilhelms genügte, um das Ganze zu lähmen und den Bau, der bis in die Wolken reichte, in seinen Grundfesten zu erschüttern. Der Wille des Volks, auf dem alles geruht, hatte sich als Flugsand erwiesen, und der gewachsene Felsboden der dynastisch geschlossenen Mächte trat überall wieder hart und schroff zutage. Schon genügte ein Wink der Regierungen, um die Abstimmungen ihrer Abgeordneten zu lenken und sie zum Niederlegen ihrer Mandate zu zwingen. Durch dieses kaudinische Joch mußte Jeder hindurch, wollte er sich nicht mit den Rebellen verbinden, unter deren Schutz sich die Idee des Reichs von Volkes Gnaden flüchten mußte. Wenige Wochen oder Monate, so war auch dieser Traum zerronnen, ein Jahr noch, und auch der kaum begonnene Bau der Union lag in Scherben: der Bundestag ward wieder die Vertretung der deutschen Nation, und der Hohn und Haß der Sieger folgte den Frankfurter Phantasten und ihrer Spottgeburt der deutschen Einheit.

Was Wunder, daß die erschütternde Tragik dieser Kämpfe nachgewirkt hat in der historischen Betrachtung, und daß die Klagen und Anklagen der Parteien Jahrzehnte hindurch wirr durcheinander tönten, ja noch immer nicht verstummen wollen!

Heute jedoch und an diesem Ort gedenken wir jener Ereignisse in einer anderen Stimmung. Denn wir wohnen in starken Mauern, in einem festen Hause, zu dem der Schlußstein wieder an einem Maientage und wieder hier in Frankfurt gelegt wurde. Wir blicken auf das stürmische Jahr zurück als auf die Zeit der Aussaat, der die reiche Ernte gefolgt ist.

„Ausgestreuet war der Samen
Ueber alles deutsche Land."

Wir bekennen mit den Veteranen der erbkaiserlichen Partei, daß ihr Glaube es war, den Bismarck zur That gemacht hat. Und so können wir mit fast ungetrübter Freude auf diesen ersten Reichstag des neuen Deutschlands zurückblicken. Wir mögen das Schicksal der Männer beklagen, die nicht mehr erlebt haben, was sie im Geiste schauten, oder auch sich abwandten von dem neuen Reich, weil es ihr Ideal nicht erfüllte, aber wir preisen sie dennoch selig, weil sie uns den Weg zum Ziele wiesen, weil sie die Idee vom Reich wieder aufgerichtet und im Volk lebendig gemacht haben.[2]) Die Leidenschaften haben sich

[1]) Rede, gehalten auf dem Festkommers zu Frankfurt a. M. am 18. Mai.

[2]) Worte Stahls von Erlangen im Parlamentsalbum.

gelegt, und so können wir gerecht sein; der Sieg ist erfochten, und so wollen wir mit Stolz und Dankbarkeit der alten Kämpfer gedenken.

Es geschieht so selten genug heutzutage. Die Nation hat sich wohl an den Siegesfesten vor drei Jahren müde gefeiert, oder es will fast scheinen, als ob man nicht überall die Erinnerung an das „tolle Jahr" gern sehe, als ob man sich der Gedanken schäme, auf denen unser Dasein ruht, als ob man die Väter verleugnen wolle.

Sie, meine Herren, haben einen besseren Muth gehabt. Sie wollen frei heraus sagen, was wir den Männern von 1848 verdanken. Sie wissen, daß es kein größeres Jahr gab in der ruhmreichen Geschichte Ihrer Stadt, und daß es niemals ein deutsches Parlament gegeben hat so einig in der Begeisterung für des Vaterlandes Größe, so rein und ernst in seinem Streben, so ausgezeichnet durch den rednerischen Glanz und die dialektische Schärfe der Debatten, durch die Fülle historischen und juristischen Wissens und durch den Reichthum an politischen Ideen. Auch hat niemals ein Parlament so sehr im Mittelpunkt der nationalen Wünsche und Interessen gestanden. Die Ehre und die Größe, die ganze Zukunft der Nation sah unser Volk in seine Hand gelegt, und mit fiebernder Erregung folgte es allen seinen Verhandlungen. Sie waren nicht von den banausischen Interessen getragen, welche unser heutiges Parteileben durchsetzen, sondern von den höchsten Fragen des nationalen Daseins. Die Realpolitiker von heute schelten gern auf die Doktrinäre der Paulskirche und spötteln über den akademischen Charakter ihrer Diskussionen. Nun wohl, es waren Doktrinen, für die sie eintraten, aber solche, welche seitdem lebendig geworden sind im Körper der Nation, schöpferische Kräfte, die Staat und Kirche, unser soziales und geistiges Leben bis ins Mark, bis in die Bauern- und Arbeiterstuben erschüttert und umgestaltet haben: wir athmen heute in der Luft dieser Gedanken, und es gibt für den Historiker nichts anziehenderes, als in den Programmen, Debatten und Beschlüssen der Paulskirche die Gegenwart selbst und wie sie geworden ist wieder zu erkennen. In einem großartigen dialektischen Prozeß, so hat man gesagt, traten dort alle Fragen und Kämpfe, welche die Nation seitdem bewegt haben, gelöste und noch ungelöste, zutage.

Stürmisch waren die Verhandlungen; Gegner auf Leben und Tod standen sich gegenüber, Männer, welche wohl bereit waren, von der Tribüne unmittelbar auf die Barrikade zu eilen. Wer gedächte heute nicht jener Stunden voll pressender Angst und furchtbarer Spannung am 16. September, als die Abgeordneten unter der schäumenden Wuth des Volkes, und sie selbst knirschend vor Ingrimm, jenen Beschluß der Unterwerfung fassen mußten, den doch auch sie als eine brutale Demüthigung und als die Niederlage ihrer liebsten Hoffnungen empfanden, und wer nicht der blutigen Schrecken, die dieser Besiegelung der eigenen Ohnmacht in Frankfurts Straßen folgten! Und wie könnten wir in dieser Stunde des trotzigen Tribunen vergessen, dessen revolutionäre Beredsamkeit so oft die Gegner selbst mit sich fortriß, und den als den Märtyrer der erhabenen Idee, welche mit allen ihren Verhüllungen dennoch die Basis auch der Paulskirche war, die Kugeln österreichischer Jäger auf den Saalhausen in der Brigittenau niederstreckten. Und dennoch — wie verschieden die Wege und Ansichten der Einzelnen sein mochten: ein Ziel war Allen theuer und gemeinsam, das Glück und die Größe des Vaterlandes. Und es gab wohl Niemand unter ihnen, dem es nicht wie ein Gebet durch die Seele ging, wenn seine Augen auf das Bild der Germania über dem Präsidentensitze fielen und auf die Worte, die sie den Versammelten zurief:

„Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück."

Es war die Idee, in welcher alle Wünsche der Nation seit mehr als einem Menschenalter gegipfelt hatten. Sie war nicht aus deutschem Geiste geboren: in Frankreichs Revolution war sie zuerst mit ihrem ganzen Gefolge liberaler und radikaler Gedanken ans Licht getreten. Sie hatte diese Nation ausgestattet mit der Macht und dem Ehrgeiz, die in der Hand ihres großen Kaisers der Freiheit Europa's gefährlich wurden. Im Kampfe aber auch, wie bei den Polen und Italienern, im Bunde mit ihm war sie dann erwacht, wohin immer Napoleons Herrschaft reichte. Sie war es, die Italien in immer neue Revolutionen trieb, sie war das Quecksilber, das Oesterreichs Völkergemenge zersetzte, sie entlud sich in den polnischen Aufständen, sie reizte die Dänen an, Schleswigs deutsche Rechte zu zerbrechen, und sie pulsirte in allen Formen und Phasen der deutschen Bewegung. Der Durst nach nationaler Macht, nach freier Entfaltung der Nationalität war überall das Ursprüngliche, aber Hebel und Werkzeug waren die liberalen Gedanken. Lange Zeit waren ihnen Bahn und Interessen gemeinsam: mit vollem Schwall erreichte ihr Strom noch das Jahr 1848. Schon war Deutschland rings erschüttert, und nur Metternich hielt in seinen Staaten das alte System mühsam aufrecht. Da nun brach die Sturmfluth herein: von Sicilien aufwärts begann sie zu steigen. Wie bald hatte sie die Alpen erreicht und überschritten! Tosend stürzte sie sich auf Frankreich, und der Thron Louis Philipps versank sogleich in ihren trüben Wirbeln. Im Nu war sie am Rhein und wogte unaufgehalten durch den Süden und Westen unsres Vaterlandes. Wie rasch verschwanden da die Barrieren und Deiche, durch die man sich am Bundestage und an den kleinen Höfen hatte sichern wollen, wie bald waren Oesterreich und auch Preußen überschwemmt. Das alte System, die Politik der heiligen Allianz war zerstört und vorbei auf immer. Dies Werk hat die deutsche Revolution in wenigen Wochen vollendet, so wie das französische Königthum 1789 vor dem ersten Anprall der Revolution rettungslos in sich zusammengebrochen war. An dieser Thatsache allein schon können wir die ungeheure Bedeutung unsrer Revolution ermessen: niemals ist der Versuch ernstlich gemacht worden, das absolute System herzustellen. Seitdem haben wir eine freie Presse, politische Parteien und ein öffentliches Leben: eine Sintfluth trennt uns von der alten Zeit, und vormärzlich muthet uns in der That an wie antediluvianisch.

Nur wenn sie dem Strome folgten, konnten sich die deutschen Regierungen erhalten. Das begriff man ebenso rasch in Wien, wie in Berlin und Frankfurt. Von allen Schlössern flatterten die schwarz-roth-goldenen Fahnen, und weithin verkündeten Friedrich Wilhelm IV. wie Kaiser Ferdinand und alle ihre deutschen Vettern ihre nationalen und liberalen Programme. Wider Willen geschah es, und doch nicht ohne Berechnung; denn nur so konnte man hoffen, gegebenenfalls wieder festen Boden zu gewinnen, sich auf die eigenen Füße zu stellen.

Das Schicksal der Nation lag in diesen Wochen in dem Vorparlament, in den Ausschüssen der Fünfzig und der Siebzehn, die von ihm und den Regierungen bestellt waren, um die Geschicke Deutschlands zu lenken und seine Verfassung zu entwerfen, und danach in der Reichsversammlung, zu der sich nun ganz Deutschland rüstete. Aber je näher der 18. Mai herankam, um so schärfer sonderten sich die Radikalen ab, um so ruhiger ward die Bewegung, um so stärker und selbstgewisser die Regierungen. Heute vor 50 Jahren war die Hochfluth, die eben noch alles bedeckt hatte, schon um ein beträchtliches Stück zurückgewichen: Hecker und Struve, die Führer der Linken im Vorparlament, waren in Baden, ihre polnischen Freunde, die Führer vom 18. März, in Posen aufs Haupt geschlagen.

Sofort aber drückte sich dies in der Bildung der Parteien aus. Im Vorparlament hatten die Gemäßigten den Stoß des Radikalismus mit Mühe aufgefangen: im Reichstage lag die Mehrheit von vornherein in ihren Händen. Noch war immerhin die revolutionäre Strömung gewaltig und das Vertrauen auf die Kraft des nationalen Willens allgemein. Dem Wachse, das des Bildners Hand warte, hat Mevissen später die deutschen Staaten zu jener Zeit verglichen. Keine Macht der Erde könne oder dürfe die Erfüllung des hohen heiligen Geschickes Deutschlands verhindern! so verkündete noch im Juli unter rauschendem Beifall Reichsminister Heckscher. Dem entsprach es, wenn Heinrich v. Gagern seine Präsidentschaft mit einem Appell an die Souveränität der Nation eröffnete, kraft deren der Reichstag die Verfassung zu schaffen habe. Aber freilich, er fügte sogleich Worte des Bedauerns hinzu, daß es unmöglich gewesen sei, auf einem anderen Wege, durch eine Verständigung unter den Regierungen, zum Ziel zu kommen: es war eine Nationalsouveränität faute de mieux, die er kreirte.

Diese innere Halbheit, die in dem Nachsatz aufhob, was sie im Vordersatz behauptet hatte, haben die Gegner den gemäßigten Fraktionen des Parlaments immer vorgeworfen. Und in der That tritt sie in jeder Rede, jedem Beschluß, den sie erwirkten, hervor. Darum sind gerade sie als die Doktrinäre, als die Partei der Professoren verschrien worden, die nur ihre Kathederweisheit, immer nur Worte und niemals Thaten bei der Hand gehabt hätten. Und freilich waren die Radikalen darin klarer. Sie zogen die Konsequenzen aus den Vordersätzen; sie machten ernst mit dem unbeugsamen Willen des Volkes, mit der Einheit des Staates und der Freiheit und Macht der Masse; sie riefen ungescheut das letzte Recht der nationalen Souveränität an, das der Barrikade. Aber waren etwa sie oder gar die Träger der alten Kronen, die Inhaber der Bajonette, keine Doktrinäre? Hirngespinnste, in denen sich nicht, wie in der Paulskirche, die Zukunft, sondern die Vergangenheit malte, beherrschten König Friedrich Wilhelm IV., auch in dem Moment, da er die Kaiserkrone, das Halsband des Leibeigenen im Dienste der Revolution, wie er sie nannte, zurückwies, Hirngespinnste waren es, wenn die Radikalen die Unbesieglichkeit der Revolution verkündigten und sich immer weiter in ihren politischen und sozialen Phantasien verloren. Ihre eigene Ohnmacht war kaum geringer als die Gagerns und seiner Freunde.

Die Gemäßigten waren gerade die Praktiker, die politischen Rechner. Sie erwogen genauer als jeder Andere die historischen Möglichkeiten und Bedingtheiten. Sie hatten die rechte Einsicht ebenso sehr in die Undenkbarkeit der absolutistischen und der romantischen Politik, wie in die Ohnmacht der radikalen. Sie wußten am besten, daß diesem Reichstage nur moralische Kräfte zu Gebote standen. Sie hofften, daß dieselben stark genug sein würden, um die Dynastien zu beugen, aber sie wünschten es mehr, als sie es glaubten. Sie rechneten darum mit dem Interesse an der Revolution, das sie bei den Fürsten, wenigstens bei dem und jenem unter ihnen, nicht ohne Grund voraussetzten. Sie zogen auch die Furcht der Regierungen vor der fortschreitenden Erschütterung in Betracht und waren nicht abgeneigt, unter Umständen warnend darauf hinzuweisen und wohl auch ein wenig mit dem Feuer zu spielen; so etwa wie in der französischen Revolution den Feuillants der radikale Schrecken den Tuilerien gegenüber bisweilen gar nicht unwillkommen gewesen war. Ihre Nachgiebigkeit und ihr Mißtrauen in die eigenen Prinzipien war also Politik und praktische Einsicht. Sie konnten sich immerhin sagen, daß Niemand unbedingter und selbstloser die Größe des Vaterlandes wünschte als sie, und daß ihnen die Einheit Deutschlands höher stand als ihre Doktrinen. Und welch ein besseres Zeugniß für den politischen Blick dieser Männer könnte man finden, als daß ihnen die Zukunft mehr recht gegeben hat, als jeder anderen Partei, daß sie dem Werke Bismarcks am allernächsten gekommen sind! Sie haben die Unvereinbarkeit Oesterreichs und Preußens in dem Rahmen des neuen Reiches am schärfsten begriffen, sie haben das Erbkaiserthum durchgedrückt und die Krone dem Hohenzollern dargebracht, sie kamen am raschesten von der allgemeinen Polenschwärmerei zurück, und aus dem Reichthum ihrer Gedanken sind vor allem die Grundsätze genommen worden, welche heute den politischen und sozialen Bau des neuen Deutschlands tragen.

Aber freilich, je weiter sie in dieser Einsicht vorschritten, um so ferner kamen sie dem gemeinsamen Ideal, das über dem Portal der Paulskirche geleuchtet hatte, um so weiter zurück nicht bloß von den extremen Meinungen, sondern auch von den starken Gefühlen, welche die deutsche Volksseele bewegten — also daß sie schließlich in Gotha erschienen sind als die Offiziere ohne Soldaten.

Hier zeigt sich das Wesen des Konflikts in der Tragödie dieses Jahres in seiner ganzen Schärfe. Es handelte sich schließlich nicht um das Recht, sondern um die Macht. Wollten die Männer der Paulskirche ihr Ideal eines einigen und freiheitlichen Deutschland wahr machen, so durften sie auch nicht vor dem Aeußersten, dem Kampfe, zurückscheuen. Nur so wäre es denkbar gewesen, das deutsche Oesterreich aus seinem alten Staatsverbande herauszureißen und überall den Willen der alten Staaten zu beugen. Es war dasselbe Problem, das in Frankreich von der Revolution zugunsten der nationalen Einheit gelöst war. Das eben war es, was auch unsre deutschen Radikalen wollten: die gesammelte Macht des Volkes sollte jeden Sonderwillen zerbrechen. Darin beruhte, wenn man will, ihr Recht, und darin jedenfalls ihre Kraft. Das gab ihren Reden das Feuer und die hinreißende, berauschende Wirkung. Aber viel weiter reichten auch sie nicht. Worte waren es überall und nichts als Worte, und wohin man stieß, der harte Fels der unerbittlichen Machtverhältnisse, der mit ihren Landschaften seit Jahrhunderten verwachsenen Dynastien.

So ward der Boden frei, auf dem Bismarck den Neubau errichtet und den er niemals verlassen hat: der rothe Reaktionär, wie ihn damals Friedrich Wilhelm IV., der verlorene Sohn Deutschlands, wie ihn mit seinem sentimentalen Pathos der Hr. v. Beckerath in der Zweiten preußischen Kammer genannt hat. Er nahm aber die Bezeichnung in den Kauf und spottete über diesen Sohn des reinen Deutschlands, dessen Wiege, er wisse nicht wo gestanden habe, dessen Vaterhaus aber noch gar nicht existire. „Mein Vaterhaus", rief er aus, „ist Preußen, und ich habe unser Vaterhaus noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen." Er leugnete schlechthin, daß die Erbkaiserlichen, wie sie sich rühmten, im Reichstag die Macht des Radikalismus gebrochen hätten: „Es ist mir nicht das mindeste davon bekannt, ich weiß nur, daß das 38. preußische Regiment am 18. September das von uns abgewehrt hat, was das Frankfurter Parlament sammt dem Vorparlament über uns heraufbeschworen hat. Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußenthum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen."

Dies war der Sinn der Bismarck'schen Realpolitik, dieses so viel mißbrauchten Wortes: „Das spezifische Preußenthum" als den „besten Pfeiler der deutschen Macht" wollte er behaupten. „Wir Alle", so verkündete er, „wollen, daß der preußische Adler seine Fittige von der Memel bis zum Donnersberg schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrument umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher als drohende Waffe gegen das Preußenthum und gegen die Verordnungen unsres Königs geschwungen worden ist." Von hier aus warf er sich der Polenschwärmerei entgegen und den Frankfurter Parteien aller Schattirungen, begrüßte er ohne jede Zimperlichkeit den Vertrag von Olmütz, der seinem König fast das Herz brach, als die Lösung von unerträglichen Fesseln. Es ist nicht wahr, daß er erst in Frankfurt die Grundgedanken seiner Politik entwickelt hat; sie waren in ihm, so wie er nur der Revolution entgegentrat. Er stand der Romantik seines Königs von jeher so fremd gegenüber wie allen Liberalen: er stand auf eigenem Boden; in ihm allein war das preußische Machtgefühl ausschließlich und gewaltig verkörpert. Auf diesem Grunde nahm er am Bundestag den Kampf gegen Oesterreich auf. Dieser führte ihn im Krimkriege an die Seite Rußlands. Ihn behauptete er in dem Freiheitskriege Italiens, als die Liberalen die Parteinahme für Oesterreich forderten zum Schaden der italienischen Einheit und zum Troste aller Ultramontanen. Ihn wahrte er im Kampf um Schleswig-Holstein, aus dem die Einheitsschwärmer einen neuen deutschen Kleinstaat schoffen wollten, und im deutschen Kriege, als er Oesterreich hinter sich herzog und als er es zu Boden streckte. Das klar erkannte preußische Interesse leitete ihn auch bei seinen Friedensschlüssen, wenn er die Einen vernichtete und die Andern schonte und an Preußen heranbrachte, in dem Vertrage mit den Südstaaten und in dem Prager Frieden. Dies bildet schließlich die Grundlage seiner Reichsverfassung selbst: denn Preußens Selbständigkeit bedingte auch die der Bundesgenossen; und in den Rath der Staaten, nicht in die Vertretung des Volkes legte er das Schwergewicht der Souveränität. Ja, die wirthschaftliche Einigung der Nation und ihre politische in der Nationalvertretung auf dem breiten Grunde direkter Wahlen hat Bismarck vor seinem König mit dem Interesse preußischer Großmachtspolitik gerechtfertigt. „Denn," so führte er schon im September 1863 in einer Denkschrift aus, „die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes sind wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dies Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung kommt, wird Preußen niemals befürchten müssen, in eine seinem eigenen Interesse widerstrebende Politik hineingezogen zu werden."

So hat er das Programm der Erbkaiserlichen erfüllt und ihren Glauben an Preußens deutschen Beruf zur Wahrheit gemacht. So hat er das preußische Schwert in das deutsche umgeschmiedet. Und so erfüllte sich an ihm, wie an jeder welthistorischen Persönlichkeit, der alte Spruch, daß derjenige, der die Wunden schlägt, sie auch heilen wird. Die gewaltigen Quadern preußischer Staatsgesinnung hat er eingesenkt in den deutschen Boden. Die preußischen Tugenden der Ehre, Treue, Zucht und Tapferkeit, die er vor einem halben Jahrhundert pries, haben sich in unvergleichlichen Kämpfen als das Gemeingut der Nation erwiesen. Sie sind auch heute noch lebendig. Wie leuchteten sie noch kürzlich auf in dem wilden Seesturm, der unser kleines Kriegsschiff auf China's Felsenküste warf: es waren Deutsche aus allen Stämmen gemischt, die braven Jungen, die da dem Tod ins Auge sahen: aber mit einem Hurrah auf den Kaiser und mit ihrem Seemannsliede auf den Lippen gingen sie hinab in die wogende See.

Wir wissen es wohl, nicht alle Blüthenträume jener Frühlingstage unsres Volkes sind gereift. Der Riß, den Gagerns Antrag zwischen dem neuen Deutschland und Oesterreich aufthat, hat sich nicht wieder geschlossen. Das staatsrechtliche Band, das er gefordert und das Bismarck neu geschlungen, hat nicht vermocht, das Beste, was wir unser nennen, unsres Volkes Art und Sitte, den Brüdern da drüben zu sichern. Heute aber ist es Pflicht, auch derer zu gedenken, die wir, bitterer Noth gehorchend, von uns stoßen mußten. Niemals ist der deutsche Name mehr gefeiert und gefürchtet worden als heute, und nirgends ist er sicherer als in dem Eisenpanzer unsres Reiches: wehe dem, der uns anrührt! Und doch hat unser Volksthum niemals größere Verluste erlitten als in der Epoche unsrer Einigung und unsrer größten Triumphe. Wir müssen mit ansehen, wie unsre Brüder, allein gelassen von uns, von ihrer Regierung, von ihrem Herrscher selbst, um ihren Einfluß, ihre Sprache, um ihre nationale Existenz ringen, und können ihnen nicht helfen. Wie vor 50 Jahren unsre Väter, so haben auch wir nur Worte, Hoffnungen, Sympathien, und hart und schroff wie damals starrt uns entgegen der Fels politischer Gewalt.

Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringen wird, und wollen nicht danach fragen; aber wir wissen, was die Männer der Paulskirche besaßen, den Glauben an des Vaterlandes Glück und Größe. Er hat sie, wie machtlos sie im Augenblicke sein mochten, zu guterletzt dennoch nicht betrogen; und er wird auch uns nicht betrügen, wenn wir nur selbst nicht von ihm lassen. Wir wollen den „gesunden Volksegoismus", den unser Wilhelm Jordan in der Polendebatte der Paulskirche seinem Radikalismus zum Trotz anrief, in dieser Welt des Kampfes behaupten; aber wir wollen auch das Eigenste der deutschen Volksseele, das Erbe unsrer Denker und Dichter, die großen, freien, reinen Gedanken als den Kern unsrer Nationalität bewahren. Wir wollen die Einheit unsrer Kultur in unverdrossener Arbeit fördern, auf daß sie leuchte vor allen Völkern und aller politischen Grenzen spotte.

Dies sei unser Dank gegen die Männer der Paulskirche, dies die Huldigung, die wir den Veteranen, den lebendigen Zeugen der großen Zeit, darbringen, denen, die durch die Last der Jahre ferngehalten sind, und Ihnen, die Sie hier erschienen sind und so erst unserm Fest die rechte Weihe geben. Sie haben uns das Banner vorangetragen deutscher Größe und deutscher Treue. Pflanzen wir es denn auf an der Schwelle des neuen Jahrhunderts und bekennen wir uns kühnen Muthes zu dem Glauben unsres Dichters:

Und es soll am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Ferdinand Avenarius als Lyriker.

Von Adolf Bartels.

Ferdinand Avenarius ist 1856 geboren, 1881 erschienen seine ersten Gedichte „Wondern und Werden", 1887 begründete er den „Kunstwart". Man muß sich diese Zahlen vergegenwärtigen, wenn man seine Stellung in und zu der Literatur der Gegenwart richtig erfassen will. Wer mit 25 Jahren seinen Band Lyrik veröffentlicht, pflegt, wenn er überhaupt begabt ist, schon einen eigenen Ton zu haben; Avenarius hatte diesen in der That, und so konnte der Mitte der 80er Jahre losbrechende Sturm und Drang den fast Dreißigjährigen nicht mehr in seine Wirbel reißen. Reif, wie der Dichter war, stand er der Bewegung auf literarischem und künstlerischem Gebiete von vornherein

völlig selbständig gegenüber und durfte versuchen, in seinem Sinne auf sie einzuwirken. Er that dies und empfing selbstverständlich, wie Jeder, der sich mit einer Sache ernsthaft befaßt, auch Gegenwirkungen, die sein Schaffen mancherlei beeinflußten; aus seiner Bahn geschleudert oder auch nur zu der modernen Experimentirerei veranlaßt wurde er aber nicht, sondern ging, wie seine „Kinder von Wohldorf" (1887), seine Dichtung „Lebe!" (1893) bewiesen, ruhig den seinem Talent und seiner Natur angemessenen Weg, der ihn dann mit der neuen Gedichtsammlung „Stimmen und Bilder" (Leipzig 1898, Eugen Diederichs) auf die Höhe der Kunst, der modernen Kunst führte. Diese Sammlung ist unzweifelhaft die reifste und eine der werthvollsten, die von einem der jüngeren deutschen Dichter seit Jahren erschienen sind, und beweist wieder einmal, daß nicht das heißhungrige Streben, um jeden Preis modern zu sein, den Kranz der Vollendung, des künstlerischen Erfolges herabzieht, sondern das stille Bilden, das ruhige Ausleben. Freilich gehört zu diesem eine glückliche Natur, die nicht allzu häufig ist in unsrer aufgeregten Zeit.

Gleichzeitig mit der neuen Sammlung „Stimmen und Bilder" ist die erste, „Wandern und Werden", in zweiter Auflage erschienen (derselbe Verlag), und so liegt Veranlassung vor, die Gesammtentwicklung des Lyrikers Ferdinand Avenarius zu überschauen. Nun ist aber das Buch „Wandern und Werden" in beträchtlichem Maße umgestaltet worden, und so scheint die neue Auflage für die von unsern Literaturhistorikern geforderte historische Untersuchung wenig brauchbar zu sein. Kann man auch dem reifer gewordenen Dichter nicht verwehren, Schwaches und Unselbständiges aus einer früheren Sammlung auszuscheiden, unvollkommen Gebliebenes zu vervollkommnen, so zeigt doch, meint man in der Regel, gerade das Schwache und Unvollkommene das Werden des Poeten, die Muster, an die er sich anlehnte, auch wohl die Schwächen und Grenzen seines Talents schärfer als seine vollendeten Stücke. Zugegeben, daß dem so ist, aber für die rein ästhetische Betrachtung dürfen meiner Ansicht nach die schwachen Gedichte einer Sammlung im Grunde gar nicht existiren; so interessant und werthvoll von anderen Gesichtspunkte aus die Verfolgung der Entwicklung des Dichters von der Unselbständigkeit bis zur Selbständigkeit ist, das ästhetische Urtheil hat es nur mit solchen Produkten zu thun, in denen der Dichter schon ganz er selber ist, mit dem, was bereits eigenen Ton besitzt und damit einen vollständig neuen ästhetischen Werth repräsentirt. Und wenn man als Aesthetiker eine Entwicklung geben will, so hat man nur die Stärkegrade dieses Tons vom leisesten Erklingen bis zum mächtigsten Anschwellen zu verfolgen. Um einen Grundsatz hinzustellen: Nur die spezifischen Talente und das Spezifische eines Talents existiren im Grunde für die ästhetische Betrachtung, während dagegen die literaturhistorische ihren Kreis nicht weit genug ziehen kann.

„Wandern und Werden" in seiner neuen Auflage hat nun in der That das Avenarius wirklich Eigene bewahrt, und so kommt das Buch, wie es jetzt ist, hier für uns wohl in Betracht, umsomehr, als der Dichter zwar Neues hinzugethan, aber doch meist nur altes Neue, d. h. Unveröffentlichtes aus älterer Zeit. Was dem Kritiker in „Wandern und Werden" vor allem auffällt, ist die durchaus selbständige Stellung des jungen Dichters zur Natur. Die meisten deutschen Anfänger pflegen sich bekanntlich mit dem vorhandenen Schatz konventioneller Naturanschauungen und -bilder, die sprachlich längst fixirt sind, zu behelfen, ja wir haben sehr berühmte Poeten, Emanuel Geibel z. B., die hier ihr Lebenlang über das Konventionelle nicht hinausgelangt sind; Avenarius, den Krönklichkeit von dem jahrelangen Sitzen auf der Schulbank, das wohl die Ursache unsrer deutschen Naturentfremdung ist, bewahrte, der in jungen Jahren an der Nordsee und in den Alpen zu eigener Beobachtung, oder besser, zur Ausbildung der angeborenen Anschauungskraft fortwährend Gelegenheit fand, ist eine Ausnahme; er besaß von vornherein das, was sich die jüngere Lyrikergeneration im Anschluß an Storm und später Liliencron mühsam aneignete. Dabei ist er kein Naturbeschreiber à la Brockes oder Matthisson, die ja neuerdings wieder Nachfolger erhalten haben. Man lese eines seiner kleinen Frühlingslieder:

Ueber den Wald geflogen —
Was gibt's noch, das ihn hält? —
Siegend dahergezogen,
Mit wonnigen grünen Wogen
Ueberströmt er die Welt:

Der du alles beschwingest,
Lenz, den mein Herze grüßt!
Wald, wie du wieder klingest!
O Morgen, wie du singest!
O Seele, wie du blühst!

Das ist gewiß nicht konventionell, und wer die oft plötzlich hervorbrechende Begrünung des Waldes beobachtet hat, wird das Ueberströmen der Welt mit grünen Wogen ebenso schön wie natürlich finden. Selbstverständlich hat Avenarius auch detaillirtere Naturdarstellung, man vergleiche das Gedicht „Auf dem Fluß die Nebel spinnen" (S. 20). Klare Anschauung einer ganz bestimmten Landschaft bietet das wohl nach Sylt zu verlegende Gedicht „Heidefriede" (S. 32). Die reizende „Vogelmette" (S. 9) zeigt, daß der Dichter auch im Naturkreise frei zu erfinden weiß. An Heine anzuschließen dürften die in freien Rhythmen gehaltenen „Blätter vom Meer" sein, doch im einzelnen ist auch hier Selbständigkeit. Und Avenarius weiß nicht bloß dem Meer, er weiß auch dem Gebirge, nicht bloß dem Norden, sondern auch dem Süden gerecht zu werden; da sind Gedichte aus den Alpen, da ist eine „Scirocco-vision" (S. 120), die man recht gut als vortreffliche Naturtymphonien bezeichnen kann. Zeigt sich die Individualität des Dichters hauptsächlich in seinem Verhältniß zur Natur, so doch keineswegs hier allein: das erotische Element fehlt in diesen Gedichten nicht, ebenso wenig mangelt es an „Niederschlägen" geistiger Kämpfe, und ganz besonders werthvoll sind einzelne vom Dichter aufgestellte und eingerahmte Bilder menschlicher Existenz, wie das „Ich trat aus dem Dunkel zur Hütte herein" (S. 49) und „Weihnachten in Rom" (S. 131). Vollständige Beherrschung der Form zeigen alle Gedichte Avenarius', u. a. auch die den Band abschließenden Sonette; eine Anzahl sind aber auch bereits vollendete Kunstkrystalle, wie z. B. das in vielen Anthologien zu findende: „Wandert ihr Wolken, wandert" (S. 58).

Was „Wandern und Werden" versprach, haben dann die „Stimmen und Bilder" in reichstem Maße erfüllt, Persönlichkeit wie Kunst des Dichters sind, wie es bei jedem echten Poeten zu sein pflegt, gleichmäßig gewachsen. Man kann, um zunächst das Vollendetste zu nennen, mindestens ein Dutzend kleinerer lyrischer Stücke aus der neuen Sammlung herausheben, die in ihrer Art in unsrer Lyrik nur einmal vorhanden sind und Avenarius in die Nähe unsrer größten Lyriker rücken. Ich gebe hier zwei zur Probe:

Frieden.

Ging vor mir ein Mägdlein her,
Im Haar einen Blüthenkranz,
Sang leise über die Saaten hinaus,
Die lagen im Abendglanz.

Schritt vor mir die Jugend hin,
Sang leise hinaus übers Grün,
Und wo ihr Auge leuchten wollt,
Da that sich's auf zum Blühn.

Schritt vor mir die Jugend,
Ich stille hinterdrein,
So zogen wir beide in Frieden
Ins Abendgold hinein.

Abend.

Kommt von fern heran die Nacht,
Hält der Tag noch schimmernd Wacht,
Grüßt vom Berge mit der Hand
Zu ihr übers müde Land.

Breite nun die Decken aus,
Schlafen laß die Erde aus:
Lebensglühn und Freudesrühn —
Schwester, war das heut' ein Blühn!

Mittlerweil vom Sternenraum
Streu' ich auf euch Traum auf Traum,
Traum auf Traum, mit Licht durchtränkt,
Daß ihr mein im Schlaf gedenkt.

Wer da weiß, wie innig die Vermählung dichterischer Empfindung und des dichterischen Gedankens sein muß, wenn ein lyrischer Krystall entstehen soll, der wird solche Gedichte zu schätzen wissen. Und sie stehen keineswegs allein. Fast alle „Mondbilder" z. B. sind hier anzureihen, vor allem „Mondaufgang" (S. 27) und „Wolkennacht" (S. 29), dann „Herbstregen" (S. 39), „Winternebel" (S. 46), die an Hölderlins Bestes gemahnenden „Lichtgestalten" (S. 66), das einzige erste Gedicht der „Gedenkblätter": „Nun wieder an den Wänden weilst, liebe Dämmrung, du" (S. 95). Um so höher möchte ich diese Gedichte gestellt wissen, weil sie bei aller Größe der Anschauung, bei aller Eigenart der Empfindung und des Ausdrucks doch jene Schlichtheit und Zartheit haben, die das Vortrefflichste der deutschen Lyrik stets ausgezeichnet hat und stets auszeichnen wird. Hier ist wirklich spezifische Lyrik, die von allem Zeitgeschmack unabhängig ist, die nichts sein will und alles ist, eine Gabe der Götter.

Eine ausführlichere Darstellung sollte nun wieder das Verhältniß des Dichters zur Natur finden, das sich in den „Stimmen und Bildern" noch um vieles inniger erweist als in „Wandern und Werden". Avenarius hat, ungleich den meisten anderen modernen Lyrikern, kein „sentimentalisches" Verhältniß zur Natur, sondern ein naives; er schwärmt sich nicht in sie hinein, sondern er sieht, sieht wie ein Maler, bringt dann aber auch keine malerischen Beobachtungen und Reflexionen zu Papier, sondern gibt dichterische Anschauung, d. h. Anschauung durch und für die Phantasie. Und seine Anschauung ist stets groß, stets konzentrirend. Man lese die fünf kleinen „Vorfrühling" überschriebenen Gedichte (S. 5 ff.), und man wird mir recht geben. Dem modernen Symbolismus, um sich auch mit diesem Schlagworte oder Schulbegriff auseinanderzusetzen, steht Avenarius nicht fern, es kann ja auch die Naturlyrik, die Symbolik, gar nicht entbehren, da die Phantasie doch oft Gestalten und selbst wohl Stimmen verlangt. Aber von den Verirrungen des Symbolismus ist Avenarius frei; er bringt wohl Christus und Balder einmal, Gestalten, die uns allen vertraut sind, er personifizirt wohl auch das Dunkle und das Todte und dergleichen; die schmalhüftigen Jungfrauen jedoch und ähnliche leblose Requisiten des archaistischen Symbolismus kommen in seinen Gedichten nicht vor. Ebensowenig finden sich die beladenen Neigungen des Symbolismus. Wenn der Dichter die Beete seines Gartens auch einmal mit Menschenblut getränkt sieht, er gibt dem ganzen Gedicht doch eine Wendung, daß nichts (zwecklos) unheimliches übrig bleibt; eine wahrhaft tiefe und schöne Wendung zudem. Bei aller Gewähltheit der Form fehlt denn auch im ganzen die Spielerei des Symbolismus; nur etwa in dem Gedicht „Hirschröhren" (S. 44) finde ich eine der beliebten (einsilbigen) Klangwirkungen erstrebt, in der einige unsrer Modernen ihre Größe suchen. Avenarius ist eben viel zu sehr Künstler, um je zu übertreiben, er ist vor allem auch ein gesunder Mensch.

Diesen gesunden Menschen Avenarius erkennt man besonders in der langen Reihe von Gedichten, die statt verdichteter Stimmung umschlossene Situationen geben, menschliche Situationen der verschiedensten Art, Bilder, wenn man will, aber alle gleichsam durch das Gemüth aufgefaßt. Schon in dem ersten Cyklus der Gedichte, dem „Jahrbuch", findet man sie („Kornrauschen" S. 15, „Winterabend" S. 47), weiter auch in den „Stimmungen", hier sogar besonders häufig („Jugend und Alter" S. 55, „Der Gruß" S. 57, „Nacht war's" S. 61, „In der Sommerfrische" S. 65, „Die sterben beide an einem Tag" S. 67, „Natur" S. 70), auch in dem schönen Cyklus „Ehe" („Der Junge" S. 84, „Neue Blumen" S. 85) und endlich wieder sehr reichlich in den „Gedenkblättern" („Dem Vater" S. 97, „Theodor" S. 104, „Hedwig" S. 111, „Einer Geopferten" S. 115, „Nähriekchen" S. 117). In allen diesen Gedichten, die meist der strophischen Form ermangeln und dadurch schon äußerlich vom spezifisch-lyrischen Gedichte unterschieden sind, wiegt zwar die Stimmung vor, aber sie haben doch alle sozusagen eine Tendenz auf das Epische; sie erzählen zwar noch nicht eigentlich, aber sie plaudern schon, und eben darum kann sich auch die dichterische Individualität frei und bequem in sie ergießen. Avenarius scheint eine Vorliebe für diese Form zu haben, und in der That weiß er ihr auch eine Unmittelbarkeit und Rundung zu verleihen, die sie früher selten, nur etwa bei Mörike und Wilhelm Jensen, der sie gleichfalls sehr liebte, erreichte. Wer in der Lyrik vor allem Gehalt sucht, wird diese Stücke vielleicht sogar über das Spezifisch-Lyrische setzen; ich thu's freilich nicht. Aber lieb als Mensch wird uns der Dichter allerdings vor allem durch diese Dichtungen. Eine Charakteristik des Menschen Avenarius habe ich hier nun nicht zu geben, da muß ich auf die Dichtungen selbst verweisen; eins will ich aber doch hervorheben: Avenarius posirt nicht, weder mit seiner Naturempfindung, noch mit seinem Sozialgefühl (das bei ihm sehr stark ist), und erst recht nicht mit geistiger und Künstlergröße, wie so viele Andere, und eben deßhalb nenne ich ihn gesund. Die Gesundheit als dichterische Eigenschaft steht zwar heute nicht in sonderlicher Geltung, und vom Dichter zu *fordern* ist sie ja auch nicht. Aber es ist ein verhängnißvolles Dogma unsrer Zeit, daß die kranken Geister auch die tiefsten und feinsten seien, und man kann nicht oft genug wiederholen, daß auch die zarteste Dichterseele gesund organisirt sein kann, daß Gesundheit nicht nothwendig als gesunde Derbheit oder gar gesunde Bornirtheit zu verstehen ist. Gerade deßwegen habe ich an der neuen Sammlung Avenarius' einst solche Freude gehabt, weil sie unwiderleglich darthut, daß man alles das besitzen kann, dessen sich die Modernen als neuer Eroberung rühmen, und darum doch kein Dekadent zu sein braucht. Man muß eben nur wahrer Künstler sein.

Daß Avenarius dies ist, beweist denn auch der letzte Cyklus seiner Gedichte, der nun wirklich ins epische Gebiet hinübergeht, die „Bilder und Gestalten". Hier kommen zu den individuellen Tönen nun die lange vertrauten, die generellen, möchte ich sagen, der Balladenton z. B., den heute nur noch ein Meister anzuschlagen wagen darf, da nur er sich über das Konventionelle, ja Triviale erheben kann. Bloße Erzählergabe genügt für die moderne Ballade nicht mehr, sie fordert, daß jede Einzelheit charakteristisch ist, ohne daß doch der Gesammtton aufgehoben wird. Daß dies erreicht werden kann, hat Avenarius mit seinen besten Stücken erwiesen.

Die reifste und eine der werthvollsten lyrischen Sammlungen, die aus der jüngeren Generation seit Jahren erschienen sind, habe ich die „Stimmen und Bilder" zu Anfang genannt; ich kann dies Urtheil zum Schluß nur wiederholen. Ein einziges Bedenken hatte ich früher gegen Avenarius' Poesie, daß sie zu sein, zu sehr Künstlerpoesie sei; ich habe dies Bedenken, seit ich sie gründlich kenne, aufgegeben, die schlichtmenschlichen Stimmungsbilder vor allem haben mich eines Besseren belehrt. Nein, nicht einmal sie hauptsächlich. Mögen auch Avenarius' rein lyrische Krystalle nur von Wenigen ästhetisch gewürdigt werden können, was Hohes in ihnen ist, ahnt jedes poetisch-empfängliche Gemüth, und so wird auch dieser echte Lyriker nach und nach einen weiteren Kreis gewinnen als die Modedichter unsrer Tage, die alles in allem doch nur poetische Aequilibristen sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. W. *Leonard Merrick:* Cynthia a daughter of Philistines. Leipzig 1897. — Derselbe: One man's view. Leipzig 1897, Tauchnitz. — Es sind das zwei sehr ansprechende Bücher, die in dem Leser wohl nur deßhalb keinen tieferen Eindruck hinterlassen, weil sie unter dem Einfluß eines Kompromisses stehen, das der Verfasser zwischen seinem eigenen Inneren Drange und den Forderungen des großen englischen Lesepublikums getroffen hat. Es muß ihm nicht gerade leicht geworden sein, diesen Kompromiß in seinem Innern zustande zu bringen, denn seine beiden Bücher thun dar, daß er die Leiden kunstbeflissener Anfänger sehr gut kennt. Insbesondere zeigt der Held von „Cynthia", Kent, die Dornenwege, die der ongehende Romanschriftsteller in England zu wandeln hat, wa „Tausende van Familien der oberen Mittelklassen die Romandichtung niemals als Kunst anerkennen, weil der Romanschriftsteller keine Akademie zu absolviren und kein Unterrichtsgeld zu bezahlen hat". Ein Novellist ist in diesen Kreisen nur geachtet, „wenn es öffentlich bekannt ist, daß er ein großes Einkommen hat". In „One man's view" zeigt Merrick wieder die Schwierigkeiten, die einem jungen Mädchen, das zum Theater gehen will, entgegenstehen. Mamie gelingt es während eines ganzen Jahres nicht einmal, sich bei einer maßgebenden Person Gehör zu verschaffen. Diese Erlebnisse Kents und Mamie's sind weder mit solcher Gründlichkeit zur Darstellung gebracht, daß sie longweilig wirken, noch erregen sie eine derartige Spannung, daß sie die Lektüre dem Durchschnittsleser peinlich und allzu aufregend machen; und feldstoerständlich haben beide Bücher einen „guten Schluß". Der „innere Drang" des Dichters kommt jedoch in einer eigenartigen Auffassung und Darstellung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zum Ausdruck. Wenn wir den Satz: ths woman who conferred happiness was tbe woman to ba desired (One man's view. S. 268) als denjenigen bezeichnen, in dem diese Auffassung sich am deutlichsten ausspricht, so mag sie auf den ersten Blick eben nicht sehr originell erscheinen, aber originell und fein ist die Darstellung, wie Cynthia, die Tochter der Philister, die Kent nur zu bald noch dem Honigmond in geistiger Beziehung als von ihm durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt erkennt, ihm gleichsam ganz unbewußt immer näher und näher kommt, bis ihm ihr Besitz als sein höchstes Gut gilt. Ebenso hat Heriot in „One man's view" mit Mamie „not a single taste in common", und doch kann er das Glück, das sie ihm gegeben, nie vergessen. Die ganz unbewußte und ganz inkommensurable Wirkung dieser beiden weiblichen Gestalten auf ihre Gatten bringt Merrick wirklich in sehr feiner Weise zum Ausdruck, und die Ausgestaltung dieser Wirkung ist es wohl, in der das wirklich künstlerische Element in diesen beiden Büchern zum Ausdruck gelangt.

-ski. Ueber neue römische Funde berichtet das jüngste Heft des „Korrespondenzblattes der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst". In Trier wurde bei einer Kellerausschachtung in der Friedrich Wilhelmstraße ein Spielstein aus grauem Marmor gefunden, dessen eine Seite eine interessante Darstellung und Inschrift enthält. Dargestellt ist ein Pferd, über dem sich der Name Aurora und unter welchem sich das Wort Auspicius befindet. In der Aurora dürfte der Name eines berühmten Rennpferdes erhalten sein, während in dem Auspicius der Besitzer des Spielsteins zu erkennen sein wird. Sodann wurden in Heiligkreuz, einem südöstlichen Vorort von Trier, eine Anzahl von Blöcken aus weißem Sandstein und Kalkstein gefunden, welche Skulptur- und Inschriftenreste tragen. Sie stammen augenscheinlich von großen Grabdenkmälern, die vor der hier nicht allzuweit entfernten Stadtmauer gestanden haben mögen. Während die meisten Fragmente der größeren Denkmäler sehr verstümmelt sind, hat sich ein Steinkistendeckel mit feiner Skulptur und Inschrift gut erhalten. Diese lautet: D(is) M(anibus). Mascellionio Marcellino coniugi defuncto Sabinia Diuturna et sibi viva fecit. Ferner fließ man in Durlach (Baden) in dem Gelände einer Dampfziegelei an der Straße nach Grötzingen beim Abhauen von Lehm auf dem rechten Ufer der Pfinz in der großen Tiefe von über 2 m auf eine römische Grabplatte mit einer Inschrift in großen, ziemlich sorgfältig gearbeiteten Buchstaben, welche lautet: D(is) Manibus F. Sterio Veterano Annorum C. F. Vehemens filius et heres posuit. Einige Meter von der Inschriftenplatte entfernt fand man in derselben Tiefe die Reste eines römischen Brandgrabes; in einiger Entfernung lagen auch einige spätrömische Münzen, so daß die Stätte vielleicht einen römischen Friedhof gebildet haben dürfte. Bei Rockenhausen in der Pfalz (am Donnersberg) ist endlich der obere Theil eines Altars aus gelblichem Sandstein gefunden worden, der die deutlich erhaltene, aber unten abgebrochene Inschrift trägt: Deo Mer(curio) Vitalius Pe(i)to. Neben dieser Merkurinschrift wurden an jener Stelle Münzen vom Ende des 3. und vom 4. Jahrhundert, sowie ein Kopf aus Sandstein, einem Attis ähnlich, gefunden.

* Das im Jahre 1890 gegründete Kartell der deutschen und österreichischen Akademien der Wissenschaften wird seine gemeinschaftliche Sitzung diesmal in Göttingen während der Pfingstfeiertage abhalten. Als Gegenstände der Verhandlung sind in Aussicht genommen: 1. Die Organisation für die Herausgabe des mit 1900 beginnenden Katalogs der naturwissenschaftlichen Literatur der ganzen Welt, welcher von der Royal society in London eingeleitet und mit Hülfe aller gebildeten Nationen der Welt durchgeführt werden soll. 2. Die Fortführung der Publikationen einer Encyklopädie der Mathematik. 3. Die Organisation von Erdbebenstationen über Mitteleuropa. 4. Die Organisation eines großen Netzes von Pendelbeobachtungen, um die Verschiedenheiten der Erdschwere festzustellen. Ferner Verabredungen über die regelmäßige Beschickung des berühmten botanischen Gartens, welchen die holländische Regierung in Buitenzorg auf Java unterhält, durch junge Botaniker aus Europa, um dieselben mit den Eigenthümlichkeiten der tropischen Flora bekanntzumachen. Außer den deutschen Akademien wird auch die Royal society in London vertreten sein. Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften werden zu gleicher Zeit mit Vertretern deutscher Akademien in Berlin zusammentreffen, um über die Fortsetzung des Werkes „Thesaurus linguae latinae" zu berathen.

* Die von Theodor Lerner ins Werk gesetzte Polarexpedition ist telegraphischer Meldung zufolge am letzten Donnerstag Nachmittag aus Bremerhaven abgegangen. Sie will von Tromsö aus, der bekannten Anlaufstation der Eismeerfischer und Polarexpeditionen, nach Spitzbergen und von dort aus nach Jan Mayen gehen. Dann begibt sie sich nach Tromsö zurück und beginnt nach Ergänzung der Kohlen- und sonstigen Vorräthe den zweiten Theil der Reise, die unter Anlaufen von Vardö und Archangel nach Nowaja Semlja geht, deren Ostseite befahren werden soll; später gedenkt die Expedition Franz Joseph-Land zu besuchen. Bei der Rückreise soll König Karl-Land aufgesucht werden, um kartographische Aufnahmen zu machen. Das König Karl-Land ist auch das Hauptziel der Rothorst'schen Expedition, die sich überhaupt insbesondere die Erforschung der schwer zugänglichen und wenig bekannten Gebiete zwischen Spitzbergen und Franz Joseph-Land zur Aufgabe gestellt hat. Der Schwerpunkt der Lerner'schen Expedition liegt indessen, wie die „Voss.

Ztg." hervorhebt, in der zoologischen Erforschung der befahrenen Meerestheile, wie auch eine gründliche Untersuchung des Meeres im Hinblick auf praktische Fischereiinteressen stattfinden soll.

* Die neueste große physikalische Entdeckung, die Verflüssigung des Wasserstoffs, hat schon ihre, bisher freilich nur an Mißerfolgen reiche Geschichte. Bereits vor 20 Jahren gelang es, fast gleichzeitig, den Physikern Cailletet in Paris und Pictet, damals in Genf, durch plötzliche Aufhebung eines Druckes von 200 Atmosphären den Wasserstoff zu Nebel zu verdichten und später auch dadurch, daß der auf die Temperatur von 140° gebrachte Wasserstoff einem Druck von 600 Atmosphären ausgesetzt wurde, ihn zu verflüssigen. Freilich bestritt Olszewski, daß die von Pictet erlangte Flüssigkeit wirklich verflüssigter Wasserstoff sei, da sie eine stahlblaue Färbung gehabt und undurchsichtig gewesen sei. Olszewski selbst erhielt den verflüssigten Wasserstoff in Gestalt einer farblosen, durchsichtigen Flüssigkeit, als er das auf —220° abgekühlte Gas rasch von 180 auf 40 Atmosphären Druck brachte. Das Wesentliche an den Experimenten, die jetzt Professor James Dewar in London (vgl. die Notiz in Nr. 109 der Beilage) anstellte, scheint nun darin zu liegen, daß mittelst des neuen Verfahrens das Gas in erheblicher Menge in flüssigen Zustand übergeführt werden kann, so daß der englische Physiker nur die Darstellungsmethode verbessert hätte, nicht aber den Ruhm der Erfindung beanspruchen könnte. — Zu gleicher Zeit ist es, wie die „Naturwissenschaftliche Rundschau von Dr. Tiessen" meldet, Dewar aber auch gelungen, das Helium zu verflüssigen, und zwar mittelst der Temperatur von flüssigem Wasserstoff. Dieser Doppelerfolg ist ein Ereigniß von seltener Bedeutung an dem an Entdeckungen so reichen Schluß unsres Jahrhunderts, denn auch das Helium ließ sich bisher durch keines der bekannten Verfahren in flüssigen Zustand bringen, trotzdem die bedeutendsten Forscher (Ramsay, Moisson, Dewar, Olszewski) beinahe seit so langer Zeit daran arbeiteten, wie das Helium überhaupt auf der Erde bekannt ist. Flüssiger Wasserstoff und flüssiges Helium wird nun den Physikern ein neues Mittel zu noch großartigeren Experimenten an die Hand geben, als sie sich mit flüssigem Sauerstoff, flüssiger Luft und flüssigem Fluor durchführen ließen.

Halle a. S., 27. Mai. Die Mitglieder der Hallischen Hochschule haben, wie schon in früheren Jahren, an die benachbarten Universitäten Leipzig und Jena eine Einladung erlassen zu einer geselligen Zusammenkunft akademischer Lehrer in Bad Kösen, die am 19. Juni stattfinden soll. — Am 25. Mai fand zur Feier der 25jährigen Thätigkeit des Prof. Alfred Kirchhoff ein Kommers statt, zu dem sich Studenten und Verehrer des hochverdienten Geographen vereinigt hatten. Viele Huldigungstelegramme liefen ein. Prof. Ule, ein Schüler des Gefeierten, leitete die Festlichkeit, die zugleich den Geburtstag des 60jährigen Gelehrten in sich schloß. Prof. Kirchhoff theilte in seiner Beantwortung der Toaste, die ihm ausgebracht wurden, mit, daß die Stiftung, die ihm zu Ehren gemacht wurde und die dazu dienen soll, geographische Arbeiten hallischer Studierender zu fördern, bereits die Höhe von über 13,000 M. erreicht habe.

* **Berlin.** Für die nach dem neuen Staatshaushaltsetat vorgesehenen Professuren für Elektrochemie an den technischen Hochschulen zu Charlottenburg und Hannover sind die bisherigen nicht etatsmäßig angestellten Dozenten dieses Fachs Prof. Dr. G. v. Knorre in Charlottenburg und Prof. Dr. Karl Heim in Hannover ernannt worden.

* **Paris.** Ein unbekannter Spender hat dem Pariser Universitätsrath 75,000 Fr. zur Stiftung von fünf Stipendien zu je 15,000 Fr. für Reisen um die Welt zur Verfügung gestellt. Die Stipendiaten sollen hauptsächlich aus den Gymnasiallehrerkreisen ausgewählt werden und 15 bis 18 Monate diesen Reisen widmen, um ihren geistigen Horizont zu erweitern und über das soziale Leben der verschiedenen Völker, sowie über die politischen und sonstigen Verhältnisse Studien anzustellen. „Denn," so sagt der Stifter in ganz vernünftiger Weise, „die Lehrer der gebildeten Jugend in erster Linie müssen mit konkreten und lebendigen Kenntnissen ausgerüstet werden und zu ihrem abstrakten Wissen eine aus der Anschauung geschöpfte Kunde von der Welt, wie sie heute ist, gewinnen." Deßhalb sollen die in die Welt gesandten jungen Leute nicht mit irgend einer speziellen wissenschaftlichen Aufgabe bepackt werden, sondern eigentlich nur Eindrücke sammeln. Sie sollen nicht mit einem Thema für den Doktortitel der Sorbonne nach Hause zurückkehren, sondern ihren späteren Zöglingen den frischen Eindruck von der Größe und den Leistungen anderer kräftiger Nationen übermitteln. Als einzige Bedingung für die Auswahl der Stipendiaten stellt der Stifter die Kenntniß der englischen Sprache und Jugend und aufgeweckten Sinn hin. Er hat sich überdies bereit erklärt, dieselbe Summe für die gleichen Zwecke alle 3 bis 4 Jahre bereitzustellen. Die 75,000 Fr., die bereits gespendet wurden, sollen noch in diesem Jahre zur Vertheilung gelangen. — Der Direktor der französischen Schule in Rom, Guillaume, ist an Stelle des Herzogs von Aumale zum Mitglied der Academie Française gewählt worden.

* **London.** Die „Society of arts" verlieh die Albert-Medaille für dieses Jahr mit Zustimmung des Prinzen von Wales, der Präsident der Gesellschaft ist, dem Prof. Robert v. Bunsen in Heidelberg in Anerkennung dessen großer Verdienste um die Anwendung von Chemie und Physik auf Künste und Industrie-Erzeugnisse. — Die Expedition zur Aufsuchung Andrée's traf gestern in Irkutsk ein und reist nun nach dem oberen Lena weiter.

* **Dublin.** Hier starb am 25. d. M. der um die Geschichte Irlands besonders verdiente Historiker Sir John Thomas Gilbert im Alter von 69 Jahren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Lic. Dr. R. A. Hoffmann: Was hat Sudermann im „Johannes" gewollt, was erreicht? Vortrag. Königsberg i. P., Thomas u. Oggermann 1898. — Dr. Rudolf Kleinpaul: Das Trinkgeld in Italien; Dr. R. Schvener: Im glücklichen Campanien (Band XI und XII der Sammlung „Kennst du das Land?"). Leipzig, C. G. Naumann 1898. — Otto Ludwigs Werke, herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. 3 Bände. (In Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig, Bibliographisches Institut 1898. — Dominik Hinneschiedt: König Wenzel, Kurfürst Ruprecht I. und der Ständekampf in Südwestdeutschland (1387—1389). (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins". Bd. XIII, Heft 2.) Karlsruhe, J. Bielefeld 1898. — Christian Wagner: Neue Dichtungen. Heilbronn, Schröder u. Co. 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Aus allerlei Tonarten.

Von

Otto Braun.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Otto Brauns Liederbüchlein „Aus allerlei Tonarten" ist bei seinem ersten Erscheinen von Kennern als eine auserlesene Gabe gewürdigt worden. Sowohl in den Verdeutschungen aus dem Spanischen als in den eigenen Gedichten hat man die Meisterschaft unumwunden anerkannt.

Das Büchlein enthält in seiner neuen Erscheinung einige Zutaten, die beweisen, wie der Dichter, festhaltend am alten Schönheitsideal, sich trefflich darauf versteht, reiche Empfindung und tiefe Lebensweisheit in anmutsvoller Form mitzuteilen. (8532)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 31. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Salonkomödie in Frankreich im 18. Jahrhundert. Von T. Kellen. — Sigmund Schotts Gedichte und Schriften. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Salonkomödie in Frankreich im 18. Jahrhundert.

Von T. Kellen.

Im 17. Jahrhundert gaben die Truppen Molière's, die Comédie Française und das Italienische Theater in Paris zwar auch Vorstellungen am Hofe und bei reichen Privatleuten, aber erst im 18. Jahrhundert ließen vornehme Herrschaften wirkliche Theatersäle einrichten, um in denselben für sich und ihre Gäste Vorstellungen zu veranstalten. Es war im Jahre 1700, als der Kanzler de Pontchartrain und seine Gemahlin in einem zu einem wirklichen Theater umgewandelten Saale ein Schauspiel von Dancourt aufführen ließen, womit sie ihre hohen Gäste, den Herzog und die Herzogin von Bourgogne, die Herzoge von Anjou und Berry und die Herzogin von Orleans überraschten. Die Bühne, die übrigens schon gleich nach dem Feste wieder abgebrochen wurde, war die erste dieser Art in einem Privathause.

Die Salonkomödie erfreute sich schon bald einer großen Beliebtheit. Es wurde nicht bloß am Hofe gespielt (in Versailles, im Petit-Trianon bei Marie Antoinette, im Palais Royal unter der Regentschaft), sondern es besaßen auch die aristokratischen Familien ein Theater in der Stadt und auf dem Lande, so die Herzogin du Maine in Sceaux, die Pompadour in den „Petits-Cabinets“ in Versailles und dann in Bellevue, ferner der Graf von Clermont, Frau de la Popelinière, Frl. Verrière, die Tänzerin Guimard u. s. w. [1]) Wir werden auf einzelne dieser Bühnen noch zurückkommen.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß die eleganten Damen jener Zeit auf die Idee verfielen, selbst als Schauspielerinnen aufzutreten — war doch ihr ganzes Leben nichts als eine Komödie. Das Gesellschaftstheater (théâtre de société) war nichts anderes, als die in gewissen Formen wiedergegebene Quintessenz des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das Theaterspielen sogar zu einer förmlichen Manie. Sie erstreckte sich von den „petits appartements“ in Versailles bis zu den dramatischen Vereinen der Rue des Marais und der Rue de Popincourt in Paris. [2]) Die „mémomanie“, wie die Goncourt sich ausdrückten, [3]) herrschte überall in der vornehmen Welt, und Mütter, wie Mme. de Sabran, ließen ihre Kinder von Larive und Frl. Sainval unterrichten. Die Manie dehnte sich auch auf die Umgegend von Paris und die Provinz aus. In jedem Schlosse richtete man eine Bühne her. Zwei Dichter, de Moissy und Marmontelle, waren die bedeutendsten Lieferanten dieser Bühnen.

Als Mme. de Guéménée nach dem Bankerott ihrer Familie ins Exil gehen mußte, war das erste, was sie that, sich eine Bühne herrichten zu lassen.

Unter den zahlreichen Salontheatern, über die uns die „Correspondance de Grimm“, die „Mémoires de la République des lettres“, die „Correspondance sécrète“ u. s. w. berichten, seien hier nur erwähnt: das Theater im Temple beim Prinzen von Conté, wo Jean-Jacques Rousseau seine große Oper: „Les neuf Muses“ aufführen ließ; das Theater in Isle-Adam, wo ein Drama von Arnaud alle Frauen zum Weinen brachte; das Theater der Mme. de Montesson, die selbst dort auftrat; die Theater bei der Herzogin de Villeroy, beim Herzog de Grammont in Clichy, beim Baron d'Esclapon, bei der Herzogin de Mazarin in Chilly, bei Hrn. de Vaudreuil in Gennevilliers, wo „Figaro's Hochzeit“ zum erstenmal aufgeführt wurde; das Theater des Herzogs d'Ayen in Saint-Germain, wo seine Tochter, die Gräfin de Tessé, in einem Lessing'schen Stücke viel Talent zeigte; das Theater der Mme. de Genlis, deren beide Töchter eine pikante Satire gegen die Sitten des Hofes spielten u. s. w.

Nichts reizte die Damen so sehr, wie das Vergnügen, als Schauspielerin aufzutreten, sich auf den Brettern zu zeigen. Die Proben amüsirten sie, und der Beifall berauschte sie. Sie waren stolz, sich die Wangen zu schminken, und sie wuschen sich das Gesicht nicht einmal für das nachfolgende Abendessen ab. Die Illusion der Komödie, die Verlogenheit auf der Bühne, das Treiben hinter den Coulissen, die Begeisterung des Publikums gefielen ihnen. Was kümmerte es sie, wenn sie auch 6 Wochen lang sich vorbereiten, 6 Stunden lang Toilette machen oder einen halben Tag fasten mußten? Dafür wurden sie ja reichlich entschädigt, weil sie all ihre Reize zeigen, all ihre Koketterie entfalten konnten.

Manche hatten übrigens wirkliches Talent. Es gab große Schauspielerinnen und bewundernswerthe Sängerinnen unter ihnen. „Mehr als zehn unsrer vornehmen Damen,“ sagte der Prinz de Ligne, „spielen und singen besser, als die besten Kräfte, die ich in unsern Theatern gesehen habe“.

Racine's „Athalie“ wurde 1702 auf Befehl Ludwigs XIV. in Versailles aufgeführt. Die Herzogin von Bourgogne, der Herzog von Orleans, die Präsidentin de Chailly, der Graf de l'Esparre und de Champeron spielten die Hauptrollen.

In der folgenden Zeit wurden solche Vorstellungen immer häufiger. Bald wurden in zahlreichen vornehmen Häusern kleine Theater errichtet, deren Bühne ebenso wohleingerichtet war, wie die der öffentlichen Theater. In Sceaux ließ die Herzogin du Maine eine Reihe von Vorstellungen in einer Galerie des 1. Stockes ihres Schlosses geben, die sie in einen Theatersaal hatte umwandeln

[1]) *Victor du Bled*, La Comédie de société au 18e siècle. Paris 1893.

[2]) Mémoires de la Républiqne des lettres, VII. Band.

[3]) *Edmond et Jules de Goncourt*, La femme au 18e siècle. Paris, Charpentier 1887. S. 131.

lassen. Malézieux war der Leiter dieser Bühne, für die er Stücke dichtete, in denen er selbst die ersten Rollen spielte und die Regie führte. Voltaire selbst ließ dort seine Stücke aufführen und wirkte darin mit.

Die Herzogin du Maine (1673—1753), eine geborene Anne-Louise Bénédicte de Bourbon, war erst 16 Jahre alt, als sie Louis-Auguste, Herzog du Maine, den Sohn Ludwigs XIV. und der Montespan, den Lieblingsschüler der Maintenon, heirathete. Er war schüchtern und geistig wenig hervorragend. Um ihm einen Einfluß zu verschaffen, ließ sich seine Gattin in politische Ränke ein, schon zu Lebzeiten Ludwigs XIV. Diese führten unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans zu der Verschwörung von Cellamare (sogenannt nach dem dabei betheiligten spanischen Botschafter). Des Verraths überführt, wurde die Herzogin du Maine verhaftet und 15 Monate in Haft behalten. Als sie sich dem Regenten unterwarf, wurde sie freigelassen. Sie war nun voll Abscheu gegen die Politik erfüllt und nahm in ihrem Schloß zu Sceaux bei Paris das elegante und ziemlich leichtfertige Leben wieder auf, das sie vorher geführt hatte. Ihr Schloß wurde ein Sammelplatz der Schöngeister. Die Herzogin, eine Zwergin von Gestalt, aber zierlich und geistvoll, versöhnte durch ihren vollendeten gesellschaftlichen Takt, ihren Witz und ihre Beredsamkeit ihre Umgebung mit ihren tyrannischen Launen, ihrem Egoismus und ihrem Mangel an Gerechtigkeitssinn und beherrschte sie bis zur sklavischen Ergebenheit der sie überschwänglich besingenden Verehrer. Das Hirtenleben war das Hauptvergnügen dieses Kreises, der in der Malerei Watteau's verewigt ist und — zu seiner Ehre sei es gesagt — zum lüderlichen Hofe des Regenten ein noch höchst anständiges Gegenbild darbot. Man feierte glänzende Feste, besonders in feenhaft durchleuchteten Nächten, und spielte Theater auf den Miniaturbühnen des Schlosses, wobei die kleine Herrin selbst die Hauptrollen übernahm.

An einer förmlichen Manie litt diese kleine Herzogin, deren Leben eine ununterbrochene Salonkomödie war (animula vagula blandula hat ein Kritiker sie genannt, während J. Lemaître in ihr eine „petite ogresse précieuse" sieht). Sie erfand die „poetischen Lotterien". Die Buchstaben des Alphabets wurden in ein Säckchen gelegt und jeder Anwesende mußte einen herausnehmen. Je nach den Buchstaben mußte er ein poetisches Produkt liefern; so bedeutete A eine Ariette, C eine Komödie, O eine Ode, S ein Sonett, T ein Triolet u. s. w. Auch die „Bouts-rimés", die Allegorien, Räthsel, Anagramme u. s. w. waren an der Tagesordnung. Die Hauptbeschäftigung war aber das Theater. Doch welch fade, sinn- und geschmacklose Stücke wurden meistens gespielt! Der gewöhnliche Lieferant der Herzogin du Maine war, wie bereits erwähnt, der jetzt längst vergessene Dichter Malézieux. Es waren oft nur Schaustücke, die den Damen Paraderollen lieferten, oft auch enthielten sie sehr sinnliche Handlungen, wenn nicht gar grobe, frivole Witze.

Dieses Salontheater hatte mit den öffentlichen Theatern jener Zeit nichts zu thun. Letztere standen auf einer viel höheren Stufe. Die Salondichter dieser Periode sind kaum noch dem Namen nach bekannt, so Monerif, Farart, Laujon, Collé. Die verhältnißmäßig besten Stücke waren: „La Partie de Chesse de Henry IV., La vérité dans le vin, La Tête à perruque" u. s. w. Von den Liedern, die für den in den Stücken herrschenden Ton charakteristisch sind, will ich hier ein Couplet aufführen (dasselbe ist unübersetzbar):

Jean, c'est comme on nomme mon homme,
Est un Jean . . . écoute s'il pleut.
Son père le fit Jean . . . tilhomme,
La nature Jean . . . qui ne peut;
Sa valeur . . . un Jean qu'on assomme,
Un Jean de Nivelle, un vrai Jean;
Moi, cher amant, vous savez comme
Avec vous, encore hier, j'en
J'en fis un Jean,
J'en fis un Jean.

Der Abbé Charles Claude Genest aus Paris, Aumonier der Herzogin von Orleans und Sekretär des Herzogs du Maine (1636—1719), dichtete außer anderen Tragödien eine „Pénélope", in der die alte heroische Welt in sonderbarer Weise umgestaltet und geadelt wurde. Der brave Sauhirt Eumäus wird bei ihm zu „Eumée, ministre d'Itaque". Eurymaque, der König von Samos, weiß der von ihm angebeteten Penelope das zierlichste Kompliment zu sagen:

Nie sahen meine Augen Euch so schön,
Es ist, als ob zum Lohn für meine Treue
Gott Amor Euch, um meinen Wunsch zu krönen,
Mit immer größ'rer Schönheit segnete.

Die Herzogin du Maine ließ in ihrem Privattheater zu Clagny bei Versailles die „Pénélope" aufführen und übernahm selbst die Hauptrolle (1705). In Clagny und noch mehr in Sceaux spielte die Herzogin mit Leidenschaft Theater, und für sie schrieb auch Genest, der ein eifriger Diener ihrer Wünsche, ein beliebtes Glied ihres Kreises war, sein Schauspiel „Joseph" (1710), worin sie abermals auftrat.

Die „Pénélope" wurde übrigens vom Publikum wenig freundlich beurtheilt. Erst als sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder aufgenommen wurde, errang sie einigen Beifall. Man lobte besonders die Schauspielerin Clairon als Penelope in der Erkennungsscene mit Ulysses. Sie steigerte, schreibt Ferd. Lotheißen, ihr stummes Spiel von leichtem Anfang an, als sie zuerst von seiner Stimme getroffen wurde, zeigte dann alle Schattirungen der Erregung, der Angst, des Zweifels, bis sie endlich zur Gewißheit kam, ihren Gatten wieder vor sich zu haben.

Dem Beispiel der Herzogin du Maine, der Enkelin des großen Condé, folgte man überall, so daß am Ende des Jahrhunderts, wie Bachaumont sagt, jeder procureur seine eigene Bühne hatte. Die Mitglieder des Gerichtshofs spielten selbst mit und bildeten sogar einen förmlichen Dilettanten-Theater-Verband. In Paris hatten sich übrigens schon Bürgerkreise zu Dilettantenvorstellungen vereinigt. Bei einer derselben wurde bekanntlich ein Stern erster Größe, die Adrienne Lecouvreur, entdeckt.

Voltaire hatte überall eine Bühne, wo er sich aufhielt, so in Paris in seiner Wohnung in der Rue Traversière und in Ferney, wo er trotz des Verbots des protestantischen Konsistoriums von Genf Theaterstücke aufführen ließ. Auch seine Nichte, Frau Denis, ließ sich eine Liebhaberbühne einrichten.

Alle Prinzen von Geblüt hatten ihre eigenen Bühnen, so der Graf von Clermont in Berny, die Condé in Chantilly, der Prinz von Conti in Isle-Adam, der Herzog von Orleans in Villers-Cotterets und in Bagnolet. Andere große Herren ahmten ihr Beispiel nach, und bald hatten auch die berühmtesten Schauspielerinnen eine eigene Privatbühne in ihrem Hause. Die Fräuleins von Verrières hatten eine solche in ihrem Hause an der Chaussée d'Antin und eine zweite in ihrem Landhaus zu Auteuil. Dies waren die berühmtesten derartigen Bühnen zur Zeit Ludwigs XV. Frau Sand, die Enkelin der ältesten dieser Damen, schilderte eine dieser Bühnen als außerordentlich prachtvoll. Der Saal war reich verziert und wies sieben Logen auf, in denen die Damen aus höheren Kreisen ungesehen dem Schauspiel beiwohnen konnten.

Die berühmte Tänzerin Guimard besaß ebenfalls zwei Theater, das eine in Pantin, das andere in ihrem Hause in der Rue de la Chaussée d'Antin in Paris. Das letztere war eine Nachbildung des Theaters der petits cabinets in Versailles und faßte 500 Personen. Die Truppe der Comédié Française trat dort auf, und ganz Paris eilte dorthin, bis den Schauspielern verboten wurde, anderswo als im Hause Moliere's aufzutreten. Fragomard hatte den Saal so schön verziert, daß er ein Muster der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts war. Leider ist keine bildliche Wiedergabe desselben auf uns gekommen.

Der Hauptreiz dieser Vorstellungen beruhte auf dem pikanten Charakter der Stücke, die zur Darstellung gelangten. Dies war der Grund, weßhalb der Erzbischof von Paris sich lange der Eröffnung des Theaters der Frl. de Berrières widersetzte. Man ging aber schließlich darüber hinweg und spielte an Stelle des in Aussicht genommenen, sehr gewagten Stückes „La Vérité dans le Vin" irgend ein anderes Schauspiel.

Die Mode kam übrigens von oben. Das bedeutendste Gesellschaftstheater war dasjenige der petits cabinets zu Versailles. Die Marquise de Pompadour beschäftigte den König Ludwig XV., den sie vollständig beherrschte, nicht bloß mit Konzerten, petits-soupers u. s. w., sondern auch mit Schauspielen und Opern, in denen sie die Hauptrolle spielte. Sie hatte sich schon in ihrer Jugend in der Musik und der Deklamation ausgezeichnet.

Als die Pompadour sah, daß ihre Reize nicht mehr genügten, um den Ludwig XV. zu fesseln, versuchte sie ihn auf jede Weise zu amüsiren, um ihren Einfluß auf ihn zu behalten. Sie ließ deßhalb ein Vorzimmer des Palastes in Versailles in einen Schauspielsaal umwandeln, in welchen nur Wenige zugelassen wurden. Bald ließ sie einen wirklichen Theatersaal einrichten, mit Logen, Rängen u. s. w. Sie selbst trat als Schauspielerin auf mit Höflingen aus den ersten Familien Frankreichs und einigen Berufsschauspielern. Im September 1748 zerstörte man dieses Theater und errichtete eine neue Bühne in dem großen Marmortreppenhaus der Botschafter. Dieselbe war so eingerichtet, daß weder die Marmorsäulen, noch die Malereien beschädigt wurden und daß sie in einem Tage entfernt werden konnte.

Man spielte dort Schauspiele, klassische Tragödien und sogar Opern. Eine derselben, „L'Opérateur chinois", scheint einen ganz besonderen Erfolg gehabt zu haben. Die Schauspieler waren immer Frau Pompadour, die Damen und die Herren vom Hofe, die Herzoge von Duras, Ayen, Nivernais, die Herzogin von Brancas u. s. w. Die vornehmsten Personen rechneten es sich zur Ehre an, auch nur eine kleine Rolle spielen zu dürfen. Ebenso hielt man sehr darauf, als Zuschauer zugelassen zu werden. Während der Vorstellung sah sich der König die Gäste durch seinen großen Operuguder gleichgültig an und schrieb dann eine Anzahl Namen auf einen Zettel. Nach der Vorstellung zog er sich zurück, und ein Bedienter las dann die Namen derjenigen vor, denen es gestattet war, beim König in den „petits appartements" zu verweilen, wo er zu Nacht speiste.

Eines Tages führte die Pompadour „l'Enfant prodigue" von Voltaire auf. Der Dichter dankte ihr in einem Madrigal, dessen letzte Verse lauteten:

Que tous vos jours soient marqués par des fêtes
Que de nouveaux succès marquent ceux de Louis,
Vivez tous deux sans ennemis,
Et gardez tous deux vos conquêtes.

Der letztere Vergleich schien den Töchtern Ludwigs XV. denn doch ein wenig stark zu sein, und auf ihr Betreiben wurde Voltaire vom Hofe verwiesen. Die Marquise de Pompadour, klug, wie sie war, ließ den Dichter ziehen, und sie rächte sich an Maurepas und Pont-de-Veyle, die Verse verbrochen hatten, in denen nicht gerade in galanter Weise von der Marquise die Rede war.

Als die Pompadour das Schloß Bellevue erbauen ließ, durfte natürlich auch in diesem eine Bühne nicht fehlen. Der Saal war in chinesischem Stil verziert, und die Ausschmückungsarbeiten kosteten nicht weniger als 226,000 Livres. Der König wohnte den Vorstellungen dort bei. Die Marquise de Pompadour spielte selbst im Schloß von Bellevue „L'homme de fortune", ein fünfaktiges Stück in Versen von La Chaussée. Das Stück fand aber nicht einmal einen Achtungserfolg. Als das Schloß, das mehrere Millionen gekostet hatte, ihr nicht mehr gefiel, verkaufte sie es für 200,000 Frc. dem Könige wieder. Dieser ließ die Bühne abbrechen nnd nach Poris bringen. Im Hotel des Menus, in der Rue Bergère, wo jetzt das Musikkonservatorium ist, wurde sie wieder aufgerichtet, und der Marschall v. Richelieu ließ auf derselben Vorstellungen geben (meistens sehr galante Stücke).

Am Ende der Regierung Ludwigs XV. suchten Marie-Antoinette und ihre beiden Schwägerinnen, die Gräfinnen von Provence und von Artois, sich in dem riesigen Schloß zu amüsiren, das der König mit seiner Langweile erfüllte. Sie veranstalteten für ihren engeren Kreis Vorstellungen in einem kleinen Saale, aber sie hörten bald wieder auf, weil sie Indiskretionen befürchteten. Als nun Marie-Antoinette Königin wurde, sie, die schon in ihrer Jugend in Schauspielen mitgewirkt hatte, huldigte sie aufs eifrigste ihrer Vorliebe für die Bühne. Sie ließ in einer Galerie des großen Trianonschlosses ein Theater errichten, das kostbar wie ein Boudoir ausgestattet war. Die „Menus-Plaisirs", die das Material zu einer beweglichen Bühne hatten, mußten im Auftrag der Königin bald hier, bald dort dieselbe aufschlagen. In der Orangerie von Trianon gab die Königin für einen engen Kreis Vorstellungen, in denen außer ihr die Gräfin v. Polignac und der Graf v. Artois mitwirkten.

Im Park des kleinen Trianonschlosses veranstaltete Marie-Antoinette zuweilen Feste für den König, die Prinzen und den Hof. So fand am 7. Sept. 1777 ein reizendes Fest statt; der Park war in einen Jahrmarkt mit Buden verwandelt, in denen Hofdamen die Verkäuferinnen waren, die Königin selbst war als Limonadenverkäuferin gekleidet und Vorsteherin eines Cafés. Ferner waren Tingeltangel und allerlei Schaubuden zu sehen. Der berühmte Schauspieler Carlin vom italienischen Theater und die Dugazon, von der Commédie Française, zeigten sich in großen Vogelläsigen in einer Vogelhandlung.

Marie-Antoinette ließ bald darauf durch ihren Lieblingsarchitekten Mique in ihrem Park ein Schauspielhaus errichten, das noch jetzt fast in demselben Zustand dasteht, wie zu jener Zeit, wo Marie-Antoinette dort spielte. Das Aeußere ist zwar unansehnlich, aber das Innere ist prachtvoll und gilt als das Muster der Gesellschoftsbühnen des 18. Jahrhunderts. Dort versuchte sich der Graf v. Artois, der spätere König Karl X., als Seiltänzer, dort spielte Marie-Antoinette die Colette im „Devin du village" und die Bauernmädchen in den komischen Opern Favarts. Die Vorliebe der Königin für das Theater war so groß, daß man überall, wo sie nur weilte, und selbst den größten Schwierigkeiten zum Trotz Bühnen errichten mußte, um sie zu amüsiren. So wurde 1778 in Marly in der Eile in einer Scheune eine Bühne errichtet, auf der die Truppe aus Versailles mit Frl. v. Montansier an der Spitze auftrat.

Durch den Einfluß Marie-Antoinette's veränderten sich die Moden in Frankreich, aber nicht Jeder fand Geschmack daran. „Man vermechte eine Herzogin nicht mehr von einer Schauspielerin zu unterscheiden", sagt Montjoye, der Lobredner Marie-Antoinette's. Die Königin hatte eine große Liebhaberei für die Schauspiele in den sogenannten

Digitized by Google

„petits appartements“. Sie nahm, um selbst als Schauspielerin auftreten zu können, bei der Dugazon Deklamationsunterricht, der ganze Hof theilte mit ihr diese Verehrung für die Bühne, außer ihrem Gemahl, dem König Ludwig XVI., welcher ganz das Gegentheil seiner prunkliebenden Vorgänger war und die Ruhe und Einsamkeit allen rauschenden Vergnügungen vorzog.

Eines Tages, so wird berichtet, traf die Königin in ihrem Lieblingsschlosse Klein-Trianon Vorbereitungen zu dem Schauspiel: „Der König und der Pächter“ und bot ihrem Gemahl eine der Hauptrollen an. Der König lehnte jedoch dieses Anerbieten ab und versicherte außerdem seiner Gemahlin, er werde dafür sorgen, daß das Stück durchfalle und alle Schauspieler, vor allem aber die Königin, tüchtig ausgepfiffen würden. Am Tage der Vorstellung war das kleine Theater von der Blüthe der vornehmen Welt bis auf den letzten Platz besetzt. Der Vorhang wird aufgezogen, das Stück beginnt, die Königin tritt auf die Bühne. Aber kaum hat sie einige Worte gesprochen, als sie durch lautes Zischen und Pfeifen unterbrochen wird. Man erblickte den König, welcher sich von seinem Platze erhoben hatte, fortwährend zischte und pochte und durch Winke seine Umgebung zur Nachahmung aufforderte. Da jedoch Niemand seinem Beispiele folgte, sah Ludwig sich genöthigt, ruhig seinen Platz wieder einzunehmen. Schallende Beifallsbezeigungen werden jetzt der Königin zutheil, die ruhig auf der Bühne geblieben war und nach dem Ende dieser Störung unbeirrt zu sprechen fortfuhr. Bis zum Schluß des Stückes entzückte sie Alle durch ihr bezauberndes Spiel, und selbst ihr Gemahl konnte am Ende nicht umhin, in die Beifallsbezeigungen sämmtlicher Zuschauer einzustimmen. Nach der Vorstellung rief der König seiner Gemahlin zu: „Madame, Sie sind die reizendste Schauspielerin meines Königreichs!“

Seit dieser Zeit fehlte Ludwig XVI. niemals im Theater, wenn seine Gemahlin eine Rolle übernommen hatte. Er that das wohl mehr aus Anstandsgefühl, denn ihm verursachten derartige Belustigungen, wenn er ihnen beiwohnen mußte, große Langweile. Marie-Antoinette aber wetteiferte mit den Schauspielerinnen. Sie spielte nicht etwa die Hauptrollen solcher Stücke, in denen meist noch einige Würde lag, sondern die Soubretten, Kammerjungfern und intriganten Vertrauten. „Ehemals,“ sagt der schon erwähnte Schriftsteller, „würde sich ein simpler Edelmann entehrt gefühlt haben, wenn das Publikum nur den Verdacht ausgesprochen hätte, daß er sich, wenn auch in dem Innersten seines Hauses, zu einem Komödianten erniedrigt habe.“ Die Königin studirte auch opéra-bouffa-Rollen ein und spielte sie mit leidlichem Geschick und Erfolg. Die Vorliebe der Königin für das Schauspiel brachte den Uebelstand mit, daß die Komödianten, die nun in die höheren Gesellschaftskreise Zutritt bekamen, deren schon so laxe Moral noch mehr verschlechterten. Sehr oft führte übrigens Marie-Antoinette ihre Rollen geradezu schlecht durch und wurde dann von der Kritik durchaus nicht geschont. Als sie einmal der Gesellschaft durch ihr Spiel sehr wenig Vergnügen, wohl aber viele Langweile bereitet hatte, sagte Jemand so laut, daß sie es hören mußte: „Das nenne ich doch königlich schlecht gespielt!“ Eine Dame, die die Königin oft und in den verschiedenartigsten Rollen im Trianon hatte auftreten sehen, meinte: „Marie-Antoinette hat Talent für die Bühne, aber freilich nur das einer Schauspielerin mit eingewurzelten üblen Manieren.“ Das war vielleicht etwas zu strenge; es steht aber fest, daß sie durch ihre Vorliebe für das Schauspiel, besonders durch ihr eigenes Schauspielern nicht nur die königliche Würde herabsetzte, sondern auch ihren Ruf, der schon ohnehin nicht der beste war, vollends untergrub. Für ihren Hofstaat verwendete die Königin jährlich 4,600,000 Livres. Sie ließ besondere Pensionen auszahlen: dem Tanzmeister Laval, dem Balletkomponisten, der Sängerin La Brosse, dem Opernkomponisten de la Garde, dem Instrumentenmacher Chiquetier.

Die Gräfin du Barry erzählt in ihren Memoiren (6. Bd. S. 46 ff.), wie die Königin im kleinen Trianon Soubrettenrollen spielte. „Man interessirte sich viel dafür, aber man war der Ansicht, daß sie sich doch wenigstens die ersten Rollen hätte vorbehalten sollen. Außer den Damen Jules und Diane de Polignac nahmen eine Anzahl Herren an den Aufführungen theil. Ursprünglich wohnten nur die Mitglieder der königlichen Familie dem Schauspiel bei, dann wurde aber auch eine beschränkte Anzahl auserlesener Gäste zugelassen. Als die Königin bei einer dieser Vorstellungen ein Couplet beendigt hatte, wurde im Saale gepfiffen. Die Königin wußte wohl, daß nur der König sich das erlauben konnte, und sie trat deßhalb vorne auf die Bühne und sagte, sich gegen den König verneigend: „Mein Herr, da Sie mit meinem Spiele nicht zufrieden sind, so bemühen Sie sich nur hinaus; Sie bekommen Ihr Geld am Eingang wieder.“ Der König fühlte sich beschämt und antwortete, „er habe nur zum Spaß gepfiffen.“ Die Gräfin du Barry sagt aber, sie habe gehört, die Königin habe so schlecht wie nur irgend möglich gespielt. Als sie Madame zum Eintritt in die königliche Schauspielertruppe zu bewegen suchte, litt ihr Gatte, „Monsieur“ (der Kronprinz) das nicht. Er sagte zur Königin, seine Stellung erlaube es nicht, daß seine Frau auf die Bühne gehe. „Ich betrete sie aber, antwortete die Königin.“

„Ihnen ist alles erlaubt, Madame, Sie sind Königin.“

„Aha, ich begreife schon, Madame ist noch nicht Königin, aber sie will, von der Achtung der Nation umgeben, auf den Thron gelangen.“

„Das habe ich nicht gesagt“, erwiderte der Prinz.

„Sie denken es, mein Bruder, und das kommt auf eins hinaus.“

Dieses schnelle Gespräch fand dadurch ein Ende, daß Monsieur sich tief verneigte und sich entfernte.

Ludwig Philipp, Herzog von Orléans, der Enkel des Regenten, wurde 1743 mit Luise Henriette v. Conti vermählt, die 1758 starb. Er heirathete nun im geheimen eine schöne, ausgezeichnete Frau, die Marquise de Montesson, geborene de la Haye, die vor der Oeffentlichkeit ihren Namen beibehielt. In ihrem Hôtel an der Chaussée d'Antin hatte sie ein Theater errichten lassen, wo sie in kleinen Stücken selbst mitwirkte. Der Herzog, dem Charakter nach geradezu derb und naiv, füllte mit Glück das Fach der Naturburschen und Bauersleute aus, und Frau v. Montesson glänzte besonders in den Rollen der Hirtinnen und Liebhaberinnen. Die verstorbene Herzogin von Orléans hatte das Palais-Royal durch ihr wahrhaft skandalöses Leben so entehrt, daß keine Dame von gutem Ton, mochte sie über gewisse Anstandspunkte auch noch so leicht denken, dasselbe ohne Zwang und Widerwillen besuchte. Madame de Montesson rehabilitirte das Palais wieder durch zarte Weiblichkeit, wahre Würde und Geschmack für edle Vergnügungen.

Obgleich das Liebhabertheater in Trianon wegen der Königin das berühmteste war, so war das vorzüglichste doch dasjenige der Frau de Montesson. Diese Dame schrieb selbst die nöthigen Stücke für ihren Hausbedarf. Collé und Bachaumont sprachen sich lobend darüber aus, während Frau de Genlis sie als mittelmäßig bezeichnet. Frau de Montesson spielte übrigens selbst die Hauptrollen graziös und gewandt. Die vornehmsten Persönlichkeiten wohnten den Vorstellungen bei. Auch Voltaire kam oft dahin, und es wird uns berichtet, er habe einmal vor Frau de Montesson in ihrer Loge gekniet; sie habe ihn aber zum Aufstehen genöthigt, ihn umarmt, mit Schmeicheleien über-

häuft und gesagt: „Das ist der schönste Tag meines glücklichen Lebens.“

Auch Frau de Genlis war von der Leidenschaft des Theaters ergriffen, und zwar so sehr, daß sie selbst die Kinder des Herzogs von Orléans, deren Erziehung sie leitete, Scenen aus der Weltgeschichte aufführen ließ, wobei sie selbst mitspielte. Sie ließ sich selbst eine Bühne erbauen, auf der ihre zahlreichen Stücke, die heute längst vergessen sind, aufgeführt wurden.

Die eleganten Damen des 18. Jahrhunderts hatten überhaupt eine besondere Vorliebe für das Theater. Im Salon der Herzogin de Villeroy, der Schwester des Herzogs d'Aumont, wurden sozusagen die Proben abgehalten für die Komödie und die Oper. Das Theater war, wie die beiden Goncourt sagen, „ihre Leidenschaft, ihr Leben, ihr Fieber“. Bei ihr führte man sogar Opern mit Maschinerien auf. Sie ließ die Clairon zum Theater zurückkehren, sie leitete die Vorstellungen bei Hof und brachte „Athalie“ nach Versailles zurück.

Eine Cousine der Pompadour, Frau d'Amblimont, die von der Maitresse des Königs „mon torchon“ (mein Aufwischer) genannt wurde, gab im Arsenal Feste, bei welchen zwei Schauspielerinnen, als Abbés gekleidet, einen hervorragenden Prälaten verhöhnten.

In dem Salon eines Finanzmannes, des Hrn. de la Popelinière in Passy, fand sich die gesammte Musiker- und Theaterwelt zusammen. Es wurden dort große Konzerte gegeben, und Deshayes, der maître de ballets der Comédie Italienne leitete die Vergnügungen. In dem Hause war ein Theater mit Maschinerien eingerichtet, und Schriftsteller, Künstler und Künstlerinnen, Tänzerinnen u. s. w. fanden dort Kost und Logis wie in einem Gasthof. Dort stiegen die italienischen Sänger und Sängerinnen ab und erfüllten das ganze Haus mit ihren Liedern. Eine seltene, reizende Dame war der Mittelpunkt aller Festlichkeiten, die dort gegeben wurden. Madame de la Popelinière war eine schöne, geistreiche Frau, die für Kunst und Literatur ein intimes Verständniß hatte. Sie hatte allerdings eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Sie war die Tochter einer Schauspielerin, der Dancourt, und war zuerst die Maitresse des Finanzmanns de la Popelinière gewesen. Dieser hatte ihr versprochen, sie zu heirathen, aber er suchte sich dieser Verpflichtung zu entziehen. Sie klagte ihr Leid der Madame de Tencin, die ihr erklärte: „Er wird Sie heirathen; dafür will ich sorgen.“ Sie bearbeitete den alten Minister Fleury, und dieser übertrug dem Hrn. de la Popelinière die Finanzgeschäfte nur unter der Bedingung, daß er seine Maitresse heirathete. So bekam die kleine Dancourt doch einen richtigen Gemahl, und sie wurde nun eine bewunderuswerthe Salondame. Ein Verhältniß mit Richelieu führte aber zu ihrer Scheidung. Sie war damals schon krank und starb bald darauf an einem schlimmen Leiden. Der Finanzmann heirathete nun Frl. de Mondran, eine hervorragende Schauspielerin, die aber nicht den Reiz ihrer Vorgängerin hatte. Ihr Salon wurde nur noch wegen seiner Pracht und der dort gegebenen Feste besucht.

Zu Chantilly war das Theater ebenfalls eine Lieblingsbeschäftigung des Prinzen v. Condé. Prinz Louis-Joseph suchte die beständigen Vorstellungen damit zu erklären, daß er sagte, er wolle nur seine Tochter amüsiren. Thatsächlich war ihr Sinn andern Dingen zugewendet, denn sie trat bald in ein Kloster ein. Sie hatte die ihr zugewiesenen Rollen gespielt, weil sie Niemand widersprechen wollte; ja, sie hatte sich so willig dazu hergegeben, daß ihre Angehörigen glaubten, das sei ihr größtes Vergnügen. Louis-Joseph ließ gegen das Jahr 1755 in seinem Park ein herrliches Schauspielhaus errichten, von dem uns wahre Wunder erzählt werden.

Auch in der Provinz gab es Gesellschaftstheater. So besaß im 18. Jahrhundert das Schloß Cramayel en-Brie eine vollständige Bühne in einem eigens dazu errichteten Bau, der allein 37,000 Livres gekostet hatte.

Während der Revolution wurden diese Dilettantenvorstellungen unterbrochen. Unter dem Kaiserreich und der Restauration lebten sie wieder auf, aber sie waren steif und zeremoniös. Unter dem zweiten Kaiserreich wurde von den vornehmen Damen auch wieder am Hofe Theater gespielt, aber das kaiserliche Komtessentheater bot doch nur einen matten Abglanz der lustigen Salonkomödie des 18. Jahrhunderts.

Sigmund Schotts Gedichte und Schriften. [1])

Zum erstenmale trat mir der Name meines Namensvetters, von dem ich bis dahin gar nichts gehört hatte, vor etwas über 20 Jahren entgegen. Damals schrieb mir Alfred Meißner, ob ich in irgendwelchen Beziehungen zu einem älteren Schriftsteller und Journalisten Sigmund Schott stehe, dessen Aufsätze namentlich im „Morgenblatte“ er mit größtem Interesse gelesen habe. Und ein paar Jahre später schrieb mir Paul Heyse in dem ersten Brief, den ich von ihm erhielt: „Ich möchte Ihnen nur noch sagen, daß ich Ihre beiden Büchlein über „Sterben und Unsterblichkeit“ und „Ansichten vom Leben“, die ich seit Jahren besitze, neulich zum zweitenmale mit großem Interesse gelesen habe und eifrig Propaganda dafür mache.“ Damals habe ich es für meine Pflicht gehalten, diese Aeußerungen an den richtigen oder berechtigten Empfänger gelangen zu lassen und ich habe damit dem bescheidenen alten Herrn große Freude gemacht, wie dies aus seiner brieflichen Danksagung und aus späteren mündlichen Aeußerungen hervorging. Sigmund Schotts Name hatte in seiner engeren schwäbischen Heimath, insbesondere in Stuttgart, das er eine Zeitlang im Deutschen Reichstage vertrat, vollen und guten Klang. Trotz seiner ausgeprägten politischen Parteistellung als einer der Führer der deutschen Volkspartei, genoß er auch in gegnerischen Lagern volle Sympathie und Hochachtung, weil sein liebenswerthes Wesen und die Lauterkeit seines Charakters überall nur Achtung und Verehrung hervorrufen mußte. — „Schulter an Schulter mit dem Volksmann Uhland erhebt sich in der Geschichte Württembergs ernst und licht das Bild seines Freundes Albert Schott, der ein würdigster Vertreter geistiger und bürgerlicher Kraft um dieselbe Zeit, da ihm sein jüngster Sohn Sigmund geboren ward, ‚das gute alte Recht‘ in die neue württembergische Verfassung herüberretten und umschaffen half.“ So lesen wir über Schotts Vater, der an Ludwig Uhlands Seite stand, als das Stuttgarter Parlament gesprengt wurde. Und über Schott selbst heißt es an der gleichen Stelle in dem warmen und schwungvollen Vorwort von Konrad Haußmann: „Während der ganzen Knabenzeit Sigmund Schotts war sein Vaterhaus der Mittelpunkt der freisinnigen Bewegung der Stadt Stuttgart und des Landes.“ — — „Wie so manchmal bei bedeutenden Menschen, hat die Mutter fast noch einen größeren Antheil am geistigen Gepräge des Sohnes als selbst der Vater, und ein weicher, beinahe schwermüthiger Charakterzug im Fühlen und Dichten Sigmund Schotts ist der Wiederschein der vornehmen und innigen Religiosität, welche sich bei der Mutter manchmal bis zu mystischen Ahnungen steigerte.“ Wie der Vater, wandte Sigmund sich dem Studium der Rechte und nachmals der Advokatur zu und den Traditionen der Vorfahren wie auch des Paten Ludwig Uhland blieb er in seiner juristischen und in seiner öffentlichen Wirksamkeit

[1]) Drei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898.

treu, „selten wohl besaß die Anwaltschaft einen Repräsentanten von vornehmerem Rechtssinn als den Prokurator Sigmund Schott“. Die Gedichte, die in dem ersten und mehr noch die Prosaschriften, die in den beiden anderen Bänden der vorliegenden Sammlung vereinigt sind, treten uns als die Erzeugnisse eines vornehmen Geistes, eines unermüdlichen Ringers nach Wahrheit und Erkenntniß entgegen.

Schotts Dichtungen werden in ihrer Wirksamkeit durch das reflektirende Element beeinflußt. Das beständige Grübeln um die Zwecke des Daseins, der Blick auf die Leiden und Sorgen jedweder Kreatur läßt den Dichter nicht zu reiner, naiver Freude am Augenblick kommen, und Gedichte voll überschwellender Jugendlust sind namentlich in dem ersten Theile kaum vorhanden. Den vollen Klang seiner Landsleute, eines Uhland, eines Mörike, vermag Schott nicht hervorzubringen, wenn auch manchmal Verse ihm gelingen, die den Volkston treffen. Aber die Schwermuth, die Resignation überwiegen. So ruft der Anblick der Rosen Trauer, tiefe Trauer in ihm hervor, weil er zu dem Gedanken gebracht wird:

Wo ein Lebenstrieb erscheint,
Treibt entgegen er dem Sterben;
Jugend, die sich Blüthe meint,
Ist nur keimendes Verderben.

‚Alles Leben,‘ sprichst du, ‚gährt
Neu aus der Verwesung Schatze‘,
Das ist schön und wissenswerth,
Rettet aber keine Rose.

Mag die Gattung, die Idee
Andre trösten und erheben;
Mich ergreift mit Lust und Weh
Nur das Sterbende, das Leben.

Der herbstlich resignirten Stimmung aus der Zeit von 1857 bis 1873 treten manche Gedichte aus dem die Jahreszahl 1880 tragenden zweiten Theil durch den Ausdruck einer gewissen Freude am Leben gegenüber, zu der sich der reife Mann durchgerungen. Unter denen der letzten Zeit, aus dem 73. Jahre des Dichters, sind einzelne, in denen er als ein vollauf Berufener erscheint, so das tiefergreifende „Vor langen Jahren“, und darum brauchte er die Frage nicht zu stellen:

War es gut, mich einzureihn
Unter die Poeten,
Um, bepackt mit Grübelei'n,
Kranken Muthes bald allein
Andern nachzutreten?

Aber die Gedichte, die sich mit den Rätseln des Lebens, mit dem Leid und dem Tode beschäftigen, sind die weitaus zahlreicheren.

Und in höherem Grade noch ist dies bei den Prosaschriften der Fall, die an dem Maßstabe eines Schopenhauer oder Feuerbach gemessen, vielleicht minderwerthig gefunden werden müßten, an sich betrachtet aber den regen Antheil eines Jeden verdienen, der schon ähnliche Seelenkämpfe und Verwirrungen durchgemacht hat, wie der Verfasser. Und welchem denkenden Menschen blieben sie erspart? Man merkt es jeder dieser Studien, insbesondere dem tapferen „Sterben und Unsterblichkeit“ und den „Ansichten vom Leben“ an, daß nicht die Absicht, zu belehren, die Ursache ihrer Entstehung war, sondern daß der Verfasser durch das Niederschreiben zur Klarheit über die Fragen zu kommen suchte, die sein Denken so sehr in Anspruch nahmen. Und ein solch ehrliches Ringen nach Erkenntniß verfolgen zu können, ist lohnend und lehrreich. In „Sterben und Unsterblichkeit“ werden die landläufigen Vorstellungen von der Unsterblichkeit mit der Unbefangenheit behandelt, die in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts noch gewöhnlich war, jetzt aber schon gewissen Muth erheischt: „Welches ist das Stadium, in dem wir uns jenseit fortsetzen und uns wieder vereinigen sollen? Diesem starb seine Geliebte noch in der Morgenröthe des Lebens; er bewahrt ihr ein treues Andenken, aber mit der Zeit, wie es so geht, verheirathet er sich, und nun scheidet er, ein Siebziger, aus dem Kreise seiner Kinder und Enkel. Jene Geliebte starb in dem festen Glauben, ihren Jüngling mit dem glühenden poetischen Herzen wiederzufinden und ihn allein zu haben: Kinder und Enkel aber getrösten sich, den milden, silberhaarigen Großvater dereinst wieder in ihrer Mitte zu sehen.“ Schott hat sich in der Literatur der alten und der neuen Zeit tüchtig umgesehen, namentlich häufig citirt er die beiden großen Seelenkenner Shakespeare und Montaigne. Die vorliegende Studie läuft in ihren Ergebnissen auf die Erkenntniß hinaus, zu der Faust kommt:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

In den „Ansichten vom Leben“ wird die Furcht vor dem Tode und die Schwierigkeit, ihrer mit aller Philosophie Herr zu werden, schlicht und eindrucksvoll erörtert. „Dem Eindruck, daß das Leben im Grund ein eitel jämmerlich Ding sei, folgt stets der Gedanke, daß wir etwas werthvolleres doch kaum zu verlieren haben. Das Wenig ist viel, wenn man es gegen das Nichts hält.“ „So lange der Tod nur unter den Fremden aufräumt, fahren wir fort, ihn mit Philosophie zu behandeln. Kommt aber die Reihe an uns oder unsre Lieben, so springen wir jäh empor, wie die knirschenden Bohnen in der Kaffeemühle. Ganz natürlich. Daß Jedermann schon an Zahnweh gelitten hat, mäßigt nicht unser eigenes.“ Auch in den Betrachtungen über das Gottvertrauen befindet sich manches tüchtige Wort: „Ist ein Wesen allwissend, so wüßte es ja im voraus, daß jenes Gebet angestellt und erhört werde, wozu also vorher eine Verfügung beabsichtigen, von der im voraus gewiß ist, daß sie nicht ausgeführt wird? Unwürdige Vorstellung! Man hört den Kanonendonner vom Schlachtfelde, die Mütter, die Frauen flehen händeringend Gott um Schutz an für ihre Theuren, wie mag man sich einbilden, daß darauf hin Gott diesen oder jenen Säbelhieb auffange, dem er es ohne Fürbitte bestimmt hätte, die ausgewählte Hirnschale zu spalten.“ Es ist keine neue und tiefe Philosophie, die uns der Verfasser entwickelt, vielmehr können seine Darlegungen als die Raisonnements des gesunden Menschenverstandes bezeichnet werden, an denen wir gern theilnehmen. Aehnlich lassen sich auch die Aufsätze charakterisiren, die den Inhalt des Bandes „Von menschlichen Schwächen“ bilden. Stellenweise etwas breit und zum Theil auch nicht recht abgerundet in der Form, sind sie doch durch ihren Gedankeninhalt und gerade dadurch, daß sie manches wiederholen, was Jeder von uns schon einmal gedacht hat, recht lesenswerth. Eine Kleinigkeit möge hier zur Frage gestellt werden. In dem Aufsatz „Von der Ueberschätzung des Geldes“ heißt es: Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Reichthum macht ein Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.“ Nun steht unter den Aphorismen Ludwig Börne's (Gesammelte Schriften, Ausgabe 1862, VII. Bd. S. 9) „Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei“. Vielleicht kann ein Kenner chinesischer Literatur feststellen, ob Börne da etwa unbewußt ein Plagiat begangen oder ob Schott sich geirrt hat.

Die besprochenen drei Bände werden manchen nachdenklichen Leser fesseln und anregen. Wir trennen uns

von ihnen in der Gewißheit, daß wir sie gelegentlich wieder zur Hand nehmen werden. Auch sein Geist „war der Geist kalter Betrachtung. Aber ein warmer Geist und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte". (Worte Lessings über Jerusalem.)

Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Daß die Kunstwissenschaft unter den Rechtsgelehrten zahlreiche mitarbeitende und mitgenießende Freunde besitzt, ist bekannt; wie fruchtbar diese Theilnahme hochgebildeter Juristen der Kunstforschung selbst werden konnte, zeigte seinerzeit das Beispiel Schnaase's und August Reichensperger's. Dafür, daß auch gegenwärtig das Interesse für die kunstgeschichtlichen Studien unter den Juristen nicht erloschen ist, zeugt das schöne, prächtig ausgestattete Bändchen, welches ein hochangesehener Rechtsanwalt der Stadt München soeben herausgegeben hat („Das Leben Michelangelo's", beschrieben von seinem Schüler Ascanio Condivi. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Hermann Pemsel. Mit neun Lichtdrucken. München, 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck). Condivi's Vita ist bekanntlich unsre wichtigste Quelle für das Leben des Michelangelo, bedeutsamer noch und zuverlässiger, als Vasari's bekannte Darstellung. Sie war zwar schon 1873 von Valdek (in den „Quellenschriften zur Kunstgeschichte") in deutscher Uebersetzung geboten worden; doch war Platz für eine neue geschmackvolle Version, und diesen Platz hat Hr. Pemsel auf das beste ausgefüllt. Die Uebersetzung ist treu, fließend und frisch; die beigegebenen Anmerkungen sind darauf berechnet, einem gebildeten Publikum das Verständniß der Schrift zu erleichtern und es mit Zeit und Umständen, unter welchen sie entstand, in geeigneter Weise bekannt zu machen. Man wird in weiten Kreisen für diese liebenswürdige Gabe dankbar sein und insbesondere auch die Beigabe vortrefflicher, die Werke des großen Meisters wiedergebender Lichtdrucke angenehm empfinden.

F. X. Kraus.

γσ. **Die Vasco da Gama-Festschrift der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.** Neben die schönen und werthvollen Columbus-Festschriften der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde", die „Raccolta Columbiana" und die Festschrift der Hamburger Geographischen Gesellschaft tritt nun die dem Andenken des portugiesischen Seefahrers gewidmete, nach Ausstattung und Inhalt gleich bedeutende Wiener Publikation, die die topographischen Kapitel des „Indischen Seespiegels" Mohit in der Uebersetzung von Dr. Maximilian Bittner bringt und der eine Einleitung von Dr. Wilhelm Tomaschek und 30 Tafeln beigegeben sind (Wien 1897). Es handelt sich hier um die Publikation wichtiger Kapitel für die Topographie des Indischen Ozeans, die in dem „Kitâb-i-mohît", d. h. „Das umfassende Buch", niedergelegt sind, in deutscher Uebersetzung. Aus diesem der Mitte des 16. Jahrhunderts entstammenden türkischen Werke sind schon durch Joseph v. Hammer und durch L. Bonelli wichtige Abschnitte bekannt geworden. Bittner hat den von Bonelli in den „Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei" 1894 publizirten Text der Kapitel 4, 6 und eines Theils von Kapitel 7 nochmals mit der Wiener Handschrift verglichen und übersetzt, während Tomaschek die Bedeutung des Mohit für Erdkunde und Kartographen eingehend dargelegt hat. Nach Mittheilungen über Verfasser, Inhalt, Geschichte und Eintheilung des Mohit wird die Rekonstruktion der nach der Angabe des Mohit hergestellten Karte behandelt; es folgt die Darlegung der Bedeutung des Mohit gegenüber den älteren Arbeiten über das Gebiet des Indischen Ozeans und die Vergleichung der speziellen Kenntnisse des Mohit mit den Angaben der italienischen Weltkarten des Albertv Cantino (1502) und des Niccolo de Caneriv (1505). Der Verfasser ist der Flottenkapitän des türkischen Sultans Suleiman-Khan I. (1519—1566), Seidi Ali ben Hosein, mit Beinamen Kâtibi-i-Rûmi. Er sollte die durch die Portugiesen zersprengte türkische Flotte 1553 von Basra nach Suez zurückführen. Die gegen die Portugiesen in Indien gesandte Flotte war bei der Insel Hormus geschlagen worden. Doch gelang ihm diese Mission nicht. Vor Maseat ward er von den Portugiesen geschlagen, und Stürme auf dem Meere zwangen ihn, mit dem Rest der Flotte das indische Surat als Nothhafen anzulaufen. Er mußte schließlich nach längerem Aufenthalt in Gudscharat und Ahmadabad auf dem Landweg über Lahore, Kabul, Samarkand, Buchara und Chiwa, durch Persien über Bagdad, Diabekr, Angora und Stambul nach Adrianopel zurückkehren. Diese Reisen und Wanderungen hat er im „Spiegel der Länder", Mirât el memalik, weitläufig geschildert. Im Jahre 1562 starb er. Weit wichtiger ist Seidi Ali's Mohit, der in Indien zusammengestellt ist und auf der praktischen Erfahrung des auf dem Meere umhergeworfenen Seemanns beruht, wozu die durch indische Lotsen erfahrenen Verhältnisse und das Studium der schon vorhandenen orientalischen Fachliteratur ergänzend hinzukommen. Der Mohit ist ein türkisch geschriebenes „Seebuch", das nach Ansicht des Verfassers dem praktischen Bedürfnisse der den Indischen Ozean befahrenden Seeleute dienen und ihnen den Lotsen in diesen Gewässern ersetzen sollte. Ein Segelhandbuch großen Stils für das Indische Meer, behandelt der Mohit die wichtigsten nautischen Dinge sehr eingehend, gibt eine für alle Fälle berechnete Segelanweisung über den Indischen Ozean von der Delagoa-Bai bis nach Dschidda und von Madagaskar bis weit in den Sunda-Archipel. Die nautische Astronomie, Chronologie, die Orientirung auf dem Meere wie die Topographie der indischen Küsten wird des genauesten behandelt, zudem wird eine Festlegung des Verlaufs der Küsten im einzelnen versucht, wobei die Kompaßsterne und die Polhöhen aller wichtigen Häfen und Inseln als Hülfsmittel benutzt werden. Die Entfernungen der Hafenorte voneinander, die Monsun-Winde, die für das Indische Meer so charakteristisch sind in ihren Verhältnissen, werden eingehend besprochen, So ist dieses Seebuch neben das „Niederdeutsche Seebuch" und neben die Portulanen von Uzzano und Aloise da Mosto zu setzen. Nach den Angaben des Verfassers bestand schon vor seinem Seebuch eine reiche arabische, türkische und persische nautische Literatur, er nennt zahlreiche Arbeiten, aus denen er selbst geschöpft hat, doch dürften die ältesten derartigen Werke nach Tomascheks Ansicht nicht über das 14. Jahrhundert zurückgehen. Die meisten arabisch geschriebenen geographischen Werke der Mohammedaner gehen von dem Weltbilde des Ptalemäus aus, das sie sich zu eigen gemacht haben, und geben in diesem Rahmen Beschreibungen der bewohnten Länder. Ihre Angaben werden noch durch die Benutzung offiziellen Materials der Zeit, wie namentlich der Steuerlisten und der Verwendung der Itinerare aller mittelalterlichen arabischen Reisenden, sowie durch die Angabe der großen Poststraßen innerhalb der mohammedanischen Welt in ihrem Werthe für uns gesteigert. Hierhin gehört z. B. der berühmte Mukaddasi. Allein für den Indischen Ozean war des Alexandriners Ansicht, wonach südlich des Aequators die afrikanische Küste in west-östlicher Richtung verlief, in topographischer Beziehung verhängnißvoll und mußte eine falsche Vorstellung vom Laufe der indischen Küsten hervorbringen. Der Mohit nun, und dieser Umstand stempelt ihn zum bedeutendsten Zeugniß der exakt-nautisch-geographischen Forschung und Darstellung der mohammedanischen Welt, ist frei von der ptolemäischen Anschauung und stellt sich als das Produkt der praktischen seemännischen Erfahrung dar. Unbekannt mit der mathematischen Geographie des Alterthums, ohne Kenntniß van Aequator und Gradeintheilung, vertraut der orientalische Pilot den Sternen der Nacht allein als seinen Wegweisern von Gestade zu Gestade; schon ist er im Besitz des Kompasses, doch die Weltgegenden werden von diesem Seefahrer nach Auf- und Niedersteigen von Sternen bezeichnet; aus der Höhe der Gestirne wird die nautische Position berechnet. Das Instrument für diese Messung, dessen genaue Beschreibung die Festschrift enthält, ist von denkbar einfachster Art. Zur Bestimmung der Breite eines Ortes wurde die Höhe des Polarsternes oder der Sterne β und γ des „Kleinen Bären" gemessen, wofür der „Daumen", arabisch isbâ, das Höhenmaß darstellte, dessen Vielfaches durch geübtes Augenmaß gemessen wurde; später wurden diese isbâ-Maße, die nach dem in Mohit niedergelegten Ergebnissen sehr genau waren, von einer Skala an einem primitiven Oktanten abgelesen. Tomaschek hat aus den Angaben des Mohit eine

Karte rekonstruirt, die uns eine Darstellung gibt von dem Bilde, das in der Darstellung der mahammedanischen Seefahrer des ausgehenden Mittelalters vom Indischen Ozean lebendig gewesen ist. Die Anschaulichkeit dieser Karte wird durch die Vergleichung mit portugiesischen Karten der Zeit erhöht und ihre Bedeutung für die Geschichte der Kartographie, samit in das rechte Licht gesetzt. Solche Karten, wie sie Tomaschek mit Eintheilung von „Viertel-isdá" = 0° 25′ 42.5″ als kleinster Maßeinheit (an Stelle unsrer Parallelkreise) rekanstruirt hat, müssen thatsächlich damals im Indischen Ozean benutzt worden sein; denn aos fehlerhaften Angaben folgert Tamaschek ihren Ursprung aus den Angaben einer zeitgenössischen Karte. Wäre diese vorhanden, so könnten wir in ihr den Höhepunkt und den Endpunkt arabischer Kartographie zu Anfang des 16. Jahrhunderts erblicken, deren Stand uns zu erschließen der Mahit ermöglicht und der nnr wenig oon den bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reichenden oortrefflichen Seekarten der Portugiesen oom Indischen Ozean übertroffen wird. Vielleicht sind dir italienischen Mittelmeerkarten ähnlich entstanden, wie die einst zum Mohit oarhanden gewesenen Portulane. Nun ist es gewiß, daß Vasca da Gama 1498 in den ersten Häfen der Mozambiqueküste indische Piloten fand und einen Lotsen aus Gudscharat in Melinde an Bord genommen hat, um zur Malabarküste zu gelangen. Dieser zeigte ihm eine Seekarte, deren eigenthümliche Konstruktion bei dem portugiesischen Seefahrer nicht geringes Erstaunen erregte. Auch Cabral und Alfonsa de Albuquerque haben die Karten und die Unterstützung indischer und persischer Lotsen für ihre Indienfahrten benutzt. So scheint doch ein Einfluß oon hier auf die italienischen Seekartenzeichner wahrscheintich. Die Weltkarten Cantino's und Canerio's nun geben das Bitd des Indischen Ozeans auf Grund der ersten Reisen der Europäer in jenen Meeren, und Tamaschek hat durch Vergleichung mit seiner Rekonstruktion zum Mohit den Einfluß orientalischer Seekarten auf jene portugiesisch-italienischen an mehreren Stellen nachweisen können. Hier enthüllt sich uns die interessante Thatsache, wie in den ersten Karten oom Indischen Ozean die auf der seemännischen Erfahrung beruhende nautische Kartenzeichnung des Abendlandes und des Orients sich begegnen.

* Die dänische Akademir der Wissenschaften zu Kopenhagen hat, wie wir der „Naturw. Rundschan" entnehmen, die nachstehenden Preisaufgaben gestellt: Zoologische Aufgabe: Eine Reihe oan Farschern haben bewiesen, daß in der Schwimmblase der Fische eine oom Nervensystem abhängige Sauerstoffausscheidung stattfindet, und ebenso hat man behauptet, daß die Epithelzellen der Lungen einen aktioen Antheil an dem in diesem Organ oor sich gehenden Gaswechsel nehmen. Unsre Kenntniß oan der zelligen Struktur der fraglichen Organe zeigt beträchtliche Lücken, unter anderm weiß man nicht, ob während der genannten Thätigkeit die Zellen der Sitz ähnlicher Madifikationen sind, wie die, welche das Mikroskop im Epithel mehrerer Drüsen nachgewiesen hat. Die Akademie bietet daher ihre goldene Medaille für eine Studie an beliebigem Material, welche wesentlich dazu beiträgt, das Epithel und die Nervenoerzweigungen in der Schwimmblase oder der Lunge zu erforschen, unter möglichster Beachtung der Modifikationen des Epithels während der Thätigkeit der Organe. (Preis: die goldene Medaille. — Termin Ende Oktober 1899.) — Astronomische Aufgabe: In den letzten Zeiten hat man in verschiedenen Ländern eine sehr große Zahl ziemlich genauer Bestimmungen der Polhöhe mit Hülfe transportabler Instrumente ausgeführt. Zu diesem Zweck hat man sich oerschiedener Methoden bedient, die theilweise der Verschiedenheit der benutzten Instrumente entsprechen. Man verlangt ein Tableau dieser Methoden nebst einer kritischen und oergleichenden Abschätzung der Genauigkeit, die sie gewährleisten, und der Arbeit, welche jede Methode theils für die Beobachtungen, theits für die Rechnungen nach sich zieht. Die Frage der gegenseitigen Beziehungen bezüglich des Gewichtes, mit welchem bei den Rechnungen die Deklinationen figuriren, deren Werthe aus oerschiedenen Quellen stammen, soll nach dem Wunsche der Akademie besonders studirt werden. Diese Studie soll nicht allein die Faktoren deutlich heroortreten lassen, welche auf dir Bestimmung des Gewichtes Einfluß haben, sondern gleichzeitig diese Faktaren verwerthen zur Aufstellung der Regeln, welche gestatten, ihren Einfluß durch bestimmte numerische Beziehungen auszudrücken und soweit als möglich eine willkürliche Auswerthung seitens des Rechners auszuschließen. (Preis: die goldene Medaille. — Termin Oktober 1899.) — Klassen-Preis: Gewünscht wird eine kritische Uebersicht der Arten oon Blattläusen (Aphidae), welche in Dänemark auf den allgemein kultivirten Coniferen leben, ebenso biologische Beobachtungen über eine aber mehrere unter ihnen, soweit sie dazu beitragen können, mehr Licht auf die Biologie dieser Thiere zu werfen. (Preis: 600 Kranen. — Termin Oktober 1900.) — Die Abhandlungen können dänisch, schwedisch, englisch, deutsch, französisch oder lateinisch abgefaßt sein und müssen deutlich geschrieben mit Matto und oerschlassener Angabe des Autors an den Sekretär der Akademie, Prof. H. G. Zeuthrn in Kapenhagen, vor Ablauf der festgesetzten Termine eingesandt werden. (Die goldene Medaille hat einen Werth von 320 Kranen.)

* **Würzburg.** In der hiesigen philosaphischen Fakultät hat sich Dr. Johann Speemann aus Stuttgart, Sohn des dartigen Verlagsbuchhändlers W. Speemann, als Priaatdozent habilitirt.

* **Freiburg i. Br.** An der hiesigen medizinischen Fakultät hat soeben eine Amerikanerin, Miß B. Platt, promooirt auf Grund ihrer Disserlatian: „Die Entwicklung des Knarpelschädels und der bronchialen und hypoglossalen Muskulatur bei Necturus." — In diesem Semester hören fünf Damen in Freiburg literarhistorische Vorlesungen, eine Dame hat sich für ein historisches Kolleg einschreiben lassen.

-th. **Freiberg** (Sachsen). Am 1. Juli d. J. wird die Professur für Bergrecht an der hiesigen Bergakademie durch Ernennung des bisherigen Inhabers, Prof. Dr. Karl Kretzschmar, zum Direktor des kgl. Bergamts frei. Dem Vernehmen nach wird Landrichter Just oam hiesigen Landgericht in dir Stelle berufen werden.

* **Wien.** In der Sitzung vom 28. Mai der hiesigen Akademie der Wissenschaftrn wurden Prof. o. Carnelius (München), Prof. Adolf Tobler (Berlin), ferner der Professor der slaoischen Philologie Leskien (Leipzig) und der Professor der Botanik Ferdinond Cohn (Breslau) zu korrespondirenden Mitgliedern der Akademie gewählt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Aus der Ecke.

Sieben Novellen

von

W. H. Riehl.

Vierte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Die sieben Riehlschen Novellen, welche unter dem Titel „Aus der Ecke" zusammengefaßt sind, gehören zu den besten Erzeugnissen unserer erzählenden Litteratur. Jede einzelne ist typisch für eine Epoche des deutschen Volkslebens und giebt das Zeitkolorit in unübertrefflicher Weise wieder.

Die neue Auflage dieses prächtigen Buches erscheint zu einem gegen den bisherigen Ladenpreis von 6 Mark bezw. 7 Mark erheblich billigeren Preise, was gewiß von vielen Seiten freudig begrüßt werden wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (8531)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 1. Juni. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXXVI. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXVI.

„Quis non invenit turbâ quod amaret in illâ?“ *Ovid.*

Berlin, 20. Mai. Wir müssen unsre Kölnischen Betrachtungen abermals unterbrechen: die freundlichen Leser der „Kirchenpolitischen Briefe“ haben ein Recht, ohne weiteren Verzug mit demjenigen bekannt zu werden, was Hr. Prof. Hermann Schell in seiner neuesten Broschüre vorlegt.[2]

I.

Unser XXV. Brief (vom 1. Juli v. J.) hat sich über die erste Broschüre des Würzburger Theologen ausgesprochen („Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“), welche vor Jahresfrist erschienen war. Diese Flugschrift war allen Denkfaulen unbequem, einigen Guten ein Aergerniß, vielen Edlen eine Erfrischung, allen bösen Elementen eine heilsame Gewissenserforschung. Es hat an Gegenschriften nicht gefehlt: wir waren von Anfang an der Meinung, es sei nicht nöthig gewesen, auf dieselben zu antworten. Wahrendorps Abhandlung „Der Katholizismus als Fortschrittsprinzip“ ging von so negativen, dem Christenthum grundsätzlich entgegengesetzten Prämissen aus, daß jeder Versuch einer Verständigung mit ihm als ausgeschlossen zu betrachten war. Andrerseits war einer höhnisch-pharisäischen Kritik gegenüber jedes Wort der Vertheidigung weggeworfen, und eine andere ehrlich gemeinte, aber schlecht geschriebene „Verklagung“ konnte man irgend einem Tertianer zur Widerlegung anheimgeben. Gegen solche Gegner wendet sich Hrn. Schells neueste Schrift: wir haben damit gesagt, was wir vor allem an ihr auszusetzen haben. Ein so bedeutsamer Stoff hätte die Diskussion auf einer Höhe halten sollen und können, von der weit herabgestiegen werden mußte, sobald die Keule gegen Pygmäen geschwungen wurde. Manche der hier geführten Schläge sind Zeit- und Kraftverschwendung; Hr. Schell hat noch vieles zu thun und wir hätten gewünscht, daß er seine Arme geschont hätte.

Sehen wir von der polemischen Form der Flugschrift ab, so muß dieselbe nach jeder Rücksicht als beachtenswerth und bedeutsam bezeichnet werden. Sie legt vor allem Zeugniß davon ab, daß der Verfasser weiter gearbeitet und seine Auffassung eine namhafte Vertiefung gewonnen hat. Den wesentlichen Inhalt der Abhandlung spricht Hr. Schell am Schlusse der Vorrede (S. VIII) dahin aus: „Der Katholizismus kann dem ganzen Religionsideal gerecht werden — und dem ganzen Menschen, dem Innern und Aeußern, dem Gesetz und der Freiheit, Gott und dem Geschöpf: wie der Vergangenheit, so auch der anspruchsvollen Gegenwart und der anspruchsvollsten Zukunft!“

Der Erweis dieses Satzes schließt theologische und politische Ausführungen in sich. Wir können erstere hier kaum mehr als berühren, einmal, weil der Spectator hier und an diesem Ort keine Theologie treibt, sondern die kirchlich-religiösen Dinge nur nach ihrer politischen Seite und in ihrem Zusammenhang mit der politischen und sozialen Lage der Gegenwart in Erwägung zieht; dann aber, weil mancherlei abweichende Ansichten in theologischen Dingen sich herausstellen dürften, deren Darlegung, falls wir auf diese Fragen eingehen wollten, wir uns auferlegen müßten:[1] was alles weder dem Charakter dieser Zeitung, noch unserm Programm entsprechen würde. Ziehen wir uns also hauptsächlich auf die Darlegung und Erörterung politischer Dinge zurück, wie sie uns in dieser neuesten Broschüre Schells begegnen.

Die Betrachtungen des Würzburger Apologeten knüpfen diesmal an die seinerzeit von uns hier — zum erstenmal in Deutschland — vorgelegten Anschauungen des „Amerikanismus“ an, wie sie namentlich in den Schriften des Erzbischofs Ireland,[2] in der Lebensbeschreibung des Father

---

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 97 vom 2. Mai d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2] Hermann Schell, Die neue Zeit und der alte Glaube. Eine kulturgeschichtliche Studie. Würzburg, A. Göbel 1898.

[1] So stoßen wir gleich im „Vorwort“ auf eine Beurtheilung der zum Abfall zahlreicher Geistlichen in Frankreich führenden Bewegung, welche wir uns nicht aneignen können. „Es ist,“ heißt es da, „nicht etwa der Anstoß an katholischen Glaubenslehren, was diese Abbés zum Protestantismus führt; sie hängen an den Dogmen und an den Sakramenten des Katholizismus (was uns gerade sehr fraglich erscheint!): es ist nur das Bedürfniß nach kraftvollerer Regung der geistigen Selbständigkeit, das Bedürfniß nach dem Recht offener Fragestellung, Forschung und Antwort über schwierige Punkte, das Bedürfniß nach stärkerer Pflege der Innerlichkeit und der unmittelbaren Gottesverehrung, nach mehr Leben und weniger Bureaukratie, nach mehr Göttlichem und weniger Menschlichem.“ Wenn Hr. Schell diese Erscheinung als Produkt des in Frankreich ausgebildeten kirchlichen Absolutismus und der dort gänzlich zur Seminarscholastik herabgesunkenen theologischen Wissenschaft bezeichnet, so wird er damit gewiß recht haben; aber das Lob, welches den religiös hochgesinnten Priestern, welche seit Oktober 1897 ihr Organ im Chrétien français haben, indirekt gespendet, und die Milde, mit der über Abbé Charbonnel geurtheilt wird, berührt uns peinlich und wird von den Gegnern des Verfassers jedenfalls übel gedeutet werden. Man kann sich für den Entwicklungsgang jener französischen Priester das vollste Verständniß bewahren und die allgemeinen Bedingungen tief beklagen, aus welchen jener sich ablöst — aber der katholische Theologe sollte keinen Zweifel darüber walten lassen, daß es unsrer — und gewiß auch Prof. Schells Ueberzeugung nach niemals einen legitimen Grund zum freiwilligen Bruch mit der Kirche geben kann. Nichts könnte einer verständigen und „katholischen“ Reformbewegung schädlicher sein, als wenn der Uebereifer zum Verlassen des kirchlichen Bodens und zum Uebertritt auf denjenigen der Revolution führen sollte, und wir meinen, dies könne nicht oft und deutlich genug gesagt werden. Der Spectator wird das immer wiederholen, auch auf die Gefahr hin, gelegentlich einmal zur Abwechslung auch als engherziger Reaktionär verschrien zu werden.

[2] Hr. Schell bezieht sich in dieser Hinsicht nur auf die von dem Abbé F. Klein besorgte französische Uebersetzung der ersten Ausgabe von Mgr. Irelands The Church and modern Society (L'Eglise et le siècle, Paris 1894), während die zweite Ausgabe des Werkes (Chicago and New-York, 1897) als zuverlässigerer Quelle unzuziehen war.

Hecker und der von uns hier ausführlich behandelten Broschüre des geistvollen und edlen Msgr. O'Connell niedergelegt sind. Von Irelands Aussprüchen werden in den Vordergrund die Sätze gestellt: „Grundverkehrt, aber sehr verbreitet in katholischen Kreisen ist jene Anschauung, welche in den Bestrebungen der Neuzeit und ihres Liberalismus eine Ausgeburt der Finsterniß sieht und sich darum aus Furcht vor Befleckung und Ansteckung durch die unreine, gottlose Welt im Heiligthum und der Sakristei absondert." Und: „Die Kirche scheut sich nicht vor der Demokratie, dieser Blüthe der allgemeinen Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit, dieser Grundsätze, die in Christus und durch Christus geheiligt sind." „Alle Gewalt kommt von Gott durch das Volk." „Das Christenthum ist die wahre Demokratie." Unsre Leser wissen, daß wir diese Lehren nur cum grano salis annehmen und weit entfernt sind, die Forderungen der heutigen Trottoir-Demokratie durch das Evangelium decken zu wollen. Wir hätten dringend gewünscht, daß auch Hr. Schell hier seine Reserven gemacht hätte. Mehr einverstanden wird man mit Irelands Bekämpfung der mißtrauischen Abschließung der Katholiken von dem öffentlichen Bildungswesen und der geistigen Lebensgemeinschaft der Gesammtheit sein. Auch Hr. Schell erblickt in den Jesuiten die eigentlichen Vertreter dieses verkehrten Systems und hebt mit Recht hervor, daß Ireland nicht als Gegner der deutschen Katholiken in Amerika aufgetreten ist, vielmehr die große geistige Kraft, welche die katholischen Deutschen drüben darstellen, nicht durch mißtrauische Abschließung der Gesammtheit entzogen, sondern in den richtigen Zusammenhang mit dem amerikanischen Gesammtleben gesetzt wissen will. Ferner: „Ich predige den neuzeitlichen Kreuzzug: den herrlichsten aller Kreuzzüge: um Kirche und Neuzeit innig zusammenzubringen! im Namen der Menschheit, im Namen Gottes! Die Kirche und die Neuzeit! Bringt sie zu lebendigem Gedankenaustausch! Ihre Herzen drängen zur Verständigung! Der Gott der Humanität wirkt in der neuzeitlichen Welt, der Gott der Offenbarung wirkt in der Kirche: in beiden ist es ein und derselbe Gott, der wirksam ist." „Natur und Gnade dürfen nicht getrennt werden. Gesunder Geist in gesundem Leib. Im Katholizismus darf es keine religiöse Aristokratie geben, die sich pharisäisch abschließt und erhaben dünkt." „Der Konservativismus ist ein besonderer Name für Apathie — für ‚todtes Holz', Mangel an Empfindung für die Lebensinteressen der Neuzeit und ein Altersmerkmal bei den europäischen Völkern." „Die Vergangenheit kehrt nie mehr zurück." „Die Reaktion ist ein Traum von Menschen, die weder sehen, noch verstehen wollen, die an den Thoren der Friedhöfe sitzen, an Gräbern weinen, die sich doch nie mehr öffnen, aber die lebende Welt vergessen, die sie vorwärts drängt."

Mit P. Hecker erblickt unser Verfasser offenbar den Ausweg aus den gegenwärtigen Schwierigkeiten in der Rückkehr zu einer freieren Geistigkeit, in dem Verzicht auf jene den Romanen eigene Art der Frömmigkeit und des Asketismus, welche auf völlige Unterdrückung der Selbstthätigkeit zielt. Heckers Ideen über die Kirche der Zukunft haben unsre Leser seinerzeit im allgemeinen kennen gelernt. Dem Protestantismus und seiner Uebertreibung der Individualität gegenüber, sagt er, mußte die Kirche zunächst die Zügel enger fassen; so wurde die Wahrheit gerettet, aber es stellte sich im Katholizismus ein Rückgang an Thatkraft, eine Schwächung der Regsamkeit in natürlichen Dingen ein. Die künftige Ordnung der Dinge fördert neue selbständige Initiative und persönliche Thatkraft: der Katholizismus der Zukunft ist die Synthese der beiden Wirksamkeiten des hl. Geistes, der Autorität und der Freiheit: sein Träger wird die angelsächsische Rasse sein. Demgemäß hinterließ P. Hecker seiner Kongregation der Paulisten die grundsätzliche Pflege der geistigen Selbständigkeit und Fruchtbarkeit in unveränderlicher Treue gegen das geoffenbarte Gotteswort. Indem Schell sich diese Ideen, unter Berufung auf die Celebritäten des amerikanischen und englischen Katholizismus zu eigen macht und andrerseits den Geist der katholischen Reaktion in dem Jesuitenorden verkörpert sieht, wirft er einen Blick auf das Bild, welches der Katholizismus in Nord- und Südamerika und überhaupt die Lage der romanischen und germanischen Welt gegenwärtig darbietet. Daß nicht der Katholizismus als solcher, sondern die Ausgestaltung des kirchlichen Prinzips, im Sinne der jesuitischen Reaktion die Ursache des Verfalls und Unheils in Südamerika ist, ist ihm durch den Umstand erwiesen, daß der Katholizismus in den Vereinigten Staaten sich in lebendiger Betheiligung an dem nationalen Leben als einer großen und schönen Zukunft werth und fähig erweise. Demnach stellt sich Hr. Schell auch hinsichtlich des innenkirchlichen Streites in Nordamerika im Grundgedanken auf Seite des Amerikanismus und betont, daß die entgegengesetzte Richtung im Widerspruch mit dem deutschen Charakter steht.

Während Prof. Schell diese mit unsrer Auffassung sich vielfach deckenden, hier und da weit über dieselbe hinausgehenden Auslassungen in die Welt sendet, hat sich in Frankreich der Streit über die Hecker'schen Ideen erst recht entzündet. Ein Mitarbeiter der „Verité", des Organs der Réfractaires, Abbé Maignen, hat in dieser Zeitung, dann aber in einer Zuschrift an den „Univers" (13. Mai) und gegen diesen aus Anlaß der 1897 ausgegebenen französischen Uebersetzung des „Life of father Hecker" dies Buch und seinen Helden scharf angegriffen. Der Abbé ist weder Freund des Amerikanismus, noch der Demokratie. Er hat seinerzeit in einer Broschüre das allgemeine Stimmrecht für eine schlechte Einrichtung und das Abgeben der Stimmen unter der Herrschaft derselben für eine Sünde erklärt. Jetzt zerpflückt er unbarmherzig den Ruhmeskranz des Stifters der Paulinisten, der seiner Ansicht nach weder ein Heiliger, noch ein Theologe, noch selbst kirchlich korrekt war, und dessen Erwartung von einer neuen reicheren Geistesergießung in der Kirche schon durch die Encyklika Divinum vom 9. Mai 1897 verdammt, dessen Theorie von der Trennung der Kirche vom Staat durch Leo XIII. in der Encyklika vom 6. Februar 1892 an die französischen Katholiken und vom 6. Januar 1895 an den Episkopat der Vereinigten Staaten verworfen sei.

Der „Univers" ergreift entschieden Partei für P. Hecker und findet den Angriff seines Gegners maßlos und leidenschaftlich. Es scheint ihm unbekannt zu sein, wie es offenbar auch Hrn. Schell unbekannt war, daß man zur Stunde in Rom sich mit der Zensurirung der Hecker'schen Ideen beschäftigt: ob es dazu kommen wird, steht dahin.

Ob P. Hecker ein Heiliger war, mögen heiligere Personen als der Spectator es ist entscheiden; wir fühlen keinen Beruf, dem lieben Gott hier ins Handwerk zu pfuschen. Daß er kein gelehrter Theologe war und keine Einsicht in den historischen Prozeß der gesammten kirchlichen Entwicklung besaß, das haben wir seinerzeit unumwunden zugestanden. Indessen beweist das nicht, daß er hinsichtlich der thatsächlichen Lage und der Bedürfnisse der kirchlichen Gegenwart nicht weiter sah als viele triefende Kirchenlichter und manche dem Leben völlig entrückte Bücherwürmer. Niemand hat zu Anfang des 13. Jahrhunderts klarer den Punkt erkannt, auf den es ankam, als San Francesco d'Assisi; und dieser war weder ein Gelehrter noch ein Kirchenfürst. Ihm stand nichts zur Seite als die höchste Potenz religiöser Genialität, die ihn durch Intuition sehen ließ, was den Schreibern verborgen blieb und was von den Goldfasanen der damaligen Prälatur gar nicht begriffen

wurde. So ließe sich auch der Fall denken, daß ein einfacher, ungelehrter, aber genial angelegter, auch vom Hauche Gottes angewehter Mann heute mehr sah als die Schriftgelehrten und Pharisäer sehen und sehen wollen. Daß Hecker in manchem zu weit ging und in einigem völlig fehl griff, ist freilich auch unsre Meinung.

Ob auch die des Prof. Schell, ist aus der Broschüre desselben nicht mit Sicherheit zu entnehmen. In einem Punkte, glaube ich, stimmen wir überein: das ist die Ueberzeugung, daß die Zukunft der Menschheit und die der Kirche in der germanischen, bezw. angelsächsischen Welt beschlossen ist. Wem das nicht längst klar war, den konnten die neuesten Ereignisse belehren. Der klägliche Zusammenbruch der romanischen Völker, dem wir in diesen unsern Tagen beiwohnen, hat ein furchtbares Schlaglicht auf die Situation geworfen. Der Reihe nach sind die nach den Statuten des jesuitischen Katholizismus offen regierten oder insgeheim gegängelten Staaten den Weg des Grabes gegangen: nicht, weil diese Staaten katholisch waren, sondern weil das katholische Prinzip in ihnen durch den Ultramontanismus verschüttet und den Völkern die Fähigkeit verloren gegangen war, den Staatsgedanken auszubilden oder an ihm festzuhalten. Der cubanische Krieg zerstört soeben, aller Wahrscheinlichkeit nach, den letzten Rest dieses Systems: mit unheimlicher Gewalt erhebt sich der amerikanische Riese in unserm Westen. Sein Aufsteigen wird den europäischen Nationen einen furchtbaren Ruck geben und sie zu einer inneren Sammlung und Erneuerung zwingen, aus der sich nach der religiösen Seite der Sieg des germanischen Prinzips abheben wird. Der große Sturm kann nicht ausbleiben; hat er ausgerast und steigt der Bogen des Friedens über die Wasser der Trübsal und der Thränen auf, so werden die Lieblingsträume der romanisch-jesuitischen Phantasie als zerbrochene Spielzeuge am Boden liegen.

Freilich, die leitenden Mächte der Kirche werden sich nicht so leicht dem neuen Elemente anvertrauen. Die Germanen haben den Römern stets und bis auf den heutigen Tag ein geheimes Schaudern eingeflößt; warum, das hat schon Tacitus verrathen. Man kann nach 1517 und nach so vielen anderen Ereignissen es auch vollkommen begreifen, daß es den Römern überaus schwer fällt, sich und das Schicksal der Kirche dem Mare magnum des Germanismus anheimzugeben. Und doch wird der Kirche nichts übrig bleiben, als herzhaft den Fuß auf diesen Ozean zu setzen.

Es gibt eine alte Geschichte, welche sich heute als die Weissagung dieser Wendung der Dinge enthüllt.

Das Schiffiein der Jünger wird auf dem See von wilden Wellen umhergetrieben — erat enim contrarius ventus. Da erscheint ihnen der Herr, über dem Meere wandelnd: sie halten die Gestalt für ein Phantasma — ganz so, wie die heutigen Ultramontanen unsre Auffassung von der Zukunft des religiösen Katholizismus beurtheilen — sie schreien vor Angst — wer hört den Schrei nicht in seinen Ohren? Jesus ermuthigt sie und ruft Petrus zu sich über die Wogen: der Apostel setzt den Fuß auf das Wasser, aber der wilde Wind läßt ihn verzagen, er fängt an zu versinken. Da streckt der Herr ihm den Arm entgegen und erfaßt den Muthlosen: modicae fidei, quare dubitasti? Und wie sie in die Barke zurücksteigen, cessavit ventus (Matth. 14, 24—32). Auch für die Kirche wird sich der Sturm erst legen, wenn sie ihren Frieden mit derjenigen Rasse gemacht hat, welche in eminenterem Grade als jede andere die Trägerin des religiösen Lebens und des sittlichen Bewußtseins der modernen Menschheit ist.

II.

In dem Abschnitt „Grundlegende Gedanken" wendet sich Hr. Schell von neuem gegen jenes „System des vollkommenen Mechanismus auf geistigem Gebiet, jene folgerechte Durchführung des Autoritäts- und Gehorsamsprinzips, wie sie im Jesuitenorden erstrebt und von dort aus für die Gesammtkirche zur Geltung gebracht werden will". Er legt Verwahrung gegen die Vorstellung ein, als ob der Beistand des hl. Geistes eigentlich nur dem Oberhaupte der Kirche, nicht auch der Gemeinschaft aller Glieder verheißen sei; weiter gegen die Anschauung, welche alles Heil nur von der Herrschaft der Autorität und der Niederhaltung jeder selbständigen Regsamkeit des Einzelnen erwartet. Es wird hervorgehoben, daß weder die großen Thaten der Theologie der Vorzeit, noch die Ordensstiftungen jemals von der römischen Autorität ausgegangen sind. Eine mißtrauische Behandlung der persönlichen Selbständigkeit kann, heißt es S. 21, nur die Quelle des Fortschritts verstopfen. Im Zusammenhang damit wird Einspruch erhoben gegen die jetzt übliche tendenziöse Behandlung und Ausbeutung der theologischen, philosophischen und historischen Wissenschaften. Diese so beliebte, von den ultramontanen Organen einzig als zulässig und erträglich befundene Methode macht nicht bloß die Apologetik, sondern die ganze Theologie zur Tendenzwissenschaft; sie hat es zum guten Theil verschuldet, wenn aus vielen unsrer theologischen Schulen und Seminarien keine Theologen, sondern nur politische Hetzkapläne hervorgehen. Diesen Dingen gleichgültig und hülflos gegenübergestanden zu haben, ist einer der schwersten Vorwürfe, welche man dem Episkopat der Gegenwart zu machen berechtigt ist.

Da, wo sich Prof. Schell gegen die Angriffe seines Würzburger Nachbarn kehrt, kommt er auf das Wesen des Liberalismus zu sprechen (S. 29). Dies Wort wirkt bekanntlich auf gewisse „kirchliche" Kreise wie ein Lappen rothen Tuches auf den Stier. Das Thier verliert alle Besinnung, es schäumt vor Wuth und nimmt alles auf die Hörner, was ihm in den Weg kommt: Staat und Wissenschaft, Ehre und Wahrheit werden von so einem wildgewordenen Thierlein zerstampft, das sonst, im gemeinen Lauf des Lebens, friedlich und wacker seines Weges zieht und sich an den Blumen der Wiese vergnügt. Das alles ist die Wirkung unverstandener Schlagworte und geflissentlicher Fälschung der Ideen, wie sie eine bekannte Presse betreibt. Wir haben schon oft und nachdrücklich hervorgehoben, wie die ultramontane Partei in unverantwortlicher Frivolität das Einstehen für das Prinzip des geordneten Rechtsstaates als einen sündhaften Liberalismus bekämpft. Jetzt kommt Hr. Schell und erklärt (S. 38): „Ich verstehe unter dem echten Liberalismus nichts antichristliches, sondern mit Erzbischof Ireland und P. Hecker den Kampf für das echt christliche Prinzip des unveräußerlichen Rechtes der freien menschlichen Persönlichkeit, für die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, für das Recht des Volkes im Staatsleben, für den Schutz der persönlichen Gewissensfreiheit gegenüber der äußeren Gewalt, für die innere Selbständigkeit der Religionsgesellschaften, für die Unabhängigkeit der Rechtspflege und deren Trennung von der Verwaltung, für die Abschaffung aller unmenschlichen Untersuchungs- und Strafmittel, für die Allgemeinheit der Schulbildung, für die möglichste und freieste Entfaltung aller gemeinnützigen und fortschrittlichen Kräfte, aber mit starkem Schutz der Schwachen gegen die Selbstsucht der Stärkeren, für die gemeinsame Förderung der äußeren und inneren Kultur, der gemein menschlichen Bildung und aller geistigen Güter." Von diesem echten Liberalismus weiß der Verfasser den „Pseudoliberalismus der rücksichtslosen Konkurrenz und des freien Spiels aller selbstsüchtigen Kräfte" wohl zu unterscheiden: er weist diesen falschen Liberalismus mit seiner Preisgabe des Schwachen an jegliche Art der Verführung und Ausbeutung ebenso zurück, wie den extremen

Konservativismus, dessen Vorbild er in den Sadduzäern und Pharisäern des alten Bundes findet. „Das Gemeinsame und Konservative der Sadduzäer und Pharisäer, der jüdischen Hierarchie und Theologie lag darin, daß sie Jesus gegenüber etwas in Religion und Kirche als wesentlich und unabänderlich aufrechterhalten wollten, was es nicht war, obgleich sie den Buchstaben des Gesetzes für sich hatten" (S. 41).

„Gewaltmaßregeln im Dienste der Religion" ist ein Abschnitt überschrieben, welcher sich gegen diejenigen wendet, denen die Anwendung äußerer Gewalt zur Zwingung des Gewissens als etwas dem Christenthum nothwendig inhärirendes erscheint. Die Anhänger dieser Behauptung leben bekanntlich in zwei ganz entgegengesetzten Heerlagern: beiden gegenüber, denen welche die Anwendung der Gewalt der Kirche als stehendes Verbrechen zum Vorwurf machen, und denen, welche eine solche als das gute Recht der Kirche in Anspruch nehmen und dem christlichen Staat als Pflicht auferlegen, beiden gegenüber führt Schell den Satz durch: „Religion und Evangelium drängen mit nichten dazu, in unduldsamer Weise alles neue, was man in seiner Beschränktheit für Unkraut, für Anstoß und Aergerniß hält, auszurotten"; und: „Die Menschheit ist bereits anfangsweise (sic!) in ein Stadium der Reife eingetreten, in dem jede Nöthigung auf geistigem Gebiete für den beabsichtigten Zweck mehr hemmt als fördert, besonders sobald sie zum System werden will." Das Zeitalter der für die Religion in Betracht kommenden äußeren Machtbethätigung ist also, dem Verf. zufolge, vorüber und damit versunk auch der aus ihr entsprungene und für sie einst nothwendig erachtete Kultus des Außerordentlichen mit seinem ganzen Apparat von Legenden, Wundergeschichten, Ekstasen und Halluzinationen (S. 62).

Von besonderem Interesse für unsre Leser wird das Kapitel über „Religion und Priesterherrschaft, Katholizismus und Ultramontanismus" sein (S. 73 f.). Hr. Schell geht von dem sehr richtigen, seinerzeit auch von dem Kardinal Newman so stark betonten Satz von der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit des hierarchischen Prinzips aus,[1]) welches in der ewigen Vollendung, die keine Unter- und Ueberordnung mehr kennt, dahinfällt (1. Kor. 15, 28). Er findet weiter, daß viele Verfechter des Autoritäts- und Kirchenprinzips die Religion und das Christenthum allzu sehr oder fast ganz in der Kirchlichkeit aufgehen lassen. Er erinnert daran, daß Francesco d'Assisi eine durchaus religiöse Erscheinung ohne allen hierarchischen Charakter war (S. 75), und beklagt die Umwandlung der Religion in Kirchenthum, des asketischen Ideals in Ordensgesellschaften, der treibenden Grundgedanken in Schulsysteme — alles Dinge, die an sich ihre Berechtigung haben, aber sich vor Verknöcherung nicht schützen können, wenn sie sich nicht fortwährend zum lebendigen Ideal zurück zu wenden vermögen. Dies sagt er auch den Jesuiten gegenüber (S. 77) und mahnt daran, wie der P. Cordara von seinem eigenen Orden aussagte, daß die religiös gemeinte Pflichterfüllung in ihm allmählich stark in irreligiöse Selbstsucht übergegangen sei. Eine solche Richtung (deren wir, nebenbei gesagt, heute das Gros der in der Gesellschaft Jesu lebenden und gewiß durchweg ehrenhaften Priester durchaus nicht bezichtigen) „muß den Anschein erwecken, als ob die Religion nur ein Mittel, um hierarchische Machtbestrebungen zu fördern" (S. 77). Im Verlaufe seiner weiteren Ausführungen lehnt Hr. Schell die wiederum von zwei ganz entgegengesetzten Seiten, dem kirchenfeindlichen Unglauben einer-, dem extremen Klerikalismus andrerseits beliebte Identifizirung von Katholizismus und Ultramontanismus entschieden ab. Er adoptirt, hierin Baumstark folgend, die Definition des Letzteren, welche seinerzeit „ein hervorragender katholischer Schriftsteller" in seiner Abhandlung über Dupanloup gegeben, und welcher das Wesen dieser Richtung in der der Kirche seit ihrer Gründung auf Schritt und Tritt folgenden Versuchung zu weltlicher Gesinnung und weltlichen Herrschaftsgelüsten erblickt: „Eine Gesinnung, welche sich die Herrschaft Christi über die Seelen nicht als eine Herrschaft der Liebe, sondern der Gewalt und des Schreckens denkt." Auf ihre Rechnung setzt Hr. Schell alles das, was der Kirche unter dem Namen der Inquisition, der Ketzer- und Hexenverfolgung, des Geistes des Absolutismus zur Last gelegt wird.

Vor 18 Jahren hat Hr. Baumstark jene inzwischen viel berufene Definition des Ultramontanismus im badischen Landtag verlesen und seine in „Plus ultra" (Straßb. 1883) später weiter ausgeführten Erörterungen über den unhistorischen, unwissenschaftlichen, unchristlichen und unpatriotischen Charakter der in Frage stehenden Richtung daran angeknüpft. Der damalige Führer der katholischen Volkspartei hat darauf geantwortet: einen solchen Ultramontanismus gebe es nicht, Hr. Baumstark fechte gegen Windmühlen. Seither hat Hr. Lender den Schlag dieser Windmühlen am eigenen Leibe zu erfahren gehabt: wir vermuthen, die Vereinsamung, in welche ihn die eigene Partei verstoßen hat, wird ihm Zeit gegeben haben, über die reale Existenz des Ultramontanismus sich ein anderes Urtheil zu bilden. Daß die letzten Ziele desselben in der That auf eine politische Weltherrschaft ausgehen, hat, wie wir in unserm Aprilbrief (XXXIV) nachgewiesen haben, die „Civiltà cattolica" in ihren Quaderni 1141 und 1142 mit hinlänglicher Klarheit ausgesprochen; Hr. Schell unterläßt es nicht, sich gleichfalls auf diese Herzensergießungen zu beziehen (S. 82). Dieser Auffassung des Jesuitismus gegenüber, welcher, wie es S. 85 heißt, die Sonne nicht genugt, um dem Licht über die Finsterniß zum Sieg zu verhelfen und die darum einer Nachhülfe durch Nothigung und anderer Mittel der äußeren Rechtsordnung bedarf, steht Hr. Schell in der Weltherrschaft der Kirche nichts anderes, als die Herrschaft Gottes und seines Wortes durch die Kraft des Geistes; und er erklärt es ohne weiteres für einen fatalen Irrthum, etwas, was im Mittelalter für ein Erforderniß angesehen wurde, und von dem das christliche Alterthum nichts wußte, als stehende und nothwendige Institution des Christenthums auch für Gegenwart und Zukunft zu fordern. Noch stärker tritt der tiefe Gegensatz, in dem sich die Weltanschauung des Verfassers mit derjenigen des Jesuitismus bewegt, in dem Abschnitt über Christenthum und Weltverachtung hervor, wo sich die schöne Aeußerung findet, daß Religion und Evangelium von jedem Menschen innere geistige Freiheit fordere und das Ideal des Weisen, der innerlich frei ist, zugleich das Ideal des echten Christenthums darstelle (S. 88). Es wird dann ausgeführt, daß das Christenthum nicht eine der Arbeit dieser Welt abgekehrte kulturfeindliche Religion sei, sondern im Gegentheil die religiöse Verpflichtung zur berufsmäßigen Arbeit als Gebot aufstelle. „Es ist eine ganz heidnische Anschauung, als ob der Mensch durch den Gebrauch seiner Geisteskräfte irgendwie aus der Abhängigkeit von Gott herauskomme, und als ob Gott deßhalb ein Interesse daran habe könne, den geistigen Fortschritt des Menschen mit Mißtrauen zu beobachten und darum als Sünde zu verbieten" (S. 94).[1]) Es wird eingehend nach-

[1]) „Without the earthern vessels", sagte Newman zu Lilly, „how can we have the treasure? Your friend X. calls a Church a ‚necessary evil'. Necessary it certainly is, dum sumus in corpore. There — and a smile of more than earthly sweetness lighted up his face—there it will be different. ‚I saw no temple there', we read in the Apocalypse." *Lilly*, John Henry Newman. In Memoriam (Fortnightly Review 1890, Sept., p. 424).

[1]) In diesem Zusammenhang darf hier auf die eben erschienene verdienstliche Publikation von Dr. Simon Weber, „Evangelium

Digitized by Google

gewiesen, wie die Kulturentwicklung unaufhaltsam dahin dränge, „aus dem Menschen immer mehr eine geistig-selbständige Persönlichkeit zu machen und den Kreis derer, die wirklich durch Selbstbestimmung in religiös-sittlicher Hinsicht sind was sie sind, immer weiter auszudehnen" (S. 102), eine Thatsache, die in gewissen kirchlichen Kreisen freilich nur mit vornehmem Spott ignorirt wird (S. 99). Auf dieser Seite hat man sich nur zu sehr gewöhnt, sich ein Ideal von Heiligkeit zurecht zu machen, welches einfach in der Verurtheilung der Welt und in dem Fernbleiben von allen Aufgaben des Lebens besteht (vgl. S. 102). Von diesem Gesichtspunkt aus haben es diejenigen, welche die Leitung der kirchlichen Bewegung allmählich an sich gerissen, in der That fertig gebracht, sich und die Kirche in Widerspruch mit der gebildeten Welt zu setzen. Hr. Schell findet, daß die „Propaganda der Kirche in erster Linie auf die gebildete Menschheit zu gehen hat" (S. 105 f.); er begegnet sich in diesem Gedanken auffallend mit Jemand, der neulich den Herren in Rom gegenüber die Meinung geäußert hat: die Congregatio de Propaganda fide sei gewiß sehr nützlich, viel nothwendiger aber wäre es heutigestags, eine Congregatio de Conservanda fide unter den Gebildeten Europa's zu gründen. Unserm unmaßgeblichen Urtheil nach wäre solch eine fromme Stiftung der Organisation der politischen „Azione cattolica" entschieden vorzuziehen.

Schells Protest gegen die Forderung von Gewalt und Präventivmaßregeln in Dingen des Glaubens schließt mit einer überaus beachtenswerthen Bemerkung. „Die große Lehre Christi tritt allzu leicht in den Hintergrund, daß das naturgemäße Wachsthum des unendlich-mannichfaltigen Gottesreiches ebenso viel werth ist, als der Same und die Frucht; daß das Wie der übernatürlichen Gottesgemeinschaft ebenso viel werth ist, als dessen Besitz und Genuß. Das Wort Christi Matth. 20, 25—28; 23, 8—12; Luk. 22, 25—27 (Worte, in denen den Jüngern der Geist der Herrschsucht verwiesen wird) enthält kein eigentliches Geheimniß; es scheint aber gleichwohl, als ob es schwerer zu verstehen wäre, als das tiefste Geheimniß."

Dieser Satz entbehrt nicht der Bitterkeit. Gott gebe, daß die Zeit komme, wo eine solche Erinnerung überflüssig erscheinen könnte. Wir sind einstweilen noch weit davon entfernt.

Den Aufgaben der Kulturentwicklung ist ein eigener Abschnitt gewidmet (S. 110 f.), in welchem neben einzelnen Ausführungen, hinsichtlich deren man getheiller Ansicht sein wird, wiederum manches gute und schöne gesagt wird. Ganz einverstanden sind wir mit dem Satze: „Gott in der Seele bedeutet die vollkommenste Entfaltung der ganzen geistigen Persönlichkeit in der thätigen Durchdringung aller Wahrheit, in der lebendigen Gemeinschaft aller Vollendeten." Und: „Soll das Christenthum zum Lebensinhalt der geistigen Persönlichkeit werden, so muß es sich im vollsten Sinn als Thatsache und Wahrheit, als Gesetz und Gnade bewähren." So faßten in der That Origenes, Augustinus, Dante und Pascal das Christenthum auf; und wenn diese Auffassung in der Leitung ganzer großer Kirchen, wie der französischen des 19. Jahrhunderts, nicht völlig zurückgetreten wäre, so wäre der Katholizismus nicht vielfach in einen bigotten äußeren Formeldienst ausgeartet, von dessen kleinlicher Andächtelei, von dessen jedem großen, edelmüthigen und freien Zuge abgewandten Geiste sich die moderne Welt abgestoßen fühlte, so daß die gebildeten Geister sich mehr und mehr von ihm zurückzogen. „Qu'avez vous fait de la France?" hat einst der Herzog von Anmale die Männer des Dezemberstaatsstreichs gefragt. Mit wieviel mehr Recht konnte der königliche Prinz, in welchem das Beste der alten Monarchie verkörpert war, die Machthaber der französischen Kirche fragen: Was habt ihr in diesem Lande aus der Braut Christi gemacht?

Und was von Frankreich gilt, ist mutatis mutandis auch von anderen Ländern zu sagen. Diesen Abirrungen gegenüber sucht Hr. Schell zum Schlusse noch einmal das Ziel des Katholizismus, d. h. des echten, nicht zum Ultramontanismus verzerrten Katholizismus, klar herauszustellen.

„Der Katholizismus," heißt es S. 126, „setzt der Menschheit als Lebensaufgabe: das Reich Gottes im Diesseits und im Jenseits thatkräftig mitwirkend herbeizuführen." Dieses Ziel besagt die fortschreitende Verwerthung der Natur für den Geist, die Vervollkommnung aller Lebensverhältnisse, die Beschäftigung mit Gott als dem eigentlichen Lebensinhalt des denkenden und strebenden Geistes . . . das Zukunftsideal des messianischen Reiches . . . ist die grundsätzliche Herrschaft der Gerechtigkeit und des Friedens auf Erden, die freie Durchführung aller zehn Gebote und der Bergpredigt, die innere Gleichheit des religiös-sittlichen Adels und der wahrhaft geistigen Charakterbildung, unbehindert durch alle äußere Ungleichheit der äußeren Lebensverhältnisse nach Stand, Anlage, Besitz, Ansehen und Glück. Dieses messianische Zukunftsideal ist es ja, das von keiner Zeit so grundsätzlich zum Ziel der vereinten Anstrengungen gemacht worden ist, wie von der Gegenwart" (S. 129).

Wenn diese Schilderung der Ziele und des Charakters des Katholizismus echt und zuverlässig ist, so schließt sie die herbste und blutigste Kritik jenes Zerrbildes des idealen Katholizismus in sich, der seit Jahrhunderten in den romanischen Völkern die Oberhand gewonnen und nachdem er diese allmählichem Verfalle zugeführt, in unsern Tagen auch diesseit der Alpen die Herrschaft erstrebt und zum guten Theil auch thatsächlich an sich gerissen hat. Hr. Schell gibt sich darüber offenbar keinen Illusionen hin, denn er spricht sich in dieser Broschüre weit schärfer als in der ersten, vor Jahresfrist publizirten, über dies Zerrbild des Ultramontanismus aus, welchem er, wie wir das von jeher gethan, entgegenhält, daß Jesus auch jeden Schein der Einmischung in weltliche Dinge abgelehnt, um nur die ewige Wahrheit als höchstes Gesetz und Endziel der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen (S. 137; vgl. Luk. 12, 14). Da fällt u. a. das starke Wort: „Jedermann weiß, daß das Christenthum der Märtyrer und Kirchenlehrer wohl katholisch, auch römisch-katholisch war, keineswegs aber ultramontan oder kurialistisch" (S. 142). „Entweder," heißt es S. 130, „bekundet das katholische Christenthum seine Befähigung, die gewaltige Bewegung der Neuzeit zu leiten und zu befruchten, oder es fällt dem Verdacht anheim, wenigstens irgendwie veraltet zu sein."[1])

und Arbeit. Apologetische Erwägungen über die wirthschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu". Freib. i. Br. 1898, verwiesen werden. Daß dieser zeitgemäße und wichtige Gegenstand hier einmal und zum erstenmal systematisch abgehandelt wurde, ist ein Ehrentitel für den Verfasser des Buches und für die Fakultät, der er als Dozent angehört.

[1]) Es ist uns nicht ganz klar, wie weit der Verfasser diese dem Christenthum zugeschriebene Fähigkeit und Aufgabe zur Leitung der neuzeitlichen Bestrebungen auszudehnen geneigt ist. Vielleicht geht er in diesem Punkte viel weiter, als wir ihm zu folgen in der Lage wären. Das Christenthum erscheint auch uns als der Sauerteig, der uns und die ganze Menschheit durchdringen und im Geiste seines Stifters formen und bilden soll. Aber seine Mission geht aufs Jenseits und begeistigt das Diesseits nur insoweit es dem Jenseits zu dienen hat. Die unzähligen Aufgaben, welche sich mit der möglichst besten, bequemsten und glücklichsten Einrichtung dieses Erdballs zu befassen haben, fallen ebenso aus seiner Mission heraus, wie der gesammte Fortschritt in materieller Hinsicht, der Fortschritt der profanen Wissenschaften und der technischen Fertigkeiten, damit auch die Detailfragen des sozialen Lebens. Nimmt man das Gegentheil an, so gelangt man prinzipiell wieder zu der Herrschaft des theologischen Prinzips über das profane, des kirchlichen über das politische Gebiet und begibt sich der Möglichkeit, die Verirrungen unserer Christlich-Sozialen und unserer christlichen Demokraten zu vermeiden.

Diese hohen Gedanken der Offenbarung zeitgemäß erschließen und geistig nahe zu bringen (1. Kor. 1, 17) weist der Verfasser S. 146 dem Episkopat zu.

Gewiß, aber unterstellt diese Aufgabe nicht vor allem, daß der Episkopat heutzutage wieder werde, was er einstmals in der altchristlichen Kirche gewesen ist — die Blüthe und die reifste Frucht der Gemeinde! Wie weit sind wir davon entfernt, seit die Entwicklung der Dinge die Bischofswahlen auf eine ganz andere Basis gestellt haben, als die des Alterthums es war! Wer kümmert sich heute noch um einen Kanon, wie ihn Cyprian bezeugte (Ep. 68.): „quod et ipsum videmus de divina auctoritate descendere, ut sacerdos, plebe praesente, sub omnium oculis deligatur, et dignus atque idoneus publico judicio ac testimonio comprobetur?“ Vor 62 Jahren hat sich Antonio Rosmini in seinen „Cinque Piaghe della Santa Chiesa“ mit diesem Gegenstande beschäftigt — freilich in einem Sinne, dem wir unsre volle Zustimmung nicht geben können, indem er übersah, daß die dem Souverän zustehende Ingerenz nur den letzten Rest der Betheiligung des Volkes an der Wahl darstellt: seither hat innerhalb der Kirche kaum Jemand sich veranlaßt gesehen, diesem höchst wichtigen Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Einzige, den die Sache interessirt hat, war kein Katholik, sondern der ausgezeichnete anglikanische Theologe H. P. Liddon, dem dafür hier ein nachträglicher Dank gesagt sei.[1])

III.

In dieser Schell'schen Schrift wird Manchem manches mißfallen, nicht zum wenigsten, daß der Verfasser am Schlusse den heute sehr seltenen Muth hat, jenen „ernstgesinnten Geistern, welche aus tiefer Hingebung für Glauben und Kirche die Heilung der Uebelstände mit den Mitteln der Aufklärung versuchten“, ein Wort der Anerkennung zu spenden. In diesem Zusammenhange nennt er den „unermüdlichen, tiefreligiösen, aber viel verdächtigten Wessenberg“, den Fürstbischof von Würzburg, Franz Ludwig v. Erthal, den Bischof Sailer! Er weiß, daß der Name Wessenberg viele Kirchlichgesinnte bedenklich machen wird — „allein,“ sagt er (S. 159), „man darf der ungerechten Verdächtigung niemals den Namen eines edlen und wahrhaft kirchlich gesinnten Mannes widerstandslos preisgeben.“

Dieser Ausspruch ist hochherzig und macht der Gesinnung seines Urhebers alle Ehre; aber es wäre angezeigt gewesen, doch hervorzuheben, wie sehr Wessenberg, und selbst in seiner früheren Zeit Bischof Sailer den philosophischen Tendenzen ihres Zeitalters nachgegeben, und wie weit sie sich, bei der allerbesten Absicht, doch in einzelnen und nicht unwichtigen Punkten von dem entfernt haben, was das kirchliche Bewußtsein forderte.

Werden Darlegungen, wie diejenigen des Professors Schell, einen praktischen Erfolg haben? Werden sie Einfluß gewinnen auf die Geister und wird dieser Einfluß stark genug sein, um an dem Stand der öffentlichen Angelegenheiten irgend etwas zu ändern?

Wir wissen es nicht. Für die Gegenwart sind wir sehr versucht, mit Nein zu antworten. Der Spectator schreibt selbst mit der vollen Ueberzeugung, daß das, was er sagt, für die gegenwärtige Generation so gut wie in den Wind geredet ist. Er rechnet mit der Zukunft und nicht mit der Gegenwart, die viel zu erschöpft und geistig und moralisch zu tief gebrochen ist, um in ihrer Masse großer religiöser Bewegungen fähig zu sein. Wir können heute nichts thun als ein Zeugniß ablegen und einen Samen ausstreuen, den ein kommendes Geschlecht wird aufsteigen sehen. Mag das dem jugendlich begeisterten Kämpfer ein Trost sein — die harte Seele des Spectators braucht dessen nicht mehr in seinen alten Tagen.

Die Kälte, mit der wir allen Illusionen des Tages gegenüberstehen, hindert uns indessen nicht, dankbar anzuerkennen, was immer sich als Fortschritt zum Bessern in unsrer kirchenpolitischen Lage darstellt. Solch ein Fortschritt ist aus der neuesten Geschichte unsres Reichstagscentrums zu melden.

Wir haben es stets als den größten und unheilvollsten Fehler des Centrums betont, daß dasselbe von der Stimmung des Kulturkampfs hingerissen, sich an den positiven Aufgaben des Reiches lange Zeit nicht betheiligt und seine Kraft der nationalen Arbeit entzogen hat. Nur zu lange haben die Herren des Centrums im Verein mit Welfen, Dänen, Polen und Elsässern sich mit Rekriminationen genährt und in den Träumen einer nie wiederkehrenden Vergangenheit und in unrealisirbaren Hoffnungen gelebt. Das letzte Symptom dieser Gemüthsverfassung war die Ablehnung der dem Fürsten Bismarck zugedachten Ehrung im Frühjahr 1896. Inzwischen scheint sich in gewissen Kreisen des Centrums die Ueberzeugung eingestellt zu haben, daß es so nicht weitergehe und die Partei sich selbst ihr Grab grabe, wenn sie den rein negativen Standpunkt bewahre. Seither hat das Centrum sich an mehreren großen und hochbedeutsamen Aktionen des nationalen Lebens in positiver und höchst anerkennenswerther Weise betheiligt. Nur durch sein Eintreten ist schließlich das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich zustande gekommen und jüngst auch die Flottenvorlage durchgebracht worden. Es wird freilich gesagt, daß das Centrum im eigenen Interesse weder in dem einen, noch in dem anderen Fall es wagen durfte, der herrschenden Stimmung der Nation entgegen es auf eine Auflösung des Reichstags und auf eine Neuwahl ankommen zu lassen. Indessen, de internis non judicat praetor. Wir nehmen die Sache, wie sie ist, und für den Effekt kommt es nicht auf die Motive an. Wir haben hier den HH. Lieber und v. Hertling oft genug unangenehme Dinge gesagt, um uns veranlaßt zu fühlen, ihnen diesmal aufrichtig zu danken und ihre Haltung als politisch und verständig anzuerkennen. Man fühlt sich dazu umsomehr verpflichtet, als die Schwierigkeiten nicht gering waren, mit welchen diese beiden Führer des Centrums zu kämpfen hatten, ehe eine ausreichende Stimmenanzahl für die Vorlagen gewonnen war. Beide Herren haben gewissermaßen ihre ganze Stellung in der Partei riskirt. Die Ansicht, daß sie nur aus Rücksichten auf die Erhaltung und Zukunft der eigenen Fraktion gehandelt, wird Vielen nicht zu nehmen sein. Der Spectator glaubt indessen, auf Grund seiner Beobachtungen konstatiren zu können, daß sich seit einiger Zeit bei gewissen Elementen des Centrums ein wirklicher, sehr erfreulicher Wandel eingestellt hat. Die Partei umschließt Elemente, deren historische Bildung einer extremen Richtung abhold ist und welche erkannt haben, daß, wohl oder übel, mit den vollendeten Thatsachen gerechnet werden muß und die Aera fruchtloser Rekriminationen und eines rein negativen Verhaltens dem Reich und der Reichsregierung gegenüber vorüber ist. Ihr Einfluß dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, die Haltung der genannten beiden Centrumsführer und damit vieler anderer Mitglieder zu bestimmen. Wir reichen diesen Elementen dankbar die Hand und hoffen, daß sich der Abstand immer weiter verringert, der uns früher getrennt hat. Im Reiche derer, die guten Willens sind, wächst immer Holz, aus dem sich Brücken schlagen lassen.

---

1) Es ist bezeichnend, daß Rosmini's „Cinque Piaghe della Chiesa“ innerhalb der Kirche, deren höchsten Interessen die Schrift dienen wollte, fast keine Verbreitung und in den letzten 30 oder 40 Jahren keine Beachtung gefunden haben, während der Anglicaner Liddon (Of the five wounds of the Holy Church, London 1883) sie übersetzt und kommentirt hat.

Bei all dem wird das Centrum noch einen weiten Weg haben, ehe es alle und auch die maßgebenden Kreise von der Aufrichtigkeit seiner nationalen Gesinnung vollkommen überzeugt haben wird. Gerade die Abstimmung der bayerischen Centrumsabgeordneten bei der Flottenvorlage, welche Hrn. v. Hertling gänzlich im Stich ließen, mußte in dieser Richtung einen peinlichen Eindruck zurücklassen.

Ueber solche Eindrücke müßte das Centrum sich und dem Reiche zuliebe die öffentliche Meinung hinüberzubringen wissen. Wünschten wir dem Centrum Böses, so könnten wir uns nur freuen, wenn es in seiner alten ablehnenden Politik verharrte. Da wir ihm wirklich von Herzen gut gesinnt sind, was unsre Leser gewiß nicht bezweifeln wollen, nehmen wir uns die Freiheit, ihm die Hauptgravamina anzudeuten, welche sich noch immer gegen seine Führung erheben lassen und deren Abstellung die vox populi verlangt, ehe sie in allen deutschen Gauen der „katholischen Volkspartei" ihr Vertrauen zuwenden wird.

Das Erste, was die erhaltenden Faktoren des Reiches und mit ihnen die deutschen Regierungen verlangen können und müssen, ist das: daß das Centrum künftighin weder bei Wahlen, noch bei irgend einer anderen Veranlassung einen offenen oder geheimen Pakt mit den reichsfeindlichen Elementen schließe. Dies Liebäugeln mit den polnischen, dänischen, welfischen, elsaß-lothringischen Protestlern und Irredentisten, das Zusammengehen mit der die Monarchie negirenden Demokratie und vollends der Sozialdemokratie muß unbedingt und auf allen Punkten aufhören, ehe man an eine nationale Bekehrung der Herren glauben kann. Skandale, wie die durch die Taktik der Ultramontanen allein ermöglichte Wahl sozialdemokratischer Abgeordneten in der Residenzstadt Karlsruhe, darf das Centrum künftighin nicht mehr auf seinem Konto zu verzeichnen haben.

Damit hängt zweitens die weitere Forderung zusammen, daß die katholische Volkspartei diejenigen Führer aus ihrem Dienste entläßt, welchen die bisherige falsche und verderbliche Leitung der Partei wesentlich zur Last fällt. Das Centrum könnte nur gewinnen, wenn es sich endlich von dem Terrorismus jener Männer losmachte, denen die anständige Gesellschaft längst den Rücken gekehrt hat und ihn nie mehr zukehren wird.

Und drittens hätte das Centrum sich in eine weitere Scheidung zu finden. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Den größten und schlimmsten Krebsschaden an dem Leibe der Partei bildet ein Theil der Centrumspresse, der, von einigen achtbaren Organen abgesehen, zum großen Theil geistig sehr minderwerthig ist, der weiter alle und auch die schlechtesten journalistischen Usancen sich zu eigen gemacht hat, mit Unwahrheit und Verleumdung zu operiren gewohnt, in seiner Gesinnung und Sprache tief unter das Niveau der einfachsten Gesetze des Anstandes und der gesellschaftlichen Bildung herabgesunken ist. Es erscheint den Herren des Centrums schwer oder unthunlich, auf diese Bundesgenossenschaft zu verzichten. Sie fürchten, mit ihr den Einfluß draußen auf dem Lande zu verlieren und damit ihren Bestand in den Kammern zu gefährden. Aber der Verlust eines Dutzend Stimmen wäre reichlich durch das Ansehen aufgewogen, welches die Fraktion von dem Augenblicke an gewinnen müßte, wo sie offen und ehrlich, förmlich und feierlich ihr Schicksal und ihr Werk von dem dunklen und schmutzigen Treiben dieser Revolverpresse trennen würde. Daß in den Centrumskreisen selbst sich die Einsicht einzustellen beginnt, wie nothwendig ein Verzicht auf die bisherige Identifizirung der Fraktion mit der Centrumspresse sei, das geht unzweideutig aus der Rede des Grafen W. v. Hoensbroech auf der Versammlung der rheinischen Landwirthe zu Köln hervor. Hier ist zum erstenmal von solcher Seite die Bitte ergangen, „Centrum und Centrumspresse nicht zu identifiziren" und der Verdacht ausgesprochen worden, daß die Centrumspresse jeder Vereinigung der produzirenden Stände entgegenarbeite; „diesen Treibereien müsse ein Ende gemacht werden". Es gibt andere Treibereien, die viel schlimmer sind, und denen das Centrum längst ein Ende hätte machen können und sollen.

Und endlich müßte die Partei den Muth fassen, künftighin nicht alles das, was innerhalb des kirchlichen Organismus Unrechtes, Ungeschicktes, für die Zukunft des Katholizismus Bedenkliches oder Verhängnißvolles geschieht, aus unbesehenem Eifer oder sklavischer Servilität mit ihrem Ansehen und ihrem Einfluß zu decken. Eine große politische Partei soll aus Männern und nicht aus furchtsamen kleinen Kindern bestehen, und die christliche Laienwelt ist weit entfernt, ihr Recht und ihre Pflicht zu erkennen, wenn sie sich auf die Rolle der misera contribuens plebs beschränkt.

Erfüllte das Centrum die vorgezeichneten Forderungen, so wäre das der beste Erweis seiner raison d'être. Unter den angegebenen Bedingungen könnte das Centrum eine höchst nützliche Rolle im Haushalt der deutschen Nation spielen und das Recht seines Fortbestandes auf das gewichtigste dokumentiren.

Die bevorstehenden Wahlen zum Reichstag werden der Partei die günstigste Gelegenheit bieten, ihren guten Willen mit Thaten zu belegen. Wir werden sehen, ob das Gros derselben sich ein gesundes Rückenmark bewahrt hat oder ob die unzweifelhaft im Centrum sehr reichlich vertretenen guten, gesunden und tüchtigen Elemente durch die von außen hereingetragene und genährte antinationale Verseuchung überfluthet wird.

Freilich, so ganz leicht wird es den Katholiken Deutschlands auch nicht gemacht, ihre Politik aus dem Banne konfessioneller Gesichtspunkte in die Höhe des nationalen Empfindens zu versetzen. Wenn der „Evangelische Bund" und Hr. Prof. Beyschlag fortfahren, „eine protestantische Politik als höchste Aufgabe deutscher Staatsleitung" aufzustellen, so ist eine solche Thorheit ganz geeignet, dem politischen Katholizismus recht zu geben und ihm die Waffen in die Hand zu drücken. Die Proklamation und Durchführung einer „protestantischen Politik" wäre sicher der kürzeste und geeignetste Weg, um uns zum Jahre 1618 zurückzuführen: eine Absicht, die gewiß dem Herzen des Hallenser Theologen fern liegt. Sollte es Rathsherren geben, hüben oder drüben, denen so etwas wirklich ernst wäre, so thäte das deutsche Volk wohl am besten, sie, ehe es zu spät ist — zum Fenster hinauszuwerfen —, natürlich in effigie, denn wir huldigen dem Grundsatz: leben und leben lassen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. Die schon seit längerer Zeit angekündigte und allerseits mit Spannung erwartete Denkschrift der aus dem Verband der Universität Freiburg i. d. Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren ist vor kurzem im Akademischen Verlag München erschienen. Wir sind in diesen Blättern den Vorgängen, die jene Professoren zu ihrem Aufsehen erregenden Schritte veranlaßten, ziemlich eingehend gefolgt; so bringt denn auch die Denkschrift im wesentlichen nichts neues für unsere Leser. Dagegen ist sie reich an bisher nicht bekannten Einzelheiten, die das Verhalten der die Universität gründenden und leitenden Herren Nationalräthe und Erziehungsdirektoren so treffend, man möchte fast sagen, so ergötzlich illustriren, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, an der Hand dieser Schrift nochmals auf jene Vorgänge zurückzukommen. Ganz unerhört ist sogleich der im Anfang der Schrift erwähnte Umstand, daß man zur Anwerbung der Professoren und Dozenten einen Herrn, den als Ver-

tragsabschließer berühmt gewordenen Nationalrath Decurtins, ins Ausland schickte, dem man wohl die Vollmacht gab, Verträge auf breitester Grundlage einzugehen, nicht aber auch die Gewißheit, daß diese Verträge eingehalten werden würden. So traf Hr. Decurtins mit mehreren zu berufenden Dozenten Abmachungen über eine spätere lebenslängliche Anstellung, während doch die Verfassung jenes Kantönli die Anstellung von Beamten auf Lebenszeit überhaupt ausschließt. Wenigstens berief man sich später auf diesen Verfassungsparagraphen, als es sich darum handelte, das Nichteinhalten der aon Hrn. Decurtins entworfenen und aon Hrn. Python, dem allmächtigen Staats- und Erziehungsrath, ratifizirten Anstellungsverträge zu motiviren. Ganz unglaublich ist ferner das geschäftliche Verhalten des zuletzt genannten Herrn gegenüber den schon angestellten Universitätslehrern. Die Anfragen und Eingaben derselben werden häufig gar nicht, oft nach Monaten, oft auch in einer jede Form verletzenden Weise beantwortet und erledigt. Die innere Organisation der Universität wird zunächst höchst willkürlich und dilatorisch behandelt, dann, obwohl ein „Grundgesetz" von den Professoren entworfen, berathen und der Regierung eingereicht worden war, von einem jeder akademischen und Lehrfreiheit hohnsprechenden Standpunkt aus im engherzigsten kantönlichen Sinne durch Eingriffe von oben her beeinflußt. Zweien der Professoren wird in der unmotivirtesten Weise der Gehalt gesperrt und die Auskunft über die eigentlichen Gründe für diese Maßregel längere Zeit hindurch oorenthalten. Versammlungsbeschlüsse werden entweder als ungültig hingestellt oder gänzlich ignorirt; schriftliche Eingaben der sich in ihren Rechten verletzt fühlenden Dozenten entweder gar nicht berücksichtigt oder durch Umgehung der entscheidenden Punkte illusorisch gemacht. Kurz und gut, fast auf jeder Seite dieser Flugschrift kommt das herrische und jede höheren Rücksichten wie alle Rechtsgrundsätze verletzende Verhalten einer oligarchischen Kantonregierung gegenüber ihren „Angestellten" zum deutlichsten Ausdruck; und da diese Flugschrift durchaus auf Grund von aktenmäßigem Material zusammengestellt ist, da sie lediglich die Thatsachen sprechen läßt und sich der Raisonnements soviel wie möglich enthält, entwickelt sie sich zugleich zu einer Anklageschrift der schärfsten und unwiderlegbarsten Art. Ueber die den angedeuteten Einzelheiten zugrunde liegenden Konflikte, über das Vordringen des Einflusses des Dominikanerordens und der deutschfeindlichen Elemente an jener Hochschule ist in der „Beilage" schon eingehend berichtet worden. Wir wollen deßhalb hier nicht nochmals darauf zurückkommen, obwohl auch hiefür die Flugschrift manchen neuen Beitrag bietet. Auch über die finanzielle „Gründung" der Hochschule gewährt die Schrift vollen Aufschluß. Bekanntlich brachten ja die finanziellen Schwierigkeiten, die durch das klägliche Resultat der berüchtigten Lotterie noch gesteigert wurden, von Anfang an einen verhängnißvollen Mißklang in die neue Hochschulgründung. Aber dieser Mißklang wäre wohl zu beseitigen gewesen, wenn nicht die im Hochgefühl ihrer eigenen Würde zuweilen komisch wirkenden Tyrannen jener kleinen Republik sich gänzlich in den Dienst eines zielbewußt arbeitenden und vordringenden kirchlichen Ordens gestellt, wenn sie nicht in ihrem Haß gegen »les Allemands«, durch deren Mitwirkung ihre Gründung doch allein bestehen konnte, jedes Billigkeitsgefühl und jedes praktische Erwägen vergessen hätten. Wie durch ihre Schuld die Verhältnisse sich entwickelten, darüber gibt uns die Flugschrift klaren Aufschluß. Das entschlossene, mannhafte Verhalten der acht Verfasser derselben gegenüber diesen Verhältnissen und den sie herbeiführenden Persönlichkeiten, ihr Abzug aus jenem unfreien Freistaat, verdient deßhold das höchste Lob, die vollste Anerkennung. Und wir glauben kaum, daß die Staatsräthe aon Freiburg sich nur einigermaßen genügend wegen ihres Verhaltens werden rechtfertigen können, wie es die acht Professoren in dieser ihrer Flugschrift so glänzend thun. Vor allem aber wird es den geistigen Leitern der Freiburger Universität schwer gelingen, den Eindruck der in der Schrift mitgetheilten organisatorischen Ungeheuerlichkeit zu entkräften, daß der Kanton Freiburg mit dem Dominikanerorden einen besonderen Vertrag abgeschlossen hat, der dem Professorenkollegium nie mitgetheilt, im Gegentheil vor ihm ängstlich geheim gehalten wurde. Wo bleibt gegenüber einer solchen Thatsache, und ferner gegenüber dem schmählichen Ueberwachungssystem, das die Dominikaner, wohl infolge dieses Vertrags, über die Vorlesungen mancher ihnen gegnerischer Professoren ausübten, der Plan einer „freien katholischen Universität", der ja der ganzen Hochschulgründung zugrunde liegen sollte? In den einsichtigeren katholischen Kreisen Deutschlands beginnt man das Verkehrte, das durchaus Schädliche dieses Vorgehens denn auch einzusehen, und eines der bedeutendsten katholischen Blätter schließt einen im übrigen sehr gewunden und reservirt gehaltenen Hinweis auf die in der Flugschrift vorgebrachten Thatsachen ganz richtig mit der Bemerkung: Die katholische Universität aber wird in nächster Zeit den Beweis zu erbringen haben, ob sie die Krisis zu verwinden imstande ist, welche durch den Fortgang theilweise hervorragender Dozenten akut geworden ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Schweiz im 19. Jahrhundert, hggb. von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Prof. Paul Seippel in Zürich. 1. Lfg. Bern, Schmid u. Francke; Lausanne, F. Payot 1899. — Julius v. Werther: Ein Hohenzoller in Italien. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1898. — Dritter Jahresbericht der Ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin für das Jahr 1897. Berlin, Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur 1898. — Adalf Rosée: Der sterbende Ahasoer. Ein Stück Gegenwart in vier Akten und einer Vorrede. Berlin, E. Ebering 1898. — Hoerenz: Vernünftiges und Unvernünftiges an der Sozialdemokratie. Berlin, Otto Rahmmocher. — Derselbe: Das Wesen der Rechtsprechung und der Prozeß Witte-Stöcker. Ebd. — Joseph Schumann: *Un centenario giornalistico* (L'Allgemeine Zeitung). (Estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 1° maggio 1898.) Roma, Forzani e Co. — Felix Rachfahl: Margaretha von Parma. (Historische Bibliothek 5. Bd.) München, Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Fr. Frhr. v. Godin und Otto Kurz: Ein Vorschlag zur Verbesserung parlamentarischer Vertretungen. Ebd. — Max Mnuren-brecher: Thomas von Aquino's Stellung zum Wirthschaftsleben seiner Zeit. 1. Heft. Leipzig, J. J. Weber 1898. — Paul Gedan: Johann Christian Hüttner. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. (Leipziger Inauguraldissertation.) Veröffentlicht vom Verein für Erdkunde zu Leipzig 1898. — Th. Prengel: Wahlkatechismus für die Wahlen zum Deutschen Reichstag. Berlin, J. Guttentag 1893. — Denkschrift der aus dem Verbande der Universität Freiburg i. d. Schw. ausscheidenden reichsdeutschen Professoren. München, Akademischer Verlag 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

An heiligen Wassern.

Roman von

J. C. Heer.

Preis geheftet 3 Mark 50 Pf. — Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die hinreißend schön und spannend geschriebene Erzählung führt uns in ein kleines Walliser Dörfchen am Fuße der Gletscher. Das Leben in demselben dreht sich um die „heiligen Wasser", die unter unendlichen Gefahren gefaßt und geleitet werden müssen, um das Dasein in jenen Höhen möglich zu machen.

Die Schrecken der furchtbarsten Wildnis, die Schauer ewiger Einsamkeit grenzen ganz nahe an das warme menschliche Leben, das auch dort oben mit aller Leidenschaftlichkeit pulsiert. Ungebrochene Naturen und Charaktere stoßen mit ihrer Urkraft aufeinander und es entsteht ein reich bewegtes Lebensbild, das unser Gemüt in Lust und Leid aufs tiefste erregt. (8538)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 2. Juni. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wissarion Bjelinskij. Von W. Henckel. — Die Ergebnisse des Madrider Hygiene-Kongresses. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wissarion Bjelinskij.

Zu seinem 50jährigen Todestag.

Auf die Entwicklung und Richtung der neueren russischen Literatur, deren Anfänge in die 30er Jahre unsres Jahrhunderts fallen und die hauptsächlich auf Puschkin und Gogol zurückzuführen sind, übte der am 9. Juni 1848 verstorbene Wissarion Grigorjewitsch Bjelinskij den mächtigsten und nachhaltigsten Einfluß aus. Wenn wir uns hier veranlaßt sehen, des Tages zu gedenken, an dem dieser Mann vor 50 Jahren seine irdische Laufbahn beschloß, so geschieht es nicht nur, um einen hervorragenden und hochbegabten russischen Publizisten und Kritiker zu ehren und das deutsche Publikum mehr als bisher mit ihm bekannt zu machen, sondern hauptsächlich auch deßhalb, weil dieser Mann, der häufig ein russischer Lessing genannt wurde, von der deutschen Philosophie Schellings und namentlich Hegels genährt und befruchtet war und weil er und seine publizistische Thätigkeit uns den Beweis liefern, daß Rußlands moderne Literatur und heutige Bildung dem deutschen Geiste unendlich viel zu verdanken haben.

In erster Linie müssen wir auf den fruchtbaren Nährboden eines jeden Fortschritts hinweisen, durch den sich die deutsche Philosophie im allgemeinen und das System Hegels im besonderen von den am Anfange unsres Jahrhunderts bei den Franzosen und Engländern vorherrschenden Anschauungen glänzend unterschied. „Die Wahrheit ist das höchste Ziel des Denkens; suchet die Wahrheit, denn in ihr ist das Heil; auch die unerfreuliche Wahrheit ist besser als das Unwahre. Es ist die vornehmste Pflicht eines jeden Denkers, vor keinem Resultat der Forschung zurückzuweichen; er muß seine liebsten Ueberzeugungen der erkannten Wahrheit opfern können. Der Irrthum ist die Quelle des Unheils, die Wahrheit das höchste Gut und die Quelle jeglichen Heils." Um die außerordentliche Wichtigkeit dieser Forderung der absoluten Wahrheit zu würdigen, die seit Kant der ganzen deutschen Philosophie zur Richtschnur diente, besonders energisch aber von Hegel betont wurde, muß daran erinnert werden, daß die Anhänger anderer philosophischer Schulen jener Zeit von der Wahrheit nur das anzunehmen pflegten, was ihnen paßte, daß sie häufig nur Stützen für ihre beschränkten und engherzigen Vorurtheile suchten und jede ihnen unbequeme Wahrheit unter dem unverhohlenen Vorwand verwarfen, ein erwünschter Irrthum sei besser, als eine unerwünschte Wahrheit. Diese Art der Forschung, welche die Bestätigung willkommener Irrthümer und Vorurtheile erstrebt, nannten die deutschen Philosophen (namentlich Hegel) „subjektives Denken", Philosophiren um des eigenen Behagens, nicht um des Bedürfnisses nach absoluter Wahrheit willen.

Von diesem, der deutschen Philosophie entnommenen Streben nach Wahrheit waren die Führer der russischen Intelligenz, die Reformatoren der russischen Literatur und namentlich auch Bjelinskij beseelt. An der Moskauer Universität lehrten in den 30er Jahren einige junge Professoren, die als Vorläufer der späteren glänzenden Periode dieser Hochschule bezeichnet werden können, und die ihre Schüler in den Ideenkreis der deutschen Philosophie, namentlich Schellings und Okens, einführten. Zu diesen Lehrern gehörte auch N. J. Nadeshin, unter dessen Auspizien Bjelinskij dann später seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn begann, obwohl er schon früher, als Student, eine Tragödie im Geiste der „Räuber" Schillers geschrieben hatte, in der er die Leibeigenschaft leidenschaftlich bekämpfte. Daß diese Tragödie von der Zensur unterdrückt wurde, ist selbstverständlich; leider hatte sie auch die von ihrem Verfasser nicht erwartete Wirkung, daß er 1832 „wegen Unfähigkeit" von der Universität relegirt wurde und damit auch das Staatsstipendium, die einzige Quelle seines Lebensunterhalts, einbüßte.

Bjelinskij war am 11. Juni 1810 in Sweaborg (Finnland) geboren; im Jahre 1816 zog sein Vater nach Tschembar im Gouvernement Pensa, und Wissarion besuchte dort die Kreisschule; 1825 trat er ins Gouvernementsgymnasium ein und bezog im Jahre 1829 die Moskauer Universität. Hier bildeten sich schon damals enggeschlossene Kreise begabter Jünglinge, aus denen später einflußreiche Männer hervorgingen, denen sowohl die russische Literatur wie auch das öffentliche Leben ihres Vaterlandes viel verdanken. In diesen Kreisen fand Bjelinskij einige von edlen Gesinnungen und wissenschaftlichem Streben beseelte Freunde — Herzen, Ogarjow, Stankjewitsch, Ketscher, Korsch, Botkin und Andere — mit denen er harmonirte. Unter den hier empfangenen Anregungen und Eindrücken und wahrscheinlich auch von der damals in der Literatur noch vorherrschenden Romantik beeinflußt, entstand die obenerwähnte Tragödie, deren Schicksal auf die spätere Existenz ihres Verfassers einen unverkennbaren Einfluß ausübte. Die Unterbrechung seiner Studien nöthigte ihn, sein Leben durch Ertheilung von Unterricht und durch literarische Arbeiten und Uebersetzungen zu fristen. Der Professor Nadjeshin hatte im Jahre 1831 eine Zeitschrift „Das Teleskop" gegründet, für die Bjelinskij zuerst als Uebersetzer und Verfasser kleiner Artikel arbeitete und in der er dann im September 1834 seine erste größere kritische Arbeit veröffentlichte, die als der eigentliche Beginn seiner literarischen Thätigkeit bezeichnet werden kann.

Dieser Artikel, der unter dem Titel „Literarische Phantasien, eine Elegie in Prosa" in der „Molwa", einer Beilage des „Teleskop", erschien, ist ein leidenschaftlich und glänzend geschriebener Ueberblick der historischen Entwicklung des russischen Schrifttums. Nachdem Bjelinskij den Begriff der Literatur in ihrer idealen Auffassung festgestellt und ihren Gang in Rußland von Kantemir bis zur Gegenwart geschildert, kommt er zu dem Resultat, daß Rußland eigentlich

Digitized by Google

keine Literatur, sondern nur eine kleine Anzahl von Schriftstellern habe. Dieses negative Ergebniß ist seine feste Ueberzeugung, in ihm findet er aber auch das Pfand einer zukunftsreichen Entwicklung des russischen Schriftthums. Von diesem Geständniß und von der Definition des Wesens der Literatur mußten ihre Entwicklung und Erfolge ausgehen. „Wir haben keine Literatur; ich wiederhole es mit Freude und Befriedigung, denn in dieser Thatsache sehe ich das Unterpfand unsrer künftigen Erfolge. . . . Wenn man den Entwicklungsgang unsrer Gesellschaft aufmerksam beobachtet, wird man zugeben müssen, daß ich recht habe. Sehet nur, wie unsre junge Generation, die, von der vermeintlichen Genialität und Unsterblichkeit unsrer literarischen Produktion enttäuscht, anstatt unreife dichterische Erzeugnisse zu veröffentlichen, sich eifrig dem Studium der Wissenschaften widmet und das Lebenswasser der Aufklärung an dessen Quelle schöpft. Das Zeitalter der Kindheit schwindet zusehends und Gott gebe, daß es recht bald vorübergehen möchte. Aber noch wünschenswerther ist es, daß sich Alle von dem Irrthum, unsre Literatur sei eine reiche, überzeugen möchten. Eine ehrenhafte Armuth ist einem erträumten Reichthum vorzuziehen. Es kommt die Zeit, wo sich die Aufklärung in unserm Lande in mächtigen Strömen ergießen wird, die geistige Physiognomie wird deutlich hervortreten und dann werden unsre Künstler und Schriftsteller ihren Erzeugnissen den Stempel des russischen Geistes aufdrücken. Jetzt aber müssen wir lernen, lernen, lernen!"

In diesem ersten Artikel, der einen starken Eindruck hervorbrachte, war Bjelinskij zwar einerseits ein direkter Nachfolger Nadeshins, andrerseits aber auch der Verkünder jener Ansichten über die Literatur und ihre Aufgaben, die in dem Kreise Stankjewitschs, der einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Ueberzeugungen unsres Kritikers ausübte, verbreitet waren. Nadeshin, der gegen die damals herrschende Romantik mit ihren wilden Leidenschaften und hochtrabenden Phantasiegebilden auftrat, forderte von der Literatur, daß sie sich einfacherer Mittel bedienen und unmittelbarer mit dem wirklichen Leben beschäftigen solle; Stankjewitschs Kreis, der sich durch die philosophische Richtung stark beeinflussen ließ, stellte die Forderung, daß man vor allen Dingen den „absoluten Menschen" in sich erziehen müsse, d. h. er verlangte die individuelle Selbstentwicklung, ohne Rücksicht auf die uns umgebende Wirklichkeit und auf das gesellschaftliche Milieu. Diese beiden Forderungen waren es daher, die Bjelinskij als Basis seiner kritischen Betrachtungen aufstellte. Ihr feuriger Ton, das leidenschaftliche Verhältniß des Kritikers zu seinem Objekt waren und blieben auch stets die eigenartigen Merkmale alles dessen, was er schrieb, denn sie harmonirten mit seinem individuellen Charakter, dessen Hauptzug, wie Turgenjew sagt, hauptsächlich im unwiderstehlichen Streben nach Wahrheit wurzelte. Dieses Streben zeichnete den mit einer höchst erregbaren und empfänglichen Natur begabten Kritiker sein ganzes Leben hindurch aus, er widmete sich mit ganzer Seele dem, was er jeweils als Wahrheit erkannt hatte, vertheidigte seine Ansichten hartnäckig und muthig, suchte aber beständig nach neuen Pfaden zur Lösung seiner Zweifel. Diese neuen Pfade wiesen ihm das russische Leben und namentlich die russische Literatur seit der zweiten Hälfte der 30er Jahre (mit Gogols Erscheinen), die nun das wirkliche Leben zu schildern begann.

Es war damals in Rußland eine Zeit, in der alle Lebensinteressen, alle höheren Bestrebungen sich nur in der Kunst und in der Literatur konzentriren und äußern konnten. Auf dem geistigen Gebiet war die Literatur Eins und Alles. Die literarischen Sympathien und Antipathien waren gleichermaßen auch die gesellschaftlichen und sittlichen Sympathien und Antipathien. Unter den wahrhaft Gebildeten gab es keine Meinungsverschiedenheiten; die neu ins Leben getretene Anschauungsweise war gleichsam zu einer neuen Glaubenslehre geworden, die den entschiedensten Kampf gegen die alte Weltanschauung aufnahm. Bjelinskij's „Literarische Phantasien" stellten nun die ganze russische Literatur seit den Reformen Peters des Großen vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit; ihr Verfasser war der Erste, der die Frage stellte, welche soziale, sittliche und künstlerische Grundsätze die Literatur bisher vertreten habe. Manche seiner naiven Zeitgenossen waren so bescheiden, daß sie wähnten, die russische Literatur habe mindestens ein paar Dutzend geniale Dichter aufzuweisen; eine abfällige Kritik Karamsins galt als gotteslästerlich; Puschkins Genialität mußte erst erkämpft werden, und die Poesie in Gogols ersten Dichtungen wurde nur von Wenigen, zuerst von Puschkin und dann vom Verfasser der „Literarischen Phantasien" empfunden.

Die zweite literarische Rundschau Bjelinskij's, die anderthalb Jahre später im „Teleskop" erschien, ist von dem nämlichen negativen Geist erfüllt; ihr wesentlicher Inhalt ist schon durch den Titel gekennzeichnet: „Etwas über nichts, oder Rechenschaftsbericht des Herausgebers für das letztvergangene Semester der russischen Literatur." Das Erscheinen von Gogols Novellen und Kolzows Gedichten flößten dem Kritiker die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ein. In diesen Geistesprodukten erkannte er den Anfang einer neuen Epoche der russischen Literatur. Noch stärker trat diese Annahme in einer großen Studie „Von der russischen Novelle und den Novellen Gogols" und in einem Artikel über die Gedichte Baratynskij's, Benediktows und Kolzows hervor.

Im Jahre 1835, als Nadeshin eine Reise ins Ausland machte, übernahm Bjelinskij die Redaktion der Zeitschrift. Er suchte nun den „Teleskop" möglichst zu heben und zog aus den ihm nahestehenden Kreisen junge literarische Kräfte heran. Auch nach Nadeshins Rückkehr blieb Bjelinskij dessen eifriger Mitarbeiter bis zum Verbot der Zeitschrift. Dieses Verbot beraubte ihn nun abermals aller Subsistenzmittel, und da seine Bemühungen, andere literarische Arbeiten zu finden, fehlschlugen (eine andere Beschäftigung war für ihn undenkbar), gab er 1837 eine russische Grammatik heraus, die jedoch durchaus keinen Erfolg hatte. Schließlich erkrankte er, mußte die kaukasischen Mineralbäder aufsuchen und drei Monate dort zubringen. In dieser bedrängten Lage konnte er nur durch die Unterstützung seiner Freunde und durch Schuldenmachen sein Leben fristen, diese Schulden aber waren für ihn eine Quelle großer Aufregungen. Erst zu Beginn des Jahres 1838, als er anonymer Redakteur des „Moskauer Beobachters" wurde, besserte sich seine schlimme materielle Lage einigermaßen. Nun war er wieder derselbe unermüdliche Arbeiter wie früher; im „Moskauer Beobachter" veröffentlichte er eine lange Reihe ausführlicher kritischer Artikel (u. a. eine Studie über Hamlet) und auch ein fünfaktiges Drama „Der fünfzigjährige Onkel oder die sonderbare Krankheit", mußte sich aber überzeugen, daß sein eigentlicher Beruf nur die Kritik sein könne.

Während dieser Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit war Bjelinskij von dem Kreise, der sich um Stankjewitsch gruppirt und sich jetzt hauptsächlich auf das Studium der Hegel'schen Philosophie geworfen hatte, ganz besonders stark beeinflußt. Dieses philosophische System wurde auf das eingehendste analysirt und in endlosen Debatten kommentirt. Ein Hauptredner dieses Kreises war der nachmalige Gesinnungsgenosse von Arnold Ruge, der spätere Agitator und Anarchist Michael Bakunin, der sich durch Belesenheit und scharfsinnige Dialektik ganz besonders hervorthat. Durch ihn beeinflußt, eignete sich Bjelinskij eine von den Grundthesen der Hegel'schen Weltanschauungen an — „Alles was ist, ist

Digitized by Google

vernünftig." Er wurde ein leidenschaftlicher Vertheidiger dieses Lehrsatzes bis zu dessen äußersten, logischen Folgerungen und namentlich auch in Anwendung auf die thatsächlichen russischen Zustände. Bjelinskij und seine Freunde lebten damals sozusagen nur in der Philosophie und durch die Philosophie; alles wurde von ihnen vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet und entschieden. Man lernte damals zum erstenmal in Rußland die Hegel'sche Lehre kennen und war von ihrer Neuheit und Gedankentiefe so entzückt, daß alle übrigen Bestrebungen der Progressisten unter der jüngeren Generation, die sich verpflichtet glaubten, die Verkündiger dieser neuen, in Rußland noch unbekannten Wahrheit zu sein, in den Hintergrund gedrängt wurden. Diese neue Wahrheit schien ihnen im Eifer der Begeisterung als alles erklärend, alles versöhnend und den Menschen Kraft zu selbständiger, bewußtee Thätigkeit verleihend.

Das Organ dieser Philosophie war der „Moskauer Beobachter" unter Bjelinskij's Redaktion nnd seiner Freunde Mitarbeiterschaft. Das charakteristische Merkmal dieser Zeitschrift war die Propaganda der unbedingten Annahme des obenerwähnten Hegel'schen Lehrsatzes, den man als eine gesetzliche und vernünftige Thatsache betrachten müsse; ferner die Theorie der reinen Kunst, deren Ziel nicht die Schilderung des Lebens, sondern nur die künstlerische Verkörperung „ewiger" Ideen sein müsse; die den Deutschen, besonders Goethe, gewidmete Huldigung, weil ee das Wesen der Kunst namentlich auf diese Weise erklärt habe, und Haß und Verachtung für die Franzosen, weil sie, anstatt in der Poesie die ewige Schönheit zu verherrlichen, zeitliche und vergängliche Tagesfragen hineintrugen. Diese und dementsprechende Ideen wurden von Bjelinskij im „Moskauer Beobachter" mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit erörtert, die er stets in der Vertheidigung seiner Ueberzeugungen entwickelte. An die Stelle der früheren Lehre von der persönlichen Vervollkommnung, abgesehen von allen Fragen des äußeren Lebens, trat jetzt die Glorifizirung des gesellschaftlichen status quo. Bjelinskij behauptete, die Wirklichkeit sei wichtiger als alle Phantasien; diese Wirklichkeit betrachtete er aber mit dem Auge des Idealisten und es war ihm weniger darum zu thun, sie selbst gründlich zu studiren, als sein Ideal in sie hineinzutragen; er glaubte, dieses Ideal habe seinen Ausdruck in unsrer Wirklichkeit und daß zum mindesten die wichtigsten Elemente der Wirklichkeit den Idealen ähnlich seien, die in Hegels System für sie gefunden werden. Diese Ueberzeugung war offenbar nne eine zeitweilige nnd vorübergehende Begeisterung für das System und mußte bald erschüttert werden. Dazu trugen hauptsächlich zwei Umstände bei: erstens die eifrigen Debatten Bjelinskij's und seiner Freunde mit dem Kreise von Herzen und Ogarjow, die, um des Studiums der gesellschaftlichen und politischen Fragen willen, das theoretische Philosophiren längst aufgegeben nnd daher stets auf die schroffen und unversöhnlichen Widersprüche der Wirklichkeit mit den Idealen hingewiesen hatten, und zweitens die enge, unmittelbare Berührung mit dem damaligen öffentlichen Leben Rußlands, infolge der Uebersiedelung Bjelinskij's nach St. Petersburg.

Dieser Umzug fand gegen Ende des Jahres 1839 statt, als Bjelinskij sich von der materiellen Unmöglichkeit, den „Beabachter" fortzusetzen, überzeugt hatte. Dnrch Vermittlung von J. J. Panajew trat er mit A. A. Krajewskij in Verbindung und nahm dessen Antrag, den kritischen Theil der „Otetschestwennyja Sapiski" (Vaterländische Annalen) zu leiten, an. Schmerzlich bewegt verließ er Moskau und seine Freunde und es währte ziemlich lange, bis er sich in seiner neuen Lage zurechtfand. Seine ersten Artikel in den „Otetschestwennyja Sapiski" (über den Jahrestag der Schlacht von Borodina, über Menzel, über Gribojedows Komödie „Verstand bringt Leiden") tragen sogar in verstärktem Grade noch die Moskauer Signatur; er schien darin seine Deduktionen von der vernünftigen Wirklichkeit bis zur äußersten Konsequenz durchführen zu wollen. Als er aber die Wirklichkeit genauer kennen leente, erschrak er davor und die seinen Geist beschäftigenden alten Fragen fingen nun an, ihm in einem neuen Lichte zu erscheinen. Der ganze Fond von sittlichem Streben und von glühender Liebe zur Wahrheit, den er bisher dem Idealismus und der Kunst geweiht hatte, wurde nun von dem Gram über die traurige Wirklichkeit, von dem Kampf gegen das Böse, von der Vertheidigung der schonungslos mißhandelten Menschenwürde absorbirt. Bjelinskij's Kritik gewinnt nun soziale Bedeutung; sie wendet sich immer mehr den vitalen Interessen des russischen Lebens zu und wird infolgedessen immer positiver. Von nun an enthalten Bjelinskij's Kritiken immer weniger Betrachtungen über abstrakte Dinge, die Thatsachen des Lebens werden immer schärfer hervorgehoben und ebenso wird entschieden betont, daß als Hauptaufgabe der Literatur die Interessen des Lebens gelten müssen. Bjelinskij erkennt nun, daß er seine ganze literarische Thätigkeit dem Dienste und der Erziehung der Gesellschaft durch die Literatur zu widmen habe. „Wir leben in einer schrecklichen Zeit" — schrieb er schon 1839 —, „das Schicksal hüllt uns in ein Bußkleid, wir müssen leiden, damit unsern Enkeln das Leben leichter werde.... Wer kein Gewehr hat, der nehme den Spaten und schaufle den auf dem russischen Volke liegenden Koth hinweg. Ich will inmitten der literarischen Arbeit sterben nnd wünsche, daß man mir einen Band der „Otetschestwennyja Sapiski" im Sarge unter den Kopf lege. Ich bin ein Schriftsteller und sage das mit krankhafter, aber auch mit freudiger nnd bitterer Ueberzeugung. Mein Leben, mein Blut gehört der russischen Literatur.... Ich bin ihr ergeben, habe mich ihr gänzlich geweiht, sie ist das Hauptinteresse meines Lebens...."

Die „Otetschestwennyja Sapiski" absorbirten jetzt wirklich Bjelinskij's ganze Thätigkeit. Er arbeitete mit außerordentlicher Hingabe und es gelang ihm bald, durch den Einfluß, den er auf seine Leser ausübte, dieser Zeitschrift den ersten Rang in der damaligen russischen Jaurnalistik zu erobern. In der langen Reihe großer Artikel, die er jetzt schrieb, ist er nicht mehr der frühere abstrakte Aesthetiker, sondern ein Kritiker nnd Publizist, der alles Falsche in der Literatur schonungslos enthüllt, der die Gesellschaft geißelt: wegen ihres Mangels an geistigen Interessen, wegen ihrer konventionellen Urtheile, wegen ihres engen, philiströsen Egoismus, wegen ihrer Selbstsucht, wegen der patriarchalischen Sittenlosigkeit, wegen ihres Mangels an Humanität und wegen ihrer asiatischen Unmenschlichkeit gegen die unteren Klassen, wegen der Sklaverei dee Weiber und Kinder unter dem Drucke des Familiendespotismus u. s. w. Er verlangt, die Literatur solle eine möglichst vollständige Schilderung des wirklichen Lebens liefern. „Die Freiheit des Schaffens," sagt er in einem seiner Aufsätze, „ist leicht mit dem Dienst für unsre Gegenwart in Einklang zu bringen, es bedarf dazu keines Zwanges; wir brauchen durchaus nicht nur gewisse Themas zu behandeln, brauchen dee Phantasie keine Gewalt anzuthun, aber wir müssen Bürgertugend besitzen, müssen Söhne unsres Volkes und unsrer Zeit sein, ihre Interessen müssen die unsrigen werden, ihre Bestrebungen sich mit den unsrigen verschmelzen; dazu gehören Sympathie, Liebe, ein gesundes, praktisches Gefühl für Wahrheit, das zwischen Ueberzeugung und That keinen Unterschied kennt, zwischen dem schriftstellerischen Schaffen und dem Leben keinen Zwiespalt duldet.

Außer den alljährlichen literarischen Uebersichten, in denen Bjelinskij's Prinzipien möglichst vollständig und konsequent zutage traten, außer Theaterkritiken und einer großen

Anzahl von bibliographischen und politischen Notizen veröffentlichte er in den „Otetschestwennyja Sapiski" der Jahre 1840 bis 1846 auch bemerkenswerthe Artikel über Dershawin, Lermontow, Maikow, Poleshajew, Marlinskij, über die russische Volkspoesie und eine Reihe umfangreicher Studien über Puschkin (1844), die einen ganzen Band füllen und eine fast vollständige Geschichte der russischen Literatur von Lomonossow bis zum Tode Puschkins bilden. Unter dieser aufreibenden, fieberhaften journalistischen Arbeit litt jedoch seine Gesundheit in hohem Grade, es entwickelte sich bei ihm die Schwindsucht. Im Herbst 1845 machte er eine lebensgefährliche Krankheit durch; die Nothwendigkeit, gewisse Arbeiten zu bestimmter Zeit zu liefern, wurde ihm zu einer unerträglichen Qual; sein Verhältniß zu den „Otetschestwennyja Sapiski" fing an, sich zu lockern und im Anfang des Jahres 1846 trennte er sich von dieser Zeitschrift. Den darauf folgenden Sommer und Herbst verbrachte er im Süden Rußlands, und als er nach St. Petersburg zurückkehrte, wurde er beständiger Mitarbeiter des „Ssowremennik" (Zeitgenosse), dessen Redaktion N. A. Nekrassow und J. J. Panajew übernommen und die die besten literarischen Kräfte jener Zeit um sich gesammelt hatten. Bjelinskij's Tage waren jedoch schon gezählt; abgesehen von kurzen bibliographischen Notizen konnte er nur noch einen großen Artikel „Uebersicht über die Literatur des Jahres 1847" veröffentlichen. Die Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes zwang ihn, vom Mai bis November im Auslande zu verweilen, aber dieser Aufenthalt brachte nicht die erhoffte Besserung. Er verlöschte langsam und starb am 28. Mai (9. Juni) 1848.

Um uns den Zustand, in dem sich die russische Literatur während der Hauptperiode der kritischen Thätigkeit Bjelinskij's befand, einigermaßen zu vergegenwärtigen, wird es vielleicht genügen, auf folgende Thatsachen und Erscheinungen hinzuweisen: Puschkin war 1837 im Duell gefallen; nach seinem Tode erschienen Dichtungen von ihm, die in künstlerischer Beziehung alles, was er während seines Lebens veröffentlicht hatte, übertrafen; Gogol trat mit seinem „Revisor" hervor; es erschienen die Dichtungen von Kolzow und Lermontow. Durch diese vier Namen wurden alle früheren Berühmtheiten verdunkelt. Unter Gogols Einfluß entstand eine neue Dichterschule; in den 40er Jahren erschienen dessen „Todte Seelen", Herzens „Wer ist schuld", Dostojewskij's „Arme Leute", Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers", Gontscharows „Eine alltägliche Geschichte" und Grigorowitschs erste Erzählungen. Es war eine totale Umwälzung. Diese literarischen Erzeugnisse waren den früheren ebensowenig ähnlich, wie die Puschkin'sche Epoche der Karamsin'schen.

Aber auch in Westeuropa war eine merkwürdige Umwälzung eingetreten. Victor Hugo und Chateaubriand, die als die größten Dichter ihres Jahrhunderts gegolten hatten, wurden nun als unwahr, fade und unnatürlich bezeichnet; man pries sie nicht nur nicht mehr, sondern hörte sogar auf, sie zu tadeln. An ihre Stelle trat als glänzender Stern der französischen Literatur George Sand, die eine neue Epoche inaugurirte. In der englischen Literatur zogen, anstatt der historischen Romane Walter Scotts, der ethnographischen Erzählungen Coopers und der fashionablen Produkte Bulwers, jetzt Dickens Romane die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Den Ruhm der deutschen Dichtung hielt zum Theil noch Heinrich Heine aufrecht, doch auch ihn fing man bereits an, zu den Zurückgebliebenen zu zählen, und Deutschland besaß damals keinen Schriftsteller, der sich mit George Sand und Dickens messen konnte. Diese Thatsachen mußten auf den Begriff der Kunst einen starken Einfluß ausüben, denn wer Dickens und George Sand schätzte, der hatte von der Literatur einen ganz andern Begriff, als der Bewunderer Walter Scotts, Coopers, Lamartine's und V. Hugo's.

Der bekannte russische Literarhistoriker Pypin sagt in seinem zweibändigen Werke „Bjelinskij, sein Leben und Briefwechsel" über den Umschwung, der sich in den Anschauungen Bjelinskij's während des ersten Jahres seiner Petersburger Periode vollzog, folgendes: Der Grundzug seines Geisteslebens bestand namentlich darin, daß ihm die phantastische Uebertreibung seines früheren Standpunktes nach und nach immer klarer bewußt wurde. Daß ihm die Dinge in einem anderen Lichte erschienen und daß der neue Gesichtspunkt ihn schließlich vollkommen beherrschte, verdankte er hauptsächlich seiner selbständigen Entwicklung; andere Einflüsse, die einigermaßen dazu mitwirkten, kamen nur wenig in Betracht; es war die unmittelbare Wirklichkeit, die ihm bisher vor den philosophischen Phantasmagorien des Moskauer Freundeskreises verborgen geblieben war und die ihm nun handgreiflich vor Augen trat. Nicht theoretische Opposition, sondern das Leben selbst wirkte auf ihn ein, und als er es in seiner wahren Gestalt erblickte und darüber nachdachte, fand eine totale Umgestaltung seiner Begriffe statt.

Seine fundamentale Anschauungsweise formulirte Bjelinskij in folgenden Worten: „Nur Beschränkte und Unmündige können vom Dichter verlangen, daß er nur Lobgesänge für die Tugend und satirische Strafhymnen für das Laster schreiben dürfe; aber jeder Verständige hat das Recht zu fordern, daß die Poesie dem Dichter entweder Antworten auf die Fragen der Zeit geben oder daß diese schwierigen, unlösbaren Fragen ihn doch mindestens mit Kummer und Gram erfüllen müssen. Wer die Menge verachtet, nur für sich selbst und zu seinem eigenen Vergnügen schreibt, riskirt der alleinige Leser seiner Dichtungen zu bleiben!" Diese prinzipielle Forderung ist so kategorisch ausgedrückt und so präzis formulirt, daß sie durchaus keine falsche Deutung zuläßt. Die ganze spätere Thätigkeit der Nachfolger Bjelinskij's war nur die Entwicklung dieses auf die jeweiligen literarischen Erscheinungen angewandten Prinzips. Es ist selbstverständlich, daß die Bedeutung dieses Prinzips durchaus keine ästhetische und auch keine rein literarische ist, sondern nur eine streng und ausschließlich soziale sein kann. Die Forderung, die Dichtung dürfe sich gegen die Zeitfragen nicht ablehnend verhalten, bedeutet, streng genommen, daß man vom Publikum verlangen müsse, es solle das Bewußtsein der Solidarität in sich entwickeln, den Gemeinsinn erwecken und pflegen, ohne den weder ein Fortschritt, noch ein geistiges Leben möglich sei. Die Aesthetik als Metaphysik der Kunst war für Bjelinskij nicht das an und für sich erstrebenswerthe Ziel, sondern, in Ermangelung eines besseren, nur ein leidlich gutes Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles.

Wir müssen in Bjelinskij's Weltanschauung drei Phasen unterscheiden: in der ersten ist die Moral, das Sittengesetz, höchster Ordner der menschlichen Thätigkeit und der gegenseitigen Beziehungen unter den Menschen; in der zweiten Phase tritt die Moral in den Hintergrund, und die Forderung der Ehrfurcht vor der Wirklichkeit und ihrer Vernünftigkeit — die These Hegels — tritt in den Vordergrund; in der dritten und letzten Phase kehrt Bjelinskij zur Moral, zum Ideal der sozialen Gerechtigkeit, zurück und fordert als Pflicht, daß die Wirklichkeit im Geiste dieses Ideals reformirt werde. Diese drei Phasen muß man sich stets vergegenwärtigen, wenn Bjelinskij lobt oder tadelt; man muß jedesmal erst fragen, aus welcher Phase seiner kritischen Thätigkeit das Lob oder der Tadel staumt. Denn aus dem Verkündiger der absoluten Moral in den 20er Jahren wurde in den 30er Jahren ein Verehrer nicht nur der Nothwendigkeit, sondern auch der Vernünftigkeit alles Bestehenden, ein slavischer Anbeter des Thatsächlichen, ein Vertheidiger alles

dessen, was in der Wirklichkeit geschieht, und folglich auch dessen, was jeder Moral widerspricht. Erst in den 40er Jahren ist er der geistig und sittlich erleuchtete, mächtige Vorkämpfer, der die Wahrheit von der Lüge, das Gute vom Schlechten streng und sicher scheidet und nur das gutheißt, was nicht nur nothwendig, sondern was auch sittlich gerechtfertigt ist.

Eine innige Sympathie verdiente während seines Lebens und verdient auch nach seinem Tode noch der, welcher selbst innig und rückhaltlos mit allem Edlen, Schönen und Erhabenen sympathisirte. Als furchtloser Kämpfer für die Wahrheit zögerte er nie, die Lüge zu verurtheilen, sobald er sie erkannt hatte, und stolz erwiderte er denen, die ihm vorwarfen, daß er seine Ansichten und Meinungen verleugne: nur der ändert seine Ansichten nicht, der die Wahrheit nicht hochschätzt. Seine Eigenart war so beschaffen, daß er der Wahrheit nicht widerstehen konnte, mochte sie seinen früheren Ansichten auch noch so sehr widersprechen, noch so viel Opfer von ihm beanspruchen. Er war der Erste, der kühn und ehrlich das genial nannte, was er als genial erkannt hatte, und sein kritisches Feingefühl irrte nur selten. Ebenso kühn und ehrlich enthüllte er, den fest eingewurzelten Meinungen entgegen, alles, was ihm falsch und schwülstig dünkte, er übertrieb zwar manchmal, aber im Wesentlichen, in den Grundgedanken, irrte er nie. Wie jeden Andern, konnten auch ihn Theorien gefangen nehmen, aber sobald er erkannte, daß sie in Widerspruch mit seiner besseren Erkenntniß traten, sagte er sich von ihnen los. Er war ein Sohn seiner Zeit, der er nicht voraneilte, nicht voraneilen konnte. Aber je länger er für die neue Lebenswahrheit und Kunst kämpfte, desto stärker wirkte seine Bekehrung zur neuen Wahrheit auf seine Generation und Umgebung. Hätte er bis zur Gegenwart gelebt, so würde er in Rußland wohl auch jetzt noch an der Spitze des kritischen Bewußtseins stehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er die höchste Eigenart seiner Natur, die Unfähigkeit, in Theorien zu verknöchern, bewahrt hätte.

Wir haben hier nicht von einem Todten, sondern von einem Lebendigen berichtet, der noch bis heute zu den Koryphäen der russischen Literatur gerechnet wird. An äußeren Ereignissen war Bjelinskij's Leben sehr arm, desto reicher aber an innerem Gehalt. Rousseau sagte, er wolle mit seinen „Confessions" in der Hand vor das Jüngste Gericht treten. Bjelinskij kann mit allen seinen Werken vor diesem Gericht erscheinen, er braucht keine Auswahl zu treffen, nichts zu verleugnen, nichts zu verschleiern oder zu verheimlichen. Er schrieb wie er dachte, und er lebte wie er schrieb. In dieser absoluten Aufrichtigkeit liegt nicht nur seine Rechtfertigung, sondern auch sein sittliches Verdienst, abgesehen von seiner ruhmvollen geistigen Thätigkeit. Als Schriftsteller lehrte er denken, als Mensch lehrte er das Denken lieben und der Gedankenwelt vertrauen. Bjelinskij war eine altruistische Natur, darin besteht mit einem Wort der Inbegriff seiner sittlichen Eigenart.

W. Henckel.

Die Ergebnisse des Madrider Hygiene-Kongresses.[1])

Für Spanien, in dem zum erstenmal ein internationaler Hygiene-Kongreß stattgefunden hat, sind die „Ergebnisse" des IX. Internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie, der vom 10.—17. April in Madrid tagte, zweifellos von viel größerer Bedeutung gewesen als für die Deutschen, von denen man, ohne chauvinistisch zu sein, sagen kann, daß sie auch hier wieder die führende Stellung einnahmen, und daß ihre Vorträge die meiste Beachtung und Anerkennung gefunden haben. Schaltet man den Vortragsballast aus, der mehr oder weniger die Grundlage aller Kongresse bildet, da unsre moderne Fachliteratur alles „Neue" vorwegnimmt, so bleibt von dem Madrider Kongreß wenig zu berichten übrig. Naturgemäß standen die Bekämpfung der Infektionskrankheiten, insbesondere der Tuberkulose, die Straßen- und Nahrungshygiene, sowie die Frage der Volksernährung im Mittelpunkt des Interesses.

Greift man diejenigen Vorträge, die von allgemeiner Bedeutung sind und einen gewissen Fortschritt bedeuten, heraus, so sind wohl in erster Linie die Ausführungen Behrings zu erwähnen, der über weitere Resultate seiner Versuche zur Herstellung eines wirksamen Tuberkulose-Serums berichtete. Im wesentlichen besteht der Erfolg der Behring'schen Arbeiten darin, daß es ihm durch eine von ihm angegebene Extraktionsmethode gelungen ist, ein außerordentlich hochwerthiges Tuberkulosegift herzustellen, das zwanzigmal giftiger ist, als die getrocknete Tuberkelmasse, indem er die in dem Zelleib des Tuberkelbazillus enthaltenen Ballaststoffe, die für die Wirkung des Tuberkulingiftes gar nicht in Frage kommen, zum großen Theil entfernte. Von den mit diesem hochwerthigen Tuberkulosegift geimpften Thieren erhielt Behring ein zur wirksamen Bekämpfung der Tuberkulose brauchbares hochwerthiges Pferdeserum. Allerdings ist dieses nur bei Thieren zu verwenden, während es beim Menschen stark schädigende Einflüsse hervorruft.

Diese schädlichen Wirkungen, welche die Anwendung dieses Tuberkuloseserums beim Menschen unmöglich machen, sind aber nach Behrings Untersuchungen nicht nur seinem Tuberkuloseserum eigenthümlich, sondern jedem von Pferden gewonnenen Serum überhaupt. Aus diesem Grunde wirkt beispielsweise auch Diphtherieserum und selbst Serum von ganz gesunden Thieren auf Tuberkulöse schädigend ein. Das praktische Ergebniß der Behring'schen Arbeiten besteht also darin, daß es möglich ist, mit seinem neuen Serum Rinder zu immunisiren, was nicht zum geringsten Theil auch vom wirthschaftlichen Standpunkt ein zweifellos bedeutender Erfolg ist. Außerdem aber hat die oben angeführte Beobachtung, daß jedes von Pferden gewonnene Serum auf Tuberkulöse schädigend einwirkt, dazu geführt, Versuche zur Herstellung eines von gewissen Geflügelarten (wahrscheinlich Hühnern) gewonnenen Serums anzustellen, die Behring als vielversprechend bezeichnet.

Als ein Gewinn für die Bakteriologie kann noch die von dem Akademiker Nocard (Paris) mitgetheilte neue Methode zur Kultivirung von Mikroorganismen bezeichnet werden, deren Züchtung mit unsern bisherigen Methoden nicht möglich war. Es ist Nocard gelungen, den bis jetzt nicht nachweisbaren Erreger der Lungenseuche dadurch zu kultiviren, daß er Collodiumsäckchen, die mit Bouillon gefüllt waren, der eine Spur Lungensaftes kranker Thiere zugesetzt war, in die Bauchhöhle lebender Kaninchen einnähte. Diese Collodiumsäckchen blieben 14 Tage in dem Körper der Kaninchen, und während dieser Zeit diffundirte in das Innere des Collodiumsäckchens eine Eiweißsubstanz, die den geeigneten Nährboden für die Entwicklung des Erregers der Lungenseuche bildet. Die so gewonnenen Kulturen bestanden aus kleinen, glänzenden Pünktchen, die an der Grenze der Sichtbarkeit stehen. Es ist zu hoffen, daß mit Hülfe dieser Methode die Züchtung auch anderer, bisher nicht kultivirbarer Mikroorganismen möglich sein wird.

Als ein bedeutender Fortschritt sowohl für die richtige Diagnose bei Diphtherie, als auch für die Statistik über die Wirkung des Diphtherie-Heilserums muß noch die einstimmige Annahme der von Löffler (Greifswald) aufgestellten Sätze zur sicheren Erkennung des Diphtheriebazillus erwähnt werden. Danach sind nicht die morphologischen, sondern die soziologischen Merkmale für die Diagnose der Diphtherie entscheidend und die Beziehung zwischen dem Diphtheriegift und dem Behring'schen Antitoxin ausschlaggebend.

Aus der Sektion für Mikrobiologie, die zweifellos die interessanteste des ganzen Kongresses war, sei — last not least — noch die Mittheilung des Utrechter Gelehrten

[1]) Die Veröffentlichung dieses Berichtes wurde durch eine größere Reise des Herrn Verfassers verspätet. D. Red. d. Beil.

Prof. Spronck erwähnt, dem es gelungen ist, durch eine etwa 20 Minuten dauernde Erwärmung des Diphtherie-Heilserums auf 59—59.5° die bei der Anwendung desselben vielfach beobachteten unangenehmen Nebenwirkungen wesentlich einzuschränken.

Neben den Mittheilungen Behrings hat der Vortrag des bekannten Bonner Hygienikers Prof. Finkler über das von ihm hergestellte „Tropon" zweifellos die allgemeinste Beachtung gefunden. Nach den Untersuchungen Finklers übertrifft das Tropon die sämmtlichen bis jetzt bekannten Eiweißpräparate hinsichtlich der leichten Verdaulichkeit ganz bedeutend; was aber den Hauptwerth der Finkler'schen Arbeit ausmacht, ist die Thatsache, daß sein Tropon weitaus billiger ist als die gesammten im Handel befindlichen Eiweißpeäparate. Die Hoffnung Finklers, in dem Tropon ein wirkliches Volksernährungsmittel geschaffen zu haben, das im Laufe der Zeit eine einschneidende Wirkung auf die gesammte Volksernährung ausüben wird, scheint an sich nicht ganz unberechtigt, wenn man bedenkt, daß das Eiweiß in Form von Tropon nicht nur billiger ist als im Fleisch, sondern auch sogar noch billiger, als es durchschnittlich in unsern Nahrungsmitteln enthalten ist. Dabei soll es noch möglich sein, den Preis des Tropon, das jetzt 4 M. pro Kilogramm kostet, durch eine fabrikmäßige Herstellung noch heradzusetzen. Nach den sehr umfangreichen statistischen Erhebungen Finklers ist nicht nur die Eiweißmenge in der Nahrung des größten Theils der unteren Bevölkerungsklassen viel zu klein, sondern auch in den Fabrikmenagen, in denen man auf eine möglichst günstige Ernährung bedacht ist, schwankt die täglich verabreichte Eiweißmenge und geht ostmals unter das für den Körper nothwendige Maß herab. Durch Zusatz von Tropon ließe sich eine stets gleichbleibende Zufuhr von Eiweiß erzielen, was bei der großen Bedeutung, die dem Eiweiß als Quelle der Muskelkraft, resp. der Arbeitsfähigkeit zukommt, einen großen Fortschritt der Ernährung unsrer arbeitenden Klassen bedeuten würde.

In derselben Sektion berichtete Prof. Lehmann (Würzburg) über ein Verfahren zur Herstellung keimfreier Butter. Das Verfahren besteht darin, daß der zu verbutternde Rahm 10 Minuten lang auf 82—85° erhitzt wird, wodurch die in demselben enthaltene Keimmenge auf $^1/_{3000}$ reduzirt werden soll. Der Geschmack der auf diese Weise hergestellten Butter soll ganz vorzüglich sein; ob aber die hygienische Bedeutung dieser Sterilisirungsmethode eine sehr große ist, muß dahingestellt bleiben. Zweifellos sind die Mittheilungen über die Infektionsgefahr durch Butter, die in letzter Zeit so häufig aufgetreten sind, stark übertrieben, worauf in der Diskussion von verschiedenen Seiten, u. a. auch von Frau Dr. Lydia Rabinowitsch, die selbst eingehende Butteruntersuchungen angestellt hat, hingewiesen wurde.

Allgemeine Beachtung fand auch der Vortrag des Stadsarztes Pannwitz, der über die systematische Bekämpfung der Lungentuberkulose in Deutschland berichtete und das neueste statistische Material, das vom kaiserlich statistischen Amt gesammelt wurde, vorlegte. Danach ist die Invalidität der Hälfte aller invaliden Arbeiter auf Tuberkulose zurückzuführen. Die mitgetheilten Zahlen und der Bericht über die systematische Errichtung von Lungenheilstätten in Deutschland erregten allgemeines Interesse, und ebenso allgemein wurde die große volkshygienische Bedeutung der Lungenheilstätten für die Bekämpfung der Tuberkulose anerkannt. Zu demselben Thema sprach u. a. der Madrider Kliniker Dr. Muñoz, der gleichfalls die Wichtigkeit der Heilstätten betonte, aber darauf hinwies, daß Spanien leider in der Heilstättenbewegung im Vergleich zu Deutschland noch weit zurück sei. Bei aller Anerkennung der großen Vorzüge der hygienisch-diätetischen Behandlung glaubt aber Munoz auf Grund seiner langjährigen klinischen Thätigkeit, auf pharmakologische Unterstützungsmittel nicht ganz verzichten zu dürfen. Er betont, daß die Wissenschaft in dem Creosot und seinen Verbindungen einen kräftigen Hülfsfaktor zur Bekämpfung der Tuberkulose besitzt, und daß er namentlich seit mehreren Jahren mit dem Creosotöl und Guajoöl, zwei leicht assimilirbaren und sogar den Appetit fördernden Creosotpeäparaten, äußerst günstige Erfolge erzielt hat. Dabei ist das wechselvolle Klima Madrids, das tägliche Temperaturschwankungen bis zu 20° aufweist, für die Behandlung der Tuberkulose in der spanischen Hauptstadt besonders ungünstig.

Von den anwesenden Militärärzten wurde der Vortrag des Stabsarztes Dr. Stechow mit großem Interesse aufgenommen, der an der Hand einer größeren Anzahl ausgezeichneter Röntgenaufnahmen zeigte, daß das Fußödem, das alljährlich eine bedeutende Anzahl von Dienstentlassungen in unsrer Armee nöthig macht, in vielen Fällen auf einen Bruch der Mittelfußknochen zurückzuführen ist. Hier hat die Röntgenphotogeaphie die Hygiene des Exerzirplatzes wesentlich gefördert, indem mit ihrer Hülfe erkannt wurde, wie leicht Brüche der Mittelfußknochen entstehen können; daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, namentlich ungeübte Mannschaften vor Ueberanstrengung zu bewaheen. Andererseits bietet die rechtzeitige Erkenntniß die Möglichkeit einer schnellen und vollständigen Heilung.

Ein gewisses Resultat hat endlich auch das internationale Komitee für Straßenhygiene in den europäischen Städten erzielt. Die von dem Vorsitzenden, dem Berliner Privatdozenten Dr. Theodor Weyl, hierüber aufgestellten Leitsätze, wurden einstimmig angenommen. Danach wird die Verbrennung des Mülls in den größeren Städten als die einzige hygienisch zulässige Form der Müllbeseitigung dezeichnet und gefordert, daß die Leitung der gesammten Straßenhygiene einem sachmämisch gebildeten Ingenieur übertragen werde. Die Kommission wird die nächsten Jahre eingehende Studien über die Straßenhygiene in allen größeeen Städten der verschiedenen Erdtheile machen und die Resultate, zugleich mit bestimmten Vorschlägen, auf dem nächsten Hygienekongreß in Paris vorlegen.

Alles in allem war aber das beste an dem IX. Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie — der spanische Wein! K.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Der gestirnte Himmel im Monat Juni. Wenn der Leser um die Mitte des Monats Juni, gegen 10 Uhr abends, den Blick zum gestirnten Himmel wendet, wird er die Wahrnehmung machen, daß die Sternbilder des Fuhrmaaas, der Zwillinge, des Krebses und des Löwen am westlichen Himmel nunmehr schon theilweise untergegangen sind. Nur die hellsten Sterne derselben, Capella, Castor und Pollux, sowie Regulus sind aoch in geringee Höhe über dem Horizont bemerkbar. Der Große Bär steht im Westen noch immer in beträchtlicher Höhe, wogegen im Südwesten die Jungfrau mit der hellen Spica (und dem an Helligkeit alle Fixsterne überstrahlenden Jupiter) allmählich wieder tiefer sinkt.

Genau im Süden, und zwae in dee Höhe des Himmelsäquators, sieht das Sternbild der Schlange; unter dieser, in geringer Höhe über dem Horizont, bemeeken wir die Sternbilder der Waage und des Skorpions, im letzteren den hellen rothfunkelndea Antares. Nur wenig südlich vom Zenith geht ferner das schöne Sternbild der nördlichen Krone eben durch den Meridian. Südwestlich von der Krone steht das Sternbild des Bootes mit dem hellen Arctur, östlich der Krone dagegen das Sternbild des Herkules.

Im Osten, vom Scheitelpunkt in nicht mehr großem Abstand, bemerken wir die Wega, den hellsten Stern in der Leier, welcher hinsichtlich seiner Helligkeit allgemein als Normalstern der Größenklasse 1 betrachtet wird. Interessante Objekte in der Leier sind zunächst die beiden ganz nahe beisammen stehenden Doppelsteenpaare ε und δ Lyrae (welche zusammen also einen vierfachen Stern bilden), vor allem aber der berühmte ringförmige Nebel, der nahe dem zweithellsten Stern γ in der Leier in mondfreien Nächten schon mit kleineren Fernrohren gut beobachtet werdea kann.

In dee Milchstraße, die in dunklen Nächten am östlichen Himmel nunmehr wieder gut sichtbar wird, bemerken wir

endlich im Osten noch das Sternbild des Adlers mit dem hellen Stern Atair und im Nordosten das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator am 21. Juni mittags mit 23° 27′, gleichzeitig tritt sie in das Zeichen des Krebses. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Breite erreicht, entspricht bekanntlich dem Sommersolstitium oder dem (astronomischen) Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst vom Anfang bis zum Ende des Monats um 47,000 Meilen, ihr scheinbarer Halbmesser sinkt dementsprechend von 15′ 46.0″ auf 15′ 43.9″.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang		Untergang	
1.	4 h 21 m	morgens	8 h 3 m	abends
8.	4 16	„	8 9	„
15.	4 15	„	8 13	„
22.	4 15	„	8 16	„
30.	4 18	„	8 15	„

Die größte Tageslänge findet statt am 21. Juni, an diesem Tage steht die Sonne während der Zeit von genau 16 Stunden über dem Horizont, am Schluß des Monats noch 15 Stunden 57 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni genau je 1 Stunde, so daß also die gesammte Tageslänge am 21. Juni 18 Stunden beträgt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

4. Juni	3 h	nachm.	Vollmond
5. „	5	früh	Erdnähe
11. „	7	„	Letztes Viertel
19. „	5	„	Neumond
19. „	3	nachm.	Erdferne
27. „	6	früh	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	37 m	nachm.	1 h	44 m	nachts
8.	11	24	nachts	8	37	vorm.
15.	1	29	„	5	6	nachm.
22.	7	14	früh	10	12	nachts
30.	4	52	nachm.	12	41	„

Zur Zeit des Vollmonds bietet sich Gelegenheit, Cerulli's Beobachtung von scheinbaren „Mondkanälen" (s. Nr. 107 dieser Beilage) mit einem gewöhnlichen Opernglas auf ihre Richtigkeit zu prüfen. — In den frühen Morgenstunden des 4. Juni wird der helle Stern Antares (α Scorpii) vom Monde bedeckt.

Merkur durcheilt in rechtläufiger Bewegung die Sternbilder des Widders und des Stiers, um gegen den Schluß des Monats in den Zwillingen anzugelangen. Seine Entfernung von der Erde nimmt im Verlauf des Monats fast um volle 6 Mill. Meilen zu, sie beträgt am Schluß des Monats 26.6 Mill. Meilen. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe, der zu Anfang des Monats nach 7.6″ beträgt, sinkt bis zum Schluß desselben auf 5.0″ herab. Am 8. Juni erreicht Merkur seine größte südliche heliocentrische Breite, am 22. Juni geht er durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn, gelangt am 26. Juni in die größte Sonnennähe (6.2 Mill. Meilen) und kommt endlich am 30. Juni in obere Konjunktion mit der Sonne. Merkur geht im ersten Drittel des Monats etwa 1 Stunde vor der Sonne auf und kann während dieser Zeit unter günstigen Umständen als Morgenstern beobachtet werden, später verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus bewegt sich ebenfalls in rascher, rechtläufiger Bewegung von den Zwillingen zum Krebs, wobei sie sich beständig der Erde nähert. Ihre Entfernung von dieser beträgt am 1. Juni 29.6 Mill. Meilen, am 30. Juni 26.2 Mill. Meilen; der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 85 Hundertsteln beleuchteten Scheibe wächst im gleichen Zeitraum von 11.5″ auf 13.0″. Am 19. Juni erreicht Venus ihre größte nördliche heliocentrische Breite, am 22. Juni kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Venus geht im Juni durchschnittlich 2 Stunden nach der Sonne unter, ist also während des ganzen Monats als Abendstern am westlichen Himmel sichtbar.

Mars geht vom Sternbild der Fische in rechtläufiger Bewegung in das des Widders. Sein Abstand von der Erde beträgt am Anfang des Monats 38.4, am Ende desselben 36.1 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 92 Hundertsteln beleuchteten Scheibe wächst dementsprechend von 5.0″ auf 5.3″. Am Anfang des Monats geht Mars um 2 Stunden, am Schluß desselben um etwa 3 Stunden vor der Sonne auf, er kann also während des ganzen Monats in den frühesten Morgenstunden beobachtet werden. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter ist im Sternbild der Jungfrau nunmehr in langsamer rechtläufiger Bewegung begriffen. Seine Entfernung von der Erde wächst um 9 Mill. Meilen, so daß sie am Ende des Monats 111 Mill. Meilen beträgt. Der Polardurchmesser seiner Scheibe sinkt im Laufe des Monats von 36.2″ auf 33.2″. Am 22. Juni steht Jupiter in Quadratur (90° Abstand) zur Sonne, am 27. früh kommt er in Konjunktion mit dem Monde (wobei er 7° nördlich desselben steht), am gleichen Tage erreicht er seine größte Entfernung von der Sonne (110 Mill. Meilen). Jupiter steht nach Sonnenuntergang bereits hoch am Himmel und geht durchschnittlich kurz nach Mitternacht unter, er bildet also während des ganzen Monats mit seinen vier äußeren Monden ein ebenso bequemes, als dankbares Beobachtungsobjekt.

Saturn bewegt sich nur ganz wenig, und zwar rückläufig, im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde nimmt wieder langsam (um 2.7 Millionen Meilen) zu, sie beträgt am Ende des Monats 184.8 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe verringert sich im Verlauf des Monats von 17.0″ auf 16.8″. Saturn geht durchschnittlich um 7 Uhr abends auf, ist also ebenfalls die ganze Nacht hindurch, allerdings ziemlich tief am südlichen Himmel, sichtbar. Der Ring des Saturn ist nunmehr völlig geöffnet, seine große Achse mißt durchschnittlich 41.5″, seine kleine Achse 18″. Am 4. Juni kommt Saturn in Konjunktion mit dem rund 5° südlich von ihm stehenden Erdmond.

Der Komet Perrine (1898 d) ist auch im Juni die ganze Nacht hindurch im Sternbild der Giraffe sichtbar, doch nimmt seine Helligkeit nunmehr so rasch ab, daß er am Ende des Monats für mittlere Fernrohre schon ein schwieriges Objekt bilden dürfte.

Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte im Sternbild des Cepheus (Cepheiden) und des Schwans (Cygniden) liegen.

T. Amerikanische Kriegstelegraphie. Wenn die Amerikaner in allen Dingen so gut für den Krieg vorbereitet gewesen wären, wie auf dem Gebiet der Feldtelegraphie, so könnte der langathmige Krieg schon zu Ende sein; wenigstens ist es nicht zu leugnen, daß die amerikanischen Ingenieure hierin Erfindungen gemacht haben, die für die ganze Welt mustergültig gewesen sind. Der sogenannte fliegende Telegraph wurde zuerst während des Sezessionskrieges in den Vereinigten Staaten eingeführt und hat sich seitdem in erstaunlicher Weise entwickelt, so daß die amerikanischen Apparate gegenwärtig im Manöver oder im Kriege von Frankreich, Deutschland, England, Italien und Japan angewandt wurden. Den größten Fortschritt hat die neuliche Erfindung eines vereinigten Apparates für Telegraphie und Telephonie durch den Kapitän James Allen vom Telegraphenkorps der Vereinigten Staaten mit sich gebracht; dieser Apparat ist allen bisherigen weitaus überlegen. Ein einziger Soldat kann mit Leichtigkeit eine solche vereinigte Telegraphen- und Telephonstation mit sich führen, denn dieselbe wiegt in vollständiger Montirung nebst dem elektrischen Stromgeber nur etwas über 15 Pfund. An einem solchen Apparat kann entweder ein Soldat eine Depesche theils telegraphisch, theils telephonisch aufgeben, oder es kann Einer eine besondere Botschaft telegraphiren und gleichzeitig ein Anderer auf demselben Draht mit der anderen Station eine Unterhaltung führen, ohne den telegraphischen

Verkehr zu stören. Der Apparat genügt zur Verbindung auf Entfernungen von etwa 100 km. Selbstverständlich wird derselbe auch für zahlreiche andere Zwecke außerhalb der Kriegstelegraphie Verwendung finden. Es ist auch festgestellt, daß bei fehlerhaften Kabelverbindungen diese Apparate einen telegraphischen Verkehr ermöglichen, während er bei anderen Apparaten versagt. Für militärische Zwecke wird er auch in Friedenszeiten mehrfache Anwendung finden, z. B. zur Verbindung einer schießenden Truppe mit den Zielscheiden und somit zur Erleichterung und Sicherung des Schießdienstes. Im ganzen besitzen die Vereinigten Staaten eine eigene militärische Telegraphenleitung auf eine Länge von 2200 km.

B.W.C. „Gekochte Weine." In einigen Provinzen von Mittel- und Süditalien werden minderwerthige saure Trauben in eigenthümlicher Weise verarbeitet, um aus ihnen einen zuckerreicheren Most zu gewinnen. Der ausgepreßte Saft der Trauben, der an sich nicht haltbar ist und nur einen werthlosen Wein ergeben würde, wird in großen Kesseln so lange gekocht, bis er auf die Hälfte eingedampft ist. Dadurch ist natürlich auch der Zuckergehalt auf das Doppelte gestiegen, so daß nun eine Vergährung sehr gut möglich ist. Um eine Beschleunigung der Gährung herbeizuführen, wird dem eingedickten Saft etwas frischer Most zugesetzt. Die Weine, die auf diese Weise gewonnen werden, haben zunächst einen unangenehmen Geschmack, da sie sowohl süß als auch sauer sind. Nach langem Lagern in kleinen Fässern wird der Wein immer besser, bis er schließlich genau ebenso wie alter Marsala schmeckt. Obgleich die Herstellung dieser „gekochten Weine" eine so ganz von der gebräuchlichen Weinbereitung abweichende ist, haben sie doch sonst dieselbe chemische Zusammensetzung und zeichnen sich noch dazu durch ihren großen Eisengehalt vortheilhaft aus. Danach ist also das „Kochen" keine Verfälschung, sondern lediglich eine Verbesserung geringer Weinsorten.

* **Tübingen.** Am 22. Mai starb hier im Alter von 55 Jahren der Professor der Zoologie und Vorstand des zoologischen Universitätsinstituts Dr. Th. Eimer infolge eines Darmleidens.

* **Straßburg**, 1. Juni. Der sechste Kongreß der deutschen dermatologischen Gesellschaft, der vom 31. Mai bis 2. Juni hier tagt, wurde gestern Vormittag eröffnet. Etwa 150 Professoren und Aerzte sind erschienen, darunter solche aus Oesterreich, der Schweiz, Holland, Italien und Rußland. Namens der Regierung begrüßte Unterstaatssekretär v. Schraut, namens der Stadt Straßburg der Beigeordnete v. d. Goltz die Erschienenen.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor Englert ist zum Ordinarius für katholische Apologetik, der Privatdozent Dr. Kruse in der medizinischen Fakultät zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Leipzig.** Den durch die Berufung Buhls nach Dänemark erledigten Lehrstuhl für alttestamentliche Theologie an der hiesigen Universität wird Professor Dr. R. Kittel aus Breslau übernehmen.

* **Jena**, 31. Mai. Heute starb hier der außerordentliche Professor für deutsche Alterthumskunde, Mythologie und Kunstgeschichte Dr. Fr. Klopfleisch.

* **Berlin.** Zum stimmberechtigten Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ist nach stattgehabter Wahl der ordentliche Professor der Botanik an der hiesigen Universität Geh. Regierungsrath De. Simon Schwendener, sowie zum ausländischen Ritter der Direktor des British Museum of natural history in South Kensington bei London und Präsident der Zoological Society of London, Sir William H. Flower, ernannt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Prof. Dr. J. A. Oudemans in Utrecht tritt mit September dieses Jahres in den Ruhestand. An seine Stelle wurde zum Professor für Astronomie und Wahrscheinlichkeitsberechnung der bisherige Observator an der Sternwarte Dr. A. A. Nyland ernannt, ein noch ganz junger Mann, der erst Ende vorigen Jahres promovirte mit einer Dissertation über „Die Ausmessung des Sternbündels G. C. 4410 nach direkter Beobachtung und photographischen Aufnahmen". — Dr. Timmermans, Assistent des verstorbenen Prof. Habertoma, wurde zum Lektor für Hautkrankheiten und Frauenkrankheiten an der Universität Utrecht ernannt. Dr. M. L. van Goudoever, Advokat, erhielt die Erlaubniß, sich als Privatdozent für das Notariatswesen und Fiskalrecht an der gleichen Universität zu habilitiren. Prof. Tiele in Leiden wurde zum Ehrenmitglied der „American Oriental Society" gewählt. — In Leiden starb der pensionirte Prof. der Theologie Dr. J. J. Prins, 83 Jahre alt. — Prof. Dr. J. J. M. de Groot in Leiden wurde, als er noch Dragoman für chinesische Sprache war, auf Anregung der niederländisch-indischen Regierung zu wissenschaftlichen Studien nach China gesandt. Als Ergebniß derselben erscheint jetzt mit Unterstützung der niederländischen Regierung ein umfangreiches Werk in drei Bänden unter dem Titel „The Religious System of China". Das Werk wurde übrigens bereits von dem „Institut de France, Académie des inscriptions et belles lettres" mit dem Stanislas Julien-Preis ausgezeichnet. — Vor einiger Zeit wurde hier mitgetheilt, daß ausländische Musikverleger und Komponisten mehrere holländische Nachdrucker von Musik gerichtlich verfolgen. Ein Prozeß wurde kürzlich in Utrecht entschieden. Der Musikdrucker Johan de Liefde wurde auf Anklage von Paul Decourcelle aus Nizza hin, den hier der Advokat De. Biederlaek vertrat, wegen Nachdrucks zu Schadenersatz und zu den Prozeßkosten verurtheilt. Die noch vorhandenen nachgedruckten Musikalien wurden beschlagnahmt. — Die deutschen Phonetiker mache ich aufmerksam auf eine Studie von Prof. Dr. Zwaardemaker über „Die dominirenden Töne der Resonanten" nebst einigen Bemerkungen über die sog. todte Sprache der Adenoidleidenden in der „Ned. Tydschrift voor geneeskunde", 1898, Deel I. No. 20.

* **London.** Der Chemiker Leon Playfair, dessen Tod gestern telegraphisch gemeldet wurde, war 1819 zu Menrut in Bengalen geboren, machte seine Studien zu Glasgow und Gießen und war seit 1843 Professor der Chemie in Glasgow. Später wurde er Mitglied der von Robert Peel eingesetzten Kommission zur Untersuchung des Gesundheitszustandes großer Städte und Professor seines Faches in London, von wo er 1858 in gleicher Eigenschaft nach Edinburg übersiedelte. Seit 1868 vertrat er die letztgenannte Universität im Parlament, wo er durch seine wissenschaftlichen Gutachten rasch hervortrat. Eine Zeit lang verwaltete er das Ministerium des Unterrichtswesens und später das Generalpostmeisteramt. In wissenschaftlicher Hinsicht lieferte er werthvolle Arbeiten über die industrielle Chemie, deren Aufschwung in England seiner Thätigkeit zum großen Theil mit zu verdanken ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Landwirthschaft im Regierungsbezirk Oberbayern. Nachtrag zur Denkschrift vom Jahre 1885, herausgegeben vom landwirthschaftlichen Kreisausschuß von Oberbayern. München 1898. — Dr. R. Tümpel: Die Geradflügler Mitteleuropa's. Mit farbigen Abbildungen von W. Müller. 1. Lieferung. Eisenach, M. Wilckens 1898. — Kunst and Kunsthandwerk. Monatsschrift. 1. Jahrgang 1898, Heft 4 u. 5. Wien, Artaria u. Co. — Der gegenwärtige Staud des deatschen Unterrichts in dea Schulen der Vereinigten Staaten. Hgb. vom Deutsch-amerikanischen Lehrerbund. — George Paul Sylvester Cadanis: Der Menschheitslehrer. Ein Lebensbild des Weisen voa Nazareth. Berlin, Ferd. Dümmler 1898. — Curt Michaelis: Um eiae Königskrone. Tragödie. Erlangen, Kommissionsverlag von Fr. Junge 1898. — Dr. E. Kloepfer: Untersuchungen über die Wirkung des schwefelsauren Ammoniaks und des Chilisalpeters. Essen, G. D. Baedeker 1898. — Dr. Theodor Klette: Johannes Hergot und Johannes Marius Philolphus in Turin 1454 und 1455. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Turin im 15. Jahrh. Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke 1898. — B. Eckhorst: Hermannswacht. Gedanken über religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — F. Thudichum: Die Rechtssprache in Grimms Wörterbuch. Mit einem Anhang: Beschirmung gegen Uebelwollende. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 3. Juni. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nochmals die Frage nach der Grundlage der deutschen Wehrkraft. Von Dr. M. J. Bonn. — Die Alpenstraßen im Alterthum. — Eine dunkle Shakespeare-Stelle. Von F. W. v. Westenholz. — Kenjan. Von E. v. Ubisch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals die Frage nach der Grundlage der deutschen Wehrkraft.

Von Dr. M. J. Bonn.

Die Anklage, die ich in Nr. 81 der Allgemeinen Zeitung gegen einen anonymen Aufsatz der „Kreuz-Zeitung“ erhob, hat Hrn. Dr. Ballod veranlaßt, ein offenes Geständniß der Urheberschaft abzulegen. Dem hätte sich ein Eingeständniß des Irrthums passend angereiht. Hr. Dr. Ballod hat statt dessen mit dem Vorwurf der Unterschlagung gegen mich geantwortet. Während er, beinahe nach Art homerischer Helden — wenn man kleines mit großem vergleichen darf — die Wucht seiner statistischen Persönlichkeit durch Verkünden früherer Thaten zu erhöhen sucht, zieht er mich der statistischen Hülflosigkeit und der Kritiklosigkeit und wirft Hrn. Dr. Kuczynski, dessen Buch ich benutzte, einen stark dilettantischen Grundzug vor. Ich weiß nicht, ob Hr. Kuczynski sich genöthigt sehen wird, auf diesen Vorwurf zu antworten.[1]) Da ich ihn nur „kritiklos excerpirte“, bin ich gern bereit, Hrn. Dr. Ballod auf Gebiete zu folgen, wo ich allein die volle Verantwortung trage.

Eine eingehende Widerlegung erfordert vor allem der mir gemachte Vorwurf der Unterschlagung.

Die „Kreuz-Zeitung“ hatte ausgeführt, daß in den „vorherrschend agrarischen“ Gebieten Brentano's, wo von 1000 in Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen über 500 der Landwirthschaft angehören, bloß drei Achtel der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung (3.249 Mill. landwirthschaftliche Erwerbsthätige) und ein Sechstel der industriellen zählen, bei einer Gesammtbevölkerung von 14.37 Mill.; während die „vorherrschend industriellen Gebiete“ Brentano's 5.042 Mill. landwirthschaftlich und 6.822 Mill. industriell Erwerbsthätige aufweisen, bei einer Gesammtbevölkerung von 37.87 Mill. „Es kann nun gar keinem Zweifel unterliegen, daß sich aus den industriellen Gebieten Brentano's, wenn man die Städte außer acht läßt, ebenfalls vorwiegend agrarische Gebietstheile zusammenstellen lassen, welche die gesammte landwirthschaftliche Bevölkerung und dazu denjenigen Prozentsatz an nicht landwirthschaftlicher Bevölkerung enthalten, die die vorherrschend agrarischen Gebiete Brentano's besitzen.“ Nun kommen auf 3.249 Mill. landwirthschaftlich erwerbsthätige Individuen der vorwiegend agrarischen Gebiete 14.37 Mill. Gesammtbevölkerung, also ein Verhältniß von 1:4.4. Dem entsprechend kämen auf 5.042 Individuen, die in Brentano's vorwiegend industriellen Bezirken landwirthschaftlich erwerbsthätig sind, 5.042 . 4.4 Mill. Gesammtbevölkerung, also 22.31 Mill. vorherrschend agrarische Gesammtbevölkerung. Fügt man dies zu den früheren 14.37 Millionen, so erhält man 36.68 Mill. vorwiegend agrarische Bevölkerung. Zieht man dieselben von der Gesammtbevölkerung Deutschlands ab, so bleiben 15.56 „vielfach rein städtische Bevölkerung“ übrig. 14.378 Mill. vorwiegend agrarische Bevölkerung stellen 247,945 Mann. 22.31 Mill. stellen naturgemäß dann 384,735 Mann. Es bleiben also von den 512,041 Mann, die nach Brentano den Industriebezirken entstammen, nur 127,306 Rekruten übrig (512,041—384,735), die von 15.56 Mill. rein städtischer Bevölkerung gestellt werden. Wenn auf 15.56 Mill. 127,306 Rekruten kommen, so auf 10,000 81.81, während die vorherrschend agrarischen Gebiete 247,945 : 14.38 Mill. liefern, also 172.4 auf 10,000.

Diese Berechnung des Hrn. Dr. Ballod nannte ich „ein Gauklerstückchen“. Um Hrn. Dr. Ballod von der Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen, will ich es ihm einmal mit anderen Ergebnissen nachmachen.

Im vorherrschend agrarischen Gebiete Brentano's lebt ein Sechstel der industriell Erwerbsthätigen, also ungefähr 1.36 Mill. Aus diesen kann ich, nach Hrn. Dr. Ballods Methode, „vorwiegend industrielle Gebietstheile“ zusammenstellen, die die gesammte industrielle Bevölkerung der vorwiegend agrarischen Gebiete enthalten, sowie den gleichen Prozentsatz landwirthschaftlicher Bevölkerung, der sich in den vorwiegend industriellen Bezirken findet. Außer acht lassen muß man solche Gebiete, in denen sich gar keine Industrie nachweisen läßt. Diese Gebiete sind in derselben Weise zu ermitteln, die Hr. Dr. Ballod zur Feststellung der städtischen Bevölkerung anwandte: sie sind einfach gleich dem aus der Rechnung folgenden Rest.

6.822 Mill. industrielle Erwerbsthätige entsprechen einer Gesammtbevölkerung von 38 Mill. Es ergibt sich also ein Verhältniß von 1 : 5.6. Dann vertreten 1.36 Mill. industrielle Erwerbsthätige eine „vorherrschende industrielle Bevölkerung“ von 7.6. Addirt man dies zu den obigen 38 Mill., so erhalten wir eine „vorherrschend industrielle“ Bevölkerung von 45.6 Mill. Es blieben dann von der Gesammtbevölkerung Deutschlands 6.6 Mill. übrig, die man „rein agrarische Bevölkerung“ zu nennen hätte. 38 Mill. vorherrschend industrieller Bevölkerung stellen 512,041 Mann; 7.6 Mill. vorwiegend industrieller Bevölkerung also 102,402 Mann; 614,000 Mann der deutschen Armee entstammten also aus vorwiegend industriellen Bezirken und nur 145,000 aus rein landwirthschaftlichen!

Was möchte Hr. Dr. Ballod sagen, wenn ich dieses Ergebniß etwa in der „Freisinnigen Zeitung“ veröffentlicht hätte, in Drucklettern, die in der Regel nur im Anzeigetheil Verwendung finden? Hätte er mich angegriffen, weil ich in der „Freisinnigen Zeitung“ schrieb oder nicht vielmehr, weil ich mich dieses sonderbaren Kunstgriffs bediente?

[1]) Eine Erwiderung des Hrn. Dr. Kuczynski wird in nächster Woche von uns veröffentlicht werden. Wir gedenken mit ihr und dem obenstehenden Artikel die Diskussion über die angeregten Fragen in unserem Blatte vorläufig abzuschließen. D. Red. d. Beil.

Die Gunst der Umstände hat übrigens Hrn. Dr. Ballods Rechnung weit schönere Ergebnisse liefern lassen, als die meine. Wohl lernte ich mit 5.6 multiplizieren, wo er sich mit 4.4 begnügen mußte, aber er kann zu 14.37 Mill. „vorwiegend landwirthschaftlicher Bevölkerung" 22.3 Mill. fügen, also $1^2/_3$, während ich zu 38 Mill. „vorwiegend industrieller Bevölkerung" nur 7.6 Mill., also nur $^1/_5$ hinzuthun konnte.

Wie ich, gleich Brentano, betont habe, liegt die Wehrfähigkeit des Deutschen Reiches in der absoluten Truppenzahl, nicht im Verhältniß von Rekruten zur Bevölkerung. Es handelt sich nicht um relatives Verdienst an der Hervorbringung der Armee, sondern um absolute Anzahl der hervorgebrachten Rekruten.

Hr. Dr. Ballod steht indeß auf dem Standpunkt, daß hier die Relativzahl von Werth sei. Brentano's überwiegende Industriegebiete ergeben auf 10,000 der Bevölkerung 135 Rekruten, seine vorwiegend agrarischen Gebiete dagegen 172. Diese Verhältnißzahl vermag nichts an der Thatsache zu ändern, daß die Agrargebiete in absoluten Zahlen nur 247,000 Mann, gegen 512,000 stellten. Hr. Dr. Ballod hat durch das erwähnte Manöver die absolute Zahl zu seinen Gunsten verändert. Ein ähnliches konnte ich gleichfalls vornehmen. Bei der Berechnung der Relativzahl ist nun Dr. Ballod wieder im Vortheil. Auf 10,000 berechnet, stellen die vorwiegend agrarischen Gebiete 172 Mann. 22 Mill. hebt er aus Brentano's vorwiegend industriellen Gebieten heraus und nimmt an, daß sie gleichfalls auf 10,000 172 Mann stellen, während sie nach den im industriellen Bezirk herrschenden Verhältniß nur 135 Mann stellten. Auf je 10,000 Mann hat also Ballod 37 Mann herausgenommen und um 22×37 das Verhältniß für die übrigen bleibenden 15.6 Mill. zu deren Ungunsten verrückt (um 814). Für je 10,000 verschlechterte er es um $\frac{814}{15.6}$, also um 52. Hiedurch erhielt er an Stelle dieses Satzes von 135 für 10,000 einen solchen von nur $81 = 135 - 52$.

Da ich bereits die Vergleichszahl, von der Hr. Dr. Ballod ausging, für nutzlos erachtete, kann ich zu der absoluten Zahl zurückkehren, nachdem ich gezeigt habe, warum Dr. Ballods Relativzahl für die vielen Industriebezirke so niedrig geworden. Diese absolute Zahl ist in der Weise gewonnen worden, daß Dr. Ballod die landwirthschaftlich Erwerbsthätigen der „vorwiegend industriellen Gebiete" mit dem Verhältniß der landwirthschaftlich Erwerbsthätigen zu der Gesammtbevölkerung der vorwiegend agrarischen Bezirke multiplizirt. Da 3.249 landwirthschaftlich Erwerbsthätige auf 14.38 Mill. Gesammtbevölkerung kamen, war das Verhältniß 4.4. Hätten die landwirthschaftlich Erwerbsthätigen ein noch größeres Uebergewicht im vorherrschend landwirthschaftlichen Bezirk gehabt, also wäre sie z. B. 4.9 Mill. stark gewesen, dann hätte ihr Verhältniß zur Gesammtbevölkerung 3 betragen. Statt 4.4×5 Mill. landwirthschaftlich Erwerbsthätiger der Industriebezirke wären 3×5 Mill. „vorwiegend landwirthschaftlicher Bevölkerung" herübergekommen, also 7 Mill. weniger als vorher. Die rein industrielle Bevölkerung wäre dann $15.6 + 7$ Mill. $= 22.6$ und die vorwiegend landwirthschaftliche nur 29.38. Betrüge das Verhältniß 2.2, d. h. wäre fast jeder Erwerbsfähige der vorwiegend agrarischen Gebiete landwirthschaftlich erwerbsthätig, dann kämen gar nur 11 Mill. landwirthschaftlicher Erwerbsthätiger hinzu. Je geringer also im agrarischen Gebiete die Zahl der Industriellen ist, desto geringer ist die Zahl der Landwirthe, die aus den vorwiegend industriellen Gebieten herüberkommen. Wenn dagegen in dem vorherrschend agrarischen Gebiet nur noch knapp 50 Proz. der Erwerbsthätigen agrarisch erwerbsthätig sind, dann ergibt sich bei einem Verhältniß von 5.6 eine vorwiegend agrarische Bevölkerung in den Industriegebieten von 30 Mill.! Je geringer der Prozentsatz der Industriellen in den vorwiegend landwirthschaftlichen Distrikten ist, desto geringer wird das, was Dr. Ballod vorwiegend landwirthschaftliche Bevölkerung nennt! Hr. Dr. Ballod wirft mir vor, ich hätte die Worte „Prozentsatz nicht landwirthschaftlicher Bevölkerung", den Brentano's vorherrschend agrarische Gebiete enthalten, unterschlagen. 29 Proz. der Erwerbsthätigen der vorherrschend landwirthschaftlichen Gebiete waren industriell erwerbsthätig. Diese 29 Proz. hat Dr. Ballod unterschlagen, indem er sich hinter das Wort „vorwiegend" verkroch. Wären in 14.38 Mill. Gesammtbevölkerung 6.5 Mill. agrarisch erwerbsthätig gewesen und nur 30,000 Industrielle, dann kämen zu dieser vorwiegend agrarischen Bevölkerung nur 11 Mill. hinzu, so daß wir 25 Mill. vorwiegend Landwirthe hätten. Weil nur 3.249 Mill. landwirthschaftlich Erwerbsthätige und 1.36 Mill. industrielle drin waren, erhalten wir 22 Mill. dazu und 36.6 Mill. vorwiegend „agrarische Bevölkerung".

Das „rein industrielle Wirthschaftsgebiet", das Dr. Ballod ermittelt zu haben glaubt, enthält 15.56 Mill. Unter einem „rein industriellen Wirthschaftsgebiet" versteht man ein solches, wo unter 1000 Erwerbsthätigen sich ausschließlich oder fast ausschließlich industriell Erwerbsthätige finden. Man müßte, zur Ermittelung dieser Flächen, die Gebiete, in denen solch ein Verhältniß besteht, abgrenzen und dann die Bewohnerzahl dieser Gebiete addiren. Eine einfache Multiplikation der agrarischen Minorität der „vorwiegend industriellen Gebiete" mit dem Verhältniß der agrarischen Majorität zur Gesammtbevölkerung der „vorwiegend agrarischen Gebiete" ergibt alles eher, als die „rein industriellen Gebiete" nebst der sie bewohnenden Bevölkerung. Wenn die agrarische Majorität fast gleichbedeutend mit Gesammtbevölkerung ist und daher das Verhältniß 2.2 ergibt, dann bleibt eine rein industrielle Bevölkerung von $38 - (5 \times 2.2$ Mill.) übrig, also von 27 Mill.; wenn die agrarische Majorität sehr gering ist und das Verhältniß 5.6 liefert, behalten wir nur $38 - 5 \times 5.6$ Mill., also 10 Mill. übrig, während Dr. Ballod bei einem Verhältniß von 4.4 15.56 Mill. erzielte. Da das Verhältniß, mit welchem die agrarische Minorität multiplizirt wird, rein zufällig ist, von außen stammt und nicht abhängig ist von irgendwelchen Beziehungen der vorwiegend industriellen Gebiete, so ist ein vernünftiges Ergebniß ganz ausgeschlossen.

Wir können aus der Berufsstatistik feststellen, daß 36 Proz. unsrer Bevölkerung agrarisch und 64 Proz. industriell u. s. w. erwerbsthätig sind. Welche Rekrutenanzahl jede dieser beiden Berufsgruppen stellt, können wir nicht ermitteln. Wir können feststellen, daß 14.38 Mill. Bevölkerung in vorwiegend agrarischen und 38 Mill. in vorwiegend industriellen Bezirken wohnen. Die ersteren Gebiete — nicht Klassen — liefern 247,945 Mann, die letzteren 512,041. Es stammt somit die Mehrzahl unsrer Rekruten aus vorwiegend industriellen Gebieten. Ob diese vorwiegend industriellen Gebiete groß oder klein sind, ob sie mehr Landwirthe enthalten als die vorwiegend agrarischen oder nicht, ist gleichgültig. Sie sind so lange vorwiegend industriell, als auf je 501 industriell Erwerbsthätige nur 499 landwirthschaftlich Erwerbsthätige kommen. Ob die 512,041 Rekruten der vorwiegend industriellen Gebiete von landwirthschaftlichen oder industriellen Eltern stammen, weiß ich nicht. Hr. Dr. Ballod weiß es ebensowenig. Indem er vorgibt, es „approximatio" zu wissen, hat er Rechnungen vorgenommen, die der Ausdruck „Gaunerstückchen" richtig kennzeichnet. Deßhalb, nicht weil er in der „Kreuzzeitung" schrieb, habe ich ihn angegriffen.

Digitized by Google

Die Alpenstraßen im Alterthum.

Die Alpen sind heute bekanntlich eines der gangbarsten Gebirge, da kein Hochgebirge von solcher Ausdehnung so viele und so bequeme Paßübergänge aufweist. Und ebenso wenig sind sie im Alterthum ein Hemmniß des Verkehrs gewesen, wenn auch der gebildeten griechischen wie römischen Welt die Existenz der Alpen, dieser „Mauer Italiens", erst durch den Uebergang Hannibals so recht zum Bewußtsein kam. Es erleidet aber kaum einen Zweifel, daß schon viele Jahrhunderte zuvor Völkerzüge sich auf dem Landwege nach Italien hin bewegt haben mußten, und wenn griechische Berichte die Anlage einer gebahnten Alpenstraße dem vielgewanderten Herakles zuschreiben, so liegt eben darin ein deutlicher Hinweis, daß in sehr früher Zeit ein friedlicher Verkehr zwischen Italien und Gallien auf dem Landwege (über die Westalpen) stattfand. Etrurien scheint mit dem Norden einen schwunghaften Handel betrieben zu haben, lange bevor die Römer zur Herrschaft gelangten, und der Bernstein der Ostsee ist theils auf dem Umweg über Massalia, theils aber auch auf dem Wege des Landhandels in großen Massen nach Italien gelangt. Dem gegenüber wird geltend gemacht, daß Hannibals Alpenübergang den Zeitgenossen als eine so wunderbare und unerhörte That erschien, daß kaum anzunehmen sei, die Alpen hätten vordem im Verkehrsleben gestanden.[1]) Deßhalb braucht aber ein früherer Handelsverkehr nicht in Abrede gestellt zu werden, der freilich nicht so gedacht werden darf, als hätte derselbe bereits zur Anlage gebueter oder gar fahrbarer Straßen über die Joche geführt. Denn wie Heinrich Nissen mit Recht bemerkt,[2]) konnte von einem kunstmäßigen Wegebau nicht die Rede sein, solange die Bergkantone ihre Freiheit behaupteten. Wir müssen uns vielmehr die damaligen Pässe in demselben primitiven Zustande vorstellen, wie er noch heutzutage in vielen Gegenden des Alpenhochlandes angetroffen wird — Naturpfade, die allen Gefährnissen ausgesetzt waren, oft nur den kundigen Eingebarenen bekannt, die aber doch ausreichten, selbst in der schlimmen Jahreszeit den Verkehr vieler Thäler untereinander zu vermitteln. Wenn es nun Hannibal wagte, mit einem vollständigen Kriegsheer, mit Tausenden von Pferden und sogar Elefanten, auf diesen gefahrvollen und steilen Pfaden die Alpenmauer zu überschreiten, so mußte das allerdings bei den Zeitgenossen Staunen und Bewunderung hervorrufen.

Als die römische Herrschaft sich über Spanien und Südgallien ausdehnte, kam es naturgemäß zu einem lebhafteren Verkehr auf dem Landweg, und römische Heere haben schon in republikanischer Zeit den Alpenübergang bewerkstelligt, ohne daß deßhalb viel Aufhebens gemacht wurde. So hat bereits Polybius Kenntniß von vier gangbaren Alpenpässen (über die Seealpen, durch das Land der Tauriner, das Salassergebiet und durch Rätien), und Varro zählt sogar fünf auf, die sämmtlich auf das Gebiet der Westalpen entfallen. Auf die vielumstrittene Frage, welchen Paß Hannibal benutzte, kann hier nicht eingegangen werden; sie wird sich voraussichtlich niemals mit Sicherheit beantworten lassen.

Nachdem Cäsar das übrige Gallien unterworfen hatte, konnten die Römer die Alpenpässe nicht mehr entbehren, es trat die Aufgabe an sie heran, die freien Bergvölker, die den sicheren Durchmarsch gefährdeten, zu bezähmen; eine Aufgabe, welche Augustus und seine Adoptivsöhne durchführten. So kann von einer planmäßigen Erschließung der Alpen erst seit dem Jahre 15 v. Chr. die Rede sein. Strabon schildert den Wegebau des Augustus mit folgenden Worten. „Der Kaiser verband mit der Unterjachung jener Räuber den Ausbau mehrerer Fahrstraßen, soweit dies ausführbar war. Denn nicht überall war es möglich, Felsen und ungeheure Bergwände durchbrechend, die Natur zu bezwingen, tao an der einen Seite steile Felswände aufsteigen, an der anderen tiefe Abgründe gähnen, so daß bei dem geringsten Fehltritt der Sturz in grundlose Schlünde unvermeidlich ist. Sa schmal ist an manchen Stellen der Weg, daß Fußgänger und fremde Saumthiere vom Schwindel erfaßt werden, während die einheimischen Thiere ihre Lasten sicher hinübertragen. Dies läßt sich indessen so wenig abstellen, wie das Herunterrollen ungeheurer Lawinen, die eine ganze Reisegesellschaft packen und in den Abgrund schleudern können." Diese und andere Schilderungen stimmen im allgemeinen zu den uns erhaltenen Resten römischer Alpenstraßen, die in vorzüglicher Weise veranschaulichen, mit welcher Umsicht die römischen Ingenieure zu Werke gingen. Alle Sachverständigen rühmen die Vorsicht, mit der diese Straßen angelegt sind, und die Anwohner halten sie hoch in Ehren, da sie ihnen noch jetzt gute Dienste leisten, ja zum Theil bessere als die modernen Straßen. Der Berg, über den die Straße zu führen war, wurde zunächst genau studirt, seine „Lawinen" wurden nach Möglichkeit erforscht. Für die Richtung war die Sonnenseite des Berges in erster Reihe bestimmend, weil sie wärmer und trockener ist, weil der Schnee sich hier in geringeren Massen anhäuft und das Eis auf der Straße im Frühjahr rascher schmilzt. Gefährliche Stellen, wo Lawinen aber Ueberschwemmungen den Weg oft bedrohen, wußten die Baumeister geschickt zu umgehen. Und so ist die Ausführung dieser Alpenstraßen eine so vortreffliche, daß sie theilweise nach heute benutzt werden, besonders zur Winterszeit, und daß Viele es lebhaft bedauern, daß die neuen Straßen, die ja ohne Zweifel viel mehr Bequemlichkeit bieten, so oft von der alten Richtung abgewichen sind. Ueber den Septimer (2311 m) führte ein gut gebauter Weg von 4 bis 5 Fuß Breite nach Graubünden, der wegen seiner außerordentlich steilen Beschaffenheit jetzt verlassen ist, im Mittelalter aber viel benutzt ward. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür (was neuerdings bestritten wird), daß die Römer ihn gebaut haben, für die starke Steigungen kein Hinderniß waren, die vielmehr ihren Zugthieren unglaubliche Anstrengungen zumutheten, um nur von der geraden Linie nicht abweichen zu müssen. Gleichfalls sehr steil ist die über die Hochfläche des Maloja (1811 m) den Julier (2287 m) ersteigende Straße. Weil dieser Paß unter den Lawinen weniger zu leiden hat und im Frühjahr eher passirbar wird als die anderen Pässe der schweizerischen Alpen, haben die Römer eine Fahrstraße über ihn angelegt; zwar beträgt ihre Breite nur etwa 2½ m, aber die tiefeingedrückten Geleisespuren schließen jeden Zweifel aus, daß auf dieser steilen Straße, welche in drei langgezogenen Kurven rasch die Paßhöhe erstieg, wirklich Wagenverkehr stattgefunden hat. Eine spätere Straße brauchte dazu 9 Kurven, die heutige weist gar 22 auf! Wie es heißt, sind die Anwohner mit diesem langen Wege sehr wenig zufrieden und beklagen es, daß die soviel kürzere römische Straße jetzt fast ganz zerstört ist. Das Gleiche gilt von der Splügenstraße (2117 m), der kürzesten Route zwischen Mailand und Chur, die gegen Ueberschwemmungen und Lawinen größere Sicherheit bieten soll als die in anderer Richtung geleitete neue Straße. Auch sie hat sehr gelitten; nur an der Nordseite ist der Fahrdamm in einer Breite von etwa 5 Fuß streckenweise erhalten. Außer diesen drei Straßen kommen für den Verkehr mit Rätien noch zwei in Betracht, die über die Reschen-Scheideck (1493 m), über welche die von Drusus angelegte und vom Kaiser Claudius chaussirte via Claudia

[1]) Von neuerer Literatur sei angeführt F. v. Duhn, die Benutzung der Alpenpässe im Alterthum. Neue Heidelberger Jahrbücher Bd. II S. 65 ff. und der Artikel Alpes von Partsch in Pauly-Wissowa's Real-Encyklopädie der klassischen Alterthumswissenschaft Bd. I S. 1604 ff.

[2]) Italische Landeskunde Bd. I S. 151.

Augusta bis nach Tridentum führte, und die bekanntere, im Mittelalter viel benutzte über den Brenner (1363 m), der seinen Namen von dem von Drusus bezwungenen Stamm der Breuni hat. Dagegen fehlt es an sicheren Zeugnissen für die Existenz römischer Straßen über den Simplon und St. Bernhardin.

Von den Straßen, welche den Verkehr mit Gallien vermittelten, ist die bequemste die bereits oben angedeutete, schon den Hellenen bekannte ligurische Küstenstraße, die älteste, deren Kunde zu den klassischen Völkern gelangte, der Sage nach von Herakles erbaut, eine Hauptverkehrsader nach Südgallien und Spanien, von Augustus sorgfältig chaussirt (via Julia Augusta). Auf der Paßhöhe kündete weithin ein Siegesdenkmal den Ruhm des Kaisers, die zur Erinnerung an die Unterwerfung der Alpenvölker errichteten Tropaea Augusti, von denen Reste noch heute vorhanden sind und deren Name im heutigen Turbia fortlebt. Größere strategische Bedeutung kommt den drei folgenden Alpenstraßen zu. Zunächst die von Cäsar als kürzeste Verbindung mit Gallien geschätzte Mont Genèvrestraße (Alpis Cottia, 1860 m). In der späteren Kaiserzeit (4. bis 6. Jahrhundert) hieß die Paßhöhe mons Matrona, und da dort Reste eines antiken Tempels, der vermuthlich einer gallischen Gottheit geweiht war, entdeckt wurden, hat man den Namen zu den keltischen Muttergottheiten (Matres, Matronae) in Beziehung setzen wollen, schwerlich mit Recht. Ferner die per Alpes Graias, über den Kleinen St. Bernhard (2192 m) aus dem Thal der Dora Baltea nach Vienne führende, durchschnittlich fast 3 m breite Fahrstraße, von deren vorzüglichem Bau (mit monumentalen Brücken, Felsdurchsprengungen u. s. w.) noch stattliche Reste zeugen. Auch ihren Ausbau hat Augustus besorgt und durch Ausrottung des Stammes der Salasser die bis dahin auf der ganzen Route bestehende Unsicherheit beseitigt. Nach Strabon gab es einen zwiefachen Weg aus Italien nach dem mittleren Rhonethal und Lyon, einen längeren, fahrbaren, durch das Gebiet der Ceutronen — das ist die eben erwähnte Fahrstraße über den Kleinen St. Bernhard — und einen kürzeren, schmalen und steilen, für Fuhrwerke nicht gangbaren über den Poeninus. Damit ist der Große St. Bernhard gemeint, dessen Höhe (2491 m) das Heiligthum eines keltischen Gottes, des Juppiter Poeninus, krönte, dem die Reisenden Votivgaben für sicheres Geleit zu spenden pflegten, ein Kult, der, nach den Funden zu urtheilen, sehr bekannt und sehr alt gewesen sein muß. Auch diese Straße, welche, wie es scheint, wegen der geringen Breite (1.5 m) und der erheblichen Steigung nie befahren wurde, ist erst durch Augustus gegen die räuberischen Salasser gesichert worden. Ungefähr an derselben Stelle, wo einst der Tempel des heidnischen Gottes stand, erhob sich im Jahre 962 das Hospiz des hl. Bernhard, dem auch die heutigen Wanderer, denen es Obdach geboten, ihre Opfergabe nicht versagen. Die alte Straße wird übrigens noch heute da, wo sie erhalten ist, wegen ihrer guten Unterlage und ihrer Trockenheit gerühmt und für Reiter und Saumthiere empfohlen.

Auch das Gebiet der Ostalpen durchschnitten mehrere Straßen, die den Verkehr nach Illyrien (d. h. Noricum, Pannonien und Dalmatien) vermittelten. Hier waren viel geringere Verkehrshindernisse zu überwinden, als in den Zentral- und Westalpen; denn der Saifnitz oder Tarvispaß (797 m), über den die Hauptstraße nach Noricum führte, und der Birnbaumer Wald (Alpis Julia oder Oera, 830 m) kommen, weil verhältnißmäßig niedrig, als solche kaum in Betracht. Auf der letzten Straße fand, wie Strabon berichtet, lebhafter Wagenverkehr zwischen Aquileja und Laibach statt, und sie wird schon in sehr früher Zeit Handels- und Verkehrszwecken gedient haben, ebenso wie die über den Monte Croce und die Pleckenalp (1360 m) aus dem Thal des Tagliamento nach Noricum führende Straße, deren hohes Alter durch eine venetische Inschrift bezeugt ist.

Es dienten also zur Römerzeit im Gebiete der Westalpen dem Verkehr vier Hauptstraßen, von denen drei fahrbar waren; im Gebiete der Zentralalpen vom Mont Blanc bis zu den Tauern mindestens ebenfalls vier, darunter zwei fahrbare, und im Osten drei. Diese 11 — Andere zählen 16 und mehr — mochten für die Bedürfnisse der Römer genügen, und mit ihren verschiedenen Abzweigungen reichten sie auch thatsächlich aus, das gesammte Alpengebiet zugänglich zu machen, zugänglicher vielleicht, als es im Mittelalter und in der neueren Zeit bis ins vorige Jahrhundert gewesen ist. Denn wenn das Mittelalter auch einige neue Pässe eröffnet hat (z. B. den St. Gotthard im 13. Jahrhundert), so blieb es doch in der Hauptsache den erprobten Römerstraßen treu, so treu, daß es sogar versäumte, die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Schäden auszubessern. So verwahrlost, verfielen sie mehr und mehr und geriethen in eine solche Beschaffenheit, die schließlich den Gebrauch von Wagen ganz ausschloß. „Wir lesen vom Brenner," sagt Nissen, „daß es 1480 hier Strecken gab, welche der Reisende, das Pferd am Zügel, unter unsäglicher Anstrengung mit Angst und Zittern überwinden mußte, andere Strecken, welche der schmelzende Schnee Frühlings in einen reißenden Gießbach umgewandelt hatte. Von Norddeutschland bis Rom brauchte man 70 Tage und legte im Durchschnitt 4 deutsche Meilen des Tags zurück: etwa ein Fünftel der Schnelligkeit, die sich im Alterthum mit Miethsfuhrwerk erreichen ließ" — ganz zu schweigen von der Schnelligkeit, mit der die Depesche von der Varuskatastrophe aus Köln nach Rom gelangte (213 deutsche Meilen in 5 Tagen). Fahrstraßen moderner Konstruktion über die Alpen datiren erst seit etwa einem Jahrhundert: 1772 die Straße über den Brenner, 1806 die über den Simplon. In rascher Folge schlossen sich andere an, so daß man vor 50 Jahren nicht weniger als 25 Haupt- und 100 fahrbare Nebenstraßen im Alpengebiet zählte und dazu eine Masse von Saumpfaden, von denen mancher schon im Alterthum begangen worden sein mag. m.

Eine dunkle Shakespeare-Stelle.

Dead! for a ducat, dead! Mit diesen Worten „wettet" nach der allgemein adoptirten Auffassung Hamlet, daß er die hinter der Tapete verborgene „Ratte" tödten werde.[1] Demgemäß ist denn auch die Schlegel'sche Uebersetzung der Stelle: „Todt! für 'nen Dukaten, todt!" von den späteren Herausgebern modifizirt worden:

„Todt! ich wett ein Goldstück, todt" (Else).
„Todt! 's gilt ein Goldstück, todt!" (Max Koch).

Allein ich muß offen gestehen, daß mir diese „Wette" der Stimmung Hamlets in jenem Augenblick nur wenig zu entsprechen scheint.

Es gibt m. E. in dem ganzen Hamletdrama nur zwei Scenen, in welchen uns der Prinz recht eigentlich „außer sich" und momentan von dem „Wahnsinn", welchen er zu markiren sich vorgesetzt, wirklich ergriffen sich zeigt. Es ist dies einmal die hier in Betracht kommende Scene — die vierte des dritten Akts — und dann, im fünften Akt, der „Ringkampf" mit Laertes in Opheliens Grab. In beiden Fällen erhalten wir die Bestätigung eines anormalen Geisteszustandes aus Hamlets eigenem wie aus dem Munde der

[1] Die von K. Loening: Die Hamlet-Tragödie Shakespeare's S. 202 vertretene Ansicht, daß die Worte erst unmittelbar nach der That gesprochen werden, so daß die „Wette" der Ausdruck „innerer Befriedigung über einen errungenen Erfolg" sei, dünkt mir von vornherein unhaltbar.

Königin. „Nun tränk' ich wohl heiß Blut und thäte bittere Dinge, die der Tag mit Schaudern säh'" sagt Hamlet (III, 1), als er nach dem Schauspiel zu seiner Mutter gerufen wird. Und die Letztere berichtet später (IV, 1) die Tödtung des Polonius mit den Worten: „Er rast wie See und Wind wenn beide kämpfen wer mächtiger ist . . . und tödtet blindlings in des Wahnes Hitze (in his brainish apprehension) den guten alten Mann." Zu dem erwähnten Auftritt des fünften Aktes sind in gleichem Sinne die begütigenden Worte Hamlets zu vergleichen: „War's Hamlet, der Laertes kränkte? Nein, wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist, und, weil er nicht er selbst, Laertes kränkt, dann thut es Hamlet nicht, Hamlet verleugnet's. Wer thut es denn? Sein Wahnsinn. . . . Sein Wahnsinn ist des armen Hamlets Feind." Und die Worte der Königin: „Dies ist bloß Wahnsinn; so tobt der Anfall eine Weil' in ihm" u. s. f.

Wir haben es hier indeß nur mit der ersten der beiden angeführten Scenen (III, 4) zu thun.

Auf dem Wege zur Mutter trifft Hamlet den betenden König. Schon will er zustoßen, als die alte Feindin seiner Thatkraft, die Reflexion, wieder dazwischen tritt: „Das hieß': ein Bube ermordet meinen Vater, und dafür send' ich, sein einz'ger Sohn, denselben Buben gen Himmel." In einer durch diesen Zwischenfall noch gesteigerten Erregung tritt Hamlet bei seiner Mutter ein. Als nach den ersten Wechselreden der Prinz, um die geängstigte Frau an der Flucht zu verhindern, die Thüre verschließt, ruft die Königin um Hülfe. Der hinter der Tapete verborgene Polonius stimmt den Schrei auf. Hamlet, der in dem unerwarteten Lauscher naturgemäß den König vermuthet,[1]) greift blitzschnell zum Schwert. Jetzt kann und wird er die eben noch aufgeschobene Rache vollziehen! Und keine Reflexion ist diesmal bereit, den schon erhobenen Arm zu lähmen? Sicherlich! Mit gewohntem „Scharfblick" hat sie sofort die für ihren Angriff geeignete „schwache Stelle" herausgefunden. „Feigling", raunt sie dem Wüthenden zu, „ist das, was du im Begriff bist zu thun, die That eines Edelmanns? Den arglos Ungerüsteten willst du heimtückisch ermorden, wie der erste beste gedungene Bandit?" Aber, o Wunder, die oft erprobte Macht versagt diesmal! Hamlet ist „außer sich", das heißt, er hat die Gewalt über sich selbst verloren. Er „hört" die Warnung, aber anstatt ihr zu folgen, spielt er mit ihr: „Ein Bravo bin ich also; sei's drum. Zugestoßen!" Was ihn in einem ruhigeren Augenblick tief und sicher getroffen hätte, der Vorwurf der Feigheit, jetzt prallt er machtlos ab. Der Durst nach „heißem Blut" hat jedes andere Empfinden in seiner Brust ertödtet!

Damit wären wir zu der Bedeutung gelangt, welche ich den eingangs erwähnten Worten zu geben geneigt bin: dead for a ducat; mich dünkt der bisher unbeachtet gebliebene Gleichklang der Anlaute der beiden hauptsächlich in Betracht kommenden Worte, des ersten und letzten, keineswegs bedeutungslos. Die „Alliteration" legt die Vermuthung nahe, daß wir es hier mit einer volksthümlichen Redewendung zu thun haben.[2]) Was aber könnte, sofern diese Vermuthung zutreffend wäre, die Bedeutung dieser Worte sein? Was anders als eine umschreibende Bezeichnung für die damals weitverbreitete Zunft der berufsmäßigen Halsabschneider, jener verwegenen Gesellen, die für einen „Dukaten" (der „Preis" ist natürlich willkürlich, eben des Gleichlauts wegen, gewählt), Jeden, der ihnen bezeichnet wurde, auf die Seite brachten.

Als einen solchen „Bravo" aber betrachtet sich, wie wir gesehen haben, Hamlet in diesem Augenblick in grimmem Spotte selbst.[3]) Allerdings werden wir den Ausruf, so aufgefaßt, etwas anders als bisher üblich zu interpungiren haben, nämlich so: Dead for a ducat! — Dead![2]) Das zweite „dead" würde dann im Moment des Stoßes und wie um die Wucht desselben zu verstärken, gesprochen werden.

Was nun die Bedeutung dieses Dolchstoßes, resp. der Ermordung des Polonius, für das ganze Drama betrifft, so bezeichnet Löning (a. a. O. S. 363) mit vollem Recht diesen „Akt höchster Leidenschaft" als das „eigentlich tragische Moment" des Stücks. Allein mich dünkt, daß diese Tragik, will man ihr völlig gerecht werden, doch noch etwas anders gefaßt werden sollte als dies bisher und auch von Löning geschehen ist.

Der Tod des harmlosen Schwätzers, der seinen übelangebrachten Diensteifer so schwer büßt, ruft unsre Theilnahme, aber keineswegs ein tragisches Mitleid hervor. Nur durch das Verhalten und die Schicksale der Kinder — Opheliens Tod und die Rache des Laertes — gewinnt der an und für sich, vom dramatischen Standpunkt, völlig gleichgültige Zufall eine erhöhte Bedeutung. Allein auch diese für den weiteren Verlauf des Stücks wichtigen, ja ausschlaggebenden Konsequenzen der Ermordung würden uns noch nicht berechtigen, in dem Tode des alten Mannes das tragische Moment des Dramas zu sehen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß wir im Hamlet eine Charaktertragödie vor uns haben und daß demgemäß die äußeren Geschehnisse nur in dem Maße, wie sie durch den Charakter und den Gemüthszustand des Helden bedingt werden, eine Bedeutung beanspruchen können. Nicht in dem äußeren und immerhin „zufälligen" Ereigniß der Ermordung des Polonius, sondern darin, daß dieselbe nur aus einem kritischen Wendepunkt im Charakter Hamlets heraus möglich wurde, liegt die hervorragende Bedeutung dieses Vorgangs.

Was mit diesem „kritischen Wendepunkt" gemeint ist, ergibt sich aus dem oben Gesagten. Zum erstenmal entzieht sich Hamlet in jener Scene dem Einfluß derjenigen Macht, die er bisher als seine größte Widersacherin betrachtet hatte, ihr, die alle seine Versuche, sich zum Handeln aufzuschwingen, stets wieder zu Boden geschlagen hatte, der Reflexion. Aber er entzieht sich ihr nicht vermöge der Kraft seines Willens, sondern von blinder Leidenschaft unterjocht, ist er außer stande dem mahnenden Ruf gerade das eine Mal zu folgen, wo er zu seinem Heile an sein Ohr dringt, um ihn von einer unseligen, verhängnißvollen und überdies von einer feigen That zurückzuhalten.

Dieser Feigheit, die er zu jeder anderen Zeit verabscheut, wird sich Hamlet deutlich bewußt; dennoch begeht er die That. Und eben damit ladet er die tragische Verschuldung auf sich, die nothwendig — und nicht als Folge eines „Zufalls" — zu seinem Untergange führen muß!

An der Schwelle des Todes erst wird ihm die Erreichung dessen gewährt, was die Hauptaufgabe seines ferneren Lebens bilden sollte: die Vollstreckung der Rache! Zugleich darf er sterbend, in Ausübung der übernommenen Sohnespflicht, die Schuld noch sühnen, die er durch die schnöde, wenn auch ungewollte, Ermordung von Opheliens Vater auf sich geladen hatte.

---

[1]) Auch hier ist m. E. Loenings gegentheilige Ansicht — ibid. S. 362 f. — entschieden abzulehnen.

[2]) Es sei, um unter unzähligen Beispielen nur dies eine zu erwähnen, an das aus Dickens ja genugsam bekannte „dead as a doornail" erinnert.

[3]) Es versteht sich von selbst, und ist auch psychologisch ohne weiteres einleuchtend, daß sich der ganze oben ausführlich geschilderte geistige Vorgang in Hamlets überhitztem Hirn mit Blitzesschnelle und ohne daß die angedeutete: „Einflüsterung" der Reflexion in Worten zum Ausdruck gelangt, vollziehen muß.

[4]) Nur beiläufig sei darauf hingewiesen, daß sich die Alliteration auch in der deutschen Uebersetzung ohne Zwang beibehalten ließe: „Todt für 'nen Thaler! — Todt! —

Das ist die poetische Gerechtigkeit in dieser Tragödie, und in dem Sinn dürfen wir freilich die Tödtung des Polonius das tragische Moment des Hamletdramas nennen.

F. W. v. Westenholz.

Kenzan.

Das soeben erschienene Jahrbuch der Hamburger wissenschaftlichen Anstalten XIV enthält eine Arbeit des Direktors Justus Brinckmann, auf die hier auch solche Leser hingewiesen werden sollten, die jener inhaltsreichen Zeitschrift sonst ferner stehen. Brinckmann schreibt über den japanischen Töpfer Kenzan; seine Arbeit ist in vieler Beziehung höchst bemerkenswerth.

Zunächst fußt das Buch nahezu vollständig auf den Werken des Meisters und den japanischen und anderen Quellen, die sich in dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe befinden. Daß heute das Material über einen Künstler an einer Stelle vereinigt ist, ist gewiß eine Seltenheit. Brinckmann hat diese Werke, die jetzt mit Gold aufgewogen werden, gesammelt, als man anderswo noch zumeist große japanische Exportstücke kaufte und den Sinn für die intimeren und fast unscheinbaren Werke höchster Künstlerschaft kaum entwickelt hatte. Die Arbeit selbst führt denn nicht bloß einen der größten keramischen Meister vor, sondern wir werden auch mit japanischem Leben, mit Land und Volk, dem Kenzan entsprossen ist, bekannt gemacht. Der Verfasser hat somit ein Kulturbild geschaffen — eine für den Europäer unendlich schwierige Aufgabe, in der Probleme zu lösen und fast tausendjährige Bildungsstoffe zu durchdringen waren, wie sie auf diesem Gebiete heute vielleicht nur der vielgeehrte Verfasser lösen konnte. Ein Kunstwerk oder einen Künstler allein herauszuheben, ist viel leichter und äußerlich auch dankbarer, weil der Gegenstand um so klarer erscheint, je mehr die Umgebung zurücktritt. Das Bild wird aber unecht und übertrieben: ein Bauer im Walde, eine Blume auf dem Felde sind richtig nur in ihrer Umgebung gegeben, nicht für sich allein und losgelöst von allen Bedingungen ihres Wachsens.

Hat Brinckmann, als er an die Arbeit ging, in seinem unerbittlichen Gefühl für das Echte erkannt, daß er so und nicht anders einen nationalen Künstler schildern dürfe, oder hat ihn jene völlige Durchsättigung des japanischen Lebens und Wesens mit Kunst, wie sie nur noch in der griechischen Antike anzutreffen ist, erkennen lassen, daß sich ein Künstler dort gar nicht aus seiner Umgebung loslösen läßt? Jedenfalls war der dornenvollere Weg für ihn der beste. Liest man das Buch, so scheint der Künstler Kenzan fast zurückzutreten vor diesem reichen Gesammtbilde. Wir sehen die die Sitten und die Poesie der Japaner, ihren enthusiastischen Naturssinn, die dem Volksleben innig verbundene Kunst, die Landschaft und dazwischen den Künstler. Es ist so natürlich gewachsen, daß auch das, was er in Gefäßen geschaffen und mit Bildern und Versen verziert hat, so selbstverständlich erscheint, daß uns die Bewunderung für sein Werk gar nicht auskommt. Dafür kommt aber etwas weit schöneres über uns: das Gefühl der Harmonie und des Denkens.

Worin besteht nun aber das Werk des Kenzan? Es sind keine dekorativen Prachtstücke. Es ist eine große und mannichfaltige Menge kleiner und kleinster Gefäße für den Thee, alles Gebrauchsstücke und doch Kunstwerke erster Art. Man muß sich, um das zu verstehen, erinnern, mit welcher Verfeinerung sich der Japaner dem Genuß seines Nationalgetränkes hingibt. Zu Kunstwerken gestempelt werden diese Sachen durch die vollkommenste Beherrschung des Töpferthons, der bald fein-, bald grobkörnig, immer nur Material und Gebrauchszweck, die naturnothwendig entwickelte Form erhält und nun entsprechend der Farbe des Scherbens, der übergeflossenen Glasur und der Grundform des Gefäßes mit unendlich feinem Farbensinn und Stilgefühl bemalt ist. An Motiven nimmt der Meister alles, und alles verwendet er mit der gleichen Meisterschaft. Treibt es ihn einmal, einer Empfindung Ausdruck zu geben, so schreibt er einen poetischen Spruch über das Gefäß. Brinckmann bringt uns solche kurzen Strophen in deutscher Umformung; sie würden in ihrem lapidaren Stil und ihrem kondensirt poetischen Ausdruck Goethe erfreut haben.

Die Abbildungen Kenzan'scher Werke, von der Hand W. Weimars, des ausgezeichneten künstlerischen Assistenten und Schülers Brinckmanns, schmücken das Buch. Dazu hat eine hamburgische Dame, Frl. Henriette Hahn, andere Stücke nach japanischem Verfahren in farbigen Holzschnitten wiedergegeben. Was die Künstlerin hier noch schuf, ist eine für uns neue Technik von überraschenden Resultaten.

Die schönen Schlußbetrachtungen des Buches mögen im Auszuge hier folgen: Je mehr das Verständniß sich vertiefen wird für die in der bildenden Kunst Japans lebendigen Ueberlieferungen, für ihren innigen Zusammenhang mit der dichtenden Kunst, für den engen Anschluß ihrer Werke an die Anforderungen des Lebens, für den der Ueberladung abholden Geist der alten Meister, die den ästhetischen Genuß in der künstlerischen Ausgestaltung eines einfachen Motivs zu gewähren strebten, desto sicherer werden die gedankenleeren und geschmacklosen Nachahmungen japonischer Vorwürfe aus unserm Kunsthandwerk verschwinden, desto fruchtbringender aber wird auch das Studium japanischen Kunstschaffens sich unserm eigenen Kunstschaffen erweisen.

E. v. Ubisch.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. N. Die Hansebrüder. Roman von Ernst Muellenbach (E. Lenbach). Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1898. — Nicht oft haben wir einen Roman gelesen, bei dem wir so lebhaft bedauern mußten, daß die Kraft des Dichters nicht bis zum Schlusse anhält und nicht in allen Stücken gleich aufkommen ist, denn diese „Hansebrüder" erfassen einen Stoff, der einer großen Kraft würdig wäre und versprechen in der ersten Hälfte das Allerschönste, das leider die zweite nicht hält. Es ist ein Milieuroman, ohne die Milieutechnik, denn Muellenbach ist, wie er selbst sagt, kein „Moderner" — hier hätte ein gut Theil moderner Art wohl genützt. Das Milieu des Romans bilden die Gesellschaft an den kleinen deutschen Universitäten und die Menschen aus dem höheren Lehramt der Gymnasien und Töchterschulen. Der Dichter scheint sie gründlich aus eigener Erfahrung zu kennen, und die Kritik, die er an ihnen so liebevoll und warm übt, entbehrt doch auch nicht der satirischen Spitzen.

Seitdem Gustav Freytag in der „Verlorenen Handschrift" deutsches Professorenthum schilderte, haben sich die Verhältnisse in und außerhalb der Universitäten gründlich geändert. Der Wohlstand der Nation hat sich bedeutend gehoben und mit ihm auch die materielle Werthschätzung des akademischen Berufs, wenn auch nicht immer von Seiten des Staates, aber doch von Seiten der Gesellschaft. Nach Muellenbach — und er dürfte hierin gewiß recht haben — ist der Betrieb der Wissenschaft heutzutage doch auch nur den Wohlhabenden möglich. Ein Privatdozent muß zumeist viele Jahre warten, bis er eine Professur erlangen kann. Woran kann er inzwischen leben, wenn er nicht Privatvermögen hat oder ein einträgliches Fach ergriff? Nicht immer findet er ein bescheidenes Staatsämtchen, das ihm über die schwere Wartezeit hinweghilft; nicht immer vermag er sich mit der Feder ein kleines Einkommen zu sichern, denn man weiß so, wie wenig einträglich die wissenschaftliche Schriftstellerei in den allermeisten Fällen ist. Darum geben — wie Muellenbach beschreibt — auch an den gelehrten Stätten, wo doch nur Talent und Leistung maßgebend sein sollten, die glücklich Besitzenden den Ton an. Auch dort werden die Reichen ge-

schätzt und die Gelehrten streben — halb freiwillig, halb getrieben — selbst nach Reichthum. Der moderne Privatdozent sucht sich zunächst durch eine reiche Heirath seine Existenz zu sichern. Auch der Militarismus der Zeit ist nicht ohne Einfluß auf die akademische Menschheit geblieben. Visitkarten mit den Titeln: „Privatdozent und Lieutenant in der Reserve" sind typisch für die Gegenwart; Mancher ist mehr stolz auf die zweite, als auf die erste Eigenschaft. Diese Beobachtungen Muellenbachs sind ohne Zweifel richtig, und er hätte sie noch durch manche andere vermehren können, wie z. B. die, daß oft Professoren wie Primadonnen licitirt werden u. dgl. m. Aber, wie gesagt, Muellenbach ist kein bitterer, sondern ein liebenswürdiger Sittenschilderer. Er hält sich lieber bei den sympathischen, als bei den unsympathischen Gestalten und Zuständen auf, und in die Mitte seines Romans hat er den „Hansebruder", Privatdozent der Philosophie, Dr. Hans Ritter, gestellt, der ein geschichtliches Werk über die Beweise für das Dasein Gottes zu schreiben sa unmodern war und eine bescheidene Hülfsbibliothekarstelle bekleidet, die ihn über Wasser hält. In Mußestunden schreibt er Novellen, die, wenn sie gelingen, mehr als sein Amtsgehalt eintragen. Den Uebernamen „Hansebruder" hat Dr. Ritter in der harmlosesten Weise bekommen. Mit zwei Universitätsfreunden, die beide Lehrer sind und auch auf den Namen Hans getauft sind — Hans Bardolf und Hans Mohr — hat er längere Zeit bei einer alten Wittfrau gemeinsam gelebt. Die drei Junggesellen vertrugen sich sehr gut, bis der eine von ihnen, Bardolf, heirathete; dann geriethen sie, ohne recht zu wissen, wie? auseinander, denn bald heirathete auch der andere Hansebruder Mohr, nur Ritter blieb seiner hehren Geliebten, der Wissenschaft, treu und unvermählt. Die Lebensläufe dieser drei Hansebrüder bilden nun den Inhalt des Romans, so daß er eine Mischung alter und neuer Form bietet. Zu seinem Schaden, denn die Lebensläufe an sich sind nicht eben spannend erfunden, und das hübscheste an ihnen ist nur das Milieubild, die Sittenmalerei, die breiter und fülliger hätte ausgeführt werden dürfen. Am besten ist sie im Lebenslauf des liebevoll gezeichneten Privatdozenten Ritter. Da fällt zumal die Gestalt des Oberbibliothekars und Honorarprofessors für Philosophie Isaak Bernstein auf, eines Juden, der ungeachtet seiner außergewöhnlichen Bildung mit orthodoxer Strenge an den jüdischen Ritualgesetzen festhält. Diese mit wärmstem Humor geschilderte Gestalt ist ein wahres Meisterstück und muthet wie ein Portrait nach der Natur an. Sie allein würde genügen, um Muellenbachs echte dichterische Begabung zu bezeugen. Der Lebenslauf des Hansebruders Bardolf, der ohne Mittel heirathete und thörichterweise das Lehramt verließ, um eine Redakteurstelle an einem Provinzblatte anzunehmen, gibt dem idealistischen Dichter reichlich Gelegenheit, den Jammer eines Mannes zu beschreiben, der da glaubte, für hohe Ideale kämpfen zu können, und erfahren muß, daß ein kleiner Provinzredakteur nach der Pfeife des Blatteigenthümers zu tanzen hat, der nichts weniger als ideale Ziele verfolgt. Der Freimuth, mit dem Muellenbach hier Schäden des modernen Lebens bloßlegt, muß besonders hervorgehoben werden. Daß es dabei an Seitenhieben auf literarische Zustände nicht fehlt, die zu allermeist ins Schwarze treffen, versteht sich von selbst. Der Lebenslauf des dritten Hansebruders führt in die Kreise der vom Betriebe höherer Töchterschulen lebenden Frauen. Wenn irgend ein berühmter Großvater in sa einer Familie lebte, sa dient er als kostbare Reklame. Es genügt auch schon, wenn die Anstaltsbesitzerin einen literarisch berühmten Namen trägt. In Wien bestand bis vor mehreren Jahren ein Töchterinstitut (Fröhlich), das einen Theil seines Renommees dem Umstande verdankte, daß man die Eigenthümerin irrthümlich für eine der berühmten Schwestern Fröhlich hielt, die mit Grillparzer zusammenlebten. Aehnliche Verhältnisse schildert Muellenbach. . . . Im ganzen sind seine „Hansebrüder" ein guter Roman, wenn sie auch in der zweiten Hälfte kürzer sein dürften. Doch verlohnt sich ihre Lektüre schon darum, weil der Dichter durch seine treffliche Prosa und seine persönliche Wärme fesselt.

* Hans H. Busse: Gedankendämon. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger). 82 S. Preis 1 M. — Phantasie ist dem Verfasser dieser sehr freien Rhythmen nicht abzusprechen, auch Ausdauer nicht, hat er sich doch vorgenommen, unter dem Titel „Erde!" — das Ausrufungszeichen ist für diese Art Poesie charakteristisch — eine Serie moderner Lyrik in sieben Bändchen (in Westentaschenformat) erscheinen zu lassen. Ein paar Proben mögen für den Seriendichter Busse sprechen:

„Ein Druck so reich und schwer
lastet auf der Welt. . . .
Faul bummle ich umher,
daß' Niemand, der mich hält."

Auf Seitchen 78 (Seite kann man bei diesem Format kaum sagen) steht das furchtbar gräßliche Wort:

„Ich hasse Alles
und liebe nichts
als Stehn und Blühn
im Sonnen-Brande."

„Der Aermste!" höre ich eine gefühlvolle Leserin voreilig ausrufen. Sie möge mir deßhalb auf Seitchen 67 zurückfolgen, wo sich der nichts liebende Verfasser des „Gedankendämon" vom „großen Strom" in einen „Bier-Palast" treiben läßt:

„Ein hoher
zu Tages-Helle
elektrisch erleuchteter Saal,
überreich geschmückt
mit dunkel-grünen Föhren-Kränzen
und farben-bunten Fähnchen. . . .
Blech-Musik . . .
Rauch und Qualm und Bier-Geruch . . .
Stimmen-Gewimmel
und rothe Gesichter
und lüstern-stumpfe Augen
und Kellnerinnen
und Liter-Krüge,
grau wie Asche . . .
Ich sitze nieder
und trinke . . . trinke . . . und trinke. . . ."

Der Aermste! „Und liebe nichts als Stehn und Blühn im Sonnenbrande." Aber eine kühle Pschorrbräu-Bierhalle ist doch mitunter vorzuziehen. Sa sind die Dichter, man kann sich nie auf sie verlassen. Am Schluß seines interessanten Miniaturheftchens äußert Hr. Busse einen Wunsch, der ihm freilich schwer erfüllt werden dürfte. Er ruft nämlich:

„Gott, Schöpfer, Urkraft,
hör' mich, wenn du bist
Schaff' eine Erde, die mir Erde ist!"

Hans H. Busse ist, wie wir aus dem Umschlag ersehen, Graphologe. Die Publikationen, die er über diesen Zweig der allerneuesten Wissenschaft veröffentlicht hat, mögen gewiß beachtenswerther sein als seine Gedichte. Der Verleger scheint freilich eine andere Meinung zu haben, denn er versichert uns auf dem beigelegten „Waschzettel" schwarz auf weiß, daß Busse's „Gedankendämon" für das Gebiet der modernen Lyrik ein „Ereigniß ersten Ranges" bedeute. Wer wollte dem nach obigen Proben widersprechen!

-ee-

G. **Byron-Korrespondenz.** Der eben erschienene Murray'sche Byron enthält in seinem Anhang 168 Briefe. Moore's Ausgabe der Byron-Korrespondenz, die im Jahre 1830 veröffentlicht wurde, enthielt für denselben Zeitabschnitt nur 61 Briefe, Hallecks Ausgabe von 1847 78 und die im vergangenen Jahre erschienene Henley'sche 88. Somit bietet der eben veröffentlichte Band viel neues und interessantes für die Byron-Forscher; denn die ergänzenden Briefe waren nicht von früheren Herausgebern beiseite gelegt worden, sondern wurden erst aufgefunden. Mr. Prothero, der Herausgeber dieser Byron-Korrespondenz, theilt der »Academy« mit, daß Byron die zum erstenmal veröffentlichten Briefe von seinem 11. bis zu seinem 23. Jahre schrieb. Demnach illustriren sie die dichterischen Bestrebungen und Schöpfungen der Jugendzeit des großen Briten, der »English Bards and Scotch Reviewers« und der ersten zwei Gesänge von »Childe Harold«. In einem der lebendig geschriebenen Briefe lesen wir: „Trin. Coll., Cambridge, Nov. 23, 1805. . . . Meine Mutter und ich haben uns gezankt, was ich mit philo-

sophischer Geduld hinnehme; die Gewohnheit versöhnt mich mit allem." — Drei Jahre später jedoch gibt Byron seine Philosophie auf, oder vielmehr vertauscht sie gegen eine andere. „Ehemals hielt ich mich für einen Philosophen und sprach Unsinn mit viel Würde . . . zu guterletzt hat mich ein Sturz von meinem Pferde davon überzeugt, daß körperliches Leiden ein Uebel ist . . . so wurde ich von einem Anhänger Zeno's zu einem Schüler des Aristippos und begreife nun, daß τὸ καλόν in der Lustempfindung besteht." — Das Titelblatt des Buches zeigt ein bisher unbekanntes Bildniß Byrons, das zwischen 1804 und 1806 entstanden ist.

* **Würzburg.** Dr. Tretzel an der landwirthschaftlichen Hochschule in Karlsruhe hat einen Ruf an die Untersuchungsanstalt der hiesigen Universität erhalten und angenommen. — In der Würzburger Universitätsbibliothek wird, wie die „Frkfrt. Ztg." meldet, am nächsten Sonntag, dem 5. Juni, eine permanente Ausstellung von interessanten Drucken, werthvollen Büchereinbänden und sonstigen bibliographischen Seltenheiten der genannten Bibliothek eröffnet.

* **Gießen.** An der hiesigen Universität werden auch im Herbst dieses Jahres Ferienkurse für Aerzte abgehalten, und zwar von den Professoren Geh. Medizinalrath Riegel Innere Medizin, Boström pathologische Anatomie, Gaffky Hygiene, Löhlein Gynäkologie, den Professoren Vossius Ophthalmologie, Sommer Psychiatrie, Poppert Chirurgie, Dozent Walther Geburtshülfe, Prosektor Henneberg Anotomie. Die Betheiligung weiterer Dozenten und älterer Assistenzärzte an der Abhaltung der Kurse steht in Aussicht.

* **Berlin.** Seinen hundertsten Band beginnt soeben das bekannte Herrig'sche „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen". Begründet wurde die Zeitschrift, von der jährlich zwei Bände in je vier Heften erscheinen, von dem bekannten Sprachforscher und Pädagogen Ludwig Herrig. An ihn schloß sich als Mitherausgeber der feinsinnige Literaturhistoriker Heinrich Viehoff an. Nach Herrigs Tode nahmen die Professoren Julius Zupitza und Stephan Waetzold die Herausgabe der Archivhefte in die Hand. Ihnen folgten die Professoren Alois Brandl and Adolf Tobler in der Redaktion und diese Beiden sind es auch, die eben dem hundertsten Bande das Geleitwort geben, aus dem zu ersehen ist, daß dieser zugleich mit einem in Vorbereitung befindlichen Gesammtregister zu Bd. 51 bis 100 die erste Reihe der Zeitschrift abschließen soll. Mit dem nächsten Bande wird eine neue Zählung, Bd. I der neuen Serie beginnen. Das Archiv wird nach wie vor fortfahren, die Wechselbeziehungen zwischen der wissenschoftlichen Forschung und dem Schulunterrichte auf dem Gebiete der neueren Sprachen zu pflegen, und die ersten Namen neuphilologischer Wissenschaft werden ihm ferner gehaltvolle Beiträge liefern.

* **Wien.** Hier hat sich eine neue Literarische Gesellschaft mit dem Sitz in Wien und Leipzig gebildet, deren Aufruf von einer Anzahl der hervorragendsten Schriftsteller Oesterreichs und Deutschlands unterzeichnet ist. Man hat eine eigene Wiener Verlagsanstalt mit eigener Druckerei und eigener großer illustrirter Wochenschrift in Aussicht genommen und will auch die ärmeren Schriftsteller dadurch betheiligen, daß man ihnen einen Theil ihres Autorenhonorars in Antheilscheinen auszahlt. Ob das den „ärmeren Schriftstellern" wohl recht ist?

△ **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Kampf gegen alle mißliebigen deutschen Elemente an der Universität scheint lustig weiterzugehen: die deutsche theologische Studentenverbindung Markomannia ist unter nichtigen Vorwänden suspendirt worden. Die Verbindung hatte sich dadurch das ganz besondere Mißfallen der leitenden Kreise zugezogen, daß sie sich an der von dem größten Theile der Studentenschaft veranstalteten Abschiedsfeier zu Ehren der zurücktretenden reichsdeutschen Professoren betheiligt hatte. — Wie der „Germania" von hier aus gemeldet wird, sind am 27. v. M. zwei päpstliche Breven eingetroffen, von denen das eine an den Staatsrath Python, das andere an den zeitigen Rektor der Universität, Professor Dr. v. Kowalski, gerichtet ist. Man hält die Breven für die Antwort auf die Briefe, welche Professor v. Kowalski im Verein mit den Professoren P. Michel und P. Berthier während der Osterferien in Rom persönlich überreicht hat. Gutem Vernehmen nach spricht der Papst über die unsern Lesern bekannten Vorgänge des vergangenen Semesters sein Bedauern aus und erklärt als seine bestimmte Willensmeinung, daß die Theologie and Philosophie von Mitgliedern des Dominikanerordens in Freiburg gelehrt werden soll. Es steht zu erwarten, daß die beiden Breven veröffentlicht werden.

* **Brüssel.** Durch einen königlich belgischen Erlaß ist ein internationoler Wettbewerb für die Bereitung einer Masse ausgeschrieben wordea, die bei der Streichholzfabrikotion als Zündstoff dienen soll, keinen weißen Phosphor enthalten darf nnd an allen Flächea entzündbor seia mnß. Der ausgesetzte Preis beträgt 50,000 Fr. Vorsitzender des Prüfungsausschusses ist Staatsminister Woeste in Brüssel. Hoffentlich wird die deutsche chemische Industrie sich mit Erfolg an der Bewerbnag betheiligen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ernst Bader: Führer durch d. Schweiz (Kollektion Lorenz). Freiburg i. B., Lorenz n. Waetzel 1898. — Dr. Menzner: Bäder, Kurorte nnd Heilanstalten Deutschlands. (Schmidts Reisebücher.) Zürich. Cäsar Schmidt 1897. — Baden-Baden und Umgebnngen; Badeorte, Heilquellen nnd Heilanstalten; München und die Königsschlösser. (Bd. 2, 17, 19 von Griebens Reisebüchern.) Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — Führer durch Passau. 3. Aufl. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Dr. Joseph Knepper: Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. (1. Bd., 2. n. 3. Heft der „Erläuterungen nnd Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes", hggb. von Ludwig Pastor.) Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1898. — *A. J. Botermans:* Die hystorie van die seven wijse maneu van romen. Academisch Proefschrift. (Mit Textausgabe.) Haarlem, De Erven F. Bohn. — 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Wörterbuch der Volkswirtschaft

in zwei Bänden.

Bearbeitet von

Prof. Dr. von Below-Marburg, Prof. Dr. M. Biarmar-Greifswald, Prof. Dr. van der Borght-Aachen, Prof. Dr. Karl Büchar-Leipzig, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ludwig Kteter-Berlin, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Flügge-Breslau, Prof. Dr. Fuchs-Freiburg i. Br., Geh Reg.-Rat Prof. Dr. Frhrn. von der Goltz-Bonn, Gerichtssekretär und Privatdozent an der Universität Dr. Carl Grünbarg-Wien, Privatdozent Dr. Max von Hackal-Würzburg, Forstmeister Dr. Jantsch-Hann.-Münden, Bergrat Lengamann, Direktor der Kgl. Berginspektion, Clausthal, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lexis-Göttingen, Bibliothekar Dr. Paul Lippart-Berlin, Prof. Dr. Lotz-München, Prof. Dr. Mischtar-Graz, Landgerichtsrat Dr. Naukamp-Göttingen, Prof. Dr. Piaratorff-Jena, Prof. Dr. Rathgan-Marburg, Hofrat Prof. Dr. Schanz-Würzburg, Dr. Schott, Vorstand des stat. Amtes, Mannheim, Prof. Dr. Sering-Berlin, Dr. Wirminghana, Syndikus der Handelskammer, Köln, Konsul Dr. Zimmarmann-Berlin, Prof. Dr. Zuckarkandl-Prag.

herausgegeben von

Prof. Dr. Ludwig Elster,

Geh. Reg.-Rat und vortragender Rat im Ministerium der Geistl., Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin.

Erster Band.

Abbau. — Hypotheken- und Grundbuchwesen. Nachträge.

Preis für das vollständige Werk in zwei Bänden brosch. 20 Mark, elegant halbfranz geb. 25 Mark. Die Bände werden nicht einzeln abgegeben. (8921)

Der zweite Band wird im Herbste 1898 erscheinen.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 4. Juni. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Buhr in München.

Uebersicht.

Stenographische Einigungsbestrebungen. Von Dr. C. Johnen. — Der Arbeiterschutz in seiner Wirkung auf die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter. Von Friedrich Goldschmit. — Thierische Moral und Seelenlehre. Von Karl Borinski. — Mittheilungen und Nachrichten.

Stenographische Einigungsbestrebungen.

Ein Blatt zu Wilhelm Stolze's 100jährigem Geburtstage.

Von Dr. C. Johnen.

Die Stenographie hat sich im deutschen Kultur- und Geistesleben schon eine angesehene Stellung erworben. Tausende wissen sie als treue Gehülfin ihrer wissenschaftlichen Arbeiten zu schätzen. Das Revolutionsjahr 1848 hat sie zwar erst bekannter, gewissermaßen volksthümlich gemacht, als die Verhandlungen in der Paulskirche durch ihre Hülfe für Mit- und Nachwelt wortgetreu erhalten wurden, und man weiß, daß sich jetzt fast jedes Parlament der Welt durch Stenographen bedienen läßt. Aber schon 50 Jahre vorher, schon 1796, hatte die Einbürgerung der Stenographie in Deutschland begonnen, und vor 2 Jahren hat man in stenographischen Kreisen das Andenken an die „Bahnbrecher der deutschen Kurzschrift", den Oberlonsistorialrath Mosengeil in Meiningen und den Superintendenten Horstig in Bückeburg, festlich begangen. Diese Männer legten schon von Anfang an mehr den Nachdruck darauf, daß die Stenographie ein jedem Gebildeten zugängliches Hülfsmittel zur rascheren und bequemeren Erledigung seines täglichen Schreibpensums sein solle. Von ihren Nachfolgern ist besonders Gabelsberger in weiteren, namentlich süddeutschen Kreisen bekannt geworden; in Bayern hat man 1854, in Oesterreich 1870, in Sachsen 1873 und neuerdings in einigen kleineren Staaten seine Schrift als fakultativen Lehrgegenstand in den höheren Schulen eingeführt. Gabelsbergers Schrift war ursprünglich mehr auf eine Kammerstenographie zugeschnitten und hat durch spätere Reformen erst eine auch als Verkehrs- und Gebrauchsschrift verwendbare Fassung erhalten. Dem Gebildeten, der sich Gabelsbergers ebenso kurzes wie deutliches System geistig zu eigen gemacht hat, ist es gewiß, wie es der Verfasser aus eigener 10jähriger Erfahrung weiß, eine treue Stütze bei wissenschaftlichen Arbeiten. Sie gibt, um hier auch den Laien einigermaßen in die stenographischen Geheimnisse einzuweihen, jedem Laut, sowie den häufigen Lautverbindungen ein einfaches, den Theilzügen des lurrentschriftlichen Alphabets entnommenes Zeichen; sie reiht diese Zeichen aber nicht buchstäblich, wie die Kurrentschrift, aneinander, sondern sucht durch Verschmelzung derselben, sowie durch symbolische Andeutung der Vokale eine größere Kürze zu erzielen; so wird z. B. der Volal a durch Verstärkung, i durch Höherstellung, u durch Tieferstellung des folgenden Konsonanten ausgedrückt. Dazu treten dann weitere Kürzungen häufiger Wörter und für das Nachschreiben von Reden ein besonderes „Satzkürzungsverfahren". Daß aber Gabelsbergers Schrift nicht das Endziel und den Höhepunkt der deutschen stenographischen Bewegung darstellt, zeigen die mannichfachen Verbesserungen und Aenderungsbestrebungen, die das ziemlich verwickelte Regelwerk des Gabelsberger'schen Systems zu vereinfachen und die Schrift im einzelnen genauer und zuverläßiger zu gestalten suchten. Andere erkannten, daß diese Fehler mit den Grundzügen der Gabelsberger'schen Schrift, vor allem mit der Wahl der alphabetischen Zeichen und mit der Regelung der Vokalbezeichnung zusammenhängen, und stellten vollständig neue Systeme auf. Die Zahl der von Gabelsberger nicht Befriedigten ist ständig im Wachsen. Sogar in den Ländern des Gabelsberger'schen Schulunterrichts, in Bayern, Oesterreich und Sachsen, bestanden z. B. am 30. Juni 1896 neben 387 Gabelsberger'schen 160 stenographische Vereine anderer Systeme, während im Schuljahre Juni 1895/96 in diesen Ländern neben 23,427 Personen, die in Gabelsberger'scher Schrift unterrichtet wurden (darunter die große Zahl der in den höheren Schulen Unterrichteten!), 12,527 Personen stehen, die demselben andere Systeme vorzogen. In anderen Ländern, namentlich in Preußen, ist das Gabelsberger'sche System von neueren überflügelt, so daß im gesammten Deutschen Reiche, in Oesterreich und in der Schweiz das Gabelsberger'sche System durch 961, die anderen Systeme durch 1899 Vereine vertreten waren. Diese Zahlen mögen zugleich ein Bild von der stets wachsenden Bedeutung der Stenographie geben.

Also das Bedürfniß, über Gabelsberger hinauszukommen, läßt sich nicht bestreiten. Es wurde getragen von dem Verlangen, die Stenographie genauer, schreibsicherer und einfacher zu gestalten, als es Gabelsberger gelungen war; daneben wollte der Begründer des nach Gabelsberger bedeutendsten Systems, Wilh. Stolze, auch den deutschen Sprachbau für die Zwecke der Kurzschrift ausnutzen und dadurch zugleich die Stenographie zu einem in gebildeten Kreisen anregenden Studium machen. Die deutsche Stenographenwelt feierte am 20. Mai 1898 Stolze's 100jährigen Geburtstag, und es mag daher gestattet sein, den Leser auch mit dem freilich bescheidenen Leben des Mannes etwas näher bekannt zu machen.

Wilhelm Stolze war der Sohn eines Schuhmachers in Berlin und durch den frühen Tod seines Vaters schon als Gymnasiast genöthigt, durch Privatstunden für seine Mutter und seine Geschwister zu sorgen. Ihnen zuliebe gab er auch den Gedanken an eine wissenschaftliche Laufbahn auf und wurde Beamter der Berliner Feuerversicherungsgesellschaft. Daneben lag er eifrig seinen wissenschaftlichen Studien ob und empfand hier auch den großen Nutzen der Stenographie als Gehülfin der Wissenschaft. Die vorhandenen Systeme befriedigten ihn nicht, und er trug sich schon mit den Gedanken an Aufstellung eines neuen, besseren Systems, als 1834 Gabelsbergers Schrift veröffentlicht wurde. Dies reizte ihn so, daß er seine Stellung als Versicherungsbeamter ganz aufgab und sich von 1835 an nur der Stenographie widmete. Er führte

15 Jahre lang ein rechtes deutsches Erfinderleben, und der Kampf um das tägliche Brod wurde ihm bitter genug. 1841 hatte er sein neues System soweit abgeschlossen, daß er es der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Bald begann in Berlin die Propoganda für seine Schrift. 1847 wurden seine Schüler zu den Verhandlungen des preußischen Landtages herangezogen; nach anfänglichem Mißerfolg wurde Stolze 1850 Vorsteher des stenographischen Bureaus des preußischen Landtages, was er bis zu seinem Tode, 8. Januar 1867, geblieben ist.

Stolze hatte sich in die neuerstandene deutsche Sprachwissenschaft liebevoll vertieft und aus den Werken von Franz Bopp, Jakob Grimm, Karl Ferdinand Becker und Wilhelm v. Humboldt die Grundlagen zu seinem System geholt: er baute es auf dem Boden der deutschen Sprachwissenschaft auf, indem er den Begriff der geschlossenen deutschen Stammsilbe in die Mitte seines Systems stellte, und durch Gliederung des Wortbildes nach Vorsilbe, Stamm und Endung den Aufbau deutscher Wörter sichtbar darzustellen suchte. Dazu trat eine plastische, dem Wesen der Laute möglichst entsprechende Gestaltung der Konsonanten, unter theilweiser Benutzung Gabelsberger'scher Formen, und eine einfache sinnbildliche Bezeichnung des Vokals durch den Konsonanten. Mit diesen Mitteln hat er ein im einzelnen recht geistreiches System aufgestellt, das in der Vereinfachung, die es nach dem Tode Stolze's erhielt, den Anforderungen an eine tägliche Gebrauchsschrift wohl in höherem Maße, als das Gabelsberger'sche System, gerecht wurde. Dem Siege des Stolze'schen Systems standen indeß einige Eigenschaften desselben hindernd im Wege. So wurde die sog. „Dreizeiligkeit" wie Helena „bewundert viel und viel gescholten". Die Einen priesen die Verwendung der verschiedenen Stellung des Wortes über, auf und unter der Schriftzeile als einen Vorzug, namentlich für den praktischen Stenographen, die Anderen betrachteten sie als ein Hinderniß für die Anwendung der Schrift in weiteren Kreisen und waren davon überzeugt, daß die Stolze'schen Grundsätze sich in einem einzeiligen System noch leichter und einfacher durchführen ließen. Als gar der General-Postmeister Stephan 1874 die Stolze'sche Stenographie bei seinem Versuch, die Kurzschrift in den Postdienst einzuführen, eben dieser Dreizeiligkeit wegen zurückwies, entstand eine Anzahl sog. „einzeiliger Stolze'scher Systeme", von denen die von Vetten und Merkes die bekanntesten geworden sind. Auf anderen Grundlagen waren neben den Schriften von Gabelsberger und Stolze noch das Arends'sche System entstanden, das von Roller und Brauns vereinfacht wurde, sowie die „Stenotachygraphie" Lehmanns.

Mittlerweile hatten sich auch aus dem Gabelsberger'schen Lager mehrere Richtungen abgezweigt. Tüchtige Anhänger desselben, wie 1875 Faulmann in Wien und 1887 Schrey in Barmen, stellten auf Gabelsberger'scher Grundlage unter Benutzung der durch Stolze erzielten Fortschritte neue Systeme auf.[1]) Von diesen hat namentlich Ferd. Schrey's sogenannte „Vereinfachte deutsche Stenographie" in weiteren Kreisen Anklang gefunden, so daß sie 1895 in Baden und 1896 in Württemberg neben dem Gabelsberger'schen, dem Stolze'schen und dem Roller'schen System zum fakultativen Unterricht in die höheren Schulen zugelassen wurde; und der preußische Kriegsminister gestattete, als er 1897 den stenographischen Unterricht in die Kapitulantenschulen einführte, sogar lediglich den Unterricht in den Systemen Gabelsberger, Stolze und Schrey (nachträglich auch in Stolze-Schrey).

[1]) Man spricht zwar vielfach von Hunderten deutscher Stenographiesysteme; für das praktische Leben kommen aber nur die oben genannten und neuerdings wohl nur die beiden verbreitetsten Schriften von Gabelsberger und Stolze-Schrey in Betracht.

Das Haupthinderniß für eine weitere Anwendung der Stenographie bildet nach wie vor die Verschiedenheit der Systeme, was namentlich die preußische Regierung den verschiedenen Anträgen gegenüber, die Stenographie in die Schulen einzuführen (1862, 67, 72 und 84) entschieden betonte: sie sei nicht in der Lage, den Systemstreit selbst zu entscheiden, auch genügten die bisherigen Systeme (von Gabelsberger und Stolze) nicht den Anforderungen. Hierin konnte aber eine Aenderung nur aus dem Lager der Stenographen selbst erfolgen, indem entweder ein System alle anderen zurückdrängt oder die verschiedenen Systeme sich zu einigen versuchten; ersteres ein jedenfalls langwieriger, letzteres ein bei dem bekannten „furor stenographicus" kaum zu erwartender Weg. Und doch haben deutsche Stenographen den letzteren Weg betreten. Bei der Feier des 100jährigen Bestehens der deutschen Kurzschrift im Juni 1896, der sogenannten Mosengeilfeier in Bonn, fanden Annäherungen zwischen den Anhängern der Stolze'schen und Schrey'schen Schule, beide die stärksten stenographischen Schulen Deutschlands nach der Gabelsberger'schen, statt, die zur Einsetzung eines „Einigungsausschusses" führten. Von den „einzeiligen Stolze'schen Systemen" betheiligte sich Velten daran. Der Ausschuß hat unter Vorsitz des Stadtverordneten Dr. Mantzel in Elberfeld in einjähriger Arbeit seine Aufgabe gelöst, dabei unterstützt durch die „Häufigkeits-Zählungen" Kädings, durch die das Vorkommen der sämmtlichen einzelnen Wörter, Silben und Laute der deutschen Sprache in einer Zahl von 20 Millionen Wörter festgestellt worden ist. Der in den Augusttagen 1897 zu Berlin vom Ausschuß angenommene Systementwurf erhielt den Namen „Vereinfachte deutsche Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey)" und wurde von den organisirten Körperschaften der Stolze'schen, Schrey'schen und Velten'schen Schule angenommen; später haben sich noch die Schulen von Merkes und Buschhorn-Ziemer angeschlossen. Auf Stolze'scher und Merkes'scher Seite ist, wie nicht anders zu erwarten, ein kleiner Theil, darunter einige (nicht alle) Stolze'schen Kammerstenographen in Berlin, dem alten System treu geblieben, die Anhänger der drei übrigen Systeme sind aber sämmtlich dem „Einigungssystem" beigetreten. Das Einigungssystem hat die Grundlagen der Systeme von Stolze und Schrey beibehalten, ist durchaus einzeilig und kennt nur Zeichen von zwei verschiedenen Größen; es übertrifft auch an Einfachheit die Schriften der sämmtlichen an der Einigung mitbetheiligten Schulen, so daß die vollständige „Systemurkunde" mit allen Regeln des Systems in Typendruck noch nicht ganz drei Quartseiten einnimmt. Das System hat sich einer derfälligen Aufnahme seitens der Behörden zu erfreuen gehabt. So hat der preußische Kriegsminister es sofort in den Kapitulantenschulen zugelassen, und nach den bisher vorliegenden Nachrichten wird es in einer größeren Anzahl von sämmtlichen deutschen Regimentern gelehrt, als selbst das Gabelsberger'sche System, trotzdem das letztere in Bayern und Sachsen ausschließlich gestattet war; in den preußischen Kadettenschulen ist Stolze-Schrey sogar mit Ausschluß sämmtlicher anderen Systeme eingeführt worden. Auch hat der badische Landtag sein Stenographenbureau, das bis dahin nur aus Gabelsberger'schen Stenographen bestand, durch Stenographen des Einigungssystems ergänzt.

Leider hat die größte stenographische Schule, die Gabelsberger'sche, diesen Einigungsbestrebungen gegenüber eine feindliche Haltung angenommen. Dagegen hat das vorliegende Beispiel die Anhänger der Arends'schen und der Roller'schen Schule auch veranlaßt, eine Einigung zu versuchen, die aber bis jetzt noch nicht gelungen ist; denn die von dem Einigungsausschusse „zur Annahme empfohlene" „Nationalstenographie" der Gebrüder v. Kunowski ist bis jetzt noch von keiner einzigen der betheiligten Schulen angenommen worden.

Die thatsächliche Einigung der Stenographiesysteme von Stolze, Schrey, Velten, Merkes und Buschhorn-Ziemer bildet den Beweis, daß eine Einigung unter den Vertretern verschiedener deutscher Systeme auf Grund einer neuen Schriftform recht wohl möglich ist. Freilich wäre eine solche Einigung nicht möglich gewesen, wenn man sich einfach auf gegenseitige Konzessionen beschränkt hätte; das dadurch geschaffene „Mittelsystem" hätte wohl keinen recht befriedigt. Der Einigungsausschuß hat aber von vornherein seine Aufgabe darin erblickt, die zwischen den einzelnen deutschen Systemen schwebenden technischen Fragen grundsätzlich und ohne Vorurtheil auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen und der Fortschritte der stenographischen Wissenschaft von neuem zu prüfen und zu erörtern. Daß dabei der Eine oder Andere in Kleinigkeiten ein Opfer seiner Ueberzeugung bringen mußte, ist bei dem zweifelhaften Charakter mancher dieser Fragen, die theilweise noch keine Entscheidung auf Grund exakter Beobachtungen und Untersuchungen zulassen, nicht zu verwundern. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß das Endergebniß dieser Thätigkeit vom ganzen Ausschuß gegen nur eine Stimme, also fast einstimmig, angenommen worden ist und daß sich ebenfalls die Systemvertretungen der Stolze'schen und der Schrey'schen Schule einstimmig für das neue System erklärten.

So ist hier ein erster Schritt zur Herbeiführung einer stenographischen Einigung Deutschlands geschehen, ein Schritt, der bei dem gewichtigen Interesse, das die Allgemeinheit an der Stenographie nimmt, wohl Anspruch auf Beachtung hat. Wenn es gelingt, auch die Gabelsberger'sche Schule von den großen Vorzügen einer solchen einheitlichen Schrift und von der Unmöglichkeit, in absehbarer Zeit sämmtliche andere Systeme niederzuringen, zu überzeugen, dürften wir von einer wirklichen „Deutschen Einheitsstenographie"" nicht mehr weit entfernt sein. Diesen Gedanken kräftig zu pflegen und zugleich die Errungenschaften der Gabelsberger'schen und Stolze'schen Erfindung in vereinfachter und allgemein zugänglicher Fassung dem ganzen deutschen Volke darzubieten, ist die Aufgabe und das Ziel der vom „Einigungsausschuß deutscher Stenographiesysteme" im August 1897 geschaffenen „Vereinfachten deutschen Steuographie (Einigungssystem Stolze-Schrey)" und der aus der früheren Stolze'schen, Schrey'schen, Velten'schen, Merkes'schen Schulen bestehenden neuen Einigungsschule Stolze-Schrey.

Der Arbeiterschutz in seiner Wirkung auf die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter.

Von Friedrich Goldschmit (München).

Im Jahre 1884 gab es jugendliche Arbeiter beiderlei Geschlechts, d. h. im Alter von 12—16 Jahren, in Deutschland 154,359, im Jahre 1890 241,737, im Jahre 1895 221,749; davon entfallen auf die Altersklassen von 12 bis 14 Jahren an den gleichen Daten 18,882, 27,485, 4327 Personen und auf die Altersklassen von 14—16 Jahren 135,477, 214,252, 217,422.

In der Zahl der jugendlichen Arbeiter zeigt sich also seit 1884 eine Zunahme, die ihren Höhepunkt 1890 erreicht, 1894 am niedrigsten steht und von da an wieder in aufsteigender Bewegung begriffen ist. Diese Schwankungen haben einen doppelten Grund: die allgemeine Geschäftslage und die Schutzbestimmungen für Jugendliche. Die Hauptursache der rasch abnehmenden Kinderbeschäftigung liegt zweifellos in dem gesetzlichen Kinderschutz; damit hängt vorzüglich auch die Minderung der Jugendlichen überhaupt zusammen. Naturgemäß ist die Zahl der Knaben immer stärker als die der Mädchen, absolut wie relativ.

Zu den angeführten Hauptursachen in der ganzen Bewegung treten noch Beeinflussungen pekuniärer Natur, wie das Lehrlingswesen, die Art der Aufsicht der Gewerbeinspektion, die Erhebungsart, das Schulwesen, Verbesserung des Fabrikationsprozesses, der Mangel an erwachsenen Arbeitern. Die Gewerbeordnungsnovelle vom 17. Juli 1878, welche neben anderem den jugendlichen Arbeitern etwas verstärkten Schutz sicherte und die Fabrikinspektion einführte, hatte keinen merklichen Einfluß auf unsre Verhältnisse; dagegen spiegelt sich die im allgemeinen, wenn auch ungleichmäßig fortschreitende wirthschaftliche Besserung der Industrie in der zunehmenden Zahl der jugendlichen Arbeiter während des Zeitraums 1880—1884 und mehr noch 1885 bis 1886 wieder. Am stärksten ist der Zuwachs an Kindern nicht minder wie an jungen Leuten in den Jahren 1889 und 1890; die industrielle Thätigkeit hat den Höhegrad der Zeit nach dem Kriege wieder erreicht, und die Wirkungen der amerikanischen Schutzzollpolitik waren noch nicht hervorgetreten. Vor allem zeigt sich in denjenigen Betriebszweigen eine stärkere Kinderbeschäftigung, in welchen dieselben die zugewiesene Arbeit allein verrichten konnten, in denen also ihre nur 8stündige Arbeitszeit ohne Störung für die erwachsenen Arbeiter war.

Der 1. Juni 1891 brachte das tiefeingreifende Arbeiterschutzgesetz. Hand in Hand damit erfolgte ein industrieller Rückschlag, der, mit Ausnahme der Textilindustrie und weniger anderer Zweige, die Entlassung vieler Jugendlicher als der wenigst leistungsfähigen Arbeiter zur Folge hatte. Diese beiden Vorgänge bewirkten, daß die Kinder sogar nach Beendigung ihrer Schulpflicht schwer Arbeit erhielten; speziell in München tritt dies am stärksten zutage: von den im Juli 1893 aus der Werktagsschule entlassenen Knaben war nahezu ein Drittheil bis tief in den Herbst hinein in jenem Jahre ohne Arbeit und Stelle, und selbst von den im Juli 1892 entlassenen Knaben waren im Oktober 1893 noch 304 ohne bestimmte Beschäftigung. Die Arbeitgeber verzichteten lieber auf die Lohnersparniß, als daß sie sich den durch das Gesetz gebotenen Betriebsbeengungen unterwarfen. Die Abneigung gegen die Einstellung Jugendlicher äußerte sich am stärksten in Bezug auf die Kinder. Die Erlangung von Arbeitsstellen erschwerte außerdem die vielfache Erhöhung des Alters der Schulpflichtigkeit, der Ersatz früherer reiner Kinderarbeit durch Maschinen, das gesetzliche Nachtarbeitsverbot für Kinder und die immer seltener werdende Bewilligung der Nachtarbeit für junge Leute.

Die Zahl der beschäftigten jugendlichen Arbeiter ist in den verschiedenen Landestheilen sehr verschieden. Die größte Zahl und die größte Stetigkeit findet sich in Preußen und zwar am stärksten in der Provinz Rheinland, sodann in Brandenburg, Westfalen und Schlesien. Dies erklärt sich daraus, daß in Preußen von jeher relativ viel weniger Kinder als junge Leute thätig waren, so daß die Abstoßung der Kinder aus der Zahl der Jugendlichen hier weniger fühlbar wird. An zweiter Stelle steht Sachsen; dasselbe zeigt jedoch eine abnehmende Tendenz, nämlich deßhalb, weil die früher übergroße Kinderbeschäftigung jetzt stark unterbunden ist. In Bayern war bis 1895 die erheblichste Zunahme der jugendlichen Arbeiter von allen Staatstheilen zu bemerken. Auf 1000 jugendliche Personen im Reich kamen auf Bayern im Jahre 1884 64, 1890 71 und 1895 80, im ganzen waren es 1895 17,754 Personen, hiebei sind die Kinder nur unerheblich geringer betheiligt als die jungen Leute. Die größte Verwendung der letzteren Kategorie kommt in der Textilindustrie vor; die größte relative Zunahme weist die Gruppe der Erd- und Steinarbeiter auf, weniger die der Bekleidung und Reinigung. Dieses Anwachsen erklärt sich aus zwei Momenten, der Zunahme der Fabriken in noch stärkerem Maße als die der jugendlichen Arbeiter

und aus dem Umstande, daß in den Jahren 1889 und 1890 viele bisher als handwerksmäßig betrachtete Anlagen mit einer beträchtlichen Anzahl jugendlichee Arbeiter zu den zu überwachenden Betrieben hinzugekommen sind. Württemberg erhebt sich zwar nicht viel über den Durchschnitt, allein in denselben Jahreu wie in Bayern hat es eine auffallend rasche Zunahme, ohne daß sich wie dort jeweils eine verhältnißmäßig entsprechende Zunahme an Fabriken feststellen ließe. Die Kinderarbeit spielte nie eine hervorragende Rolle. Auffallende Schwankungen hal Baden. Von etwa 1874 an bis in die 80er Jahre nahm die Zahl der jugendlichen Arbeiter ab; seitdem trat eine in den 90er Jahren stark anschwellende Bewegung hervdr. Im allgemeinen ist seit 1874 eine geringe Zunahme zu verzeichnen. Die meisten Kinder sind im Jahre 1874 beschäftigt. Von da an bis 1880 tritt eine Verminderung, bis 1890 eine Vermehrung, aber nicht bis zue Höhe von 1874 ein; 1890—1895 wiederum eine starke Abnahme. 1884 ist Baden an dritter Stelle in der Zahl der beschäftigten Kinder, 1890 sogar an zweilee Stelle, 1895 sinkt es auf die siebente herab. Als Gründe hiefür werden gellend gemacht: die frühzeitige Gewöhnung an die Beschränkungen von 1879, welche schon 1886 nicht mehr fühlbar sind, so daß der Geschäftsaufschwung der letzten Hälfte der 80er Jahre zu geringerem Theile den Kinderu zu statten kam, sowie das Vorhandensein mehrerer Betriebsarten, welchen die gesetzlichen Beschränkungen von 1891 besonders scharf auferlegt waren, wie z. B. die Zigarren- und Spinnereiindustrien. Die Zahl der jungen Leute nahm von 1674—1884 ab, bis 1890 zu und ging mit Schwankungen bis 1895 wieder zurück. Die Zahl der Fabriken hat eine annähernd analoge Entwicklung. — Elsaß-Lothringen hat die Gewerbeordnung erst im Jahre 1888 erhalten; die Beobachtung erstreckt sich daher nur auf eine Periode, in der gleichzeitig das Arbeiterschutzgesetz von 1891 in Kraft war. Die Zahl der jugendlichen Arbeiter sank von 1890—1893; in den Jahren 1894 und 1895 stieg sie wiedee. Die Kinderarbeit ist ziemlich erheblich trotz der Abnahme von 1890—1895. Ebenso nimmt die Beschäftigung der jungen Leute ab. Die Fabrilen wurden gleichfalls vermehrt.

Im allgemeinen sind die Folgen der Schutzbestimmungen: Zunahme der jungen Leute und fast vollständiges Verschwinden der Kinder in den Fabriken. Das ist abee bei weitem nicht gleichbedeutend mit dem Verschwinden der Kinderarbeit überhaupt. Während vielmehr die Novelle von 1891 vornehmlich ihre Zwecke in anderer Beziehung erreicht haben wird, hat sie die Kindee in die Hausinduſtrie verdrängt. Die Fabrikinspektion hat sich daher auch auf dieses Gebiet zu erstrecken, um es zu vermeiden, daß die Schutzbedürftigsten nicht durch die Schutzgesetze die Schutzlosesten werden.

Die thatsächlichen Verhältnisse der Verwendung weiblicher Arbeiter stellen sich folgendermaßen dar: Nach den Berichlen der Gewerbeaufsichtsbeamten waren 1895 664,116 weibliche Personen in Industrie und Bergbau Deutschlands beschäftigt; auf das Alter von 16—21 Jahren treffen 260,303, über 21 Jahre 403,813; 1892—1895 stieg die Zahl der jüngeren Arbeiter um 16.4 Proz., die der älteren um 19.6 Proz. Diese Vermehrung ist veranlaßt durch den allgemeinen Geschäftsaufschwung, durch die Zunahme der Betriebe, in denen weibliche Arbeitskräfte am verwendbarsten sind, theilweise auch durch die größere Billigkeit der weiblichen Arbeit und durch die nothwendig gewordene Entlassung von Kindern und den häufigen Uebergang von der Hausinduſtrie znm Fabrikbetrieb. Sieht man von der hier und da auftretenden Thatsache ab, daß mehr Arbeiterinnen eingestellt werden, um die ausfallende Nachtarbeit wieder wett zu machen, so ist keine wesentliche Wirkung auf die Zahl der Arbeiterinnen aus der Novelle von 1891 zu entnehmen. Ausdrücklich betonen dies auch die bayerischen Inspektionsberichte. Lediglich in der Textilindustrie, in welcher 12—13stündige Arbeit die Regel bildete, erhoben sich anfangs Schwierigkeiten, die jedoch rasch beseitigt wurden, so daß gerade in diesem Zweige eine eehebliche Steigerung der weiblichen Beschäftigung zu verzeichnen ist. Vor der gesetzlichen Regelung war die Arbeitszeit beider Geschlechter regelmäßig die gleiche, durchschnittlich eine 11stündige, in manchen Gegenden hatte ein starker Prozentsatz von Fabriken eine mehr als 12stündige Arbeitszeil eingeführt, so in Mittelfranken 10.4 Proz., Oberfranken 9.3 Proz., Unterfranken 4.4 Proz.; häufig ist 10- bis 11stündige und periodenweise auch 9- und 8stündige Arbeitszeit üblich. Die heftigsten Klagen über die Länge der Beschäftigung ertönen aus der Textilinduſtrie. Das Maximum ist jetzt gesetzlich auf 11 Stunden, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen auf 10 Stunden festgesetzt; in vielen Betrieben wird dasselbe nicht erreicht. Ueber die Lohnverhältnisse lassen sich keine allgemein gültigen Zahlen angeben. Auch bei den weiblichen Kräften wechseln Zeit- und Accordlohn in ihren verschiedenen Spielarten; die Accordarbeit scheint mehr in den Vordergrund zu treten. Hiedurch wird infolge der gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit der Verdienst gemindert. Auch die früh nothwendig werdende Arbeitseinstellung an Sonnabenden verursacht einen bedeutenden Lohnverlust; nur vereinzelt wird an diesen Tagen der volle Lohn ausbezahlt. Auf der anderen Seite fallt wieder ausgleichend die Thatsache ins Gewicht, daß die Arbeitsleistung gesteigert wurde und daß hier und da sogar trotz oder richtiger wohl infolge der Kürzung der Arbeitszeit das Einkommen stieg. Die bisher nur von einigen „Kathedersozialisten“ verfochtene und aus deutschen Industriebezirken wenig belegte Theorie von der Steigerung dee Leistung duech die Verminderung dee Arbeitszeit wird hier durch die Inspektionsberichte bekräftigt. Im großen Ganzen freilich läßt sich eine erhebliche Beeinflussung der Lohn- und Arbeitszeitbedingungen dee weiblichen Personen durch die Schutzgesetze nicht konstatiren.

Vorstehende Ausführungen sind der Schrift von Dr. Arthur Dodd: Die Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeitee und die Verhältnisse im Konfektiousbetriebe in Deutschland. Vergleichende Untersuchungen (16. Band der Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Conrad.) Jena. Verlag von Gustav Fischer 1898, entnommen. Wie sich aus dem Mitgetheilten ergibt, hat Dr. Dodd mit rühmenswerthem Fleiß die vielfach zerstreuten statistischen Daten gesammelt und unter großen Gesichtspunkten dargestellt. Der zweite Theil seinee Schrift enthält eine Darstellung der Lage dee ungeschützten Arbeiterinnen an dem Beispiel der Konfektionsindustrie; hierauf zurückzukommen, behalten wir uns für einen späteren Artikel vor.

Thierische Moral und Seelenlehre.

Wenn Descartes' cogito ergo sum die Grenze zwischen Mensch und Thier so scharf zog, daß letzteren „die Seele“ — natürlich nur als rein geistiges Prinzip — aberkannt werden mußte, ist gegenwärtig das „Denken“ der abendländischen Menschheit (leider durchaus nicht ihre Praxis!) auf dem gegentheiligen Standpunkt. Sie sieht in den Thieren nicht mehr bloß, wie Herder, ihre „älteren Brüder“, sondern ihre Ahnen und, wie der Naturalismus aller Zeiten und Völker, wieder ihre Lehrmeister. Man wird der

Digitized by Google

„evolutionistischen Ethik und Aesthetik“ ihr Recht nicht abstreiten, mit ihrem Denken alle nur möglichen Züge, Typen, Bräuche und besonderen Begebenheiten aus der Thierwelt und der bis nahe an ihre Stufe verwilderten Menschheit nach Gefallen zu interpretiren, obschon dieser ebenso interessanten als exakten Forschungsmethode hiebei ein gefährlicher Faktor sich in den Weg stellt, mit dem zwar sie selbst nie, desto mehr aber ihre kritischen Benutzer zu rechnen haben. Dieser wird auf einem mehr praktischen Gebiete ihrer Bethätigung mit unwissenschaftlichem Ausdruck als „Jägerlatein“ bezeichnet. Man wird von dieser Seite nicht umhin können, die evolutionistischen Löser des Welträtsels immer wieder darauf hinzuweisen, daß das Rätsel dort gar nicht ist, wo sie es suchen und lösen, sondern in ihnen selbst, in der Seele des Rätselstellers. Nicht darum handelt es sich, die Menschenseele aus der Thierseele zu erklären und „abzuleiten“. Können wir doch so wenig über uns selbst hinaus, daß wir kaum und mit Mühe die uns gleich beschaffenen Wesen begreifen, geschweige denn spezifisch verschiedene! Sondern darauf kommt es an, aus der Menschenseele ihre natürliche Hypostasirung der Thierseele abzuleiten; zu erklären, wie sie dazu kommt, ihr geschwisterlich Wesen bei den Thieren zu suchen und sich theilweise in ihm wiederzuerkennen.

In diesem Sinne bedeutet schon der Titel eines uns vorliegenden neuen Beitrags zur Evolutionistik[1]) eine kühne Vorausnahme, dadurch, daß er „Thierpsychologie“ und die aus ihr zu entwickelnde „Ethik“ gleichsam als selbständige Disciplinen hinstellt, während sie doch nur als Dependancen der Psychologie und Ethik, d. h. der uns bekannten menschlichen gelten können. Der wohlorientirte Verfasser, durch drei rasch aufeinanderfolgende größere Arbeiten über das Thier in Kunst- und Kulturgeschichte auf diesem Gebiete geradezu Spezialist, verwendet zwar für diesen wissenschaftlichen Standpunkt in seinen Fragen auch die jetzt übliche abschätzige Bezeichnung „anthropozentrisch“. Anthropozentrische Psychologie und Ethik figurirt dann ganz gleichwerthig neben ethnozentrischer Geographie, geozentrischer Astronomie, theozentrischem Dogmatismus als bloße natürliche Fiktion; während sie es doch gerade ist, die das ganze menschliche Denken überhaupt hält und trägt und gerade diese natürlichen Fiktionen kritisch zerstört hat. Allein wir sind es ja gewohnt, daß die Geistesarbeit dreier Jahrhunderte in unsern fortgeschrittenen Tagen ignorirt wird — „es ist so gut, als wär' es nie gewesen“ — wir wollen darum auch mit unserm Autor nicht darüber rechten, der sonst doch durch philosophische Haltung und reiche Belesenheit in den Kirchenvätern indischer und deutscher Philosophie (Leibniz, Herbart, Krause, Schopenhauer, Lotze) vor den anderen „Evolutionisten“ hervorragt.

Der Verfasser, durch Herkunft und Neigung zugleich ein Angehöriger der Welt des matter of the fact, hält sich auch in diesem Buche an fleißig gesammelte, geschickt gruppirte und sehr beredsam hingestellte Thatsachen. Nur schade, daß der Kunst die Thatsachen zum Reden zu zwingen gerade auf unserm Gebiete jener vorerwähnte Faktor erheblichen Eintrag an Ueberzeugungskraft thut, der sich selbst in der Ankündigung des exceedingly readable book durch die Empfehlung „spiced with interesting anecdotes“ verräth. Es ist dies keineswegs eine besondere Schwäche des Buches, das im Gegentheil durch überlegenen Ton und eifrige Kategorisirung verwandter Erscheinungen seine wissenschaftliche Haltung bewahrt, sondern dieser ganzen heute überquellenden Literatur. Wie hübsch ist es am summenden Theekessel oder hinter dem Stammkrug den alten Geschichten von dem Zeit- und Ortsinn, der Treue und Anhänglichkeit kluger Hunde und Pferde, der Staats- und Gesellschaftsordnung der Ameisen, Bienen, Krähen, dem Hausrecht der Störche, den Lock- und Warnungsrufen der wilden Thiere, der Musikliebe von Spinnen und Eidechsen, der „Geistesgegenwart“ von Papageien und Affen (wie Buschens Fipps!) in Bränden und anderem Unheil zu lauschen! Tritt das aber als strenges Beweismaterial in dem Prozesse gegen den unbequemen „Burschen, den Geist“, zusammen, den das Zeitalter, wie man zugeben muß, mit oertlüssendem thatsächlichen Erfolge durchführt, so wird Mancher doch wohl stutzig und möchte gerade die vorgebrachten Trumpfgeschichten ziemlich ausnahmslos erst selbst einmal erlebt und auf die beweisenden Momente hin beobachtet haben. Leider wird das den in dieser Richtung kritischen Gemüthern ebenso wenig zutheil, als die Offenbarungen der vierten Dimension in „mediumistischen Séancen“ ungläubigen Seelen. Diese stören die Geister, jene offenbar die moralisch-ästhetischen Thierseelen.

Wie leicht und eng die beiden so zusammengestellten Ausschweifungen des „anthropozentrischen Standpunkts“, der uns zweibeinigen Geschöpfen nun einmal zugewiesen ist, wie gern die Schwärmereien nach unten und oben zusammentreten, dafür bietet gerade Evans Buch einen durchgehenden, lehrreichen Beleg. Wir vermuthen sogar, daß dies die eigentliche letzte Absicht des geist- und kenntnißreichen Verfassers, der sich durchwegs rein referirend verhält, bei der Abfassung seines Werkes gewesen ist. Alle diese heute gangbaren Ueberwerthungen der geistig blinden (brute) Aeußerungen des rein animalischen Trieblebens, die in der ernsthaften Erörterung der Religion der Thiere und Prof. Garners „phonographischen“ Affensprachstudien in seinem Käfig im Urwald gipfeln; alle diese meist gerechtfertigten nüchternen Gleichungen des thierischen mit dem menschlichen, allzumenschlichen Nest- und Herdentrieb: worauf zielen sie hin? Was wollen sie beweisen? Nun nichts anderes, als das eben wieder moderne, alte Dogma von der transscendentalen Identität und dem zeitlichen Austausch der auf diesen Planeten beschränkten Menschen- und Thierseelen, die Seelenwanderung, die Metampsychose. Die brutale „Philosophie“ der Geistesschwäche, die das Zeitalter glücklich zu der seinigen gemacht hat, wie die nihilistische Religion des Geistesüberdrusses, die es von dem vergangenen überkommen hat, Nietzsche wie Schopenhauer, lehren sie, verheißen sie oder drohen mit ihr. Der durch die Ueberproduktion an Uebermenschen beengte, ausgelebte und ausgeleierte Ueberjüngling tröstet mit der „ewigen Wiederkunft des Einen“. Der um seine göttliche Verehrung gebrachte moderne Buddha droht allen Widerspenstigen das Geschick der Gefährten des Odysseus auf Kirkens Eiland. Da müssen denn die alte Magie und Dämonologie und der moderne Hypnotismus und Spiritismus, Kabbalisten, Manichäer und evolutionistische „Panpsychisten“, Appulejus und Czeslaw Czynski, zusammentreten, um die Nothwendigkeit zu erweisen, daß man die Seele seiner abgeschiedenen Schwiegermutter auch noch in der rastlos schnatternden Gans und der heimtückisch kratzenden Katze ehre!

Es ist ja leider wahr: die alle Grenzen überschreitende Verrohung und Verflachung des fortschreitenden „Menschengeistes“, durch ein hohles, in äußerlichen Formen und politischen Treibereien aufgehendes Kirchenthum eher ermuntert als gebändigt, mag heute vielleicht wieder solcher Argumente ad hominem bedürfen, um in der Behandlung des stumm leidenden Theiles der Lebewesen sich seiner Menschenpflichten bewußt zu bleiben. Allein ist hiezu gerade diese Methode geeignet, die jene widerliche Thiernarrheit großzieht, deren Charakteristik Lears tiefsinniger Hofnarr in seinen Worten von der — unmodernen Wahrheit gibt?: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinaus-

[1]) Evolutional Ethics and Animal Psychologie by *E. P. Evans*. New-York, Appleton and Co. London, W. Heinemann 1898.

Digitized by Google

gepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf." Wird nicht gerade hiedurch jene entsetzlich herzlose Wahnwohlweisheit erzeugt, die an der Pein und Qual des hülflos zusammenbrechenden Mitmenschen als „im vorigen Leben verschuldet" pharisäisch fühllos vorübergeht, aber für das Thierhospital der überfütterten Luxushunde und -Katzen des „feinen Viertels" sammelt? Siecht nicht gerade mit an dieser Wahnwohlweisheit das hochbegobte indische Volk seit Jahrtausenden dahin? Sollte nicht der bloße Ruf der Sympathie alles dessen, „was den großen Ring bewohnt", das wahre tat twam asi der Kreatur, so beredt gerade in der stummen zum Ausdruck gelangend; sollte nicht das bloße Gefühl der Menschenwürde hinreichen, um gerade die Rechte der zur Erde gebeugten, unredsamen Hausgenossen als unsrer Pflichten Theil zu erkennen? Allein Menschenwürde ist ja heute ganz besonders „veraltet". Wer hört gern davon reden?

Noch ein Wort zum Schluß über den Vortrag solcher Lehren, wie der hier behandelten. Wie kamen mir dabei doch alleweil die guten veralteten Alten in den Sinn mit ihrer liebenswürdigen, schalkischen, poetischen Art, solche Dinge zu behandeln! So gerade noch der wackere veraltete Kleinstädter in der gleichfalls schon großstädtisch und modern gewordenen antiken Welt, der biedere Plutarch. Seine Schrift „über den Verstand der Land- und Wasserthiere" ist hiefür im ganz besonderen Sinne ein klassisches Muster durch das feine Bewußtsein, mit der sie Poesie und Wirklichkeit, Thatsachen und Fabeln hier rein und sicher scheidet. Sein pflichtgetreues Maulthier, das mit den Steinträgern zum Parthenonbau immer noch mitläuft, nachdem es schon altershalber zur Ruhe gesetzt worden, gewinnt man lieb auch ohne „animalische Ethik". Man freut sich über den echt menschlichen Humor der Athener, die dem treuen alten vierbeinigen Lastträger die öffentliche Speisung, wie den Prytanen, in öffentlicher Volksversammlung zuerkannten. Und wenn der behagliche Tischplauderer von Chäronea am Schluß in die Mythologie zu den Delphinen kommt, wie weist er sich da schalkhaft zurecht, daß er nun doch ins Faduliren gerathe. Wie fein wahrt er die Rechte der kritischen Vernunft am Schlusse, wie beredt ist seine Lektion an die verthierende Menschheit im Gespräche des Odysseus mit dem Sprecher seiner sauischen Kameraden, dem Thierphilosophen Gryllus. Sollte es denn so schwer möglich sein, Poesie und Wirklichkeit auseinanderzuhalten? Muß denn der „Zeitgeist" immer so unheimlich von einem Extrem ins andere stürzen? Haben denn gerade für uns Kant und Schiller, Goethe und Humboldt umsonst gelebt?

München. Karl Borinski.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung. Ein Versuch von Dr. J. Stöcklein. München, Lindauer 1898. — „Wie kommt es, daß sich die Bedeutung der Wörter verändert?" Diese Frage, die schon mancher Gebildete sich gelegentlich aufgeworfen haben wird, hat der Verfasser des uns vorliegenden Büchleins möglichst vielseitig zu beleuchten und für eine Reihe von Einzelfällen zu beantworten unternommen. Da die Beispiele vorzugsweise aus dem frischen Quell unsrer lebendigen Muttersprache geschöpft sind und die Darstellung durch Verständlichkeit, Klarheit und Frische in hohem Grade sich auszeichnet, so darf das Buch wohl mit Recht auf einen Leserkreis aus dem weiteren, nicht fachmännisch geschulten Publikum hoffen. Wir können es denn auch mit dem besten Gewissen einem jeden Laien empfehlen, der überhaupt für das Weben und Schaffen des Sprachgeistes Interesse hat, und deren gibt es ja, dank unsrer philologisch-literarischen Mittelschulbildung, in Deutschland nicht wenige. Freilich, von den verschiedenen Zweigen der Sprachwissenschaft ist außerhalb der „Zunft" am populärsten die Etymologie oder Wortdeutung, und Jedermann hört zum Beispiel gern, woher unsre Lehnwörter Tisch (discus), Speicher (spicarium), Kirche (kyriake), Abenteuer (adventura) u. s. w. stammen. Aber wen sollte es nicht im gleichen Grade anziehen, zu erfahren — beispielsweise: mit welchem Recht des frommen Dulders Hiob Lebensführung in Luthers Bibel „schlecht und recht" genannt wird, oder in welchem Sinn Goethe's Gretchen Faust gegenüber erklären kann: „Bin weder Fräulein, weder schön", oder was es mit dem Neidspiel der Riesen in Wagners Rheingold für eine Bewandtniß hat? Hier handelt es sich um den Sinn der Wörter, der heutzutage ein anderer geworden, als er früher war. — Mit diesen Problemen des Sprachlebens befaßt sich die „Bedeutungslehre" (Semasiologie, Semantik), eine neue Disciplin der grammatischen Wissenschaft, die noch kaum nach Jahrzehnten zählt. Die Bedeutungslehre erforscht die Veränderungen, welche im Gebrauche der Wörter vor sich gehen: wodurch sie entstehen, wie sie zum Durchbruch gelangen, wie sie auf andere Bestandtheile und Seiten der Sprache weiterwirken, was für seeliche Kräfte dabei ins Spiel treten. Stöcklein hat den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die eingehendste Darstellung der einzelnen Stadien jenes psychologischen Prozesses gelegt, als dessen Resultat die veränderte Bedeutung erscheint; er zeigt an einigen uns ganz geläufigen Fällen, wie dies und jenes Wort zuerst in einem gewissen Zusammenhang angewendet wurde, bei dem weder Redender noch Hörender an eine neue Bedeutung dachten (z. B.: „zu Tische rufen" = an den Tisch rufen); wie aber dabei eine Nebenvorstellung (im gegebenen Beispiel die des Essens) sich einschleicht und, als die in Wirklichkeit wichtigere, bei wiederholtem Gebrauch der gleichen Wendung mehr und mehr erstarkt, bis schließlich das Wort eine neue Bedeutung neben oder auch statt der alten aufweist (Tisch = Essen, vergl. „einen guten Tisch führen", „Freitisch", „Nachtisch"). Das allmähliche Erstarken der neuen Vorstellung bis zu dem Punkte, wo sie bei Nennung des Wortes auch ohne weiteren Zusammenhang vor die Phantasie des Hörens tritt, nennt Stöcklein die „Adäquation", d. h. die Angleichung der Vorstellung an das Wort. — Aber nicht nur den Gang einer Bedeutungsentwicklung selbst lernen wir aus seinem Buche kennen, er berührt auch die verschiedenen Umstände, die den ersten Anstoß zu einer solchen Entwicklung geben: diese sind theils außerhalb des Sprechenden, in der ihn umgebenden Welt der Dinge, theils in ihm selbst zu suchen. Neue Erscheinungen, Erkenntnisse, Entdeckungen, Erfindungen drängen sich auf und heischen Namengebung, wobei nicht immer gleich ein neues Wort für die neue Sache zu Gebot steht: da heißt es dann mit dem vorhandenen Sprachgut wirthschaften und den Gebrauchskreis der gewohnten Wörter in die neuen Gebiete ausweiten. Und umgekehrt werden schon vorhandene Dinge mit einer neuen Bezeichnung belegt, weil die alte entweder zu schwach, farblos, abgestumpft, oder hinwieder zu übertrieben, roh, unanständig, oder auch zu unbequem, schwerfällig, mißverständlich ist. So wirken die immer wechselnden geistigen Bedürfnisse der Menschheit unaufhörlich auf den festen Bestand der Sprache, wie das Wasser auf das harte Gestein, und erwirken eine immer neue „Umwerthung" der sprachlichen Werthe, getreu alle Regungen und Bewegungen des Menschengeistes zurückspiegelnd: ein hochinteressanter Prozeß, in den uns Stöcklein's Schrift viele anziehende Einblicke gewährt.

-r Der Ursprung der Poesie. Von Emil Mauerhof. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henkell u. Co. — Die Frage über den Ursprung der Poesie gehört in die prähistorische Forschung und muß ebenso wie jene über den Ursprung der Religion, des Rechts, des Eigenthums, der Familie ꝛc. auf dem Weg einer möglichst umfassenden Induktion, welche die moderne Völkerkunde, diese empirische Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, bietet, ihrer Lösung entgegengeführt werden. Das ist ein Verlangen, welches nicht nur durch die Angst vor den Trugbildern, die uns eine dialektisch spekulative Denkart vorzugaukeln vermochte, entstanden ist, sondern in den bereits erzielten Erfolgen auf benachbarten Gebieten seine überzeugende Berechtigung hat. Und doch thut es einem wohl, wenn eine zart empfindende Persönlich-

keit, der peinlichen Forschungsarbeit abhold, aber dieselbe nicht verschmähend, durch kongeniale Auffassung der leisesten Regungen des menschlichen Geistes nachzugehen sucht und über deren Warum und Woher nachgrübelnd auf Gedanken trifft, die jene Arbeit nicht verscheuchen, sondern bekräftigen und beflügeln. Von einem solchen wohlthuenden Eindruck ist die vorliegende Schrift von Mauerhof. Ein Leipziger Professor, Karl Bücher, war es, der neuerdings die Kunst, (speziell den Rhythmus) aus dem Kampf mit der Unlustempfindung, welche bei der Arbeit entsteht, hervorgehen ließ. Auf derselben Linie, wenn auch mit ganz unabhängigem Gedankengang, liegt die Betrachtungsweise Mauerhofs: Das Wesen der freien Natur ist die Leidenschaft. Die Leidenschaft will ihre Bethätigung. Die Gesellschaft versagt dies: das Leid ist gewiß und um dem zu entgehen, erschafft sich die dämonische Seele ihre eigene phantastische Welt. Die Dichtkunst findet ihren Ursprung in der unbefriedigten Leidenschaft. Die Poesie ist die Tochter des Leides.

h. h. „Oh diese Radler!“ Unter diesem zweckentsprechendsten Titel bietet der im Bereich des Humors so wohlbekannte Verlag von Braun u. Schneider in München ein längst als dringlich gefühltes „Lustiges Handbuch für alle Radfahrer und Nichtradfahrer“ (88 S. 8°) mit beiläufig anderthalbhundert der vergnüglichsten Illustrationen — ein für alle Stände, Geschlechter und Alter, ohne Unterschied der Parteien, gleich instruktives, versöhnliches, löbliches Beginnen. Die weltumgestaltende Macht des Stahlrosses ist auf allen Gebieten des sozialen Lebens, der Kunst — man betrachte z. B. nur das „Reiterstaadbild der Zukunft“ — und der Poesie bewiesen. Die Umdichtung von „Hero und Leander“, des „Erlkönig“ und anderer Balladen unsrer deutschen Dichter in eine neue Form wird nur eine unwidersprechliche Frage der Zeit. Das treffliche, in seiner Weise gerade unschätzbare Buch huldigt somit wirklich einem dringenden Bedürfniß der Gegenwart. Es ist unumgänglich für alle Mitglieder der Land- und Alpenwirthschaft, für alle Angler-, Fischer-, Jäger- und Bergsportsleute, für die Besucher des Cirkus, wie für die Fachmäuner aller Wissenschaften, es bildet ein Kapitalwerk für die Pädagogik, für Eheleute und Junggesellen mit Einschluß der Schwiegermütter. Das einleitende Velazipedlied dichtete der gemüthliche Hr. Edwin Bormann, welchem wir in dieser Region lieber begegnen, als auf dem Feld der geheimnißkrämerischen Forschung. Das Schlußbild mit dem ewigen Radler Chronos verleiht dem Ganzen die richtige Signatur. Also ein helles: All Heil der Kurbelei und allen Räderthieren!

* Ueber die kleinen Polarschwankungen der Erde, die seit Anfang dieses Jahrzehnts in systematischer Weise nun zahlreichen, über weite Gebiete der Erde vertheilten Odservatorien untersucht worden sind, liegen der „V. Z.“ jetzt zusammenfassende Untersuchungen von französischer nad von deutscher Seite vor. Schon in den 80er Jahren hatte ein italienischer Astronom darauf wiederholt hingewiesen, daß die Lage des Pols auf der Erde und die geographische Breite der Erdorte nach seinen Beobachtungen kleinen Schwankungen unterliegen, aber erst nach den zuverlässigen Messungen auf der Berliner Sternwarte, die eine solche Aenderung der geographischen Breite nachwiesen, wurden von mehreren Beobachtungsstationen fortlaufend kontrolirende Beobachtungen über die geographische Breite angestellt. Während nun Hr. Radan in Paris seinen Bericht über die dort von März 1885 bis November 1896 beobachteten Breitenvariationen dahin zusammenfaßt, daß die Theorie von Chandler in Cambridge (N.-A.), wanach die Polarschwankungen sich aus zwei Perioden zusammensetzen, nämlich einer solchen von 14 Monaten und einer jährlichen Periode, durch die Untersuchungen von Hrn. Goneissigt bestätigt wird, widersprechen dem die von deutscher Seite abgeleiteten Ergebnisse augenfällig. Nach den umfassenden Untersuchungen von Prof. Albrecht vom Potsdamer geodätischen Institut, der u. a. fortlaufende Beobachtungsreihen aus Berlin, Potsdam, Straßburg, Karlsruhe, Wien, Neapel, Lyon, Kapstadt, New-York, Washington, Pulkowa, Kasan, Tokyo benutzen konnte, ist die Bewegung des Nordpols der Erdachse nicht durch eine Periode von 12 und 14 Monaten zu erklären, da sonst die Linie, die der Pol beschreibt, nach Ablauf von 7 Jahren in sich zurückkehren müßte, was aber nach der graphischen Darstellung der Bahn des Nordpols von Prof. Albrecht nicht der Fall ist. Freilich können nur die allerfeinsten Messungen über diese kleinen Polbewegungen entscheiden, und man wird auf die Ergebnisse der kommenden Jahre für die Frage mit Spannung harren. Zur Erklärung des abweichenden Verhaltens der Breitenänderungen wird man wohl statt der Massenverschiebungen im Innern unsrer Erde unregelmäßige Wanderungen von Flüssigkeitsmassen im Gebiete der großen Ozeane annehmen dürfen, die in demselben Maße wie die großen meteorologischen Strömungen nach verwickelten Gesetzen vor sich gehen mögen.

† Die Kabelflotte der Welt. Aus den Angaben des in England herausgegebenen Handbuches der elektrischea Industrie für das Jahr 1898 geht hervor, daß es gegenwärtig 42 Schiffe gibt, die ausschließlich zur Legung und Unterhaltung der unterseeischen Telegraphenkabel bestimmt sind. Dieselben haben einen Raumgehalt von 60,798 cbm und Maschinen von insgesammt 9768 Pferdestärken. Diese stattlichen Ziffern sind ja recht geeignet, die gegenwärtige Bedeutung des unterseeischen Leitungsnetzes, das die ganze Erde umspinnt, zu kennzeichnen. Diese 42 Schiffe vertheilen sich folgendermaßen auf 24 Eigenthümer: Die Amazon-Telegraphen-Gesellschaft 1 in Para an der Mündung des Amazonenstromes, die Angla-Amerikanische Telegraphen-Gesellschaft 1 in Halifax, die britische Regierung 2 in Woolwich und Doner, die canadische Regierung 1 in Halifax, die Central- und Südamerikanische Telegraphen-Gesellschaft 1 in Callao (Lima), die Commercial Kabel-Gesellschaft 1 in Halifax, die französische Kabel-Gesellschaft 2 in Westindien und Le Havre, die chinesische Regierung 1, die Eastern Telegraph Company 5 in Gibraltar, Suez, Sansibor, London und Malta, die englische Ost- und Südafrika-Gesellschaft 2 in Kapstadt, die Eastern Extension Company 2 in Singapore, die französische Regierung 2 in Brest und La Seyne (Toulon), die Große Nordische Kabel-Gesellschaft 2 in Kapenhagen und Shonghai, die India Rubber Company 4 in Silvertown, die Indo-europäische Telegraphen-Gesellschaft 1 in Karachi (Indus-Delta), die japanische Regierung 1, die neuseeländische Regierung 1 in Wellington, die italienische Firma Pirelli 1 in Spezia, die englische Firma Siemens Brothers 1 in London, die französische Telephon-Industrie-Gesellschaft 1 in Calais, die englische Gesellschaft für Telegraphenbau und Unterhaltung 4, sämmtlich in London, die West and Brasil Kabel-Gesellschaft 2 in Bahia, die amerikanische Westküsten-Kabel-Gesellschaft 1 in Callao, die Westindien- und Panama-Telegraphen-Gesellschaft 2, beide auf See im Dienst. — Die transatlantischen Kabel-Gesellschaften sind übrigens mit der Regierung der Vereinigten Staaten in Konflikt gerathen, wenigstens hat der Chefsignaloffizier der Armee, Brigadiergeneral A. W. Greely, ein Rundschreiben an diese Gesellschaften gerichtet, in dem er seine Verwunderung darüber ausspricht, daß Spanien durch die transatlantischen Kabel der amerikanischen und Bermuda-Linie Nachrichten von Portorico und Cuba erhalten habe. Der General nimmt an, daß dies ohne Vorwissen der betreffenden Gesellschaften geschehen sei (?), verdietet aber denselben auf Grund des öffentlichen Interesses und in Uebereinstimmung mit den Befehlen des Präsidenten die Beförderung aller Telegramme von und nach Spanien oder den spanischen Kolonien, außer denen, die an den Präsidenten gerichtet oder von ihm gezeichnet sind, ferner aller chiffrirter Telegramme nach einem Punkte Westindiens, Venezuela's und Brasiliens, mit Ausnahme der zwischen den Vertretern der neutralen Staaten gewechselten Depeschen, endlich aller Telegramme, die für die Vereinigten Staaten feindliche oder schädliche Nachrichten enthalten.

* Durch die Bewilligung von 300,000 Mark seitens des Reichstags ist die große deutsche Tiefsee-Expedition 1898/99, welche Professor Chun (Breslau) bei der vorjährigen Tagung der deutschen Naturforscher angeregt hat, gesichert. Die Fahrt wird im August d. J. von Hamburg aus angetreten werden und die Route der Hauptsache nach eine Umfahrung Afrika's sein. Auf der ersten Strecke Hamburg—Kapstadt wird das Schiff sich möglichst nahe dem Kontinent halten; eingehende Untersuchungen sind für die Congomündung

vorgesehen, um die Mengen organischer Substanzen, welche dieser Strom dem Ozean zuführt, festzustellen. Auf der zweiten Strecke, Kapstadt — Sansibar, wird ein Vorstoß nach Süden bis zur Eisgrenze gemacht, und es sollen dabei die Küstengewässer von Madagascar untersucht werden. Von Sansibar wird der Indische Ozean in der Richtung nach Colombo gekreuzt und durch das Rothe Meer die Rückfahrt angetreten. Die Untersuchungen umfassen sowohl die Ozeanographie und Meteorologie, als auch namentlich die Zoologie.

* Für eine russische Expedition zur Erforschung des im Norden vom europäischen Rußland gelegenen Polarmeeres wird, nach einer Meldung der „Post", ein besonderes Schiff erbaut, dessen Herstellung dem „Bremer Vulkan" in Vegesack übertragen worden ist. Das Programm für die zu unternehmenden Forschungen sowohl als der Plan für das Schiff sind von einem besonderen Komitee unter persönlicher Leitung des Großfürsten Alexander Michailowitsch ausgearbeitet worden. Da für die Befahrung der Polarmeere nur kleinere Schiffe verwendbar sind (wie z. B. die „Fram", die „Helgoland" u. a.), so soll auch das beim „Bremer Vulkan" bestellte sehr stark gebaute Dampfschiff nur eine Länge von 142 englischen Fuß erhalten, bei einer Breite von 26 Fuß und einem Gehalt von 410 t. Die Räumlichkeiten sind berechnet auf 30 Personen, mit Einschluß der Bemannung, und die Kosten für das Schiff nebst Inventar und Dampfpinasse auf 98,300 Rbl. Zum März 1899 beabsichtigt man mit den Untersuchungen, die namentlich auch auf die wirthschaftliche Ausbeutung der Nordmeere Rücksicht nehmen werden, zunächst an der Murmanküste des Eismeeres zu beginnen und dann auf das Weiße Meer und die nordischen Meerestheile bis zur Mündung des Obflusses überzugehen. Die Arbeiten dieser wissenschaftlichen Expedition werden voraussichtlich eine ganze Reihe von Jahren in Anspruch nehmen.

* **München.** Am 3. Juni trat die 39. Plenarversammlung der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zusammen. Sämmtliche ordentliche und außerordentliche hiesige Mitglieder nehmen daran theil mit Ausnahme des durch Unwohlsein verhinderten Geh. Hofraths v. Rockinger. Die auswärtigen ordentlichen Mitglieder sind vollzählig erschienen, nämlich Wirkl. Geh. Rath Exzellenz v. Lilieneron aus Schleswig, die Universitätsprofessoren Geh. Rath v. Hegel aus Erlangen, Geh. Reg.-Rath Dümmler aus Berlin, k. u. k. Hofrath v. Sickel aus Rom, v. Bezold aus Bonn, Meyer v. Knonau aus Zürich, Alfons Huber aus Wien, Max Lenz aus Berlin, sowie das außerordentliche Mitglied Dr. Adolf Wrede aus Göttingen. Den Vorsitz führt Se. Magnifizenz v. Heigel.

M. L. **Stuttgart,** 31. Mai. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins. Heute fand dahier dem zu Dresden im vorigen Jahre gefaßten Beschluß gemäß die 7. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins statt. Dieser Verein zählt bekanntlich nicht nur Lehrer der Gymnasien zu seinen Mitgliedern, sondern auch Männer in verschiedenen Berufsstellungen, die Zeugniß vom Werthe der humanistischen Bildung gegenüber anderen Stimmen abzulegen sich gedrungen fühlen. In weiten Kreisen hat sich ja wieder mehr und mehr die Ueberzeugung befestigt, daß gründliche Kenntniß der antiken Kultur nicht schwinden darf, wenn sich unser Volk auf der Höhe seines Geisteslebens erhalten will. Die heutige Versammlung verlief höchst würdig und war in erfreulichem Grade geeignet, dem Gymnasialverein neue Freunde zu gewinnen. Den ersten Bericht „Ueber die Grenzen der Anwendung naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden auf allgemeine Fragen der Erziehung und des Unterrichts" erstattete Oberlehrer Dr. Schrader aus Hannover; die Ausführungen des Vortragenden riefen einen lebhaften Meinungsaustausch hervor. Hierauf folgte der Bericht des Geh. Regierungsraths Dr. Oskar Jäger aus Köln. Ebenso geistvoll wie schlagend wies dieser ausgezeichnete Kenner der alten Literatur und des Unterrichtswesens nach, daß eine Verdrängung des Griechischen vom Gymnasium oder auch nur seine weitere Schmälerung die wissenschaftliche Durchbildung unsrer für die höchstverantwortlichen Stellungen vorzubereitenden Jugend erheblich beeinträchtigen würde. Nach ihm ergriff zu allgemeiner Freude der innig verehrte Wirkl. Geheime Rath Dr. Zeller, Exzellenz, das Wort, um die Unentbehrlichkeit des Unterrichts im Griechischen für die Jugend, welche dereinst in leitenden Stellungen schwierige Aufgaben zu lösen hat, mit überzeugender Klarheit zu bestätigen. Die innere Wärme, mit welcher der in hohem Greisenalter noch wunderbar jugendfrische, unter den ersten Zierden deutscher Wissenschaft gefeierte Gelehrte seinen Erfahrungen Ausdruck gab, brachte tiefen und nachhaltigen Eindruck hervor. Auch Geheimrath Dr. Wendt aus Karlsruhe, Geh. Hofrath Dr. Uhlig aus Heidelberg und der Vorsitzende Geh. Oberregierungsrath Universitätskurator Dr. Schrader aus Halle, sämmtlich zu den berufensten und unermüdlichsten Vorkämpfern der humanistischen Studien gehörend, unterstützten trefflich von mancherlei Gesichtspunkten aus die durch Jäger aufgestellten Sätze. Schließlich erwies eine ausdrückliche Probe das völlige Einverständniß aller Anwesenden mit jenen Sätzen. Die Versammlung hatte die Ehre, als Vertreter der Kult-Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen Württembergs die HH. Präsident Dr. v. Planck (der jetzt aus diesem Wirkungskreise nach 50jähriger Lehr- und Verwaltungsthätigkeit scheidet) und Oberstudiendirektor Dr. Nopp (der sein Nachfolger als Vorstand der Abtheilung wird) in ihrer Mitte zu sehen; Hr. v. Planck begrüßte die Versammelten in gewinnender Rede. Bei dem gemeinsamen Essen erfreuten insbesondere die gemüthreichen und feinsinnigen Ansprachen Zellers und v. Plancks alle Herzen. Die nächste Jahresversammlung soll im Herbst 1899 zu Bremen mit Rücksicht auf die für diese Zeit anberaumte dortige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner stattfinden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Herrmann Mueller: Les origines de la Compagnie de Jésus. Ignace et Lainez. Paris, Librairie Fischbacher 1898. — *Léon Bloy:* Le mendiant ingrat (Journal de l'auteur 1892—1895.) Bruxelles, Edmond Deman 1898. — Nordseebad Borkum. Kleines Taschenbuch für Badegäste. XVI. Jahrgang 1898. Emden u. Borkum, W. Haynel. — Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für das Jahr 1898. Herausgegeben von Johannes Emmer. München, J. Lindauer (Schöpping) 1898. — Professor Karl Kolbenheyer: Die hohe Tatra. 10. Aufl. Mit einer Karte. Teschen, Karl Prochaska 1898. — W. Berdrow: Die Unternehmerkartelle und der Weg zum wirthschaftlichen Frieden. Berlin, Meussier, Messer u. Co. 1898. — A. v. Gersdorff: Des Vaters Schuld. Roman. Berlin, O. Janke 1898. — Adreßbuch für deutsche Mechanik und Optik und verwandte Berufszweige, hggb. von Fr. Harrwitz. Bd. I: Verzeichniß der deutschen Mechaniker, Optiker u. s. w. nach Firmen, Städten und Spezialitäten. Berlin, F. u. M. Harrwitz 1898. — Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Hggb. vom kgl. Bayer. Kriegsarchiv. Heft 7. München, J. Lindauer (Schöpping) 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
June 1, 1898.
The
Fight for the Crown.
By (9179)
W. E. Norris.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart sind soeben erschienen:

Kirchliche Fälschungen.
I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius.
Von Fr. Thudichum,
Prof. des Kirchenrechts an der Universität Tübingen.
86 S. 8°. Brosch. 1 M.

Unsere Gebildeten und die Kirche.
Ein Versuch zur Verständigung.
Von G. Gerok,
Stadtpfarrer in Stuttgart.
31 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Bildung und Kirche.
Vom Standpunkt des Laien aus beleuchtet. (9196)
Von Dr. med. A. Fauser.
24 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 6. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baltz in München.

Uebersicht.

Die Wohnungsfrage. Von Friedrich Mohr. — Nordamerikanische Architektur. Von Richard Streiter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Wohnungsfrage.

Von Friedrich Mohr.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Wohnungsfrage an der Spitze aller Erörterungen stand. Diese Zeit ist vorbei. Andere, wie man glaubte, wichtigere Fragen drängten sich in den Vordergrund und heute ist es fast so weit gekommen, daß man die Wohnungsreform als das Stiefkind der ganzen Sozialreform bezeichnen kann. Zwar hat z. B. Preußen für die in staatlichen Betrieben angestellten Arbeiter bessere Wohnungen erbaut, auch nehmen sich einzelne Großindustrielle (nach der neuesten Statistik sind es jetzt etwa 265) des Jammers in dieser Hinsicht an, ebenso arbeiten die Baugenossenschaften (in Preußen jetzt 101) wacker für die Hebung des Nothstandes, allein — was ist das für so Viele!? Es handelt sich hier ja nicht bloß um ein sporadisch auftretendes Uebel, sondern um einen über ganz Deutschland verbreiteten, in den Großstädten sich freilich am meisten konzentrirenden Mangel. Es ist deßhalb auch nicht bloß eine Wohlthat an die ärmeren Klassen, wenn man ihnen bessere Wohnungen schafft, sondern es ist ein Segen fürs ganze Volk. Man braucht ja hierüber nicht viel Worte zu verlieren. Jeder, der die schmutzigen, ungemüthlichen, lichtlosen Löcher kennt, in denen ein Theil der Deutschen mehr vegetirt als lebt, weiß, was das in hygienischer, moralischer und nationalökonomischer Beziehung bedeutet. Man braucht ja nur auf England hinzuweisen, um zu zeigen, was gute Wohnungsverhältnisse für ein Volk werth sind. Was aber diesen Nothstand für uns ganz besonders gefährlich macht, das ist seine Ursache: die Entvölkerung des Landes, der Zug in die Stadt. Ginge die Stadtbevölkerung allein an dem großen Uebel schlechten Wohnens zugrunde, so könnte man doch wenigstens noch seine Hoffnung auf die Bauern setzen. Allein die Städte verschlingen gerade einen großen Theil der gesundesten Volkskraft, da sich bekanntlich das Verhältniß von Stadt und Land immer mehr zu ungunsten des letzteren verschiebt.

Helfen muß man also. Aber wie? Zunächst ist vorgeschlagen worden, es sollen die Arbeitgeber mehr herangezogen werden. Nach dem oben Erwähnten betheiligen sie sich indessen schon in nicht zu verachtender Anzahl, und es ist doch ausgeschlossen, daß man sie gesetzlich zu weiterem Vorgehen zwingen kann. Ganz abgesehen von den rechtlichen Gründen stehen dem folgende Erwägungen gegenüber: Erstens ist der Arbeiter im allgemeinen nicht sehr begeistert für eine vom Arbeitgeber gewährte Wohnung, da er sich ungern noch weiter abhängig fühlt, als es das Arbeitsverhältniß schon mit sich bringt. Dann dürfte weiterhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß die Arbeitgeber, um dem Zwang, Wohnungen bauen zu müssen, zu entgehen, unverheirathete Arbeiter einstellen und ihnen den Vorzug geben würden. Endlich aber soll ja nicht nur den Arbeitern geholfen werden, sondern allen ärmeren Ständen. Somit geht es auf diesem Weg nicht. Die Gemeinden zum Bauen von billigen Wohnungen zu zwingen, geht auch nicht wohl an. Einige sind ja mit leuchtendem Beispiel freiwillig vorangegangen, ob viele folgen werden, ist aber mehr als fraglich. Die Gemeinden scheuen sich naturgemäß davor, durch Erbauung von Wohnungen für weniger Bemittelte allerlei zweifelhafte und ihnen vielleicht später zur Last fallende Elemente heranzuziehen. Können nun die zwei bisher erwähnten Faktoren nichts oder nicht viel zur Lösung der Wohnungsfrage thun, so käme als nächstes Hülfsmittel das Baugenossenschaftswesen in Betracht. Gehen wir in Kürze darauf ein. Bekanntlich hat man auf genossenschaftlichem Wege schon verschiedene Ziele zu erreichen gesucht und theilweise auch erreicht. Am meisten Erfolg hatten bisher wohl, außer den Konsumvereinen, die landwirthschaftlichen Genossenschaften, wogegen die industrielle genossenschaftliche Produktion allemal wieder fehlschlug. Bis vor kurzem galt das in gewissem Maße auch von den Baugenossenschaften. Hier ist nun allerdings eine entschiedene Besserung eingetreten. Zwar stehen sie noch im Anfange ihrer Entwicklung, aber immerhin — sie schreiten rüstig vorwärts. Drei Umstände aber sind es, die ihnen das Leben immer aufs neue erschweren: Der Mangel einer größeren Zahl von geschäftsgewandten, weitausschauenden Männern, der Mangel an Kapital, infolgedessen natürlich auch an Kredit, und vor allem der Widerstand der Hausbesitzer, die in den Gemeindeverwaltungen meist ein sehr gewichtiges Wort mitsprechen. Wir werden besonders auf den letzten Wunsch immer wieder hinzuweisen haben, da in den beiden ersten wohl eine Aenderung eintreten kann, der letzte aber wohl immer bestehen bleiben wird. Hier kann nur eine höhere Instanz helfen, der Staat. Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten, den Staat als Helfer heranzuziehen. Wir wollen im nachfolgenden in Kürze die zwei gegenwärtig hauptsächlich in Frage kommenden Vorschläge besprechen, den von Lechler-Schäffle und den von Brandts. Es wird sich dabei hinreichende Gelegenheit zur Berührung aller wichtigeren Seiten der Wohnungsfrage überhaupt ergeben.

Lechler hat in einer, von dem bekannten Nationalökonomen Schäffle aufs wärmste empfohlenen Schrift „Nationale Wohnungsreform“ zuerst seine Gedanken dargelegt, später, mit Schäffle zusammen, sie in einer zweiten Schrift näher präzisirt: „Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform“. So bekannt diese beiden Schriften sind, so falsch sind theils prinzipielle Stellen, theils Einzelheiten von weniger großer Bedeutung von Manchen aufgefaßt worden. Es ist deßhalb keine überflüssige Wiederholung, wenn wir die Hauptgesichtspunkte der beiden Schriften kurz hervorheben. Lechler ist überzeugt, daß nur der Staat durchgreifende Hülfe bringen kann. Zwar sind ihm alle Hülfeleistungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, sofern sie nur auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung stehen,

aufs beste willkommen, aber er zweifelt, ob Private, Gemeinden, Arbeitgeber, Genossenschaften und wie die zum Helfen Bereiten alle heißen mögen, selbst wenn sie ihr Möglichstes thäten, zur völligen Besserung der Noth fähig sind. Die Ausführung der Staatshülfe denkt er sich so: Die Reichs-, bezw. Einzelregierung hätte überall da — aber auch nur da, nicht an beliebigen Stellen —, wo sich ein entschiedener Mangel an guten Wohnungen fühlbar macht, Landesbaukommissionen zu berufen, bestehend aus zwölf ordentlichen Mitgliedern, denen noch eine Anzahl außerordentlicher Mitglieder beizugeben wäre; diese Landesbaukommissianen müßten sich zusammensetzen aus einigen Regierungsvertretern, Beamten der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten, Vertretern der Handels- und Landwirthschaftskammern, der Miether der neu zu erbauenden Häuser u. s. s. Mindestens hundert solcher Kommissionen müßten sich netzartig über das ganze Land verbreiten und ihren Mittelpunkt finden in einer Reichszentralstelle für Wohnungsreform, die jährliche Berichte herauszugeben und überhaupt befruchtend auf die Weiterentwicklung der Arbeit der Kommissionen einzuwirken hätte. Letztere würden nach ihrer Berufung Erhebungen über den Wohnungsbedarf, die Wünsche der Gemeinden, Vereine u. a. anzustellen und dann ihren Bericht der Regierung einzureichen haben mit ausführlicher Angabe der Baukosten, Bodenpreise und sonstiger wissenswerther Fragen. Die Regierung trifft dann auf Grund dieser Akten ihre Entscheidungen und geht dabei äußerst vorsichtig vor. Dadurch wäre genügende Garantie gegen unrentable Unternehmungen gegeben. Es würde nur da gebaut, wo es durchaus nöthig und durch andere Faktaren nicht erfüllbar ist. Daneben hätten die Landesbaukommissianen noch für manches andere zu sorgen, so für eine Verbilligung der Fahrkarten der außerhalb der Stadt in den neuen Häusern wohnenden Arbeiter. Denn wenn auf eine Dezentralisation der Großstädte bezw. eine Verhütung weiterer Großstadtbildungen hingearbeitet werden soll, so ist die allererste Bedingung eine Verbilligung der bisher noch immer zu hohen Fahrpreise, andernfalls ziehen es die Aermeren vor, in der Stadt zu bleiben. Die Reichs-, bezw. Einzelregierung hätte außer der Berufung van Kammissionen noch für Aufbringung des nöthigen Kapitals, bezw. des Kredits dazu zu sorgen. Es wäre vom Staat also eine Pfandbriefanstalt zu gründen, bezw. an eine schon vorhandene ähnliche Behörde anzugliedern, welche in der Höhe der vom Staat gutgeheißenen Bauten Baupfandbriefe ausgibt, die, ähnlich den anderen Staatsanleihen, von Jedermann gezeichnet werden könnten. Dabei kämen nach in erster Linie die Geldmittel der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten (deren Vermögen nun bereits 600 Millionen überschritten hat) in Betracht, da sie einerseits ihr Geld auf durchaus sichere Weise in diesen Pfandbriefen anlegen könnten, andererseits damit dem ganzen Volk einen Dienst leisteten. Bei Festsetzung des Zinsfußes müßte darauf gesehen werden, daß die Kommissionen von den Käufern bezw. Miethern der Häuser einen höheren Zins verlangen könnten, als sie selbst der Regierung zu zahlen hätten. So könnten sie jedes Jahr etwas erkleckliches ersparen und den verschiedensten Ausgaben gerecht werden. Zum Wohle des Miethers könnte man ferner einen kleinen Zuschlag zum Miethzins machen, damit er in Fällen van Erwerbsunfähigkeit doch noch in der Wohnung bleiben könnte. Die Staatsgarantie wäre bei genauer Befolgung dieses Vorschlags nur nominell in Anspruch genommen, während sie andererseits durch ihren Kredit sehr segensreich wirken würde. In der prinzipiellen Frage, ob das Einfamilienhaus dem Miethhaus vorzuziehen sei, entscheidet sich Lechler natürlich für das erste, glaubt aber, daß in Großstädten bei den theuren Bodenpreisen auch gute Miethshäuser schon eine bedeutende Linderung der Noth darstellen würden, wenn sie nach den Regeln der Hygiene gebaut würden, ja er kommt zu dem Schluß, daß das Einfamilienhaus wohl die Ausnahme und das Miethshaus die Regel bei den van den Kommissianen zu erstellenden Bauten werde sein müssen, zum mindesten in größeren Städten. Für die Instandhaltung der Miethshäuser könnten aus der Mitte der Miether besonders einsichtsvolle Männer zu Hausmeistern gewählt werden. Eine aus einer Anzahl solcher Hausmeister bestehende Hausmeisterkommissian müßte von Zeit zu Zeit an die Landesbaukommissiion Bericht erstatten. Zum Schluß weist Lechler noch auf die große Wichtigkeit einer strammen polizeilichen Bauaufsicht hin.

Landrath Brandts-Düsseldorf hat in zwei Broschüren, (entnammen aus längeren Aufsätzen in dem Organ des katholischen Vereins „Arbeiterwohl") seine Anschauungen niedergelegt. Die erste Broschüre, betitelt „Die Arbeiterwohnungsfrage, eine Frage des Stadtbauplanes und der Stadtbauordnung", behandelt hauptsächlich das Bautechnische und das Hygienische. Es sei aus der sehr lesenswerthen Abhandlung nur hervorgehaben, daß Brandts eine gesetzliche Erzwingung des Einfamilienhauses verlangt und daß er den beherzigenswerthen Vorschlag macht, es sollten da, wo breite Verkehrsstraßen kein absolutes Bedürfniß sind, weniger breite Straßen gebaut werden, als bisher, wodurch man die Möglichkeit zum Bau kleinerer Häuser bekommen würde, da die breiten Straßen die Bodenpreise natürlich sehr stark erhöhen. Er ist überhaupt der Ansicht, und ganz mit Recht, daß die heutigen enormen Bodenpreise künstliche Gebilde sind. Indessen können wir auf die Bodenfrage hier nicht näher eingehen, da sie einerseits ein enorm verwickeltes und schwieriges, andrerseits aber auch ein heute noch gar nicht endgültig zu beurtheilendes Gebiet ist. Alle die, die sich dafür interessiren, verweisen wir auf Brandts' Broschüre und auf das Organ der deutschen Badenreformer „Deutsche Volksstimme". Die zweite, für unser gegenwärtiges Thema wichtige Schrift hat den Titel „Die Betheiligung des Staates an der Lösung der Wohnungsfrage". Eine gründliche Lösung der Wohnungsfrage setzt danach voraus: 1. staatliche Regelung des städtischen Ansiedelungswesens (staatliche Genehmigung des Stadtbauplanes und der Stadtbauordnung), 2. Regelung des städtischen Grundbesitzes (Expropriation und Zusammenlegung), 3. eine sozial und bautechnisch sachverständige Zentralisirung für das Arbeiterwohnungswesen, insbesondere für Baugenossenschaften, 4. eine Hypothekenbank, die das Geld zur Verfügung stellt. Diese vier Funktionen müssen in einer staatlichen Behörde vereinigt sein. Salche Behörden wären in Landestheilen mit Wahnungsnoth einzurichten. Brandts nennt sie „Baubanken". In Preußen wären etwa vier derartige Institute zu gründen. Der Finanzminister stellt der Baubank jährlich eine bestimmte Anzahl von Staatsschuldscheinen zur Verfügung, deren Erlös sie zu Darlehen auf Arbeiterwahnungen benutzen würden. Sie sollte sich nicht mit Einzelpersonen, sondern nur mit frei sich bildenden Genossenschaften einlassen, van denen er annimmt, daß sie sich unter der Aegide des Staates zur rascheren Blüthe entfalteten. Eine salche Baubank werde, meint Brandts, mehr leisten, als zehn Wohnungskommissionen. Lokale Baukommissäre könnten an Ort und Stelle das Bedürfniß prüfen, und das Bauen selbst sollte nur durch lokale Organe erfolgen, im Gegensatz zu den Landesbankommissionen, die, wie Brandts glaubt, nicht genug Fühlung mit den Einzelbedürfnissen der verschiedenen Gegenden haben. Es sei auch nicht gut möglich, daß der Staat den meist aus Privaten zusammengesetzten Kommissionen sein Geld anvertraue. Wir wollen, der Einfachheit halber, diesen und den nächstfolgenden Punkt sofort widerlegen, um nachher nicht mehr darauf

zurückkommen zu müssen. Erstens bestehen die Kommissionen bloß „meist" aus Privaten (man könnte ja die Gelder den Regierungsvertretern anvertrauen), und dann ist doch glücklicherweise das Durchbrennen einiger Vereinskassirer kein allgemeines Symptom der Räuberhaftigkeit des deutschen Volkes! Ein bißchen Naivetät kann ich also diesem Einwand gegen Kommissianen nicht absprechen. Eine kleine Inkonsequenz ist es ferner, wenn Brandts vorschlägt, ein Prozent der Jahreseinnahme der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten sollte der Arbeiterwohnfrage überwiesen werden. Der „Arbeiter"wohnfrage, das ginge schließlich, aber Brandts hatte ja in seiner ersten Schrift ganz besonders betont, daß die Wohnungsreform allen ärmeren Ständen zugute kommen müsse, und da ist es denn doch vom rechtlichen Standpunkte aus fraglich, ab man eine Leistung, die von bestimmten Klassen — Arbeitgebern und -nehmern — aufgebracht wird, auch nur theilweise andern Klassen direkt zukommen lassen soll, vollends, wa es sich um eine Leistung handelt, die beiden Theilen, besonders aber den Arbeitnehmern, nicht leicht wird. Lechler zieht bekanntlich die genannten Anstalten in noch viel größeren Umfange heran, aber nur so, daß sie ihr Kapital zum Wohle des ganzen Volkes anlegen, ohne auch nur einen Pfennig dabei zu verlieren, im Gegentheil, denn die Baupfandbriefe wären ein sichereres Papier als manches andere. Nun aber zum finanziellen Theil der Schrift! Die Baubanken dürfen danach nicht mehr als etwa sieben Zehntel des Werthes der zu bauenden Häuser an die Baugenossenschaften, bezw. Gesellschaften, leihen, die übrigen drei Zehntel hätten die Genossenschaften selbst aufzubringen. Wenn sie als „gemeinnützig" bezeichnet wären, welcher Name ihnen ertheilt würde, sobald sie sich gewissen Bedingungeu unterwerfen, so hätten sie keine großen Schwierigkeiten, die drei Zehntel aufzutreiben, denn sie bekämen mit diesem Namen das Recht, Zwangsaktianäre heranzuziehen. Als solche kämen in Betracht: der Stadt-, bezw. Landkreis, die Sparkassen dieses Kreises und die Unfallberufsgenossenschaften. Freilich könnten die Zwangsaktionäre sich insofern nicht über diesen Zwang beklagen, als sie dabei nichts verlören, doch dürfte ihnen derselbe auf die Dauer oft recht unsympathisch werden. Die Baugesellschaft wird — und das erscheint Brandts als ein großer Vorzug seiner Vorschläge — allmählich unabhängig van der Baubank, indem jede Anleihe binnen 38 Jahren amortisirt wird, so daß alsa die mittelst einer solchen erbauten Häuser nach 38 Jahren frei dastehen. Zum Schlusse betont Brandts sehr stark, daß die Baugenossenschaften, bezw. Gesellschaften, für das ihnen vom Staat geliehene Kapital als Gegenleistung sich einer uneingeschränkten Kontrole der Baubanken unterziehen müßten, deren Beamte sogar Vorstände der Genossenschaften ein-, bezw. abzusetzen das Recht hätten!

Vergleichen wir nun einmal diese beiden in Kürze dargestellten Vorschläge von Lechler und Brandts miteinander. Wir können uns dabei auf einige Hauptpunkte beschränken, da im Verlauf des bisher Erwähnten ja schan auf etliches eingegangen wurde. Wir werden dabei auch auf einige Fragen von prinzipieller Bedeutung zu sprechen kommen.

Knüpfen wir an das absolute Beaufsichtigungsrecht der Baubanken an. Ein Varstand und Geschäftsführer einer Genossenschaft dürfte jedenfalls unter einer solch uneingeschränkten Beaufsichtigung nicht auf Rosen gebettet sein. Da es nun bisher schon nicht ganz leicht war, genügend geschulte Leute für solche Posten zu finden, so ist es mehr als fraglich, ob eine weitere amtliche Bevarmundung — auf diese dürfte es ja sehr häufig hinauslaufen — nicht geradezu als Vorbeugungsmittel gegen weiteres Angebot freiwilliger Genossenschaftsvorstände wirken würde. Um das näher zu begründen, müssen wir auf die Behauptung Brandts' und seiner Anhänger näher eingehen, daß die Kommissionen leicht bureaukratische Institute werden könuten. Wir glauben nämlich vielmehr, daß die Baubanken eine Tendenz dazu haben würden! Bekanntlich aber ist es kein Vergnügen, von bureaukratischeu Beamten beaufsichtigt zu sein. Die Baubanken haben, wie aben gezeigt, sehr mannichfaltige Aufgaben, sie sollen enthalten: Bautechniker, Juristen, Finanzbeamte, Mediziner, Polizeibeamte, kurz Beamte und nochmals Beamte, wie es die Natur einer salchen Banbank nothwendig fordert. Da nun männiglich bekannt ist, daß in einem Institut mit vielen Ressarts eben Jeder für sein Ressart arbeitet, daß sehr häufig die gegenseitige Aussprache fehlt, daß dagegen Jeder innerhalb seiner Gebiete möglichst korrekt und gut, eben deßhalb aber oft auch „möglichst" außer Zusammenhang mit dem Anderen arbeitet, so behaupte ich dreist: diese Baubanken müssen bureaukratisch werden, jedenfalls haben sie tausendmal mehr Disposition dazu. Dagegen die Kammissionen! In ihnen sitzt der Mann aus dem Volk neben dem Beamten, der Praktiker neben dem Theoretiker, und sie Alle stehen infolge der regelmäßigen Zusammenkünfte in dauernder fruchtbarer Verbindung miteinander. Allerdings möchte ich nach das Eine hiezu bemerken: wenn die Landesbaukommissianen wirkliche Institute fürs Volk und aus dem Volke — dadurch genießen sie ja einen großen Vorzug aor anderen Einrichtungeu, sie beruhen also im Grunde auf der Selbsthülfe des Valkes — sein sollen, so muß dafür gesorgt werden, daß die Regierungsvertreter nicht durch die ihnen naturgemäß zustehende Autarität einen irgendwie bestimmenden Einfluß, eine „autaritative Suggestion" auszuüben versuchen. Sonst könnten die Kommissionen gerade in der gegenwärtigen Zeit leicht auch Beamteninstitute mit den diesen anhaftenden Mängeln werden. Wird diese Gefahr aber ferngehalten, ja wüßte ich wirklich nicht, waher der Bureaukratismus in die Kommissianen einziehen sollte. Nun dürfen wir freilich nicht übersehen, daß gegen die Hülfe des Staates überhaupt von manchen Seiten pratestirt wird. Die Einen fürchten für den Staat, die Anderen für sich, die Einen glauben mit Konzessianen an diese Wahnungsnoth auf die schiefe Ebene des Kommunismus, die Anderen in noch größere Abhängigkeit vom Staat zu kommen. Die erstere Furcht ist unbegründet, ja lächerlich, wir haben die Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten schon lange, ohne — Kommunisten geworden zu sein. Der zweiten mag eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen sein, indessen haben wir aber schon gesehen, daß es ahne Staatshülfe einfach nicht geht und ja wird man schon in den sauren Apfel beißen müssen. — Brandts hat nun ferner als einen Barzug seiner Vorschläge angeführt, daß die Häuser in 38 Jahren frei daständen. Abgesehen daoon, daß eine 38 Jahre dauernde „uneingeschränkte Beaufsichtigung" einem das Vergnügen an selbst noch so schonen Häusern verderben kann, möchten wir hierauf oar allem die Frage answerfen: ist es denn überhaupt sehr zu wünschen, daß die oon Genossenschaften erbauten Häuser frei werden? Darauf gab kürzlich, auf der Versammlung der Aachener Spar- und Bauvereine, Dr. Carret eine treffliche Antwart. Er führte ungefähr folgendes ans: Es wäre ganz schön, wenn sich die verlockende Idylle „Der Arbeiter oar seinem eigenen Häuschen Blumen pflegend und sein Pfeifchen mit vielem Behagen auf der Bank oor dem Häuschen rauchend", in gehoffter Weise verwirklichen ließe. Allein die Möglichkeit der Ausführung findet ein starkes Hinderniß an der Thatsache, daß, sobald der Arbeiter aber kleine Beamte ein eigenes Häuschen hat, er das Interesse an der gemeinsamen Arbeit (in der Genossenschaft) aerliert, denn er hal „seine soziale Frage gelöst", ja er wird, als man-

mehriger Hausbesitzer, sogar in eine gewisse Feindseligkeit gegen dasselbe Hülfsmittel gedrängt werden, das ihn einst emporgehoben hat. Ferner aber ist der Arbeiter durch den Besitz eines Familienhauses auch an der Freizügigkeit gehindert, was unter unsern derzeitigen Verhältnissen sehr unangenehme Folgen haben könnte. Da außerdem die Bodenpreise nur ein Bauen sehr weit draußen vor der Stadt gestatten würden, so können unter Umständen die Familienglieder nur bei Nacht einander sehen, so daß der Zweck der Sache auch wieder nicht erreicht wäre. Dazu kommt, daß auch vor der Stadt die Bodenpreise meist noch hoch genug sind, um mindestens noch ein Stockwerk gebieterisch zu fordern. Dadurch wäre erstens das Einfamilienhaus illusorisch und zweitens der kleine Hausbesitzer zum Vermiether geworden, der als solcher hohen Miethzins verlangen müßte. Könnte schließlich der Besitzer den Zins nicht mehr aufbringen, so ginge ihm sein ganzer mühsam erworbener Besitz verloren. Käme dieser dann, trotz dem Vorkaufsrecht des ursprünglichen Eigenthümers — was auch Lechler und Brandts fordern — doch zuletzt in Spekulantenhände, so wäre das Uebel verdoppelt. Wenn endlich Vater und Mutter, die mit ihren Kindern zusammen das Haus erworben haben, stürben, so wird sich die große Frage erheben, wer das Haus bekommen soll, bezw. wieder, der es bekommt, die Anderen entschädigen soll. Das Gebäude wird in den meisten Fällen unter den Hammer kommen und durch das Einfamilienhaus am Ende Haß und Neid, anstatt Glück hervorgerufen werden. — Das genügt, um zu zeigen, daß das Einfamilienhaus seine großen Schattenseiten hat, und Lechler thut deßhalb recht daran, auf das Miethshaus den Nachdruck zu legen.

Es wird von manchen Seiten als Vorzug der Vorschläge von Brandts gerühmt, daß er die Baugenossenschaften, bezw. Gesellschaften, so stark in den Vordergrund stellt, von ihnen schließlich alles Heil erwartet. Wir haben nun oben gesehen, daß Lechler keineswegs, wie ihm ab und zu wohl vorgeworfen wird, gegen die Genossenschaften eingenommen ist, daß er bloß der großen Blüthe, die Brandts nach Eingreifen des Staates von ihnen erwartet, etwas zweifelnd gegenübersteht, und das wohl mit Recht. Das Verlockende einer genossenschaftlichen Befriedigung des Wohnbedürfnisses ist vor allem der Gedanke der Selbsthülfe. Indessen ist, abgesehen davon, daß Lechlers Vorschläge im Grunde ja auch darauf hinauslaufen, die Art, wie sich Brandts das Eingreifen des Staates in den Gang der Geschäfte und Entschließungen der „freien" Genossenschaften denkt, völlig geeignet, die Selbsthülfe in eine sehr stark bemutternde Staatshülfe zu verwandeln. Freilich kann das gar nicht anders sein; denn wenn der Staat ein solch großes Risiko auf sich nehmen soll, wie es hier von ihm verlangt wird, so muß er eine starke Beaufsichtigung ausüben. Diese finanzielle Seite der Sache scheint mir überhaupt sehr anfechtbar. Lechler scheint ja auf den ersten Blick den Staat viel stärker in Anspruch zu nehmen. Aber der prinzipielle Unterschied zwischen seinem Vorschlage und dem seines Partners besteht darin, daß er den Staat nur nominell, der andere aber ihn thatsächlich in Anspruch nimmt. Für die 70 Proz., welche Brandts vom Staate verlangt, braucht man diesen schließlich überhaupt nicht, wie nicht mit Unrecht gesagt worden ist. Das kann man auch von den Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten oder sogar von anderen Kassen bekommen. Die 30 übrigen Prozent aber, zum Theil wenigstens, von Zwangsaktionären zu erheben, erscheint, bei den Sparkassen zum mindesten, gewagt. Nun kann aber noch der Fall eintreten, daß Zwangsaktionäre aus irgendwelchen Gründen nicht zu haben sind. Was dann? Dann wäre eine ausgezeichnete Gelegenheit für „mildthätige" Elemente gegeben, ihre freigebige Hand aufzuthun und dafür zunächst nichts weiter als Dankbarkeit zu fordern. Im Deutschen Reich pflegt nun aber die Dankbarkeit ab und zu in — Wahlzetteln greifbaren Ausdruck zu finden. Wir kommen damit auf den letzten Punkt, auf die Gefahr, die in einer politischen Beeinflussung wirthschaftlich abhängiger Genossenschaften liegen kann. Wir haben in den deutschen Gewerkschaften, die ihrer Natur nach doch rein wirthschaftliche Körperschaften sein sollten, ein leuchtendes Beispiel edler Dankbarkeit — gegen die Sozialdemokratie, die allerdings viele „geboren" hat. Und gegen seine Mutter ist der Deutsche immer pietätvoll! Von politisch-religiösen Beeinflussungen wollen wir nicht weiter reden, sie sind oft zu handgreiflich. Das aber darf unter keinen Umständen sein; eine Angelegenheit des ganzen Volkes darf nicht in die Hände irgendwelcher Partei oder Konfession fallen, wenn nicht, anstatt Segen, nur Zwietracht aus der Abstellung einer alten Noth entstehen soll. Darum kann mich mit den Brandt'schen „freien" Genossenschaften Niemand reizen, sie sind mir zu gefährlich und, fügen wir das noch hinzu, zu jung. So lange sich nichts besseres findet, soll man beim Alten bleiben und, wenn das Bessere kommt, sich zuerst überlegen, ob es nicht der Feind des Guten ist! Auf die tausenderlei anderen Einwürfe gegen Lechler nicht nur, sondern gegen die Wohnungsreform überhaupt hier näher einzugehen, dazu reicht der Raum nicht, und das ist gar nicht zu bedauern. Es ist ja selbstverständlich, daß die Zeit manche Modifikationen in den Lechler'schen Vorschlägen bringen wird, aber vor allem gilt es: erst einmal den Versuch zu machen. Wie oben schon angedeutet, hat die Reichsregierung seinerzeit mit den Versicherungsanstalten ein viel größeres Wagniß unternommen, ohne dabei zu verunglücken. Möge sie sich durch die vielen Einwände gegen eine nationale Wohnungsreform nicht irre machen lassen, denn es gilt die Zukunft unsres Volkes!

Nordamerikanische Architektur.

„Nordamerika, das in den letzten Jahren der Weltliteratur einen Humoristen wie Mark Twain, einen Erzähler wie Bret Harte geschenkt, dasselbe Nordamerika, das mit Longfellow sich kühn neben die Länder stellen darf, welche wahrhaft große, moderne Poeten hervorgebracht — Nordamerika scheint in allen Dingen dazu bestimmt zu sein, Eigenartiges, Urthümliches hervorzubringen. Seine Ströme sind breiter, seine Berge mächtiger als jene Europa's; seine Städte wachsen rascher, sein Boden ist ergiebiger. Die neue Welt ist keine Nachahmerin. Sie schafft aus dem Nichts heraus, und was sie thut und hervorbringt, gewinnt ungewöhnliche Verhältnisse. Mit Kleinigkeiten hat sie sich niemals abgegeben. . . . Nur die bildenden Künste erweisen sich ihr gegenüber spröde und unzulänglich. Die Schönheit der plastischen Form, der Zauber der Farbe und der Linie, sie wollen im Reiche der Yankees nimmer gedeihen. Man erfindet dort Telephons und Phonographen, aber keine Raffaelische Madonna, keine Venus von Milo."

Mit diesen Sätzen beginnt eine von Ferdinand Groß verfaßte Einleitung zu einer deutschen Ausgabe von Edgar Allan Poe's „Seltsamen Geschichten" (Stuttgart, W. Spemann). Die Sätze sind vor Jahren geschrieben und enthalten wohl manches auch damals nicht ganz Zutreffende; aber sie spiegeln in bezeichnender Weise eine Anschauung wieder, wie sie bis vor kurzem in Europa ziemlich allgemein verbreitet war. Diese Anschauung hat sich seit der großen Columbischen Weltausstellung in einigen Punkten erheblich verschoben. Vor allem hat sich das Gesammturtheil über den Stand der bildenden Künste in Amerika, das früher rundweg absprechend war, in jüngster Zeit sehr geändert.

Freilich, eine Raffaelische Madonna, eine Venus von Milo hat die Neue Welt noch nicht hervorgebracht. Aber auf unsern Kunstausstellungen sind amerikanische Maler, sehr vereinzelt auch amerikanische Bildhauer mit höchst achtbaren Leistungen hervorgetreten, die namentlich in Paris neben der dekadenten Ueberreiztheit der modernen französischen Kunst durch gesunde Kraft und Frische nicht wenig auffielen. Am meisten wohl ist die Architektur und das Kunstgewerbe Nordamerika's in der Schätzung der europäischen Sachverständigen gestiegen. Die weitaus größte Zahl der Berichte über die Ausstellung in Chicago in unsern Fachzeitschriften und Tagesblättern zollte der Gesammtanlage der Ausstellungsbauten wie ihrer Einzeldurchbildung hohes Lob. Allseits unumwunden anerkannt wurde die technische Meisterschaft in der Lösung der großen konstruktiven Aufgaben. Ueber den Werth ihrer künstlerischen Bewältigung waren die Stimmen getheilt; doch überwogen auch hier die Bewunderer. Freilich, die unter dem unmittelbaren Eindruck entstandenen Schilderungen, nicht selten voll überschwänglicher Begeisterung, klärten sich allmählich zu einer kühleren Beurtheilung ab. Was einzelne Kritiker von Anfang an mit Entschiedenheit betont hatten, wurde über Jahr und Tag zur allgemein herrschenden Ansicht: die Ausstellungsbauten in Chicago hatten in künstlerischer Hinsicht eigentlich eine Enttäuschung gebracht. Der Satz „die neue Welt ist keine Nachahmerin" war hier durch die Thatsachen in augenfälligster Weise widerlegt. Was man in erster Linie von den Ausstellungsbauten am Michigan-See erwartet hatte: Originalität, kühne Selbständigkeit der künstlerischen Gestaltung, gerade das fehlte ihnen am meisten. Die alte klassische Schule der europäischen Architektenschaft, die Formenwelt der Antike, feierte dort auf dem jungen Kulturboden neue, ungeahnte Triumphe. Wie ein riesiges Prachtforum aus der späten römischen Kaiserzeit leuchtete die Mittelpartie der Ausstellung dem Beschauer mit marmorweißen, feierlichen Säulenhallen entgegen. Aber nicht nur die einstige Beherrscherin der Alten Welt, die „ewige Roma", hatte durch die Macht und Größe ihres Vorbildes das jüngste Kulturvolk bezwungen; auch die Stadt, die seit zwei Jahrhunderten als die Capitale der verfeinerten europäischen Kultur sich betrachtet, Paris, ließ ihren Einfluß in künstlerischen Dingen, der in Europa mehr und mehr im Schwinden begriffen ist, drüben über dem Ozean nochmals in voller Stärke verspüren. Die antikisirenden Bauten der Ausstellung in Chicago verriethen auf den ersten Blick die Pariser Schule, so sehr sogar, daß man hätte glauben können, die Verwirklichung eines jener für den grand prix de Rome an der Pariser Akademie entworfenen Idealprojekte vor sich zu sehen. Und dieses idealistische Streben, unter allen Umständen eine grandiose, feierlich-prunkvolle Wirkung zu erzielen, ließ die amerikanischen Architekten merkwürdigerweise ganz darauf verzichten, den Pariser Meistern der Weltausstellung von 1889 auch nach jener Richtung zu folgen, die bei Bouvards Zentralhalle des Industriepalastes und Formigé's Gebäuden für die Künste eingeschlagen war mit dem Versuch, den modernen Eisenkonstruktionen eine eigenartige künstlerische Ausbildung abzuringen. Gerade nach dieser Seite hatte man von den amerikanischen Architekten die wagemuthigsten, selbst vor Ungeheuerlichkeiten nicht zurückschreckenden Vorstöße erwartet; aber gerade hierin bereiteten die Ausstellungsbauten von Chicago eine vollkommene Enttäuschung.

Indessen, von diesem Mangel an neuzeitlicher Originalität der Kunstformen abgesehen, war das Geleistete der höchsten Anerkennung würdig. Die amerikanischen Architekten haben den Beweis geliefert, daß sie an Sicherheit des Könnens im Gebrauche der bewährten Kunstmittel zur Bewältigung großartig erfaßter Aufgaben den europäischen Fachgenossen als ebenbürtig sich an die Seite stellen dürfen; ja sie haben bei vielen Sachkundigen, die durch die Ausstellung zum erstenmal über den Ozean gelockt worden waren, sogar den überraschenden Eindruck einer gewissen Ueberlegenheit hervorgerufen. Dies nicht sowohl durch die nur zu vorübergehendem Dasein rasch hervorgezauberten Ausstellungsbauten, als durch die große Menge der dauernden Werke, wie sie in den mit erstaunlicher Schnelligkeit herangewachsenen großen Städten der Union in oft auffälliger Eigenart und künstlerisch interessanter, gediegener Durchbildung den Blick des Europäers fesselten. Die Erkenntniß, die vordem nur bei einem sehr kleinen Theil der deutschen Architekten durch amerikanische Fachzeitschriften Eingang gefunden hatte, die Erkenntniß, daß die moderne Architektur Nordamerika's sehr viel Beachtenswerthes und Lehrreiches dem europäischen Baukünstler bieten könne, sie drang nun durch die eifrig gelesenen Berichte zahlreicher Ausstellungsbesucher in weitere Kreise. So wandte sich bald die allgemeine Aufmerksamkeit dem Schaffen der amerikanischen Architekten zu, umsomehr, als gleichzeitig die englischen Einflüsse auf dem Gebiete des Wohnhausbaues und des Kunstgewerbes einer den amerikanischen Bestrebungen verwandten Auffassung den Boden bereiteten.

Solchem Interesse kommt nun eine stattliche Veröffentlichung des deutschen Kunstverlags entgegen, welche in einer reichhaltigen Sammlung guter Lichtdrucktafeln bemerkenswerthe Beispiele der im letzten Jahrzehnt in Nordamerika aufgeführten öffentlichen und privaten Gebäude aller Art nach Originalaufnahmen darbietet und wohl geeignet erscheint, dem kunstverständigen Laien eine anschauliche Vorstellung von der äußeren Erscheinung und inneren Einrichtung dortiger Bauten, dem schaffenden Architekten aber ein anregendes Studienmaterial zu gewähren. Das gediegen ausgestattete Werk, unter dem Titel „Neubauten in Nordamerika", herausgegeben von dem Schriftleiter der vortrefflichen „Blätter für Architektur und Kunsthandwerk", dem kgl. Bauinspektor Paul Graef,[1]) wird nach Inhalt und drucktechnischer Wiedergabe hohen Anforderungen gerecht. Die photographischen Aufnahmen hat die Verlagshandlung von den namhaftesten amerikanischen Fachphotographen theils in sorgfältiger Auswahl erworben, theils anfertigen lassen. Von den meisten Bauten sind die Grundrisse in klarer Darstellung und nach einheitlichen Maßstäben gezeichnet beigegeben. Der die Tafeln begleitende Text ist auf kurze, zuverlässige Angaben über die wichtigsten Punkte der Baugeschichte und Bauausführung beschränkt. Ein Vorwort vom kgl. Oberbaudirektor K. Hinkeldeyn, der seinerzeit als technischer Attaché bei der kaiserl. deutschen Botschaft in Washington Gelegenheit hatte, genauen Einblick in die amerikanischen Verhältnisse zu gewinnen, schildert in allgemeinen Zügen knapp und treffend das Wesen der neueren amerikanischen Baukunst. Den breitesten Raum der Sammlung, die auch ein yankeefeindlicher Europäer mit steigendem Interesse durchmustern wird, nehmen die sehr individuell gestalteten Wohn- und Landhäuser aus der Umgebung der großen Städte der Union in Beispielen von der einfachsten bis zur reichsten Ausführung ein; daneben kommen Kaufhäuser, Kirchen, Lehranstalten und andere öffentliche Gebäude, sowie die künstlerisch bemerkenswerthesten Thurmhäuser zur Darstellung. Außer den Gesammtansichten werden von vielen Gebäuden Einzelheiten und Innenräume vorgeführt.

Was auf diesen zum Theil sehr anziehenden Blättern gezeigt wird, gibt in der That ein recht vortheilhaftes Bild von den Leistungen der nordamerikanischen Architektur. Als Grundzug tritt uns ein glückliches Gemisch von frischer,

[1]) Verlag von Julius Becker, Berlin, 1897 ff.

unbedenklicher Naivetät im Erfassen der Aufgabe und einer sicheren, oft überraschend ausgereiften Meisterschaft in der Beherrschung der Mittel entgegen. Und hier ist auch wirklich Eigenartiges. Freilich, der Satz „die Neue Welt ist keine Nachahmerin; sie schafft aus dem Nichts heraus“... kann auch hier nicht gelten. Zwar ist von der Pariser Klassizität der Ausstellungsbauten von Chicago nichts zu finden; aber die weitaus vorherrschende, für die moderne nordamerikanische Architektur fast typisch gewordene künstlerische Formgebung des „Modern Romanesque“ ist auch nicht auf dem Boden der Neuen Welt „aus dem Nichts“ erwachsen. Der Begründer dieser mit merkwürdig einmüthiger Begeisterung aufgenommenen Stilrichtung, Henry Hobson Richardson (geb. 1839, gest. 1886), Amerika's bedeutendster Architekt, hatte, wie die meisten amerikanischen Künstler, seine Studien in Paris gemacht. Aber was ihn von europäischer Baukunst am stärksten anzog, war nicht Klassik und Renaissance, sondern die Romantik des frühen Mittelalters. Die kraftvolle, altehrwürdige Schönheit südfranzösischer und normännischer Kirchenbauten wurde Richardsons ohne Schwanken festgehaltenes Bauideal. In dieser Stilweise, aber mit durchaus selbständiger Behandlung, schuf der Künstler 1875 sein mächtiges und berühmtes Werk, die Trinity Church in Boston. Seitdem die Kirche bei einer von der Zeitschrift „American Architect“ 1885 veranstalteten Abstimmung von den Fachgenossen einstimmig als schönstes Bauwerk der Vereinigten Staaten erklärt worden war, galt Richardson als der erste Baukünstler Amerika's und seine neu-romanische Formgebung als eine Art von amerikanischem Nationalstil. Richardson hat wie kein neuerer Architekt Europa's Schule gemacht. Die weitaus größte Mehrzahl der jüngeren amerikanischen Architekten folgt seinen Bahnen. Dies ist nur dadurch erklärlich, daß der Meister einen den praktischen Verhältnissen des Landes, wie dem Empfinden seiner Bewohner gleich gut sich anpassenden Ton angeschlagen hat. In der That erweisen sich die wuchtigen Formen des „Modern Romanesque“ für den Quaderbau in Granit und Sandstein, wie er in dem im wahren und übertragenen Sinn des Wortes steinreichen Amerika vorherrscht, als sehr geeignet, zugleich als höchst verwendbar zur künstlerischen Bewältigung ungewöhnlicher Massen, so der Fronten der riesigen Thurmhäuser. Auch läßt wohl die Formenwelt einer aus urwüchsigen Zuständen sich herausringenden, frühen Kulturperiode bei den Bürgern der Neuen Welt verwandte Saiten anklingen. Zudem — dies ist vielleicht der wichtigste Grund, denn er gilt auch für die europäische Kunst der Gegenwart — bildet die künstlerische Romantik des frühen Mittelalters ein erwünschtes Gegengewicht gegen die technische Hypermodernität und geschäftliche Nüchternheit der heutigen Lebensverhältnisse. Zur Romantik neigt ja unsre ganze unter dem Zeichen des Symbolismus stehende Kunst hüben wie drüben. Auch in Berlin wird in jüngster Zeit Romanisch und Gothisch wieder beliebt. Dieser alterthümelnd romantische Zug verleitet nun auch die amerikanischen Architekten nicht selten dazu, recht unmodern zu sein. Das scheinen unsre übereifrigen Vorkämpfer der Moderne, die immer das Schlagwort von der Sachlichkeit, von der Entwicklung der Kunstform aus dem Konstruktiven im Munde führen, und die alles, was in England und Amerika gemacht wird, als Vorbild modernen Schaffens hinstellen, ganz zu übersehen. Wo bleibt z. B. die moderne Sachlichkeit der mäßig großen, freistehenden Wohnhäusern für eine bürgerliche Familie, die in schweren, klotzigen Quadern in den düsterwuchtigen Formen eines romanischen Monumentalbaues aufgethürmt sind? Ueber derartige Werke von jungen Nacheiferern Richardsons, „welche in der sklavischen Nachahmung seiner riesenhaften Rundbögen, seiner Zwergsäulen, seiner klumpig-bossirten Mauerkolosse und ähnlicher charakteristischer Eigenheiten einen bequemen Weg zu Erfolg und Ruhm erblickten“, hat einer der ersten amerikanischen Kunstkritiker, J. Montgomery Schuyler, ein sehr scharfes Urtheil gefällt.[1]) Doch auch an Bauten dieser Richtung, soweit sie, wie die Beispiele in vorliegender Sammlung, von künstlerisch gereiften Meistern herrühren, erscheinen die Vorzüge der Schule noch in glänzendem Lichte. Was der europäische Fachmann als sehr lehrreich an ihnen schätzen wird, ist die von innen heraus entwickelte, malerisch freie, feinfühlige Gesammtgruppirung der Massen, die frische, kraftvolle Formgebung, die musterhafte Behandlung des Materials, die sparsame, dadurch zu erhöhter Wirkung gebrachte Anwendung charaktervollen Ornaments. Die Geschicklichkeit der amerikanischen Architekten in der Auffindung von verhältnißmäßig noch befriedigenden Lösungen für so schwierige Aufgaben, wie die Ausgestaltung von 20- bis 30stöckigen Thurmhäusern, ist bei den europäischen Fachgenossen längst anerkannt.[2])

Bei der nun auch in Deutschland in Fluß gekommenen modernen Bewegung im Kunstgewerbe und in den dekorativen Künsten hat die innere Einrichtung und Ausstattung des amerikanischen Wohnhauses der wohlhabenden und reichen Gesellschaftsklassen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Vorzüge jener Einrichtungen liegen, wie bei dem nach verwandten Grundsätzen angelegten englischen Haus, in der Vereinigung des höchsten modernen Komforts mit geschmackvoller, gediegener und individueller künstlerischer Ausgestaltung. Besonders begünstigt wurden die Fortschritte nach dieser Richtung in Amerika durch den Reichthum des Landes, den stark entwickelten Sinn für Häuslichkeit und die eigenthümliche Stellung der Frau. Wesentlichen Antheil an den schönen Erfolgen hat natürlich auch die frische, unbefangene Schaffenskraft der amerikanischen Architekten. Die Lichtdrucktafeln der „Neubauten in Nordamerika“ geben höchst anziehende Proben ihres Könnens auf diesem Gebiete. Es finden sich hier Ansichten von Innenräumen, die bei vornehmer und reicher Ausstattung den Eindruck behaglichster Wohnlichkeit nach allen Anforderungen moderner Lebensführung in höchstem Maße hervorrufen. Auch hier ist die Abhängigkeit Amerika's von den künstlerischen Traditionen der Alten Welt im Dekorativen nicht zu verkennen. Da begegnen Motive aus allen Stilen. Besonders beliebt sind wieder romanische Formen, aber nicht in der derben Massigkeit der Außenarchitekturen, sondern in leichterer Behandlung an Marmorkaminen oder Holzeinstellungen; eine hervorragende Rolle spielt das von Richardson eingeführte Akanthusranken-Ornament mit byzantinischem Blattschnitt; auch orientalische Anklänge fehlen nicht; häufig zeigen sich dazwischen Elemente des in England und Frankreich wieder Mode gewordenen Empirestils, dessen heimische Schaltirung die Amerikaner „Kolonialstil“ nennen. Trotz aller dieser Entlehnungen im einzelnen tragen aber die Innenräume im ganzen doch ein eigenartiges, sehr selbständiges modernes Gepräge, weil bei allen praktischen Anordnungen nirgends auf Stilgerechtheit Rücksicht genommen ist, weil historisch „echte“ Stimmung nicht angestrebt wird, vielmehr meistens die Motive verschiedener Formenkreise mit frischer Unbekümmertheit nebeneinander gesetzt und miteinander vermischt sind. Daß dabei in der Regel nicht der Eindruck des Zusammengewürfelten, Unorganischen entsteht, beweist wohl am eindringlichsten, daß die besten der amerikanischen Architekten und Dekorateure

1) Vergl. Deutsche Bauzeitung, 1893, S. 233 und 231: Kirchenwesen und protestantische Kirchenbauten in Nordamerika.

2) Vergl. Deutsche Bauzeitung, 1894, S. 520 ff.: Architektonisches aus Nordamerika. Eine Reisestudie von Leopold Gmelin, und 1892, S. 29: Amerikanische Thurmhäuser.

über einen gewissen Ueberschuß von freier Gestaltungskraft verfügen, der alte Formen nicht nur zusammenstückelu, sondern auch verschmelzen und umbilden läßt. Diese Einsicht kann auch manchem Sonderbaren, unserm Geschmacke Widerssprechenden noch eine lehrreiche Seite abgewinnen lassen.

Bei den jetzt allenthalben mit gesteigertem Eifer unternommenen Versuchen, in Architektur und Kunstgewerbe eine neuzeitlich-selbständige künstlerische Ausdrucksweise zu erringen, erscheint das vorliegende Werk über nordamerikanische Neubauten eben recht; nicht um eine Schaar von Nachtretern bei uns zu veranlassen, amerikanisch zu bauen, sondern um erkennen zu lassen, daß auch jenseits des Ozeans nicht „aus dem Nichts heraus" neues geschaffen wird, daß auch dort das Modernste oft das Aelteste ist, daß aber der Reiz des Eigenartigen, Neuen durch Fortbildung des Ueberkommenen mit Sicherheit erreicht werden kann, wenn nicht äußerlich dekorirt, sondern mit freimüthiger Berücksichtigung der veränderten Lebensverhältnisse und Anschauungen aus dem Wesen der Dinge heraus frisch und freudig gestaltet wird.

Richard Strelker.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin.** In der letzten Mai-Sitzung der „Deutschen Kolonialgesellschaft" (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) sprach Regierungsbaumeister Theodor Rehbock über die wirthschaftliche Erschließung Deutsch-Südwestafrika's und die Nutzbarmachung des vorhandenen Wassers. Der Vortragende, der an Ort und Stelle selbst Beobachtungen sammeln und die Ausführbarkeit der von ihm projektirten Wasserbauten allseitig erwägen konnte, wird in kurzem seinen ausführlichen technischen Bericht veröffentlichen, der durch ein Gutachten des landwirthschaftlichen Sachverständigen Watermeyer aus der Capkolonie ergänzt werden wird. Nach seinen Ausführungen ist das ganze Innere Deutsch-Südwestafrika's ein zur Viehzucht geeignetes Steppenland, zu dessen Erschließung die Ausdehnung der Viehzucht auf das ganze mit Futtergewächsen bestandene Innere erforderlich ist, wobei für das Damaraland vorzüglich Rindviehzucht, für das Namaland die Wollschafzucht, wie die Zucht von Angoraziegen und von Pferden in Betracht kommen wird. Es wird ferner darauf hinzuwirken nothwendig sein, die Gewinnung der zur Ernährung der Bevölkerung erforderlichen vegetabilischen Nährstoffe im Lande selbst durch die Bodenkultur zu beschaffen, zu deren Ausübung künstliche Bewässerung erforderlich ist; dazu wird auch die Herabsetzung der Frachtsätze nothwendig sein, die zur Zeit etwa 1.25 M. per Tonnenkilometer betragen, mittelst Wege- und Bahnbau. Die Hauptexportquellen des Landes liegen in dem zu hebenden Viehexport nach den kaum genügend auszurüstenden unersättlichen Märkten von Johannesburg und Kapstadt, später wird voraussichtlich auch nach der Bergbau hinzukommen. Für den Augenblick wird alles darauf ankommen, den durch die große Rinderpest der letzten Jahre stark verminderten Bestand aus weiblichem Zuchtvieh zu ergänzen und künstliche Berieselungsanlagen im Lande zu schaffen. Wenn es gelingt, die Eingeborenen an den Landbau zu gewöhnen, so werden sie dadurch für die schwerere Arbeit, die der Bergbau fordert, auf das beste vorbereitet werden. Durch einen interessanten Vergleich mit den von der Natur kaum mehr begünstigten südafrikanischen Staaten, namentlich mit dem unserm Schutzgebiet in großen Theilen auffallend ähnlichen Gebiete des Oranje-Freistaats, erhellt die Möglichkeit des Gelingens einer wirthschaftlichen Erschließung des Schutzgebietes, auf dessen jetziger Stufe ungefähr der Oranje-Freistaat im Jahre 1845 stand. Im Jahre 1890 hatte dort das Land bereits einen Bodenwerth von 800 Millionen Mark und einen Viehbestand von 900,000 Stück Großvieh, 7,500,000 Stück Kleinvieh und 270,000 Stück Pferden, Maulthieren und Eseln. Es erzeugte im Jahre 89 Millionen Kila Getreide und 11 Millionen Kilo Wolle und konnte 17,400 waffenfähige Bürger zur Vertheidigung seiner Grenzen aufstellen. Wird die Entwicklung in Deutsch-Südwestafrika auch nur annähernd sein, so sind die Ausfuhrwerthe des Landes hinreichend, die selbst für eine große, weiße Bevölkerung und zu deren Erhaltung nothwendigen Einfuhren reichlich zu decken. Dazu sind die Bedingungen für das Gedeihen einer deutschen Bevölkerung gegeben, die sich ohne Unterstützung vom Mutterlande wird erhalten und schützen können und auch bei der zukünftigen politischen Gestaltung der südafrikanischen Dinge einen maßgebenden Faktor bilden dürfte. Wendet man sich nun der Frage zu, wie die Nutzbarmachung des Wassers in Deutsch-Südwestafrika stattfinden soll, so sind für die Küstenzone, wo wenig Regen fällt, die Grundwasserströme der Flüsse fast die einzige Wasserquelle, während im Innern des Landes sich vielfach Wasser auch außerhalb der Flußbette im Boden findet, so daß meistens die Möglichkeit sich ergibt, Wasser für die Viehtränke dem Boden zu entnehmen. Für Berieselungsanlagen kann reichen die aus Brunnen entnommenen Wassermengen meist nur bei kleineren Gartenanlagen aus. Für den Landbau in größerem Stil wird es daher nothwendig sein, während der Regenzeit Wasser in Staubecken aufzufangen, indem man durch die Wasserläufe entweder geschüttete Dämme oder gemauerte Thalsperren hindurchführt. Die Dämme kommen namentlich für einzelne Farmen, die Thalsperren hingegen für die Bildung ausgedehnter Ackerbaukolonien in Betracht. Diese bilden nun das beste Mittel zur billigen Versorgung der größeren Plätze mit pflanzlicher Nahrung und zur Heranziehung deutscher Bauern, die bei geeigneter Leitung in solchen Ackerbaukolonien, auch ohne Landeskenntniß, sofort eine sichere Existenz zu finden imstande sein werden, während für den Betrieb einer ausgedehnten Viehwirthschaft, wie sie im Schutzgebiete ausgeübt wird, eine genaue und sichere Landeskenntniß unerläßlich ist. Die örtlichen Verhältnisse des Schutzgebiets nun sind zur Anlage größerer Stauseen günstig. So ist es z. B. möglich bei der Anlage von Staumauern mit 16 m Stauhöhe mit jedem Kubikmeter des erforderlichen Stauwerks aufzustauen: 1. an der Naispaet bei Klein-Windhuk 60 cbm Wasser, 2. bei Pokkiesdraai, unfern Windhoek, 150 cbm Wasser, 3. bei Aris, 24 km von Windhoek, 454 cbm Wasser, 4. bei Hatsamas, ca. 65 km von Windhuk, 909 cbm Wasser, 5. an derselben Stelle bei 20 m Stauhöhe 1162 cbm Wasser, während bei den vier größten deutschen Thalsperren bei Alfeld, Altenweihee, Altena und Remscheid gemittelt mit 1 cbm Mauerwerk nur 51 cbm Wasser gestaut werden. Infolge dieser günstigen Geländegestaltung ist trotz des hohen in Ansatz gebrachten Einheitspreises von 85 M. für 1 cbm Mauerwerk — gegen 15 bis 20 M. bei den deutschen Anlagen — der Preis der Reservoirs niedrig, und es stellt sich bei den günstigsten der genannten Stauseen der Preis pro Kubikmeter Fassungsraum bei Aris bei 16 m Stau auf 18.7 Pfg., bei Hatsamas bei 12.16 und 20 m Stau auf 13.6 und 9.6 resp. 7.3 Pfg., gegen 34 bis 40 Pfg. bei den genannten deutschen Stauseen. Da sich die Einheitssätze voraussichtlich bei der Ausführung noch niedriger stellen werden, so kann man behaupten, die Wasserbeschaffung für Berieselungsanlagen in Deutsch-Südwest-Afrika ist zu einem ungewöhnlich niedrigen Preise herzustellen; da ferner auch die klimatischen und die Bodenverhältnisse für den Anbau von Kulturpflanzen günstig liegen, so sind alle Vorbedingungen für einen blühenden Ackerbau gegeben. Der Vortragende hat einen Kostenanschlag für die Begründung einer Ackerbaukolonie bei Hatsamas ausgearbeitet, um die Möglichkeit einer erfolgreichen Finanzirung eines derartigen Unternehmens zu erweisen. Eine große Anzahl von guten Projektionsbildern diente dem instruktiven Vortrag zur Illustration.

* Am Mittwoch, dem 8. Juni, zu einer noch genauer zu bestimmenden Stunde, finden in Paris, Straßburg, München, Berlin, Wien, Warschau, St. Petersburg gleichzeitig Ballonaufstiege zum Zweck wissenschaftlicher Studien statt. Es werden in den genannten Stationen, wie bei den früheren Aufstiegen, mehrere, sowohl bemannte als unbemannte Ballons mit Registrirapparaten losgelassen, welche voraussichtlich werthvolle Daten über Dichte, Feuchtigkeit und Temperatur der Luft bringen werden. Der Aufstieg der unbemannten Ballons, welche beiläufig eine Strecke von

1000 km zurücklegen werden, erfolgt bekanntlich zuweilen unter nicht besonders einfachen Umständen, zumal im gebirgigen Terrain oder im Waldgebiet. Hiebei ist es vortheilhaft, dem Ort, an welchem ein Ballon bemerkt wird, an die nächste Zentralstelle zu telegraphiren. Zum Beispiel: Ein Ballon passirte um 2 Uhr nachmittags, von Süden kommend, in einer Höhe von ca. 2000 m den Ort X. So erhält man auch einen Anhaltspunkt über die Bestimmung des Landungspunkts. Wird so ein unbemannter Ballon gefunden, so muß er, wie auch das Instrumentarium, wohlverpackt an den Aufstiegplatz zurückgesendet werden. Um hiebei möglichst sachgemäß zu verfahren, befindet sich bei jedem solchen Ballon eine Fahne, welche folgende Worte in mehreren Sprachen enthält: „Vorsicht! Feuer, Zigarren und Pfeifen weg! 50 Mark Belohnung, nehmet die gelbe Tasche und leset!" Eine Instruktion in dieser Tasche beschreibt den Vorgang bei der Entleerung des Ballons, sowie die Verpackung der Instrumente. Da diese internationalen Simultanfahrten hohen Werth besitzen, ist anzunehmen, daß alle Schichten der Bevölkerung regen Antheil daran nehmen und die gute Sache unterstützen werden.

* Von dem russischen Polarforscher Baron Toll ist der kaiserlich geographischen Gesellschaft in St. Petersburg der Vorschlag zu einer russischen Polarexpedition gemacht worden, die nach den Neusibirischen Inseln gehen und von dort aus das umstrittene Sannikow-Land, das man auf größeren Karten angedeutet findet, aufsuchen soll. Die Entdeckung der Neusibirischen Inseln selbst ist, wie die „Voss. Ztg." berichtet, verschiedenen Elfenbein suchenden Russen zu verdanken, und einer von diesen, Sannikow, der nach Liachows Tode Pächter der Inseln wurde, sah vom Nordende einer der Neusibirischen Inseln aus im Nordosten eine große Landmasse, deren Vorhandensein indessen von anderen Reisenden bestritten wird. Die von Toll vorgeschlagene Expedition soll mit Hundeschlitten ausgeführt werden und nächstes Jahr oder 1900 abgehen. Sollte das Sannikow-Land wirklich vorhanden sein, so ist es möglich, daß auch dort reiche Lager von fossilem Elfenbein liegen. Auf den Neusibirischen Inseln sind, wie bekannt, ungeheure Massen von Elfenbein, Reste von Mammuths und anderen Thieren, vorgefunden worden. Alljährlich gehen aus dem nördlichen Sibirien Karawanen über das Eis nach den Neusibirischen Inseln, um fossiles Elfenbein zu sammeln.

* **Heidelberg.** Dem Privatdozenten für deutsche Philologie an der hiesigen Universität Dr. B. Kahle ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden. — Der Besuch der hiesigen Universität hat sich in diesem Semester wieder bedeutend vermehrt. Die Gesammtzahl der Besucher beträgt 1503, gegen 1322 im gleichen Sommersemester. Von den 1384 (im Vorjahre 1230) immatrikulirten Studirenden gehören 58 der theologischen, 513 der juristischen, 272 der medizinischen, 195 der philosophischen und 346 der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät an. Außerdem sind zum Besuche der Vorlesungen berechtigt 95 Personen reiferen Alters und 24 Hörerinnen; von Letzteren sind 23 in der philosophischen und 1 in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät inskribirt; 10 derselben sind aus Baden, die übrigen von außerhalb. Aus dem Deutschen Reich stammen 1190 Studirende, darunter 511 aus Preußen, 406 aus Baden, 65 aus Bayern, 61 aus Hessen, 33 aus Sachsen, 25 aus Württemberg, 19 aus Mecklenburg-Schwerin, 15 aus Hamburg, 11 aus Oldenburg, 6 aus Elsaß-Lothringen u. s. w. Von den 194 Ausländern kommen 50 aus Rußland, 35 aus Oesterreich-Ungarn, 36 aus der Schweiz, 16 aus Großbritannien, 9 aus Frankreich, 14 aus Amerika, 7 aus Japan, 1 aus Armenien, 7 aus Bulgarien, 3 aus der Türkei, 2 aus Serbien, 3 aus Rumänien.

* **Bonn.** Der Repetent am hiesigen bischöflichen Seminar Dr. Esser ist zum Ordinarius der Dogmatik an der hiesigen katholisch-theologischen Fakultät ernannt worden. Damit ist das durch den Tod des Prof. Rappenhöner erledigte Ordinariat wieder besetzt.

* **Weimar,** 4. Juni. Die diesjährige Sitzung der Goethe-Gesellschaft verlief in der animirtesten Weise. Ganz ausgezeichnet und fein war der Festvortrag, den Prof. a. Wilamowitz-Moellendorf über „Pandora" hielt, ein neues Kabinetstück des geistreichen Philologen. Zu der Versammlung war der Sohn Joseph Viktor a. Scheffels eingetroffen, um den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters dem Goethe-Archiv zu stiften. Der Großherzog nahm die Manuskripte eigenhändig entgegen und überwies sie dem Archiv.

C. G. **Rom,** 3. Juni. Professor Horaz Marucchi theilt mit, daß der von ihm entdeckte griechisch-koptische Papyrus vermuthlich aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammt. Das Fragment — denn es handelt sich nur um ein solches — enthält Maximen der Moral, die dem Meander zugeschrieben werden, und ist eines der ältesten Exemplare koptischer Papyri. Eine Publikation über seinen literarischen und geschichtlichen Werth ist in Aussicht gestellt. — Die Gedenkfeier Leopardi's bei Anlaß seines hundertsten Geburtstags hat in der römischen Universität durch eine längst erwartete vortreffliche Konferenz des Professors De Gubernatis einen würdigen Abschluß gefunden. Eine ungewöhnlich große Zuhörerschaft aus allen gebildeten Klassen hatte sich zu den Studenten in der großen Aula der Universität gesellt und war höchlich befriedigt von der Art, wie De Gubernatis seiner Aufgabe gerecht wurde, die Vorzüge eines Dichters zu zeigen, der zu den Zierden der modernen Literatur Italiens, ja der Weltliteratur zählt. Sein Vaterland schuldet ihm einen Theil des Aufschwungs, der es aus Spaltung und Erniedrigung wieder zum Selbstbewußtsein führte. De Gubernatis betonte ganz besonders den Einfluß, den Leopardi's Lyrik auf die Jugend seiner und der folgenden Zeit hatte und wie es ihm gelang, seinen tiefsten Gefühlen Wiederhall in den Gemüthern zu erwecken. Der dem Redner reichlich gespendete Beifall hatte die Bedeutung eines Protests gegen jene seiner Vorgänger, die im „Collegio Romano" vor gemischtem Publikum sich anstellten, als wäre ihnen statt der Aufgabe, Leopardi zu ehren, die zugefallen, ihn zu schmähen und seinen Ruhm zu verkleinern. Nicht vom ethischen und poetischen Werth der Dichtungen, sondern von Mängeln und Charakterschwächen des Dichters war die Rede, ohne Beherzigung, welchen Antheil physische Leiden und Entbehrungen aller Art an diesen dunklen Seiten hatten. De Gubernatis verglich diese Literaten mit Herostrat, da sie aus Sucht, neues zu bringen, ein Heiligthum der Nation schändeten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Jak. Stöcklein: Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung. München, J. Lindauer (Schöpping) 1898. — Führer durch den Spreewald. Berlin, J. Becker 1898. — Joseph Schrattenholz: Berliner Frühlingslieder. Berlin, Meusser, Messer u. Co. 1898. — *Hugo Schuchardt:* Tchèques et Allemands. Paris, H. Welter 1898. — Dr. Gg. Tischert: Fünf Jahre deutscher Handelspolitik (1890—1894). Leipzig, Fr. W. Grunow 1898. — M. Nordheim: Der Herzog von Enghien. Ein Trauerspiel. München, Cäsar Fritsch (Heinrich Plach) 1898. — Franz Friedrich Leitschuh: Das Wesen der modernen Landschaftsmalerei. Straßburg, J. H. Ed. Heitz u. Mündel) 1898. — Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker: Antike Lyrik in modernem Gewande. Frauenfeld, J. Huber 1898. — Ed. Heyck: Kaiser Maximilian I. (Bd. V der „Monographien zur Weltgeschichte"). Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — J. C. Heer: An heiligen Wassern. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Robert Hugo Hertzsch: *Εὕρηκα* oder endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein Gottes. Halle a. S., Pfeffer'sche Buchhandlung. — Ludwig Heaesi: Das bunte Buch. Humoresken. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. — Heinrich Hansjakob: Der steinerne Mann von Hasle. Ebd. — Oskar Myking: Beresina. Roman von 1812. Roman in 3 Bänden. Berlin, O. Janke 1898. — Christoph Otto Frhr. v. Schönaich: Die ganze Aesthetik in einer Nuß. Mit Einleitung und Anmerkungen hggb. von Albert Köster. (Sauers „Deutsche Literaturdenkmale" 70/71, Neue Folge 20/22.) Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Dr. Alexander Dedekind: Ein Beitrag zur Purpurkunde. Im Anhang: Neue Ausgaben seltener älterer Schriften über Purpur. Berlin, Mayer u. Müller 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 7. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Alexander und Luther. — Zur Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung. Von Dr. R. Kuczynski. — Achter allgemeiner deutscher Neuphilologentag in Wien. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alexander und Luther.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Gesammtdarstellungen des Zeitalters der Reformation durch Monographien zu ergänzen, die unter möglichst vollständiger Herbeiziehung des Details uns die handelnden Persönlichkeiten und die schwebenden Fragen, sowie die Zustände der Zeit unmittelbarer nahe zu bringen versuchen, als das eine den ganzen Verlauf der Entwicklung umfassende Arbeit zu leisten imstande ist. Adolf Hausrath hat den Plan gefaßt, in dieser Weise die Hauptwendepunkte der Reformation wieder lebendig werden zu lassen, und wer die bisherige Thätigkeit des verehrten Mannes mit Theilnahme verfolgt hat, wird seinem Unternehmen von vornherein mit günstigen Erwartungen gegenübertreten. In seinen früheren, ebenso für den theologischen Fachgelehrten wie für den breiteren Kreis des gebildeten Publikums bestimmten, wissenschaftlichen Arbeiten hat er es in ausgezeichneter Weise verstanden, verwickelte Probleme dem Verständniß zu erschließen. Mochte er die neutestamentliche Zeitgeschichte schildern und ein schönes, menschlich ansprechendes Bild von der Persönlichkeit und der Wirksamkeit des Apostels Paulus entwerfen oder mochte er uns in interessante Perioden der Kirchengeschichte des Mittelalters einführen — überall fühlte man sich durch die klare, das Wesen der Sache erfassende Darstellung gefördert und freute sich des warmen Hauches, der über den Schilderungen liegt und Zeugniß davon ablegt, daß auch in diesen Arbeiten etwas von der lebendigen Antheilnahme des Dichters an seinen Gestalten wirksam ist. Und wie fein er die treibenden Kräfte des Zeitalters der Reformation zu vergegenwärtigen versteht, hat er in seinem noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten Romane: Klytia für die spätere Reformationszeit bewiesen. Namentlich die ausgezeichnet durchgeführte Gestalt des alten Täufers in diesem Romane zeigt, wie vortrefflich Hausrath es versteht, große Zeitrichtungen lebensvoll zu verkörpern. So hat denn auch der Verfasser mit dem Buche, das die von ihm geplanten Monographien zur Reformationsgeschichte eröffnete, den Freunden der Geschichte dieses Zeitalters eine wirkliche Freude bereitet. „Luthers Romfahrt“ (1894) weiß die dürftigen und nicht immer von Selbsttäuschung ganz freien Notizen, in denen uns der alternde Reformator von seiner Romreise berichtet, durch Herbeiziehung anderer Quellen so zu beleben und anschaulich zu machen, daß man der feinen und geschmackvollen Darstellung überall mit Vergnügen folgt. Handelte es sich hier mehr um eine Arbeit darstellender Art, so hat Hausrath in der Luther-Studie, die er der „Romfahrt“ zunächst folgen ließ, ein meisterhaftes Kabinetstück historischer Untersuchung geliefert. Der schöne, zuerst in der „Deutschen Rundschau“ (Juli 1895) veröffentlichte Aufsatz: „Luthers erstes Verhör zu Worms“ führt in klarer und für mein Gefühl durchaus überzeugender Weise den Nachweis, daß die Nachricht von der Befangenheit, die Luther unter dem Gefühl der auf ihm lastenden großen Verantwortlichkeit in dem ersten Verhöre zu der Bitte um Bedenkzeit veranlaßt haben soll, in das Reich der Fabel zu verweisen ist und daß jene von Luther vorgebrachte Bitte vielmehr ein geschickter Gegenzug gegen die Machinationen der klerikalen Partei war, der höchst wahrscheinlich der bedächtigen und klugen Staatskunst Friedrichs des Weisen seinen Ursprung verdankt. Indessen das wissenschaftliche Ergebniß ist nicht das Einzige, was die kleine Abhandlung so werthvoll macht: höher möchte ich noch die feine, schrittweise vorschreitende Führung der Untersuchung anschlagen, die methodisch durchaus als Vorbild aufgestellt zu werden verdient. Es ist sehr erfreulich, daß Hausrath diesen Aufsatz jetzt der gleich zu erwähnenden Publikation als Anhang beigegeben und so der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht hat.

In der neuesten Reformationsmonographie Hausraths handelt es sich um eine Gesammtbetrachtung der Wormser Tage, aber unter ganz bestimmten Gesichtspunkten. Schon der Titel kann eine Vorstellung davon geben, von welcher Seite aus der Verfasser seine Arbeit angreift: Alexander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte.[1])

Hieronymus Alexander war der päpstliche Nuntius auf dem Wormser Reichstage, dem die Kurie die Vertretung ihrer Interessen in der Lutherischen Angelegenheit anvertraut hatte. Die Depeschen, die er nach Rom schickte und in denen er über den Erfolg seiner Bemühungen Bericht erstattete, bilden ein köstliches und unschätzbares Quellenmaterial. Seit 1884 vollständig zugänglich, liegen sie seit 1886 in einer durch Paul Kalkoff veranstalteten vortrefflichen Uebersetzung vor; der gleiche Verfasser hat in der vor kurzem erschienenen zweiten Auflage seiner Uebersetzung (in den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“) durch scharfsinnige Untersuchungen zahlreiche, nicht geringe Schwierigkeiten, die sich bei der Benutzung von Alexanders Berichten und ihrer Kombination mit anderen Quellen ergaben, in dankenswerther Weise aufgehellt. So war Kalkoff gewiß vor Allen dazu berechtigt, sich über Hausraths Buch zu äußern; er hat dies denn auch in der „Deutschen Literaturzeitung“, Bd. XIX, Nr. 6, S. 233 ff., gethan, und zwar in durchaus ungünstigem Sinne. Er wirft Hausrath Vernachlässigung der Ergebnisse der neueren Forschungen und zu eingeschränkte Benutzung des Quellenmaterials vor; neben chronologischen und anderen Fehlern seien mehrfache schiefe oder falsche Auffassungen wichtiger Vorgänge zu tadeln; auch die Beurtheilung der Gesammtthätigkeit Alexanders treffe nicht das Richtige. Wenn Kalkoff nun auch nicht blind gegen die Vorzüge des Buches ist, so meint er doch, die von Hausrath verheißenen wissenschaftlichen Ergebnisse seien nicht bedeutend genug, um es als einen „Beitrag zur

[1]) Berlin, Grote 1897.

Reformationsgeschichte“ gelten zu lassen. — Bei der Stellungnahme zu den von Kalkoff vorgebrachten Ausstellungen, die natürlich hier nicht im einzelnen durchgegangen und besprochen werden können, wird man unterscheiden müssen zwischen der Absicht, die Hausrath mit seinem Buche verfolgte, und dem Maßstabe, den Kalkoff an die Arbeit legt. Wenn wir Hausrath recht verstehen, hat er nicht in dem Sinne wissenschaftliche Ergebnisse liefern wollen, in dem Kalkoff dieses von ihm gebrauchte Wort auffaßt. Es lag ihm, wie es scheint, nicht so sehr daran, die Einzelfragen, die sich bei der Benutzung des in Betracht kommenden Materials ergeben, zu untersuchen und ihrer Lösung nahe zu bringen, sondern es kam ihm vor allen Dingen darauf an, ein lebendig wirkendes, aus dem Vollen geschöpftes Bild von den Persönlichkeiten zu geben, die sich auf dem Wormser Reichstage gegenübertraten, und in der gleichen Weise die Verhältnisse zu vergegenwärtigen, unter denen die von ihm geschilderten Menschen zu wirken hatten. Man kann es bei derartigen Absichten verstehen, wenn der Verfasser zuweilen der Erörterung kritischer Fragen aus dem Wege geht, zumal wenn er sich aus den zu erwartenden Resultaten keine Förderung für die Art versprach, in der er seine Aufgabe nun einmal angegriffen hat. Ohne daß man deßhalb nöthig hat, die von Kalkoff gerügten Mängel zu beschönigen oder zu verschleiern, kann man sagen, daß das Buch, als Ganzes betrachtet, ein günstiges Urtheil verdient. Mag Hausrath im einzelnen manches unrichtig aufgefaßt haben, die Gesammtauffassung erweist sich als durchaus zutreffend. Vor allem aber ist es dem Verfasser durchaus gelungen, unmittelbar in Verhältnisse und Zustände einzuführen. Die Klarheit, mit der überall die Entwicklung dargestellt wird, die feinen Bemerkungen, zu denen die Motive der handelnden Persönlichkeiten Veranlassung geben und die fast überall den Kern der Sache treffen, das ruhige, sachliche Urtheil versöhnen durchaus mit gelegentlichen unzutreffenden Auffassungen. Was indessen das Werk vor allen Dingen auszeichnet, das ist der herzliche, von persönlicher Wärme getragene Ton, von dem die Darstellung belebt wird: die Menschen, die der Verfasser uns vorführt, bleiben uns nicht fremd wie in einer schulmäßigen Darstellung, sondern sie gewinnen ohne Anwendung allzu starker rhetorischer Mittel Farbe und Leben. Gerade dieser Vorzug aber ist nicht zu unterschätzen. Wir sind keineswegs sehr reich an derartigen Arbeiten; darum wollen wir uns die Freude an diesem Buche nicht durch allzu starke Betonung der kritischen Bedenken verkümmern lassen.

Schon die Anlage des Anfangskapitels kann uns über die Ziele Aufschluß geben, die Hausrath mit seiner Arbeit hauptsächlich verfolgte: in lebensvoller Schilderung führt er uns das Worms des beginnenden 16. Jahrhunderts vor; das äußere Aussehen der Stadt weiß der Verfasser ebenso unmittelbar zu vergegenwärtigen wie die Elemente, aus denen sich die Einwohnerschaft zusammensetzte, und die Stimmungen, die in der Bürgerschaft zum Ausdruck kamen. Es sind keine neuen Thatsachen, die hier berichtet werden, aber die Art, in der die Darstellung sie zu einem kleinen Bilde zusammenfaßt, sichert der feinen Schilderung auch den Antheil des Lesers, der mit den zugrunde gelegten Notizen genau vertraut ist. Aehnlich verhält es sich mit der orientirenden Charakteristik Aleanders, die sich zunächst anschließt. Der Lebens- und Bildungsgang des gelehrten Italieners, der als wissenschaftlich gebildeter Mann von bedeutendem Rufe zunächst von den Humanisten zu den Ihrigen gerechnet wurde, dann aber seit seiner Kanzlerstellung bei dem Erzbischof von Lüttich, Eberhard v. d. Mark, sich einer streng kirchlichen Haltung befleißigte und daher schließlich der Vertreter der Kurie in der Lutherischen Angelegenheit wurde, ist mit Vermeidung unnöthigen Details, aber wiederum lebendig und anschaulich dargestellt worden. Sehr richtig werden aus der Schilderung, die später Erasmus von dem ehemals ihm nahestehenden Genossen seiner Jugend entwarf, gewisse dämonische Züge seines Wesens erschlossen; in den Berichten, die Aleander von Worms aus an seinen Gönner, den päpstlichen Vizekanzler Giulio de Medici (den späteren Clemens VII.), sandte, treten diese dämonischen Seiten seiner Natur aber völlig zurück hinter der geschmeidigen Art des Hofmannes, der unter allen Umständen sich seinem Auftraggeber gefällig erweisen will. Dagegen weisen Aleanders Depeschen eine hervorstechende Eigenschaft des Mannes auf, die uns auch sonst bezeugt ist: seine Unterhaltungskunst, seine Gabe, amüsant über jeden Gegenstand im behaglichen Plaudertone zu erzählen. Der Legat gibt große und kleine Dinge mit solcher Frische und Lebendigkeit wieder, weiß überall kleine bezeichnende Züge so drastisch festzuhalten, daß die Lektüre seiner Berichte geradezu als kurzweilig zu bezeichnen ist. Wenn Hausrath daher größere und kleinere Bruchstücke aus Aleanders Depeschen unmittelbar in seine Darstellung verwebt, so ist ihm daraus umsoweniger ein Vorwurf zu machen, als die individuelle Färbung der in Betracht kommenden Fragmente zu der persönlichen Wirkung seiner Schilderungen außerordentlich viel beiträgt.

Ueber die Art, in der Aleander die ihm anvertraute Sache in Worms betrieb — nur der Lutherische Handel war ihm übergeben, die politischen Geschäfte hatte die Kurie einem anderen Nuntius, dem Protonotar Marino Caracciolo, übertragen — fällt Hausrath ein Urtheil, welches die Hauptmomente der von dem Legaten entwickelten Thätigkeit nach seinen eigenen Geständnissen zusammenfaßt. Im wesentlichen wird man sich diesem Urtheil anschließen müssen, wenn auch Kalkoff zuzugestehen ist, daß neben den sehr wenig geistlichen Mitteln, von denen Aleander im Kampfe gegen Luther skrupellos Gebrauch machte, er doch auch die tiefer liegenden Gründe der Bewegung nicht ganz vernachlässigt und zur Vertiefung der Studien in Italien, zur Beseitigung von Mißbräuchen ermahnt hat. „Aleander,“ sagt Hausrath, „hat sein Ohr an allen Thüren, seine Augen in allen Ecken, er besticht die Thürhüter mit Geld, die Kleriker mit Pfründen, die Bischöfe mit Aussicht auf Privilegien, Titel und rothe Hüte, die Fürsten aber mit päpstlichen Handschreiben und politischen Angeboten. Seine Meinung ist, daß jeder Mensch seinen Preis habe, und ungehalten wird er in seinen Berichten nur, wenn sie in Rom sich sperren, diesen Preis zu zahlen, oder ihm vorwerfen, er übertreibe. Mit diesen Mitteln hat er so viel ausgerichtet, als sich mit ihnen ausrichten läßt, obwohl er von Rom aus schlecht unterstützt wurde und man dort mehr seine Schwächen und Fehlgriffe als seine Verdienste würdigte. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er den Bund der Kurie mit Karl V. aufrecht erhalten; die päpstlichen Bullen gegen Luther wurden publizirt, seine Bücher verbrannt, der Ketzer selbst von Kaiser und Reich geächtet. Was zu machen war, hatte Aleander gemacht. Es gab nur ein gewisses Etwas in der Welt, dem sich mit solchen Mitteln nicht beikommen ließ; die Einen nannten es das Evangelium, die Anderen das Gewissen oder die Gerechtigkeit oder die Freiheit, und dieses unfaßbare, alberne, ihm unverständliche Etwas machte alle seine bewundernswerthe Klugheit und Mühe zunichte.“

Es ist richtig, daß es im wesentlichen der Kampf des deutschen Gewissens um seine Existenzberechtigung ist, der sich hier vor uns abspielt; insofern ist die Fassung des Thema von Hausrath ungemein glücklich gewählt. Deutlicher läßt sich Luthers Größe nicht erfassen, als wenn man ihm die Geschäftsträger der päpstlichen Partei als Folie gegenüberstellt. Die einzelnen Stadien dieses Kampfes zu verfolgen, liegt außerhalb des Zweckes dieser Zeilen, die nur zur Lektüre von Hausraths feiner Darstellung anregen

Digitized by Google

sollen, und deßhalb möge nur noch auf die zahlreichen kleinen und feinen Charakterbilder hingewiesen werden, die er in dem vorliegenden Buche von den mehr oder minder in den Gang des Lutherischen Handels eingreifenden Persönlichkeiten entwirft. So namentlich die Schilderung von Erasmus' Haltung in diesen Tagen (wobei zu dem Verhältniß zwischen Erasmus und Aleander noch zu bemerken wäre, daß das in Umlauf gesetzte Gerücht, Aleander sei jüdischer Abstammung, aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Nachrede des Erasmus zurückzuführen ist), ferner die Charakteristik Karls V. und seiner Umgebung, sowie der Vertreter der Ritterpartei, die so lebhaft für Luther eingetreten war, aber schließlich doch über warme Sympathiebezeigungen nicht hinauskam. Gegen die Art, in der Hutten dargestellt wird, läßt sich im einzelnen manches einwenden; nach unsrer Ansicht geht man viel zu weit, wenn man „viel Phrasenhaftes, viel Echauffement" in seinen Schriften findet; sie sind vielmehr überall der getreue Ausdruck einer heißblütigen, jeden Gegenstand lebhaft ergreifenden Persönlichkeit; auch muß man die rhetorischen Hülfsmittel des lateinischen Ausdrucks, die leicht als Uebertreibungen erscheinen, immer bei der Beurtheilung erst abziehen, wenn man gerecht bleiben will. Auch läßt sich Huttens eigener Bericht über die auf der Ebernburg mit den Abgesandten der Kaisers gepflogenen Unterhandlungen sehr wohl mit den anderen Nachrichten vereinigen; jedenfalls hatten die Ritter das Gefühl, daß man ihnen von der kaiserlichen Seite aus entgegenkäme, und man kann es verstehen, daß sie sich demgemäß im Interesse der Sache für verpflichtet hielten, auch etwas nachzugeben, wodurch sich die vorübergehende Unsicherheit in Huttens Auftreten leicht erklärt. Mag man nun aber auch über einzelnes mit Hausrath nicht einverstanden sein, im wesentlichen läßt seine Darstellung doch dem wackeren Kämpfer und Dulder Gerechtigkeit widerfahren, und namentlich die Urtheile über Huttens späteres Verhalten berühren wohlthuend in einer Zeit, in der auch sonst unparteiische Beobachter Huttens Thätigkeit mit ganz unbilligem Maßstabe messen. Indessen welche Sympathie man auch dem ritterlichen Manne entgegenbringen mag, der rückhaltlos seine ganze Person für die von ihm vertretene Sache einsetzte, man wird doch Hausrath durchaus darin zustimmen, daß Luther gut that, sich nicht der Ritterpartei, sondern seinem bedächtigen, langsamen, aber zuverlässigen alten Kurfürsten anzuvertrauen. Friedrich der Weise ist eine jener zurückhaltenden Fürstennaturen, die immer mehr gewinnen, je näher man ihnen tritt und je mehr Aeußerungen man von ihnen kennen lernt. Hausrath hat wieder in wenigen Strichen ein vortreffliches, das Wesen der Sache treffendes Charakterbild entworfen, das wir den Lesern nicht vorenthalten wollen: „Schon zu seiner Zeit wollten Einige Friedrich den Weisen lieber Fridericus cunctator genannt wissen, da er nicht seiner Weisheit, sondern seinem Zaudern seine Erfolge verdanke. Aber wenn die Güte der beste Theil der Weisheit ist, darf man es bei dem gewohnten Namen belassen, denn tiefe, wahrhaftige Güte war der Grundzug seines Wesens. In den rückhaltlos wahrhaftigen Briefen an seinen ‚frennlich lieben Herrn Bruder' spricht sich eine Seele voll Liebe und Treue aus, die bereit ist, alles ‚frennt-licher Meynung zu aerstehn'. Friedrich ist ein Fürst, der in allem an das Wohl der Unterthanen denkt, der über den Weltlauf der Eitelkeiten am Reichstag den Kopf schüttelt, aber bei aller bedächtigen Sparsamkeit nicht gemeint ist, seiner Würde etwas zu vergeben. Auf die besten Waffen und Armaturen, Pferde und geübte Stecher hält er etwas, dabei klagt er doch bitterlich über das viele Geld, das er unnöthig ausgeben muß. Aber er meldet es auch, wenn die Nachtigallen um seinen Landsitz singen, wenn die Bäume herrlich blühen oder ein neues Täfelein von Meister Lukas Kranach angekommen ist. Wo so viele Züge wilder Unmenschlichkeit und roher Genußsucht von Fürstenhöfen und Ritterburgen zu melden sind, wie in dieser Zeit, da ist ein Fürst von dieser kindlichen Einfalt und Frömmigkeit eine wahre Herzensfreude." Die nur scheinbar passive Thätigkeit des alten Herrn für seinen Doktor Martinus, dem er damals schon innerlich näher stand als Luther selbst glaubte, hat Hausrath mit besonderer Liebe dargestellt.

Aber natürlich ist es selbstverständlich, daß der Hauptnachdruck auf der Gestalt des Reformators selbst liegt. Auch hier bedient sich der Verfasser meist der schlicht erzählenden Darstellung, ohne daß doch die psychologische Analyse, die allerdings mehr andeutend behandelt als wirklich ausgeführt ist, darüber vernachlässigt würde. Der Freund der Reformationsgeschichte wird in den betreffenden Abschnitten mit Vergnügen das Bekannte in anmuthiger Wiedergabe genießen, aber er wird sein Wissen auch durch den Hinweis auf manche versteckter liegenden Beziehungen bereichert finden und sich einzelner feiner, bisher unbeachtet gebliebener Beobachtungen freuen. Ein beliebiges Beispiel möge herausgegriffen werden. Es ist, soviel uns bekannt, noch nicht darauf hingewiesen worden, daß in den während der ersten Zeit des Wartburgaufenthaltes verfaßten Schriften ein Bild beständig wiederkehrt: das Bild von dem Rauch, der die Welt verdunkeln möchte, dessen Ohnmacht aber bald offenbar wird. „Es ist, als ob der Gefangene durch die kleinen, bleiumfaßten Fenster der Waldburg drüben an den dunklen Bergen die Rauchsäulen der Köhler beobachtete, so häufig kehrt dieses Bild in allen Wartburgschriften wieder.... Wie auf der Veste Coburg ihm einst der Regenbogen zum gnädigen Zeichen wurde, so tröstet ihn auf der Waldeshöhe der Wartburg, um die in weitem Kreise dunkle Bergrücken rings gelagert sind, der Rauch der Kohlenmeiler. Was ist das Edikt von Worms? — Rauch. Was ist der Sieg der Papisten? — Rauch. Vor ihm aber ist die Welt sonnig ausgebreitet: ‚Die Wiesen stehen offen und das Gras wächst, und Heu sammelt sich auf den Bergen, die Lämmer geben Kleider und die Schaf das Lohngeld zum Ackergeld.'"

Doch genug! Man wird aus den mitgetheilten Proben schon erkannt haben, in welcher Weise der Verfasser überall mitten in die Dinge selbst hineinführt. Es ist durchaus zu wünschen, daß Hausraths Buch in weitere Kreise dringe und bei dem gebildeten Laienpublikum Anklang finde. Gerade dazu ist es in hohem Maße geeignet, und sicher würden wenige Schriften so nützlich sich erweisen, manche eingewurzelten Mißurtheile und Irrthümer zu beseitigen, wie diese lebensvolle Darstellung, deren Werth durch gelegentliche Mängel nicht aufgehoben wird. G. E.

Zur Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung.

Eine Entgegnung.

In seiner Erwiderung auf den Bonn'schen Artikel „Die Grundlage der deutschen Wehrkraft" (Nr. 101 der Beilage; vgl. Nr. 81) greift Dr. Ballod meine Schrift „Der Zug nach der Stadt"[1]) an, auf deren Ergebnissen ein Abschnitt des Aufsatzes von Bonn fußt. Erfreulicherweise sind auch seine Einwände sachlicher Natur. Dieser Umstand mag es entschuldigen, wenn ich gegen die schöne Sitte verstoße, persönlich gehaltene Angriffe mit Stillschweigen zu übergehen. Indem ich mich also damit begnüge, die Form Ballods im ganzen als nicht am Platze zurückzuweisen, möchte ich im einzelnen seine sachlichen Einwände gegen meine Ausführungen auf ihre Stichhaltigkeit hin prüfen.

[1]) R. Kuczynski, Der Zug nach der Stadt. Statistische Studien über Vorgänge der Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich. Stuttgart 1897.

Ballod sagt: „Kuczynski glaubt die Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung aus der Welt geschafft zu haben, indem er nachweist, daß im letzten Vierteljahrhundert keine einzige deutsche Großstadt ein Geburtendefizit aufzuweisen gehabt hat.“ Er weist alsdann darauf hin, „daß nicht die summarische Sterbeziffer, sondern nur die aus der Sterbetafel gewonnene eine korrekte Vorstellung über die Höhe der Sterblichkeit ermöglicht, weil ja die summarische Sterbeziffer von der durch innere Wanderungen stark beeinflußten Besetzung der Altersklassen abhängig ist.“ Dies sei insbesondere bei einem Vergleich zwischen Stadt und Land zu berücksichtigen. „All dies“, sagt Ballod, „hat Dr. Kuczynski vollkommen ignorirt.“

Mit der Berechnung des Verhältnisses der Geburten zu den Sterbefällen in den einzelnen deutschen Großstädten wollte ich nun, wie aus der betreffenden Ausführung in meiner Schrift [1]) ersichtlich sein dürfte, nur die Behauptung Georg Hansens [2]) widerlegen, „daß alle Städte nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Geburtenüberschuß aufweisen, ja, daß das Lebensbudget Vieler jahraus jahrein mit einem Defizit abschließt.“ Dazu waren das Material und die Berechnung durchaus geeignet. Nichts aber lag mir ferner, als damit „die Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung“ aus der Welt schaffen zu wollen. Daß zur Beurtheilung dieser letzteren Frage vor allem die detaillirte Kenntniß der Sterblichkeit für die einzelnen Altersklassen unumgänglich nothwendig sei, habe ich selbst in meiner Arbeit dargethan [3]) und auch das vorhandene neueste Material für Preußen zusammengestellt, für Bayern eigens berechnet. Es ist mir daher nicht recht verständlich, was Ballod mit der Bemerkung meint, ich hätte „all dies vollkommen ignorirt“. Weist er doch an anderer Stelle selbst auf meine diesbezüglichen Ausführungen hin.

Neben der Berechnung von Sterbekoeffizienten, der Ballod eingehende Studien gewidmet hat, verlangt er in seiner im vergangenen Herbst erschienenen Schrift „Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung“ [4]) auch die Aufstellung eines korrekten Geburtenkoeffizienten mit Rücksicht auf die in den Städten verhältnißmäßig hohe Zahl von Frauen im gebärfähigen Alter. Ballods Vorschlag habe ich in einem Nachtrag zu meiner Schrift eingehender behandelt und ausführlich die Gründe angegeben, weßhalb ich ihn verwerfe. In seinem Aufsatz bemerkt Ballod daraufhin: „Dr. Kuczynski glaubt allerdings auch meine Untersuchungen (im Nachtrag zu seinem Buche) vernichtet zu haben (in gleicher Weise wie die Behauptungen von Hansen und Ammon), obwohl der erste Blick zeigt, daß er sie überhaupt nicht verstanden hat.“ Und wie beweist Ballod mein mangelndes Verständniß? Er sagt: „Die wissenschaftlich korrekten, aus der Sterbetafel berechneten Sterbekoeffizienten läßt er freilich unangetastet, offenbar weil man sich in der Wissenschaft einfach lächerlich machen würde, dagegen Opposition zu erheben.“ Für seinen Geburtenkoeffizienten dagegen, den ich verwerfe, spreche, daß „die eigentliche Fachkritik“ sich hierin bereits nicht zu seinen Ungunsten ausgesprochen habe. So sei z. B. Dr. v. Bortkewitsch in einer Kritik seiner Arbeit nicht im Prinzip gegen die Korrektur der Geburtenkoeffizienten aufgetreten, sondern habe „nur einige Verfeinerungen in der Berechnung für wünschenswerth erklärt“. Ich muß gestehen, daß ich in diesen Argumenten weder einen zwingenden Beweis für mein mangelndes Verständniß noch eine Widerlegung meiner Einwände gegen die Koeffizienten Ballods erblicken kann. Dagegen glaube ich behaupten zu können, daß Ballod die Frage weit mehr gefördert hätte, wenn er auch nur eine meiner Einwendungen entkräftet hätte, daß er in keiner Weise darthut, wie er die Geburtenkoeffizienten denn eigentlich berechnet habe.

Ballod geht dann zu meinen Untersuchungen über die Säuglingssterblichkeit in Stadt und Land über, in deren Verlauf ich zu dem Ergebniß kam, daß in Bayern und Sachsen eine Wandlung in der Säuglingssterblichkeit zugunsten der Städte schon in den 80er Jahren eingetreten war, während dieser Umschwung in Preußen noch in der Entwicklung begriffen ist. Meine Berechnungen beruhen auf der üblichen Methode, die Zahl der im ersten Lebensjahr Gestorbenen zur Zahl der in demselben Jahre Lebendgeborenen in Beziehung zu setzen. Gegen diese Berechnungsweise wendet sich Ballod, indem er darauf hinweist, daß es „eine Eigenthümlichkeit vieler Städte“ sei, „daß eine Anzahl Kinder, namentlich uneheliche, kurz nach der Geburt aufs Land gebracht werden“. Infolgedessen erscheine die Säuglingssterblichkeit in den Städten bei meiner Berechnung ungebührlich gering, da zwar unter den Geborenen alle Kinder gerechnet würden, die in dem betreffenden Jahre in der Stadt geboren wären, unter den ihnen gegenüber gestellten Verstorbenen aber nur diejenigen Säuglinge, die auch in der Stadt gestorben seien, während die in der Stadt Geborenen aber auf dem Lande Gestorbenen diesem zur Last fielen.

Diese Fehlerquelle ist allerdings bei Berechnung der Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge nicht unbedeutend. Man könnte zunächst annehmen, daß sie demgemäß bei Betrachtung aller Säuglinge ebenfalls zu irrigen Schlüssen Veranlassung geben könnte. Man darf aber nicht vergessen, daß in den Städten der Antheil der unehelichen Geburten an der Gesammtzahl der Geburten infolge der verhältnißmäßig höheren Zahl unverheiratheter Frauen im gebärfähigem Alter im allgemeinen erheblich höher ist als auf dem Lande. Nun rafft der Tod aus leicht erklärlichen Ursachen unter den unehelichen Säuglingen weit mehr dahin als unter den ehelichen. Dadurch erscheint die Säuglingssterblichkeit sämmtlicher Kinder in den Städten in zu ungünstigem Lichte, und so dürfte die Fehlerquelle, die durch die Entfernung einer Anzahl unehelicher Säuglinge aus den Städten entsteht, durch ihre viel größere Zahl mehr oder weniger ausgeglichen werden. Ich möchte dies an einem Beispiel zeigen. Würde thatsächlich „die Sitte, Kinder kurz nach der Geburt aufs Land zu bringen“, die nach Ballod „in Bayern den norddeutschen Städten gegenüber einen ziemlich hohen Grad erreicht“, die Säuglingssterblichkeit bei meiner Berechnungsweise zugunsten der Städte im Gegensatz zum Lande verändern, so müßten bei Betrachtung der ehelichen Kinder allein die bayerischen Städte verhältnißmäßig ungünstiger dastehen. Ein Blick in das einschlägige Material aber zeigt das Gegentheil:

Kindersterblichkeit im Durchschnitt der Periode 1879—1888. [1])

Auf 100 Lebendgeborene treffen im ersten Lebensjahre Gestorbene:

Regierungsbezirke	Eheliche und Uneheliche zusammen		Eheliche	
	Unmittelbare Städte	Bezirksämter	Unmittelbare Städte	Bezirksämter
Oberbayern	34.4	36.3	34.4	34.8
Niederbayern	34.3	34.1	32.7	33.3
Oberpfalz	31.6	32.7	30.6	32.0
Oberfranken	19.9	18.7	18.6	17.6
Mittelfranken	27.1	28.7	24.9	27.6
Unterfranken	20.5	19.6	19.2	18.8
Schwaben	34.7	35.6	33.4	35.0
Rechtsrheinisches Bayern	30.3	30.3	29.1	29.3

[1]) Vgl. „Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern“. Heft LVI. S. 33.

[1]) Der Zug nach der Stadt. S. 79 ff.

[2]) Georg Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. München 1889. S. 11 f.

[3]) S. 198.

[4]) Karl Ballod, Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Leipzig 1897.

Während bei Betrachtung sämmtlicher Säuglinge die Sterblichkeit im rechtsrheinischen Bayern im Durchschnitt der Jahre 1879—1888 als die gleiche für Stadt und Land erscheint, nehmen die Städte bei Betrachtung der ehelichen Kinder allein eine günstigere Stellung ein als die Bezirksämter. Dies wird auch bei der Untersuchung der einzelnen Regierungsbezirke ersichtlich. So rückt bei gesonderter Betrachtung der ehelichen Kinder auch Niederbayern unter die Zahl der Kreise, in denen die städtische Bevölkerung an erster Stelle steht, und es bleiben nur Ober- und Unterfranken als Kreise, deren eheliche Säuglingssterblichkeit in den Städten etwas höher war als auf dem Lande. Die Fehlerquelle, die Ballod hervorhebt, wird also durch den ihr entgegenwirkenden hohen Antheil unehelicher Geburten in den Städten mehr als aufgewogen. Die Bemerkung Ballods: „Die ganze Behauptung von dem in Bayern bereits vollzogenen ... Umschwung in der Säuglingssterblichkeit zugunsten der Städte ist nur eine Folge des Mangels an statistischer Korrektheit", hält den Thatsachen nicht Stand. Sie wird aber geradezu unverständlich angesichts des Umstandes, daß ich in meiner Schrift sowohl für Bayern wie für Sachsen und Preußen die Säuglingssterblichkeit der ehelichen Säuglinge gesondert wiedergegeben habe. Und auf diese kann doch der Einwurf bezüglich der unehelichen Säuglinge in keinem Falle Anwendung finden. Es sei mir gestattet, hier wenigstens das eine Beispiel des Königreichs Bayern für die letzten Jahre zu citiren:

Auf 100 ehelich Lebendgeborene trafen im ersten Lebensjahre Verstorbene:[2])

	1889	1890	1891	1892	1893
Unmittelbare Städte[1])	26.1	25.6	24.7	25.3	24.7
Bezirksämter[3]) . . .	26.4	26.3	26.6	26.4	25.75

In allen Jahren war also die Sterblichkeit der ehelichen Säuglinge in den Städten geringer als auf dem Lande.

„Daß die sanitären Zustände in den Städten sich in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend gebessert haben," gibt denn auch Ballod zu, „aber," sagt er, „nirgends hat bislang die Stadtbevölkerung eine niedrigere oder auch nur die gleiche Gesammtsterblichkeit aufzuweisen, wie die des umliegenden Landgebietes."

Diese Ansicht suchte ich bereits in meiner Schrift „Der Zug nach der Stadt", noch bevor sie Ballod wiederholt hat, zu widerlegen. Auf meine dortigen Untersuchungen für Bayern und Preußen[4]) kann ich denn auch hier nur verweisen. Um aber auch an dieser Stelle mit einem Beispiele die Haltlosigkeit wenigstens der strikten Verneinung Ballods darzuthun, möchte ich noch zum Schluß ein Ergebniß aus der soeben erschienenen „Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik" des Frhrn. v. Fircks citiren.[5]) Fircks stellt fest: „Die preußischen Großstädte haben durch viele hygienische Einrichtungen die Sterblichkeitsverhältnisse ihrer Bevölkerung neuerdings so erheblich verbessert, daß in einigen dieser Städte (Elberfeld und Barmen, dann Hannover für Knaben und Halle a. S. für Mädchen) sogar für die jugendlichen Personen von unter 15 Jahren, unter denen sich verhältnißmäßig wenige Zugezogene befinden, die Zahl der Ueberlebenden größer ist als in den betreffenden Regierungsbezirken."

Nach den auf Grund der Sterblichkeitsverhältnisse in den Jahren 1890 und 1891 aufgestellten Absterbeordnungen überleben von je 100,000 Lebendgeborenen durchschnittlich das Alter von:

	5 Jahren		15 Jahren	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Königreich Preußen . .	68,430	71,486	65,068	67,663
Rheinprovinz	70,362	73,288	67,228	69,610
Reg.-Bez. Düsseldorf . .	71,479	73,896	68,364	70,219
Stadt Elberfeld . . .	72,656	76,177	69,917	73,361
Stadt Barmen . . .	73,663	75,144	71,392	71,714

	45 Jahren		70 Jahren	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Königreich Preußen . .	50,544	54,245	21,039	26,276
Rheinprovinz	51,500	54,739	20,125	24,821
Reg.-Bez. Düsseldorf .	51,202	55,645	19,168	26,333
Stadt Elberfeld . . .	51,742	60,616	17,317	32,619
Stadt Barmen . . .	54,196	58,807	21,684	31,271

Trotzdem also die Rheinprovinz im großen und ganzen günstigere Verhältnisse aufweist als der Durchschnitt des Königreichs Preußen und trotzdem innerhalb der Rheinprovinz der Regierungsbezirk Düsseldorf insbesondere für das weibliche Geschlecht eine günstige Stellung aufweist, ist in den beiden Großstädten Elberfeld und Barmen für beide Geschlechter die Ueberlebenswahrscheinlichkeit in den vier beobachteten Lebensabschnitten erheblich höher als in dem Regierungsbezirk.

Auch in seinem besprochenen Aufsatz dürfte es also Ballod nicht gelungen sein, nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen, daß, wie er sich an anderer Stelle ausdrückt,[1]) „im großen und ganzen die Ansicht richtig ist, wonach die Landbevölkerung es ist, aus der die Großstädte fortwährend wie aus einem Jungbrunnen frische Kräfte schöpfen — schöpfen müssen, um nicht zurückzugehen."

Dr. R. Kurzynski.

Achter allgemeiner deutscher Neuphilologentag in Wien.

Vom 30. Mai bis 2. Juni 1898.

Das Programm des achten allgemeinen deutschen Neuphilologentags war wieder so reich, daß nur ein Theil des Angekündigten auch zur wirklichen Verhandlung kommen konnte, da ja, wie zu erwarten, die pädagogisch-didaktischen Fragen im Vordergrunde des Interesses standen. So ist es wohl auch zu erklären, daß von anderen Universitäten z. B. kein einziger Professor der romanischen Philologie erschienen war, so auch, daß von den angekündigten rein wissenschaftlichen Vorträgen nur der auf den ersten Verhandlungstag gesetzte Vortrag des Innsbrucker Privatdozenten Dr. A. Farinelli „Ueber Leopardi's und Lenau's Pessimismus" an die Reihe kam, während die der Professoren A. Schröer (Freiburg i. B.) „Ueber die neuesten Erklärungsversuche von Shakespeare's Hamlet", K. Luick (Graz) „Bericht über die Berliner Konferenz zur Regelung der deutschen Bühnensprache", W. Scheffler (Dresden) „Vorführung der Bühne Molière's unter Berücksichtigung des Dresdener Komödienhauses von 1664" zugunsten der pädagogisch-didaktischen Diskussionen zurückgezogen wurden.

Diese charakteristische Erscheinung muß in den Vordergrund gestellt werden, denn sie lehrt, was gegenwärtig die Neuphilologenkreise besonders interessirt. In pädagogisch-didaktischen Fragen kann jeder Schulmann mitsprechen, und es ist nur erfreulich, daß das Bedürfniß, sich über dieselben auszusprechen, so rege ist; der Gedankenaustausch unter den neusprachlichen Lehrern ist nicht nur förderlich, sondern auch das beste Zeugniß dafür, daß der Unterricht in den neueren Sprachen von zunehmender Bedeutung geworden und daß frisches Leben darin ist. Wenn — wie zu hoffen ist — dies so weitergeht, wird freilich die Frage auftauchen, ob die sogenannten „Neuphilologentage" nicht richtiger als neusprachliche Lehrerversammlungen zu betrachten sind, und wenn so, so wird es das ernsteste

---

1) Vgl. „Der Zug nach der Stadt", S. 206.

2) Unmittelbare Städte und elf größere Städte der Pfalz.

3) Bezirksämter ohne die elf größeren Städte der Pfalz.

4) Vgl. „Der Zug nach der Stadt", S. 214 ff.

5) Arthur Frhr. v. Fircks, Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Leipzig 1898. S. 258 ff.

1) „Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung." S. 56.

Interesse der staatlichen Unterrichtsverwaltungen sein, diese Lehrerversammlungen nach Kräften zu fördern. Auch der Theilnahme der akademischen Lehrer würden dieselben sicher sein, da es für die Universitätsprofessoren ebenso wichtig ist, die Bedürfnisse und Interessen der Schulen kennen zu lernen, wie es für die Schulmänner von Werth ist, mit der lebenden Wissenschaft in persönlichem Zusammenhang zu bleiben. Jedenfalls aber wäre es wünschenswerth, daß über das Programm der künftigen neuphilologischen Versammlungen im voraus unzweideutig Klarheit geschaffen würde, bezw. daß ein einmal aufgestelltes Programm auch bestimmt eingehalten werde. Professoren der englischen und romanischen Philologie, die ja ihre sprachgeschichtlichen und literaturgeschichtlichen Spezialitäten Semester für Semester vorzutragen Gelegenheit haben, verzichten ihrerseits gewiß gern darauf, auch noch auf neuphilologischen Versammlungen Vorträge aus ihrem Spezialfach zu halten, und hören gern einmal den Männern der Praxis zu. Wie sollen aber Andere, z. B. Professoren der Germanistik, ihre Rechnung dabei finden, die doch für den Unterricht im Englischen und Französischen kein so unmittelbares Interesse haben dürften, um deßhalb die Mühen und Kosten einer Reise zu unternehmen? Wenn die Neuphilologentage aber weiter als das gelten wollen, was als ihr Programm seit ihrer Gründung gegolten hat, dann wäre es im eigensten Interesse mehr als räthlich, daß neben der Schulpraxis auch die philologische Spezialität zu Worte käme. Dies ließe sich leicht machen, wenn für die Debatten, bezw. die einzelnen Redner, ein bindendes Zeitausmaß eingehalten würde. Die Ergebnisse der Debatten würden dann auch leichter festzustellen sein. Das Präsidium des Wiener Neuphilologentages hat sich ehrlich bestrebt, das Programm allseitig durchzuführen, die Unermüdlichkeit der nichtprogrammatischen Redner ließ aber bald erkennen, daß diesmal für anderes als den Schulunterricht im Englischen und Französischen kein Raum war. Wie oben angedeutet, wäre dagegen nichts einzuwenden, nur nenne man die Sache dann auch beim richtigen Namen.

Der erste Punkt des Programms war die gesellige Zusammenkunft und Begrüßung der Theilnehmer im Kursalon des Stadtparks am Pfingstmontag, 30. Mai, abends. Nach einer schwungvollen Ansprache des Vorsitzenden, Hofraths Prof. Dr. J. Schipper, trug der gefeierte Schauspieler des Wiener Hofburgtheaters, Josef Lewinsky, einen poetischen Festgruß vor, der, wie sich Tags darauf herausstellte, niemand Anderen als Professor Schipper selbst zum Verfasser hatte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich diese inhaltlich feinsinnige, formvollendete Dichtung in der an die Theilnehmer zur Vertheilung gelangten Festschrift mit abgedruckt findet. Die Festschrift selbst, ein stattlicher Band von 251 Seiten, ist schon allein ein werthvolles Andenken an den Neuphilologentag, sie enthält Aufsätze zur deutschen Philologie von J. Minor, R. M. Werner, E. W. Kraus, H. Lambel, J. E. Wackernell, R. Wolkan, zur englischen Philologie von K. Luick, A. Pogatscher, R. Fischer, W. Creizenach, R. Brotanek, A. Brandeis, zur romanischen Philologie von W. Meyer-Lübke, J. Cornu, U. Jarnik, M. Friedwagner, M. Kawczyński. Der erste Verhandlungstag, Dienstag, 31. Mai, vormittags, brachte zunächst die offiziellen Begrüßungen seitens des Vorsitzenden, der Vertreter der Universität, der Stadt und des österreichischen Unterrichtsministeriums. Letztere verdient insbesondere hervorgehoben zu werden, da der rühmlich bekannte klassische Philologe und frühere Professor der Wiener Universität, Se. Exz. Sektionschef Wilhelm v. Hartel, sich in längerer gedankenreicher Rede über die Bedeutung des Studiums der neueren Sprachen äußerte und die Versammlung des ernstesten Interesses seitens der Unterrichtsverwaltung für die Bestrebungen der Neuphilologen versicherte. Auch die einleitenden Aufklärungen Prof. Schippers über die Entwicklung des neusprachlichen Unterrichts in Oesterreich waren besonders für die anwesenden Nichtösterreicher lehrreich und wirkten auch im allgemeinen durch die zielbewußte, streng sachliche Behandlung der Fragen anregend auf die Versammlung. Da die programmatischen Vorträge ja seinerzeit vollständig im Drucke erscheinen sollen, so ist eine Analyse hier wohl nicht vonnöthen; was sich im allgemeinen über dieselben sagen läßt, ist, daß sie vornehmlich Stimmung machten. So wirkte auch gleich der erste Vortrag, der des Berliner Geheimraths W. Münch über die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplane der preußischen Gymnasien, nicht nur inhaltlich, sondern auch durch die vornehme Persönlichkeit des hochverdienten Schriftstellers und Pädagogen, der, frei von bureaukratischer Engherzigkeit, Zustände, Wünsche, Hoffnungen mit tiefem Einblick in die pädagogisch-didaktischen Probleme zu behandeln wußte. Es wäre ferner kaum möglich gewesen, ein unmittelbareres, anschaulicheres Bild der Ziele und der Thätigkeit der „Reformer" innerhalb 30 Minuten zu geben, als es Direktor M. Walters lebendiger Vortrag „Ueber Schulreform und Reformschulen in Deutschland" entrollte. Im Anschlusse an diese beiden Vorträge und insbesondere auch an die vorhergehenden einleitenden Mittheilungen Prof. Schippers wurde eine von Prof. Schröer (Freiburg i. B.) beantragte Resolution, dahingehend, daß der Unterricht im Englischen und Französischen in den Lehrplan aller deutschen und deutsch-österreichischen Gymnasien eingeordnet werde, einstimmig angenommen. Ebenso wurde eine andere von Prof. Vietor (Marburg a. L.) beantragte Resolution, daß auch die englische Philologie an allen Universitäten als selbständiges Fach, und zwar als Ordinariat, vertreten werden solle, einstimmig angenommen.

Die lebhaften Diskussionen und improvisirten Reden im Anschluß an die Vorträge Münchs und Walters nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß nur noch der dritte Vortrag, der Dr. Farinelli's, stattfinden konnte, diejenigen der Professoren Bouvier (Genf) und Maurer (Lausanne) über die Organisation und Methode der französischen Ferienkurse an den Universitäten Genf und Lausanne auf den nächsten Tag verschoben werden mußten. Diese ebenso wichtigen als lehrreichen Vorträge nahmen Mittwoch auch mehr Zeit in Anspruch, als man erwartet hatte, und die beiden folgenden Vorträge Prof. G. Wendls (Hamburg) „Ueber die Reformmethode in den oberen Klassen" und Prof. A. Winklers (Mähr.-Ostrau) „Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt?" riefen so lebhafte Debatten hervor, daß nicht nur der Vormittag, sondern auch der Mittwoch-Nachmittag darüber vergingen und nur die unerbittliche Macht des hereinbrechenden Abends einen äußerlichen Abschluß erzwang. In Eile konnten nur noch Prof. H. Müllers (Heidelberg) Bericht des Canon-Ausschusses und die nothwendigsten Geschäfte erledigt werden; als Zeit für Abhaltung des nächsten Neuphilologentags wurde Pfingsten 1900, als Ort Leipzig gewählt. In den Vorträgen Wendts und Winklers kamen die Ansichten der „Reformer" und die der alten sogenannten „grammatizistischen" Methode zum Ausdruck, und es kann nicht geleugnet werden, daß namentlich von Seiten der letzteren der Ton zuweilen das Maß des Erlaubten überschritt; Ausdrücke wie „Idiotenanstalten", „Humbug" (gesprochen humbuk) u. dgl. schwirrten durch die Luft, und es war ebenso auffallend, daß die Sprache der aggressiven Herren durchweg slavischen Accent verrieth, so daß man sich statt in eine wissenschaftliche Versammlung in eine Parlamentssitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses versetzt glaubte. Wohlthätig stach von dergleichen mancher andere Gegner der Reform ab, so z. B. Professor Schmeding (Wolfenbüttel). Höchst auffallend war es, daß keiner von den anwesenden zahlreichen deutsch-österreichischen Schulmännern und jungen Gelehrten, deren Namen weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus den besten Klang haben, wie z. B. E. Nader, A. Würzner, Alscher, Ellinger, Julius Baudisch, Kellner, Brotanek, Brandeis, Friedwagner u. A. m. In den Debatten hervortrat, sondern daß sie sich auf aufmerksames Zuhören beschränkten und im übrigen mit der bekannten deutsch-österreichischen Liebenswürdigkeit und Selbstverleugnung die nicht geringen Mühen der Festveranstaltungen, des Bureau-

dienstes ꝛc. auf sich nahmen und den auswärtigen Gästen die Honneurs machten. Das war ein entschiedenes Mißverhältniß, denn in den Augen der reichsdeutschen Fachgenossen sind die deutsch-österreichischen Kollegen denn doch nicht die zur Noth geduldeten Parias, die geradezu gut genug sind, für die auswärtigen Gäste Wohnungen, Theaterbillets u. dergl. m. zu besorgen. Man war ja durch den persönlichen Verkehr außerhalb der Sitzungen, bei dem man die ganz hervorragende Tüchtigkeit, den hingebenden Ernst und die solide Vertrautheit der deutsch-österreichischen Kollegen mit den einschlägigen Fragen schätzen lernen konnte, einigermaßen entschädigt, doch es wäre wohl der Mehrzahl der sachlich interessirten Theilnehmer interessanter gewesen, auch einige dieser Männer zu hören, einerlei ob pro oder contra Reform, an Stelle der doch meist recht konfusen und widerspruchsvollen Expektorationen ihrer slavischen Kollegen. Was unter den Ausführungen Professor A. Winklers (dessen Vortrag in Professor Vietors Zeitschrift „Die neueren Sprachen" erscheinen soll, woraus zur Genüge hervorgeht, daß die „Reformer" ihre Gegner gern zu Worte kommen lassen) besonders zu beachten, war die berechtigte Klage über eine zu mechanische und die freie Entwicklung hemmende Reglementirung des neusprachlichen Unterrichts im einzelnen. Es ist daher doppelt dankenswerth, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung sich durch mehrere hervorragende — auch wissenschaftlich und schriftstellerisch hervorragende — Vertreter an den Verhandlungen des Neuphilologentags rege betheiligt hat. Es kann nicht ausbleiben, daß hiedurch nach Möglichkeit vieles gebessert werden wird. Daß aber die Abhaltung des Neuphilologentags in Wien überhaupt möglich gewesen und daß die staatlichen und städtischen Behörden beizeiten über die Bedeutung der hiebei zutage tretenden Fragen aufgeklärt worden und denselben so viel ernstes und nicht bedeutungsloses Interesse zeigten, das ist entschieden dem rührigen Vorsitzenden Prof. Schipper zu danken, der mit ebensoviel Besonnenheit, Takt und Umblick die vorbereitenden Geschäfte und die Ausführung leitete.

Die geselligen Festlichkeiten, das Festbankett im Prater am 31. Mai, der Empfang und Frühstück im Rathhaus am 1. Juni, der Besuch des Hofburgtheaters und der Hofoper, der wohlgelungene Ausflug auf den Schneeberg und all das Schöne, was das herrliche Wien seinen Besuchern bot, wird allen Theilnehmern wohl zeitlebens in dankbarer Erinnerung bleiben, ebenso wie die vielfachen Anregungen, die die Vorträge und Debatten und der ungezwungene Gedankenaustausch im Verkehr der Fachgenossen boten. A.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r Zur Savonarola-Literatur. Das außerordentliche Interesse, welches der am 23. Mai begangenen 400jährigen Centenarfeier des Todes Savonarola's in weitesten Kreisen entgegengebracht wird, hat Hrn. Leo S. Olschki in Florenz zu einer Zusammenstellung der in seinem Antiquariat aufgehäuften Savonarola-Literatur veranlaßt, welche nicht bloß etwaigen Käufern einer solchen, sondern auch Jedem, der sich für die Bibliographie dieses Gegenstandes interessirt, hochwillkommen sein muß. (Bibliotheca Savonaroliana. Les Oeuvres de Fra Girolamo Savonarola — Éditions — Traductions — Ouvrages sur sa vie et sa doctrine. Catalogue XXXIX de la librairie ancienne Leo S. Olschki, Florence 1898.) Dieser elegant gedruckte, mit einer Kopie des Fra Bartolommeo zugeschriebenen Portraits in Lichtdruck ausgestattete Katalog umfaßt 157 Nummern, unter denen sich eine Anzahl der seltensten Drucke befinden, wie die Compendia logicea und philosophie, des Compendio di Revelazione von 1498, eine Reihe ältester Ausgaben des Triumphus crucis, der Exposition orationis dominicae, des Traktates De Simplicitate vite christiane, der Solacium itineris mei, des Confessionale, der Predigten (so der Druck des Lorenzo Biousli 1496), des Nuovo Corteggiano de vita canta et morale c. 1510, Domenico Benivieni's Epistola von 1497 und Gerolamo Benivieni's Comento zu den Canzonen des Savonarola, Pico Mirandolo's Apologie u. s. f. — Bei diesem Anlaß sei darauf hingewiesen, daß Hr. Olschki sich seit Jahren namentlich mit großem Erfolge auch der Dante-Literatur zugewandt hat, deren kostbarste Werke jetzt zum großen Theil, soweit sie im Handel erreichbar sind, durch seine Hand gehen. Um die deutsche Dante-Forschung hat sich Hr. Olschki kürzlich ein besonderes Verdienst erworben, indem es seinem Entgegenkommen zu verdanken ist, daß die in der Auktion des Fürsten Buoncompagni zu Rom in diesem Frühjahr von ihm erworbene Dante-Handschrift mit unedirten lateinischen Glossen nicht nach Amerika gelangte, sondern deutschem Besitz (Prof. F. X. Kraus in Freiburg) zugewandt wurde.

n. Einen werthvollen Beitrag zur Philosophie des 18. Jahrhunderts liefert Dr. Walter Arnsperger mit seiner Heidelberger Habilitationsschrift über „Christian Wolffs Verhältniß zu Leibniz" (Weimar, Verlag von E. Felber). Im allgemeinen ist man heute wohl geneigt, Wolffs Verdienste um die deutsche Aufklärung anzuerkennen, aber man fährt fort, ihn in seiner Philosophie durchaus abhängig von Leibniz zu fassen, sein Lebenswerk wird in die systematische Darstellung und schulmäßige Verarbeitung der leibnizischen Gedanken gesetzt. Daß Wolffs Verhältniß zu Leibniz minder eng sei und daß ihm eine selbständigere Art zukomme, darauf war hier und da schon hingewiesen, und besonders war Kuno Fischer in seinem großen Werke dafür mit Nachdruck eingetreten, aber die überkommene Auffassung mit ihrer bequemen Formel wurzelt so fest, daß eine genauere Untersuchung des historischen Sachverhalts in hohem Grade wünschenswerth war. Und diese hat Hr. Dr. Arnsperger ebenso eindringend wie umsichtig angestellt. Er führt uns in Wolffs Lehrzeit, um zu prüfen, wie weit hier eine Einwirkung Leibnizens nachweisbar ist und überhaupt möglich war, er durchmustert den Briefwechsel beider Männer, um ihr persönliches Verhältniß und ihre wissenschaftlichen Bemühungen aufzuhellen, er untersucht dann in weitestem Umblick den wissenschaftlichen Einfluß Leibnizens auf Wolff. Und überall tritt uns bei unverkennbarer Einwirkung Leibnizens, namentlich in der Lehre von der prästabilirten Harmonie, eine ausgeprägte Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit Wolffs entgegen. Manches Mißverständniß hat dazu beigetragen, ihn abhängiger erscheinen zu lassen, als er thatsächlich war. Weil sich z. B. Wolff als einen Anhänger des von Leibniz aufgestellten „Systems der prästabilirten Harmonie" bekannte, galt er schlechtweg als ein Anhänger der leibnizischen Lehre. Aber wie Dr. Arnsperger überzeugend nachweist, hat jene prästabilirte Harmonie gar nicht eine beherrschende Stellung in seiner Gedankenwelt eingenommen, und auch der Ausdruck „System" bedeutet in dieser Verbindung nicht das, was Wolff sonst darunter versteht: „organisch gegliedertes Lehrgebäude", sondern nicht mehr als Gedanke, Erklärungsversuch, Hypothese. Obwohl nun Wolff selbst (z. B. psychol rat. § 530) auf das Eigenthümliche jenes Sprachgebrauchs ausdrücklich hingewiesen hatte, trug derselbe doch dazu bei, ihn als einen bloßen Gefolgsmann des leibnizischen Systems erscheinen zu lassen. Dr. Arnsperger begnügt sich übrigens keineswegs mit der bloßen Negation; klar und treffend zeigt er auch, wo die positive Bedeutung Wolffs liegt, und er eröffnet dabei tiefe Einblicke in die gesammte Bewegung des modernen Denkens und Lebens. Worin aber jenes Positive besteht, dafür möchten wir auf die Schrift selbst verweisen, die in knappem Umfange eine Fülle anregender Gedanken beingt und mit gründlichster Forschung eine geschmackvolle Darstellung verbindet.

Kartographisches aus Ostasien. Außer den von uns bereits an dieser Stelle besprochenen hieher gehörigen kartographischen Darstellungen ist nunmehr eine größere Karte der Provinz Shantung mit der Kiautschou-Bucht und den Kohlenfeldern von Po-Shan-Hsien, sowie den projektirten deutschen Eisenbahnlinien nach Tsi-Nan-Fu, Po-Shan-Hsien und I-Thou-Fu, erschienen. Maßstab = 1 : 750,000. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin. Nebenkarten: der neue Lauf des Gelben Flusses von Lung-mönn-kou bis Ping-yin-hsien nach den Aufnahmen von

Rey Elias (1868), im Maßstabe der Hauptkarte; das Kohlenfeld von Po-Shan-Hsien in vergrößertem Maßstabe. Deutsches Pachtgebiet: dunkelroth; ungefähre Ausdehnung der 50-Kilometerzone, innerhalb welcher keine Maßnahmen oder Anordnungen chinesischerseits ohne deutsche Genehmigung getroffen werden dürfen; fein roth schraffirt; Gebirge: braun geschummert; die sonstigen Signaturen sind allgemein bekannte. Benutzt wurde: v. Richthofen, Atlas von China. — Wir verweisen nun an dieser Stelle auf zwei vortreffliche Messungsleistungen Englands, welche sich noch dazu durch äußerst gediegenen Kupferstich in der Darstellung auszeichnen; es sind dies: 1. *China-East-Coast*, Province of Shan-Tung, *Kyau-Chau-Bay*. Surveyed by H. R. Harris & G. Stanley etc. 1863. Natural Scale = 1 : 55,000 Additions by E. Wilda 1866. Magnetic Variation in 1889. Soundings in fathoms. London, published at the Admiralty. Diese große Karte, welcher Maßstäbe für Seemeilen und zwei Ansichtsprofile beigegeben sind, zeichnet sich durch gute Bergschraffirung, sowie durch die Angabe vieler Lothungen aus. 2. *China-Nord-East-Coast*, Shantung promontory *Kiau-Chau-Bay* to *Miau-Tau-Strait*. Surveyed by Commander J. Ward and E. Wills etc. 1857 bis 1866. Magnetic Variation in 1892. London 1896. Hier gilt, was bei der vorigen Karte gesagt wurde. Im gegenwärtigen Zeitpunkt werden diese beiden von der englischen Admiralität vermessenen und herausgegebenen Karten allgemeines Interesse erregen. Dieselben sind zu M. 2.70, bezw. M. 2.25 durch die literarisch-artistische Anstalt von Theodor Riedel in München zu beziehen.

Ernst Fischer.

∞ Léon A. Daudet: *Alphonse Daudet*. Paris, Charpentinier 1898. — Schon bei Lebzeiten von Alphonse Daudet hat sein Bruder, Ernest Daudet, ein schwaches Buch über seinen Lebenslauf veröffentlicht; ein Schwarm von Literatur-Reportern hat diese und manche andere Quelle (zumal Alphonse Daudets feuilletonistische Erinnerungen Entre la frise et la rampe, Trente ans de Paris 2c.) eifrig ausgeschöpft, so daß Léon A. Daudet, dem Sohn des Verewigten, nicht viel neues zu sagen übrig blieb. Er gedenkt der erbarmungsvollen Natur des Vaters, charakterisirt dessen Arbeitsmethode, gibt als Eckermännchen allerhand Bruchstücke von Tischgesprächen und peripatetischen Unterhaltungen, erzählt von Alphonse Daudets Lieblingsautoren (Montaigne, Tacitus 2c.), Lieblingsgewohnheiten und Lieblingsgerichten —: die Hauptsache bleibt einem kommenden Biographen vorbehalten. Pietät und Empfindsamkeit lassen Léon Daudet nicht so gut, wie boshafte Satire in den „Morticoles".

γ Soeben hat im 51. Hefte des „Journal of Philalagy" der verdienstvolle englische Papyrusforscher Arthur S. Hunt das umfangreiche Fragment eines im britischen Museum aufbewahrten Homer-Papyrus herausgegeben. Es ist bei stellenweise sehr großer Lückenhaftigkeit erhalten aus dem 13. Gesange der Ilias Vers 2—87, 149, 425—775 und aus dem 14. Gesange Vers 120—522. Die in Aegypten gefundene Rolle stammt aus der ersten Kaiserzeit; sie hat sehr wenige Lesezeichen, Accent und Spiritus fehlen vollkommen, auch ist die Handschrift von Verbesserungen fast ganz freigeblieben. Die Abweichungen von der gewöhnlichen Ueberlieferung sind nicht sehr groß, hie und da taucht eine bemerkenswerthe grammatische Form auf. Mehrverse ergeben sich nicht, doch scheint im 14. Gesange die Versordnung mit der gewöhnlichen nicht ganz übereinzustimmen. Bemerkenswerth ist, daß die Verse in der Weise gezählt sind, daß bei jedem neuen Hundert ein Zahlzeichen an den Rand gesetzt ist. Am Schlusse des 14. Gesanges steht die Verszahl *ΤΛΔ*, d. i. 520.

* Papst Leo XIII. hat durch Vermittlung italienischer und deutscher Archäologen die Privatsammlung etruskischer Alterthümer des Hrn. Faleioni in Viterbo für den Vatikan ankaufen lassen. Dieselbe besteht, wie die „Frkf. Ztg." berichtet, aus Goldgefäßen, Juwelen, Bronzen und Terrakotten und entstammt hauptsächlich Funden aus den alten Städten Polimartum, Blera, Feseennium und Praeneste. Unter den Werthstücken findet sich u. a. ein Todtenkranz aus Lotosblumen, Tauben und kleinen Menschenköpfen gebildet, im hellenistischen Stil aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Außerdem sind Ohrgehänge reich vertreten, eines derselben stellt den Raub des Ganymedes dar. Auch Parfümfläschchen an reich geordneten Ketten finden sich vor. Besonders werthvoll sind kunstvolle Filigranarbeiten aus Gold, wie sie auf Prachtgewänder aufgenäht zu werden pflegten. Unter den Goldwerken fällt auch ein kleiner Medusenkopf von prächtiger Arbeit auf. Die Bronzen stellen meistens Hausgeräthe und heilige Gefäße zu gottesdienstlichem Gebrauche dar. Ferner enthält die Sammlung zahlreiche Statuetten: Götterbilder, Genien u. s. w. Besonders hervorragend darunter ist eine Apollostatue und eine weibliche Figur mit beweglichen Gliedern, die nahe bei dem Heiligthum der Dea Feronia in Falisceum (dem heutigen Montefiascone, der bekannten Heimath des Est-Est-Weines) gefunden wurde. Unter den Münzen bemerkt man auch viele Exemplare von aes rude und aes grave, ferner Medaillen, die als Eintrittskarten für die Theater dienten. Die Terrakottensammlung ist weniger bedeutend, doch dient sie zur Bereicherung der Kenntniß über das etrurische Wunderland. Auch humoristischer Gruppen und Karrikaturen sieht man in dieser Abtheilung. Eine andere Abtheilung enthält viele Kunstwerke aus Aegypten und dem Orient. Bis jetzt ist die neue Sammlung dem Publikum noch nicht zugängtich.

* **Wien**, 6. Juni. Gestern Mittag fand in der Universität die Enthüllungsfeier der Büsten der Universitätsprofessoren Dr. Karl Frhrn. v. Rokitansky und Dr. Joseph Skoda statt.

* In **Kasan** ist, wie der „Voss. Ztg." von dort gemeldet wird, am 2. Juni Professor Dr. Georg Staehr, der den Lehrstuhl für politische Oekonomie an der dortigen Universität inne hatte, im Alter von 42 Jahren gestorben. Staehr war ein Deutsch-Livländer, hatte in Dorpat und St. Petersburg studiert und nach einer harten und entbehrungsreichen Jugend vor 7 Jahren die Professur in Kasan erhalten. Er hat eine Reihe werthvoller wissenschaftlicher Arbeiten über die Entstehung und das Wesen des Artels veröffentlicht.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Alfred Beetschen: Gedichte. 15 Bogen. Geh. 4 M. Elegant geb. 5 M.

•

Ascanio Condivi: Das Leben Michelangelos. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Hermann Pemsel. Mit acht Lichtdrucken. 16 Bogen. 8°. Geheftet 5 M. Elegant gebunden 6 M. 50 Pf.

•

Eduard Friederich, Hauptmann: **Das Große Hauptquartier und die deutschen Operationen** im Feldzuge 1870 bis zur Schlacht von Sedan. 7 Bogen Text. gr. 8° nebst Atlas von 34 Karten in Folio. 6 M.

•

Dr. Franz Hümmerich: Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt. Mit einer Photogravüre u. drei wissenschaftlichen Beilagen. 15 Bogen. gr. 8°. Geheftet 6 M. 50 Pf.

•

Dr. Hans Sittenberger: Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Erste Reihe. Das dramatische Schaffen in Oesterreich. 27½ Bogen. 8°. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

•

Otto Frhr. v. Völderndorff: Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Neue Folge. 28 Bogen. Geh. 5 M. 50 Pf. Gebunden 6 M. 50 Pf.

•

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der Verlagshandlung. (9224)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Nr. 126.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 8. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Buller in München.

Des Fronleichnamsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Der Stand des heutigen Seekriegsrechtes. Von Philipp Zorn. — Die idealistische Bewegung der Philosophie in England. Von Julius Goldstein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Stand des heutigen Seekriegsrechtes.

Von Philipp Zorn.

Daß jeder Krieg der Zukunft zwischen Großmächten auch ein Seekrieg großen Stiles sein wird, kann wohl Niemand zweifelhaft sein und bedarf speziell für uns Deutsche bei einem Blick auf die Karte keiner weiteren Ausführung. Und wenn das Dichterwort: „Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist der Krieg“ schon für den Landkrieg volle Wahrheit hat, so gilt dies noch viel mehr für den Seekrieg. Es mag unerörtert bleiben, inwiefern dies schon an sich infolge der Verschiedenheit der thatsächlichen Verhältnisse der Fall ist. Der Punkt, auf den allein ich Ihr Augenmerk richten möchte, ist der Stand der völkerrechtlichen Normen über den Seekrieg. Und hier wird man bei kritischer Erwägung und zusammenfassender Betrachtung der Einzelpunkte zu dem Resultat kommen müssen: wenn schon der Landkrieg ein furchtbar wüthend Schreckniß ist, so befindet sich der Seekrieg geradezu noch im Stadium der wilden Barbarei; die vielen und ernsthaften Versuche, den Gedanken der Humanität auch für den Seekrieg zur Geltung zu bringen, haben nur ein ganz kümmerliches Resultat gehabt, und zwar hauptsächlich infolge des Widerspruches Englands, das in jeder Milderung des Seekriegsrechtes eine Gefahr für seine beanspruchte Weltherrschaft zur See erblickte. Mit fast cynischer Offenheit haben englische Staatsmänner, insbesondere Palmerston, dies wiederholt ausgesprochen.

Schon das Kriegsfeld ist von vornherein im Seekrieg ein ganz anderes als im Landkrieg; die Schrecken des Seekrieges dehnen sich geradezu über die ganze Welt aus. Das Kriegstheater des Landkrieges ist ausschließlich das Landgebiet der feindlichen Staaten; das Gebiet dritter, neutraler Staaten bleibt vom Kriege, abgesehen von ganz besonderen Ausnahmefällen, völlig unberührt.

Ganz anders im Seekrieg. Das Kriegsfeld des Seekrieges bilden nicht nur die zum Staatsgebiet zu rechnenden sogenannten Territorialgewässer der im Krieg befindlichen Staaten — Küstenmeer, Buchten, Meerengen, Häfe —, sondern das legitime Kriegsfeld erstreckt sich hier auf das ganze offene Meer in allen Theilen der beiden Hemisphären. Nur die Territorialgewässer neutraler Staaten bleiben grundsätzlich vom Kriege frei. Im übrigen kann der Krieg, beispielsweise zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich, ohne weiteres auch in den chinesischen oder australischen Gewässern offener See geführt werden.

Die großen Grundsätze der Genfer Konvention über den Neutralitätsschutz der Verwundeten und aller ihnen dienenden Personen, Sachen und Anstalten gelten theoretisch uneingeschränkt nach Maßgabe der hierüber besonders abgeschlossenen Nachtragskonvention von 1868 auch für den Seekrieg. Aber macht deren Durchführung schon im Landkrieg oft unüberwindliche Schwierigkeiten, um wie viel mehr und häufiger ist dies der Fall im Seekrieg, wo während des Kampfes in der Regel geradezu die Möglichkeit ausgeschlossen sein wird, den Neutralitätsschutz der Verwundeten und Aerzte, der auf dem Papier so schön geschrieben steht, zu praktischer Anwendung zu bringen.

Sind diese Dinge, wenn man sich in sie vertieft, geradezu herzzerreißend, so ist in anderen Punkten die Barbarei des Seekriegsrechtes zwar nicht so unmittelbar das Herz ergreifend, aber doch schlimm genug.

Eines der wichtigsten und, wenn es mit voller Kraft geltend gemacht werden kann, wirksamsten Mittel des Seekrieges ist die Blockade. Der alte völkerrechtliche Streit um die sogenannte effektive und die papierene Blockade hat hier für unsre Betrachtung kein unmittelbares Interesse; die Sache selbst dient jedoch auch zum Beweise für die große Unsicherheit der Normen des Seekriegsrechtes, die eben in der Praxis zu einer geradezu brutalen Willkür führt. Blockade ist die Sperre von Seehäfen, gleichgültig, ob offenen oder befestigten, oder von ganzen Küsten gegen jedweden Zugang von See aus. Ein Unterschied von offenen und befestigten Häfen besteht nur insofern, als das Bombardement offener Seeplätze völkerrechtlich unzulässig ist. Im übrigen aber sperrt die Blockade jeden Zugang zu dem blockirten Gebiet, auch für neutrale Schiffe; Blockadebruch seitens neutraler Schiffe berechtigt ohne weiteres zu deren Wegnahme. Die Blockade entspricht also vollständig der Belagerung des Landkrieges. Es liegt auf der Hand, daß eine wirkliche Blockade größerer Küstenstrecken des Aufwandes einer starken Seemacht bedarf. Eine ohne entsprechende Seemacht, die sie zu verwirklichen vermag, nur ausgesprochene Blockade — blocus sur papier — hat völkerrechtlich die Wirkungen der Blockade nicht, berechtigt also insbesondere nicht zur Wegnahme neutraler Schiffe wegen Blockadebruchs. So die Theorie übereinstimmend. Die Praxis aber ist auch hierin ganz willkürlich; es läßt sich ja nicht mit Sicherheit bestimmen, welches die für Verwirklichung einer dekretirten Blockade erforderliche „effektive“ Macht sei; der blockirende Staat verfährt in der Praxis einfach nach seinem Belieben, beziehungsweise nach seiner Stärke, und nimmt die neutralen Schiffe weg, falls er sich dazu stark genug fühlt, auch wenn die Blockade in Wirklichkeit keine effektive ist. Zahllose Streitigkeiten sind hierüber entstanden, und selbst wenn die Wegnahme später für ungerechtfertigt erklärt und das Schiff wieder herausgegeben wird, ist doch durch die Wegnahme an sich schon immer ein schwerer, oft nicht wieder gut zu machender Schaden entstanden.

Weitaus der dunkelste Punkt des ganzen Seekriegsrechtes aber ist das dermalen noch in vollem Umfang geltende Beuterecht zur See. Hier besteht eine geradezu ungeheure Verschiedenheit zwischen Land- und Seekrieg.

Als im Jahre 1870 die deutschen Truppen die französische Grenze überschritten, erließ der Oberbefehlshaber der deutschen Heere, König Wilhelm, unterm 11. August eine Proklamation an die Franzosen mit der feierlichen Erklärung: daß der Krieg nur von Staat zu Staat, von Heer zu Heer geführt werde; daß demgemäß die friedlichen Einwohner des französischen Staatsgebietes in ihrem Leben, ihrer friedlichen Beschäftigung, ihrem Eigenthum Schutz und Sicherheit genießen sollten. „Ich führe," so heißt es, „Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern. Diese werden deßhalb fortfahren, die Sicherheit für ihre Personen und ihre Güter zu genießen, solange sie nicht selbst durch feindselige Unternehmungen gegen die deutschen Truppen Mir das Recht nehmen, ihnen Meinen Schutz zu gewähren." Eine Einschränkung erfuhr dieser große Grundsatz nur: einmal, wenn französische Zivilpersonen am Kriege selbst Antheil nahmen und sodann, wenn äußerste Noth zwang, gegen Personen oder Sachen, insbesondere behufs der Verpflegung des Heeres, bestimmte Maßregeln zu ergreifen. Diese Einschränkungen ergeben sich mit Nothwendigkeit aus der dira necessitas des Krieges. Grundsätzlich aber waren Leben, Beschäftigung, Eigenthum der feindlichen Staatsunterthanen nicht in den Krieg verflochten, sondern blieben, soweit dies eben thatsächlich möglich war, in Frieden.

In den Kriegen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dies große Prinzip von den zivilisirten Nationen durchweg zur Anwendung gebracht und dessen Verletzung z. B. deutscherseits im großen Kriege von 1870/71 durch schwere Strafen geahndet worden. Es bedarf wahrlich keines Wortes, welch ungeheure Milderung der Schrecken des Krieges in diesem Grundsatze von der Unverletzlichkeit des Privateigenthums, der heute, im Gegensatz zu dem allgemeinen Beute- und Plünderungsrecht in Feindesland im Alterthum und Mittelalter und bis in die neueste Zeit, den Landkrieg beherrscht, liegt.

Für den Seekrieg aber gelten diese humanen Grundsätze nicht; hier herrscht noch fast uneingeschränkt die alte Barbarei.

Ist der Krieg erklärt, so pflegt zunächst seitens der kriegführenden Theile eine, übrigens ganz nach Willkür zu bestimmende Frist gesetzt zu werden, innerhalb deren die Handelsschiffe den Rückzug unter dem Schutz ihres Staates bewerkstelligen können. Wenn diese Frist verstrichen ist, darf jeder kriegführende Theil jedes unter feindlicher Flagge fahrende Handelsschiff wegnehmen und Schiff wie Ladung verfallen grundsätzlich als Prise. Allerdings bedarf es hiefür eines gewissen, höchst summarischen gerichtlichen Verfahrens, das uns hier, wo es lediglich auf die Feststellung des Prinzips ankommt, nicht weiter interessirt. Das Prinzip aber ist: die friedlichen Handelsschiffe des einen kriegführenden Theiles sind dem anderen gegenüber einfach vogelfrei. Verloren ist das Schiff, verloren ist die Ladung — allerdings mit einem alsbald zu erwähnenden Vorbehalt — und die friedliche Mannschaft des Handelsschiffes wird kriegsgefangen. England hat ausdrücklich erklärt, auf letzteren Punkt unter keinen Umständen verzichten zu können, da hievon seine Herrschaft zur See abhänge; denn setze man die Mannschaften der Handelsschiffe nicht gefangen, so würden sie selbstverständlich nur zur Verstärkung der Kriegsschiffe verwendet. Auch Frankreich hat im Kriege von 1870/71 nach diesem Grundsatz gehandelt und die Matrosen deutscher Kauffahrer als Kriegsgefangene behandelt. Deutscherseits wurde dies Verfahren zwar als völkerrechtswidrig erklärt, aber ganz ohne Erfolg.

Das Beuterecht zur See, so barbarisch es demnach schon an sich ist, berechtigt aber doch nur zur Wegnahme, über die dann in den wenigstens einigermaßen geordneten Formen der sogenannten Prisengerichtsbarkeit entschieden werden muß. Die Vernichtung von Schiff und Ladung ist an sich verboten. Jedoch mit dem Vorbehalt: ist die Vernichtung „nothwendig", so ist sie zulässig. Damit stehen wir wieder völlig auf dem Boden der brutalsten Willkür. Denn was ist im Kriege „nothwendig"? Wenn ein französisches Kriegsschiff in den chinesischen Gewässern ein deutsches Schiff aufgebracht hat, so kann schon die Entfernung von den heimischen Häfen ein Grund für die „Nothwendigkeit" der Vernichtung sein; ebenso der Mangel an Mannschaft, die zum Zwecke der Ueberführung abgegeben werden müßte; schweres Wetter; das Risiko von Gefahren — kurz, die Sache ist völlig willkürlich. Wenn dem wegnehmenden Kriegsschiff die Sache unbequem ist, kann das genommene Schiff zerstört werden. Das französische Kriegsschiff „Desaix" verbrannte am 21. Oktober 1870 zwei in den Gewässern bei Schottland, also doch gewiß nicht in allzuweiter Entfernung von der französischen Küste, weggenommene deutsche Handelsdampfer, weil es außerstande zu sein behauptete, die zur Ueberführung in einen französischen Hafen erforderlichen Mannschaften abzugeben. Das Prisengericht billigte dies Verhalten.

Die Wegnahme von feindlichen Handelsschiffen darf jedoch nur erfolgen durch staatliche Kriegsschiffe; durch solche aber in der oben charakterisirten schrankenlosen Weise. Bis zur sogenannten Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 war völkerrechtlich die Kaperei erlaubt; auf dem Pariser Kongreß von 1856 einigten sich die europäischen Großmächte auf Abschaffung der Kaperei; der Satz: „la course est et demeure abolie", ist nunmehr geltendes Völkerrecht, dem jedoch die Nordamerikanische Union und von europäischen Staaten Spanien damals nicht beigetreten sind. In früheren Zeiten begann nach Ausbruch des Krieges alsbald zwischen den Angehörigen der kriegführenden Mächte eine wilde gegenseitige Seeräuberei. Dies wurde nun zunächst dahin gemildert, daß diese Seeräuberei nur betrieben werden dürfe von Schiffen, die mit einem staatlichen Kaperbrief ausgestattet waren, also die wilde Seeräuberei wurde in eine staatlich privilegirte Seeräuberei verwandelt; dies ist, wie bemerkt, heute noch Rechtens für die große Nordamerikanische Union, sowie für Spanien, die den Beitritt zur Pariser Seerechtsdeklaration ausdrücklich abgelehnt haben; übrigens sind die heute im Vordergrund unsres Interesses stehenden großen ostasiatischen Staaten Japan und China der Deklaration gleichfalls nicht beigetreten. Die europäischen Großmächte allerdings haben für sich die Kaperei, sowohl die wilde wie die staatlich konzessionirte, ganz abgeschafft; jedoch, wie oben dargelegt, die Wegnahme von Handelsschiffen durch Kriegsschiffe beibehalten, also thatsächlich nur aus der staatlich konzessionirten Kaperei durch Privatschiffe eine staatlich approbirte Kaperei durch Staatsschiffe gemacht. Geringer ist ja dadurch die brutale Barbarei des Seekrieges geworden, aber beseitigt ist sie mit nichten. Uebrigens muß dazu bemerkt werden: einmal, die Stellungnahme der Nordamerikanischen Union in der Frage beruht nicht etwa auf Vorliebe für Barbarei, sondern auf einem andern, alsbald zu erörternden Grunde; und zweitens: England ist der Deklaration zwar beigetreten, aber, um den Ausdruck zu gebrauchen, mit langen Zähnen; es ist mehr als fraglich, ob England im Kriegsfalle an den Vorschriften der Deklaration festhalten würde. [1])

[1]) Diese letztere Frage muß natürlich vorläufig dahingestellt bleiben. Dagegen haben sich bei Ausbruch des jetzigen Krieges die Vereinigten Staaten von Nordamerika der Pariser Seerechtsdeklaration vorbehaltlos angeschlossen. Spanien hat seinen Beitritt zu den Grundsätzen dieser Deklaration unter dem Vorbehalte erklärt, im gegebenen Falle von dem Rechte, Kaperbriefe gegen amerikanische Schiffe auszustellen, Gebrauch zu machen. Thatsächlich hat es dieses Recht bisher nicht ausgeübt.

Also: Handelsschiffe unter feindlicher Flagge sind an sich sammt ihrer Ladung den Kriegsschiffen des Feindes als Beute preisgegeben; nur Handelsschiffe unter neutraler Flagge bleiben vom Zugriff der kriegführenden Mächte frei.

Die Pariser Seerechtsdeklaration hat jedoch diesem Grundsatze zwei Modifikationen beigefügt, die allerdings nicht das Schiff, wohl aber dessen Ladung betreffen. Dankbar haben wir in diesen beiden, nach langen und schwierigen Verhandlungen festgestellten Modifikationen gleichfalls Milderungen der Barbarei des Seekriegsrechts anzuerkennen; aber gleichwohl muß auch hier betont werden: barbarisch und vor allem willkürlich ist der Rechtszustand trotzdem geblieben.

Die eine Milderung liegt darin, daß neutrales Gut unter feindlicher Flagge freizugeben ist; die andere darin, daß feindliches Gut unter neutraler Flagge gleichfalls nicht als Beute verfällt. Man hat diese beiden Rechtsgrundsätze in die kurzen Sprüche gefaßt: „Unfrei Schiff, frei Gut", und „Frei Schiff, frei Gut". Also: in einem deutsch-französischen Krieg ist das unter deutscher Flagge fahrende Schiff unzweifelhaft Beute des französischen Kriegsschiffes; kann aber der Nachweis geführt werden, daß auf diesem erbeuteten Schiff die ganze Ladung oder ein Theil derselben Eigenthum eines neutralen Staatsangehörigen ist, also beispielsweise schwedisches, so muß dies neutrale Eigenthum herausgegeben werden und ist frei. Die praktische Anwendung hängt aber hier lediglich vom Beweise ab, den man freilich in der Praxis peinlich und willkürlich zu erschweren geneigt ist. Freilich, wenn das genommene Schiff, falls hiefür die oben charakteristische „Nothwendigkeit" vorliegt, vernichtet wird, dann hilft der Rechtsgrundsatz „Unfrei Schiff, frei Gut" auch dem neutralen Eigenthümer nichts, sein „freies" Gut wird mit vernichtet. In dem oben erwähnten Desaix-Falle geschah dies, und das französische Prisengericht erklärte dies für gerechtfertigt mit der wahrhaft salomonischen Begründung: die Seerechtsdeklaration erkläre zwar neutrales Gut auf feindlichem Schiffe für „insaisissable", aber nicht für „inviolable"!

Die zweite Milderung liegt in dem Satze: „Frei Schiff, frei Gut". Fährt also in einem deutsch-französischen Krieg ein Handelsschiff unter neutraler und darum freier Flagge, z. B. unter schwedischer, so deckt diese Flagge auch das feindliche Privateigenthum und macht es frei; unter schwedischer Flagge können also deutsche Waaren befördert werden, ohne dem Beuterecht durch französische Kriegsschiffe zu unterliegen. In der Praxis freilich hat dieser Satz zu mancherlei Schwierigkeiten Anlaß gegeben, so daß man auch hier feststellen muß: die Praxis ist nicht viel mehr als Willkür.

Um vor dem Beuterecht gesichert zu sein, wurden nach Kriegsausbruch vielfach Handelsschiffe der Kriegführenden an Neutrale verkauft. In der Anerkennung derartiger Verkäufe aber oder anderer das Eigenthum übertragender Rechtsakte waren die Prisengerichte immer sehr peinlich und stets geneigt, solche Rechtsakte als Scheinhandlungen und demgemäß als nichtig zu erklären; Frankreich und Rußland haben grundsätzlich jeden Verkauf dieser Art für nichtig erklärt und auch die an Neutrale verkauften Schiffe einfach weggenommen.

Aber auch sonst hat man in der Praxis die mannichfachsten Streitfragen und oft in willkürlichster Weise aufgeworfen, um jene Milderungen möglichst illusorisch zu machen. Und England würde, daran kann gar kein Zweifel sein, im Kriegsfall in dieser Hinsicht noch viel brutaler verfahren, als dies schon Frankreich, auf das Recht des Stärkeren pochend, gethan hat. Um nur einiger dieser Streitfragen kurz zu gedenken: Wer zwar nicht Staatsangehöriger des feindlichen Staates ist, aber in dessen Gebiet dauernden Wohnsitz hat und von seinem Wohnsitz aus sein Geschäft betreibt, gilt ohne weiteres als Angehöriger des Feindes und wird demgemäß behandelt. — Aber umgekehrt: Wer feindlicher Staatsangehöriger ist, jedoch in neutralem Land wohnt und sein Geschäft betreibt, gilt rechtlich ebenso als Feind und wird demgemäß behandelt. — Steht ein Schiff im Eigenthum Mehrerer, von denen einer oder einige eine neutrale Staatsangehörigkeit besitzen, so wird darauf keine Rücksicht genommen, das ganze Schiff ist feindlich. Ist der Eigenthümer der Ladung Angehöriger eines neutralen Staates, die Waaren aber Erzeugnisse des feindlichen Bodens, so sind sie feindliches Gut.

Die Fischerfahrzeuge der Küstenfischerei sollen völkerrechtlich nicht als Handelsschiffe gelten und vom Beuterecht frei sein; gleichwohl hat England während des Krimkrieges die finnischen Fischerboote nicht nur weggenommen, sondern einfach verbrannt.

Diese ganze durch die Pariser Seerechtsdeklaration nur etwas gemilderte brutale Barbarei des Seekriegsrechts wäre beseitigt, wenn in das Völkerrecht der Satz Aufnahme fände, der eines der größten Prinzipien des heutigen Landkrieges bildet: daß das Privateigenthum überhaupt nicht Gegenstand der Kriegsbeute ist; dann wären die Handelsschiffe und deren Ladung trotz des Krieges sicher. Aber dieser Grundsatz ist nach menschlicher Voraussicht nicht zu erreichen. Hauptvertreterin dieses Grundsatzes im Rathe der Nationen war früher die Nordamerikanische Union; sie ist aus diesem Grunde der Pariser Deklaration von 1856 nicht beigetreten und hat erklärt: falls man nicht überhaupt das Privateigenthum im Seekrieg für ebenso unverletzlich wie im Landkriege erkläre, sei sie auch bei dem Mangel einer eigenen großen Staatsflotte nicht in der Lage, im Falle eines Seekrieges auf die Ertheilung von Kaperbriefen an Privatschiffe zu verzichten. Eine für uns interessante und wohlthuende Erinnerung ist es, daß in dem preußisch-nordamerikanischen Vertrag vom 10. September 1785 die Unverletzlichkeit des Privateigenthums im Seekrieg bereits anerkannt war. Aber das ist ein „Märchen aus uralten Zeiten".

Es schien wohl eine Zeit lang, als sollte der Standpunkt der Union allgemeine Anerkennung finden. Rußland, das theoretisch und diplomatisch für die Humanisirung des Völker- und insbesondere des Kriegsrechts überhaupt viel gethan hat, und Preußen stimmten rückhaltlos zu; auch Frankreich war hiezu geneigt; eine Zeit lang war auch England schwankend; aber seit 1860 erklärte England durch Palmerston seinen unbedingten Widerspruch und gab mit der größten Offenheit wie Schroffheit der Welt seinen Standpunkt dahin kund, daß es auch nicht das kleinste der Mittel aus der Hand geben werde, die dazu dienlich seien, seine angemaßte Oberherrschaft zur See über die ganze Welt aufrecht zu erhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, heute weniger als je, daß England eintretenden Falles unbedingt und rücksichtslos und gleichgültig gegen jedes sogenannte Völkerrecht nach jenem von Palmerston proklamirten Grundsatz verfahren würde.

Der Reichstag des Norddeutschen Bundes hatte mit Beschluß vom 18. April 1868 sich feierlich für die Unverletzlichkeit des Privateigenthums im Seekrieg erklärt; im preußisch-österreichisch-italienischen Kriege von 1866 war durch besondere Verordnungen der drei Staaten das Prinzip anerkannt worden; ebenso beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von deutscher Seite durch Verordnung vom 18. Juli 1870, die aber unterm 19. Januar 1871 aufgehoben werden mußte, weil Frankreich die Gegenseitigkeit versagte.

Aber selbst, wenn einmal, woran, wie gesagt, zur Zeit gar nicht zu denken ist, die Unverletzlichkeit des Privat-

eigenthums im Seekrieg völkerrechtliche Anerkennung fände, bliebe immer noch ein nicht zu beseitigender Punkt, der den Seekrieg doch immer zu einem Tummelplatz von Willkür und Brutalität macht und jeden Staat, der seine Ehre und Würde wahren will, nöthigt, eine starke Seerüstung anzulegen: der Begriff und die Behandlung der sogenannten Contrebande.

Die Neutralität besteht darin, daß seitens der Neutralen den kriegführenden Mächten keine Kriegshülfe geleistet werden darf. Demgemäß dürfen in neutralen Häfen keine für einen der Kriegführenden bestimmte Kriegsschiffe ausgerüstet, ebensowenig Kriegsmannschaften von solchen aus befördert werden. Darüber besteht in Theorie und Praxis Einverständniß. Derartiger Bruch der Neutralität kann sofort Anwendung der Kriegsmittel gegen den betreffenden dritten Staat zur Folge haben. Durch den berühmten Alabama-Fall haben diese Fragen in den drei zwischen England und der nordamerikanischen Union unterm 8. April 1871 vereinbarten Washingtoner Regeln eine immerhin einigermaßen feste Grundlage der Entscheidung bekommen. Waffen bilden ferner den typischen Inhalt des Begriffs Contrebande. Neutrale Schiffe, die einer kriegführenden Macht Contrebande zuführen, gehen des Neutralitätsschutzes verlustig. Jedenfalls ist der Gegner berechtigt, die Contrebande wegzunehmen und als Beute zu behandeln. Ob auch das Schiff weggenommen werden darf, ist in der Theorie streitig; seestarke Mächte haben dies immer beansprucht und man wird im Hinblick auf die Gefahr der Wiederholung diesen Anspruch vom Standpunkt der Staats- und Kriegsnothwendigkeit auch als gerechtfertigt anerkennen müssen.

Was aber außer Waffen noch unter den Begriff Contrebande zu rechnen ist, ist im höchsten Grade streitig, und in der Praxis herrscht in dieser Hinsicht die reine Willkür. Sind Pferde Contrebande? Lebensmittel? Salpeter? Kohlen? Holz- und Eisentheile, die dem Schiffsbau dienen können? Tuchvorräthe, die zur Bekleidung der Truppen verwendet werden können? Geld?! Die Fragen lassen sich ins unendliche vermehren. Und die Theorie steht diesen Fragen rath- und haltlos gegenüber; nur die Macht ist imstande, diese zahllosen Streitfragen zu erledigen. Eine charakteristische Probe der Sache war der im letzten französisch-chinesischen Krieg entstandene Streit, ob, wie ein französisches Dekret anordnete und trotz des englischen Widerspruchs festhielt, Reis als Contrebande betrachtet werden könne. —

Jede kriegführende Macht ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, alle erlaubten Mittel anzuwenden, um den Widerstand des Feindes sobald und so vollständig als möglich zu brechen und den Feind kampfunfähig zu machen. Je rascher dies erreicht werden kann, desto schneller ist der Krieg zu Ende und dies ist doch das alleroberste Gebot der Humanität. Darum besteht gar kein innerer Grund dafür, den Begriff Contrebande eng zu fassen; alles was dem Feinde zur Fortführung des Kriegs dienen kann, muß auch unter den Begriff der Contrebande gebracht werden dürfen, also insbesondere Lebensmittel, Kohlen, Ausrüstungsgegenstände. Es ist nach meiner festen Ueberzeugung reine Zeit- und Papierverschwendung, den Nachweis des Gegentheils aus theoretischen Gründen erbringen zu wollen, und keine seestarke Macht darf sich hindern lassen, dem Begriff Contrebande die denkbar weiteste Ausdehnung zu geben. Freilich muß dann auch jede Macht diesen Grundsatz gegen sich selbst gelten lassen. Es kommt also lediglich auf die Macht an: das Seekriegsrecht ist in diesem Punkte wie in allen zur Zeit einfach Seemacht. Und darüber helfen die schönsten theoretischen Erörterungen nicht hinweg. In den Kriegen des 17. Jahrhunderts wurde der neutrale Handel unsrer Hansestädte von den holländischen Kapern brutalisirt, ja fast vernichtet, weil hinter den Hansestädten keine starke Staatsgewalt stand, die fähig gewesen wäre, der aufs äußerste getriebenen Brutalität der Holländer und Engländer kraftvoll ein Ende zu machen.

Dehnt man nun, wie wir es für zulässig und vom Standpunkt des Staats- und Kriegsinteresses für nothwendig halten, den Begriff der Contrebande noch so weit aus, so können darunter doch immer nur Sachen fallen, die der Kriegshülfe dienen oder doch dienen können. Aber auch dann noch bleibt die Begriffsbestimmung der Contrebande unzureichend, man muß noch weiter gehen und dieser Nothwendigkeit können sich selbst die entschiedensten Vertreter des „humanen" Völkerrechts in unsrer „christlich erleuchteten Zeit" nicht entziehen. In allen Handbüchern des Völkerrechts findet sich ein merkwürdiger Abschnitt über „analoge Fälle der Kriegscontrebande". Damit hat es folgende Bewandtniß, die an einem praktischen Fall beleuchtet werden mag.

In dem Kriege, der zwischen den Nord- und Südstaaten der Nordamerikanischen Union über die Aufhebung der Sklaverei ausgebrochen war, schiffen zwei Angehörige der Südstaaten auf einem neutralen Postdampfer in neutralem Gebiete sich ein in der erklärten Absicht, sich als diplomatische Unterhändler nach Paris und London zu begeben, um hier im Interesse der Südstaaten gegen die Nordstaaten thätig zu sein. Diese letzteren erhielten von der Sache Kenntniß, ließen den neutralen Postdampfer durch ein Kriegsschiff anhalten, führten jene beiden Reisenden als Kriegsgefangene ab und ließen alsdann den Postdampfer seine Reise fortsetzen.

Ströme von Tinte sind über diesen Fall, den berühmten Trentfall, vergossen worden, und übereinstimmend wurde die Sache von allen Seiten und von allen Gesichtspunkten aus für völkerrechtswidrig erklärt. Das kann auch theoretisch gar keinem Zweifel unterliegen; die Theorie des Völkerrechts gibt auch nicht den mindesten Anhaltspunkt, dies Vorgehen zu rechtfertigen. Und dennoch muß eine nüchterne Betrachtung zu dem Resultat kommen: jenes Vorgehen der Nordstaaten war durch die Staats- und Kriegsnothwendigkeit gerechtfertigt. Man setze nur an Stelle der Herren Slidell und Mason zwei ausgezeichnete und berühmte Offiziere. Der Fall ändert sich dadurch für die Theorie des Völkerrechts in den entscheidenden Punkten: neutrales Schiff, neutraler Bestimmungsort, neutraler Einschiffungshafen, nicht um ein Atom. Und dennoch liegt dann der Widersinn klar zutage, der darin gefunden werden muß, daß die Theorie des Völkerrechts vom Studirzimmer aus einer kriegführenden Macht verbieten will, einen eminent gefährlichen Gegner, der für sich allein vielleicht eine ganze Armee aufwiegt, unschädlich zu machen, wo und wie sie dazu imstande ist. Das kann diese Macht nicht nur, das muß sie, vielleicht hängt ja davon das ganze Resultat des Kriegs, ja ihre Existenz ab.

Oder man denke an wichtige Kriegsdepeschen, die auf neutralen Schiffen befördert werden. Ist es nicht geradezu widersinnig, für solche den Schutz der Neutralität fordern zu wollen?

Und endlich noch ein letzter Punkt. Um die Kriegshülfe durch neutrale Schiffe zu hindern, gewährt das Völkerrecht den kriegführenden Theilen gegen Neutrale während des Kriegs ein sogenanntes Besuchs- und Durchsuchungsrecht. Mag man dies Recht theoretisch von gewissen Voraussetzungen abhängig machen oder selbst ganz bestreiten: die Nothwendigkeit des Kriegs fordert eben einfach das Durchsuchungsrecht und es wird lediglich von den thatsächlichen Verhältnissen abhängen, welche Schranken in dieser Beziehung etwa eingehalten werden wollen. Beim geringsten Verdacht oder der geringsten Unordnung in den Papieren

wird das Schiff beschlagnahmt und weggeführt; die Praxis ist auch hierin von einer wahrhaft barbarischen Härte.

Der in großen Zügen gegebene Ueberblick über den Zustand des heutigen Seekriegsrechts ist wenig erfreulich. Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist der Krieg; aber die furchtbarste Seite dieses Schreckni[ss]es ist der Seekrieg. Sind schon im Landkrieg die Schutzmittel, die das Völkerrecht bietet, gering genug, im Seekrieg versagen sie fast völlig. Schon die thatsächlichen Verhältnisse gestatten, wie z. B. bezüglich der Genfer Konvention, die Anwendung des Völkerrechts viel weniger als im Landkrieg; in einem der allerwichtigsten Punkte, der Freiheit des Privateigenthums vom Beuterecht, gilt das Rechtsprinzip des Landkriegs für den Seekrieg überhaupt nicht; und in den weitaus meisten und wichtigsten übrigen Punkten herrscht unausgetragener Streit, und die Praxis ist volle Willkür. Nicht allein der Handel des Feindes, sondern auch der ganze neutrale Handel ist in einer ganz unerhörten Weise der Macht des Stärkeren preisgegeben; mit dem vagen Begriff Contrebande, dem fast schrankenlosen Durchsuchungsrecht und dem ganz kümmerlichen Rechtsschutz durch die Prisengerichte ist auch den Neutralen gegenüber die Willkür des Starken zum Prinzip erhoben, die den neutralen Handel geradezu zu vernichten vermag. „Es gibt," sagt Heffter, eine der größten wissenschaftlichen Autoritäten auf diesem Gebiet, „im Felde des Völkerrechts keine traurigere Gestalt als die eines Neutralen den größeren Seemächten gegenüber. Der ganze neutrale Seehandel wird in den Kriegszustand hineingezogen und von der Willkür des Seeherrn abhängig gemacht. Das ist zum Theil die Folge gemeinsamer Versündigung, indem beinahe kein Seestaat sich gescheut hat, die Grundsätze, welche oft wieder zu seinem eigenen Verderben dienen konnten, bei vorkommender günstiger Gelegenheit selbst zu üben."

Die idealistische Bewegung der Philosophie in England.

Von Julius Goldstein (Jena).

Vor einigen Monaten erschien in England eine Sammlung philosophischer Aufsätze von Andrew Seth, Professor der Logik und Metaphysik in Edinburg unter dem Titel: „Die Stellung des Menschen im All und andere Essays".[1]) In deutschen Zeitungen und Zeitschriften hat das Buch bis jetzt noch keine Erwähnung gefunden, und doch wäre es nach Inhalt und Form der Beachtung auch in Deutschland werth; denn es hat mehr als rein fachwissenschaftliche Bedeutung und berührt sich in seiner Tendenz mit deutschen idealistischen Bestrebungen der Gegenwart.[2]) Schon aus diesem letzten Grunde muß A. Seth allen denen als Bundesgenossen willkommen sein, die unzufrieden mit dem geistesödem Agnostizismus für die Neugestaltung einer idealistischen Metaphysik eintreten. Und daß England sich jetzt anschickt, an dieser für unsre Zeit so dringenden Aufgabe einen lebendigen Antheil zu nehmen, muß doppelt erfreuen, wenn man bedenkt, daß gerade England allen selbstzufriedenen Metaphysikfressern seit lange als die Hochburg ihres billigen Empirismus und Naturalismus gilt. Allerdings ist von England aus um die Mitte des Jahrhunderts der naturalistische Evolutionsgedanke tief in das allgemeine deutsche Geistesleben eingedrungen — wir erinnern nur an Namen wie Darwin, Spencer, Huxley — aber man macht sich ein falsches Bild von der gegenwärtigen philosophischen Lage in England, wenn man noch heute den naturalistischen Evolutionismus als ausschlaggebende Tendenz der englischen Philosophie bezeichnet. Schon in der Mitte der 60er Jahre setzte eine idealistische Reaktion ein, die sich im Laufe von zwei Dezennien die meisten philosophischen Lehrstühle der Universitäten zu erobern wußte. Diese Reaktion wird charakterisirt durch den Titel ihres ersten bedeutenden Werkes: „The Secret of Hegel" von Hutchison Stirling. Während in Deutschland die klassische Philosophie und Allen voran Hegel den Tiefpunkt der Verachtung erreicht hatte, feierte sie in England, dem beneidenswerthen Lande des common-sense, ihre Auferstehung. Die Aufnahme und das Verarbeiten der Gedankenmassen unsrer klassischen Philosophie, von deren unvergleichlicher Größe auch im deutschen Vaterlande allmählich wieder ein Bewußtsein aufzudämmern scheint, führte zu jenem Neo-Hegelianismus, dessen Wortführer der scharfsinnige Th. Hill Green wurde. In Hegel sieht man in England die Quintessenz deutschen Geistes und deutscher Kultur und es ist geradezu wohlthuend, über Hegel inmitten eines pygmäenhaften Unverstandes seiner Landsleute bei dem Engländer Seth die Worte zu lesen: „Hegel war vielleicht der umfassendste Geist, den die Philosophie seit Aristoteles gehabt hat, und was für ein Urtheil man auch fällen mag über sein System als ein logisches Ganze, so hat er doch mehr als irgend ein anderer Denker die Gedankenarbeit des Jahrhunderts in allen Geisteswissenschaften (humanistic sciences) geformt." (S. 132.)

Aber bei aller Anerkennung der Größe Hegels steht ihm A. Seth doch kritisch gegenüber. Die Periode des blinden Parteieifers, des Schwörens auf die Worte des Meisters hat ihren Abschluß gefunden mit dem Werke Bradley's: „Appearance and Reality" (1893), das Seth zum Gegenstand eines scharfsinnigen Essays macht. Mit diesem Buche sind, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Lehr- und Wanderjahre des Neo-Hegelianismus zu Ende und die Meisterjahre können beginnen, in denen man mit dem erworbenen Schatze von Gedanken freier und unabhängiger schaltet und sie weiterbildet im Geiste des eigenen Volkes und der eigenen Zeit. Mit stolzem Kraftgefühl stellt sich damit der englische Idealismus auf eigene Füße und reicht dem Volke der Denker und Dichter nur die Palme der Vergangenheit. „Obgleich Deutschland einstmals in Europa die Hegemonie in philosophischen Dingen befaß, so ist doch diese Zeit vorüber, und die Thatsache, daß es früher so war, ist kein Grund, noch fernerhin in der Vormundschaft deutscher Meister zu bleiben." (S. 134.)

Doch nun zu dem näheren Inhalt des Buches selbst! Es besteht aus fünf Essays, die mit Ausnahme der Habilitationsrede des Verfassers hervorragende philosophische Werke der letzten 6 Jahre behandeln. Und zwar ist die Behandlung wesentlich kritischer Art, aber im Geiste jener positiven Kritik gehalten, welche die eigene Position aus den Gedanken des Gegners hervorgehen läßt. Auf zwei Seiten befinden sich diese Gegner: auf Seiten des Naturalismus und auf Seiten des Neo-Hegelianismus. Der Bekämpfung des Naturalismus dienen die Essays „Die Stellung des Menschen im All", ein glänzend geschriebener Aufsatz, der die Romanes Lectures des Professors Huxley zum Gegenstand hat, ferner die treffende Kritik der Münsterberg'schen Psychologie unter dem Titel: „Eine neue Psychologie und der Automatismus" und schließlich eine nach unsrer Meinung nicht besonders glückliche Vertheidigung der „Grundlagen des Glaubens" von Balfour, die überschrieben ist: „Hr. Balfour und seine Kritiker". Mit dem Neo-Hegelianismus setzt sich der Verfasser auseinander in

---

[1]) Man's Place in the Cosmos and Other Essays by *Andrew Seth*, M. A. L. L. D. Professor of Logic and Metaphysics in the University of Edinburgh. William Blackwood & Sons, Edinburgh & London 1897.

[2]) Wir haben hier hauptsächlich die wuchtigen, groß angelegten Schriften Eudens im Auge. Daneben kommen noch u. A. Claß und der Heidelberger Theologe Troeltsch in Betracht.

der längsten Arbeit: „Eine neue Theorie des Absoluten", die mit großer spekulativer Gewandtheit aus dem schon erwähnten Werke Bradley's das Haltbare vom Unhaltbaren scheidet.

Wir wollen hier nicht auf die einzelnen Essays eingehen, sondern nur die Grundrichtung andeuten, in der sich der Seth'sche Idealismus bewegt. A. Seth gibt kein ausgeführtes System, er hebt nur in aller Schärfe den Entscheidungspunkt hervor, wo jeder energische Idealismus einzusetzen hat — bei der Stellung des Menschen im All. Hier hat sich die ganze Kraft des evolutionistischen Naturalismus konzentrirt, um auch den Menschen vollständig — wenn auch nicht immer konsequent — dem mechanischen Naturprozeß einzufügen. Daß diese Tendenz längst aus dem engeren Kreis der philosophischen Schule in das allgemeine Leben übergegangen ist, zeigen Kunst und Literatur zur Genüge. Es ist aber auch für Jeden, der den geistigen Bewegungen der letzten Jahre gefolgt ist, kein Zweifel, daß sich in allen Kulturländern ein mehr oder minder erfolgreiches Streben geltend macht, über den Naturalismus hinauszukommen zu einem neuen Idealismus, der unter vollständiger Anerkennung der Resultate der empirischen Wissenschaften von den Thatsachen und Erfahrungen des Geisteslebens aus die Grundprobleme unsrer geistigen Existenz, die Fragen nach einem Sinn und einer Vernunft des Lebens wieder aufnimmt. Mit voller Entschiedenheit und Klarheit stellt sich A. Seth in den Dienst eines solchen Idealismus. „Die Kluft zwischen dem ethischen Menschen und der untermenschlichen Natur ist unbestreitbar die bedeutungsvollste Thatsache, welche das Universum aufzuzeigen hat, und für ein wahrhaftes Verstehen der Welt ist es bei weitem nothwendiger, die Bedeutung dieser Kluft voll zu erfassen, als von einem billigen Wunsch nach Einheit und System zu einer Verkleinerung oder gar Leugnung dieser Thatsache verführt zu werden." (S. 12.) „Das ethische und geistige Leben bleibt unverständlich ohne die Voraussetzung, daß es in Wirklichkeit der Schlüssel zu dem Sinn der Welt ist." (S. 26.)

Darin liegt zugleich die Ablehnung des Hegel'schen metaphysischen Intellektualismus. Im Gegensatz zu diesem möchte Seth seine Anschauung als Ethizismus bezeichnet wissen.

Er polemisirt gegen die Allwissenheit Hegels, die an Stelle der Gottheit den Philosophen setzt und die Geschichte der Menschheit mit der Entwicklung des Absoluten identifizirt. Dahingegen bescheidet sich Seth mit einem gesunden Agnostizismus hinsichtlich der Natur des Absoluten an sich. Die Spekulation ist gebunden an die Erfahrungen des Geisteslebens, und je tiefer und voller sich diese im Laufe des weltgeschichtlichen Prozesses gestalten, umsomehr erschließen sich uns die Gründe der Wirklichkeit. Und trotzdem bleibt zwischen unsrer letzten Wahrheit und der „Wahrheit Gottes" ein unendlicher Abstand. — Gegen Hegel vertheidigt Seth auch den unbedingten Eigenwerth der sittlichen Persönlichkeit. Er stellt sich dabei ganz auf die Seite Kants. In seinem früheren Werke „Hegelianism and Personality" (1887) hat er sich in ausführlicher Kritik über diesen Punkt ausgesprochen. Hier geschieht es nur in aller Kürze. Das ist aber bestimmt durch den ganzen Charakter des Buches, welches als Streitschrift die Tiefen der Probleme häufig nur andeuten kann. Auf der anderen Seite liegt für die Verbreitung des Werkes darin ein Vortheil, insofern es bei seinem glänzenden Stil, der sich von technischen Ausdrücken ziemlich frei hält, einen weiteren Leserkreis finden kann. Und den wünschen wir dem Buche auch bei uns. Zugleich aber sprechen wir damit den Wunsch aus, daß man in Deutschland der idealistischen Philosophie in England, die seit den letzten Jahrzehnten hervorragende Werke aufzuweisen hat, größere Beachtung schenkt, als es bisher geschehen ist. Jenseit des Kanals hat man die geistige Aufgabe der Zeit schon längst begriffen und frisch in Angriff genommen, während man bei uns den wenigen Vorkämpfern eines wissenschaftlich zeitgemäßen Idealismus noch eine ziemliche Verständnißlosigkeit entgegenbringt. Dafür aber kann man sich heute in Deutschland rühmen, recht „exakt" zu sein, d. h. fachwissenschaftlich versimpelt. Und dann Metaphysik im Lande Kants und des Neukantianismus?! Meine Herren Antimetaphysiker, gestatten Sie mir zum Schluß noch eine Stelle aus dem Vorwort des neuesten Werkes über Kant von Friedrich Paulsen[1]) zu citiren: „Sollte diese Darstellung ein wenig dazu beitragen können, der idealistischen Metaphysik, die sich in der jüngsten Zeit wieder ans Licht zu wagen begonnen hat, Muth zu machen, indem sie zeigt, daß Kant für sie kein drohender Name, sondern ein geneigter Patron ist, so würde ich das mit Freuden sehen."

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Enthüllung des Stoy-Denkmals in Jena. Wie schon jüngst in der „Beilage" erwähnt, haben die Schüler und einstigen Lehrgenossen des hervorragenden Pädagogen Prof. Dr. Volkmar Stoy, der im Jahre 1885 in Jena starb, sich zur Errichtung eines Denkmals vereinigt, das ihrem Meister an der Stätte seiner Wirksamkeit gesetzt wurde. Schon am Vorabend der Enthüllungsfeier hatten sich die Freunde und Schüler Stoy's, zum Theil aus weiter Ferne, zusammengefunden. Zeit und Raum hatten über treue, dankerfüllte Anhänglichkeit nichts vermocht, und ob man sich auch äußerlich fremd geworden, die innere Gemeinschaft war geblieben. Am Morgen des 31. Mai vereinigte eine einfache Gedenkfeier die Verehrer am Grabe, wo Pfarrer Ackermann aus Wenigenjena, eines der ältesten Seminormitglieder, schlichte, zu Herzen gehende Worte sprach. Um 11 Uhr vormittags setzte sich von der Stoy'schen Erziehungsanstalt aus, in welcher der Sohn, Dr. Heinrich Stoy, der Verwirklichung der väterlichen Erziehungsgrundsätze gemäß den bewährten Traditionen des Hauses dient, ein stattlicher Festzug nach dem Fürstengraben in Bewegung, voran die Schülerkapelle der Anstalt; inmitten von alten Schülern zahlreiche Beamte und Bürger Jena's, dessen Bevölkerung in bunter Menge den Festplatz umstand. Nach einer von den Schülern der Stoy'schen Anstalt gesungenen Motette bestieg Prof. Dr. Erich Schmidt aus Berlin die Tribüne, um als „alter Stoyaner" mit weittragender Stimme eine geistgewaltige Festrede zu halten. Nicht Pädagage von Fach, aber in der Stoy'schen Anstalt, im Stoy'schen Geist erzogen, verstand er Person und Werk des Pädagogen packend zu schildern, ihn begleitend von der Meißener Fürstenschule, durch die Universitäten Leipzig und Göttingen nach Weinheim, wo er im Vender'schen Institut die pädagogischen Lehrjahre durchmachte, dann nach Jena, der Stätte seiner vielumfassenden, unermüdlichen Thätigkeit. Treffend erklärte der Festredner den Grundzug der Stoy'schen Pädagogik im Gegensatz zu der vornehmen Art Herbarts aus der Pestalozzi-Natur ihres Schöpfers, meisterlich wußte er dem originellen Wesen desselben gerecht zu werden und mit einem leisen Anflug von Humor ließ er ganz im Geiste Stoy's auf Verhältnisse und Zustände kritische Lichter fallen. Als die Hülle sank, zeigten sich der Menge die geistvollen Züge des „alten" Stoy, in Marmor gearbeitet von W. Dannhorf jun. in Weimar, eine Zierde des Jenenser Fürstengrabens, der via triumphalis Jena's, wie sie der Redner nannte. Der Vorsitzende des Festkomitees, Oberlandesgerichtsrath Riemann, übergab das Denkmal der Stadtverwaltung, in deren Namen Bürgermeister Singer es dankend übernahm. Mit dem Lied „Stimmt an mit hellem, hohem Klang ꝛc." schloß der Festakt. — Bei der sich anschließenden Nachfeier im Garten der „Sonne", wohin sich der Festzug begeben, wurde von Dr. H. Stoy bekannt-

[1]) Frommanns Klassiker der Philosophie VII. Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre von Friedrich Paulsen. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1898.

gegeben, daß von den kleinen Schriften seines Vaters bereits der erste Band vorliege (Leipzig, bei Engelmann) und daß ein weiterer in Jahresfrist folgen solle. Ein stattlicher Band, „Pädagogik der Schulreise", theoretisch und praktisch von dem Sohn behandelt, soll dem Andenken an eine der originellsten Einrichtungen des Vaters dienen und ein von demselben mit großer Mühe hergestelltes Verzeichniß aller Stoyaner den Geist der Gemeinschaft lebendig erhalten. Dr. Mollberg, ehemaliger Oberlehrer der Seminarschule, hat Bilder aus dem Schulleben desselben geliefert (Jena, Frommann) und Seminarlehrer Mathesius in Weimar, Herausgeber der „Pädagogischen Blätter" (Gotha, E. F. Thienemann), das sechste Heft dieser Zeitschrift „dem Gedächtniß K. V. Stoy's" gewidmet. — Nachdem am Nachmittag ein Preisturnen der Zöglinge fremde und einheimische Freunde Stoy's nochmals in der schön gelegenen und wohl eingerichteten Erziehungsanstalt vereinigt und sich auf dem geräumigen Turnplatz eine Art von Volksfest im kleinen entwickelt hatte, dem der patriotische Charakter nicht fehlte, brachte ein Festkommers im Theatersaale am Abend die Feier zum Abschluß. Hier, wo sich hoch und nieder, arm und reich zusammengefunden, trat die Popularität der Stoy'schen Wirksamkeit denttich zutage, und es war rührend zu sehen, wie die ehemaligen Schüler der „Johann Friedeich-Schule", die Stoy einst als Seminar- und Armenschule meist aus eigenen Mitteln geschaffen, mit ihren Frauen die alten Lehrer umdrängten und Jeder etwas zu rühmen wußte von den mancherlei Gaben, die sie dort empfangen. Unauslöschlich waren für Alle die Eindrücke der oft auf 8 bis 10 Tage ausgedehnten Schulreisen durch die Thüringer Lande. Bezirksschulinspektor Dr. Bliedner aus Eisenach, vor 20 Jahren Oberlehrer der Schule, gab nochmals den Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung Ausdruck. Er erinnerte unter anderem an das eigenartige Kolleg Stoy's, das er über Wolfs consilia scholastica in lateinischer Sprache zu lesen pflegte, und wies darauf hin, wie es vor allem Selbsterkenntniß, Strenge gegen sich selbst und Respekt vor den Aufgaben der Erziehung gewesen seien, die er in den Mitgliedern des pädagogischen Seminars lebendig machen wollte. Den zur Lehrübung Eintretenden pflegte er zu sagen: qui non descendit cum horrore, non ascendit cum honore. Ein reizendes Intermezza bildete die Aufführung eines Festspiels seitens der Stoy'schen Zöglinge, „als Gruß der Jungen an die Alten": „Odysseus in der Heimath, als Schulaufführung in drei Akten bearbeitet von Gymnasialdirektor Dr. K. Kromayer, von 1851 bis 1855 Lehrer an der Stoy'schen Erziehungsanstalt", zugleich ein Zeugniß von der trefflichen sprachlichen Schulung der jugendlichen Darsteller. — So wurde die ganze Feier zur eindrucksvollen Kundgebung, wie die abseits von den gebahnten Schulwegen in selbstloser Hingabe aufgebauten und gepflegten „pädagogischen Anlagen in Jena", die Schöpfung eines genialen Mannes, der sich ganz in den Dienst der Erziehungsidee gestellt, nach der ideellen wie nach der praktischen Seite dauernde Frucht getragen.

Dr. C. Andreae.

—ski. Ueber die Ausgrabungen in Delphi, welche dort von der französischen archäologischen Schule seit Jahren vorgenommen werden, sind von der Leitung dieses großen Unternehmens im Laufe der letzten 3 Jahre keinerlei zusammenhängende Mittheilungen veröffentlicht worden. Erst jetzt haben die ersten Publikationen Th. Homolle's, des Leiters der Ausgrabungen, über die delphischen Funde begonnen, und das neueste „Jahrbuch des kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts" bringt über dieselben einen eingehenden Bericht, der sich hauptsächlich auf die in kunstgeschichtlicher Hinsicht wichtigsten delphischen Thesauren bezieht, nämlich den Siphniertheasauros, das Schatzhaus der Athener und die Lesche (λέσχη) der Knidier, über die eine Fülle neuen Materials beigebracht wird. Der bisher als Siphniertheasauros bezeichnete Bau, jenes an der ersten Wendung der heiligen Straße, etwa 6 km westlich vom Sikyonierschatzhaus gelegene Gebäude mit westlich vorgelagerter Terrasse, muß nunmehr nach Homolle's Funden als Knidierschatzhaus angesehen werden. Homolle stützt sich bei seiner Beweisführung auf eine fragmentarische Weihinschrift des Thesauros, auf fünf Ehrendekrete, auf charakteristische Merkmale der Schrift in den Beischriften des Frieses und auf den Gegenstand der Friesdarstellungen. Das Schatzhaus muß in den letzten drei oder vier Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts erbaut worden sein, und zwar ist es nach der Nationalität des Künstlers und nach einem Theil der Darstellungen ein argivisches, nach der Herkunft der Stifter, nach der Geschmacksrichtung, welcher der Künstler folgen mußte und nach der Unterweisung, die er in Asien oder von einem asiatischen Meister empfangen haben muß, ein asiatisches oder ein jonisches Werk. Homolle ist angesichts der Mischung des Stils und der Gegenstände der Friesdarstellungen überhaupt geneigt, die Berechtigung der Unterscheidung einer dorischen und einer jonischen Kunst zu verneinen, und weist dabei zugleich darauf hin, wie überall auf den Inseln, wie an der kleinasiatischen Küste, im Festland von Hellas, wie in Großgriechenland durch die Funde der Gegenwart immer die gleichen Kunstformen und die gleichen Legendenkreise zum Vorschein kommen. Ist aber nun nach Homolle's Beweisführung der bisher als Siphniertheasauros bezeichnete Bau thatsächlich das Schatzhaus der Knidier, so bleibt die Frage offen, wo dasjenige von Siphnos gelegen habe. Dies dürfte sich nach Homolle „sicherlich in unmittelbarer Nähe" befunden haben. Doch können hierüber erst genaue Architekturaufnahmen Aufschluß geben. Das zweite wichtige Monument, über das die Ausgrabungen einiges Licht verbreitet haben, ist das Schatzhaus der Athener. Hauptsächlich kommt hiebei die berühmte Weiheninschrift in Betracht, die bereits vor längerer Zeit gefunden worden ist, aber jetzt zum erstenmale von Homolle mitgetheilt wird und aus der Homolle die Veranlassung und das Alter des Bauwerks bestimmen zu können glaubt. Danach ist dies auf den Sieg von Marathon um 490 v. Chr. zurückzuführen; die Inschrift selbst hält Homolle für die Erneuerung einer alten, etwa gleichzeitig mit dem Einsturz des Tempels (vor 372) zerstörten und nach dessen Wiederaufbau, also bald nach 340 v. Chr. wiederhergestellten. Das höchste Interesse dürfte endlich Homolle's Beschreibung der Aufdeckung der Lesche der Knidier beanspruchen, jenes durch die in ihm befindlichen Polygnotischen Wandgemälde berühmten Gebäudes zu deren Rekonstruktion in den letzten Jahren zahlreiche Versuche gemacht worden sind. Ueber den Ort der Leiche gibt ein am Fuß einer Terrassenmauer, zu der er früher gehört hatte, gefundener Kalksteinblock mit der Aufschrift: *Κνιδίων ὁ δᾶμος τὸ ἀνάλαμμα Ἀπόλλωνι* sichere Auskunft. Da nämlich die Größe und Schwere dieses Blockes eine Verschleppung ausschließt, so ist Homolle's Schluß gewiß richtig, daß die auf jener von den Knidiern erbauten oder erneuerten Terrasse befindlichen Gebäudefundamente nur von der Lesche herrühren können. Dieses interessante Bauwerk stellt sich dar als ein von allen Seiten geschlossenes, oblonges Gebäude, das nur auf der Südseite eine oder mehrere Thüren haben konnte. Im Innern stützten acht Pfeiler das Dach, das vielleicht in der Mitte eine Lichtöffnung trug, falls statt dessen nicht Fenster vorhanden waren, die indessen durch die die Wände bedeckenden Gemälde auszuschließen sein dürften. Der mächtige Saal, von der Breite und Tiefe eines modernen Durchschnittshauses, bot für die Malerei die größte Flächenentwicklung und die besten Beleuchtungsbedingungen. Die Gemälde begannen unmittelbar rechts und links von der Eingangsthür, mußten also je zweimal an den Gebäudeecken Abschnitte haben. Die Lage dieses merkwürdigen Versammlungshauses war prachtvoll. Luftig und hochgelegen bot es im Innern Schutz vor den Winden durch die fensterlosen Wände und die pfeilergetragenen Decken des Umgangs. Dicht unterhalb seiner Terrasse lag das Grab des Neoptolemos; von seinen Resten ist indessen nichts gefunden worden.

-g. **Karlsruhe**, 7. Juni. An der hiesigen technischen Hochschule sind im laufenden Sommersemester 792 Studirende und 39 Hospitanten eingeschrieben. Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Fakultäten folgendermaßen: Mathematik und allgemein bildende Fächer 21, Architektur 139, Ingenieurwesen 125, Maschinenwesen 272, Elektrotechnik 128, Chemie 117, Forstwesen 29. Der Heimath nach sind 313 aus Baden, 393 aus anderen deutschen Staaten, 120 aus anderen europäischen Staaten, 4 aus Amerika, 1 aus Afrika. Außerdem nahmen 58 Personen reiferen Alters an einzelnen Vorlesungen

Digitized by Google

theil, so daß die Besuchsziffer im ganzen 889 beträgt, welche Ziffer bisher noch in keinem Semester erreicht wor.

* **Weimar,** 6. Juni. Aus den Verhandlungen der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft tragen wir noch nach, daß in dem Berichte des Schatzmeisters der Gesellschaft, des Kommerzienraths Dr. Moritz, ein Ausfall von etwa 40 Mitgliedern in dem abgelaufenen Geschäftsjahre konstatirt wurde. Am 31. Dezember 1897 bestand die Gesellschaft aus 2635 Mitgliedern. Die Einrichtung des Archivgebäudes hat Anlaß zu außerordentlichen Aufwendungen gegeben (20,000 M.), die jedoch ohne Inanspruchnahme des Reservefonds bis auf einen kleinen Rest durch die gewöhnlichen Einnahmen gedeckt sind. Der Bericht des Archivdirektors Dr. Suphan wies auf das erfreuliche und stetig fortschreitende Wachsthum der Bibliothek (jetzt 4100 Bände) und der Handschriftensammlung hin. Letzterer wurden, außer den schon erwähnten Scheffel'schen Manuskripten, von der Frau Erbgroßherzogin von Weimar die Originalhandschriften der einstigen Mitarbeiter am „Tübingen-Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Stände" zum Geschenk gemacht. Sodann machte Dr. Suphan, unter Hinweis auf einen im Juniheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Aufsatz Hermon Grimms über die Zukunft des weimarischen Goethe-Schiller-Archivs, die Mittheilung, daß demnächst ein Goethe-Schiller-Herder-Wörterbuch in Angriff genommen werden solle. Vorarbeiten seien bereits vorhanden. Gelehrte ersten Ranges hätten ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt; allein das ganze deutsche Volk könne sich an der Mitarbeit betheiligen. Viel Heiterkeit erregte eine von Dr. Suphan angefertigte Riesenmusterpostkarte mit dem auf der offenen Seite aufgezeichneten Schema zur Ausfüllung mit Materialien zum Wörterbuch. — Aus den Mittheilungen, des Direktors des Goethemuseums, Geh. Hofraths Dr. Ruland, heben wir hervor, daß die nächste Schrift, welche die Mitglieder der Gesellschaft als Weihnachtsgabe erhalten sollen, das Thema „Goethe und die Romantik" behandeln wird. Sie wird nach Vorarbeiten von Professor Wolzel (Bern) und Dr. Schüddekopf (Weimar), von Bernhard Suphan und Erich Schmidt gemeinschaftlich herausgegeben werden. Ferner konnte Geheimrath Ruland auf zwei hervorragende künstlerische Geschenke hinweisen, die in diesen Tagen den Weimarer Goethestätten zutheil geworden sind. Bildhauer Karl Rumpf in Frankfurt a. M. hat eine vortreffliche Büste des jungen Goethe verfertigt, die den Dichter etwa als Sechsundzwanzigjährigen, also in der Zeit darstellt, da er seinen Einzug in Weimar hielt; die Arbeit, deren Gypsmodell zwischen grünen Topfgewächsen hinter dem Rednerpulte hervorleuchtete, kam hier zum erstenmale in die Oeffentlichkeit. Außerdem hat der Bildhauer Ebrrlein einen Abguß seiner auch auf der gegenwärtigen Berliner Kunstausstellung befindlichen Darstellung: „Goethe, Schillers Schädel betrachtend" dem Großherzog zum Geschenk gemacht, der das Werk sofort dem Goethemuseum überwiesen hat. — Zwei Tage vor der Generalversammlung der Goethegesellschaft am 2. und 3. Juni hatte der Vorstand der Schillerstiftung seine Jahressitzung im Schillerhause abgehalten.

* **London.** Der italienische Erfinder Marconi hat jetzt seine Apparate zum Telegraphiren ohne Draht in Bournemouth und in der Alum-Bai aufgestellt. Ein 100 Fuß hoher Mast hat den Zweck, die von der Station Bournemouth kommenden elektrischen Wellen beim Auffangen in die Höhe zu bringen. Von einem Ring, nicht fern von der Spitze des Mastes, läuft ein schmales Drahtnetz in das empfangende Instrument und überträgt die Schwingungen. Marconi soll bisher von seinem Versuche sehr befriedigt sein.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Robert Schellwien: Philosophie und Leben. Leipzig, Alfred Janssen 1898. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, hggb. von Siebeck, Volkelt und Fatkenberg. Bd. 112, Heft 1. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1898. — Rudolf Schweizer: Studien über das Handschriften-Verhältniß der Vita S. Severini des Abtes Eugippius. Mit einer Editionsprobe (Heft 1 der „Proger Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft", hggb. von Prof. Dr. A. Bachmann). Prag, Rohlíček und Sievers 1898. — Gegen die Umstürzler. Ein Mahnruf zur Sammlung an die deutschen Wähler. Von einem Konservativen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus 1898. — Joseph Wozol: Der Schweinestall; Dr. R. v. Jaksch: Ueber die Verhütung ansteckender Erkrankungen (Nr. 234—236 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge"). Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. — Ivo Bruns: Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Berlin, Wilhelm Hertz 1898. — Karl Bruchmann: Poetik. Naturlehre der Dichtung. Ebd. — Amalie Grünzweig Edle von Eichensieg: Ueber das Einmachen und Aufbewahren von Früchten, Fruchtsäften, Gelées und Gemüsen. Wien, Moriz Perles 1898. — Dr. jur. H. Bachmann: Die Effektenspekulation mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse der Deutschen Börsenenquete. Zürich, Albert Müller 1898. — Karl Schneidt: Ansichtdore Mächte. Novelle. Berlin, John Schwerins Verlag, A.-G. 1898. — Arthur Sewell: Das Glück und andere Novellen. Leipzig, Ernst Keil Nachf. 1898. — Englische Dichter. Uebersetzungen von Percy B. Shelley, Thomas Moore, John Keats, A. Ch. Swinburne u. A. von Gioberte Freiligroth. Halle a. S., Otto Hendel 1898. — Rich. v. Wilperl: Nachtschatten. Novellen; Derselde: Räthsel. Novellen; Derselbe: Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank; Drrselde: Sprochheiterkeiten; Derselde: Zeitmärchen. Wir Beide. Gedichte. Leipzig, Oswald Mutze. — Emil Marriot: Auferstehung. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel (Karl Freund) 1898. — Dr. Alfred Friedmann: Die Zuverlässigen. Moderner Roman. 2. Aufl. Berlin, Karl Duncker 1898. — Dr. E. Ullmann: Völkerrecht (Handbuch des öffentl. Rechts I u. II, 2. 2. Aufl.). Freiburg i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — Das Sexualleben und der Pessimismus II. Neue Beiträge zu Kurnigs Neo-Nihilismus. Leipzig, Max Spohr 1898. — Dr. Adolf Neumann-Hofer: Die Entwicklung der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag. Statistisch dargestellt. Berlin, Konrad Skopnik. — Dr. Zachner: Die Arbeiterversicherung in Schweden und Norwegen (Heft II u. III von „Die Arbeiterversicherung im Ausland"). Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung (A. Troschel) 1898. — Georg Stolzenberg: Neues Leben. Berlin, Johann Sassenbach 1898. — Dr. Oskar Dähnhardt: Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Erich Brandenburg: Moriz von Sachsen. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Mit Titelbild. Ebd. — Dr. Felix Krüger: Der Begriff des absolut Werthvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

63. Bonner Kunstversteigerung

der Samml. **Prof. Dr. Rappenhöner, Bonn, Pfarrer Stinshoff** u. A.
von **Mittwoch, den 22., bis Samstag, den 25. Juni a. c.,**
auch von **Gemälden älterer und neuerer Meister** (zirka 420 Nummern), **Arbeiten in Holz, Gold, Silber, Bronze, Kupfer etc., kostbaren Porzellanen u. Kunstgegenständen aus Majolika, Fayence, Steingut und Glas, Waffen, Textilarbeiten, römischen Antiquitäten** und anderen mehr. (9251)

Kataloge gratis und franko.

Bonn. **M. Lempertz' Antiquariat**
(P. Hanstein).

Oswald Weigel's Bücher-Auktion, Leipzig.

Am **27. bis 30. Juni** kommen in meinem Auktions-Lokal mehrere Sammlungen **von Werken aus allen Wissenschaften** zur Versteigerung. Der 2400 Nummern starke Katalog steht auf Verlangen unentgeltlich und franko zu Diensten. Zur Besorgung von Aufträgen für diese Auktion halte ich mich empfohlen.

Leipzig, Königstraße 1. [9252] **Oswald Weigel.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 10. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Aufsatz.
Rabelais' Stellung zur Reformation. Von Prof. Dr. Heinrich Schnergans. — Die Berliner Renaissance-Ausstellung. Von W. v. Seidlitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rabelais' Stellung zur Reformation.

Wer Rabelais nur oberflächlich kennt, kann sich keinen Begriff davon machen, daß der joviale Pfarrer von Meudon zu den religiösen Streitigkeiten seiner Zeit ernsthaft Stellung genommen hätte. Im großen Publikum hat man über Rabelais leider noch immer die Ansicht, der man hie und da schon im 16. Jahrhundert begegnet, daß er nur ein Lustikus war, der über alles Erhabene und Heilige seine Witze machte und die Welt als eine Komödie ansah. Das Wort Scaligers, der ihn als Atheisten und Schlemmer brandmarkte, die Charakteristik, welche der Dichter Ronsard von ihm entwarf, indem er ihn einen Säufer nannte, „der sich im Weine herumwälze, wie ein Frosch im Schlamm“; diese haßerfüllten und entstellenden Auslassungen von Feinden, die ihn nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, sind leider fruchtbar geworden und haben sich von Generation zu Generation fortgepflanzt. So kennt denn die Nachwelt Rabelais nur unvollkommen und fast nur von seiner schlechten Seite. Die anstößigen, zotigen, oft unflätigen Scherze, die allerdings in seinem Werke keineswegs selten sind, sind oft das Einzige, was man in weiteren Kreisen von ihm weiß. Die hohe Bedeutung seines encyklopädischen Werkes, das ungeheure Wissen, das in ihm aufgespeichert ist, die kühnen Satiren, welche mit keckem Uebermuth die einzelnen Gesellschaftsklassen angreifen, das alles ist dem Laien gewöhnlich mehr oder weniger unbekannt. Am allermeisten sind es aber Rabelais' Gedanken über Moral und Religion. Und diese Gedanken sind es doch, die aus seinem Werk ein Denkmal machen, welches sich stolz neben so vielen anderen im Zeitalter der Renaissance und Reformation zu Ehren der Gewissensfreiheit errichteten Gebäuden erhebt. — Um Rabelais auch von dieser Seite zu würdigen, muß man in den Geist seiner Zeit eindringen. Man muß sich daran erinnern, daß keine Periode in der Geschichte an Kontrasten so reich war, wie die Renaissancezeit. Nach allen Seiten, im Guten, sowie im Bösen, zieht dieses Zeitalter die äußersten Konsequenzen und schafft infolgedessen zwischen diesen diametral entgegengesetzten Richtungen die schärfsten Gegensätze, die man sich denken kann. Neben asketischen Gestalten wie Savonarola und Calvin erblickt man die schamlosesten Wüstlinge, wie Cesare Borgia oder Heinrich III., neben den hehrsten Idealgestalten die gemeinsten und entsetzlichsten, allen Lastern ergebenen Verbrecher, neben Vittoria Colonna Lucrezia Borgia, neben Jeanne d'Albret Katharina von Medici, neben Coligny Heinrich von Guise, neben Heinrich von Navarra Heinrich III. — Und die Kontraste treten noch greller hervor, wenn sie sich in einer und derselben Person nebeneinander finden. Man lese Burckhardts Kultur der Renaissance, und man wird auf Schritt und Tritt jenen charakteristischen Gestalten der Renaissance begegnen, „die bei den entgegengesetzten Polen der Weltanschauung versichert sind“. Die blutgierigsten Mörder und grausamsten Tyrannen, die vor den ärgsten Verbrechen nicht scheuen, um ihre wilden Triebe zu befriedigen, schwärmen zugleich mit oft kindlicher Naivetät für Kunst und Wissenschaft. Sie sind Alle aus demselben Holz geschnitten, wie jener rauhe Krieger Trivulzio, der unter den bei der Einnahme Mailands erlittenen Verlusten keinen mehr bedauerte als den eines Exemplars des Quintus Curtius. Und in Frankreich ist es nicht anders als in Italien. Auch in Franz I. stehen einander die unbegreiflichsten Gegensätze schroff gegenüber. Er, der feingebildete Mann, welcher die größte Freude und das regste Interesse an der Kunst und Wissenschaft hatte, der sich Leonardo da Vinci nach Paris kommen läßt, der Clément Marot beschützt, der einige Zeit lang Sympathie für die Reformation an den Tag legt, bietet in seinem Privatleben das Bild der schamlosesten Unsittlichkeit und nimmt keinen Anstand, die Waldenser mit der größten Grausamkeit niederzumetzeln und ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen. Und der französische Adel folgt dem Beispiel seines Königs. Auch die rauhesten Krieger verstehen es, neben dem Schwert die Feder zu führen und Literatur und Wissenschaft auch vom Zeltlager aus zu fördern. Wie die meisten seiner Zeitgenossen ist auch Rabelais ein Kind seiner Zeit. In unserm Jahrhundert, das man doch so gern ein vorgeschrittenes und erleuchtetes nennt, versteht man nicht mehr, daß ein Mensch zu gleicher Zeit Verschiedenes sein kann. Heutzutage ist der Gelehrte nur Gelehrter; man verdenkt es ihm, wenn er sich mit Literatur und Politik beschäftigt; der Soldat ist nur Soldat, und seine militärischen Anschauungen sind denen des Zivilisten in prinzipiellen Fragen oft diametral entgegengesetzt; auch der Kaufmann, der Fabrikant geht meistens in seinen Interessen auf und hat für allgemeinere Fragen kein Verständniß. Das 16. Jahrhundert kannte dieses engherzige Kastenwesen nicht. Ein rechter Mann war vor allen Dingen Mensch und wollte das Leben nach allen Seiten hin kennen und genießen; das Wort Pico de la Mirandola's „de omnibus rebus et quibusdam aliis“ ist das Motto der ganzen Zeit. Das haben die Meisten vergessen, die sich mit Rabelais beschäftigt haben. Die Einen haben in ihm nur den großen Spötter, den genialen Witzbold, den Skeptiker gesehen, der sich über Alles, auch das Heiligste, lustig machte. Die Anderen kannten ihn nur als gelehrten Encyklopädiker und Humanisten und stellten sich vor, daß seine Scherze nur gewissermaßen den Zweck hatten, über seine Kühnheiten hinwegzutäuschen. Und doch lehrt uns sein Leben wie sein Werk, daß er nicht bloß das Sinnenleben mit allen seinen Freuden und selbst seinem Schmutz gründlich durchgekostet, sondern daß er das gesammte Geistesleben seiner Zeit, als Philolog und Mediziner, als Jurist und Theolog, als Naturforscher, Politiker und Philosoph mit einer nie dagewesenen Auffassungsfähigkeit in sich aufgenommen und

mit wahrhafter Genialität zu beherrschen gelernt hatte. Und ein solcher Polyhistor, eine so allumfassende Persönlichkeit hätte den religiösen Streitigkeiten seiner Zeit gegenüber gleichgültig bleiben sollen, da gerade diese doch damals im Vordergrund des allgemeinen Interesses standen? Sein ganzes Werk wird ja doch getragen vom Streben nach Befreiung vom Joche des Mittelalters. Wie wäre es möglich gewesen, daß er, der von der Verspottung der alten Ritterromane ausgehend dem Mittelalter in all seinen Auswüchsen, in seiner rohen Brutalität und in seinem leeren Formenkultus den Krieg erklärt hatte, hätte übersehen können, daß die alte Zeit ihre mächtigste Stütze in der alten Kirche fand? Weit entfernt, das zu übersehen, hat unser Dichter sehr wohl begriffen, daß er gerade gegen diese besonders wuchtige Hiebe führen mußte, um der neuen Zeit zum Siege zu verhelfen und er hat es an Spott und Hohn nicht fehlen lassen, um in den Augen seiner Zeitgenossen die römische Kirche lächerlich erscheinen zu lassen. Er, der aus dem Kloster hervorgegangen war, kannte die Kirche ganz genau, und so hat er denn seine ehemaligen Confratres nicht geschont. Die Karikaturen, die er von ihrer Unwissenheit, von ihrer Schlemmerei, Trunksucht und Unsittlichkeit mit breitem Behagen ausmalt, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Was ihn aber mehr empörte — denn abgesehen von der Ignoranz waren ihm jene Fehler nicht so sehr antipathisch und er spottet eher wohlwollend über sie —, was ihn wirklich in Harnisch brachte, das war die Heuchelei der Kirche, die ihre gründliche Verderbtheit hinter dem gleißnerischen Mantel der Scheinheiligkeit verbarg und diejenigen verdammte, die nicht so handelten wie sie. „Diese flieht und verabscheut und hasset ebenso, wie ich es thue," sagt er an einer Stelle, „und wenn Ihr gute Pantagruelisten zu sein wünscht, d. h. wenn Ihr in Frieden, in Freuden, in Gesundheit leben wollt, indem Ihr's Euch gut sein läßt, so traut niemals denen, die durch eine „Oeffnung" gucken." Unter dieser „Oeffnung" versteht er die Oeffnung der Kapuze, hinter welcher sich die Mönche verstecken. Und er warnt ebenfalls vor den Duckmäusern, welche mit scheinheiliger Miene die Augen verdrehen und den Kopf hängen lassen.

Und neben der Heuchelei ist es die übertriebene, ekstatische Frömmelei, die er verhöhnt. Auf der Papimaneninsel zeichnet er uns das Bild jener in der Anbetung des Papstes das Maß alles Erlaubten übersteigenden Frömmler, die schon vor dem Bilde des Papstes die lächerlichsten Zeremonien machen, die das Buch der päpstlichen Weisheit, die heiligen Dekretalien, als das Buch der Bücher in den Himmel erheben und von ihm jegliches Heil erwarten. Aber so süßlich jene Papimanen sein können, wenn sie vom Papst sprechen, so grausam und unmenschlich werden sie, wenn sie Menschen begegnen, die ihre Ansichten nicht theilen. Und diese Intoleranz ist die dritte Hauptsünde der Kirche in Rabelais' Augen. So schüttet er denn auch über die fanatische, Ketzer verfolgende und marternde Geistlichkeit im tollsten Uebermuth seinen Hohn aus. Wenn man in Rabelais' Werk diese so überaus scharfen Satiren der römischen Kirche sieht, versteht man nicht, daß der Mann, der sie schrieb, nicht bloß nicht als Ketzer behandelt wurde, sondern der Freund von Kardinälen war und sogar katholischer Pfarrer im Städtchen Meudon wurde. Diese merkwürdige Thatsache findet ihre Erklärung darin, daß die Kardinäle, mit denen er befreundet war, namentlich der Kardinal Dubellay, sehr freisinnige Prälaten waren nach Art der italienischen Geistlichen der Renaissance, die sich keine Skrupel daraus machten, die römische Kirche zu verspotten; ferner muß man bedenken, daß Rabelais seine Stelle als Pfarrer von Meudon niederlegte, bevor er sein viertes Buch, in welchem die schärfsten Satiren gegen die Kirche enthalten waren, herausgegeben hatte. Er fühlte wohl, daß er als Geistlicher die Kirche auf diese Weise nicht angreifen konnte. Endlich ist das fünfte Buch, in welchem er den ganzen Klerus unter der Gestalt von trägen und bunten Vögeln dargestellt hatte, die den ganzen lieben langen Tag nichts anderes thaten als die Glocken zu läuten, dieses fünfte Buch ist erst geraume Zeit nach seinem Tode erschienen und wird sogar vielleicht nicht ganz von seiner Hand geschrieben sein. Es kommen also eigentlich nur die drei ersten Bücher in Betracht. In diesen Büchern ist die Satire nicht so scharf; freilich hätte sie schon genügt, ihren Mann auf den Scheiterhaufen zu bringen, wenn Rabelais nicht stets mit großer Vorsicht gehandelt hätte. Denn so keck Rabelais in seinen Angriffen gegen mächtige Feinde war, so geschickt war er auch in der Art, wie er sich noch mächtigere Bundesgenossen oder Beschützer zu verschaffen wußte. So war er sich sehr wohl bewußt, daß, wenn er die Päpste bekämpfte, er zugleich auch die Sache des Königs von Frankreich verfocht und eines Theils des französischen Klerus, welcher damals ganz gallikanisch gesinnt war und die Alleinherrschaft des päpstlichen Stuhls durchaus nicht gern sah. Im selben Augenblick, wo Rabelais zum Spaß die heiligen Dekretalien in den Himmel erhob, weil sie jedes Jahr aus Frankreich nach Rom 400,000 Dukaten und mehr zogen, und ironisch versicherte, das christliche Frankreich sei die einzige Amme des römischen Hofes, hatte der König auf den Straßen von Paris unter Trompetenschmettern feierlich verkundigen lassen, daß es bei Todesstrafe verboten sein sollte, irgendwelches Geld aus irgendwelchem Grunde nach Rom oder in irgendwelche von Rom abhängigen Staaten zu bringen. Wenn man das alles bedenkt, erscheint einem die Kühnheit Rabelais' in seinen Angriffen gegen die Kirche nicht mehr so groß. Freilich würde man andrerseits wieder zu weit gehen, wenn man daraus schlösse, daß Rabelais sich wissentlich keiner Gefahr ausgesetzt hätte. In jener so stürmischen Zeit war Keiner des kommenden Tages sicher. Was heute noch ein unschuldiger Spott war, konnte morgen als Staatsverbrechen angesehen und bestraft werden. Hunderte von Beispielen konnten Rabelais zeigen, daß die bloße Thatsache, daß er über solche Sachen zu schreiben wagte, eine permanente Gefahr in sich schloß.

Und die Gefahr war für Rabelais um so größer, als er sich nicht damit begnügte, die katholische Kirche zu verspotten. Oft hat er positive religiöse Anschauungen ausgesprochen, welche anzuzeigen scheinen, daß er für die Reformation wirkliche Sympathien hegte.

Mit sichtlichem Mitleid spricht er z. B. von den Papoleigen, die er den Papimanen gegenüberstellt. Die Papoleigen sind diejenigen, welche vom Papst abgefallen sind; sie sind arm und elend, ihre Insel wird jedes Jahr durch Hagel, Sturm und Hungersnoth verwüstet, in aller Ewigkeit müssen sie für die Sünden ihrer Vorfahren bußen, welche das Haupt der Kirche verachtet haben.

Sollen wir in dieser Schilderung nicht ein Bild der schrecklichen Lage erblicken, in welcher sich die armen, gehetzten und verfolgten Protestanten befanden?

Und warum empfand Rabelais solches Mitleid mit ihnen? Es war nicht bloß seine natürliche Güte, die ihm solche Gesinnung eingab. Für einen guten Katholiken des 16. Jahrhunderts waren die Ketzer eigentlich keine Menschen; es war nicht der Rede werth, sich über sie aufzuregen. Noch im 17. Jahrhundert hatten es selbst zartfühlende Frauen für eine große Verirrung angesehen, über das Loos von Ketzern Rührung an den Tag zu legen. So spricht z. B. Frau v. Sévigné mit empörender Kälte von den Verfolgungen der Ketzer; es scheint ihr die natürlichste Sache von der Welt zu sein. Rabelais mußte also besondere Gründe

haben, um von den Ketzern in so wohlwollenden Worten zu sprechen. Und in der That, wir finden in seinen Büchern manche Stellen, in welchen sich eine geheime Sympathie für die Reformation kundgibt. In seinem schönen Buch über Rabelais hat Stapfer bereits darauf hingewiesen. In Buch I, 17 hebt Rabelais hervor, daß das Volk von Paris „so einfältig, albern und dumm sei, daß ein Gaukler, ein Ablaßkrämer, ein Maulesel mit Schellen oder ein Leiermann an einer Straßenecke gewiß sein kann, mehr Leute um sich zu versammeln, als der beste evangelische Prediger". Daß Rabelais die Ablaßkrämer auf die gleiche Stufe stellt wie die Gaukler und Leiermänner und sie den evangelischen Pfarrern entgegenstellt, ist für seine Ansicht gewiß sehr bezeichnend.

In Kapitel 40 desselben Buches finden wir ebenfalls eine Stelle, welche von calvinistischer Leidenschaftlichkeit ganz erfüllt ist und im selben Stile wie die Calvinisten von den Mönchen folgende Schilderungen gibt: „Sie murmeln eine Menge Legenden und Psalmen her, die sie nicht verstehen, und plappern ihre mit Ave Marias gespickten Paternoster herunter, ohne etwas dabei zu denken. Aber das nenn' ich Gespött treiben mit dem lieben Gott, nicht beten .... Die wahren Christen allzumal und aller Orten wie zu allen Zeiten beten selbst zum lieben Gott, und der heilige Gott bittet und heischt für sie und nimmt sie zu Gnaden an."

Seinen Gottesdienst an jedem Ort, zu jeder Zeit verrichten, Gott nicht die offizielle und zu gewissen Terminen bloß gestattete Verehrung zollen, sondern ihn im Geist und in der Wahrheit überall anbeten, das sind ganz protestantische Anschauungen, welche Rabelais, wie wir sehen, den Gewohnheiten der Mönche gegenüberstellt. Demgemäß fehlt auch in der Abtei Thélème, jenem seltsamen, von seiner Phantasie errichteten Gebäude, in welchem er wohl das Bild eines Idealklosters hat zeichnen wollen — und es ist gerade das Gegentheil eines Klosters — in dieser Abtei fehlt gerade ein Ort, wo alle zusammen zu bestimmter Stunde ihren Gottesdienst verrichten können; dagegen hat jeder Bewohner seine eigene Kapelle in der Abtei, damit er, wenn es ihm gerade darum zu thun ist, seine Gebete in aller Stille, aber mit um so größerer Innigkeit vorbringen kann. Die Abtei Thélème hat überhaupt manches Protestantische an sich. Die „cagots" und „bigots", die Frömmler, welche Rabelais besonders haßt, dürfen nicht in die Abtei eintreten, dagegen sind die Prediger des Wortes Gottes in aller Form eingeladen. Auf der Eingangspforte liest man die Worte:

„Herein, herein, die ihr des wahren Heilands Lehre
Mit Freimuth predigt, ob man auch ihr grollt!
— — — — — — — — — — — —
Hier wird dem wahren Glauben Ehr' gezollt,
Bis man die Zöllner und des Wortes Feinde
Verstummen macht in christlicher Gemeinde."

Die Worte „ob man auch grollt" sind eine offenbare Anspielung auf die Opposition, welche Staat und Kirche der Verkündigung des neuen Evangeliums machen, und wir sehen, daß Rabelais sich offen und entschieden auf Seite der Reformirten stellt. Und unser Autor ist an anderer Stelle noch deutlicher. Bevor Rabelais' Held Pantagruel mit dem Riesen Werwolf handgemein wird, verpflichtet er sich vor Gott, wenn er ihm den Sieg verleihe, in ganz Utopien und in allen seinem Befehl unterworfenen Ländern predigen zu lassen „das heilige Evangelium lauter, unverfälscht und unverkürzt, und darauf zu sehen, daß die Mißbräuche der Päpstler und falschen Propheten, so durch ihr Menschenwerk und ihre Erfindungen alle Welt vergiftet haben, in seinem Reich abgestellt werden" (II, 29).

Im ersten Buche macht Grandgousier in beredten Worten seinem Unwillen Luft gegen die Pilgerfahrten und gegen die Vergötterung überirdischer wohl- oder übelwollender Mächte, welche die Gebete für sich beanspruchten, die nur dem einzigen Herrn des Weltalls gebühren, und er schließt seine Rede mit den Worten: „So geht denn, ihr armen Leute, im Namen des allmächtigen Schöpfers, der euch jetzt und immerdar geleiten möge, und unternehmet solche müßigen, nutzlosen Reisen so leichtfertig nicht wieder. Sorgt für eure Familien, Jeder arbeite in seinem Beruf und lebt wie der gute Apostel Paulus es uns gelehrt hat."

Gar oft kehrt der Name des Apostels Paulus unter die Feder des Meisters Franz zurück. Im vierten Buche beklagt sich z. B. ein Teufelchen, welches die Insel der Papefeigen zu besuchen kommt, daß man so magere Frühstücke in der Hölle zu sich nehmen müsse, seitdem es in der Welt Mode geworden sei, die Bibel und besonders Paulus' Briefe zu lesen, trotz aller Drohungen und Verfolgungen, trotz aller Gewalt und Hinrichtungen.

In einem anderen Satz finden wir noch deutlicher den Geist Pauli wieder, und zu gleicher Zeit denjenigen des hl. Augustinus und infolgedessen Calvins selbst. Von dem bösen König Picrochole, welcher seine Unterthanen tyrannisirt, sagt Grandgousier sehr deutlich: „Ich habe erkannt, daß Gott, der ewige, ihn der Leitung seines freien Willens überlassen hat, und seines eigenen Sinnes, der nicht anders als bös sein kann, wenn er durch göttliche Gnade nicht fortwährend geführt wird." — Durch diese Worte scheint Rabelais andeuten zu wollen, daß es von Picrochole's eigenem Willen nicht abhängt, sich zu ändern, sondern nur von der göttlichen Gnade; träte diese nicht ein, so sei er gezwungen, böse zu bleiben. Und nicht bloß protestantische Anschauungen finden wir oft bei Rabelais; er hat sogar hie und da, wie bereits Stapfer nachgewiesen hat, in seinem Stil Besonderheiten, die sich nur bei den damaligen protestantischen Schriftstellern finden. So gebraucht er den Namen Christi stets ohne Artikel, was nur die Protestanten damals zu thun gewohnt waren.

Endlich ist auch die Erziehung, welche Rabelais seinem Gargantua geben läßt, nachdem er ihn von seinen früheren scholastischen Lehrern befreit hat, bei denen er doch nur rein formale Dinge gelernt hat, ganz protestantisch. Der junge Riese muß die dunkeln und schweren Stellen der hl. Schrift selbst denken lernen, er liest das Neue Testament und die Episteln der Apostel griechisch, das Alte Testament hebräisch, er lernt Gott anbeten nur in der Bibel und in der Natur und kennt zwischen den Menschen und dem Schöpfer keinen andern Vermittler als die Wissenschaft und die Predigten der „guten, evangelischen Pfarrer". — Wir sehen also, in Rabelais' Werk sind in großer Menge Stellen vorhanden, die uns deutlich zeigen, daß unser Schriftsteller für die Reformation eine ausgesprochene Sympathie hatte. Und diese Sympathie war so offen, daß selbst ein Mann, der nicht sein Freund war und der in dieser Beziehung seine Worte sehr auf die Waagschale legte, daß Calvin selbst von Rabelais wie von Erasmus sagen konnte, daß er „vom Brote der Wahrheit etwas gekostet habe".

Aber wenn Rabelais so lebhafte Sympathien für die Reform hegte, warum hat er sich dann nicht zum Protestantismus bekehrt, warum hat er sich dann nicht der Reformation angeschlossen? Was soll man von diesem Manne denken, der in allen Farben zu schillern scheint, der die römische Kirche verspottet und doch katholischer Pfarrer wird, der die Protestanten lobt und doch Katholik bleibt?

Auf diese Fragen hat man oft die Antwort gegeben: Trotz seiner scheinbaren Kühnheit war Rabelais im Grunde genommen doch sehr ängstlich. Er fühlte sich wohl von der Reformation angezogen, aber er fand es ganz unnöthig, für dieselbe den Feuertod zu erleiden. Sehr bekannt ist das Wort, das er häufig wiederholte „Je le maintiens jusques

Digitized by Google

au feu, exclusivement!“ Man hat deßhalb häufig behauptet, daß, wenn Rabelais der Ketzerei beschuldigt worden wäre, er gewiß sofort widerrufen hätte. Und in der That, wir finden in seinem Werke Stellen, welche anzuzeigen scheinen, daß er weit entfernt davon war, für einen Ketzer gehalten werden zu wollen. Sagt er doch selbst, in der Widmung seines vierten Buchs, daß wenn er in seinen Schriften den geringsten Funken von Ketzerei fände, er selbst das Reisig sammeln würde, um seinen eigenen Scheiterhaufen anzuzünden! Hatte er doch die Gewohnheit, gerade dann seinen Katholizismus zu betheuern und orthodoxe Ausdrücke da zu gebrauchen, wo er besonders ketzerische Anschauungen aussprach! Wir sehen außerdem, daß er in der späteren Revision seiner zwei ersten Bücher einige Stellen, welche offen die Kirche angriffen, abänderte und milderte; wir wissen, daß er Frankreich vor der Thronbesteigung Heinrichs II. verließ, weil er fürchtete, daß dieser König in Glaubensangelegenheiten viel strenger als Franz I. verfahren würde. Das alles scheint dafür zu sprechen, daß Rabelais bei aller Keckheit seiner Angriffe doch sehr vorsichtig war. — Aber handelte er so bloß, weil er Angst hatte? Das ist eine andere Frage, und eine Frage, die nicht leicht zu lösen ist. Für meinen Theil glaube ich nicht, daß er sich aus Angst vor der Verfolgung nicht bekehrt hat. Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß Rabelais viel ernstere Gründe hatte, um der Reformation nicht beizutreten. Und wer sein Werk mit Aufmerksamkeit liest, wer sich in seinen Geist ganz versenkt, muß meines Erachtens zu diesem Schlusse kommen.

Der Grundgedanke von Rabelais' Werk ist, wie wir schon vorhin aussprachen, der Gedanke der absoluten Freiheit. Um diese zu erlangen, will er das Joch des Mittelalters abschütteln. In seiner Abtei Thélème, welche sein soziales und religiöses Ideal darstellt, herrscht die absoluteste Freiheit. Diese Abtei ist das gerade Gegentheil der sonstigen Klöster. Eine Umfassungsmauer gibt es nicht; Jeder darf nach Gutdünken ein- und ausgehen, in der ganzen Abtei sind die Uhren abgeschafft, denn der Mensch darf nicht durch die Tyrannei der Stunden in seiner Freiheit beschränkt werden; wer in die Abtei eintritt, darf nicht mehr gezwungen werden, sich für ewig zu binden, er braucht kein Gehorsams-, oder Armuths-, oder Keuschheitsgelübde abzulegen; er kann verheirathet sein, wenn er will; auch sind die Frauen von den Männern nicht getrennt. „Ihre ganze Lebensweise,“ sagt Rabelais von seinen Thelemiten, „war ihnen durch Gesetze, Statuten oder Regeln nicht vorgeschrieben; sie ordneten dieselbe ganz nach ihrem Willen und Belieben. Und alle diese Gedanken absoluter Freiheit resumirten sich in der so charakteristischen Devise seiner Thelemiten ‚Thu', was dir gefällt!'“ Dieser elementare Freiheitsdrang war das Motiv, welches Rabelais zum Angriff der römischen Kirche getrieben hatte. Er griff die Kirche vor allem deßhalb an, weil sie die Gewissen tyrannisirte und den Willen des Individuums unterdrückte. Als er am Anfang der Reformation zu sehen glaubte, daß die von ihr ausgehende Bewegung die Welt von dieser Tyrannei befreien würde, fühlte er sich von der neuen Partei mächtig angezogen. Und deßhalb finden wir, besonders in den ersten Büchern, Stellen, wie die eben citirten, die unleugbare protestantische Neigungen aufweisen. Aber später, als Calvin sich an die Spitze der Bewegung stellte und ihr jenen Charakter finsterer und intoleranter Strenge verlieh, welcher dem Calvinismus eigen ist, als er einen ebenso unbedingten Gehorsam unter seine Gebote verlangte wie die katholische Kirche, da wechselte Rabelais' Ansicht allmählich. Schon wegen ihres grundverschiedenen Charakters waren Calvin und Rabelais von vornherein kaum dazu bestimmt, besondere Freunde zu werden. Im Gegentheil. So erklärt es sich denn, daß sie sich sofort bei ihrem Auftreten auf der Lebensbühne von ganzer Seele zu hassen begannen. In einem vom Jahre 1533 datirten lateinischen Brief bezeichnet Calvin das zweite Buch Rabelais' als ein abscheues; später in seinem 1550 in Genf veröffentlichten Buch „de scandalis“ sprach sich der Reformator in folgenden Worten über unsern Schriftsteller aus: „Rabelais, Des Périers und viele Andere, die ich für den Augenblick nicht nennen will, sind, nachdem sie das Evangelium gekostet, mit Blindheit geschlagen worden. Die Hunde, von denen ich spreche, spielen die Hanswürste, um ihre Lästerungen ungestörter von sich geben zu können, von einer festlichen Tafel und lustigen Gesellschaft zur anderen fliegen sie dahin und machen sich ein Vergnügen daraus, in ihren Gesprächen jede Ehrfurcht vor Gott zunichte zu machen.“ Und Rabelais antwortete Calvin im Jahre 1552, indem er gegen den teuflischen Calvin, den Genfer heuchlerischen Verleumder hetzte. In den späteren Ausgaben des zweiten Buchs fügte er in einem Satze des Prologs, welcher die Worte Verführer und Betrüger enthielt, die Worte Verleumder und Prädestinationsverkündiger hinzu. Aber die Feindschaft beider Männer war nicht bloß durch ihre vollständige Unverträglichkeit bedingt. Sie vertraten auch ganz entgegengesetzte Prinzipien. Calvin verlangte ebenso blinden Gehorsam wie die katholische Kirche. Und er war imstande verbrennen zu lassen, wer sich seinen Geboten widersetzte. Die Prädestinationslehre, welche er predigte, verwarf durchaus den freien Willen, welcher Rabelais' Ideal war. Der Mensch war für das Gute oder Schlechte von aller Ewigkeit an bestimmt und es war ihm unmöglich, gegen den göttlichen Willen zu reagiren. Wie hätte Rabelais einer solchen Anschauung beipflichten können! Und das Dogma der Prädestination halte außerdem in sich etwas so finsteres und so furchtbares, es machte aus der Gottheit selbst eine so böse Macht, daß es einen Menschen von so gutem und heiterem Naturell wie Rabelais sofort abstoßen mußte. War doch Rabelais von der angeborenen Güte der Menschen überzeugt! Sagt er doch von seinen Thelemiten: „Freie Menschen von edler Geburt, guten Kenntnissen und in achtbarer Gesellschaft aufgewachsen, tragen von Natur einen Instinkt und Stachel in sich, tugendhaft zu handeln und das Laster zu fliehen.“

In dieser Beziehung war Rabelais sogar von einer Naivetät, die uns ein Lächeln abzwingt. Er dachte sich, daß es möglich sei, daß keine Meinungsverschiedenheit, keine Mißhelligkeit jemals die guten Thelemiten in Aufregung bringen würde. „Sie sind immer derselben Ansicht,“ sagt er. „Sagte Einer oder Eine, lasset uns trinken, so tranken sie Alle; sagte er, lasset uns spielen, so spielten sie Alle; sagte er, lasset uns spazieren gehen, so gingen sie Alle spazieren.“

In dieser wirklich idealen Republik verstanden sich Alle, da sie Alle dieselben edlen und ehrenvollen Neigungen hatten. Aber wenn die Menschen von Natur gut sind so fällt das Dogma der Prädestination, wie es Calvin verstand. Uebrigens konnte Rabelais auch keinen Gott annehmen, der imstande war, gewisse Menschen von vornherein für das Schlechte zu bestimmen. Er, der von Natur so gut war, wollte vor allem einen guten Gott, und deßhalb stellte Rabelais Gott stets als einen Vater dar, welcher seine Kinder liebt und welcher von seinen Geschöpfen verlangt, sie sollten ihn lieben und anbeten, ihm dankbar sein für alles Glück der Welt, und der unter dieser Bedingung nicht den Muth haben würde, sie zu verdammen. Und sein Optimismus ist es, sein Glaube an die Güte Gottes, welcher ihm auch den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele eingibt. Man hat oft behauptet, Rabelais habe sich darüber lustig gemacht. Aber das hieße einige thörichte, hie und da angebrachte Scherze mißverstehen oder i[illegible]ten

zu große Bedeutung beilegen. Rabelais, das kann man nachweisen, glaubte wirklich an die Unsterblichkeit der Seele. Der Kardinal Du Perron behauptet, er habe auf einem Exemplar des Galienus, welches Rabelais gehörte, am Rand von der Hand unsres Schriftstellers eine Bemerkung gesehen, in welcher er in energischen Worten die Ansicht des griechischen Arztes, die Seele sei etwas materielles und deßhalb dem Untergang geweiht, bekämpfte: „Hic vere se Galienus plumbeum ostendit“ lautet die Bemerkung, und mit Recht fügt Colletet hinzu, diese Bemerkung sei um so werthvoller, als an dieser Stelle, wo Rabelais nur gewissermaßen für sich sprach, keine menschliche Rücksicht den Autor dazu zwingen konnte, diesen Ausspruch zu thun. — Aber Rabelais glaubte nicht an die Unsterblichkeit der Seele Aller. Einerseits hinderte ihn seine Güte daran, eine Hölle anzunehmen, in welcher die Bösen bestraft würden, andrerseits konnte er doch nicht annehmen, daß die Seelen der Schlechten, wie diejenigen der Guten zu leben fortfahren. Deßhalb macht er folgenden Unterschied: „Ich glaube, sagt Pantagruel IV, 27, daß die intellektiven Seelen vor der Schere der Atropos sicher sind.“ Die „intellektiven“ Seelen, das sind die, welche sich durch den Verstand und die Moral der Beherrschung durch das Sinnliche entzogen haben, und so hätten wir denn zwei Arten Seelen, diejenigen, welche sich von der Materie niemals losgelöst haben und die mit ihr untergehen, und die anderen, welche bereits hier auf Erden ihre Befreiung begonnen und sie nach dem Tode fortsetzen, indem sie der Erde nur das Irdische zurücklassen.

Wir sehen, Rabelais hat sich die höchsten Probleme gestellt und hat sie zu lösen versucht. Aber er hat sie in aller Freiheit gelöst, wie seine Individualität es verlangte und erheischte. Und werden wir uns jetzt noch wundern, daß er sich den Calvinisten nicht anschloß? Konnte er es und durfte er es? Durfte er seine eigene Persönlichkeit preisgeben, um sich einer Autorität zu unterwerfen, die ihm ebenso unverständlich wie antipathisch war? — Nein, das war ihm unmöglich. Und er hatte recht, es nicht zu thun. Werden wir es nun aber wagen, ihn zu verdammen als einen Unentschlossenen oder gar als einen Feigling, der Wasser auf beiden Schultern tragen wollte, um allen Fährlichkeiten zu entgehen? Weit entfernt davon! Wir werden ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und werden ihn zu den wenigen erleuchteten Männern des 16. Jahrhunderts zählen, welche, da sie sahen, daß die Intoleranz auf beiden Seiten war, daß die Gewissensfreiheit von den Einen ebensowenig geachtet wurde wie von den Anderen, es vorzogen, für sich allein Partei zu bilden, selbst auf die Gefahr hin, von rechts und von links verdammt zu werden. Zahlreich sind sie nicht, diese Männer, welche in dieser fanatischen und sturmdurchtobten Zeit das Gute vom Schlechten zu unterscheiden verstanden, aber sie haben das Verdienst, eine Klarheit und Billigkeit an den Tag gelegt zu haben, welche zu jeder Zeit selten ist, im 16. Jahrhundert es aber ganz besonders war. Sie haben ebensoviel zu kämpfen gehabt, wie die Anderen, und ihr Herz hat sich wohl oft mit Bitterkeit erfüllt, als sie sahen, daß sie weder von den Einen, noch von den Anderen verstanden wurden. Diejenigen, denen ein trauriges Temperament beschieden war, haben diese furchtbare Lage nicht ertragen können, sie sind im Kampfe erlegen, wie Bonaventure Despériers, der sich aus Verzweiflung das Leben nahm, Andere haben sich resignirt oder in sich selbst verschlossen, wie Margarethe von Navarra, Franz' I. edle Schwester. Aber Rabelais' Seele war zu freudig, sein Temperament war zu heiter, als daß er sich hätte niederschlagen lassen sollen. „Mieulx est de ris que de larmes écrire“ ist das Motto seines Buches. Er zog es vor, zu lachen, — aber nicht als Atheist, der sich über alles Erhabene und Heilige lustig macht — er war religiös im Grunde seines Herzens, wir sahen es — nein, er lachte als Philosoph, oder wie er selbst sagte, als guter Pantagruelist, welcher die „Zufälligkeiten“ dieser Welt verachtet, und als derartige Zufälligkeiten, oder besser Kleinigkeiten, sah er die oft so eitlen Streitigkeiten der Theologen an — er wollte in Freuden leben, nicht etwa als gemeiner Epikuräer, sondern als freier, edler Geist, der seinen Durst nach intellektueller und moralischer Wahrheit stillen wollte, er wollte die „göttliche Flasche“ leeren, denn diese göttliche Flasche, nach deren Orakel seine Helden pilgern, ist für Rabelais nichts anderes, als jener ewige Quell der Wahrheit. — Und wenn die Anderen seine hohen Gedanken nicht verstanden, so grollte er ihnen deshalb nicht; er verzieh ihnen gern in seiner großen Güte, er lachte liebenswürdig über ihre Unvollkommenheiten. Die Wahrheit, sagt er am Ende des fünften Buches, ist die Tochter der Zeit, und die Zeit ist es, welche uns zur Erkenntniß dessen führen wird, was uns zu erkennen noch übrig bleibt.

Prof. Dr. Heinrich Schneegans.

Die Berliner Renaissance-Ausstellung.

Von W. v. Seidlitz.

Vor Jahresfrist konnte ich hier über die wohlgelungene Leipziger Ausstellung alter kunstgewerblicher Erzeugnisse aus Privatbesitz berichten. Die Berliner Ausstellung dieses Jahres (22. Mai bis 25. Juni) unterscheidet sich dadurch wesentlich von jener, daß sie, wenn auch aus Gegenständen der gleichen Gattung zusammengesetzt — nur unter Beschränkung auf die Zeiten des Mittelalters und der eigentlichen Renaissance, also unter Ausschluß des Barock und des Rokoko —, vollständig auf den kunstgewerblichen Charakter, wie er bisher in unsern Museen und Privatsammlungen geherrscht hat, verzichtet, indem hier an die Stelle der historischen oder technischen Belehrung das rein-künstlerische ästhetische Interesse tritt. Da die Gegenstände, mit alleiniger Ausnahme eines Majolika-Schranks, nicht nach ihrem Material angeordnet sind, so konnten die wichtigsten Privatsammlungen Berlins als geschlossene Gruppen vorgeführt werden; aber auch bei solcher Aufstellung tritt deutlich hervor, wie vorurtheilsfrei und unpedantisch die einzelnen Sammler verfahren sind: auf ein besonderes Gebiet hat sich kaum einer von ihnen beschränkt, sondern sie haben das Schöne festzuhalten gesucht, wo immer es ihnen begegnete. Wäre das Mittelalter, das hier nur mehr ein Anhängsel bildet, stärker vertreten gewesen, so hätte sich freilich die Nothwendigkeit fühlbar gemacht, es von der Renaissance abzusondern, da dessen Erzeugnisse einem ganz anderen Anschauungskreise angehören, als die der Renaissancezeit.

Als Ganzes genommen, bildet diese so vornehm wirkende, weil nur vorzügliches enthaltende, und mit äußerstem Geschmack aufgestellte Ausstellung, welche den Vergleich mit dem, was in Paris und London auch nur von Zeit zu Zeit aus Privatmitteln zusammengebracht zu werden pflegt, nicht im geringsten zu scheuen braucht, einen wahren Triumph für den Mann, welcher in den letzten Jahrzehnten das Berliner Kunstleben auf jene hohe und allgemein geachtete Stufe gebracht hat, deren es sich jetzt erfreut: Wilhelm Bode. Wie er unablässig bemüht gewesen ist, unter Ausnutzung aller sich bietenden Gelegenheiten die Berliner Museen besonders für die Blüthezeiten der Kunst weiter auszubauen, wie er den Kaiser Friedrichs-Museums-Verein ins Leben gerufen hat, durch dessen Hülfe die Sammlungen in den Stand gesetzt sind, sich planmäßig und ohne Rücksicht auf die verfügbaren Mittel weiter zu entwickeln, so hat er auch nie aus den Augen gelassen, die private Sammlerthätigkeit zu fördern und anzuspornen, wohl wissend, daß nur bei einem weitver-

breiteten lebendigen Interesse für die Künste die Bestrebungen des Staates dauernde Unterstützung finden können. Ein großer Theil nun der auf dieser Ausstellung vereinigten Schätze ist, wie es auch bei den Gegenständen der früheren Ausstellungen dieser Art der Fall war, theils direkt von Bode nach Berlin gebracht, theils unter seiner Einwirkung hier festgehalten worden.

Gleich in dem Eintrittssaal, dessen Wände mit köstlichen Verdüren, den im 16. Jahrhundert so beliebten Gobelins mit Blätter- und Fruchtmotiven, sowie mit altorientalischen Seidenteppichen geschmückt sind, während reichgeschnitzte italienische Truhen, Bänke und Sessel die Mobiliarausstattung bilden und farbenprächtige alte Perserteppiche den Boden bedecken, sind die berühmten Bronzen der Pourtalès'schen Sammlung vertheilt, Sansovino's Neptun und Meleager, die Männerbüste Lodovico Lombardi's, der Dornauszieher und ein Padnaner Thürklopfer in Gestalt eines Seepferdes, voll kraftvoller Durchbildung in allen Einzelheiten. Daneben stehen aus dem Besitz des Kaisers Herkules und Omphale von etwa 1600 und die energische Büste Papst Sixtus' V. Die Prachtrüstung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg aus dem kgl. Zeughause vervollständigt mit ihren reichen, geschmackvollen Aetzungen diese Anordnung.

In zwei freistehenden Glasschränken sind einerseits die Kostbarkeiten der Sammlung Reichenheim aufgestellt, Majolikateller, Limousiner Emails, italienische Bronzen, die kleinen Figuren eines Johannes und einer Maria, Buchsschnitzereien aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ein Salzfaß von vergoldetem Silber in schönster deutscher Renaissance, wie sie früher allgemein auf den Namen Cellini's getauft wurde, endlich eine blau gemalte altchinesische Porzellanschale in deutscher Goldschmiedefassung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; andrerseits die beiden großen Humpen um 1570 aus dem Besitz des Kaisers und, als Hauptstück, der reichverzierte große Abendmahlskelch aus der Nikolaikirche, ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, worin bei romanischem Gesammtaufbau die Einzelformen doch schon ein gothisches Gepräge annehmen.

Unter den Gemälden, welche die Wände füllen, sind hervorzuheben die Halbfigur der Magdalena von Quentin Massys, einst in der Sammlung Manzi in Lucca, und das farbenprächtige Kreuzigungsbild, ein ganz frühes Werk Jan van Eycks, beide Eigenthum des Museumsvereins; dann das köstliche kleine Triptychon von Mostaert (Sammlung Lippmann) und die äußerst fein gemalten Flügel mit den Halbfiguren zweier Heiliger in der Art des Massys, aus dem Besitz des Hrn. v. Carstanjen; weiterhin eine Madonna von Moretto, ein das Kreuz tragender Christus, Halbfigur mit dem Giorgione'schen der Sammlung Loschi in Vicenza übereinstimmend, hier jedoch mehr an die Art Bafaitis erinnernd (Pourtalès); eine hl. Familie mit Heiligen von Cosla, ein männliches Bildniß von Conti (Privatbesitz des Kaisers), zwei feine Pateniers u. s. w.

In dem Langen Saal nach dem Hofe zu, dessen Wände die Gobelins mit den Triumphen des Petrarca nach Barent von Orley zieren, ist in drei freistehenden Vitrinen und ebenso vielen vornehm ausgestatteten Kojen der Hauptinhalt der Sammlungen von Beckerath, Hainauer und James Simon ausgestellt; am Ende des Saales aber hat ein großer Schrank mit ausgewählten Majoliken Platz gefunden: darunter eine Anzahl der früheren Caffaggiolo-Arbeiten des 15. Jahrhunderts, meist aus dem Besitz von Beckerath, während die früheste Gattung derselben mit ihrem eigenthümlichen blauen impastirten Decker, die durch ihre schlichte und kraftvolle, noch ganz gothisch empfundene Verzierungsweise hervorleuchten, in einem besonderen Schranke zwischen Bronzen wirkungsvoll aufgestellt sind (aus Bode's Besitz). Die Beckerath'sche Sammlung, berühmt durch ihre Zeichnungen erster Meister, hat hier ihre schönsten italienischen Blätter zur Schau geboten, Arbeiten von Signorelli, Buonsignori u. A.; ferner einen geflügelten Putto von Donatello, in Holz geschnitzt und vergoldet, und außer kleineren Werken von großer Feinheit mehrere glasirte Arbeiten der Robbias. In der Hainauer'schen Abtheilung ragen die zahlreichen vortrefflichen kleinen italienischen Bronzen hervor, ein Tisch mit Plaketen, die lebensgroße Bronzebüste einer alten Frau (aus der Spitzer'schen Versteigerung), eine Büste des jugendlichen Johannes des Täufers von Antonio Rosselino, zwei größere Madonnenreliefs desselben Künstlers, endlich der äußerst feingewebte Gobelin mit der Anbetung der Könige. Unter den Gemälden dieser Sammlung sind hervorzuheben: die Anbetung des Christkindes von dem kölnischen Meister des Bartholomäus, das Bildniß eines jungen Mannes vielleicht von Jakob Elsner, eine frühe Kreuzigung von Cranach, eine Darstellung im Tempel aus der Schule van Eycks und die Enthauptung Johannes des Täufers von Bles, sowie einige italienische Bilder von P. Pollajuolo, Fra Filippo, Pesellino u. A. — Die Simon'sche Sammlung hat dagegen meist italienische Bilder aufzuweisen, darunter solche von seltener Anmuth, wie die Frauenbildnisse von Bissolo und Catena, die herbe Halbfigur der Madonna von Mantegna, in Tempera, das farbenleuchtende Rundbild Raffaellino's del Garbo, eine Madonna mit zwei Engeln, sowie Bronzino's Halbfigur eines jungen Mannes; daneben aber ist dort Gerard David durch vier sehr feine Bildchen mit Einzelfiguren von Heiligen und Bartel Bruyn durch die vorzüglichen Bildnisse eines Ehepaars von 1534 vertreten. Eine Reihe ausgewählter Medaillen von Pisanello u. A. zeigt, wie solche Stücke beschaffen sein müssen, wenn sie sorgfältig gegossen und in gutem Zustand sind; auch hier bilden Bronzestatuetten, Marmor- und Robbia-Arbeiten die nothwendige Ergänzung. — In derselben Abtheilung ist auch der rätselhaft anziehende Bronzekopf eines jungen Freigelassenen, aus der Sammlung des Grafen Friedrich Pourtalès, aufgestellt, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

In der Galerie nach den Linden zu ist ein sehr schöner Gobelin mit der Verkündigung, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, aufgehängt; vor den Fenstern aber befinden sich die vier, zum Theil nach Zeichnungen Baldungs gefertigten farbenleuchtenden Glasgemälde, die der Museumsverein auf der Douglas'schen Versteigerung erworben hat. Aus der Zahl der Holzskulpturen an der Wand sind hervorzuheben eine Heilige von Riemenschneider (Samml. Gumprecht) und eine noch der Mitte des 15. Jahrhunderts angehörende weibliche Figur aus Eichenholz (Samml. Lippmann). Die Glasschränke bergen wiederum eine Anzahl schöner kleiner Arbeiten, so diejenigen aus den Sammlungen Hollitscher und Weisbach, darunter auch manche frühmittelalterliche, an der Wand aber hängen unter vielen interessanten kleineren Bildern aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Bild von Engelbrechtsen (Abraham und Hagar, Samml. Lippmann), ein früher düzender Hieronymus von Schäufelein, ein weibliches Brustbild von Schorel, ein männliches von dem jetzt Meister von Flémalle genannten Nachfolger Van Eycks, eine Silberstiftzeichnung Dürers aus seinem Aachener Skizzenbuch (Weisbach) und den berühmten in Gold und Silber gedruckten Holzschnitt Burgkmairs, den heil. Georg von 1508.

Den würdigen Beschluß macht in einem besonderen Kabinet die Sammlung des Geheimraths v. Kauffmann, die außer zahlreichen schönen Holzschnitzereien (besonders die großen Figuren von Maria und Johannes) ein kleines Madonnenbild von Lucas von Leiden, das Selbstbildniß des sogenannten Meisters des Todes der Maria (aus der Galerie Redern), eine Beweinung Christi von Memling, ein energisches Männerbildniß von Van der Wenden, ein männliches Bildniß von Cranach aus dem Jahre 1544, sowie eines mit einem Todtenkopf von Schorel, endlich viele andere hervorragende Gemälde enthält.

Mittheilungen und Nachrichten.

—r— Ueber die Lage des Lob-nor, jenes mysteriösen Salzsees im Tarim-Becken, die seit einigen Jahrzehnten zu den immer noch ungelösten Problemen der Geographie Zentral-

asiens gehört, bringt das Juni-Heft des »Geographical Journal« einen Auszug aus der Arbeit eines Begleiters Przevalsky's, des russischen Reisenden Kozlow, der das Lab-nor-Gebiet wiederholt besucht hat und der die zuerst durch den Frhrn. v. Richthofen ausgesprochene und im vorigen Jahr durch Dr. Sven Hedin bestätigte Ansicht von einer mehr nördlichen Lage des Sees mit aller Entschiedenheit bekämpft. Aus den zahlreichen gegen v. Richthofens Ansicht vorgebrachten Argumenten kommt Kozlow zu dem Schluß, daß der südlich vom 40. Breitengrad gelegene See Kara-koschun-kul „nicht nur der Lob-nor Przevalsky's ist, sondern auch der alte, der historische und der echte Lob-nor der chinesischen Geographen". „Das war er," schließt der Reisende seinen Bericht, „seit den letzten 1000 Jahren und das wird er bleiben, wenn nicht der Strom der Zeit ihn von der Erdoberfläche verwischt." Man darf einer endgültigen Entscheidung dieser Frage mit Spannung entgegensehen.

* Wie dem „B. B.-C." aus St. Petersburg geschrieben wird, hat der Professor an der Universität Tomsk, Sſaposchnikow, im verflossenen Jahre eine Forschungsreise nach dem Kiratgebirge, welches in Westsibirien belegen ist, im Auftrage der Universität gemacht, wobei er den ganzen Bergrücken, seine Höhen und Gletscher aufsuchte. Die von ihm unternommenen Höhenmessungen, sowie die geologischen und botanischen Untersuchungen reiften in ihm immer mehr die Ueberzeugung, daß der Kiral, seine Bodenbeschaffenheit, Gletscher, Bergpässe und Schluchten ähnlich denjenigen der Schweizer Alpen seien. In diesem Sommer, und zwar Ende Juni, wird er sich wiederum nach dem Kirak begeben, um weiteren Beweisen dafür nachzuforschen, daß der sibirische Kirat ein Bruder der Schweizer Alpen ist, worauf er sich späterhin nach dem Ausland begeben wird, um in den Akademien zu Berlin und Paris über seine Forschungsreise und seine Entdeckung in öffentlicher Sitzung einen Vortrag zu halten.

T. Lichttelegraphie auf amerikanischen Kriegsschiffen. Den Amerikanern ist jetzt durch einen ihrer Landsleute, den Ingenieur C. V. Boughton, ein Verfahren zur Telegraphie auf dem Meere von einem Schiff zum anderen geschenkt worden, das nicht nur für sie von bedeutendem Werthe sein muß, sondern auch in allen Marinen der Welt die höchste Beachtung verdient. Schon vor etwa 3 Jahren veröffentlichte der genannte Ingenieur ein System der Telegraphie unter Anwendung elektrischer Lampen, jetzt aber ist die Erfindung, die als Telephotos bezeichnet wird, erst zur eigentlichen Vollkommenheit gediehen. Der Apparat ist auf verschiedenen amerikanischen Kriegsschiffen bereits in Versuch genommen und hat sich derart bewährt, daß das Marinedepartement beschlossen hat, sämmtliche Kriegsschiffe damit auszurüsten. Der Telephalos besteht aus einer Reihe von 4 Doppellampen, die senkrecht von Drahtseilen herabhängen, deren oberes Ende auf einen Mast aufgehißt werden kann, während das untere Ende an Deck des Schiffes befestigt wird. Die Laternen sind von Glühlampen erleuchtet: die obere Hälfte durch je drei Lampen, umgeben von kräftigen weißen Linsen, die untere Hälfte durch je vier Lampen, in kräftige rothe Linsen eingeschlossen, so daß also jede Laterne in erleuchtetem Zustand eine obere weiße und eine untere rothe Hälfte zeigt. Der elektrische Strom wird den Lampen durch ein isolirtes Kabel zugeführt, das die unterste Lampe mit der Kommandobrücke verbindet. Auf letzterer steht eine Tastatur, auf der ein geübter Telegraphist die einzelnen Buchstaben fast ebenso schnell und auf dieselbe Weise angeben kann wie auf einer Schreibmaschine. Durch eine selbstthätige Anordnung erscheint für jeden Buchstaben eine besondere Zusammenstellung der vier weißrothen Laternen, ebenso für jede Zahl, so daß jedes beliebige Wort und jede beliebige Zahl in großer Schnelligkeit signalisirt werden kann. Es ist auch noch die Sicherheitsmaßregel getroffen, daß beim Herunterdrücken einer Taste alle übrigen Tasten festgelegt werden, damit nicht etwa nebenbei noch ein anderer Buchstabe angeschlagen werden kann, der das Signal verwirren würde. Ferner kann jede einzelne Taste etwas zur Seite gedreht werden, worauf sie heruntergedrückt bleibt und infolgedessen auch das entsprechende Signal so lange sichtbar bleibt, bis die Taste wieder freigegeben wird. Auf diese Weise können sowohl gewöhnliche Befehle in den üblichen Buchstaben an die umgebenden Schiffe telegraphirt als auch chiffrirte Depeschen oder besonders verabredete Zeichen gesandt und ausgetauscht werden.

* In Barcelona ist vor einiger Zeit der Dichter Don José Rizal erschossen worden. Von den Vorgängen, die diese Hinrichtung begleiteten, entwirft jetzt das „Wiener Tagbl." folgende Schilderung: „Don José Rizal, ein junger Mann von etwa 30 Jahren, einer der ältesten Familien des castitischen Adels entsprossen, hatte sich in seinem Vaterlande als Gelehrter und Lyriker bereits einen Namen erworben. Er lebte zumeist auf seinen Besitzungen in Manila. Eine weichmüthige Natur, empfand er für das Schicksal der Aufständischen Mitleid, und so schrieb er einige Gedichte, in denen dieses Mitleid in starken Accenten durchklang. Die Gedichte, die der Ausdruck einer rein poetischen Seelenstimmung waren, wurden von den Insurgenten gelesen. Die Thatsache, daß ein spanischer Poet derartige Accente anschlug, wirkte doppelt auf sie. Die Gedichte wurden in zahlreichen Exemplaren verbreitet, einige sogar als Volkslieder gesungen. Der Militärgouverneur in Manila erfuhr davon und sah darin einen Hochverrath. Er ließ den Poeten in dem Augenblick verhaften, als er mit seiner Braut, Frln. Luise Taufers, der Tochter des in Manila ansässigen deutschen Generalkonsuls a. D. Friedrich August Taufers, und einigen Freunden auf einem Dampfer einen Ausflug nach Hoilo unternehmen wollte. Hr. Taufers und eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten in Manila verwandten sich vergebens beim Militärgouverneur. Don José Rizal wurde auf dem Kriegsschiff „Cartilla" nach Barcelona transportirt. Dort wurde er von das Militärgericht gestellt und wegen Verbreitung aufrührerischer Lieder zum Tod verurtheilt. Drei Tage vor der Vollstreckung des Todesurtheils trafen die Braut und die Schwestern des Unglücklichen in Barcelona ein. Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Das junge Paar hatte sich in leidenschaftlicher Liebe gefunden. Es war, als den Bräutigam der Schicksalsschlag traf, mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt gewesen. Und nun fand die unglückliche Braut den geliebten Mann in einer Kerkerzelle, an Leib und Seele gebrochen, zum Tod durch Pulver und Blei verurtheilt. Der Märtyrer hatte jetzt nur noch einen Wunsch: vor seinem Tode mit seiner Braut getraut zu werden. Der Generalprokurator von Barcelona gewährte ihm die Erfüllung dieses Herzenswunsches. Das wirkte wundersam beruhigend auf den Unglücklichen: der Poet in ihm erwachte. Und alles, was seine Seele in Schmerz und Wehmuth bewegte, das goß er in sein letztes Gedicht, das er in der Nacht vor der Trauung verfaßte. „Mi ultimo pensamiento" — „Mein letzter Gedanke" — so lautet der Titel dieses Gedichts, aus dem in ergreifender Innigkeit das Weh des Dichters tönt. Am 29. März 1898 wurde José de Rizal mit Fräulein Louise Taufers in aller Stille im Militärgefangenenhause von Barcelona getraut. Nachdem die Feier beendet war, wurden ihm einige Minuten gegönnt, um von seinem armen Weibe Abschied zu nehmen. Sie standen Beide lautlos da, die Blicke ineinander getaucht, bis er mit den Worten: „Mi ultima pensamiento" ihr weinend um den Hals fiel, sich rasch aus ihrer Umarmung löste und hocherhobenen Hauptes zum Richtplatz schritt. Er starb wie ein Held.

* **München.** In der diesjährigen Plenarversammlung der Historischen Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften wurde an Stelle Arneths der Geh. Hofrath v. Sickel, Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom, zum Präsidenten und an Stelle des Prof. v. Cornelius Prof. v. Heigel zum Sekretär gewählt. Die Ernennung steht Sr. kgl. Hoh. dem Prinz-Regenten zu.

* **Wien.** In den hiesigen Blättern wird ein von der Regierung unterstützter Plan zur Herausgabe von Akten und Korrespondenzen zur neueren Geschichte Oesterreichs angekündigt. Aus dem ungeheueren Stoffe des mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnenden Zeitraums soll zunächst vor allem das politische Material herausgenommen, die äußere Geschichte berücksichtigt werden. Es sind vier Serien von Publikationen in Aussicht genommen: Kor-

Digitized by Google

respondenz der Herrscher, Korrespondenz der Staatsmänner, Berichte fremder Gesandten, Staatsverträge. Um dieses weitaussehende Unternehmen in Angriff zu nehmen, ist von Seite des Unterrichts-Ministeriums eine namhafte Subvention bewilligt und eine provisorische Kommission von Historikern bestellt worden, welche die Sache in die Hand zu nehmen hat. Bei der Inangriffnahme der ersten Vorarbeit der Herstellung einer Uebersicht des Materials kommen neben dem k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv und den anderen öffentlichen Archiven ganz besonders auch Familienarchive in Betracht, Archive von Geschlechtern, aus denen einzelne Glieder in vergangenen Zeiten im Dienste des Staates eine hervorragende Rolle gespielt haben. Die genannte provisorische Kommission besteht derzeit aus folgenden Gelehrten: Hofrath Beer, Archivdirektor Fekkner, Hofrath Professor Huber, Professor Mühlbacher, Professor Pridram, Professor Redlich, Sektionschef Rezek, Direktor des Staatsarchivs Hofrath Winter, Direktor der Hofbibliothek Hofrath Dr. v. Zeißberg, Professor a. D. Wiedineck (Graz); als Referenten sind zunächst beigezogen: Landeshistoriograph Brethotz (Brünn), Landesarchivar v. Jatsch (Klagenfurt), Professor v. Ottenthal (Innsbruck). — Der Flugtechnische Verein hat in seiner letzten Generalversammlung den Beschluß gefaßt, einen Betrag von zwanzigtausend Gulden aufzubringen, um das auf Konstruirung eines Drachenfliegers beruhende Projekt des Ingenieurs Kreß der Ausführung nahezubringen. In einer sehr zahlreich besuchten allgemeinen Versammlung des genannten Vereins hat jetzt Ingenieur Kreß sein System unter Vorführung freifliegender Apparate öffentlich dargestellt. Er beabsichtigt, einen Drachenflieger herzustellen, der 600 Kilogramm wiegen und einen Motor von 16 Pferdekräften erhalten soll. Dieser Apparat würde imstande sein, zwei Menschen zu tragen. Die ersten Versuche mit ihm will Kreß zu Wasser, von einem Boote aus, unternehmen. — Der ordentliche Professor der Thierzuchtlehre an der Universität in Krakau, Leopold Adametz ist zum ordentlichen Professor der Thierzucht inklusive Morphologie der Hausthiere an der Hochschule für Bodenkultur und der Privatdozent Dr. Lubomir Niederle, zum außerordentlichen Professor der Archäologie und Ethnologie an der böhmischen Universität in Prag ernannt worden.

* **Linz.** Am Samstag, dem 11. Juni, wird für den verstorbenen Dichter Hermann v. Gilm in unsrer Stadt eine Denktafel errichtet werden an dem Hause (Baumbachstraße 16), wo sich sein liederreicher Mund für immer schloß. Im Anschluß an die Enthüllungsfeier, die nachmittags 5 Uhr stattfindet, wird abends von der Linzer Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan" im städtischen Volksgartensalon ein Gilmfest veranstaltet.

* **Löwen.** Die juristische Fakultät der hiesigen (klerikalen) Universität ernannte die deutschen Centrumsführer v. Hertling (München) und Bachem (Köln) zu Doktoren honoris causa. Auch A. Reichensperger und Schorlemer-Alst waren Löwener Ehrendoktoren.

* **Brüssel.** An Stelle des verstorbenen Alphons Wauters wurde sein bisheriger Mitarbeiter Hr. Van Malderghem zum städtischen Archivar ernannt.

* **London.** Der britische Ornithologe und Entomologe Osbert Salvin ist am 1. d. M. in Hawksfold bei Haslemere gestorben. — Die Auktion der großen Ashburnham-Bibliothek in London ist nunmehr zum Abschluß gebracht worden. Sie hat 20 Tage in Anspruch genommen und die 4075 Nummern der Bibliothek haben 1,279,335 M. ergeben, den höchsten Betrag, den, abgesehen von der zweimal größeren Beckford-Bibliothek (1,472,000 M.), eine Bücherversammlung erzielt hat. Der Erfolg der Auktion zeigt, daß die Nachfrage nach seltenen Büchern heute größer ist als je. Die zwei einzigen wirklich großen prionten Bücherssammlungen, die es jetzt noch in England gibt, sind die des Mr. Huth in Kensington und die des verstorbenen Christie-Miller in Britwelleourt. Von wirklich bemerkenswerthen Preisen sind noch nachzutragen: die fünf ersten Ausgaben von Isaac Wattons »Compleat Angler« 1653—1676 (17,120 M.), ein feines Pergamentexemplar des „Theuerdank" (Nürnberg 1517 mit Holzschnitten nach Hans Schäuffelein) 6325 M.

* **Grenoble.** An der hiesigen Universität werden vom 1. Juli bis 30. September Ferienkurse für ausländische Studenten und Professoren abgehalten werden. Diejenigen Herren, die an diesen Vorlesungen theilzunehmen wünschen, werden gebeten, sich an Hrn. Marcel Reymond, den Präsidenten des Vereins aan Freunden der ausländischen Studenten zu Grenoble, 4 Place de la Constitution, zu wenden. Genannter Herr stellt sich den fremden Professoren und Studenten vollständig zur Verfügung, sowohl um ihnen alle Auskünfte zu geben, die ihnen nützlich sein könnten, als auch besonders, um sie bei ihrer Ankunft in Grenoble zu empfangen und, falls sie es wünschen, in einer Familie unterzubringen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. Tharoddsens Geschichte der isländischen Geographie. 2. Bd.: Die isländische Geographie des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrh. Autorisirte Uebersetzung von August Gebhardt. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Otto Braun: Aus allerlei Tonarten. 2. vermehrte Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Julius Duboc: Die Emanzipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das „Moderne". Leipzig, Otto Wiegand 1898. — Salzkammergut und Tirol. Reisehandbuch. 21. Aufl. Neu bearbeitet von R. Freisauff v. Neudegg (Griebens Reisebücher, Bd. 20). Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — Dresden und die Sächsische Schweiz. 19. Aufl. Bearbeitet v. B. Schlegel (Griebens Reisebücher, Bd. 4). Edd. — Luthers Werke. Volksausgabe in 8 Bänden. Hggb. v. Buchwald, Kawerau, Köstlin, Nade, Schneider u. A. Erste Folge: Reformatorische Schriften, I. Lfg. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1898. — 110 Ausflüge von München auf einen halben bis drei Tage. Mit einer Karte. 13. Aufl. München, J. Lindauer 1898. — Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bänden. 5. u. 6. Bd. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Rousseau's ausgewählte Werke in 6 Bänden. Uebersetzt von J. H. G. Heusinger. 6. Bd. Edd.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Wörterbuch der Volkswirtschaft

in zwei Bänden.

Bearbeitet von

Prof. Dr. von Below-Marburg, Prof. Dr. M. Biermer-Greifswald, Prof. Dr. van der Borght-Aachen, Prof. Dr. Karl Bücher-Leipzig, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ludwig Elster-Berlin, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Flügge-Breslau, Prof. Dr. Fuchs-Freiburg i. Br., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Frhrn. von der Goltz-Bonn, Gerichtssekretär und Privatdozent an der Universität Dr. Carl Grünberg-Wien, Privatdozent Dr. Max von Heckel-Würzburg, Forstmeister Dr. Jentsch-Hann.-Münden, Bergrat Langemann, Direktor der Kgl. Berginspektion, Clausthal, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lexis-Göttingen, Bibliothekar Dr. Paul Lippert-Berlin, Prof. Dr. Lotz-München, Prof. Dr. Mischler-Graz, Landgerichtsrat Dr. Neukamp-Göttingen, Prof. Dr. Pierstorff-Jena, Prof. Dr. Rathgen-Marburg, Hofrat Prof. Dr. Schanz-Würzburg, Dr. Schott, Vorstand des stat. Amtes, Mannheim, Prof. Dr. Sering-Berlin, Dr. Wirminghaus, Syndikus der Handelskammer, Köln, Konsul Dr. Zimmermann-Berlin, Prof. Dr. Zuckerkandl-Prag,

herausgegeben von

Prof. Dr. Ludwig Elster,

Geh. Reg.-Rat und vortragender Rat im Ministerium der Geistl., Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin.

Erster Band.

Abbau. — Hypotheken- und Grundbuchwesen. Nachträge.

Preis für das vollständige Werk in zwei Bänden broschiert 20 Mark, elegant halbfranz geb. 25 Mark. Die Bände werden nicht einzeln abgegeben. (6921)

Der zweite Band wird im Herbste 1898 erscheinen.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 11. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Heine auf dem Lyceum und Gymnasium zu Düsseldorf. Von H. Hüffer. — Statistik der französischen Presse. Von Hjalmar Schacht. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heine auf dem Lyceum und Gymnasium zu Düsseldorf.

Ein Zeugniß für sein Geburtsjahr.

Im Dezember v. J. suchte ich in der „Deutschen Rundschau“ die Frage zu beantworten: Wann ist Heinrich Heine geboren? 1798 oder 1797? Nach genauer Abwägung der Gründe für das eine oder das andere Jahr schienen mir die stärkeren für 1797 zu sprechen. Der stärkste war: aus zwei Briefen Heine's an Saint René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester Charlotte Embden vom 16. Juli 1853 ergibt sich unzweifelhaft, daß man sein Geburtsjahr, um ihn dem preußischen Militärdienst zu entziehen, unrichtig angegeben hat. Dieser Zweck konnte nicht wohl anders als dadurch erreicht werden, daß man sein Alter zu niedrig ansetzte; eine Veranlassung bot sich insbesondere 1816 bei der Auswanderung Heine's nach Hamburg, als gerade eine Minderzahl von 2 Jahren nöthig war, um die Schwierigkeiten, die dem 18jährigen entgegengetreten wären, für den 16jährigen zu beseitigen. Der Aufsatz, von welchem ein Auszug in mehreren Zeitungen mitgetheilt wurde, hat Zustimmung gefunden; zahlreiche Zuschriften, die mir von bekannten und unbekannten Personen zugingen, bezeugen jedenfalls das weit verbreitete Interesse für alles, was den rheinischen Dichter angeht. Daß aber bezüglich des Geburtsjahres nur noch eine Meinung herrsche, läßt sich keineswegs behaupten. Denn angesehene Heine-Forscher, wie Karpeles, Buchheim, Proels u. A., haben ihre Entscheidung für 1799 wenigstens noch nicht zurückgenommen. In der „Frankfurter Zeitung“ vom 29. Mai 1897 sprach sich Eduard Sack nach sorgfältiger Zusammenstellung der entgegenstehenden Angaben dahin aus, daß man, eben weil für eine sichere Entscheidung die Gründe fehlten, am besten den 13. Dezember 1899 als den in den letzten Jahren von Heine selbst anerkannten Zeitpunkt des Centenariums feiern würde. Zuletzt hat im „Pester Lloyd“ vom 18. Dezember Professor Dr. David Kaufmann noch einmal eingehend die Gründe für das spätere Jahr dargelegt. Ja, was das wichtigste ist, auch die Familie des Dichters, insbesondere sein Neffe Baron Ludwig v. Embden, der Herausgeber von „Heine's Familienleben“, hält an dieser Ansicht fest, und die ehrwürdige Schwester des Dichters, Frau Charlotte Embden, vertritt sie im „Hamburger Korrespondenten“ vom 14. Dezember 1897 in einer vom 13. Dezember datirten Erklärung. Indem sie verschiedene Angaben eines Hamburger Festartikels berichtigt, bemerkt sie zugleich: Jeder müsse selbst am besten wissen, wie alt er sei, und der Dichter habe keinen Grund gehabt, in dem Briefe vom 16. Juli 1853 seinen Geburtstag unrechtmäßigerweise als den 13. Dezember 1799 anzugeben.

Wenn man auch dem ersten Satze dieser Erklärung beipflichten wollte, so bliebe doch immer einzuwenden, daß Heine in den vornehmlich in Betracht kommenden Briefen vom 3. November 1851 und 16. Juli 1853 sich durchaus nicht bestimmt für 1799, sondern bei genauerer Betrachtung eher dagegen ausgesprochen hat. Ich möchte aber, was darüber zu sagen ist, aus der „Deutschen Rundschau“ hier nicht wiederholen, sondern nur bemerken, daß Professor Kaufmann in dem angeführten Artikel die von ihm bestrittene Ansicht insofern bestätigt, als er meine Vermuthung, Heine sei durch Auswanderung dem preußischen Militärdienst entzogen worden, zur Gewißheit erhebt. Denn er gibt Nachricht von einem Paß, der 1827 in London von dem hanseatischen Konsul für Heine ausgestellt wurde, was doch, wäre Heine nicht ausgewandert, Sache des preußischen Konsuls gewesen wäre. Immer werden aber neue Gründe zur Entscheidung einer Frage, die einmal so Viele beschäftigt, nicht unwillkommen sein. Ich glaube, sie in dem folgenden zu finden.

Da man an so vielen Stellen: in der Kirche, in der Synagoge, auf dem Standesamt vergebens gesucht hatte, wandte man sich auch an die Schule, wo man nach jetzigen Verhältnissen in den Registern reichliche Aufklärung erwarten durfte.

Ueber Heine's Schulbildung fehlt es nicht an Nachrichten. Seine Studien im ABC-Buch schildert er selbst in einem wenig bekannten Gedicht seines Nachlasses:

„Es war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das Abc anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getirilirt,
Auch ganz erbärmlich buchstabirt;
Frau Hindermann im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'..
Und in der Hand die Birkenrut',
Womit sie schlug die kleine Brut;
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging —
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. —
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Los auf Erden.“

Auf diese oder eine naheliegende Zeit bezieht sich offenbar ein Vorfall, den mir Hr. Frederick Heß, Herausgeber des „Daily California Democrat“ in San Francisco in einem Briefe vom 17. Dezember v. J. mit ungefähr folgenden Worten mittheilt: „Meine 1872 verstorbene Mutter, eine geborene Düsseldorferin, Katholikin, besuchte mit Heinrich Heine eine wohlrenommirte evangelische Schule in Düsseldorf, der ein Hr. Hönighausen als oberster Lehrer vorstand. Heine saß neben ihr auf derselben Bank. Meine Mutter

erzählte mir häufig, daß Heine mit ihr in fast gleichem Alter stand. Sie war im Juli 1797 geboren. Gelegentlich der letzten Prüfung, nach welcher sie und Heine die Schule verließen, waren auch Heine's Verwandte anwesend. Heine hatte eben recht gute Antworten gegeben, als der Lehrer vom Katheder herabtrat und auf Heine's Verwandte zueilte, denselben die Hände drückte und laut ausrief: Wir können in dieser Schule dem Heinrich nichts mehr lehren; der Junge hat zu viel Talent."

Es folgte dann ein Aufenthalt in der jüdischen Privatschule eines Hrn. Rintelsohn und endlich der Eintritt in das Düsseldorfer Gymnasium aber, wie es damals genannt wurde, Lyceum.

Diese Anstalt hat eine lange, nicht ruhmlose Geschichte, die wohl verdiente, von der Hand ihres jetzigen Leiters Dr. Julius Asbach eingehend dargestellt zu werden. Ihre Gründung geht auf den Humanisten Johann Manheim und das Jahr 1545 zurück. Es gab Jahre, in denen das Gymnasium illustre 1700 und mehr Schüler zählte. Seit 1619 kam es allmählich unter die Leitung der Jesuiten und ging nach der Aufhebung des Ordens 1773 und in den Stürmen der Revolutionskriege mehr und mehr dem Verfall entgegen. Erst am 20. November 1805, kurz vor dem Ende der pfalzbayerischen Regierung, gab ihm eine kurfürstliche Verordnung eine neue Organisation und den Namen eines Lyceums. Es läßt sich nicht sagen, daß die französische Verwaltung unter Joachim Murat (1806—1808), dann unter Napoleon (1808 bis 1813) sich dem Studienwesen feindlich gezeigt hätte. Der Kaiser ging sogar mit dem Plane um, in Düsseldorf — freilich mit ganz unzureichenden Mitteln — eine Universität zu errichten. An eine neue belebende Anregung war indeß nicht zu denken. Die Lehrer, zum Teil ältere Geistliche, blieben in den altgewohnten Wegen; erst mit der Berufung des nachmals so hervorragenden Schulmannes Karl Wilhelm Kortüm erhielt die Anstalt am 6. Mai 1813 einen Direktor, der den neueren Anforderungen an das Schulwesen vollkommen gewachsen war.[1]) Als nach der Niederlage Napoleons im November 1813 die Heere der Verbündeten der französischen Verwaltung ein Ende machten, konnte Kortüm seine Grundsätze unter dem Generalgouvernement v. Gruners zur Geltung bringen. Am 18. Januar 1814 erhielt die Anstalt Form und Namen preußischer Gymnasien. Ausgezeichnete Lehrkräfte, wie Friedrich Kohlrausch, und Direktoren, wie Theodor Brüggemann, Franz Wüllner, Kiesel, Uppenkamp und Asbach, kannten ihre alte Bedeutung als des ersten wissenschaftlichen Instituts in Bergischen Landen wiederherstellen.

Schon durch Heine wäre das Düsseldorfer Lyceum berühmt geworden. Selten hat sich ein Schüler gegen seine frühere Lehranstalt so dankbar erwiesen. Wie viel könnte man aus dem „Buch Le Grand" und aus den „Geständnissen" über die Lehrzeit, über Lehrer und Mitschüler anführen! Auch die „Memoiren" zeugen von der Vorliebe, die er bis in die letzten Jahre den heimathlichen Verhältnissen bewahrt hatte. Wer kennt nicht Heine's besonderen Gönner, den Rektor Schallmayer? Zu dem, was Heine über ihn schreibt, stimmt recht gut der Nachruf, den sein Freund und Nachfolger Kortüm in dem Programm für die Prüfungen vom 14. und 15. September 1818 ihm gewidmet hat. „Am 25. Dezember v. J.," heißt es, „starb im 61. Lebensjahre Hr. Professor Dr. Aegidius Jakob Schallmayer. Vom Jahre 1782 war er Professor der Theologie an der ehemaligen Universität zu Bonn, von der Aufhebung derselben an bis zum Jahre 1805 Lehrer an der daselbst errichteten Zentralschule und von jener Zeit Rektor des hier neu errichteten Lyceums, bis ihn im Jahre 1813 eine schwere Krankheit, deren Folgen ihn nicht wieder verließen, nöthigte, Erleichterung seiner Geschäfte zu wünschen. Seitdem war er, soviel es seine Kräfte erlaubten, der oberen Klasse wohlwollender und treuer Lehrer in der Religion und Philosophie, mir ein väterlich gesinnter Freund und stets bereitwilliger Rathgeber. Mit großer Güte des Herzens verband er große Gelehrsamkeit, besonders im Gebiete der Philosophie. Seine älteren und jüngeren Schüler, wie Alle, die ihn näher gekannt, segnen sein Andenken!"

Das Gegenbild Schallmayers bietet in Heine's Schilderung der Lehrer des Französischen, der emigrirte Abbé Daulnay, der dem Knaben durch seine pedantische Methode eine nie überwundene Abneigung gegen die französische Poesie einflößte. Von ihm meldet das angeführte Programm: „Hr. Professor Daulnoy, seit dem Jahre 1805 Lehrer der französischen Sprache an der hiesigen Schulanstalt, folgte im September des vorigen Jahres einem vortheilhaften Rufe nach Weilburg, wo er ebenfalls als ordentlicher Lehrer der französischen Sprache am dortigen Großherzoglich Nassauischen Landesgymnasium angestellt ist. Gründlichkeit im Unterricht, große Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, ernster Eifer, um in der ihm angewiesenen Sphäre sich so nützlich als möglich zu machen, erwarben ihm, solange er unter uns war, allgemeine Achtung." Weiter nennt Heine nach den Lehrer des Deutschen, Professor Schramm, später Vorsteher der Universitätsbibliothek in Bonn, den „liebenswürdigen Professor Breuer, der für mathematische Wissenschaften hinlänglich gesorgt hatte", den Professor „Cramer" — sein wahrer Name ist Cremer —, der in der ersten Klasse ausgewählte Stücke aus Livius, Cicero, Curtius, Virgil und Horaz erklärte und die griechische Sprache nach dem noch in meiner Jugend gebräuchlichen Elementarbuche von Jacobs vortrug. Und so wäre noch manches anzuführen. Nur bezüglich der Zeitfolge blieb man bisher beinahe ohne jeden Anhaltspunkt und deßhalb in großer Ungewißheit. Zu um so größerem Danke bin ich deßhalb Hrn. Direktor Asbach verpflichtet, der die Güte hatte, die Gymnasialakten, sofern sie auf Heine sich beziehen könnten, nach einmal einer genauen Durchsicht zu unterwerfen und werthvolle Notizen für mich zusammenzustellen. Leider sind diese Akten nur mangelhaft erhalten; es fehlt, was man am meisten wünschen müßte, das Album der aufgenommenen und entlassenen Schüler bis Neujahr 1815. Zum Glück finden sich die regelmäßig im September dann im August ausgegebenen Jahresberichte oder Programme des Instituts aus den Jahren 1810 und 1812—1815, von denen das Programm für den Jahrgang 1812—1813 vorzüglich in Betracht kommt. Es führt den Titel: „Zur öffentlichen Prüfung des Lyceums am 23. und 24. August Vormittags um 9 Uhr und Nachmittags um 3 Uhr im Saale des Herrn Gilles ladet hiedurch ein, im Namen der Professoren, C. W. Kortüm, Direktor des Lyceums zu Düsseldorf." Die Jahreszahl fehlt, könnte aber nur 1813 lauten. Denn im Herbst 1814 hatte das „Lyceum" schon dem „Gymnasium" Platz gemacht; 1813 wurde Schallmeyer von der in dem Programm erwähnten Krankheit befallen, und eine Verfügung des Ministers Grafen Nesselrode vom 10. August 1813 gestattet dem Direktor, ausnahmsweise in diesem Jahre die Prüfung im Saale des Hrn. Gilles abzuhalten. In dem Programm findet man zunächst eine Aufzählung der Lehrer und der Lehrgegenstände, welche in den sechs Abtheilungen — der philosophischen, sodann der ersten, zweiten, dritten, vierten

[1]) Man vergleiche über ihn: Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild (von Ferdinand Deycks). Berlin 1860. Kortüm starb als Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath im Kultusministerium am 20. Juni 1859 in Berlin. — Nachrichten über das Düsseldorfer Gymnasium finden sich in der eben angeführten Schrift, ferner in der Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen, darunter: Entwicklung des Schulwesens zu Düsseldorf von G. Kniffler, Düsseldorf 1868, S. 255 ff., endlich in den zahlreichen Gymnasialprogrammen.

und der Vorbereitungsklasse — zur Behandlung kamen. In der philosophischen Klasse hörte der Unterricht in den „Sprachen“ auf; man betrieb nur „Wissenschaften“ und als solche Mathematik und Physik; außerdem heißt es: „Der Vortrag über empirische Psychologie und Logik und die Kritik der philosophischen Systeme wurde von Hrn. Schallmeyer begonnen und während seiner Krankheit durch Hrn. Fleckeisen fortgesetzt.“ Zum Schluß werden die in den sechs Klassen befindlichen 140 Schüler verzeichnet, unter ihnen, worauf zuerst Hr. Asbach aufmerksam machte, in der philosophischen Klasse Harry Heine aus Düsseldorf. So hat man wenigstens einen sicheren Anhaltspunkt.

Und zugleich ein bedeutsames Zeugniß für das Jahr 1797. Wäre Heine am 13. Dezember 1799 geboren, so hätte er im Herbst 1812 beim Eintritt in die philosophische Klasse noch nicht 13 Jahre gezählt. Wie sollte aber ein Knabe dieses Alters sich bereits in einer Klasse befunden haben, die der Prima unsrer jetzigen Gymnasien vielleicht nicht entspricht, aber gewissermaßen noch über sie hinausgeht? Dieser Grund wird noch wesentlich verstärkt, wenn wir nach dem Verzeichniß von 1813 die Altersverhältnisse der übrigen Schüler des Lyceums in Betracht ziehen. Zugleich mit Heine besuchten damals die philosophische Klasse: Johannes Baasel aus Angermünd; Swiebert Beesen aus Kaiserswerth; Wilhelm Brewer aus Düsseldorf; Hermann Joseph Dilges idem; Felix Heister id.; Joseph Heister id.; August Hellingrath aus Gerresheim; August Lottner aus Düsseldorf; Heinrich Nolden id.; Clemens v. Schorlemmer aus Hellinghausen; Friedrich v. Schorlemmer id.; Peter Sommers aus Düsseldorf. Wenigstens von einem, dem Wilhelm Brewer, läßt sich nach der Mittheilung eines Verwandten sagen, daß er 1796 geboren war und 1815 als Proviantbeamter mit in den Krieg zog. In der ersten Klasse, also ein Jahr nach Heine, finden wir seinen Freund, Christian Sethe, geb. am 19. Juli 1798; in der zweiten Klasse einen anderen Freund, Anton Pelmann, später Appellationsgerichtsrath in Köln, geb. am 20. Dezember 1799; in der dritten Klasse, drei Jahre hinter Heine, den späteren Professor und Geheimen Revisionsrath in Berlin Alexander v. Daniels, geb. am 9. Oktober 1800, und Ludwig Schopen, den späteren Universitätsprofessor und Gymnasialdirektor in Bonn, geb. am 17. Oktober 1799 zu Düsseldorf; endlich in der vierten Klasse Friedrich Steinmann aus Düsseldorf, Heine's oft genannten Universitätsgenossen, geb. am 7. August 1801. All diese jungen Leute würden in der philosophischen Klasse 16 oder beinahe 16, der hochbegabte, wissenschaftlich frühreife Schopen beinahe 17 Jahre gezählt haben.

Etwas weiter wird die Altersstufe hinaufgerückt seit 1814, in dem preußischen Gymnasium, das, nach dem Lehrplan Kortüms von unten an gerechnet, auch nur sechs Klassen zählt, aber den Schüler in den beiden obersten je 2 Jahre verweilen läßt. Ich erwähne nur: Ostern 1816 werden aufgenommen: Gustav Heine mit 12 Jahren in die fünfte Klasse, Max Heine mit 11 Jahren in die sechste Klasse. — Das Alter stimmt freilich nicht genau mit der gewöhnlichen Angabe, Gustav sei 1805, Max 1807 geboren.

Seit 1819 lassen sich die Beispiele, so viel man will, vervielfältigen; denn in den jährlich ausgegebenen Programmen wird stets das Alter der abgehenden Primaner verzeichnet. Die Zahlen schwanken zwischen 18 und 22 Jahren. 18 und 19 Jahre sind bei weitem in der Mehrheit. Eine Ausnahme macht nur der einzige, 1801 geborene Sohn des Marschalls Soult, welcher letztere eine mit Heine's Mutter bekannte Düsseldorferin geheirathet hatte und nach der zweiten Abdankung Napoleons mehrere Jahre als Verbannter in Düsseldorf lebte. Hektor Napoleon Soult, Graf von Dalmatien, wird Ostern 1816 in die zweite Klasse aufgenommen und schon im August 1817 für die Universität entlassen, nachdem er bei der Feier eine Rede: „Quid Europae gentes debeant Romanis“ gehalten hatte. Der frühzeitige Abgang mag mit der Nationalität und der Würde seines Vaters zusammenhängen; auch war er nach seinen Zeugnissen ein ungewöhnlich begabter Knabe.

Das Ergebniß dieser Zusammenstellung spricht nun, ich denke, unzweideutig. Es spricht dafür, daß Heine, der je für die eigentlichen Gymnasialfächer niemals eine außergewöhnliche Begabung zeigte, 1812—1813 in der philosophischen Klasse des Lyceums, dem Alter seiner Mitschüler entsprechend, aber noch immer verhältnißmäßig jung, wenigstens 14 bis 15 Jahre zählte, daß er also nicht 1799, sondern 1797 geboren war. Ganz damit im Einklange äußert er einmal im Gespräche mit Adolf Stahr, er habe schon mit 14 Jahren die philosophischen Stunden Schallmayers mitbesucht (Stahr, Zwei Monate in Paris, II, S. 334). Er setzt hinzu: der mit seinem Vater befreundete Rektor Schallmayer habe dies „durch allerhand Kunstgriffe“ möglich gemacht. Daraus würde, wenn man die Aeußerung streng nach dem Buchstaben nähme, sogar folgen, daß Heine mit 14 Jahren noch nicht in der philosophischen Klasse gewesen sei; denn im anderen Falle wären keine Kunstgriffe nöthig gewesen, ihm das zu erwirken, was ihm schon von Rechts wegen zustand. In Wahrheit zählte er aber, wenn er am 13. Dezember 1797 geboren war, in den letzten Monaten des Jahres 1812 gerade 14 Jahre.[1])

Schwieriger ist es, mit einer anderen Frage sich abzufinden. Wann hat Heine das Gymnasium verlassen? Sie ist, wenn nicht für den Anfang, doch für den Verlauf seiner Biographie von einiger Wichtigkeit. Man könnte denken: bereits im August 1813; denn Heine befand sich damals in der obersten Klasse, und in den späteren Programmen folgen seit 1816 regelmäßig den angekündigten Prüfungen die Entlassungen zur Universität. Aber Heine hätte dann bis zur Uebersiedelung nach Hamburg beinahe 3 Jahre verloren, und ein so energischer Direktor, wie Kortüm, wird ihm und seiner Mutter schon deutlich gemacht haben, daß der höchstens 15jährige Knabe, wenn er anders für die Universität sich ausreichend vorbilden wollte, an dem eben damals unter strengere Zucht gestellten Unterricht noch ferner theilnehmen müsse. Ernstlich können nur 1814 und 1815 in Betracht kommen. Leider fehlt für diese beiden Jahre eine ausreichende amtliche Er-

[1]) Der Güte des Hrn. Asbach verdanke ich, als der oben stehende Aufsatz schon gedruckt war, die Kenntniß eines eben von ihm aufgefundenen „Verzeichnisses der Ehrenbücher“, welche am 21. September 1811 — ohne Zweifel beim Schlusse eines Schuljahres — ausgetheilt wurden. Das Lyceum zählte damals, und nach dem Programm von 1810 auch im Jahre vorher, nicht 6, sondern, wie das alte kurfürstliche Gymnasium, nur 4 Klassen: eine obere, mittlere, untere oder darbietende und eine Vorbereitungsklasse. Die philosophische Klasse erscheint erst in dem Programm von 1812. Unter den Prämiirten der „oberen Klasse“ begegnet man den meisten Schülern, die in dem Programm von 1813 als Mitschüler Heine's in der philosophischen Klasse genannt werden, nämlich: Dilges, Baasel, Hellingrath, Sommers, Beesen, Lottner, Nolden. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß auch Heine im September 1811 diese Klasse zurückgelegt hatte. Ein neues Anzeichen, daß sein Geburtstag nicht auf den 13. Dezember 1799 fällt. Denn ein 10—11jähriger Knabe hätte sich dann in einer Klasse befunden, in welcher, nach Angabe des Programms für 1810, neben der Poetik und Rhetorik die Psychologie von Schallmayer sehr eingehend behandelt wurde. Daß von den freigebig ausgetheilten „Ehrenbüchern“ kein einziges an Heine fiel, ist zudem kein Anzeichen, daß er unter den Schülern sich besonders hervorgethan hätte. Nach dem jetzt vorliegenden „Verzeichniß“ läßt sich auch der Zeitpunkt, an welchem Heine in das Lyceum eintrat, mit einiger Sicherheit bestimmen. In seinem Promotionsgesuch gibt er an, er habe alle Klassen des Gymnasiums durchgemacht — omnes gymnasii classes percurrebam. Wenn er also von 1810—1811 in der oberen, oder dem unten gezählt, 4. Klasse sich befand, so wird er drei Jahre früher, also 1807, in das Lyceum eingetreten sein. Daß auch dadurch der Geburtstag zu Ende des Jahres 1799 so gut wie ausgeschlossen wird, bedarf nicht des Beweises.

klärung. Das Programm, durch welches Kortüm „zur öffentlichen Prüfung am 25. und 26. August 1814“ einladet, enthält nach einer kurzen Einleitung (S. 7) ein wesentlich erweitertes „Verzeichniß der Lektionen vom Januar bis September 1814“. Dem Unterricht in der griechischen Sprache werden z. B. neben dem Elementarbuch von Jacobs in drei Klassen die ersten Gesänge der Odyssee und der Ilias, Xenophons Anabasis und der Philoktetes des Sophokles zugrunde gelegt. Dann folgt die „Ordnung“ der bei der Prüfung „vorkommenden Lektionen“ und zum Schluß eine Reihe von „deklamatorischen Uebungen“. Heine's Freund, Christian Sethe, spricht unter anderem „in einer von ihm verfertigten Rede de historiae usu ac praestantia“, Heine's Mitschüler August Lottner „in einer von ihm selbst verfertigten Rede über die Vaterlandsliebe“. Ein Verzeichniß der Schüler, wie es in dem Programm für 1813 erscheint, findet sich aber ebensowenig wie ein Verzeichniß der zur Universität Entlassenen, wenn überhaupt eine solche Entlassung in diesem Jahre stattfand. Ob das Vermißte, wenn es sich fände, über Heine's persönliche Verhältnisse Aufschluß gäbe? Es ist möglich, aber keineswegs gewiß! Denn da er 1819 in Bonn vor der Zulassung zur Universität noch eine Prüfung zu bestehen hatte, so muß man vermuthen, daß er ohne eigentliches Abgangszeugniß das Gymnasium verließ. Dafür, daß dies 1814 geschehen sei, spricht die von der Bonner Immatrikulationskommission 1819 seinem Namen beigefügte Bemerkung: „war bis 1814 auf der Schule zu Düsseldorf“. In dem Promotionsgesuch, das er am 26. April 1825 an die juristische Fakultät in Göttingen richtete, erzählt er dagegen, er habe das Gymnasium verlassen beim Herannahen des zweiten französischen Kriegs, als die oberste Klasse beinahe aller ihrer Schüler beraubt worden sei, von denen der größte Theil, unter ihnen er selbst, dem Vaterlande seine Dienste angeboten habe. Diese Erzählung erhält eine erhöhte Wahrscheinlichkeit dadurch, daß nach der summarischen Uebersicht des Programms für 1815 in der 1. und 2. Klasse zusammen nur 11 Schüler, in der 3., 4. und 5. je 26, in der 6. 33 Schüler sich befanden. Dazu kommt noch, daß ein Jugendgedicht: „Die Wünnebergiade“, sich dem ersten Eindruck nach durchaus als Erzeugniß eines Gymnasialschülers darstellt. Heine schildert in zwei kurzen Gesängen in jenen reimlosen Trochäen, die er später im Atta Troll und in anderen Gedichten so meisterhaft zu verwenden wußte, wie ein junger Mensch Namens Ferdinand Wünneberg aus Lethmate bei Iserlohn von seinen Eltern auf das Lyceum nach Düsseldorf geschickt wird, um unter Leitung der dem Vater befreundeten Lehrer Asthöver und Dahmen Theologie zu studiren. Der Held wird in Gestalt eines Schweinchens aufgeführt, welches so behend im Mist herumpurzelt und auf den Hinterpfötchen hüpft, daß „Zernial Dreck dagegen ist“. Diese und andere Proben des Witzes gehen nicht gerade über den Horizont eines Gymnasialschülers hinaus, obgleich das Gedicht im übrigen schon ein Talent, ja das eigentlich Heine'sche Talent verräth. Es gehört aber unzweifelhaft in das Jahr 1815; denn Wünneberg findet erst Neujahr 1815 16jährig in der zweiten Klasse des Gymnasiums Aufnahme, und Zernial wird erst im Frühling 1815 erwähnt. Man hatte sich damals, um einen Turnlehrer zu erhalten, an den Turnvater Friedrich Ludwig Jahn nach Berlin gewandt. Dieser antwortet am 11. April 1815: „Für Düsseldorf ist bis jetzt noch ein Lehrer zu haben, wenn Ihr Euch bald erklärt. Es ist ein junger, 17jähriger Gymnasiast, der über 3 Jahre hier mitgeturnt hat und mit Ehren in Prima eines hiesigen Gymnasiums gesessen. Zernial ist sein Name; er weiß mit kleinen Kindern und großen Knaben umzugehen.“ Zernial wurde darauf in die erste Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums aufgenommen und zugleich zum Vorturner ernannt.

Befremden kann es, daß in dem Gedicht der Vater seinen Sprößling den Lehrern Asthöver und Dahmen anvertrauen will, da Asthöver schon am 16. Dez. 1813, Dahmen bei der Neuordnung des Gymnasiums am 18. Jan. 1814 entlassen war. Aber darin liegt kein unlöslicher Widerspruch, der die Entstehungszeit der Wünnebergiade zweifelhaft machen könnte. Wäre sie also wirklich von einem Gymnasialschüler verfaßt, so müßte Heine 1815 noch auf dem Gymnasium gewesen sein.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, welchen Einfluß der neue Lehrplan, demgemäß die Schüler je 2 Jahre in Sekunda und Prima blieben, auf Heine's Studiengang ausüben konnte oder ausgeübt hat. Das Programm von 1815 und einige Daten bezüglich der 1813 in einer jüngeren Klasse des Lyceums erwähnten Schüler legen nur die Vermuthung nahe, daß es mit dem gewöhnlichen Verlauf nicht im Widerspruch stände, wenn Heine das Gymnasium im Frühling oder im Herbst 1815 verlassen hätte. So wird Sethe — 1813 in der ersten Klasse, also 1 Jahr hinter Heine, — im Herbst 1816 entlassen, Pelmann — 1813 in der zweiten Klasse, 2 Jahre hinter Heine — 1817, Daniels — 1813 in der dritten Klasse, also 3 Jahre hinter Heine — 1818. Daß August Lottner, Heine's Mitschüler in der philosophischen Klasse, am 25. August 1814 bei der öffentlichen Prüfung noch eine Rede hielt, wurde schon erwähnt. Eine bestimmte Entscheidung für Heine's Abgang wird freilich durch alle diese Daten doch nicht gewonnen. Dagegen spricht wieder die Angabe, Heine habe sich im Frühjahr 1815 für den Kriegsdienst gemeldet, für das Geburtsjahr 1797, denn ein Anerbieten dieser Art schickt sich doch besser für einen 17jährigen, als einen 15jährigen. Ueberblickt man dann das auf den vorhergehenden Seiten Zusammengestellte, so muß es schon für sich allein die Waagschale zugunsten von 1797 neigen, und vereinigt man damit, was in der Seufferschen Vierteljahrsschrift 1891 von Ernst Elster, in der „Deutschen Rundschau“ von mir ausgeführt wurde, so scheint kaum noch ein Zweifel möglich, daß Heinrich Heine nicht 1799, sondern 1797 zur Welt kam.

* * *

Gerade als die vorstehenden Zeilen sich im Druck befanden, erhielt ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ vom 19. Mai den Aufsatz: „Nach dem Jubiläum“ von Ernst Elster, dem hochverdienten Heine-Forscher, mit dem ich in allem, was Heine betrifft, so gern übereinstimme. Von seinen Bemerkungen über die neueste Heine-Literatur wendet sich diesmal die erste gegen den Hauptpunkt meiner Abhandlung in der Rundschau. Wenn ich die falsche Angabe des Geburtsjahres dadurch erklärte, daß man 1816 dem 18jährigen Heine die Auswanderung ermöglichen oder erleichtern wollte, so hält Elster an seiner früheren Meinung fest, man habe Heine im Jahre 1815 durch eine Fälschung dem Kriegsdienste gegen Napoleon entziehen wollen und deßhalb sein Geburtsjahr von 1797 auf 1799 herabgesetzt. Aber seine Gründe haben mich nicht überzeugt. Es ist allerdings nicht unmöglich, und ich habe aus den gesetzlichen Bestimmungen jener Zeit eingehend nachgewiesen, daß Heine durch den königlichen Aufruf aus Wien vom 15. Mai 1815, der die jungen Männer vom vollendeten 17. Jahre an zum Landsturm berief, betroffen werden konnte. Aber für ganz unwahrscheinlich, wenn nicht für unmöglich halte ich, daß in der kurzen Zeit von dem Bekanntwerden des Aufrufs bis zum Siege bei Waterloo am 18. Juni, also in etwa 3 Wochen, der Landsturm der Rheinprovinz in der Weise organisirt werden konnte, daß er auf Gymnasialschüler sich erstreckt und ihre Eltern

zur Fälschung des Geburtsjahres veranlaßt hätte. Weiter müßte es doch befremden, wenn Heine, der laut seines Promotionsgesuches sich 1815 freiwillig für den Kriegsdienst meldete, sogar eine Fälschung nicht gescheut hätte, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen. Und abgesehen von diesem Widerspruch, bedenke man nur, welchen Eindruck es gemacht haben würde, wenn von den Schülern einer Gymnasialklasse, die gemeiniglich von den gegenseitigen Altersverhältnissen sehr gut unterrichtet sind, der eine durch grobe Fälschung seines Geburtsjahres eine patriotische Pflicht von sich abgeschüttelt hätte. Ich glaube dieser eine Gedanke genügt, um die Fälschung im Jahre 1815 beinahe außer Frage zu stellen. Uebrigens bin ich der Meinung, daß jene Meldung einer ganzen Gymnasialklasse, von welcher Heine redet, gar nicht unter besonderen gesetzlichen Förmlichkeiten und gar nicht infolge des Aufrufs vom 15. Mai oder nach demselben geschah. Nach aller Wahrscheinlichkeit handelt es sich um eine patriotische Aufwallung und ein freiwilliges Anerbieten. Der Grund, den Elster gegen meine Erklärung anführt: Heine habe, wenn er 1815 das echte Geburtsjahr nannte, nicht 1816 ein falsches nennen können, verliert deßhalb das Gewicht. Heine brauchte 1815 mit der Militärbehörde gar nicht in nähere Beziehung zu treten und gar keine Jahreszahl anzugeben. Und wie sonderbar, wenn man nach Elsters Ansicht den 17jährigen Heine 1815 um 2 Jahre jünger, also die Fälschung recht auffallend gemacht hätte, da doch 1 Jahr hinreichte, um ihn unter das landsturmpflichtige Alter herabzusetzen. Endlich schreibt er selbst am 3. Nov. 1851, die Veränderung sei geschehen, nicht um ihn dem Kriegsdienst gegen Napoleon, sondern dem preußischen Militärdienst zu entziehen. Der letztere Zweck würde aber durch das von Elster angenommene Mittel gar nicht erreicht worden sein, sondern nur eine Verschiebung der Dienstzeit, und es bliebe nach wie vor unerklärlich, warum Heine während seiner ganzen Jugendzeit sich niemals vor den preußischen Militärbehörden verantworten mußte. Alle diese Schwierigkeiten fallen weg durch die Annahme, daß er durch Auswanderung der Militärpflicht für immer enthoben wurde. Daß die Nichtbeachtung des gesetzlichen Termins von 16 Jahren für das Auswanderungsgesuch die unangenehmsten Folgen nach sich zog, dafür könnte ich noch aus neuerer Zeit aus meinem Bekanntenkreise mehr als ein Beispiel anführen. Gewiß waren sie Grund genug, eine Veränderung wünschenswerth zu machen, die zudem nicht entfernt einen so gehässigen Charakter trug, wie die von Elster für 1815 behauptete Fälschung. Nimmt man noch hinzu, daß der oben erwähnte, von Professor Kaufmann veröffentlichte Paß den Beweis der wirklich erfolgten Auswanderung enthält, so glaube ich für meine Ansicht wenn nicht Gewißheit, doch weit größere Wahrscheinlichkeit als für die von Elster festgehaltene ansprechen zu dürfen. Umsomehr freut es mich, in der Hauptsache bezüglich des Geburtsjahres mit Elster übereinzustimmen. Ihm bleibt das Verdienst, die Ansicht, für welche, so viel mir bekannt, zuerst Strodtmann in der „Deutschen Rundschau" 1877, Bd. 11, S. 93 eine Anzahl von Gründen zusammenstellte, in dem trefflichen Aufsatz der Seuffert'schen Vierteljahrsschrift scharfsinnig und für Viele mit überzeugender Klarheit dargelegt zu haben.

H. Hüffer.

Statistik der französischen Presse.

Eine exakte Untersuchung über die Preßverhältnisse eines Landes, die sich nicht mit allgemeinen Beobachtungen begnügen will, ist schon an und für sich eine schwierige Sache. Aber abgesehen davon, daß das vorhandene, zu verarbeitende Material selten von einem Einzelnen ganz zu übersehen ist, verändert sich dieses Material auch noch so oft, befindet sich in einem stetigen Auf- und Absteigen, daß eine Zeitungsstatistik niemals ganz zuverlässig sein wird. Dennoch wird schon eine annähernd richtige Darstellung dieses Stoffs willkommen sein, und wir sind froh, wenn wir nur für eine solche das Material finden. Kürzlich veröffentlichten die Conrad'schen Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik einen Aufsatz des Verfassers über die Zahlenverhältnisse im deutschen Zeitungswesen, der sich auf die Annoncenkataloge unsrer großen Annoncenbureaux stützte; die nachfolgenden Zeilen nun beschäftigen sich mit der französischen Presse und fußen auf ähnlichen, an Ort und Stelle geschöpften Angaben. Dabei werden wir vor allem auf die Unterschiede zwischen den Preßverhältnissen der beiden Länder aufmerksam machen müssen, um die Aufgabe für uns einigermaßen interessant zu gestalten.

Im Jahre 1897 existirten im europäischen Frankreich — nur dieses ist behandelt — 2107 Zeitungen. Das macht auf je 17,800 Einwohner eine Zeitung. Diese Zahl weicht natürlich für die einzelnen Departements je nach der Art und Weise ihrer Bevölkerung und nach der Beschäftigung der letzteren bald nach oben, bald nach unten erheblich ab. Da ich jedoch über die Auflagehöhe der französischen Zeitungen nicht das mindeste Zuverlässige habe ermitteln können, so ist das bloße Verhältniß von Zeitungsanzahl und Bevölkerungsziffer kein klarer Maßstab. Hiezu ist es geeigneter, wenn wir die Zahl der Zeitungsverlagsorte zu der Gesammtzahl der Kommunen in Beziehung setzen. Es ergibt sich nämlich das überraschende Faktum, daß Frankreich alles in allem nur 588 Zeitungsverlagsorte aufweist = noch nicht 1.7 % aller seiner Kommunen. In Deutschland dagegen kommt eine Zeitung bereits auf 15,354 Einwohner und die Zahl seiner Zeitungsverlagsorte beträgt 1884. Die Zahlen der französischen Presse bezüglich der einzelnen Departements ins einzelne zu verfolgen, hat wenig Interesse. Es entspricht nur den natürlichen Verhältnissen, wenn z. B. die Landes verhältnißmäßig zeitungsarm sind, während das Departement der Seealpen mit seinem kolossalen Fremdenverkehr bereits auf 6800 Einwohner eine Zeitung zählt. Reich an Zeitungen sind ferner vor allem die industriellen Bezirke an der Nordküste, sowie an der unteren Seine und überhaupt die Gebiete der Mündungen größerer Flüsse, so um Bordeaux und Marseille.

Aber wie in den übrigen, so kann man auch in allen diesen genannten Gebieten eine Erscheinung beobachten, welche der französischen Presse eigenthümlich zu sein scheint, und die auch bereits durch die oben konstatirte niedrige Zahl von nur 588 Zeitungsverlagsorten angedeutet wird, nämlich die Konzentration der Presse auf einige wenige Punkte. Einige willkürlich herausgegriffene Beispiele werden dies näher erläutern. Das Departement Doubs besitzt 638 Kommunen, wovon aber nur in 4 Zeitungen erscheinen. Die Anzahl der letzteren beträgt 13, von denen wiederum allein 8 in Besançon erscheinen. Das Departement der Charente besitzt 426 Kommunen, 20 Zeitungen, aber nur 5 Zeitungsverlagsorte, und zwar erscheinen allein in Angoulême 8, in Cognac 5 und in Barbezieux 3 Zeitungen. Das Departement der Hoch-Pyrenäen besitzt 480 Kommunen, 15 Zeitungen und 5 Zeitungsverlagsorte, von denen Tarbes allein 8 herausgibt. Diese Beispiele könnten ad libitum fortgesetzt werden und zeigen auf das deutlichste, daß die französische Presse keine weitverzweigte selbständige Industrie ist wie in Deutschland, sondern sich auf gewisse isolirte Hauptpunkte konzentrirt. Diese Ansicht wird noch bestärkt, wenn wir in Betracht ziehen, daß von den 2107 Zeitungen Frankreichs nicht weniger als 211, also 10 % auf Paris allein fallen, eine im Verhältniß zur deutschen Zeitungsindustrie unerhörte Zahl. Dabei scheint die Auflagehöhe der Provinzialblätter so besonders große Ziffern auch nicht zu erreichen, obschon ich Gewisses hierüber, wie bereits angeführt, nicht habe erfahren können. Doch wird gelegentlich eine Auflagehöhe von 5000 selbst von bedeutenderen Zeitungen der Departements schon als etwas besonderes angeführt. Diese Thatsache nimmt auch nicht wunder, wenn man sieht, wie Pariser Blätter ihre Auflage auf

1, 2 und selbst 4 Millionen Exemplare angeben, wobei dann ja die Provinz doch einen beträchtlichen Abnehmerkreis stellen müßte. Freilich dürfte man gut thun, sich diesen Zahlen gegenüber etwas skeptisch zu verhalten. Wenn bei einer Gesammtbevölkerung von noch nicht 38 Mill. Einwohnern, Weiber und Kinder eingeschlossen, vier oder fünf Pariser Blätter bereits zusammen eine Auflage zu besitzen vorgeben, welche ein Viertel dieser Zahl erreicht, so geht das, wenn man noch die haarsträubenden Zahlen der anderen Zeitungen hört, auch dem ungebildetsten Mitteleuropäer über die Hutschnur. Nichtsdestoweniger kann nicht geleugnet werden, daß das Pariser Zeitungszentrum nach ganz Frankreich seine Strahlen aussendet. Ein weiterer Beleg für die Konzentration der französischen Zeitungsindustrie ist der, daß 23 Orte 10 und mehr Zeitungen verlegen und 61 Orte 6—9 Zeitungen besitzen. Beachtet man nun ferner noch, daß nur ein verschwindend kleiner Theil der französischen Presse sich als „indépendant" bezeichnet, vielmehr der weitaus größere Theil derselben ausgesprochenen Parteiinteressen huldigt, so läßt sich nach allen in diesem ersten Theile unsrer Beobachtungen gemachten Erfahrungen das Urtheil rechtfertigen, daß die französische Presse eine der wichtigsten Aufgaben des Zeitungswesens nur sehr mangelhaft erfüllt, nämlich die, den wirthschaftlichen Interessen nicht nur des ganzen Volks, sondern der einzelnen lokalen Kreise und örtlich begrenzten Volksgruppen zu dienen. Gerade die lokalen wirthschaftlichen Funktionen, welche die weitverästelte deutsche Zeitungsindustrie auf das vortrefflichste versieht, sind dem französischen Zeitungswesen nicht eigen.

Es ist mir ferner gelungen, die Periodizität der französischen Presse in ziemlicher Vollständigkeit festzustellen. Von den 2107 Zeitungen blieb mir die Häufigkeit des wochentlichen Erscheinens nur bei 42 Zeitungen unbekannt. Es erschienen einmal wöchentlich 1260, zweimal wöchentlich 277 und dreimal wöchentlich 144 Zeitungen; 4 Zeitungen erschienen einen und den anderen Tag, 3 Zeitungen viermal in der Woche, 33 sechsmal und 344 täglich, auch Sonntags. Lassen wir die 42 Zeitungen mit unbekannter Periodizität unberücksichtigt, so lauten die betreffenden Angaben in Verhältnißzahlen folgendermaßen: Es erschienen von den französischen Zeitungen wöchentlich

einmal	61.01 %
zweimal	13.40 %
drei- bis viermal . .	7.30 %
sechsmal	1.59 %
täglich	16.70 %

Was zuerst ins Auge springt, ist die außerordentlich hohe Zahl der nur einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen und alsdann die Zahl der täglich, auch Sonntags, erscheinenden Blätter. Die letztere Zahl erklärt sich dadurch, daß die französische Presse keiner Sonntagsruhe unterworfen ist. Zur Erörterung der ersten Zahl ist es interessant, die betreffenden Ziffern der deutschen Zeitungsstatistik heranzuziehen. In Deutschland erscheinen von Zeitungen wöchentlich

einmal	11.00 %
zweimal	19.59 %
drei- bis fünfmal . .	33.53 %
sechsmal	30.68 %
täglich	5.20 %

Der Antheil der einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen ist hienach in den beiden Ländern ganz verschieden. In Frankreich scheint das Schwergewicht der Presse mit nahezu zwei Dritteln aller Blätter auf den einmal wöchentlich ausgegebenen Zeitungen zu ruhen, während die sechs- und mehrmal erscheinenden noch nicht ein Fünftel ausmachen. In Deutschland dagegen machen die drei- bis fünfmal erscheinenden Blätter ein Drittel, die ein- und zweimal erscheinenden ein zweites schwaches Drittel, die sechs- und mehrmal erscheinenden aber das letzte stärkste Drittel aus. Das sind entschieden gesündere Verhältnisse als in Frankreich. Beachtenswerth ist es ferner noch, daß unter den täglich erscheinenden französischen Blättern kaum 5 sich befinden, die mehr als einmal täglich ausgegeben werden, wogegen diese Zahl in Deutschland doch mehr als 90 beträgt.

Etwas günstiger als für Frankreich insgesammt liegen die Verhältnisse natürlich in Paris, der Pressemetropole. Von den 211 Zeitungen in Paris erscheinen zwar auch immerhin noch 119 nur einmal in der Woche, dafür aber 82 Blätter täglich, also noch einmal so viel wie in Berlin, wenn wir daselbst, mit Rücksicht auf die Sonntagsruhe, die sechsmal ausgegebenen Blätter als tägliche ansehen. Es spaltet sich demnach die gesammte Pariser Presse in eine Tages- und eine Wochenpresse, wobei aber nie zu vergessen ist, daß auch diese Wochenpresse den Charakter der Zeitung trägt und sich nicht etwa aus literarischen und Fachzeitschriften zusammensetzt. Es scheint mir dieses starke Hervortreten der nur einmal wöchentlich erscheinenden Blätter eine der Haupteigenthümlichkeiten der französischen Presse zu sein.

Schließlich wird noch ein Vergleich der Zeitungspreise beider Länder von Interesse sein. Da in Frankreich der Einzelverkauf der Zeitungen vorherrscht, so war es mir unmöglich, die Abonnementspreise zu ermitteln, vielmehr mußte ich mich mit den Einzelpreisen per Nummer begnügen, die mir bei 97.63 Proz. aller Blätter bekannt waren. Danach kostete von 2107 Exemplaren bei 1133 die einzelne Nummer 1 Sous (= 5 Centimes), bei 781 2 Sous, bei 111 3 Sous. Im deutschen Zeitungswesen beträgt der durchschnittliche Abonnementspreis einer Zeitung M. 5.20 jährlich. Da aber hier alle Zeitungen ohne Rücksicht auf die Periodizität mitgezählt sind, so wird es vortheilhafter sein, wenn wir die sechsmal wöchentlich ausgegebene Zeitung zum Vergleich heranziehen. Diese kostet in Deutschland durchschnittlich 12 Pf. die Woche im Abonnement, also 2 Pf. für die einzelne Nummer. Berücksichtigt man, daß das Abonnement in Frankreich die minder gebräuchliche Form ist und daß, um den Einzelverkauf zu begünstigen, das Abonnement im Verhältniß zu diesem keine großen Ermäßigungen im Preise gewährt, so fällt auch dieser letzte Vergleich zwischen beiden Ländern zu ungunsten Frankreichs aus. Zur Bekräftigung des eben angeführten Faktums diene noch die Thatsache, daß ich eine Reihe von Zeitungen gesehen habe, bei denen der Bezug im Abonnement theurer zu stehen kommt als im Einzelverkauf.

Das so oft der deutschen Zeitungsindustrie vorgehaltene Bild der französischen Presse verblaßt nach unsern Untersuchungen beträchtlich. Mag die Konzentration des französischen Zeitungswesens in politischer Hinsicht immerhin von Nutzen sein, in kultureller und wirthschaftlicher ist sie es keinesfalls. Hier erfüllt die deutsche Presse ihre Aufgaben entschieden vollständiger und besser. Ob aber die französische Journalistik der deutschen überlegen ist, das vermag die vorliegende Arbeit nicht zu entscheiden. Doch möchte ich auch daran zweifeln.

Schlachtensee. Hjalmar Schacht.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In dem in Nr. 122 enthaltenen Artikel „Die Ergebnisse des Madrider Hygienekongresses" muß es in dem Vortrag des Dr. Muñaz (Madrid) über die Bekämpfung der Lungentuberkulose heißen: „Er betont, daß die Wissenschaft in dem Creosot und seinen Verbindungen einen kräftigen Hülfsfaktor zur Bekämpfung der Tuberkulose besitzt und daß er namentlich seit mehreren Jahren mit dem Creotal und Guajacol-Carbonat, zwei leicht assimilirbaren und sogar den Appetit fördernden Creosotpräparaten, äußerst günstige Erfolge erzielt hat."

H. S. *Prince Nicolas D. Ghika:* Cinq mois au pays des Samalis. Suivi de la faune somalie et d'une liste des plantes décrites par G. Schweinfurth et G. Volkens. Avec 1 carte et 27 illustrations d'après les photographies de l'auteur. Bâle et Genève, Georg & Co. 1898 (VI und 223 S. Preis geb. 12 M.). — Die Somalhalbinsel, die noch vor 15 Jahren als nahezu unzugänglich galt, ist heute von einem

ziemlich dichten Netz von Routen überzogen und ihr topographisches Bild kann in großen Zügen als festgelegt erachtet werden. Das Verdienst, die ersten tiefen Breschen von Norden her in das gefährliche Land hineingelegt und ihm den Nimbus der Unnahbarkeit genommen zu haben, gebührt Jägern, die das erstaunlich wildreiche Ostharn Afrika's gelockt hatte. Dann folgten die wissenschaftlichen Reisenden. Aber nicht allein als Pioniere haben diese auf Löwen und Dickhäuter versessene Männer Bedeutung erlangt; die meisten waren vielmehr in der Lage, der Wissenschaft positive Dienste zu leisten und für die Karte jener Länder sehr werthvolle Beiträge zu liefern — und so behaupten sich denn neben Forschern wie D. Smith, Böttega, Ruspali, Paulitschke u. A. die Namen von Jägern, wie der beiden Swayne, Graf Hoyos, des Fürsten Czetwertinski und der beiden Fürsten Ghika mit allen Ehren. Die Jagdexkursion der letzten Beiden fällt in die Zeit von Oktober 1895 bis Februar 1896 und wird in dem vorliegenden Buche beschrieben. Vater und Sohn waren erfolgreiche Jäger, und der Sohn, Nicolas, tritt mit einer Jagd- und Reiseschilderung vor die Oeffentlichkeit. Ausgangs- und Endpunkt der Reise war Berbera. Zunächst ging es westsüdwestwärts bis Djigdjiga in der Nähe von Harar; von da den Dscheref, einen Quellarm des Faf, hinauf; dann durch das westliche Ogaden und die ungemein wildreiche, aber unbewohnte Landschaft Burko, wo man die höchste Spitze des Dschigogebirges (Caral-Spitze) bestieg und zu 1370 m Meereshöhe bestimmte; weiter südlich wurde der Webi Schebeli gekreuzt und die Wasserscheide zu Djuba überschritten. Der südlichste Punkt der Route liegt unter 5° n. Br., sie führte also bis ins Herz der Halbinsel. Ein weiteres Vordringen lag nicht im Plane; man kehrte also wieder um und durchzog etwas östlicher, als auf der Hinreise, auf einer nahezu in ihrer ganzen Ausdehnung — 400 km — völlig neuen Wegstrecke das zentrale Ogaden und die bisher unbekannte Landschaft Haud. Es war die erste rumänische Afrikaexpedition. Die geographischen Resultate dieser Jagdexkursion — die Aufnahmen, die Höhen- und Temperaturmessungen und eine kurze Beschreibung der durchzogenen Gebiete —, sowie ein Abriß der sanitigen wissenschaftlichen Ergebnisse sind bereits 1896 von Prof. Paulitschke in „Petermanns Mittheilungen" (S. 245 fg. mit Karte) bekanntgegeben worden; das vorliegende Buch fügt sie in den Rahmen der Reiseschilderungen ein. Der Verfasser bemerkt im Vorwort ausdrücklich, daß die Expedition in allererster Linie Jagdzwecke verfolgen wollte. Das muß man bei der Beurtheilung im Auge behalten, und darum läßt sich gegen die ausführliche Erzählung der vielen Jagdabenteuer nichts einwenden. Aber auch der Geograph wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Fürst Ghika gibt in knappen, treffenden Sätzen eine Charakteristik der Landschaft und der topographischen Objekte und vermittelt dem Leser recht geschickt die Ergebnisse allgemeiner Art. Nur die Beschreibung der Rückreise hätte ein wenig eingehender ausfallen können, denn sie führte fast ausschließlich durch unbekanntes Land. Der Abschnitt über die Thierwelt des Somallandes und das Kapitel über die Somal, so weit es auf eigenen Beobachtungen beruht, bieten trotz ihrer Kürze manches Neue. Die gesammelten Pflanzen haben Prof. Dr. Schweinfurth und Prof. Dr. Volkens bearbeitet, die vortreffliche Karte ist eine Erweiterung der erwähnten Karte in „Petermanns Mittheilungen" auf den doppelten Maßstab von 1:1,000,000. Sie enthält viel Detail, denn die Reisenden haben ihre Route sehr sorgsam aufgenommen. Von den schönen Photographien, mit denen das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch geschmückt ist, stellt die Mehrzahl erlegte Thiere dar, doch finden sich auch einige gute Landschaftsbilder. Freunde des Waidwerkes werden an dem Werke gewiß ihre helle Freude haben, es sei ihnen daher empfohlen.

* Prof. Ramsay in London, dem wichtige Beiträge zur Kenntniß der neuen Elemente Argon und Helium zu verdanken sind, hat in der Luft ein neues Element entdeckt, das er als „Kryptan" bezeichnet. Er erhielt das neue Gas, wie der „Voss. Ztg." berichtet wird, durch Verdampfung von 750 ccm flüssiger Luft bis auf einen geringen Rest. Die flüssige Luft war in dem von Hompson erfundenen Generator hergestellt worden. In dem Rest befand sich eine gewisse Menge Argon, zugleich aber noch ein anderes Gas. Es bereitete Ramsay keine große Schwierigkeit, das andere Gas als neues Element zu erweisen. Das „Krypton" hat ein schönes Spektrum, eine besonders schöne grüne Linie zwischen den zwei Thalliumlinien und eine gelbe Linie, die fast mit der Heliumlinie D3 zusammenfällt. Sie liegt so weit davon entfernt wie die zwei Natrium-D-Linien. Die Dichtigkeit des Argon enthaltenden „Kryptan" ist 22.5. Welche Dichtigkeit das reine Gas besitzt, ist noch nicht festgestellt. Das „Kryptan" ist einwerthig wie Helium und Argan.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 12. Mai. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Conze las über die in den nächsten Lieferungen der „Attischen Grabreliefs" erscheinenden Darstellungen von sogenannten Todtenmahlen, insoweit sie auf eigentlichen Grabsteinen vorkommen. 2. Hr. Kiepert übersendet eine Mittheilung des Hrn. Prof. Walther Judrich in Marburg: Bericht über eine Reise im nordwestlichen Kleinasien, zu welcher demselben eine Unterstützung seitens der Akademie gewährt worden ist. 3. Hr. Dümmler überreichte Lieferung 2, Bd. II der mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Regesta imperii XI: Die Urkunden Kaiser Sigmunds 1410—1437, verzeichnet von Wilhelm Altmann, Innsbruck 1898. 4. Hr. Mommsen legte die Restaurationsentwürfe des Hrn. Baurathes Jacobi in Hamburg vor, nach welchen auf der Saalburg das römische Prätorium wiederhergestellt werden soll und in dem das Limes-Museum und insbesondere die jetzt im Hamburger Badehaus aufbewahrten Saalburger Fundstücke ihren Platz finden werden. — Die Akademie hat den Professor der Zoologie an der Universität München Hrn. Richard Hertwig zum korrespondirenden Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt. — Sitzungen vom 26. Mai. I. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Bahlen. 1. Hr. Tobler legte von einer größeren Arbeit über die Legende des heiligen Julian im Anschluß an früher Vorgetragenes (s. Sitzungsberichte 1897, S. 779) einen anderen Theil vor. Von der bisher ungedruckten, durch den Vortragenden herauszugebenden Fassung der frommen Sage in altfranzösischen Versen des 13. Jahrhunderts wurde der Inhalt angegeben und darauf festzustellen der Versuch gemacht, was von dem Verfasser und der Veranlassung seiner Arbeit, von seinem dichterischen Vermögen, seiner Bildung, seinem Stande und dem Maß seiner Abhängigkeit von einer noch unentdeckten Quellenschrift zu denken sei. Die Vergleichung zweier Stellen des Gedichts mit den entsprechenden der gleichfalls ungedruckten altfranzösischen Prosafassung der nämlichen Legende legte das Urtheil nahe, daß letztere nicht, wie angenommen worden ist, durch einfache Umsetzung aus jenem hervorgegangen sei, sondern entweder durch einen gemeinsamen Ursprung zu ihm in Beziehung stehe oder doch keinesfalls aus ihm allein ihren Inhalt schöpfe. Zu sicheren Ergebnissen bezüglich dieses Verhältnisses wird erst dann zu gelangen sein, wenn die in zahlreichen Handschriften erhaltene Prosafassung besser als aus ganz kurzen Bruchstücken bekannt sein wird. Die der gereimten Erzählung gegenüber den sonst vorliegenden Darstellungen eigenthümlichen Züge wurden hervorgehoben und nach ihrer Bedeutung gewürdigt. 2. Vorgelegt wurde der Prosopographia Imperii Romani Pars III, herausgegeben von P. v. Rohden und H. Dessau. Berol. 1898. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Klein las: Die Anwendung der Methode der Totalreflexion in der Petrographie. 2. Hr. Schwendener legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. Friedrich Johow in Santiago (Chile) vor: Ueber Ornithophilie in der chilenischen Flora. Der Verfasser geht von der bekannten Thatsache aus, daß die in allen amerikanischen Ländern verbreiteten Kolibris oder Schwirrvögel die Blüthen zahlreicher Pflanzen besuchen, um Nahrung daraus zu entnehmen, betont aber zugleich, daß die Kolibris deßhalb noch nicht als Bestäubungsvermittler der betreffenden Pflanzen zu betrachten sind. Er zeigt vielmehr, daß diese Annahme unzutreffend ist. Dagegen hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß die Blüthen von Puya chilensis von dem an den Orten, wo die Pflanze vorkommt, häufigen „Torda", dem chilenischen Staar, bestäubt werden. Die Art,

wie dies geschieht, wird auf Grund eigener Beobachtungen näher beschrieben. 3. Hr. Fuchs legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. S. Gundelfinger in Darmstadt vor: Ueber die Entdeckung der doppelten Periodizität und Jacobi's Antheil daran. Diese Notiz enthält einen Auszug aus einer demnächst zu veröffentlichenden historisch-kritischen Untersuchung des Verfassers über den Antheil Jacobi's an der Entdeckung der Theorie der elliptischen Funktionen. 4. Derselbe legte ferner vor eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Ludwig Schlesinger in Klausenburg: Ueber die Gauß'sche Theorie des arithmetisch-geometrischen Mittels und ihre Beziehungen zur Theorie der elliptischen Modulfunktion. Es werden in dieser Arbeit aus den im Nachloß von Gauß enthaltenen Untersuchungen über das arithmetisch-geometrische Mittel die vollständigen Grundlagen der Theorie der Modulfunktionen entwickelt.

* **München,** 11. Juni. Einen neuen herben Verlust hat die hiesige Gelehrtenwelt gestern erlitten durch den in weiteren Kreisen unvorhergesehenen Tod des Professors der Geschichte an der Technischen Hochschule Dr. Felix Stieve. Wir müssen die Würdigung dieser eigenartigen, frischen und anregenden Gelehrtengestalt, die in der Blüthe der Jahre und aus einer tehnsten, umfassenden Thätigkeit heraus hinweggerafft wurde, einem ausführlichen Nachruf aus Freundesmund überlassen und beschränken uns heute, unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht, den äußeren Lebensgang des Dahingeschiedenen kurz zu skizziren. Stieve wurde am 9. März 1845 zu Münster i. W. als Sohn des damaligen Gymnasialdirektors, späteren vortragenden Raths im preußischen Kultusministerium, Friedrich Stieve, geboren. Seine Universitätsstudien, die er in Breslau begann und auch dort, im Jahre 1867, mit der Doktorpromotion beendete, führten ihn schon damals noch dem Süden Deutschlands, denn den Breslauer Aufenthalt unterbrach er durch einige in Innsbruck und in München absolvirte Semester. Hier in München fesselten ihn vor allem Cornelius, Döllinger und Giesebrecht, durch die seine historischen Studien ihre ganz bestimmte, auf die Geschichte des Wittelsbacher Hauses hinzielende Richtung erhielten. Auch schloß er sich schon damals als älterer Student dem geistig belebten Freundeskreise an, den er in seinem, jüngst in der „Beilage" veröffentlichten warmen Nachruf auf seinen Freund und Fachgenossen Lossen uns eingehend selbst geschildert hat. Die Anknüpfungen, die er hier gewannen, führten ihn denn auch unmittelbar nach abgelegter Doktorpromotion hieher zurück. Er trat im Herbst 1867 als Mitarbeiter an den „Wittelsbacher Korrspondenzen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" bei der Historischen Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften ein, habilitirte sich wenige Jahre nachher als Privatdozent der Geschichte an der Münchener Universität, wurde im Jahre 1878 Mitglied der Akademie und erhielt 1886 den Lehrstuhl für Geschichte an der hiesigen technischen Hochschule. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich alle auf das Gebiet, das er bei der Historischen Kommission bearbeitete. Wir nennen davon vor allem das Werk „Die Politik Bayerns 1591—1607", das als Bd. 4 und 5 der „Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" erschien. Auch den 6. Band dieser letztgenannten Veröffentlichung („Vom Reichstag 1608 bis zur Gründung der Liga") bearbeitete er selbstständig. Vorher waren schon von ihm der 1. Band eines größer angelegten, aber nicht zu Ende geführten Werkes über den „Ursprung des Dreißigjährigen Kriegs" veröffentlicht worden und mehrere kleinere Publikationen über dieselbe Periode erschienen. Später schlossen sich diesen Arbeiten die „Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590 bis 1610" in 7 Theilen und die zweibändige „Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes des Jahres 1526" an. Schon dem äußeren Umfang nach ist dieses historische Lebenswerk Stieve's höchst bedeutend; die Würdigung seines inneren Werthes möge einer eingehenderen Darlegung überlassen werden. Hier sei vorläufig nur noch kurz auf das belebende Element hingewiesen, das die Persönlichkeit Stieve's im Hörsaal sowohl wie in dem Kreise seiner Fachgenossen und seiner zahlreichen Freunde bildete. Ausgestattet mit einer unmittelbaren Beredsamkeit, mit sprudelndem, witzigem Geiste wirkte er überall, wo er auftrat, höchst anregend. Die Verhandlungen des jüngst in Nürnberg abgehaltenen Historikertags, dem er präsidirte, ließen diese Seite seiner Persönlichkeit besonders lebhaft hervortreten. Dazu gesellte sich noch der unbedingt liberale Standpunkt in politischen wie kirchlichen Fragen, den er, wo sich Gelegenheit bot, unerschracken und schlagfertig in der Oeffentlichkeit betonte, um ihn in allen liberalen Kreisen Münchens bekannt zu machen. Die vielfach angefeindete Rede zu dem diesjährigen Geburtstag Bismarcks legte von dieser seiner liberalen und zugleich echt deutschen Gesinnung ein besonders deutlich sprechendes Zeugniß ab. Und sie wird noch lange über das Grab des Dahingeschiedenen hinaus nachklingen. Denn München, und mit unsrer Stadt das große Vaterland, verliert in ihm nicht nur einen bedeutenden Gelehrten, sondern vor allem auch einen hervorragenden und patriotischen Mitbürger.

* **Bonn.** In der Nacht vom 8. zum 9. Juni ist der bekannte Pandektist Prof. Dr. Julius Baron hier plötzlich verschieden. Er war am 1. Januar 1834 zu Festenberg in Schlesien geboren und hatte seine Universitätsstudien in Breslau und Berlin absolvirt. An letzterer Universität wurde er im Jahre 1855 zum Doctor juris promovirt. Nach bestandenem Assessorexamen habilitirte er sich als Privatdozent und verfolgte einige Jahre lang zugleich die praktische und die theoretische Laufbahn als Jurist, die erstere theils am Berliner Stadtgericht, theils im Justizministerium, wo er bei den Arbeiten zur Zivilprozeßordnung beschäftigt wurde. Vom Jahre 1866 an widmete er sich dann allein der akademischen Thätigkeit, wurde 1869 außerordentlicher Professor in Berlin, 1880 ordentlicher Professor in Greifswald. Von 1883 an wirkte er in gleicher Eigenschaft in Bern, bis er 1890 nach Bonn berufen wurde. Er las hier hauptsächlich über Römisches und Preußisches Recht, außerdem über Reichszivilprozeß und Encyklopädie. Seine wissenschaftliche Hauptthätigkeit hat er auf dem Gebiet der Pandekten entfaltet, und sein Lehrbuch der Pandekten, das 1893 bereits in 8. Auflage erschien, erfreute sich großer Verbreitung, namentlich unter den Studirenden. In den letzten Jahren erstreckte sich seine Thätigkeit selbstverständlich in erster Linie auf das neue Bürgerliche Gesetzbuch. Außer zahlreichen Aufsätzen in juristischen Fachzeitschriften und mancherlei wissenschaftlichen Monographien ist noch noch seine „Geschichte des römischen Rechts" (1884) zu nennen. Baron wirkte durch seine Originalität außerordentlich anregend auf seine zahlreichen Schüler und erfreute sich großer Beliebtheit in den Kreisen seiner Mitlehrer. Für die rheinische Universität bedeutet sein jäher Tod einen außerordentlichen Verlust.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Dr. C. W. Schnars
Neuester Schwarzwaldführer.
11. Aufl., unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearb. von Fr. Sachs. Mit 14 Karten und Plänen. In Leinwand geb. 5 M.
Der vollständigste auf eigener Anschauung beruhende Führer durch den Schwarzwald.

Neuester kleiner Schwarzwaldführer
mit besonderer Berücksichtigung von Baden, Freiburg, Konstanz, der Schwarzwald- und Höllenthalbahn und der strategischen Bahnen. 8. Aufl. mit Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearbeitet von Fr. Sachs. Mit einer neuen Karte des Schwarzwaldes. In Leinwand gebunden 2 M.
Enthält alles Nötige für kurze Reisen!

Neue Karte des Schwarzwalds.
Revidiert von Fr. Sachs. In Umschlag 60 Pf. (8576)

Tauchnitz Edition.
June 8, 1898.
A Forgotten Sin.
A new Novel.
By (9282)
Dorothea Gerard.
In 1 vol.

In the Choir of Westminster Abbey.
By
Emma Marshall.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 13. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Cäsar Bulle in München.

Uebersicht.

Edouard Rods Goethe-Buch. Von Sigmund Schott. — Ein Vorläufer Spinoza's. Von B. Münz. — Die altchochdeutschen Glossen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Edouard Rods Goethe-Buch. [1])

Geradezu imponirend wirkt in dem vorliegenden Buch die tiefe Kenntniß Goethe's, die bei einem Ausländer wahrhaft erstaunliche Beherrschung der reichen Goethe-Literatur und des ganzen Zeitalters, die man schon nach den ersten Seiten erkennt. Als wir weiter in den Inhalt eindrangen, da mußten wir uns manchmal fragen, ob denn das ein Buch für ein französisches Publikum ist, das Goethe erst kennen lernen soll, ob es nicht vielmehr Leser voraussetzt, die mit ihrem Gaethe schon gründlich vertraut sind und die es für nützlich halten könnten, ihre eigenen von Jugend auf eingesogenen und weiter entwickelten Meinungen einmal kritisch zu revidiren. Für solche Leser kann das Buch als eine willkommene Ergänzung gegenüber den massenhaften Erzeugnissen kritikloser Goethe-Kults nur begrüßt werden. Es kann da dieselbe Rolle spielen, die Rod in der Goetheschen Dichtung „le dédoublement" nennt, also die eines Carlos, Antonio, Mephistopheles, die der Leidenschaft des Helden gegenüber die kühle Vernunft bilden. Und die Gesammterscheinung Goethe's steht bei uns so fest, daß sein Bild durch die Behandlung, die es bei Rod erfährt, nicht geändert wird, während ein ausländisches Publikum, dem Goethe nicht so sehr ein Theil des eigenen Selbst geworden ist, der Gefahr nicht entgehen dürfte, nach der einseitigen Rod'schen Darstellung eine verzerrte Erscheinung in sich aufzunehmen.

Rod, der seit Jahren in Paris lebt und zu den angesehensten zeitgenössischen Autoren in Frankreich gezählt wird, entstammt der französischen Schweiz. Dort, als Professor an der Genfer Universität, hielt er vor 10 Jahren einen Kursus über Goethe, über den er sich in der Vorrede zu dem vorliegenden Buche etwa folgendermaßen äußert: „Wie Alle, die sich diesem großen Mann nähern, unterlag ich seinem mächtigen Einfluß. Meine Vorlesungen und einige Artikel, die ich damals veröffentlichte, waren der Ausdruck einer rückhaltlosen Begeisterung." Dann ist aber durch einen Besuch in Weimar, neue Lektüre und neues Nachdenken sein Urtheil allmählich beeinflußt und geändert worden. „Goethe ist vielleicht unter allen Schriftstellern derjenige, der die klarste Stellung zu allen Problemen des Daseins eingenommen hat. Es ist also natürlich, daß die Meinungen, die man sich über ihn bildet, sich mit den Erfahrungen der Jahre umgestalten. . . . Nachdem ich vor den Schriften des großen Mannes und dem Leben, das sie abspiegeln, die Freiheit des Urtheils verloren hatte, habe ich sie wieder gefunden und mich bemüht, davon Gebrauch zu machen."

Ergebniß solchen Wiederaufnahmeverfahrens ist das vorliegende Buch, das unabhängige Geister bestimmen will, Goethe's Werke ohne Voreingenommenheit zu prüfen, ihn zu genießen, ohne sich von ihm überwältigen zu lassen, ihn zu bewundern, ohne dabei zu übertreiben.

Wir haben nun den Eindruck gewonnen, daß Rod gerade durch die grenzenlose Bewunderung, die er früher seinem Helden zollte, jetzt dazu gebracht worden sein mag, allzusehr ins gegentheilige Extrem umzuschlagen, daß er jetzt mit einer gewissen Geflissentlichkeit die dunklen Punkte hervorsucht, und wir verstehen es, wenn darum seine Darstellung da und dort auf deutsche Leser den Eindruck der Gehässigkeit machen mag. Es geschieht dies vielleicht in erhöhtem Grade darum, weil das Buch zu einem ausländischen Publikum spricht, weil es ein Fremder ist, der uns da ein Nationalheiligthum antastet. Aber durch alle kritischen Bemerkungen, durch alle heftigen und spöttischen Angriffe erkennen wir doch noch die Bewunderung für den großen Mann, gerade wie Börne, so zornig und feindselig er sich auch gegen Goethe wandte, ihn allerdings nicht liebte, aber seine Größe zu würdigen wußte und ihm hauptsächlich deßhalb grollte, weil der Mann, der so vieles konnte, nicht auch ein Volksmann war.

Es ist nun keineswegs der ganze Goethe, den Rod uns zeigt; nur einzelne seiner Hauptwerke behandelt er mit theilweise sehr treffenden und scharfsinnigen Bemerkungen, theilweise aber auch mit einem gewissen Uebereifer bei Nebensächlichem verweilend. So, wenn er mit großer Gelehrsamkeit nachweist, daß der historische Götz dem Bilde gar nicht entspricht, das Goethe von ihm gemacht hat; daß das Leben am Hofe von Ferrara ganz anders war, als es in Tasso dargestellt wird, daß „Alphonse II., en particulier, ne rappelait en rien le prince humanitaire, sentencieux, modéré, qui donne à Tasse de sages conseils, s'applique à lui rendre la vie agréable, cherche à le guérir de sa misanthropie, montre dans ses propos autant de justesse d'esprit que d'élévation de l'âme. C'était au contraire un rude homme etc.

Hier fühlt man sich förmlich versucht, auszurufen: „Ein großer Aufwand schmählich wird verthan." Rod weiß übrigens selbst ganz genau, daß es auf den Abstand zwischen den Figuren der Dichtung und denen der Geschichte nicht ankommt. Wenn nur jene volles Leben haben. Die künstlerischen Vorzüge des Tasso, die Fülle von Weisheit und Formenschönheit dieses Werkes weiß Rod nicht voll zu würdigen, wenn er sich äußert: Vielleicht wird Tasso noch lange das Lieblingswerk der Metaphysiker wie Kuno Fischer bleiben, einfachen Leuten aber wird es in zunehmendem Grade Mühe machen, daran Vergnügen zu finden. — Gewiß setzt der Genuß des Tasso verfeinerten Geschmack voraus, aber so schlimm, wie Rod es macht, ist es damit doch nicht bestellt. Und der kerndeutsche Götz wird uns lieb und theuer bleiben, mag auch Rod vollauf recht damit haben, wenn er dem Drama die Einheit des Grundgedankens abspricht und in seinem strengen Formensinn den Mangel

[1]) Edouard Rod. Essai sur Goethe. Paris, Perrin & Co. 1898.

an Harmonie zwischen den widerspruchsvollen Empfindungen rügt, die den Dichter erfüllten, „die einen aus der Zeit, dem eigenen Leben entspringend, die anderen in der Geschichte mühsam hervorgesucht". Außer diesen Werken werden noch ausführlich der Werther, die Wahlverwandtschaften („les affinités électives") und der Faust behandelt, und vor allem dasjenige von Goethe's Büchern, in dem man „seinen Geist und sein Herz am besten finden kann und wo man jedenfalls das Bild von ihm findet, in dem er sich selbst der Nachwelt hinterlassen wollte" — seine Memoiren. Diese Memoiren — „Dichtung und Wahrheit" erscheinen dem Verfasser „ein zurechtgemachtes Buch" (une histoire arrangée). Goethe war zur Zeit, da er sie niederschrieb, 60 Jahre alt, konnte auf ein Leben voll reicher Erfolge zurückblicken und hatte nicht mehr die Naivetät der Jugendjahre, die er schildert. Und so ist jenes Memoirenbuch nichts als der geschickte Versuch, sich selbst im hellsten Licht in Scene zu setzen, wofür eben seine verschiedenen Lebensverhältnisse die Belege bieten.

Sein vielgerühmtes Olympierthum ist für Rod nichts als ein hochgradiger, raffinirter Egoismus. „Schon frühzeitig hat Goethe die Ursprünglichkeit der Empfindung verloren, die mehr als das Talent für den Menschen bedeutet; es ist geradezu peinlich, wahrzunehmen, welche Mühe er sich gibt, seinen Bewunderern diesen Mangel zu verbergen."

Es ist hart, aber vielleicht nicht unberechtigt, wenn dies Memoirenbuch als ein Erzeugniß der Eitelkeit bezeichnet wird, dagegen ist es durchaus unrichtig, Goethe die Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung absprechen zu wollen, die er sich

„Der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung"

bis ins hohe Alter bewahrte.

Der Vorwurf hochentwickelter egoistischer Lebensanschauung ist vielen Lesern des Rod'schen Buches sehr empfindlich gewesen. Und doch sagte einer unsrer besten zeitgenössischen Autoren, ein durchaus deutscher Mann: „Es war um das Jahr 1767 und der größte Egoist der Literaturgeschichte also 18 Jahre alt, da er seinem Freund Belaisch den Rath zusang:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde"

und er hat selbst sein Leben in Poesie und Prosa danach eingerichtet und es ist ihm wohl gelungen." Daß dieser Egoismus auch seine Lichtseiten hat, daß Goethe in seinem Leben ein nachahmenswerthes Kunstwerk geschaffen, ein Weltkluger und Lebenskünstler ohne gleichen geworden, das verkennt und unterschätzt Rod. Freilich mußte das „leichtbewegte Herz" darunter leiden.

Ueber die Haltung Goethe's den Frauen gegenüber, die eine Rolle in seinem Leben spielten, sagt Rod manches gute und treffende, aber auch manches boshafte Wort. So namentlich über das Verhältniß Goethe's zu Minna Herzlieb gelegentlich der Besprechung der Wahlverwandtschaften und über die Trennung der Frau v. Stein. „Nachdem er ihr vergebens einen zweiten Brief geschrieben hatte, begann er mit der Komposition einer Dido,[1]) die er übrigens nie veröffentlichte. Vielleicht dachte er, daß, wie er über alle seine Schmerzen dadurch hinauskam, daß er sie in Poesie umwandelte, so würde die Poesie, mit der es ihm gefiel, die Leiden Anderer zu schmücken, auch diese trösten."

Ganz vortrefflich sind die Bemerkungen über Werther, in denen es Rod unsres Erachtens gelungen ist, überzeugend nachzuweisen, daß der junge Goethe die Gefühle nicht theilte, die er so meisterhaft darzustellen verstand. „Le joyeux stagiaire de Wetzlar, le brillant redacteur des Annonces litteraires de Francfort, le volage amant de Frédérique qui, huit jours après avoir quitté Charlotte, l'oubliait auprès de Maximilienne, peintre du sentiment, de la mélancolie, du désespoir d'aimer, du mal de vivre! Il y a là une contradiction dont nous ne pouvons admettre les termes; et derrière les déclarations des lettres à Wilhelm, nous entendons résonner le rire un peu gros des jeunes diplomates, amis de Goethe et du pauvre Jerusalem, autour de leur table d'hôte dont ils faisaient une Table Ronde, ou les propos galants qui s'échangeaient à Ehrenbreitstein entre l'aimable voyageur revenu de Wetzlar et la fille de Mme. de la Roche." Aber auf diesen Einklang zwischen Leben und Dichtung kommt es gar nicht an. Worauf es ankommt, das ist, daß das Buch aus dem Geiste der Zeit geboren, sie veranschaulicht, daß es seine Zeit zu bewegen verstand und daß auch Spötter, wenn sie es lesen, noch einen Theil jener Kraft verspüren, die ihm so mächtige Wirkung gab. Und das ist beim Werther der Fall und darum halten wir das Urtheil, das Rode darüber fällt, nicht für gerechtfertigt, ebensowenig wie den untergeordneten Rang, den er dem Buche gegenüber der Manon Lescaut, der Neuen Héloise, dem Manfred und dem René anweist.

„Le grand oeuvre", der Faust, wird mehr aphoristisch behandelt. Rod hat manches daran auszustellen und findet namentlich den Walpurgisnachtstraum im ersten Theile unerträglich. Die Frage, ob Faust in der That ein Weltgedicht ist, wie die Göttliche Komödie und der Hamlet, ob er das hervorragendste Nationalwerk genannt werden darf, wie die Odyssee für die alten Griechen, wie der Don Quijote für Spanien, läßt Rod unentschieden. Wie man auch darüber denken möge, das sei unzweifelhaft, daß das Werk, dem Goethe sein Leben gewidmet hat, zu den Erzeugnissen gehöre, denen eine Zukunft gesichert ist, (dont l'avenir est assuré). Nach den mannichfachen Angriffen auf Goethe, die uns in dem Buche zuweilen recht empfindlich berühren, wirkt es doch versöhnlich, wenn wir über das Hauptwerk seines Lebens folgendes lesen: „Das Gedicht vermischt sich mit dem Leben, welches es ausgefüllt hat, dessen Phasen es abspiegelt, dessen Leitfaden es bildet. Als er es mit seiner letzten Kraft vollendet hatte, konnte Goethe thatsächlich glauben, ja er konnte glauben, daß Faust von seinem zwanzigsten Lebensjahre herrührte, ihn sanft durch sein ganzes Leben hindurch begleitet hatte und daß er ein harmonisches und einheitliches Ganzes bildet, gerade wie ein Werk, das spontan dem Genie entsprungen ist (oeuvre créé d'un seul coup, par un geste du génie). Fürwahr, eine schöne, süße und edle Illusion, die ein gut Theil Wahrheit einschließt. Im Laufe dieser Studien hatte ich manchmal Anlaß, mich über den Mann zu erzürnen, dessen Größe mit so vielen Schwächen verbunden war, hier aber kann man rückhaltlos die Größe des Künstlers und Arbeiters bewundern, der aufrecht bei dem Meisterwerke steht, welches sein ganzes Wesen verkörpert". Ueber den Hofdichter in Weimar macht Rod manche spöttische Bemerkungen und er findet, daß die Vielseitigkeit, die Goethe während seiner Weimarer Tage als Minister, Hofmann, Theaterleiter u. s. w. entwickelt, Dilettantismus und Zersplitterung wurde. Manche poetischen Erzeugnisse jener Zeit begegnen schärfster Kritik, so die „Geschwister", „deren Mittelmäßigkeit geradezu bestürzend wirkt". Dieses kleine weimerliche

[1]) Sollte da nicht vielleicht eine Verwechslung mit einer von Frau v. Stein verfaßten dramatischen Dichtung „Dido" vorliegen, die Schiller im Manuskript zu lesen bekam und über die er sich merkwürdigerweise lobend geäußert haben soll. In diesem recht geringwerthigen Machwerk wird Goethe von der verlassenen Frau aufs stärkste karikirt. (Diese Bemerkung verdanke ich einem jungen Goethe-Kenner.)

Digitized by Google

Drama habe wenigstens das eine Interesse, daß es uns zeige, bis zu welchem Grade auch der begabteste Dichter herabsteigen könne. „Das Sujet ist von unglaublicher Schwäche“ — dann folgt kurze Inhaltsangabe — niemals ist die Sprache der Liebe so rhetorisch fade, weinerlich und falsch gewesen wie in diesem Drama u. s. w.

Die herrliche Iphigenie wird nur ganz flüchtig erwähnt, Egmont, das Meisterwerk der Lebensphilosophie und Lebenskunst des Dichters, auch nur gestreift, auf Wilhelm Meister, der für die Kenntniß des Lebens Goethe's unentbehrlich ist und dem wir eine Reihe von Gestalten verdanken, die unvergänglich in die deutsche Volksseele eingegraben sind, kommt der Verfasser ebenfalls nur mit kurzen Worten zu sprechen. Von Hermann und Dorothea ist ebenfalls kaum die Rede. Und vor allem die Gedichte überhaupt, die allein hinreichen würden, das Andenken Goethe's lebendig zu erhalten, zu sichern, streift Rod nur ganz flüchtig. Wohl weiß er Gutes von dem Dichter der Harzreise im Winter, des Gesanges der Geister über den Wassern, ꝛc. zu sagen (Là, son génie assoupi se réveille dans tout son éclat, on même avec un éclat nouveau), aber für ihre große Bedeutung werden die Gedichte viel zu oberflächlich behandelt. Auch ist es gar nicht wahr, wie Rod behauptet, daß zu ihrem Verständniß die volle Kenntniß von Goethe's Leben unerläßlich sei. Man kann das schlichte liebliche Gedicht „Gefunden“, das Rod übrigens sehr hübsch übersetzt, genießen, ohne zu wissen, daß Christiane Vulpius das Blümlein ist, und man wird sich dem Zauber und der Melodie so vieler Goethe'scher Gelegenheitsgedichte voll hingeben können, auch ohne daß man Zeit, Ort und Umstände ihrer Entstehung genau anzugeben vermöchte. Ja, die übermäßige Detailforschung der Goethe-Philologen hat vielleicht der reinen Wirkung mancher dieser Gedichte Abtrag gethan. Sehr schöne und sympathische Worte findet Rod für das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller. „Ihre Freundschaft war zu einer Höhe emporgediehen, wo die Intriganten sie nicht mehr erreichen konnten, wo sie selbst von diesen nichts mehr bemerkte. Einer vom Anderen ganz durchdrungen, Beide, wenn auch in verschiedener Weise, ihrer Umgebung überlegen, hatten sie von ihrer Kunst eine Anschauung, durch die sie gegen die Niedrigkeiten der Konkurrenz geschützt waren, und so waren sie fast wie ein Genie, ein Geist, eine Seele. Das war wirklich ein schöner Anblick, einer von denen, der die Menschen ehrt und dessen Andenken in ihrer Korrespondenz ihre ganze Geschichte überstrahlt. Der frühzeitige Tod Schillers machte dem Verhältniß ein Ende. Goethe hörte nie auf, ihn zu bedauern, versäumte keine Gelegenheit, sein Andenken zu ehren, und blieb von den Einflüssen erfüllt, die sein Geist dem seines Freundes zu danken hatte. Die wissenschaftliche Thätigkeit Goethe's endlich behandelt Rod in einer unsres Erachtens durchaus unberechtigten, absprechenden Weise. Ueber die Farbenlehre heißt es einmal, „daß die Gelehrten es ablehnten, sie ernst zu nehmen, daß die Akademie der Wissenschaften in Paris sich nicht damit beschäftigen wollte, weil sie nach dem Ausspruche Conviers nicht würdig war, eine Akademie zu beschäftigen. Auf diesem wissenschaftlichen Gebiet, wo er sich mit mehr Muth als Klugheit hingewagt hatte, gelang es ihm, nur einen einzigen Schüler zu finden, den jungen Arthur Schopenhauer, der auch mit phantastischen Allüren in die Wissenschaft eingetreten war und den übrigens eine schrankenlose Bewunderung für den berühmten Freund seiner Mutter hinriß.“ Man wird gegen die abfällige Beurtheilung der Farbenlehre nicht viel einzuwenden haben. Wenn aber Rod über die sonstigen wissenschaftlichen Thaten Goethe's sich sehr kühl und wegwerfend äußert, so ist er dabei durchaus nicht im Einklang mit den heutigen Vertretern der Wissenschaft.

Der Referent möchte hier eine persönliche Erinnerung aus seiner Jugendzeit anknüpfen dürfen. Vor nun bald 30 Jahren pflegte ich zuweilen meinen früheren hochverehrten Lehrer Lazarus Geiger zu besuchen. Damals, unterm Eindruck der Lektüre Börne's stehend und von dessen Dialektik hingerissen, war ich auch ein kleiner Goethe-Hasser. Besonders hatte es mir eine Stelle aus den Pariser Briefen angethan, worin sich Börne in schwungvollen Worten über die Stelle aus den Tages- und Jahresheften erbost. „Dort fand ich einen so glücklich geborstenen Schafsschädel, der mir jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte.“ Goethe ein reich begabter Mensch, ein Dichter, damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Mann steht. . . . Venedig ein gebautes Märchen aus Tausend und eine Nacht, wo alles tönt und funkelt. . . . dort verkroch er sich in einem geborstenen Schafsschädel. (Ludwig Börne's gesammelte Schriften. Hoffmann und Campe 1862. Neunter Band 157—160.) Ich las sie Geiger vor und glaubte nicht anders, als daß ich nun auch eine bestätigende Aeußerung von ihm hören würde, war aber nicht wenig überrascht, als er sagte: diese Entdeckung Goethe's ist auch eine große Wahrheit, mehr werth, als der ganze Börne'sche Zorn. In einem Vortrage, den der große Gelehrte und Sprachforscher hielt, knüpfte er auch an jene Entdeckung Goethe's an: „Als Goethe, mitten unter welterschütternden Stürmen in osteologische Studien vertieft, seiner Entdeckung über die körperliche Verwandtschaft des Menschen mit dem Thiere nachgesonnen zu haben gestand, da zürnte Börne, dessen feuriger Geist ungeduldig nach Thaten rang. Und als die Julirevolution ausbrach und der treue Eckermann seinen Goethe in lebhafter Erregung über die große Begebenheit fand, die zu Paris vorgegangen war und er von den Fehlern der gestürzten Minister zu sprechen beginnen wollte, da erwiderte Goethe: ‚Wir scheinen uns nicht zu verstehen; ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint Hilaire. . . . Ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.‘ Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals im Geiste vor Augen sah, zu dem Geoffroy de Saint Hilaire sich bekannte, der Gedanke der Weltentwicklung, er wird, ich zweifle nicht, weltbefreiend sein, wie es jemals irgend eine der größten weltgeschichtlichen Thaten gewesen ist.“

„Der ich mein Leben gewidmet habe“, das ist ein stolzes, selbstbewußtes Wort. Und was Goethe damals außerdem zu Eckermann sagte (am 2. August 1830), das beweist auch, daß man ihn als wissenschaftlichen Dilettanten zu bezeichnen nicht das Recht hat. „Ich habe mich seit 50 Jahren in dieser großen Angelegenheit bemüht, anfänglich einsam, dann unterstützt und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister.“

Rod sagt einmal, Goethe würde von dem Ausdruck „Uebermensch“ entzückt gewesen sein („homme surhumain ‚superhomme‘ expression qui l'aurait enchanté“). Nun ist aber der Ausdruck „Uebermensch“ zuerst von Goethe angewandt worden und sogar zweimal: im Faust („Welch erbärmlich Grauen faßt Uebermenschen dich!“) und in der Zueignung zu den Gedichten, dort sogar bis zu einem gewissen Grade im Sinn Nietzsche's: „Kaum läßt du, Herr, vom ersten Kinderwillen, So glaubst du dich schon Uebermensch genug.“

Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifeln bewundernd, wie es bei der Beurtheilung des Meisters sich ziemt, so

steht Rod Goethe gegenüber. Manchmal mögen für unsern Geschmack die Aeußerungen des Zweifels zu weit gehen, aber dennoch ist sein Buch höchst fesselnd und nützlich, und gerade der Eifer, mit dem Rod manche Seiten Goethe's angreift, ist ein Beweis dafür, wie lebendig unser großer Dichter noch ist. Wie bei dem greisen Faust die That das Höchste ist, so findet Rod auch das Leben Goethe's der That gewidmet („ayant aimé l'action, il a conformé toute sa vie et ramené toute sa pensée à ce goût daminant"). Und auf ihn sind die Worte anwendbar, die auf seine größte Figur gesprochen sind:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Frankfurt a. Main. Sigmund Schott.

Ein Vorläufer Spinoza's.

In einer Zeit, in welcher der blasirte Weltschmerz zum guten Ton gehört, ist es ein wahres Labsal, hinter sich zu schauen und bei Männern zu verweilen, welche unbefangen genug waren, sich zu der Liebe als der Herrscherin der Welt zu bekennen, ob auch das Schicksal ihr Leben gar tragisch gestaltet hat. Giordano Bruno war ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, die er schließlich auch mit dem Feuertode besiegelte, und doch mochte er von dem Gedanken nicht lassen, daß die Liebe, welche die Gottheit selbst ist, sich in alle Dinge ergießt, und daß alle Dinge zu ihr hinstreben, so daß sie sich in allem genießt. Auch Spinoza mußte leiden, weil er den Muth der Wahrheit hatte, und doch klingt sein System in den süßen, bestrickenden Vollaccord der Liebe Gottes aus.

Ein Vorläufer dieser beiden Philosophen, an welchen sich auch deutliche Anklänge bei ihnen finden, war ein gegenwärtig geradezu verschollener Philosoph der Renaissance, Leo Hebraeus oder, wie sein eigentlicher Name ist, Dan Juda Abarbanel. Sein Leben ist reich an traurigen Zwischenfällen, die ihn um so empfindlicher treffen mußten, als sie allemal ganz unvermittelt kamen, ihn immer jäh von der Höhe des Lebens in einen tiefen Abgrund schleuderten. Er ward zu Lissabon als der älteste von den drei Söhnen des berühmten Schriftgelehrten Don Isaak Abarbanel zwischen 1460—1463 geboren. Ein günstiger Stern waltete über dem Haupte des Knaben und des von der heiligen Dreieinigkeit der Ideen des Guten, Wahren und Schönen durchdrungenen Jünglings. Sein Vater stand als gewiegter Finanzmann am Hofe des damaligen Königs, des milden Alfons V., in bedeutendem Ansehen und verkehrte freundschaftlich mit den Großen des Reiches. Doch das Verhängniß schreitet schnell. Zu Ende August des Jahres 1481 starb der König und machte seinem despatischen Sohn Johann II. Platz, der in schnöder Sucht nach absoluter Alleinherrschaft die Granden des Reiches, besonders die mächtigen Herzoge von Braganza mit scheelen Augen ansah und zum Vorwande für ihre Beseitigung ein verrätherisches Einverständniß derselben mit Spanien ersann. Don Isaak wurde, da er zu der in Ungnade gefallenen Familie freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte, der Mitwissenschaft an dem angeblichen Verschwörungsplane geziehen und vor den König geladen. Er suchte jedoch, rechtzeitig gewarnt, in einer Oktobernacht des Jahres 1483 unter Zurücklassung seines ganzen bedeutenden Vermögens sein Heil in der Flucht nach Spanien. Er begab sich nach Castilien, dem Stammlande seiner Väter, und ließ sich in Toledo nieder, wohin ihm seine Familie ungehindert zu folgen vermochte. Wieder schüttete die launische Göttin Fortuna das Füllhorn ihrer Gnade über ihn aus. Er wurde an den Hof Ferdinands des Katholischen berufen. Auch Leo gelangte durch seine ärztlichen Erfolge zu bedeutendem Rufe und Ansehen, was ihn veranlaßte, sich einen eigenen Herd zu gründen. 1491 wurde ihm ein Knäblein geboren, das er nach dem geliebten Vater Isaak nannte. Doch sollte das glückliche Familienleben nicht lange dauern. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel zündete das am 31. März 1492 auf Betreiben des berüchtigten Großinquisitors Thomas de Torquemada von den Majestäten zum Danke dafür, daß Gott ihnen nach 10jährigem Kriege einen glänzenden Sieg über die Mauren verliehen, erlassene Dekret, wonach die Juden in allen Theilen des Reiches innerhalb 4 Monaten sich zum Kreuze bekennen, oder aber unter Zurücklassung ihres Besitzes an Haus und Hof, Gold und Silber, Münzen und Waaren das Land verlassen sollten. Noch vor Ablauf der festgesetzten Frist rüsteten sich Vater Abarbanel und Sohn mit ihren Familien, der reizenden Stadt am Tajo, in der sie 8 Jahre geweilt und an die sie so viele schöne und glückliche Erinnerungen knüpften, den Rücken zu kehren, als Leo plötzlich durch einen guten Freund erfuhr, daß der König in heimtückischer Weise Spione bestellt habe, die ihm auflauern sollten, damit er nicht mit Weib und Kind die Grenze überschreite, und ihm sein einziges Söhnlein, den einjährigen Säugling rauben sollten, um diesen in den Bund des christlichen Glaubens aufzunehmen. Leo, der eine große Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter an den Tag legte und auch sein Kind denselben zu erhalten entschlossen war, schickte es mit seiner Amme heimlich im Dunkel der Mitternacht, wie wenn es ein gestohlenes Gut gewesen wäre, nach Portugal zu Verwandten und Freunden. Kaum aber hatte König Johann Wind bekommen, daß ein Enkelkind jenes Abarbanel, der vor seinem Zorne entflohen war, in seinem Lande Zuflucht suche, als er es nichts weniger denn ritterlich auffangen und gewissermaßen als Geisel für den Großvater zu sich bringen ließ, auf daß es nimmermehr zur Freude des Vaters und Großvaters heimkehre. So hatte Leo sein Kind „aus angstvollen Nöthen ins umgarnende Netz fliehen lassen, aus zuckender Flamme mitten in verzehrende Lohe gesendet". Doppelt traurig machte er sich nun mit seinen Eltern, Geschwistern und seinem Weibe auf den Weg ins Exil. Im Spätsommer 1492 betraten sie zum erstenmal italienischen Boden an der neapolitanischen Küste. Der Vater lebte anfangs in Neapel als Privatmann. Später wurde er von dem menschenfreundlichen König Ferdinand I. mit einem Hofamte betraut, in dessen Besitz er auch nach dem Regierungsantritte seines Sohnes Alfons II. verblieb, bis Karl VIII. von Frankreich in Italien eindrang und am 21. Februar 1495 Neapel eroberte. Er floh alsdann mit dem König nach Sicilien, um nach dessen Tod unstet und flüchtig von Messina nach Corfu und von da nach Monopali in Apulien zu ziehen, bis er endlich 1503 bei seinem zweiten Sohne Joseph eine sichere Ruhestätte für sein greises Haupt in Venedig fand. Leo hatte sich indeß durch die französische Herrschaft veranlaßt gesehen, Neapel mit Genua zu vertauschen. Dort wurde ihm ein Knäblein geboren, welches die schwere Wunde, die ihm die Trennung von dem Erstgebarenen geschlagen, vernarben machte. Doch wurde es im zarten Alter von 5 Jahren jäh dahingerafft, die Eltern doppelt verwaist zurücklassend, da ihre Trauer um den entfremdeten Sohn nunmehr neue Nahrung erhielt. Ein zweiter Ahasver, ergriff Leo 1504 abermals den Wanderstab, um seinem unsäglichen Schmerze zu entrinnen, Linderung desselben in der Fremde zu finden. Er besuchte zunächst seinen alten Vater in Venedig und begab sich alsdann nach Neapel, wo inzwischen das französische Regiment durch das spanische abgelöst und der siegreiche Begründer desselben, Gonsalvo von Cordova, von König Ferdinand dem Katholischen mit

unumschränkter Machtvollkommenheit zum Vizekönig bestellt worden war. Am Hofe dieses hochsinnigen, leutseligen Mannes wirkte Leo, der mit ihm schon in Toledo in freundschaftlichem Verkehr gestanden war, zwei Jahre als Leibarzt. Als Gonsalvo in Ungnade gefallen und nach Spanien zurückberufen worden war, war auch für Leo seines Bleibens in Neapel nicht länger. Er begab sich wieder nach Venedig zu seinem Vater, in dessen Haus er fieberkrank und schwach anlangte. Von da ab fehlen sichere Nachrichten über sein Schicksal. Auch sein Todesjahr läßt sich nicht genau feststellen. Es fällt zwischen 1520, in welchem Jahre er bei der Herausgabe des Kommentars seines Vaters zu den letzten Propheten behülflich war und das Werk mit einem aus 52 Versen bestehenden Gedichte einleitete, und 1535, zu welcher Zeit seine „Dialoghi di amore“ durch Mariano Lenzi in der ewigen Stadt zum erstenmal veröffentlicht wurden.

Dieser Mann nun, der in einer dem für ihn todten Erstgeborenen gewidmeten Elegie: „Die Klage über das Schicksal“ diesem mit Recht vorwirft, daß es ihn unablässig mit seinen Geschossen verfolge, „mit scharfem Pfeil sein Herz getroffen, sein Inneres durchbohrt, in der Bluthe der Jugend ihn aus der Heimath vertrieben, ihn durch Länder und Meere bis an die Enden der Erde gehetzt und gejagt hat“, — dieser Mann, der unter dem verzweifelten Rufe: „Was kann ich noch erhoffen von einer Fülle von Lebensjahren, da beständig mein Schütze, das Schicksal, auf mich lauert und aus seinem Hinterhalte immer von neuem die Kinder seines Köchers, seine Pfeile, von allen Seiten nach mir, wie nach einem Ziele, abschießt?“ sein Dasein verwünscht und sich in heißem Sehnen nach der alles Gedächtniß auslöschenden Ruhe des Todes verzehrt, besitzt Selbstentäußerung und Selbstvergessenheit genug, um die von erhabenem dichterischen Schwunge beflügelten Dialoge über die Liebe zu schreiben, welche ein Lobgesang auf die ewige, allmächtige und unwiderstehliche Liebe genannt werden können.

In dem Neuplatonismus wurzelnd, huldigt er der freilich noch in hohem Grade von mystischer Romantik durchsetzten Weltanschauung von der Immanenz der Gottheit in der Natur und der Einheit der Natur in der Gottheit. Wenn Giordano Bruno in heroischem Enthusiasmus das, was die französische Revolution für die Ethik und Politik gethan, für die Naturerkenntniß geleistet, das Prinzip der égalité und fraternité betreffs der Naturphänomene ausgesprochen hat, indem er an den Menschen die Mahnung ergehen ließ: „dem Verhältniß, dem Gleichniß, der Vereinigung und Identität mit dem Unendlichen näherst du dich nicht mehr, indem du Mensch bist, als wenn du Ameise, nicht mehr, wenn du Stern, als wenn du Mensch bist: denn jenem Sein rückst du nicht näher, wenn du Sonne oder Mond, als wenn du Mensch oder Ameise bist; und deßhalb sind diese Dinge im Unendlichen ununterschieden“, so hält uns Leo unablässig vor Augen, daß Gott der reale Inbegriff aller Dinge ist, in dem sie ursächlich enthalten sind. Gott ist ihm die Ursache, welche die Dinge hervorbringt und schafft, der Geist, der sie lenkt und bewegt, die Form, die sie bildet und gestaltet, und um des Zweckes willen, zu dem er sie führt, sind sie geschaffen; aus ihm kamen sie und zu ihm kehren sie zurück, denn er ist das wahre, letzte Ziel und die allgemeine Glückseligkeit; er ist das erste, wahre Sein, durch dessen Mittheilung alles andere erst ist. Die endlichen Wesen sind allesammt Emanationen und Entfaltungen der unendlichen Schönheit Gottes und sie haben ihren Beruf hienieden erfüllt, wenn sie in der absoluten Einheit Gottes aufgegangen sind, in das flammende Meer der großen Geistersonne sich ergossen haben. Gottes Allmacht offenbart sich darin, daß alles von ihm Geschaffene sich seiner Vollkommenheit nähert und in vollkommener Einheit zu ihm zurückkehrt. Er ist die höchste Intelligenz und die reine Aktualität, von der jede Intelligenz und jede Vollkommenheit ausgeht und zu welcher sie sehnsüchtig zurückkehrt, als dem vollkommensten Ziele. In ihm befinden sich alle Individuen in einfachster Einheit, ohne Theilung und Vervielfältigung: „Das ganze Universum ist ein Individuum; alle Körper und alle ewigen und vergänglichen Geister sind Glieder dieses großen Individuums; da das All und jeder seiner Theile zu einem dem Ganzen gemeinsamen Zwecke und zu besonderen Zwecken jedes Theiles geschaffen sind, so sind das All und seine Theile nur insofern vollkommen und glückselig, als sie die ihnen vorgeschriebenen Pflichtthätigkeiten ausführen. Der Zweck des Alls ist seine einheitliche Vervollkommnung und der Zweck des Theiles ist nicht allein die Vollkommenheit seiner selbst“. Und der Lehre Spinoza's, wonach die intellektuelle Liebe des Geistes zu Gott die Liebe ist, mit der Gott sich selbst liebt, läuft parallel der Ausspruch Leo's, daß der göttliche Geist zugleich das ist, was begreift und was begriffen wird: „Indem er sich selbst schaut, schaut er sie Alle, und indem er schaut, wird er von sich geschaut (vedendo se medesimo tutti conosce e vedendo è da se visto); und sein Schauen ist vollständige Einheit für den, der ihn schauen kann.“

Indem mithin alles, was Existenz hat, ein Abglanz der Gottheit, in ihrem Ebenbilde geschaffen ist, folgt die gesammte erschaffene Welt in ihrem ganzen Verlaufe dem Zuge der Liebe (è cosi, perchè l'amore è uno spirito vivificante, che penetra tutto il mondo et uno legame che unisce tutto l'universo ... nel mondo non ha essere, chi non da amore). Die Liebe ist die Sehnsucht nach dem Schönen, sie ist, um mit Plato zu sprechen, das Begehren, das Gute ewig zu genießen; sie ist das Begehren des Genusses der Vereinigung, das Begehren, durch Vereinigung die als gut erkannte Sache zu genießen, oder genau endlich ein Willensaffekt, in Vereinigung die als gut erkannte Sache, welche fehlt, zu genießen, während die bloße Begierde ein Willensaffekt ist, der darauf abzielt, daß eine als gut erkannte Sache sei oder daß man sie besitze. Diese Liebe ist es im letzten Grunde, aus der alles Sein entspringt, alles Geschehene hervorquillt; zweigt sie sich doch nach fünf Richtungen ab. Sie wird geweckt durch die Begierde und Lust der Zeugung, durch das Streben nach Erhaltung der Nachkommenschaft, durch Wohlthun, durch die gleichen Naturanlagen in derselben Gattung oder einer ähnlichen und durch Gewöhnung im beständigen Zusammenleben. Unter diese fünf Abarten oder Modifikationen der Liebe lassen sich füglich alle Vorgänge, welche der Weltlauf zeitigt, ohne Unterschied zusammenfassen. Selbst die mechanischen Vorgänge haben innerhalb derselben Platz. So löst sich unserm Philosophen beispielsweise die Schwere in eine Bethätigung jener Hinneigung auf, welche das Gleiche zu dem Gleichen oder Verwandten fühlt, wie denn auch nachmals Francis Hutcheson die Liebe des Menschen zum Menschen, überhaupt eines jeden Wesens zu dem ihm verwandten Wesen mit der Gravitation vergleicht. Und die Trägheit, welche das Streben, in seinem Zustande zu verharren, bedeutet, ist eine Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes. Also werden auch die Elemente und ihre unorganischen Gefüge durch die Liebe regiert, denn die Natur oder die Weltseele hat ihnen die der Liebe vorausgehende und sie herausfordernde Erkenntniß der Bedingungen ihres Seins und der wahlverwandten Gegenstände verliehen.

Den Kelch der Liebe zur Neige zu leeren, ist unter den irdischen Wesen indeß nur den vernunftbegabten Menschen vergönnt. Ihnen ist es zunächst beschieden, mit vollen Zügen jene von allen Dichtern besungene und doch nie zu Ende

gesungene Liebe zu schlürfen, welche den Liebenden mit wunderbarer Stärke bezwingt, ihn der geliebten Person vollkommen zu eigen macht, ihn in den geliebten Gegenstand geradezu verwandelt. Sie sind aber auch in der Lage, sich zu der wahrsten, reinsten und edelsten Liebe, welche frei ist von aller stofflichen Beimengung und lediglich vernunftgemäß, emporzuringen. In dem Genusse dieser die Liebe alles Guten und aller Tugenden in sich begreifenden Liebe Gottes schwelgen wir, sobald wir von dem Lichte der göttlichen Gnade erleuchtet, durch das Medium der Körperwelt zum vollen Bewußtsein des im großen Weltenraume schlagenden unendlichen Herzens gelangt sind, uns zu der Anschauung des göttlichen Geistes als des immanenten, nicht aus sich heraustretenden Grundes der Gesammtheit der endlichen Dinge erhoben haben, denn diese Anschauung Gottes hat für den Schauenden eine Einigung mit Gott zur Folge. Der von der Sinnenwelt völlig abgekehrte, in der Sinnenwelt nur die Gottheit schauende Geist hat naturgemäß sein Ich ganz abgestreift, er ist nicht mehr er selbst, er ist vielmehr mit der Gottheit aufs innigste vereinigt und verbunden, er fühlt sich Eins mit ihr und über die Maßen glückselig. So sucht Leo Hebraeus — auch hierin ein Vorläufer Spinoza's, der die wahre Glückseligkeit und Freiheit in den amor Dei intellectualis verlegt, welcher nach der „Ethik" aus der scientia intuitiva oder dem tertium genus cognitionis, nach dem „kurzen Traktat" aus der vierten Art der Erkenntniß, welche durch unmittelbares Schauen zur beseligenden Vereinigung mit der Gottheit führt, hervorgeht — die Glückseligkeit weder im Akte des Erkennens, welcher Liebe erzeugt, auch nicht in der Liebe selbst, sondern in der Verbindung durch die innigste und innerste Erkenntniß der Gottheit. Diese Erkenntniß ist ihm der beseligende Zweck der Vollkommenheit des geschaffenen Intellekts, der dann mehr göttlich als menschlich ist (la felicità non consiste in quello atto conoscitivo di Dio ... nè consiste nell' amore ... ma sol consiste nell' atto copolativo dell' intima et unita cognitione divina, che è la somma perfettione dell' intelletto creato e quello è l'ultimo atto e beato fine, nel quale pin presto si trova divino, che humano). Bei solch steter Ausschau auf einen Daseinsquell, in den alle Fäden des Daseins, wie sie von ihm ausgegangen sind, wieder münden, kann es nicht fehlen, daß er nicht auf der Glückseligkeit des Individuums, sondern auf dem durch hingebungsvolle Liebe zu erstrebenden Wohle der Gesammtheit die Moral aufbaut. Die wahre Liebe ist freilich selbstisch, da sie als solche die Sehnsucht nach der Ausfüllung einer Leere in sich schließt. Es genießt jedoch der Liebende das Gute, das er dem Geliebten mittheilt, in dem Geliebten auch selbst; er empfängt ein wohlthuendes, behagliches Gefühl der Selbstbefriedigung und Zufriedenheit, indem er Liebe ausstreut; die hingebungsvolle Nächstenliebe erntet Selbstliebe, die geläuterte Selbstliebe ist der Tugend gleich zu achten, oder, wie Spinoza dies ausdrückt, nicht ein der Tugend beigegebener Lohn, sondern die Tugend selbst ist die Seligkeit.

Leo Hebraeus hat die Vollendung in der Liebeskunst erreicht. Es ist ihm gelungen, die Gefilde der Wahrheit zu schauen, sein heißes Sehnen nach Gotttrunkenheit vollauf zu befriedigen. Die Liebe Gottes, die er in den glänzendsten und glühendsten Farben malt, war sein Leben. Wie hätte denn auch ein Mann, welchen die Menschen einem edlen Wilde gleich unablässig verfolgten und aufscheuchten, welcher mit ruhigem Gewissen nach selbsteigener reicher Erfahrung das große Wort gelassen aussprechen durfte, daß „die Menschen ihren Mitmenschen mehr Uebel, Schaden und Todtschlag zufugen, als das wilde Gethier und die anderen feindlichen Elemente des Universums" (Ma gli huomini piu mali et occisioni riceveno dalli altri huomini, che da tutti gli altri animali et altre cose contrarie dell' universo), als den Zeiger der großen Weltenuhr die Liebe erklären können, wenn der unendliche Weltgeist nicht in ihm gewohnt hätte?

B. Münz.

Die althochdeutschen Glossen.

Weitere Kreise haben kaum eine Vorstellung davon, wie unser ganzes Wissen von der ältesten Stufe unsrer Muttersprache fast ausschließlich auf Glossen beruht. Das heißt: auf einzelnen Wortübersetzungen zu lateinischen Texten oder zu lateinischen Glossaren. Es wäre schlecht um unsre Kenntniß der altdeutschen Sprache bestellt, hätte das Mittelalter uns nicht eine Fülle solcher zweisprachigen Glossentexte hinterlassen. Die Glossographie steht aber nicht bloß an der Spitze unsrer Sprachgeschichte, sie eröffnet auch die Geschichte der deutschen Prosaliteratur: aus der interlinearen Glosse hat sich die interlineare Uebersetzung und aus dieser dann die ganze Uebersetzungsliteratur überhaupt entwickelt, und mit der Uebersetzung beginnt unsre Prosaliteratur.

Es mußte also die Fachleute wohl reizen, Zeit und Kraft dieser weitschichtigen Glossenüberlieferung zu widmen, auch wenn die Arbeit eigentlich mehr Abschreckendes und Abstoßendes barg, als gelehrte Aufgaben manchmal haben können. Größere Entsagung, selbstlosere Hingabe hat wohl nie ein Werk verlangt als „Die althochdeutschen Glossen" gesammelt und bearbeitet von Elias Steinmeyer und Eduard Sievers. Die Jahre 1879, 1882, 1895 und 1898 haben uns je einen Band gebracht. Mit dem eben erschienenen vierten Bande ist das Werk vollendet. Der Herausgeber hat mehr als 25 Jahre gebraucht, um im Verein mit E. Sievers das Wert zum Abschluß zu bringen und wir können es wohl verstehen, wenn er jetzt beim letzten Federstrich uns eingesteht in seinem letzten Vorwort, daß der Muth an der Arbeit manchmal schwankte.

Wer an die große Aufgabe ging, mußte gewiß auf alte Lieblingsideen verzichten: die Aufgabe gestattete dem Bearbeiter keine Entfaltung weitschauender Ideen und Perspektiven, keine geistreichen Darlegungen großer Zusammenhänge in Literatur und Völkerleben. Harte Arbeit, viel Schweiß und wenig Genuß versprach das Programm, und es hat eine bewunderungswürdige Hingabe und Selbstverleugnung dazu gehört, dem in jungen Jahren kühn entworfenen Plan bis zu dem glücklichen Abschluß treu zu bleiben. Es ist eine großartige Leistung, die manches geistreiche und blendende Erzeugniß der Fachliteratur lange überdauern wird.

Eiserner Fleiß, unendliche Sorgfalt und weite Ausschau haben das Werk zu dem gemacht, was es geworden ist. Es hat ihm die Unterstützung des preußischen Kultusministeriums und der Berliner Akademie nicht gefehlt. Aber wie alles Große und Bleibende, so wurzelt auch dieses monumentale Quellenwerk durchaus in der Persönlichkeit. Und unser Herausgeber — Professor Steinmeyer in Erlangen — hat durch das ganze Werk hindurch alle die Eigenschaften glänzend an den Tag gelegt, die es verlangt hat. Das in allen Richtungen der Windfahne zerstreut in den Bibliotheken des Abendlandes vergrabene handschriftliche Material hat er mit unendlicher Sorgfalt aufgestöbert und aufgespeichert, die Wiedergabe der Ueberlieferung ist peinlich fixirt, die Anordnung und Vertheilung des weitschichtigen Materials ist völlig gelungen.

Wie das Werk jetzt vorliegt, ist es ein Quellenwerk ersten Ranges. Wer sich mit dem abendländischen Mittelalter befaßt, hat Fühlung damit zu nehmen. Das Latein des Mittelalters wird den romanischen Sprachforscher beschäftigen, der Anglist findet werthvolle angelsächsische Glossen,

hin und wieder begegnen auch keltische oder sogar slavische Worte. Den Hauptantheil hat natürlich die deutsche Sprachwissenschaft.

Aber das Werk führt uns auch ein in das Geistesleben und die literarische Arbeit des Mittelalters. Es illustrirt den Interessenkreis der Klosterschulen. In den Klöstern entstanden, zeigen die altdeutschen Glossen die theologischen wie die profanen Neigungen der Mönche. Und das endlose handschriftliche Material, das Professor Steinmeyer bewältigt hat, zeugt von der vielseitigen Regsamkeit, dem unermüdlichen Fleiß, der die Klöster belebte und für jene Zeiten zu Trägern der Kultur machte.

Aus den Kulturzentren, die uns den großen Glossenvorrath vererbt haben, stammt denn auch die Sprachform der Glossen. Die altdeutsche Dialektkunde hat hier einen umfassenden Arbeitsbereich. Neben dem hochdeutschen, ist auch das altniederdeutsche Glossenmaterial hier vereinigt. Viel völlig Unbekanntes hat der Herausgeber zum erstenmale bieten können, Bekanntes hat er fast immer kontrolirt und in zuverlässiger Form eingereiht. Die Ausarbeitung all dieser Quellen ist natürlich z. Th. erst von der Zukunft zu erwarten. Aber eines darf hier mit besonderer Genugthuung hervorgehoben werden, daß nämlich der Herausgeber selbst dem Werke eine gleich bedeutende Fortsetzung verspricht, zu deren Ausführung Niemand mehr berufen ist, als gerade er: das Glossenwerk soll durch ein althochdeutsches Wörterbuch gekrönt werden.

Das eben zum Abschluß gelangte Glossenwerk bleibt insofern hinter dem anfänglichen Programm zurück, als ein geplanter Registerband mit Glossar nicht zur Ausführung gekommen ist. So nöthig ein solcher Schlußband vielleicht gewesen wäre — wir haben kein Recht, danach zu fragen, warum das Programm geändert ist. Aber um so lebhafter und freudiger begrüßen wir das neue Programm eines althochdeutschen Wörterbuchs, das allseitig als dringendes Bedürfniß anerkannt ist. Was Professor Steinmeyer durchzuführen unternimmt, gelingt ihm auch. So gibt uns die Vollendung des Glossenwerkes nunmehr endgültige Aussicht auf ein großes althochdeutsches Wörterbuch.

-u.

Mittheilungen und Nachrichten.

In dem Buche über „Die Allgemeine Zeitung" habe ich als deren frühesten englischen Korrespondenten Hüttner erwähnt. Ueber diesen ist nun soeben eine von Prof. Ratzel veranlaßte Leipziger Dissertation von Paul Gedan erschienen („Johann Christian Hüttner"). Sie ist nicht nur, wie der Titel sagt, ein Beitrag zur Geographie, sondern ebensosehr ein hübscher und geschmackvoll geschriebener Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus, als dessen seinerzeit angesehensten Vertreter in England Dr. Gedan seinen Helden mit vollem Recht bezeichnet. Ueber Hüttners besondere Beziehungen zur Allgemeinen Zeitung bringt auch Gedan nicht mehr bei als mein Buch, welches er seinerseits wieder nur zu unwesentlichen Ergänzungen hätte brauchen können. Doch klärt sich durch seine Arbeit auf, wieso Stegmann in Zürich in der Lage war, Cotta die von mir benutzten Auskünfte über den in London befindlichen Hüttner zu geben. Wir erfahren, daß Hüttner kurze Zeit daran gedacht hatte, mit einem Schweizer Escher zusammen ein Verlagsunternehmen zu begründen. Der Name Escher aber weist ja unmittelbar nach Zürich.

Hüttner, ein aus Guben gebürtiger Leipziger Philologe, kam als Hauslehrer nach England und machte in ähnlicher Stellung die berühmte Gesandtschaftsreise Lord Macartney's nach China in den Jahren 1792—1794 mit. Diese Reise und deren Beschreibung haben ihn zum Geographen gemacht und ihm auch später als Journalisten eine literarische Vorliebe für Reisen und Länderkunde übrig gelassen. Nach der Rückkehr aus China löste Hüttner jene Stellung mit raschem Entschluß. „Ich bin ein freier Mann nach fünf elenden Sklavenjahren und will diese Independenz um keinen Alltagspreis hingeben." Um existiren zu können, plante er jenen gemeinschaftlichen Verlag mit Escher, der die große deutsche Dichtung durch Uebersetzungen in England verbreiten sollte. Aber das englische Publikum zeigte sich von vornherein auf politisch-literarischem Gebiet ebenso prüde und tartüffisch wie sonst. Den Wenigen z. B., die von Schiller etwas wußten, machten die Räuber, Don Carlos und andrerseits Maria Stuart nur Unbehagen; die Gesellschaft zog vor, derlei deutsche Jakobinerliteratur abzulehnen und — zu Kotzebue in die Theater zu laufen. Aus dem Uebersetzungsverlag ward nichts und Hüttner wurde „Zeitungsschreiber". Er war für die „Neue Zeitung" in Hamburg, die Konkurrentin des „Hamburger Korrespondenten", ferner für Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden", für die „Allgemeine literarische Zeitung" und dann eben hauptsächlich für Cotta's verschiedene Unternehmungen thätig. Eine Anstellung, die der sehr sprachkundige Mann 1809 im englischen Auswärtigen Amt als Dolmetsch erhielt, schränkte jene Thätigkeit nur vorübergehend ein. Er war nun allmählich ein allgemein bekannter und geachteter Vertreter des Deutschthums in England und geistiger Vermittler zwischen beiden Nationen geworden und wurde mit Vorliebe von ansehnlicheren Reisenden aufgesucht. Großherzog Karl August beauftragte ihn 1814 zu seinem Privatgebrauch mit regelmäßiger literarischer und wissenschaftlicher Berichterstattung aus England. Diese handschriftlichen Berichte stehen in zwölf Quartbänden auf der Weimarer Bibliothek und scheinen nach Gedans Mittheilungen ein auch heute nicht interesseloses Material zu bilden, obschon sich begreiflicherweise ein Theil davon mit Gedrucktem deckt.

Der „Magister Ubique", K. A. Böttiger, fehlt auch hier nicht auf der Bildfläche. Er ist als gebender und nehmender Gönner der hauptsächliche Förderer und Vermittler für Hüttner in der Heimath gewesen. Aus den persönlichen Briefen, die ihm Hüttner mit der liebevollen Ausführlichkeit jüngerer und dankbarer Verehrer schrieb, hat der Vielgeschäftige manchen „Brief aus London" für seinen „Neuen teutschen Merkur" zurecht gestellt. Ich habe in dem Buche über die Allg. Ztg. angemerkt, daß von den „Englischen Miszellen" Hüttners die gleichnamigen Notizen zu unterscheiden seien, welche auch Böttiger für das Cotta'sche Blatt fertigte. Es liegt nunmehr nach jener Mittheilung Dr. Gedans nahe, auch hiefür den analogen stofflichen Ursprung aus Privatbriefen Hüttners an Böttiger zu vermuthen. Um so mehr, als Hüttners individualistische, im allgemeinen durchaus sympathische Natur sich am liebsten und freiesten privatim, anstatt vor der Oeffentlichkeit, erging. Er mußte auch von Cotta, an den sich so Viele herandrängten, immer wieder aufs neue als Mitarbeiter gewonnen und erhalten werden. Die peinliche Empfindung, stets in Eilfertigkeit zu arbeiten, hat sich bei ihm nie abgestumpft oder ausgeglichen, er ward in sich und in seinem Schaffen nicht sicherer, sondern gelangte vielmehr zu der „fast zur Manie sich steigernden Unterschätzung seiner Leistungen", welche Dr. Gedans biographische Würdigung hervorhebt.

Ed. Heyck (München).

-ski. Ueber die ehemals in Altdorf befindliche berühmte Schwarz'sche Büchersammlung, welche einzig in ihrer Art fast sämmtliche Reformationsschriften umfaßte, war hier kürzlich mitgetheilt worden, daß über ihren Verbleib, nachdem die Universität Altdorf nach Erlangen verlegt worden war, nichts zu ermitteln sei. Eine interessante Ergänzung hiezu bildet eine Mittheilung des Universitätsbibliothekars Dr. Zucker im „Centralblatt für Bibliothekwesen", wonach sich in der Universitätsbibliothek in Tübingen ein die Schwarz'sche Bibliothek angehendes Schriftchen befindet, das über den Inhalt der Bibliothek und deren Verkauf einige interessante Notizen enthält. Das Schriftchen hat den Titel: „Nachricht von einer werthvollen Sammlung von 12,020 theils noch im 15. Jahrhundert, theils bis 1550 gedruckten Büchern, welche dem Meistbietenden am 1. Juli 1821 zugeschlagen werden sollen". Unter den Schriften belief sich die Anzahl der Lutherdrucke auf 1488. Zu anderen Namen werden folgende Ziffern genannt: Buggenhagen 86, Carlstadt 94, Cochlaeus 70, Johann Eck 72, Emser 36, Erasmus 396, Hutten

52, Melanchthon 261, Murner 18, Hans Sachs 35, Zwingli 55 u. a. Die Angebote waren brieflich erbeten; das erklärt, daß über den Käufer nichts in die Oeffentlichkeit drang. Interessant ist auch, daß in der Schätzungssumme „ein gelehrter Bibliothekar und ein Antiquar" zusammentrafen. Es waren 5000 Gulden, d. h. nach heutigem Geldwerth 8572 M. Nimmt man den damaligen Gebrauchswerth des Geldes nach einmal so hoch an wie heute, so ergibt sich nur etwas über 17,000 M. Das ergibt per Stück der Sammlung 1 M. 50 Pf. Doch dachte man offenbar daran, daß nicht einmal dieser Preis erzielt werden möchte; denn es heißt zum Schluß, daß die Sammlung dem zugeschlagen werden sollte, der das höchste „annehmliche" Gebot gestellt hätte.

-l. Im Sommer 1898 sind 350 Jahre verflossen, seitdem die erste Auswanderung flüchtender Protestanten aus Böhmen in die Nachbarländer begann, die dann im Laufe des 17. Jahrhunderts auch für Brandenburg-Preußen, das den Verfolgten Schutz gewährte, von nachhaltiger Bedeutung werden sollte. Am 26. August 1548 kamen Mitglieder der böhmischen Brüder-Unität, die nach dem unglücklichen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges aus dem kaiserlichen Erblande vertrieben waren, in Lissa (Posen) an und begründeten die Blüthe dieser ehemals bedeutsamen Stadt. Die noch heute in Lissa vorhandene reformirte Unitätsgemeinde beabsichtigt, den Tag durch eine Erinnerungsfeier auszuzeichnen. Insbesondere soll ein längst geplantes Denkmal für den seit 1627 in Lissa wirkenden letzten Bischof der Unität, Comenius, bei dieser Gelegenheit begründet werden. Ein Aufruf zur Mitwirkung für dieses Denkmal wird in kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden.

—k. Der Verlag von C. H. Beck in München kündigt für die nächste Zeit das Erscheinen der in der letzten Reichstagssession erledigten, von Sr. Maj. dem Kaiser unterm 17. Mai sanktionirten Neuredaktionen der Zivilprozeßordnung (nebst dem Gerichtsverfassungsgesetze) und der Konkursordnung (nebst dem Anfechtungsgesetze) in hübsch ausgestatteten, mit guten Registern versehenen Textausgaben an. Diesen Textausgaben soll dadurch ein besonderer Werth für Studium und Praxis gegeben werden, daß den Paragraphenziffern der neuen Redaktion die Ziffern der früheren Numerirung in Klammern beigefügt sind; ein Anhang mit einer vergleichenden Zusammenstellung der alten und der neuen Numerirung ist angereiht. Ferner sind für den gleichen Verlag in Vorbereitung eine erläuterte Ausgabe des wichtigen neuen Gesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit aus der Feder des Oberregierungsraths im kgl. bayer. Staatsministerium der Justiz Heinrich Schneider, sowie die zweite, vollständig neubearbeitete Auflage der erläuterten Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus der Feder der HH. Professor Otto Fischer und Amtsgerichtsrath Eugen Ebert zu Breslau, sowie der Oberregierungsräthe Heinrich Schneider und Wilhelm Henle im kgl. bayer. Justizministerium zu München. Dieses unter der Bezeichnung „Fischer-Henle's Handausgabe" in den deutschen Juristenkreisen aufs beste eingeführte Hülfsmittel für das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs wird in der neuen Ausgabe bereits auch sämmtliche Ergänzungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch (Grundbuchordnung, Zwangsversteigerungsgesetz, Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit), wie auch die Novellen zur Zivilprozeß- und Konkursordnung, das neue Handelsgesetzbuch u. s. f. berücksichtigen.

* **Augsburg,** 12. Juni. Am hiesigen kgl. Realgymnasium wird laut Ankündigung des Hrn. Gymnasialrektors Dr. G. Recknagel (S. 159 im zweiten Hefte des VI. Bandes der „Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen") vom 8. bis 20. August für Lehrer und Lehramtskandidaten ein Ferienkurs für englische Sprache unentgeltlich abgehalten werden. Anmeldungen zur Theilnahme an diesen Vorträgen und Sprechübungen in englischer Sprache sind an Hrn. Dr. K. Lentzner, Lehrer der Handelsschule, Balhartstraße 13, erbeten.

* **Würzburg.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. Fritz Reitzenstein als Privatdozent für Chemie.

* **Tübingen.** Der langjährige Assistent des Professors v. Bruns, Privatdozent der Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. Hofmeister, ist zum Professor ernannt worden.

* **Straßburg i. E.** Nach einem Anschlag am schwarzen Brett der hiesigen Universität ist für den 26. Juni ein Goethe-Fest in Sesenheim in Aussicht genommen. Die Straßburger Germanisten, an ihrer Spitze die Professoren Martin und Henning und der Privatdozent Dr. Joseph, werden an dem genannten Tage in Sesenheim eine Aufführung der „Fischerin" von Goethe mit der für Carana Schröter geschriebenen Musik veranstalten. Die Theilnehmer werden von Straßburg mit Extrazug nach dem genannten berühmten Dorfe befördert; dort findet zunächst eine Feier auf dem Goethehügel und alsdann ein Bankett im Garten der „Krone" statt. Abends erfolgt gemeinschaftlicher Zug nach der Moderbrücke zur Aufführung des erwähnten Stückes, um dessen Einstudirung sich der hiesige Schauspieler Peschel besonders verdient gemacht hat. In dem erwähnten Anschlag wird die Studentenschaft zur Theilnahme an dem Feste eingeladen; jedoch steht zu erwarten, daß auch weitere Kreise zu der originellen Feier herangezogen werden.

* **Berlin.** In der hiesigen medizinischen Fakultät hat sich Dr. Edmund Victor Meyer, Assistenzarzt der Universitäts-Poliklinik für Hals- und Nasenkrankheiten, als Privatdozent habilitirt. Seine Antrittsvorlesung handelte über die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Rhino-Laryngologie.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor Dr. Theodor Vogt ist zum ordentlichen Professor der Pädagogik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Brüssel.** Am 6. Juni starb hier der als Numismatiker auch über die Grenzen Belgiens hinaus bekannte Anwalt Serrure. Besondere Aufmerksamkeit erregten seine werthvollen Arbeiten über die gallischen, lehnsherrlichen, flandrischen und brabanter Münzen.

* **Peking,** 12. Juni. Ein kaiserliches Dekret ordnet die Errichtung einer Universität nach europäischem Muster in Peking an. Hohe Würdenträger erhielten Weisungen, unverzüglich über die Ausführung des Dekrets zu berichten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. Kimmerle: Reit-Winke. Praktische Anleitung zur Erlangung wahrer Reiterfreuden für Fachleute und Laien. Berlin, Paul Parey 1898. — Dr. Fritz Skowrannek: Junkern Trutz! Bauern Schutz! Ein Wort an die Wähler. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus 1898. — Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrath. 4. Bd.: Der Bundesrath des Deutschen Reichs 1878—1881. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Frank Wedekind: Die junge Welt. Komödie in 3 Aufzügen und einem Vorspiel. Berlin, W. Pauli's Nachf. (H. Jarosch) 1897. — Paul Ernst: Polymeter. Berlin-Paris. Joh. Sassenbach 1898. — Dr. Georg v. Mayr: Die belgische Industrie- und Gewerbezählung vom Herbst 1896; Dr. med. Prinzing: Die Sterblichkeit der Ledigen und Verheiratheten, nebst Sterbetafeln, berechnet für Bayern (Sonderabzüge aus „Allgem. Statistisches Archiv", hggb. v. Prof. Dr. G. v. Mayr). Tübingen, H. Laupp 1898. — Tourenbuch des Alpengebiets westlich der Brennerstraße für Radfahrer. Hggb. v. Hauptkonsulat München A. R.-U. — *Assassinat de Midhat Pacha* d'après les documents officiels de la Jeune Turquie. Publié par le Comité ottoman d'Union et de Progrès. Genève 1898. — Kaiserwarte. Festgabe zum Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. Hannover, Dunkmann 1898. — Prof. Dr. G. Kaufmann: Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. 5. Bd. 12. Heft. Wien, Alfr. Hölder. — Dr. Paul Hassel: König Albert von Sachsen. 1. Theil: Jugendzeit. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Leipzig, J. C. Hinrichs 1898. — *Rudolf Golm:* The Old Adam and the New Eva. A Navel. London, William Heinemann 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 14. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Anfänge von Goethe's Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe. Von Heinrich Funck. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Anfänge von Goethe's Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe.

Mitgetheilt von Heinrich Funck.

Goethe und Lavater sahen und sprachen sich zum erstenmal am 23. Juni 1774. Der persönlichen Bekanntschaft gingen etwa 10 Monate schriftlichen Gedankenaustausches voraus. Diese früheste Periode des wunderbaren Freundschaftsverhältnisses lag für uns bisher im Dunkeln. Zwar konnten wir Lavaters Briefen an Herder vom 4. November und 30. Dezember 1773, Briefen G. D. Hartmanns an Lavater vom Anfang 1774, einem Schreiben des jungen Goethe an Kestner vom Herbst des zuletzt genannten Jahres und fünf von Mörikofer in dürftigen und ungenauen Auszügen mitgetheilten Briefen Lavaters an Goethe aus dem in Rede stehenden Zeitraume entnehmen,[1]) daß die Korrespondenz zwischen dem gefeierten Züricher Geistlichen und dem berühmten Frankfurter Dichter bald eine eifrige und eingehende wurde. Aber wir wußten nicht, ob der Inhalt des bedeutsamen Briefwechsels in dieser ersten Zeit sich im wesentlichen auf die in Mörikofers Auszügen behandelten religiösen Fragen beschränkte. Es wurde bezweifelt, daß Lavater über seine damals bereits begonnenen Sammlungen zu der großen Physiognomik alsbald Goethe gegenüber sich geäußert oder ihn gar zur Theilnahme aufgefordert habe. Dies schien er den Forschern erst auf Anregung Herders gethan zu haben, der im Januar 1774 Lavater den Rath ertheilte, sich, wie an Füßli und Chodowiecki, so auch an Goethe zu wenden, der ein großer Zeichner sei. Endlich nahm man — auf einem der Briefauszüge Mörikofers fußend — an, daß der Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater von Letzterem am 1. September 1773 eröffnet worden sei.

Solchen Zweifeln, falschen Vermuthungen und erklügelten Möglichkeiten setzen wir mit der Publikation der wichtigsten Quelle, welche für diese älteste Epoche des Verhältnisses zwischen Goethe und Lavater zur Zeit erreichbar ist, authentischen Aufschluß entgegen. Mit Hülfe der unten folgenden 16 Schreiben des Züricher Propheten an den 24jährigen Dichter, welche alle bis auf das letzte vor dem ersten Briefe Goethe's an Lavater, den wir besitzen, abgefaßt sind, vermögen wir das Dunkel, in das der Anfang des vielbesprochenen merkwürdigen Freundschaftsverhältnisses bisher gehüllt war, bedeutend aufzuhellen. Auf diesen an den jungen Goethe gerichteten Blättern wird beurkundet, daß Lavater bereits am 14. August 1773 einen brieflichen Verkehr mit dem Götterjüngling anknüpfte, daß sehr bald schon die Physiognomik den Hauptinhalt der Korrespondenz bildete, daß es für Lavater nicht erst einer Anregung von Seiten Herders bedurfte, um den Genius, dessen Kraft im Götz hervorgebrochen war, zur Mitwirkung an dem großen Werke aufzufordern, in welchem er der Natur ihre Geheimnisse in Bezug auf die Formgebung der menschlichen Gestalt und vornehmlich des menschlichen Gesichts ablauschen und aller Welt offenbar machen wollte.

Doch lassen wir die kostbaren Dokumente selbst reden!

1.

Wenn ich Herrn Hofrath Deinet[1]) recht verstanden habe, so empfange ich durch Ihn von Ihnen, mein verehrenswürdiger Herr Doctor, den Götz mit der eisernen Hand.[2]) Sie werden sich vorstellen, mit welcher Freüde ich dieß Merkmal Ihrer Gütigkeit von Ihnen empfangen und — — verschlungen habe. Gewiß nicht den Zwanzigsten Theil von dem, was ich Ihnen sagen mögte, darf ich Ihnen sagen, um nicht das Ansehen zu haben, daß ich Ihnen schmeicheln wolle, welches doch gewiß meine Sache nicht ist. Es ist eine traurige Sache, daß Menschen — Menschen nicht sagen dürfen, was sie denken.

Ich darf die Bitten nicht unmittelbar wiederhohlen, die Herr Hofrath, bereits in meinem Namen an dieselben gethan hat, und dennoch . . . . die Gefälligkeit ist viel größer, als Sie sichs vorstellen können. . . . Thun Sie, was Ihr gutes Herze Sie thun heißt. Freüdenmachen — sollte Ihnen doch so schwer nicht ankommen.

Ich will nichts beyfügen als: Schreiben Sie, was Sie immer schreiben wollen. Sie werden immer der Einzige in Ihrer Art seyn; immer — unaussprechlich viel nützen, und, unter allen Ihren Lesern, keinen aufmerksamern, keinen wärmern haben, als mich.

Zürich, den 14. Augstm. 1773.
Johann Caspar Lavater.

2.

Wie ich vermuthete — sind die Zwo Fragen[3]) von Ihnen. . . Ich kann nicht aussprechen, wie meine Seele dürstet, von einem Doctor Juris — Theologie zu lernen — warum haben wir Theologen keinen Sinn? — — Ich kann nur — zittern, glühen, schweigen — aber nicht aussprechen — wie sehr ich wünsche — mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen meiner Seele — von Ihnen zu sehen — zu empfangen — und wie sehr ich insonderheit nach einem Christusideal von Ihrer Erfindung und Ihrer Hand — — schmachte.

Zürich d. 1 7br. 1773.
Lavater.

---

[1]) Vgl. J. C. Mörikofer: „Lavater im Verhältniß zu Goethe“ im Züricher Taschenbuch 1878, S. 4 und 5, und E. von der Hellen: „Goethe's Antheil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten“, Frankfurt 1888, S. 13 und 14.

[1]) Verlagsbuchhändler J. K. Deinet, fürstlich waldeckischer Hofrath, Besitzer der Frankfurter gelehrten Anzeigen, Lavaters Kommissionär in Frankfurt.

[2]) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. (Im Selbstverlag im Juni) 1773.

[3]) Zwo wichtige bisher unerörterte Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee, 1773. — Es durchzieht diese Schrift, in welcher Goethe die Fragen „Was stund auf den Tafeln des Bunds?“ und „Was heißt mit Zungen reden?“ behandelt, die Grundanschauung, daß der Geist Gottes allein die richtige Auffassung der heiligen Schrift verleihe.

3.

So gern ich Ihnen sagen mögte, daß Sie der erste seyen, der mir die angenehme Nachricht von der Verbindung unsers liebsten Schloßers[1]) mit Ihrer liebenswürdigen Schwester — melde, so muß ich doch hierinn Hrn. Hofr. Deinet den Vorzug geben; aber mehr, als Sie's glauben können, angenehm war's mir, es auch von Ihnen zuvernehmen. Ich kann von dieser Verbindung alles erwarten — u. erwarte alles — folglich wünsch' ich nichts.

Noch eine eigennützige Bitte — Ihren, Ihrer Schwester, Hrn. Schloßers Schattenriß auf den Quart[2]) ins kleine gezeichnet — und Herders seinen, wenn Sie ihn haben. Wer mag wohl unter Deütschen, Franzosen, Engländern u. Italjenern, Porta, Parsons, Pernetty, Peüschel (par hazard 4. von 4. Nationen aus dem P) ausgenommen — die besten physiognomischen Beobachtungen u. Reflexionen geschrieben haben?

Dürft' ich Ihnen gelegentlich einige Bogen meines Gewäsches zur Durchsicht senden — Kennen Sie keine Zeichner und Kupferstecher, die ich brauchen könnte?

Z. d. 16. Oct. 1773.

J. C. L.

4.

An Goethe.

Endlich hab' ich Ihr theures Bild erhalten — mit zitternder Begierde, diesen Moment, d. 6. Nov. geöfnet, nicht mein Ideal, aber einen Mann gefunden, neben dem B. unerträglich wird; — den Mann, von dem mir mein Bruder Diethelm[3]) seit ein paar Tagen sagte, daß er in Leipzig neben ihm bey Ludwig gesessen hatte. Wie mir bey dieser Nachricht war, muß der Verfaßer des (hier noch nicht ganz empfundenen) Götzen wißen. — So eben tritt mein Bruder in's Zimmer, u. findt sie ähnlich. . . Ich glaub' es, die Natur spricht. Nur die zu lange Nase, denn das ist sie gewiß, mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivetät — in dem Munde.

Laßen Sie mich Ihnen wenigstens die Hand küßen. Ich bin unaussprechlich froh, daß Ihr Gesicht so ganz anders ist, als B., und daß Sie vielmehr Stille und Ruhe bey dieser Heiterkeit u. diesem Leben haben, als ich hoffen dürfte. Ich weiß nicht, warum Stern's Physiognomie mir immer beyfiel, wenn ich an Sie dachte. Mehr u. weniger kann ich Ihnen für Ihr Bild dießmal nicht geben, als das Bißchen Wahrheit in der beygelegten Linie von

Lav.

d. 16. Nov. 1773.

5.

An Goethe.

Warum ich Ihnen schon wieder schreibe? um Ihnen ein Porträt — ach, aber die Augen, die in der Natur alles sind, im Bilde sind sie nichts, vorzulegen, das ich in 10. Tagen wieder haben sollte. Ein Porträt — rathen Sie von wem? So wahr ich lebe, Sie errathens .... Adelheit von Weißlingen.[4])

Nun weiter nichts, als ... das nächste mal ein paar Silhouettes wenigstens, wenigstens die mißlungene Schloßer[1]) — von Ihrer Hand, — u. dann noch eine Frage: Wollen Sie mir helfen, eine aus halben, viertels, u. achtels Beobachtungen geschöpfte große, mendlich wichtige Vermuthung, durch viele ganze feste Beobachtungen bestätigen oder verwerfen?

Die in den Augen aller Weisen u. Thoren itzt noch lächerliche Vermuthung — von der allgemeinen Homogenität aller u. jeder Bildungen der Natur; so daß es möglich ist, aus jeder richtig gegebenen Section den ganzen Umriß, aus dem Umriß den ganzen Charakter — u. aus diesem — doch nein — für einmal nichts weiter — so sicher u. bestimmt anzugeben — als sicher u. bestimmt sich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipsis, die ganze Ellipsis, und der ganze Zirkel bestimmen läßt.

Wäre diese Vermuthung, die jedem physiognomischen Zeichner wenigstens durch den Scheitel herunter gefallen seyn sollte, nicht mehr, als der Stein der Weisen, wann sie Gewißheit werden sollte.

L.

1773.

6.

An Goethe.

Stunden zähl' ich, bis — der Postwagen mir den Mischmasch bringt. Seyn sicher, Bruder, daß ich das mißlungenste verstehen werde — u. daß ich von der Sohle bis zum Haupt ein Mensch bin, neben deßen Physiognomie sich keine Menschenphysiognomie zu schämen hat.

Wenn Witzenschaft Witzenschaft wird, ist nichts mehr dran. Einen Kuß auf die Lippe, die dieß flüsterte — die Hand, die es schrieb — u. die Stirn — nein, die Brust, die ihn zeügte, diesen Gedanken — aber wir sind Symbolen, u. unsere Worte und Werke sind's mit uns. Laßt uns symbolisiren, weil wir's müßen, so lang wir können — übrigens wollen wir kein Ziel stecken.

Nur noch Eins — Du, wahrlich, so gern ich gebe, so gern empfang' ich von Freünden — und wenn im Packete, das ich erwarte, kein Christuskopf ist — (Siehe, Bruder, mein Glaud ist groß! mir sollte geschehen, wie ich glaube) — so erwart' ich mit erster Post unfehlbar einen gelungenen, oder mißlungenen, von der Hand deßen, der wie keine Seele aus meiner Seele herausgedacht, in mein Herz hinein empfunden hat; von der Hand, die nicht wahr? die — X X X an X X X schrieb?[2])

Crajonirte halbe, ganze, Viertel Entwürfe, aber alle vom vermischtesten Versuche — bis auf den Leben athmenden Schatten des Menschen; denn zankten sich alle drüber, unser einziger Herr u. Gott ist — durch den ich diese Buchstaben Linien auf dieß Papier — hingieße —

Goethe wird gewiß Schlözern in einer Rezension sagen, daß Herdern nicht Schlözer ist!! Wär' ich Historiker, ich thät's.[3])

---

[1]) J. C. Schloßer, der Mitherausgeber der Frankfurter gelehrten Anzeigen, hatte mit Lavater als einem „warmen Freund der Religion und der Menschheit" bereits am 9. November 1771 einen briefischen Verkehr angeknüpft. Den 17. Oktober 1773 schrieb er an Lavater: „Mein Freund und künftiger Bruder Göthe hat Ihnen glaub ich schon geschrieben, daß ich bald mit seiner liebenswürdigen Schwester mich auf ewig verbinden werde. Sie, mein Theuerster, ist eben die, wovon ich Ihnen vor einem Jahr schriebe."

[2]) Entsprechend dem Format der Physiognomischen Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. C. Lavater. Vgl. in Nr. 13 „Goethe, zeichne mir erhabnes Ideal oder was Du willst, Christus oder was Du willst! Einmal ein Quartblatt in meine Fragmente".

[3]) Diethelm Lavater (1743—1826) war Ostern 1765 als stud. med. nach Leipzig gekommen, wo er in dem Hause des Hofraths und Professors der Medizin Chr. G. Ludwig wohnte, dessen Tisch auch der ein halb Jahr später nach Leipzig kommende Goethe in der ersten Zeit besuchte.

[4]) Goethe's Frauengestalt „Adelheid von Waldorf", bei deren Schöpfung den jugendlichen Dichter das Problem reizte: „Die höchste körperliche Schönheit des Weibes im Bunde mit einem bösen Sinn, die Schönheit als Mittel zu Verbrechen, Sünde und Verderben", mußte ganz besonders den Physiognomiker Lavater interessiren, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die Harmonie, ja die Identität der moralischen und körperlichen Schönheit in menschenfreundlicher Absicht zu erweisen.

[1]) Corneliens Verwählung mit Schlosser hatte am 1. November 1773 stattgefunden. — Von einem mißlungenen Schlosser schrieb Schlosser den 17. Oktober 1773 an Lavater: „Ich freene mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist.... Er mahlt schon lange, oder er zeichnet vielmehr an meinem Profil. Er sagt aber, er könne mich nicht herausbringen, und noch kenn ich mich auch an keinem seiner Versuche. Morgen werd ich ihm wieder sitzen, vielleicht geräts ihm besser."

[2]) Lavater schrieb den 4. Mai 1773 an J. G. Zimmermann in Hannover, den Herausgeber von „Lavater von der Physiognomik, Leipzig 1772": „Ihre Pedanteeeien werde ich, wills Gott, nicht ohne Erbauung lesen, lesen lassen und herumbieten. Am Synodus abends las ich sie unter schmauchenden Amtsbrüdern, und bald darauf las man eine andere Schrift, die noch zehnmal so tief eingriff. Diese Schrift müssen Sie lesen, zu lesen geben und loben oder scheiten, wie es am besten ist, sie gangbar zu machen. Sie heißt: Schreiben des Pastors zu *** an den Pastor zu ***. Aus dem Französischen." Diese 1773 erschienene Schrift Goethe's handelt von den Bedingungen zur Führung des geistlichen Amtes, insbesondere über Toleranz, deren Verkündiger auch Lavater war.

[3]) In seiner Antikritik gegen Herder, der A. L. Schlözers „Vorstellung seiner Universal-Historie" in den Frankfurter gelehrten Anzeigen

Nun gute Nacht — der Wächter ruft zehn — O was ist, was ist das süße namenlose Zittern, die melancholische Wollust, die Unsterblichkeits Ahndung in tiefe Todes Schauer gehüllt — die jeder Ruf des Nachtwächters über mein ganzes Wesen verbreitet. Nun ruh' ich noch einen Augenblick auf Deinem Angesicht, an Deiner Brust, Deinem Arm — sigle mit einem Kuß, u. stehe auf.

D. 19. Nov. 1773.

L.

7.

An Goethe.

Mein lieber Bruder,

Gott weiß es, Du bist's noch mehr, seit Du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ. Ich nehm's keiner Seele übel, die nicht glauben kann; aber von denen wend' ich mein Angesicht, die sagen: Sie glauben, u. nicht glauben. Wer glaubt? — u. wem ist des Herrn Arm offenbar?

Aber nun — Bruder, sage mirs, wie Du's sagen kannst; was hast Du wider den Christus, deßen Name ich zuverherrlichen dürfte, noch nicht verherrliche.

Ich schwöre Dir Ehrlichkeit. Sage mir, ist Christus nicht Gottes Ebenbild und Urbild der Menschheit? — u. ich will stille horchen, was Du darwider hast, u. gewiß nicht schikaniren, u. gewiß nicht Parthey Sache machen.

Aber von Dir — u. Deiner empfindsamen Tiefsicht [1]) erwart' ich auch, was ich von keinem, keinem ungläubigen Zweifler, Spötter erwarte.

Dränge mich, so zeig' ich Dir Christus — oder ich ergreife wider ihn die Feder. Es ist kein Christ auf Erden; ich bin noch keiner; Aber Du sollst Einer werden — oder ich werde, was Du bist. Innigst umarm' ich meine Brüder — Nicht Worte geb' ich Dir — Geist, oder nichts. — Rede — ich werde hören, u. verstehn — denn ich bin — von Ewigkeit zu Ewigkeit Dein Bruder

L.

Z. d. 30. Nov. 1773.

8.

An Goethe.

Es ist Mitternacht, Bruder — u. die Augen sinken mir, und morgen ist kein Augenblick des Schreibens — Also schreib' ich noch eine Zeile Nichts — Dir ist sie doch des Briefports werth — weil Du liebest.

O Goethe, unser Gedanke! Du Räthsel — u. Offenbarung! Deinen Christtagsbrief hab' ich vor mir — nehm' ich mit mir in's Beth — u. les' ihn — u. staune. Wir hätten weynen mögen Pf. [2]) und ich. Eins noch, Bruder — Sag' mir doch, wie kannst Du Einheit — zwey seyn? Ich kann's nicht. Ich bin sehr vielfach — u. doch einfach — aber meine Vielfachheit ist nicht heterogenisch — Deine, wollt's mir ein paarmal auffallen — scheints! Nimmermehr hätt' ich — so gern ich sonst mit Schwachen Mitleiden habe — den Pastorbrief schreiben, und Deinen Glauben haben können. Ich glaube, es ist Großmuth gegen schwache — aber ich fürchtete mich bey solcher Großmuth vor Unredlichkeit, so schwach bin ich noch. Nächstens, send' ich Dir viele Fragen, mein Lehrer u. Bruder — auf jede setzest Du zwo Zeilen Antwort bey —

Unterdeßen ein paar zum Voraus. Was hast Du schon alles drucken laßen? Welcher Schriftsteller — u. welcher Mensch ist Dir unter den wirklichen — der liebste? Mein Schriftsteller ist Crügot [1]) und Herder — mein Mensch ist Pfenninger — u. eine Freundin. [2])

Nun noch — wenn sehen wir uns, aber Du nimmst nur den Bruder mit. Sey u. vergehe nicht — so bin ich ewig

Dein Lavater.

28. Xbr. 1773.

9.

Goethe! Du fängst an zusinken — — aus Güte, denk ich, aus Weisheit — Du glaubst nicht an meinen Glauben an Dich, doch liebst Du mich. — Du weißest noch nicht, was ich tragen kann — doch der Starke rühme sich nicht seiner Stärke — — Goethe — must Du mir sagen „Gehe behutsam mit Deinen Briefen um" [3]) — Goethe! warum sinkst Du unter mich — o Du!! Lieber! . . . . . Zehn Minuten hatte ich die Feder schon — B. [4]) heißt mich fortschreiben; ich weiß nicht, wie mir geschehen ist durch Deinen Brief, welch ein Eindruck das ist in meinem Gemüthe, so was wehmüthiges herrscht darinn, daß ich nicht weiß, was thun — ich löffe am liebsten zu Dir, u. kann's nicht ausstehen, daß es unmöglich ist. Denkst Du auch, was das für eine Ewigkeit ist, von itzt bis wieder Antwort da ist? Wie grausam weh thust Du uns! . . . . Du erscheinst — ein Wort, ein Blick dazu, daß tausend Fragen erzeugt werden, u. Du — verschwindst für 14 Tage; Am Christtage eine unvernehmliche Stimme u. verschwunden; am letzten 1773 einen Blick, der mir durch Mark und Gebein dringt, und verschwunden! Bruder, Bruder! Plag unsere Seelen nicht so . . . . Ach, u. warum zurückziehen? Das schmerzt auch so!

„Wenn Du einen Meßias brauchst, so halte Dich an dem, der Dir von immer quellendem Waßer versprochen hat." Also wär' doch die Sache unaussprechlich einfältig diese: Wenn man von diesem Waßer hätte, bekäme die Fülle auch für andere . . . so könnte sich doch alsdann kein Menschen Verstand zwingen, zuläugnen, daß der Brunn

Ach! Ja! Ja! Bruder — Du hast für Dich, nur für Dich — genug — aber (doch ich habe schon oft zuviel versprochen) aber — ich habe sehr oft noch für andere, die ich freylich weniger erquiken kann. — O Goethe, was ich bin, muß ich Dir seyn — was ich seyn werde, werd' ich Dir seyn — Nimms dann, oder gieb's, wenn Du willst, ich muß geben, was ich habe.

Schöne, edle, himmlische Seele — die Demuthsängerin — Ach — ach — ach — wo bin ich — doch Jesus Christus ist — o wie bin ich ihm oft so nahe — u. ich darf, darfs nicht sagen, was ich ihm — zuwinken darf. — O Du — lache meiner Einfalt nicht — Du EinfaltFreund — trage den Schwachen, der auch trägt.

Aber — Du Nichtantworter — antworte mir doch nächstens —

1772 in einer leichtfertig „geworfenen" Recension besprochen hatte, steifte sich der Göttinger Geschichtsprofessor darauf, daß Herder kein Historiker von Fach sei, und daß es sich für einen Konsistorialrath nicht schicke, in einer öffentlichen Zeitung den Lustigmacher zu agiren. — An Herder schrieb Lavater den 30. Dezember 1773: „Was machst Du mit Schlözern? Bruder, sag ihm brüderlich, daß er sei, was er ist," und den 4. Februar 1774: „Ganz schweigen aber kannst Du, Bruder Herder, doch nicht um der Umstehenden willen — aber ja! vollend erst und zeig, daß ein Belletrist auch Zeuge Gottes sein kann!" Unterdessen hatten Claudius und Hamann dem von dem Göttinger Historiker gemißhandelten Freund die Antwort abgenommen.

[1]) Vgl. Lavater an Herder, den 21. August und 2. September 1773 (ungedruckt): „Hat jemals eine Abgeschmacktheit, die bonton ward, Züchtigung, Geißel des Satyrs verdient, so verdient es weniger die Theologie der Orthodoxen als der Teller, Semlers, Eberhards ꝛc. Wäre nicht vielleicht Göthe der Mann (denn er sieht doch erstaunlich tief in die Tiefen der Schrift und Natur des Menschen), der die Geißel nehmen sollte? Doch ich will warten, was Du thun wirst."

[2]) J. K. Pfenninger (1747—1792). Lavater an Herder, den 10. November 1772: „Mein erster Herzensfreund ist Pfenninger. Du wirst ihn bald kennen und lieben. Wir räsonnieren nicht mehr; in allen moralischen Dingen können wir uns auseinander verlassen. Es ist nichts in diesem Felde für uns Problem mehr. Das heißt von Gott gesegnet sein!"

[1]) M. Crugot (1726—1790), fürstlich carolathischer Hofprediger, der Verfasser des 1758 erschienenen, vielgelesenen Buches „Der Christ in der Einsamkeit". Diesen seinen Lieblingsschriftsteller hatte der jedes Unrecht tief fühlende Lavater 1763 gegen die schamlosen Verdächtigungen des damals noch hyperorthodoxen K. F. Bahrdt in Schutz genommen.

[2]) Barbara Schultheß (geb. 1745), Gattin des Kaufmanns David Schultheß im Schönen Hof, die bald auch eine Seelenfreundin Goethe's wurde.

[3]) So hatte auch Herder nur zu bald Freund Lavater Vorhaltungen über die Indiskretion zu machen, womit derselbe ihr Verhältniß und die zwischen ihnen gewechselten Briefe unter die Leute brachte.

[4]) Bäbe, d. i. Barbara Schultheß.

1) Was urtheilst Du von den gesandten Bildern oder Schatten?
2) Was liesest Du am liebsten?
3) Dein genauer, scharfer Schattenriß, u. Herders u. Herderinn. [1]
4) Willst Du mein Lehrer bleiben? Ich umarme Dich

L.

D. 4. Jenner 1774.

10.

Den 7. Jenner 1774. An Göthe.

Nun hast Du doch, Bruder, einige meiner Fragen beantwortet. Dank Du guter, weiser, arger, guter, feiner, lieber!

Ha! wie fliegt Dir mein Blick mit hoch aufschlagender Brust nach,
Wenn auf dem glashellen Eis Dein Fuß den Genußflug fliegt,
Ferner, fliehender, näher, Du kühner, vester und schneller,
Wende schwebender Dich, wie FeuerRäder und treibe
Dich auf den schauenden hin, und grüß ihn, und wende Dich wieder,
Siehe Du trägst ihn, er schwebt, doch nur im Geiste, sein Odem
Steht, die schneidende Luft, der schnelle, schnellere Fuß eilt,
Ihm zu kühn in die Ferne: wie bist Du phänomenon — Bruder!
Was auf dem Eise Du bist, wähn ich zu seyn auf dem Blatte,
Aber Wähnung nur ist's; mein Flug ist Müdigkeit! Flug ist
Deines Fußes Erhebung zum leisen Theile; — die kleinste
Wie vom kühnen schweben, der Ueberschritt zu dem stehn ist,
Also vom stolzen Vers zur stillen bescheidenen Prose
Ist der Übergang mir; ist gleich auch Prose mein Eidvers:
Doch ich will, weil ich muß, will purzeln, daß ich an's Land komm:
Ha, nun sey Du gesegnet, der Prosa mütterlich Kind mir.

Nicht wahr daß heißt aus dem Eise gehen: Dank für deinen Brief. Du hast recht; im Menschen ist nichts wiedersprechendes. Das ist etwas in meine Physiognomik! in jedem Deiner Briefe und Briefchen so was, wie in dem den ich vor mir habe: wer arm ist bettelt; wer reich ist soll geben! Nun erwart ich — was?

Die junge La Roche. [2])
Deine Deinigste.
Den Herder.
Die Herderin.
Merken. [3])
Hamann. [4])
} im Schatten.

Und — das gerathenste Portrait — ist's zu viel? — Copie! Du kanst nicht copieren — ich kans auch nicht. — Nun — gib was Du hast, — und erwarte von mir — nichts, als Dank! Das ist wenig — was kan die Schneke dem Adler geben wenn auf seinem Flügel ruhend sie fliegt — freylich ohn Adlers Augen. Menschen! Menschen! Menschen! wie gern erblick' ich euch Menschen, — wils Gott, macht Dir Menschenkenner mein Geschwäz über Schatten, [5]) in einem Jahr eine heitere Stunde. — Das Portrait deß Schattenlosen Jünglings, deß Schatten, ist eines, der mir heut schreibt, „daß er deinen Götzen dahin gesetzt habe, wohin er gehört." [1])

Eines Litterarischen Briefeschreibers — der mich immer außer mich bringt, wenn er von Goethe redet — der um meine Freundschaft buhlet — und dem ich alle möglich Liebe schenke — aber Freundschaft nicht geben kan, weil er Goethe — mißkennt — mißempfindet, oder — beneidet. — Nicht wahr — doch ich frage nicht; ich will glauben: — Du schlagest mir nicht ab was ich fragen würde — also — Gedult, bis ich Dir meinen Glauben an Deine Übergabe an mich in die Hände gebe: — dieß, nicht wahr, bey Anlas Deines Porträts.

Apropos — wiewohl bey Freünden kein apropos mehr statt hat — ich wolte sagen Apropos bey Portraiten — durch Haid wird meins redend, hoffe ich — in Schwarzkunst gegraben: — Apropos bey Portraiten, also ein Wörtchen von Zinzendorf; — das ist auch Harmonie, und Homogenität, daß Goethe Zinzendorf [2]) ehrt — ich kans begreifen — bey allem dem war Zinzendorf nichts mehr und nichts weniger, als ein Zauberer. —

Nun genug — das weißest Du, daß Pfenninger und ich Fest haben, wenn Göthe schreibt — Nun heim vom Eise, dann ligt ein Brief, ach nur von Lavater, und nicht von Herder, nicht von Märk — und nicht von Wieland — auf dem Tische, — der wahrlich den friehrenden nicht wärmt; — doch man muß nicht immer warm seyn und wärmen, — auch kalt seyn, und kälten.

Schluß Reimlein.

O belebe mich, und tödte
Meine Schwachheit; starker Goethe!
Laß mich suchen, laß mich finden!
Gib mir Nahrung zum empfinden,
Gib mir Liecht, und gib mir Wärme,
Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme!
Gib mir Deine besten Freüden!
Hüte Dich, Dich von uns beyden
Pfenningern und mir zu scheiden —
Laß Dich gläubig nur berühren —
Und wir werden lebend spüren:
Sieh uns wenn wir zu Dir nahn,
Brüderlich und segnend an.
Amen.

Leuchsenring [3]) hat einmal ein Französisches Büchelgen Sur les Désirs mit einigen treflichen Vignettes: — kenst Du den Vignettes Radierer nicht? — kenst Du ihn, schreibe ihm — in meinem Nahmen — mir ein Paar Vignettes — mir ein Paar Köpfe in mein Werk zu radieren — a loul prix. — Was er will, was er will.

---

1) Einen Schattenriß von Herders Gattin hatte Lavater am 29. Dezember 1773 von ihr zugesandt erhalten, er hielt denselben jedoch nicht für ganz genau. Herder dagegen wollte sein Schattenbild dem Freunde nicht zukommen lassen.

2) Der gestrichenen Schriftstellerin und Freundin Wielands Sophie v. La Roche älteste Tochter Maximiliane (1756—1793), welche im Anfang des Jahres 1774 mit dem reichen Kaufmann Brentano in Frankfurt verheirathet wurde. — Goethe schreibt Anfang Februar 1774 an Friedrich Jacobi's Gattin: „Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheften Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. . . . Eine mächtige Kälte zieht durchs Fenster bis hierher an mein Herz zu tausendfacher Ergötzung. Ein großer Wiesenplan draußen ist überschwemmt und gefroren. Gestern trugs noch nicht, heut wird gewagt. Vor zehn Tagen ungefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns präsentiert. Gleich thaut es, und jetzt wieder Frost. Halleluja! Amen!"

3) Kriegsrath J. H. Merck in Darmstadt (1741—1791), der auf Goethe mehr Einfluß hatte als je ein Mensch vorher oder nachher.

4) J. G. Hamann (1730—1788), Accisschreiber in Königsberg, der Magus im Norden, für dessen Schriften und besonders Briefe Goethe eine Vorliebe hatte. — Von Hamann wurde erst Ende 1777 ein Briefwechsel mit Lavater eröffnet; zwischen Goethe und Hamann kam es nie zum Korrespondiren.

5) Physiognomische Fragmente; zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. C. Lavater. Zweyter Versuch. Leipzig und Winterthur, 1776. Bey Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie. S. 90—93: XI. Fragment. Ueber Schattenrisse. S. 94—134: XII. Fragment. Wie viel man aus den Schattenrissen sehen kann?

1) Gottlieb David Hartmann (1752—1775), Magister zu Tübingen, nachmals Professor in Mitau, schrieb in die Erfurtische Gelehrten-Zeitung eine Recension des Götz und berichtete am 4. Januar 1774 an Lavater: „Götz von Berlichingen ist gerichtet und zur Hahngesetzt, wo er hingehört. Ist gehts gegen andere." Vom September bis Dezember 1773 war Hartmann bei Lavater gewesen, und während dieses Züricher Aufenthaltes Hartmanns war ein „Profilporträt des jungen Genies", dazu noch ein Umriß und ein Schattenriß seines Kopfes für Lavaters Physiognomische Fragmente angefertigt worden.

2) Dem Grafen v. Zinzendorf (1700—1760), dem Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde, hing in Frankfurt jener fromme Kreis aus den höheren Ständen an, dem u. A. Goethe's Mutter angehörte, dessen Mittelpunkt aber Fräulein v. Klettenberg, die seamme Leiterin von Goethe's Jugend, war. Seiner inneren Richtung nach und nach dem Maß des Einflusses auf seine Zeit war Zinzendorf von den Männern, welche die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat, Lavater am ähnlichsten.

3) Der hessen-darmstädtische Hofrath Franz Michael Leuchsenring (1746—1827), auf den Goethe 1774 sein Fastnachtspiel vom Pater Brey dem falschen Propheten schrieb, war 1771 und 1772 in Zürich gewesen. Goethe hatte im Frühjahr 1772 seine Bekanntschaft gemacht; Schlosser an Lavater, Frankfurt, den 16. Februar 1772: „Heer Leisring, der Ihnen in Zürich aufgewartet hat, ist heute bei mir gewesen." Und Leuchtenring an J. Zielin, Buchschweiler, den 18. März 1772: „Herrn Schlosser hab ich kennen lernen und noch einen merkwürdigen Mann Namens Goethe."

Digitized by Google

11,

Nur ein Zeilchen. Dank für Deinen Brief vom 13. Jenner. Ich fand' alles wahr. Pfenninger auch. Dein Gespräch — willkommen — wünschte, daß ich Dir sagen könnte, warum mir die schönsten, herrlichsten, berühmtesten Ideale, die Ideale der Ruhe, z. E. Apoll, dessen Kopf ich eben im Schatten zeichnete,[1] nicht genug thut, und kanns nicht sagen, weil Worte successiv sind, und aus der Seele herausspringen.

Der evangelische Glaube, was ist er im Grund anders, als firma ea facilitas, quam Graeci ἕξιν dicunt? Was nicht aus Glauben geht, ist Sünde.

Was hast Du für Hochzeit in Deinem Hause? — Ich kann nicht mehr schreiben. Nimm dieß für Antwort auf Deinen Brief. Ich darf keine Antwort aufschieben. Ich mögte Gedräng immermehr ausweichen. Lebe und liebe.

Z. den 19. Jen. 74.

J. C. L.

12.

An Goethe.

Meine Frau, liebster Goethe, ist ein gutes, Herzgutes, sanftes, Taubenähnliches, lang u. zart u. reinlich gebildetes, geduldiges, unschuldiges HerzensLämmchen — ein edles, stilles, friedsames, in meinen Armen unaussprechlich anmuthvolles — mich unaussprechlich beglückendes Weibchen; ungeehrt, ungestuzt, ohne Coketerie u. Prätension. — Nie schöner, himmlischer, einziger, als wenn wir allein sind; Sie allein ist, Sie Niemanden, Niemand Sie sieht. — Das allerliebste KinderMütterchen — das liebste Töchterchen u. Schwesterchen. — Nichts weniger als schön — aber voll Anmuth, u. edler Jungfräulichkeit — Amen! Halleluja — —[2]

Für die Silhonetten — Dank zum voraus. Erst für Pfenninger, der ist krank ist, im Bethe, u. mich, der ich ihm unter der Menge Briefe, Deine (heüt erhielt' ich zween mit einander) immer am letzten zeige. Die La Roche[3] mögt' ich auch einmal incognito, oder gar unsichtbar sehn. Ich habe schon so vieles von ihr gehört. — — Überhaupt dürft' ich in meinen Phantasiestunden nach nichts so kindisch, wie nach unsichtbarer Beschauung u. Überschattigung meiner Freünde. Ich mögte mir sie ganz vorstellen, wie Sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, schmauchen, essen, faulenzen, phantasiren, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben — meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisiren, frisiren laßen u. s. w. Wißen mögt' ich ihr Cabinetchen, ihre Sophas, Schlafmütze — was ich Thor alles mögte — was ich für ein Kind bin.

Lebe wohl — im Leben der Liebe — Du allen alles — u. trage den schwachen alles allen seyn wollenden Gedanken — Müdling.

L.

D. 25. Jenner 1774
Abends ½10 Uhr.

13.

Mein lieber Goethe!

Deinen Stoß Silhouettes, u. Dein Memorial von Kölbein[4] hab' ich — u. mit derselben Post ein Kistlein voll Zeichnungen von Chodowiecki erhalten. Fast hätt' ich mich an allem krank gesehen! Was das für eine Situation ist — aus 13 Gesichtern seiner Freünde u. Brüder zween aus allen herauszusuchen — zumal, wenn man argwöhnisch genug ist, es für möglich zuhalten — daß Du Manns-Gesichter weiblich coeffirt habest. Doch nein — ich suchte Herder — dem ich heüt schreibe[5] — nicht wahr Nr. 13. ist Herder? und Nr. 12. die Herderinn —

Nr. 1. Ein verständiger Mann!
2. Der Mund verschnitten — aber, aber, welch eine Frau! Weich eine Stirn! welche Nase für eine Frau! weich eine MannsSeele!
3. Die Nase — mir Antipathie!
4. Viel, viel treffliches! Unvergleichliches! Herrliches!
5. Scheint mir Deinetisch flach?
6. Gewiß eine etwas schwächere Schwester von 4.?
7. Gut und schwach — wenig Mann?[6]
8. Gescheüt u. — stolz!
9. Der Liebste unter allen.
10. Nicht mein Mann; wenn er gleich treffliche Eigenschaften haben mag.
11. Ein fester — aber nicht dehmüthiger Mann.

Und dann Deine Epistel an Kölbeln. O Du arger! Lieder! Weh dem, den Du züchtigst — u. wohl ihm denn

„Deine Zucht ist Arzney"

Wie Füßli von Rom mir immer sagte![7] O den, den solltest Du kennen — Herder schreibt mir — „Ich verehre ihn recht, und wäre auf jeden Ort, wo seine Fingerspitze ruhet, begierig. Er scheint mir in vielem betrachtet, zu seyn, was Goethe, wie ich ihn kenne! Wenden Sie sich an den; Er ist ein großer Zeichner."[8] — Von Füßli kann ich nichts erhalten! Goethe ist zehn mal mehr Mensch und Freünd, als Füßli. Erst wär's Dir, meine Briefe an ihn — aber noch zehnmal mehr erst seinen laconischen Despotismus als den Pendant meiner Weidlichkeit zusehen! Also, um wieder auf die Hauptsache zu kommen — Goethe — zeichne mir erhabnes Ideal, oder was Du willst — Christus — oder was Du willst! Einmal ein Quartblat — in meine Fragmente — das heißt mit andern Worten — Wirf Dich auf Deinen Sopha hin — hin in's Meer Deiner Ideale — schärfe Bleystift — und rolle Papier auf, und gieß Deinen Gedanken hin, gieb ihm Form und Gränze — heft ihn an die Wand — geh von ihm u. gegen ihm — zur Rechten u. Linken — u. freüe Dich des Werkes Deiner Hände — u. frohlocke in der Herrlichkeit Deines Hochsinns — dann nimm das Blat, roll es unter glattes Papier, versieg'l es, u. gieb's dem Jean oder Martin — (oder wie Dein Bothe heißt, der nicht weiß, wenn er's thut, wenn er Deinen Rock auskehrt) und schärf' ihm ein — die Post nicht zu versäumen; und wenn er frömmer ist, als sein Patron — so laß ihn bey Deinet ein Buch oder Büchelgen von mir hohlen — auf meine Rechnung Trinkgeld — fiat. Tage gehen dahin — ich ruf! Antworte mir! Lohne, lohne mein Harren mit Licht, und meinen Hunger mit Wahrheit! Und verachte den Frager, der Wahrheit tragen kann, Freünd, nicht. Amen.

L.

D. 5. Febr. 1774.

---

[1] Vgl. Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. C. Lavater, Erster Versuch, 1775, S. 131—135: Ueber den vaticanischen Apoll. S. 134: „Ich habe diesen Kopf des Apollo zweimal nach dem Schatten und hernach vermittelst des Storchschnabels, ins Kleine gezeichnet, und ich glaube dadurch etwas zur Bestätigung des Winkelmannischen Gefühls beitragen zu können. Man kann sich wirklich an diesem bloßen Umrisse kaum satt sehen.

[2] Nicht ohne Absichtlichkeit führt hier Lavater dem stürmisch begehrlichen, in Liebeswirren verstrickten Dichterjüngling das zarte Bild seines stillen Ehegliickes vor.

[3] Sophie v. La Roche, geb. Gutermann (1731—1807), die in jenen Zeiten wegen der gefühlvolligen Zartheit ihrer Romane gefeierte Schriftstellerin, mit der den jungen Goethe sein belletristisches und sentimentalisches Wesen und Streben verband.

[4] Vermuthlich ein bis jetzt unbekannt gebliebener, gegen den Religionseiferer und Judenhasser Dr. jur. J. B. Kölbele in Frankfurt (1722—1778) gerichteter Journalartikel des jungen Goethe.

[1] Lavater an Herder, Freitags Abends den 4. Februar 1774: „Von Chodowiecki erhielt ich diese Woche einige hundert Blätter zur Durchsicht und Auswahl! Aber was ich beklage, unter 114 Portraits sind nicht 6 gute und edle Gesichter, und unter den übrigen allen nicht zwei erhabne Ideale.... Aber nun noch eins! Denk'! Goethe sandte mir 13 Silhouettes, und Deine soll drunter sein. Das ist nun Sentimentalsitnation, Dich herauszufinden — Dich. Wenns der Erzschlaue, ich nehms in aller Freundlichkeit, vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte! Doch nein, ich glaube Dich gefunden zu haben. Doch wer weiß, es sind einige Köpfe, die Herder sein könnten. Abermal nein, es ist nur einer, der ists: doch ich muß ihn erst ins Kleine zeichnen."

[2] Nicht Nr. 13, sondern diese Nr. 7 war Herders Silhouette. Lavater an Herder, den 6. April 1774: „Dein Schatten, den ich Thor verkannte, nur gut ohne schwach nannte, ich Thor! liegt vor mir."

[3] Lavaters Jugendfreund, der berühmte Maler Hans Heinrich Füßli, lebte seit 1772 in Rom.

[4] Herder an Lavater (Bückeburg im Januar 1774).

14.

An Goethe.

Und welches ist denn das Eine Wort, darin wir verschieden sind?

Du sagst: Wir haben einen Meßias; oder, Es ist ein Meßias.

Ich sage, Jesus von Nazareth ist's.

Laß mich fragen — u. antworte mir.

Wie kannst Eine Gottheit glauben, wenn Du nicht an Christum glaubst?

Denselben Augenblick bin ich ein Atheist, wenn ich kein Christ mehr bin.

Glaub' ich — o wer faßt dieß, als Pf××× und G×××? Glaub' ich einen Gott, so bin ich in Gott. . . .

Glaub' ich an Christus — so glaub' ich eigentlich nur einen Gott. Wenn Jesus Christus nicht mein Gott ist — so hab' ich keinen Gott mehr — u. G. u. P. u. L. sind Traümer, nicht Brüder, nicht Kinder **eines** Vaters — ntcht unsterblich. — So ist Freündschaft nichts, — alles Zauberspiel, keine Existenz ꝛc.

Ich mag Wahrheit ertragen, Bruder, lade sie mir auf. — Vor dem unvollkommnen Schattenriß steh' ich, staun' ich — horche, harre — von dem will ich **lernen** — aber — Bruder, gieb mir feste Wahrheit, nicht wie sie die Welt giebt — nicht wie sie Apostel Satans — die sich Christus Diener nennen, geben. Ich will sie auffaßen; Sie soll mein Ich werden — verhalte sie nicht.

O Du Verfaßer des PastorBriefs — u. des Prologs[1] — Du eintger Schmeker u. Seher des **Bibelgeistes** — wie kannst Du zweifeln, daß Jesus Blut Leben der Welt sey." Noch einmal Deinen Schatten, u. was Du wtllt. —

S.[2] 1774.

15.

Liebster Goethe,

Hier — Herr Steiner, mein Freünd **und Verleger** — u. eine Kleinigkeit von mir — u. eine Empfehlung dieses **grundehrlichen** Mannes!

Herder sättigt uns, wie kein Schreiber[3] — was sagst Du dazu?

Meine lieben Landsleüthe machen mir dießmal, so viel an Ihnen liegt, viel Verdruß. — Aber man fühlt seine Stärke nur, wenn man angegriffen ist. Meine Stärke sey — Schweigen u. Warten. Lebe! Leide! Liebe! — u. zeichne!

Am Sabbath unsers Herrn
D. 2. Apr. 1774.
L.

16.

Goethe, Deine Briefe freüen uns, nützen uns, o könnt ich vergelten. Doch Freünde halten nicht Rechnung. Itzt bin ich einsam. Mein Vater ist dem Tode sehr nahe.[4] Ein sehr redlicher Mann — voll praktischen Verstandes, ohne alle Theorie u. GeistesEnergie. Meiner Mutter dank' ich meinen Kopf, mein Herz dem Vater. Auch ist mein kleiner Hofnung inspirirender Knabe — tödtlich krank,[5] und Freünd Pfenninger mit all den Seinigen im WonneSchloß Hegi, dessen im Tagduch gedacht wird.[6] Also bin ich in seltner Lage, geschieden zum Theil auch von allen meinen übrigen Freünden und Freündinnen. . . .

Unaussprechlich **erquikken** mich Dürstenden die Gedanken, die Du mir von einer schwesterlichen Seele[7] mittheilest. Täglich ist's ein lastendes Gefühl, kräftiger als tausend Demonstrationen, daß alle Theologie, Christenthum, Hofnung des ewigen Lebens, Glauben an Gott — Wahn, Traum, Unsinn, Abgötterey, Atheismus u. Schwärmerey zugleich ist, ohne **unmittelbares** ChristusGefühl. Ich verachte mich tiefer, als es keiner meiner Höhner kann, verachte mich als Heüchler, Betrieger, Schwätzer, Wahnsinniger, Gottesspötter — so lang ich von Christus Leben nicht so überzeugt bin, wie von Deinem, wiewohl ich Dich nicht sehe. — Entweder Atheist oder Christ! Ich verachte den Deisten, er ist der inconsequenteste Mann von der Welt. Ich habe keinen Gott, als Jesus Christus; — Sein Vater! Großer Gedanke — ist **mir** nur **in ihm**; ist mir in allem — wäre mir nirgends, wär' er mir nicht in ihm. Ich bethe — die Luft an, wenn ich Gott **außer** Christus anbethe; ich liebe ein Idol meiner Symbolik, wenn ich Gott **außer** den Menschen liebe! Es ist alles Schwärmerey **außer Glauben** an **Christus**, der sich auf **sinnliche** Erfahrungen gründet; außer **Liebe** zu den Menschen, als **Gottes**, **meines** Gottes Kindern, meines Bruders Geschwistern. Nicht ein einziges GlaubensBeyspiel führt die Schrift an, wo nicht **sinnliche** Erfahrung zum Grunde lag; drum bitt' ich so oft — „Bist Du, so zeige mir, daß Du bist."

Ich will eben nicht auf dem **Sehen** mit den **Augen** bestehen, wiewohl es doch Saulus u. Steffanus so gut ward; ich will zugeben, daß dieß Vorrecht der **Apostel** sey. Wer zeügen will muß sehen; aber fragen mögt' ich die simpathetische Seele: braucht's denn nun itzt keine Apostel mehr? Oder braucht's itzt nicht mehr als jemals? Wer kann glauben ohne Erfahrung? Und glauben machen, ohne zusehen?

Gesetzt aber, es bedürfe keine **Zeügen** des **Lebens** Christi mehr, wie die Apostel waren — so wünscht' ich näher, bestimmter, ganz offen zuwißen — welche unmittelbare Umgangsweise mit Christus, der edle Denker itzt

---

[1] Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt. Gießen 1774. In diesem Pasquill auf Bahrdts Uebersetzung des Neuen Testaments kehrte sich der junge Goethe gegen die seichte Verflachung der Bibel, die der berufene Bahrdt damals handwerksmäßig betrieb. In dem Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** waren die Worte: „Weh uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will! Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? bestimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euern schalen Disturfen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen!" Dem Züricher Propheten aus der Seele gesprochen.

[2] Hier fehlt leider das genaue Datum in der Handschrift. Doch glaube ich, den Brief richtig eingereiht zu haben. Es enthält derselbe Lavaters Antwort auf rin Schreiben, in welchem ihm Goethe seinen Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit des idealen Christus äußerte, nachdem Lavater unter dem 5. Februar (Nr. 13) ihn aufgefordert, einen Christus für seine Physiognomischen Fragmente zu zeichnen. So war ja auch im November des vergangenen Jahres, als Lavater schon einmal einen Christuskopf von Goethe's Hand zu erhalten gewünscht hatte (Nr. 6), ihm dessen „Ich bin kein Christ!" entgegengeschallt (vgl. Nr. 7).

[3] Am 29. März hatte Lavater Herders „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Erster Band 1774" erhalten. In demselben Briefe (vom 6. April 1774), in welchem er Herder für die Zusendung des Buches dankt, das er und Pfenninger mit dem höchsten Antheil gelesen, ruft er, durch Goethe's damalige deistische Aeußerungen über seine Stellung zur positiven Religion an ihn bewogen, dem Bückeburger Freunde zu: „Sprich bald deütlerlich wieder rin Wort mit mir und rette mir Goethe, den Unvergleichbaren, aber — doch Du kennst den furchtbar Erhabenen — Einzigen! Nicht wahr, inner 3 Wochen seh' ich wieder was von Deiner Hand."

[4] Heinrich Lavater, prakt. Arzt und Mitglied der Züricher Regierung, starb am 5. Mai 1774 im 76. Lebensjahre.

[5] Das Söhnchen verlor Lavater durch den Tod im Juli 1774, während er in Ems zur Kur weilte.

[6] „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst; oder des Tagebuches Zweyter Theil. Leipzig 1773." S. 310.

[7] Des jungen Goethe „vertrauteste schwesterlichste Freundin", die streng-christliche Susanna Katharina von Klettenberg, hatte ohne Goethe's Vermittelung bereits am 9. Jenner 1774 mit Lavater als einem außerordentlichen religiösen Schriftsteller angeknüpft, aber ihm ihren Namen nicht genannt, vielmehr den Brief also geschlossen: „Meinen Namen, den neuen, werden Sie in der Stadt Gottes doren. Der, den ich jetzo führe, kann Ihnen sehr gleichgültig sein. Ich bin von Herzen Dero ergebene Freundin." Wie jetzt, so redet sie auch spätee noch einmal, ihr Inkognito wahrend, durch die Feder ihres jungen Freundes zu dem Propheten. Ein Brief Lavaters an Goethe vom 14. Mai 1774 beginnt mit den Worten: „O wie innigst freue ich mich der heitern gefühlvollen schwesterlichen Seele, die mich nun zum drittenmal meinem himmlischen Freunde näher ruft."

noch für möglich, und der gegenwärtigen Ökonomie angemeßen hält?

Keine Seele auf dem Erdboden kann ihm entgegenkommen, denen Belehrungen hierüber so wichtig, so nützlich seyn könnten, wie die Meinige; keine, die mehr hierüber zu vernehmen ertragen mag. Also liebster Goethe, verschaffe mir hierüber Licht, bald Licht, viel Licht, Nebelloses Licht.

Und dann, um meines Herzens willen, das nicht ruht, bis es an dem Deinigen schlagen kann — Deine Wahrnehmungen, u. Jubeln über Deine Gebeths-Erhörungen u. innre Kraft! O folgende Woche, wie gesegnet bist Du mir, bringst Du mir schwere Briefe von Gaethe! Bruder, ich will Dich amüsiren — u. mehr als dieß.

Nun — ich fahre fort zubitten — das Buch voll Gottes Wort mögt ich wißen. Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in mir herausschlägt — Gottes Wort. Apokryphisch? Canonisch? Sind die Menschen rasend? Kein Mensch ist, der nicht schon reine Gattes Warte geredet, Gottes Thaten gethan habe! O weh — wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist. Die Bibel hat viel garstiges — aber hat's die Natur nicht auch? — Doch, zu wem sag' ichs? — So wahr ich lebe, zu einem Bruder — u. dennoch scheinen wir so unermeßlich entfernt, daß alle Welt uns beyde für Schurken u. Heuchler halten würde — wüßte sie, wie wir uns schrieben.

Nun — noch Eins. Wie? Wenn ich dieß Jahr 36 Meilen Dir näher käme — wär's Dir Bruder Freude?

Und noch Eins: Dank für das, was Du Steinern gabst; Ich habe noch nichts. Ich umarme Dich.

Z. d. 1. May 1774.

J. C. L.

Ramler ist Christ; dem Christen sind Götzen — Greuel! Satane! Jenem waren sie's nicht; doch kann ich mirs zum Theil vorstellen, daß Dir seine Ode garstig vorkommen muß.

* * *

Die 16 soeben zum erstenmal herausgegebenen Lavater-Briefe, von denen die ersten 13 eine zusammenhängende Reihe bilden, bringen die wunderbare Natue der beiden Korrespondenten, wie auch den Geist des damaligen Zeitalters in höchst merkwürdigen Aeußerungen zum Ausdruck; vor allem kommt in ihnen auf das interessanteste zur Sprache, was Goethe und Lavater gegenseitig mächtig anzog, sie aneinander fesselte, und was früher oder später das Band ihree Seelenfreundschaft gewaltsam zerreißen mußte.

Wer das Schicksal der älteren Goethe'schen Koresponden kennt, wird sich nicht wundern, wenn er vernimmt, daß in Goethe's Nachlaß sich kein Brief des Züriche Propheten — einen einzigen, vom 22 IX 1792 datierten ausgenammen — erhalten hat. Vor dem Aufbruch zur Reise von 1797 hat Goethe mit den Urkunden der früheren Epochen gründlich aufgeräumt und alle bis 1792 eingegangenen Briefe den Flammen überliefert. Nur was sich zufällig nicht bei der Briefmasse befand, entging damals dee Vernichtung.

In Lavaters brieflichem Nachlasse dagegen ist zirka ein halbes Hundert seiner Briefe an Goethe in den Abschriften vorhanden, die ee — der Bedeutung seines Briefwechsels mit dem großen Dichtee von vornheeein bewußt — von Anfang an von jenen nehmen ließ. Auf diesen, unter Lavaters Augen seinee Zeit angefertigten, mir von dem Urenkei Lavaters, Hrn. Antistes Dr. G. Finslee in Zürich, mit der gütigen Erlaubniß zur Veröffentlichung übergebenen Briefkopien beruht die obige Publikation.

Diese Abschriften von Briefen Lavaters an Goethe, die theilweise Zusätze und Nachbesserungen von Lavaters eigener Haud aufweisen, waren lange Zeit hindurch dem Professor Ludwig Hirzel in Bern zur Veröffentlichung in einer von ihm geplanten Ausgabe von Goethe's Briefwechsel mit Lavater anvertraut. Nun ist im vorigen Sommer Ludwig Hirzei leider gestorben, ohne seinen Lieblingsplan energisch in Angriff genommen zu haben, mit dessen Ausführung er das Werk seines Großvaters (Heinrich Hirzel, Briefe von Goethe an Lavater, 1833) und seines Oheims (Salomon Hirzel, Der junge Goethe, 1875) zu vervollständigen gedachte. Er wae nur dazu gekommen, deei in die Jahre 1775—1781 fallende Schreiben aus den in Rede stehenden kostbaren Blättern heeauszugeben.[1])

Endlich sei noch bemerkt, daß der Brief vom 19. Januar 1774 (unsee Nr. 11) von Lavater in dem 1781 herausgekommenen zweiten Bändchen seiner Vermischten Schriften (S. 38) ohne Nennung des Adeessaten im Auszug mitgetheilt wurde.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1888, zugleich Wetterprognose für das Johr 1898. Von Prof. R. W. Zenger, Prog 1898. Selbstverlag (XII und 87 S. 8°. Mit einer lithogr. Tafel). — Es ist heutzutage kaum mehr zu bezweifeln, daß zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und der Rotation der Sonne einerseits und verschiedenen geophysikalischen Erscheinungen andrerseits ein gewisser Zusommenhong besteht. Zu diesen Erscheinungen gehören neben den Nordlichtern und erdmognetischen Variationen gonz besonders periodische Aenderungen im Zustande unsrer Atmosphäre, die mehr oder weniger deutlich als regelmäßige Schwankungen in den mittleren Temperaturen und Barometerständen, ja nielleicht sogor in der Häufigkeit der Wirbelstürme (Cyklone) zum Ausdruck kommen.

Der Verfasser hat sich seit längerer Zeit damit befaßt, diesem Zusammenhang nachzuspüren, er ist aber dabei zu Ergebnissen gelangt, die außer ihm wohl Niemand ernst nehmen wird.

Ausgehend von dem van Foye vor etwa 30 Johren abgeleiteten Werthe für die Dauer einer siderischen Umdrehung der Sonne um ihre Achse (25.187 Toge) findet er zunächst, daß die Umlaufszeit der Ploneten um die Sonne sich nicht etwa, wie man bisher glaubte, gemäß dem dritten Kepler'schen Gesetz ergibt, sondern daß dieselbe vielmehr für jeden Ploneten (und periodischen Kometen) ein gonzes Vielfaches non der halben Dauer der Sonnenumdrehung um ihre Achse ist.

Auf diese suppanirte Uebereinstimmung (die, wie sich weiter unten zeigen wird, in Wirklichkeit gar nicht existirt) gründet der Verfosser sein neues „elektrodynomisches Weltsystem", durch dessen Adoptian es Tisserond und Loewy gelungen sein soll, „olle Schwierigkeiten und Ungenauigkeiten der gravitationellen Astronomie Newtons zu beseitigen". Es wäre interessont gewesen, zu erfahren, welche Schwierigkeiten dies wohl sein mögen.

Der Verfasser bezweckt demnach nichts geringeres, als dos Newton'sche Gravitationsgesetz, welches nach seiner Meinung eine genone Berechnung der Planetenbewegung nicht zuläßt, durch sein elektrodynomisches Gesetz zu ersetzen. Mit der oben angegebenen Zahl findet er z. B., daß die siderische Umlaufszeit des Merkur 7, der Venus 18, der Erde 29, des Mars 55 Sonnenhalbrotationen gleich ist. Die siderischen Umlaufszeiten finden sich demnach für die vier sonnennächsten Ploneten, wie folgt:

	Nach Zenger	In Wirklichkeit
Merkur . .	88.16 Tage	87.97 Tage
Venus . . .	226.68 „	224.70 „
Erde . . .	365.22 „	365.26 „
Mars . . .	692.64 „	686.98 „

Wie man sieht, existirt nahe Uebereinstimmung nur für die Erde, beim Mars beträgt die Differenz schon fast 6 Toge, die Umlaufszeit des äußersten Planeten, Neptun, würde nach des Verfossers „Theorie", wonoch sie gleich 4778 Sonnenhalbrototionen ist, sogar um mehr als 14 Tage zu klein gefunden.

---

[1]) Vgl. Im neuen Reich 1878, 2, 609 f. und Goethe-Jahrbuch XI (1890) 105 f.

Es kommt noch dazu, daß die Zahl, die Faye für die Dauer der Sonnenrotation am Aequator der Sonne fand, nichts weniger als sicher bestimmt ist. Bekanntlich wächst die Rotationsgeschwindigkeit der Sonne vom Aequator der letzteren gegen ihre beiden Pole zu sehr beträchtlich, indessen darf man nach Helmholtz annehmen, daß die Rotationsgeschwindigkeit am Aequator der Sonne der Rotation ihres dichteren Kerns thatsächlich entspricht. Gleichwohl werden aber sehr verschiedene Werthe für die Rotationsdauer gefunden, je nachdem man dieselbe aus der Fortbewegung der Sonnenflecken oder auf spektroskopischem Weg oder anderweitig ableitet. Dies zeigt die nachfolgende Zusammenstellung von einigen dieser Werthe unmittelbar. Es fand

Carrington	aus Fleckenbeobachtungen	. .	24.96 Tage
Faye	„ „	. .	25.05 „
R. Wolf	„ „	. .	25.34 „
Spörer	„ „	. .	25.46 „
Dunér	„ spektrosk. Beobachtungen	.	25.54 „
Wilsing	„ Beobachtungen v. Fackeln		25.23 „
Wolfer	„ „ „		25.00 „
Buys-Ballot	„ Temp.-Schwankungen	.	25.73 „
Hornstein	„ den erdmagn. Variat.	.	24.55 „
Bigelow	„ „ „ „	.	24.80 „

Man sieht hieraus, daß wir gegenwärtig von einer genauen Kenntniß der Sonnenrotationsdauer noch recht weit entfernt sind. Man darf übrigens sogar behaupten, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die auf verschiedenem Weg erhaltenen Werthe derselben stets verschieden ausfallen werden, weil sie aus Beobachtungen von Vorgängen in verschiedenen Höhen der Sonnenatmosphäre hervorgegangen sind. Endlich ist zu bemerken, daß die Dauer der synodischen Umdrehung der Sonne — und diese allein kann doch wohl in Betracht kommen — für alle Planeten verschieden ist, für die Erde beträgt sie fast um 2 Tage mehr als die sideerische.

Die Wetterprognosen des Verfassers sind höchst einfach, um nicht zu sagen naiv. Die Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit beträgt nach seiner Annahme 10.6 (nach R. Wolf 11.1) Jahre, es stimmt also, nach des Verfassers Ansicht, der Witterungsverlauf für ein beliebiges Jahr völlig überein mit dem 10 Jahre früher beobachteten. So gibt der Verfasser thatsächlich als Wetterprognose für das gegenwärtige Jahr einfach eine chronologische Zusammenstellung der wichtigsten meteorologischen Erscheinungen, wie sie an den einzelnen Tagen des Jahres 1888 stattgefunden haben! Daß als solche Erscheinungen auch Gas-, Kessel- und andere Explosionen, größere Schadenfeuer an Fabeilen, Theatern u. s. w. mit aufgeführt werden, dürfte wohl manchen Leser überraschen. -rt-

* Der Chef der schwedischen Expedition zur Auffindung Andrée's hat aus Irkutsk an die Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" folgendes Telegramm gerichtet: „Mit den nöthigen Empfehlungsschreiben versehen und gut ausgerüstet, begaben wir uns heute (26. Mai) nach dem Oberlauf der Leno. Hier eingetroffenen Nacheichlen zufolge ist der Winter in Nordsibirien, vornehmlich im nördlichen Gebiete der Flüsse Lena und Jana, überaus rauh gewesen. Der Dampfer wird in diesem Jahre kaum zum Robben- und Fischfang nach dem Nördlichen Eismeer gehen, aus welchem Grunde wir wahrscheinlich genöthigt sein werden, zur Erreichung der Leno-Mündung ein Segelfahrzeug oder Boote zu benutzen. Nilson will dort zu botanischen und geographischen Forschungen verbleiben, während ich auf Rentthieren längs der Küste westlich und östlich von der Lena-Mündung nach Andrée suchen will."

* Eine reiche Dame in Sydney, Frl. Hastie, rüstet auf eigene Kosten eine wissenschaftliche Expedition aus, die eine Reihe von Südsee-Inseln durchforschen soll, insbesondere Pitcairn, die Cooks-, Freundschafts-, Fidschi-, Samoa-, Marquesas-, Salomons-Inseln, dann die Neuen Hebriden und Neucaledonien; viele sind im Innern noch ganz unbekannt. Die Fahrt gilt in erster Linie ethnographischen Forschungen, zu welchem Zweck die Gelehrten Henderson, Cheistion und Choddelston an der Reise theilnehmen; Frl. Peiee wird als Botanikerin mitgehen. Die Bark „Sydney Belle" wird für den Zweck ausgerüstet; am 14. d. M. soll sie von Sydney auslaufen.

-rt- Neuer Komet. Von der Lickternwarte in Californien trifft soeben die telegraphische Nacheicht von der Auffindung eines neuen Kometen ein, den Mr. Coddington in der Nacht vom 11. auf 12. Juni dortselbst entdeckt hat. Die Positionen des neuen, ziemlich hellen Kometen sind für das Datum der Entdeckung: Rektaseension 16 h 24 m 46 s; Deklination — 25° 14′ 3; die tägliche Bewegung desselben ist ziemlich groß, sie beträgt in Rektaseension + 3 m 24 s, in Deklination — 36′. Der neue Komet ist im Sternbild des Skorpions, nicht allzuweit vom hellen Stern Antares aufzusuchen, von welch letzterem er gegenwärtig rund 3° östlich und 50′ (knapp 2 Vollmondsbreiten) südlich steht; er wird in Anbetracht seiner nach Südosten gerichteten Bewegung in unsern Breiten nur für kurze Zeit sichtbar sein.

* **Trier.** In Neuenahr starb am 10. d. M. der Direktor des hiesigen Kaiser Wilhelm-Gymnasiums, Dr. Adolf Dronke, der ebenso auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der Mathematik und Physik, ganz bedeutendes leistete, wie er sich auch um die Förderung des geographischen Unterrichts auf höheren Schulen große Verdienste erwarb. Sein Buch „Die Geographie als Wissenschaft und in der Schule" hat die weiteste Verbreitung gefunden und große Wirkung ausgeübt. Auch seine Hülfsbücher für den mathematischen Unterricht stehen in großer Geltung. Besonders eifrig war Dronke um die Förderung der Landeskunde bemüht. Er gehörte zu den Leitern des Eifel-Vereins und der Ehrenname „Eifel-Vater" gebührte ihm nicht nur wegen seiner höchst interessanten Schrift „Bilder aus der Eifel", sondern auch wegen der anfeuernden Wirkung, die er auf seine engeren Landsleute nach dieser Richtung hin ausübte.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der pathologischen Anatomie, Dr. Alexander Kolisko, ist als Nachfolger des verstorbenen Hofraths Dr. Eduard v. Hofmann zum ordentlichen Professor der gerichtlichen Medizin an der Wiener Universität und der mit dem Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors bekleidete Privatdozent Dr. Julius Scheff zum außerordentlichen Professor der Zahnheilkunde an derselben Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. L. Rhode's Praktisches Handbuch der Handelskorrespondenz. 10. verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von K. W. Degner. Lieferung 16 bis 20. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1898. — Kataster der in Niederösterreich verwaltelen weltlichen Stiftungen nach dem Stande des Jahres 1893. Bearbeitet von der k. k. statistischen Zentralkommission. Wien, Selbstverlag der k. k. n.-ö. Statthalterei 1898. — Was leistet die Mittelschule? 1. Haupttheil der Mittelschulenquête der „Wage". Wien, Kommissionsverlag der Gesellschaft für graphische Industrie 1898. — Alois Stern: Wie lernt man das Radfahren? Mähelsch-Ostrau, Julius Kittl 1898. — Friedrich Nonnemann: Theilenthums Ende. Hann.-Münden, Reinhold Werther 1898. — Medizinalrath Dr. Wesche: Die animale Vaccination im Herzogthum Anhalt. Leipzig, Dr. P. Stolte 1898. — Dr. Kurt Wiedenfeld: Die Börse in ihren wirthschaftlichen Funktionen und in ihrer rechtlichen Gestaltung vor und unter dem Börsengesetz. Berlin, K. Hoffmann. München, Dr. E. Wolff 1898. — Gustoo Gerok: Unsre Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1898. — Friedrich Thudichum: Kirchliche Fötschungen. I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius. Ebd. — Kunstgewerbliche Stilproben. Leitfaden zur Unterscheidung der Kunststile. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Hggb. von der kgl. Kunstgewerbeschule zu Dresden. Leipzig, Karl W. Hiersemann 1898. — Mittheilungen des Oesterreich. Militär-Geographischen Instituts. XVII. Bd. Kommissionsverlag von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien u. Karl Geill in Budapest 1898. — Heinrich Nicolai: Gegen die Junker und für die Handelsverträge. Ein Mahnwort an die Reichstagswähler. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1898. — *Arthur Chuquet:* La jeunesse de Napoléon. La Révolution. Paris, Armand Colin et Co. 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 15. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag.**

Uebersicht.

G. H. Theodor Eimer. Von R. Hesse. — Industrie und Landwirthschaft als Grundlage des Reichthums und der Staatsmacht. I. Von Dr. J. Goldstein. — Alt-Augsburg. Von Richard Streitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

G. H. Theodor Eimer.

Ein Nachruf.

Am 29. Mai, dem Pfingstsonntag, starb in Tübingen der Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie, Dr. G. H. Theodor Eimer. Am 22. Februar 1843 zu Staefa in der Schweiz geboren, habilitirte er sich 1870 in Würzburg, wurde 1874 nach Darmstadt und im Jahre darauf nach Tübingen berufen, wo er bis an sein Ende blieb.

Mitten aus einem arbeitsreichen Leben hat hier der Tod einen Mann fortgerissen, von dessen regem Geiste noch manche Gabe zu erwarten stand. Eine wissenschaftliche Persönlichkeit von individuellem Gepräge, ist Eimer seinen eigenen Weg gegangen; er schwur auf keine Schule, er schuf aus sich heraus. Mit einem offenen Auge für die lebende Natur hat er vieles erkannt, woran die Anderen achtlos vorüber gegangen waren; mit glücklichem Griff hat er die günstigen Objekte für seine Untersuchungen gefunden; nach großen Gesichtspunkten hat er die Thatsachen beurtheilt und aus ihnen seine Folgerungen gezogen. Seine nie rastende Thätigkeit widmete der Verstorbene den Hauptfragen, von denen die biologische Forschung der Gegenwart bewegt wird: das Begreifen der Artbildung war sein Ziel, mochte er die Anordnung der Linien und Striche auf den Schmetterlingsflügeln verfolgen, oder aus dem weiten Reiche des Lebens schöpfend, gleichartige Erscheinungen zum Ganzen zusammenordnen.

Durch die vergleichende Betrachtung der Farbenmuster auf dem Körper der Mauereidechse in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, bei den jungen Thieren, bei den Weibchen und den Männchen, bei den verschiedenen Varietäten und Lokalrassen, war Eimer zu der Erkenntniß gekommen, daß hier die Umbildungen von ganz bestimmten Regeln beherrscht werden: aus einer ursprünglichen Längsstreifung entwickeln sich zunächst Reihen von Flecken, die dann zu Querbändern verschmelzen, und als letzte und höchste Stufe tritt Einfärbigkeit ein. Dabei geht das Hintereude des Körpers dem vorderen in der Umbildung voraus, und die Zeichnung des Männchens steht auf höherer Stufe als die des Weibchens. Seine Ueberzeugung, daß diese „Gesetze“ nicht bloß für diese eine Thierart und für diese Art von Bildungen geltend seien, befestigte Eimer durch immer weiter ausgedehnte Untersuchungen an Säugethieren und Vögeln, an Schneckengehäusen und Foraminiferen, vor allem aber an Schmetterlingen. Er kam dabei einerseits zu der Ueberzeugung, daß Darwins Theorie von der natürlichen Zuchtwahl und dem Ueberleben des Passendsten das Entstehen neuer Eigenschaften nicht zu erklären vermag, andrerseits stützte er auf die gefundenen Thatsachen eine Anzahl neuer Anschauungen über die Ursachen des Variirens und das Geschehen bei der Artbildung. Wenn ein Organismus Abänderungen erfährt, so können diese nur nach ganz bestimmten Richtungen verlaufen; diese aber sind vorgeschrieben durch die Einrichtung des Organismus, den Zusammenhang und das Zusammenwirken seiner Theile und durch seine Beziehungen zur Außenwelt. Die Natur solcher inneren Bedingungen, die uns in vielen Fällen noch verborgen ist, tritt am handgreiflichsten hervor bei jenen Umbildungen, die unter das „Gesetz“ der männlichen Präponderanz fallen, oder in einem korrelativen Zusammenhang stehen: dort ist es die augenscheinliche Verschiedenheit in den physiologischen Leistungen bei den beiden Geschlechtern, hier der Ausgleich von Mehrverbrauch und Ersparniß im Körperhaushalt, welche auf die Umänderungen maßgebend einwirken. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur eines sei noch erwähnt: ein hervorragender Zug in Eimers wissenschaftlichem Denken war der, daß er nie die Form von der Verrichtung getrennt ansah: beide sind nur zwei Seiten eines einheitlichen Ganzen, sie stehen in gegenseitiger Abhängigkeit, und die Aenderung des einen muß nothwendig zu einer entsprechenden Aenderung des anderen führen. Damit wird wiederum die Richtung des Variirens gesetzmäßig beeinflußt. Wenn Eimer also „innere Gesetzmäßigkeiten“ annimmt, so verbindet er damit keinerlei mystische Vorstellungen, wie sie etwa in Nägeli's Vervollkommnungsprinzip liegen. Die gleichen Momente, die das individuelle Wachsthum des Körpers beherrschen: von außen einwirkende Verhältnisse und innere, im Bau des Organismus begründete Bedingungen, sie regeln auch seine Umbildungen, die zur Entstehung von Abarten und Arten führen; in diesem Sinne spricht Eimer vom „organischen Wachsen“ der Arten. Die Trennung der Organismenkette in Arten erklärt er durch eine Beharrung einzelner oder aller Theile eines Organismus auf einer bestimmten Stufe der eingeschlagenen Entwicklungsrichtung, durch Entwicklungsstillstand bei diesen, während andere fortschreiten.

Die Flügelzeichnung der Schmetterlinge, woran Eimer die meisten seiner Untersuchungen ausführte, lieferte ihm ein Thatsachenmaterial, das auf die geringe Rolle des Nutzens bei der Entstehung neuer Eigenschaften auf das deutlichste hinwies. Eimer hat denn auch in seinem letzten Werke die Lehren von der Mimikry und von der geschlechtlichen Zuchtwahl in ihrer ganzen Grundlosigkeit dargethan. Die natürliche Zuchtwahl Darwins aber bleibt ihm nur ein Regulativ, das zwar für die Erhaltung oder den Untergang neuer Bildungen entscheidend ist, nie aber von sich aus solche veranlassen kann.

Noch kurze Zeit vor seinem Tode hatte Eimer die Freude, in der „Orthogenesis der Schmetterlinge“ der wissenschaftlichen Welt den zweiten Theil seiner „Entstehung der Arten“ unterbreiten zu können. Diese beiden Werke

geben eine zusammenhängende Darstellung der Eimer'schen Lehren und ihrer Begründungen.[1])

Es ist nicht zu erwarten, daß Eimers Anschauungen bis in alle ihre Einzelheiten das Richtige getroffen haben; aber welchem Forscher könnte man das nachrühmen! Das eine jedoch ist außer allem Zweifel: durch Eimers Lebensarbeit sind unsre Ansichten von der Entstehung der Arten wesentlich geklärt worden; manch wucherndes Unkraut des Irrthums hat er mit fester Hand ausgerissen, manche hoffnungsvolle Pflanze der Erkenntniß eingesetzt. Mit dem Scharfblick des wahren Forschers hat er die Natur in seiner Weise betrachtet, seine Untersuchungen haben neue Bahnen eröffnet, die zu wichtigen Ergebnissen geführt haben und noch führen werden. Sein Name wird in der biologischen Wissenschaft stets einen ehrenvollen Platz behalten.

R. Hesse.

Industrie und Landwirthschaft als Grundlage des Reichthums und der Staatsmacht.

Von Dr. J. Goldstein.

I.

Für den Wirthschafts- und Kulturhistoriker wird die energische und lebhafte Betonung der spezifischen, sozialen und sonstigen Tugenden einer Landwirthschaft treibenden Bevölkerung zumeist nichts anderes sein können als ein Symptom gewisser ökonomischer Veränderungen. In breiteren und unkritischeren Bevölkerungskreisen dagegen nehmen derartige Behauptungen leider nur zu leicht die Gestalt von festgeglaubten Schlagworten an. Man hat dort nur selten Gelegenheit, zu erfahren, daß die Wortführer der Landwirthschaft schon vor vielen Jahrzehnten in England sowohl wie in Frankreich zur Zeit akuter politischer und landwirthschaftlicher Krisen ihre Position in derselben Weise vertheidigt halten, und daß die geschichtliche Entwicklung trotzdem, ohne sich um jene Proteste und düsteren Prophezeihungen zu kümmern, unaufhaltsam ihren Weg ging.

Unter diesen Umständen schien es angezeigt, einmal auf dem Wege einer auf thatsächlichen Feststellungen gestützten Untersuchung zu ergründen, inwiefern Macht und Reichthum einiger modernen Kulturstaaten auf der Landwirthschaft einerseits, der Industrie und dem Handel andrerseits beruhen, und welche Verschiebungen in der Bedeutung dieser Berufsstände in den letzten Jahrhunderten zu verzeichnen sind. Der erste Band der Arbeit, in welchem ich den Entwicklungsgang Englands vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart verfolgte, wurde vor einigen Monaten veröffentlicht.[2]) Die Aktualität des Gegenstandes macht es rathsam, die Hauptergebnisse der Untersuchungen in einer zum Theil ganz neuen Beleuchtung auch an dieser Stelle wiederzugeben.

England war noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein vorwiegend Landwirthschaft treibender Staat. Das ergibt sich ohne weiteres aus nachstehenden, größtentheils auf amtlichen Quellen fußenden Angaben des berühmten Gregory King[3]) über die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land. Nach seinen Mittheilungen betrug zu jener Zeit die Bevölkerung Londons zusammen mit den anderen Städten und Marktflecken ca. 1,400,000, die Bevölkerung des platten Landes ca. 4,100,000 Personen. Die Zahl der bewohnten Häuser belief sich in den Städten ꝛc. auf ca. 300,000, auf dem platten Lande auf ca. 1,000,000. Nach Macaulay existirten um jene Zeit in England außer London nur noch vier Städte, Bristol, Norwich, York und Exeter, mit einer Bevölkerung von ungefähr 10,000 Einwohnern und darüber. Alle übrigen, darunter auch Leeds, Manchester, Liverpool, Birmingham und Sheffield hatten nur den Charakter kleiner Landstädte.[1]) Es leuchtet ein, daß unter diesen Umständen die Städte für das ganze öffentliche Leben von viel geringerer Bedeutung sein mußten als heute.

Die Gesammtbevölkerung von England und Wales umfaßte damals nach King ca. 5½ Millionen. Sie würde sich seinen Voraussberechnungen zufolge aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 2300 nach Christi Geburt auf ca. 11 Millionen, im Jahre 3500 oder 3600 auf ca. 22 Millionen beziffern. Dann, meint er, muß aber der weitere Zuwachs aufhören, denn bei Erreichung dieser Ziffer würden auf den Kopf der Bevölkerung weniger als 2 Acres entfallen.

Haben sich diese Voraussagungen Kings, der von seinen Zeitgenossen und Nachkommen, wie wir sahen, als ein großer Kenner diesbezüglicher Verhältnisse gefeiert wurde, erfüllt?

Im Jahre 1750 wurde die Bevölkerung von England und Wales bereits auf 6½ Millionen berechnet. Im Jahre 1801, zur Zeit des ersten Census, war sie auf ca. 8.9 Millionen gestiegen. Seitdem betrug sie:

	Zahl der Personen	Zuwachs
Im Jahre 1831	13,897,000	
„ „ 1861	20,066,000	6,169,000
„ „ 1891[2]) . . .	29,003,000	8,937,000

Die Voraussagungen Kings haben sich demnach als unrichtig erwiesen; und unrichtig nicht nur in jener Hinsicht, daß die Bevölkerung bereits 1871, d. h. nach ca. 180 Jahren, die von ihm für das Jahr 3600 vorausberechnete Zunahme erfuhr,[3]) sondern auch hinsichtlich des Aufhörens des weiteren Zuwachses. Denn von 1871 bis 1896 nahm sie um ganze 8 Millionen zu, wobei der absolute Zuwachs in den letzten Jahrzehnten erheblich größer war als je zuvor.

Forscht man nach den Voraussetzungen, von denen ausgehend King zu seinen irrthümlichen Schlußfolgerungen gelangte, so sind diese nicht schwer zu finden. King hatte einen Agrarstaat vor Augen, der seine Lebensmittel selbst produzirt. Dies geht ja deutlich genug aus seiner Begründung, warum der Zuwachs aufhören müsse, hervor: Bei einer Bevölkerung von 22 Millionen, sagt er, würden auf den Kopf weniger als 2 Acres treffen. Wohl begründet für einen Agrarstaat, mußten aber die Schätzungen Kings mit Nothwendigkeit sich als unzutreffend für England erweisen, das sich rasch entwickelnd bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine mächtige Manufaktur aufwies, für deren Produkte es alle erwünschten Lebensmittel eintauschen konnte, so daß es nicht auf eigene Produktion derselben angewiesen war.

Eine interessante Bestätigung der Richtigkeit dieser Auffassung liefert nachstehende Uebersicht. Sie verbildlicht die Gruppirung und das Anwachsen der Bevölkerung in

---

[1]) Wir werden demnächst eine ausführliche Darstellung der in den genannten Werken entwickelten Lehren veröffentlichen. D. Red. d. Beil.

[2]) Berufsgliederung und Reichthum. Cotta's Verlag. Stuttgart 1897. Der zweite Band mit den Ergebnissen meiner Untersuchungen über Frankreich wird demnächst dem Druck übergeben. Diesem wird ein dritter Band über die Entwicklungsgeschichte Deutschlands folgen.

[3]) „Er, der Petty als politischer Arithmetiker übertraf, war als Meister der Moralarithmetik gerühmt worden." Vgl. Chalmers „An Estimate of the Comparative strength etc." p. 403. Davenant nannte ihn einen „wundervollen Genius".

[1]) Leeds hatte damals ca. 7000 Einw., Manchester ca. 6000, Liverpool, Birmingham und Sheffield ca. 4000 Einw. Die Gesammtbevölkerung dieser fünf Städte belief sich demnach auf ca. 25,000 gegen ca. 2,193,000 im Jahre 1891.

[2]) 1896 wurde die Bevölkerung auf ca. 30.7 Millionen berechnet.

[3]) Auch die Bevölkerung Londons soll nach King erst im Jahre 3000 die Zahl von 2,100,000 erreichen. Thatsächlich hatte London bereits im Jahre 1851 2,362,000 Einwohner.

zwei geographisch nicht ganz scharf getrennten Gebieten: das der prävalirenden Industrie und das der mehr oder weniger stark vertretenen landwirthschaftlichen Bevölkerung. Der größeren Einfachheit halber werden wir im folgenden das erste Gebiet kurzweg als „industrielles", das zweite als „landwirthschaftliches" bezeichnen, obwohl in England von einem wirklich vorwiegend Landwirthschaft treibenden Gebiet seit Jahrzehnten nicht mehr die Rede sein kann. Die Gründe, die bei der Zutheilung der einzelnen Grafschaften dem einen oder dem anderen Gebiet maßgebend waren, sind in meiner Schrift eingehend erörtert. Indem ich den Leser, der sich dafür besonders interessirt, an diese Stelle verweise, will ich hier nur die Namen der den beiden Gebieten zugetheilten Grafschaften nennen. Als dem industriellen Gebiet zugehörig werden betrachtet: Cumberland, Northampton, Gloucester, Worcester, Leicester, Northumberland, York East Riding, Hampshire, Nottingham, Derby, Kent, Chester, Warwick, Middlesex, York West Riding, Stafford, Monmouth, Lancaster, Surrey, Durham; als den landwirthschaftlichen zugehörig: Rutland, Hereford, Shropshire, Wilts, Huntington, Westmorland, Oxford, Norfolk, Carnaall, Dorset, Buckingham, Suffolk, Somerset, Devon, Cambridge, Berks, Hertford, Lincoln, York North Riding, Bedford, Essex, Sussex. Die Gesammtfläche des industriellen Gebietes umfaßte ca. 15.3, die des landwirthschaftlichen ca. 17.2 Mill. Acres.

Acceptirt man diese, sich vorwiegend auf die Berufsgliederung der Bevölkerung in den einzelnen Geschäften stützende Eintheilung in zwei Gebiete, so erhält man für den Bevölkerungs- und Häuserzuwachs folgende Zahlen:

Jahr[1])	Bevölkerung des industriellen Gebietes	Bevölkerung des landwirthschaftl. Gebietes	Bevölkerungszuwachs im industriellen Gebiet	Bevölkerungszuwachs im landwirthschaftl. Gebiet
1700	2,788,000	2,359,000		
1750	3,476,000	2,594,000	688,000	235,000
1801	5,072,000	3,279,000	1,596,000	685,000
1851	11,539,000	5,383,000	6,467,000	2,104,000
1891	20,914,000	6,569,000	9,375,000	1,186,000

Jahr	Zahl der bewohnten Häuser[2]) im industriellen Gebiet	Zahl der bewohnten Häuser im landwirthschaftl. Gebiet	Häuserzuwachs im industriellen Gebiet	Häuserzuwachs im landwirthschaftl. Gebiet
1801	888,000	580,000		
1851	2,023,000	1,054,000	1,135,000	474,000
1891	3,811,000	1,347,000	1,788,000	293,000

Während demnach die Zahl der bewohnten Häuser in dem der Fläche nach kleineren industriellen Gebiet in einem Zeitraum von etwa 90 Jahren sich um ca. 3 Millionen, d. h. um etwa 330 Proz. vermehrte, nahm sie in den landwirthschaftlichen Grafschaften nur um ca. 750,000, d. h. um etwa 130 Proz. zu. Vergleicht man die Bevölkerungszahlen von 1700 und 1891, so gelangt man zu einem noch frappanteren Ergebniß. In der nämlichen Zeit, in welcher die Bevölkerung des größeren landwirthschaftlichen Gebietes von ca. 2.4 auf ca. 6.6 Millionen stieg, d. h. sich um etwa 4¼ Millionen gleich ca. 180 Proz. vermehrte, nahm die Bevölkerung der industriellen Grafschaften um ca. 18 Millionen Personen, d. h. um etwa 650 Proz. zu. Von 1801 bis 1891, für welchen Zeitraum ganz sichere Angaben vorliegen, stieg die Bevölkerung des industriellen Gebietes um ca. 310 Proz., des landwirthschaftlichen dagegen nur um etwa 100 Proz. Auch in den einzelnen Zeitperioden von 1700 bis 1750, 1750 bis 1801 u. s. w. war die Bevölkerungszunahme der industriellen Grafschaften erheblich größer als im landwirthschaftlichen Gebiet. Dabei darf noch der Umstand nicht übersehen werden, daß der Bevölkerungszuwachs der landwirthschaftlichen Grafschaften fast ausschließlich auf die Städte und die industriellen Distrikte entfiel, während das platte Land fast überall einen Bevölkerungsstillstand oder sogar eine direkte Abnahme der Bevölkerung zeigte. Wir kommen darauf noch im folgenden zu sprechen. Hier dagegen sei zunächst der Entwicklungsgang des Bevölkerungszuwachses in England auf Grundlage einer anderweitigen Eintheilung verfolgt. Damit hoffen wir auch den eventuellen Vorwurf, daß unsre erste Eintheilung zu künstlich sei, genügend zu entkräften. Theilt man England mit Hülfe der beim Census von 1891 ermittelten Angaben über die Betheiligung der Bevölkerung an der landwirthschaftlichen Erwerbsthätigkeit in drei Gruppen mit annähernd gleicher Fläche ein, so ergeben sich folgende Zahlenreihen:

	Gesammtfläche in Acres	Bevölkerung 1801	1831	1861	1891
I. Gruppe[1])	11,240,000	2,118,000	2,981,000	3,503,000	3,757,000
II. Gruppe[2])	10,668,000	2,135,000	3,119,000	3,986,000	5,426,000
III. Gruppe[3])	10,626,000	4,096,000	6,988,000	11,465,000	18,300,000

In Prozenten betrug der Bevölkerungszuwachs:

	Im Zeitraum 1801—1831	1831—1861	1861—1891	1801—1891
I. Gruppe . . .	41%	18%	7%	77%
II. Gruppe . . .	46%	28%	36%	154%
III. Gruppe . . .	71%	64%	63%	347%

Auch bei der neuen Einlheilung ergibt sich demnach das gleiche Bild. Die größte Zunahme weisen diejenigen Grafschaften auf, in welchen die landwirthschaftlich erwerbsthätige Bevölkerung am schwächsten vertreten war.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß der Bevölkerungszuwachs in den meisten Grafschaften sich fast ausschließlich auf die Städte und die industriellen Distrikte beschränkte, während die vier landwirthschaftlichen Distrikte zumeist eine Abnahme der Bevölkerung aufwiesen. Faßt man die von Longstaff untersuchten rein ländlichen Distrikte in 40 Grafschaften[4]) Englands, in gleicher Weise wie oben, in drei Gruppen zusammen, so ergeben sich folgende Zahlen:

	Bevölkerung 1871	1891	Bevölkerungsabnahme Absolute	in Prozent
I. Gruppe . . .	2,388,000	2,219,700	168,300	7.1 Proz.
II. Gruppe . . .	1,453,600	1,359,500	94,100	6.5 Proz.
III. Gruppe . . .	551,900	522,500	29,400	5.3 Proz.

Demnach hatten die rein ländlichen Distrikte der industriell hoch entwickelten Grafschaften eine absolut wie relativ geringere Abnahme zu verzeichnen, als die ländlichen Distrikte derjenigen Grafschaften, in welchen die in der Landwirthschaft Erwerbsthätigen am stärksten vertreten waren. Auf die Hauptursachen dieser Erscheinung — die starke Verbreitung der Gärtnerei in den industriell hoch entwickelten Grafschaften — kommen wir im folgenden ein-

[1]) Nur die Zahlenangaben für 1801, 1851 und 1891 beruhen auf Zählungen; denen für 1700 und 1750 liegen Berechnungen zugrunde.

[2]) Natürlich kommt es nicht nur auf die Zahl, sondern auch auf die Größe der Häuser an; denn die Häuser waren, soweit ihre durchschnittliche Bewohnerzahl überhaupt als Maßstab angesehen werden darf, im industriellen Gebiet umfangreicher. Es trafen hier nämlich auf das Haus im Jahre 1891 ca. 5.5 Personen, gegen 4.9 Personen im landwirthschaftlichen Gebiet.

[1]) Dieser Gruppe, in welcher von je 1000 Erwerbsthätigen in jeder einzelnen Grafschaft auf die Landwirthschaft, Fischerei, Gärtnerei u. d. m. mehr als 220 Personen entfielen, gehören an: Bedford, Berks, Bucks, Cambridge, Cornwall, Dorset, Hereford, Hertford, Huntingdon, Lincoln, Norfolk, Oxford, Rutland, Shropshire, Suffolk, Westmoreland, Wilts.

[2]) Dieser Gruppe, in welcher die Betretung der landwirthschaftlichen Erwerbsthätigen zwischen 220 und 114 schwankte, wurden zugetheilt: Cumberland, Devon, Essex, Gloucester, Hants, Northampton, Somerset, Sussex, Worcester, York East Riding und York North Riding.

[3]) Hieher gehören die übrigen 14 Grafschaften, in welchen von je 1000 Erwerbsthätigen weniger als 105 in der Landwirthschaft thätig waren.

[4]) Longstaff macht keine Angaben über Middlesex und Surrey.

gehend zu sprechen. Vorher muß dagegen die Frage erörtert werden: woher stammt denn die rasche Zunahme der Bevölkerung der industriellen Grafschaften im allgemeinen und speziell die der Städte? Mit anderen Worten: ist diese rasche Bevölkerungszunahme eine Folge der größeren inneren Vermehrungsfähigkeit der industriellen Gebiete oder ist sie wenigstens zum Theil die Folge eines mehr oder weniger bedeutenden Zuzugs von außen?

Eine, wenn auch nicht ganz ausreichende Antwort auf diese Frage wird von den Zahlen ertheilt, welche den Ueberschuß des natürlichen[1]) über den thatsächlichen[2]) Bevölkerungszuwachs in London und in den größeren Städten Englands angeben. Der natürliche resp. thatsächliche Zuwachs betrug hier in den Jahrzehnten:[3])

	Dezennialzunahme durch		Von der Gesammtzunahme entfielen auf	
	natürl. Zuwachs	Wanderungen in London	den natürl. Zuwachs	die Wanderung. in London
1801—1811	137,000	43,000	76 Proz.	24 Proz.
1811—1821	206,000	34,000	85 „	15 „
1821—1831	218,000	58,000	79 „	21 „
1831—1841	240,000	54,000	82 „	18 „
1841—1851	247,000	167,000	60 „	40 „
1851—1861	282,000	160,000	64 „	36 „
1861—1871	370,000	78,000	83 „	17 „

	Dezennialzunahme durch		Von der Gesammtzunahme entfielen auf	
	natürl. Zuwachs	Wanderungen in den übrigen Städten mit über 20,000 Einwohnern	den natürl. Zuwachs	die Wanderung.
1801—1811	207,000	87,000	70 Proz.	30 Proz.
1811—1821	314,000	150,000	68 „	32 „
1821—1831	348,000	314,000	53 „	47 „
1831—1841	415,000	344,000	55 „	45 „
1841—1851	457,000	439,000	51 „	49 „
1851—1861	540,000	352,000	61 „	39 „
1861—1871	714,000	418,000	63 „	37 „

Der überwiegend größte Theil der Bevölkerungszunahme in London und in den übrigen größeren Städten Englands ist demnach auf den natürlichen Bevölkerungszuwachs zurückzuführen.[4])

Aus Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Blätter ist es uns unmöglich, auf die Binnenwanderungen, die überseeische Auswanderung, die Geschlechts- und Altersunterschiede, die Heirathsfrequenz u. dergl. m. in den landwirthschaftlichen und industriellen Grafschaften einzugehen. Um dem Leser einen klaren Begriff davon zu verschaffen, welche Veränderungen in der Bevölkerungsvertheilung auf Stadt und Land in den letzten zwei Jahrhunderten zu verzeichnen sind, wird es übrigens ausreichen, im Anschluß an die anfangs mitgetheilten Schilderungen Kings nur noch folgende Zahlen auszuführen.

Zieht man nämlich alle sogenannten städtischen Sanitätsdistrikte[5]) von England und Wales in Betracht, so betrug ihre Bevölkerung im Jahre 1891 ca. 20,896,000, d. h. ca. 76 % der gesammten Bevölkerung, die Bevölkerung der städtischen Distrikte mit über 5000 Einwohnern ca. 19,863,000 Personen, d. h. ca. 72 Proz. der gesammten Bevölkerung von England und Wales. In der Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land ist demnach ein völliger Umschwung eingetreten. Zu gleicher Zeit nahm die Bevölkerung von 137 sogenannten „Registrations Districts“ (die Gesammtzahl dieser belief sich im Jahre 1891 in England und Wales auf 633), die noch im Jahre 1891 einen ausgeprägt ländlichen Charakter hatten, d. h. auch nicht einen Theil einer Stadt umfaßten, folgendermaßen zu:

Jahr	Bevölkerung	Prozentuelle Zu- oder Abnahme im vorang. Jahrzehnt
1801	1,181,200	—
1811	1,272,800	+ 7.73 Proz.
1821	1,456,800	+14.48 „
1831	1,559,000	+ 7.02 „
1841	1,659,000	+ 6.45 „
1851	1,694,000	+ 2.08 „
1861	1,712,100	+ 1.07 „
1871	1,724,500	+ 0.72 „
1881	1,717,300	— 0.41 „
1891	1,718,100	+ 0.05 „

Ihre Bevölkerungsvermehrung wurde demnach immer geringer und seit 30 Jahren ist sogar ein völliger Stillstand zu verzeichnen.

Eines der Hauptschlagworte der modernen Agrarier in Deutschland sowohl wie in Frankreich ist die Versicherung, daß jedes Land das zur Ernährung seiner Bevölkerung nöthige Getreide selbst produziren müsse. Aehnliche Aeußerungen waren vor einem halben Jahrhundert in England auf der Tagesordnung. So sagt z. B. diesbezüglich der berühmte englische Statistiker Porter in seinem Werke „The Progress of the Nation“[1]) folgendes: „Ein unbedeutender Staat oder eine Kolonie können allerdings ohne große Gefahren oder Unzuträglichkeiten unter Umständen bestehen, welche sie nöthigen, zur Ernährung ihrer Bewohner von den Bodenerzeugnissen anderer Länder ständig abhängig zu sein. Aber eine sehr kurze Untersuchung und eine sehr einfache Berechnung würden genügen, um uns zu überzeugen, daß dies bei einer zahlreichen Bevölkerung niemals der Fall sein kann. Um das Vereinigte Königreich allein mit dem Artikel Weizen zu versehen, wäre mehr als die doppelte Anzahl Schiffe nöthig, welche jetzt alljährlich in unsre Häfen einlaufen, wenn es wirklich möglich wäre, das Getreide aus anderen Ländern in genügender Menge zu beschaffen. . . . Wenn das wahr ist, so muß es eben wahr sein, daß jedes Land, welches große und rasche Fortschritte in der Bevölkerung macht, gleiche Fortschritte in der Erzeugung von Nahrungsmitteln machen muß. Einer geringen Bevölkerungszunahme könnte man entweder durch Einfuhr von auswärts oder durch eine Verringerung des Nahrungsantheils, den die Einzelnen verzehren, begegnen. Aber das erste dieser Heilmittel ist unmöglich, wenn ein irgend beträchtlicher Bevölkerungszuwachs stattgefunden hat.“ . . .

Die Zukunft bestätigte diese Auffassung indessen nicht; denn die Weizenproduktion und der Weizenimport des Vereinigten Königreichs betrugen:[2])

	Die geschätzten Produktionsmengen[3])	Mehreinfuhr in Imperial-Quarters
1869/70—1874/75 . . .	11,633,000	10,763,000
1875/76—1880/81 . . .	9,052,000	14,967,000
1881/82—1886/87 . . .	8,756,000	17,924,000
1887/88—1892/93 . . .	8,531,000	19,789,000

[1]) Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle.

[2]) Zuwachs ermittelt durch den Vergleich von zwei aufeinander folgenden Volkszählungen.

[3]) Vgl. die Diskussion über das Referat von R. Price-Williams „On the Increase of Population in England and Wales“. Journal of the Stat. soc. 1880, S. 501. Dabei werden die Verschiebungen in der Alters- und Geschlechtszusammensetzung der Bevölkerung unberücksichtigt gelassen.

[4]) Der Mangel an statistischen Daten hinsichtlich der Abstammung des Vaters und der Mutter der Neugeborenen macht gegenwärtig eine Untersuchung darüber unmöglich, inwieweit die städtische Bevölkerung sich aus sich selbst erneut. Betreffend eine Kritik diesbezüglicher Versuche von Ammon vgl. u. a. Herkner, die Arbeiterfrage, S. 448 ff.

[5]) Zu verschiedenen Verwaltungszwecken wird England in 1011 städtische Sanitätsdistrikte (Urban sanitary Districts) und 575 ländliche Sanitätsdistrikte (Rural sanitary Districts) eingetheilt.

[1]) „The Progress of the Nation, London 1851, S. 138 ff.

[2]) Vgl. Reports from Commissioners, Inspectors etc. Parl. Pap. 1894, Vol. XVI, S. 458 ff.

[3]) Ohne Saatgut.

Alt-Augsburg.

Es ist eine oft gehörte Klage der Augsburger, daß ihre Stadt nicht in dem Maße „Fremdenstadt" sei, wie die große Zahl künstlerisch bedeutender und kulturgeschichtlich interessanter Denkmale einer rühmlichen Vergangenheit erwarten lassen sollte. Die Klage ist berechtigt, und vielleicht ebenso wie die Augsburger, die unter der allzugroßen Nähe von München leiden, sind die Tausende von Reisenden zu bedauern, die jährlich an Augsburg vorüberfahren, ohne die prächtige alte Stadt eines Besuches für werth zu halten, die aber, sobald sie die italienische Grenze überschritten haben, gewissenhaft alle im Baedeker verzeichneten Sehenswürdigkeiten ablaufen. Viel beliebter beim reisenden Publikum ist Nürnberg, das allerdings schon durch seine Lage als Zwischenstation zwischen Norddeutschland und München begünstigt ist. Nürnberg ist aber auch die volksthümlichere der beiden Städte. Das bewirkten sein spezifisch deutscher Charakter und seine glänzenden deutschen Künstlernamen. In Augsburg ist der italienische Einfluß vorherrschend; ausländische Künstler, Italiener und Niederländer, haben einen wesentlichen Antheil an seiner Renaissance. Die Namen Elias Holl, Hans Burckmair, Ponzano, Adrian de Vries sind nicht so in Aller Mund, wie die Namen Albrecht Dürer, Peter Vischer, Hans Sachs. Zudem hat das Stadtbild Alt-Augsburgs nicht jenen vorwiegend mittelalterlichen Grundzug bewahrt, der Nürnberg als Typus einer „altdeutschen" Stadt so populär gemacht hat.

In seinen 1858 zuerst erschienenen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" hat H. W. v. Riehl Augsburg „das Pompeji der Renaissance" genannt. Das oft nachgesprochene Wort hat A. Buff mit Grund als mehr geistreich, denn zutreffend einzuschränken sich veranlaßt gesehen. Weil die Stadt reich war, Kunst und Kunstgewerbe darin blühten und die Bürger den Ehrgeiz hatten, auch in Sachen des künstlerischen Geschmacks stets auf der Höhe der Zeit zu sein, wurde häufig mit leichtem Entschluß das Alte durch Neues ersetzt. „Viele sehr alte Bauten sind daher in Augsburg nicht mehr vorhanden und von den vorhandenen haben die meisten im Laufe der Jahrhunderte mehr oder minder durchgreifende Umgestaltungen erfahren; vor allem aber ist an der dekorativen Ausstattung der Gebäude innen sowohl wie außen, der jeweiligen Geschmacksrichtung nach, immer und immer wieder geändert und erneuert worden." Nichtsdestoweniger bieten die meisten Straßen der Altstadt von Augsburg, in erster Linie die einzig schöne Maximilianstraße, noch eine Fülle von malerisch reizvollen und architektonisch fesselnden Bildern, zum Theil in überraschender Geschlossenheit und bestrickender Kraft der Stimmung. Und in dieser Stimmung von anheimelnd poetischem Zauber, so wohlthuend, wie sie nur wenige deutsche Städte noch auszustrahlen vermögen, bilden die Renaissancewerke aus der Blüthezeit der Stadt, da Augsburgs größter Baumeister, Elias Holl, seine umfassende Wirksamkeit entfaltete, unstreitig die stärkste Note. So wird denn auch — cum grano salis und mit weitester Fassung des Stilbegriffs „Renaissance" — jenes Wort von Riehl jetzt noch eine gewisse Schlagkraft besitzen für alle Jene, die, nachdem sie die schrecklich moderne Bahnhofstraße überstanden, zum erstenmal Alt-Augsburg betreten und seine Straßen und Gäßchen durchwandern, erstaunt und ergriffen von dem seltenen Eindruck, den dichtgeschaarte Zeugen einer glänzenden kultur- und kunstgeschichtlichen Vergangenheit auf jedes einigermaßen empfängliche Gemüth unfehlbar ausüben.

Welch reiche Ausbeute an köstlichen Schöpfungen aller Art der Künstler, Kunstforscher und kunstsinnige Laie bei näherem Zusehen in Augsburg findet, davon Kenntniß in weitere Kreise zu tragen, unternimmt ein jüngst erschienenes prächtiges Bilderwerk,[1]) das auf 100 Lichtdrucktafeln in Folio eine Sammlung von Ansichten Augsburger Bauten und sonstiger Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes bietet, die innerhalb des weiten Zeitraums von etwa 900 Jahren, vom 10. Jahrhundert bis in die 60er Jahre unsres Jahrhunderts, entstanden und in Augsburg jetzt noch vorhanden sind. Die Sammlung will nicht den Anspruch erheben, nach irgend welcher Richtung hin Erschöpfendes zu geben; doch enthält sie so ziemlich das Hervorragendste von dem, was Augsburg an älteren Kunstschätzen der bezeichneten Gattung birgt. Drei große Gruppen von Ansichten führen den Dom, die katholische St. Ulrichskirche und das Rathhaus, eine etwas weniger umfangreiche Gruppe das Fuggerhaus vor; dazu kommen zahlreiche kleinere Gruppen (die Brunnen, Schäzlerhaus, St. Annakirche, Jesuitenkollegium, Dominikanerkirche) und viele Einzelheiten.

Das Werk ist gewiß schön und dankenswerth; doch dürfen nach Ausstattung und Preis hohe Ansprüche an dasselbe gestellt werden, die in manchem wohl noch etwas vollkommener hätten erfüllt werden können. Am besten weggekommen, wie bei der Auswahl, so auch in der Güte der Wiedergabe sind die kunstgewerblichen und dekorativen Einzelstücke. Blätter, wie jene mit den Decken aus dem Rathhaus und aus den Badezimmern des Fuggerhauses, sind in Aufnahme und Druck vorzüglich. Dagegen stehen die Aufnahmen ganzer Bauwerke zum Theil nicht völlig auf der Höhe einer so vornehm angelegten Publikation. Auch über Einzelnes in der Anordnung wird man rechten können, so über den schwarzen (abgedeckten) Hintergrund um den Augustusbrunnen, der die Silhouette, die in Wirklichkeit dunkel auf hell steht, nicht richtig erscheinen läßt. Vor allem aber ist es fraglich, ob für die hier gebotene Zusammenstellung „architektonischer und kunstgewerblicher Motive" der Titel „Alt-Augsburg" besonders glücklich gewählt ist. Dieser Titel läßt etwas ähnliches erwarten, wie es in dem von O. Ausleger und K. Trautmann herausgegebenen „Alt-München" vorliegt, also eine Darstellung der Stadtentwicklung in topographischer und baugeschichtlicher Hinsicht, eine Vorführung charakteristischer Gebäude und Straßenbilder, ergänzt durch alte Stadtpläne und Stadtansichten nach Stichen und Bildern aus früherer Zeit. Davon enthält aber das vorliegende Werk so gut wie nichts; das Hauptgewicht ist auf kunstgewerbliche, architektonische, plastische und dekorative Einzelheiten gelegt, was allerdings der Untertitel andeutet. Immerhin wird sich mancher Beschauer wundern, in einem Werk über „Alt-Augsburg" das Bäckerhaus, den Perlachthurm, die bekannten schönen Thorthürme Elias Holls zu vermissen, von anderen Architekturen und Straßenbildern ganz abgesehen. Es liegt ja die Vermuthung nahe, daß der Herausgeber, Architekt Rudolf Kempf, nicht dasselbe wieder bringen wollte, was zwei vorausgegangene Veröffentlichungen,[2]) die vornehmlich Architekturen und malerisch reizvolle Straßenbilder enthalten, schon gebracht haben. Doch wäre es für das groß angelegte neue Werk vielleicht vortheilhafter gewesen, wenn es entweder durch Hereinnahme aller wichtigen Architekturen eine gewisse Vollständigkeit erlangt hätte, oder wenn die Auswahl des Gebotenen mit Entschiedenheit nach bestimmten Gesichtspunkten getroffen und dies auch im Titel klar zum

[1]) Alt-Augsburg. Eine Sammlung architektonischer und kunstgewerblicher Motive, hggb. von Architekt Rudolf Kempf, Direktor der Baugewerkschule in Augsburg. Text von Stadtarchivar Dr. A. Buff in Augsburg. Verlag von Kanter u. Mohr, Berlin 1898.

[2]) Augsburger Album. Eine Sammlung architektonischer Skizzen, hggb. vom akadem. Architektenverein an der Techn. Hochschule in München, 1886. — Augsburg in Bild und Wort. 70 Tafeln. Hggb. von O. F. Probst und Aug. Mülleggee. (Text von Dr. Th. Ruef.) Augsburg, Verlag von Lampart u. Komp. 1897 ff.

Digitized by Google

Ausdruck gebracht worden wäre. Indessen bietet das Werk, auch so wie es vorliegt, eine überraschende Fülle guter und bester Leistungen der Augsburger Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der späteren Stilepochen, von denen nur der kleinere Theil bis jetzt allgemein bekannt war, so daß es eine Lust ist, die schönen Blätter wieder und wieder durchzumustern. Dem schaffenden Künstler wird die Sammlung reichste und mannichfaltigste Anregung gewähren.

Der den Tafeln beigegebene Text von Dr. A. Buff, Stadtarchivar in Augsburg, dem die Lokalforschung schon zahlreiche werthvolle Beiträge verdankt, beschränkt sich auf kurze Erläuterungen des Abgebildeten, die in chronologischer Ordnung mit gelegentlichen Ausblicken auf die Entwicklung der Stadt und ihre Kunst- und Baugeschichte zu einer knappen, angenehm lesbaren Schilderung zusammengefaßt sind und manchen neuen Aufschluß geben.

Bei dieser Gelegenheit soll ein Wunsch nicht unausgesprochen bleiben, den wohl jeder Freund von „Alt-Augsburg“ hegt: möchten doch Alle, die dazu in der Lage sind, in erster Linie die Stadtverwaltung, zu verhüten suchen, daß die neuen Stadttheile von Augsburg in so schreiendem Gegensatz zur Altstadt sich weiterentwickeln, wie es in den letzten Jahrzehnten leider geschehen ist! Müssen denn die Häuser der neuen Straßen durchaus von banalen „modern-großstädtischen“ Phrasen strotzen, wo das Gute einfach-gediegener bürgerlicher Baukunst „so nahe liegt“? Daß man im Anschluß an die heimische Tradition (ohne Alterthümelei) allen modernen Ansprüchen gerecht werden kann, beweist eine große Zahl sehr erfreulicher Münchener und Nürnberger Neubauten. Sie sollten die Augsburger zur Nacheiferung anreizen! Der Herausgeber des vorliegenden Werkes ist Direktor der Augsburger Baugewerkschule, jener Schule, aus der die meisten Baugewerbsmeister und Bauunternehmer hervorgehen, die das Aussehen „Neu-Augsburgs“ mitbestimmen. Möchte seine den Stolz Augsburgs hebende Veröffentlichung, wie sein Einfluß als Lehrer und Schulvorstand nach der bezeichneten Richtung recht heilsam sich erweisen!

Richard Streiter.

Mittheilungen und Nachrichten.

-u Das 10jährige Regierungsjubiläum unsres Kaisers hat, wie vorauszusehen war, dem deutschen Buchhandel den Anlaß zu einer Reihe größerer und kleinerer Veröffentlichungen gegeben, von denen freilich nur ein geringer Theil wirklich literarischen oder künstlerischen Werth besitzt. So sehr es auf der einen Seite zu wünschen ist, daß die Gestalt des Reichsoberhauptes in wahrheitsgetreuen Schilderungen dem Volk immer aufs neue vor die Augen gestellt werde — denn die Fülle von Legenden, die sich schon bei Lebzeiten an einen in so kräftiger Individualisirung auftretenden Persönlichkeit emporrankt, erheischt in nationalem Interesse eine unbefangene und die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückführende, forttausende biographische Darstellung —, so sehr müssen wir es auf der anderen Seite beklagen, wenn ein byzantinischer Zug solchen Gelegenheitsschriften von vornherein den Stempel des rein geschäftlichen Unternehmens in üblem Sinn aufdrückt und sie als offenbare und absichtliche Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit hinstellt. Eine literarische Kritik über Veröffentlichungen dieser letztgenannten Art ist von selbst ausgeschlossen; die Presse, die ein aufrichtiges Interesse an der Person des Monarchen und an der Richtigstellung der öffentlichen Meinung über dieselbe nimmt, hat die Pflicht, solche byzantinische Machwerke todtzuschweigen. Sie hat auf der anderen Seite aber auch die Pflicht, die Veröffentlichungen hervorzuheben, die ihre Aufgabe in ernstem und objektivem Sinne auffassen und die dabei in literarischer wie künstlerischer Hinsicht einen Anspruch auf Würdigung haben. — Von den Jubiläumsschriften wüßten wir heute unter der großen Zahl der uns bei dieser Gelegenheit zugegangenen eigentlich nur drei zu nennen, die die letzterwähnten Bedingungen erfüllen. Zunächst ein Büchlein aus Fedor v. Köppens Feder: „Das erste Regierungsjahrzehnt des Deutschen Kaisers“ (Verlag von Wilhelm Köhler in Minden i. W.), das in volksthümlicher, aber sich durchaus von jeder Verhimmelung fernhaltenden Weise die Persönlichkeit des Kaisers skizzirt und seine Regierungsthätigkeit nach innen wie nach außen hin kurz und klar darstellt; dann die wohl hauptsächlich für das Heer bestimmte Schrift des Generalmajors Paul v. Schmidt: „Wilhelm II. für Volk und Heer,“ die ebenso kurz, aber auch in durchaus klarer Zusammenfassung und Durchdringung des Stoffes ein zeitgeschichtliches Bild in gemeinfaßlicher Darstellung zeichnet. Beiden kleinen Schriften ist nachzurühmen, daß sie das Positive in der bisherigen Wirksamkeit des Kaisers energisch betonen und unter großen Gesichtspunkten den Fortschritt hervorheben, den das deutsche Vaterland unter seiner Regierung, trotz aller gegentheiligen Kritik, zu verzeichnen hat. Vor allem aber möchten wir auf ein innerlich wie äußerlich sich gleich gediegen darstellendes großes Werk hinweisen, das von dem Deutschen Verlagshaus Bong u. Co. (Berlin, Stuttgart, Leipzig) herausgegeben und von einer großen Zahl namhafter Schriftsteller und Künstler unter der Redaktion von G. W. Bürgenstein bearbeitet worden ist. Das Prachtwerk, welches den Titel führt: „Unser Kaiser. Zehn Jahre der Regierung Wilhelms II.“, enthält neben 400 Seiten Text zirka 400 Illustrationen und 12 Kunsttafeln in Heliogravüre und schildert in zehn Abschnitten, neben einer sachlichen Chronik der Jahre 1888 bis 1898, sowohl das Privatleben des Kaisers und seine ganze persönliche Entwicklung, als auch seine Monarchenwirksamkeit in der erschöpfendsten Weise. Die Namen der 21 Autoren, die sich zu dieser Darstellung vereinigt haben, — wir nennen von ihnen nur Gerh. v. Amyntor, Richard Aßmann, Fr. Dittrich, Paul Güßfeld, W. Lexis, J. Scheibert — bürgen schon an sich dafür, daß wir es hier mit einer ernsten Arbeit zu thun haben, die sowohl auf dem rein familiengeschichtlichen Gebiet, als auch auf dem Feld der politischen Thätigkeit das Haschen nach patriotischen Effekten vermeidet und den Dingen vom psychologischen wie historischen Standpunkt aus auf den Grund zu gehen sucht. Ein möglichst tiefes Eingehen auch auf Einzelheiten, auf geschichtlich merkwürdige Vorgänge, auf besonders interessante Ereignisse in dem Privatleben des Monarchen wird in dem Werke durch den großen zur Verfügung gestellten Raum, ermöglicht und die reiche Beigabe an Illustrationen, von denen der größte Theil auf guten Photographien beruht, führt den Leser in der angenehmsten Weise in das Leben des verflossenen Dezenniums zurück, so daß das Ganze wie eine zeitgeschichtliche Chronik wirkt, die einen Jeden, der in seiner Zeit lebt, unwillkürlich fesseln muß. Die Verlagshandlung hat von diesem Werke eine Liebhaberausgabe zum Preise von 50 M. und eine Volksausgabe zum Preise von 5 M. veranstaltet, so daß auch in dieser Hinsicht jedem Bedürfnisse Rechnung getragen worden ist.

Dr. A. Peterssilie: Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und in den übrigen europäischen Kulturländern. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1897. Gr. 8°. 1. Band: X und 448, 2. Band: X und 608 Seiten. — Als dritter Band dritter Abtheilung (Staats- und Verwaltungslehre) des großen Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften von Kuno Frankenstein u. A. erscheint diese (zweibändige!) Uebersicht des öffentlichen Unterrichtswesens in Deutschland und Europa; eine mühsame und fleißige Arbeit des bekannten Schulstatistikers, Professors Dr. August Petersilie vom kgl. statistischen Bureau zu Berlin. Der emsige Verfasser verdient warmen Dank für dies inhaltreiche Nachschlagewerk, in seiner Art und auf seinem Gebiete wohl das erste so umfassende. Daß darum doch nicht lückenlose Vollständigkeit zu erreichen war und für manche eingehendere Spezialstudien wegweisende Hindeutungen genügen müssen, liegt in der Natur der Sache. Dafür ist — namentlich aus Preußen — das Wesentliche der gesetzlichen und sonst maßgebenden Urkunden theils wörtlich, theils im systematisch angeordneten Auszuge dem Buche einverleibt. Im (ersten)

Digitized by Google

theoretisch-historischen Theile wird vorerst ein gedrängter Abriß dessen geboten, was nach heutigem Stande der Fachwissenschaft als bleibend und anerkannt im öffentlichen Unterrichtswesen gilt, und dessen, was also strittig die öffentliche Meinung beschäftigt. Es ist unter die drei Kapitel vertheilt: 1. Begriff und Umfang des öffentlichen Unterrichts, 2. Rechtliche Voraussetzungen des öffentlichen Unterrichts, 3. Technische Bedingungen des öffentlichen Unterrichts. — Mit den Angaben über die geschichtliche Entwicklung des öffentlichen Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten sind sodann in einem zweiten Abschnitt dieses Theils statistische Nachrichten zumeist aus 1891/92 oder 1892/93 verknüpft. Die bezeichneten Jahre sind gewählt, weil aus ihnen — nicht aus späteren — für die meisten europäischen Kulturstaaten vergleichsfähige schultatistische Daten zur Hand waren. — Unter der Ueberschrift: „II. Verwaltungsrechtliche Gliederung des öffentlichen Unterrichts" bietet der zweite Haupttheil eine Skizze des Aufsichtswesens (1) und des Prüfungs- und Berechtigungswesens (2) Preußens, Badens, Bayerns, Braunschweigs, Hessens, Sachsens, Württembergs. Die Beschränkung auf Deutschland in diesem mittleren Theil wird mit räumlichen Rücksichten, sowie mit der Thatsache begründet, daß im Auslande bisher bei allen Schutorganisationen deutsche und namentlich preußische Vorlagen ausgiebig benutzt worden sind. Ich vermuthe, man wird wegen der Ausführlichkeit betreffs Preußens dem Verfasser Dank wissen, aber die Beschränkung betreffs der anderen dennoch bedauern. Im dritten Haupttheil und zweiten Bande („III. Verfassungsmäßige Organisation ꝛc.") behandelt Dr. Petersilie nacheinander den öffentlichen Unterricht in Schulen für allgemeine Bildung (Volksschule, Mittelschule, Höhere Mädchenschule, Lehrerbildungsanstalten, Höhere Lehranstalten, d. i. Mittelschulen im österreichisch-süddeutschen Sinne), Fachschulen (für Landwirthschaft, Bergbau, Forstpflege, Thierarznei, Technik, Kunst) und an Universitäten. Innerhalb jeder Schulart wird erst von Preußen, dann vom übrigen Deutschland, zuletzt vom Auslande gehandelt; nur beim höheren weiblichen Schulwesen ist vom Ausland ganz abgesehen und bei den Fachschulen sogar lediglich aus Preußen das Nothwendigste — und nicht durchweg Neueste — beigebracht. Auch hier wird diese Beschränkung Manchen, der zu dem Handbuch greift, um sich zu belehren, unbequem überraschen. Allein es ist billig anzuerkennen, daß das Thema, wie es der Titel des Werkes faßt, dem einzelnen Bearbeiter eine unerschwingliche Riesenarbeit zumuthete, und daß es auf dem verfügbaren Raume einfach nicht zu erschöpfen war. Hoffen wir, daß das Buch recht zahlreichen Absatz finde und dadurch Gelegenheit erlange, aus dem Rahmen des Gesammtunternehmens, dessen Flagge es bei seinem ersten Auslauf führt, heraus zu einer Weltstatistik des Unterrichtswesens im großen Stil auszuwachsen. Es hat alle Anlage dazu. Dann wird aber außer dem europäischen Schulwesen mindestens das der Vereinigten Staaten von Nordamerika beachtet werden müssen. Vielleicht kühlt bis dahin auch das Temperament des Hrn. Prof. Petersilie sich ein wenig ab. Denn er ist reizbarer und gegenüber Mit- und Vorwelt weit mehr zu persönlicher Parteinahme geneigt, als man bei einem Statistiker vermuthet. Er selbst scheint das zu fühlen; nennt er doch selbst im Vorwort seine Kritik „subjektiv und zuweilen persönlich" und steht sich veranlaßt, zu bevorworten, daß er's nirgend bös damit meine. — Eine sehr werthvolle Zugabe ist die dem zweiten Bande angeschlossene eingehende Bibliographie (130 enggedruckte Seiten!) von der bewährten Hand des Hrn. Bibliothekars Dr. P. Lippert, dem hier noch ausdrücklich dafür gedankt sei.

S-r.

-k. Von Albert Bielschowsky's Goethe-Biographie wird demnächst der bis jetzt allein erschienene erste Band im Verlage von C. H. Beck in München in zweiter durchgesehener Auflage erscheinen. Die zahlreichen Freunde des ausgezeichneten Werkes werden sich freuen zu vernehmen, daß die Verlagshandlung zugleich in der Lage ist, das Erscheinen des zweiten Bandes in nahe Aussicht zu stellen. Der Gesundheitszustand des Verfassers, der längere Zeit ein unbefriedigender war, sich aber nun in erfreulicher Weise gebessert hat, hatte die Fertigstellung des Manuskripts verzögert.

-ski. Die werthvolle und eigenartige Privatbücher-sammlung des vor nicht langer Zeit verstorbenen Bibliothekars des Indischen Regierungsamts Dr. Reinhold Rost ist für die Museumsbibliothek in Singapore erworben worden. Die betreffende Sammlung ist in ihrer Art eine Spezialität ersten Ranges. Sie enthält besonders bedeutende philologische Werke in mehr als 70 Sprachen und Dialekten des Orients. Das malayische Idiom ist mit 200 und das javanische mit 110 Werken vertreten. Die wissenschaftliche Abtheilung der Bibliothek umfaßt allein 200 Bände, die nur über Geographie und Geschichte des malayischen Archipels handeln.

* Einen wichtigen Bericht über den Fortschritt von Tunis unter dem französischen Protektorat veröffentlicht, wie wir dem „Globus" entnehmen, Sir H. H. Johnston, englischer Generalkonsul in Tunis. Während im Jahre 1880 Leben und Eigenthum überall durchaus unsicher war, und ein Europäer ohne starke Eskorte überhaupt nicht reisen konnte, ist jetzt, nach 17jähriger Herrschaft der Franzosen, die ganze Regentschaft Tunis für Touristen ebenso sicher wie Frankreich. Die Eingeborenen haben nicht mehr von den Erpressungen der Beamten zu leiden. Im Jahre 1880 war Tunis bankerott, jetzt stehen Einnahmen und Ausgaben in gutem Verhältniß. Alle größeren Orte sind jetzt durch ziemlich gute Wege verbunden, und neue Wege werden jährlich angelegt, während 1880 kein einziger Weg vorhanden war. Dampfer, die früher bei Goletta unsicheren Ankergrund fanden, können jetzt in guten Kanälen Tunis erreichen und an guten Quaianlagen löschen und laden. Auch die Zahl der Leuchtthürme ist von drei im Jahre 1880 auf 40 gestiegen. Eisenbahnen sind gebaut worden und in bestimmten Entfernungen an den Hauptwegen Häuser errichtet, in denen Reisende jeder Art Unterkunft finden können. Man hat begonnen, das Land aufzuforsten, hat Weingärten angelegt und keltert vorzüglichen Wein. Besonders schätzt die Bevölkerung die Anlage artesischer Brunnen, die überall im Lande angelegt wurden. Die Hausthierzucht wurde gefördert, den jährlichen Verheerungen durch Heuschrecken energisch entgegengetreten und die alten, von den Römern angelegten Marmorsteinbrüche nach einer Ruhepause von 1200 Jahren wieder in Betrieb genommen. — Während der auswärtige Handel im Jahre 1880 unter 1 Mill. Pfd. St. betrug, wurden 1896 über 3 Millionen umgesetzt.

* **Göttingen.** An der hiesigen Hochschule hat sich Dr. H. Th. Simon als Privatdozent für Physik habilitirt.

-l. **Genf,** 10. Juni. Die Genfer Hochschule hat soeben durch den Tod ihres Geschichtsprofessors einen bedeutenden, sehr beklagenswerthen Verlust erlitten. Professor Vaucher starb gestern Abend, nach längerem Krankenlager, im 65. Jahre seines Lebens und nach 33jähriger Wirksamkeit als Universitätslehrer. Geboren 1833 zu Genf, widmete er sich nach Beendigung der üblichen Schulzeit, die er im Genfer Kolleg verbrachte, dem Studium der Theologie auf der alten Akademie seiner Vaterstadt. 22 Jahre alt, erlangte er auf Grund seiner Dissertation: „Kritische Untersuchungen über die Briefe des Bischofs Ignatius von Antiochien" den Grad eines theologischen Lizentiaten. Sein vorwiegend kritischer Geist ließ ihn jedoch nicht lange bei dem gewählten Studium beharren und trieb ihn bald zum historischen Fach und insbesondere zur historischen Kritik hin. Während eines anderthalbjährigen Aufenthalts in Berlin studirte er namentlich unter der Leitung von Vatke und Ronke. Votke insbesondere übte einen großen und nachhaltigen Einfluß auf den jungen Genfer Gelehrten aus und während seines ganzen Lebens ist dieser der streng wissenschaftlichen Methode, die er in Vatke's kritischer Schule sich angeeignet, treu geblieben. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wirkte Vaucher 10 Jahre lang zuerst als Privatdozent und dann als außerordentlicher Professor für Geschichte an der Genfer Universität. 1865 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und lehrte als solcher bis wenige Wochen vor seinem Ableben schweizerische Landesgeschichte und allgemeine Weltgeschichte. Außerdem las er auch hin und wieder an der juristischen Fakultät über politische Geschichte. Vauchers Hauptverdienst bestand weniger in den Forschungen des Gelehrten, als vielmehr in seiner selbstlosen, hingebenden Wirksamkeit als Universitätslehrer und Mitarbeiter an den

Veröffentlichungen seiner Freunde. In diesen gehörten in erster Reihe die Historiker Louis Vullemin, Georg v. Wyß und der St. Galler Staatsmann und Landammann Hungerbühler. Die Zahl derer, die durch seine kritische Methode und unter seiner persönlichen Anleitung zu selbständigen Forschern herangebildet wurden, ist sehr beträchtlich und alle seine früheren Schüler bewahren ihm in liebender Verehrung ein freundschaftliches Andenken. Professor Vauchers Beziehungen zu den Historikern der deutschen Schweiz waren jederzeit freundschaftlicher Art. Sein Hauptbestreben blieb beständig darauf gerichtet, die Eidgenossen der deutschen und welschen Schweiz sich einander immer besser kennen, achten und lieben zu lehren. Von den zahlreichen Publikationen des Hingeschiedenen nennen wir nur seine Hauptschriften: „Esquisses d'histoire suisse", 1882. — „Les Traditians nationales de la anisse", 1884. — „Professeurs, histariens et magistrats suisses", 1886. — „Mélangea d'histoire nationale", 1888. — Sein Hauptstudium war, wie aus den Titeln der genannten Werke hervorgeht, auf die Erforschung der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft gerichtet. Auf diesem Gebiete bekämpfte er mit unerbittlichem Scharfsinn die Sagen der poetischen Ueberlieferung. So oft er auch als altes, treues und thätiges Mitglied der schweizerischen Studentenverbindung der „Zofinger" das Jahresfest zur Erinnerung an den Schwur auf dem Rütli mitfeierte, unterließ er niemals, dem sagenhaften Bund auf dem Rütli jenes „ewige Bündniß" entgegenzustellen, das bereis am 1. August 1291 von Uri, Schwyz und Nidwalden geschlossen und wodurch die Eidgenossenschaft begründet wurde. In der feierlichen Urkunde, welche dieses Bündniß besiegelle, schwuren die drei Urkantone, „im Fall der Noth einander mit Rath und That zu helfen und keinen fremden Richter anzunehmen". Dieses Gelübde gall auch unserm Pierre Vaucher als die Richtschnur im Handeln für jeden wahren Eidgenossen, als die unerläßliche Bedingung der schweizerischen Freiheit, möge man nun den Sagen von den drei Männern auf dem Rütli nnd dem Helden mit der Armbrust Glauben schenken oder nicht. — Wenn wir nicht irren, so ernannte vor 2 Jahren die Akademie der Wissenschaften zu München Pierre Vaucher zu ihrem korrespondirenden Mitgliede.

-ir **Aus den Niederlanden.** Dr. G. van Overbeek de Meyer, Professor der Hygiene und Bakteriologie zu Utrecht, hat gegen 1. Oktober d. J. seine Entlassung erbeten und erhalten. — Der „Hohe Rath" hat nun entschieden, daß der Dr. jur. Hory, welcher sein Doktordiplom von der Freien Universität in Amsterdam erhielt, nicht zur Advokatenpraxis an einem Gerichtshof zugelassen werden darf, da die Freie Universität nicht das Recht habe, ein rechtsgültiges Doktordiplom zu aerteihen. So ist denn auch dieser Vorstoß der Freien Universität mißlungen, wie nicht anders voranszusehen war. Man muß sich jedoch darüber verwundern, daß man trotz der klaren Bestimmungen des Gesetzes diesen Versuch gewagt hat. — Die bekannte „Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde" hielt am 8. Juni zu Leyden unter Vorsitz des Hrn. Dr. H. van der Hoeven ihre 131. Jahresversammlung. Aus dem Jahresbericht, welchen Prof. Verdam erstattete, ergibt sich, daß die Gesellschaft im verflossenen Jahre fl. 3603.88 Einnahmen und fl. 3560.18 Ausgaben, also noch einen Ueberschuß von fl. 43.70 hatte. Sie besitzt außerdem noch einen besonderen Fonds, gegründet 1845, von welchem jährlich ein Viertel der Zinsen zu literarischen Zwecken, drei Viertel zur Vermehrung des Kapitals verwandt werden. Dieser Fonds trug dieses Jahr fl. 2503.51 Zinsen, wovon 499 fl. verausgabt und fl. 2004.51 zum Kapital geschlagen wurden, welches jetzt 15,300 fl. beträgt. Wie früher, gab die Gesellschaft verschiedene Werke älterer Dichter ꝛc. heraus, förderte die Herausgabe anderer, vermehrte ihre Leihbibliothek durch mancherlei Erwerbungen, auch durch Geschenke, welche sie erhielt, besonders aus der Bibliothek des verstorbenen Prof. Doedes in Utrecht. Prof. Verdam hielt sodann einen Vortrag über „Spuren des Volksglaubens in unsrer Sprache und Literatur"; Prof. Kern über „Bilderdyks Ridder Sox" unter Vergleichung mit den Gedichte „Ce qui plait aux dames" von Voltaire und dem Gedichte „Wife of Baths Tale" von Chaucer. In der Sektion für Geschichte und Alterthumskunde sprach Prof. S. Fockema Andreae über „Sprüche, Redensarten und Ausdrücke, welche dem alten Rechtswesen entstammen". Die Gesellschaft zählt jetzt 3 Ehrenmitglieder, 484 ordentliche und 145 ausländische (außerordentliche) Mitglieder. Als neue ausländische Mitglieder wurden gewählt: J. de Briendl in Brüssel, K. K. Fischer in Heidelberg, Dr. E. H. Wrangel in Lund, Dr. Jul. Frederiks in Ostende, A. Waddigton in Lyon, G. Kurth in Lüttich, R. Alton in London und A de Cock in Denderleeun. — Die Firma J. H. de Burry in Amsterdam gab eine schöne Spezialkarte von Nord-Celebes heraus, bearbeitet von H. Th. Witkamp, im Maßstabe 1:500,000, nebst einem erklärenden Leitfaden, der nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch praktischen und industriellen Zwecken förderlich sein wird. — Der Artikel des Hrn. P. Eldering in der Zeitschrift „Uit de Remonstrantsche wereld", in welchem er ein von ihm aufgefundenes „Evangelium Petri" besprach, ist eine Mystifikation, zugleich ein heftiger Angriff gegen das Christenthum, der nur die schriftstellerische Form annimmt, aus einer alten Handschrift zu schöpfen. Merkwürdig ist, daß auf der letzten Jahresoersammlung der Remonstranten-Geistlichen die Sache mit keinem Wort öffentlich erwähnt wurde.

< **Kopenhagen,** 10. Juni. Auf dem Platze vor der hiesigen Universität fand heute im Beisein einer großen Anzahl von Gelehrten, Professoren der Universitäten Dänemarks, Schwedens und Norwegens u. A. die Enthüllung einer Statue des verstarbenen Gelehrten Prof. Japetus Steenstrup statt. In seiner Festrede gedachte Dr. phil. Boas der großen Verdienste, die Steenstrup sich um die Wissenschaft erworben. Er war einer der Großen unter uns, der in sich alle die Eigenschaften vereinigte, die zusammen den hervorragenden Forscher und Gelehrten ausmachen. Er war ein eminenter Beobachter, besaß eine hervorragende Kombinationsgabe, die reiche, dichterische Phantasie, die ein Gelehrter nie ganz entbehren kann, besaß im höchsten Grad die Fähigkeit zu sammeln, zusammenzufassen, aus der bunten Mannichfaltigkeit das Zentrale herauszugreifen, einen ungeheuren Gedankenreichthum, unermüdliche Arbeitskraft nnd allgemeine Interessen. Seine Arbeiten über den Generationswechsel, die Torfmoose, die „Kätkenmöddinger", Sulurbrand, Verwandlungen der Krebsthiere u. a. haben seinen Namen mit Recht in der Welt berühmt gemacht und rechtfertigen vollaus, daß wir ihm heute die größte Ehre erweisen, die wir einem Mitbürger erweisen können. Die Statue weist in Bronze Prof. Bissens charakteristische Wiedergabe der klugen Züge des Gelehrten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. Godet: Einleitung in das Neue Testament. Deutsch bearbeitet von Dr. E. Reineck. 1. Lieferung des 2. Bandes (Lfg. 9.). Hannover, Carl Meyer (Gustao Priar) 1898. — Kärnlens Sommer-Aufenthaltsorte nach dem Stande vom Frühjahr 1898. Hgsd. vom Kärntner-Vereine in Klagenfurt, Burg. — O diese Radler! Ein lustiges Handbuch für alle Radfahrer und Nichtradfahrer. München, Braun u. Schneider. — Theodor Lorentzen: Arbeiter-Partei oder Revolutions-Partei? Wer hat Recht, Naumann oder ich? Kiel nnd Leipzig, Lipsius u. Tischer 1898. — Dr. Wohlrabe: Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Paul Waetzel 1898. — Rudolf Zabel: Cuba. Die wirthschaftliche, soziale und politische Entwicklung der Insel. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt 1898. — Bresnitz v. Sydacoff: Zar Nikolaus II. und sein Hof. Ebd. — Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang 1897. Dillingen, Kolb'sche Buchdruckerei. — R. Schumacher: Kiau-tschou und die Ostasiatische Frage. Erlebnisse aus China und der japanischen Gefechtsfront. Berlin, Fußinger 1898. — *F. Lesuisse:* Konjugationstabelle der schwierigsten Verben der französischen Sprache. Berlin, Leopold Zolki. — Dr. Ernst F. Mütler: Zu Unrecht entmündigt. Dresden, Kommissionsverlag bei C. Damm 1898. — Julius Baumann: Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gottesiehre. Leipzig, Dieterich'scher Verlag (Theodor Weicher) 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 17. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Württemberger Oberrealschule und die bayerische Industrieschule. Von M. — Industrie und Landwirthschaft als Grundlage des Reichthums und der Staatsmacht. II. Von Dr. J. Goldstein. — Das Moskauer Alexander-Museum der schönen Künste. Von Prof. O. Bastner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Württemberger Oberrealschule und die bayerische Industrieschule.

Eine zeitgeschichtliche pädagogische Betrachtung.

„Wenn das alte Gymnasium vielfach zu asketisch war und in idyllische Behaglichkeit ohne jede Rücksicht auf das frisch pulsirende Leben der Gegenwart, in unnützen Grammatizismus, philologische Kleinkrämerei und Einseitigkeit sich verlor, so bewegt sich die Realschule im anderen Extrem. Was es nur an Einzelwissenschaften gab, die irgendwo in der Welt gebraucht werden konnten oder für irgend ein Fach nöthig erschienen, dem öffnete man (scil. im Lehrprogramm der Realschule) Thür und Thor. Einer solche Bildungsart mit ihren zersplitternden, zerreißenden, hin- und herzerrenden Forderungen, die um keinen einheitlichen Mittelpunkt sich gruppiren und kein einheitliches Ziel haben, hindert ruhige und gleichmäßige Entwicklung, ... sie ist das größte Hinderniß für humanistische Ausgestaltung. So weit ich sehe, ist man von diesen Irrwegen zurückgekommen; an den verschiedensten Stellen kann man heute hören, daß die sogenannten realistischen Anstalten ihren Hauptberuf ebenso wie die Gymnasien darin sehen, humanistische Bildungsziele zu verfolgen.“

Diese Worte des Gymnasialdirektors Dr. Matthias, in einem auf der Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens zu Düsseldorf am 10. Oktober 1897 gehaltenen Vortrag ausgesprochen, mögen ihre Gultigkeit für die Mehrzahl der deutschen Staaten haben, in welchen 36 realistische Vollanstalten (24 in Preußen, 5 in Württemberg, 3 im Reichsland, 2 in Baden, je eine in Braunschweig und Oldenburg) den Söhnen der breiten gebildeten Schichten unsres Volkes eine der Gymnasialbildung etwa gleichartige Bildung gewähren; in Bayern dagegen, wo man sich nach jahrelang angestellten Erwagungen laut einer Erklärung des bayerischen Kultusministeis Dr. v. Landmann (Plenarsitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 31. März 1898) endlich dazu aufrafft, an dem Lehrprogramm der drei (!) Industrieschulen kleine, unerhebliche Korrekturen vorzunehmen, d. h. die allgemein bildenden Facher in Bezug auf die Stundenzahl etwas zu verstärken, dagegen die fachtechnischen Lehrgegenstände etwas zu reduziren, ist man von einer solchen hohen Auffassung der Endziele des jüngeren Zweiges unsres höheren Schulwesens noch weit entfernt. Ob zum Schaden oder Nutzen derjenigen Schichten des bayerischen Volkes, die ihren späteren Beruf auf gewerblichem Gebiete haben, kann vielleicht aus folgenden Betrachtungen entnommen werden:

Uebersicht über die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden an den vollständigen Realanstalten Bayerns, Preußens, Württembergs und Badens.

Lehrgegenstände.	Bayern. 6 kl. Realschule	Bayern. 2 kl. Industrieschule	Preußen. 9 kl. Oberrealschule	Württemberg. 10 kl. Oberrealschule	Baden. 9 kl. Oberrealschule
Deutsch	31	27 4	34	28	39
Französisch	31	27 4	47	62	45
Englisch	14	10 4	25	18	27
Geschichte u. Geographie	8 10 =	18 —	17 11 = 28	14 14 = 28	17 10 = 27
Rechnen u. Mathematik	46	31 15	47	83	45
Naturbeschreibung	6	6 —	12	10	10
Physik	17	7 10	13	10	13
Chemie	8	6 2[1]	11	6?	8
Zeichnen	50	22 (ca. 28[2])	26[3] inkl. 10 Lin.-Zeichnen	25	26[4]
Schreiben	6	6 —	6	6	6
Zusammen	227		249	276	246

Von den Pflichtfächern sind Religion und Turnen nicht aufgeführt; für jedes dieser zwei Fächer wären 2 Wochenstunden pro Klasse (exkl. der Bayerischen Industrieschule) in Anrechnung zu bringen.

Aus der obenstehenden Zusammenstellung der Wochenstunden für die an den bayerischen, preußischen, württembergischen und badischen Realanstalten gelehrten Pflichtfächer ist ohne weiteres ersichtlich, daß die achtklassigen technischen Lehranstalten Bayerns gegenüber ihren neunklassigen Schwesteranstalten im übrigen Deutschland an einem ganz auffallenden Uebergewicht der zeichnerisch mechanischen Fächer und vice versa an einem ebenso auffallenden Fehlbetrag in den modernen Fremdsprachen und in der Geschichte laboriren. Die besondere Betonung des Zeichnens in den

[1]) Für Maschinentechniker 2 Stunden Technologie, für Bautechniker 2 Stunden Mineralogie.

[2]) Diese 28 Zeichenstunden setzen sich aus 22 Stunden für Maschinenzeichnen und 34 Stunden für Bauzeichnen (56 : 2 = 28 Stunden) zusammen; dazu kommen noch 8 bis 10 Stunden praktische Arbeiten.

[3]) Davon 10 Stunden Linearzeichnen als Wahlfach in den fünf oberen Klassen.

[4]) In Verbindung mit 8 Stunden darstellendem Unterricht.

technischen Schulen Bayerns — ca. 50 Wochenstunden in acht bayerischen Jahreskursen gegenüber 25 Wochenstunden in neun preußischen, bezw. württembergischen oder badischen Klassen — mag nun wohl in einigem Zusammenhang mit den eigenthümlichen Bedürfnissen des gebildeten bayerischen Bürgerstandes, d. h. mit der besonderen Neigung und Befähigung der bayerischen Stämme für die bildenden Künste und kunstgewerbliche Thätigkeit stehen. Der Hauptgrund für das ganz exorbitante Vorwiegen der zeichnerischen Fächer im Lehrplan der bayerischen Real- und Industrieschule ist jedoch darin zu suchen, daß die leitenden Kreise in unserm engeren Vaterlande bis jetzt der Ansicht waren, der künftige Techniker habe schon auf der Mittelschule sich die für seinen Beruf erforderlichen technisch-manuellen Fertigkeiten anzueignen und könne darüber ohne wesentliche Schädigung seiner künftigen Stellung im Staat und in der Gesellschaft seine allgemeine Geistesbildung vernachlässigen. In den übrigen deutschen Staaten, vor allem in Württemberg, hat man sich an der Hand der bei den Gelehrtenschulen gemachten Erfahrungen auch bei der Ausgestaltung des Realschulwesens schon über ein Menschenalter von dem Grundsatz leiten lassen, daß die Mittelschule für den künftigen Techniker zunächst den Grund zu einer gediegenen allgemeinen Bildung zu legen habe und daß die Erwerbung der technisch-manuellen Fertigkeiten im ganzen und großen unter die Aufgaben der technischen Hochschule zu verweisen sei.

Die nächste Frage, die sich angesichts dieser Verschiedenheit des technischen Schulwesens in Württemberg und Bayern wohl Jedem sofort aufdrängt, ist die, ob die Industrie und der Handel Württembergs durch die Befolgung des obenerwähnten Grundsatzes gegenüber der bayerischen Gewerbethätigkeit ins Hintertreffen gekommen ist. Ein Blick in eine Gewerbestatistik Deutschlands und eine Vergleichung der industriellen Entwicklung der beiden süddeutschen Königreiche lehrt, daß diese Frage unbedingt verneint werden muß. Trotz seiner reicheren natürlichen Hülfsquellen, trotz seiner günstigeren Lage zu den großen mitteleuropäischen Verkehrsstraßen steht Bayern hinsichtlich der Zahl der Industriebevölkerung im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung seinem Nachbarstaat Württemberg nicht unerheblich nach; denn in dem letztgenannten Lande treffen auf die industrie- und handeltreibende Bevölkerung zirka 43 Proz., während sich in Bayern nur zirka 37 Proz. der Gesammtbevölkerung von Industrie und Handel und Verkehr ernähren. Während sich Württemberg dank seines trefflich ausgebildeten Realschul- und gewerblichen Fachschulwesens schon vor einem Menschenalter aus vorherrschend landwirthschaftlichen Zuständen zum Industriestaat emporgearbeitet hat, ist man in Bayern, wo man Ende der 60er Jahre mit der Errichtung der sogenannten Industrieschulen den sonderbaren Versuch gemacht hat, allgemeine Bildungsanstalten mit unmittelbaren Vorschulen für die technische Praxis zu verquicken, in der Industrie und im Handel nicht bloß hinter Württemberg, sondern überhaupt hinter den west- und mitteldeutschen Staaten um ein gutes Stück zurückgeblieben. (Es sei in dieser Beziehung nur an die blühende Uhren- und Papierfabrikation, sowie an die Fabrikation chemischer Farbstoffe in Württemberg, sodann an die Einrichtung der Kettenschleppschiffahrt auf dem Neckar seit den 70er Jahren dieses Jahrhunderts erinnert; in Bayern sind derartige Industriezweige erst jetzt im Entstehen begriffen, die Kettenschleppschiffahrt auf dem Main ist erst in den 90er Jahren von Bayern in Angriff genommen worden.) Und ein solches für den Wohlstand unsres Heimathlandes gewiß nicht erfreuliches Resultat hat sich ergeben, trotz der möglichsten Annäherung des Lehrprogramms der Industrieschule an die triviale Nützlichkeit, trotz der bis zum Uebermaß getriebenen praktischen Uebungen in den mechanischen Werkstätten, in den Modellirsälen und in den chemischen Laboratorien dieser Anstalten. Durch die Heranbildung geschickter Zeichner, Monteure und Laboranten, wie sie in den bayerischen Industrieschulen geschieht, ist man wohl im Stande, der heimischen Industrie bescheidene Hülfskräfte zuzuführen. Aber Männer mit umfassendem technischen Blick und wahrhaft kaufmännischem Unternehmungsgeist, wie sie das Großgewerbe und der Großhandel unsrer Zeit erfordern, hat man bis jetzt aus den mechanischen Werkstätten und den Zeichensälen der bayerischen Industrieschulen sehr vereinzelt hervorgehen sehen.

Aus dem der bayerischen Industrieschule aufgenöthigten verkehrten Prinzip, statt allgemeiner Geistesbildung Fachbildung gewähren zu wollen, erklärt es sich auch, daß der bayerische Handels- und Gewerbestand in den gesetzgebenden Versammlungen unsres Heimathlandes eine im Verhältniß zu den Repräsentanten anderer Berufsklassen numerisch ganz ungenügende Vertretung besitzt. Ein lehrreiches Pendant zu Bayern ist auch in dieser Beziehung wieder Württemberg. In diesem Land besteht zunächst die in Bayern ganz fremde Einrichtung, daß den acht Handels- und Gewerbekammern (in dem mehr als doppelt so stark bevölkerten Bayern beträgt die Zahl der Handels- und Gewerbekammern auch acht!) in der aus administrativen und technischen Beamten, aus Lehrern an technischen Unterrichtsanstalten, sowie aus kaufmännischen und industriellen Beiräthen bestehenden Zentralstelle für Gewerbe und Handel eine besondere Behörde vorgesetzt ist, welche die Interessen des Handels- und Gewerbestandes am Sitz der Regierung mit allem Nachdruck zu vertreten vermag. Sodann ist die Zahl der das Großgewerbe vertretenden Vollsboten in der württembergischen Abgeordnetenkammer durchschnittlich doppelt so groß, wie die der Industrie angehörenden Abgeordneten in der zweiten bayerischen Kammer, ein Umstand, der für die wirthschaftliche Präponderanz Württembergs gegenüber Bayern gewiß auch nicht ohne Bedeutung ist.

Den Industriellen Bayerns fehlt es eben, von vereinzelten, darum nichts beweisenden Ausnahmen abgesehen, infolge der verkehrten Organisation der bayerischen Industrieschulen an der allgemeinen Bildung, welche Juristen, Philologen, Theologen trotz mangelnder Fachkenntnisse in den Stand setzt (?), über wichtige Fragen des Handels und der Gewerbe sich einigermaßen richtige Anschauungen zu bilden und diese Ansichten in einer ansprechenden Form zum Ausdruck zu bringen.

In der gefälligen rhetorischen, bezw. stilistischen Form, in welcher humanistisch Gebildete ihre Anschauungen über Gegenstände, welche ihrem Gesichtskreis auch ferner liegen, nicht selten zu kleiden verstehen, liegt die Hauptstärke parlamentarischer, bezw. publizistischer Leistungen solcher Leute, welche auf ausschließlicher Gymnasialbildung fußend, über wichtige wirthschaftliche Fragen Urtheile abzugeben haben, wenn auch andererseits zugegeben werden soll, daß der tiefere Einblick in den Werdeprozeß unsrer politischen und gesellschaftlichen Zustände, den das Gymnasium vermöge seines vor allem auf Förderung des geschichtlichen Sinnes hinzielenden Lehrplanes seinen Zöglingen gewährt oder wenigstens gewähren soll, die besser beanlagten Köpfe mit Gymnasialbildung auch zur Abgabe einsichtsvoller Urtheile über dieses oder jenes wirthschaftliche Problem befähigt. Aber keinem aufmerksamen Leser der Verhandlungen in unsern Parlamenten über wissenschaftliche Fragen wird es entgehen, daß wirklich bedeutsame Gesichtspunkte in den hier in Frage kommenden parlamentarischen Debatten zumeist nur von solchen Abgeordneten, bezw. Regierungsvertretern aufgestellt werden, bei welchen sich mit einer umfassenden allgemeinen Bildung eingehende

Sachkenntniß vereinigen. Eingehende Kenntnisse in der Mathematik und in den Naturwissenschaften gewähren die bayerischen Industrieschulen ihren Zöglingen jetzt schon, dagegen fehlt denselben ein tieferes Verständniß der sprachlichen Gesetze und der geschichtlichen Erscheinungen. Mit der größten Leichtigkeit könnte aber diesem in Bayern sich stets mehr fühlbar machenden Uebelstande abgeholfen werden, wenn sich die bayerische Regierung dazu entschließen könnte, in den Lehrplan der Industrieschule an die Stelle der übermäßig vielen Zeichen- und Werkstättstunden eine genügende Anzahl van Stunden für neuere Sprachen und Geschichte einzusetzen.

Die Bemerkung Dr. v. Landmanns in der Plenarsitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 28. März dieses Jahres, daß nach seiner Anschauung zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums überhaupt die Gleichberechtigung des lateintehrenden Realgymnasiums mit dem humanistischen Gymnasium zu konzessioniren sei, hat in einem der eifrigsten Vertreter des alten Gymnasiums im bayerischen Landtag eine ziemlich deprimirte Stimmung hervorgerufen. Welchen Schrecken würde es diesem Herrn erst einflößen, wenn sich der gegenwärtige bayerische Kultusminister eines schönen Tages zu der letzterischen Ansicht bekennen würde, daß die Zöglinge acht- bezw. neunklassiger Realschulen mittelst einer gediegenen neusprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung zu derselben geistigen Reife gebracht werden können, wie die Absolventen der altsprachlichen Bildungsanstalten! Die Gefahr einer solchen grundsätzlichen Sinnesänderung liegt bei dem jetzigen Leiter des bayerischen Unterrichtswesens zwar nicht so nah, aber doch auch nicht mehr so unendlich fern, wie es in Bayern noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen ist. Es kommt in dieser Frage zunächst alles darauf an, mit welchem Nachdruck diejenigen Vertreter des Handels und der Industrie, welche vom bayerischen Kultusminister demnächst zu der über die Revision des Industrieschulprogramms berathenden Kommission einberufen werden, ihre Anschauungen über die Gestaltung des bayerischen Realschulwesens geltend machen werden. Hoffentlich werden sich diese Vertreter des gebildeten Bürgerstandes unsres Heimathlandes, in deren Hände jetzt die Beschlußfassung über eine Frage von der weittragendsten Bedeutung gelegt werden wird, in dem entscheidenden Moment tapferer und auch etwas weitschauender erweisen, als das bayerische Beamtenthum, das die famose Scheinreform des humanistischen Gymnasiums vom Jahre 1891 doch allzu widerstandslos über sich hat ergehen lassen.

M.

Industrie und Landwirthschaft als Grundlage des Reichthums und der Staatsmacht.

Von Dr. J. Goldstein.

II.

Es ist unmöglich, hier in einigen Worten alle Veränderungen zu kennzeichnen, welche die englische Landwirthschaft unter dem Einfluß der inneren und der äußeren Einwirkungen in den letzten Jahrzehnten zu erleiden hatte. Um dem Leser einen Begriff von den Entwicklungstendenzen und der gegenwärtigen Lage der Dinge zu verschaffen, wird folgende Uebersicht, in welcher der Einfluß der zunehmenden Agglomeration der Bevölkerung auf den Charakter der Landeskultur klar zum Vorschein kommt, ausreichen. In den drei von uns untersuchten Gruppen von Grafschaften betrugen:

	Die Fläche unter Weizen u. Gerste in Prozent der gesammten Kulturfläche im Jahre 1895	Die Fläche unter permanenten Weiden in Proz der gesammten Kulturfläche im Jahre 1895	Die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit im Jahre 1891 pro 1000 Acres	Die Gärtner und die in der Gärtnerei beschäftigten Personen in Proz. der Gesammtzahl d. in d. Landwirthschaft Erwerbsthätigen
I. Gruppe	20.0 Proz.	43 Proz.	334	3.3 Proz.
II. Gruppe	11.4 Proz.	53 Proz.	509	18.5 Proz.
III. Gruppe	6.9 Proz.	66 Proz.	1720	21.2 Proz.

Die Grafschaften mit der größten Bevölkerungsdichtigkeit wiesen demnach auch den größten Prozentsatz an permanenten Heiden und Gärtnereien — welche beiden Arten bekanntlich die höchste Stufe der landwirthschaftlichen Kultur darstellen — auf. Dagegen war in diesen in industrieller Hinsicht hoch entwickelten Grafschaften der Weizenanbau am schwächsten vertreten.

Analoge Erscheinungen sind hinsichtlich der Milchwirthschaft zu konstatiren. Die Zahl der Milchkühe betrug nämlich:

Im Jahresdurchschnitt	In England: Zahl der Milchkühe	In England: Zunahme in Proz.	In Wales: Zahl der Milchkühe	In Wales: Zunahme in Proz.
1871/75	1,555,000	—	257,000	—
1876/80	1,579,000	1.6	258,000	0.4
1881/85	1,687,000	6.8	265,000	2.7
1886/90	1,806,000	7.1	279,000	5.3
1891/92	1,916,000	6.1	293,000	5.0
Gesammtzunahme:	361,000	23.0 Proz.	36,000	14.0 Proz.

Im Jahresdurchschnitt	In Schottland: Zahl der Milchkühe	In Schottland: Zunahme in Proz.
1871/75	392,000	—
1876/80	390,000	— 0.5
1881/85	400,000	+ 2.6
1886/90	414,000	+ 3.5
1891/92[1])	445,000	+ 7.5
Gesammtzunahme:	53,000	14.0 Proz.

Entsprechend dem rascheren Bevölkerungszuwachs[2]) und der größeren Bevölkerungsdichtigkeit nahm demnach auch die Zahl der Milchkühe am raschesten in England zu.

Welch gewaltige Absatzgebiete sich für die englische Landwirthschaft in dieser Hinsicht durch Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen noch eröffnen können, das läßt sich in den folgenden Angaben über den jährlichen Milchkonsum verschiedener Bevölkerungsschichten entnehmen. Dieser betrug pro Kopf[3]):

In West-End Londons	34.2	Gall.
„ North-End Londons	29.7	„
„ Manchester	24.3	„
Stadttheil bewohnt von Mittelklassen	13.7	„
„ „ „ Arbeitern	9.1	„
„ einer kleinen Landstadt	14.8	„
„ East-End Londons	3.9	„

Wie groß aber die Nachfrage auch jetzt schon ist, darauf deutet indirekt die Thatsache hin, daß von den 1893 in England vorgenommenen Milchanalysen in ca. 15 Proz., bei den in London vorgenommenen Butteranalysen in ca. 21 Proz. Verfälschungen nachgewiesen wurden. „Der durch Analysen festgestellte Prozentsatz der verfälschten Milch," fügt der amtliche Bericht hinzu, „repräsentirt noch lange nicht die volle Ausdehnung der stattfindenden Fälschungen, denn viele Proben werden als ‚sehr mäßig', ‚zweifelhaft' ꝛc. bezeichnet."

---

[1]) Hier sind nur die Zahlen bis zum Jahre 1892 zum Vergleich aufgeführt, weil infolge des Heumißwachses im Jahre 1893 in den letzten Jahren ein vorübergehender Rückgang des Viehstandes stattgefunden hat. Der durchschnittliche Heuertrag besserte sich in England 1893 auf ca. 16.7 Ztr. per Acre, gegen ca. 28.1 Ztr. in dem Jahresdurchschnitt 1886/94.

[2]) Dieser belief sich von 1871 bis 1891 in England auf ca. 28 Proz., in Wales auf ca. 25, in Schottland auf ca. 20 Proz. —

[3]) Vgl. *Henry Rew*, „An Inquiry into the Statistics of the Production and Consumption of Milk and Milk Products in Great Britain", Journal of the R. Stat. Soc. 1892, S. 266 ff. —

Wenn nun die industrielle Bevölkerung Englands, wie wir gesehen haben, immer weniger abhängig wird von der heimischen Versorgung mit Getreide, so geht das gesammte Facit der letzten Untersuchungen dahin, daß der rentabelste Theil der englischen Landwirthschaft: die Viehzucht, die Gärtnerei und die Milchwirthschaft ohne die industrielle Bevölkerung im allgemeinen und insbesondere die der Städte heutzutage gar nicht existiren könnte.

* * *

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts schätzte der von uns schon öfters citirte Gregory King das jährliche Gesammteinkommen Englands auf ca. 43.5 Mill. Pfd. St. Den Gesammtwerth des Königreichs berechnete er auf ca. 650 Mill. Pfd. St. Für die unten aufgeführten Jahre wurden von verschiedenen Forschern folgende Schätzungen aufgestellt:

Jahr	Bevölkerung	Gesammtes Nationalvermögen in Pfd. Sterl.	Pro Kopf in Pfd. Sterl.
1720	6½ Mill.	370,000,000	57
1750	7 „	500,000,000	71
1800	9 „	1,500,000,000	167
1845[1])	28 „	4,000,000,000	143
1865	30 „	6,000,000,000	200
1875	33 „	8,500,000,000	260
Ende der 80er Jahre	37 „	10,000,000,000	270

Die hier in Betracht kommenden Schätzungen für die neuere Zeit basiren auf den Ergebnissen der Income Tax. Dabei darf übrigens der Umstand nicht außer acht gelassen werden, daß die letzte Spalte lediglich die Bedeutung hat, eine rasche Zunahme des Nationalreichthums zu kennzeichnen. Selbstverständlich lassen sich daraus hinsichtlich der Vertheilung auf einzelne Größenklassen durchaus keine Schlußfolgerungen ziehen.

Zu der gleichen Zeit, in der das Nationalvermögen so rasch zugenommen hat, stiegen auch die Einnahmen der Schatzkammern aus Zöllen und Accisen, vom Land und aus den Kopfsteuern von ca. 4,250,000 Pfd. St. im Jahre 1691 — davon wurden ca. 3,394,000 Pfd. St. zur Deckung der Kriegsausgaben verwendet — auf ca. 19.3 Mill. im Jahre 1792 und auf ca. 102 Mill. Pfd. St. im Jahre 1896. Natürlich können diese Zahlen schon wegen der Veränderungen des Geldwerths nur annähernd zu Vergleichszwecken dienen.

Woher kommt diese erstaunliche Vermehrung des Reichthums seit Ende des 17. Jahrhunderts überhaupt und insbesondere sein auf Grund sicherer Merkmale festgestellter Zuwachs in den letzten Jahrzehnten?

Wir halten es für überflüssig, hier auf die Rückständigkeit der Produktionsweise, die armselige Lebensweise der Massen und den kläglichen Zustand der Finanzen Englands zur Zeit der Prävalenz der Landwirthschaft einzugehen, zumal dies ziemlich allgemein bekannt ist. Um die relative Bedeutung der Landwirthschaft und der Industrie für die moderne Finanzwirthschaft zu charakterisiren, wird es genügen, hierüber die zur Einkommensteuer herangezogenen Beträge in Betracht zu ziehen. Hiebei ergeben sich folgende Zahlenreihen:

	Jahreswerth (Annual Value) der landwirthschaftlich benutzten Ländereien
1814/15	34,328,000 Pfd. Sterl.
1864/65	43,602,000 „ „
1876/77	48,427,000 „ „
1889/90	38,905,000 „ „

Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß die aus der landwirthschaftlichen Nutzung des Landes fließenden Einnahmen im Verlaufe des Jahrhunderts relativ nur unbedeutende Veränderungen aufweisen und daß ferner im Laufe der letzten Jahrzehnte diesbezüglich sogar eine beträchtliche Abnahme zu verzeichnen war. Ganz andere Ergebnisse hinsichtlich der Wandlungen der zur Steuer veranlagten Einkommen liefern die Hausrenten. Die hier für die von uns gebildeten drei Gruppen von Grafschaften in Betracht kommenden Summen betrugen:

	Jahreswerth der Häuser in Pfd. Sterl.			
	1842/43	1888/89	Zunahme absolut	Zunahme in Prozent
I. Gruppe	4,366,000	9,729,000	5,363,000	123 Proz.
II. Gruppe	6,184,000	18,645,000	12,461,000	201 „
III. Gruppe	24,417,000	88,708,000	64,291,000	263 „

Aehnliche Entwicklungstendenzen können festgestellt werden für die zur Steuer veranlagten Einkommen aus Handel, Gewerbe und freien Berufsarten, wie das aus folgenden Zahlenreihen zu ersehen ist:

	1867/68	1889/90	Zunahme absolut	Zunahme in Prozent
I. Gruppe	9,888,000	13,969,000	4,081,000	41 Proz.
II. Gruppe	16,619,000	25,977,000	9,358,000	56 „
III. Gruppe	117,525,000	236,655,000	119,130,000	101 „

Man mag also die Entwicklungstendenzen von irgend einem Gesichtspunkt aus betrachten, überall ergeben sich dieselben Resultate — eine Zurückdrängung der Bedeutung der Landwirthschaft als wirthschaftliche und finanzielle Einkommenquelle. In seinem kürzlich an das Parlament erstatteten Bericht über die lokale Besteuerung in England und Wales führt dementsprechend Fowler für den Jahreswerth des Realvermögens verschiedener Art, das zur lokalen Besteuerung herangezogen wird, folgende Zahlen an:

	Ländereien	Häuser	Eisenbahnen	Andere Vermög.-Art.
	in Pfd. Sterl.			
1814	37,063,000	14,895,000	—	1,537,000
1843	42,128,000	35,556,000	2,418,000	5,701,000
1868	47,767,000	68,013,000	15,980,000	12,113,000
1891	42,235,000	123,721,000	30,774,000	22,824,000

	Prozentzahlen			
	Ländereien	Häuser	Eisenbahnen	Andere Vermög.-Arten
1814	69.3	27.8	—	2.9
1843	49.1	41.5	2.8	6.6
1868	33.2	47.3	11.1	8.4
1891	19.2	56.4	14.0	10.4

In dem Verhältniß der einzelnen Steuerquellen zu einander ist demnach eine völlige Umwälzung eingetreten. Dem entsprechend ist auch eine völlige Umwälzung in den Steuererträgen aus den einzelnen Einkommensarten zu verzeichnen. Für die Jahre 1817, 1868 und 1891 lassen sich hierüber folgende Daten anführen:

	Antheil des Grund u. Bodens[1])		Antheil anderer Vermögensarten	
	in Pfd. Sterl.	in Prozent	in Pfd. Sterl.	in Prozent
1817	6,730,000	66.7	3,370,000	33.3
1868	5,550,000	33.3	11,000,000	66.7
1891	4,260,000	15.3	23,560,000	84.7

Auf Stadt und Land vertheilen sich die erhobenen Summen:

	1868 Pfd. Sterl.	1891 Pfd. Sterl.	Zunahme Pfd. Sterl.	Abnahme Pfd. Sterl.
Rein städtische Distrikte	6,730,000	17,513,000	10,783,000	—
Städt. u. ländl. gemischt	8,357,000	8,196,000	—	161,000
Rein ländliche Distrikte	1,415,000	2,108,000	693,000	—

Fast die ganze Zunahme konzentrirte sich demnach auf die rein städtischen Distrikte.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß, während die gesammten lokalen Ausgaben in England und Wales von 1880/81 bis 1893/94 eine Zunahme von 38 Proz. auf-

[1]) Die Zahlen von 1845 ab beziehen sich auf das Vereinigte Königreich.

[1]) Nicht nur zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzter Grund und Boden, sondern auch Parkanlagen u. d. m.

wiesen, die Ausgaben für den Volksunterricht eine Steigerung von 111 Proz. zu verzeichnen hatten.

* * *

Wir haben jetzt den Entwicklungsgang Englands vom Ende des 17. Jahrhunderts ab bis zur Gegenwart verfolgt und dabei gesehen, wie England sich allmählich aus einem armen Agrarstaat zu einem mächtigen, immens reichen Industrieland entwickelte. Die fast seit 100 Jahren ertönenden düsteren Prophezeihungen, die ausländischen Märkte würden sich bald schließen und Englands Wohlstand in Verfall kommen, haben sich aber nicht erfüllt, wenn auch der Ausfuhrwerth einiger Waarengattungen — wenigstens nach den Ausweisen der amtlichen Statistik — sich vermindert hat. Sind doch die Hauptindustrien Englands auch heute noch, wenn nicht mehr Alleinherrscher, so doch Mitbeherrscher des Weltmarktes geblieben. Wenn England nicht mehr Alleinherrscher ist auf dem Weltmarkt, so ist doch im Vergleich zu früheren Jahrzehnten seine Ausfuhr in ihrer Gesammtsumme, sowohl der Menge als dem Werth nach, gestiegen. War diese Steigerung in letzter Zeit auch für einige Waarengattungen nicht zu verzeichnen, so ist sie doch um so größer in anderen. Die meisten Industrien anderer Länder, die England durch Schleuderpreise eine immer schärfere Konkurrenz bieten, sind hievon größtentheils nur durch hohe Schutzzölle und die damit verbundenen beträchtliche Preiserhöhung im Inlande befähigt.

Keine ängstlichen Befürchtungen, sondern viel eher ein leises Lächeln können daher die unheildräuenden Weissagungen Ledru-Rollins erregen, der in seinem Werke „De la Décadence de l'Angleterre" schrieb: „Ce n'est pas de la même façon, que finissent tous les empires. Les barbares, pour l'Angleterre, ce sont ces tribus d'hommes qui élèvent vers le ciel des bras décharnés en demandant du pain; c'est tout un peuple dont la vie dépend des chances d'un marché universel qui se fermera demain: soit par paix, soit par la guerre, car la guerre tue le commerce, et la paix élève des fabriques rivales; c'est le salaire, qui, comme le dit Adam Smith, baisse et baissera sans cesse, jusqu'à ce qu'il ne reste plus, d'un côté, que de monceaux d'argent, et, de l'autre, des monceaux de morts. Voilà les plaies béantes, invétérées, inguérissables de l'Angleterre, plaies dont aucune nation n'offre à l'heure qu'il est un plus lamentable tableau. . . . J'ai analysé les systèmes, j'ai suivi toutes les perspectives, toutes les évolutions possibles, j'ai sondé toutes les issues, et partout j'ai trouvé écrit ces mots fatidiques: Décadence de l'Angleterre!"

Die schwarzsehenden Propheten haben außer acht gelassen, daß das Vorhandensein eines gewissen Reichthums eine unerläßliche Vorbedingung ist für die materielle und damit für die intellektuelle Hebung der Massen. Wo dieser Reichthum fehlt, gleicht das Dasein der Massen fast immer nur einem jammervollen Vegetiren. Mag im übrigen die industrielle Entwicklung noch so viele Nachtheile mit sich gebracht haben, sie hat doch jene unerläßliche Vorbedingung — den großen Reichthum — geschaffen und dadurch die Möglichkeit geboten, durch eine ausgleichendere Vertheilung des Volksvermögens den Standard of life großer Volksmassen zu heben.

Damit hat sie aber auch das Mittel gezeigt, der event. Einschränkung auswärtiger Absatzgebiete wirksam zu begegnen. Denn nicht der auswärtige, sondern der innere Markt ist heutzutage das Entscheidende für das Prosperiren der meisten Industrien. Aber nicht der innere Markt, der in einem Absatz an wenige Wohlhabende besteht, denn dieser bietet eine zu schmale Basis für die den Reichthum bringende Massenproduktion, sondern ein innerer Markt, der in einem Absatz an die kaufkräftig gewordenen Massen des Volks besteht. Im letzteren liegt heutzutage der Schwerpunkt für die Volkswirthschaft der modernen Staaten. Böte die relativ hoch bezahlte englische Arbeiterklasse nicht einen gewaltigen, sich immer steigernden inneren Markt, so wäre über Englands Industrie und die, wie wir sahen, von dieser vollständig abhängige Landwirthschaft eine Krisis mit unübersehbaren Folgen hereingebrochen. Das soll und darf man bei der Beurtheilung der modernen Entwicklung der Volkswirthschaft nicht übersehen.

Man darf aber auch nicht vergessen, daß der Staat und die Kommunen, die, wie wir sahen, früher bei ungeregelten Finanzen und dürftigen Einkünften nur ein äußerst armseliges Dasein fristeten, nunmehr durch die Entwicklung der Industrie in eine für frühere Jahrhunderte unerhört glänzende Lage versetzt wurden. Denn dadurch ist ihnen die leider nicht immer benutzte und leider auch nicht immer in Anspruch genommene Möglichkeit geboten, ihrerseits durch Aufwand großer Mittel die geistige Bildung der Volksmassen zu fördern und die Lösung sonstiger früher unlösbarer Kulturaufgaben anzubahnen.

Nach Abschluß des in Vorbereitung begriffenen zweiten Bandes werde ich dem Leser dieser Blätter die diesbezüglichen Ergebnisse meiner Untersuchungen über Frankreich mittheilen und dabei einige wichtige, bisher ziemlich im Dunkel gebliebene Ursachen des so viele Klagen wachrufenden Bevölkerungsstillstandes in diesem Lande klarlegen.

Das Moskauer Alexander-Museum der schönen Künste.

Als im vergangenen Jahre bei Gelegenheit des zu Moskau mit dem größten Erfolg abgehaltenen internationalen medizinischen Kongresses die ausländischen Theilnehmer an demselben ihre freie Zeit dazu verwandten, die zahllosen Sehenswürdigkeiten der alten Zarenstadt zu besichtigen, da bildeten die imposanten Universitätskliniken derselben, welche an Großartigkeit alle ähnlichen Anstalten ausländischer Universitäten übertreffen, einen der stärksten Anziehungspunkte für die fremden Gäste und riefen die Bewunderung Aller umsomehr hervor, als man wußte, daß diese Kliniken ihre Entstehung im wesentlichen privaten Schenkungen verdankten. Wie groß und opferfreudig in einzelnen Fällen der Gemeinsinn in Rußland sei und welche hervorragenden Thaten er unter anderem auch auf dem Gebiete des allgemeinen oder speziellen Unterrichts- und Bildungswesens in Gestalt zahlloser, besonders jüngsthin gemachter Privatstiftungen zu verzeichnen habe, davon konnten sich die damals in geradezu unerhörter Anzahl nach Moskau zusammengeströmten Vertreter ausländischer Wissenschaft auf eine für die meisten von ihnen höchst überraschende Weise überzeugen.

Diesen Werken edlen Gemeinsinns in Rußland wird sich in allernächster Zeit eine neue Stiftung anreihen, welche an Großartigkeit und allgemeiner Bedeutung nicht nur den früheren ebenbürtig zu werden, sondern sie mit der Zeit sogar zu übertreffen verspricht. Soeben theilen St. Petersburger und Moskauer Blätter mit, daß die Bildung eines Komitees zur Errichtung eines dem Andenken und Namen des verstorbenen Kaisers Alexander III. geweihten Museums der schönen Künste zu Moskau dank der hohen persönlichen Fürsprache des den Moskauer Generalgouverneurposten einnehmenden und für Kunst und Wissenschaft begeisterten Großfürsten Sergei Alexandrowitsch, unter dessen Schutz und Vorsitz jenes Komitee sich befinden wird, die Allerhöchste Bestätigung seitens des Kaisers Nikolai II. erhalten habe, und daß die Grundsteinlegung jenes seit langer Zeit schon von der Moskauer Universität und besonders ihrem Vertreter der Kunst-

geschichte, Professor Iwon Zwetojew, geplanten Kunstmuseums bereits im August d. J. unter Allerhöchster Betheiligung stattfinden solle. So erfüllen sich lang gehegte Hoffnungen unter den günstigsten Auspizien, und Moskau wird mit einem Institut bereichert werden, welches für die ästhetische Bildung der ganzen russischen Nation die höchste Bedeutung zu erlangen und als neue Perle in dem Diadem der die alte Zarenhauptstadt zierenden Museen verschiedenster Art zu glänzen bestimmt ist.

Schon jetzt verlohnt es sich, wenn auch in aller Kürze, auf die Geschichte und die Zwecke dieses neuen Museums einzugehen, da die Vorarbeiten zur Eröffnung desselben in den meisten Punkten bereits sehr weit gediehen sind, und besonders die Kunstsammlungen, welche ihre Aufstellung daselbst finden sollen, schon zum größten Theile bereit stehen.

Diese Kunstsammlungen verfolgen an erster Stelle den Zweck, die Geschichte der Skulptur in möglichster Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen. In Gestalt von Gipsabgüssen, welche mit der größten Sorgfalt und Meisterschaft nach den Originalwerken verfertigt sind, sollen sie, nach Ländern und Epochen geordnet und geschieden, besonders die Bildhauerkunst 1. Aegyptens, 2. Assyriens, und Alt-Persiens, 3. Phöniziens und Kleinasiens, 4. Griechenlands, 5. Roms und Italiens, 6. des Mittelalters, 7. der Renaissance-Epoche und 8. der neueren Zeiten und Völker darstellen. Welchen Umfang diese Sammlungen theils schon jetzt haben, theils mit der Zeit erreichen werden, ergibt sich daraus, daß allein die Gipsabgüsse griechischer Kunstwerke ungefähr elf größere Säle und Kabinette einzunehmen bestimmt sind. Aber nicht nur Kopien werden in dem zu gründenden Alexander-Museum aufgestellt werden; auch Originalwerke, besonders der ägyptischen Skulptur, sind für dasselbe erworben worden, und in dieser Hinsicht hat sich vor allem der Hofmeister Rjetschajew-Maljtzow verdient gemacht, indem er, vom bekannten Aegyptologen Brugsch unterstützt, persönlich in Kairo und London systematische Sammlungen veranstaltet hat, welche sich theilweise bereits auf dem Wege nach Moskau befinden.

Neben der Skulptur soll in dem Alexandermuseum an zweiter Stelle die Architektur nach ihrer geschichtlichen Entwicklung veranschaulicht werden, zu welchem Zwecke man schon jetzt in Rom, Neapel, Paris, London, Wien, Dresden und anderwärts eine große Menge von vorzüglichen Modellen der bedeutendsten Baudenkmäler alter und neuer Zeiten erworben hat. Drittens werden in dem Museum eine Reihe von Sälen der Darstellung der Geschichte der Malerei gewidmet werden, wobei Photographien, Grooueren, Zeichnungen und andere Reproduktionen von Originalwerken als die wesentlichsten Hülfsmittel dienen sollen. Einen ganz besonders reiz- und werthvollen Theil dieser Sammlungen bilden zahlreiche Kartons von Kopien altchristlicher Freskomalereien, welche von dem in Rom lebenden russischen Maler Theodor Reyman mit wissenschaftlicher Treue und künstlerischer Meisterschaft nach den in den römischen Katakomben befindlichen Originalen verfertigt sind und als das Werk 9jähriger, fast ununterbrochener und mit den größten Beschwerden, ja Gefahren für die Gesundheit verbundener unterirdischer Arbeit erscheinen, wie sie nur die Opferfreudigkeit eines für die Wissenschaft begeisterten Idealisten übernehmen und ausführen konnte. Wenn sich in Zukunft Forscher der altchristlichen Kunst um ihrer Studien willen nicht nur in die römischen Katakomben selbst, sondern in Anbetracht der dort durch Zeit- und Ortseinflüsse herbeigeführten allmählichen Zerstörung der Fresken, auch nach Moskau in das Alexandermuseum begeben werden, wo jene meisterhaften und schon vor Jahren von dem größten Kenner der römischen Katakomben, dem jüngst verstorbenen G. B. de Rossi, bewunderten Kopien derselben ihre beständige Aufstellung finden sollen, so wird dies das Verdienst Reymans sein und mittelbar auch dasjenige jener freigebigen Kunst- und Wissenschaftsgönner, besonders des bekannten Großhändlers N. S. Popow, ferner auch des Fürsten Jusupow und des Grafen Sumarokow-Elston, welche, vom Professor Iwan Zwetajew angeregt und begeistert, die materiellen Mittel zur Schaffung jener Kopien dargeboten haben und noch für weitere 3 Jahre darbieten.

Gleich den altchristlichen Katakombenfresken sollen in dem Alexandermuseum ferner auch die bedeutendsten und interessantesten Werke der griechisch-römischen Wandmalerei, wie dieselbe besonders durch die Ausgrabungen in Pompeji, Herculaneum und Rom bekannt geworden ist, durch künstlerisch treue Kopien zur Anschauung gebracht werden, und ebenso ist durch den schon oben genannten Hofmeister Rjetschajew-Maljtzow der Grund zu einer Sammlung von Musterwerken der Malerei und Mosaikkunst anderer historischer Epochen bereits gelegt worden. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird hiebei den Erzeugnissen der russischen Malerschulen gewidmet werden, und schon jetzt steht eine durch etwa 500 Originalbilder und Zeichnungen derselben vertretene Sammlung, welche von Hrn. Zwetkow herrührt, bereit, um dem Alexandermuseum einverleibt zu werden, sobald dasselbe fertig erbaut sein wird.

Viertens beabsichtigt man in diesem Museum noch eine spezielle Abtheilung als sogenanntes Antiquarium für diejenigen Sammlungen von Münzen, Komeen und Gemmen, ferner von Bronzestatuetten und allerlei Gegenständen des antiken Privatlebens einzurichten, welche von verschiedenen Moskauer Bürgern und ehemaligen Zöglingen der Moskauer Universität schon früher ihrer Alma mater zum Geschenke dargebracht worden sind und ebenfalls aus Reproduktionen und Originalen bestehen. Endlich soll in dem Museum nicht nur eine möglichst vollständige Spezialbibliothek für allgemeine Kunstgeschichte und Aesthetik, sondern auch ein großes und mit den neuesten, bequemsten Vorrichtungen versehenes Auditorium errichtet werden, wodurch sowohl den spezielle Kunststudien betreibenden Forschern, als auch dem nach allgemeiner Kunstbildung strebenden größeren Publikum eine bequeme Arbeits- und Lern-, resp. Lehrstätte dargeboten werden wird.

Es versteht sich von selbst, daß, um all diesen vielseitigen Zwecken würdig zu entsprechen, das zu erbauende Alexander-Museum einen bedeutenden Umfang erhalten muß und daher, abgesehen von allen dienstlichen Nebengebäuden, einen Flächenraum von mindestens 1700 russischen Quadratfaden, d. h. 3626 Quadratmetern einnehmen wird. Einer der größten und schönstgelegenen Plätze Moskau's, welcher die Stelle des einstigen „Stellmacherhofes" (Kolymaschny dwor) einnimmt und sich, unweit vom Kreml und seinen wunderreichen Heiligthümern und Palästen, dicht gegenüber der berühmten Erlöserkirche und dem an sie anstoßenden vornehmsten Viertel Moskau's erstreckt, ist für den Bau des Museums ersehen, und dieses wird seinerseits, dank seiner schönen Architektur der ganzen Umgebung, zum Schmucke gereichen.

Schon jetzt darf die alte Zarenstadt mit gerechtem Stolze auf die Energie hinweisen, mit welcher die Schöpfung dieses großen Kunstinstituts in ihr geplant, vorbereitet und der Ausführung nahe gebracht worden ist. Besonders wird es dem schon oben genannten Moskauer Professor der Kunstgeschichte, Iwan Zwetajew, welcher auf einem anderen Arbeitsgebiete (durch seine Ausgaben der italienischen Dialekt-Inschriften) sich schon früher einen europäischen Ruf erworben hat, als unvergängliches Verdienst angerechnet werden müssen, daß er es sowohl durch seinen Feuereifer und seine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, wie durch seinen seltenen Takt und liebenswürdigen Charakter verstanden hat, nicht nur die Universität und die Stadtverwaltung Moskau's einerseits und die Allerhöchsten Persönlichkeiten des Reiches andrerseits, sondern auch weitere Privatkreise der Moskauer Gesellschaft für das von ihm seit Jahren schon geplante Museum zu interessiren und zur Darbringung zahlloser freigebiger Geldspenden zu bewegen, welche zur Beschaffung der verschiedensten Kunstwerke für dasselbe dienten. Jetzt, wo Se. Majestät der Kaiser Nikolai II. selbst jene Bestrebungen unter sein Protektorat genommen und persönlich 200,000 Rubel zum Besten des Museums bewilligt hat, ist unter den durch ihre Loyalität und Opferfreudigkeit bekannten, besonders zur reichen Kaufmannschaft gehörenden altmoskauischen Bürgern ein all-

gemeiner Wetteifer entbrannt, auch ihrerseits zu einer möglichst glänzenden und vollständigen Ausstattung des zu erbauenden Museums beizutragen. So sind in den letzten paar Wochen allein über 800,000 Rubel von verschiedenen dieser freigebigen Mäcenate als Gabe dargebracht worden, und man kann sicher sein, daß der Quell dieser Opferfreudigkeit noch lange nicht versiegen, sondern um so reichere Spenden zutage bringen wird, je näher der Zeitpunkt der Grundsteinlegung und Erbauung des dem Andenken und Namen Alexanders III. geweihten Kunstinstituts heranrückt. Der Tag seiner Eröffnung wird ein Ehren- und Ruhmestag sein für die Maskauer Bürgerschaft und ihren geistigen Führer in dieser Sache, den Professor Iwan Zwetajew.

Prof. O. Basiner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber den Auszug der acht deutschen Professoren aus Freiburg i. Schw. geht uns aus Solzbueg von einem deutschen Landsmann ein Schreiben zu, dem wir gerne folgendes entnehmen:

Vor kurzem kam mir zufällig die Denkschrift der aus dem Verband der Universität Freiburg in der Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren in die Hände. Was darin in den ersten Kapiteln über die Vorspiegelungen, unter denen die acht Professoren 1889 engagirt wurden, über nicht gehaltene Versprechungen, über eigenmächtige Eingriffe des Erziehungsdirektors in die Universitätsangelegenheiten ꝛc. erzählt wird, ist ja in Ihrem Blatte schon genügend erörtert worden. Diese trüben Erfahrungen der deutschen Professoren schlagen in das privatrechtliche Gebiet über kennzeichnen von Neuem die „Freiheit" schweizerischer Kantönliwirthschaft. Es ist ein anderer Punkt, der mir die Beachtung meiner deutschen Landsleute und namentlich meiner katholischen Mitbürger herauszufordern scheint.

Die neugegründete Universität Freiburg sollte nach deutschem Vorbilde organisirt werden, sie rechnete auf den Zuzug reichsdeutscher Studenten, sie mußte also mindestens in der Zusammensetzung und Wirksamkeit ihres Lehrkörpers auf das deutsche Element Rücksicht nehmen. Das scheint denn auch in den ersten Jahren der Fall gewesen zu sein. Nach dem Austritt der acht sind noch vierzehn reichsdeutsche Professoren in Freiburg zurückgeblieben, darunter zwei erklärte Gesinnungsgenossen der acht, vier als Mitglieder der naturwissenschaftlichen Fakultät erst vor 2 Jahren berufen, zwei Dominikanerpatres, von denen einer den Ausspruch that: „die Verhältnisse sind derart, daß einen nur der militärische Gehorsam hier festhalten kann", einer ist polnischer Deutscher. Nächst den Reichsdeutschen scheinen Franzosen im Professorenkollegium am stärksten vertreten zu sein. Es ist ohne weiteres klar, daß ein ruhiges Zusammenwirken von Reichsdeutschen und Franzosen an einer Universität, bei deren Organisation der deutsche Charakter vorwollete, viel Takt von beiden Seiten erforderte, und es wäre nicht zu verwundern, wenn Reibungen zwischen den deutschen und den französischen Kollegen, namentlich den weltlichen, zum Konflikt geführt hätten. Das Zerwürfniß hat aber nach der Denkschrift einen anderen Grund; die acht erkennen sogar ausdrücklich und rückhaltlos an, daß sich ihre juristischen und philosophischen Kollegen französischer Abstammung stets loyal verhalten hätten, obgleich die acht nebst einem Theil der zurückgebliebenen Deutschen immer entschieden für den deutschen Charakter der Universität eingetreten waren. Was war denn aber die treibende Kraft, wo ist der Punkt, der dem Auszug der acht ein allgemeines und zwar deutsch-nationales Interesse verleiht?

Wie das letzte Kapitel der Denkschrift ausführt, wurde das friedliche Verhältniß unter den Professoren der verschiedenen Nationalitäten gestört durch die Berufung von polnischen und tschechischen Dozenten und von französischen Patres, sowie durch den Einfluß, den diese Gruppe zu erringen verstand. Im Sommersemester 1897 studirten in Freiburg neben 127 Schweizern und 112 Reichsdeutschen 8 russische Polen, 6 französische Studenten gab es innerhalb 8 Jahren überhaupt kaum ein Dutzend. Gleichwohl lehrten an der Universität nicht weniger als 5 slavische Professoren (3 Polen 2 Tschechen) und 10 Franzosen. Für die 69 reichsdeutschen und 48 deutsch-schweizer Studenten der Theologie im Sommer 1897 waren nur 1 schweizer, 2 deutsche Dozenten vorhanden, dagegen 4 Franzosen und je 1 Tscheche, Spanier, Italiener und Luxemburger.

Die festen Schranken, die in unserer Religion für alle subjektive Willkür aufgerichtet sind, haben doch nicht mancherlei Gegensätze in der Auffassung, besonders historischer Ereignisse, zu verhindern vermocht, und es ist gewiß nicht gleichgültig, ob einem jungen deutschen Theologen die Kirchengeschichte in deutscher oder in romanischer Auffassung vorgetragen wird. Noch weniger gleichgültig ist es, ob die jungen geistlichen Kandidaten Einflüssen ausgesetzt sind, die ihren Pflichten gegen das Vaterland zuwiderlaufen. Erst recht aber bedenklich ist es, wenn unsre Religion zum Deckmantel für deutschfeindliche Umtriebe benutzt wird. Bei aller begreiflichen Zurückhaltung, die sich die Denkschrift bei Berührung der Zustände im theologischen Konvikt auferlegt, wird doch angedeutet, daß in diesem zu einem starken Prozentsatz von Elsaß-Lothringern besuchten Konvikte politische französische Agitationen mit Hülfe einiger Dominikanerpatres ihr Wesen getrieben haben.

Ueber die Behandlung der Polen in Preußen kann man verschieden denken, ich selbst gehöre nicht zu den Anhängern der scharfen und schärfsten Tonart, die jetzt herrscht. Was haben aber polnische Einflüsse, vermischt mit tschechischen und französischen, an einer Universität der neutralen Schweiz zu suchen, abgesehen wenn diese Universität auf deutschen Zuzug rechnet? Wenn einer meiner Söhne Lust hätte, an einer solchen Hochschule zu studiren, würde ich es ihm unbedingt verbieten. Ferner, wenn ich Professor in München oder Berlin oder einer anderen deutschen Universität wäre, so würde ich darauf zu dringen suchen, daß eine Hochschule, an der ein solcher polnisch-tschechischer, deutschfeindlicher Geist herrscht, nicht weiterhin als gleichberechtigt anerkannt und die auf ihr verbrachten Semester für deutsche Kandidaten nicht angerechnet werden. Wenn ich endlich Statthalter der Reichslande wäre, so würde ich mir die einschlägigen Konkordatsbestimmungen aber die sonst der Staatsgewalt zustehenden Befugnisse daraufhin ansehen, was sich gegen eine unter französischen Einflüssen stehende Ausbildung junger Theologen und gegen die Anstellung von Priestern thun ließe, aus denen zu befürchten ist, daß sie die im Konvikt großgezogenen antideutschen Tendenzen bei ihrer Wirksamkeit unter der Bevölkerung Elsaß-Lothringens fortsetzen.

Wir Katholiken haben nicht selten ungerecht unter dem Vorwurf oder Verdachte zu leiden, daß, was man „ultramontane" Gesinnung nennt, oder was protestantische Kulturkämpfer schon darunter verstehen, treue Ergebenheit für die katholische Kirche und ihre Lehre, kaum vereinbar mit echter Vaterlandsliebe sei. Umsomehr dürfen wir gerade vom katholischen Standpunkt aus nicht den geringsten Zweifel über unsere nationale Gesinnung da aufkommen lassen, wo unzweifelhaft ein grober Mißbrauch deutscher Gutmüthigkeit im Ausland vorliegt. Die religiöse Gemeinschaft mit Polen in Preußen und Französlingen in den Reichslanden mag mit Recht unser Urtheil über die beste Art ihrer Behandlung im Einzelstaat und im Reiche beeinflussen, es muß aber jedes Polkiren aufhören, wenn bei der Vorbildung unsrer Söhne und zukünftigen Priester das deutsche Vaterlandsgefühl den politischen Aspirationen von Polen und Franzosen untergeordnet wird. Dies unzweideutig auszusprechen war mir als treuem Sohn der katholischen Kirche und meiner deutschen Heimath ein Bedürfniß.

* Ueber deutsches und tschechisches Sprachgebiet veröffentlicht J. Zemmrich in der „Geogr. Zeitschr." einen von einer Uebersichtstafel begleiteten Aufsatz, dem wir, einem Bericht des „Globus" folgend, die nachstehenden Vorschläge entnehmen. Die Schaffung einer eigenen Provinz Deutschböhmen erscheint dem Verfasser unmöglich, ebensowenig können die deutschen Gebiete Mährens wegen ihrer zerstreuten Lage zu einem einheitlichen Verwaltungsgebiet vereinigt werden. Die einzige Möglichkeit, den nationalen Streit beizulegen, bietet für Zemmrich die unnatürliche Abgrenzung der Bezirkshauptmannschaften und Gerichtsbezirke. Die Neuordnung

Digitized by Google

vom 5. März 1898, wonach Orte mit Minderheiten von mindestens 25 Proz. als gemischt gelten sollen, ist für die Deutschen in Böhmen nicht unbedingt ungünstig, da die Landeshauptstadt als gemischt gelten soll, und da im geschlossenen Sprachgebiet schon sehr starke Minderheiten vorhanden sein müßten, um das Deutsche als Amtssprache zu verdrängen. Ohne wesentliche Schwierigkeiten ließe es sich aber ermöglichen, daß die Sprachgrenze an den meisten Punkten die gleiche Bezirksgrenze würde. Damit ginge die Zahl der gemischten Gerichtsbezirke wenigstens in Böhmen auf eine ganz geringe Anzahl herab, und auch die große Zahl der gemischten Bezirkshauptmannschaften läßt sich vermeiden, sobald man nicht mehr rein deutsche und rein tschechische Gerichtsbezirke zu einer Bezirkshauptmannschaft zusammenlegt. Fallen die Sprachgrenzen möglichst mit den Bezirksgrenzen zusammen, dann kann man auf einen dauerhaften nationalen Ausgleich hoffen! Mancher abgelegene deutsche Posten wird zwar noch verloren gehen, aber in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet wird kein erheblicher Verlust mehr zu befürchten sein. Seit 900 Jahren tobt der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen, sein Ende ist noch nicht abzusehen; sein Anfang fällt zusammen mit dem allgemeinen Kampfe des Deutschthums gegen das Slaventhum, auch sein Ausgang wird erst durch ein gewaltiges Ringen germanischen und slavischen Volksthums entschieden werden, sei es auf dem Schlachtfelde, sei es im Kampf um das Völkerrecht!

—rt— **Auffindung des Encke'schen Kometen.** Wie die Zentralstelle für Kometen-Telegramme in Kiel soeben mittheilt, ist es dem bekannten Kometenentdecker Mr. John Tebutt, der in Windsor, New-Südwales (Australien) eine Privatsternwarte besitzt, gelungen, in der Nacht vom 12. auf 13. Juni den schon seit einiger Zeit erwarteten Encke'schen Kometen aufzufinden. Dieser Komet wurde von Méchain (1786) zum erstenmal, dann von Miß Karoline Herschel (1795), von Thulis (1805) und endlich von Pons (1818) wieder entdeckt, ohne daß die späteren Entdecker bemerkten, daß ihre Beobachtungen sich auf den gleichen Kometen bezogen. Seine Periodizität fand erst Encke (1819), und seitdem dieser die Bahnelemente desselben abgeleitet hat, konnte jede Erscheinung des Kometen, dessen Umlaufszeit etwa $3^1/_3$ Jahre beträgt (sie ist die kürzeste von allen bekannten periodischen Kometen), beobachtet werden. Besonders berühmt wurde der neuaufgefundene Komet dadurch, daß Encke aus dem Umstande, daß die Umlaufszeit dieses Kometen sich beständig (wenn auch nur um einige Stunden) zu verkürzen schien, die Einwirkung eines widerstehenden Mittels (des Aethers) im Weltenraum nachweisen zu können glaubte; diese Annahme hat sich jedoch später, besonders durch die Untersuchungen von v. Asten und von Prof. Backlund als unzulässig erwiesen. Ferner ist der Encke'sche Komet mehrmals in sehr große Nähe des Planeten Merkur gekommen und hat dadurch die Möglichkeit zu wiederholten, freilich nicht gut harmonirenden Bestimmungen der Masse dieses Planeten gegeben. — In der gegenwärtigen 24. Erscheinung (seit 1819) steht der Komet so südlich, daß er in unsern Breiten nicht beobachtet werden kann.

* Professor Leist in Moskau berichtet, daß er bei der Ortschaft Kotschekowka in der Provinz Kursk in Rußland einen lokalen magnetischen Pol aufgefunden hat. Eine an einer horizontalen Achse aufgehängte Magnetnadel stand an diesem Ort vollständig vertikal und zeigte erst in einer Entfernung von 20 m von dem genannten Punkt eine Aenderung dieser Richtung um 1°. Hinsichtlich der magnetischen Deklination zeigte sich der aufgefundene Ort völlig indifferent. Die Nadel eines gewöhnlichen Kompasses stand über demselben in jeder beliebigen Richtung im Gleichgewicht.

B. W. C. Anfangs Juli wird eine Südpol-Expedition unter dem Norweger Borchgrevink von Christiania ausgehen. „The Southern Cross", auf dem die Fahrt unternommen wird, geht zunächst nach Tasmonda und von dort zu Beginn des antarktischen Sommers, im November, weiter südlich, um in die Gegend des magnetischen Südpols zu gelangen. Damit man, unabhängig von den Schwierigkeiten, die einer Weiterfahrt zu Wasser entgegentreten können, möglichst weit vordringen kann, sind Schlittenexpeditionen geplant. Zu diesem Zweck sind bereits 65 sibirische Hunde in Hull eingetroffen, welche sammt den mitzunehmenden Rennthieren während der Fahrt in den Tropen in einem besonderen Kühlraum untergebracht werden sollen. Die Zahl der Theilnehmer an der Reise beträgt insgesammt 32 Mann. Die nautische Leitung wird der mit den Verhältnissen in den arktischen Zonen bekannte Norweger Bernhard Jensen übernehmen.

* Die chilenische Expedition zur Erforschung des Coreoadoflusses in den westpatagonischen Kordilleren unter Dr. Paul Krüger und Dr. Ernst Rethwisch ist Anfang April nach Santiago de Chile zurückgekehrt. Ihre Arbeiten sind von dem besten Erfolg begleitet gewesen.

* **Erlangen.** Wie bereits kurz gemeldet wurde, ist der frühere Professor der pathologischen Anatomie und Staatsarzneikunde an unsrer Universität, Dr. Friedrich Albert v. Zenker, am 12. d. M. in Reppentin (Mecklenburg), wo er auf Besuch weilte, im Alter von 73 Jahren gestorben. Sein Name ist in der Geschichte der Medizin mit der Entdeckung der Trichinenkrankheit unlöslich verknüpft, denn er führte zuerst den Nachweis, daß die bis dahin für harmlose Schmarotzer gehaltenen Trichinen unter Umständen ein die Gesundheit und sogar das Leben bedrohender Feind des Menschen werden können. Zenker war in Dresden geboren und bekleidete bis zu seiner im Jahre 1862 erfolgten Berufung nach Erlangen in seiner Vaterstadt die Stellung eines Prosektors am dortigen Stadtkrankenhaus und, seit 1855, des Professors für pathologische Anatomie an der dortigen chirurgisch-medizinischen Akademie. Sein Aufsehen erregendes Werk „Ueber die Trichinenkrankheit der Menschen" hat er noch in dieser seiner ersten Stellung (1860) geschrieben. Später veröffentlichte er werthvolle Untersuchungen über die normale und pathologische Anatomie der Lunge, über die Veränderungen der willkürlichen Muskeln im Typhus, über die Krankheiten des Oesophagus u. a. Seit 1865 gab er mit Ziemssen das „Deutsche Archiv für klinische Medizin" heraus. Als im Jahre 1894 sein Sohn Dr. Konrad Zenker das Opfer seines Berufs geworden war, ließ sich Zenker von der regelmäßigen Verpflichtung der Vorlesungen und als Direktor des anatomischen pathologischen Instituts entbinden, während er selbst in stiller Zurückgezogenheit, theils hier, theils bei seinen Söhnen und sonstigen Verwandten lebte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans Blum: Die Heiligen unsrer Sozialdemokratie und die Pariser Kommune von 1871 in ihrer wahren Gestalt. Wurzen, C. Kiesler 1898. — Sir Henry E. Roscoe und Dr. Alexander Classen: Kurzes Lehrbuch der Chemie nach den neuesten Ansichten der Wissenschaft. (11. Auflage des Lehrbuchs der Chemie von Roscoe-Schorlemmer.) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1898. — Dr. v. Steidle: Die Wahrheit bezüglich des „Falles Zillig" in Würzburg. Erwiderung. Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Hans Sittenberger: Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Oesterreich. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Otto Frhr. v. Völderndorff: Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Neue Folge. Ebd. — Kuno Walther: Das Abendmahl von Leonardo da Vinci. Braunschweig, George Westermann 1898. — Major Benedikt Schöffler: Die Phototelegraphie und das elektrische Fernsehen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1898. — J. P. Jacobsen: Gesammelte Werke. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. Lieferungsausgabe. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. — Jahresberichte der Handelskammern zu Nordhausen und zu Wiesbaden für das Jahr 1897. — *V. Arion:* La philosophie de Nietzsche par Henri Lichtenberger. Bucarest, Imprimerie Epoca 1898. — Karl Demanig: Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, Jos. Roth 1898. — Georg v. Görne: Das Repräsentativsystem der Zukunft. Leipzig, Max Sängewald 1898. — Ergänzung der Verfassung Oesterreichs. Ein Antragsentwurf zur Nationalitätenfrage verfaßt und begründet von einem Patrioten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 18. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiete der Technik. Von Wilhelm Berdrow. — Wort-Wanderungen und Wandlungen. Von Anton Nagele. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus dem Gebiete der Technik.

Von Wilhelm Berdrow.

Die Hüttentechnik, welche neuerdings nach verschiedenen Richtungen, sowohl was den chemischen als mechanischen Theil ihres Betriebes anlangt, werthvolle Anregungen durch neuere Erfindungen und Gedanken erfahren hat, soll uns in unsrer heutigen Rundschau den Anlaß zu einigen Betrachtungen geben. Die Verwerthung der Gichtgase, welche beim Betrieb von Hochöfen in ganz gewaltigen Mengen frei werden, ist für die Hüttentechniker stets eine Quelle von Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten gewesen. Die Zeiten, in denen man die entweichenden Gase an der Mündung des Ofenschachtes einfach anzündete, um ihrer ledig zu werden, sind freilich längst vorüber; zur Erhitzung des Gebläsewindes, zum Heizen der Dampfkessel werden die Kohlenoxydgase der Hochöfen ebenso gut benutzt, als die Generatorgase, die aus den Retortenöfen der Leuchtgasfabriken entweichen. Doch reichen diese Zwecke bei weitem nicht hin, um die gesammte Gasmenge eines bedeutenderen Hüttenwerkes zu verzehren, und so ist man, im letzten Jahre allerdings erst, auf die direkte Ausnutzung der Hochofengase für die Erzeugung mechanischer Energie gekommen. Es mußte freilich einer solchen Ausnutzung der Gichtgase vor allem jene Vervollkommnung des Gasmotors vorausgehen, die uns das letzte Jahrzehnt gebracht hat, denn mit den früher durchweg gebrauchten Gaskraftmaschinen von fünf bis zehn Pferdestärken, der noch kleineren gar nicht zu gedenken, war an eine Ausnutzung von Energiemassen, wie sie die Verhüttungsgase repräsentiren, natürlich nicht zu denken. Nunmehr sind Gaskraftmaschinen von 100 Pferdekräften nicht mehr ganz selten, in vereinzelten Fällen stehen solche bis zur dreifachen Stärke im Gebrauch, und unter diesen Umständen ließ sich an eine Lösung des Problems, vorausgesetzt, daß den Gichtgasen die zum Betriebe von Motoren erforderliche chemische Spannkraft überhaupt eigen ist, schon mit gewissen Hoffnungen denken. An jener Voraussetzung nun ist, was die chemisch-thermische Seite des Motorenbetriebs anlangt, nicht mehr zu zweifeln, schon seit einigen Jahren hat man sich dazu verstanden, Gaskraftmaschinen anstatt mit Leuchtgas mit dem ungleich leichter zu gewinnenden, wenn freilich auch energieärmeren Generatorgasen zu speisen. Das letztere besitzt nur 25 Proz. des Gehalts an Wärmeeinheiten, der einem gleich großen Quantum von Leuchtgas innewohnt, und dementsprechend verbraucht der Maschinenbetrieb mit Generatorgas die vierfache Gasmenge pro Zeit und Krafteinheit gegenüber dem Leuchtgasbetrieb; im übrigen sind die Verhältnisse dieselben, es handelt sich nur darum, das Mischverhältniß des Gases mit der atmosphärischen Luft entsprechend zu ändern. Außerdem sind nach den bisherigen Erfahrungen die mit Generatorgas zu treibenden Maschinen für dieselbe Leistung um ein Fünftel bis ein Viertel größer zu wählen.

Diese Erfahrungen und Erfolge sprechen allerdings dafür, daß auch die Gichtgase unter Berücksichtigung ihrer wiederum entsprechend geringeren Arbeitsenergie sich anstandslos für den Maschinenbetrieb würden verwenden lassen, und in der That ist im vergangenen Jahr auf dem Hüttenwerk des Hörder Vereins in Westfalen der Versuch gemacht oder doch vorbereitet, die Verwendbarkeit der Hochofengase für den Maschinenbetrieb an einigen großen, wenn ich nicht irre, 300pferdigen Gasmotoren zu erproben. Inzwischen hat diese für den Hüttenbetrieb äußerst wichtige Frage im Vereinstage Deutscher Ingenieure zu Düsseldorf durch einen der berufensten Fachmänner der Hüttentechnik, Fritz Lürmann, eine neue und nicht sehr ermuthigende Beleuchtung erfahren. Lürmann zweifelt an der Verwendbarkeit der Gichtgase für den Maschinenbetrieb, was ihre chemische Reaktionsfähigkeit betrifft, keineswegs. Allerdings sind sie neunmal ärmer an Wärmeeinheiten als das Leuchtgas und deßhalb wird man zur Unterhaltung einer Stundenpferdekraft, die 0.45 cbm Leuchtgas, 1.9 cbm Generatorgas erfordert, nicht weniger als 4 cbm Gichtgas gebrauchen. Indessen wäre das keine Verschwendung, da die in ungeheuren Mengen den Hochöfen entströmenden Abgase bis jetzt mehr eine Belästigung bilden, als einen Werth repräsentiren. Ein Hochofen von 200 t täglicher Eisenerzeugung produzirt in demselben Zeitraum 900,000 cbm Gichtgase, von denen höchstens die Hälfte zur Wiedererhitzung Verwendung finden kann. Der Rest würde selbst mit 50 Proz. Nutzeffekt verrechnet eine Gas-Kraftanlage von 4000 Pferdstärken unterhalten können, zugleich mehr als der eigene Betrieb des Hüttenwerks für Gebläse-, Walzwerkmaschinen, Aufzüge u. dgl. in Anspruch nimmt. Mit Hülfe der motorisch verwertheten Gichtgase würden demnach die Hüttenwerke geradezu als Kraftquellen für ihre industrielle oder durch Vermittelung der Elektrizität als Lichtquellen für ihre städtische Umgebung in gewissem Umkreis Verwendung und Ausnutzung finden können; nur steht diesem schönen Zukunftstraum einstweilen noch ein Hinderniß im Wege, durch dessen rechtzeitige Aufdeckung der obenerwähnte, schon vielverdiente Hüttenfachmann sich die Technik aufs neue verpflichtet hat.

Und dieses vorerst zu überwindende Hinderniß ist die Verunreinigung der Gichtgase durch außerordentlich große Staubmengen. Weit mehr als die chemischen, leichter zu beseitigenden Verunreinigungen steht dieser Staubgehalt, von dessen Umfang man sich einen Begriff machen kann aus der Angabe Lürmanns, daß die Gichtgase eines Hochofens von der oben bezeichneten Größe täglich 400 bis 600 Ztr. Staub mit in ihre Röhrenleitung überführen, ihrer motorischen Ausnutzung im Wege. Daß Explosionsgase, welche in wenigen Stunden die Arbeitszylinder ihrer Motoren mit Staub anfüllen würden, vollständig unbrauchbar für den Maschinenbetrieb sind, liegt auf der Hand.

Es gibt schon eine ganze Anzahl von Reinigungsmethoden für Hochofengase, da dieselben in ihrem rohen Zustande nicht einmal für die primitivsten Verbrennungsanlagen zu verwenden sind, doch ist keines der bisherigen Verfahren für einen Grad der Reinigung ausreichend, der das Gas für den Maschinenbetrieb geeignet machen würde. Die einfache Trockenreinigung, welche auf dem Durchgang der Gichtgase durch eine lange Reihe von Röhren und Kammern beruht, läßt in jedem Kubikmeter noch eine Staubmenge von 6 bis 10 gr zurück und würde demnach den Zylinder eines 100pferdigen Gasmotors in jeder Stunde mit 3 kg oder mehr als einem Eimer Staub füllen. Dabei ist natürlich ein Maschinenbetrieb ebenso unmöglich als bei den nassen Reinigungen durch die ziemlich kostspieligen Gaswäschen, die auf einigen Hütten in Gebrauch stehen und nur einen Staubgehalt von 2 gr im Kubikmeter zurücklassen. Auch ein derartiges Gas würde für eine 2000pferdige Maschinenanlage, also für jeden einzelnen Hochofen noch eine tägliche Staubablagerung von 800 kg bedingen, genug, um Röhren, Ventile und Zylinder in wenigen Stunden zu verstopfen. Lürmann erwähnt eine in Kreuzthal bei Siegen im Gebrauch stehende Reinigungsmethode der Hochofengase durch Staubfilter, die aus Schlackenwolle oder engmaschigem Metallgitter bestehen können und das Gas bis auf einen Staubgehalt von 1 gr pro Kubikmeter reinigen. Ob sich damit unter Beobachtung gehöriger Vorsicht ein Maschinenbetrieb ermöglichen lassen wird, muß den Versuchen überlassen bleiben, an denen jedenfalls, nachdem diese bedeutungsvolle Frage einmal aufgeworfen ist, kein Mangel sein wird. Am vollständigsten würde die Gasreinigung durch das verwickelte chemisch-mechanische Reinigungssystem der Leuchtgasfabriken geschehen können, nur dürften diese Einrichtungen in dem Umfang, wie ihn die Gasproduktion eines Hochofens verlangt, kaum dazu beitragen können, die Gichtgase zu einer wohlfeilen Kraftquelle zu machen.

Zur rechten Stunde, um diese Versuche und Fortschritte weiter fördern zu helfen, stellen sich die auf die chemische Ausnutzung der Gichtgase zielenden Untersuchungen des luxemburgischen Hüttentechnikers P. Gredt ein. Außer ihrem starken Gehalt an Ammoniak, welcher auch bei der Leuchtgasreinigung seit langer Zeit einen Theil der Kosten aufbringen muß, sind die Hochofengase auch noch durchsetzt von einer nicht unerheblichen Beimischung von Chlorkali und anderen Chloraten, sowie dem werthvolleren Jodkalium. Eine tägliche Roheisenproduktion von 100 t, also der Betrieb eines einzigen kleineren Hochofens, würde im Jahresdurchschnitt die Gewinnung von 800 kg Jodkali (zum Preise von 20,000 M.) und von weit beträchtlicheren Mengen der übrigen, minder werthvollen Nebenprodukte durch eine vollständige Reinigung der Gichtgase ermöglichen. Die von Gredt überschläglich berechnete Gesammtsumme des Werthes dieser Nebenprodukte für die Haupteisenproduzenten Europa's, 8 bis 9 Millionen jährlich, würde gegenüber dem Gesammtwerth der Eisenproduktion nicht eben schwer wiegen, aber doch vielleicht hinreichen, um die Eisenproduktion oder, um bei unserm Gegenstande zu bleiben, auch nur die Reinigung der Gichtgase zu verbilligen und damit ihre motorische Verwerthung zu befördern. Ein von Gredt ausgearbeitetes und in Deutschland patentirtes Gewinnungssystem für diese Nebenprodukte beruht zunächst auf einer vorläufigen Reinigung der Gase mit Hülfe der obenerwähnten Durchströmung durch weite Ablagerungsröhren für den Staub, dessen Niederschlagung während derselben Zeit durch künstliche Berieselung innerhalb der Staubfänger gefördert wird. Die auf diese Weise erhaltene, stark ammoniakalische Lauge soll bis zu ¾ Proz. Jodgehalt besitzen, der nebst den übrigen werthvollen Beimengungen, wie Chlorkali, Chlornatron, Chlorcalcium, durch Destillation, Schmelzung und Krystallisation gewonnen wird. Es läßt sich natürlich nicht voraussagen, ob dieses neue Verfahren praktische Bedeutung erlangen wird, indessen bei der großen Wichtigkeit einer besseren Ausnutzung der Gichtgase ist jede Möglichkeit, dieselbe auch nur um das geringste zu fördern, ebenso sehr zu begrüßen, wie es für die europäische und speziell die deutsche Hüttentechnik von Werth ist, gegenüber der scharfen Konkurrenz der amerikanischen Eisenhütten mit ihren unleugbar vollkommeneren mechanisch-technischen Hülfsmitteln, unsrerseits wenigstens die chemisch-technischen Fortschritte des Hüttenwesens scharf im Auge zu behalten.

Bei der wenig erfreulichen und für die Zukunft der deutschen Hütteninduſtrie nicht ganz unbedenklichen Thatsache, daß neuerdings amerikanisches Flußeisen in Liverpool und Ruhrort die englischen und deutschen Landesprodukte unterbieten konnte, ist es interessant, einen Blick auf die Mittel zu werfen, mit deren Hülfe die junge amerikanische Industrie diesen Erfolg erreichen konnte. Es sind, wie schon angedeutet, fast ausschließlich Hülfsmittel des maschinentechnischen und daneben des verkehrstechnischen Gebiets, die im Verein mit den reichen Erzschätzen des Landes solche Erfolge möglich gemacht haben. Die Verladungs- und Transporteinrichtungen in den Eisenerzgruben des Oberen Sees — wenn man bei diesen oberflächlichen Schürfstätten 60- bis 75 prozentiger Eisenerze, wo noch vor kurzer Zeit Gesteine mit 50 Proz. Eisengehalt als werthlos auf die Halde geworfen wurden, und wo vor Tag arbeitende Baggermaschinen und Krähne die Stelle des Pikels, der Schießarbeit und der Handkarren vertreten, überhaupt noch von Grubenbetrieb sprechen kann — sind in der That von einer Vollendung, die in gewissen Kreisen unsrer Industriellen und Politiker, in denen es über die Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit einer wichtigen Kanallinie überhaupt noch mehr als eine Meinung geben kann, zum Nachdenken anregen sollte. Eisenbahnwagen, die Ladefähigkeit unsrer mittleren Güterwagen verdoppelnd, gelangen bis unmittelbar an die Erzgewinnungsstätten, wo sie im Zeitraum von 2½ Minuten mit dem von den Trockenbaggern soeben gelockerten Material beladen werden und gelangen nach einem Wege von 100 bis 180 km nach Duluth, Two-Harbors und in die übrigen Häfen des Oberen und Michigan-Sees, wo ihrer Aufspeicherungs- und Ladevorrichtungen harren, die jeden Besucher in Erstaunen setzen müssen. Vorgeschoben über den Wasserspiegel, und zwar in einer Höhe von 60 Fuß, reihen eiserne Behälter oder Taschen, von denen jede den Inhalt von 3 bis 6 Güterwagen aufnehmen kann, sich zu Hunderten aneinander. Auf der Oberfläche dieser offenen, von Eisengerüsten getragenen Behälter laufen die Geleisenden der Eisenbahn aus; ihre Böden verengen sich in Trichter und Fallvorrichtungen, welche das Erz bis an die Luken der Transportschiffe bringen. So schütten die ankommenden Züge ihren Inhalt im Zeitraum von Minuten in die Speicher aus; so werden letztere bei der Ankunft leerer Transportdampfer in ähnlichen Zeitspannen entleert. Man sagt, daß die Erzspeicher dieser großen Hafenplätze 40—50,000 t Aufnahmefähigkeit haben, und daß Fluß- und Seedampfer von 4—5000 t, wie sie nach dem Maße der neuen Kanal- und Schleusenanlagen im Seengebiet benutzt werden, in 1 bis 1½ Stunden beladen werden können. Auf ähnliche Weise, mit dem Aufgebot möglichst weniger Hände und möglichst großer Maschinen, geschieht die zweite Umladung in Eisenbahnzüge in den Häfen von Cleveland und Ashtaluna, von wo die Erze direkt bis an den Fuß der Hochöfen zu Pittsburg und in den anderen Zentren der Eisenindustrie rollen. Ein Weg von 1220 km zu Wasser und von 350 km auf der Eisenbahn stellt sich auf 9 M. pro Tonne Eisen —, wann werden wir in den Genuß ähn-

Digitized by Google

licher utopischer Frachten kommen, vorausgesetzt, daß wir je dahin kommen? Es brauchten sich in der That mit diesen günstigen Umständen des Transports kaum noch andere Vortheile zu vereinigen, um die Hüttenindustrie der Vereinigten Staaten auf jene Höhe zu bringen, die sie heute einnimmt.

Es wird unter diesen Umständen nicht ohne Interesse sein, über die maschinellen Anlagen und die mechanische Ausrüstung eines neueren amerikanischen Hüttenwerks einige Worte zu sagen. Das neueste und größte Hochofenwerk der bekannten Carnegie Steel Company zu Duquesne (Penns.), bis zum vorigen Sommer in einer Ausdehnung von vier Oefen vollendet, während für zwei weitere noch Platz vorhanden ist, ist eines der größten und in seinem mechanischen Arbeitsprozeß vielleicht das vollendetste Hüttenwerk der Erde. Die Rücksicht auf den Materialtransport war bei der Wahl des Platzes in so hohem Maß ausschlaggebend, daß bei einem Grundstück am Monongahela-Fluß, welches für den Wasser- und Eisenbahntransport gleich günstig gelegen war, sogar ein durchaus mooriger, für Bauzwecke in keiner Weise geeigneter Grund und Boden unbedenklich in den Kauf genommen wurde. Die mächtigen Hochöfen, die bei 4 bis 7 m Weite 30 m hoch sind, ruhen sämmtlich auf Pfahlrosten mit einem 50,000 t schweren Fundamentbau aus Beton. Je zwei Oefen sind, was ihre Beschickungsvorrichtung und ihre Hülfsmaschinen betrifft, miteinander verbunden und besitzen 8 Winderhitzer, ein Kesselhaus mit 12 Dampfkesseln von zusammen 3000 Pferdekräften und einen Satz von 5 gewaltigen Gebläsemaschinen. Die sämmtlichen Kessel werden durch brennende Gichtgase geheizt, welch letztere vorher eine Batterie von Staubfängern durchstreichen. Der in den Reinigungsapparaten sich ansammelnde Staub gelangt durch Schüttvorrichtungen direkt in die zu seiner Abfuhr dienenden Eisenbahnwaggons. Ein großer Theil der Gase wird von den Winderhitzern verbraucht, von denen jeder einzelne dem Hochofen fast an Größe gleichkommt und von denen je acht, für einen Ofen bestimmt, eine stündliche Luftmenge von 500,000—600,000 cbm mit einer Atmosphäre Ueberdruck nahe an 600 Grad erwärmt. Eine bedeutende Pumpstation für die Wasserförderung aus dem Monongahela, eine elektrische Zentralstation für Licht- und Kraftübertragung nehmen den Rest der vorhandenen Dampfkraft in Anspruch. Das ankommende Kohlen-, Erz- und Zuschlagmaterial gelangt aus den großen Güterwagen der Eisenbahn durch einfache Oeffnung der Bodenklappen auf riesige Lagerplätze, die vor der Ofenreihe in einer Ausdehnung von 30,000 qm 25 Fuß tief im Boden ausgeschachtet sind. Vollständig angefüllt würden diese Behälter, die 600,000 t Erz aufnehmen können, auch bei einer Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs von längerer Dauer den Betrieb der Hochöfen fast ein halbes Jahr unterhalten können. Aus ihnen wird das Fördergut durch große elektrische Krähne mit einer Leistungsfähigkeit von 4000 Ztr. pro Stunde etwa 40 m hoch gehoben und dann durch kleinere Förderwagen, die immerhin noch eine Tragfähigkeit von 90 Ztr. besitzen, an die Ofengicht gefahren und ohne das Zuthun von Arbeitern ausgeschüttet. Auf den Ersatz des Menschen durch die Maschine ist bei der ganzen Betriebsweise großer Werth gelegt. So geht das geschmolzene Eisen auf elektrischen Beförderungsmitteln in die unmittelbar neben den Oefen gelegenen Gießhallen, die trotz ihres Umfangs nur den dritten Theil der Roheisenproduktion aufnehmen und verarbeiten. Der Rest geht unmittelbar nach dem Abstechen in geschmolzenem Zustande mit Hülfe großer Pfannen auf Geleisen in das benachbarte Stahlwerk, um dort zu Gußstahl, Panzerplatten, Kanonen u. dergl. verarbeitet zu werden. — Es wäre in gewissem Sinn niederschlagend für den Freund unsrer heimischen Industrie, wenn diese und ähnliche Fortschritte vollständig auf die Hüttenwerke der Amerikaner beschränkt geblieben wären, aber wenigstens ihre ersten Erfolge hat die Elektrizität als Hülfsmittel im Hüttenbetriebe auch bei uns bereits erzielt. Seit dem Herbst 1898 werden in Ungarn die Krampacher Eisenwerke der Hernadthaler Eisenindustrie-Aktien-Gesellschaft, was die meisten mechanischen Vorrichtungen betrifft, mit Hülfe der Elektrizität betrieben, und an den Ufern der unteren Oder erblickt der mit dem Dampfer von Stettin nach Swinemünde fahrende Reisende seit kurzem eine Reihe von mächtigen Schlöten und hochragenden Oefen: das Eisenhüttenwerk des Grafen Henckel von Donnersmarck, welches als erstes in Deutschland durchweg mit Hülfe der elektrischen Kraftübertragung betrieben wird.

Ich knüpfe an eine im früheren Zusammenhang flüchtig hingeworfene Bemerkung über die neueren Fortschritte im amerikanischen Frachtenverkehr an, wenn ich einige jüngst laut gewordene Vorschläge und Anregungen aus dem Gebiete des Brückenbaues an dieser Stelle berühre. Es sind im letzten Jahrzehnt diesseit und jenseit des Ozeans ziemlich häufig Einstürze oder schwere Beschädigungen eiserner, für den Eisenbahnverkehr gebauter Brücken vorgekommen, und zwar nicht nur ältere oder veraltete, sondern auch verhältnißmäßig neue Eisenbrücken sind von solchen Katastrophen betroffen worden. Der Gedanke liegt nicht fern, daß eine Häufung dieser Vorfälle eintreten mußte, sobald die neuerdings in starkem Anwachsen begriffene Größe und Schwere des rollenden Materials, vor allem der Lokomotiven und Güterwagen, einen Höhepunkt erreichte, dem die früheren Brücken nicht gewachsen sind, weil man noch vor 10 bis 15 Jahren an die Möglichkeit solcher Belastungen nicht denken konnte. — Auch jetzt ist der Verkehr wieder auf dem Punkte angelangt, allenthalben nicht nur seine Schnelligkeit zu vergrößern, sondern auch mit größeren, schwerer belasteten Wagen und mit stärkeren Lokomotiven zu arbeiten. Unsre Güterwagen in Deutschland besitzen bis jetzt fast überall noch eine Ladungsfähigkeit von 10—15 t, aber gegenüber den amerikanischen Güterwagen, die 20 und im Erzverkehr fast durchweg 30 t fassen, wird die geringe Tragfähigkeit unsrer Wagen bereits hier und da als ein Uebelstand empfunden, der nicht dazu beitragen kann, unsre von der amerikanischen bedrohte Industrie zu kräftigen. Man ist jetzt in den Industriestaaten der Union im Begriff, die Güterwagen für den Erz- und Kohlenverkehr in einer Größe von 40, ja 50 t Ladefähigkeit zu bauen, und man wird in den europäischen Industriestaaten nicht allzulange zögern dürfen, ebenfalls eine Verminderung der Frachtsätze durch entsprechende Verbesserungen der Transportgefäße und vor allem durch ein günstigeres Verhältniß zwischen der Tragkraft und dem Eigengewicht der Güterwagen anzustreben. Andrerseits ist auch das Dienstgewicht der Lokomotiven schneller gewachsen. Von 60—70 t schweren Maschinen ist man auf solche von 80—100 t und neuerdings darüber hinaus gelangt. Im Betriebe der Chicago-Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn sind bereits Güterzüge vorgekommen, die bei einer Bespannung von zwei, mit Tender je 145 t schweren Lokomotiven ein Zuggewicht von 6 t pro laufenden Meter oder mehr als das Doppelte dessen besaßen, was noch vor kurzem üblich war.

Diesen und ähnlichen Belastungen, die vielleicht in einer nahen Zukunft aus einer Ausnahme zur durchgängigen Regel werden mögen, wenigstens die jetzt zu bauenden Brücken von vornherein anzupassen, ist eine in technischen Kreisen schon mehrfach laut gewordene Forderung. Noch im Frühling dieses Jahres sind bei einer Versammlung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen Verhandlungen in dieser Richtung geführt worden, die freilich bei der Vielköpfigkeit unsres Eisenbahnverwaltungsapparats nicht gleich

zu greifbaren Resultaten führen konnten. In angesehenen Fachkreisen ist neuerdings wieder darauf hingewiesen worden, daß man auf den europäischen Eisenbahnen, und ganz besonders in Deutschland bei Zeiten darauf sinnen muß, für wichtigere Brückenbauten die Belastungsnormen und die Festigkeitsanforderungen nicht nach den Erfahrungen der Vergangenheit zu bemessen, sondern die unausbleiblichen Bedürfnisse der Zukunft weise vorauszusehen und den Maßregeln der Gegenwart zugrunde zu legen. Die mit hohen Kosten unablässig geförderte Auswechslung der leichten, älteren Schienen gegen das schwere Schienengewicht, das der Verkehr der Gegenwart fordert, kann als Maßstab der Fehler angesehen werden, welche auch jetzt beim Bau neuerer Eisenbahnbrücken leicht begangen werden können und vermuthlich schon hier und da begangen sind. Es könnte in der That dem für die Leistungsfähigkeit unserer heimischen Industrie vielleicht ausschlaggebenden Güterverkehr der nächsten Jahrzehnte kein größeres Hemmniß in den Weg gelegt werden, als eine Beschränkung der etwa nothwendigen Verbesserungen des rollenden Materials durch die für längere Zeit festgelegten Proportionen der Kunstbauten, von denen die Schwere und Schnelligkeit der Züge abhängig ist. Man sieht, wie tief bereits technische Probleme in den wirthschaftlichen Fortschritt ganzer Länder eingreifen können.

Noch ein anderes Bedenken ist neuerdings in den technischen Kreisen, die dem Bau eiserner und insbesondere der Eisenbahnbrücken nahestehen, häufiger laut geworden. Es betrifft die früher allgemein für nothwendig gehaltenen, etwa den Probefahrten vollendeter Kriegsschiffe gleichzustellenden Probebelastungen eiserner Brücken. Dieselben werden jetzt von vielen Autoritäten nicht nur für nutzlos, sondern geradezu für schädlich gehalten, insofern sie das Spannwerk der Brücken stärker belasten, als selbst ungünstige Fälle des nachfolgenden Betriebes es vermögen und dadurch leicht zu dauernden Deformationen und Schädigungen die Veranlassung geben. Eine bei der Probebelastung überanstrengte Brücke kann dadurch bis zu dem Grade geschwächt werden, daß sie nicht allein außer stande sein würde, die Beanspruchung der Probebelastung noch einmal auszuhalten, sondern daß sie sogar im späteren Betriebe einer weit geringeren, aber doch das gewohnte Maß zufällig überschreitenden Belastung erliegen kann. Ein Beispiel für viele: die 1892 vollendete Eisenbahnbrücke, welche in der Nähe von Kairo bei Embabeh über den Nil führt, wurde einer Probebelastung durch schwere Lokomotiven unterzogen und zeigte sich ihr auch gewachsen. Vier Jahre später brach während des normalen Betriebes in dem beweglichen Drehstück der Brücke das obere Stehblech des einen Trägers und damit ein Hauptkonstruktionstheil des ganzen Bauwerkes glatt durch. Nach dem Ersatz der gebrochenen durch neue Konstruktionstheile unterzog man das Bauwerk sicherheitshalber noch einmal der anfänglichen Probebelastung, die auch diesmal ohne äußerliche Schädigung ertragen wurde. Aber es dauerte nur einen Monat, so brach auf der anderen Seite des betreffenden Brückenbogens genau derselbe Konstruktionstheil abermals durch. Solche und ähnliche Erfahrungen mußten schließlich zu der Erwägung führen, ob denn die kritischen Proben auf eine Beanspruchung, die im Laufe des Betriebes ausgeschlossen ist, wirklich eine Gewähr für die Verhütung künftiger Unglücksfälle bieten, oder ob sie nicht am Ende gerade geeignet sind, dieselben herbeizuführen. Vielleicht wird sich bald allgemein die Anschauung Geltung erwerben, daß die Sicherheit einer Brückenkonstruktion durch eine sachverständige Berechnung anerkannter Fachleute, durch eine sorgfältige Auswahl und vorherige Prüfung des verwendeten Materials und durch eine unausgesetzte Ueberwachung der Arbeiter während des Baues am besten gewährleistet wird.

Der Brückenbau, wenigstens die Konstruktion der Straßen- und Heerstraßenbrücken, hat neuerdings eine nicht unwichtige Förderung durch die zunehmende Verwendung des Zements als Baumaterial erfahren. Der Bau steinerner Brücken stand ja im Alterthum und im Mittelalter auf relativ, ja einzelne Fälle betrachtet, sogar auf absolut höherer Stufe als in der Neuzeit. Monumentale Brückenbauten, wie die Aquädukte von Ferreras, von Bomfica und Nimes mit 25—55 m weit gespannten Bogen und mit einer Gesammtlänge von 1000 m und mehr hat die spätere Zeit nicht wieder hervorgebracht. Eine steinerne Straßenbrücke, wie die im 14. Jahrhundert bei Trezzow über die Adda geschlagene, die den Strom in einem einzigen Bogen von 72 m Spannweite überbrückt, ist mit den technischen Mitteln der späteren Zeit überhaupt nicht wieder hervorgebracht worden. Die weitgespannteste Steinbrücke der Neuzeit ist der 70 m weit gespannte „Bogen der Union" im Zuge des Aquäduktes von Washington. Das ursprünglich nur als Bindemittel verwendete Material des Zements oder Betons scheint es werden zu sollen, dem die moderne Steinbrückenkonstruktion neue Nahrung und neue Erfolge verdankt. Betonkonstruktionen mit Eiseneinlage, d. h. ein Gerippe eiserner Gestänge oder Drahtgeflechte, äußerlich verstärkt durch einen darum gelegten Mantel von Zement, waren es zuerst, welche größere Bauwerke aus Beton aufzuführen gestatteten und zum Entwurf noch bedeutenderer durch die ersten Erfolge aufforderten. Man sah, daß der Zement, ohne im entferntesten die bei der Ausführung massiver Steinbauten erforderlichen Mittel zu beanspruchen, eine ebenso haltbare, ja unter Umständen zuverlässigere Bauausführung als das Steinmauerwerk gestattete. Mehrere Straßenbrücken der jüngsten Zeit, nach dem sogenannten Moniersystem aus Beton mit Eiseneinlage erbaut, haben sich recht gut bewährt, und man ist dahin gekommen, den Zement, selbst ohne die zusammenhaltende und verstärkende Tragkraft des Eisens, als ein willkommenes und zuverlässiges Baumaterial zu betrachten. Bei Genf ist der Rhone durch eine 40 m breit gespannte Zementbrücke mit Scheitelgelenk überspannt worden, eine Zementbrücke von noch größerer Spannweite, nämlich 50 m, überschreitet bei Munderkingen in Württemberg die Donau, und es ist zu erwarten, daß gerade die weitgespanntesten Steinbrücken in Zukunft in Betonkonstruktion, anstatt aus Quadern, ihre Ausführung erhalten werden. Im Gegensatz zu der ersten Epoche der Bauweise in Zement, während deren man es nicht gewagt haben würde, Betonkonstruktion anders als in Verbindung mit stützenden und zusammenhaltenden Eiseneinlagen auszuführen, erfreut sich neuerdings gerade die reine Betonkonstruktion ohne jede Mitwirkung eiserner Bestandtheile des größeren Vertrauens der Konstrukteure, da den eisernen Bestandtheilen wenigstens bei Brückenkonstruktionen aus Beton der Vorwurf gemacht wird, daß sie vermöge ihrer Zugspannungen beim Temperaturwechsel Risse im Zement veranlassen und dadurch zur Quelle späterer Einstürze werden können.

Einmal als neues Baumaterial in das Gebiet der Technik eingeführt, mußte sich ein rasch erhärtendes, widerstandsfähiges Material wie der Zement bald auch weitere Wirkungskreise eröffnen. Die Konstruktion von Schiffsgefäßen, wie größeren Ruder- und Segelbooten aus Zementschichten über einem weitmaschigen Eisenkern, die, wenn ich nicht irre, kürzlich von Italien ausging, dürfte mit der bloßen Erwähnung hinlänglich beachtet sein, weiteren Boden wird dieser merkwürdige Auswuchs des Erfindergewerbes sich kaum verschaffen können. Dagegen hat der Zement in den Vereinigten Staaten kürzlich eine gewiß ebenso originelle und vielleicht weittragendere Anwendung — als Baumaterial bei der Anlage von Staudämmen — erfahren. Als zum

Zwecke der Wasserversorgung von Ogden (Utah) der Entwurf des Staudammes für eine größere Thalsperre zur Ausschreibung kam, wurde unter den zahlreichen einlaufenden Plänen ein solcher zur Ausführung gewählt, der die Herstellung der Sperrmauer aus Stahlblechen und Zement empfahl. Das 120 m lange und 18 m hohe Wehr wird nach diesem Entwurf aus einer Reihe nebeneinanderstehender, zwischen stark verstrebten Eisenpfeilern flach gewölbten Stahlbleche gebildet, deren Oberfläche auf beiden Seiten zur Erhöhung der Festigkeit und zum Schutze gegen den Rost stark mit Zement bekleidet ist. An Wohlfeilheit wird diese Stauanlage jedenfalls allen früheren überlegen sein; es ist nur zu bedauern, daß über ihre Widerstandsfähigkeit gegen den Druck des aufgespeicherten Wassers und gegen die atmosphärischen Einwirkungen wahrscheinlich erst eine längere Zeitdauer klaren Aufschluß wird geben können.

Wort-Wanderungen und Wandlungen.[1])

Von Anton Nagele.

„Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus." Da sind zwei weitgereiste Wörter in einem deutschen Sprichworte gebraucht und beweisen dadurch, daß sie völlig heimisch geworden sind — am deutschen Herd. Sammt oder Samt ist nur mittelhochdeutsch, nicht althochdeutsch nachzuweisen und lautete da samit oder samât, woraus dann zunächst „Sammet" entstand. Das Wort kam aus dem Romanischen und läßt sich mittellateinisch, italienisch und altfranzösisch nachweisen — samitum, sciamito, samit. Als Quelle hiefür gilt das mittelgriechische ἑξάμιτον, dem auch das altslovenische aksamitu entstammt. Das mittelgriechische Wort wird auf das arabische sâmî, das „syrischer Stoff" bedeutet, zurückgeführt, dem auch das altspanische xame entspricht. Nicht so einfach ist die Geschichte des Wortes „Seide". Dasselbe ist nicht nur mittelhochdeutsch als side, sondern auch althochdeutsch im Worte sîda vertreten. Die Abstammung ist aber wie bei Samt aus dem Mittellateinischen erfolgt. Da lautete das Wort sêta. Während sonst die Media in die Tenuis verschaben wird, ist hier unter dem Einfluß des Romanischen der umgekehrte Fall eingetreten, obwohl auch das italienische Wort „seta" lautet. Allein der norditalische Dialekt, sowie das Spanische und Provençalische hatten das „d" statt des „t", während das französische den t-Laut überhaupt eliminirte und das Wort „soie" schuf. Aehnlich verhält es sich ja auch mit „Kreide", ahd. krîda, mittellateinisch crêta, span. greda, dagegen wieder ital. creta. Aber noch in anderer Hinsicht stimmen die beiden Wörter in ihrer Entwicklung überein. Beide wandeln das ursprüngliche ê in î, und aus î wird neuhochdeutsch „ei", was übrigens auch bei anderen Wörtern, die im 8. und 9. Jahrhundert als Lehnwörter nach dem Norden zogen und deutsches Bürgerrecht erlangten, der Fall ist, so z. B. beim Worte Preis, das auf lat. pretium, ital. prezza bezogen und von dem das Wort „preisgeben" getrennt werden muß, das auf ital. dar presa „zur Beute geben" und auf lat. prehendere zurückgeht. Ein anderes Beispiel ist Pein, mhd. pîne, ahd. pîna, lat. paena, in mittellat. Aussprache pêna, ebenso Speise, mhd. spîse, ahd. spîsa, mittellat. spêsa aus spensa, das auf „spenden" und expendere weist. Die sprachliche Metapher ist wohl ähnlich entstanden wie bei „Schüssel" und „Tisch". Jenes lautet mhd. schüzzel, ahd. scuzzila (niederl. schatel, engl. scuttle = flacher Korb, angels. scutel, anord. skutell = kleiner Tisch) aus lat. scutula, scutella, frz. écuelle, ital. scodella, dieses mhd. tisch, ahd. tisc, altsächs. disk. Das althochdeutsche Wort hat gleich dem lat. discus die Bedeutung „Schüssel"; das Wort berührt sich auch mit dem Worte „Speise", da das engl. dish auch „Gericht" bedeutet. Nebenbei bemerkt ist auch das Wort Flasche von den Linguisten stark verdächtigt worden, daß es kein urgermanisches, sondern ein Wanderwort und daher ein Fremdling sei. Wohl ist das Wort (mhd. vlasche und vlesche, ahd. flaska) altnordisch früh bezeugt, aber seine Uebereinstimmung mit romanischen Wörtern (mittellat. flasco sehr früh! ital. fiasca ꝛc.) macht es, wie Fr. Kluge in seinem ausgezeichneten etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache hervorhebt, der Entlehnung verdächtig, wobei man an das lat. vasculum zu denken hätte. Um aber auf das Wort „Seide" zurückzukommen, so bedeutet das lat. sêta ursprünglich „Borste" und das altirische sita stimmt hierin mit dem lateinischen Worte überein. „Daß die phönizische Handelsstadt Sidon neben den Seidenstoffen auch die Bezeichnung „Seide" resp. lat. sêta geliefert habe," sagt Kluge, „ist eine sprachhistorisch unberechtigte Vermuthung." Es gibt aber auch noch eine andere Bezeichnung für „Seide", und zwar hat das Englische eine solche. Schon angelsächsisch begegnet uns das Wort seole, seoloc, davon engl. silk und dazu altnordisch silke. Nach der Anschauung der meisten Sprachforscher kammt das Wort aus dem lat. sêricus, irisch sirik „seiden", während Kluge glaubt, diese Lautform sei mit dem altslovenischen šelku an das Wort eines östlichen Kulturvolkes anzuknüpfen. Er verweist auf mongol. sirgek „Seide", jedenfalls seien die „Serer", nach denen die Griechen σηρικός (lat. sêricus) bildeten, für die nordeuropäischen Bildungen nicht unmittelbar zu verwerthen. Unter Anlehnung an Seide (wegen des feinen Bastes) soll auch „Seidelbast" aus mhd. zîdelbast entstanden sein.

Auch die „Streifzüge" behandeln im zweiten Kapitel die Wortwanderungen, eine sprachgeschichtlich hochinteressante Erscheinung, die in einem engen Zusammenhang mit der sprachlichen Metapher steht, von der Max Müller urtheilt: „Wir können uns kaum denken, wie irgend eine Sprache ohne sie die einfachsten Elemente hätte überschreiten können."

Ich greife aus dem Kapitel der interessanten Schrift, die sich an das große, gebildete Publikum wendet und aus Vorträgen, welche in verschiedenen rheinischen Zweigvereinen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gehalten wurden, hervorgegangen ist, einige Beispiele heraus. Das Wort „geniren", das bis in die untersten Schichten des Volkes eingedrungen ist, führt „in die Geschichte des Volkes Gottes" zurück. An der Nordgrenze von Juda liegt das Thal Hinnam (ge-hinnam), in dem die Israeliten dem Dienste des Moloch huldigten und ihm, wie im 2. Buch der Könige, sowie bei Jeremias zu lesen ist, Kinder opferten. „In das Hinnom kommen" hatte daher die Bedeutung: dem Feuertode überliefert werden. Später wird das Wort in der griechischen Umbildung γέεννα neben ᾅδης zur Bezeichnung der „Hölle" gebraucht, wie ein Brief Jakobi beweist, und in der Form Gehenna bedeutet es bei den mittelalterlichen Kirchenschriftstellern sowohl Hölle als auch Leiden oder Qual überhaupt, wie denn auch Molière das Wort noch in diesem Sinne gebraucht: des gênes trop cruelles. Im modernen Französischen erfuhr das Wort zahlreiche Begriffsentwicklungen, darunter auch être en gêne, in Geldverlegenheit sein. Daß ein solcher Zustand drückend ist, weiß Jedermann. Man braucht nun nur mehr statt „drückend" „genant" zu setzen und steht vor der ganzen Bedeutungsreihe des modernen Wortes „geniren".

Auch unser gemüthliches Hausmöbel, „das Kanapee", dessen Namen Wielands Oberon, wenn er sonst außer Gebrauch kommen sollte, wohl auch künftigen Geschlechtern aufbewahren wird, ist ein Wanderwort. Seine Heimath

[1]) Dr. G. Blumschein: Streifzüge durch unsre Muttersprache. Köln, Paul Neubner 1898.

in Hellas. Es ist auf κωνωπεῖον (von κώνωψ die Mücke) zurückzuführen und bedeutete das den Griechen auf ihren Ruhelagern die Dienste des heutigen Mosquitonetzes erweisende Mückennetz und in weiterer Entwicklung „das Ruhebett"; in dieser Bedeutung erwähnt es schon Horaz in der neunten Epode. Aus dem Lateinischen kam es in die romanischen Sprachen und ins Englische „canopy", aber erst um 1700 nach Deutschland zur Bezeichnung der „mit einem Himmel versehenen Ruhebetten" und dann für gepolsterte Möbel und Ruhelager; damals aber war „das Kanapee", das heute nur mehr in den unteren Bevölkerungsschichten heimisch ist, nur der feinen Gesellschaft zu eigen.

Einer alten römischen Gottheit dankt das Wort „Münze" seinen Ursprung. Die Göttermutter Juno erhielt nämlich dank den guten Mahnungen, die sie in Zeiten der Noth und des Dranges dem Volke der Römer gespendet, den Beinamen moneta, wie Livius im 7. Buche berichtet. Im Tempel der Juno Moneta war später eine Prägstätte, auf die sich der Beiname der Göttin übertrug. Auch das gemünzte Geld, das aus ihr hervorging, erhielt den Beinamen der Juno und drang frühzeitig als „Lehnwort" in die germanischen Sprachen ein. Bei der Einbürgerung erhielt der Fremdling den germanischen Accent und wurde zunächst zu mónēta; ē ging in i über, o wurde zu u, später zu ü; munita ist Vorstufe für althochdeutsches münizza; Mit dem Worte Münze drang gewiß auch das Wort Pfund, mhd. und ahd. pfunt, ein und zwar, weil das Gothische hierin mit den übrigen germanischen Dialekten zusammenstimmt, als eine der ältesten römischen Entlehnungen, also etwa im 3. Jahrhundert. Es stammt aber nicht vom lateinischen pondus = Gewicht, sondern vom Indeclinabel pondo „Pfund".

Gleich dem Worte „Münze" dankt auch ein anderes, in der ganzen kultivirten Welt gebrauchtes Wort einer römischen Gottheit seine Existenz, nämlich der Gottheit „Pales", die von den römischen Hirten verehrt wurde. Pales stammt von der Wurzel pa „füttern, weiden, ernähren" ab, von der sich auch die Wörter pāxo und pō-nis herleiten. Zu Ehren dieser Gottheit wurden am 21. April die Parilien oder Palilien gefeiert, ein Fest, das Ovid im vierten Buche der „Fasten" anschaulich geschildert hat. Nach dieser Gottheit wurde auch der Hügel, auf dem die Roma quadrata lag, der collis Palatinus und das Palatium genannt. Als dann die glänzenden Kaiserhäuser des Augustus und Tiberius und das goldene Haus des Nero entstanden, erhielten sie den Namen Palatium. Daraus entwickelte sich später die Bezeichnung der Kaiserhäuser, ohne Rücksicht auf die Lage, mit diesem Namen und drang in der Bedeutung eines vornehmen oder fürstlichen Wohnhauses in das Mittellateinische, Romanische und Germanische (palatium, palazzo, palais, palas, Palast) ein. Der Ausdruck palast ist zwar schon mittelhochdeutsch, doch erscheint in dieser Zeit viel häufiger das Wort palas, das zuerst ein größeres Gebäude mit einem Hauptraum bezeichnet, der zum Empfang der Gäste und am häufigsten als Speisesaal benutzt wurde. Bemerkenswerth ist dabei noch, daß beim deutschen Wort der Accent wechselt, und daß es sehr spät, etwa am Ausgange des 11. Jahrhunderts und zwar aus dem Französischen ins Althochdeutsche übernommen wurde. Durch Erweiterung entstand dann auch der Ausdruck palatinatus und unter dem Einflusse dieses Ausdrucks gingen die Wörter palinen, phalancea, pellenz hervor — im Heliand heißt das Haus des Pilatus palencea. Bei den Merovingern war der comes palatii dem Könige beim Rechtsprechen behülflich, unter den Karolingern erhielt er die oberste Leitung der Gerichtsbarkeit und den Titel „Pfalzgraf". — Das mittelhochdeutsche Wort pfalz, pfalze, phalenze bedeutet die Wohnung eines geistlichen oder weltlichen Fürsten, später auch Rathhaus und lautet althochdeutsch pfalinza oder pfalanza. Der Verfasser nimmt ohne weiteres an, daß dem Worte das lateinische palatium zugrunde liege und folgt darin freilich nur der herrschenden Ansicht. Dagegen bemerkt Kluge: die Verhältnisse sind viel schwieriger, als man meist annimmt. Wie die Verschiebung von niederdeutschem „p" zu hochdeutschem „f" zeigt, muß das Wort im Anfang des 8. Jahrhunderts in Deutschland bereits eingebürgert gewesen sein. Dazu kommt formell der Nasal der angelsächsischen, altsächsischen und althochdeutschen Ableitung, der sich lange bis ins Mittelhochdeutsche hinein erhielt und nicht aus der Form des lateinischen palatium erklärt werden kann, wie sich auch kein Grund finden läßt, daß der Deutsche ihn etwa eingefügt hätte. Man hat daher eher an mittellateinisches palantium zu denken und Pfahlburg als Grundbedeutung von Pfalz anzunehmen, so daß das Wort nur an palatium angelehnt zu sein scheint.

Mittheilungen und Nachrichten.

Friedrich Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. — Es ist ein eigenthümliches, fast gleichermaßen anziehendes und abstoßendes Buch, das uns in 13 Bogen die dichterische Entwicklung Nietzsche's während einer Zeitdauer von 30 Jahren vor Augen bringt. Im November 1897 hat Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, des in dunkle Nacht gestrondeten großen Denkers Schwester, die lyrischen Dichtungen und Sprüche ihres Bruders gesammelt und mit einem in seiner Schlichtheit ergreifenden Vorwort versehen, welches berichtet, daß der Zarathustra-Sänger schon in seiner frühesten Jugend, im 10. und 11. Lebensjahr, zu dichten angefangen. „Leider ist der größte Theil von meines Bruders Jugendgedichten nicht mehr vorhanden, da er zu allen Lebenszeiten große Neigung hatte, seine früheren Produktionen zu verbrennen. Was überhaupt noch existirt, ist entweder rein zufällig dem Feuer entgangen, oder von mir heimlich weggenommen und aufbewahrt worden, da ich die Gedichte, trotz meines Bruders später, sehr abfälligen Urtheilen, aufrichtig bewunderte."

Wer Nietzsche's Gedichte, wie sie hier gesammelt vorliegen, vorurtheilsfrei auf sich wirken läßt, wird zur Hälfte der bewundernden Schwesterseele, zur anderen Hälfte dem abfällig urtheilenden Autor beistimmen. Nietzsche war ein zu feiner Kopf, um nicht zu wissen, daß, wie er sich selbst gesteht, „einem guten Prosaschriftsteller der warme dichterische Unter- oder Gegenstrom unbedingt nöthig" sei. „Man beachte doch," äußert er nicht umsonst in einem seiner Werke, „daß die großen Meister fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich, oder auch nur im geheimen und für das Kämmerlein; fürwahr, man schreibt nur im Angesicht der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird: jedes Abstraktum will als Schalkhaftigkeit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweiflung bringen; oft gibt es Annäherungen, Versöhnungen des Augenblicks und dann ein plötzliches Zurückspringen und Anslochen, oft wird der Vorhang aufgezogen und grelles Licht hereingelassen, während gerade die Göttin ihre Dämmerungen und dumpfen Farben genießt; oft wird ihr das Wort aus dem Munde genommen und noch einer Melodie abgelungen, bei der sie die feinen Hände vor die feinen Oehrchen hält — und so gibt es tausend Vergnügungen des Krieges, die Niederlagen mitgezählt, von denen die Unpoetischen, die sog. Prosa-Menschen, gar nichts wissen."

Solch ein anmuthiges Gleichniß schreibt doch nur ein echter Dichter, als welcher sich Nietzsche namentlich in der ersten Hälfte seines Gedichtbändchens mit schlagenden Proben ausgibt. Eine kleine Auswahl — chronologisch fortschreitend — soll hier dem Leser vorgelegt werden; er wird bald im klaren darüber sein, welche Stücke, ob die früher oder später

Digitized by Google

entstandenen, reine Poesie athmen und weiche mehr ins Gebiet des Versemacher-Kunstgewerbes gehören.

Auf S. 7 findet man ein „Trennung" überschriebenes, dreistrophiges Lied aus dem Jahre 1858, dessen erste Strophe, in ihrer volksthümlichen Sentimentalität an Ludwig Pfau erinnernd, also lautet:

Und muß ich denn nun scheiden,
So sei fein still mein Herz!
Die Leiden all zu meiden,
Das macht mir doch viel Schmerz!
Daß ich sie nicht mehr sehe,
Wie thut mir's doch so wehe,
So sei fein still mein Herz.

Auf S. 11 stößt man auf eine Variante der klassischen Wendung: „ein stilles Dein-Gedenken" in der Doublette „ein süßes Dran-Gedenken". Die nächste Seite bringt einen Julius Wolff'schen „Heidideldi"-Refrain, der dreimal in einem übermüthig-burschikosen Sang wiederkehrt, dessen Schlußstrophe manches Uebermenschenkind in spe nicht wenig befremden dürfte:

Daß ich einst still sterben,
Küssen muß den herben
Tod, das glaub' ich kaum.
Zum Grabe soll ich sinken
Und nimmermehr dann trinken
Des Lebens duft'gen Schaum?
Heidideldi!
Verlaß mich nie,
Mein Glück, du bunter Traum!

„Nach einem nächtlichen Gewitter" schrieb Nietzsche in einer Schweizer Sommerfrische (Himmelwald, 1871) ein Gedicht, an dessen Schluß er seine „trübe Göttin" (Natur) waffenglitzernd an sein ödes Bette treten und folgende Selbstenthüllung sprechen läßt:

Bin die große, ew'ge Amazone,
Nimmer weiblich, knabenhaft und weich
Kämpferin mit Mennesdhng und — Hehne,
Siegerin und Liegerin zugleich!

Rings zunichte tret' ich, was ich trete,
Fackeln schleudert meiner Augen Geimm,
Gifte denkt mein Hirn — nun inie! Bete!
Oder wndre, Wurm! Irrlicht, verglimm!

Die formvollendeten, geistreichen „Lieder des Prinzen Vogelfrei" (1882—1884) zeigen den Dichter auf seiner Höhe. „Dichters Berufung" mit dem feldstironischen Refrain: „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter, achselzuckt der Vogel Specht", die Gedichte „Im Süden", „Die fromme Bagga", „Lied eines theokritischen Ziegenhirten", „Mein Glück" ꝛc. — sie alle athmen tiefe Lebensfreude und bringen dieses kräftige Wohlbehagen in vollen, konsonirenden Accorden zum Ausdruck. Wie tief empfunden ist nicht das kleine Stimmungsbild:

Nach neuen Meeren.

Dorthin — will ich und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.
Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —,
Nur dein Auge, — ungeheuer
Blickt mich's an, Unendlichkeit.

Die Rubriken „Spruchartiges", „Medusen-Hymnen" und Dionysos-Dithyramben (1884—1888) enthalten wahre Gedankenabgründe; daneben blühen lyrische Feuerrosen, aus deren Blätterwerk die Schlange zischt. „Gebt Herzenskohlenbecken!" jammert auf S. 155 die klagende Ariadne, den Leser umzucken Blitze und „schwefelgelbe Wahrheiten", Zarathustra flucht und frevelt, dazwischen schallendes Hohngelächter und klirrende Spottgeschosse. Eine unheimliche Welt umgibt uns; je mehr man weiter vordringt, weiß man nicht mehr, wo das Urbild der Schönheit aufhört und die Fratze anfängt. So trifft man im Hymnus „Von der Wehmuth des Reichsten" auf folgende Stelle:

Einst hieß ich die Wolken
fortgehen von meinen Bergen, —
einst sprach ich, „mehr Licht, ihr Dunkeln!"
Heut' locke ich sie, daß sie kommen:
Dicht dunkel um mich mit euren Eutern!
— ich will euch melken,
ihr Kühe der Höhe!
Milchwarme Weisheit, süßen Thau der Liebe
ströme ich über das Land u. s. w.

Die milchwarme Weisheit der besten Gedichte ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Wer Nietzsche liebt, wird auch dieses poetische Vermächtniß eines lebendig Begrabenen nicht missen mögen. Ein kleines, buntscheckiges, aber schwerwiegendes Buch. -ee-

* Das Gedächtniß. Von Franz Fauth, Professor am kgl. Wilhelm-Gymnasium in Hdxter. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller, Geh. Oberschulrath und Professor in Gießen, und Th. Ziehen, Professor an der Universität Jena. 1. Bd. 5. Heft.) Berlin, Reuther u. Reichard, 1898. 88 S. — Das vorliegende Buch sucht in engem Anschluß an die Ziehen'sche Psychologie das Wesen des Gedächtnisses — insbesondere auch die begleitenden physiologischen Prozesse — zu beschreiben und daraus Folgerungen für die praktische, insbesondere die Schulpädagogik zu ziehen. Der theoretische Theil ist, auch abgesehen davon, daß er im wesentlichen eine Paraphrase Ziehens, bezw. eine Darstellung bekannter gehirnphysiologischer Thatsachen und Hypothesen ist, nicht überall unanfechtbar; auch schwankt der Verfasser hier einigermaßen zwischen den Anschauungen der „reinen" und denen der „physiologischen" Psychologie, von welch letzterer er sich — mit oft sehr stichhaltigen Einwänden — gelegentlich zu emanzipiren sucht. Der praktische (IV.) Theil enthält beachtenswerthe Winke sowohl zur allgemeinen Hygiene des Gedächtnisses, auch nach der physiologischen Seite, als auch für die Praxis der Gedächtnißübung und -anstrengung in der Schule. Das Buch dürfte aus diesem letzteren Grunde, wie auch als übersichtliche Zusammenfassung der von der angegebenen Seite über die psychologische und physiologische Natur des Gedächtnisses aufgestellten Theorien, pädagogischen Praktikern von Interesse sein. C. S.

-rt- Wieder ein neuer Komet. Abermals kommt von der Lickisternwarte die telegraphische Nachricht von der Auffindung eines neuen Kometen, den der dortige Astronom Mr. Perrine in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni entdeckt hat. Dieser neue Komet, der dritte, der in dieser Woche aufgefunden wurde, steht im Sternbild der Giraffe, in 3 Uhr 43 Min. Rektascension und $+58^{0}$ 24' Deklination, ist also die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar; über seine Helligkeit und tägliche Bewegung fehlen vorerst noch nähere Angaben.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 9. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Möbius las über den Umfang und die Einrichtung des zoologischen Museums zu Berlin. Nach Linné waren 1758 nur 4236 Thierspecies wissenschaftlich beschrieben; jetzt sind über 400,000 Arten bekannt, von denen über 200,000 Arten durch mehr als 1,776,000 Exemplare in dem Berliner Museum vertreten sind. Dieses besteht seit 1888 aus der sehr umfangreichen Hauptsammlung im 1. und 2. Geschoß des Museums für Naturkunde und aus einer dem Publikum geöffneten Schausammlung von ausgewählten Hauptformen aller Thierklassen im Erdgeschoß. 2. Hr. Conze überreichte den Jahresbericht des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts. 3. Die philosophisch-historische Klasse hat für ihre großen Unternehmungen bewilligt: 3300 M. an Hrn. Kirchhoff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften; 6000 M. an Hrn. Koser zur Fortführung der Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen. 4. Dieselbe Klasse hat zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten bewilligt: Hrn. Johannes Schmidt zur Herstellung eines litauisch-deutschen Wörterbuchs durch den Pfarrer Jurkschat in Cranz 3000 M.; Hrn. Professor Dr. Emil Hübner in Berlin zur Herstellung eines Supplementbandes der Inscriptiones Hispaniae christianae 1600 M.;

Hrn. Dr. Joseph Paczkowski in Göttingen zur Fortführung und Abschließung seiner agrar-historischen Untersuchungen 1800 M.; Hrn. Bibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena zur Herausgabe eines ersten Bandes deutscher Privatbriefe des Mittelalters 400 M. 5. Die physikalisch-mathematische Klasse hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: Hrn. Engler zur Fortsetzung seiner Monographien ostafrikanischer Pflanzenfamilien 2000 M.; Hrn. Schulze zur Herausgabe eines Werkes über amerikanische Hexaktinelliden 1500 M.; Hrn. Prof. Dr. Karl Brandt in Kiel zur Theilnahme an der diesjährigen Forschungsreise des Fürsten Albert I. von Monaco im Atlantischen Ozean 1000 M.; Hrn. Prof. Dr. Rudolf Burckhardt in Basel zu einer Arbeit über das Selachierhirn und die vergleichende Anatomie des Gehirns der Wirbelthiere 1000 M.; Hrn. Prof. Dr. Emil Cohen in Greifswald zur Fortsetzung seiner Untersuchungen von Meteoreisen 1000 M.; Hrn. Dr. Paul Graebner in Berlin zur Weiterführung seiner Studien über die Formation der Haide und die Entstehung der deutschen Heidebezirke 600 Mark; Hrn. Dr. Martin Krüger in Charlottenburg zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Allaxurbasen des Harns 500 M.; Hrn. Dr. William Küster in Tübingen zu Untersuchungen über die gegenseitigen Beziehungen von Blut- und Gallenfarbstoff 500 M.; Hrn. Dr. Theador Loesener in Berlin zum Abschluß einer Monographie der Aquifoliaceen 500 M.; Hrn. Dr. F. Nistenpart in Kiel zu Vorarbeiten für einen Thesaurus positionum stellarum fixarum 5000 M.; Hrn. Dr. Adolf Sauer in Heidelberg zu geologischen Untersuchungen im Aarmassiv 1000 M.; Hrn. Dr. Ernst Schellwien in Königsberg zu geologischen Untersuchungen in den paläozoischen Ostalpen 1000 M.

* **Straßburg.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Pfarrer Lic. Gerold von der Nicolaikirche zu Straßburg zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. Hr. Gerold hat sich namentlich um die Bearbeitung des neuen evangelischen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen Verdienste erworben, ist aber auch sonst als Prediger wie als theologischer Schriftsteller sehr angesehen.

* **Leipzig.** An der hiesigen Universität ist Dr. Wilhelm Sieglin, Kustos an der Universitätsbibliothek, zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin,** 16. Juni. Wie der „Reichs-Anzeiger" meldet, ist der bisherige außerordentliche Professor Dr. Englert an der Universität Bonn zum ordentlichen Professor der Apologetik ernannt. An diese Ernennung knüpft sich die Errichtung eines Lehrstuhls für Apologetik an der rheinpreußischen Universität. — An der Universität Berlin sind die beiden außerordentlichen Professuren in der juristischen Fakultät, die in dem diesjährigen Staatshaushaltsetat neu begründet wurden, besetzt worden. Privatdozent Dr. Paul Rehme aus Kiel ist zum außerordentlichen Professor insbesondere für deutsches Recht, und Privatdozent Dr. E. Seckel in Berlin zum Extraordinarius für römisches Recht ernannt worden. Außerdem wurde, wie die „Nat.-Ztg." hört, der Privatdozent, Amtsrichter und Professor Dr. Konrad Haruhat zum außerordentlichen Professor ernannt. Die Zahl der außerordentlichen Professoren der juristischen Fakultät ist damit auf sieben gestiegen, gegen zehn ordentliche und drei Honorarprofessoren, sowie acht Privatdozenten. — Der Professortitel wurde den beiden Malern Hans Thoma und Wilhelm Trübner in Berlin, dem Observator am Astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam, Dr. Oswald Lohse, dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Kiel Dr. Georg Karsten und dem Schriftsteller Otto Philipp Donner in Frankfurt a. M. verliehen.

* **Wien.** Im Auftrag des Unterrichtsministeriums hat die Wiener Universitätsbibliothek einen Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Hochschul- und Studienbibliotheken herausgegeben. (Wien, Herder.) Es ist dies ein in seiner Art einziges Unternehmen, das einen Vergleich mit den bedeutendsten bibliographischen Erscheinungen des Auslandes nicht zu scheuen braucht. Die Redaktion des Werkes lag (wie die „N.F.P." berichtet) in der Hand des Direktors der Wiener Universitätsbibliothek, Regierungsraths Graffauer. Der Hauptheil des Buches ist ein alphabetisch geordnetes Titel- und Standardsverzeichniß, eine Arbeit Dr. Kaukuschs. Wenn man bedenkt, daß in dieses Verzeichniß alle österreichischen Blätter und die wissenschaftlichen Periodica des Auslandes fast in ihrer Gesammtheit aufgenommen wurden, mag man sich von dem bedeutenden Stück Kulturgeschichte, das dieses Heer von Titeln und Daten birgt, eine Vorstellung machen. Als Anhang finden wir ein von dem Beamten der Hofbibliothek Dr. Geyer angefertigtes Verzeichniß der Zeitschriften, die sich nur in der Hofbibliothek finden; ferner ein nach Disciplinen zusammengestelltes systematisches Verzeichniß Dr. Frankfurters, schließlich noch ein Herausgeberverzeichniß und ein Sachregister.

> **Kopenhagen,** 15. Juni. Nach längerem Siechthum starb gestern, 71 Jahre alt, der Kanferenzrath Professor Dr. med. Karl Eduard With, bis vor wenig Jahren Dänemarks angesehenster Klinker, gesuchtester Arzt. Seine Verdienste um die ärztliche Wissenschaft und speziell um sein Hauptfach, die Magenleiden, sind sehr bedeutend und von großem Einfluß auf die Behandlung dieser Krankheiten in Dänemark gewesen. Er war ein energischer Gegner der modernen Richtung, die die Therapie über der Mikraskopie vergißt, und seinen Schüler lehrte er, daß es vor allen Dingen die Kranken zu heilen gilt. Von 1862—1896 war er Lehrer der klinischen Medizin, und die ganze jüngere Generation der Aerzte des Landes schuldet seinem praktischen, gründlichen, klaren Unterricht außerordentlich viel. Dazu kammt seine hervorragende Begadung als Arzt am Krankenbette, wo er ganz unvergleichlich war. Unendlich geduldig, freundlich, mit dem hellen, guten Blick, der tröstet und Vertrauen einflößt, ging er mit minutiöser Sorgfalt an die Untersuchung des Kranken; scharfsinnig, klar und nüchtern, war er ein genialer Diagnostiker. Ein Herzleiden zwang ihn vor 2 Jahren, seine umfassende Wirksamkeit aufzugeben. Sein Name wird in seinem Vaterlande und über die Grenzen desselben hinaus unvergessen bleiben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Vinzenz Pinsker: Der Lippische Schiedsspruch. Kritische Bemerkungen. Selbstverl. d. Verfassers. Prag 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen. 11. Lieferung. Wien, Manz 1898. — Dr. Franz Hümmerich: Vasco da Gama. München, C. H. Beck (Oscar Beck) 1898. — Alfred Beetschen: Gedichte. Ebd. — Gustav Karpeles: Literarisches Wanderbuch. Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur 1898. — Prof. Dr. Theodor Siebs: Sylter Lustspiele. Mit Uebersetzung, Erläuterungen und Wörterbuch. I u. II. Greifswald, Julius Abel 1898. — Georg Brandes: Polen. Autor. Uebersetzung aus dem Dänischen von Adele Neustädter. Paris, Leipzig, München, Albert Lange 1898. — Dr. Fr. Tezner: Der österreichische Kaisertitel, seine Geschichte und seine politische Bedeutung. (Sep.-Abdruck aus der Grünhut'schen Zeitschrift für das Privat- und öffentl. Recht der Gegenwart. XXV. Bd.) Wien, Alfr. Hölder 1898.

Tauchnitz Edition.
June 15, 1898.
Three Partners
or
The Big Strike
on Heavy Tree Hill.
By (9886)
Bret Harte.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart sind soeben erschienen:

Kirchliche Fälschungen.
I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius
Von Fr. Thudichum,
Prof. des Kirchenrechts an der Universität Tübingen
86 S. 8°. Brosch. 1 M.

Unsere Gebildeten und die Kirche.
Ein Versuch zur Verständigung.
Von G. Gerok,
Stadtpfarrer in Stuttgart.
31 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Bildung und Kirche.
Vom Standpunkt des Laien aus beleuchtet (9196)
Von Dr. inel. A. Fauser.
24 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 20. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

Shakespeare-Bühne und kein Anfang. I. Von Paul Marsop. — Das Landhaus des Horaz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Shakespeare-Bühne und kein Anfang.

(Sehr offene Briefe an einen Theaterfreund.)

I.

„Die Münchener Shakespeare-Bühne ist in Gefahr!“ Diesen Allarmruf senden Sie, hochverehrter Freund, mir in meine stille Bergklause. Und Sie beschwören mich, wasmaßen ich ja zu den kritischen Taufpathen der neuen freien Scene gehört habe, Partisane und Tartsche vom rostigen Nagel herunter zu reißen und für das bedrängte Schmerzenskind mit muthigem Manneszorne ins Feld zu reiten. Gemach, gemach! Wer sich den Beruf erwählt hat, anderen Leuten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, dem darf's gewißlich auf einen Feldzug mehr oder weniger nicht ankommen. Aber Sie wissen auch, daß ich kein Freund von Scheingefechten und Halbheiten bin und daß ich daran festhalte, man könne am ehesten noch dann auf einen Erfolg rechnen, wenn man sich über die Schwächen im eigenen Lager klar geworden ist, sie vor aller Welt ehrlich als solche eingesteht und sattsam guten Willen und Fähigkeiten besitzt, zuvörderst mit ihnen gründlichst aufzuräumen.

Ein just nicht frisch-fröhliches, aber auch nicht arg angefochtenes Dasein hatte die Münchener Shakespeare-Bühne einige Zeit lang geführt, als mit einemmale ganz unerwartet, fast wie verabredetermaßen, nach der ersten Aufführung des „Wintermärchens“ von rechts und links her gegen sie Sturm gelaufen wurde. Der Augenblick zum Angriff war klug gewählt. Denn die Darstellung besagten Stückes war nicht nur die matteste, die auf jenen Brettern, welche die Reform bedeuten sollen, bisher stattgefunden hatte: sie war auch, vom Modus der Aufführung ganz abgesehen, schlechthin unzulänglich. Der verdienstvolle, eine jede Aufgabe mit der gleichen peinlichen Gewissenhaftigkeit in Angriff nehmende Oberregisseur Savits trug sicherlich keine Schuld daran; war also eine Gesammterkältung der Mitwirkenden, wie sie die Vorfrühlingstage an der Isar gern zeitigen, die Ursache davon? War das Personal durch andere, ungefähr gleichzeitig zu bewältigende Arbeit zu stark belastet, die Scene für ausreichende Vorproben nicht frei gewesen? Gleichviel: die Kritik hat einzig und allein mit dem zu rechnen, was ihr vor den Coulissen entgegen tritt. Somit hatte sie zu ihrem Bedauern festzustellen, daß die Mehrzahl der schauspielerischen Leistungen minderwerthig und das Ensemble keineswegs genügend ausgefeilt war. Das bot an sich, das Resultat im allgemeinen genommen, nicht gerade Grund, die Theaterleitung an ihre Verantwortlichkeit zu mahnen; auch bei einer musterhaften Führung ist gelegentlich ein Mißerfolg unvermeidlich. Ebensowenig bewies diese so wenig befriedigende Aufführung etwas gegen die Reformbühne; denn wenn die gleichen Künstler mit der Wiedergabe derselben Rollen auf der modernen Dekorationsbühne betraut und die Gesammtvorbereitung eine ebensowenig zureichende gewesen wäre, hätte das Ergebniß für diesmal kaum um ein Haar anders ausgesehen.

Somit war es wohl taktisch nicht ungeschickt, aber sachlich keineswegs gerechtfertigt, wenn urplötzlich nach der mißglückten Vorstellung des „Wintermärchens“ das große Donnerblech der prinzipiellen Entrüstung von kräftigen Fäusten geschlagen wurde — und zwar, dem Schall nach zu urtheilen, in unmittelbarer Nachbarschaft der Shakespeare-Bühne. Dazu mußte es eigenthümlich berühren, daß gerade dort, wo jetzt so eifrig losgewettert wurde, bisher noch kaum ein leises Wort des Tadels gefallen war, während doch — was endlich einmal just von Freunden der Sache offen ausgesprochen werden muß — die Vorstellungen, welche bisher auf jener Scene stattfanden, von etlichen nicht allzu wesentlichen Schwankungen abgesehen, bereits seit dem Geburtsjahre des Versuches in ihrem künstlerischen Gesammtwerthe mehr und mehr zurückgegangen sind. Je bedeutsamer und ernsthafter angelegt ein künstlerisches Unternehmen ist, einen um so schlechteren Dienst würde man ihm erweisen, wenn man einen entsprechenden Stand der Dinge verhehlen oder gar beschönigen wollte. Einzig und allein eine Radikalkur könnte der Münchener Shakespeare-Bühne noch aufhelfen. Deßhalb darf von ihrer bisherigen Entwickelung nicht gesprochen werden, wie wir sie gern erlebt haben würden, sondern wie sich thatsächlich vollzogen hat.

Auf eines konnten die Urheber der „neueingerichteten Scene“ schwerlich gefaßt sein: daß diese für 2 Jahre außer Thätigkeit gesetzt werden würde, als sie kaum Zeit gehabt hatte, sich ihre ersten Freunde zu werben. Das mußte für ein Experiment nahezu verhängnißvoll werden, das, unter den ungünstigsten räumlichen Gegebenheiten sein Dasein fristend und nicht zum wenigsten durch Vorurtheile der im Dienste desselben thätigen schauspielerischen Kräfte eingeengt, darauf angewiesen war, sich Zoll für Zoll den Boden zu erkämpfen. Wollen wir gerecht sein, lieber Freund, so haben wir für diese Schicksalswendung nicht den Intendanten verantwortlich zu machen, der die Shakespeare-Bühne mit wohlwollender Neutralität zur Disposition stellte, sondern diejenigen, welche nicht alles thaten, was sie vermocht hätten, um für eine tückenlose Fortsetzung der betreffenden Vorstellungen mit Nachdruck einzutreten. Also uns trifft ein erklecklicher Theil der Schuld — uns „von der Kritik“. „Wir“ haben uns nicht genugsam gerührt. Zum anderen ist denen vorzuhalten, welche es am allernächsten anging, daß sie nicht alsbald die Kabinetsfrage stellten; handelte es sich doch um eine hochwichtige Frage, ja um die bedeutsamste, die seit langen Jahren im Thätigkeitsbereich des Münchener Hofschauspieles zu erwägen war. Vielleicht hätten sich auch die Folgen der unheilvollen Unterbrechung nicht so empfindlich geltend gemacht, wenn nicht die Wege des Hofschauspieles und diejenigen der Shakespeare-Bühne in neuerer Zeit gewissermaßen parallel gelaufen wären. Auch die letztere hatte darunter zu leiden, daß bewährte, gediegene

Künstler, welche noch bei den ersten Inscenirungen auf der verbesserten Bühne thätig gewesen waren, starben oder aus dem Verbande des Instituts traten, ohne durch ebenbürtige Nachfolger ersetzt zu werden, daß ferner die Oberleitung ihre Fürsorge in erster Linie der Oper zuwendete, während das Schauspiel in einer mehr aushelfenden Stellung verharrte. Dabei ist gerechterweise in Betracht zu ziehen, daß es der Intendanz augenscheinlich an Mitteln fehlte, um für den Gagenetat des Schauspiels auch nur verhältnißmäßig annähernd so viel aufzuwenden, wie für den der Oper. In maßgebenden Kreisen hatte man mit der sehr anfechtbaren Theorie Fühlung gewonnen, „daß das Hoftheater sich von ungefähr durch seine Einnahmen erhalten könne" —, obgleich doch die Geschichte aller Hofbühnen, die in den letzten Jahrzehnten sich auf der Höhe ihrer Aufgabe hielten, hinreichend darüber belehrt, daß ohne ganz beträchtliche, von allerhöchster Stelle im Gnadenwoege gewährte Zuschüsse eben nur, wie Graf Taaffe zu sagen pflegte, ein „Fortwursteln" zu ermöglichen sei. Wonach die dazu Berufenen an entscheidender Stelle mit der Meinung nicht zurückzuhalten hätten, daß Ausgaben von entsprechender Höhe sich durch den zu erzielenden ideellen Gewinn reichlichst einbrächten, daß hingegen, wenn solcher Gewinn ausbliebe, das Ansehen wie die Anziehungskraft der Residenz empfindlich geschädigt werde und man sich wieder einmal des starken moralischen Einflusses begebe, den Bayern durch eifrige Pflege und Förderung der Künste in die Waagschale werfen könne. Leider hatte es den Anschein, als ob einflußreiche Rathgeber der Krone sich solchen und ähnlichen, oft genug in der Presse erörterten Gedanken gegenüber ablehnend verhielten. Irgendwo mochte man also wohl gern „sparen". Vermuthlich nur, um die Einnahmen auf die erforderliche Höhe zu bringen, kamen daher Schau- und Lustspiele in gehäuften Wiederholungen zur Aufführung, die eigentlich nicht hofbühnenfähig waren; vermuthlich nur, um eine immerhin befriedigende Bilanz zu ermöglichen, mußte, da augenscheinlich für ein Engagement erster Schauspieler die erforderlichen Summen nicht zur Verfügung standen, so gut es eben ging, eine glänzende äußere Ausstattung als nöthige Anziehungskraft ersatzweise eintreten. Somit kann man es sich leicht vorstellen, daß Hr. v. Possart theoretisch recht wohl ein Anhänger der auf gut veranlagte oder doch durchweg bildungsfähige Darsteller angewiesenen Shakespeare-Bühne sein mochte und durch die gedachten materiellen Schwierigkeiten verhindert wurde, was sein Vorgänger eben nur begonnen hatte, seinerseits in erfolgreicher Ausgestaltung energisch und zielbewußt für die Dauer zu begründen. So verhinderte es die Ungunst der Umstände, daß man daran gehen durfte, für die Shakespeare-Bühne einen Spielplan mit allem Vorbedacht auszubauen. So blieb es bei meist vereinzelten, trotz aller Bemühungen der Intendanz und des führenden Regisseurs im Sinne des Unternehmens nicht hinreichend gestützten und durchgearbeiteten Aufführungen auf der „Reformbühne". Man hat derselben die zweifelhafte Ehre angethan, sie der äußerlich glänzenden, durch blendende Schaustücke und raffinirte Regiewitze das Publikum verblüffenden und verwöhnenden Meininger Scene als ihrem „Extrem" gegenüber zu stellen. Nun denn: wäre auf der Münchener Shakespeare-Bühne so bienenfleißig studirt worden wie im Meininger Hoftheater, hätte man durch Neuengagements und durch Abstoßung wenig befähigter Darsteller in unausgesetzter Bemühung die Begabungen so gegeneinander ausgeglichen, wie dies bei den „Meiningern" in ihren besten Tagen der Fall war, hätte man alles daran gesetzt, um stets nur in geeigneten Häusern von ähnlichen Größenverhältnissen zu spielen, wie jene es thaten, wäre man endlich in der Inangriffnahme eines richtigen Systems zu München so konsequent gewesen, wie man es zu Meiningen in der Durchführung eines falschen blieb: dann würde sich die reformirte Münchener Scene als „deutsche Shakespeare-Bühne" bereits alle namhaften Theater im Reiche erobert haben.

Aber leider kam die Münchener Shakespeare-Bühne bereits im Zeichen der Inkonsequenz zur Welt. Wie vornehm wirkte der, so bestimmt und bedeutend die ideale Bühne bezeichnende, in schlichter Linienführung eine neue, in sich durchaus berechtigte theatralische Konvention einschließende Palastbau! Eine Konvention, die, gerade weil sie in ihrer Gliederung und äußeren Form sich bescheiden gab, für die in einem einfach guten Spiel die Bescheidenheit der Natur am besten wiederspiegelnde darstellende Kunst den besten Rahmen gewähren konnte! Aber wie grell hoben sich aus dieser matt getönten, stimmungsvollen Einfassung, welcher leicht und skizzenartig behandelte Hintergründe auf der Mittelbühne vortrefflich entsprochen hätten, die mit allem Raffinement der modernen Wiener Dekorationsschule gemalten und beleuchteten Prospekte heraus! Und so kapitulirte man, ganz ohne Zwang und ohne Noth, gleich im vornherein vor dem alten thörichten Vorurtheil, daß man dem Publikum im Theater etwas zu gaffen geben müsse. Freilich ist das Drama ebenso gut ein Seh- als ein Hörspiel. Was aber dem „Zuschauer im engeren Sinne" hier, und zwar vornehmlich in der Tragödie Shakespeare's und in wahlverwandten Schöpfungen geboten werden soll, das ist kein dekorativer Firlefanz, keine Guckkasteneinlage für große Kinder verschiedener Altersstufen, sondern das sind die in unendlicher Fülle stets wechselnden Bilder, wie sie sich in der Plastik treffender, schöner oder packender Bewegungen, wie sie sich in den freien Rhythmen einer aufs mannichfachste abgestuften Geberdensprache, wie sie in lebendigen, sich zwanglos verschränkenden und lösenden Gruppen zu sinnlich eindrucksvoller Wirkung sich offenbaren! Gerade die Shakespeare-Bühne wäre berufen gewesen, den Weg zu weisen, wie im heutigen Theater an der Hand des Dichters das „richtige Sehen" zu erlernen sei. Ein wenig Angst und ein wenig Dilettantismus haben das verhindert. Wenn aber das schönste Prinzip mit einem Loch auf die Welt kommt, so ist es der natürliche Lauf der Dinge, daß das Loch allmählich das Prinzip einschluckt. Die Konvention der feierlichen Tragödien-Architektur, die so sinnreich die altklassische mit der altenglischen Bühne verknüpfte, wurde nach und nach an allen Ecken und Enden durchbrochen. Heute besteht die Münchener Shakespeare-Bühne sozusagen nur noch aus Konzessionen. Heute wären wir, mein lieber Schicksalsgenosse, in der größten Verlegenheit, wenn wir etwa einem zugereisten Gastfreund vor dem Objekt zu erklären hätten, was eigentlich die Münchener Shakespeare-Bühne sei. Da verdecken bald Laub- oder Felsbögen das dem Wesen der ganzen Scene nach unantastbare Hauptgerüst, da schmuggeln sich Seitencoulissen auf der Mittelbühne ein, so daß dieselbe nun nicht mehr als natürlicher Abschluß eines am Proscenium beginnenden einheitlichen Schauplatzes, sondern als spielerisch eingeschachteltes Puppentheater erscheint, da fällt ein glatter Prospekt in der ersten Gasse herunter und deckt mit einem Streich das Logische der Konvention und das Unlogische des aufgesetzten Flickwerkes friedlich zu, so daß man den idealen Gestalten Hermione's und Cordelia's im Umsehen sich entrückt dünkt und ergebungsvoll dem Auftreten des tollwüthigen Turiddu oder einer unzulänglich vergisteten Selica entgegensieht.

Von wem mag wohl der erste Anstoß zu diesem verwirrenden Durcheinander ausgegangen sein?

Schwerlich von den Begründern der Münchener Shakespeare-Bühne, denen man alles andere eher zutrauen darf, als daß sie es darauf anlegten, ihre mit so viel Fleiß, Geist und Aerger ertrotzte Schöpfung muthwillig zer-

stören. Wer also fühlte sich berufen, die Brücke von Shakespeare zur großen Oper zu schlagen? Genaues weiß Niemand darüber zu berichten. Doch gehen Vermuthungen dahin, daß der erfindungsreiche Maschinen-Aeolus des Hoftheaters wieder einmal seine Hand im Spiele gehabt habe. Wäre dies der Fall, dann würde abermals bewiesen sein, wie verhängnißvoll es für ein vornehmes Institut ist, wenn man die Leistungen eines ja außerordentlich tüchtigen Obermechanikus über Gebühr einschätzt, da er doch schließlich nur mit beigeordneten Künsten zu hantiren hat. Er ist dann leicht der Versuchung ausgesetzt, sich ganz unzulässigerweise den leitenden Persönlichkeiten an die Seite zu stellen, und endlich Dirigenten und Regisseure, womöglich gar den Intendanten selbst in Worten und Werken zu tyranisiren. Erinnern wir uns daran, daß Goethe just darum seinen Mieding so rühmen durfte, weil Letzterer sich bescheiden denen unterzuordnen wußte, welchen vermöge ihrer Bildung wie vermöge eines Könnens von höherem Range die alleinige Führung vorbehalten ist. Geht's anders, dann wird am Ende das ganze Dasein eines großen Hoftheaters zu einer riesigen Drehbühne, welche der Jupiter Optimus Maximus des Schnürbodens behaglich schmunzelnd mit leisem Fingerdruck nach Gutdünken lenkt, sammt allem Lebendigen, was darin kreucht und fleucht. Einem solchen Machthaber von der lediglich auf die Wirkung des Wortes und der Geberde gestellten dramatischen Herrlichkeit Shakespeare's reden, das hieße allerdings Couliſſen nach Meiningen tragen.

Gleichviel jedoch, wer es war, der die Münchener Reformbühne fast zu Tode dekorirt hat: sie nimmt sich gegenwärtig aus, wie eine der nicht gar so seltenen Shakespeare-Ausgaben, in denen die Anmerkungen den Text in einen möglichst knapp bemessenen Anstandswinkel zurückgeschoben haben. Und wenn es wenigstens möglich gewesen wäre, diese schönen Reste mit dem Tonfall der Rede des Dichters zusammen zu stimmen! Darüber jedoch das nächstemal: für heute sind's der Ketzereien genug. Fürchten Sie nichts für das Loos meiner armen Seele und verstoßen Sie nicht aus der Regiekammer Ihres Herzens

Ihren
getreuen
Paul Marsop.

Das Landhaus des Horaz.

Was würde der treue Abbé Capmartin de Chaupy sagen, wenn er die modernen Pilger, welche einen Blick auf die Stätte geworfen haben wollen, an der Horaz so gern weilte, mit der Eisenbahn das friedliche Thal erreichen sähe, zu dem er um die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf seinem gelehrten Rößlein wanderte, um die Trümmer des Landhauses seines vergötterten Horaz zu entdecken? Wenn er, der 10 Jahre seines Lebens dem Zwecke widmete und einen großen Theil seines Vermögens dafür hingab, um die Stelle zu finden, wo sein geliebter Dichter glückliche Tage verbracht und herrliche Lieder gesungen hatte, in den Reisebüchern lesen würde: Stationen von Tivoli aus: San Paolo bei Cavalieri, Castel Madama, Vicovaro 11 km, Mandela 14 km? Und dann heißt es bei Baedeker: „Unmittelbar unterhalb des eine Viertelstunde vom Bahnhof Vicovaro entfernten Stadteingangs Reste der Mauern des antiken Städtchens Varia, das an der Stelle des heutigen Vicovaro lag. Das oberhalb Vicovaro mündende Thal der Licenza, der alten Digentia, hat durch die Frage nach dem Landgute des Horaz den klassischen Reisenden von vornherein angezogen, verdient aber auch seiner Naturschönheiten wegen einen Besuch. Man wendet sich von Vicovaro nach dem (eine halbe Stunde) auf der Höhe gelegenen Kloster San Rocco zu. Unmittelbar ehe man dieses erreicht, theilt sich die Straße; man wählt den links im spitzen Winkel rückwärts führenden Weg, dem man zirka 1 Stunde folgt. Bald, jenseit der Trümmer eines Bauernhauses, eine kleine Brücke. Der Ort Rocca Giovine wird erst, unmittelbar ehe man ihn erreicht, sichtbar. — Rocca Giovine ist ein kleines Dorf auf steilem Felsen, in reizender Lage. Eine früher am Palazzo eingemauerte Inschrift bezeugt die Restauration eines Tempels der Victoria durch Vespasian. Da nach Varro die Victoria identisch ist mit der sabinischen Vacuna, versetzt man das von Horaz (Ep. I. 14 — soll I. 10 heißen —) erwähnte Fanum Vacunae nach Rocca Giovine. — Man lasse sich führen nach der Capelle Madonna delle Case, nach der Höhe Colle del Poetello und der Quelle Fonte degli Oratini. Diese Namen sollen an die Villa des Horaz erinnern, welche man jedenfalls mit größerer Wahrscheinlichkeit hier am Fuße des Monte Corrignaleto (Mons Lucretilis), als unten im Thale kurz vor Licenza sucht. Die antiken Reste, die gezeigt werden, sind unbedeutend, schön dagegen die Aussicht ins Thal: Hoch oben Civitella S. Paolo, unten auf einem einzelnen Hügel Licenza, das seinen Namen von dem unten fließenden Bache hat, im Alterthum Digentia (Horaz Ep. I, 18, 104), und das man in einer Stunde über Madonna delle Case (eine halbe Stunde) von Rocca Giovine erreicht. — Die nächste Station nach Vicovaro (14 km von Tivoli) ist das nördlich auf der Höhe (487 m) liegende Mandela, das bis vor kurzem Cantalupo (di Bardella) hieß, jetzt aber Horaz zu Ehren (rigosus frigore pagus Ep. I, 18, 105) seinen antiken Namen wieder erhalten hat."

Gsell-Fels, der die hinbezüglichen Citate aus Horaz in Uebersetzung aufführt, geht noch näher auf die Platzfrage des Horazischen Landguts ein, das er an gleicher Stelle wie Baedeker annimmt: „Das Sabinum des Horaz ward früher 1½ km vor Licenza gezeigt, wo man noch Reste einer antiken Villa sieht, deren Bau aber der späteren Kaiserzeit angehört, und deren Lage den vielen Stellen bei Horaz über seine Villa nicht genügend entspricht. Die wahre Lage des Sabinum hat in neuerer Zeit Rosa aufgefunden, und zwar eine kleine Viertelstunde hinter Rocca Giovine, wenn man links von demselben über den Colle del Poetello die Straße del Rio entlang geht auf einen Platz links oberhalb der Kirche Madonna delle Case. Jenseit des Colle del Poetello (Dichterhügels) ansteigend, findet man eine regelmäßige künstliche Terrassirung, jetzt überpflanzt, einst aber die Bodenfläche eines Hauses. Durch den Pflug zerbrochene Ziegel sind gegenwärtig die alleinigen Reste des alten Baues, aber Form, Einebnung, Ebenbildung zeigen die Anlage einer römischen Villa, und das erhöhte Plateau ist ganz geschützt im Osten durch den Monte della Costa, im Süden durch den Monte del Corgnaleto (Lucretilis)."

Aber die beiden Reisebücher stehen in ihren Schlußfolgerungen auf einem falschen Standpunkte; die von ihnen zurückgewiesene Stelle ist die richtige, und diejenige, auf der Horazens Villa einst stand. Im Interesse der Italienfahrer, die den Lieblingsaufenthalt des großen Dichters gesehen haben wollen und sollen, wollen wir die wahre Lage nachweisen und zugleich ihrem ersten Entdecker, Abbé Capmartin de Chaupy, wieder zu seinem Rechte verhelfen. Da Capmartin 1798 gestorben ist, somit sein 100jähriger Todestag in diesem Jahre wiederkehrt, wollen wir einige kurze biographische Notizen vorausschicken.

Capmartin de Chaupy war 1720 zu Grenada bei Toulouse geboren und zum Geistlichen bestimmt und erzogen. Er kam früh nach Paris, wo er sich an den Kämpfen des Klerus gegen das Parlament mit Wort und Feder betheiligte. Infolge davon fühlte er sich in Paris nicht mehr sicher und ging 1756 nach Rom. Die Größe der antiken

Welt, die sich in Rom vor ihm aufthat, gab ihm den Gedanken, sich an eine Beschreibung des antiken Italiens zu machen. Zehn Jahre sammelte er dazu Material und ließ, um den Geschmack des Publikums zu sondiren, den interessantesten Theil davon zur Veröffentlichung kommen: *Decouverte de la Maison de Campagne d'Horace.* Ouvrage utile pour l'intelligence de cet auteur, et qui donne occasion de traiter d'une suite considérable de lieux artiques. Paris et Rome 1767/1769. Drei Bände von mindestens je 500 Seiten! Doch erhielt er 1766 die Möglichkeit, nach Paris zurückzukehren und ließ damit seine weiteren Publikationsprojekte über das antike Italien im Stich. In Paris lebte er ruhig und ziemlich zurückgezogen; aber er sah die Gefahren, die dem Klerus und der Monarchie durch die États généraux drohten, voraus und begann schon 1785 dagegen Broschüren zu schreiben. Die Ereignisse waren jedoch schneller als seine Feder; trotzdem er Mitglied des Klerus und Anhänger des ancien régime war, entging er dennoch den Schrecknissen der Revolution, deren Ereignisse er aus seinem Lieblingsschriftsteller Horaz vorausprophezeihend herausgelesen haben wollte. Voltaire war ihm der Hauptstein des Anstoßes gewesen, und Capmartin hatte ein Buch geschrieben gegen Voltaire: Philosophie des lettres qui aurait pu tout sauver; Misosophie voltairienne qui n'a pu que tout perdre. Er konnte es noch zurückziehen — das Buch gehört daher zu den größten Seltenheiten — und das hat ihm den Kopf gerettet. In diesem Buche sagt er: la philosophie est capable de changer la terre en Ciel, le voltairianismo ne l'est pas moins de la changer en enfer. Während der Revolution lebte Capmartin in Sens, er starb in Paris 1798. —

Ueber 1600 Druckseiten hat die Materialmasse abgegeben, die der gelehrte Abbé für die Découverte de la Maison de Campagne d'Horace gesammelt hat, und wenn dieses Buch des wärmsten Verehrers von Horaz auch nicht gerade unterhaltend geschrieben und zu lesen ist, so führt es doch nicht allein zu seinem eigentlichen Zweck, dem Landhause des Dichters, sondern bietet auch sonst eine Fülle von Anregung und Belehrung. Schon durch die große Anzahl von durch Capmartin aufgezeichneter Inschriften, deren Originale in den 140 Jahren, seitdem er sie kopirte, theilweise verloren sind[1]), behält es seinen dauernden Werth. Abgesehen von Capmartins Schreiben, der Horazens einfaches, wenn auch recht umfangreiches Gut zu einem Schloß mit Park machen will und auch dies nachzuweisen sucht, konnen auch die beiden deutschen Monographien der neuesten Zeit, die über das Landhaus des Horaz handeln und zu gleichen Resultaten gelangen wie der französische Forscher des vorigen Jahrhunderts, kaum etwas anderes vorbringen, als der Abbé vor 130 Jahren geschrieben hat, um zu zeigen, daß nicht die von Baedeker und Gsell-Fels angenommene Stelle, sondern die von den beiden Reisebüchern zurückgewiesene die eigentliche Stätte von Horazens Landhaus ist. Diese deutschen Abhandlungen, die übrigens in trefflicher Weise nach Horaz-Stellen und dem Augenschein berichten, sind: Fritzsch (Trier) „Das Horazische Landgut, seine Lage und Beschaffenheit" in Fleckeiseus Jahrbücher 1895; und Sellin „Das sabinische Landgut des Horaz", Gymnasialprogramm Schwerin 1896. — Vielfaches Unrecht ist dem französischen Abbé und Gelehrten im vorigen Jahrhundert geschehen. Unser Wieland erkennt zwar in den ausgezeichneten und noch immer brauchbaren Einleitungen und Anmerkungen zu seiner unübertroffenen Uebersetzung von Horazens Episteln Capmartins Verdienste vollständig an und rühmt auch die lehrreichen Quellen und Minen zu Nebenuntersuchungen, aber er wünscht, „daß das Buch zu lesen sein möchte". Dann sagt er an einer anderen Stelle von dem „überscharfsinnigen" Franzosen, der von einem Château d'Horace spricht: „Ueberhaupt geht nichts über den Don Quixotismus, womit die wirkliche oder eingebildete Entdeckung der Ruinen des Horazischen Landhauses das Gehirn dieses gelehrten Mannes eingenommen hat." — Am schlimmsten aber hat ihm ein Italiener, De Sanctis, mitgespielt, der auf der Spur Capmartins sich dessen Entdeckung aneignete und rasch eine Broschüre über das Landhaus Horazens veröffentlichte, während der Franzose mit seinen drei schweren Bänden natürlich hinterher kam. Doch ist dem Letzteren die Priorität der Entdeckung schon durch die 1600 Seiten seines Buches gesichert, in dessen Vorrede er von De Sanctis — er nennt nicht den Namen — erzählt, wie er dessen Bekanntschaft bei einem Besuche in Tivoli — De Sanctis war Erzpriester an der Kathedrale zu Tivoli — gemacht habe, als er schon einiges entdeckt hatte. „Diese Person" — De Sanctis — so sagt er, „öffnete während unsrer Unterhaltung vorsichtigerweise so wenig als möglich den Mund; dafür machte sie aber die Ohren um so besser auf, begab sich dann nach Licenza und eignete sich meine Entdeckung an." Aber wir, und so thun es auch Fritzsch und Sellin, wollen Capmartin den Ruhm der Entdeckung, an der ihm so viel lag, wieder geben, ihm und seinem braven Rößlein, das, wie er erzählt, durch seinen beständigen Umgang mit Alterthümern selbst zum Alterthumskenner wurde. Es lief mit der Zeit selbst auf Ruinen zu, ohne daß man es dahin zu lenken nöthig gehabt hätte, und seine Müdigkeit schien zu weichen, sobald es sich auf dem Pflaster irgend einer alten Straße befand.

Capmartins und De Sanctis' Meinung über die Lage von Horazens Landgut sind ein Jahrhundert lang unangefochten geblieben. Erst Mitte unsres Jahrhunderts kam der französische Schriftsteller Noel des Vergers dahin, eine andere Stelle — es ist die von Baedeker und Gsell-Fels aufgenommene — als die des Landhauses zu bezeichnen, und seiner Ansicht folgte auch die Autorität des ausgezeichneten italienischen Baumeisters Pietro Rosa, sowie der geistvolle französische Archäologe Gaston Boissier, der noch in der dritten Auflage seiner Nouvelles Promenades archéologiques (Paris 1895), in seinem Aufsatze la Maison de campagne d'Horace sich für Rosa entscheidet, allerdings aber in einer Anmerkung der durch Tito Berti (im November 1885 in dem Fanfulla della dömenica) wieder aufgenommenen Capmartin'schen Ansicht Konzessionen zu machen scheint. Gleich Berti trat auch Achille Razzoleni 1890 in der Rivista di filologia für Capmartin ein. Die beiden erwähnten neuesten deutschen Publikationen werden aber wohl die Streitfrage definitiv zugunsten der Capmartin'schen Lage entschieden haben, und wir wollen hoffen, daß auch die Reisebücher sie bald aufnehmen, damit der Enthusiasmus der Italienfahrer für den liebenswürdigsten Dichter des Alterthums, dessen Wiege Grazien und Musen umtanzt haben, nicht an falscher Stelle erweckt wird.

Es sind zehn Punkte, die Capmartin de Chanpy zu beweisen sucht, um danach Horazens Landhaus zu bestimmen. Für alle diese Punkte nahm er aus den Dichtungen seines Lieblingsdichters und Inschriften die Belege, welche er an Ort und Stelle kontrolirte. Theilweise war von Anderen schon vorgearbeitet worden. Cluver (1624) hatte

[1]) Ich habe aus den Bänden Capmartins 120 lateinische — kleinere und größere Inschriften — herausgeschrieben, die Capmartin zum größten Theil direkt vom Steine kopirt hatte. Nur ganz wenige darunter sind von ihm aus Cluver, Fabretti rc. entnommen. Es ist keine Inschrift in dem Werke des Horazfreundes abgedruckt, die nicht im Corpus Inscript. Latinarum in den Bänden VI, IX, X, XIV Aufnahme gefunden hätte, worin er daher viele Male citirt ist. Abgesehen von wenigen Ausnahmen war auch für die Herausgeber des Coepus an den Lesarten und Abschriften des französischen Abbés nichts zu ändern, was ebenso für seine Gelehrsamkeit wie für seine Glaubwürdigkeit und Gewissenhaftigkeit spricht.

in seiner Italia antiqua (II, Kap. 16, S. 983) aus einer am Kastell von Vicovaro gefundenen Inschrift bewiesen, daß Vicovaro an der Stelle von Horazens Varia steht. Zudem ist Varia auch auf der Peutinger'schen Tafel mit der richtigen Entfernung von Tibur (Tivoli) angegeben, mit 8 römischen Meilen = 11.85 km (1 Meile = 1.4815 km). In den Kosmographien und Itinerarien des Alterthums findet sich Varia (als Baria) auch vermerkt; in des Anonymi Ravenatis Kosmographia folgen als Stationen für die Via Numentana: Aquas albulas, Tibur, Bariae, Laninas, Rane; ebenso in der Geographie des Guido: Humentum, aquas Albulas, Tiburis, Barie, Laninas, Rannae, sowie auch im Itinerarium Antonini. Da die Gelehrten zur Zeit Capmartins auch darüber nicht einig waren, ob Horaz eines oder mehrere Landgüter besessen hatte, so gab sich der Abbé auch große Mühe, das erstere sicher zu stellen und die anderen bei Horaz genannten Villegiaturen und ersehnenswerthe Aufenthaltsorte als von dem Dichter vorübergehend oder als Gast benutzte zu beweisen. Auch J. S. Strodtmanns Horazübersetzung (Leipzig 1852, Exkurs 2, S. 53; die Exkurse sind sehr lesenswerth) beschäftigt sich noch mit der ersten von Capmartins Fragen, die lauten: 1. Horaz besaß nur ein Landgut. 2. Es lag in der Sabina. 3. An der Digentia. 4. Nahe bei einem Tempel der Vacuna. 5. Am Lucretilis (der allerdings nicht der Monte Gennaro ist, wie Capmartin nachzuweisen sucht. Dagegen ist das bei dieser Gelegenheit beigebrachte Material für die Topographie sonst sehr werthvoll). 6. und 7. Bei Varia und Mandela. 8. Das Landgut lag in einem von Bergen eingeschlossenen Thal. 9. Es war so groß, daß neun Arbeiter dafür nöthig waren und fünf Pächterfamilien darauf lebten. 10. Es zeichnete sich durch eine treffliche Quelle aus. — Für alle diese Thesen hat der französische Abbé nicht allein seinen Horaz bereit, sondern benutzt auch Inschriften, von denen seine Nachfolger vielleicht nichts mehr wissen. Um Cantalupo di Bardella (s. oben das Baedekercitat) mit Horazens Mandela zu identifiziren, führt z. B. Sellin die unverkennbare Aehnlichkeit des Namens Mandela mit Bardella an und fährt fort: „Endlich ist unlängst nach der uns zutheil gewordenen mündlichen Mittheilung eines deutschen Gelehrten in Rom, welche von Tito Berti in seiner Schrift „La villa di Orazio", Roma 1886 bestätigt wird, in dem Territorium von Bardella ein Stein mit einer antiken Inschrift gefunden worden, in welcher der Name Mandela entziffert ist." Da mir Berti's Schrift nicht zu Gebote steht, so weiß ich nicht, ob das nicht dieselbe Grabinschrift ist, die Capmartin zu San Cosimato di Vicovaro an der Licenza gefunden hat, die nach ihm lautet: Valeria Maxima mater, domini praevia (oder dote omni praedita), Valeria dulcissima filia, quae vixit a. XXVI, m. II d. XII in praediis suis MASSAE MANDELAE. Sepulcrum restituit et ornavit Valerius Maximus Hercules. Quiescant in pace. Andere Lesung im C. J. L. XIV, 3482.

Was den in den citirten Reisebüchern angeführten Colle del Poetello und die Fonte degli Oratini anbelangt, so hat nach Fritzsch und Sellin der Italiener Berti nachgewiesen, daß trotz des Anklanges diese beiden Namen mit dem Dichter gar nichts zu thun haben. Beide Namen sind im Laufe der Zeit aus den noch im Kataster befindlichen Bezeichnungen verstümmelt worden. Der Colle del Poetello heißt im alten Kataster pogetello, ein Wort, welches aus pogiatello verkürzt ist und einen kleinen Hügel bezeichnet. Und nach demselben Kataster ist der Name fonte degli Oratini zurechtgekünstelt aus einer fontana dei Ratini. Dieser Name ist der der früheren Besitzer und hat erst der Form degli Oratini weichen müssen, als de Sanctis' Entdeckung (oder vielmehr seine Capmartin vorlaufende Broschüre) die Bewohner von Rocca Giovine veranlaßte, alle benachbarten Lokalitäten mit dem Dichter in irgend eine Verbindung zu bringen.

Bach und Quell Digentia, Dorf und Gau Mandela, Varia und der Tempel der Vacuna haben uns mit Baedeker und Gsell-Fels nach der Stelle geführt, wo jetzt Rocca Giovine steht und einst der Tempel der Vacuna stand, in dessen Nähe Horazens Landgut gewesen sein muß. Denn Episteln I, 10 i. f. richtet der Dichter an seinen Herzensfreund Fuscus Aristius die Worte:

> Dies, Freund, diktirt' ich, an der guten Göttin
> Vacuna halbzerfallenen Kapelle
> ins Gras gestreckt, und, außer daß ich dich
> nicht bei mir hatte, übrigens vergnügt.

So übersetzt Wieland und stellt sich unsern Dichter vor, wie er hier in einer anmuthig wilden, einsamen Gegend, unter dieser zerfallenen bäuerischen Kapelle im Grase sitzt und seinem abwesenden Freunde Gedanken mittheilt, die solcher Scene angemessen sind. — Es ist aber nun die Frage: hat dieser Tempel der Vacuna in unmittelbarster Nähe des Horazischen Landgutes gelegen, oder mußte Horaz einen längeren Spaziergang gemacht haben, um diesen Platz zu erreichen? Diejenigen, welche ersteres annehmen, Noel des Vergers, Rosa, Boissier, und die beiden Reisebücher setzen Horazens Landhaus auf ein Plateau über Rocca Giovine, nach einem Capo le Volte genannten Platz. — Capmartin, de Sanctis, Berti, Fritzsch, Sellin nehmen eine etwas entferntere Stelle an; nach ihnen stand Horazens Villa nordwestlich davon, dem Dorfe Licenza gegenüber hinter den sog. Vigne di San Pietro. Folgen wir jetzt den trefflichen und präzisen Abhandlungen der genannten Deutschen, um uns nicht noch einmal durch Capmartins Bände winden zu müssen. Sellin erzählt (S. 8) und hoffentlich werden ihm folgend Baedeker und Gsell-Fels bald gerade so schildern: „Von der Piazza Vacuna in Rocca Giovine führt die Dorfstraße zunächst nordwärts; nach einigen hundert Metern schlägt man einen nach Westen auf die Berge führenden ziemlich steilen Fußpfad ein, welcher am Rande eines zur Zeit unsrer Besichtigung fast ganz versiegten Baches, des Rio Martello, entlang zu einem etwa 130 m über Rocca Giovine gelegenen Plateau am Fuße des Monte Crogualeto führt, der sich bis 750 m erhebt. Ehe man dieses Plateau erreicht, wird man vom Führer auf einen bewaldeten Hügel zur Linken aufmerksam gemacht, der jetzt (fälschlich) den Namen Colle del Poetello führt. Das Plateau aber, auf dem wir Halt machen, ist Capo le Volte. Zweifellos hat hier irgend einmal in früherer Zeit ein Haus gestanden: der Platz scheint für einen Hausbau künstlich planirt und in der Erde finden sich antike Ziegelreste; der Führer erklärt uns, daß nach der Ansicht der Gelehrten hier das Haus des Horaz gestanden habe und daß der benachbarte Colle del Poetello nach dem Dichter noch heute seinen Namen trage. Die Vegetation ist hier ziemlich dürftig; rings herum ist viel Gestrüpp und wir sehen nur wenig Waldbäume, wie Fichten, Steineichen und Buchen, Fruchtbäume aber gar nicht, außer einigen verkümmerten Feigen; im Gebüsch weiden viele Ziegen und einige wenige Kühe, die den Bewohnern von Rocca Giovine gehören; von einer Quelle ist ringsum Nichts zu hören und zu sehen. Der Eindruck, den der Platz auf den Beschauer macht, ist ein düsterer. Von hier führt ein steiniger Pfad in nordöstlicher Richtung hinab zu einer uralten, jetzt nicht mehr zum Gottesdienst benutzten halbverfallenen Kapelle der Santa Maria delle Case, hinter welcher ein von Kraut und Gestrüpp fast ganz bedeckter Weg zwischen schönen alten Eichen anfangs schnurgerade, dann sich in steilen Windungen senkend zu einer Quelle führt, die unter Strauchwerk an einem Hügelabhang nicht hervorsprudelt, sondern schwach hervorsickert, so daß das aus ihrem abfließenden

Digitized by Google

Wasser gebildete Rinnsal mehr einem Rinnsteine als einem Bache gleicht. Wir erfahren, daß diese kümmerliche Quelle den Namen der fonte degli Oratini trage, in welchem Namen nach der Meinung der Einwohner von Rocca Giovine unschwer der Name des Dichters wiederzuerkennen sei. Auch belehrt uns unser Führer, daß jene vorher erwähnte Eichenallee den Verbindungsweg zwischen dem Hause des Dichters und dieser seiner Lieblingsquelle darstelle, auf welchem er oft gewandelt sei und gedichtet habe. Wir jedoch vermuthen, daß jener Weg im Mittelalter für die Geistlichen von Licenza angelegt ist, die ehemals den Dienst in der Kirche Santa Maria delle Case hatten. — Wenn die fonte degli Oratini auch nicht durch Wasserreichthum imponirt, so ist doch nicht zu leugnen, daß es ein anmuthiges Plätzchen ist, auf dem sie sich findet. Die Vegetation ist im Vergleich zu der einförmigen Oede von Capo le Volte üppig zu nennen. In gartenähnlichen Anlagen sieht man Apfelbäume, Oliven, vereinzelte Kastanien, kräftige Feigenbüsche und an Ulmen rankt der Wein empor. Je weiter wir nun in nordwestlicher Richtung den Abhang hinabsteigen, desto saftiger wird das Grün auf dem Boden und, selbst in dieser Herbstzeit noch, desto duftiger werden die Blumen und Kräuter. Da zeigt sich uns eine neue Quelle, welche mit großer Wasserfülle krystallhell aus einem Felsen hervorbricht und mit munterem Rauschen und als ansehnlicher Bach, der uns als Licenza bezeichnet wird, unsern Abstieg begleitet, endlich, etwa 200 Schritte abwärts, einen kräftigen, etwa 2 m hohen Fall bildet, um sich dann vorläufig unsern Augen zu entziehen. Wir haben einen prächtigen Kastanienwald erreicht, an dessen Saum sich unser Führer aus Rocca Giovine verabschiedet, um uns einem jungen Mann aus Licenza zu übergeben, der hier ortskundiger sei als er. Nach wenigen Schritten gelangen wir mit ihm auf einen flachen, ganz kultivirten Hügel und nun erklärt uns unser Führer, hier sei erst in Wahrheit die Stätte, wo das Wohnhaus des Dichters gestanden habe. Man sieht zunächst nichts von einem Hause; aber nachdem der Führer nach allen Seiten sich vorsichtig umgeschaut, beginnt er mit seinem Stock die Erde aufzuwühlen und siehe da, es zeigt sich unsern Blicken ein vortrefflich erhaltener Mosaikboden, in reizendem Muster aus schwarzen und weißen Steinchen zusammengesetzt; wir erfahren, daß zwei ansehnliche Zimmer mit solchen Mosaiken in verschiedenem Muster aufgegraben gewesen, aber, um sie vor Zerstörung zu bewahren, bis größere Aufgrabungen vorgenommen werden könnten, auf Anordnungen der Behörden wieder zugedeckt seien; Jeder sei mit Strafe bedroht, der die Erde entferne. — Die Gegend ist hier voll landschaftlicher Reize; ringsum Wein, Oliven, Feigen, Maisfelder, zu beiden Seiten üppige Kastanien. Wir befinden uns hinter den Vigne di San Pietro, deren gegenwärtiger Besitzer in Licenza wohnt. Nunmehr steigen wir auf dem guten Landwege in das Licenzathal hinab und folgen der Landstraße nordwärts bis zu dem Wege, der zu dem hochgelegenen Dorfe Licenza hinaufführt. Etwas oberhalb desselben sehen wir unsern fröhlichen Quellbach wieder, der mit reichem Wasser ein an der Straße gelegenes Mühlwerk treibt, um sich unmittelbar darauf mit der Licenza im Thal, deren Namen er selbst von seiner Quelle an trägt, zu vereinigen."

Diejenigen, welche die Ansicht Capmartins bekämpfen und für Capo le Volte sind, führen für sich außer den bereits als Scheingründe dargelegten Namen Poetello und Oratini und außer der größeren Entfernung der Vigne di San Pietro vom Tempel der Vacuna — als ob der Dichter nicht auch einmal 2 km hätte zu Fuß gehen können, er, sogar in Rom ein Freund des Herumschlenderns, geschweige denn in seiner geliebten Bergnatur, um dann in der Situation, wie Wieland der Dichter den Dichter schildert, zu ruhen und den Brief zu diktiren — noch weiter auf, daß die Vigne di San Pietro nur 45 m über dem Licenzathal liegen, und daß der Dichter Carm. III, 4, 21 sagt: in arduos tollor Sabinos. Dagegen liege Capo le Volte noch 100 m über Rocca Giovine. Wir aber nehmen an, daß Horaz in der Ode an die allgemeine Erhöhung des Sabinergebirges und nicht an die besondere Höhenlage seines Sabinums denkt. Noel des Vergers und Rosa halten auch die Beschreibung, die Horaz Ep. I, 16, v. 2—10 und Carm. I, 17, v. 1—4 von seinem Gute macht, für besser zu Capo le Volte stimmend als zu der Stelle hinter den Vigne di San Pietro. Die Stellen lauten: Episteln I, 16 an Quinctius:

Stell eine Kette dir von Bergen vor,
durch ein gekrümmtes schattenvolles Thal
gebrochen, so, daß von der Morgensonne
die rechte Seite, von der Abendsonne
die link' erwärmt und leicht umdünstet wird.
Zum mind'sten würde dir die milde Luft gefallen.
Und fährst du dann noch überdies die Hecken,
von denen alles voll ist, statt der Schlehen,
die du erwartetest, mit dunkelrothen
Kornellen und mit Pflaumen reich beladen,
und allenthalben Eichen beider Art
mit vieler Frucht dem Vieh, mit vielem Schatten
dem Gutsbesitzer dienen — traun! es dünkte dir
Tarent, herbeigerückt, vor deinen Augen grünen
zu sehn. Auch fehlt es nicht an einer Quelle,
die ihren Namen einem Bach zu geben
zu klein nicht ist, dabei so kalt und rein,
daß tätter nicht noch reiner sich der Hebrus
um Thracien schlingt, auch trefflich Kopf und Magen
zu stärken, u. s. f.

Oden I, XVII an Tyndaris:

Der rasche Faunus tauscht mit Lucretilis,
Der reich an Anmuth, oft des Lycaeus Höh'
Und wehret stets von meinen Ziegen
Brennenden Sommer und Regenwinde.

Es würde zu weit führen — Sellins poetische Schilderung setzt auch jeden Leser in Stand, selbst seine Schlüsse zu ziehen —, wollten wir im einzelnen nachweisen, daß die Vigne di San Pietro alle die vom Dichter selbst gerühmten Eigenschaften in reichem Maße haben, während bei Capo le Volte manches gar nicht zutrifft. So ist z. B. die Fonte bei Ratini wasserarm und gewiß nicht berechtigt, dem Hauptbache den Namen zu geben. Die Quelle in der Nachbarschaft gehört ja auch nach Sat. II, 6, 2 et tecto vicinus jugis aquae fons dazu. Dagegen bricht an der Stelle nur wenige Meter oberhalb der Vigne di San Pietro die Quelle mächtig hervor, und die Einwohner von Licenza nennen den Hauptbach im Thale auch erst von da an Licenza, wenn Horazens Gebirgsquelle in ihn geflossen ist. — Wie Fritzsch (S. 93) erzählt, ist die Heilkraft der Quelle den Thalbewohnern nicht unbekannt.

Wer Horazens Landhaus nach ihm besessen hat, weiß man nicht. Capmartin sah noch am Platze gefundene Wasserleitungsröhren von Blei, die T. Claudi Burri bezeichnet waren, als mit dem Namen des Besitzers, für den sie dienten. An der maßgebendsten Stelle für Namen der römischen Kaiserzeit, in der Prosopographia Imperii Romani von Klebs und Dessau 1897, ist kein T. Claudius Burrus verzeichnet. Zu Suetons Zeiten waren schon Freunde Horazischer Dichtung nach dem Landgute des Dichters gewandert. Denn es heißt in Suetons Vita Horazii: Er lebte vielfach auf seinem sabinischen Landgute und das Haus wird noch gezeigt. So zieht man jetzt 1800 Jahre später als Sueton noch und wieder zu der Stelle, wo der Dichter so gern weilte. Denn die Freunde seiner Dichtung sind nicht geringer an Zahl als damals, anderthalb Jahrhunderte nach

Horazens Tod. Und wenn auch seine Poesie auf die unsre nicht mehr von solchem Einfluß ist, wie sie zur Zeit des Abbé Capmartin de Chanpy namentlich in Deutschland[1]) war, so konnte sich der Dichter selbst doch mit kühnster Phantasie und berechtigtstem Selbstgefühl nicht vorstellen, wie wohr sein „Exegi monumentum aere perennius" geworden ist. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

—ra. Dr. E. A. Schmid: Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsre Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten and Schulmännern, fortgeführt von Dr. Georg Schmid. Vierter Band. Zweite Abtheilung. Erste Lieferung. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 316 S. 9 M. — Nachdem die erste Abtheilung des vierten Bandes die Bildungsbestrebungen in Deutschland, hauptsächlich die Schulreform im Herzogthum Gotha, den Pietismus, Locke und das Bildungswesen in Frankreich im 17. nnd 18. Jahrhundert gebracht hat, behandelt die hier vorliegende, ans der Feder des Herausgebers stammende erste Lieferung der zweiten Abtheilung den Philonthropinismns, and zwar den Urheber der gonzen weitgreifenden pädagogischen Bewegnng, der ihr das Gepräge aufgedrückt hat — Johann Bernhard Basedow. Vorausgeschickt wird eine treffende Charakteristik der geistigen Signotur seines Zeitalters, das sich mit Stolz die Aufklärungsperiode, das philosophische Jahrhundert nannte. In der Religion Rationalismus, in der Moral Eudämonismus, in der Weltanschaaung Optimismus, im Leben Utilitarismus. Das sind die Grundzüge jener Zeit, die sich auch in der Erziehung spiegeln und den Geist des Philanthropinismus bezeichnen. Nun folgt Basedow selbst, sein Leben, seine umfassende uad mannichfaltige schriftstellerische Thätigkeit und seine praktischen Versnche, dos Schulwesen zu reformiren — alles in einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Die ersten Abschnitte dieser Darstellung sind großentheils einer früheren Monographie des Verfassers (Jahresbericht der lutherischen St. Katharinengemeinde zu St. Petersburg oon 1890) entnommen, die ols Prode dem Ganzen oorausgeschickt wurde, ehe noch Pinloche's La Réforme de l'éducation en Allemagne, deutsch 1896 oon J. Rauschenfels, erschienea war. Mit letzterem Werk setzt sich der Verf. nicht ex professo auseinander, wohl aber werden zahlreiche Irrthümer und Ungenauigkeiten desselben thatsächlich berichtigt. Zunächst wird Basedows Jugend und Bildungsgaag dorgelegt, seine Thätigkeit als Hofmeister, seine Experimente an dem 7jährigen Sohn des Hrn. v. Qualen, die Entstehung seiner Methode, dos Latein durch Sprechen zu lehren, seine Wirksamkeit als Professor in Sorde und Altona. Es folgt: Basedow als Reformator des Schulwesens, die „Vorstellung" an Menschenfreunde, das Elementarwerk, das als literorische Haupteistung Basedows desonders eingehend besprochen wird, der Plon des Seminars und die Gründung des Philanthropins selbst in Dessau, womit seine Thätigkeit ihren Höhepunkt erreichte. Hier wird das berühmte Examen geschildert, das 1776 abgehalten wurde. Freilich hot seine Thätigkeit dort bold ein Ende gefunden. Die Weiterentwicklung des Instituts erfolgte unter Campe und Wolke. Einen bedeutenden Roum (S. 249—301) nimmt die Darstellung der Erziehung und des Unterrichts im Philonthropin ein. Mit großer Sorgfalt ist hier alles zusammengestellt, was zu einem Gesammtbild der philanthropinischen Pädagogik gehört. Bezüglich der Frage, welche Einflüsse nnf Basedows Ideen durchschlagend gewesen sind, werden zwei wichtige Ergebnisse festgestellt: die Annahme Hahns, daß Basedow die Anregung zu einer Reform des Schulwoesens durch de la Chalotais empfongen habe, wie sie auch Pialoche oertritt, wird als irrig erwiesen. In allen Hauptpunkten stehen Basedows Gedanken schon vor 1763, als er den Essai d'éducation desselben noch nicht konnte, fest. Das andere Ergebniß ist, doß Basedow in allen Hauptpunkten von Gesner und Locke, nicht aber, wie noch Ziegler, Geschichte der Pädogogik, annimmt, oon Rousseou obhängig ist. Diese Meinung ist dodurch entstanden, doß bei dem Basedow'schen Werk sich bold Mitarbeiter fanden, die zuerst, von Rousseau begeistert, dessen Ideen in jenes hineinbrachten. Unter ihrem Einfluß hot auch Basedow später sich noch mehr Rousseau genähert. Dies ist besonders Campe zuzuschreiben, der als eigentlicher Prophet Rousseau's zu bezeichnen ist. — Den Schluß bildet die Einwirkung des Philonthropinismus. Die unmittelbore Einwirkung auf das deutsche Schulwesen wor unbedeutend. Für die Entwicklung des Erziehungswesens ist aber der Philanthropinismus doch oon dauernder Wirkung gewesen. Er hat Deutschlond aus seinem Schlummer aufgerüttelt und war die erste Ursache, daß man nach nnd nach oom altea Schlendriaa abließ und überall die Schulen und die Erziehung der Kinder zu verbessern suchte. Ein ganz besonderes Verdienst liegt darin, daß die Idee des Elementarwerks nun auch in einem greifbaren Schulorgonismus verwirklicht und für die Betrachtung oeranschaulicht war. Schon Kant hat heroorgehoben, doß Versuche für die Erziehungsfragen unentbehrlich seien. Die einzige Experimentirschule aber war das Dessausche Institut. Zu seinen dauernden Verdiensten gehört die Einführung der Leibesübungen und der Körperpflege, die Bildung der Sinne und des Denkens durch die Anschonung, die Anbahnung der Entwicklang einer pädagogischen Wissenschaft, endlich die Anregung zu der umfangreichen Entwicklung der Erzählungsliteratur. — Ohne Zweifel ist die oorliegende Darstellung das Beste und Verständigste, was wir über Basedow, seine Ideen und seine Wirksamkeit besitzen.

∞ *Alexandre Dumas fils:* Théâtre complet. VIII. Notes. Paris, Calmana Lévy 1898. — Noch za seinen Lebzeiten hatte Dumas fils für die sogenannte Editioa des comédiens jedem seiner Dramen eine besondere Monographie gewidmet. Die Theaterschicksale jedes seiner Werke, die Zensur- und Besetzungsfrogen, die Vorgeschichte und die Nachwirkungen lamen in dieser (dem Buchhandel entzogenen) „Schauspieler"-Ausgabe in höchst anregender Weise zur Sprache. Mit wirklichem Vergnügen wird der Freund der französischen Bühne deshalb diesen neuen, für das große Publikum bestimmten Druck oon Dumas' Theatererlaaerungen willkommen heißen. Der oorliegende Boad geht von der „Kameliendame" bis zur „Fremden"; er wird auch diejenigen unterhalten, die gegen die Stücke selbst Bedenken hegen. Mir wenigstens ist keine Pariser Theaterchronik bekannt, die Direktoren nnd vor allem Schauspieler der 50er, 60er und 70er Jahre kundiger und überlegener darstellen würde. Mit das Beste, was Dumas der Jüngere jemals geleistet, sind entschieden die hier vereinigten Komödiantenporträts — obenan das Bildniß der Desclée.

-t. Ueber die letzten Fortschritte der pompejanischen Ausgradungeu berichtet in längerer Ausführung Professor August Mau im letzten Heft der Römischen Mittheilungen des kaiserlich deutschen Instituts. Es ist danoch nunmehr der größte Theil der insula VI 15 freigelegt. Mit einer Ausnahme sind es durchweg kleinere Häuser, and so gingen aach die Ergebaisse nicht über das Mittelmoß hinaus. Was die Dekoratioaen andetrifft, so sind alle oier Mau'schen Stilarten vertreten. Aa wichtigeren Wandmalereien saad man ia einem Hoafe Artemis und Apollo, in einem aaderen Selene (?) mit Eros und Eudymion (?), sodona Artemis und Zeus, Herakles und Omphole (?), in einem dritten zwei Frauenpaare, ia dem ersteren hält die eiae Frou eine Schriftrolle. Am reichhaltigsten war an derartigen Kunsterzeuguissen das Haus 7 und 8. Hier fand man außer drei Flußlandschaften Perseus mit dem Medusenhaupt nnd Andromeda, Paris und Helene, Eroten, Aphrodite, endlich Dionysos mit dem Thyrsos. Merkwürdig ist, daß nun ein neues Anzeichen für in die Wand eingelassene bemalte Holztafeln gewonnen ist. Der Ertrag an Inschriften und Graffiti wor geriag, Griechisches fehlte fast gonz. Dafür wurde eine Menge oon kleineren Hausgegenständen gefunden, daneben eine Anzahl von zur Aufstellung im Garten dienenden Thonfiguren.

[1]) Außer Cholevius, Geschichte der Poesie nach ihren antiken Elementen, vgl. darüber ein Königsberger Schulprogramm von 1882 von A. Lehnerdt, Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen auf Horaz, und die Abhandlungen von E. Schwabe in den „Neuen Jahrb. für Philologie und Pädagogik" der letzten Jahre.

—rt— **Wiederkehr des Wolf'schen Kometen.** Nulla nox sine cometa! In der Nacht vom 16. auf 17. Juni hat der bekannte Kometenentdecker Mr. Perrine von der Lickſternwarte in Kalifornien nun auch noch den ſchon ſeit einigen Monaten erwarteten, beinahe „überfälligen" Wolf'ſchen Kometen aufgefunden. Es ſind alſo ſeit den frühen Morgenſtunden des 12. Juni nicht weniger als vier Kometen neu entdeckt, bezw. wieder aufgefunden worden, davon allein drei auf der Lickſternwarte. Der neuaufgefundene Komet ſteht im Sternbild des Widders und zwar in 2 h 16 m Rektaſcenſion und + 19° 43' Deklination; er geht gegenwärtig erſt nach Mitternacht auf, iſt alſo vorläufig nicht bequem zu beobachten. Der Wolf'ſche Komet gehört unſerm Sonnenſyſtem noch nicht lange als feſtes Glied an. Er wurde im November 1884 von Prof. M. Wolf in Heidelberg entdeckt, ſeine Umlaufszeit beträgt 6.77 Jahre, die gegenwärtige Erſcheinung iſt alſo die dritte. Die Rückwärtsverfolgung ſeiner Bahnbewegung durch Prof. Lehmann-Filhés in Berlin führte zu dem Ergebniß, daß der Komet im Jahre 1875 dem Planeten Jupiter bis auf etwa ⅛ Erdbahnradius nahe gekommen und erſt durch die hiebei erlittene Anziehung dieſes mächtigen Planeten zur elliptiſchen Bewegung um die Sonne gezwungen worden iſt. Die raſche Aufeinanderfolge von Kometenentdeckungen in den letzten Tagen dürfte wohl einzig daſtehen und als eine Folge der optiſchen Vervollkommnung unſrer Beobachtungsinſtrumente und der günſtigen Beobachtungsverhältniſſe auf der Lickſternwarte zu betrachten ſein. Das Jahr 1898 wird wohl ein gutes Weinjahr werden!

* **München.** In dem am 18. Juni verſtorbenen Oberbergdirektor v. Gümbel, der Honorarprofeſſor der Geognoſie und Bergbaukunde an der hieſigen Univerſität und ordentlicher Profeſſor für das gleiche Fach an der Techniſchen Hochſchule war, hat nicht nur Bayern einen ſeiner hervorragendſten Bergbaukundigen, ſondern auch die Wiſſenſchaft einen Geognoſten von europäiſchem Ruf verloren. Gümbel war 1823 zu Dannenfels in der Rheinpfalz geboren, hatte in München und Heidelberg das Bergfach ſtudirt und war 1848 auf dem Steinkohlenwerk zu St. Ingbert i. d. Pfalz in den praktiſchen Montandienſt getreten. 1851 zur Leitung der geognoſtiſchen Landesaufnahme nach München berufen, rückte er 1879 zum Vorſtand der Oberſten Bergbehörde in Bayern auf. Er leitete die Herausgabe des bis jetzt auf vier umfangreiche Bände gediehenen Werkes „Geognoſtiſche Beſchreibung des Königreichs Bayern". Ferner verfaßte er für das große Sammelwerk „Bavaria" den geologiſchen Theil und veröffentlichte zahlreiche Unterſuchungen über die Geologie der Alpen, die zum Theil in den Abhandlungen der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er war, erſchienen. Auch ſeine geognoſtiſche Karte Bayerns gehört zu den gediegenſten Arbeiten auf dieſem Gebiet. Kobell hat nach ihm, als dem Entdecker, ein in Thonſchiefer von Nordhalben vorkommendes faſeriges Mineral Gümbelit genannt. Auch eine unter den Verſteinerungen vorkommende Koralline trägt nach ihm den Namen Guembeliana.

* **Köln.** Hier ſtarb am 17. d. M. im Alter von 69 Jahren der ehemalige Gymnaſialdirektor Geh. Regierungsrath Dr. Wilhelm Schmitz, ein verdienter altphilologiſcher Schriftſteller. Aus der Schule Ritſchls hervorgegangen, hat er ſich beſonders bekannt gemacht durch ſeine Unterſuchungen über die ſogenannten tironiſchen Noten, die im Alterthum gebräuchliche Kurzſchrift. Daneben gab er Studien über die Lehre von der lateiniſchen Rechtſchreibung und von der richtigen Ausſprache heraus. Schmitz war auch als Pädagoge hervorragend. Seine Gymnaſiallehrerthätigkeit hatte er 1855 in Koblenz begonnen. 1865 kam er als Oberlehrer an das Gymnaſium Montzellen in Köln. Seit 1865 ſtand er an der Spitze des neuen Gymnaſiums.

* **Gießen.** Der außerordentliche Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät an der hieſigen Univerſität Dr. Bruno Sauer wurde zum Ordinarius, der außerordentliche Profeſſor in der mediziniſchen Fakultät Dr. Theodor Steinbrügge zum etatmäßigen außerordentlichen Profeſſor der Ohrenheilkunde und der außerordentliche Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät Dr. Wilhelm Metz zum etatmäßigen außerordentlichen Profeſſor der engliſchen Sprache ernannt.

* **Jena,** 18. Juni. Der außerordentliche Profeſſor der Zoologie Kükenthal nahm einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Zoologie an der Univerſität Breslau an.

* **Berlin,** 19. Juni. Heute feierte der berühmte Sanskritforſcher und Indologe Prof. Albrecht Weber das 50jährige Jubiläum als Lehrer der Berliner Univerſität. Er habilitirte ſich hier am 19. Juni 1848, erſt 23 Jahre alt, als Privatdozent, wurde 1856 außerordentlicher und 1867 ordentlicher Profeſſor. Schon ſein 50jähriges Doktorjubiläum (18. Dezember 1895) hatte Gelegenheit gegeben, auf die außerordentliche Wirkſamkeit dieſes Gelehrten hinzuweiſen. Profeſſor Weber hat wie kein Zweiter die Erzeugniſſe des indiſchen Geiſtes in Sprache, Literatur, Religion und Philoſophie erforſcht und geklärt, viele bisher unbekannte Schätze erſchloſſen und gleichzeitig Mitarbeiter und Schüler zur Fortführung der Arbeit angeregt. Das 50jährige Jubelfeſt des berühmten Forſchers wurde als ein Feſt der Univerſität gefeiert. Auf Beſchluß des Senats ſprachen der Rektor und die Dekane ihm die Glückwünſche der Hochſchule aus, und auch die Akademie der Wiſſenſchaften, der er ſeit 1857 angehört, hat ſich den Glückwünſchenden angeſchloſſen. — Eine Publikation über die Renaiſſance-Ausſtellung wird unter der Leitung Wilhelm Bode's von der Verlagsbuchhandlung Georg Grote vorbereitet. Alle hervorragenderen Stücke ſollen in etwa 60 Tafeln und zahlreichen Textilluſtrationen reproduzirt werden und ihre Schönheit wie die wiſſenſchaftliche Bedeutung ſoll im einzelnen wie nach Gruppen eingehend beſprochen werden. Die Subſkription auf das Werk, das nur in 300 numerirten Exemplaren erſcheint, iſt eröffnet.

* **Wien.** Der außerordentliche Profeſſor der Mineralogie an der deutſchen Univerſität in Prag Dr. Fr. Becke iſt zum ordentlichen Profeſſor desſelben Fachs an der hieſigen Univerſität ernannt worden.

* **Chicago.** Die hieſige deutſche Univerſität hat den Pſycho-Phyſiologen Dr. Eugen Dreher in Berlin, früher Privatdozent an der Univerſität zu Halle-Wittenberg, zum Profeſſor ernannt und ihm den Lehrſtuhl der Philoſophie angetragen. Dr. Dreher gedenkt dieſem Rufe zu folgen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. ſind folgende Schriften eingegangen:

R. Löwenfelb: Die Volksunterhaltung. Berlin, Ferd. Dümmler 1898. — Bad Kreuznach und ſeine Umgebung. Herausgegeben vom Kurverein. Kreuznach, R. Voigtländer 1898. — Archiv des Deutſchen Landwirthſchaftsrathes. XXII. Jahrgang. Hggb. v. Generalſekretär Dr. Dade. Berlin, Kommiſſionsverlag v. Paul Parey 1898. — Otto Kaemmel: Der Werdegang des deutſchen Volkes. 2. Theil: Die Neuzeit. Leipzig. Fr. W. Grunow 1898. — J. H. Löſſler: Madlene. Erzählung aus dem oberfränkiſchen Volksleben. Ebd. — Dr. O. Schliep: Wegweiſer für unſre Mütter. Halle a. S., Karl Marhold 1898. — Dr. Karl Kniſerling: Praktikum der wiſſenſchaftlichen Photographie. Berlin, Guſt. Schmidt (vorm. Robert Oppenheim) 1898. — Wilhelm Jenſen: Ein Heilmittel; Rudolf Gottſchall: Das Mädchen vom Prohner Wieck; H. Oehmke: Aus allen Kreiſen. (In der Sammlung: „Unterwegs und Daheim".) Breslau, S. Schottlaender 1898.

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neuigkeiten aus dem Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erſchienen: (9548)

Ziehen, Dr. Th., Prof. a. d. Univerſität Jena, **Die Ideenaſſoziation des Kindes.** 1. Abhandlung. Gr. 8°. 66 S. M. 1.50.

Kemsies, Dr. F., Oberlehrer in Berlin, **Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmeſſungen.** Gr. 8°. 64 S. M. 1.60.

Cordes, Dr. G., Pſychologiſche Analyſe der Thatſache der Selbſterziehung. Gr. 8°. 54 S. M. 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 21. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der ursprüngliche Plan von Goethe's „Faust" und seine Geschichte. I. Von Dr. J. W. Bruinier. — Shakespeare-Bühne und kein Anfang. II. Von Paul Marsop. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der ursprüngliche Plan von Goethe's „Faust" und seine Geschichte.

Von Dr. J. W. Bruinier.

I.

„Trinke Muth des reinen Lebens."

Den vielfachen Widersprüchen in Goethe's „Faust" wird man nur dann unbefangen gegenüberstehen, wenn man weiß, wie das Werk geworden ist. Es heißt Allbekanntes aber nicht Unnöthiges wiederholen, wenn ich daran erinnere, daß ein Menschenalter zwischen den Anfängen der Arbeit am „Faust" und der Veröffentlichung des Ersten Theils, ihrem vorläufigen Abschluß, liegt; daß der Erste Theil in drei Absätzen seiner jetzigen Fassung entgegenwuchs; daß von diesen den ersten der Eintritt in Weimar mit der Wende der Jahre 1775/76 beschließt, und daß der sogenannte „Urfaust" enthält, was in ihm erreicht wurden; daß der zweite in die Zeit der italienischen Reise fällt und sein Ergebniß in dem „Fragment" von 1790 vorliegt; daß endlich 1797 Schillers drängende „Fürbitte um Faust" Erfüllung fand und nunmehr die Arbeit am Ersten Theil nicht mehr auf längere Zeit stockte.

Es ist von großem Werthe, zu wissen, wie Goethe in den beiden letzten Arbeitszeiten innerlich zu seinem Jugendwerke stand.

Das zehn Jahre vorher abgebrochene Werk wieder aufzunehmen, hat den Dichter nicht etwa eine neu erwachte Neigung zu dem Stoffe vermocht. Ende Juni 1786 entschließt sich Goethe bei Göschen, eine — die erste rechtmäßige — Sammlung seiner Werke herauszugeben; einerseits drohte wieder eine unrechtmäßige Ausgabe, andererseits begann auch bisher Ungedrucktes ohne sein Wissen und Wollen in die Oeffentlichkeit zu dringen. Diese Ausgabe sollte auch das Unfertige umfassen. Die angefangenen Werke — „Egmont", „Elpenor", „Tasso", „Faust" — zu vollenden, hält er in seiner damaligen Lage für fromme Wünsche. Daher läßt er, allerdings nicht ohne Vorbehalt, die Veröffentlichung der genannten Werke in fragmentarischer Gestalt ankündigen. Also ein rein geschäftlichen Gründen entsprungener Entschluß, nur das bisher Fertige herauszugeben; von vornherein deutliche Unlust, sich eingehender den genannten Werken widmen zu wollen.

Allerdings erwachte bald des Dichters künstlerisches Gewissen. Er hatte die Arbeit zu leicht genommen; er bedarf, „wenn sie keine Sudelei" werden soll, Muße und Stimmung, die er nur in ganz fremder Umgebung zu finden hofft: wenn auch nicht der eigentliche Grund, so doch ein guter Vorwand für die italienische Reise. Am 2. September 1786 theilte er Göschen seine Neigung mit, die als Fragmente angekündigten Werke nun doch noch zu vollenden. Bei „Egmont" und „Tasso" gelang das, nicht bei „Faust". „An „Faust" gehe ich ganz zuletzt." Je näher der Zwang zu „Faust" rückt, um so zaghafter wird ihm sein Vermögen. Anfangs, wo auch „Tasso" noch zu erledigen ist, kann er noch hoffnungsvoll und schaffenslustig von seinen Absichten, mit beiden auch „Faust" zu vollenden, berichten: diese gute Stimmung geht aber naturgemäß vor allem auf Rechnung des „Tasso", der ja zunächst an der Reihe ist.[1]) Aber als „der Hügel Tasso" überstiegen war und nun allein noch „der Berg Faustus", riesengroß, unübersteigbar anzusehen, „vor seiner Nase" lag, da ist's auch vorbei mit den Hoffnungen, „Faust" zu „Ostern" fertigstellen zu können. Am 5. Juli 1789 will er „aus mehr als einer Ursache" „Faust" als Fragment geben; am 2. Nov. 1789 macht er „hinter Fausten einen Strich". Der Entschluß, unvollendet ein Werk in die Welt zu senden, worin Jedermann ein übergülde von Werther und Götz erhaffte, verhinderte ihn nicht, seine damalige Lage als eine glückliche zu preisen. Ihm lag damals, wo er sich darüber wunderte, daß überhaupt „noch ein Wölkchen Poesie über seinem Scheitel schwebe" blieb, verhältnißmäßig wenig an dem Beifall, den die unbekannte Menge einem dem Dichter innerlich entfremdeten Werke spenden könnte. Der Strich „hinter Fausten" sollte ja ein Strich hinter seiner ganzen ersten Schriftstellerepoche sein; jetzt, nach der Vollendung seiner Gesammtausgabe wollte er, eines schweren Joches ledig, eine ganz neue Bahn, die des Naturforschers, als Lebensweg einschlagen. Hinter ihm im Wesenlosen lag der Stoff, zu dem er „fast mit keiner Ahndung" mehr hinreichte.

So beschränkt sich die Leistung der zweiten Arbeitszeit auf die formale Abrundung des Bruchstückes eines Bruchstückes. Hineingelebt hatte er sich sicher nicht in die halbverklungene Sage, sie hätte ihm sonst zugeschrien „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn". Und auch die dritte Arbeitszeit sah keinen dem Stoffe innerlich verwandten Dichter. Allerdings war ihm jetzt der Mann genaht, der ihn sich selbst und uns zurückgab. Schiller regte nur an; er hat Goethen keinen Gedanken gegeben, den dieser nicht schon selbst geschöpft hätte; er hat vielleicht nie mehr vom „Faust" zu Gesicht bekommen, als was in der ältesten Handschrift und im Fragment stand — denn Goethe war ihm gegenüber von einer geradezu ängstlichen Zurückhaltung, was seine Neuschöpfungen am „Faust" betrifft —; selbst der eigentliche Wiederbeginn der Arbeit ist ohne unmittelbare Anregung Schillers erfolgt: trotzdem wäre ohne Schillers anregendes Beispiel und zum Schaffen treibende Nähe „Faust" ein Fragment geblieben. Am 17. August 1795 verspricht Goethe dem Freunde, der ihn um einen Beitrag zu den Horen gebeten hatte: „wenn es möglich wäre, etwas vom Faust. Mit diesem letzten geht mirs wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder

[1]) Vgl. die Briefe an Karl August vom 11. August 1787 und 16. Februar 1788.

zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin setzt es sich nach und nach zu Boden."

Das Frühjahr 1797 hatte Goethen in eine wirre Ungewißheit geworfen. Eine Reise nach Italien war fest vorgenommen; dort hoffte er vor allem mit seinem treuen Hausfreunde Meyer zusammen genießen zu können. Aber nun wechselte der Plan zu dieser Reise „von Woche zu Woche": erst waren es die Kriegswirren, später hauptsächlich die Unsicherheit darüber, ob er Meyer noch in Italien oder — er war erkrankt und hoffte in der Schweizer Heimath Genesung zu finden — in der Schweiz treffen würde, die ihn monatelang in quälender Ungewißheit ließ. Je mehr sich die Nachrichten von Meyer in das Jahr hineinzögerten, je drohender damit die Möglichkeit anwuchs, den Winter im verhaßten Norden zubringen zu müssen, um so zerfahrener wurde seine Stimmung. Um sich zu zerstreuen, „griff er mancherlei an und that nichts"; die Briefe dieser Tage athmen den Geist jener Vorläufigkeitsstimmung, wo man den Koffer gepackt und den Schreibtisch zugerollt hat und nun nicht weiß, womit man die verlorene Zeit ausfüllen soll, wo auch das Nichtigste als Mittel willkommen ist, die Zeit todtzuschlagen. In solchen Zeiten stellt sich sehr leicht eine heimwehartige Wehmuthsstimmung ein, da die Last der Gegenwart dann drückender als sonst empfunden wird. Dazu hatte ein anhaltendes Regenwetter ihm tagelang den Anblick des heiteren Himmels entzogen; statt daß die Wälder sich, an Italien mahnend, abends mit scharfen Umrissen vom Aether abhoben, sandten die rauchenden jetzt Nebelsackein aus, die, nordischen Gespenstern vergleichbar, bald schnell, bald langsam je mit dem Windstoße an den Höhen auf und ab wankten. In dieser Stimmung seiner Seele und der Natur kam ihm der Drang zum „Faust". Am 22. Juni theilt er Schillern diesen Entschluß mit. In seinem jetzigen unruhigen Zustande müsse er sich etwas zu thun geben; darum wolle er an seinen „Faust" gehen, um ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen: „indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire und so die Ausführung des Planes, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig." Er bittet Schiller, ihm die Forderungen vorzulegen, die er an das Ganze machen würde, und ihm so seine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten. An diesem Tage scheint das flüchtige Uebersichtszettelchen verfaßt, das als erstes unter den Paratipomenen erscheint und noch die unfeste Eingebung des Augenblickes athmet. Schiller antwortet umgehend verständnißvoll und bedeutsam; das in dieser Zeit entstandene, uns bekannte ausführliche Schema zu „Faust" verräth schon den Einfluß des Freundes. Am 24. Juni entsteht dann die „Zueignung": so und nicht anders konnte der Jugendstoff dem Dichter in jener ungewissen, ihn von selbst auf den Hort der Erinnerung zurückführenden Zeit nahen, in diesem herrlichen Ausdruck einer lange verhaltenen, nun auf einmal sanft und weich gewordenen Trauer. An zwei folgenden Tagen entstand wahrscheinlich das der Zueignung in Stimmung und Gehalt verwandte Vorspiel. Damit aber ist es auch wieder mit der inneren Antheilnahme an der Arbeit zu Ende. Die Umstände hatten ihm das Heimweh gebracht; dem Heimweh war die Klage der Zueignung und des Vorspiels entsprungen, die an sich mit dem Faststoffe selbst nichts zu thun haben; dieser selbst bleibt ihm nach verflogener Wehmuth widerwärtig und innerlich fremd. Er belegt ihn mit den verächtlichsten Bezeichnungen und Vergleichen; er will ihn nur fertig machen, um mit ihm alle nordische Barbarei los zu werden. Wie er das Werk fertigstellen will, theilt er Schillern am 24. Juni mit: „ich werde nun vorerst die großen erfundenen und halb bearbeiteten Massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammenzustellen suchen und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpft." Er wartet also auf die Eingebung des Tages. Die Theile sollen anmuthig sein und etwas denken lassen; die höchsten Forderungen wagt er mehr zu berühren, als zu erfüllen. „So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um abends zusammen freundschaftlich auszuruhen." (An Schiller, 27. Juni.)

Dieses innerliche Widerstreben ist nur zu begreiflich. Faust ist Goethe, wie keine andere Erfindung dieses Selbstdarstellers. Der Faust der zweiten und dritten Arbeitszeit konnte naturgemäß kein anderer sein, als der der ersten gewesen war; aber der Dichter dieser späteren Zeiten war der gerade Gegenfüßler dessen geworden, der den Urfaust mit seinem Herzblute geschrieben hatte. Fern lag ihm damals alles, was er in diese Beichte hatte hineinströmen lassen: der Ueberschwang Rousseau'scher und Herder'scher Gedanken und eigenen Stürmens; die quälende Schuld an Friederiken; die rheinische Heimath mit ihrer lauen Luft und dem sonnigen Duft über der weiten, stromdurchglänzten Aue, mit ihren Zeugnissen einer reichen Vergangenheit und wohllebenden Gegenwart in den Gassen der Vaterstadt. Im nebligen Mitteldeutschland, in dem krähwinkligen Weimar, wo er noch Strohdächer finden konnte und alle Zeugnisse einer Geschichte vermißte, war jene Sehnsucht nach Italien riesengroß in ihm angewachsen, die im Grunde doch nur das nicht anerkannte Heimweh war.[1]) Er wagte das Paket nicht aufzuschnüren, das den „Faust" gefangen hielt: er fürchtete den daraus emporsteigenden Duft aus einem verlorenen und halb vergessenen, aber immer ersehnten Paradiese. Er fürchtete sich vor seinem eigenen Jugendbilde, das in sich wieder neu zu schaffen sich unendliche Qualen bereiten hieß.

Der Goethe der zwei letzten Arbeitszeiten mußte nach alledem der erste Fausterklärer sein. Er mußte schon ebensogut wie wir fragen: „wie meinte ich das damals?" Er konnte sich ebensogut irren, wie wir; selbst Thatsachen konnte er in den langen und unendlich inhaltsreichen Zwischenzeiten vergessen, wie viel mehr den klaren Einblick in den doch stets nur allgemein überdachten, aber niemals genau bis ins einzelne schriftlich ausgeführten Zusammenhang. Jeder Kopfarbeiter kennt ein ähnliches verständnißloses Verhältniß zurückgelegten Stoffen gegenüber.

In seiner ersten Arbeitszeit hatte Goethe sich eine Art von Plan gedacht, der ihm damals „von vorne herein", d. h. dem Entwicklungsgange nach zwar klar, in den Einzelheiten aber weniger bestimmt vorschwebte. Von diesem Plane führte er die Theile, an denen er innerlich betheiligt war, in raschen Würfen aus: die Darstellung Fausts als des erkenntnißdurstigen Stürmers, und dann die Gretchentragödie. Nunmehr war noch die Zusammenfassung dieser Einzeltheile zu einem einheitlichen Bau nöthig, also eine wesentlich praktische Arbeit. Dazu gehörte vor allem die Darstellung der Begegnungen Fausts mit Mephisto und ihrer schließlichen Verbindung, die er sich in Gedanken natürlich schon zurechtgelegt und auf die er, wo es die Handlung mit sich brachte, in den ausgeführten Theilen bereits als auf fertig Ausgearbeitetes Bezug genommen hatte. Aber er vermochte damals nur innerlich Erlebtes darzustellen:

In goldnen Frühlingssonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht;

[1]) Vgl. hiezu besonders den Brief aus Frankfurt an Karl August vom 6. August 1797.

In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt' ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht.

Es war die Zeit, wo er glaubte, zugrunde gehen zu müssen, wenn er „keine Dramas", keine Herzensbeichten schriebe. Wie hätte er da aus praktischen Gründen zum füllenden Stifte greifen sollen? Darum unterblieb die Ausfüllung der großen Lücke, und allmählich verblaßten vor den neuen Eindrücken und verschwammen zu traumhaften, ungreifbaren Schatten die einst scharfen Linien des in Gedanken zurechtgelegten Aufbaues.

In seiner zweiten Arbeitszeit hat Goethe sich überhaupt nicht in den Plan eingelebt. Er folgte dem, was ihm davon noch am deutlichsten in Erinnerung war. Erst in der dritten Epoche kam er dazu und sah sich nun vor der Unmöglichkeit, die alten Fäden wieder ganz schier zu bekommen. An den alten, nur in Gedanken bestehenden Plan war er ja nur insofern gebunden, als dieser schon im „Fragment" zutage treten konnte; das war aber verhältnißmäßig wenig: die eigentliche Handlung brach mit der Erdgeistscene ab vor einem festen Ruhepunkte, alles andere war nur Episode, bedenklich nur der Eingangsmonolog von „Wald und Höhle", der auf das Verhältniß Mephisto's zum Erdgeiste und zu Faust im Sinne des alten Planes allzu deutlich Bezug nahm, um vernachlässigt werden zu können. Der alte Plan, ihm nur noch in den Umrissen gegenwärtig, gefiel ihm damals aus einem schwerwiegenden künstlerischen Grunde nicht mehr; wo es angehen mochte, versuchte er seinen neuen konkreteren und in einer Hinsicht den künstlerischen Anforderungen besser entsprechenden Plan „vorzubereiten". Aber es war unmöglich, das Neue fugenlos in die Scherbenlinien des altausgeführten Bruchstückes hineinzupassen. Goethe war damals in seinem Verhältnisse zum „Faust" einem Maler zu vergleichen, der ein unfertiges und in den schon fertigen Partien zum Theil ganz verblaßtes, zum Theil schon einmal aufgefrischtes, oder noch frisch gebliebenes Gemälde wiederherstellen soll. Er kann „Faust" gegenüber wie etwa ein Maler einem unfertigen, und in den schon fertigen Theilen theilweise ganz verblaßten, theilweise schon einmal aufgefrischten, theilweise noch frisch gebliebenen Gemälde, das er wiederherstellen soll. Er kann unmöglich die Abtönungen der Farben so treffen, wie sie einst frisch geleuchtet hatten, oder im Verhältniß zu diesen vom ersten Maler beabsichtigt waren, kann die neuen mit den noch frisch gebliebenen alten ganz in Uebereinklang bringen. Ein Farbenton, der sich früher aus seiner ebenfalls leuchtenden Umgebung nicht besonders herausgehoben hatte, aber zufällig frisch geblieben war, während die Umgebung sich verdunkelt hatte, konnte nunmehr eine früher gar nicht beabsichtigte Bedeutung gewinnen und andere Töne in den Hintergrund stellen, die einst dieselbe Bedeutung gehabt hatten wie er.

Diese Ausführungen schienen mir nöthig zur Gewinnung eines sicheren Standpunktes für die vorurtheilslose Beantwortung der Frage nach dem ursprünglichen Plane, zu der ich nunmehr übergehen will.

Der Faust des ursprünglichen Planes sucht im Unterschiede von dem der Sage keineswegs einen Teufelsbund; er strebt nach der Verbindung mit der Geisterwelt im allgemeinen und denkt da nur an die höchsten Geister. Das Mittel zwischen diesen und ihm ist hauptsächlich ein Inneres, die Verwandtschaft der Ziele. Nur wer dem anzurufenden Geiste verwandt ist, wird ihn anziehen und schließlich bannen können; nur wenn der Geist eine Gleichheit der Ziele mit dem Anrufenden anerkennt, wird er ihm zu Diensten sein wollen. Dieses vorbereitende Mittel wird ergänzt durch das ausführende im Zauberbuche, in dem für jeden Geist ein besonderes Zeichen steht, auf dessen Nennung hin der durch die Verwandtschaft angezogene Geist in Erscheinung tritt. Zunächst wendet Faust sich an den höchsten Geist, die Gottheit selbst, im Geiste der Zeit „Makrokosmos" genannt. Beim Betrachten seines Zeichens fühlt Faust sich gottähnlich: ihm wird so licht, er schaut die wirkende Natur vor seiner Seele liegen. Welch herrliches Schauspiel! Aber auch nur ein Schauspiel, bei dem der Mensch als unbetheiligter Zuschauer vor der Bühne sitzen bleiben muß, ohne selbst irgendwelchen thätigen Antheil an der Handlung nehmen zu können. Gott gleich sein zu wollen ist Vermessenheit. Gott würdigt den ihn um Offenbarung Flehenden keiner Aufmerksamkeit, er bleibt bei allen seinen Beschwörungen stumm, denn hier besteht kein inneres Mittel zwischen dem Geist und dem Beschwörer. Es ist das dieselbe Selbstbescheidung des tiefreligiösen Dichters, die später ihren schönsten Ausdruck erhält in dem herrlichen Bilde von der Sonne, die im Rücken bleiben solle, weil man nicht ungestraft in sie hineinsehen könne.

Anders bei dem Geiste, zu dem Faust sich nunmehr wendet, dem Erdgeiste. War der Makrokosmos die ewig unsichtbare, wirkende, immanente Ursache der Schöpfung, so ist der Erdgeist die von dieser Ursache ausströmende emanente Kraft. In Lebensfluthen, im Thatensturm wallt er auf und ab, weht er hin und her. Er ist der Geist rastlosen Lebens, aber nur des Lebens, das einen Zweck und ein Ziel hat und reife Früchte zeitigt; des Lebens, das nicht unstet umherschweift, sondern von einem festen Mittelpunkte aus wirkt, zu dem es als der Wurzel seiner Kräfte immer wieder zurück wallt und weht. Allerdings bedingt dieses Schöpferleben auch Zerstörung des todeswerth gewordenen, Zerstörung aber um des Lebens willen, das aus Ruinen hervorsprießt. Geburt also nicht allein, auch Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben. So schafft er am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkt für die unsichtbar im Innersten thronende Gottheit das Kleid, welches erst sie sichtbar macht, die Offenbarung Gottes in Welt und Leben. Dieser gute und große Geist nun bezeugt das Bestehen einer Verwandtschaft der Ziele zwischen ihm und Faust darin, daß er sich von diesem anziehen und bannen läßt und auf die Nennung seines Zeichens hin auch erscheint. Er kennt Faust nicht näher, er ahnt in ihm nur den Verwandten, der bei seinem Erscheinen ausruft: „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!" Daraufhin offenbart er Faust sein Wesen, und dieser bekundet, hingerissen von dem Gehörten, seine vermeinte Gleichheit mit ihm:

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Da aber erkennt Jener, daß nur ein Verwandter, aber noch kein Gleicher ihn gerufen:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Er kann Faust nicht zu Willen sein und verschwindet, ihn in Verzweiflung zurücklassend. Faust hat eben das Wesen des Erdgeistes noch nicht erfaßt, weil er noch nicht die gleichen Ziele hat. Faust hat die schweifende Geschäftigkeit, die tausenderlei beginnt und nichts ausrichtet, für dieses Wesen erklärt. Diese unruhige, ziellose Geschäftigkeit hatte Goethe damals schon längst als einen Mangel seines Charakters empfunden, wie jeder strebende junge Mann in den kritischen Jahren zwischen Schule und Werkstatt: „toenn ich nun überall herumspaziert bin, überall nur dreingeguckt habe, nirgends zugegriffen. Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft." Der Erdgeist, als der Geist des thätigen Lebens, sprüht wohl überall hin, aber er wirkt von einem sicheren Standorte aus, in sich selbst wohnend, von hier aus die tausend Fäden lenkend; er wirkt zielbewußt, schöpferisch, überall auf Zwecke und Ziele hin.

Wenn Faust diesen Erdgeist wie sich selbst für einen bloß geschäftig Schweifenden erklärt, spricht er selbst aus, was ihm an der Gleichheit mit ihm noch fehle. Wenn ee aber seinen Irrthum einsieht und sich bestrebt, die Gleichheit mit dem Erdgeiste zu erringen, so wird dieser ihn wieder erhören müssen.

Ist nun Faust daran gelegen, diese ihm noch fehlende Gleichheit der Ziele durch Vervollkommnung zu erlangen? Gewiß. Die Verse, mit denen das „Fragment" mitten in der späteren Verschreibungsscene einsetzt, die ihrem ganzen Tone nach alten Ursprungs sein müssen, enthalten Fausts Entschluß, die Gleichheit mit dem Erdgeiste erringen zu wollen. Faust ist zur Einsicht gelangt, daß seine Unvollkommenheit dee Weise seiner bisherigen Lebensführung zur Last zu legen ist: der theoretische Wissensdrang hat ihn an der Erlernung des Lebens und so an seiner Vervollkommnung gehindert; um vollkommen werden zu können, muß er daher zu leben lernen:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

Das ist der feste Entschluß, die Verzweiflung abzuschütteln und mit der That, mitten im Leben stehend, zu erproben, was mit Gedanken, im dumpfen Studirzimmer, nicht ging: die Erlangung der Gleichheit der Ziele mit dem Erdgeiste in der Schule des Lebens. So sehen wir denn auch, daß Faust das Verhältniß zum Erdgeiste auch nach der Abweisung noch weiter pflegt, was doch nur möglich ist, wenn er noch Vervollkommnung strebt; denn sonst würde er Wasser ins Meer tragen. Zwar enthält der „Urfaust" keine Beschwörungsversuche mehr; die Gretchentragödie bringt uns mitten in die vollendete Thatsache: Mephisto ist sein Mann. Aber Mephisto ist ihm vom Erdgeiste als Geselle gegeben. Darauf spielt in der Scene „Trüber Tag" Faust zweimal, Mephisto einmal an:

Faust: Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt. . . .
Meph.: Eh, drangen wir uns dir auf, oder du (dich) uns?
Faust: Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden? . .

In dem in Italien entstandenen Eingangsmonolog der Scene „Wald und Höhle" spricht Faust noch deutlicher:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat . . .
Du gabst zu dieser Wonne . . .
Mir den Gefährten. . . .

Diese Stellen sind klar und unzweideutig. Wir müssen danach Mephisto für den Abgesandten des Erdgeistes halten. Und damit stoßen wir an den gefährlichsten der vielen Steine des Anstoßes, die auf dos Feld dee Faustforschung gestreut sind. Was kann der Erdgeist, der der Gottheit lebendiges Kleid wirkt, mit dem Teufel zu thun haben?

Zur Lösung dieses Widerspeuches sind schon eine Menge von Vorschlägen gemocht worden, die praktisch auf zwei Möglichkeiten hinauslaufen, die einzigen, die bestehen bleiben, solange man an der Ansicht vou einem wirklichen Verhältnisse der beiden Geister festhält. Entweder muß der Erdgeist erniedrigt oder Mephisto erhöht werden. Aber keines von beiden geht an. Zunächst wird keine unangebrachte Tistelei den Erdgeist, den Herrn des Lebens, auch zum Herrn der Hölle machen können. Der Erdgeist ist das Leben; wenn er zerstört, zerstört er um des Lebens willen. Der Teufel aber ist der Tod; wenn er zerstört, zerstört er, um zu zerstören. Wenn der Erdgeist den Teufel zu seinem Bevollmächtigten macht, so ist das schon nicht mehr der Vigilant, der ehemalige Spitzbube, den die Polizei anstellt, der aber natürlich vorher Urfehde schwören muß; Urfehde kann der Teufel nicht schwören, ohne sich zu entteufeln. Das heißt schon den Bock zum Gärtner setzen. Andrerseits aber kann man auch unmöglich in Mephisto nur einen einfachen Kobold sehen wollen, zwar einen hämischen Gesellen, aber keinen bösen Geist. Der Mephisto des Urfaust ist der Teufel ohne Feigenblatt. Nur das Ist der Mephisto der Scene „Trüber Tag, Feld"; nur das der Mephisto, vor dem Gretchen, der ahnungsvolle Engel, erschauert, den sie auch in der Nacht des Wahnsinns nicht mißkennen kann. Zur philologischen Gewißheit wird sein Teufelswesen durch den später geänderten Schluß der ersten Gretchenscene:

Er thut, als wär' er ein Fürstensohn,
Hätt Luzifer so ein Dutzend Prinzen,
Die sollten ihm schon was vermünzen.

So kann nur der Mann Luzifers sprechen. Was soll übrigens ein ungefährlicher Kobold? Darouf, daß Faust durch Mephisto versucht werden soll, nicht bloß spazieren geführt, beruht doch das Problem des Urfoust. Wir dürfen fragen: Cui bono? wozu denn alles, wenn Faust auch im Falle seines Unterganges doch dem Erdgeiste, dem „Herrn" Mephisto's, werden muß?

Nein, wie Feuer und Wasser müssen diese beiden nach Gegenpolen strebenden Geister sich hassen. Wir müssen eine innere Verwondtschaft zwischen ihnen als einfach unmöglich bezeichnen und für die nicht wegzuleugnende äußere eine Erkläeung fuchen. Und die liegt doch wirklich nicht allzufern.

Ich glaube, Goethe hatte sich die Weiterentwicklung etwa folgendermaßen gedacht: Nachdem der Makrokosmos versagt und auch der Erdgeist Faust verschmäht und dadurch der Verzweiflung nahe gebracht hat, hält nunmehr die Hölle ihre Zeit für gekommen. Mephisto, der Teufel, schleicht sich an Faust heran. Aber er führt sich nicht gleich als Teufel ein. Denn Faust, der den Erdgeist geschaut hat und darin den augenscheinlichen Beweis dafür erholten, daß dieser gute und große Geist eine Verwandtschaft der Ziele zwischen ihnen anerkennt; der zwar aus der Abweisung ersehen, daß eine Gleichheit der Ziele noch nicht besteht, aber hoffen kann, diese erreichen zu können, wenn er sich nur vervollkommnet; dieser von der Schaffenskraft angewehte, nach der Erlernung des wahren Lebens zu eigener Vervollkommnung strebende Faust kann unmöglich nunmehr in dem Bunde mit dem Teufel ein Genüge finden wollen. Ja, wenn der Erdgeist gar nicht erschienen wäre und damit auch eine Verwandtschaft der Ziele nicht anerkannt hättel Aber Faust strebt auch noch noch der Abweisung nach dem Erdgeiste! Diesen Wunsch Fausts noch Vervollkommnung kennt der auf Raub ausgehende Böse. Er würde daher bei Faust nichts ausrichten können, wenn er mit der Thür ins Haus sollen woollte. Mephisto muß vorsichtig vorgehend Fausts Wünschen entgegenkommeu und da von selbst auf folgenden Gedonken verfallen: „Du kannst Faust nur dann für dich gewinnen, wenn du ihm vorlügst, du seist ein Abgesandter des Erdgeistes, der den Auftrag habe, ihn zurecht zu leiten; wenn du ihn in dieser Maske in ein Leben stellst, das scheinbae das vom Erdgeiste gewollte ist, in der That aber ihn von diesem ab und in deine Arme führt."

In dieser Annahme, daß noch dem ursprünglichen Plane Mephisto sich durch eine Lüge in Fausts Vertrauen geschlichen habe, sehe ich die einzig mögliche Lösung des Knotens. Und je mehr ich alles hin und her erwäge, um so verständlicher wird sie mir. Wir können an diesem Faden den weiteren ursprünglichen Plan aufrollen.

Auch schon nach dem urspruglichen Plane weiß Faust

in der Gretchentragödie,[1]) daß sein Geselle trotz seiner Gesandtenrolle der Teufel ist, und Mephisto macht daraus auch gar kein Hehl. Dagegen ist beim Antritt der Weltreise Faust offenbar noch nicht über das Wesen seines Genossen im klaren. Im „Urfaust" nämlich finden wir nach „Auerbachs Keller" die kleine Scene „Landstraße. Ein Kreuz am Wege", die im „Fragment" wieder fehlt und jetzt unter den Paralipomenen steht:

Faust: Was giebts, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
Meph.: Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Diese Verse können nur einen Zweck haben: Mephisto in Verlegenheit zu bringen. Wenn er mit offenem Visir dastände, hätte Fausts Verwunderung und Mephisto's Beschönigung, ja die ganze Scene überhaupt keinen Zweck. Wenn im „Fragment" die Verse wieder gestrichen sind, wissen wir jetzt auch warum: dort macht eben der Teufel kein Hehl mehr aus seinem Wesen. Nun finden wir auf demselben Blatte der Urhandschrift, das uns dieses „Momentbild" überliefert, noch zwei — etwas spätere? — zusammenhanglose Paralipomena, die ebenfalls Mephisto in derselben verlegenen Lage vorführen. Offenbar wird er hier nach seinem eigentlichen Wesen ausgefragt und drückt er sich mit seinen Antworten herum. Daß er der Teufel nicht sei, will er nicht gerade leugnen, aber ihn beseelt ersichtlich das Bestreben, sich so harmlos wie möglich hinzustellen, um Faust nicht mißtrauisch zu machen:

Mich darf Niemand aufs Gewissen fragen,
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie was rechts.

und:

Mein Freund, wenn je der Teufel dein begehrt,
Begehrt er dein auf eine andre Weise.
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth,
Allein die Seel' ist unsre rechte Speise.

Zwischen diesen drei Bruchstücken ist folgende Brücke denkbar: Faust entnimmt aus dem ersten, daß sein Geselle der Teufel sei und erschrickt: „Um Gotteswillen, der Kerl hat ja gelogen; ich habe es gar nicht mit einem Abgesandten des Erdgeistes, sondern mit dem Teufel zu thun." „Nun, nun," sagt Mephisto, „du brauchst dich nicht aufzuregen; ich bin zwar eigentlich der Teufel, aber dir gegenüber nur des Erdgeistes Sendling. Wenn wirklich einmal der Teufel als Teufel etwas von dir wollen sollte, so würde das auf ganz andere Weise geschehen, dann gesellt er sich dir nicht einfach zu, sondern verlangt auch deine Seele. Ist mirs denn eingefallen, deine Seele haben zu wollen?" Ich meine, daß diese beschönigenden und beschwichtigenden Ausflüchte völlig unbegründet wären, wenn Faust von vornherein wüßte, wer sein Geselle eigentlich ist.[2])

[1]) Vergl. z. B. V. 2643; 2809.10; 2859; 3361.2; 3371; 3373; 3494.

[2]) In „Auerbachs Keller" finden wir eine weitere Stelle, die diese Auffassung nahelegt. Hier sagt Mephisto auch schon im „Urfaust": „Merks: den Teufel vermuthen die Kerls nie, so nah er ihnen immer ist." Mephisto ist, wenn er sich in seinem Element fühlt, wie hier in dieser platten Umgebung stets unvorsichtig. Er verräth sich zwar, aber durch einen Ausspruch, den er absichtlich auf Faust selbst exemplifizirt will, der ja auch den Teufel nicht so nah vermuthet.

Shakespeare-Bühne und kein Anfang.

(Sehr offene Briefe an einen Theaterfreund.)

II.

Im Shakespeare-Jahrbuch hab' ich, Verehrtester, noch nichts darüber gelesen, daß bei den Zuschauern des Red-Bull-Theaters das Opernglas bereits in Gebrauch gewesen sei. Also war es damals noch nicht erfunden. Oder Shakespeare hatte die Erfindung schon gemacht, wollte aber damit nicht hervortreten, weil er befürchtete, daß Bacon ihm die Priorität derselben bestreiten könnte. Jedenfalls würde er, wenn er heute vom hohen Balkone des Münchener Hof- und Nationaltheaters etwa die Vorstellung des „König Lear" auf der neueingerichteten Scene verfolgte, vorerst die Herstellung eines Instrumentes beantragen, durch welches gewaltsame Geberden und überlautes Schreien der Darsteller für Auge und Ohr des Zuschauers auf ein erträgliches Maß zurückgeführt würden, dann aber in der ersten Pause resignirt mit der Bemerkung von dannen fliehen, daß in diesem Riesenhause die Künstler nothgedrungen zu unaufhörlichen Uebertreibungen verurtheilt seien. Was hat wohl das gesprochene Drama in der Arche Noah der großen Oper, in einem Spektakelkasten zu thun, der für Massenchöre und ein Orchester von mindestens 60—70 Personen berechnet ist? Weil seinerzeit das deutsche Schauspiel, als es disciplinirt und literaturfähig wurde, sich bei den fürstlichen Opernhäusern zu Gast zu bitten genöthigt war, um nur fürs erste einen Unterschlupf zu haben: mußte es darum ein Jahrhundert lang und mehr in diesen für eine so völlig anders geartete Kunst errichteten Gebäuden ein Leben unter fortwährenden Streckkrämpfen hinbringen? Und wie bescheiden ließen sich noch die Opernhäuser der Zeit Friedrichs des Großen im Vergleich zu denen an, welche entstanden, als man nach alter schlechter deutscher Gewohnheit, wie jede fremde Kunst, so auch das romantisch aufgestutzte Empire Spontini's und seiner Nachfolger ohne Besinnen zum Lande herein komplimentirte!

In einer derartigen Ausstattungsarena hatte man nun die auf die Reform des deutschen Schauspiels abzielende Scene, die Münchener Shakespeare-Bühne untergebracht, für die ein Zuschauerraum von mäßiger Größe erste und einfachste Daseinsbedingung war. Hier mußte sich der Darsteller, selbst wenn er auf dem vorgebauten Proscenium stand, in Ton und Geste immer noch übernehmen, sofern er sich dem Publikum der oberen Ränge überhaupt nach Gebühr verständlich machen wollte. Hier mußte dieses Proscenium mit Rücksicht auf die außerordentliche Vorhangsweite des Theaters ansehnlich breiter angelegt werden, als es sich mit der mäßigen Tiefe der neueingerichteten Scene verlrug. Hieraus ergab es sich, daß ein harmonisches Verhältniß zwischen Vorder- und Hinterbühne überhaupt nicht herzustellen war, daß die Gruppenbilder stark auseinandergedehnt werden mußten, daß ein flottes Gegenspiel in einer den gesammten Schauplatz durchquerenden Diagonale sich kaum durchführen ließ. Gegen dieses Haus hätte auch eine mit Konsequenz eingerichtete und festgehaltene Musterreformbühne vergebens gekämpft. Auf der Bühne des kleinen Residenztheaters konnte man hinwiederum wohl dem Lustspiel Shakespeare's in der Regel, seiner Tragödie jedoch nur ausnahmsweise nach Wunsch und Erforderniß Genüge thun — wie das bei der sehr anregenden Inscenirung von „Romeo und Julie" geschah; was hier in Proben und Aufführungen an Fortschritten für das Ensemble gewonnen wurde, ging ja auch bei den Darstellungen im großen Hoftheater naturgemäß von neuem verloren. Das ließ sich voraussehen.

Konnten demnach die Begründer des Reformschauspieles kein Haus in solchen Verhältnissen errichten oder keines

Digitized by Google

der in München vorhandenen Theater durch Umbauten derart abändern, daß es in den Dimensionen der Bühne und des Zuschauerraumes für stilgerechte Aufführungen des gesprochenen Dramas, insonderheit auch der Tragödien Shakespeare's, sich geeignet erwies, dann wäre es wahrlich besser gewesen, das ganze Experiment bis zu einem günstigeren Zeitpunkt hinauszuschieben. Das war bereits nach den ersten Lear-Vorstellungen vom Jahre 1889 festzustellen. Leider thaten dies nur die sehr Wenigen, die sich damals darum bemühten, der Sache auf den Grund zu gehen. Als später Hr. v. Possart zum Leiter des Münchener Hoftheaters berufen wurde, trat ich, im März 1893, an dieser Stelle dafür ein, daß das Gärtnerplatztheater mit den Hofbühnen vereinigt würde, damit die Intendanz endlich einmal für die Inscenirung des rezitirten Schauspieles, das ein größeres Personal beansprucht, wie auch der klassischen und der Spieloper das passende Haus zur Verfügung habe. Hier hätte sich für die Shakespeare-Bühne der rechte Rahmen zimmern lassen. Auf jenen Vorschlag, der auch von anderer Seite in dankenswerther Weise unterstützt wurde, ist dann Hr. v. Possart wiederholt zurückgekommen. Leider fanden seine berechtigten Wünsche keine Berücksichtigung. Die Bühne, welche als ein wahres „Volkstheater", wie sein hochherziger Stifter es nannte, für Shakespeare und Anzengruber einerseits, für Mozart und Lortzing andrerseits die richtige Stätte gewesen wäre, ist bis auf weiteres den Eingebungen eines ausgesungenen Operettenlenors überantwortet. Das berühmte Kapitel von den versäumten Gelegenheiten, welches ein schadenfroher Dämon in das goldene Buch der Kunststadt München eingeklemmt zu haben scheint, wurde um einen neuen charakteristischen Abschnitt bereichert.

Sie wundern sich doch nicht, verehrter Freund, daß ich den Gedanken nicht abweise, Hrn. v. Possart als unmittelbar thätigen, obersten Dirigenten einer Shakespeare-Bühne zu sehen? Hr. v. Possart hat sich in früheren Jahren Anschauungen vom Wesen des Theaters, den Aufgaben des Schauspielers, der Deklamation und der Mimik zu eigen gemacht, mit denen, zu so bedeutenden Leistungen sie ihn auch als Darsteller und Regisseur befähigten, wir, wie das so die Entwickelungsgesetze der Kunst naturgemäß mit sich bringen, hier und da ein wenig die Fühlung zu verlieren beginnen. Aber vielleicht verdienen die Theaterleiter wie die Monarchen die höchste Bewunderung, die sich aus freiem Entschluß zum Besten der Gesammtheit mit Strömungen aussöhnen, welche eben die ihnen sympathischen Anschauungen, in denen sie erwachsen sind, in eine neue Zeit hinüberführen. Der Fortschritt, den man mit Ueberwindung liebgewordener Gewohnheiten erzielt, ist sicherlich höher zu schätzen, als der, welchen die ABC-Schützen spielend aus der Fibel erlernen. Mit dem „Wollen" wäre dann so gut wie Alles gethan. Denn inmitten der unruhigen Geister des Bühnengetriebes sind nicht erlesen verbindliche Umgangsformen, literarischer, aus umfassender Bildung gezogener Feingeschmack und ritterliche Delikatesse in zart andeutender Belehrung, sondern eiserne Energie und durchgreifende Autorität von ausschlaggebender Wirkung. Ausgezeichnete Dramaturgen sind nicht immer die Männer danach, sich mit eingestemmten Ellbogen durch das Chaos der Proben rücksichtslos und praktisch Bahn zu brechen. „Wäre beides vereint, wär's für die Erde zu schön." Es will schon viel heißen, ein ganzer Regisseur zu sein: man trifft deren nicht allzu viele an. Ebenso hat man die kenntnißreichen, geschulten und vorurtheilslosen Theoretiker der Scene um so höher zu schätzen, als sie recht dünn gesäet sind. Letzteres haben die Lehrjahre der Münchener Shakespeare-Bühne wieder bewiesen.

Mit köstlicher Bosheit machte sich schon Schiller darüber lustig, wie „das Gebell der Dramaturgen" Shakespeare's Schatten umtoste. Diese kritische Schlachtmusik mußte natürlich zu einem Monstrekonzert von Mißtönen in Zeiten anwachsen, in denen Jeder, der einen Rothstift spitzen lernte, sich bereits als geborener Dramaturg fühlte. Kein Wunder also, daß die Männer der reinen Urtheilskraft in die Darstellungen auf der Münchener Shakespeare-Bühne theoretische Zwischenakts-Symphonien einlegten, bei denen jeder Mitwirkende nach einer anderen Himmelsrichtung pfiff und blies. Gab es ihrer doch so viele, die ihrem Grimm darüber Luft machen mußten, daß sie jene Bühne nicht erfunden hatten. Und nicht nur, daß die mit tastend unsicherer Hand von Fall zu Fall verschlimmbesserten Aufführungen zu Angriffen förmlich einluden: auch die literarischen Freunde und Vertheidiger des Unternehmens waren in der Wahl und Verwendung ihrer Sätze und Gegengründe nur selten glücklich. Anstatt zu bedenken, daß der Weg zur Veräußerlichung der Kunst mit Kompromissen gepflastert sei, gaben sie jedesmal, wenn von der idealen Konvention der Shakespeare-Bühne wieder ein Stück abgesprengt war, die Losung der Bequemen und Muthlosen aus: man müsse retten, was zu retten sei. Auf diese Art ist die Reformscene nun beinahe auch theoretisch glücklich in ein besseres Jenseits gerettet worden. Ebenso schaffte man den Gegnern leichtes Spiel, indem man, wie das alle geistig Unselbständigen etwa ähnlich mit Raffael oder Dürer, Mozart oder Wagner zu thun pflegen, auch Shakespeare zu einer Art von unnahbarem und blind zu verehrendem Fetisch stempelte, der nie geirrt, nie lockerer gearbeitet und niemals ein Wort zu viel gesagt haben durfte. Indem man mit Ueberspannung der idealen Forderung es für unzulässig erklärte, selbst dort, wo es das Interesse des Dichters, der Schauspieler und der verständigeren Hörer im Publikum unbedingt erforderte, sinngemäß und pietätvoll zu kürzen, arbeitete man nur denen in die Hände, welche sich herausnehmen, das Werk eines Shakespeare sinnwidrig und frech zu ändern. „Seht, das sind die Extremen" — konnten dann die Regisseure und Dramaturgen aus der Dingelstedt'schen und Meiningen'schen Theaterschneider-Akademie mit pharisäischer Geberde ausrufen. Gingen also hin, flickten auch fürderhin in den Shakespeare ihre Schulmeisterverslein hinein und klexten dem Königsdrama des freien Humors, Heinrich IV., dem der Dichter wohlweislich einen schlichten, aber feinpointirten Dialog als Epilog gegeben hatte, einen banalen Opernschluß mit Kanonenschlägen, Trompetengeschmetter und dem ganzen Aufgebot der theatralischen Hurrahcanaille an. Armer Poet, der augenscheinlich nicht wußte, was er wollte und dem man den Sinn seines genial einheitlich durchgeführten „Timon von Athen" mit dreist veränderter Rede und Scene ins Gegentheil verkehren durfte — ohne daß unser „literarisch hochgebildetes Publikum" sich erhob und wie ein Mann das Fallenlassen des Vorhanges über dieser grenzenlosen Verirrung erzwang! Und da wolltest du, arme Shakespeare-Bühne, im „Kaufmann von Venedig" den Geist und die Phantasie des Unsterblichen uneingeschränkt walten lassen, während doch geschrieben stand, daß ein „Ueberwiegen des Dekorativen" für dieses Drama eine „Ehrenrettung" feil Da wir aber, lieber Freund, für Leben und Lebenlassen sind, so wollen wir folgendes vorschlagen. Man gebe an einem Abend die Dekorationen zum „Kaufmann" nach der Einrichtung Irvings oder der Meininger — und am nächsten Abend das Stück Shakespeare's. Auf diese Weise bringen wir noch dazu eine „Ehrenrettung" des Maschinendirektors zuwege, der uns ja klärlich bewiesen hat, daß er durch stimmungsvolle Versatzstücke, Benzinmotorgondeln und historisch treu mit elektrischen Lampions erleuchtete venetianische Renaissancenächte allem das Drama viel besser zur Geltung

Digitized by Google

bringen könne, als wenn ihm das so störende Dichterwort alle Augenblick plump in seine Zaubereien dareinfahre.

Das war eben wieder ein Hauptfehler der Anwälte der Shakespeare-Bühne, mein Bester: anstatt zu beantragen, daß für den Maschinisten ein besonderes Theater gebaut werde, vertheidigten sie Shakespeare — der bekanntlich sehr darauf angewiesen ist, vertheidigt zu werden. Sie ließen sich darauf ein, allen Ernstes darüber ein Langes und Breites zu streiten, ob die Häufung kurzer Scenen bei Shakespeare mit ihren oft wechselnden Ortsveränderungen ein Vorzug oder ein Fehler sei, sie verloren sich in tiefsinnige Betrachtungen darüber, ob Shakespeare ohne die Bühne seiner Zeit gewißlich auch Shakespeare geworden wäre, sie zerbrachen ihre Köpfe und die ihrer Mitmenschen, da sie Vermuthungen durchkneteten, wie Shakespeare seine Technik wohl verändert haben würde, wenn er ein Zeitgenosse Blumenthals und Schönthans gewesen und für die Bühne und den Geschmack des Berliner oder Frankfurter Premieren-Publikums zu schreiben gehabt hätte. Wir, Liebster, die wir nicht einmal Dramaturgen, geschweige denn Professoren sind, wir bescheiden uns mit der auf der Hand liegenden Erkenntniß, daß man die Menschen und die Kunstwerke so zu nehmen habe, wie sie sind — wenn anders es sich überhaupt um wahrhaftige Kunstwerke, um Werke eines Genius handelt. Welch ein Hohngelächter würde sich erheben, wenn ein spintisirender Privatdozent vor der Oeffentlichkeit die Frage zur Erörterung brächte, wie Raffael mit der Schule von Athen fertig geworden wäre, wenn er sie in der Wandelhalle des Wallot'schen Reichstagsgebäudes unter Berücksichtigung der Sonderwünsche der Ostelbier und der süddeutschen Volkspartei zu malen gehabt hätte! Oder, wenn etliche alt- oder neudeutsche Zopfmusikanten mit dem Vorschlag herausträten, es wäre jetzt an der Zeit, die Symphonieen Beethovens für den Geschmack des kommenden Jahrhunderts umzuarbeiten, vornehmlich aber sie in ihrem nicht einwandfreien Aufbau zusammenzudrängen, da selbst dieser Meister in Anwandlungen frivoler Selbstherrlichkeit, vermuthlich in der Vorahnung Stirners und Nietzsche's, sich über alle Schulregeln lustig gemacht, nicht selten ohne Noth den Schauplatz seiner Psychodramen gewechselt, überflüssige Episoden eingeschoben und gelegentlich, wie beispielsweise in der Komposition seiner Coriolan-Ouvertüre, es für eingeschworene Freunde der Janitscharen-Musik nur zu einem hochst matten Abschluß gebracht habe.

Hier höre ich Sie nun fragen — gutherzig, wie Sie sind — womit denn, beim Zeus, die stattlichen, vortrefflich redigirten und prächtig ausgestatteten Bände der Shakespeare-Jahrbücher gefüllt werden sollen, wenn man sich gar zu abweisend gegen den Geist verdienter Gelehrter verhalte, in dem die Elisabethanische Zeit sich bespiegele? Als alter Theaterinvalide, dem es bei allem darum zu thun ist, wie etwas lebendig Wirkendes zustande gebracht wird, bin ich für die Vortheile künstlerischer Sonderbildung leider ziemlich blind. Selbst Jahrbücher, die gelesen würden, möcht' ich mit Vergnügen für ein Flugblatt hingeben, das in fünf Zeilen verkündete, die Bürgerschaft von Ichenhausen habe das Anerbieten der Allerwelts-Routiniers Fellner und Hellmer — Spezialität: Foyers und Garderoben in fast echtem Wiener Rokoko —, ihr im Herzen Deutschlands das fünfhundertste italienische Logenhaus zu errichten, mit Dank abgelehnt und sich von einem jungen, noch durch keine Preiskonkurrenz in der Entfaltung seines Talents geschädigten Architekten endlich das erste deutsche Schauspielhaus erbauen lassen, in dem man Shakespeare gebe, was Shakespeare's sei. Die Ichenhäuser sollen sehr gescheit sein, sogar so gescheit, daß sie von den Heroen des germanischen Theaters nicht Technik und Stil des romanischen oder altgriechischen verlangen und einem Shakespeare keinen Kommerzienrathsgeschmack anbichten. Das ist nämlich der Geschmack der modernen Dekorationsbühne. Bitte, schreiben Sie mir unter der Adresse: „Ichenhausen, Neues Rathhaus, postlagernd" und seien Sie allerbestens gegrüßt von Ihrem

unverbesserlichen

Paul Marsop.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berichtigung.** Der Verfasser des Aufsatzes über **dänische Kunst** (Beil. Nr. 118) bittet darin zu berichtigen: Sp. 1 Abs. 2: Reisestrames, S. 2 Z. 15: Christian IV. (nicht VI.), das. Sp. 2 Z. 3: Jean... Saly, S. 3 Sp. 1 Z. 15 a. u.: treten den Germanen unter die Füße. Die Anm. wegen Schloßhof ebenda ist zu streichen; hier hat der Berichterstatter geirrt. Die ihm seinerzeit mitgetheilte Preisangabe Sp. 2 Z. 17 ist nicht mehr zutreffend. S. 4 Z. 20 lies Christian Nerger.

-rl- **Schon wieder ein neuer Komet.** In der Nacht vom 18. auf 19. Juni ist vom Hrn. **Giacobini** auf der Bischofsheim'schen Sternwarte in Nizza abermals ein neuer Komet, der fünfte im Verlauf einer Woche, aufgefunden worden. Der neuentdeckte Komet steht im Sternbild des Steinbocks, in 20 h 36 m Rektaszension und — 21° 14' Deklination; abgesehen von seinem tiefen Stand am Himmel, liegt er für die Beobachtung günstig, da er schon bald nach 10 Uhr abends aufgeht.

* **Die große englische Polarexpedition**, die unter **Nansens** Mitwirkung beschlossen wurde und zu welcher eine Staatssubvention von 50,000 Pfd. St. in Aussicht stand, wird, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, **nicht** stattfinden, weil der englische Marineminister die Erklärung abgab, daß die Regierung nicht in der Lage wäre, unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Schiffe, Offiziere oder Mannschaften zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. — Während des Sommers 1898 sind im Eismeer im Norden von Europa so außerordentlich günstige Eisverhältnisse, daß einige kleinere Expeditionen in Gebiete vordringen konnten, welche bisher selbst für größere Expeditionen unerreichbar gewesen sind. Wie der englische Walfänger „Balaena" meldet, konnte er bis in die Breite von Nansens Winterquartier vordringen, und der „Windward", welcher die Jackson-Expedition von Franz-Josephsland abholte, konnte im Westen einen bedeutenden Vorstoß nach Norden machen und gelangte bis in die Nähe der König Karl-Inseln. Nachdem aber der „Windward" seine Expedition in diesem Jahre nicht wieder aufnehmen kann, weil dessen Kapitän Peary in den aktiven Dienst zum spanisch-amerikanischen Krieg einberufen ist, gedenkt Jackson, eine eigene Expedition nach Grinelland zu machen und von dieser Seite aus nach dem Nordpol vorzudringen.

-nn. **Die französische Deportation nach Guyana und Neu-Kaledonien.** Am Ende des Jahres 1896 belief sich die Zahl der Deportirten nach einem Bericht des Kolonialministers auf 5117 Personen, nämlich 4577 Männer und 540 Frauen. Das Jahr 1896 hatte in drei Transporten den beiden Strafkolonien 461 Männer und 42 Frauen, zusammen 503 Verbrecher, bezw. Verurtheilte neu zugeführt, während 330 Männer und 20 Frauen infolge Entweichens, Todes oder Begnadigung in Abgang gekommen waren. Die Mehrzahl der Sträflinge (3524) befand sich in den verschiedenen Werkstätten oder im Depot; ein nicht kleiner Theil (448) durfte in Einzelhaft zubringen, weitere 210 arbeiteten bei Kolonisten oder anderen Privaten, 265 brachten im Hospital, 301 in Strafarrest zu und 269 sind Arbeitsunfähige. Die im Jahre 1896 vorgekommenen 231 Todesfälle unter den Deportirten waren in 215 Fällen durch Krankheit, in 9 Fällen durch Unfall veranlaßt, während 6 weitere Häftlinge durch Selbstmord endeten und 1 erschossen wurde. Im genannten Jahre wurden 5299 Bestrafungen aller Art an den Gefangenen vollzogen. Aus der Kolonie zu entweichen versuchten 733 Sträflinge, von denen indessen 589 wieder ergriffen wurden. Aber auch der Rest von 144 bleibt nicht auf die Dauer entfernt von der Kolonie, vielmehr stellen sich die meisten freiwillig wieder den französischen Behörden,

andere werden später auch von den holländischen und englischen Behörden aufgegriffen und zurückgeliefert.

Die Verwendung der Arbeitskraft der Deportirten erfolgt in Guyana bei Bewässerungsanlagen, Bau und Unterhaltung von Wegen, Wald- und Steinbrucharbeiten. Auch sind Werkstätten für Flechterei und Bekleidungsstücke eingerichtet, wogegen in Neu-Kaledonien mehr landwirthschaftliche Arbeiten verrichtet werden.

Was die Ausgaben der Deportationsverwaltung (service de la relégation) anbetrifft, so sind sie als recht erheblich zu bezeichnen, denn für Guyana wurden 1,569,248 Fr. und für Neu-Kaledonien 1,774,615 Fr. ausgegeben, das sind 712, bezw. 544 Fr. auf einen Sträfling jährlich.

—ski. In Jerusalem sind bei den Grabungen, die dort von der Palestine Exploration Fund seit einiger Zeit vorgenommen werden, jüngst zwei interessante Entdeckungen gemacht worden. Die eine ist deswegen von Bedeutung, weil sie über die Lage des biblischen Sionsberges einiges Licht verbreitet. Schon vor einiger Zeit war beim Siloëteiche eine herrliche Treppe entdeckt worden, aus der man schließen zu dürfen glaubte, daß Sion an den südöstlichen Hügel Jerusalems zu setzen sei. Neuerdings sind nun nach den Berichten der genannten Fundgesellschaft fünf weitere Stufen gefunden worden, welche zu einer zweiten Treppenanlage zu gehören scheinen. Sie liegen südöstlich vom Siloëteiche an der Stelle, wo der von Ophel hinabführende Weg in den von Siloë einmündet und führen in nordwestlicher Richtung den Hügel hinauf. Die steinernen Stufen zeigen noch Spuren langjähriger Benutzung; sie wurden nicht in den Felsen selbst eingehauen, sondern einzeln hergestellt und schichtenweise mit Mörtel belegt. Eine weitere interessante Entdeckung wurde beim Teiche Siloë gemacht, an jener Stätte, welche durch die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9, 7) denkwürdig geworden ist. Dort stieß man auf ein altes christliches Heiligthum, welches jahrhundertelang unter den Trümmern verloren lag und das die einstige Siloëbasilika gewesen sein muß, die schon im 6. Jahrhundert von dem Pilger Antonin von Piacenza besucht und eingehend beschrieben worden ist.

T Den ersten ausführlichen Bericht über das neuentdeckte Gas, das Krypton, bringt soeben die Fachzeitschrift „Industries and Iron". Die Entdeckung wurde merkwürdigerweise zuerst durch Berthelot in der Pariser Akademie der Wissenschaften und dann erst vom Entdecker Professor Ramsay der Londoner „Royal Society" mitgetheilt, was die englische Eitelkeit, nach den Auslassungen einiger angesehenen wissenschaftlicher Blätter zu schließen, nicht wenig gekränkt hat. Das neue Gas ist ein Bestandtheil der Luft und wurde aus flüssiger Luft gewonnen, indem dieselbe verdampft und die übrigen bekannten Elemente ausgeschieden wurden. Der letzte und erfolgreiche Versuch verlief folgendermaßen. Professor Ramsay und Morris Travers nahmen 750 cbcm flüssige Luft, ließen sie bis auf 10 cbcm verdunsten und sammelten das von dem Rückstande gelieferte Gas in eine Röhre. Dieses Gas wurde mittelst metallischen Kupfers seines Sauerstoffs, durch die Wirkung des elektrischen Funkens seines Stickstoffes und dann noch einmal des übriggebliebenen Sauerstoffs duech eine Mischung von Magnesia und reinem Kalk beraubt. Nachdem dies geschehen, blieben 26 cbcm eines Gases zurück, das außer dem schwach erkennbaren Spektrum des Argon ein zweites bisher unbekanntes Spektrum gab. Wie schon berichtet, besteht dieses Spektrum aus zwei außerordentlich hellen Linien, von denen die eine beinahe mit der berühmten gelben Heliumlinie zusammenfällt, während die andere im grünen Theil des Spektrums liegt und an Helligkeit mit der grünen Heliumlinie verglichen werden kann. Die Wellenlänge dieser Linie war 5566.3, eine weitere, etwas schwächere Linie zeigte sich bei der Wellenlänge 5557.3. Die Dichte des Gases ist annähernd 22.5, die spezifische Wärme, nach der Schallgeschwindigkeit ermittelt, 1.666. Da der letztere Werth der gleiche ist wie für Argon und Helium, so folgt daraus, daß das neue Gas ein einatomiges Element ist. Also enthält unsre Atmosphäre, von der man erst kürzlich zum größten Erstaunen der ganzen Welt in dem Argon einen neuen Bestandtheil entdeckt hat, noch ein bisher unbekanntes Gas, welches noch schwerer ist als Argon und weniger flüchtig als Stickstoff, Sauerstoff und Argon. Die Entdecker gaben ihm den Namen Krypton (das Verborgene), weil es sich so lange der Beobachtung entzogen hat. Auf welche Weise es von Argon getrennt werden kann, ist noch nicht angegeben worden. Das neue Element gehört zu derselben Gruppe wie das Helium und das Argon, kann aber vorläufig in das System der Elemente noch nicht mit Sicherheit an einem bestimmten Platz eingestellt werden. Das reine Gas besitzt wahrscheinlich die Dichte 40 und das Atomgewicht 80, durch seine Entdeckung kann übrigens auch die Stellung von Argon und Helium in dem System der Elemente eine endliche Aufklärung finden. Das Krypton bildet einen sehr geringen Bestandtheil der Atmosphäre, indem auf 20,000 Theile Luft nur ein Theil des Gases entfällt. Die Entdecker setzen ihre Forschungen natürlich fort, und ohne Zweifel wird man sich bald mit Versuchen beschäftigen, auch dieses neue Gas zu verflüssigen. Merkwürdig ist der Umstand, daß Professor Ramsay selbst vor etwa einem Jahre die Ansicht ausgesprochen hat, es müsse zwischen Argon und Helium noch ein drittes unbekanntes Gas vorhanden sein, da sich die Elemente im System und nach ihren Haupteigenschaften in Triaden zu gruppiren pflegen. Es ist ihm selbst beschieden gewesen, dieses unbekannte Element zu finden, wenngleich das Krypton auch nicht ganz den von Ramsay damals vorausgesetzten Eigenschaften entspricht, indem es in der Reihe nicht zwischen Helium und Argon, sondern über beiden steht.

" Zwei neue Gase. Aus London berichtet die „A. C.": Schon vor einiger Zeit kündigten Professor Ramsay und sein Mitarbeiter Morris der wissenschaftlichen Welt nach der Entdeckung des „Kryptons" an, daß sie einem weiteren Element in der Atmosphäre auf der Spur wären. Am Freitag konnte Professor Ramsay der „Royal Society" mittheilen, daß er und sein Kollege nicht ein, sondern zwei neue Gase entdeckt hätten. Eine ganz reine Darstellung der beiden neuen Elemente scheint ihnen bis jetzt nicht gelungen zu sein. Das dürfte noch viele Arbeit in Anspruch nehmen. Die Existenz der beiden Gase ist aber festgestellt. Die Entdeckung wurde gemacht, als Professor Ramsay flüssiges Argon verdampfte. Eines von den neuen Gasen blieb in krystallisirtem Zustand zurück. Bei langsamer Verdampfung zeigte sich die Gasnatur. Es zeigte ein dem Argon ähnliches Spektrum. Professor Ramsay nennt es daher „Metargon". Das andere Gas zeigte eine glänzende Flamme im luftleeren Raum. Es besitzt ein schönes, rothes und gelbes Spektrum. Die Dichte ist etwa 12 bis 13, wahrscheinlich eher geringer. Die Zahl würde die leere Stelle in der Reihe der Elemente ausfüllen. Das letztere Gas hat Professor Ramsay „Neon" getauft. Es bildet einen unendlich kleinen Theil der Atmosphäre.

* **Graz**, 20. Juni. Heute ist hier Karl Frhr. v. Rokitansky, ordentlicher Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie an unsrer Universität, im 59. Lebensjahr ganz unerwartet gestorben. Er war der drittälteste Sohn des berühmten Rokitansky und hatte, bevor er in die akademische Laufbahn eintrat, mehrere Jahre hindurch das Maria Theresia-Frauenhospital in Wien geleitet. In Graz lehrte und wirkte er seit dem Jahre 1892.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Leo Galler: Oesterreichisches Bürgerliches Recht. 1. Bd. 1. Abtheil.: Grundlegung. Personen- u. Familienrecht. Wien, M. Perles 1898. — *Alessandro Filadelfo:* L'uoma acimmia degenerata. Con prefazione di *Giovanni Bovio*. Traduzione dal francese per Gaetano Buja. Napoli, Melfi e Jaele 1898. — Ecce homo! Heraus mit dem Christenthum. Drei Predigten des P. Heinrich Abel, S. J. Wien, Verlag der „Reichspost" 1898. — Dr. Jos. Deckert: Jüdische Richter, Judeneid, Kol-nidre! Ebd. — *The Journal of Germanic Philology.* Edited by *Gustaf E. Korsten.* Vol. I Nr. 4 1897. Published by the editor. Bloomington Ind. U. S. A. — Heinrich v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe. Lfg. 21—25. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Lieferung 38—42. Ebd. — Annette Freiin v. Droste-Hülshoffs Gesammelte Werke in 3 Bänden. 1. Bd.: Lyrische Gedichte. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 22. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Deportationsfrage. Von O. Canstatt. — Shakespeare-Bühne und kein Anfang. III. (Schluß.) Von Paul Marsop. — Der ursprüngliche Plan von Goethe's „Faust“ und seine Geschichte. II. Von Dr. J. W. Bruinier. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Deportationsfrage.

Die erneut von Professor Bruck in Breslau aufgeworfene Frage der gesetzlich für die deutsche Strafrechtspflege einzuführenden Deportation und die Anregung einer versuchsweisen Benutzung des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes zu diesem Zwecke unter Berufung auf die ein solches Vorhaben befürwortende Meinung der Herren Dr. Max Esser und v. François veranlaßt mich, auch meinerseits mich über diese Angelegenheit zu äußern und dringend davor zur warnen, den überseeischen Besitzungen Deutschlands ohne die allergründlichste Prüfung ihrer Kolonisationsaussichten Elemente zuzuführen, die der Zukunft weiter Gebiete verderblich werden können. Major Leutwein hatte nur zu recht, als er im Interesse des seiner Verwaltung unterstellten Deutsch-Südwestafrika dem Plane, dort gerade Deportirte ansiedeln zu wollen, sehr entschieden entgegentrat, da vorauszusehen ist, daß damit für die Folge alle unbescholtenen Kolonisten von dem so dringend des Zuzugs tüchtiger Ansiedler bedürftigen Lande ferngehalten würden. All das ist ja auch im Reichstage bei den Verhandlungen über den Etat unsrer jungen Kolonien genug betont und auseinandergesetzt worden. Was aber bis jetzt nur nebenher gestreift wurde und gegen die Anlage von Strafkolonien auf den deutsch-afrikanischen Gebietstheilen spricht, sind die schlimmen Erfahrungen, welche die ältesten Kolonialstaaten Spanien, Portugal und Holland schon in sehr früher Zeit mit der Verweisung ihrer Sträflinge auf überseeische Besitzungen gemacht haben. Sie alle hatten das später bitter zu bereuen und arbeiteten mit solcher Ansammlung von grollenden Missethätern in der Ferne nur ständigen Unruhen und Aufständen vor, durch welche die Entwicklung der Kolonien viele Jahrzehnte hindurch gehemmt oder gar die gänzliche Losreißung vom Mutterlande vorbereitet wurde. Von ganz besonders ungünstigem Einfluß auf ein gedeihliches Fortschreiten der Kultur war das Deportationssystem der spanischen und portugiesischen Regierungen in Südamerika, zumal bei den Verbannten aus begreiflicher Ursache immer die Neigung bestand, sich mit den eingeborenen Indianern oder mit Negern zu vermischen und mit diesen gemeinsame Sache zu machen, sobald es sich darum handelte, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten.

Nun war es ja in früheren Jahrhunderten noch bei weitem schwieriger als heutzutage, eine Anzahl von Leuten zu finden, die sich willig zeigten, auf gut Glück in fernen Zonen den Stamm einer europäischen Besiedelung zu bilden, und daher leicht erklärlich, daß die von der Krone Portugal mit brasilianischen Ländereien belehnten sogenannten Donatarios, denen die Aufgabe der thatsächlichen Bebauung des Landes gestellt war, es nicht verschmähten, gleich eine Zahl Verbrecher als Verbannte mit sich zu nehmen. Ja der Statthalter von Espirito Santo hatte an deren Ueberwachung nicht einmal genug. Er eröffnete sogar Allem und Jedem, der anderwärts sich eines Vergehens schuldig gemacht, auf seinem Gebiete ein Asyl.

Als die Werbung freiwilliger Kolonisten später dann nicht den gewünschten Fortgang in Portugal und Spanien nahm, griff der Lissaboner Hof selbst zu der Maßregel, Brasilien in aller Form gleich den westafrikanischen Besitzungen zum gesetzlichen Verbannungsort zu erklären. So erhielt denn der südamerikanische Pflanzstaat von da ab seine regelmäßige Verbrecherzufuhr. Und diese Zwangseinwanderung von Deportirten (Degradados) hätte ja noch ihren Nutzen bringen können, wenn man, wie es bald in den englischen Kolonien Brauch wurde, die Deportirten als weiße Sklaven gehalten und irgend einem ehrbaren Ansiedler zum Dienst und zur Beaufsichtigung übergeben hätte. Allein nichts von alledem. In Portugal wie in Spanien galt die Verbannung an und für sich schon als genügende Strafe, und war der Sträfling einmal an seinem Verbannungsorte angekommen, so mochte er dort ungehindert Landbesitz erwerben und in allen Stücken mit den übrigen Kolonisten konkurriren. Erst mit der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens und der spanischen Republiken hörte diese Zwangseinwanderung in Südamerika auf.

Die Nachtheile dieses Deportationssystems machten sich im Lande nur zu fühlbar. Selbst der sehr thatkräftige Statthalter von Pernambuco, Duarte Coelho, schrieb unter dem 20. Dez. 1546 an König Johann III.: „Ich bezeuge Eurer Hoheit und schwöre bei meiner Todesstunde, daß die Deportirten dem Lande keinen Vortheil und nichts gutes bringen, aber viel böses. Möge Eure Hoheit mir glauben, diese Leute sind hier im Lande schlimmer als die Pest, deßhalb bitte ich um Gotteswillen, mich in Zukunft mit solchem Gift zu verschonen.“

Um verbrecherischen Elementen jeden Einfluß auf die im Lande bereits seßhaften Leute zu wehren, müßte dort, wo ein Versuch mit der Deportation gemacht werden soll, doch jedenfalls der Bau umfangreicher Gefangenendepots in Angriff genommen, sowie eine hinreichende Anzahl von Polizeimannschaften für die Ueberwachung der Strafkolonien bestellt werden. Kann, frage ich, solch finanzieller Aufwand gegenüber den moralischen Gefahren, welche wir, wie aus den angezogenen Beispielen erhellt, heraufbeschwören, mit gutem Gewissen vor der Nation verantwortet werden? Ich glaube, daß darauf nur mit einem „Nein“ geantwortet werden dürfte. Ich halte es auch für mehr als fraglich, daß unsre Deportirten — da doch wohl nur die wegen krimineller Verbrechen Verurtheilten mit Verbannung bestraft werden könnten, — sich als besser geartet erweisen würden als die spanischen und portugiesischen Exilirten von ehedem. Wie sollte man deren bösen Neigungen, wenn sie ihre Strafzeit erst verbüßt, auf die Dauer steuern können?

Es kommen aber auch bei dem steten Hinweis auf Deutsch-Südwestafrika als geeignetstem Gebiet für Ausführung der Deportationsversuche noch ganz andere Dinge in Betracht. Da ist z. B. die Frage, ob die Deportirten denn durchweg auch Leute sind, die so viel von der Landwirthschaft verstehen, daß sie unter den nicht gerade leichten Verhältnissen in Südwestafrika und mit den ihnen eventuell zu Gebote stehenden minimalen pekuniären Mitteln einigermaßen vorwärts kommen? Da fragt es sich weiter, wer von den bis heute noch so wenig zahlreichen im Lande ansässigen Deutschen, Farmern, Kaufleuten und Handwerkern versteht sich denn gern dazu, einen entlassenen Sträfling — und wenn er die besten Versprechungen ablegte, wenn ihm von den Vorstehern des Gefängnisses oder der Strafkolonie das trefflichste Zeugniß ausgestellt worden wäre — in seine Dienste zu nehmen? Wie groß ist denn überhaupt der Prozentsatz der durch die Strafe gebesserten wirklichen Verbrecher? Oder gedenkt man nur weniger gravirte Persönlichkeiten, etwa Kontravenienten gegen das Versammlungsrecht, wegen Preßvergehen Verurtheilte oder politisch kompromittirte Leute gleich mit der Exilirung in überseeische Haftanstalten zu bestrafen?

Ganz und gar nicht in Einklang zu bringen wäre der Gedanke, Deutsch-Südwestafrika zu einem Verbannungsort für Verbrecher zu machen, mit der kürzlich erfolgten Anregung zur Versorgung des deutschen Schutzgebiets mit Frauen und Mädchen, welche sich dazu bereit finden lassen, den Vorkämpfern deutscher Kultur in Afrika zur Gründung eines Familienheims die Hand zu reichen. Wie könnte man ferner, wenn es thatsächlich zur Errichtung einer Deportirtenstation in Deutsch-Südwestafrika käme, den weiblichen Auswanderungslustigen noch ernstlich zureden, ihre Schritte gerade dorthin zu lenken?

Man sieht, die ganze Frage hat ihre sehr wichtigen ethischen Seiten.

Meines Erachtens thäte man nach all dem Gesagten wohl daran, die Deportationsfrage für die gegenwärtig zur Verfügung stehenden deutschen Schutzgebiete ganz fallen zu lassen und sich zu dem Satze zu bekennen, daß die makellosen, tüchtigsten und leistungsfähigsten Auswanderer der einzig brauchbare und willkommenste Bevölkerungszuwachs für die jungen deutschen Kolonien in anderen Welttheilen sind. Nur eine solche Mehrung wird Deutschland die Achtung der fremden Völker allezeit sichern.

Sollte es übrigens trotz alledem und alledem von materiellem juristischen Werth erscheinen, die Deportation in der Praxis des Strafvollzugs einzuführen — und es mag ja sein, daß sich dieselbe gerade für politische Verbrecher ganz besonders empfiehlt —, so fehlt es uns doch im Bismarck-Archipel und unter den Salomons-Inseln wahrlich nicht an viel geeigneteren Punkten, als in Afrika, wo ein Versuch allenfalls zu wagen wäre.

O. Canstatt.

Shakespeare-Bühne und kein Anfang.

(Sehr offene Briefe an einen Theaterfreund.)

III. (Schluß.)

Sie entsinnen sich, werther Freund, daß etliche vergilbte Rechnungen aufgestöbert wurden, bei deren Durchsicht man die überraschende Entdeckung gemacht haben will, Shakespeare hätte als Direktor mit glänzenden Kostümen Luxus getrieben. Shakespeare prunksüchtig, Prospero prunksüchtig! Liegt es nicht näher, zu vermuthen, daß die vornehmen Lords, welche als Zuschauer auf der Bühne waren, es wohl übel vermerkt hätten, wenn die Herzöge und Grafen der „Königsdramen" als ihresgleichen nicht auch die dem Range des Einzelnen gebührende Tracht angelegt haben würden? Ach nein: einen Protzengeschmack hatte der Dichter nicht. Nichts weniger als den Geschmack des Parvenu, der sein ganzes Haus innen und außen mit Flittergold bepflastert und dann so recht aufgeblasen und dünkelhaft in die Welt hinausschreit: ich bin so reich, daß ein Shakespeare erst an meiner Tafel die beste Figur macht. Nichts weniger als den Ungeschmack der modernen Dekorationsbühne.

Was ist der Unterschied zwischen dieser und der Shakespeare-Bühne? Die letztere ist eine feste Konvention, die moderne Dekorationsbühne ist keine. Vielmehr ein riesiger Trödelladen, vollgestopft mit allen möglichen bunten Lappen und Scherben, von denen die einen eine historische, die anderen eine kulturhistorische, noch andere die Etikette des Modetapezierers nach dem Herzen der Bourgeoisie oder die der Malerei des grauen und rothen Elends tragen. Ein Berg von Gerümpel, den man für jeden vorgestellten Schauplatz beliebig erhöhen, von dem man beliebig viel abtragen kann, ohne daß das Ganze um das geringste an Einheitlichkeit gewänne oder verlöre. Das vollkommene Gegentheil von allem, was einen tragfähigen geschichtlichen Untergrund hat, was einen bündig geschlossenen Organismus darstellt. In den Prospekten: ähnlich wie auf den Tafelbildern und Handzeichnungen der ganz neuen Kunst, eine Verquickung von malerischen und musikalischen Elementen, was dann die Dilettanten von Fach „Stimmung" nennen — um ein Unendliches entfernt von der wahrhaft bedeutenden italienischen Dekorationsmalerei des 17. Jahrhunderts, die beispielsweise in den Architekturstücken der Bologneser und Mailänder Schulen etwas vornehm Gediegenes, vielleicht mit das wohlthuend Einheitlichste leistete, was das Barock überhaupt zustande brachte, ja wo es schöpferische Kunst war. Jene alten Scenographen wußten, daß man das Wesen des Theaters umsomehr verkehre, je mehr man das Dekorative dem „Natürlichen" anzunähern strebe; darum stilisirten sie in klar umrissenen Formen, die, weit davon entfernt, das Auge des Zuschauers durch eine Häufung gegenseitig sich in den Weg tretender Einzelheiten zu verwirren, den Schauplatz mit verhältnißmäßig Wenigem deutlich bezeichneten und ihm zugleich einen ruhigen Abschluß gaben. Gegenwärtig finden sich schlecht verstandener Wagner, die nur allzugut verstandene Effekthascherei der großen Oper und unverdaute Reminiscenzen aus heutigen Gemäldeausstellungen auf der Schauspielbühne zu einem ganz greulichen Dekorationsmischmasch zusammen. Das nennt man dann „Meininger Stil". Und gibt es, lieber Freund, etwas, das der für die Aufnahme eines Bühnenwerkes doch schließlich unentbehrlichen Illusion mehr im Wege ist, als das vielgerühmte moderne Bühneninterieur? Man sagt uns da immer, daß unsere Augen durch die behaglichere Ausstattung unserer Wohnräume jetzt viel zu verwöhnt seien, als daß uns ein Gemach mit nur angedeutetem Hausrath auf der Scene nicht stören sollte. Im Gegentheil: je mehr sich der Blick für das geschärft hat, was innerhalb unserer vier Wände gut und weniger gut zusammenstimmt, um so unangenehmer fällt es uns auf, wenn auf der Scene der vom Hoflieferanten als echt garantirte Gobelin doch gegen eine beim besten Willen nicht naturgetreu herzustellende, von jedem leisen Luftzug bewegte Theaterdecke stößt, wenn die nach Meininger Muster geschnitzten wirklichen Holzthüren doch nur in bemalter Coulissenleinwand hängen. Gibt man dem Zuschauer eine leichte, zweckmäßige Stütze für die Illusion, so rankt sie sich willig daran auf; greift man hingegen einer gesunden, arbeits- und entwickelungsfähigen Phantasie auf Schritt und Tritt mit Krücken unter die Arme, dann wird sie immer unruhiger, ist bald dem Bann selbst einer eindrucksvollen Dichtung entrückt, begehrt stets

ein weiteres und wendet schließlich vollends enttäuscht dem Theater den Rücken, weil die vierte Seite der Scene, gegen das Publikum hin, nicht wie in der Wirklichkeit zugemauert oder durch einen plastisch abgestuften Landschaftshorizont geschlossen ist, was doch höchst unnatürlich sei. Und läßt sich, frage ich Sie, nun gar etwas dümmeres denken, als der Naturalismus in den Requisiten? Was liegt daran, ob das Bühnenschwert wirklich aus einer arabischen Werkstatt stammt, von einem deutschen Schmied nachgearbeitet ist oder vielleicht nur aus geschickt überzogenem Holz besteht — vorausgesetzt, daß mit einigem Anstand gefochten wird, und daß vor allem aus den Reden, welche den Kampf begleiten, Funken sprühen!

Verständig, kunstvoll, überzeugend können allerdings hinwiederum Rede und Spiel nur behandelt werden, wenn die „Bahn frei", das heißt wenn der Bühnenraum nicht mit Einbauten und Scharteken vollgepfropft ist. Klopfen wir einmal bei den „Leuten vom Theater" an: die wenig begabten, die faulen Schauspieler werden der modernen Dekorationsbühne, die fleißigen und intelligenten der Shakespeare-Bühne den Vorzug geben. Keinen erbitterteren Feind hat die letztere als den trägen, den ungeschickten, den mit deklamatorischem Singsang und Konzertmimik sich wohlfeile Erfolge zuschanzenden Darsteller. Er weiß nicht, was er thun soll, wenn er nicht die Möglichkeit hat, sein Denkerhaupt schmerzbewegt an ein Dutzend ausgezackter Pappfelsen reihum zu legen und binnen 10 Minuten auf sämmtlichen drei Kanapees, sechs Lehnsesseln und zwei Kinderstühlen eines Saales abwechselnd in malerischen Stellungen Platz zu nehmen, was dann bei den Anhängern neugefirnißter Dichterschulen für hervorragend „natürlich" gilt, obschon in Wirklichkeit kein Mensch dergleichen thut. Unser Mann ist in jammervollster Verlegenheit, was er mit seinen Extremitäten anfangen soll, wenn ihm nicht der Maschinist oder der Regisseur allerhand Nester zurechtgezirkelt hat, über deren Ränder hinweg er dann wohlwollend oder zähnefletschend zum Parket hinüber grimassiren kann. Der kluge und selbständige Schauspieler hingegen, zumal wenn er nicht den „Traditionen", sondern dem Dichter nachgeht, empfindet erst ein rechtes Behagen, wenn er „auf sich selber da ganz allein steht"; er schätzt seine Kunst viel zu hoch ein, um den Ruhm des Abends mit den Kunsthandwerkern des Coulissenschiebens theilen zu wollen. Er geht den Schwierigkeiten, welche das ungedeckte Spiel mit sich bringt, nicht aus dem Wege, weil er aus ihnen lernt, und weil er, indem dieses Lernen für ihn mehr und mehr fruchtbar wird, in der Fülle mannichfaltiger, ungehemmter Bewegungen, in der Fähigkeit, dem Publikum nah und frei gegenüberstehend sein Organ hier zu schonen, dort in besser zu bemessenden Schattirungen voll zu verwerthen, eine Unsumme neuer ideeller und materieller Hülfsmittel entdeckt, von denen der stets auf seine drei Griffe angewiesene, an sein Versatzstück sich festklöthende Virtuose von des Maschinisten Gnaden keine Ahnung hat. Mit einem Wort: der Komödiant zeigt sich in den Bildchen der laterna magica, der Künstler beherrscht die freie Scene. Auf dieser erst gelangt er dazu, im Verein mit seinesgleichen das richtige, schön und scharf ineinander greifende Ensemble auszugestalten, in welchem nicht der kostümirte Bühnenphilister dem Möbel, sondern der Mensch dem Menschen die Replik gibt. Hier brauchen wir, liebster Freund, uns auch gar nicht so arg davor zu fürchten, daß einmal ein Wort zuviel grad' ins Publikum hineingesprochen wird. Denn einerseits verschmelzen sich hier Schauspieler und Zuhörer viel fester zu einem eng zusammengehörigen, gegenseitig aufeinander wirkenden Ganzen; andrerseits sieht das dem scenischen Bilde nähergerückte Publikum dem Darsteller viel zu gut auf die Finger, als daß er in Gewohnheitsunarten verfallen könnte. Wollen Sie einen Beweis dafür, wie bei einer nur das Nothwendigste regelnden Ausstattung und in unmittelbarer Fühlung mit dem Publikum denkbar vortrefflichst Theater gespielt werden kann, so richten Sie mit mir Ihr Augenmerk auf die italienischen Schauspieltruppen. Natürlich nicht auf die der decadenten Wanderhanswurste, die jetzt die deutschen Bühnen abgrasen, sondern auf die, welche man in ihrer Heimath aufzusuchen hat. Ist das bei einem Spielplan möglich, der fast nur die Komödie und das bürgerliche Schauspiel umfaßt, um wie viel mehr könnte das bei einem solchen zur erfolggekrönten Wirklichkeit werden, welcher, der andersartigen Veranlagung des Deutschen gemäß, seine kräftigsten Wurzeln in den fetten Nährboden der Tragödie hinabsenkt. Glauben Sie nicht, daß unser Publikum, wenn man es sachgemäß anleitet, sich nach und nach doch so weit erziehen könnte, daß es in einer ehrlichen Freude an dem ihm rein vermittelten, wie ein neues, nie auszuschöpfendes Erbgut ihm zugewonnenen Geistesschatz Schillers und Shakespeare's die gesammten ledernen und lackirten Herrlichkeiten der Kommerzienrathsbühne willig dahingeben würde?

Aber, entgegnen uns die Leute, bei welchen der Weg zur Kunst durch den Bilderbogen geht: die Ansprüche auf moderne Scenirung sind in das Volk übergegangen. Haben Sie, Verehrtester, in deutschen Theatern bisher schon das „Volk" wahrgenommen? Ich sah dort bisher nur Abonnenten, Blaustrümpfe und Stadtfremde, die, wie sie sagten, „im Theater einen verlorenen Abend todtschlagen wollten". Was dort allenfalls das Volk markiren konnte, das hatte zumeist auf der Galerie platzgenommen, just nicht mit der Absicht, sich durch dekorative Eulenspiegeleien foppen zu lassen, sondern in der Hoffnung, Goethe, Kleist oder Shakespeare zu schauen — eine Hoffnung, die in der Regel dadurch vereitelt wurde, daß der moderne Regisseur vor den Thronen der Unsterblichen seine Krambuden aufschlug. Das Volk im Schauspielhause? Dürfen wir daran erinnern, daß wir im Vaterlande Bismarcks des Großen leben? Dort hätte wohl das deutsche Volk ein Recht, zu verlangen, daß das, was man ihm auf der Scene vorführe, von seiner Art sei. Und was böte man ihm heute an jener Stätte? Pariser Hetärenstücke von wundervoller Technik, wie die dramaturgischen Schulmeister, von ausgeklügelter Haftelmacherei, wie andere Leute sagen. Ferner die Uebergangsschmerzen der Gernegroß, die vor den himmelhohen Fjordwänden die liebe, nebelzerspaltende Gottessonne und das frei pulsirende Leben nicht sehen. Was geht das ein Land an, in dem frische Winde Spielraum haben, den überflüssigen Dunst hinwegzufegen? Ferner die Dramatik, in welcher der Mensch die Wahl hat, ob er durch die Knute oder durch den Branntwein zugrunde gehen oder mindestens vertrotteln will. Nun: uns macht der Wein fröhlich und das Bier bis jetzt immer noch nicht dumm. Ferner: artige und unartige Phantasiestücklein im Gartenlauben-, im symbolischen, im geistreichen five o' clock-Stil, angehaucht von der Weisheit des Brahmanen, von der Dialektik des römischen Rechts, von dem Zukunftsparfüm der ganz Vorurtheilslosen — denen allen mitsammen nur Eines abgeht: die goldklare Naivetät des deutschen Märchens. Ferner: das sogenannte deutsche Lustspiel, lies: Wortspiele in Ermangelung von Charakterstudien. Endlich auch etliche Klassiker-Vorstellungen in der geschilderten Zurichtung, die bisher das „Volk" eben auch nicht heranziehen konnten, da es nicht deutsche Art ist, für den bunten, nicht einmal schönen Schein das Wesen daran zu geben. Es hilft auch hier nichts: soll das Volk, wie es sein gutes Recht, im Theater heimisch werden, hörend und schauend urtheilen lernen, dann müssen ein deutscher Spielplan geschaffen und deutsche Schauspielhäuser gebaut werden. Sonst bleibt unser

gesammtes Schauspielwesen ebenso eine Luxuskunst, wie es unser Opernwesen, trotz alles dessen, was Wagner und Bayreuth schufen, bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Wer vorwärts schreiten will, der muß es sich endlich abgewöhnen, stets gegen die Fremde hinüber und zur Vergangenheit zurückzukokettiren, die uns, den in eigenen Empfindungen sich Auslebenden, so sehr wir uns bemühen, das Eigenartige in ihr zu erhalten, ja doch auch mit der Zeit zur Fremde werden muß. Nichts hat ein ewiges Leben unter dem Himmel. Darum soll Jeder mit Ernst thun, was ihn seine Zeit und sein Volk weisen. Und somit haben wir, lieber Freund, die wir als ehrliche Kerle vornehmlich vor uns selbst bestehen wollen, auch das noch rückhaltslos auszusprechen: hätten wir ein deutsches Schauspielhaus und müßten wir uns dort auf einer und für eine reformirte Scene, der wir meinethalben den Namen Shakespeare-Bühne lassen wollten: dann wäre, so tief und ehrfürchtig wir uns auch vor dem großen Briten neigen, die im Willen und im Träumen Shakespeare's wiedergeborene Darstellung seiner Werke nur ein erstes Ziel. Nur ein Bannkreis, den wir lernend ausschreiten müßten, um, vom tragischen Geiste erfüllt, die rechte Vorbereitung dafür zu gewinnen, wie Schöpfungen gerecht zu werden ist, die in deutschen Gauen aus heimischem Fühlen aufgesprossen sind und die, so Gott will, noch fernerhin zu reichen Ernten dort ausreifen werden. Seien wir nicht zu scharf im Spott gegen die Wildenbruch und ihre Schwächen. Vielleicht ahnen sie das gelobte Land des neuen deutschen Dramas und suchen nur noch das Eingangsthor. Es könnten dereinst Schauspiele und Tragodien mit großem geschichtlichem Hintergrund geschaffen werden, auch ohne daß deren Helden mit Paradeschleppen aus dem von einem Oberhofmeisteramt revidirten Kostümbüchern über die Bretter fegten.

Ist es den Deutschen beschieden, im kommenden Jahrhundert einen Genius erstehen zu sehen, der das Sehnen nach einem stark gefügten, zur Seele des Volkes sprechenden nationalen Drama verwirklicht, dann wird dieser Meister sich zugleich mit seinem Dichtwerk auch seine Scene erschaffen. So oft in der Kunst das Große sich gebietend aufrichtete, so oft hat sich auch der Geist seinen Körper gebaut. Da hieße es, mit unsern Sorgen im Leeren schweifen, für einen noch Ungeborenen auf ein Denkmal sinnen, wenn man über ein für die Gegenwart noch ganz Unfaßbares ins Blitzblaue hinein prophezeite. Das unterscheidet ja den Genius von anderen Sterblichen, daß er Möglichkeiten entdeckt und zu neuen Formen ausschwellen läßt, denen entgegenzubringen die Augen Jener nicht hellsichtig genug waren. Inzwischen überlassen wir es doch den Kümmerlingen des Gedankens, den symbolistischen Säuslern und witzhaschenden Silbenstechern, in welchem Möbelmagazin sie ihre poetischen Eintagsfliegen herumsurren und den gesinnungstüchtigen Naturalisten, in welchem Ställchen sie ihre Ferkel quiecken lassen wollen. Um aber unsere Ehrenschuld an die unserem Empfinden noch nahestehenden Dichter abzutragen, deren Schöpfungen keine leblosen Präparate aufzeigen, sondern Charaktere von Saft und Mark in tragischer Bewegung offenbaren, werde endlich mit einer planvoll und konsequent durchzuführenden, für alle Theile erziehlichen Arbeit auf einer Shakespeare und seinen Geistesverwandten zugeeigneten Bühne ein echter und rechter Anfang gemacht! Auf einer Bühne, von der man zu sagen hat, wenn sie weder im Sinne eines an historischem Kleinigkeitskram haftenden Pedanten, noch in dem eines tiftelnden modernen Regisseurs, sondern in dem der Werke des Großmeisters definirt wird: sie ist die Scene, auf der für Dekoration und Ausstattung nur eben so viel gethan wird, um der nachschaffenden Phantasie des Zuschauers den ersten leichten Anreiz zu geben, die ganze zur Vorbereitung einer Aufführung zu bethätigende Sorgfalt hingegen auf das Herausarbeiten des das Drama erfüllenden Geistes durch Vortrag und Spiel gewendet wird.

Wie sehr auch der überwiegende Theil der Schauspieler verbildet, wie verwildert auch der Geschmack des Publikums bereits sein mag, wie lockend auch vielen Theaterleitern die Aussicht erscheinen dürfte, gerade aus dieser Geschmacksverrohung nach wie vor leicht abschöpfbare materielle Vortheile zu ziehen: es ist dennoch nicht zu spät, für eine solche unabweisbare Reform der Scene eine Bewegung ins Leben zu rufen, die mit dem heillosen Unfug der Luxusbühne gebührend aufräumte. Am Ausgang des 18. Säkulums ergriffen die großen Weimaraner Besitz von der deutschen Schaubühne; da, sollte man meinen, müßte sich doch bei Vielen die Scham regen, daß die Scene, auf der ein „Faust", ein „Wallenstein" mit feurigen Zungen für den Beginn der Weltherrschaft des deutschen Geistes Zeugniß gaben, um die neue Jahrhundertswende anscheinend der Willkür und den Kinderpossen der Maschinensetze überantwortet sei.

Sie lächeln, mein lieber Freund, über den unverbesserlichen Träumer, der ungeachtet aller Enttäuschungen sich noch der Hoffnung nicht ganz entschlage! Sie haben recht: man soll die Welt anschauen, nicht wie man sie zu sehen wünscht, sondern wie sie ist. Die Zeiten sind vorüber, in welchen die ernsthafte, weder den Schwächen der Menge noch denen der Kunstgewaltigen schmeichelnde Kritik sich einbilden durfte, für ideale Bestrebungen etwas fördern oder gar durchsetzen zu können. Wir dürfen nicht einmal unseren Kollegen zürnen, die sich vor dem äußeren Erfolg beugen und sorgsamst acht geben, nirgends anzustoßen — was man dann ein „abgeklärtes Urtheil" zu nennen pflegt. Wir haben nur noch die Pflicht, vor der Oeffentlichkeit unser Gewissen zu salviren — und die Freiheit, eine Kappe aufzusetzen, mit deren Glöckchen wir uns nach Belieben zu läuten gestatten. Dies Recht lassen wir uns nicht schmälern. In der großen Tragödie des Materialismus, innerhalb deren die Tragikomödie vom moderuen Theater nur eine bescheidene Unterabtheilung darstellt, ist nämlich dem ehrlichen Kritiker die Rolle eines Hofnarren Sr. Majestät des deutschen Publikums vorbehalten. Salzen wir unsere Reimsprüchlein, Liebster: wir werden noch reichlich Gelegenheit haben, sie an den Mann zu bringen! Und somit brüderlichen Schellengruß von

Ihrem
getreuen
Paul Marsop.

Der ursprüngliche Plan von Goethe's „Faust" und seine Geschichte.

Von Dr. J. W. Bruinier.

II.

Diese drei Paralipomena scheinen mir nicht zufällig auf demselben Blatte zu stehen. Sie gehören sicher in einen scenischen Zusammenhang, der im ganzen den Zweck hatte, Faust über Mephisto aufzuklären, der also im ursprünglichen Plane die Bedeutung der späteren Paktscene hatte. Eine wirkliche Verschreibung, die nach den eben erwähnten Paralipomenen und auch sonst wegen des angeblichen Verhältnisses Mephisto's zum Erdgeiste nicht möglich erscheint, ist unnöthig: Faust gehört dem Teufel von selbst an, sobald er auf sein Streben nach Vervollkommnung verzichten sollte. [1])

[1]) Keine spätere Stelle des Urfaust deutet auf eine Verschreibung hin, weder daß Faust V. 2638 sagt: „So sind wir um Mitternacht geschieden" — denn das kann Jeder zu seinem Gesellen sagen, und spielt doch gar nicht auf irgendwelchen Vertrag an — noch auch der schon erwähnte Vers von Luzifers Prinzen, wo Prinz einfach eine Wiederholung des vorausgehenden „Fürstensohn" ist. Gerade hieraus

Noch jetzt vermeint man deutlich die ehemals geplante Weise des Bundschlusses aus der Art heraushören zu können, wie Mephisto sich schon vor der Verschreibung zum Dienstantritt stellt, wie er sich ohne weiteres bequemen will, Fausts Geselle und Diener zu sein, und wie Faust ihm den Pakt erst aufdrängen muß.

Dieser Scene müßte dann eine weitere vorausgehen, in der Mephisto sich als den angeblichen Sendboten des Erdgeistes bei Faust einführt. Mephisto hat sich ferner Faust auch im ursprünglichen Plan als Hund genaht; diese erste Begegnung fand nachts und in freier Natur statt. Die Scene „Trüber Tag" enthält Anspielungen darauf, verblaßte Erinnerungen daran bewahrt V. 6235 ff. (im Zweiten Theil) und sehr wahrscheinlich hängt die erste Erfindung der jetzigen Scene „Wald und Höhle" mit dieser Scene zusammen, in der Fausts Busen vom Wissensdrang geheilt werden sollte. Vielleicht hatte sich also Goethe die große Lücke nach der Wagnerscene folgendermaßen zurecht gelegt:

1. Faust entweicht in die Natur und findet hier Trost. Er heilt seinen Busen vom theoretischen Wissensdrang und beschließt, die Gleichheit der Ziele mit dem Erdgeist dennoch noch erringen zu wollen. Auf dem Heimweg heftet Mephisto sich als Hund an seine Spur.

2. (Der Hund wird beschworen?) Mephisto stellt sich in Menschengestalt als angeblichen Abgesandten des Erdgeistes vor und gewinnt Faust dazu, mit ihm als Führer ins Leben zu ziehen. Faust und Mephisto werden hier schon ihre abweichenden Ansichten vom Leben ausgetauscht haben, Faust im Sinne der Vervollkommnung, Mephisto mit Anpreisung des Genusses und Verächtlichmachung der Imagination. Der seit dem „Fragment" bekannte Schluß der jetzigen Verschreibungsscene enthält viele Elemente hievon; als neu, in der zweiten Arbeitszeit entstanden, erweisen sich durch ihren abgeklärten gnomenartigen Ton die Verse 1776—1788; das andere ist im Tone der Wagner-Scene außerordentlich nahe verwandt.

3. Nach „Auerbachs Keller" war die Scene „Landstraße" in weit größerem Umfange geplant als sie im Urfaust inne hat; sie hatte den Zweck, Faust über das eigentliche Wesen seines Gesellen aufzuklären.

Von selbst ergibt sich nun auch weiter das ursprüngliche Problem: gelingt es Faust sein Vervollkommnungsziel zu erreichen? Gelingt es ihm, im Laufe der Handlung, zu erkennen, daß das von Mephisto geführte Leben dem vom Erdgeiste gewollten nicht entspricht? Gelingt es Mephisto, Faust in materiellem Genußleben gegen das Streben nach Vervollkommnung abzustumpfen? Solange Faust sich zu vervollkommnen bestrebt, kann ihm der Teufel nichts anhaben, mag er auch noch so tief in Schuld verfallen; erst wenn er auf sein Streben verzichtet, ist er die sichere Beute des Bösen.

Bei dieser Fassung des Problems ist Faust zwar der Held des Dramas, Mephisto aber der Handelnde. Dadurch geht die Einheit der Handlung in die Brüche. In diesem künstlerischen Fehler des Urfaust liegt der eigentliche Grund für die schließliche Aufgabe des ursprünglichen Planes: im neuen der dritten Arbeitszeit sieht Faust im Mittelpunkt auch der Handlung und die Umgestaltungen des alten Problems schreiben sich deutlich von dieser Aenderung her.

Mephisto, der eigentlich Handelnde, hat folgende Aufgaben:

Erstens muß er das Leben, das er Faust führt, äußerlich dem vom Erdgeiste gewollten ähnlich gestalten, zugleich aber natürlich auf ein teuflisches Ziel hinführen. Dieses Leben kann dem vom Erdgeist gewollten leicht ähnlich gemacht werden: denn erst das erlangte Ziel, die Frucht, gibt dem Leben des Erdgeistes seine Weihe; vorher aber ist Leben Leben; auf tausend Wegen kann ein würdiges Ziel erreicht werden. Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst genießen zu wollen, ist Fausts theoretisches Programm, das aber, in die That umgesetzt, tausend Gefahren in sich birgt. Wie leicht kann Faust, der ja das Leben noch nicht kennt, da getäuscht werden. Wenn er durch das wilde Leben durch flache Unbedeutendheit geschleppt wird, gehört ein Riesencharakter dazu, das Echte vom Falschen richtig zu sondern. Um zu einem teuflischen Ziele zu führen, muß dieses Leben das des materiellen Genusses um des baren Genusses willen sein, in dem, wie in einem Sumpf, Faust schließlich, gegen jedes höhere Streben abgestumpft, versinkt. Auch der Erdgeist gestattet den zum glühenden Leben gehörenden Genuß; denn die Welt ist kein Kirchhof, überall lacht Lenz und Liebe, blinkt Wein und Sonne. Man darf nur nicht über dem Genießen der Zwecke, Ziele und Früchte vergessen. Das Leben des Teufels hat zum Ziele das Faulbett; in der ewigen Verdammniß liegt die Zeit, wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen. Nicht der Augenblick der Ruhe, nicht der Schmaus des Guten kann Faust fällen: nur das mit dem Genießen der Teufelsgabe verbundene Aufgeben seines Strebens wird sein Tod sein.

Zweitens muß Mephisto die „Imagination" bei Faust als seinen größten Feind bekämpfen. Das Nachsinnen nach dem Höchsten, die Spekulation, hält in Faust stets das Streben nach Vervollkommnung im Sinne des Erdgeistes wach. Deßhalb nur spricht Mephisto in den im „Fragment" erscheinenden Ausarbeitungen alter Entwürfe so verächtlich vom Kerl, der spekulirt, vom Kribskrabs der Imagination und höhnt er zuversichtlich:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> So hab' ich dich schon unbedingt.

Drittens muß Mephisto zu verhüten suchen, daß Faust Muße bekommt, über das geführte Leben nachzudenken. Das Opfer darf nicht zur Besinnung kommen, eine Zerstreuung muß die andere ablösen. Denn eine ruhige Stunde könnte ihm die Augen öffnen.

Diese drei Aufgaben lassen sich vorzüglich vereinigen. Denn Faust kommt Mephisto überall entgegen. Er kennt das Leben noch nicht und will ausdrücklich neben dem Höchsten auch das Tiefste greifen. Dann hat er eben erkannt, daß der theoretische Wissensdrang ihn an der Erlangung der ersehnten Gleichheit mit dem Erdgeiste verhindert hat: er tritt also mit ausgesprochener Abneigung gegen die Spekulation in das neue Leben. Und schließlich wird der Mann, der in seinem innern Selbst genießen will, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, die für Mephisto so gefährliche Muße verschmähen wollen, denn die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang. Die Möglichkeit, daß Faust gerettet werde, liegt nur darin, daß er immer strebend sich bemüht.[1])

kann man aus dem Schlußverse: „Am Ende kriegt er eine Kommission" auf ein vertragloses Verhältniß schließen: „vielleicht bekommt hier, bei Faust, Luzifer eine Kommission; wenn Faust noch mehr verlangen sollte, würde er sich vielleicht auch verschreiben wollen."

1) Noch eine Frage: Wie kommt Goethe zu seinem Erdgeist? Ich glaube, daß die Anregung dazu und zu der Idee, ein Verhältniß zwischen dem Erdgeist und Mephisto in dem angedeuteten Sinne zu erfinden, dem Faustbuch des Christlich Meynenden zu verdanken ist, der einzigen Darstellung der Sage, die dem jungen Goethe zur Hand sein konnte. Dort erscheint, auf Fausts Beschwörung hin, ein gespenstiger Geist, Luzifer, der als Höllenfürst nicht selber dienen kann, aber wohl Faust einen Diener, den Mephisto, schicken will. Luzifers Gestalt erregt Fausts Entsetzen, ebenso wie bei Goethe Faust das schreckliche Gesicht des in widriger Gestalt erschienenen Erdgeistes nicht erträgt. Aus Luzifer hat bekanntlich das Volksschauspiel den „Erdgott" Pluto gemacht. Die Phantasie des jungen Dichters konnte sich durch diese Elemente leicht dazu anregen lassen, den fratzenhaften Pluto-Luzifer der Sage in die

Diesem ursprünglichen Plan ist Goethe auch in der zweiten Arbeitszeit im wesentlichen treu geblieben. Ueber Fausts Wollen schwebt noch der Erdgeist mit seinem alles bestimmenden Einfluß. Gerade dieser Zeit gehört das wunderbare Dankgebet der Scene „Wald und Höhle" an. Das alte Problem lebt in den neu hinzugekommenen Theilen in erwünschter Frische; nicht nur in dem erst jetzt in den Zusammenhang aufgenommenen, wenn auch sicher älteren Schluß der jetzigen Verschreibungsscene, sondern auch in dem sich anschließenden Monolog Mephisto's und dem Dialog der Scene „Wald und Höhle". Hier ist die Ablenkung Fausts von seinem Gedankenflug zum Liebesgenuß von einem klar Schauenden geschrieben, mit größerer Kunst noch und Kraft dünkt mich als die vortreffliche Ueberredung zum Leben. Auch in der Hexenküche wird der Grundton des Problems angeschlagen in der Schilderung der Verjüngungskraft des banausenhaften Alltagslebens, das zwar eine richtige Erscheinungsform des Erdgeistlebens ist, von der aber Mephisto weiß, daß sie Faust nie behagen würde. Es ist wohl nicht zufällig, daß die neuen Theile des „Fragments" größtentheils gerade diesen Grundton des Problems behandeln, daß die Imagination und Spekulation bei Mephisto gerade hier so schlecht wegkommt, daß das Genußleben so verführerisch geschildert wird. Aber in einem sehr wesentlichen Punkte verläßt Goethe den alten Plan: Mephisto hält nicht mehr mit seiner Teufelseigenschaft zurück. Er ist noch immer der „Lügengeist", wie er sich sicher nicht zufällig an der bedeutsamen Stelle V. 1854 nennt; das muß er so lange bleiben, als der Erdgeist noch seine Rolle spielt. Aber gleich im Anfang des neuen nennt er sich geradeaus einen Bewohner der Finsterniß, und die wichtige Scene „Landstraße" ist nicht nur nicht ausgeführt, sondern ganz gestrichen: in vollster Absicht, denn vielleicht hat Goethe noch in Italien an ihr gearbeitet. Wie Goethe sich über die nunmehr entstehende große Schwierigkeit hat hinweghelfen wollen, ist nicht auszumachen. Vielleicht ist an dieser verhängnißvollen Aenderung damals schließlich der Versuch der Fertigstellung überhaupt gescheitert. Und noch eine Neuerung zeigt sich hier: die Betonung der Unersättlichkeit Fausts:

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

Wohl war die Aeußerung des Lebensprogramms von einem leidenschaftlich strebenden Geiste besecelt gewesen; wohl enthielten die alten Verse 3348 ff. (bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te u. s. w.) die brausende Selbstanklage des ziellosen Stürmers; Unersättlichkeit lag aber darin noch nicht und war auch sonst nicht in dieser grellen Beleuchtung zutage getreten. Hier lag der Keim zu weittragenden Folgerungen.

In der dritten Arbeitszeit scheinen anfangs noch die ursprünglichen Leitgedanken, wenn auch nicht scharf, so doch in ihren Folgerungen für die Stellung Fausts zur Handlung beibehalten. Im Prolog im Himmel ist Faust noch der gute Mensch, der in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist; da dient er dem Herrn, dem Nachfolger des Erdgeistes, zwar erst nur verworren, aber wird bald in die Klarheit geführt werden; da irrt er noch, so lang er strebt; da bittet Mephisto noch um die Erlaubniß, ihn seine Straße sacht zu führen. Hier ist also wie nach dem ursprünglichen Plan mit seiner Trennung von Held und Handlung noch Mephisto der Handelnde. Dann enthält auch der zweite Theil in seinen alten Partien das Weben des alten Problems. Die Erde, die ein kräftiges Beschließen regt und rührt, zum höchsten Dasein immerfort zu streben, ist zwar nicht mehr persönlich beseelt gedacht, aber sie übt auf Faust immer noch den Einfluß aus, der nach dem ursprünglichen Plane ihrem Geist zugedacht war. Und auch der aus des Dichters bester Zeit stammende Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,

und

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,

ist ganz im Sinne des ursprünglichen Problems gehalten. Hier hat Faust die Gleichheit seiner Lebensziele mit dem Erdgeiste erreicht, hier ist die Kunst des Bösen hinfällig geworden.

Aber in den entscheidenden neuen Partien, den Paktscenen, erscheint der alte Plan vollständig aufgelöst.

Der Erdgeist ist verflüchtigt. Im Prolog tritt an seine Stelle der Herr; die Absicht kann man nicht gut verkennen, die Anspielungen auf den Erdgeist und sein Verhältniß zu Mephisto in der Scene „Wald und Höhle" erklärlich zu machen.[1]) Mephisto steht hier zum Herrn in einem ähnlichen Verhältniß in Bezug auf Faust, wie es der Leser aus den späteren Andeutungen als zwischen Mephisto und dem Erdgeist bestehend erschließen müßte. Im Drama selbst hat aber der Erdgeist Faust endgültig verschmäht, dieser sich in vollster Absicht dem Teufel angeschlossen:

Ich habe mich zu hoch geblähet,
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmähet,
Vor mir verschließt sich die Natur.

Damit muß Faust eine ganz andere Stellung zur Handlung erhalten.

Einst wollte Faust die Vervollkommnung des Lebensgehaltes an Mephisto's Hand kennen lernen. Das Leben sollte seine Schule sein. Jetzt ist von Vervollkommnung keine Rede mehr. Faust will nicht durch das Leben lernen, sondern schlechtweg leben. In der Verfluchung V. 1583 ff. hat er mit seiner Vergangenheit gebrochen. Hier erhält sein Selbstmordversuch Erfüllung, denn nur seines Daseins alte Schale bleibt, der alte Inhalt ist für immer dahin. Mephisto überredet ihn zu neuem Lebenslauf. Dieses neue Leben soll rastlos dahinstürmen: keine Schule, sondern eine Kraftprobe. Obwohl er das Leben nicht kennt, leugnet Faust im Vertrauen auf seinen unbefriedbaren Charakter die Möglichkeit, daß es ihn jemals befriedigen könne. Früchte will er haben, die faulen, ehe man sie bricht, Bäume will er sehen, die sich täglich neu begrünen. Und Mephisto, der früher die Zeiten beschaulicher Muße bei Faust fürchten mußte, der muß jetzt solche Zeiten herbeizuführen suchen. Denn darauf geht die Wette:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

hohe Sphäre seiner Gedanken zu erheben, wodurch Mephisto, der Teufel, zu diesem in ein anderes Verhältniß rücken mußte. Aus dieser Quelle darf man nun aber nicht etwa wieder auf ein inneres Verhältniß der beiden Geister schließen wollen.

[1]) Die Scene „Trüber Tag" erhielt erst nach langem Widerstreben kurz vor Thoreschluß ein Asyl im Ersten Theil. Man muß daher mit der Annahme vorsichtig sein, daß auch sie Vorausgehendes bestimmend beeinflußt habe.

Der alte Grundgedanke des Problems gewinnt hier wunderbaren Ausdruck: aber er steht schief im Gefüge. Nach dem alten Plan hätte Mephisto es sein müssen, der in einem Monolog ähnliches sprach. Hier aber, wo Faust der Handelnde geworden ist, kann er des Dramas, d. h. nunmehr seine persönlich klar gewollten Ziele nur dadurch kundmachen, daß er seinen Charakter als die Wurzel seiner und des ganzen Dramas Handlung hinstellt. Daß Faust einen unruhevollen Charakter besitzt, war einst nur in dramaturgischer Hinsicht werthvoll gewesen: diese Seite seines Wesens barg Gefahren für ihn, Hülfsmittel für Mephisto's Pläne in sich; an ihr konnte sein Vervollkommnungsstreben scheitern, weil sie die Zeiten des Nachdenkens verhinderte. Keineswegs aber war diese Charaktereigenschaft von besonderem Einflusse auf den schließlichen Ausgang. Jetzt aber gewinnt sie so sehr an Bedeutung, daß sie gewissermaßen zum Angelpunkt der ganzen Handlung wird. Faust erkennt in dem Faulbette sein Ende, nicht weil es das Ziel des Teufellebens ist — was es doch eigentlich allein sein darf —, sondern weil sein Charakter es verabscheut. Goethe macht etwas an sich nicht typisches, Fausts persönlichen Charakter, zur Wurzel eines typischen Geschickes. Darin sehe ich den Fehler dieses neuen Plans, der für ein bestehendes Gebäude, das auf einem festen Grunde geruht hatte, ein neues Fundament gelegt hat, ohne diesem den Oberbau nunmehr anzupassen. In der Ausbauschung der Unruhe und Unerfüllichkeit haben wir den vorhin erwähnten Fall vor uns, wo ein zufällig frisch gebliebener Farbenton des verblaßten Gemäldes, der sich früher aus der nunmehr verdunkelten Umgebung nicht abgehoben hatte, den Uebermaler über seine Wichtigkeit im Zusammenhang getäuscht hat. Die alten Verse, in denen Faust seinen Entschluß kundgethan hatte, dem Erdgeist doch noch nachstreben zu wollen, erschienen schon dem Dichter der zweiten Arbeitszeit in unrichtiger Beleuchtung; sie boten ihm die Quelle für Mephisto's Monolog über Fausts ungebändigt vorwärts dringenden Charakter. Und dieser Monolog gab dann Goethen in der dritten Arbeitszeit den Anhaltspunkt zur Grundlage seines neuen Plans. Daß Faust sich dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß, verliebtem Haß, erquickendem Verdruß weihen will, ist im Zusammenhang nicht berechtigt. Daß er zum Augenblick nicht sagen dürfe „Verweile doch! Du bist so schön!" steht zu so manchem im folgenden in unlösbarem Widerspruche; denn dieser Punkt gehört zum neuen Fundament, und das bereits bestehende Gebäude ist nach ihm nicht neu eingerichtet worden.

Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!

Was das Problem an Schärfe verloren hat, hat in dieser dritten Arbeitszeit das Ganze an weltweiser Tiefe und einschmeichelnder Schöne tausendmal wieder gewonnen. Bezeichnen doch Zueignung, Vorspiel, Prolog, der zweite Monolog, der Osterspaziergang, die zwei Studirzimmerscenen, die damals entstandenen Partieen des Zweiten Theiles, den unerreichten Höhepunkt Goethischer Dichtung.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Das zweite vor kurzem erschienene Heft des laufenden Jahrgangs der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" (herausgegeben von Dr. Frhr. v. Danckelman, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) enthält wiederum eine Reihe wichtiger Beiträge. Premierlieutenant Graf v. Zech gibt, gestützt auf mehr als 2jährige Erfahrungen in Togo, eine Menge von Notizen jeglicher Art über die Landschaften um Kete-Kratzi, südlich vom Salagaterritorium bis zum Volta. Alle für den Kolonialpolitiker und Geographen interessanten Verhältnisse werden berührt, doch beschränkt sich der Verfasser auf das wesentlich Neue, weßhalb die Berücksichtigung der einzelnen Landschaften nicht gleichartig sein konnte. Die Fülle des Materials, das er hoffentlich noch einmal in erweitertem Umfang zu bearbeiten in der Lage ist, macht dem Eifer und der Beobachtungsgabe dieses Offiziers alle Ehre. Beigegeben sind zahlreiche Abbildungen ethnographischen Charakters: von Tätowirungsmustern, von Waffen, Geräthen, Erzeugnissen einheimischen Kunstfleißes 2c. Die Berichte Dr. Wolfs und Hauptmann Klings, soweit sie bekannt, erfahren hier jedenfalls eine erhebliche Ergänzung, und das will viel sagen. — Premierlieutenant Frhr. v. Stein ist nach wie vor bemüht, das Gebiet am unteren Sanaga zu durchforschen, was um so verdienstlicher ist, als wir hierüber weit weniger wissen als über das ferne Hinterland in Adamaua. Bei einer früheren Gelegenheit (Beilage vom 10. September 1897) besprochen wir v. Steins Entdeckung und Karirung des Ossa-Sees, der mit dem Sanaga unterhalb der Station Edea in Verbindung steht. Wir zweifelten damals, daß damit über die Lage und Ausdehnung des Sees schon völlige Klarheit erreicht sei; in der That haben nun v. Steins spätere Untersuchungen vom Juni 1897 ergeben, einmal, daß die Längsachse des Sees nicht nordnordöstlich, sondern fast nördlich verläuft, und dann, daß er erheblich kleiner ist, als er sich auf jener Karte darstellte. Die Zeichnung des Ossa-Sees entsprach hier vielmehr nicht einem Maßstab von 100,000, sondern einem solchen von etwas über 50,000, wie wir aus der dem vorliegenden Heft beigefügten neuen Karte ersehen. Ein Vorwurf gegen v. Stein läßt sich daraus nicht ableiten, da die Schätzung der Distanz und Geschwindigkeit bei der Aufnahmethätigkeit in dem Seebecken infolge der verwirrenden Zerrissenheit seiner Ufer in ganz eminenter Weise erschwert sein mußte, und astronomische Ortsbestimmungen zur Kontrole nicht vorgenommen werden konnten. Die Details der Uferlinien sind übrigens zuverlässig, wie eine theilweise Nachprüfung ergeben. Die jetzige Karte in 1:100,000 umfaßt außerdem eine neue Route v. Steins und des Gouvernementssekretärs Geyger von Edea nordwärts zumeist parallel mit Ramsay's Reiseweg von 1892 bis zur Landschaft Ndogadayäk und von da durch bisher unbekanntes Gebiet westwärts zum unteren Dibamba, der ins Kamerunästuar mündet. Zweck dieser Reise war wiederum die Eröffnung einer möglichst direkten Verbindung zwischen Edea und dem Regierungssitz in Kamerun, und eine solche, auf dem Landwege, scheint in der That gefunden. v. Stein meint, daß man unter Benutzung seiner Route in zwei starken Tagemärschen jene Entfernung zurücklegen könne. Endlich bringt die Karte zum erstenmal eine detaillirte Darstellung der nächsten Umgebung des Regierungssitzes bis zum Dibamba nach den Aufnahmen des Lehrers Betz und des Sekretärs Geyger. Nur aus dem Umstande, daß sich der Verkehr mit dem Sitz der Regierung ausschließlich auf den Wasseradern vollzieht, erklärt sich die gewiß befremdende Thatsache, daß erst 14 Jahre nach der Besitzergreifung durch die Deutschen eine genaue Karte dieses nur 10—15 km breiten Gebiets erscheinen kann. Trotz dieser Erklärung und trotz jenes Umstandes aber muß man doch sagen, daß da wieder einmal über dem „Regieren" das Nächstliegende vergessen worden ist. Einige neue Einzelheiten der Massaisteppe zwischen dem Meruberg und dem Manyara-See in Deutsch-Ostafrika verzeichnet die weiterhin im Heft enthaltene Skizze des Hauptmanns Johannes; u. a. finden wir da einen kleinen Kratersee, den die letzte Karte dieser Gebiete (Lt. Werthers Aufnahmen in „Peterm. Mitth." vom April d. J.) noch nicht aufweist. — Zu denjenigen Beamten, die sich neuerdings um die kartographische Darstellung des ostafrikanischen Schutzgebiets besonders verdient gemacht haben, gehört außer dem unermüdlichen Ramsay der Bergassessor Barnhardt. Der größte Theil seiner Aufnahmen, die sich durch eine kaum jemals erreichte peinliche Genauigkeit auszeichnen und die ganze südliche Zone des Schutzgebiets umfassen, harren noch der Veröffentlichung. Hier erscheint indessen ein kleiner Bruchtheil seines Materials (1896) in einer schönen Karte in 1:150,000 niedergelegt, die das Gebiet des Sangwestlusses und die Kohlenlager im deutsch-englischen Grenzland am Nyassa umfaßt. Die Karte ist eigens für die deutschen Mitglieder der deutsch-englischen Grenzregulirungskommission entworfen, trägt aber aus verschiedenen

Gründen einen provisoeischen Charakter. Dem Beschauer fallen sofort die gewaltigen, bis zu 10 km langen Dörfer zu beiden Seiten des unteren Songwe ins Auge. Die Kohlenfundstätten sind, soweit sie Woenhardt besucht hat, sämmtlich angedeutet. Es sind deren acht in sechs Gruppen; sie liegen alle auf dem Ostabhang der Kaoloberge, zwischen dem Songwe und seinem Nebenfluß Kioira, auf eine Strecke von 15 km vertheilt. — Schließlich enthält das Heft noch 6 von Lieutenant Schlobach in Ostafrika beobachtete Breiten, 5 trigonometrische Punkte von der Komerunküste und 18 aus dem Schutzgebiet in der Südsee.

a. Das große Hauptquartier und die deutschen Operationen im Feldzuge 1870 bis zur Schlacht von Sedan. Von Eduard Friedrich, Hauptmann und Kompagniechef im kgl. bayerischen 2. Infanterie-Regiment „Kronprinz". Mit einem Atlas von 34 Karten. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). — Den Hauptbestandtheil dieses Werkes bildet der graphische Theil, der Atlas, auf dessen sauber gezeichneten Karten für den Abend jedes Tages in der genannten Zeit die Stellungen der einzelnen deutschen Heereskörper übersichtlich dargestellt sind. Die vom Großen Hauptquartier selbst getroffenen Maßnahmen sind dabei durch eine besondere Farbe signirt, z. B. die Abschwenkung der einzelnen Armeekorps (darunter auch der beiden bayerischen) von der Richtung auf Paris gegen Norden und ihre Dirigirung gegen Sedan. Die Einzeichnung der jeweiligen französischen Stellungen ist dagegen unterblieben, um die Ungewißheit, unter welcher die oberste deutsche Heeresleitung ihre Entschlüsse zu fassen hatte, deutlich hervorzuheben, und an deren Stelle tritt im begleitenden Text für jeden Tag die Mittheilung der dem Großen Hauptquartier zur Verfügung gestandenen Nachrichten, seiner Auffassung der Lage und der darauf fußenden Befehle. Karten und Text ersetzen also thatsächlich in den Bereich der obersten Führung, und das Werk qualifizirt sich demnach als ein mit großem Geschick abgefaßtes Exempel von der Anwendung der applikatorischen Methode auf die Lehre vom großen Kriege, das den angehenden Strategen auf vorzügliche Weise in die Geheimnisse seiner schweren Kunst einzuführen imstande ist.

-ski. In der Nähe von Aignan wurde vor kurzem beim Aushöhlen eines Grabens 3 m unter der Erde eine schwarze Tafel gefunden, welche, wie die nähere Erforschung ergab, eine altpunische Inschrift, wie sie nicht sehr zahlreich auf uns gekommen sind, enthielt. Wie die „Revue biblique" nach einem der Pariser Asiatischen Gesellschaft vorgelegten Bericht mittheilt, sind die Schriftzeichen der Inschrift phönizisch, doch tragen sie einen besonderen Charakter, der zur Annahme zwingt, daß die Inschrift in Karthago oder einer karthagischen Kolonie geschrieben worden ist. Der Inhalt derselben ist eine Grabschrift auf eine Priesterin Zibquata. Wie diese interessante Tafel — die chemische Untersuchung ergab, daß sie aus schwarzem Marmor besteht — in die Gegend von Aignon gekommen sein mag, kann vorläufig mit Bestimmtheit nicht gesagt werden. Daß an den Ufern der Rhone eine karthagische Kolonie bestand, ist nicht unmöglich, könnte aber erst dann angenommen werden, wenn an jener Stelle auch Grabmäler gefunden würden. Eine andere Möglichkeit wäre, daß die schwarze Marmortafel durch ein karthagisches Schiff in die erwähnte Gegend gebracht wurde, und daß das Schiff dieselbe zusammen mit der übrigen Ladung dort gelassen hat.

* Wie der „Bosnischen Post" aus Visoko gemeldet wird, wurde am rechten Bosna-Ufer bei der Ortschaft Mahasinovici ein interessantes historisches Denkmal aus der Zeit des bosnischen Banus Kulin entdeckt. Es ist dies eine ornamentirte Inschriftplatte, welche sich auf einen von Banus Kulin aufgeführten Kirchenbau bezieht; sie stammt aus der Zeit nach 1203, in welchem Jahre Kulin in Balino Polje seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche bekannte. Diese Inschrift, die als die älteste bisher bekannte bosnische Inschrift von größtem wissenschaftlichen Interesse ist, schließt mit dem Spruche: „Bog daj zdravje banu Kulinu i banici Vojslavi" (Gott gebe Gesundheit dem Banus Kulin und der Banin Vojslava). Als Verfasser nennt sich ein gewisser Radohna, der sich durch die Bezeichnung „Krstjanin" (Christ) als Bekenner des Bogumilenglaubens erklärt. Kustos Dr. Truhelka, der die Inschrift an Ort und Stelle entziffert hat, traf die nöthigen Veranlassungen, daß sie in das Landesmuseum befördert werde, wo sie als die älteste historische Reliquie des bosnischen Volkes aufbewahrt wird.

* **Heidelberg.** In Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, des Prinzen Karl von Baden und zahlreicher Mitglieder der Ersten und Zweiten badischen Kammer wurde am 20. d. M. die badische Landessternwarte auf dem Königsstuhl feierlich eingeweiht. Der Prorektor der hiesigen Universität, Geh. Hofrath Kehrer, hielt in der Universitätsaula die Eröffnungsrede, in der er eine kurze Geschichte der badischen Landessternwarte gab. Dieselbe wurde 1753 in Schwetzingen begründet, kam 1775 nach Mannheim und später nach Karlsruhe und wird jetzt von letztgenannter Stadt nach Heidelberg verlegt. Die beiden Direktoren der Anstalt, die Professoren Valentiner und Wolf, hielten darauf Vorträge über die Aufgaben und Ziele der Astronomie. Nach diesem Eröffnungsakte begaben sich die Festtheilnehmer zu Wagen nach dem Königsstuhl zu eingehender Besichtigung der neuen Einrichtungen, von da nach dem Kohlhof zu einem Festmahle.

* **Wiesbaden.** Am 16. Juni starb hier der Kunstschriftsteller August Demmin, der sich namentlich auf dem Gebiete der Waffenkunde und Keramik große Verdienste erworben hat. Sein Hauptwerk ist die „Encyclopédie des beaux-arts plastiques", die 1872—80 in fünf Bänden mit 8000 Abbildungen erschien, während die Ausgabe in deutscher Sprache als „Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste" unvollendet blieb. Mehr Erfolg hatte in Deutschland sein „Guide des amateurs d'armes et armures anciennes" unter dem Titel „Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwicklungsstufen". Auch sein „Guide de l'amateurs de faïences et porcelaines" ist sehr geschätzt und erfreut sich großer Verbreitung. Viele Jahre hindurch war Demmin Mitarbeiter an Charles Blancs in 14 Bänden erschienener „Histoire des peintres de toutes les écoles". In deutscher Sprache gab er in den letzten Jahren die Werke „Keramik-Studien" und „Studien über die plastisch-bildenden Künste und Kunsthandwerke" heraus. Auch als Dramatiker und Romanschreiber hatte sich Demmin, freilich ohne großen Erfolg, versucht. Er starb im 81. Lebensjahre. Seine Jugend und reifen Mannesjahre hatte er in Paris verbracht.

* **Aus Oesterreich.** Am 20. d. M. wurde der Professor der Botanik an der Wiener Universität und Direktor des botanischen Gartens, Hofroth Kerner Ritter v. Marilaun, im Saale der Akademie der Wissenschaften von einem Schlaganfall betroffen, der für sein Leben fürchten läßt. — An der böhmischen Universität in Prag ist als Privatdozent für böhmische Geschichte Dr. Wenzel Naaatny zugelassen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Führer durch Locarno und Umgebung. Herausgegeben vom Verkehrsverein Pro Locarno. — *Jules Meurer:* Petit Guide illustré de Vienne et ses environs 12ème edition. (Guide Illustré Hartleben Nr. 39.) Wien, A. Hartleben 1898. — Wien. Illustrirter Wegweiser. 7. Aufl. Ebd. — Joseph Rabe: Illustrirter Führer durch Niederösterreich. Wiener Wald und Alpengegenden. 2. Aufl. Ebd. — Max Schmid: Rethel. (Künstlermonographien, hggb. von H. Knackfuß, XII.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — Georg Wolff: Ist die antisemitische Bewegung ein nationaler Freiheitskampf? 18. Aufl. Velten, Verlag der „Veltener Ztg." — M. v. Brandt: Die politische und kommerzielle Entwicklung Ostasiens während der jüngsten Zeit. Ein Vortrag. Leipzig, Georg Wigand 1898. — Gustav Wiedemann: Die Lehre von der Elektrizität. 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. 4. Bd. (Zugleich 4. Aufl. der Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1898. — Prof. Dr. Julius Lessing: Das Moderne in der Kunst. Berlin, Leonhard Simion 1898. — Innocens: Das Strafverfahren. Zur Reichstagswahl 1898. Zürich, E. Speidel 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 23. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.40, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Uebersicht.

Die griechischen Papyri aus Aegypten. Von Dr. Wilhelm Cronert. — Briefwechsel zwischen Renan und Berthelot. — Was lehrt uns die Beobachtung der Mondfinsternisse? Von Dr. K. Oertel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die griechischen Papyri aus Aegypten.

Von Dr. Wilhelm Cronert (Halle a. d. S.).

Seit den großartigen Papyrusfunden in den letzten Jahren ist die Antheilnahme an der Wiedergewinnung von schon verloren geglaubten griechischen Texten nicht auf die Wissenschaft allein beschränkt geblieben. Des Aristoteles Staatsgeschichte von Athen, die zierlichen Dichtungen des Alexandriners Herodas und vor allem der nun wieder erstandene Bakchylides haben weit über die gelehrten Kreise hinaus Beachtung und Würdigung gefunden. Nicht genug zu schätzen sind dabei solche Schriften, welche mit richtigem Gefühl für die Voraussetzungen, welche an eine allgemeinere Lesewelt zu stellen sind, in das Verständniß der neugewonnenen Schätze einführen. Ganz in den Hintergrund aber treten, von Laien kaum beachtet, die mit jenen Buchrollen zusammen entdeckten zahlreichen Urkunden aus dem täglichen Leben der griechischen Aegypter, und doch bilden diese weitaus die Hauptmasse aller bis jetzt im Nilthal gefundenen Papyrusreste. Ist nun auch der Inhalt meist trocken und eintönig, so sind doch die Fragen, die sich an jene Blätter knüpfen, so mannichfach und anregend, daß, wer unter Vermeidung von landläufigen Schilderungen einen Blick auf die alte griechisch-ägyptische Kulturwelt werfen will, diese Papyri mit reichem Nutzen durchforschen wird. Und es lohnt vielleicht der Mühe, in knappen Zügen eine Schilderung jener Reste zu entwerfen.

Es sind nun gerade 120 Jahre her, seit die erste derartige Papyrusrolle veröffentlicht wurde. Es war eine Liste von Tagelöhnern aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Nach fast 50jähriger Pause begannen die Museen in Rom, Turin, Paris, Leyden und London die Herausgabe eines durch Händler leider sehr verstreuten großen Fundes aus Memphis. Die Mehrzahl der gefundenen Stücke stammte aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. Nach dem Erscheinen dieser Ausgaben ward es wieder eine Weile still, bis im Jahre 1877 in dem über dem alten Arsinoe liegenden Ort el-Fatjum in Mittelägypten eine neue Fundquelle erschlossen wurde, welche auch heute noch nicht versiegt ist. Bevor wir den vielfachen Gewinn überschlagen, den die Wissenschaft aus jenen Resten gezogen hat, müssen wir noch etwas näher auf die Zeitverhältnisse eingehen. Wenn wir von einer in jonischer Sprache geschriebenen Klageschrift, welche dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. zugetheilt wird, absehen, so ist die älteste, sicher bestimmbare Urkunde aus dem Jahre 260—259 v. Chr. (Mahaffy, The Flinders Petrie Papyri II, 2). Aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts besitzen wir eine nicht unbeträchtliche Zahl von Briefen, Gesuchen, Anweisungen und ähnlichen Schriftstücken. Sehr wenig stammt aus den Jahren 230—165, dann haben wir wieder sehr viel, bis zwischen dem Jahre 90 v. Chr. und 70 n. Chr. eine zweite nur durch wenige Zeugen ausgefüllte Lücke eintritt. Der größte Theil aller erhaltenen Stücke geht auf die ersten 3 Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zurück, und es ist, nachdem zwischen 350 und 480 die fortlaufende Reihe wieder sehr gelichtet ist, auch die byzantinische Zeit durch viele Blätter vertreten. Die jüngsten Sachen führen uns an das Ende des 7. und den Anfang des 8. Jahrhunderts, also bis in die Araberzeit. Die nun folgende Verdrängung des Papyrus durch das Pergament zusammen mit dem Schwinden der griechischen Sprache in Aegypten setzt unsern Urkunden zeitlich die untere Grenze.

Die ein volles Jahrtausend umfassenden Schriftstücke sind in gar ungleicher Form auf uns gekommen. Abgesehen davon, daß vieles nur in größeren oder kleineren Bruchstücken und Fetzen erhalten ist — ein weites Feld für die an den Inschriften geschulte Ergänzungskritik der Philologen — sind die verschiedenartigsten Ausdehnungen und Anordnungen vertreten. Meist haben wir ein Quart- oder Oktavblatt vor uns, das nur von einer Reihe Schriftzeilen angefüllt ist. Doch es fehlen weder kleinere Blättchen, meist kurzen Anweisungen dienend, noch große Foliobogen; dann aber dehnt sich auch oft die Rolle in die Länge aus, mehrere Schriftreihen enthaltend. Der große Turiner Papyrus zählt deren neun, die eine Rolle des Steuergesetzes aus dem Jahre 258 v. Chr. hat gar eine Längenausdehnung von 44 Fuß. Viel wichtiger als die Form des Schreibstoffes war der Wissenschaft die Untersuchung der Schrift selbst. Hatte man schon an den Inschriften hinsichtlich der Buchstabenform lange Reihen fortlaufender Entwicklung festgestellt, so lagen hier noch bedeutendere Umwälzungen vor. Die ältesten Urkunden schreiben noch fast jeden Buchstaben gesondert, dann nimmt die Verschlingung immer mehr überhand, mit der Kaiserzeit tritt die Kursivschrift auf, während sich daneben auch die Uuziale noch behauptet. Es sind die Unterschiede der einzelnen Gattungen derart, daß schon ein genauer Blick auf die Schrift genügt, um einen Papyrus dem Zeitraum von einem oder zwei bestimmten Jahrhunderten zutheilen zu können. Freilich, die volle Entzifferung, besonders der Kursive, kann oft selbst bei kleineren Sachen mehrere Tage in Anspruch nehmen.

Noch höher ist der Werth der Papyrusurkunden als Sprachdenkmäler anzuschlagen. Dabei ist sehr bemerkenswerth der Unterschied zwischen wichtigeren Urkunden oder Briefen und anderen flüchtigen Bemerkungen. Im 3. Jahrhundert v. Chr. herrscht überall fast noch dieselbe Sprache, in der folgenden Zeit zeigen die nur dem Tagesbedürfniß entsprungenen Sachen vielfache Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch sowohl in der Rechtschreibung, als auch im Satzbau; späterhin wird der Unterschied noch größer, es entwickelt sich allmählich eine Kanzleisprache, und diese hat in den byzantinischen Urkunden schon eine festere Form

angenommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die in der Sprache des täglichen Lebens verfaßten Stücke, meist nicht für eine längere Dauer bestimmt, sehr in der Minderzahl sind, doch genügt das Vorhandene, um uns neue Beispiele und Mittelglieder zu liefern für die Entwicklung des Neugriechischen. Ist hiebei die Ernte nicht sehr groß, da das Entstehen dieser neuen Sprache in der Hauptsache jünger ist als die Papyruszeit, so ergibt sich doch recht viel für die Beleuchtung der Hauptzeugen der älteren Verkehrssprache, der Septuaginta und des Neuen Testaments. Dabei wird aufs neue schlagend widerlegt die unsinnige Behauptung, es liege in dem griechischen Texte der heiligen Schriften ein Judengriechisch vor. Zug um Zug können wir ihn nun aus der allgemeinen Umgangssprache herleiten. Für die wissenschaftliche Arbeit gibt es hier noch ein reiches Feld; einen glücklichen Anfang machte in seinen „Neuen Bibelstudien" der Professor der Theologie in Heidelberg, G. A. Deißmann.

Weitaus den größten Vortheil zieht aus der Wiedergewinnung der Archivschätze die Alterthumskunde im weiteren Sinne, die Kulturgeschichte. Was uns vordem wenig bekannt war, die Verwaltung Aegyptens in der Ptolemäer- und Kaiserzeit, kennen wir nun der Hauptsache nach. Die einzelnen Zweige der Staatsleitung, die verschiedenen Beamtenklassen, die Verschmelzung von ägyptischen, griechischen und römischen Elementen können wir deutlich verfolgen. Ebenso erscheint das Kalenderwesen, was die Monatsnamen anbelangt, in dreifacher Gestalt; die Jahre werden in der Ptolemäerzeit nach dem Amtsantritt des Königs, dann nach dem Kaiser und endlich vom 4. Jahrhundert an nach der diokletianischen Ordnung berechnet. Besonders sind es die Steuerverhältnisse, die nun in einem neuen Licht erscheinen; an der Spitze steht das lange für die ptolemäische Finanzleitung äußerst wichtige Steuergesetz von Ptolemäus Philadelphus aus dem Jahre 259—258. Einen sehr großen Bestand des Erhaltenen bilden die Rechtsurkunden. Da haben wir eine Anzahl von Klageschriften aus den verschiedensten Zeiten, auch größere Prozeßurkunden sind vertreten. Die verschiedenen Rechtswege in der ptolemäischen Zeit schildert sehr anschaulich der erste Turiner Papyrus aus dem Jahre 116 v. Chr., eine Streitigkeit unter Todtengräbern aus Memphis darstellend. Viele Stücke geben Aufklärung über die römische Rechtspflege, und da ist die Aufzeichnung der Reden von Anwalt und Gegenanwalt sehr belehrend über den Rechtsgang. Welche Erweiterungen die Geschichte der Rechtswissenschaft aus jenen ägyptischen Rollen erfahren hat, läßt sich schon daraus ermessen, daß kein geringerer als Theodor Mommsen an der Herausgabe und Erklärung betheiligt ist. Für die Wirthschaftsgeschichte der Alten kommen die vielen Kaufurkunden und Pachtverträge in Betracht, die uns aus allen Zeiten erhalten sind. Daß dabei auch neue Fragen über die Münz- und Maßwerthe der Wissenschaft erwachsen, ist selbstverständlich. Ueber die Höhe des Zinsfußes, über Bank- und Hypothekenwesen können wir ebenfalls viel aus den ägyptischen Urkunden entnehmen. Was die rechtliche Stellung der einzelnen Familie betrifft, so läßt sich darüber manches aus den erhaltenen Testamenten entnehmen. Das älteste Testament stammt aus dem Jahre 237 v. Chr. (Mahaffy a. a. O. I, 40), das jüngste, das eines Geistlichen, aus dem 8. Jahrhundert (Kenyon, Greek Pap. in the Brit. Mus. 232), und doch bleibt sich der einleitende Gedanke immer gleich, wie es z. B. in dem Testament des Kreters Dryton aus dem Jahre 126 v. Chr. heißt: „Es möge mir beschieden sein, in Gesundheit Herr meines Besitzes zu bleiben. Wenn ich aber etwas menschliches erleide, dann hinterlasse ich" u. s. w. (Grenfell, An Alexandric Erotic Fragment and other Greek Papyri 45). Sehr merkwürdig war für uns die Auffindung von Eheverträgen mit genauer Aufzählung der Mitgift der Frau. Und man kann sich von dem Wohlstande des Landes einen guten Begriff machen, wenn man liest, daß eine Bauerntochter in die Gütergemeinschaft, abgesehen von den Schmuckstücken, Kleider im Werthe von 800 Drachmen mitbringt (Corpus papyrorum Raineri, Griechische Texte I, 126). In allen diesen Rechtsurkunden bildet die Feststellung der Persönlichkeit des Erblassers, der Vertragsschließenden, des Käufers und Verkäufers, des Klägers und Angeklagten, sowie der Zeugen für die Behörden einen Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Eine ältere Frau wird bei Grenfell (a. a. O. 55) wie folgt geschildert: Sebtitis, Tochter des Arsiesis, Perserin, gegen 60 Jahre alt, mittlerer Gestalt, honigfarben (daneben kommen in den Urkunden noch „schwarzfarbige" und „weißfarbige" Menschen vor), mit länglichem Gesicht, gerader Nase („spitznasig" liest man sehr oft) und Sommersprossen im Antlitz. Anderwärts wird auch noch Behaarung und Ohr vermerkt; das Unglück, abstehende Ohren zu haben, scheint nach unsern Schriftstücken gar Manchen betroffen zu haben. Solche Bezeichnungen, die sehr an unsre Paßvorschriften erinnern, gehen durch alle Papyri der Ptolemäerzeit. Späterhin wird die Kennzeichnung sehr gekürzt, man findet außer Alter und Farbe nur noch die Angabe von einer Narbe, z. B. „mit einer Narbe am Daumen der rechten Hand"; fehlt ein solches Zeichen, so schreibt man hinzu „ohne besondere Kennzeichen". In der byzantinischen Zeit ist der ganze Brauch vollends geschwunden.

Kann man schon aus den Rechtsurkunden eine Fülle von Beobachtungen über das Leben der Aegypter gewinnen, so ist dies noch weit mehr bei den Privaturkunden der Fall. Wir wollen einmal einiges aus der Landwirthschaft anführen. In einem der letzten Hefte der Dubliner Akademieberichte (Transactions of the Royal Irish Academy XXXI, part VI) hat der verdienstvolle Engländer Mahaffy die Bruchstücke einer dem 3. Jahrhundert v. Chr. angehörenden Rolle herausgegeben, auf der ein Großgrundbesitzer die Abschrift von Briefen an seine Verwalter eingetragen hat. Die betreffenden, arg verstümmelten Blätter — sie wurden wie so manche andere zur Einwicklung einer Mumie benutzt! — schildern uns die Saatzeit und die verschiedenen Saatarten. In einem anderen ausgedehnten Papyrus aus den Jahren 78—79 n. Chr. haben wir die Jahresrechnung eines großen Hofes vor uns (Kenyon a. a. O. 169—188). Ungefähr aus derselben Zeit stammt eine Anzahl Briefe, die zwischen den Landwirthen Chairemon, Apollonios, Dioskoros u. A. gewechselt wurden (Berliner Urkunden 248, 249, 417, 531, 594—597); sie gewähren ein sehr anschauliches Bild der Pflichten und Bedürfnisse des damaligen Landlebens. Anderswo werden in langen Listen die Tagelöhner und die von ihnen verrichtete Arbeit aufgeführt, kurz, wir vermögen uns nun ohne viele Schwierigkeit in die damaligen Zustände zu versetzen. Die Rechnungsführung wird uns an manchen Beispielen klar gemacht; so haben wir z. B. eine umfangreiche Tempelrechnung (Berliner Urkunden 362) von hohem Werthe für die Gebräuche und Preise des 3. Jahrhunderts n. Chr. An einer anderen Stelle (B. Grenfell und A. Hunt, Greek Papyri II, 120) zählt ein Todtengräber seine Forderungen auf. In gleicher Weise fesseln uns die Verzeichnisse von Hausgeräth und Tempelschätzen, wie uns dadurch z. B. ein gutes Zeugniß der Ausstattung einer christlichen Kirche geliefert wird (ebenda 161).

Der Rahmen einer kurzen Schilderung gestattet es nicht, ausführlich das anzugeben, was dem Alterthumsforscher in jenen vergilbten Blättern von Bedeutung ist. Und es wird auch mit jedem Jahre schwerer, die ganze Masse des Veröffentlichten zu überschauen. Gegen 2000 Schriftstücke der in diesem Aufsatze besprochenen Art liegen

Digitized by Google

uns gedruckt vor. Doch noch vieles lagert verborgen in London, Berlin, Wien, Genf und Heidelberg, und wer weiß, wie viel der Boden Aegyptens uns noch in Zukunft bringen wird. Und doch, je größer die Zahl der Urkunden wird, desto mehr drängt sich die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, den gesammten Stoff nach Art des Corpus der griechischen und lateinischen Inschriften zu sammeln und gesondert herauszugeben. Denn schon macht sich die Verzettelung der Fundmassen für den Benutzer unangenehm fühlbar, wie ja auch, um diesem Uebelstande abzuhelfen, die Gründung einer besonderen Zeitschrift für die ägyptischen Papyri schon von berufener Seite geplant wird. In gleicher Weise wird dann an Stelle eines planlosen Hin- und Herwühlens im Wüstensande eine sorgfältige Durchforschung aller alten Stätten treten müssen.

Briefwechsel zwischen Renan und Berthelot.

Einen Zeitraum von 45 Jahren umfaßt die Correspondance: E. Renan et M. Berthelot (1847—1892):[1] Der Ueberlebende, ein Meister der neueren Naturforschung, beschenkt nun die europäische Lesewelt mit der Sammlung dieser Briefe. Sie bietet manchen Vergleichungspunkt mit der köstlichen, von Eduard Zeller besorgten Auswahl der Freundesbriefe von David Friedrich Strauß: eine plutorchische Parallele wird freilich erst möglich sein, wenn uns neben Renans Briefen an seine Schwester Henriette und an seinen Jugend- und Lebensfreund Berthelot auch seine Korrespondenz mit Taine, Sainte-Beuve ꝛc. vorliegen wird.

Als Renan Berthelot kennen lernte — 1845 — war er 22 Jahre, sein Pariser Nachbar 18 Jahre alt. In der Widmung seiner Dialogues et fragments philosophiques (1876) gedachte Renan dieser ersten Begegnung in höchst bezeichnenden Worten: „Mehr als einmal fragte ich mich angesichts gewisser Ideen, ob sie Ihnen oder mir gehören; so eng haben sich unsre Gedanken seit einem Menschenalter gepaart; so unmöglich ist es mir in unsrer nahen geistigen Verbindung das Meinige von dem Ihrigen zu sondern. Es ist genau so, als ob man die Glieder des Kindes zwischen Vater und Mutter theilen wollte. Bald rührt der Keim einer Idee von Ihnen her, indessen die Ausführung mir zukommt; bald wieder kam der Embryo von mir und die Befruchtung von Ihnen.“ In der Einleitung zum vorliegenden Briefwechsel weist Berthelot jedoch auch auf die Unterschiede der Lebensführung und Weltauffassung hin: „Im Monat November 1845 sah ich Renan zum erstenmal. Er war um 4 Jahre älter als ich, besaß aber dennoch weniger Weltkenntniß als ich, sofern man bei zwei Jünglingen überhaupt von Erfahrung reden kann. Er kam gerade aus dem (Priester-) Seminar (von Saint-Sulpice), nicht ohne leise Anwandlungen der Rückkehr zum geistlichen Beruf.“ Anders als der junge Bretone dachte bisweilen — zumal in politischen Fragen — der junge Pariser, der Sohn eines Arztes. Während Renan eine gewisse Abneigung wider die heutige Demokratie nie recht los wurde, hegte Berthelot dauernde Sympathien für die Neugestaltung der modernen Zivilisation: seine Neigung wandte sich zu der conception nouvelle de la raison collective, c'est à dire de l'évolution scientifique des sociétés humaines. Verbündet und verbrüdert blieben die Beiden gleichwohl durch die selbstlose, feurige Liebe für Kunst und Wahrheit. Von ihren Anfängen und böswilligen Anfeindungen unter dem zweiten Kaiserreich, vom Beginn ihrer Junggesellenzeit bis zu den Jahren ihres Hausstandes und den späteren Erfolgen ihres cursus honorum wichen sie nicht mehr von dieser ihrer Gesinnung, ließen sie niemals von ihrem commercium totius vitae. Es begab sich gelegentlich wohl, daß der lebhaftere Berthelot durch scheinbare Gleichgültigkeit seines Freundes stutzig wurde; zumal während seiner ersten wissenschaftlichen Forschungsreise im Libanon schwieg Renan so beharrlich, daß der Pariser Korrespondent seinem Unmuth Luft machte; echt weiblich begütigte Henriette Renan in diesem Falle Berthelot durch das Bekenntniß ähnlicher Heimsuchungen (p. 204): „Das Leid, über das Sie sich beklagen, habe ich selbst oft und oft empfunden; wiederholt habe ich mir gesagt: sein Ehrgeiz beschäftigt ihn mehr, als seine Herzensregungen, seine neuen Neigungen mehr, als seine alten. Gleichwohl bin ich sicher, daß er mich liebt und angesichts des Kummers, den Ihre Beschwerde ihm verursachte, ist es mir unmöglich, nicht an die Tiefe seiner Freundschaft für Sie zu glauben.“ In Wahrheit war Renan dazumal unter dem ersten Eindruck unmittelbarer Anschauung der Landschaften und Völkerschaften des Orients neuen Lebensplänen, den Entwürfen seiner Geschichte der Anfänge des Christenthums, zugeführt worden. „Ich habe“ — so schreibt Renan im September 1861 aus Beyrut — „die langen Tage in Ghazir dazu verwendet, mein Leben Jesu niederzuschreiben, sowie es mir in Galiläa aufstieg. Es ist mir gelungen, alledem einen organischen Fortgang zu geben, der so ganz in den Evangelien fehlt. Ich glaube, daß man nun lebendige Wesen vor Augen haben wird, nicht ces pâles fantômes sans vie: Jésus, Marie, Pierre, etc. passés à l'état abstrait et complètement typifiés.

Die vorangehende Reihe von Briefen (1847—1856) behandelt Renans Eindrücke während der Jahre 1847 und 1848 in der Bretagne: religiöse Betrachtungen wechseln mit politischen Prophezeiungen, die dazumal wie späterhin mehr durch Bitterkeit als durch Richtigkeit sich auszeichnen. Ein Gleiches gilt von Renans ersten italienischen Reisebüchern: vortreffliche Landschaftsmalereien; mitunter sehr hübsche historische Betrachtungen (u. a. über die These: il n'y a pas eu de moyen-âge pour l'Italie) werden von recht gewagten, durch die Ereignisse widerlegte Behauptungen über die politische Zukunft von Land und Leuten abgelöst. Ein Stoßseufzer über die neapolitanische Mißwirthschaft gipfelt in dem mehr hoffärtigen als elegischen Ausruf: Ah! combien y a-t-il d'hommes en Europe qui soient vraiment du XIXe siècle? Manches vorschnelle Urtheil über das Italien der 50er Jahre wäre unverständlich ohne diese unbewußte Selbstüberhebung; Renan ist Geistesaristokrat; er verkennt vielfach die Macht der Massen; er ist in dem Wahn befangen, daß die ganze römische Revolution und Gegenrevolution unter Pio Nono, Mazzini ꝛc. sich höchstens zwischen 5—6000 Personen, der Bourgeoisie des Landes, abgespielt habe.

Noch auffälliger wird die Unsicherheit des politischen Urtheils über die französischen Zustände seiner Zeit. In den Jahren 1862—1869 hat Renan die Kämpfe um die Lehrfreiheit zu bestehen: diese, sowie die Anfänge Ollivier veranlassen ihn zu seltsamen Meinungsäußerungen über die Strömungen und Gegenströmungen innerhalb des Bürgerthums und der Arbeiterschaft. (S. 355.) Am wenigsten philosophisch geben sich aber die verzweifelten Ausbrüche der Freunde während des Kriegsjahres: Berthelot spricht im Februar 1871 von der „décheance fatale“ der französischen Nation. Renan glaubt „weniger denn jemals, daß die Republik uns aus dem Wirrwarr, der Schwäche, der Zuchtlosigkeit ziehen wird. Man hält sich nicht selbst im Zaum: Kinder, die man zusammensperrt ohne Magister, werden sich nicht erziehen“. Unter der Commune fallen noch hoffnungslosere Worte: „Das Uebel sitzt viel tiefer, als wir uns das in den Stunden des größten Pessimismus sagen mochten. Trotzdem glaube ich, daß Frankreich sich

[1] Paris, Calmann Lévy, 1898.

noch einmal erheben wird. Allein auch da muß man ein Fragezeichen hinzufügen. Vielleicht wird die zentrale Lebenskraft nicht mehr der Glieder sich bemächtigen und diese werden der Zersetzung, der Nekrose, dem Parasitismus verfallen, die jedes Lebewesen verzehren, dessen Lebenskraft nicht mehr stark genug ist." Es währt geraume Zeit, bis Renan die Wiederaufrichtung Frankreichs für wahrscheinlich hält. Noch im August 1875 klagt Berthelot: „Wir werden gut thun, noch lange Jahre hindurch recht demüthig zu bleiben, denn die offizielle Welt wird uns schwerlich geniale Ueberraschungen zu unsrer Errettung bescheren": unmittelbar vorher hatte er mit Trochu in Tours gespeist; bis dahin war er wohlwollender in seiner Kritik des von den Parisern ehedem so vergötterten, nun so grausam geächteten Befehlshabers: cependant l'intarissable bavardage du personnage a fait baisser mon estime rétrospective. (446.) Im Jahre 1877 faßt Renan seine Ansicht in dem Satz zusammen: „on ne change pas de classe conservatrice et on ne vit pas sans une telle classe. Die Elemente, die Frankreich, die capetingische Dynastie, Adel, Klerus, das große Bürgerthum geschaffen haben, werden fortan nur Ein Ziel — das der Zerstörung ihres Werkes — vor sich sehen. Einem solchen Kampf im eigenen Inneren vermag aber eine Nation nicht zu widerstehen. Man wird 1791 und 1792 wiederkehren sehen. Die Verfolgung wird nicht ausbleiben. Wir werden ein neues 1793 haben und da Europa nicht mehr gewillt sein wird, dem Hader unsrer Demokraten zuzuschauen, wird das Finis Franciae werden." Nach solchen Proben solcher Uebertreibung darf man einen aus dem September 1879 stammenden Ausspruch nicht zu ernst nehmen: „Sachons atteindre dix ans de paix encore et le système Bismarck est perdu en Allemagne." Neben solchen Irrungen wird man eine wunderliche Absertigung der „eisernen Mander" in der tirolischen Hauptstadt nicht gar zu hoch aufnehmen: „Innsbruck hat das sonderbarste Denkmal, das ich jemals gesehen, das Grabmal Maximilians, eine unglaubliche Sammlung blöder Erz-Riesen, wahre Zwischenglieder zwischen Mensch und Thier (vrais crétins intermédiaires entre l'homme et la bête): Die Auslegung dieser Gestalten, sowie die Bemerkungen über die „Preußenfeindschelei" des deutsch-österreichischen Bürgerthums (S. 466 bis 467) mag bei Renan selbst nachgelesen werden: sie bedürfen und verdienen keine kritische Absertigung. Berthelot wiederum sieht selbst nach dem Fehlschlag des 16. Mai böse Zeiten für Frankreich heraufziehen: „Meinen Erachtens ist die Emeute vor der Thür, der die Diktatur auf dem Fuß folgen wird. Und welch niedrige Diktatur! Unsre letzten Lebenstage werden, wie ich befürchte, noch trauriger sein, als die unsrer Jugend."

All dieser Ausstellungen ungeachtet wird die Korrespondenz zwischen Renan und Berthelot jedem aufmerksamen Leser reiche Anregung gewähren. Meisterhafte Beduten und höchst anmuthige Genrebilder aus der Kinderstube würden beide Briefsteller als Stilisten ersten Ranges beglaubigen, wenn man sie nicht längst zu den bedeutendsten Prosaikern ihrer Zeit zählen müßte. Die Selbstbeherrschung, mit der Renan seine letzte schmerzenreiche Krankheit trägt, die Fassung, mit der er Schritt für Schritt seinen Leidensweg, dem Ende zu, schreitet, erinnert an die Größe von David Strauß auf seinem Darmstädter Schmerzenslager: L'acte le plus important de notre vie — so heißt es in einem der letzten Briefe Renans — c'est notre mort. Cet acte nous le faisons en général dans de détestables circonstances. Notre école est de n'avoir besoin de se faire aucune illusion, elle a, je crois, pour cette grande henre des avantages tout particuliers. Und Renan hat es nicht bei Worten bewenden lassen. Er starb, die Feder in der Hand, ein heikles Kapitel seiner Geschichte Israels — Esra und Nehemia — beschließend, mit der Ruhe des Weisen, mit der Rastlosigkeit des echten Forschers. -bm.

Was lehrt uns die Beobachtung der Mondfinsternisse?

Während der Eintritt von Sonnenfinsternissen, insbesondere von totalen, aus leicht begreiflichen Gründen von jeher das Interesse der astronomischen Fachmänner und Laien im höchsten Maße erregte, kann das Gleiche hinsichtlich der Verfinsterungen unsres treuen Begleiters, des Mondes, nicht behauptet werden. Mochte auch der Fachmann nicht minder wie der Laie sich an der Beobachtung des schönen Schauspiels, welches der Verlauf einer Mondfinsterniß bei klarem Himmel bietet, erfreuen, so entbehrte dasselbe doch für den Ersteren bis vor kurzem eines tiefergehenden wissenschaftlichen Interesses. Zweck dieser Zeilen ist es, zu zeigen, daß dies gegenwärtig nicht mehr der Fall ist.

Eine Mondfinsterniß entsteht bekanntlich dadurch, daß der Mond in den Kernschatten der Erde eintritt; wird er hiebei vollständig verdunkelt, so ist die Finsterniß eine totale, im anderen Fall eine partielle. Da im Moment der Mitte einer Mondfinsterniß der Mond in Opposition zur Sonne steht, kann eine solche nur bei Vollmond zustande kommen; bei zentralen Mondfinsternissen liegen überdies die Mittelpunkte von Sonne, Erde und Mond auf einer Geraden, ein Umstand, der den Meteorologen Falb'scher Observanz Veranlassung zur Vorhersage von ganz besonders „kritischen Tagen" gibt.

Mondfinsternisse sind im Gegensatz zu den Sonnenfinsternissen (welche eigentlich nur Bedeckungen sind) wirkliche Verfinsterungen, und da der an sich sehr beträchtliche Einfluß der Parallaxe beim Mond und bei dem Schattenkegel der Erde ganz der gleiche ist, so ist für alle Orte der Erde, in welchen der Mond zur Zeit der Finsterniß über dem Horizont steht, die Erscheinung der Finsterniß die gleiche und treten die einzelnen Phasen derselben genau in dem gleichen physischen Zeitmoment ein. Schon Hipparch zeigte (etwa 150 Jahre v. Chr.), daß auf Grund dieses letzteren Umstandes aus den Beobachtungen der Mondfinsternisse die Längenunterschiede der Beobachtungsorte bestimmt werden konnen, und in der That bildete diese für heutige Begriffe freilich sehr ungenaue Methode der Längenbestimmung die einzige bekannte durch fast zwei Jahrtausende hindurch; sie wurde erst durch die von Galilei (1610) hiefür vorgeschlagene (gegenwärtig ebenfalls durch viel genauere Methoden ersetzte) Beobachtung der Verfinsterungen der Jupitersatelliten verdrängt.

War damit eigentlich den Beobachtungen der Mondfinsternisse auch jedes besondere Interesse entzogen, so konnte dies doch nicht hindern, daß die Erscheinungen solcher nach wie vor von allen Kulturvölkern mit größter Aufmerksamkeit verfolgt wurden.

Schon bald nach Galilei's Tod wurde die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß der Querschnitt des Erdschattens aus den Beobachtungen der Mondfinsternisse nicht unbeträchtlich größer gefunden wird, als er der Rechnung nach sein sollte. Der französische Astronom De Lahire bestimmte (etwa 1700) den Betrag dieser Vergrößerung zu $^1/_{41}$ des Halbmessers der nahezu kreisförmigen Schattenlinie, Tob. Mayer in Göttingen fand (1752) hiefür den Werth $^1/_{60}$ und dieser letztere Werth lag bis vor wenigen Jahren allen Vorausberechnungen der Mondfinsternisse zugrunde.

Die Entstehung der beobachteten Vergrößerung des Erdschattens wurde zunächst der brechenden Wirkung einer supponirten Mondatmosphäre zugeschrieben; als dann später die Annahme einer solchen sich als unzulässig erwies, schrieb man das Zustandekommen dieser Vergrößerung dem Einfluß der Erdatmosphäre zu, deren unterste Schichten infolge geringerer Durchsichtigkeit eine scheinbare Vergrößerung des Erddurchmessers und damit auch eine solche des Erdschattens herbeiführen sollten.

In den letzten Jahren nun ist die Frage nach der Art und Entstehung des besprochenen Phänomens einer

endgültigen Lösung zugeführt worden. Schon Ende der 80er Jahre wurde von Dr. A. Brosinsky in Göttingen eine Reihe von Mondfinsternißbeobachtungen einheitlich bearbeitet und als Endresultat der Vergrößerungsfaktor für den Halbmesser des Erdschattens zu $^1/_{55}$ abgeleitet.[1]) Fast gleichzeitig mit Hrn. Brosinsky hat sodann Dr. J. Hartmann in Leipzig den Gegenstand aufgegriffen. Er hat in einer umfangreichen, mit größter Sorgfalt durchgeführten Arbeit[2]) zunächst die Beobachtungsdaten von 28 Mondfinsternissen, die sich sämmtlich im gegenwärtigen Jahrhundert ereigneten (ältere Beobachtungen wurden wegen ihrer Unzuverlässigkeit ausgeschlossen), zusammengestellt und aus den Ergebnissen dieser Beobachtungen, deren Zahl im ganzen etwa 3400 betrug, den Betrag der Erdschattenvergrößerung zu rund $^1/_{50}$ des Schattenhalbmessers abgeleitet, welcher Vergrößerungsfaktor seit 3 Jahren in der That von den Redaktionen der astronomischen Jahrbücher in Berlin, London und Paris an Stelle des Mayer'schen ($^1/_{60}$) den Vorausberechnungen der Mondfinsternisse zugrunde gelegt wird.

Hr. Brosinsky schrieb, wie man dies auch früher stets gethan hatte, die Entstehung der Vergrößerung des Erdschattens direkt und ausschließlich dem Einfluß der wenig durchsichtigen unteren Schichten der Erdatmosphäre zu, und auch Hr. Hartmann scheint der Ansicht zugeneigt zu haben, daß wenigstens ein Theil der beobachteten Vergrößerung durch die Einwirkung der Erdatmosphäre zustande kommt.

In dieser Hinsicht völlige Klarheit geschaffen zu haben, ist das Verdienst von Prof. H. Seeliger in München, der zunächst gelegentlich einer Besprechung der beiden oben erwähnten Arbeiten[3]) zeigte, daß selbst für den Fall, daß die Erdatmosphäre bis zu einer Höhe von 36.5 km völlig undurchsichtig wäre, der unerleuchtete Raum in der Entfernung des Mondes nicht weiter ausgedehnt sein würde, als der berechnete Kernschatten der Erde. Durch ausgedehnte, äußerst sinnreiche Versuche im Laboratorium hat dann Prof. Seeliger in überzeugender Weise nachgewiesen,[4]) daß die Vergrößerung des Erdschattens nur scheindar stattfindet, und daß die ganze Erscheinung der Hauptsache nach in das Gebiet der optisch-physiologischen Täuschungen zu verweisen ist. Er zeigte zunächst mit Hülfe von Scheiben aus Holz oder Pappendeckel, deren Oberfläche bis auf zwei weiß gelassene Sektoren gleichmäßig schwarz angestrichen war, daß bei schneller Rotation (20 bis 30 Umdrehungen in der Sekunde) und senkrechter Beleuchtung dieser Scheiben die Helligkeit derselben an einer gewissen Stelle (längs einer kreisförmigen, mehr oder weniger scharf wahrzunehmenden Trennungslinie) sich sprungweise ändert, wenn die Begrenzungslinie der weißen Sektoren selbst oder ihr erster Differentialquotient eine Unstetigkeit besitzt. Diese Trennungslinie (Schattengrenze) nun wurde von einer Reihe von Beobachtern übereinstimmend an einer anderen, vom Zentrum der Scheibe entfernteren Stelle gesehen, als sie der Begrenzungslinie der weißen Sektoren entsprechend hätte erscheinen sollen, und durch passende Konstruktion dieser Sektorbegrenzungslinien gelang es schließlich, die bei den Mondfinsternissen beobachtete Erscheinung der Vergrößerung des Erdschattens sowohl qualitativ als auch quantitativ vollkommen getreu darzustellen.

Es ist längst bekannt, daß der Mond bei totalen Verfinsterungen nur ganz ausnahmsweise völlig unsichtbar wird, daß er vielmehr gewöhnlich in bräunlich-rothem, ziemlich hellem, seltener in schwach grauem oder bläulichem Lichte leuchtet, wobei besonders im Falle des röthlichen Lichtes die hervorragenderen Details seiner Oberfläche bequem zu erkennen sind. Diese Erscheinung hat schon Kepler richtig erklärt: sie rührt davon her, daß außerhalb des Schattenkegels der Erde vorbeigehende Sonnenstrahlen beim Durchgang durch die Erdatmosphäre, besonders durch die unteren Schichten derselben, zunächst nach innen gebrochen werden, innerhalb des Erdschattens fortgehen und so die schwache Beleuchtung der dunklen Mondscheibe herbeiführen. Der mehr oder weniger starke Feuchtigkeitsgehalt der unteren Luftschichten bedingt ferner verschieden starke selektive Absorption dieser von ihrem geradlinigen Weg abgelenkten Lichtstrahlen und hiemit die beobachtete verschiedenartige Färbung des verfinsterten Mondes. Bei starker Trübung der Atmosphärenschichten am Schattenrand der Erde endlich wird das nach innen gebrochene Licht völlig absorbirt, der verfinsterte Mond wird daher in diesem Falle, wie dies in der That schon öfters beobachtet wurde, völlig unsichtbar werden.

Helligkeitsänderungen, wie sie mehrfach im Verlauf von totalen Mondfinsternissen beobachtet wurden und verschiedene andere hieher gehörige Fragen jedoch, insbesondere die Frage, ob die Einwirkung der Atmosphäre zur Vergrößerung des Erdschattens beiträgt, finden hiedurch allerdings noch keine ausreichende Erklärung.

Prof. Seeliger hat nun auch in dieser Beziehung den Sachverhalt völlig klargestellt, indem er die Vertheilung der Helligkeit, wie sie bei Mondfinsternissen am Monde, insbesondere in der Nähe der geometrischen Grenze des Kernschattens stattfindet, mit Berücksichtigung der Einwirkung der Erdatmosphäre, sowie der inhomogenen (gegen den Rand hin abnehmenden) Helligkeit der Sonnenscheibe rechnerisch eingehend verfolgte.[1])

Es zeigte sich, wie schon von vornherein zu vermuthen war, daß die Abschattirung der Sonnenscheibe von wesentlichem Einfluß auf die Helligkeitsvertheilung beim verfinsterten Monde ist, daß ferner die Helligkeit in der Mitte des Kernschattens abhängig ist nicht nur von der Entfernung des Mondes (im Apogäum ist sie unter sonst gleichen Umständen etwa viermal so groß wie im Perigäum), sondern auch von etwaigen Trübungen in den untersten Schichten der Erdatmosphäre. Beide Einflüsse verschwinden aber so gut wie ganz in der Nähe der Kernschattengrenze, wonach also das Phänomen der scheinbaren Vergrößerung des Erdschattens sich als völlig unabhängig von der veränderlichen Beschaffenheit der Atmosphäre darstellt.

In einer zweiten Abhandlung[2]) untersucht Dr. Hartmann die bisher bei der Beobachtung von Mondfinsternissen angewandten Methoden zur Bestimmung der Begrenzung des Erdschattens in Bezug auf die Genauigkeit, die sie gewähren. Die bisher in überwiegender Anzahl, auch von Laien, ausgeführten Kontaktbeobachtungen, d. h. die Beobachtungen des Schattenan- und Austritts an den Mondrändern und an einzelnen prägnanteren Gebilden der Mondoberfläche gewähren nur eine mäßige Genauigkeit. Andere, in der Hauptsache nur den Fachastronomen zugängliche Beobachtungsmethoden sind hinsichtlich des Genauigkeitsgrades, den sie gewähren, verschiedenwerthig; die genauesten Ergebnisse liefern aber die wiederum auch von Laien ohne Schwierigkeit ausführbaren photographischen Aufnahmen des verfinsterten Mondes, wenn sie nachträglich in zweckmäßiger Weise ausgemessen werden. Hiezu ist zu bemerken, daß diese Aufnahmen, solange sie bloß über die Gestalt und Größe des Erdschattens Aufschluß geben sollen, recht wohl auch mit einem fest aufgestellten Apparat ausgeführt werden können, weil eine Belichtungsdauer von 0.5 bis 2 Sekunden, während welcher die Fortbewegung des Mondes nicht merkbar wird, in diesem Falle völlig ausreicht. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß man im allgemeinen aus photographischen Aufnahmen nicht nur eine ganz andere Vergrößerung des Erdschattens erhalten wird, als aus direkten Okularbeobachtungen,

[1]) A. Brosinsky: Ueber die Vergrößerung des Erdschattens bei Mondfinsternissen. Inaug.-Diss.

[2]) J. Hartmann: Die Vergrößerung des Erdschattens bei Mondfinsternissen. Abhandlungen der math.-phys. Kl. der k. sächsischen Gesellschaft d. W. Bd. 17. Leipzig 1891.

[3]) Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellsch. Bd. 27. S. 186 u. f.

[4]) H. Seeliger: Die scheinbare Vergrößerung des Erdschattens bei Mondfinsternissen. Abhandlungen der k. bayer. Ak. d. W. II. Kl. XIX. Bd. München 1896.

[1]) A. a. O. S. 24 u. f.

[2]) J. Hartmann. Die Beobachtung von Mondfinsternissen. Abhandlungen der math.-phys. Kl. der k. sächsischen Gesellschaft d. W. Bd. 23. Leipzig 1896.

sondern daß diese Vergrößerung sogar direkt von der Belichtungsdauer abhängig ist. Dagegen werden photographische Aufnahmen, wenn die erhaltenen Bilder nur genügend groß sind, über die Gestalt der Schattenlinie, welche nach Dr. Hartmann bei verschiedenen Mondfinsternissen recht merkbare Abweichungen gegen die theoretische elliptische Form zeigte, in viel zuverlässigerer Weise Aufschluß geben, als die stets systematischen Fehlern unterworfenen direkten Messungen dies zu thun vermögen.

Außer den photographischen Aufnahmen befürwortet Dr. Hartmann ferner die Ausführung von photometrischen Beobachtungen, die sich über alle Theile der Mondoberfläche erstrecken und welche gestatten, innerhalb des Schattenbereiches die Linien gleicher Helligkeit zu ermitteln. Eine im Jahre 1895 am Allegheny-Observatory von Mr. F. W. Very ausgeführte derartige Beobachtungsreihe führte u. a. zu dem interessanten Ergebniß, daß schon weit außerhalb des Halbschattens eine Abnahme des Mondlichtes zu bemerken ist. Auch für das Studium der Lichtvertheilung erweisen sich übrigens photographische Aufnahmen von größtem Nutzen, doch ist für diesen Zweck eine viel längere Belichtungsdauer der Platten, also ein komplizirter Beobachtungsapparat erforderlich; sehr empfindliche Platten lieferten beispielsweise mit einem ziemlich lichtstarken Objektiv von 13.5 cm Oeffnung nach 90 Sekunden Belichtungszeit noch keine Spur des rothen Lichtes am total verfinsterten Mond.

Aus dem Verlauf der Linien gleicher Helligkeit hofft Hr. Hartmann Rückschlüsse auf die Höhe unsrer Atmosphäre und auf die Form ihrer oberen Begrenzung, sowie auf verschiedene andere Umstände, welche die Lichtvertheilung am verfinsterten Monde möglicherweise beeinflussen, ziehen zu können.

Mögen diese Hoffnungen auch, wie nicht verhehlt werden soll, recht sanguinische sein, so sollte doch Jeder, der durch den Besitz eines guten Fernrohrs oder photographischen Apparates hiezu in der Lage ist, durch fleißige Beobachtung der künftighin stattfindenden Mondfinsternisse sein Theil zur Aufklärung aller hiebei in Betracht kommenden Verhältnisse beitragen; Gelegenheit hiezu bieten in diesem Jahre noch die am 3. Juli stattfindende partielle und die am 27. Dezember stattfindende totale Mondfinsterniß.

Dr. K. Oertel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Br. Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Friedrich Paulsen. Mit Bildniß und einem Briefe Kants aus dem Jahre 1792. (Klassiker der Philosophie VII.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1898. 395 S. und X. — Liegt der oft gehörten Behauptung, daß die Philosophie eigentlich überflüssig ist, gar keine Ueberlegung zugrunde? Erkennen die Menschen nicht tausend wichtige und schwierige Dinge, ohne sich je mit Erkenntnißtheorie beschäftigt zu haben? Denken sie nicht im allgemeinen für ihre Beschäftigung hinreichend, oder mitunter vortrefflich, auch ohne einen logischen Kursus durchgemacht zu haben? Genügte uns und genügt nicht Unzähligen die durch die Religion gegebene Weltanschauung und Weltdeutung? Handeln wir nicht sittlich, ohne Moralphilosophie studirt zu haben? Unzweifelhaft kann man ausgezeichnet arbeiten, sittlich handeln, vernünftig leben ohne die Philosophie; eine in sich beruhigte Weltanschauung haben wir aus den Mitteln der Religion. Und diese würde wohl am ehesten darauf verzichten, sich durch Philosophie ergänzt zu sehen. Dennoch hat auch sie diesen Verzicht nicht immer ausgesprochen, sondern zuweilen, und sogar ziemlich lange, die philosophische Betrachtung gern angenommen, wenn diese, wie in der sogenannten scholastischen Philosophie, das eigentlich Widersprechende leisten wollte: den Beweis der Glaubenslehren. Denn während die Religion Glaube ist, will oder soll die Philosophie Wissen sein. Und eben dieses Bedürfniß des wirklichen Wissens um gewisse Dinge, Vorgänge und Verhältnisse hat sich seit alter Zeit gebieterisch geltend gemacht und zu einer ungeheuren Arbeit in der Philosophie geführt, die wir nun dann eilig und etwas leichtfertig als unfruchtbar oder sogar als trostlos bezeichnen werden, wenn wir in empiristischem Ueberschwang vergessen, wie sehr dieselben Attribute der Unfruchtbarkeit und Trostlosigkeit auch auf manche andere wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Arbeit passen oder zu passen scheinen.

Gedanken, welche, wie z. B. die von Plato gedachten, sich 2000 Jahre wirksam zeigen, müssen doch wohl einem wirklichen Bedürfniß des menschlichen Geistes entsprechen, nicht taube Nüsse sein, mit denen man stumpfsinnig Jahrtausende spielt, oder die man sinnlos als einen kostbaren Besitz betrachtet. Ein Denker, welcher keinen Werth durch den sogenannten edlen Rost des Alterthums hat, der aber nach nach 100 Jahren Gegenstand eifrigster Arbeit, verschiedenster Auslegung, mannichfaltigster Diskussion ist, wird dies wohl doch verdienen und somit auch immer wieder die Theilnahme mindestens seiner Landsleute finden, wenn er ihnen von einem Fachgenossen in seinem Wesen und in seiner Bedeutung dargestellt wird. Darum weisen wir unsre Leser auf ein neues Werk über Kant von Friedrich Paulsen hin. Kant darstellen heißt zunächst, ihn für gebildete Leser, besonders solche, welche an das Studium von Kant selbst herangehen wollen, faßlich machen, ihnen die Arbeit erleichtern und sie in gewissem Sinne über die Schwierigkeiten Kants trösten. Sodann aber wird die Verbindung Kants mit der Gegenwart am passendsten durch eine Würdigung seiner Lehren vollzogen. Außer der philologischen Objektivität der Darstellung ist dabei eine subjektive Ansicht erwünscht, welche dem Leser nicht nur in kurzer Formel sagt, worin Kants Bedeutung eigentlich besteht und was von ihm noch lebendig ist, sondern welche auch das kritisch registrirt, was anscheinend überwunden ist.

Diesen beiden Anforderungen scheint das Buch von Paulsen sehr glücklich zu entsprechen. Nachdem er in der Einleitung die Philosophie Kants in weltgeschichtlicher Betrachtung und Kants Stellung zur zeitgeschichtlichen Umgebung dargelegt hat, behandelt er im ersten Theil Kants Leben und philosophische Entwicklung. Der zweite Theil gibt das philosophische System wieder; im ersten Buch die theoretische Philosophie (Erkenntnißtheorie — hauptsächlich Kritik der reinen Vernunft — und Metaphysik; ein Anhang ist der empirischen Psychologie und Anthropologie gewidmet), im zweiten Buch die praktische Philosophie, nämlich Moralphilosophie, Rechts- und Staatslehre, Lehre von Religion und Kirche, im Anhang die Erziehungslehre und die Lehre vom Schönen und von der Kunst. Die Schlußbetrachtung orientirt über die Wirkungen der Kantischen Philosophie und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Darauf folgen, chronologisch geordnet, Daten zu Kants Leben und ein Verzeichniß seiner Schriften. Während die kritischen Einzelbemerkungen, mit denen Paulsen nicht selten, aber immer wahlüberlegt und ruhig, die Darstellung Kants begleitet, hauptsächlich für diejenigen Interesse haben werden, welche allen Verästelungen der Kantischen Lehren nachgehen wollen, werden Andere danach ausspähen, was Kant nun schließlich für die Gebildeten überhaupt und im ganzen bedeutet. Einige Hauptpunkte seien hier kurz hervorgehoben; die Belege dazu werden in Paulsens Buch selbst zu finden sein.

Kant vernichtet die oben erwähnte scholastische Philosophie dadurch, daß er Wissen und Glauben richtig erfaßt, reinlich von einander scheidet und gar einander befreit. Der Friede zwischen Wissenschaft und Religion kommt nur zustande, wenn jede das Gebiet der anderen respektirt. Der Verstand hat volle Freiheit, alle Thatsachen der natürlichen und geistigen Welt nach ihrer Kausalität zu erforschen. Aber wir haben von der sensiblen Welt die intelligible zu unterscheiden. Diese letzte wird durch einen spekulativen Glauben zu erfassen gesucht, welcher als moralische Gewißheit neben der verstandesmäßig-kausalen keine Geltung hat und einem Bedürfniß des Geistes entspricht. Die Welt will nicht bloß nach den Prinzipien der Physik, Chemie, u. s. w., sondern auch nach Ideen betrachtet und gedeutet, nicht bloß gezählt, sondern auch begriffen werden. Zweitens gibt Kant dem Willen die ihm zukommende Stellung in der Welt. Der Werth des Menschen hängt zuletzt nicht von seinem Verstand, sondern von seinem guten oder bösen Willen ab. So vielleicht ist dieser Wille auch die eigentliche Wurzel unsrer Weltanschauung, so daß unsre theuersten Wahrheiten oder Ueberzeugungen, welche also

im Grunde die Geschichte bewegen, aus dem Willen und Glauben, oder, wie man auch sagt, aus dem Herzen stammen. Drittens hat Kant die Würde und das Wesen des Geistes eindringlich dargelegt und betont. Er ist kein passives Gefäß, sondern durchaus spontane Thätigkeit und schöpferische Kraft. Mit dieser Behauptung hat Kant die sogenannte Epoche der Aufklärung zwar vollendet, aber auch überwunden. Denn er führte den Werth der bloßen Verstandesbildung auf ein bescheidenes Maß zurück. Vielleicht ist die Möglichkeit, für die Freiheit Raum zu gewinnen neben der vom Kausalgesetz beherrschten Natur, der springende Punkt seiner neuen Gedanken. Er war damit bei seinem Auftreten freilich so etwas wie der alles Zermalmende nach dem Ausdruck von Mendelssohn. Aber der wahre Sinn seiner Lehre, die übrigens bei seinem Tode fast überwunden schien, ist durch die Entwicklung der an Kant anknüpfenden deutschen Philosophie zutage gekommen. Paulsen scheint seine Absichten sehr wohl erfüllt zu haben und wir sind sicher, daß seine schöne Leistung dem Leser durch Klarheit und Fülle ebenso belehrend wie anregend sein wird.

λ Es ist eine schöne und dankenswerthe Gabe, die uns C. Kayser, Pfarrer in Frankfurt a. M., in seiner Schrift: „Emil Frommel, ein Lebensbild" (Wiesbaden, Heinrich Heuß) jüngst geschenkt hat. Er will dabei nur erzählen, was er aus des treuen Freundes Mund und was er aus seinen Schriften weiß. „Was er als Pfarrer und was er als Dichter gewesen und gewirkt" — sagt Kayser mit vollem Recht — „das war aufs engste verwachsen und verwoben mit seiner ganzen Persönlichkeit. Der „goldene" Frommel schaut immer heraus, aus dem Talar des Predigers wie dem Gewand des Dichters. Sein Herz hat er hineingelegt in jedes seiner Worte. Sein persönliches Leben leuchtet hervor aus seinem amtlichen Wirken wie aus seinem schriftstellerischen Schaffen. Darum ist eigentlich jedes seiner Bücher ein Stück von seinem Leben und man kann mit Leichtigkeit aus seinen Schriften eine Schilderung seines Lebensgangs herausnehmen." Der Verfasser will uns in dieser nicht streng wissenschaftlichen Schrift keine geistreiche Charakteristik auf dem breiten Hintergrund der Zeitgeschichte geben, das überläßt er einem würdigeren Biographen, aber er erzählt anmuthig, in edler, populärer Sprache, fließend und unterhaltend, mit dem warmen Herzton der Liebe, und schildert uns doch die Hauptpunkte der geistigen Entwicklung des liebenswürdigen Theologen, des vielseitig gebildeten, für alles echt Menschliche begeisterten Militärpfarrers und vielgelesenen Volksschriftstellers, des langjährigen Freundes Kaiser Wilhelms I. und zuletzt noch des Erziehers seiner beiden Urenkel, der beiden ältesten Söhne Kaiser Wilhelms II. Es ist ein edles Lebens- und Charakterbild, das er uns hier entrollt, voll köstlichen Humors. Die Hauptstationen seines Lebens, Karlsruhe, Bremen und Berlin, führt er uns vor; seine intimeren Freunde waren ein Beyschlag, Kögel, Reichard, aber am besten verstand er es doch mit den einfachsten Leuten, den Kutschern und den Kellnern, den alten und jungen Soldaten — das waren seine Lieblinge. So ist er eine der populärsten Persönlichkeiten Berlins geworden, voll von Berliner Humor und schlagfertigem Witze, aber mit dem liebewarmen, süddeutschen Herzen. Seine besondere Gabe war es, auch den Hohen dieser Erde die Zunge zu lösen und durch alle Hüllen von Rang und Stand zum Menschen durchzudringen. Er fand das Gemüthsleben in der Tiefe seines Volkes, „oftmals unter recht viel Katzengald doch eine echte Erzstufe". Er stand am Grabe unsrer größten Heerführer, des Prinzen August von Württemberg, Moltke's, Roons, Alvenslebens, Kirchbachs und Kameke's. Sechzehnmal hat er seinen hochverehrten Kaiser Wilhelm I. nach Gastein begleitet. Seine Kanzelberedsamkeit zeigte bei einer oft wundersam das Herz bewegenden Stimme biblischen Gehalt, Einfachheit der Form und einen außerordentlichen Reichthum christlicher Gedanken ohne dogmatische Härte und Dürre, aber voll poetischer Anwendung auf die Bedürfnisse des Menschenherzens und die mannichfachen Verhältnisse des Menschenlebens. Als Schriftsteller wird er noch lang unter die populärsten volksthümlichen Erzähler zu rechnen sein und Kayser sagt auch hier treffend: „eine Frommel'sche Erzählung liest der General und Karporal, der höchstgebildete Gelehrte und das Dienstmädchen mit gleicher Freude, die Ersteren mit dem geläuterten Schönheitssinn für naturwüchsige Einfachheit, die Letzteren nehmen seine Büchlein als Sprache der Heimath und sitzen bei ihm nieder, wie die Kinder, wenn die Großmutter erzählt". Jenes wundersame Lachen unter Thränen, jener Kuß, den Freude und Schmerz sich geben, ist die Würze aller Frommel'schen Schriften. Seine beiden Selbstbiographien aus „Lenz und Herbst" und „Festflammen" gehören zum Besten und Reichsten, was wir aus seiner Feder besitzen. In den letzten Jahren, oft unter körperlichen Leiden, hat er sie noch geschrieben. Als er am 9. November 1896 aus dem Leben schied, da ging es durch die ganze Frommelgemeinde im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes wie ein Seufzer tiefen Leides: „unser Frommel ist todt!" Die deutsche Kaiserin führte ihre Söhne selbst an das Bett des Entschlafenen. Als einer der besten Söhne unsres deutschen Vaterlandes, als hervorragender Prediger und Seelsorger, wie als Erzähler hat Emil Frommel in dieser biographischen Würdigung ein bescheidenes, aber gediegenes und liebevolles Denkmal erhalten.

-rt- Die statutengemäß alle 2 Jahre abzuhaltende Versammlung der internationalen astronomischen Gesellschaft, deren Vorsitzender zur Zeit Professor H. Seeliger in München ist, wird in diesem Jahr, beginnend am 24. September, in Budapest stattfinden. Anmeldungen sind zu richten an Dr. R. v. Konkoly, Direktor der meteorologischen Reichsanstalt in Budapest.

T. Ein neues atlantisches Kabel wird von der Ost- und südafrikanischen Telegraphengesellschaft geplant; dasselbe soll die Inseln St. Helena und Ascension mit Kapstadt einerseits und Sierra Leone andrerseits verbinden. Der Kabeldampfer der genannten englischen Gesellschaft ist gegenwärtig bereits damit beschäftigt, auf der genannten Strecke Lothungen der Meerestiefen vorzunehmen. Von der Regierung ist das Kabel jedoch noch nicht genehmigt.

-nn. Die Zahl der Franzosen in Tunis. Seit dem Jahre 1891 ist die Einrichtung getroffen, daß die in Tunis lebenden Franzosen in 5jährigen Zwischenräumen von Amts wegen genau aufgenommen werden. Die letzte Zählung vom 29. November 1896 ergab nun 16,534 französische Staatsangehörige in der „Regentschaft" Tunis, deren Gesammtbevölkerung zu etwa 1½ Millionen angenommen wird. Dagegen waren bei der ersten Aufnahme vom 12. April 1891 10,030 Franzosen dortselbst ermittelt worden, so daß deren Zahl in 5 Jahren um 6504, oder jährlich rund 1300 gestiegen ist. Die Verwaltung hat aber nachträglich noch versucht, eine Nachweisung der bei der Errichtung des Protektorats über Tunis dort ansässigen Franzosen aus den Konsulatsregistern und auf dem Weg persönlicher Nachforschungen aufzustellen. Dabei haben sich für Ende 1880 im ganzen 708 Franzosen ergeben. Sonach belief sich die Zunahme von 1880 bis 1891 auf im ganzen 9322 oder jährlich 930. Die Zunahme wäre also in der jüngsten Periode mit 1300 jährlich bedeutender gewesen. Doch kann auch jetzt die Zuwanderung aus Frankreich nicht beträchtlich genannt werden, denn sie ist wesentlich geringer als die soeben angeführte Zunahme der französischen Staatsbürger in Tunis, da bei letzteren nicht nur die in der Regentschaft geborenen Franzosen, sondern auch die dortselbst Naturalisirten eingerechnet sind.

Von den im November 1896 ermittelten 16,207 Franzosen, über welche ausführliche Individualangaben vorlagen, waren 8769 Männer und 7438 Frauen — jedesmal einschließlich Kinder — und von jenen waren 563 Männer und 817 Frauen durch Naturalisation, Option oder Verheirathung Franzosen geworden. Einen weiteren Einblick gewährt die Zerlegung der Gesammtzahl (16,534) nach dem Geburtsort. In Frankreich waren nämlich 9768, in Tunis 3339, in Algier 2384, in anderen französischen Kolonien 25, im Ausland 689 geboren, während von 329 der Geburtsort nicht bekannt war. Es stammten also nur 60 Proz. aus Frankreich, 20 Proz. waren in Tunis und 15 Proz. in Algier geboren. Das aktive Militär ist hiebei unberücksichtigt geblieben.

Nach dem Beruf unterschieden gehörten mit Einschluß der Angehörigen 2030 der Landwirthschaft an, 2854 dem Gewerbe (Industrie u. s. w.), 703 dem Verkehrsgewerbe, 3727 dem Handel, 1021 dem öffentlichen Sicherheitsdienst, 3060 der öffentlichen Verwaltung, 1781 den freien Berufen, 313 den

Digitized by Google

Reinern u. dergl. und 718 waren ohne Beruf oder unbekannten Erwerbs.

* **Jena.** Die Thüringer historische Kommission hat beschlossen, eine Thüringer Ortsgruppe des Vereins für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zu bilden. Unter die Aufgaben der Kommission wurde, wie wir der „Mogdeb. Ztg." entnehmen, die Veröffentlichung der Matrikel der Universität Jena aufgenommen. Von den Stadtrechten, deren Herausgabe vorbereitet wird, werden zunächst die von Saalfeld, Pößneck und Eisenach bearbeitet. Zur Frage der Herausgabe der Landtagsakten der ernestinischen Staaten ist zu berichten: Da die Landtagsakten bis 1485 in dem Codex diplomaticus Saxoniae regiae Veröffentlichung finden werden, braucht die Kommission erst mit dem Jahre 1486 zu beginnen, und zwar sollen zunächst die Jahre 1486 bis 1547 vorgenommen werden.

* **Leipzig.** Der a. o. Professor an der hiesigen Universität Dr. Hermann Hirt ist von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien mit der Dialektforschung innerhalb Serbiens während der Sommermonate 1898 betraut worden.

* **Berlin.** Die Halpendarff-Stiftung stellt als neue Preisaufgabe folgendes Thema: „Anwendungsgebiet und rationelle Gestaltung der Privatklage." Es wird eine Erörterung verlangt, in welchem Umfange in den hauptsächlichsten Kulturländern Europa's zur Zeit das Privatklageverfahren in Anwendung ist und welche prozessuale Gestaltung dasselbe hier erhalten hat; daran hat sich die Erörterung der Frage anzuschließen, welcher Umfang und welche prozessuale Gestaltung dem Privatklageverfahren de lege ferenda zu geben sein dürfte. Die Preisarbeiten, welche in deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein können, aber mindestens mit lateinischen Lettern geschrieben sein sollen, müssen unter den bei Preisausschreibungen üblichen Modalitäten bis zum 1. April 1899 an den Schriftführer der Stiftung, Rechtsanwalt Dr. Halle zu Berlin 10, Kranenstraße 56, eingesandt werden. Ueber die eingegangenen Arbeiten entscheidet ein Preisgericht, bestehend aus Prof. v. Lilienthal-Heidelberg, Prof. Ladislaus Fayer-Budapest, Prof. Alberic Rolin-Gent. Im Falle, daß einer oder der andere dieser zunächst bestimmten Preisrichter fortfallen sollte, treten dafür ein: Generalstaatsanwalt Get-Christiania, Reichsgerichtsrath Diet-Leipzig, Kammergerichtsrath Dr. Kranecker-Berlin. Die Arbeit, welche von dem Preisgericht als beste und zugleich des Preises würdige anerkannt wird, erhält die ausgesetzte Prämie von 1600 M. = 2000 Fr. Die preisgekrönte Arbeit wird mit der Auszahlung der Prämie ausschließliches literarisches Eigenthum der Halpendarff-Stiftung, deren Vorstand über Veröffentlichung und Uebersetzung Bestimmung trifft.

* **Wien,** 22. Juni. Hofrath Dr. Anton Kerner, Ritter v. Marilaun, ist dem Schlaganfall, der ihn, wie wir gestern meldeten, am 20. d. M. getroffen, am Tag darauf erlegen. Sein Tod bedeutet einen neuen großen Verlust für die Wiener Universität und für die gelehrte Welt Oesterreichs, die erst jüngst das Hinscheiden von Männern wie Bühler und Müller zu beklagen hatte. Kerner war am 12. November 1831 in Maulern bei Krems geboren und beschäftigte sich schon in jungen Jahren eifrig mit Botanik, wozu ihm ja die üppige Vegetation der Auen seiner Heimath reiche Gelegenheit bot. Auch als Student der Medizin in Wien trat er schon mit selbständigen botanischen Studien, besonders mit einer „Flora des Donauthals von Melk bis Hollenburg" hervor. So übte er denn auch den Beruf des Arztes, für den er seine Studien abschloß, nur kurze Zeit hindurch aus und übernahm gern eine Professur der Naturgeschichte, anfangs an der Realschule und 2 Jahre darauf an der technischen Hochschule in Pest. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Ungarn veranlaßte ihn zur näheren botanischen Durchforschung der Pußten, Sümpfe und Urwälder Ungarns und Siebenbürgens, deren Resultate er in dem großen Werke „Descriptiones navarum plantarum florae hungaricae et transylvanicae", sowie in der kleineren Schrift „Pflanzenleben der Donauländer" niederlegte. Dieses letztgenannte Büchlein besonders war es, das seinen Namen rasch auch in weiteren Kreisen bekannt machte, denn in ihm ist die Charakteristik der Vegetationsformen so klar und anschaulich durchgeführt, daß sich auch der Laie von der wissenschaftlichen Darstellung angezogen fühlen muß. Der Umschwung der politischen Verhältnisse in Ungarn veranlaßte Kerner im Jahre 1860 einem Ruf an die Innsbrucker Universität als ordentlicher Professor zu folgen. Die neue Heimath bot ihm wieder einen neuen Boden für weitere tüchtige Arbeiten, und besonders war es hier die Gletscherflora, die ihn zu Beobachtungen ganz neuer und tiefgehender Art anreizte und die Ausdehnung seiner Forschungen auch auf die mit der Botanik eng verknüpften Gebiete der Physik, Meteorologie, Geologie und Geographie veranlaßte. Seine Schrift über die „Kultur der Alpenpflanzen" ist das besonders zu nennende Ergebniß dieser Forschungen. In ihr kommen auch die biologischen und pflanzenphysiologischen Fragen, die Kerner später besonders eingehend und erfolgreich zu erörtern fortfuhr, zum erstenmale ausdrücklich zur Geltung. Kerner, dessen Fragestellung, ob aus dem Bastarden Arten werden können, anfangs gewaltiges Aufsehen erregte, da er sich hiemit in Gegensatz zu der damals die gesammte wissenschaftliche Welt beherrschenden darwinistischen Anschauung setzte, wurde hierin der Bahnbrecher einer ganz neuen, seitdem von Nägeli, Wettstein, Engler und Anderen weiter ausgebauten und heute in der wissenschaftlichen Botanik wie in der Biologie allgemein angenommenen Anschauung. Seine wissenschaftliche Bedeutung wurde, trotz mancher Gegnerschaft, bald allgemein anerkannt und trug ihm im Jahre 1878 den Ruf nach Wien als Nachfolger Fenzls ein. In Wien ließ der Gelehrte es sich vor allem angelegen sein, die botanischen Sammlungen der Universität zu vervollständigen, den botanischen Garten nach modernen Prinzipien umzugestalten und überhaupt das botanische Institut zu einer mustergültigen Anstalt nach jeder Richtung hin auszubauen. Das Hauptwerk, das er hier in Angriff nahm und zu dem er seine zahlreichen, begeistert zu ihm aufschauenden Schüler heranzog, ist die heute noch nicht beendete Flora exsiccata Austro-Hungarica, ein großes, den höchsten Grad der Vollständigkeit anstrebendes Musterherbarium, in dem alle kritischen Pflanzenformen vertreten sein sollen. Gleichzeitig arbeitete er ein großes pflanzenphysiologisches Werk, „Das Pflanzenleben", aus, das, ähnlich wie Brehms „Thierleben", für weitere Kreise geschrieben ist, aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht, durch die genaue Verarbeitung aller neueren Forschungsresultate, als eines der grundlegenden Werke der neueren Zeit auf dem Gebiete der Botanik bezeichnet werden muß. — Reiche Ehren häuften sich im Laufe der Jahre auf das Haupt des Gelehrten, der ebenso bedeutend wie als Forscher auch als Lehrer war und sich eine große Schule jüngerer Gelehrter heranzog.

* **Florenz.** Wie sich die Leser der Allg. Ztg. erinnern werden, wurde bei dem jüngsten Aufruhr in Foggia (Apulien) das dortige städtische Archiv durch Feuer zerstört. Jetzt hören wir, daß dabei auch das für die Geschichte des Mittelalters und der Hohenstaufen hochbedeutsame berühmte „Goldene Buch" ein Raub der Flammen geworden. Es enthielt eine große Anzahl von Urkunden und Handschriften, insbesondere von Roger dem Normannen, vom Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, von den Herrschern aus den Häusern von Aragon und Aragonien; sie sind jetzt für immer verloren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Barmeng: Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes. Berlin, Barsdorf u. Reinmarus 1898. — O. Steinecke: Georg Müller, Prediger zu Bristol. Ein Abriß seines Lebens und eine Auswahl seiner Reden. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grasse) 1898. — *Giovanni Strüver:* Resoconto morale e finanziario per il suo XXV anno d'insegnamento. Padova 1898. — Karl Hillel: Die Versöhnung des Judenthums mit dem Christenthum. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1898. — Dr. Hans Barth: Türke, wehre dich! 2. Aufl. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt u. Wilisch) 1898. — Michl Blümelhuber: Sri! — Freier Gedanke u. s. w. Gedichte. Linz, E. Mareis. — Prof. Herm. Schell als Reformator der katholischen Kirche. Leipzig, J. G. Findel 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 25. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Ball in München.

Uebersicht.

Zur Erinnerung an Heinrich v. Treitschke. Von Karl Theodor Heigel. — Die Verarmung des indischen Volkes. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Erinnerung an Heinrich v. Treitschke.[1])

Von Karl Theodor Heigel.

Weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund über! Es ist Heinrich v. Treitschke, über den ich heute vor meinen verehrten Kollegen und lieben Kommilitonen ein Wort sagen möchte. Nur ein Wort der Erinnerung, denn wer wollte, wer könnte den Lebensgang dieses Mannes und sein Werk in einer Spanne Zeit, wie sie mir zugemessen ist, erschöpfend darstellen! Er ist nicht nur eine Größe in der Geschichte seiner Wissenschaft, sondern in der Geschichte Deutschlands. Wie der Dichter einst dem kaiserlichen Feldherrn zurief: In deinem Lager ist Oesterreich! kann man vom Verfasser der Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert sagen: In seiner Brust schlägt das Herz des wieder erstarkten deutschen Volkes! Er war eine Erscheinung und ein Ereigniß.

Als die Nachricht von seinem Tode Freund und Feind erschütterte, wurden die Verdienste des Gelehrten wie des Patrioten in zahlreichen Denkschriften gewürdigt. Doch auch dieser mein später Nachruf wird nicht verspätet, geschweige denn der letzte sein.

Es drängt mich, von dem Dahingeschiedenen an dieser Stelle zu sprechen, nicht nur, weil es mir vergönnt gewesen, ihm in seinen letzten Lebensjahren näher zu treten, nicht nur, weil mir sein Werk als die glänzendste Leistung deutscher Geschichtschreibung gilt, in der — um ein Wort Treitschke's auf ihn selbst anzuwenden — „die beiden höchsten Aufgaben des Geschichtschreibers, die künstlerische und die wissenschaftliche, in Eins zusammenfallen“ —, ich halte die Betrachtung dieser Persönlichkeit auch in erziehlichem Sinne für besonders ersprießlich. Meine lieben Kommilitonen! Treitschke's Leben war Mühe und Arbeit, Kampf und Prüfung, und doch ein harmonisches, fruchtbares, schönes Leben. Von siegreichen Streitern sprechen hören, bestärkt uns in der Lebensfreude, und diese, meine jungen Freunde, ist und bleibt das Höchste der irdischen Güter.

Und eins noch. Ich bin Bayer, d. h. treu ergeben dem Wittelsbachischen Fürstenhause. Ich konnte mich also mit dem politischen Glaubensbekenntniß Treitschke's nie befreunden. Treitschke wollte den deutschen Einheitsstaat. In seinen letzten Lebensjahren war er in seinen Forderungen nicht mehr so schroff, doch früher galt ihm die Schöpfung des Einheitsstaates als das Wünschenswertheste und Nothwendige. In einem Briefe an Gutschmied vom 16. November 1864 erklärt er es für eine Schande, daß von den vielen Tausenden Deutschen, die der gleichen Anschauung huldigten, keiner den Muth habe, sich laut und offen dafür zu erklären. „Da ich außer meinem Vater keinen Menschen kenne, vor dem ich mich zu genieren brauchte, so habe ich für meine Pflicht gehalten, über diesen Kardinalpunkt frei von der Leber weg zu reden!“ Er gedenkt eines Bildes von Camphausen, das in seinem Arbeitszimmer hängt und die Schlacht von Hohenfriedberg darstellt. Im Vordergrund des Gemäldes ist ein sächsischer Grenadier-Oberst als Gefangener, sind erbeutete Pauken mit dem kursächsischen Wappen zu sehen. „O Freund!“ ruft Treitschke aus, „wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren!“

Jeder Bayer wird mit mir empfinden, mit mir sagen: Ein solches Hohenfriedberg — niemals!! Und wir haben mit unsrer Auffassung deutscher Politik den treuen Eckart Preußens, den Baumeister des Deutschen Reichs, Fürst Otto Bismarck, auf unsrer Seite.

Doch wir haben auch im politischen Gegner die ehrliche Ueberzeugung zu achten, und wer möchte diese Treitschke absprechen?

Ich breche davon ab, denn für politische Erörterungen ist hier nicht der Platz; nur von der wissenschaftlichen Arbeit Treitschke's soll die Rede sein, und dafür hat ihm jeder Deutsche höchsten Dank zu zollen.

Nicht nur der deutsche Gelehrte, der Deutsche überhaupt verlangt auch für den Genius registermäßige Einordnung. Ein scheinbar pedantischer Zug, der vom Ausländer verspottet wird, der aber mit der heilsamen germanischen Ordnungsliebe zusammenhängt.

In methodologischem Sinne war Heinrich v. Treitschke kein Bahnbrecher. Er selbst zählte sich unumwunden zu den Forschern, die im Geiste Ranke's fortwirkten, d. h. er gehört der historisch-politischen Schule an.

„Historisch-politische Schule und kulturgeschichtliche Forschung streiten, wenn nicht um die Alleinherrschaft, so doch um gegenseitige Abgrenzung. Als Erkennungszeichen aber hat sich in diesem Kampfe anfangs das Feldgeschrei: Hie Staatengeschichte, hie Kulturgeschichte erhoben. Es bedeutete die klare Erkenntniß der auf dem Gebiete der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung historisch gegebenen Gegensätze.“ So Karl Lamprecht. Sind es aber wirklich unversöhnliche Gegensätze? So gewiß der Staat ein Unterbegriff der Kultur ist, so gewiß ist er von allen weltlichen Dingen dasjenige, er allein dasjenige, auf das niemals das *οὐδὲν πρᾶγμα* angewendet werden kann.

Am Ende ist die Wirkung einer That, eines Ereignisses das Entscheidende. Wenn wir Entschluß, That und Folge betrachten, was kann sich an Größe und Bedeutung mit dem Waffengang eines Volkes messen? Der Krieg soll freilich nach moderner Anschauung nur kulturfeindlich sein. Allein vom Irredentisten Macchiavelli bis zum Arbeiterapostel Lassalle erhofften alle scharfsinnigen Köpfe die Erfüllung ihrer Wünsche, den Sieg ihrer Ideen von den Waffen. „E quelle arml sono pietose!“

[1]) Rede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 25. Juni 1898.

Buckle hat gesagt, man thäte besser daran, die Lebensgeschichte des tüchtigsten Londoner Hutfabrikanten zu studiren, als die Geschichte eines Karls XII. oder Napoleons I., die nur durch Massenmord und Menschenvertilgung einen düsteren Ruf erworben hätten. Seitdem schwören alle Hutmacher auf Buckle. Viele Jahre früher schrieb Balzac in der Vorrede zu „La comédie humaine“: „Wenn man die trockenen und widerlichen Register liest, welche die Geschichte genannt werden, bemerkt man, daß die Schriftsteller in allen Ländern und zu allen Zeiten es vergessen haben, uns die Geschichte der Sitten zu liefern.“ Das harte Urtheil des Romanciers läßt sich aus seiner Unkenntniß der Geschichtsliteratur erklären. Indeß, er kannte doch Voltaire. Auch der schon zog Religion und Sitte, Wissenschaft und Finanzen in den Kreis der historischen Betrachtung. Sein Schüler, Friedrich der Große, folgte diesem Beispiel. Und haben nicht auch die bedeutendsten Historiker unsres Jahrhunderts die Entwicklung der Kultur, d. h. Fortschritt oder Niedergang der Gesittung immer berücksichtigt? In Macaulay's Geschichte der englischen Revolution kommt auch das Wohl und Weh, das Dichten und Trachten des Londoner Hutmachers zur Sprache. Und auch in diesem Punkte steht Treitschke hinter Macaulay nicht zurück. Wie anschaulich tritt z. B. im Aufsatz über „Die Republik der vereinigten Niederlande“ das gesammte niederländische Volksleben vor unsre Augen! Auch in seiner Deutschen Geschichte hat Treitschke unsrer Kultur ein Denkmal errichtet. Die Verwaltung ist ihm ebenso wichtig, wie die Verfassung. Er sieht in jeder Thätigkeit eine symptomatische Aeußerung des Nationallebens. Nicht nur die Fürsten, die Feldherren und Staatsmänner, Gelehrten und Künstler werden Fleisch und Blut, das ganze Volk lebt vor uns auf! Wenn ein empfänglicher Mensch Thiers' Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs liest, wird er Napoleon, seine Generale und Soldaten bewundern; ein Mann mit aufrichtiger Seele wird nach der Lektüre Treitschke's das deutsche Volk lieben!

Schließlich ist es nur eine Doktorfrage, zu welcher Schule Treitschke gehört hat; jedenfalls ist er ein Meister und hat die Nation zu seinen Füßen.

Wie lebendig steht er vor meinen Augen! Reckenhaft, ungeschlacht an Gestalt, mit schon ergrautem, aber noch vollem, widerborstigem Haar. Ein energisches Gesicht mit ruhig leuchtenden Augen. Eine tiefe, klangvolle Stimme, die auch, wenn sie donnerte, nicht theatralisch wirkte, denn kein falscher Pathos war in diesem Manne. Von seiner Rede wurde man sofort gefesselt, obwohl sie ihm nicht leicht von den Lippen floß. Wenn er, sonst schwerfällig im Gang und lässig in der Haltung, sich straff emporrichtete und mit wachsender Leidenschaftlichkeit mahnende, warnende Worte sprach, war man erschüttert. Er zwang die Herzen aller Hörer, weil „es ihm aus der Seele drang!“

Im Umgang war er bei allem Selbstbewußtsein und aller Würde eine liebenswürdige Persönlichkeit. Bei wissenschaftlichen Erörterungen und politischem Gespräch ganz bei der Sache, ernst, von unerschrockenem Freimuth, beim Becher nach alter Germanenart heiter und mittheilsam, treu in der Zuneigung, unbestechlich im Haß.

So war Treitschke bei außerordentlichen Geistesgaben eine schlichte Natur. Ein ganzer Mann, verabscheute er ebenso die Rührseligkeit ungehärteter Herzen wie jene Rohheit des Gemüths, die mit Unrecht als „Gelassenheit der Welterfahrenheit“ bewundert wird.

„Deutsch in jeder Faser,“ war schon des Knaben Wahlspruch. Sogar auf den Staatsmann, den Treitschke in seinen Mannesjahren in Wort und Schrift als undeutschen Politiker grimmig geißelte, sogar auf Beust machte es tiefen Eindruck, als 1851 — in den Denkwürdigkeiten Beusts wird irrigerweise das Jahr 1849 genannt — bei einem Festakt der Kreuzschule in Dresden der Primaner Treitschke eine begeisterte Rede auf die deutsche Einheit hielt. Im Jahre 1851, als die vielmißbrauchten und doch so schönen Worte „Einheit und Freiheit“ fast unvermeidlich Strafe und Verfolgung nach sich zogen!

Unter den widrigsten Verhältnissen wuchs bei dem jungen Treitschke der Glaube an Preußens deutschen Beruf, die Feuerliebe zum deutschen Vaterlande auf. Der Vater, ein kenntnißreicher, allgemein geschätzter Offizier, fühlte sich von ganzem Herzen als Sachse; ihm galt als unumstößlicher, unantastbarer Glaubenssatz, daß nur das Haus Habsburg zur Führung Deutschlands Beruf und Macht habe. Der schroffe Gegensatz in den politischen Ansichten mußte Vater und Sohn einander entfremden. Tragisch wurde der Familienzwist im Jahre des deutschen Bruderkrieges. Der Sohn glaubt im Kriegslärm das Mordio! des 30jährigen Krieges zu hören und hofft auf eine Vergeltung des Tages von Magdeburg; der Vater sagt sich schmerzbewegt, doch entschieden in einer öffentlichen Erklärung von dem Abtrünnigen los.

Wenn nicht einmal der Zorn und der Schmerz des verehrten Vaters den jungen Gelehrten in seiner Ueberzeugung zu beugen vermochten, konnte die Rücksicht auf äußeren Vortheil ihn noch weniger dazu bewegen. Als sich gegen seine Erwartung Baden den Gegnern Preußens anschloß, gab er die soeben erst übernommene Professur in Freiburg wieder auf. Unbedenklich verzichtete er auf ehrenvolles Amt und sicheres Brod, obwohl ihm beides gerade damals werthvoll erscheinen mußte. „Was mir diese Wochen besonders hart machte,“ schrieb er am 4. Juli 1866 an Gustav Freytag, „und jeden radikalen Entschluß sehr erschwerte, will ich Ihnen, aber auch nur Ihnen gestehen. Am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt.“

Von Treitschke's Jugendarbeiten kennzeichnet seine Leipziger Habilitationsschrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ am besten den Sturm und Drang des eifrigen Politikers. Der Staat ist ihm die einzige ethische Gesellschaft. Einzig das Gewissen seiner Bürger muß dem Staate unverletzlich sein, das formale Recht dagegen darf er, wenn er es will und braucht, brechen, denn seine sittliche Aufgabe steht höher als das Recht. Nur darin, daß Treitschke die moralische Freiheit des Individuums anerkennt, entfernt er sich vom starren Staatsbegriff der Antike.

Roscher hat die Schrift ungünstig beurtheilt; er vermißte darin nach Form wie Inhalt die Klarheit. Ein hartes, doch nicht ungerechtes Urtheil. Indem Paul Vaillen die Studie über die Gesellschaftswissenschaft das Hohelied vom Staat und seinem sittlichen Berufe nennt, drückt er treffend das Für und Wider, Lob und Einschränkung aus. Die Abhandlung ist ein Hymnus — nur zu sehr Hymnus. Man kann bei vollem Zielbewußtsein doch über das Ziel hinausschießen. Die patriotische Absicht verlockte den jungen Gelehrten zu allzu blühender Rhetorik.

Seine ungewöhnliche Sprachbeherrschung verwechselte Treitschke in jenen seinen Anfängen mit dichterischer Kraft. Er gab zwei Bändchen Gedichte heraus, die größtentheils vaterländische Stoffe behandeln, von tadelloser Form — und die doch keine Gedichte sind. Dagegen kamen die schöpferische Einbildungskraft und der hohe Flug des „Max Piccolomini“, wie Gustav Freytag in der Leipziger Abschiedsrede den jungen Freund und Gesinnungsgenossen nannte, dem Historiker trefflich zu statten. In allen Arbeiten Treitschke's offenbart sich der Schwung einer großen Seele und gibt ihnen ihr Gepräge. Gleichwohl sind sie ebenso klar in den Gedanken wie im Ausdruck. Er schreibt immer lebendig und, wenn es ihm nöthig scheint, malerisch; doch ist er

niemals auf Kosten der Wahrheit dramatisch und anschaulich. Er will seinen Leser fesseln, nicht blenden.

Insgemein schreibt man, um gelesen zu werden, allein es fehlte nicht an Zunftgelehrten, die es Treitschke nicht verzeihen konnten, daß er vor dem Publikum Achtung zeigte, daß er sich auch von künstlerischen Rücksichten leiten ließ. Er gab sich selbst darüber keiner Täuschung hin. „Mit den rechten Zunftgelehrten," schreibt er 1865 an Freytag, „werde ich niemals auf guten Fuß gelangen." Seinem Lehrer Dahlmann war er für die empfangenen Anregungen innig dankbar; mit Ranke, Sybel und anderen Autoritäten verband ihn aufrichtige, wechselseitige Hochachtung, doch, wie gesagt, nicht wenige Gelehrte wurden durch den glänzenden Stil, wohl auch durch Treitschke's Geringschätzung der seminaristischen Schulung verstimmt. Es erinnert mich an ein Scherzwort Karl Hillebrands. Wenn heute ein Thukydides vors Publikum träte, meint er, würde zweifellos ein Privatdozent aus Göttingen oder Leipzig dem unglücklichen Historiker, der nicht aus Waitzschem Seminar hervorgegangen, in irgend einem literarischen Zentralblatt seinen Mangel an Methode alsbald gründlich auseinandersetzen. . . . Treitschke seinerseits machte sich über die Historiker lustig, die nur, was mit Paläographie oder mit einer anderen Hülfswissenschaft verbunden ist, als „eigentliche" Wissenschaft, dagegen die Krone der Geschichtswissenschaft, die Darstellung, einzig als angenehme Unterhaltung gelten lassen. Er spottete und lachte — und doch wird er es als schmerzliche Beleidigung empfunden haben, daß ihm die Berliner Akademie fast bis an sein Lebensende verschlossen blieb, und zwar mit der Begründung, daß er nur ein „geistreicher Publizist" sei!

Nur ein geistreicher Publizist! Daß in den zahlreichen Abhandlungen über eine Fülle von Fragen der Gesellschaftswissenschaft und der Geschichte, die 30 Jahre lang aus Treitschke's Feder in den Preußischen Jahrbüchern und in den Grenzboten erschienen, ernsteste und verdienstvollste Denkarbeit enthalten sei, konnte schließlich Niemand mehr leugnen. Doch Schlagwörter, wahr oder falsch, haben zähes Leben, wie die Sprichwörter, die ja größtentheils auch nur halbe Wahrheiten enthalten. Auch als Treitschke die Nation mit einem standard work beschenkte, dem nichts ebendürtiges an die Seite gestellt werden kann, wurde da und dort fortgefahren zu rufen: „Ein Politiker, kein Historiker!"

Die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" wurde während der Abfassung etwas ganz anderes, als es der Arbeiter beabsichtigt hatte. 1860 griff der 26jährige einen Stoff auf, den schon sein Lehrer Dahlmann ins Auge gefaßt hatte. In den Aphorismen Dahlmanns heißt es: „Wie wär's? Ein Buch vom deutschen Hader und deutscher Eintracht?" Dahlmann wollte die Reformationszeit als Ausgangspunkt nehmen. Treitschke zog Beschränkung auf die Zeit des Deutschen Bundes vor. Es war ihm in erster Reihe, um eine politische Arbeit mit bestimmter Tendenz zu thun. Er wollte, wie er am 21. April 1861 an Aegidi schrieb, „den Stumpfen und Gedankenlosen handgreiflich zeigen, in welch erbärmlicher Kleinlichkeit, welcher sündhaften Vergeudung köstlichster Kräfte dies große Volk dahinlebt!" „Wäre es mir um wissenschaftlichen Ruhm zu thun," schrieb er an Frantzius, „wahrlich, ich wählte ein anziehenderes, bereits klarer durchforschtes Thema, aber ich weiß, kaum ein anderes historisches Werk ist für die Aufklärung des großen Publikums nothwendiger."

In München, wohin ihn die reichen Schätze der Staatsbibliothek lockten, wurden die ersten Vorstudien gemacht. Im Frühjahr 1861 bezog er eine Stube in der Barerstraße, von wo aus er „meilenweit die Isarmoose überblicken" konnte. Begreiflicherweise reizte ihn die süddeutsche Selbstgenügsamkeit zu hellem Zorn. Uebrigens klangen seine Vorwürfe genau so wie das Lamento, das man unsrerseits gegen die Norddeutschen anstimmte. In seinen Augen waren die Schwaben „die Dünkelhaften, die sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen halten und den Norden für ein halbbarbarisches Land." Er vermißte im Süden den Staatsgedanken, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Erst wenn darin Wandel geschaffen sei, würden diese häßlichen Züge der Süddeutschen verschwinden. „Es sind trotzalledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen!" Auch am bayerischen Schlag fand er immer mehr gute Seiten. „Ich fühle mich unter den verschrieenen Altbayern ganz heimisch." . . . . Eine Fahrt in die nahen Berge versetzt ihn in Entzücken. Ein Besuch des Münchener Friedhofes am Allerseelentage dünkt ihm „das Schönste und Herrlichste, was von katholischen Bräuchen zu sehen".

Nachdem in München die Literatur durchgearbeitet war, wurde das Karlsruher Archiv ausgebeutet. Den reichsten Stoff bot das Berliner Staatsarchiv, dessen unbeschränkte Benutzung dem Forscher durch einen eigenhändigen Brief Bismarcks gestattet wurde.

Das Sammeln und Sichten des historischen Materials und seine Verarbeitung ist Kopfarbeit, aber ebenso mühselige, mannichfaltige und langwierige Arbeit, wie die „Förderung", „Aufbereitung" und das „Zugutemachen" der Erze.

Die Frucht dieser Arbeit wurde nun ein ganz Anderes, als beabsichtigt gewesen war, wurde ein Jedermann verständliches, aber streng wissenschaftliches Werk, auf ernstestem Quellenstudium beruhend. Wissenschaftlichkeit schließt warmen Herzschlag nicht aus. Allerdings die Objektivität, womit ein Ranke die Weltentwicklung verfolgt, und das gleichmäßige, ich möchte sagen, ästhetische Behagen, mit dem Ranke jedes Volk und jedes Jahrhundert betrachtet, fehlen Treitschke gänzlich. Wie Tacitus seine Schrift über Germanien mit ausgeprägter Absicht auf seine Römer verfaßte, schrieb Treitschke seine Deutsche Geschichte mit einer sehr bestimmten Tendenz für seine Deutschen. Er ist nicht Kosmopolit, sondern Deutscher. „Es ist," sagt Hermann Grimm, „als klänge aus seiner Erzählung der deutsche Marsch heraus, nach dem das deutsche Volk marschirt." Alles, was ihm undeutsch erscheint, bekämpft er ohne Nachsicht. Er ist eine aus höheren Rücksichten rücksichtslose Natur. Wer Vaterlandsliebe und deutsches Pflichtgefühl vermissen läßt, wird mit Peitschenhieben verfolgt; dagegen hat, wer zur Förderung der deutschen Macht und Einigkeit sein Scherflein beigetragen hat, auf liebevolles Verständniß zu zählen. Erst durch Treitschke's gewissenhafte Durchforschung eines ungeheuren Aktenmaterials erhalten wir genauere Kenntniß von den vielen selbstthätigen, ihrer patriotischen Pflicht bewußten Beamten, die nicht, wie die Helden der Befreiungskämpfe, im Liede leben.

Insbesondere die Erzählung vom Werden und Wachsen des Zollvereins ist ein Meisterstück. Immer dem deutschen Volke, keiner Partei zu Ehren schreibt er. Zeigen will er, „wie Deutschlands Einheit gewiß nicht durch den Liberalismus, doch ebenso gewiß nicht ohne ihn möglich wurde, wie bald die Kronen, bald die Opposition das nationale Leben gehemmt oder gefördert haben". Die Darstellung von Friedrich Wilhelms IV. Glück und Ende im fünften, leider letzten Bande wirkt bei aller Verstandesschärfe, bei aller Herbheit des Urtheils erschütternd. Wie Treitschke die Zeit der neuen Aussaat und köstlichen Ernten geschildert haben würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, läßt seine Jubiläumsrede auf den König und Kaiser Wilhelm I. ahnen.

Von Band zu Band steigerte sich die Theilnahme für das große Werk. Daß es ein Triumph historischer Kunst sei, fühlte Jeder, erkannte Jeder an. Niemals die Genialität

des Verfassers, wohl aber seine Urtheile wurden bemängelt. Und es ist wahr. In der Ueberzeugung, das Beste des großen Ganzen zu wollen, im leidenschaftlichen Drang, ohne Furcht und ohne Rückhalt seine Meinung zu sagen, hat Treitschke nicht nur fromme Legenden zerstört, sondern auch manchem braven Mann, namentlich im deutschen Süden, ans Herz gegriffen. Ihm selbst entging nicht, daß sein Urtheil durch seine leidenschaftliche Gemüthsart allzu sehr beeinflußt werde. „Mein Blut ist leider zu heiß für einen Historiker," schrieb er 1882 an Sybel, „aber wie die Darstellung im zweiten Bande schon ruhiger ist als im ersten, so denke ich auch fernerhin an mir selbst zu arbeiten, fleißig im Thukydides zu lesen und allmählich mehr in den historischen Stil hineinzukommen."

Auch einer der wärmsten Bewunderer und feinsinnigsten Kritiker Treitschke's, Paul Bailleu, gibt die Ungerechtigkeit mancher Urtheile zu. Jedenfalls ging aber Heinrich Baumgarten im Tadel viel zu weit. Er findet nur schiefe Urtheile und unwahre Darstellung; höchstens als „Wahrheit und Dichtung" verdiene die Deutsche Geschichte gelesen zu werden.

Solch ein Verdammungsurtheil über die Arbeit eines Lebens hätte vom Richter weit besser begründet werden müssen. Daß dem Verfasser eines Riesenwerkes da und dort ein sachlicher Irrthum nachgewiesen wird, kann nicht allzu schwer zu seinen Ungunsten ins Gewicht fallen. Bei Beurtheilung der Urtheile aber sind Vorsicht und Mäßigung ganz besonders geboten. Alle geschichtlichen Urkunden sind von Menschen verfaßt und werden von Menschen ausgelegt. Wenn zwei Gelehrte, die aus einer Quelle schöpfen, zu verschiedenen Erkenntnissen gelangen, muß nicht nothwendig der eine ein Fälscher sein. Ueber manche Behauptung Baumgartens läßt sich auch wieder streiten, andere sind schon von Treitschke selbst in einer ernsten und würdigen Entgegnung widerlegt worden. „Den Gegensatz der deutschen Politik Oesterreichs und Preußens scharf zu beleuchten," sagt er, „erscheint mir nicht nur als eine wissenschaftliche Pflicht der historischen Gerechtigkeit, sondern auch als eine politische Pflicht gegen die Nation." Ein Historiker, der sich die Aufgabe gestellt habe, die Geschichtsphantasien der liberalisirenden Gervinus'schen Schule zu zerstören, müsse auf leidenschaftliche Bekämpfung gefaßt sein; es erheische mehr Muth, liberale Dogmen zu bekämpfen, als der preußischen Regierung alle früheren Mißerfolge der deutschen Entwicklung aufzubürden.

Mochte er auch die Angriffe erwartet haben, schmerzlich fühlte er sie doch. „Die Frage mag Ihnen sonderbar erscheinen," schrieb er am 24. Januar 1883 an mich, „aber Sie werden sie dem schmerzlich bewegten älteren Kollegen zugute halten. Glauben auch Sie, daß ich mich in der Darstellung der bayerischen Verhältnisse in meinem zweiten Bande einer ungerechten Beurtheilung schuldig gemacht habe? Ja oder Nein?"

So schroff gestellt, läßt sich die Frage weder mit Ja noch Nein beantworten. Ich erwiderte ihm also, daß ich seiner Auffassung und Darstellung nicht in allem beipflichte, ohne deßhalb an seinem besten Willen, wahr und gerecht zu sein, zu zweifeln. Zwischen Nord- und Süddeutschen, meinte ich, würde in manchen Punkten eine Einigung überhaupt unmöglich sein. Darauf erwiderte Treitschke (2. Febr. 1883): „Die Meinungsverschiedenheit zwischen uns, deren Sie in Ihrem Brief gedenken, ist doch nicht so sehr groß. Ich bin ja nur politisch ein Preuße; menschlich fühle ich mich in Süd- und Mitteldeutschland heimischer, als im Norden; fast alle meine liebsten Erinnerungen haften an Oberdeutschland; meine Frau ist vom Bodensee und meine in der Pfalz geborenen Tochter gelten hier als Süddeutsche. Ich hoffe, Sie werden nicht zu denen gehören, die sich durch Baumgartens Gehässigkeit ihr Urtheil trüben lassen. Nach meiner Meinung besteht die historische Objektivität darin, daß man das Große groß, das Kleine klein behandelt. Es war meine Pflicht, zu zeigen, daß der alte preußische Absolutismus noch nach 1815 Großes und Gutes geschaffen hat und das süddeutsche konstitutionelle Leben erst schwere Lehrjahre durchmachen mußte, bevor es sich abklärte. Wenn diese unbestreitbaren Thatsachen der heutigen liberalen Fraktionspolitik unbequem sind, so darf ich sie doch darum nicht verschweigen oder verhüllen. Wie Sie auch darüber denken mögen, norddeutsche Vorurtheile werden Sie in meinem Buch hoffentlich nicht finden. In meinen Augen war umgekehrt gerade Baumgarten immer die Verkörperung des häßlichsten Fehlers der Norddeutschen, der galligen Krittelei, und es umthet mich fast spaßhaft an, daß er sich zum Anwalt der Süddeutschen aufwirft, während ich aus dem Süden beharrlich zustimmende Berichte erhalte."

Ein kritikloser Lobgesang ist von mir nicht beabsichtigt. Ich lege den Finger auf die wunde Stelle. Auch jene Briefe Treitschke's haben mir nur aufs neue die Gerechtigkeitsliebe des großen Historikers in hellstem Licht gezeigt, haben mich aber nicht von der Gerechtigkeit aller Urtheile überzeugt. Sehr viele Oesterreicher und andere Süddeutsche werden Treitschke verschiedene schroffe, einseitige Aussprüche niemals verzeihen. Ich zwar stimme Bruno Gebhardt bei, Treitschke schreibe so schön, so herrlich, daß man auch seine Ausfälle nicht mit Widerwillen, sondern mit Humor lese. Leider jedoch ist sehr vielen Menschen der Humor versagt.

Und so beweise uns denn gerade das schönste Buch über die Deutschen aufs neue das alte deutsche Leid, daß wir zwar heute ein Bundesstaat sind, aber kein Freundesbund! Doch wenn ich den Haß sehe, den das ganze Ausland dem jungen Reich so herzlich entgegenbringt, wenn ich der lauten Drohungen der Nachbarn und der heimlichen Lockungen der Vaterlandslosen gedenke, an die Wetter denke, die uns die bewölkte Zukunft birgt, so wird mir klar, daß die strengen Mahnworte Treitschke's für uns Deutsche nur allzusehr vonnöthen waren, so durchdringt mich aber auch der feste Glaube, daß ein Heinrich v. Treitschke nicht umsonst gelebt hat, und die zuversichtliche Hoffnung, daß wir, vielleicht erst durch neue Kämpfe und Gefahren geläutert, ein Volk von Brüdern sein werden.

Ihn aber, den ungestümen, zuweilen ungerechten Freund entschuldigt manches. Abgesehen davon, daß in den späteren Bänden viel ruhiger über Wien und München geurtheilt wird, darf eins nicht vergessen werden. Als ich mir in dem erwähnten Briefe erlaubte, ihm vorzuhalten, daß er bei seiner Deutschen Geschichte fast ausschließlich das preußische Staatsarchiv, d. i. die Berichte der preußischen Gesandten benutze, was nothwendigerweise eine einseitige Beurtheilung außerpreußischer Verhältnisse zur Folge haben müsse, erwiderte Treitschke, auch er könne nur lebhaft bedauern, daß ihm in München und Wien, Dresden und Stuttgart die Einsicht in die Kabinetspapiere verweigert worden sei. Mindestens die süddeutschen Regierungen also müssen Treitschke „mildernde Umstände" zugestehen.

Eine gewisse Schroffheit und Einseitigkeit läßt sich auch aus einem unseligen, seit seiner Jugendzeit auf ihm lastenden Mißgeschick erklären: er war taub. Von einer Masernkrankheit war dem kräftigen Knaben ein Gehörleiden zurückgeblieben. Es blieb unheilbar. Der Genuß lebendiger Wechselrede war dem jungen Mann verkümmert, dem Alternden gänzlich versagt. Mitten im „wildbewegten Schauspiel des Lebens" blieb er ein Einsamer. Freilich, ein Trost und kein geringer war es, daß er seine Lehrthätigkeit nicht aufzugeben brauchte, ja, der Ruf an die erste Hochschule Deutschlands eröffnete dafür das günstigste Feld.

Welch ein Lehrer! Durch seine hinreißende Beredsamkeit in den Vorlesungen über Politik und Deutsche Geschichte hat ee viele tausend Jünglinge fürs Vaterland begeistert und jenen Spöttern, die mit dem Auge Zarathustra's verächtlich auf den „wartburghaften Couleurpatriotismus" herabblicken, tapfer abgerungen. Auch sein Lieblingswunsch, ins Parlament gewählt zu werden, ging in Erfüllung, indeß war ihm im Reichstag nicht nur sein köeperliches Gebrechen hinderlich, sondern auch sein idealer Schwung. Unbeugsamkeit läßt man am Parlamentarier nur als Tugend, nicht als wünschenswerthen Vorzug gelten. Wie schmerzlich mußte den begeisterten Patrioten die düstere Wandlung der sozialen Zustände im Vaterland berühren! Auch an den Gesinnungsgenossen verdroß ihn die Gleichgültigkeit gegen gemeinsame Pflichten, die Jagd nach dem Mammon. Grollend wandte er Utilitariern und Utopisten den Rücken und vertiefte sich um so eifriger in sein wissenschaftliches Unternehmen. Doch ach, trotz unermüdlichem Fleiß war das Werk, das er einst in 3 Jahren fertigzustellen gehofft hatte, nach 30jähriger Arbeit noch Stückwerk!

Leidee sollten noch dunklere Wolken den Lebensabend des großen Mannes verdüstern. Schwere Schicksalsschläge in der Familie trafen ihn. Sein einziger, vielversprechender Sohn staeb eines jähen Todes; die treue Gattin verfiel hoffnungslos einer Gemüthskrankheit. Noch konnte sich der Tiefgebeugte an die Arbeit klammern —, da raubte ihm ein schweres Augenleiden auch diesen Trost. Er mußte sein großes Lebenswerk unvollendet, das „andere" Werk, von dem er mit Vorliebe sprach und in dem er die ganze Erfahrung seines Lebens niedeelegen wollte, das Buch „über Politik", ungeschrieben lassen. —

Was er uns aber gegeben, das liteearische Vermächtniß Heinrich v. Treitschke's an die deutsche Nation ist nichtsdestoweniger ein unerschöpflicher Schatz. Getrost darf ich Sie, meine jungen Freunde, zum Studium dieser Werke ermuntern. Zumal wir Süddeutsche können aus der Deutschen Geschichte vor allem die Lehre ziehen, daß im bürgerlichen wie im Staatenleben die energischen Naturen immer die siegreichen sind! Willensstark und rastlos thätig sein und doch der Begeisterung fähig bleiben —, das sei unsre Lebensweisheit! Heinrich v. Treitschke gab die Beispiele und wae selbst ein Beispiel. Möge die Saat auf fruchtbaren Boden fallen! Mögen aus ihr entsprießen, was unsern Tagen nicht wenigee noththut, als dee Zeit dee jungen Arndt und Görres: Deutsche Männer!

Die Verarmung des indischen Volkes.[1])

Wie kommt es, daß in dem fruchtbaren Indien nach jedem Mißerntejahr der Hungee Tausende und Abertausende von Eingeborenen dahinrafft? Das ist eine schwerwiegende Frage für die englische Regierung, eine Frage, deren Lösung sie seit langem beschäftigt. Gelingt es ihr nicht, Mittel und Wege zu finden, das reiche Indien vor der Verarmung seines Volkes zu schützen, so wird der Ruhm ihrer Weisheit sich erheblich schmälern.

Wahrlich, es war für sie ein bitterer Wermuthstropfen in dem Freudenbechee des verflossenen Jubeljahres, daß gerade in jener Festzeit der grause Würger das Land verheerte, dem der englische Handel wohl den größten Theil feinee Blüthe und seines Ansehens verdankt. Indien sollte laut jauchzen über die Wohlthaten und Segnungen der Regierungszeit der Königin Victoria. Doch statt einzustimmen in die Lobpreisungen der übrigen Völker des großen Reiches, trauerte und klagte es in der Todesangst dee Verzweiflung.

Wie oft hat die englisch-indische Regierung nun schon seit dee Thronbesteigung dee Monarchin den Schrecknissen einer Hungersnoth ohnmächtig gegenübergestanden. Die Jahre 1837, 57, 60, 66, 77 und 97 haben ihr, theils in größeren, theils in kleineren Bezirken, die Erfahrung gebracht, daß ihre Hülfsmittel zur Erstickung des einmal ausgebrochenen Uebels wie Wassertropfen auf einem heißen Stein verdampfen. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1874, gelang es ihr, dank den von Lord Dalhousin getroffenen Vorsichtsmaßregeln, eine Behae bedrohende Hungersnoth im Keime zu unterdrücken.

Von den Verheerungen einer solchen machen wir uns in Deutschland keinen Begriff. Wir müssen uns im Geiste zurückversetzen in die Zeit nach dem 30jährigen Krieg. Unsre jüngere Geschichte hat gottlob in ihrem ganzen Umfang kein Bild aufzuweisen, das uns auch nur annähernd das Unglück vergegenwärtigte, das Indien in solchen Jahren des Mangels immer aufs neue heimsucht. Es ist unglaublich und dennoch wahr, daß in der Regierungszeit der Königin Victoria mindestens 10 Millionen Menschen gestorben sind, weil sie nichts, gar nichts zu essen hatten.

Und bedenken wie weiter, daß diese 10 Millionen seit 40 Jahren mitten im tiefsten Frieden ununterbrochen ihre Arbeit thun konnten, daß sie fleißig und beispiellos genügsam waren und in einem Land lebten, das seinen Bebauern hin und wieder in Zeiten der Dürre den Ertrag ihrer Aussaat versagt, im übrigen aber ausnehmend fruchtbar ist, so müssen wir sagen: „das ist kein normaler Stand dee Dinge!"

Fleiß, Genügsamkeit, Reichthum des Bodens und ein andauernder Friede begründen mit der Unfehlbarkeit eines Naturgesetzes den Wohlstand jedes Volkes — wenn: und hiee kommen wie zu dem Kernpunkt unsree Betrachtung — die Regieruug weiß, was dem Volke noththut und danach ihre Verwaltungsmaschine einrichtet.

Infolgedessen müssen, das scheint sonnenklar, in dem Verwaltungssystem der englisch-indischen Regierung irgendwo geheime Fehlee stecken.

Ein kleines, aber bedeutsames Buch: „England and India" von Romesh Dutt glaubt diese Fehler gefunden zu haben. Es macht in maßvollem, abee eindringlichem Ton der Regierung Voeschläge zu deren Tilgung. Jedem deutschen Leser werden diese im hohen Grade einleuchtend und verständig erscheinen. Die Mehrzahl der Engländer wird jedoch das in beredter Sprache geschriebene Werk mit der Bemerkung zur Seite schieben: „Der Verfassee ist ja nue ein Native! Was könnten die Engländer in Indien wohl von einem solchen lernen?"

„Sehr viel," antworten wir, „falls uns dieser Native beweist, daß er auf unsrer Bildungsstufe stehend, das von ihm besprochene Thema nach alleu Richtungen hin beherrscht." Das ist bei diesem „Native" in der That dee Fall. Er ist jahrelang ein Mitglied des gesetzgebenden Raths in Bengalen gewesen. Er kennt die Beschaffenheit der Verwaltung und er kennt sein Volk. Er liebt es und möchte es retten aus seinee qualvollen Verarmung.

Jede Seite seines Buches zeigt ein ebenso großes Verständniß für die englische Art wie für die indische. Er ist nicht undankbar, nicht ungerecht. Er preist mit warmer Anerkennung die vielen guten Gaben, die Indien England verdankt: die Hebung des allgemeinen Bildungsgrades, die Sicherheit der Wege, die sanitären Einrichtungen, den Bau von Eisenbahnen und Kanälen, sowie die Ausrottung abscheulichee Gebräuche.

[1]) England and India. A Record of Progress during a Hundred Years 1785—1885. By *Romesh C. Dutt*. I. C. S.-C. I. E. Late Officiating Commissionar of Orissa and Superintendent of Orissa Tributary States in India. Sometime Member of the Legislative Council of the Lieutenant-Governor of Bengal. London, Chatto and Windus 1898.

Digitized by Google

Aber lauter als sein Lob klingt dennoch seine Klage: „England wird reich, Indien arm!“

Auf vier Hauptursachen führt er die Verarmung seines Volkes zurück. Zusammenwirkend und ineinander übergehend werden sie, nach seiner Ansicht, den völligen Ruin Indiens bewirken, wenn keine Abhülfe eintritt.

Die erste Ursache ist die Ausrottung jener Industrie, die, als England Indien unter seine Obhut nahm, einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung ernährte. Ja sogar über Indien hinaus drangen die Erzeugnisse des eigenartig volksthümlichen Gewerbefleißes der Eingeborenen. In der Anfangszeit der Ostindischen Kompagnie vermittelte England ihnen einen guten Absatz auf den Märkten des übrigen Europa. Aber nur kurze Zeit gestattete es ihnen diese Gunst. Es verbot ihnen die Einfuhr durch einen hohen Schutzzoll. Es drängte sie, die jetzt bei uns infolge ihrer Volksoriginalität eine ähnliche Rolle spielen könnte wie die japanische, nicht nur in ihre Heimath zurück, sondern vergönnte ihr dort — auf ihrem ureigensten Boden — nicht einmal das Leben. Mit den billigen englischen Maschinenfabrikaten verdrängten sie die indischen Handerzeugnisse. Den Schutz, den sie dem Gewerbe der Landeskinder gewährte, versagte sie dem der Stiefkinder!

Die unablässig siegreich in Indien eindringenden englischen Waaren zwangen die eingeborenen Spinner, Weber, Farbenbereiter und Färber, Gerber und Lederarbeiter und noch viele andere Handwerker zum Verlassen ihrer Arbeit. Es kam vielen von diesen nur darauf an, täglich 40 bis 50 Pfg. zu verdienen; aber selbst mit diesen geringen Ansprüchen vermochten sie sich nicht zu halten. Sie wurden wider Willen dem Ackerbau zugetrieben, der bereits über hinreichende Arbeitskräfte verfügte.

Es half ihnen nichts oder jedenfalls nur sehr wenig, daß ein neuer Handel an Stelle der todten Industrie erblühte. Dieser Handel, der jetzt in voller Entfaltung steht, hatte vornehmlich seine Grundlage auf Rohmaterialien gestützt: Jute, Thee, Weizen und Baumwolle. Der Gewinn, den er erzielt, kommt in erster Linie ausnahmslos nicht den Eingeborenen, sondern ausländischen Pflanzern und Kaufleuten zugute, die nach erlanglem Reichthum Indien verlassen und ihre Schätze in Europa verzehren.

Hätten nun nach dem Erlöschen der einheimischen Industrie die Engländer den Ackerbau kräftig begünstigt und beschützt, so würden sie dem schwer geschädigten Volke Gelegenheit gegeben haben, seine Arbeitskraft in anderer Weise nutzbringend zu verwerthen. Aber leider versäumten sie das in unbegreiflicher Verblendung und erzeugten dadurch die zweite Ursache der Verarmung.

Unser Buch sagt: „Jeder englische Bezirksvorsteher in Indien weiß, daß allüberall — nur nicht in Bengalen und Benares — die bitterste Armuth und Verschuldung unter der Landbevölkerung herrscht.“ Bengalen und Benares zeichnen sich nicht etwa durch einen besonders fruchtbaren Boden aus — nein, sie haben nur günstigere Pacht- und Ländereigesetze. Sie genießen die Vortheile unkündbarer Pachten. Im übrigen Indien vergibt der Staat die Ländereien immer nur auf die kurzen Zeiträume von 10, 15, 20 oder höchstens 30 Jahren. Sind diese Termine verflossen, so pflegt eine Pachterhöhung einzutreten. So sieht sich das unglückliche Landvolk wehrlos unablässig zu immer höheren Abgaben emporgeschraubt. Ja sogar in diesem Jahr, unmittelbar nach der kaum überstandenen Hungersnoth, sollen die Steuerbeamten schon wieder beschäftigt sein, einen einträglicheren Pachttarif auszuarbeiten.

Daß ein solches Vorgehen verhängnißvoll wurde, ist einleuchtend. Beweist doch die offizielle Statistik, daß selbst in guten Erntejahren 40 bis 50 Millionen Eingeborene sich nicht genügend ernähren, während die Mehrzahl der übrigen sich in fruchtbaren Zeiten eben über Wasser hält, bei eintretender Dürre aber sofort fremde Hülfe in Anspruch nehmen muß!

Die dritte Ursache der Verarmung seines Volkes sucht unser Verfasser in der hohen Kriegssteuer, die auf dem Lande lastet. Seit 40 Jahren, — seit der Unterdrückung des „Mutiny“ 1857 — lebt Indien in tiefstem Frieden. Um seiner selbst willen hat es keinen einzigen Krieg geführt. England dagegen führte zur Erhaltung seiner Herrschaft in Indien kostspielige Kriege mit Afghanistan, Belutschistan, Birma, China u. s. w. Viele Millionen mußten dazu aufgebracht werden. Sie sind alle bis auf den letzten Heller von Indien bestritten.

Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Gewänne Indien einen Vortheil durch diese Ausgaben, so könnte es sich nicht beklagen. In Wirklichkeit aber führte England diese Kriege nicht für Indien, sondern für sich selbst. Der Besitz von Indien hat für England einen hohen Werth. Indien gibt Tausenden von Engländern eine einträgliche Beschäftigung. Der Handel von und nach Indien ist eine reiche Einnahmequelle und außerdem findet auch noch das englische Kapital in Indien vielfache Gelegenheit zu nutzbringender Anlage. Unter diesen Umständen würde es recht und billig sein, England übernähme wenigstens einen Theil der Heereslasten und Kriegskosten.“

Als vierte Verarmungsursache führt der Verfasser die Abneigung der Regierung an, Landeskinder im Staatsdienst zu beschäftigen und ihnen dadurch einen Lebensunterhalt zu gewähren. Bei den Anstellungen wird fast ausnahmslos Engländern der Vorzug gegeben, obwohl es die Verfassung ausdrücklich hervorhebt, daß jeder zum Staatsdienst befähigte Inder in gleicher Linie mit den englischen Bewerbern stehen soll. In den Jahren 1833, 1858 und 1877 wurde dem Volke feierlich verkündet: „Ihr Eingeborenen Indiens, gleichviel welcher Rasse und welchem Glauben ihr angehört, habt das Recht, je nach euren Fähigkeiten, euch an der Seite eurer englischen Mitbürger an der Verwaltung zu betheiligen. Es ist dies eine Gewähr höchster Gerechtigkeit. Sie ist wiederholt bestätigt durch britische und indische Staatsmänner, sowie durch die Legislative des kaiserlichen Parlaments. An ihr festzuhalten gilt der englischen Regierung als Ehrensache; auch steht sie in vollem Einklange mit den Zielen ihrer Politik.“

Dieses Versprechen, das die indische Jugend auswendig lernt, weil sie auf seine Erfüllung hofft, wird nur in unvollständiger Weise gehalten. 200 englischen Beamten stehen oft nicht mehr als 7 indische zur Seite.

Man sage nicht, daß Indien wahrscheinlich nicht genug gebildete Männer aufzuweisen habe, um eine größere Anzahl von Beamten anzustellen. Die höheren Stände Indiens sind in ihrem Bildungsgange hoch genug emporgestiegen, um sich mit den Engländern in Indien messen zu können. Millionen ihrer Söhne sind in englisch-indischen Schulen unterrichtet; Tausende haben in England oder an anderen Universitäten Europa's studirt und sich dadurch zum Staatsdienst ausgebildet.

Naturgemäß erregt die stete, augenfällige Zurücksetzung der eingeborenen Bewerber um Zivil- und Militärstellen große Unzufriedenheit im Lande. Eine Unzufriedenheit, die um so gefährlicher für die englische Fremdherrschaft werden kann, weil sie von dem gebildeten Theile der inländischen Bevölkerung ausgeht.

Als echter Hindu ist der Verfasser sehr mild in seinem Urtheil und ungemein vorsichtig in seinen Ausdrücken. Den naheliegenden Gedanken der Möglichkeit einer Volksrevolution, eines zweiten, vielleicht besser geplanten, erfolgreicheren „Mutiny“ berührt er nicht einmal von fern. Im Gegentheil, er betont, das leise, aber deutlich ver-

Digitized by Google

nehmbare Klagen des Volkes richte sich keineswegs gegen die britische Herrschaft, sondern einzig und allein gegen die erwähnten Fehler ihres Verwaltungssystems. Bemühe sich England, diese Ursachen fortzuräumen, so würde es Anhänglichkeit und Dankbarkeit ernten.

Er weiß sehr wohl, daß England sich zu solchen Aenderungen ungern bequemen wird, da sie allesammt seine Einkünfte schmälern. Doch hofft er heiß, daß es dennoch rechtzeitig, wenn nicht im Interesse der Menschlichkeit, so doch im Interesse der Klugheit und Selbsterhaltung die berechtigten Hoffnungen seiner indischen Unterthanen erfüllen und dem Volkswohlstande Thor und Thür öffnen werde.

Nach dem „Mutiny", dem grauenhaften Aufstande von 1857, hat England den Indern allerlei Zugeständnisse gemacht. Es wäre verständiger gewesen, es hätte sich vor dem vielen Blutvergießen dazu bequemt. Wir können auf die Ursachen jener Verschwörung hier nicht näher eingehen. Wir erwähnen nur, daß sie durch die Verstöße hervorgerufen wurden, welche die Regierung infolge ihrer Unkenntniß der Sitten, Gebräuche und Rechtsbegriffe der Eingeborenen — der Fürsten wie des Volkes — begangen hatte. Seitdem haben die englisch-indischen Staatsmänner sich bestrebt, diese Lücke ihres Wissens auszufüllen.

Wird England, im Rückblick auf das theure Lehrgeld von 1857, jetzt klug genug sein, den berechtigten Wünschen des indischen Volkes zu entsprechen? Es würde in seinem eigenen Interesse liegen. Kann doch jeder Fehler, den es jetzt in Indien macht, angesichts der beständig näherrückenden Nachbarschaft Rußlands die verhängnißvollsten Folgen für seine Weltherrschaft nach sich ziehen! A. P.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Berichtigung. Der Verfasser des ersten Hauptartikels in Nr. 138 der Beilage heißt nicht W. Cronert, sondern W. Crönert.

* Zu einer Stelle des Artikels über den ursprünglichen Plan von Goethe's „Faust" (Nr. 136 und 137 der Beilage) schreibt uns ein sehr geschätzter Mitarbeiter folgendes:

Ich glaube, daß die Bemerkung, die Hr. Dr. J. W. Brunier über die Stelle macht, „Am Ende kriegt er eine Kammission" auf einer irrigen Deutung dieses Ausdrucks beruht. Der Satz:

> Er thut, als wär' er ein Fürstensohn.
> Hätt' Luzifer so ein Dutzend Prinzen,
> Die sollten ihm schon was vermünzen.

ist dahin auszulegen, daß Luzifer materiell zugrunde gehen würde, wenn er noch für mehr Leute zu sorgen hätte, die so mit dem Gelde umgehen, die es „vermünzen". Ich erinnere mich dunkel, daß Friedrich Stoltze, der beste Kenner altfrankfurtischer Sprichworte und Ausdrücke, mir einmal mitgetheilt hat, daß der Ausdruck, „der kriegt eine Kommission" offenbar aus Reminiscenzen an des Dichters Jugendzeit entstanden ist, da diese Wendung in Frankfurt früher die Bedeutung hatte, er werde unter eine Kammission gesetzt, gleichbedeutend mit: er werde unter Kuratell gestellt. Er „kriegt" klingt ja auch frankfurtisch. In der jetzt lebenden Generation ist diese Bedeutung des „Kommissionskriegens" aber nicht mehr gebräuchlich und so gut wie gänzlich unbekannt geworden.

Frankfurt a. M. S. S.

n. Die Weltanschauung Plato's. Die Frage, ob an den Gymnasien ein philosophischer Unterricht geboten werden soll, wird namentlich dadurch entschieden werden, ob es gelingt, geeignete Angriffspunkte für einen solchen Unterricht inmitten aller Verwicklung und Verwirrung der Gegenwart zu finden. Nun besteht darüber kein Zweifel, daß Plato auch heute noch den jugendlichen Geistern sehr viel sein kann; es gilt also, zwischen ihnen und dem großen Denker eine engere Verbindung herzustellen. Eine sehr schätzbare Leistung in dieser Richtung ist die soeben erschienene Schrift des angesehenen Platoforschers Professor Gustav Schneider: „Die Weltanschauung Plato's dargestellt im Anschluß an den Dialog Phädon" (138 S., Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung). Der Phädon nimmt durch die Bedeutung des in ihm erörterten Problems der Unsterblichkeit, durch die Heranziehung der tiefsten Grundlehren des Philosophen, dazu aber durch die ergreifende Vergegenwärtigung der letzten Stunden des Sokrates unter den platonischen Schriften einen hervorragenden Rang ein; keine von ihnen ist geeigneter, in das Ganze der platonischen Weltanschauung einzuführen und zugleich über eine Fülle der wichtigsten philosophischen Begriffe Licht zu verbreiten. Aber zugleich ist der Phädon viel zu schwer, als daß jenes Ziel für einen Anfänger ohne alle Hülfe zu erreichen wäre. Eine solche Hülfe bietet nun Professor Schneider, indem er jenen Dialog in seiner Entwicklung vorführt, die einzelnen Abschnitte deutlich sondert, die leitenden Gedanken heraushebt, erläutert und dann fest zusammenschließt, größere Schwierigkeiten durch Heranziehung anderer Stellen Plato's, sowie durch eindringende Erörterung überwindet, im Fortschreiten der Untersuchung immer auch wieder zurückblickt und zum Ganzen verbindet, mit dem allem aber den Phädon dem Leser erheblich näher bringt. Die Untersuchung ist ausgezeichnet ebenso durch ihre Gründlichkeit und Klarheit wie durch ihren pädagogischen Takt: der Verfasser versteht es vortrefflich, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, die platonischen Gedanken möglichst aus Plato selbst zu erklären, in aller Mannichfaltigkeit der Untersuchung immer die Richtung auf das Ganze der Weltanschauung festzuhalten. So sei das Buch jedem Freund Plato's bestens empfohlen, und es sei namentlich die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, es zur Einführung in die Philosophie an den gelehrten Schulen zu verwerthen.

Kgr. Krieg und Sieg 1870—71. Theil I: Ein Gedenkbuch. Theil II: Kulturgeschichte des Krieges. Herausgegeben von Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung vieler hervorragender Fachleute. Berlin, Schall u. Grund, Verein der Bücherfreunde. à 6 M. — Die vorliegenden Bände wenden sich an unser Heer, an Schule und Haus, kurz an das ganze deutsche Volk, und geben in der Fülle ihres Inhalts dem einfachen Manne wie dem ernsten Forscher Bescheid. Gerade der wichtige nationale Gedanke, „der dem Werke zugrunde liegt und dem ein großer Theil meiner eigenen Lebensarbeit gewidmet war," schrieb der verstorbene General v. Heinleth an den Verfasser, „bestimmt mich ganz besonders, alle Bedenken beiseite zu setzen und Ihnen die Erinnerungen, die mir die Zeit von den herrlichen Tagen übrig gelassen hat, ganz zur Verfügung zu stellen." Der erste Theil bringt die Vorbereitung, die militärische und die politische Geschichte des Krieges; in allen sachlichen Einzelheiten auf das Generalstabswerk begründet, schreitet die Erzählung ruhig, wie wir Deutschen es lieben, vorwärts, ohne Ueberhebung der eigenen und noch weniger mit Unterschätzung der fremden Kräfte, die zu überwinden waren. Die einzelnen Kapitel selber sind von den hervorragendsten Fachmännern behandelt, die fast alle den Krieg selber mitgemacht und aus den lebendigsten, persönlichen Erinnerungen geschöpft haben. Aber Ungleichheiten in der Ausarbeitung lassen sich trotz der vielen Hände, die doch ein Geist der Wahrheit geleitet hat, nirgends finden. Im zweiten Theil thut sich nun das Innere des gewaltigen Heeresapparats vor uns auf: der Leser wird in die besonderen Aufgaben jeder Waffengattung, so gut wie in die Geschäfte des Generalstabs eingeführt; er sieht dem Front- und dem Trainoffizier, dem Feldintendanten, den Aerzten und Predigern, den Postmeistern und Eisenbahndirektoren bei der Ausübung ihrer Pflichten im Felde zu. Ja, auch die Kunst fehlt nicht bei der Reue, wenn der Militärkapellmeister, der dichtende, singende Soldat auf dem Marsche, und endlich der Kriegskorrespondent und Zeichner vorbeiziehen. Diese Kulturgeschichte der Armeen im Kriegszustande ist schlechtweg eine Meisterleistung; das erste Kapitel „Die Schlacht" kann vollends niemand ohne tiefe Ergriffenheit lesen: Wir begleiten ein Bataillon auf staubigen Straßen bis dicht vor den Feind, die Fahne wird entfaltet und die Kolonne formirt; Granaten

Digitized by Google

schlagen schon ein und in Schützenschwärmen geht es nun mit wechselndem Erfolge vor- und rückwärts. Die Darstellung wächst zu einer Psychologie der Schlacht aus, die von den Mienen und Gesichtern derer, die sie schlagen, abgelesen worden ist; hier kaltblütigste Ruhe, dort verzweifelte Nervosität, wahnsinniger Muth und widerstandslose Feigheit in ein und derselben Linie, bis mitten im Kugelregen die wankende, aufgeregte Schaar durch ein letztes Mittel doch noch zum Halten gezwungen wird: es werden Gewehrgriffe kommandirt und die Disciplin bringt die Muthlasesten wieder zur Ruhe und Besinnung; nun geht es erst wirklich zum Siege.

Das Gedenkbuch ist bereits in mehr als 50,000 Exemplaren abgesetzt; die Massennachfrage bürgt diesmal aber auch für die Güte. Der Verlag hat die beiden Bände für einen bescheidenen Preis ungewöhnlich glänzend ausgestattet. Kaum eine Seite, die nicht irgend einen Schmuck erhalten hätte und, wo der Text gerade kein Bild oder keine Karte gestattete, die der Sache dienten, da hat der Künstler phantasievolle, deutungsreiche Vignetten eingeschoben.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 16. Juni. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Engler las „über afrikanische Moraceen" im Anschluß an seine mit Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebene und demnächst im Verlag von W. Engelmann, Leipzig, erscheinende „Monographie der afrikanischen Araceae" egkl. Ficus. Als wesentliche Resultate der Untersuchung haben sich für die Moraceen folgende ergeben: 1. eine auffallend starke Verwandtschaft der afrikanischen Waldflora mit der tropisch-amerikanischen; 2. eine geringere Verwandtschaft mit der tropisch-asiatischen Waldflora; 3. nicht unwesentliche Unterschiede zwischen der ost- und westafrikanischen Waldflora; 4. eine sehr erhebliche Differenz zwischen der abessynischen Waldflora und der des übrigen tropischen Afrika; 5. Anpassung eines tropisch-afrikanischen Waldflorenelements (Dorstenia Sect. Kosaria) für die Steppen und Wüstengebiete, sowie für die Bergwiesenflora Afrika's. 2. Derselbe berichtet ferner „über die afrikanischen Melastomataceae" nach einer demnächst erscheinenden Abhandlung des Hrn. Dr. Gilg, Privatdozent in Berlin. Es ist namentlich hervorzuheben, daß trotz der reichen Entwicklung dieser Familie in Afrika und Amerika keine engeren Beziehungen zwischen den afrikanischen und amerikanischen Melastomataceen bestehen, vielmehr solche zwischen den ostafrikanischen und indomalayischen vorhanden sind, während in Westafrika ein spezifisch afrikanischer Stamm zu hoher Entwicklung gelangt ist. 3. Hr. Klein las über einen ausgezeichneten Buntkupfererzkrystall vom Froßnitzgletscher am Südabhang des Groß-Venedigerstocks in Tirol. Bemerkenswerth sind das Vorkommen dieses Erzes mit Gold und die zum erstenmal beobachtete Kombination von $^3/_2\,O\,^3/_2$ (322) und $_2\,O_2$ (211) an ersterem Mineral. 4. Hr. van't Haff las eine mit Hrn. Dr. A. P. Saunders bearbeitete siedende Mittheilung aus seinen „Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers". Bei Sättigung an Chlornatrium teilt Natriumsulfat bei 25° nur anhydeisch, also als Thenardit auf. Die Bildung von Kalinmsulfat ist ausgeschlossen und an dessen Stelle erscheint nur das Doppelsalz mit Natriumsulfat, Glaserit. Sulphahalit, ein als Doppelsalz vom Natrinmchlarid und -sulfat beschriebenes Mineral, stellte sich in den einzigen zwei erhaltbaren Proben als Chlarnatrium heraus und war auch nicht künstlich darstellbar. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Bahlen. 1. Hr. Diels las: Ueber die Gedichte des Empedokles. Die Physika des Empedokles haben nicht aos drei, sondern aus zwei Büchern, seine Katharmoi wahrscheinlich aus einem Buche, beide zusammen vermuthlich 3000 Verse umfassend, bestanden. Das dritte Buch der Physika beruht auf einer Fälschung des Tzetzes, durch deren Beseitigung eine rationellere Vertheilung der Feagmente und ein besseres Verständniß der beiden grundverschiedenen Gedichte des Philosophen ermöglicht wird. 2. Hr. Harnack legt eine auf Rhodos in einem thönernen Gefäß gefundene, von dem Dr. Saridakis gerettete und gelesene Bleitafel vor, auf welcher Psalm 79, V. 1 bis 16 in griechischen Majuskeln älterer Form eingeschrieben ist. Hr. Hiller v. Gärtringen hat die Tafel erworben und gedenkt sie zu publiziren. 3. Derselbe legt das Werk vor: „Patrum Nicaenorum nomina Latina Graece Coptice Syriace Arabice Armeniace", edid. H. Gelzer, H. Hilgenfeld, O. Cunitz. 4. Hr. Schmoller übergibt Band II (Acta Borussica) der Behördenorganisation und der allgemeinen Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrundert, welcher die Zeit vom 1. Juli 1714 bis Ende 1717 behandelt. Er umfaßt also die ersten reformlustigsten Jahre der Epoche Friedrich Wilhelms I. (1714 bis 1723), in welche die Hauptumgestaltungen der Staatsverwaltung fallen. Der Band enthält hauptsächlich die Umgestaltung der Provinzialbehörden und ihre Unterordnung unter die Zentralregierung.

* Wie aus Paris gemeldet wird, berichtete in einer Sitzung der Académie des Sciences der Chemiker M. Moiffan über eine von ihm erfundene Methode zur Darstellung des reinen, krystallinisch-metallischen Caleiums. Das Caleium konnte bisher noch nicht in größeren Mengen rein dargestellt werden. Die kleinen Quantitäten des bis jetzt erhaltenen reinen metallischen Caleiums waren stets dermaßen mit Partikelchen fremder Substanzen gemengt, daß das silberglänzende Element eine gelbliche Außenfarbe besaß. Hrn. Moiffan gelang es nun, auf einfachem chemischen Weg absolut reines Calcium herzustellen. Er stellte es nämlich durch Zerlegung von metallischem Caleiumjodür her; wird darauf das Produkt mit absolutem Alkohol versetzt, so scheidet sich das reine metallische Calcium in silberglänzenden hexagonalen Krystallen aus, die gewaschen und getrocknet das völlig reine Element geben.

* **Heidelberg.** Zur dauernden Erinnerung an den am 8. August v. J. verstorbenen Chemiker Geh. Rath Professar Viktor Meyer beabsichtigen seine Freunde, Kollegen und Schüler, im hiesigen chemischen Labaratorium eine Büste des um die Wissenschaft hochverdienten Mannes aufzustellen. Ein etwaiger Ueberschuß soll, wie die „Frkft. Ztg." berichtet, in einer später zu bestimmenden Form durch Gründung eines Viktor Meyer-Stipendiums zur Förderung der Chemie verwendet werden. Ein von dem Ausschuß, Hrn. Geh. Rath Professor Curtius, Professor Gattermann und Stadtrath Radeian unterzeichneter Aufruf zur Leistung van Beiträgen ist an alle Freunde und Verehrer des Verstorbenen ergangen.

* **Bonn.** Der bisherige außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Wald ist zum ordentlichen Honorarprofessor befördert worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Direktor des Landeskranken- und Gebärhauses in Graz, Dr. Viktor Fossel, wurde zum außerordentlichen Professor für Geschichte der Medizin an derselben Universität und der Privatdozent Dr. Wladimir Milkowicz zum außerordentlichen Professor der Geschichte Osteuropa's an der Universität Czernowitz ernannt.

> **Kopenhagen,** 21. Juni. Fritjof Nansens Kamerad, der Kapitän der „Fram" während der großen Polarfahrt, Otto Sverdrup, begibt sich heute oder morgen an Bord desselben Schiffes, das der norwegische Staat ihm zur Verfügung gestellt hat, auf eine neue Forschungsreise. Es gilt ihm vor allen Dingen, den Smiths Sund zu passiren, er will dann die zoologischen, botanischen, geologischen und geographischen Verhältnisse des nördlichen und östlichen Grönland untersuchen, den Versuch machen, vom Winterquartier aus den nördlichsten Punkt Grönlands zu finden und endlich das ganze Land umfahren. Die nöthigen Mittel zur Ausrüstung der auf 2 bis 3 Jahre berechneten, aber für 4 Jahre mit Proviant versehenen Expedition hat der Staat bewilligt. Otto Sverdrup führt 100 Hunde für eventuelle Schlittenexpeditionen mit sich. „Fram" ist für die neue Fahrt in verschiedener Weise verbessert worden. Auf dem Vorderdeck ward ein Salon erbaut, in dem ein der Expedition geschenktes Klavier und die aus 800 Bänden bestehende Bibliothek Platz findet. Auch die Offizierskajüten sind behaglicher eingerichtet woeden. Sverdrup will im Gegensatz zu Nansen, der elektrisches Licht benützte, Petraleum brauchen und führt ca. 18,000 kg mit. Die 16 Mitglieder der Expedition sind ausschließlich Skandinavier, Narweger, Dänen und Schweden; nur ein einziger von ihnen hat an Nansens Fahrt theilgenommen.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 27. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der nahezu Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Naturwissenschaft und Materialismus. I. Von Hans Buchner. — Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. — Mittheilungen und Nachrichten.

Naturwissenschaft und Materialismus.

Von Hans Buchner.

I.

Ist es richtig, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nothwendig zum philosophischen Materialismus führen muß? Fast möchte man es glauben angesichts eines neu erschienenen Buches über „Entwicklung der Medizin in Berlin“, herausgegeben im Auftrag des Kongresses für innere Medizin, also gleichsam einer medizinisch-offiziellen Publikation, worin sich u. a. die Behauptung findet: „Für den Naturforscher ist und bleibt der Realismus, d. h. der geläuterte (?) Materialismus, die monistisch-mechanische Weltauffassung, der am wenigsten irreführende Leitstern.“ Und ferner: Du Bois-Reymond habe das Verdienst, „durch seine Arbeiten der alten vitalistischen Theorie den Boden entzogen und dafür die Grundlage zum modernen Materialismus gelegt zu haben, zu der Lehre, daß die Naturgesetze, wie sie aus der Physik und Chemie herzuleiten sind, zur Erklärung der Räthsel vom Leben hinreichen“.

Ohne auf letzteren Satz näher einzugehen, darf doch behauptet werden, daß der Verfasser jener Schrift über das Wesen des philosophischen Materialismus sich nicht klar zu sein scheint, oder zum mindesten mit seinen Definitionen es nicht besonders genau nimmt, wenn er E. Du Bois-Reymond als Vorkämpfer des Materialismus ansieht. Seit der berühmten Ignorabimus-Rede weiß man genau, was Du Bois-Reymond über diese Fragen gedacht hat, und die zwei unübersteiglichen Schranken, die er darin für die Forschung aufstellt, sind wohl kaum als solide Stützen einer materialistischen Weltauffassung zu gebrauchen. Trotz des Streites aber, der von materialistischer Seite darum entbrannte, hat er später bekanntlich von seiner Aufstellung nicht nur nichts abgelassen, sondern sogar das Vorhandensein von „sieben Welträtseln“ konstatirt, wovon er mehrere ausdrücklich als transscendental, der menschlichen Vernunft für immer unlösbar bezeichnet. Wie man also Du Bois-Reymond als philosophischen Materialisten beanspruchen kann, bleibt unerfindbar. Das eigentliche Wesen des Materialismus liegt ja gerade in der ebenso zuversichtlichen als naiven Bejahung der Erklärbarkeit nicht nur der ganzen Welt überhaupt, sondern insbesondere auch des Lebens und aller geistigen Vorgänge aus rein mechanischen Wirkungen. Wie sollte hiemit beispielsweise die von Du Bois-Reymond als endgültige Schranke gesetzte Unbegreiflichkeit des Bewußtseins jemals vereinbar sein?

Es bleibt nur die Annahme, daß der Verfasser jener „Entwicklung der Medizin in Berlin“ mit seiner Anpreisung der materialistischen Weltansicht eigentlich etwas ganz anderes hatte sagen wollen, und daß nicht der längst überwundene philosophische Materialismus als solcher ihm am Herzen lag, sondern bloß die nicht zu bestreitende Ueberzeugung von der durchaus herrschenden Gesetzmäßigkeit und strengen Nothwendigkeit in allem Geschehen, insbesondere auch in den psychischen und leiblichen Vorgängen und Zuständen des menschlichen Organismus. Der Verfasser kann kaum etwas anderes im Auge gehabt haben als die Anerkennung der strengen und allgemeinen Gültigkeit des Kausalgesetzes. Wer zweifelt aber seit Kant und Schopenhauer an der Allgemeingültigkeit der Kausalität? Und haben nicht später R. Mayer und Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Energie hinzugefügt als vollkommensten Ausdruck der Kausalität und als sicherste, unumstößliche Grundlage, ohne daß wir deßhalb genöthigt sind, philosophische Materialisten zu werden (was beispielsweise Helmholtz gar nicht gewesen ist)?

Nehmen wir an, der Mißgriff jenes Autors finde in dieser Weise seine Erklärung, so bleibt derselbe doch bedauerlich als Symptom der Minderschätzung logisch-kritischer Schulung bei unsern heutigen Medizinern und Naturforschern, woraus sich weitere Konsequenzen ergeben. Die Wissenschaft ermangelt heute der Geltung. Zwar läßt man sie im ganzen gewähren, aber im deutschen Parlament werden Träger der Wissenschaft gelegentlich als Irrlehrer, wohl gar Volksverführer gebrandmarkt; und jedenfalls ist von einem Einfluß der Wissenschaft auf die leitenden Ideen im Staatsleben — so sehr man einen solchen eigentlich erwarten sollte — nicht viel zu spüren. Aber die Schuld hieran muß zu einem guten Theil den heutigen Vertretern der Wissenschaft und gerade der Naturwissenschaft selbst aufgebürdet werden. Dynamomaschinen, Röntgenstrahlen, Diphtherieheilserum u. a. sind ja köstliche Dinge. Aber sollte die Wissenschaft den Menschen nicht noch Höheres bieten können? Man denke doch an den Einfluß des Positivismus von Auguste Comte, an die Begründung der Ethik auf Wissenschaft — aber freilich gehört dazu eben eine klare und feste wissenschaftliche Ueberzeugung und Weltanschauung. Bei solcher Sachlage muß das Erscheinen eines anderen Buches freudig begrüßt werden, welches, von einem Naturforscher verfaßt, geradewegs darauf ausgeht, den Mangel an logisch-kritischer Schulung bei seinen Fachgenossen aufs eindringlichste zum Bewußtsein zu bringen.[1])

Dem Titel nach bezeichnet sich der Verfasser dieses Buches als „unmoderner Naturforscher“, wir hoffen mit Unrecht. Zeigt sich doch nach dem Ablaufen der materialistischen Hochfluth eine entschiedene neue Bewegung unter den Geistern; vertritt doch u. A. Hans Driesch, einer der tüchtigsten Experimentalforscher unter den jüngeren Zoologen, in seinen Schriften mit vollster, für die Masse der Fachgenossen zweifellos überraschender Entschiedenheit die

[1]) Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Von Dr. Adolf Wagner. Berlin, Gebr. Borntträger. 80. 256 S. 5 M.

Alleinberechtigung des Kant-Schopenhauer'schen Standpunktes für die Beurtheilung biologischer Entwicklungsvorgänge. Und verlangt doch zugleich die immer mehr in den Vordergrund rückende gewaltige Räthselfrage der organischen Zweckmäßigkeit vom heutigen Biologen ohnehin einen ganz anderen Grad der Schärfe logischer Prüfung, als es noch vor kurzem bei der Oberflächlichkeit der allein herrschenden darwinistischen Anschauungen[1]) der Fall gewesen war.

Die Geister sind also bereits aufgerüttelt, das Buch von Ad. Wagner ist entschieden zeitgemäß, und ein Erfolg kann demselben daher, zumal bei seinen sonstigen Vorzügen, kaum ausbleiben.[2])

Ein entschiedenes Verdienst Ad. Wagners besteht vor allem darin, daß er an der Hand der Schopenhauer'schen Grundformulirung seinen Lesern eindringlich auseinandersetzt, wie das Kausalitätsprinzip nichts anderes erklären kann, als ausschließlich nur „Succession von Zuständen". Und wie experimentell und der Beobachtung zugänglich immer nur die Reihenfolge der Erscheinungen sein kann und ihre gegenseitige Abhängigkeit, während das Wesen der Vorgänge durch das alles gar nicht berührt wird.

Man glaube nur nicht etwa, daß solche Lehren überflüssig seien. Die wenigsten Biologen und Mediziner scheinen zu wissen, daß Kausalität immer nur auf den Eintritt einer bestimmten Veränderung, nie auf das Wesen derselben zielen kann, und daß es ein Unsinn ist, nach einer „Ursache der Wärme, der Anziehung, der Reizbarkeit" zu fragen oder, wie Driesch sich ausdrückt, von einer „kausalen Erklärung der Zweckmäßigkeit" zu faseln, ein Wort, „das weit größeren Nonsens einschließt, als von einer optischen Erklärung der Wassersynthese zu reden, und das dennoch einst eine zeitgemäße, zum Ueberdruß oft wiederholte Phrase war". Immer noch, trotz Schopenhauers Warnung, ist die Verwechslung der Naturkraft mit der Ursache sogar etwas gewöhnliches, wie denn beispielsweise erst kürzlich ein bedeutender deutscher Zoologe sich zu dem durch seine Unklarheit bemerkenswerthen Satze verstiegen hat: „Da man die Ursachen jedes Geschehens Kräfte, resp. Energien nennt, so kann man als das allgemeine Ziel der Entwicklungsmechanik die ‚Ermittelung der gestaltenden Kräfte oder Energien' bezeichnen." (!) Der Fall ist um so merkwürdiger, als die sogenannte Entwicklungsmechanik gerade speziell auf die kausale Erforschung der Entwicklungsvorgänge abzielt, womit sie unsres Erachtens auch ganz recht thut, ohne nur bei diesem ihrem Thun über die logischen Prämissen sich vorerst klar zu werden.

Die meisten biologischen Forscher glauben, die bloße Succession von Erscheinungen gebe nur eine minderwerthige Kausalität oder auch gar keine, während man doch imstande sein müsse, „eigentliche" Ursachen „causae verae" festzustellen, bei denen der Eintritt der Folge mit Nothwendigkeit erkannt wird. Die Wenigsten sehen ein, daß dort, wo es sich um erkannte Gesetzmäßigkeiten, also nothwendig erscheinende Kausalzusammenhänge handelt, diese Gesetze eben ursprünglich auch nur aus der absolut regelmäßigen Succession der betreffenden Erscheinungen abstrahirt werden konnten, daß also das Kausalprinzip in sich selbst dabei immer das gleiche bleibt.[1])

Freilich, die Regelmäßigkeit muß zur Succession der Veränderungen hinzukommen, wenn auf einen Kausalzusammenhang geschlossen werden soll. Vielleicht erscheint diese Zufügung nicht überflüssig selbst bei dem berühmten Ausspruche Gustav Kirchhoffs, den er an die Spitze seiner mathematischen Physik gestellt hat: die Mechanik habe die Aufgabe, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben". Gegenüber den citirten Ansprüchen der „Entwicklungsmechanik" klingt diese Bescheidenheit der exaktesten unter den Wissenschaften wirklich rührend. Aber es erscheint wünschenswerth, um die Anwendbarkeit der Kirchhoff'schen Definition für die biologischen Wissenschaften zu sichern, dieselbe durch die Anforderung, daß die Bewegungen oder Veränderungen in ihren „regelmäßigen Zusammenhängen" beschrieben werden müssen, ergänzt zu sehen. Dabei kann es sich natürlich nicht darum handeln, einen Meister wie Kirchhoff zu korrigiren; sondern der Grund liegt nur in der Verschiedenheit der Wissenschaftsprobleme, einerseits der mechanischen Aufgaben mit ihren allseitig genau bekannten Bedingungen, wo jeder einzelne Fall zugleich die Regel selbst darstellt, gegenüber den Aufgaben der Biologie, wo die ungeheure Mannichfaltigkeit individueller Besonderheiten in jedem Falle zur wiederholten Prüfung, Beobachtung oder experimentellen Untersuchung mit Nothwendigkeit drängt. Der Arzt, der zuerst seinen Patienten auf Chloroform bewußt- und empfindungslos werden sah, konnte den Kausalzusammenhang nur als einen wahrscheinlichen taxiren, während erst die allmählich wachsende Erfahrung die Sicherheit eines nothwendigen Kausalzusammenhanges ergab. Wohlgemerkt zweifelt aber an letzterer, an einer gesetzlichen Nothwendigkeit, jetzt kein vernünftiger Mensch mehr, obwohl wir über die Art der Bewirkung im einzelnen, über die Kausalsuccession der Vorgänge im Gehirn bei Chloroformirung nicht das allermindeste wissen. Diese vollständige Unerklärbarkeit, die wir übrigens fast bei allen physiologischen Vorgängen antreffen, verhindert also nicht im geringsten die Anerkennung einer kausalen Nothwendigkeit. Das sollen sich namentlich unsre Herren Mediziner gesagt sein lassen, bei denen die Logik manchmal auf schwachen Füßen geht. Um letzteres zu illustriren, will ich einen seinerzeit berühmt gewordenen, aber immer noch nicht erledigten Fall anführen, der für diese Verhältnisse charakteristisch genug ist.

Buhl hatte für München in der Zeitperiode 1856 bis 1865 die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Bewegungen der Grundwasserkurve und der Häufigkeit der Typhusvorkommnisse konstatirt, und Pettenkofer veranlaßte darauf den Mathematiker Ludwig Seidel, jenen Zusammenhang der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu unterziehen. Die Arbeiten von Seidel finden sich im I. und II. Band der Zeitschrift für Biologie und ergeben, daß selbst bei Elimination der jahreszeitlichen Periode eine Wahrscheinlichkeit von 36,000 gegen 1 besteht zugunsten eines gesetzmäßigen, d. h. kausal irgendwie vermittelten Zusammenhangs zwischen Grundwasserschwankung (Bodendurchfeuchtung, Niederschlags-

---

[1]) Wohl bemerkt ist hiemit nicht die Entwicklungslehre als solche gemeint.

[2]) Der Vollständigkeit halber darf nicht verschwiegen werden, daß keineswegs alle Naturforscher einer Aufrüttelung in dem hier gemeinten Sinne bedürfen. Wie mir denn ein alter physiologischer Freund neulich rundweg erklärte, daß er das Buch von Ad. Wagner für gänzlich überflüssig halte, da nur Bekanntes und Selbstverständliches darin gesagt sei. In solcher Aeußerung verräth sich eben der Vertreter derjenigen Wissenschaft, die, zu einem genauen und kritischen Studium der Sinneswahrnehmungen ex officio gezwungen, längst nicht umhin konnte, dem großen Helmholtz folgend, die Apriorität des Raum- und Zeitbegriffes zuzugeben und überhaupt die Form der Erscheinungswelt als eine von unsern Sinnesorganen durchaus abhängige zu konstatiren.

[1]) Das Forschen nach „eigentlichen Ursachen" kann nur etwa den Sinn haben, daß man die Energiegleichung bei einem Vorgang festgestellt zu sehen wünscht. Aber die Energiegleichung, die wir unten noch eingehend an der Hand von Beispielen berücksichtigen müssen, kann heute nur innerhalb des Bereichs der Physik und Chemie, bei Organismen nur in Bezug auf ihren Gesammtstoff- und Kraftwechsel durchgeführt werden. Und dann ist doch klar, daß alle Energiegleichungen ursprünglich aus Beobachtung von Succession hervorgegangen sind. Denn woher sonst, als aus der Erfahrung, sollte der Mensch derartige Erkenntnisse haben? Es ist bedauerlich, daß David Hume und Kant noch immer von so vielen Naturforschern nicht gekannt und verstanden sind.

Digitized by Google

mengen) und Typhusvorkommnissen für die damalige Zeitperiode. Trotz dieser so einleuchtenden Sachlage gibt es aber noch heute Forscher, welche nicht wissen, daß eine so auffallend regelmäßige Succession von Vorgängen an und für sich Kausalität (direkt oder indirekt) bedeutet, und daß wir überhaupt gar keine andere Quelle der Kausalität besitzen als die Erfahrung. Wie denn ein, im übrigen recht verdienstvoller Hygieniker in einer Abhandlung über Wasserversorgung erst kürzlich folgenden Ausspruch gethan hat: „Man darf," sagt er, „ja nicht vergessen, daß zeitliche Koincidenz noch kein kausales Verhältniß begründet, und ich möchte da an die Schwankungen des Grundwasserstandes und die Typhusmortalität Münchens erinnern, wo das Zusammenfallen der Zeit nach von Niemanden geleugnet wird, gegen die ursächlichen Beziehungen aber von vielen und zwar den berufensten Seiten die gewichtigsten Bedenken geltend gemacht werden." Also zeitliche Koincidenz, d. h. Succession von Vorgängen, auch wenn sie mit größter Regelmäßigkeit durch Dezennien hindurch konstatirt wird, soll darum noch keinen Kausalzusammenhang begründen! Und dies steht geschrieben 110 Jahre nach dem ersten Erscheinen von Kants Kritik der reinen Vernunft in einer deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift, und das auffallendste dabei ist, daß beinahe das gesammte Lesepublikum an solchen Sätzen keinen Anstoß nimmt.[1])

Man möchte wohl neugierig werden, zu erfahren, woher denn der Schreiber der vorstehenden Aeußerung seine Kausalität entnimmt, wenn nicht aus der von ihm verachteten bloßen zeitlichen Koincidenz und Succession. Aber die Antwort läßt sich ungefähr errathen; sie würde lauten, daß man einen Kausalnexus nur dort annehmen könne, wo sich der Zusammenhang erklären und im einzelnen begreifen läßt. Und das wagt ein Mediziner zu sagen, ein Vertreter der biologischen Wissenschaften also, in denen fast alle bis jetzt erkannten Thatsachen, d. h. Kausalgesetze beinahe ausschließlich auf der Koincidenz oder Succession ziemlich entfernter Endglieder beruhen, ohne daß eine sogenannte Erklärung, d. h. eine detaillirte Beschreibung der kausalen Successionsreihe im einzelnen bisher irgend möglich gewesen wäre! Oder können wir vielleicht die fundamentalste aller biologischen Kausalthatsachen, daß durch Sperma und Ei die elterlichen Anlagen vollkommen auf das Kind vererbt werden, bisher Schritt für Schritt erklären? Können wir überhaupt irgend einen biologischen Vorgang, mit Ausnahme der rein mechanischen im Sinne des Schreibers jener Zeilen, erklären?

Ich will noch ein Beispiel anführen, um die heute beliebte Art der Behandlung des Kausalproblems zu charakterisiren. Es handelt sich um die seinerzeit von mir beschriebene Ursache der Sporen- oder Samenbildung bei den Milzbrandbakterien. Als solche erkannte ich 1880 den eintretenden Mangel an Nährmaterial, da bei fortgesetzt reichlicher Zufuhr von letzterem die Bildung der Sporen unterbleibt, durch raschen Entzug der Nahrungsstoffe aber jederzeit veranlaßt werden kann. Ein jüngerer Bakteriologe wiederholte in neuester Zeit diese Versuche und fand deren Ergebnisse in allen Punkten bestätigt. Aber, so meint er, die Entziehung der Nahrungsstoffe könne gleichwohl nicht als die „eigentliche Ursache" der Sporenbildung betrachtet werden, wobei er nur leider verschweigt, worin denn nach seiner Meinung diese „eigentliche Ursache" zu erblicken sei. Ich hatte seinerzeit den eintretenden Nahrungsmangel als die „physiologische Ursache" bezeichnet, damit andeutend, daß hierunter der „Reiz", die „Auslösung" (causa occasionalis) zunächst zu verstehen sei, und man sieht aus dem Ganzen nur, zu welchen Unklarheiten die mißverstandene Kausalität zu führen vermag, und daß es viel klüger wäre, in der Biologie sich bei der Kirchhoff'schen Definition zu bescheiden, da eine genaue Beschreibung der Succession ja ohnehin den Kausalzusammenhang enthält. Freilich, welche unter den succedirenden Veränderungen dann als die „eigentliche Ursache" betrachtet werden müßte, dies würde auch aus solcher Untersuchung nicht hervorgehen, denn dies ist ein Punkt, über den bis zum Weltuntergang gestritten werden kann, da über die größere oder geringere Wichtigkeit einzelner Glieder der Kausalreihe ausschließlich subjektives Ermessen entscheidet.

Mit vorstehenden Erörterungen rücken wir nun dem Kausalproblem immer näher auf den Leib, dessen ungeheure Wichtigkeit für die Naturwissenschaft noch ein etwas tieferes Eingehen erfordert. Leider sind sich sehr Viele dieser Wichtigkeit gar nicht bewußt, uneingedenk der historischen Erinnerung an jenen mehr als ein Halbjahrhundert andauernden Streit zwischen Leibniz und Descartes über das Maß der lebendigen Kraft, an dem sich die erleuchtetsten Geister jener Zeit ohne Erfolg betheiligten, den schließlich d'Alembert und dann namentlich der erst 22jährige Kant aufklärten und beendigten, ein Streit, der wesentlich wegen ungenügender Definitionen der in Betracht kommenden Begriffe geführt worden war. Welch schöne Perspektive eröffnet sich da für die biologischen Wissenschaften, in denen die Wenigsten Lust haben, die Begriffe, mit denen sie operiren, vorerst einer genauen kritischen Prüfung zu unterwerfen!

[1]) Die Grundwasserkurve Münchens war eigentlich nie lehrreicher als jetzt, nachdem dieselbe seit 1881 aus zwei Theilen besteht, einem älteren 1856—1881, in welchem die erwähnte Koincidenz von Grundwasserschwankungen und epidemischen Typhusvorkommnissen überzeugend sich ausspricht, und einem neueren 1881—1898, in welchem von derartiger Koincidenz trotz fortdauernder Grundwasserschwankungen nichts zu bemerken ist, da eben die Typhusepidemien überhaupt fehlen. Hiedurch wird klar illustrirt, entgegen der übelwollenden Deutung Einzelner, daß nicht etwa das Grundwasser an und für sich als Ursache des Typhus angenommen werden soll, sondern daß ein weiteres Kausalglied zum Effekt absolut erforderlich ist, das eben seit 1881 fehlt: die ausgiebige Verunreinigung des Bodens mit organischen Substanzen.

Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.[1])

-el. Von den vier Beiträgen, die der neueste Band dieses Jahrbuchs enthält, beschäftigt sich mit Grillparzer selbst unmittelbar nur ein einziger: dieser eine ist aber um so willkommener und interessanter, als er den erfolgreichen und vielverheißenden Anfang macht, die Beschäftigung mit dem Dichter nach einer Seite hinzulenken, die bisher sehr mit Unrecht so gut wie ganz vernachlässigt, ja wohl auch unterschätzt wurde: seine Lyrik. Nun sollte man doch meinen, wer in die Sammlung seiner Gedichte einmal einen mehr als flüchtigen Blick geworfen hätte, dem müßten daraus wenigstens einzelne Kleinode entgegengeleuchtet haben, die ihn zu wiederholter liebevoller Betrachtung hätten einladen müssen. Nur freilich, man dürfte sich nicht stoßen an einzelne nicht abzuleugnende Härten und Unfertigkeiten; man dürfte sich den Genuß nicht verleiden lassen durch gewisse, nicht immer erfreuliche Eigenheiten der Individualität, die in diesen oft so sehr persönlichen Bekenntnissen natürlich noch stärker zutage treten als sonst, und durch Dunkelheiten, die verschuldet sind durch die uns heute bereits von dem Dichter trennende Zeit. Dieser ist selbst nicht dazu gekommen, seine lyrischen Gedichte zu sammeln; es blieb bei einem Anlauf dazu, nur für einen recht kleinen Theil und eine keineswegs das Vollendetste vollzählig in sich vereinigende Auslese; ganz abgesehen von der für die Wirkung nichts weniger als gleichgültigen Anordnung läßt sich nicht einmal der endgültig gewollte Wortlaut

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiet von Karl Glossy. Siebenter Jahrgang. Wien, Karl Konegen 1897.

jedes einzelnen Gedichtes immer mit der wünschenswerthen Sicherheit feststellen: um so dringender bedürften wir einer kritischen Ausgabe, die uns für das Unfertige mancher dieser kleinen Kunstwerke entschädigte durch den Einblick in deren Werden, in die Werkstätte und die künstlerischen Absichten des Dichters und in dessen Entwicklung; und ebenso, ja für weitere Kreise noch dringender brauchten wir Erläuterungen, die diese lyrischen Bekenntnisse in ihrem biographischen und geschichtlichen Zusammenhang allseitig beleuchteten und uns dadurch das Fremdgewordene wieder nahe brächten, das Dunkle aufklärten. Nach beiden Richtungen machen die von Sauer vorgelegten „Proben eines Kommentars zu Grillparzers Gedichten“ einen höchst werthvollen Anfang. Und wer sollte auch dazu berufener sein, als der Herausgeber und künftige Biograph Grillparzers, der durch seine langjährige Beschäftigung und Vertrautheit mit dem Dichter und seiner Zeit, sowie seinem ungedruckten Nachlaß, soweit er heute überhaupt zugänglich ist, von vornherein gegen jeden Andern im Vortheil ist? Einen nennenswerthen Vorgänger hat er nur in Theobald v. Nizy, dessen Verdienste gerade um Grillparzers Gedichte stets in Ehren bleiben werden. Aber wenn dieser auch alles hätte sagen wollen, was er bei seinen nahen Beziehungen zum Dichter und seiner vertrauten Kenntnisse der Verhältnisse und Erlebnisse, aus denen diese „Gelegenheitsgedichte in der edelsten Bedeutung des Wortes“ hervorgingen, hätte sagen können; wenn er auch nicht trotz dieser doch manchmal fehlgegriffen hätte, wie Vielen ist heute sein „für Freunde als Handschrift“ gedrucktes „Wiener Grillparzer-Album“ (Stuttgart, 1877) überhaupt noch erreichbar? Und wie weit geht jetzt Sauer auch über das von ihm Gebotene hinaus. Man kann nur wünschen, daß der glückliche Anfang, wie der Verfasser hofft, auch Andere zur Nachfolge reize, vor allem aber, daß er selbst fortfahre.

Für diesmal behandelt er zunächst drei Gedichte, von denen aber bei der Gelegenheit zugleich auch auf andere damit zusammenhängende einiges Licht fällt: den „Abschied von Gastein“, eines der bekanntesten und bewundertsten Gedichte Grillparzers, „Die Ruinen des Campo vaccino“, nicht minder berühmt schon wegen des verhängnißvollen Einflusses auf den weiteren Lebensgang des Dichters, und endlich das wohl weniger allgemein bekannte, aber ebenso durch die Schärfe der Satire, als durch die sieghafte Erhebung des Schlusses ausgezeichnete Gedicht „Bretterwelt“: jedes davon gibt in seiner Art verschiedenen Anlaß zu eingehender Erörterung und sie eignen sich daher gut zu „Proben“ eines Kommentars. Beim „Abschied“, der im einzelnen keinerlei Schwierigkeiten bietet, handelt es sich zunächst darum, den richtigen Zeitansatz (1818) im ersten Druck gegen den Widerspruch Nizy's und damit die richtige Beziehung des Gedichtes zu sichern; ganz besonders zeigt sich aber hier einmal, wie fruchtbar und interessant, nicht bloß für den Philologen, sondern für Jeden, dem es um wirkliches tieferes Verständniß zu thun ist, handschriftliche Lesarten werden können: schon aus den seit mehreren Jahren vorliegenden Briefen Grillparzers an Schreyvogel (Jahrbuch 1. Bd.), konnte man wissen, ja bei genauerer Betrachtung von wahrhaft künstlerischem Standpunkt hätte es eigentlich längst das Gedicht selbst verrathen müssen, daß es so, wie wir es von der Aglaja her zu lesen gewohnt waren, nur ein Bruchstück, eine Exposition ohne Folge und Abschluß ist; jetzt lernen wir durch Sauer unter andern handschriftlichen Aufzeichnungen [1]) auch den ursprünglichen Entwurf mit wiederholten Ansätzen zur Vollendung des Ganzen kennen, die aber nie zum Abschluß gediehen: dadurch eröffnet sich uns nicht nur im einzelnen ein höchst schätzenswerther Einblick in die poetische Gestaltung der Gedanken, sondern, was wichtiger ist, in die künstlerische Absicht des Dichters, wodurch wir auch das Fertiggewordene erst richtig würdigen können; wir gewinnen auch einen ebenso interessanten Ausblick auf weitere Beziehungen zu anderen Dichtungen, lyrischen und dramatischen (Sappho) und zurück zu Goethe's „Tasso“. Auch bei den „Ruinen“ sind die Lesarten nicht ganz ohne, aber doch nicht entfernt von gleichem Interesse; selbst die Einzelerklärung, die vor allem in den Schauplatz womöglich nach dem damaligen Stand der Kenntniß des alten Rom einzuführen hat, ist nicht die Hauptsache; vor allem galt es hier, gegen die nachträgliche nothgedrungen abschwächende Selbsterklärung des Dichters in seinem Rechtfertigungsschreiben an den Polizeipräsidenten Graf Sedlnitzky den ursprünglichsten Sinn in seiner ungeschwächten Schärfe und Kraft wiederzugewinnen und unverschleiert dessen Standpunkt darzulegen, wie er bestimmt ist durch die Nachwirkung der josephinischen Aufklärungsgedanken, der Lebensluft seiner frühen Jugend, andrerseits durch den Gegensatz zu der seither schon lange immer zielbewußter und zuversichtlicher vordringenden katholischen Rückströmung und deren literarischen Vorkämpfern, wie Zacharias Werner, dessen mystisch-glaubenseifriger Verherrlichung des kirchlichen Rom er in derselben Aglaja, ja zum Theil in demselben Jahrgang für 1820 dieses und andere Gedichte seiner eigenen Pilgerfahrt nach Italien entgegensetzt. Bei dem dritten Gedicht „Bretterwelt“ tritt das philologische Interesse an der Ueberlieferung weit zurück gegen andere Fragen: hier that vor allem Einzelerklärung noth, namentlich der Thiermasken, unter denen der Dichter die von seiner Satire betroffenen vornehmen Logenbesitzer für uns verhüllt, für seine Zeitgenossen dagegen vielmehr so zum Greifen kenntlich hinstellte, daß man wirklich um Th. v. Nizy an einer gleichzeitigen Veröffentlichung zweifeln möchte; eine werthvolle Grundlage boten dem Verfasser dafür die ihm von Lewinsky mitgetheilten, auf der Tradition des Wiener Burgtheaters und der Wiener Gesellschaft beruhenden Deutungen, die er nunmehr urkundlich bestätigt und weiter führt. Die Einzelerklärung bleibt auch der Faden, an den sich andere wichtigere Darlegungen anreihen: der Entstehungszeit, der Beziehungen zu anderen Gedichten Grillparzers und zu literarischen Vorbildern und endlich auch des hohen Standpunktes, zu der sich der Dichter zuletzt über seinen Ausgangspunkt, die persönliche und allgemeine Satire, emporschwingt.

Es ist ein besonderer Vorzug dieser Ausführungen, daß sie die Gedichte in ihrem ganzen literarhistorischen Zusammenhang beleuchten. Daß der Verfasser dabei auch etwaigen Vorbildern nachspürt, ist nur recht und billig, und was er z. B. über den Einfluß Blumauers auf den jungen Grillparzer beibringt, gehört mit zu den lehrreichsten und dankenswerthesten Theilen der ganzen Arbeit. Gleichwohl soll ein grundsätzliches Bedenken gegen die Methode, wie diese und andere Nachweise manchmal im einzelnen geführt sind, nicht verschwiegen bleiben. Daß zu den literarischen Voraussetzungen und Vorbildern der „Ruinen“ u. a. auch „Die Götter Griechenlands“ gehören, müßte einleuchten, auch wenn es der Dichter nicht selbst angedeutet hätte, und es ist zu erwarten, daß die „verwandte Weltanschauung und der verwandte Grundgedanke“ auch „vielfach zu ähnlicher Ausdrucksweise“ geführt haben werden, wiewohl man

[1]) Eine darunter, von Karoline Pichler 1819 aus dem Gedächtniß niedergeschrieben und von Grillparzer nachträglich durchkorrigirt, ist im Faksimile vorgelegt; eine willkommene Zugabe, nach der man die in der Unterscheidung der Hände nicht immer ganz genauen Angaben in den Lesarten einigemale ergänzen kann. Ob sonst nicht doch der erste Entwurf eine solche Wiedergabe mehr verdient hätte, mag dahingestellt bleiben. Maßgebend war wohl der Umstand, daß die Handschrift der Pichler sich im Privatbesitz befindet und daher nicht so leicht zugänglich ist.

auch da manchmal über ein vorsichtiges „Vielleicht" nicht hinauskommt. Wenn dann aber in formeller Beziehung die Aehnlichkeit der Strophe besonders stark betont wird, so wird doch offenbar auf die Verschiedenheit (bei Schiller sieben fünffüßige Zeilen und nur eine vierfüßige als Abschluß, bei Grillparzer durchaus vierfüßige) zu geringes, auf das Uebereinstimmende (Achtzeiligkeit, Reimschema und trochäischer Rhythmus) ein zu großes Gewicht gelegt, zu groß schon deßhalb, weil bei Grillparzer doch eine der einfachsten und verbreitetsten Strophenformen vorliegt. Und ebenso brauchte sich dieser wohl auch „zu der häufigen Verwendung von Fremdworten, besonders Eigennamen im Reim" umsoweniger „durch sein Vorbild verleiten" zu lassen, als diese „weniger erfreuliche Eigenthümlichkeit durch den Stoff" nicht nur zu „entschuldigen", sondern geradezu bedingt ist, mindestens daraus sich ungezwungen von selbst erklärt, und als Grillparzer darin ungleich maßvoller ist als sein Vorbild (bei gleicher Verszahl nur 8 gegen 14 Fälle). Später scheinen diese Reime dem Verfasser „fast mehr in der Art Blumauers, als in derjenigen Schillers" zu sein; aber zum Theil gilt hier dasselbe (welcher Reim auf „Rom" läge näher als „Dom" oder „Strom", sei's einfach oder in Zusammensetzungen, wie „Siegesdom", „Tiberstrom"?), zum Theil dienen sie bei Blumauer offenbar auch der travestirenden Absicht, die Grillparzer in diesem Gedicht trotz aller Schärfe fern liegt und natürlich auch vom Verfasser nicht zugemuthet wird. Aehnlich steht es mit der „Bretterwelt". Niemand wird die Beobachtung, daß darauf Goethe's „Vorspiel auf dem Theater" zum „Faust" nicht ohne Einfluß war, leugnen wollen; nur daß der Dichter mittlerweile (1835) noch reifer und selbständiger geworden war und daher einzelne Anklänge noch vorsichtiger zu wägen sind, als in dem älteren Gedicht. Wenn seine Eintheilung des Theaterpublikums in Thoren und Kluge schon einmal — und gewiß mit Recht — auf die biblische Parabel zurückgeführt wird, wie viel Bedeutung hat denn für ihn noch Goethe's Zweitheilung: „Halb sind sie kalt, halb sind sie roh"? Und brauchte er — von anderem zu schweigen — um diese Zeit nach den eigenen Theatererfahrungen noch erst des großen Vorbildes, um zu wissen, wie launenhaft die Menge der Zuschauer sei und daß sie in ihrer Geistesarmuth stets hast'gen Drangs nach dem Neuen strebe? Nun aber auch kein Mißverständniß! Es soll nicht etwa einer stumpfen Achtlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen diese Beobachtungen das Wort geredet werden. Gemacht müssen sie werden, sonst entgingen uns leicht wichtige Beziehungen; und daß der Verfasser sehr glücklich und lehrreich zu beobachten versteht, bedarf keiner Versicherung; wie viel Gewicht aber auf eine solche Beobachtung im einzelnen zu legen, wie sie jedesmal zu verwerthen ist, das ist eine andere, oft sehr heikle Frage. Thun wir darin zu viel, so laufen wir Gefahr, die Selbständigkeit jedes Jüngeren dem Aelteren gegenüber von vornherein zu sehr zu beschränken und einer unlebendigen Anschauung von dem Entstehen eines ersten Kunstwerks wenn auch nicht selbst zu verfallen, so doch Vorschub zu leisten. Und nur deßhalb lohnt es sich überhaupt, ein solches Bedenken gegen eine sonst so treffliche Arbeit auszusprechen, der man sich für so reichliche Belehrung zu Dank verpflichtet fühlt.

Auch für die zwei Nummern des „Anhangs". In der ersten wird vollständiger als in einem früheren Privatdruck ein merkwürdiges, wahrscheinlich auf der Rückreise aus Deutschland 1826 flüchtig und fragmentarisch hingeworfenes Gedicht mitgetheilt und aus anderweitigen Aeußerungen des Dichters erläutert, das mit einer warmen Begrüßung der Heimath beginnt („Sei mir gegrüßt, mein Oesterreich") und in einen scharfen Ausfall gegen die gleißnerisch frömmelnde Romantik (Fr. Schlegel) endet. In der zweiten werden zu dem angeblich Grillparzer'schen Gedicht „Lösche die Lampe", dessen Unechtheit der Verfasser im fünften Band des Jahrbuchs bereits dargethan hat, andere Dichtungen in gleichem Stil aus Grillparzers nächster Umgebung nachgewiesen und zum Theil wieder abgedruckt, durch die, wenn auch nicht gerade der Dichter selbst schon ohne weiteres ermittelt, doch der ehemalige Irrthum über den Verfasser erklärlich wird.

Sind diese Kommentarproben, die genau die Hälfte des Bandes füllen, auch der einzige Grillparzer unmittelbar gewidmete Beitrag, so dursten doch auch die wenigen übrigen nicht bloß deßhalb ihre Stelle im Jahrbuch ansprechen, weil dieses schon seit dem dritten Bande sich zum Sammel- und Mittelpunkt für die Studien über neuere deutsch-österreichische Literatur erhob; sie treten doch auch zugleich durch den Gegenstand, den sie behandeln, die auch für Grillparzer bedeutsamen Zustände und Strömungen, die sie uns näher kennen lehren oder flüchtiger berühren, zu dieser selbst wieder in engere oder losere Beziehung.

Das gilt zum Theil auch für die von Anton Schlossar mitgetheilten und erläuterten „Zwei Briefe von Zedlitz an Joseph von Hammer-Purgstall". Sie sind beide aus dem Jahre 1830, aus München (14. Januar) und Stuttgart (30. Januar) geschrieben, wohin ihn der Wunsch, in Cotta einen Verleger für seine Dichtungen zu finden, führte. Indem er aber aus diesen Städten ausführlich über seine Beobachtungen von Personen und Zuständen, namentlich über den besonders verehrten König Ludwig I. und seine Audienz bei ihm berichtet, unterläßt er es auch nicht, vergleichende Rückblicke auf die heimischen Verhältnisse, die Bildungsfreundlichkeit und Bigotterie, die geheime Polizei und die Zensur, lauter Dinge, die auch Grillparzer, ja diesem weit ernster und tiefer als dem Briefschreiber, selbst zu schaffen machten. Es ließen sich da mancherlei, nicht uninteressante Vergleichungen anstellen. Ob die Hoffnung des Herausgebers, daß derlei freimüthige Aeußerungen „manche falsche Ansicht über den Charakter des Freiherrn" berichtigen würden, in Erfüllung gehen werde, ist noch die Frage: Der Freisinn des Dichters der zwei Jahre früher erschienenen „Todtenkränze" — und der redet doch auch in diesen Briefen — rechtfertigt nicht den späteren Offiziosus der Wiener Staatskanzlei. Der Abdruck leidet ein paarmal an sinnentstellenden Lese- (schwerlich bloßen Druck-) Fehlern, die man ohne Einsicht in die Orginale nicht durchaus sicher richtigstellen kann.

Die beiden anderen Beiträge versetzen uns in die Zeit vor Grillparzers Auftreten zurück; aber gerade sie führen uns geistige Strömungen vor Augen, die noch auf ihn fördernd und hemmend nachwirkten: die bildungs- und aufklärungsfreundlichen Bestrebungen der Theresianischen und Josephinischen Zeit, aber auch die rückschrittlichen, die bald darauf, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, begannen und immer rücksichtsloser vordrangen.

Der kleinere dieser beiden Aufsätze von Eugen Probst ist ein pietätvolles Erinnerungsblatt für Johann Baptist v. Alxinger zur hundertsten Wiederkehr seines Todesjahrs (1. Mai 1797). Er würdigt den Mann, den man gemeiniglich nur als Verfasser zweier romantischer Epopöen und Nachahmer Wielands, noch dazu meist in einem Athem mit Blumauer, zu nennen pflegt, ohne Umständlichkeit und Ueberschätzung einsichtig und allseitig als Dichter: nicht bloß der Epiker, auch der Verfasser lyrischer und didaktischer Gedichte, von denen neben den Freimaurerliedern besonders die von der Zensur seinen Landsleuten zum Theil vorenthaltenen Lehr- und Strafgedichte für Oesterreich eine größere Bedeutung gewinnen, dramatischer Versuche von allerdings geringem Erfolg und poetischer Uebersetzungen; er betont dabei mit Recht den immer stärker sich entwickelnden Gegensatz zwischen Alxinger, dem Vertreter des höheren

Digitized by Google

Stils und der strengen Form, die er selbst als Nachahmer Wielands gegen diesen wahrt und der satirisch-parodistischen Dichtung und Formlosigkeit Blumauers. Endlich wird auch der Kampf geschildert, den Alxinger in den 90er Jahren gegen die Parteigänger der Reaktion, die Hoffmann und Hofstätter, aufnahm. So gewinnt das Bild des Mannes, ohne ihn zu einem großen Dichter emporzuschrauben, nach allen Seiten an Schärfe und Bedeutung.

Die österreichische Zensur! Ueberall begegnen wir ihr in jenen Zeiten als einer geistigen Macht und doch sind wir noch weit entfernt, eine Geschichte von ihr zu besitzen. Da ist es denn höchst erfreulich, von dem mit den Wiener Verhältnissen so vertrauten Redakteur des Jahrbuchs selbst, von Glossy, hiezu einen Beitrag zu finden. Der Aufsatz „Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur", vorläufig der erste Theil, ist, an Umfang der zweitstärkste, ueben und mit Sauers Kommentarproben das Bedeutendste, was uns dieser Jahrgang gebracht hat. Angeklagt, geschmäht, ist die Zensur oft genug worden. Dem Verfasser ist es um eine objektive kritische Würdigung zu thun und darum bringt er die Wiener Theaterzensur (mit der Bücherzensur befaßt er sich nicht) in Verbindung mit der Bühne. Das bestimmt seinen Standpunkt, der keineswegs von vornherein der einer einseitigen Verurtheilung ist. Ungedrucktes Material aus Wiener Archiven wird reichlich und mit gewohnter Umsicht neben der gedruckten Literatur herangezogen. Das bis jetzt Vorliegende reicht ungefähr bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts und zerfällt in vier Abschnitte. Der erste, gewissermaßen die Vorgeschichte, behandelt die vortheresianische Zeit. Bis zum 18. Jahrhundert bleiben unsre Kenntnisse wegen Mangels an Quellen leider sehr unzulänglich: nicht einmal die Kompetenz der Behörden in Theatersachen läßt sich sicher begrenzen. Von einer eigentlichen Zensur kann auch der extemporirten Komödie gegenüber keine Rede sein: man konnte bei der Ertheilung der Licenzen „Ehrbarkeit und Modestie", Vermeiden aller „Aergernus" einschärfen; fand solche Warnung wie gewöhnlich kein Gehör, so blieb nur ein nachträgliches Eingreifen übrig. Höhere Gesichtspunkte darf man übrigens auch bei den Behörden nicht suchen: auch sie sehen die Schaubühne nicht als eine Stätte der Bildung, sondern nur der „Ergötzung" an; höchstens schwang man sich zu dem polizeilichen Standpunkt auf, eben dadurch die Leute von gefährlichen „conventiculis oder Zusammenkünften" abzuhalten. Erst in dem schul- und aufklärungsfreundlichen Zeitalter Maria Theresia's und Josephs II. wird das anders. Diesem sind der zweite und dritte Abschnitt gewidmet, und da ist der Nachweis des Zusammenhangs der Theaterzensur mit den Bestrebungen für Schule und Bildung lehrreich: jetzt wird oder soll wenigstens auch die Bühne eine Schule der Sitten und des Geschmacks werden und in diesem Zusammenhang, in dem Kampf gegen sittliche und ästhetische Roheit und Verwilderung, in der langsamen Hebung der unzulänglichen dramatischen Produktion, muß die Zensur wirklich als eine wohlthuende Einrichtung erscheinen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wirksamkeit, die allerdings nur kurze Zeit Sonnenfels als Zensor entfaltete. Mit ihrer Schilderung schließt der zweite Abschnitt. Der dritte theilt uns Näheres mit über dessen Nachfolger, den auch an der Schulreform betheiligten Regierungsrath Hägelin, der, zugleich Bücherzensor, bis 1805 das schwierige Amt versah und eine ungeheure Arbeitslast, durch Jahre hindurch sogar unentgeltlich, auf das gewissenhafteste bewältigte. Auch über das Eingreifen anderer, den Zensor mehrfach beschränkender Faktoren werden wir belehrt, so u. a. der Schauspieler, über deren Vorzensur die zum Theil erhaltenen Protokolle wertvolle Aufschlüsse geben, und nicht zuletzt des Monarchen selbst. Die wohlgemeinte und, so lange der Zögling einer solchen beschränkenden Leitung bedurfte, auch wirklich wohlthuende Einrichtung hätte aber, über diese Zeit hinaus festgehalten, doch zu einer hemmenden und darum schädlichen Fessel werden müssen, auch wenn nicht eine Rückstauung jener bildungsfreundlichen Strömung eingetreten wäre, von der sie ursprünglich getragen war. Diese trat aber nach Josephs Tod nur zu bald ein. Das Theater wird in den Augen der Behörden wieder eine bloße „Ergötzung" zum Lachen oder Gruseln, zugleich auch ein bequemes Mittel „von anderen gefährlichen, ernsten Zerstreuungen abzuhalten". Kasperl darf wieder frech werden und den Extemporaverboten trotzen, indeß die Furcht vor „gefährlichen Grundsätzen", Theater und Zensur mehr und mehr von der Polizei abhängig macht und die Neigung, zu verdächtigen hervorlockt, vor der zuletzt dem Zensor selbst keine andere Zuflucht bleibt als immer größere Strenge. In diese Zeit führt uns noch der letzte Abschnitt ein; aus ihr stammt auch die darin mitgetheilte Denkschrift, die Hägelin 1795 in amtlichem Auftrag als Leitfaden für die Theaterzensur in Ungarn verfaßte. Ein in jeder Beziehung interessantes Schriftstück: charakteristisch zunächst für die neue, bereits durch die französische Revolution veränderte Zeitlage, die manches, woran früher niemand Anstoß nahm, „dermal" als zulässig erscheinen ließ; immer aber auch belehrend über die frühere Zeit, in der der Verfasser seine reichen Erfahrungen sammelte und die ihn leitenden Grundsätze gewann; charakteristisch auch für diesen selbst, den Schüler Wolffs, der, zugleich ein eifriger Katholik und ein ehrlicher Mitarbeiter im Dienste der reformfreundlichen Aufklärung, deren Anschauungen auch unter veränderten Verhältnissen, bei aller nothgedrungenen Rücksicht auf diese nicht schlechtweg verleugnet und preisgibt.

Der Fortsetzung des Glossy'schen Beitrags im nächsten Bande darf man mit berechtigter Erwartung werthvoller neuer Aufschlüsse entgegensehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. Conrad der Leutenant. Eine Darstellung von Karl Spitteler. Berlin, Verlag der Romanwelt, 1898. — Von Karl Spitteler ist in deutschen Literaturberichten nicht häufig die Rede. Er macht es den Lesern nicht leicht und den Kritikern auch nicht. Daß er unter den zeitgenössischen Dichtern auf einsamer Höhe eine ganz hervorragende Stellung einnimmt, halten wir schon mehrfach (z. B. Beilage 1893 Nr. 42, 1896 Nr. 300) darzulegen Gelegenheit, und wir haben da ausführlich erörtert, daß er eigentlich nur in seinen tiefsinnigen, schweren Gleichnißdichtungen sich ganz gibt. Aber zuweilen lüstet's ihn zu zeigen, daß er nicht blaß hoch zu Roß, daß er auch unter den Fußgängern seinen Mann stellt. Das hat er vor Jahren in dem Idyll „Gustaa", in der realistischen Studie „Friedli der Kolderi" bewiesen und jetzt in noch höherem Grade in „Conrad der Leutenant". Wir stehen nicht an, diese „Darstellung", als welche der Verfasser das Büchlein bezeichnet, den besten Dorfgeschichten zur Seite zu stellen, die wir je kennen lernten. Freilich keine mit Behagen zu genießende, keine frisirten und zurechtgemachten Dorfbewohner, sondern alle so rauh, herb und düster, daß wohl die Mehrheit des Lesepublikums zuweilen gan zuwideren Gefühlen übermannt werden mag. „Darstellung" nennt Spitteler eine besondere Form der Prosa-Erzählung mit dem Ziele denkbar innigsten Miterlebens der Handlung. Die Hauptperson wird gleich mit dem ersten Satze eingeführt und hinfort nie mehr verlassen. Es wird ferner nur mitgetheilt, was jene wahrnimmt, und das so mitgetheilt, wie es in ihrer Wahrnehmung sich abspiegelt. Endlich wird die Handlung lebensgetreu Stunde auf Stunde begleitet, so daß der Erzähler sich nicht gestattet, irgend einen Zeitabschnitt als angeblich unwichtig zu überspringen. Erweist sich bei dunklen Staffen nach dem Tode der Hauptperson noch ein ab-

Digitized by Google

schließender Ausgang als nothwendig, so wird dieser aus der Perspektive einer überlebenden zweiten Hauptperson nach den nämlichen Gesetzen gearbeitet. Dieses Programm, dessen Erläuterung nur nicht nothwendig gewesen wäre, hat der Verfasser mit vollendeter Kunst durchgeführt. Innerhalb weniger Stunden vollzieht sich die Handlung, die wir durch die Augen des Helden miterleben bis zu dem Augenblick, da dieser nach der großen Schlägerei im Tanzsaale des Pfauenwirthshauses in Herrlisdorf dem Messer eines feigen Burschen zum Opfer fällt. Dann tritt die schöne stolze Bernerin Cathri in den Vordergrund, eine prachtvolle, kernige Frauengestalt. Die Verhältnisse im Hause sind ausgesucht häßliche. Der Vater tyrannisch und dösartig, den Kindern feind und von ihnen gehaßt, die Mutter weheidig und weinerlich und die Schwester hängt in bewundernder, aber egoistischer, gegen jede Theilung kämpfender Liebe an dem Bruder. Alles Licht geht von Cathri aus, die, „hochgewachsen, stattlich und holzgerade aufrecht", ein Bild von Gesundheit an Leib und Seele ist und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Es ist zweifellos bewußt und gewollt, daß das weiche Weibliche ihr fehlt, daß die Gemüthsseite nur schwach hervortritt. „Der schwarze Sonntag von Herrlisdorf" hieß unsres Wissens die Geschichte, als sie zuerst in einer Zeitschrift erschien. Der eine Nachmittag entscheidet zwei Menschengeschicke, das Ermannen Conrads gegen die Zuchtruthe des Vaters, seine erwachende Neigung zu der wackeren Cathri, seine männliche Haltung in der Darfschlucht und sein rasches Ende und dabei der Uebergang von der Liebe Cathri's zu ihm, ihrem raschen Entfremden und ihrer Vertreibung. Der Kampf der beiden Frauen an seiner Leiche, der Ausbruch des Hasses der eigensüchtigen Schwester Anna gegen die, die sein Herz ausfüllte, ist von tragischer Kraft. Die einzelnen Scenen sehen wir in voller Lebendigkeit vor uns, mit besonderer Plastik das erste Erscheinen der Kellnerinnen, den Kampf zwischen den feindlichen Bauern und dessen tragisches Nachspiel. Auch jede einzelne Gestalt ist mit voller Lebenswahrheit gezeichnet. In der ganzen Geschichte ist kein todter Punkt, nichts, was überflüssig genannt werden könnte, alles entwickelt sich Schlag auf Schlag. Conrad der Leutenant ist keine schöne erquickende Geschichte, aber ein Kunstwerk hohen Ranges.

* **München,** 27. Juni. Bei der Stiftungsfeier der Ludwig Maximilians-Universität wurden folgende neue Preisaufgaben (für das Studienjahr 1898/99) bekanntgegeben: a) Theologische Fakultät. „Es soll die Vertheidigung der Gottheit des heiligen Geistes durch die griechischen Väter des 4. Jahrhunderts dargestellt werden." b) Juristische Fakultät: „Darstellung des Verbrechens des unlauteren Wettbewerbs unter der Erörterung der Stellung desselben im System des Strafrechts." c) Staatswirthschaftliche Fakultät. Die pro 1897/98 gegebene Preisfrage: „Ziel und Aufgabe der Privatwaldwirthschaft in der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des bäuerlichen Grundbesitzes", wird wiederholt und folgende neue dazu gestellt: „Die Fakultät wünscht eine Untersuchung darüber, welche Wirkungen in einem Einzelfall in Deutschland die Binnenschiffahrt 1877 bis 1898 ausgeübt hat. Dies soll entweder derart geschehen, daß die Zufuhr- und Absatzbedingungen eines einzelnen Erwerbszweigs innerhalb eines Verkehrsgebiets geschildert werden, aber derart, daß die Zufuhr und Absatzbedingungen für einen Verkehrsmittelpunkt mit Rücksicht auf alle in Betracht kommenden Erwerbszweige erforscht werden. — Die Wahl des Erwerbszweiges, dessen Interesse an der Verkehrspolitik untersucht wird, aber des Verkehrszentrums, dessen vielseitige Verkehrsbeziehungen dargestellt werden, bleibt dem Bearbeiter überlassen. Sofern das tarifgeschichtliche und statistische Material nicht für die gesammte Zeit 1877—1898 ausreicht, ist die Beschränkung der Arbeit auf die Entwicklung 1885—1898 zulässig." d) Medizinische Fakultät: „Es soll durch klinische und experimentelle Untersuchungen festgestellt werden, ob und in welcher Weise eine primäre Desinfektion frischer, aber infizirter Wunden durchgeführt werden kann." e) Philosophische Fakultät: I. Sektion: „Die Bedeutung des Boethius für die Ueberlieferung der Aristotelischen Philosophie." II. Sektion: Die zweimal wiederholte Preisaufgabe: „Vergleichende Anatomie des Insektenherzens" wird nochmals wiederholt, dazu die neue Preisfrage gestellt: „Die verschiedenen Theorien über das Wesen des Zodiakallichtes sollen mit den wichtigsten Thatsachen, welche durch Beobachtungen festgestellt worden sind, verglichen werden, unter besonderer Berücksichtigung der neueren Resultate der astronomischen Photometrie." — Endtermin für die Einreichung der Bearbeitungen ist der 30. April 1899.

□ **Würzburg,** 24. Juni. In der anatomischen Anstalt der hiesigen Universität wurde auf dem Präparirboden eine Leiche mit eingekapselten Trichinen gefunden. Die Muskeln, die herauspräparirt wurden, sind von der Anstalt Hrn. Dr. Gocht, Sekundärarzt in der Professor Dr. Haffa'schen Klinik, übergeben worden. Dieser hat mittelst Röntgenstrahlen Photographien von Muskeln aufgenommen. Es gelang, auf der Platte und auf den Abzügen die Trichinen sichtbar darzustellen. Die Möglichkeit, eingekapselte Trichinen mit Röntgenphotographien auf die Platte zu bekommen, beruht darauf, daß die Kapseln alter Trichinen sehr stark verkalkt sind.

* **Berlin,** 25. Juni. Vorgestern starb hier, erst 35 Jahre alt, der Professor an der thierärztlichen Hochschule Wilhelm Eber. Er hat sich in geistiger Umnachtung mit Sublimat vergiftet und ist dieser Vergiftung nach mehrtägigem qualvollen Leiden erlegen. Eber war in Hannover geboren und hatte seine Studien in Berlin gemacht, wo er auch eine Zeitlang Assistent an der medizinischen Klinik der thierärztlichen Hochschule war. Nachher folgte er einem Rufe als Medizinal-Assessor und Dozent nach Jena. 1895 wurde er nach Berlin als Lehrer der Pharmakologie und Leiter der Klinik für kleine Hausthiere zurückberufen. Ebers Spezialgebiet war die praktische Chemie. Während seiner Assistentenzeit trat er mit einer Arbeit über Eserin heraus, welcher sehr exakte chemische Untersuchungen folgten. Praktisch werthvoll wurden seine Arbeiten über Nahrungsmitteluntersuchung. Dabei war Prof. Eber ein sorgsamer und erfolgreicher Lehrer und Herausgeber des „Veterinär-Kalenders". Bei seiner aufreibenden Arbeit drückte ihn schon seit einiger Zeit der Gedanke, er werde seiner Lehrpflicht auf die Dauer nicht gewachsen sein. Dies veranlaßte ihn zu dem traurigen Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen.

* **Breslau,** 26. Juni. Seinem großen Fachgenossen Kerner in Wien ist Professor Ferdinand Kohn, der hervorragende Pflanzenphysiologe, rasch im Tode nachgefolgt. Ein Herzschlag hat gestern seinem Leben unerwartet ein Ende bereitet. Kohns Name ist mit dem madernsten Zweig der Biologie, der Bakterienforschung, unlösbar verknüpft. In 50jähriger unablässiger Arbeit hat dieser Gelehrte wesentlich, und zum Theil neue Bahnen eröffend, mit dazu beigetragen, die Pflanzenkunde auf der neuen Grundlage der Zellentheorie und mit Hülfe einer ganz ungeheuer rasche Fortschritte machenden mikroskopischen Beobachtung auszubauen. Er gehört durch seine im Jahre 1854 veröffentlichten Entdeckungen über die pflanzliche Natur der Bakterien mit zu den Schöpfern einer neuen, in theoretischer wie praktischer Hinsicht so ungemein folgereichen Wissenschaft. Die großen Bakterienforscher Koch (dieser war sein unmittelbarer Schüler), Weigert u. A. konnten ihre Untersuchungen nur auf der Grundlage, die er geschaffen, in so großartiger Weise, wie es geschehen ist, ausführen. Dena Kohn, den man mit Recht den „Pilzforscher" schlechthin nannte, eröffnete durch seine Arbeiten die genauere Kenntniß der Morphologie der kleinsten Lebewesen und begann sie systematisch darzustellen. Aus seinem Laboratorium gingen eine Reihe der hervorragendsten Arbeiten und Arbeiter auf diesem Gebiet hervor. Kohns Lebensgang war, wie der so mancher großen Gelehrten, sehr einfach. Am 24. Januar 1828 in Breslau geboren als Sohn einer hochangesehenen und gebildeten Kaufmannsfamilie, studirte er dort und in Berlin Naturwissenschaften und habilitirte sich, im Alter von 22 Jahren, als Privatdozent für Botanik in Breslau. Neun Jahre später, nachdem er durch seine pflanzen-physiologischen Arbeiten bereits die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Gelehrtenwelt in hervorragendem Maße auf sich gelenkt, wurde er zum außerordentlichen, und 12 Jahre darauf, im Jahre 1871, zum ordentlichen Professor an derselben Universität ernannt. Seine

Digitized by Google

ersten Arbeiten betreffen das physiologische Verhalten des Samens und den anatomischen Bau mancher niederer Pflanzen. Dann trat er sofort in sein eigentliches Forschungsgebiet, das der niedersten Organismen, der Infusorien, Algen und Pilze, ein. Seine Studien über die Fortpflanzungsvorgänge bei verschiedenen Algengattungen trugen besonders mit dazu bei, den Irrthum der Lehre von der Urzeugung darzulegen und den grundlegenden Nachweis der Identität von Protoplasma und Sarkode zu liefern. Alle diese Studien hat er später in den „Beiträgen zur Biologie der Pflanzen" systematisch zusammengefaßt. Dieses Werk hat großen Einfluß auch auf die Entwicklung der medizinischen Bakteriologie ausgeübt, und im Kohn'schen Laboratorium fanden viele auf diesem Sondergebiete hervorragend gewordene Forscher ihre erste Anregung und Ausbildung. Ebenso hervorragend wie als Forscher war Kohn auch als Lehrer und als populärer Schriftsteller. Seine vielgelesenen und vielgerühmten Bücher „Die Menschheit und die Pflanzenwelt", „Der Haushalt der Pflanzen", „Lebensfragen" und besonders das zusammenfassende Werk „Die Pflanze" legen hievon Zeugniß ab. Kohn gehörte infolge der Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit seines Wesens zu den beliebtesten Lehrern der Breslauer Hochschule. Auch an hervorragenden Ehrungen von Seiten seiner Mitbürger fehlte es ihm nicht. So wurde er zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum zum Ehrenbürger Breslau's ernannt. In der Botanik ist sein Name ebenfalls durch mehrere Benennungen verewigt.

* **Neapel.** Der Geh. Regierungsrath Prof. Anton Dohrn, Vorsteher der hiesigen Zoologischen Station, ist von der Universität Cambridge zum Ehrendoktor ernannt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Zu Amsterdam erhielt Gymnasiallehrer Beck die Erlaubniß, sich als Privatdozent für lateinische Sprache und Literatur an der städtischen Universität zu habilitiren. — Gestorben ist der pensionirte Professor der Theologie (an dem Seminar der Taufgesinnten) zu Amsterdam Dr. S. Hoekstra, 76 Jahre alt. Er war ein vielseitiger, philosophisch geschulter Gelehrter, der sowohl durch seine Vorlesungen wie seine Schriften großen Einfluß ausübte. Von letzteren hebe ich nur folgende hervor: Freiheit und Selbstbewußtsein, Sittlichkeit und Sünde, 1888. Die Unsterblichkeitshoffnung, 1887. Entwicklung der sittlichen Idee in der Geschichte, 1882. Quellen und Grundlage des religiösen Glaubens, 1890. Nach seiner Pensionirung 1892 erschienen noch drei größere Werke: Sittenlehre. Philosophische Religionslehre. Geschichte der Sittenlehre. — In der letzten Sitzung der kgl. Akademie der Wissenschaften hielt Professor Symons aus Groningen einen Vortrag über Ableitung und Bedeutung des Wortes Edda; Entstehung der Eddalieder und Eddahandschriften. — Die im vorigen Jahr gegründete Gesellschaft „Gelre" für Geschichte, Alterthumskunde und Recht von Gelderland hat ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht. Er enthält u. a. folgende Beiträge: Dr. J. S. van Veen, Geschichte der ehemaligen Gelder'schen Universität. A. J. Cremer, Geschichte von Domeland (Gelderland ob dem Rhein) bis zum Jahre 1100. L. H. Beger, die Unruhen im Gelderland 1799 nach Berichten eines Augenzeugen. — In dem Verlage von Creveld u. Komp. zu Amsterdam erscheint eine neue niederländische Uebersetzung des Pentateuch von dem Rabbiner A. S. Onderwyzer mit Anmerkungen des Rabbiners Raschie aus dem 11. Jahrhundert in niederländischer Uebersetzung. — Vom 1. bis 4. September d. J. wird im Haag ein »Congrès international d'histoire diplomatique« stattfinden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Karl Limprecht: Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Selbstverlag des Verf. Elberfeld 1898. — Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. verbesserte u. vermehrte Aufl. 1. Lfg. Straßburg, K. J. Trübner 1898. — Theodor Ebner: Friedrich von Spee und die Hexenprozesse seiner Zeit; v. Frankenberg: Die deutsche Arbeiterversicherung (Heft 291 u. 292 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", hggb. von R. Virchow). Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1898. — A. Wetzel: Friedrich List als nationaler Erzieher. Selbstverlag des Verf. Stuttgart. — Dr. Frhr. v. Riedel's Kommentar zum Bayer. Gesetz über die öffentl. Armen- u. Krankenpflege. 4. Aufl. Neu bearbeitet von Julius Heule. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1898. — Dr. jur. et rer. polit. Emil Braunagel: Zwei Dörfer der badischen Rheinebene unter besonderer Berücksichtigung ihrer Allmendverhältnisse. (Band XVI. Heft 1 der Staats- und Sozialwissenschaftl. Forschungen, hggb. v. Gustav Schmoller.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Dr. P. F. Aschrott: Die Entwicklung des Armenwesens in England seit dem Jahre 1885. (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXII, 2.) Ebd. — Dr. Julius Hatschek: Die Selbstverwaltung in politischer und juristischer Bedeutung. (Band II, Heft 1 der Staats- u. Völkerrechtl. Abhandlungen, hggb. von Jellinek u. Meyer.) Ebd. — Oskar Grosse: Die Beseitigung des Thurn und Taxis'schen Postwesens in Deutschland durch Heinrich Stephan. Minden i. W., J. C. C. Bruns 1898. — Carl Wunderer: Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte. 1. Theil: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig, Dieterich'scher Verlag (Theodor Weicher) 1898. — Zwei Jugend-Lustspiele von Heinrich Kleist. Hggb. von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz) 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Cart Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Soeben erschienen:

Die päpstliche Legatengewalt im Deutschen Reiche während des zehnten, ersten und zwölften Jahrhunderts von Dr. Otto Frommel. gr. 8°. brosch. 3 M.

Topographisches Wörterbuch d. Grossherzogtums Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von **Albert Krieger.** Lex. 8°. brosch. n. n. 20 M.

Das topographische Wörterbuch enthält die Namen mit etymologischer Erklärung der Wohnorte mit urkundlichen Stellen über Geschichte und Topographie der alten Gaue, der Flüsse und Berge nach urkundlichen Belegen aus früherer Zeit und alle Flurnamen, welche auf das frühere Vorhandensein eines Wohnortes hindeuten.

Partheniae Nicaeensis quae in fabularum enarratarum breviario dicendi genus secutus sit. Scripsit **R. Mayer-Gschrey,** Dr. philos. gr. 8°. brosch. 2 M.

Die Entwickelung des Putto in der Plastik der Frührenaissance von Dr. Siegfried Weber. Mit 8 Lichtdrucktafeln. Lex. 8°. brosch. 5 M. (16075)

Verlag von Joh. Ambros. Barth, Leipzig.

Die Aesthetik der Tonkunst von [4770] Professor E. R. Hennig.

VIII und 232 Seiten 8°. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 4.75.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Essays von [5523] Otto Gildemeister.

Zweiter Band.

Geheftet 6 M. — Gebunden 7 M.

Tauchnitz Edition.

June 22, 1898.

A Woman of Kronstadt. By (9780) Max Pemberton. In 1 vol.

The Cedar Star. By Mary E. Mann. In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 28. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.**

Uebersicht.

Das Frauenstudium. I. Von Prof. Dr. K. B. Lehmann. — Naturwissenschaft und Materialismus. II. Von Hans Buchner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Frauenstudium.[1])

Von Prof. Dr. K. B. Lehmann,
Direktor des hygienischen Instituts in Würzburg.

I.

Das Thema, das uns heute beschäftigen soll, interessirt so weite Kreise, daß ich seine Wahl sicher nicht zu rechtfertigen brauche, dagegen könnten Sie fragen, wie denn gerade ich dazu komme, mich über ein so vielumstrittenes Thema zu äußern. Darauf darf ich antworten, daß ich bei diesem Vortrage einem gewissen inneren Zwange gehorche; ich habe in Zürich 5 Jahre lang mit Damen studirt, 2 Jahre als Assistent Damen unterrichtet, später auch Gelegenheit gehabt, mit akademisch gebildeten, objektiv denkenden Frauen oft und zum Theil sehr eingehend und vertraulich zu sprechen —, so daß ich nie begreifen konnte, daß es kluge und hervorragende Männer gibt, die das, was mir nach persönlicher Erfahrung seit lange selbstverständlich schien, als unmöglich, unsinnig oder höchst gefährlich bezeichneten. Die theoretischen Bedenken der Gegner werden im folgenden eine Antwort vom theoretischen Standpunkt finden müssen, ich werde mich aber dabei kurz fassen, denn als experimenteller Naturforscher erkenne ich bei der Betrachtung der Frage des Frauenstudiums eine solche Menge von Thatsachen, welche die Beweiskraft eines naturwissenschaftlichen Experiments haben, daß ich glaube, die Frage behandeln zu können, einerseits, ohne den Boden der Thatsachen zu verlassen, und andererseits, ohne mein Glauben, Wünschen, Hoffen und Fürchten irgend hervortreten zu lassen.

Ich gedenke über das Frauenstudium an Hochschulen im allgemeinen zu sprechen; wenn ich dabei in erster Linie vom Medizinstudium rede, so hat dies einen dreifachen Grund: erstens ist das Gebiet der Medizin mir am bekanntesten, zweitens ist auf dem Gebiete der Medizin mit am ehesten für die Frauen eine praktische Berufsthätigkeit zu erwarten und endlich wird wohl nicht zu bestreiten sein, daß für den Fall, es gelänge mir, die Bedenken gegen das Medizinstudium zu zerstreuen, damit auch die Einwände gegen die Zulassung zu den meisten anderen Studien beseitigt erscheinen.

Da die mir zugemessene Zeit kaum ausreicht für mein eigentliches Thema, so unterlasse ich es, die Gründe zu entwickeln, aus denen das moderne Bestreben der Frauen nach höherer Bildung sich ableitet; ganz kurz gefaßt, erwartet ein nicht unerheblicher Prozentsatz der in Deutschland so reichlich vorhandenen unverheiratheten Frauen — 3 Millionen im Alter von 20—50 Jahren — eine Verbesserung ihrer eigenen Lage von einem Brotstudium, andere wollen nur studiren, um einem sonst leeren Leben Inhalt, Zweck und Adel zu geben, noch andere denken in erster Linie daran, wie sie ihre Studien für ihre Mitschwestern nutzbar machen können, namentlich in Rußland ist dies ein sehr häufiges Motiv. Da übrigens Niemand nach den Motiven der Männer beim Studium fragt, so kann auch eine nähere Diskussion der Motive der Frauen hier füglich unterbleiben, und ich kann mein Thema einfach in die Frage zusammenfassen: Verlangen die Frauen mit gutem Recht die Zulassung zu den höheren und höchsten Studien?

Die Frage des Frauenstudiums gliedert sich für mich in folgende drei Unterfragen: 1. Ist die Frau — d. h. eine größere Zahl von Frauen — zum Studium an den Hochschulen befähigt? 2. Ist die auf der Hochschule ausgebildete Frau zur Verwerthung ihres Studiums für sich und Andere befähigt, kann sie sich und Anderen damit nützen? 3. Schädigt die Frau durch ihr Studium oder seine Verwendung andere Personen, speziell Männer, in erheblichem Maße in wohlerworbenen Rechten?

Sind diese Fragen klar beantwortet, so ergibt sich die Antwort auf die Frage der Berechtigung zum Studium ohne weiteres, und wir haben dann nur zur Vervollständigung noch eine Reihe von Fragen mehr praktischer als theoretischer Bedeutung anzuschließen.

Es liegt in der deutschen Natur, daß man die Frage des Frauenstudiums nach den verschiedensten Gesichtspunkten vor allem theoretisch durchgenommen hat, und ich habe mehrfach gefunden, daß speziell Männer ohne jede praktische Erfahrungen über Frauenstudium mit besonderer Gründlichkeit vom rein abstrakten Standpunkt aus die Frage zu lösen suchten.

Ich gebe kurz einige der wichtigsten dieser Betrachtungen wieder und füge jeder einige kritisirende Bemerkungen an.

In naiver Weise suchte man schon vor längerer Zeit, nachdem man erkannt hatte, daß das Gehirn der Sitz der Geistesthätigkeit sei, auf grob anatomischem Wege durch Vergleichung der Hirngewichte von Männern und Frauen sich eine objektive Antwort darüber zu verschaffen, von welchem Geschlecht mehr geistige Leistungen zu erwarten seien. Es ergab sich denn auch, daß das männliche Gehirn mit durchschnittlich 1424 g, das weibliche mit 1272 g an Gewicht nicht unerheblich (um 152 g) übertrifft, daß aber auf gleiches Körpergewicht bezogen, die Unterschiede verschwinden, indem auf 1 kg Mannskörper 22½ auf 1 kg Frauenkörper 23 g Hirnsubstanz kommt. Als auf diese Weise anatomisch die Minderbegabtheit der Frau sich nicht nachweisen ließ, versuchte man die Anatomie im Bunde mit der Physiologie gegen das Frauenstudium in der Weise ins Feld zu führen, daß man hervorhob, der zartere Körper der Frau sei den Anstrengungen des Studiums kaum, noch weniger aber den Aufgaben der meisten Männerberufe

[1]) Vortrag gehalten zum Besten des Vereins „Frauenheil Würzburg" im Schrannensaal zu Würzburg.

gewachsen. Vor allem wies man — scheinbar aufs überzeugendste — darauf hin, wie sehr schon die Vorbildung zum Universitätsstudium die jungen Männer angreift, wie die höheren Töchterschulen mit ihren geringeren Anforderungen viele Mädchen schädigen, und prophezeihte vom Universitätsstudium der Frauen die schlimmsten Folgen. — Auch auf diese theoretischen Bedenken ist leicht eine Antwort vom theoretischen Standpunkt zu geben. Da eine etwaige Schädigung der Gesundheit durch das Studium doch nur eine Frau trifft, die es selbst und freiwillig gewählt hat, so liegt kaum Grund vor, daß sich der Staat darum kümmert. Wer fragt denn bei der Immatrikulation danach, ob unsre Studenten schwerhörig, herzleidend, augenleidend oder nervös sind, und wer kümmert sich darum, ob sie durch Studien, oder was leider häufig der Fall ist, durch Alkohol und andere Schädlichkeiten ihre Gesundheit zerstören! Und was die Vorbildung und ihre Gefahren anlangt — muß denn, weil der Knabenvorunterricht auf unsern Gymnasien wirklich schwächere Naturen zuweilen schädigt, auch das Mädchengymnasium eine unhygienische Anstalt sein? Ich möchte eher glauben, daß in den Mädchengymnasien Einrichtungen geschaffen werden könnten, die für die Knabenschulen in hygienischer Richtung vorbildlich sein könnten. Hierüber später noch einiges.

Die physiologisch-psychologische Methode hat versucht, die Frage der relativen Befähigung der Frau zum akademischen Studium dadurch zu prüfen, daß sie die charakteristischen Merkmale des männlichen Charakters und der männlichen Begabung festzustellen suchte und mit ihnen die analogen weiblichen Eigenschaften verglich. Folgendes wäre etwa das Hauptresultat derartiger Studien: der Mann zeichnet sich aus durch Kraft, logisches, konsequentes, rücksichtsloses Denken und Handeln, Ueberwiegen der Verstandesthätigkeit vor der Gefühlssphäre und die Gabe, über dem Großen das Kleine zu vergessen. Der Frau wird zugeschrieben: geringere physische Kraft und ebenso geringere Fähigkeit zum konsequenten logischen, namentlich aber originell schaffenden Denken, Ueberwiegen der Gefühlssphäre über die Verstandesthätigkeit, größere Abhängigkeit von Stimmungen, die Gabe, allem Kleinen sorgfältigst gerecht zu werden — also Geduld —, häufig verbunden mit der Unfähigkeit, das Wichtige vom Nebensächlichen zu unterscheiden.

Aus derartigen Aufstellungen, deren Richtigkeit aber natürlich nur eine generelle und niemals für eine bestimmte Person gültige sein kann, läßt sich natürlich leicht beweisen, daß die Frau mehr fürs Haus und die Kinderpflege, der Mann mehr für die Wissenschaft und das öffentliche Leben begabt sei — mehr aber nicht. Denn erstens sind viele weibliche Eigenschaften für gewisse Theile des Studiums keineswegs Nachtheile, außerdem aber werden Frauen, bei denen die spezifisch weiblichen Eigenschaften besonders intensiv entwickelt sind, eben in der Mehrzahl der Fälle nicht studiren und das Studium denen überlassen, die sich in ihrer intellektuellen und gemüthlichen Begabung mehr den Männern nähern. Gibt es ja doch auch zahlreiche Männer, die sich in speziellen Frauenberufen glücklich fühlen und allgemeines Ansehen genießen.

Die historische Methode, die Befähigung der Frauen zum Studium zu prüfen, hat sich häufig etwa auf folgenden Standpunkt gestellt: laßt uns sehen, wer die großen Thaten auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Arbeitens, Forschens und Denkens geschaffen — sind beide Geschlechter gleich betheiligt, so sind sie zu solchen Thaten gleich befähigt, zeigt sich aber, daß *ein* Geschlecht alles Große allein oder fast allein geschaffen, so laßt auch ihm ferner das Privilegium der geistigen Thätigkeit und der dazu nöthigen geistigen Ausbildung. Es ist nicht zu bestreiten, daß in der Geschichte der großen Geistesthaten die Frauen stark hinter den Männern zurücktreten. Wohl kennt und nennt die Literatur auch unter den Entdeckern, Erfindern, den Begründern neuer Religionen und Kulturanschauungen, neuer Kunst- und Literaturperioden u. s. f. einzelne Frauen, wohl haben einzelne Frauen ihren Platz als Regenten, Staatsmänner und Diplomaten gut, ja trefflich ausgefüllt — aber das wird Niemand leugnen, die neuen, bahnbrechenden Ideen sind zum allergrößten Theil, solange wir eine Geschichte kennen, in Männerköpfen entsprungen. Es ändert daran gar nichts, ob wir den Begriff der berühmten Frau etwas enger oder weiter fassen, es dürfte möglich sein, auf jedem größeren Einzelgebiet der geistigen Kulturarbeit so viel hervorragende Männer aufzuzählen, als hervorragende Frauen auf allen Gebieten zusammen thätig gewesen sind. Man hat diese Thatsache von Frauenseite mit allen möglichen, zum Theil sophistischen Mitteln zu leugnen gesucht — weil man glaubte, dadurch einen schweren Einwand gegen das Frauenstudium zu beseitigen, als ob daraus ein Einwand gegen die Befähigung zum Studium abgeleitet werden könnte, daß wenigstens bisher nur selten eine wirklich geniale Begabung für Wissenschaft bei einer Frau sich gezeigt hat. Wer prüft denn unsre Jünglinge auf geniale Begabung und wieviel Genie wird denn verlangt, um schließlich das Abgangsexamen zu machen! Mit ein klein wenig regelmäßigem Fleiß — ich habe jetzt vorwiegend unsre jungen Aerzte im Auge — sehen wir heute auch die mittelmäßig begabten Studirenden am Ende ihrer programmmäßigen Studienzeit ein Examen mit der Note „genügend" machen, ja, auch der nurfleißige und gewissenlose junge Mann gelangt schließlich am Ende einer langen Reihe auf der Universität verbrachter Jahre durch die staatlichen Schlußexamina. Wer einmal einen tiefen Einblick in die Bildung des Kopfes und des Herzens mancher dieser bemoosten Häupter gethan, der wird nicht zweifeln, daß Dutzende intelligenter Mädchen spielend in jeder Beziehung besseres leisten würden. Oder drücken wir uns anders aus. Wenn auch *geniale* Begabung für die Wissenschaft bei Frauen wirklich erheblich seltener zu sein scheint als bei Männern — eine Frage, die, nebenbei bemerkt, nicht ohne weiteres durch obige historische Betrachtung erschöpft ist — so ist doch a priori kein Zweifel, daß tüchtige — sagen wir ausgesucht tüchtige — Mädchen, und nur solche werden sich vorläufig meist zum Studium entschließen, mit dem Durchschnittsmaterial unsrer jetzigen Hochschulstudenten auf der Universität erfolgreich konkurriren werden. Ich sage absichtlich nicht mehr als der ärgste Skeptiker zugeben muß.

In dieser Auffassung der Sachlage finde ich mich eins mit der großen Mehrzahl der 118 deutschen Gelehrten, Schulmänner und Schriftsteller, die in einem interessanten, kürzlich von Arthur Kirchhoff herausgegebenen Buch (Die akademische Frau. Berlin, Steinitz 1897) sich in überwiegender Mehrzahl für die Zulassung zu den Universitäten ausgesprochen haben. 56 stimmen unbedingt für die Zulassung, 25 sind warm, 25 kühl unter gewissen Einschränkungen und Vorbehalten dafür, und nur 12 haben aus den verschiedensten Gründen eine ablehnende Antwort gegeben. Sehr viele dieser Urtheile und fast alle ablehnenden sind theoretischen Ueberlegungen entsprungen.

Konnte ich es nicht umgehen, die oft gehörten theoretischen Bedenken kritisch zu würdigen, so gereicht es mir nun zu besonderer Befriedigung, die *praktischen* Erfahrungen zu besprechen, die man bisher mit dem Frauenstudium gemacht hat. Was in der deutschen Schweiz, die uns in jeder Beziehung so nahe steht, möglich ist, sollte doch auch in Tübingen, Freiburg oder Würzburg möglich sein.

Lassen Sie mich zunächst von meinen eigenen Eindrücken als Student sprechen. Ich habe von 1876—1881 in Zürich Medizin studirt, aber auch an Universität und Polytechnikum

die verschiedensten naturwissenschaftlichen Vorlesungen gehört. Obwohl damals eine Zeit war, in der im Damenstudium eine Ebbe eingetreten war (Mitte der 70er Jahre hatte ein Ukas des russischen Kaisers mit einem Schlage etwa 50—80 junge Russinnen von Zürich entfernt), konnte man doch kaum ein Kolleg besuchen, ohne daß Damen demselben anwohnten. Ich schätze die Zahl der Damen, die ich regelmäßiger während meiner Studienzeit traf, pro Kolleg auf zwei bis fünf. Man hatte auf der Anatomie, wo Damen und Herren an Leichen nebeneinander arbeiteten, auf botanischen Exkursionen, in den Laboratorien Gelegenheit bekannt zu werden, und wir verkehrten — zwar etwas reservirt — aber durchaus kollegial miteinander. In der Klinik wurden Herren und Damen gleich streng und mit gleichem Erfolg am Krankenbett examinirt. Daß ich während meiner Studienzeit zufällig nur mittelgute und keine hervorragend begabte Dame kennen gelernt habe, sei offen bekannt, doch darf dies bei der kleinen Zahl nicht wundernehmen. Früher und später haben speziell in Zürich eine ganz respektable Zahl von Damen in Medizin sowohl wie in Naturwissenschaften mit allerbestem Erfolg studirt und ihre Examina abgelegt, so daß die Durchschnittsbegabung von der Mehrzahl der Züricher Professoren heute der der Männer ziemlich gleichgestellt wird, der große Fleiß wird von allen Seiten anerkannt. — Ab und zu hört man, daß namentlich ehrgeizige Damen den intensiven körperlichen und geistigen Dauerleistungen, die das Studium verlangt, kaum gewachsen sind und blaß und nervös zur Ablegung ihrer Examina erscheinen. Ich kann aus eigener Erfahrung als derzeitiger Vorsitzender der medizinischen Approbationsprüfung versichern — auch von unsern Studenten sind ganz auffallend viele in der gleichen Lage, wenn auch die Ursache nur bei einem Theil in chronischer Ueberarbeitung liegen mag.

Was man aus Amerika über die Befähigung zum Studium hört, lautet so günstig, daß die begeistertsten Apostel des Frauenstudiums es sich nicht besser wünschen können. In Amerika hat sich das Studium so eingebürgert, daß in sehr vielen gebildeten Familien sich jedes tüchtige Mädchen so gut wie jeder Knabe einmal ernstlich die Frage vorlegt, ob es studiren wolle. Wenn Jemand die Frage der Befähigung der Frauen zum wissenschaftlichen Studium in den Vereinigten Staaten zur Diskussion stellen wollte, so wäre das dort etwa so, als ob bei uns die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Stimmrecht der Männer debattirt werden sollte — Einrichtungen, die allerdings vor hundert Jahren in gewissen Kreisen ebenso unmöglich und gefährlich erschienen wie heute dem größten Gegner des Frauenstudiums diese vielumstrittene Einrichtung. Besonders glänzend sind aber die mir von objektivster Seite mitgetheilten Erfahrungen aus Amerika in Bezug auf die Frage der Bekömmlichkeit des Studiums für die Mädchen. In den Mädchencolleges, welche etwa vom 16.—21. Jahre die Mädchen aufnehmen und ihnen den zweiten Theil unsrer Gymnasialbildung und den ersten Theil der Hochschulbildung geben, herrscht durchweg infolge der hygienischen Lebensweise ein trefflicher Gesundheitszustand — der mir beweist, daß alles darauf ankommt, nicht was studirt, sondern wie studirt wird.

Ich komme zur zweiten Frage — zu der Befähigung der Frauen zur Verwendung des Gelernten im Leben. Eine Anzahl der Autoren, die den Frauen unbedingt Befähigung zum Studium zusprechen, erklären sich als mehr oder weniger lebhafte Gegner des Frauenstudiums, weil ja doch die erworbenen Kenntnisse keiner praktischen Verwendung zugänglich seien, denn 1. reiche die Kraft nicht für die Praxis, namentlich zu gewissen Zeiten sei jede Frau psychisch und physisch minderwerthig; 2. sei die Konkurrenz der Männer eine schon so große, daß eine Frau mit ihrer geringeren körperlichen Kraft gar keine Aussicht habe, sich eine Stellung zu erobern, außer durch die verwerflichste Unterbietung der für Männerarbeit gezahlten Löhne; 3. sei gar kein Bedürfniß da für weibliche Aerzte; selbst Frauen würden die Hülfe von Frauen verschmähen, sowie sie wirklich krank seien. Der Mann allein könne durch seine Ruhe, Sicherheit und Kraft besonders der kranken Frau Beruhigung geben, Frauen seien wohl gute Krankenpflegerinnen, aber sie seien selbst zu weich, zu zartfühlend, zu ängstlich, um das wohlthuende Gefühl der überlegenen Sicherheit zu verbreiten, ohne das keine ärztliche Wirksamkeit denkbar sei. Was hier gegen die Befähigung zur medizinischen Thätigkeit gesagt ist, gilt in wesentlich bescheidenerem Maße auch für die anderen Studien, wir wollen aber speziell die Einwände gegen den medizinischen Beruf prüfen.

Man mag ohne weiteres zugeben, daß für manche, ja für viele Frauen der ärztliche Beruf zu anstrengend ist — bedenkt man aber, was viele gesunde Hausfrauen, Geschäftsfrauen, Landfrauen, Sportsdamen leisten, erwägt man die unermüdliche und unaufhörliche Leistung vieler weiblichen Dienstboten, so wird man schwer leugnen können, daß ein erheblicher Theil gesunder Frauen und Mädchen auch dem anstrengenden Berufe des praktischen Arztes gewachsen sind — ein Beruf, den eine stattliche Zahl notorisch leidender und geschwächter Männer ergreift. Die anderen Einwände brauchen noch weniger ernstlich behandelt zu werden, denn wieder ist leicht zu zeigen, daß alle diese gewiß oft wohlgemeinten, oft aber auch von einer gewissen Angst für das Monopol des Mannes diktirten Bedenken durch die Erfahrung längst widerlegt sind.

In Amerika hat sich nach glaubwürdigster und sachkundigster Versicherung die berufliche Thätigkeit der Frauen schon in einem Umfange entwickelt, den wir uns schwer vorstellen können. 5000 weibliche Aerzte waren schon 1892 thätig und ihre Zahl wächst noch fortwährend, nicht nur in großen Städten finden sich überall Damen, die theils allgemeine Praxis, theils Frauen- und Kinderpraxis treiben, theils unverheirathet, theils mit Nichtärzten verheirathet, theils an Aerzte verheirathet, die dann häufig eine Spezialität haben, welche die der Frau ergänzt. Alle die zahlreichen Frauenmittelschulen und Hochschulen haben ihre weiblichen Aerzte, die regelmäßig neben der hygienischen und medizinischen Sorge für die jungen Mädchen auch die weiblichen Professoren, nicht selten aber auch deren männliche Kollegen behandeln.

Aber auch in den verschiedensten anderen Berufen sind in Amerika Frauen erfolgreich thätig; wir finden unter Anderen: Damen, welche in den alten Sprachen mit bestem Erfolge an den höchsten Lehranstalten unterrichten, Damen, welche Mathematik und Astronomie treiben und ihre Gebiete mit Entdeckungen bereichern, zahlreiche Frauen, die botanische und zoologische Studien publiziren, die sie neben ihrer Lehrthätigkeit an weiblichen oder männlichen Hochschulen ausgeführt, Forscherinnen auf dem Gebiete der Nationalökonomie, speziell der Frauenarbeit, ganz zu schweigen von den Schriftstellerinnen und Dichterinnen, die ja auch bei uns, und zwar ohne höheres Frauenstudium, erfolgreich thätig sind.

Auch aus Rußland kamen die Erfahrungen über die Bewährung der Frau in verschiedenen wissenschaftlichen Berufen durchaus günstig. Aerztinnen wirkten 1896 691. Bei dem großen medizinischen Kongreß in Moskau 1897 waren in der hygienischen Sektion oft ein Viertel bis ein Fünftel weibliche Aerzte anwesend; in den ländlichen Krankenhäusern traf ich weibliche Aerzte; die Arbeiten in dem großen medizinalstatistischen Bureau von Moskau werden großentheils von Damen besorgt; Damen erklärten mir bereitwilligst und sachkundig die Details. Fragt man in Rußland einen Arzt

nach seiner Meinung über die weiblichen Aerzte, so hört man nur Gutes und Anerkennendes. In dem Riesenlande sind noch zahllose Stellen, die kaum ihren Mann nähren, nicht selten lassen sich an solchen Orten thatkräftige und für ihr Vaterland begeisterte Frauen oder Mädchen nieder und bringen ärztliche Hülfe. Der Aerztemangel auf dem Lande ist es, der die russische Regierung in erster Linie bestimmt hat, das Frauenstudium zu fördern. Nachdem aus politischen Rücksichten von 1882—1897 die medizinischen Frauenkurse suspendirt waren, wurde am 1. Januar 1897 in St. Petersburg ein großes Institut für ärztliche Ausbildung von Frauen eröffnet.

Ich glaube aber, daß die amerikanischen und russischen Erfahrungen für uns keinen so großen Werth haben, so interessant sie auch für die prinzipielle Bedeutung der Frage des Frauenstudiums sind, wie wieder die in der Schweiz gemachten. Ich verdanke Frau Dr. Marie Heim, die in Zürich seit 25 Jahren mit bestem Erfolge die ärztliche Praxis ausübt und sich in den weitesten Kreisen der größten Sympathie und Hochachtung erfreut, eine Reihe von Angaben, die mir meine bei häufigen Aufenthalten in Zürich immer wieder gewonnenen persönlichen Eindrücke in der werthvollsten Weise ergänzen und von denen ich hier einiges mittheilen will.

In der Schweiz ist, seit Frau Dr. Heim als erste Schweizerin ihre Studien 1873 absolvirte, eine stetige, allerdings maßvolle Zunahme des Studiums der Schweizerinnen zu verspüren. Jahr um Jahr verlassen einzelne junge Schweizerinnen die Hochschule, um sich meist der medizinischen Praxis zu widmen; in Zürich mit 120,000 Einwohnern wirken jetzt neun weibliche Aerzte, darunter zwei deutsche Damen. Frau Dr. Heim — mit dem berühmten Geologen verheirathet — widmet sich seit 9 Jahren mehr ihren Kindern und übt nur noch Konsultativpraxis aus. Nach 17jähriger Praxis übergab sie den größten Theil derselben einer jüngeren Kollegin, die jetzt zu den beschäftigtsten Aerzten Zürichs gehört. Sehr viel zu thun hat auch eine Dame, welche die Brandt'sche Massage speziell studirt hat; drei seit 3—4 Jahren prattizirende Damen haben ebenfalls ihre gute ja recht gute Praxis, und auch den vier jüngst Hinzugekommenen soll es, wenn auch nicht gerade leicht, so doch leichter fallen als ihren gleichzeitig eingetretenen männlichen Kollegen, sich einen Wirkungskreis zu schaffen. Im ganzen wirken jetzt in ca. zehn Schweizerstädten und Städtchen ca. 24 weibliche Aerzte — alle mit befriedigendem Erfolg theils in der allgemeinen Praxis, theils als spezielle Frauen- und Kinderärzte. Natürlich fehlt es trotz dieser guten Erfolge der weiblichen Aerzte nicht an Frauen, die sich lieber von Männern behandeln lassen, es sind aber Frauen genug vorhanden, welche weibliche Aerzte vorziehen. Mehrere der Damen sind an Aerzte, einige an Nichtärzte verheirathet, andere unverheirathet, bei allen hat sich dem Praktiziren durch physiologische Zustände nur insoweit ein Hinderniß ergeben, als eben die Praxis ausgesetzt werden mußte, wenn die Damen selbst den Arzt brauchten — sonst nicht. Aehnlich geht es aber auch den Männern.

Die Wohlthat für Frauen und namentlich für junge Mädchen, sich von Frauen untersuchen und behandeln lassen zu können, ist in weiten Kreisen der Schweiz anerkannt. Und wenn nicht alle geburtshülflichen und gynäkologischen Operationen, die im Patientinnenkreise von weiblichen Aerzten nöthig werden, von diesen selbst, sondern zum Theil von den konsultirten männlichen Professoren ausgeführt werden, so verkleinert dies durchaus nicht den Segen der Einrichtung. Auch von männlichen Aerzten werden in Universitätsstädten bei ernsteren, namentlich operativen Fällen, Professoren konsultirt und von diesen zumeist die nöthigen Eingriffe vorgenommen.

Naturwissenschaft und Materialismus.

Von Hans Buchner.

II.

Wer das Kausalitätsprinzip in seiner vollen Anwendung auf biologische Probleme nach allen Richtungen klar erfassen will, muß zuerst an einfachen, der Physik und Chemie entnommenen Beispielen den richtigen Gebrauch darthun. Die Trivialität solcher Beispiele darf uns im Hinblick auf ihren Werthertrag nicht abhalten, das oft Gesagte zu wiederholen. Aus der Physik bietet immer die Gravitation, der Fall eines Gewichts infolge Durchtrennens seines Aufhängefadens, das einfachste Beispiel. In die kausale Betrachtung geht hier zweierlei ein: die Energiegleichung des fallenden Gewichts, d. h. die kinetische Energie $\frac{M}{2}v^2$, welche ihrem ganzen Betrage nach aus der vorherigen potentiellen (Lage-) Energie des ruhenden Gewichts entstammt. Zweitens jene geringe Energiemenge, welche zur Durchtrennung des Fadens, zur „Auslösung" des Vorgangs erforderlich war „causa occasionalis" im Gegensatz zur energetischen causa, die wir vielleicht als „causa physicalis" bezeichnen könnten. Hiemit ist das Problem kausal, energetisch, mathematisch vollkommen erledigt. Es wäre auch logisch erledigt, käme nicht unsre denkende, analogisirende Vernunft hinzu, die sich innerlich gezwungen fühlt, des weiteren noch nach dem Grund der Beschleunigung zu fragen, die in dem Falle des Gewichts zum Ausdruck kommt. Seit Newton lautet die Antwort darauf, daß hiefür die „Gravitationsanziehung" (schlechter ausgedrückt „Schwerkraft") verantwortlich zu machen sei, oder mit anderen Worten: die Anziehung zwischen der Masse der Erde und jener des Gewichts. Frage wie Antwort sind vollauf berechtigt. Aber ein folgenschwerer und doch ungemein verbreiteter Irrthum ist es, zu glauben, daß solche Fragen und Antworten mit dem kausalen, energetischen Problem auch nur das Mindeste zu thun haben.

Wählen wir nun ein Beispiel aus der Chemie. Nehmen wir 1 kg Wasserstoff und bringen dasselbe mittelst eines elektrischen Funkens zur Vereinigung mit 8 kg Sauerstoff, so erhalten wir 9 kg Wasser und außerdem eine freiwerdende Wärmemenge von 34462 Kalorien. Sollten wir Lust haben, die 9 kg Wasser wieder in ihre Komponenten Wasserstoff und Sauerstoff zu zerlegen, so würde hiebei die gesammte Quantität von 34462 Wärmeeinheiten genau wieder verbraucht werden und verschwinden müssen, woraus hervorgeht, daß dieser ganze Wärme- oder Energievorrath[1]) in dem ursprünglichen Wasserstoff und Sauerstoff in Form von Energie enthalten gewesen sein muß. Auch hiemit wieder ist der Vorgang kausal, energetisch vollständig erledigt. Wir haben eine „causa occasionalis", den auslösenden elektrischen Funken, und eine „causa physicalis", welche in der Energiegleichung zum Ausdruck kommt. Aber auch hier kann man schließlich nach dem Grunde fragen, weßhalb Wasserstoff und Sauerstoff infolge einer Art von gegenseitiger Zuneigung nach der Vereinigung zu Wasser streben, während z. B. Wasserstoff und Quecksilberdampf eine ähnliche gegenseitige Zuneigung nicht erkennen lassen, obwohl auch dem Quecksilberdampf selbstverständlich eine bestimmte Menge von Energie innewohnt, die nur dem Wasserstoff gegenüber nicht in Aktion tritt. Die Chemie hat auf diese Frage als Antwort den Begriff „chemische Affinität", „chemische Anziehungskraft", indem sie zugleich gesteht, über das Wesen der Affinität etwas weiteres, als es sich in jenen Energiewirkungen äußert, nicht zu wissen. Die chemische Affinität hat also mit der empirischen Kausalität nicht das mindeste zu thun; aus der Energiegleichung, über-

[1]) 34462 Kalorien entsprechen einer mechanischen Arbeit von $34462 \times 423.5 = 14623000$ Kilogrammmeter.

Digitized by Google

haupt der kausalen Analyse können und müssen wir dieselbe völlig eliminiren, gänzlich von ihr abstrahiren und thun, als ob die Affinität gar nicht existirte. Und doch ist es von der allergrößten Wichtigkeit, sich vollkommen darüber klar zu werden, daß dieselbe trotzdem für unser Denkvermögen eine absolut nothwendige Annahme bedeutet. Der Grund für diese innerliche Nöthigung liegt offenbar in der persönlichen Erfahrung, daß alle Energieäußerungen unsres Körpers von unserm Ich „gewollte" sind, obwohl wir auch über den Willen selbst streng genommen, so wenig wie über die chemische Affinität etwas anderes, als es in jenen kausal ablaufenden Energieäußerungen enthalten ist, wahrnehmen oder aussagen können. Trotzdem sind wir unsres Ichs, unsres Willens, unsres Bewußtseins völlig gewiß, und darin liegt eben der Grund der Nöthigung. Gerade für den Naturforscher erscheint übrigens die prinzipielle Identifizirung der höchsten geistigen Kraft mit der einfachsten physikalischen oder chemischen Grundkraft als ein logisches Postulat, dem sich auch Männer wie Nägeli,[1]) Häckel u. A., denen man metaphysische Gelüste kaum nachsagen wird, nicht entziehen konnten. Wir wollen übrigens hier diesen Faden, der uns unvermerkt zu einer Diskussion der Schopenhauer'schen Philosophie führen würde, abschneiden, um uns dem Kausalproblem wieder zuzuwenden.

Die bisherigen Beispiele ergeben also, daß „Ursache" und „logischer Erkenntnißgrund", causa und ratio, streng auseinandergehalten werden müssen, da nur die causa in das energetische Problem, in das der Rechnung, Wägung, Messung Zugängliche jedes Prozesses eingeht, während der Erkenntnißgrund, die Gravitationsanziehung, die Affinität u. s. w. ganz außerhalb der analytisch-kausalen Betrachtung bleiben.

Gehen wir nun zu höheren chemischen Verbindungen über, lassen wir zu Wasserstoff und Sauerstoff noch einen dritten Elementarstoff hinzutreten, nämlich Kohlenstoff, so wird die auf Grund der gegenseitigen Affinitäten der drei Stoffe entstehende Verbindung ihrerseits neue Eigenschaften zeigen. Essigsäure, die aus Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff zusammengesetzt ist, besitzt Affinität zu sämmtlichen basischen Körpern und bildet mit denselben beständige Salze. Wir können aber aus den gleichen drei Elementarstoffen, und zwar beim selben Mengeverhältniß, auch einen ganz anderen Körper erhalten, der keine derartige Affinität zeigt, wie Essigsäure, nämlich Traubenzucker. Die Chemie belehrt uns, daß dieser Unterschied in einer anderen gegenseitigen Anordnung der Kohlen-, Wasser- und Sauerstoffatome im Traubenzuckermolekül, auf einer anderen „Struktur" beruhe, und daß das Molekül des Traubenzuckers im ganzen auch größer sei, als jenes der Essigsäure.

Im Traubenzucker tritt nun aber etwas neues, von der chemischen Affinität verschiedenartiges in die Erscheinung. Die Traubenzuckermoleküle äußern weniger Neigung, sich mit anderen Körpern chemisch zu verbinden. Aber unter sich selbst zeigen sie große Befähigung zum gegenseitigen Aneinandergliedern, und zwar nicht nur in Form von Krystallen — in welchem Falle wir im Sinne des Erkenntnißgrundes von einer „Krystallisationsanziehung" reden könnten — sondern in Form der sogenannten Polymerisirung unter gleichzeitiger Wasserabspaltung. Ungezählte Millionen von Traubenzuckermolekülen treten auf solche Weise zu halb krystallähnlich, halb nach Art der organisirten Theile gebauten neuen Gebilden, den Stärkekörnchen,[2]) zusammen, welche bekanntlich das erste erkennbare, unter dem Einfluß von Licht und Kohlensäure entstehende Assimilationsprodukt der grünen Pflanzen sind. Die Stärkekörnchen zeigen Wachsthumserscheinungen, aber nicht oder nur theilweise wie Krystalle, sondern nach den bedeutsamen Forschungen Nägeli's vorwaltend durch Intussusception. Sie zeigen also bereits gewisse Grundeigenschaften organisirter Substanzen und hier liegt denn in der That das Grenzgebiet zwischen nicht organisirten und organisirten Körpern.

Die Schwierigkeit der kausalen Analyse des Vorgangs der Stärkebildung in den Pflanzen wächst dementsprechend, aber sie ist der heutigen Pflanzenphysiologie in ihren Hauptpunkten wenigstens nicht unüberwindlich. Aetherschwingungen, namentlich die leuchtenden, gleichviel ob Sonnen- oder elektrisches Licht von bestimmter Wellenlänge, liefern nicht nur die causa occasionalis, die Auslösung, sondern auch vermittelst des Chlorophyllapparats alle Energie, welche zur Zerlegung von Kohlensäure und Wasser und zur Bildung des ersten Assimilationsprodukts, schließlich zur Stärkebildung erfordert wird. Im Dunkeln gehaltene Pflanzen bilden weder Chlorophyll noch Stärke, ebensowenig freilich auch solche, denen alle Kohlensäure vorenthalten wird. Energetisch sind wir im klaren, aber wie steht's mit dem Erkenntnißgrund? Kann hier chemische Affinität, kann Krystallisationsanziehung nach genügen?

Es ist ein wichtiger, folgenreicher Schritt, wenn wir sagen: der Erkenntnißgrund kann keiner von den genannten sein. Was wir in der unorganisirten Natur für genügend befanden, genügt hier dem genauen Sachverhalt nicht mehr. Von bloßer Affinität kann ohnehin keine Rede sein, aber auch die Krystallisationsanziehung genügt nicht, denn die Stärkekörnchen sind keine bloßen Krystalle, wachsen nicht, wie Krystalle, ausschließlich durch Apposition, sondern in der Hauptsache wie organisirte Gebilde durch Intussusception, durch Einlagerung. Folglich muß der Erklärungsgrund hier als genauer Ausdruck der stattfindenden Vorgänge anders lauten. So sehr wir uns sträuben mögen, wir können denselben nicht anders bezeichnen, denn etwa als „Wachsthumstrieb", wobei nur gleich bemerkt sein mag, daß wir über diesen Wachsthumstrieb selbstverständlich ebensowenig irgend etwas näheres jenseits derjenigen Vorgänge, zu deren Begreiflichwerden er dient, aussagen können, als wir dazu bei chemischer Affinität oder Gravitationsanziehung je imstande sein werden.

Die prinzipielle Schranke ist mit vorstehenden Erörterungen gefallen. Schon die Bildung der Stärkekörnchen erklärt, begreift sich nicht mehr aus einfachen chemischen und physikalischen Vorgängen und Wirkungen. Kausalanalytisch haben wir allerdings nur die gewöhnlichen physikalischen und chemischen Energien. Aber diese machen uns den Bau des Stärkekorns mit seinen abwechselnd wasserärmeren und wasserreicheren Schichten, mit seiner ganzen eigenthümlichen Struktur und Wachsthumsart nicht begreiflich. Denken wir uns auch Affinität und Krystallisationsanziehung hinzu, so würden wir nur einen größeren Traubenzuckerkrystall oder vielleicht eine amorphe Masse von den chemischen Eigenschaften der Stärke erhalten, nicht aber das charakteristische Stärkekorn. Das Eigenartige, Spezifische im Bau des letzteren, das sich bei verschiedenen Stärke liefernden Pflanzen (Weizen, Kartoffel, Reis u. s. w.) sogar ganz verschiedenartig und durchweg typisch ausspricht, verlangt etwas besonderes, das wir nur als „Wachsthumstrieb" oder „organischen Bildungstrieb" bezeichnen können.[3])

---

[1]) „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß". Naturforscherversammlung 1877.

[2]) Allerdings konnte Stärke bisher nicht synthetisch aus Traubenzucker aufgebaut werden, wohl aber kann man sehr leicht durch Abbau der Stärke zu Traubenzucker gelangen. Hieraus ist zu schließen, daß die eigentlichen Bausteine der Stärkekörnchen aus einem chemisch modifizirten Traubenzucker bestehen, da sonst in gewöhnlichen Traubenzuckerlösungen sich Stärkekörnchen von selbst bilden müßten. Für die prinzipielle Zulässigkeit der obigen Betrachtungen ist dies gleichgültig.

[3]) Die Möglichkeit, daß die Stärke verschiedener Pflanzen auch rein chemisch verschieden sei, annullirt nicht die obigen Betrachtungen.

Nun kommt aber erst die Hauptsache. Wer da nämlich glauben wollte, daß dieser Wachsthums- oder Bildungstrieb etwa in die im Pflanzenkörper assimilatorisch gebildeten Traubenzuckermoleküle erst von außen gleichsam hineinfährt, der wäre sehr im Irrthum. So wenig die Affinitäten, überhaupt die chemischen Eigenschaften des Essigsäuremoleküls anders aufgefaßt werden können, denn als Ergebniß von ursprünglichen Grundeigenschaften der drei Komponenten Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, die aber nur bei bestimmter Anordnung der Atome innerhalb des Moleküls, wie sie gerade in der Essigsäure gegeben ist, zum Vorschein kommen, genau ebenso verhält sich's beim Traubenzucker und bei allen chemischen Verbindungen. Die „Qualitates occultae" der Elementarstoffe, welch letztere wir vorläufig als Grenze für die kausale Analyse anzunehmen haben, äußern, offenbaren sich erst bei den höheren Kombinationen dieser Elementarstoffe, und zwar genau abhängig von der jeweiligen Art der Zusammenfügung des Moleküls aus Atomen, von der Struktur, dem Bau der chemischen Verbindungen, wofür uns die moderne Chemie unzählige Beispiele liefert. Und diese Betrachtung wird nicht im mindesten durch den Umstand entwerthet, daß vom logisch-kritischen Standpunkt aus Atome wie Moleküle selbstverständlich nur Fiktionen sein können, die aber eine rechnerisch und geometrisch möglichst getreue Wiedergabe der natürlichen Verhältnisse ermöglichen und daher der kausalen Analyse ganz vortrefflich genügen, ja geradezu deren Fundament darstellen.

Die kausale Analyse hat also zu ermitteln — was sie in der heutigen Chemie mit ungeheurem Erfolg fortgesetzt thut —, welche Struktur, welche Anordnung der Elementaratome und der daraus zusammengesetzten größeren Bausteine beim Hervortreten neuer Eigenschaften, neuer qualitates occultae, der Materie in allen ihren Erscheinungen jeweils zugrunde liegt. Es handelt sich um die Auffindung der bezüglichen Gesetze, so daß man schließlich bei jeder Eigenschaft der Objekte, z. B. auch bei der Reizbarkeit organisirter Lebewesen, zu sagen imstande sein wird, auf welcher Organisation im gröberen, welcher Struktur ihrer feineren Theile, schließlich welcher Anordnung der Atome in den letzten Elementartheilen die Erscheinung der Reizbarkeit eigentlich begründet ist.

Sehr scharf finden wir die Bedeutung der elementaren Struktur schon in den Schriften Wilhelm Haacke's betont, und dann beispielsweise auch bei Driesch, wenn er sagt:[1]) „Mag die supponirte Struktur auch noch so maßlos komplizirt sein, auf sie als auf das Letzte zu kommen, ist unsrer Anschauungs- und Denkart nothwendig."

Um so überraschender erscheint bei solchem Sachverhalt, daß Ad. Wagner in seinen oben besprochenen, im ganzen so vortrefflichen „Briefen eines unmodernen Naturforschers" diesen wichtigen Punkt durchaus verkannt und in seiner Bedeutung unterschätzt hat. An verschiedenen Stellen im II. Theil des Buches (S. 168, 216, 224) werden die theoretischen Vorstellungen über Atome, Molekular-, Micellarstrukturen u. s. w. als unfruchtbar abgewiesen und die Forschung in dieser Richtung wird als zwecklos verspottet. Der Verfasser meint offenbar, weil auf höheren Stufen, insbesondere im lebenden Organismus neue qualitates occultae der Materie (über die bloße chemische Affinität u. s. w. hinaus) hervortreten, und weil man dieses Hervortreten kausal-analytisch doch nicht begreifen kann, sondern einfach als gegeben hinnehmen muß, darum sei die kausale Analyse überhaupt überflüssig. Der Verfasser übersieht, daß wir die sämmtlichen qualitates occultae überhaupt, beispielsweise auch die Gravitationsanziehung zwischen den Gestirnen, als gegeben hinnehmen müssen, während trotzdem die Analyse von deren Bewegungsgesetzen noch immer als der größte Triumph des menschlichen Geistes gegolten hat. Verfasser übersieht, daß wir die Welt eben nicht bloß nach dem Erkenntnißgrund, sondern vor allem auch kausal-analytisch begreifen wollen, welches insbesondere die Aufgabe der Naturforschung ist. Würden wir uns mit ersterem begnügen, dann bliebe uns nach Schopenhauer — von dem Verfasser sich hierin entschieden zu viel hat beeinflussen lassen — überhaupt nicht viel mehr zu thun übrig. Unsre Aufgabe als Naturforscher aber ist gerade, bis zu Stoff, Struktur und Energien als Letztem vorzudringen. Und erst dann, wenn uns kausal nichts mehr zu thun übrig bleibt, dann kommt der Erkenntnißgrund, kommt die qualitas occulta.

In diesem Sinne läßt sich beispielsweise behaupten, daß beim Vorgang der Stärkebildung in den Pflanzen die Analyse noch nicht vollendet sein kann.[1]) Den Traubenzuckermolekülen, sowie solche die Assimilationsthätigkeit der Pflanze, gleichsam in statu nascendi liefert, muß nämlich unbedingt eine etwas andere, erst noch zu erweisende chemische Struktur innewohnen, als den Molekulen des gewöhnlichen Traubenzuckers, da letzterer nur zu krystallisiren, ersterer aber in Stärkekörnchen sich zu bilden imstande ist. Der kausal-analytische Nachweis, worin diese Verschiedenheit begründet ist, steht noch aus, wird aber wohl eines Tags geliefert werden. Sobald dies geschehen ist, dann begreifen wir allerdings auch in diesem Falle nicht, weßhalb gerade bei dieser bestimmten Struktur der Trieb zur Bildung von Stärkekörnern auftritt, wir müssen das, wie jede Offenbarung einer qualitas occulta, als gegeben hinnehmen, können aber zugleich den Zusammenhang als einen nothwendigen, als ein Naturgesetz konstatiren, indem jedesmal, wenn Traubenzucker von dieser bestimmten intramolekularen Struktur vorhanden ist, sich die Bildung von Stärkekörnchen vollzieht.

Der Wachsthums- oder Bildungstrieb erscheint uns also keineswegs als etwas von außen hinzugekommenes, sondern als die unter kausal-analytisch genau bestimmbaren Bedingungen gesetzmäßig und stets eintretende Offenbarung einer qualitas occulta der Elementarstoffe. Wir müssen es uns versagen, diesen, für die komplizirteren Lebenserscheinungen plasmatischer Theile und überhaupt der Organismenwelt höchst fruchtbaren und allein Klarheit verbürgenden Gedankengang hier weiter zu verfolgen und möchten nur noch einigen möglichen Mißverständnissen entgegentreten.

Hans Driesch, einer der wenigen in logisch-kritischer Beziehung völlig klaren Biologen, sagt: „Der Bildungstrieb benutzt Ursachen und Qualitäten zu einem Zweck, indem er sie ordnet." Oder auch: „Die Teleologie betrachtet einen Trieb, die Analyse Kräfte. Der Trieb ordnet die Kräfte."[2]) Die Teleologie wäre es also, welche den Erkenntnißgrund ins Auge faßt, und Driesch hätte demnach recht, wenn er sagt: „es muß aber- und abermals betont werden, daß die teleologische Auffassung der Dinge ebensogut ein Postulat unsres Erkenntnißvermögens ist, wie die kausale; . . . die Strömung unsrer Zeit geht aber immer und immer wieder dahin, das Kausale als das Reale anzusehen und das Teleologische als schwärmerisch zu verdammen oder es wenigstens nicht als gleichberechtigt gelten lassen zu wollen."

Nach meinem Dafürhalten liegt der Grund der Differenz hauptsächlich in dem leicht Mißverständnisse erweckenden Begriff „Teleologie", von dem auch Driesch findet, daß ihn die Naturforschung „nicht liebt". Mir scheint er aber nicht nur unbeliebt, sondern auch in seiner Anwendbarkeit zu sehr spezialisirt, da nur die Organismen, höchstens noch die

[1]) „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft". Leipzig 1893. S. 54.

[1]) S. die obige Anmerkung.

[2]) „Analytische Theorie der organischen Entwicklung". Leipzig 1894. S. 164.

Digitized by Google

Krystalle für den teleologischen Gesichtspunkt in Betracht kommen können. Im biologischen Bereich zeigt es sich ja allerdings, wie Driesch, fußend auf Kant und Schopenhauer, klar genug, auseinandersetzt, vollauf begründet, das Ziel, den ganzen vollendeten Organismus ins Auge zu fassen und danach das Einzelne zu beurtheilen — im strengen Gegensatz zur kausalen Analyse. Und diese teleologische Betrachtungsweise in der Biologie ermöglicht denn auch allein, ein endgültiges Verständniß (bei versiegender kausaler Analyse) für die sogenannten „zweckmäßigen" Vorgänge, wie z. B. jenen der „Selbstregulation", welche bei Störungen der Entwicklung eintritt. Solche Selbstregulationen kennen wir schon in reicher Zahl und fast täglich finden sich neue. Driesch selbst hat den experimentellen Beweis für die zunächst wunderbar erscheinende Thatsache geliefert, daß beim Amphioxus ein isolirtes Theilstück des Eies durch Umbildung seines Baues den vollen Organismus liefern kann. Beim Triton genügt die Amputation eines Beins, um ein neues hervorsprossen zu lassen und bei der Tritonlarve nach der merkwürdigen Entdeckung Gustav Wolffs die operative Entfernung der Augenlinse, um eine neue Linse aus dem Epithel des Irisrandes vollkommen normal regenerirt zu erhalten. Aehnliches zeigt sich aber auch allenthalben im Pflanzenreich, ohne daß wir hier auf diese Dinge näher einzugehen brauchen. Alle diese und Hunderte von anderen ähnlichen Vorgängen in der Natur bezeichnen wir als „zweckmäßige", unterwerfen dieselben der teleologischen Betrachtungsweise und können dies ohne Mißverständniß thun, insofern in der Natur weder Ziel noch Zweck durch menschliche Einsicht und Willen gesetzt sind, obschon die Ausdrücke selbst, die wir gebrauchen, anthropomorphisch genug lauten.

Letzteres zu vermeiden, schiene mir nun aber ungemein werthvoll, und zwar deßhalb, weil der Begriff Teleologie eben nur auf das Organisirte gehen kann und weil wir demgemäß von vornherein eine Kluft setzen zwischen Nichtorganisirtem und Organisirtem, wodurch eine Verständigung ungemein erschwert wird. Zwar haben wir auch in der unbelebten Natur einen Erkenntnißgrund, aber wo in aller Welt können wir dort ein Ziel, einen Zweck namhaft machen? Gibt es denn ein Ziel der Gravitationsanziehung, einen Zweck der Affinität?

Aus diesen Gründen dürfte es sich empfehlen, in der Naturforschung einfach alles dasjenige, was sich auf den Erkenntnißgrund, die ratio, bezieht — anstatt teleologisch —, einfach als das „Rationelle" in unsrer Erkenntniß zu bezeichnen. „Kausalanalytische" und „rationelle" Betrachtungsweise sind es dann, die sich gegenwärtig ergänzen, aber auch wechselseitig ausschließen. Die eine entspricht dem Verstandesmäßigen, die andere dem Vernunftmäßigen in unserm Erkennen und beide sind gleich berechtigt, wenn auch der Naturforscher, solange er empirisch forscht, ausschließlich mit der kausalen Seite der Vorgänge zu thun hat und erst beim endgültigen Versagen der Kausalanalyse zur rationellen Betrachtungsweise sich gedrängt sieht. Eine Schwierigkeit für diese Bezeichnungsart könnte nur etwa darin gefunden werden, daß das Wort „rationell", wenn man es auf die bisher unter den Begriff der Teleologie fallenden Erscheinungen der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur anwenden wollte, einen Anschein von Doppelsinn hervorruft. Auch dies läßt sich indeß leicht vermeiden. Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich meine Anschauung dahin ausgesprochen: „Alle diejenigen Gebilde, welche die Bedingungen ihres Werdens wesentlich in sich selbst tragen, sind von Hause aus zweckmäßig, besser ausgedrückt „naturmäßig".[1]) Dahin gehörten in der Natur zunächst die Krystalle und dann die Organismen. Jetzt schiene mir statt „naturmäßig" eher das inhaltsreichere Wort „erhaltungsmäßig" als das geeignetste, um jene Grundeigenschaft der Organismen anzudeuten und alles, was sich darauf bezieht. Auch Driesch benutzt das Wort „erhaltungsfähig" und polemisirt zugleich höchst zutreffend gegen die oberflächliche, von G. Wolff hoffentlich endgültig ad absurdum geführte Erklärung der „Zweckmäßigkeit" im Darwin'schen Sinn.

Es wäre zu wünschen, daß sich für „teleologische Betrachtungsweise", sofern dabei der Erkenntnißgrund zunächst in Frage kommt, der Ausdruck „rationelle Betrachtungsweise" einbürgern würde, für „teleologisch" in der Bedeutung „zweckmäßig" aber das nichts präjudizirende Wort „erhaltungsmäßig", für das sich wohl auch ein Terminus aus dem Griechischen entlehnen ließe, was wir jedoch, um nicht in den Verdacht philologischer Spielereien zu gerathen, fürs erste lieber vermeiden wollen.

[1]) Biologie und Gesundheitslehre. Naturforscherversammlung 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ski Ueber die in der jüngsten Zeit am Rhein gemachten archäologischen Funde von Bedeutung enthalten die neuesten „Jahrbücher des Vereins für Alterthumsfreunde in den Rheinlanden" einen ausführlichen, zusammenfassenden Bericht, aus welchem das Wichtigste hervorgehoben sei. Zunächst wurde am Rheinwerft zu Bonn eine Reihe römischer und germanischer Funde gemacht, die, an sich nicht belangreich, doch durch die Art ihrer Auffindung Interesse verdienen. Bei der Ausschachtung von Baugruben am Rheinwerft konnte man nämlich, als der Grund und Boden in einer Breite und Tiefe von je 4 m ausgehoben wurde, in der Erde deutlich zwei zeitlich unterschiedene Kulturschichten erkennen, eine antike und eine neuere. Zwischen diesen beiden Kulturschichten kam eine starke Lage römischer Bau- und anderer Trümmer zum Vorschein, und bei der Fortsetzung der Ausschachtung acht grubenartige Vertiefungen, deren Inhalt aus mannichfachen Kulturresten, römischen und germanischen gemischt, bestand. Es waren dies Urnen, Sigillatascherben, Knochen- und Kohlenreste, Krüge mit und ohne Ornamentirung, Eisentheilchen, welche Lanzen- oder Pfeilspitzen gewesen sein müssen, Trinkbecher u. a. Wie die weitere genauere Erforschung ergab, stellten diese Gruben Brandgräber vor, welche in fränkischer Zeit ausgefüllt worden sein mußten. Weiter brachte der Boden von Bonn, der schon früher reiche römische Funde gespendet hat, auch in der jüngsten Zeit einige von Interesse. Bei den Arbeiten zum Altmännerasyl wurden neben einem zierlichen Urnchen aus röthlichem, dunkelbraun überzogenen Thon auf schmalem Fuß mit dem Stempel Silvi-af im Innern des Bodens ein Großerz des Hadrian mit der Fortuna auf dem Revers, ein Mittelerz desselben Kaisers mit der stehenden Salus und ein Denar des Marcus Aurelius mit der Dona Fides gefunden. Bei der Fundamentirung der Erweiterungsbauten zur städtischen Oberrealschule stieß man auf einen Block aus Kalkstein mit den Ueberresten einer in eleganten Buchstaben ausgeführten Grabinschrift (LIV VOLTA ATOIT), von der das mittlere Wort wahrscheinlich als der Tribusname (Valtinia) anzusehen ist, ferner auch Ziegel mit dem Stempel der Legio I Minervia, einen römischen Armring aus Bronze, eine kleine Lampe, Trimyzas, vier römische Bronzemünzen, darunter ein Mittelerz des Augustus, Domitian, Trojan — einen Feind niederwerfend — und ein Kleinerz Constans'. Ein interessanter Fund wurde sodann bei Euskirchen bei den Erdarbeiten für Herstellung von Ziegeln an der Landstraße nach Commern gemacht. Dort stieß man auf fränkische Grabstätten, deren Wände aus Steinplatten zusammengesetzt waren. Unter diesen sind von besonderem Interesse eine Platte aus rothem Sandstein, der bei genauerer Untersuchung sich als ein Votivstein herausstellte, dessen Vorderseite eine Widmung der Matronengottheit trägt, sowie eine Platte aus feinkörnigem gelben Sandstein, die die durchsägte Hälfte eines Viergötteraltars ist. Auf der breiten Seite ist Minerva dargestellt, bekleidet mit einem gegürteten Doppelchiton, der in langem

Faltenwurf auf die Füße herabreicht. Die Göttin erscheint in sitzender Stellung mit nach rechts gewandtem Körper; auf dem linken Oberschenkel sitzt die ziemlich breit gebildete Eule, und in der der Göttin gegenüber befindlichen Nische ist der Oelbaum dargestellt. Die ganze Darstellung ist insofern bemerkenswerth, als sonst auf Sandsteinfiguren nur der ruhig stehende Typus der Göttin vorkommt und die Eule hier nicht wie gewöhnlich auf der Schulter, sondern auf dem Knie der Göttin sich befindet. Endlich verdienen noch die römischen und prähistorischen Funde Erwähnung, die bei Weißenthurm in der Nähe der wegen ihrer Lage auf dem hohen Rheinufer weithin sichtbaren Kapelle „Am guten Mann" gemacht worden sind. Dort kamen beim Abdecken des Ackerbodens mehrere sogenannte Morgellen zum Vorschein, welche Thongefäße, roh gearbeitete Ueberreste vorgeschichtlicher Zeit, enthielten, sowie aus römischer Zeit einen fragmentirten Teller aus hellbtaaer Terra sigillata mit schräger und reich profilirter Wandung, der im Innern des Bodens noch einen Rest eines Stempels, des Fabrikantennamens (Julius oder Marcellin) aufwies, ferner zierliche Schmuckgegenstände, die aon einem außerordentlichen Geschmack und Luxus zeugen, wie Bronzestücke, Gewandnadeln, Armbänder, deren Arbeit und Form auf das 2. Jahrhundert hinweisen.

m. **München.** Junisitzungen der kgl. Akademie der Wissenschaften. I. In der philosophisch-philologischen Klasse gab der Klassensekretär die Genehmigung der Statuten des Thereianosfonds durch das kgl. Staatsministerium für Kultus- und Schulangelegenheiten, sowie die Zuwendung der kirchlichen Gegenstände aus dem Nachlaß an die hiesige griechische Kirche und die Errichtung einer Ewigmesse für den Stifter des 280,000 M. betragenden Fonds zur Förderung der att- und mittelgriechischen Studien bekannt. Auf den beieflich eingereichten Antrag des Mitgliedes Eders beschloß die Klasse, der Privatgelehrtin Frln. Hermine Hartleben im Elsaß zur Fertigstellung und Drucklegung ihrer Biographie François Champallions einen Zuschuß von 500 M. zu gewähren. Prof. Wölfflin legte das neue Heft des von ihm herausgegebenen Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik XI, 1 unter Hervorhebung des internationaten Charakters der Zeitschrift vor. Rektor Wecklein hielt einen Vortrag: Beiträge zur Kritik des Euripides IV, der in den Sitzungsberichten erscheinen wird. — II. In der mathematisch-physikalischen Klasse berichteten die beiden Delegirten zu der in Göttingen stattgefundenen Konferenz der kartellirten Akademien, Walther Dyck und K. A. v. Zittel, über die gepflogenen Berathungen. — Johannes Ranke hielt einen Vortrag „über den Stirnfortsatz der Schläfenschuppe bei den Primaten", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird. Emil Selenka sprach „über die erste Embryonatanlage der Menschenaffen", welche Abhandtang anderwärts gedruckt werden wird. Hugo Seeliger legte eine Abhandlung Dr. K. Schwarzschilds in Wien vor, deren Aufnahme in die Sitzungsberichte genehmigt wird; sie führt den Titel: „Die Beugungsfigur im Fernrohr weit außerhalb des Focus". Seeliger überreichte dann eine Arbeit: „Betrachtungen über die räumliche Vertheitang der Fixsterne" zur Aufnahme in die Denkschriften der Klasse. Alfred Pringsheim theitte zwei Abhandtungen mit a) „über die Konvergenz einer allgemeinen Klasse von Kettenbrüchen", b) „über die ersten Beweise der Irrationatität von e und von π. Beide Schriften werden in den Sitzungsberichten gedruckt. — III. In der historischen Klasse gedachte der Sekretär Prof. Friedrich, wie der Selretär der II. Klasse, v. Voit, des großen Verlustes, welchen die Akademie durch den Tod des ordentlichen Mitgliedes Felix Stieve erlitten hat. Der für diese Sitzung angemeldete Vortrag Stieve's über Wallenstein wird, da er ausgearbeitet vortiegt, von Prof. v. Heigel in einer späteren Sitzung vorgetragen und dann in den Sitzungsberichten der Klasse veröffentlicht werden. Prof. Riggauer hielt einen Vortrag: „Die Münzen Friedrichs mit der leeren Tasche, Grafen von Tirol", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird.

* **Tübingen.** Der Professor der Chirurgie an unsrer Universität Dr. v. Bruns ist von der Société de Chirurgie in Paris zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden, eine Auszeichnung, die nach dem Kriege von 1870/71 nur wenigen deutschen Gelehrtea zutheit geworden ist.

* **Heidelberg.** Mit einer Probevorlesung über das Thema: „Der Pessimismus in der griechischen Lyrik vom 8. bis 5. Jahrhundert" hat sich Dr. Anton Baumstark an der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirt.

* **Berlin.** Hier hat sich ein Komitee gebildet, das einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Romanschriftsteller Wilibald Alexis (Wilh. Häring) erläßt. Am 29. Juni sind es 100 Jahre, daß dieser Autor in Breslau geboren wurde. Das Denkmal soll in Arnstadt in Thüringen errichtet werden, wo W. Häring die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens verbrachte.

* **Wien.** Das erste Universitätsstipendium für Frauen ist von der bekannten Dichterin Frln. Maria v. Najmajer soeben hier gestiftet worden. Die genannte Dame setzte ein Kapital aus, dessen Zinsen in der Form zweier Stipendien von je 150 fl. jährlich an der Wiener Universität zur Auszahtung gelangen sollen, die an ordentliche Hörerinnen der Unioersität zu verleihen sind. Besonderen Anspruch auf dieselben haben absolvirte Schülerinnea der gymnasialen Mädchenschule des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien, wobei Töchter von Beamten und Offizieren in erster Linie berücksichtigt werden sollen.

* **Czernowitz.** Der Privatdozent Dr. Wladimir Wilkawiez ist zum außerordentlichen Professor der Geschichte Osteuropa's an der hiesigen Uniaersität ernannt worden.

* **Brüssel.** Hier hat dieser Tage eine Versammlung des „Willems-Fonds", der vtämischen Vereinigung für Volksunterricht, stattgefunden, in der einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, auf die Errichtung einer eigenen vtämischen Universität hinzuarbeiten, und zwar soll die Universiität Gent den Charakter einer rein vtämischen Hochschute erhalten.

* Wie der „Frankf. Ztg." aus Riga geschrieben wird, steht in Dorpat wieder die Entfernung zweier verdienter Professoren beoor. Der Sprachforscher Leo Meyer und der Theologe und Orientalist Professor Volck müssen aufs neue von der Regierung bestätigt werden, wenn sie ihr Lehramt noch weiter belleiden sollen, und es spricht manches dafür, daß die Bestätigung diesmal versagt werden wird. Beide Herren sind ganz hervorragende Gelehrte. Professor Leo Meyer hat sich außerdem große Verdienste als Präsident der sogenannten „Gelehrten Estnischen Gesellschaft" erworben. Scheidet Professor Volck jetzt aus der theologischen Fakultät, so schwindet mit ihm der letzte der in weiten Kreisen bekannten theologischen Professoren Dorpats. Ein Theil der schon früher vakant gewordenen Lehrstühte ist noch heute unbesetzt, und es scheint, daß die Regierung eine Neubesetzung überhaupt nicht vornehmen will, denn Russen findet sie nicht und Deutsche will sie nicht. Professor Kwaczalla, ein Tscheche, trägt Kirchengeschichte vor; er wurde aus Böhmen extra verschrieben, damit auch ein protestantischer Slave in Dorpat lehrt. Dieser Herr arbeitet ganz im Geiste der Regierang.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktiau der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hermann Stegemann: Daphnis. Eine Dichtung. Frauenfeld, J. Huber 1898. — Passarotle: Das Modell. Eine Studie in drei Theilen. Wien, Carl Konegen 1898. — E. v. Czajkowski: Kreuziget ihn! Roman. Ebd. — Maria Stona: Die Prooinz unterhält sich. Ebd. — Carl Bleibtreu: Gravelotte. Illustrirt von Ch. Speyer. Stuttgart, Carl Kradde. — Friedrich v. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltang. 13. Lfg. Karlsruhe, Macklot 1898. — *Germain Bapst:* Le Maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Tome 1. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1898. — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Lfg. 65—80. Leipzig, Otto Spamer. — Sophus Mütler: Nordische Atterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemarl und Schweden. II. Bd. 1.—4. Lfg. Straßburg, Kart J. Trübner 1898. — Compte rendu des travaeux de la *Commission de la Dette Publique d'Egypte* pendant l'année 1897. Le Caire, Imprimerie J. Barbier 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 30. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Noch einmal die Deportationsfrage. Von Heinrich Reuß. — Das Frauenstudium. II. Von Prof. Dr. K. B. Lehmann. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal.

Noch einmal die Deportationsfrage.

In den letzten Jahren ist die Frage, ob die von England zeitweilig mit so großem Erfolg in Anwendung gebrachte Strafart der Deportation nicht auch für die Erschließung der deutschen Kolonien nutzbar gemacht werden könnte, immer lebhafter erörtert worden. So hat auch in der Beilage jüngst O. Canstatt Veranlassung genommen, vor dieser Strafart zu warnen, bezw. ihre Anwendbarkeit für kontinentale Strafkolonien zu verneinen und allein insulare Kolonien als in Frage kommend gelten zu lassen. Canstatt führt namentlich die schlimmen Erfahrungen ins Feld, welche Spanien, Portugal und Holland mit den Deportirten gemacht haben. Abgesehen von dem Uebelstand, daß die Deportirten der freien Einwanderung hinderlich im Wege gestanden hätten, wäre die Ansammlung grollender Missethäter in der Ferne nur eine Vorfrucht der späteren Aufstände, Unruhen und der Losreißung der Kolonien vom Mutterland gewesen. Beim Lesen dieser Ausführungen Canstatts kann man sich nicht der Gedanken erwehren, daß die Spanier und Portugiesen die Technik der Deportation auch so verkehrt gestaltet haben müssen, als dies nur irgend möglich war. Wenn man die Deportation nur als eine Verbannung auffaßt und in dieser räumlichen Trennung von der Heimath schon ein genügendes Maß von Strafe erblickt, so ist es bei einer solch laxen Sicherung und Bewachung der Bestraften und der aus den Bestraften hervorgegangenen freien Bevölkerung allerdings nicht zu verwundern, wenn man Früchte zeitigt, wie sie Spanien und Portugal geerntet haben. Auf Spanien und Portugal zu exemplifiziren, und deren Kolonisirungsmethode mit denen moderner Kolonialvölker, zu denen man doch nur England, Frankreich, Deutschland, Rußland rechnen darf, zu vergleichen, ist doch überhaupt etwas gewagt. In Spaniens Kolonial- und Staatsverwaltung haben die Jesuiten völlig uneingeschränkt mit aller erdenkbaren Freiheit gezeigt, was sie politisch leisten können, und wenn man heute in den cubanischen Gewässern, wo einstens Columbus mit einer, zum Theil aus Verbrechern bestehenden Mannschaft den weltgeschichtlichen Ruhm Spaniens begründete, den Todesschrei desselben Volkes zu vernehmen beginnt, so berührt dies doch nur wie ein spätes, aber unvermeidliches Weltgericht. Was jesuitischer Klerikalismus und anarchistischer Sozialismus im Bunde aus den spanischen Kolonien gemacht haben, das ersieht man an den südamerikanischen, einst spanischen Staaten. So war denn auch nicht die Deportation der Grund, daß alle verbrecherischen und revolutionären Elemente in den spanischen Kolonien zusammenströmten, sondern die Schwäche des Staatswesens, das nicht im mindesten imponiren konnte und allen als die große Kuh erschien, an der man sich satt trinken konnte, lockte alle die dunklen Ehrenmänner instinktiv dorthin, wo im Dunkeln gut munkeln und im Trüben gut fischen war. Daß unter solchen Verhältnissen eine schlechte Deportation die schon vorhandenen Schäden nur noch vermehrte, ist außer allem Zweifel. Infolgedessen kann eine energische Deportation aller kriminellen Elemente immer nur ein starker, thatkräftiger Staat unternehmen, welcher weiß, was er will. Wer trügerischen Freiheitsidolen oder sentimentalen Humanitätsdusseleien huldigt, indem er glaubt, die Deportirten müßten dort in der „traurigen Verbannung“ freie Berufswahl, Selbstbestimmung über ihre Arbeit haben, als wären sie nach wiedererlangter Freiheit etwa als selbständige Kolonisten reif für innere Selbstverwaltung und für das heiligste moderne Volksrecht, für Wahlberechtigung und parlamentarisches System, der beweist, daß er nicht die geringste Menschenkenntniß und nicht das geringste Verständniß von der Begründung einer Kolonie hat. Wenn der Staat im Mutterland schon wesentlich Macht ist, so muß er dies erst recht in seinen Kolonien sein. Es ist deßhalb ein gänzlich falscher Gedanke, den man hier und da auch in Deutschland schon angeregt hat, entlassenen Sträflingen nach wiedererlangter Freiheit ein Asyl in den Kolonien zu eröffnen. Diese gingen, wie Jeder bestätigt, der diese größtentheils feigen, muth- und energielosen Elemente kennt, nur hin, wenn das Leben in den Kolonien versprach, ein abenteuerliches Genußleben zu werden. Ehrliebende Sträflinge, welche jetzt aus Schamgefühl die Heimath verlassen und Länder wie Nordamerika aufsuchen, lockt das Bewußtsein: dort bist du ein unbeschriebenes Blatt, dort begegnet dir kein Genosse früherer Schmach, dort kannst du frei aufathmen wie jeder andere Staatsbürger auch. Eine vernünftige Deportation muß immer die zwei Gesichtspunkte im Auge behalten: da, wo das soziale Elend eines Sträflings heilbar ist, ihm zu helfen, soweit dies möglich ist, alle verbrecherischen antisozialen Ideen aber mit eiserner Gewalt niederzuhalten und ihn auch nach wiedergewonnener Freiheit unter den Staat zu beugen, der ihn bestraft hat.

Alle Nachtheile also, welche die Deportation Spanien und Portugal gebracht hat, sind kein Beweis gegen die Deportation, sondern nur ein Beweis dafür, daß Spanien und Portugal nicht mächtig genug waren, um eine planvolle Deportation durchzuführen und staatliche Ordnung in ihren Kolonien aufrecht zu erhalten. Auch ohne Deportation würde diese Staaten dasselbe Schicksal erreicht haben. In veränderter Beziehung gilt dasselbe von den Versuchen, welche Holland mit der Deportation gemacht hat. Hollands Kolonialbesitz ist deßhalb in steter Gefahr, für das Mutterland ein Verhängniß zu werden, nicht weil Deportirte und deklassirte Elemente eine Quelle fortwährender Unruhen sind, sondern weil der holländische Staat ohne den Anschluß an sein Hinterland, an Deutschland, ein Gebilde der politischen Unnatur ist und infolge dessen jeden Augenblick in Gefahr steht, von seinem englischen ländergierigen Rivalen eines Tags aus seinen Kolonien vertrieben zu werden.

Wo ein Staat selbst sich so unsicher fühlt, ist es nicht zu verwundern, wenn er auch nicht mit dem Ernst und Nachdruck auftreten konnte, der dem Verbrecher allein imponirt.

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen warnt Canstatt, die von Professor Bruck als Deportationsgebiet in Vorschlag gebrachte Kolonie Deutsch-Südwestafrika mit verbrecherischem Material zu betasten, und bittet, diese Kolonie für makellose, tüchtige und leistungsfähige Kolonisten offen zu halten. Gewiß, gegen eine solche Argumentation wird Niemand etwas einzuwenden haben; aber wenn wir die Thatsache bedenken, daß im Jahre 1896 nach statistischen Mittheilungen 36,000 Engländer in Südafrika, Transvaal und Rhodesia eingewandert sind, in ganz Ost- und Westafrika aber nur etwas mehr als 1000 deutsche Einwanderer gezählt wurden, so liegt doch auf der Hand, daß wir von einem breiten Einwandererstrom noch gar nicht reden können und zwar deßhalb nicht, weil alle Bedingungen zur Erschließung des Landes, wie Hafenbauten, Eisenbahnen, Wege, Wasserleitungen, Stauanlagen, Teiche, Brunnen ꝛc. noch gar nicht vorhanden sind. Das wäre ein Werk, des Schweißes der Edlen, auch der Deportirten werth. Denn alle kontinentale Deportation kann nur zeitweilige Bedeutung in Anspruch nehmen, wie dies das Beispiel der englischen Deportation in Australien so lehrreich beweist. Ist die Aufgabe der Deportation erfüllt, so daß der breite Strom der Auswanderung von selbst in ein der Kultur erschlossenes Land einmündet, dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Deportirten überflüssig gemacht haben. Dann beginnen die Nachkommen der Deportirten sich ihrer Väter und Mütter zu schämen, dann konkurriren die freien Einwanderer mit den Deportirten, aus der geschäftlichen Konkurrenz entwickelt sich dann die moralische Entrüstung über die Deportation, und dann kommen die von sittlicher Entrüstung triefenden Petitionen gegen die Deportirten. Verfolgt man dagegen keine ausschließlich kulturellen und sozialen Zwecke mit der Deportation, sondern auch die abschreckenden Zwecke der Verbannung, welche, wie Canstatt meint, für politische Kriminalität in Frage kommen müßte, für dauernde Unschädlichmachung gewerbsmäßiger und gemeingefährlicher Gewohnheitsverbrecher aber noch größeren Werth besitzen dürfte, so sind allerdings insulare Strafkolonien, zu denen, wie den Franzosen in Neukaledonien, so uns im Bismarck-Archipel und auf den Salomonsinseln Gelegenheit gegeben ist, den kontinentalen vorzuziehen. Dies ist aber kein Grund dagegen, daß man nicht auch in Deutsch-Südwestafrika nach dem alten bewährten Grundsatz: „Probiren geht über Studiren“ mit der Deportation einen Versuch machen soll. England fürchtet, daß wir es thun, sonst hätten seine Staatsmänner nicht versucht, bei der Erwerbung dieser Kolonie Bismarck die Bedingung aufzuerlegen, niemals dort eine Strafkolonie zu errichten. Was England aber fürchtet, muß für uns gut sein. Männliche und auch die so sehnlichst erwarteten weiblichen Einwanderer werden nach Deutsch-Südwestafrika viel lieber auswandern, wenn wir ihnen die Wege dorthin erst ein wenig bequemer gemacht haben. Wer Sträflinge nicht kennt, der glaubt gar nicht, was man mit ihnen alles leisten kann. Unter tüchtigen Beamten sind die Sträflinge brauchbare Arbeiter, die alles fertig bringen, was befohlen wird, aber es muß eine Staatsgewalt hinter ihnen stehen, vor der sie Respekt haben. Daß Deutsch-Südwestafrika durchaus kein Noli me tangere auch in den Augen seines Landeshauptmanns, des Hrn. Majors v. Leutwein, ist, geht aus einem Briefe hervor, den er an den Strafanstaltsgeistlichen Seyfarth am thüringischen Männerzuchthaus Gräfentonna geschrieben hat. Derselbe ist mitgetheilt in der Monographie Seyfarths „Hinter eisernen Gittern“ (Leipzig, F. Richters Verlag 1898) und in ihm heißt es: „Die Frage, ob Deportation oder nicht, hat mich in der That schon vielfach, auch amtlich beschäftigt. Trotzdem aber halte ich mich zu einem abschließenden Urtheile über dieselbe nicht befähigt, da letzteres überhaupt nur an der Hand von Erfahrungen gewonnen werden kann. Um solche zu gewinnen, muß indessen ein Versuch gewagt werden, und ich würde daher die Frage, ob ein solcher — aber nur ein solcher — empfehlenswerth sein würde, unbedingt bejahend beantworten. Das diesseitige Schutzgebiet bedarf sehr der Arbeitskräfte. Die Eingeborenen arbeiten nicht gern, während in Afrika die Weißen sich gleichfalls nicht leicht zu schwerer Arbeit entschließen. Von diesem Standpunkt aus, mithin von dem Standpunkt der Gewinnung billiger und ausreichender Arbeitskräfte, bin ich in vorliegender Frage für einen Versuch. Was nach verbüßter Strafe weiter werden wird, ob Ansiedelung der besten, oder Rückkehr sämmtlicher Sträflinge nach der Heimath, das würde dann erst an der Hand der noch zu sammelnden Erfahrungen endgültig zu entscheiden sein.“

Heinrich Reuß.

Das Frauenstudium.

Von Prof. Dr. K. B. Lehmann,
Direktor des hygienischen Instituts in Würzburg.

II.

Blicken wir nun einen Augenblick zurück! Wir haben gesehen, daß mit bestem Erfolg Frauen studiren und Frauen ihre Studien verwerthen, nicht nur Frauen anderer Rassen und anderer Länder, nein, Frauen aus gleichem Fleisch und Blut wie wir, unter den gleichen Kulturbedingungen und Lebensanschauungen, zum Theil bei der gleichen scharfen Männerkonkurrenz, wie sie bei uns herrscht. — Wen das nicht überzeugt, daß viele Frauen zum Studium befähigt sind, der will sich nicht überzeugen lassen oder er verfügt über Gründe, die mir unbekannt geblieben sind trotz alles Studiums der Frage.

Und nun zu den Schäden, die das Frauenstudium im Gefolge haben soll! Vor allem hört man von einer Gefahr für unsre Hochschulen sprechen. Sollen wir, wird gesagt, den Geist unsrer Universitäten verändern, vielleicht schädigen, eine ausgezeichnete Institution, welche Jahrhunderte lang unser Stolz ist, verpfuschen, bloß weil einige Damen studiren wollen? Hierauf ist leicht zu erwidern: es ist falsch, anzunehmen, daß unsre Hochschulen seit Jahrhunderten eine beständige Einrichtung seien; der Geist der Vorlesungen, der Professoren und Studenten hat sich enorm verändert und verändert sich ständig weiter. In den Vorlesungen wird nicht mehr vorgelesen, die Studiosi philosophiae haben zu zwei Dritteln keine Ahnung von Philosophie, beim Doktorexamen fehlt, was früher so wichtig war, die Dissertation, die Disputation, der Doktorhut und der Doktorschmaus u. s. f., und do sollte es einen Unterschied machen, wenn sich unter die Herren einige Damen mischen! Störungen könnten beim Unterricht in zwei Richtungen befürchtet werden, einmal Störungen des Lehrers, sodann aber Störung der Studenten.

Da die Damen, wie wir noch sehen werden, gleich vorgebildet sein sollen wie die Herren, so wird der Vortrag durchaus nicht an Tiefe zu verlieren brauchen, er würde dagegen nach der Ansicht Vieler in manchen Vorlesungen dadurch gestört, daß sich gewisse Dinge wenig zum Vortrag vor einem gemischten Publikum eignen. Nach meiner Erinnerung ist beim medizinischen Studium — und schlimmer dürfte es ja nirgends sein — höchstens ein Zehntel des Stoffes geeignet, Bedenken dieser Art zu erregen. Man wird hier dem Professor jede mögliche Freiheit lassen müssen, wie er sich mit diesen Bedenken abfindet. Ich würde es machen — wie meine Züricher Lehrer es thaten —, ich

Digitized by Google

würde kein Wort weniger sagen, als wenn keine Damen da wären. Stellt man sich auf den Standpunkt der reinen Wissenschaft, so läßt sich — für mein Gefühl — alles sagen und alles hören. Andere Dozenten empfinden allerdings anders; in diesem Falle wird es sich unschwer einrichten lassen, und das möchte sich in erster Linie empfehlen, einzelne Stunden, respektive einzelne Kurse doppelt zu halten — eine Verpflichtung könnte allerdings dafür nicht bestehen. Ich kann versichern, daß sich all die theoretisch so schrecklichen Dinge in der Praxis unendlich viel harmloser gestalten — etwas Taktgefühl hilft über alle Klippen hinweg und an die Theilnahme von Wärterinnen und Krankenschwestern beim praktischen medizinischen Unterricht ist man ja ohnehin gewöhnt.

Ob die Studenten nicht gestört werden durch ihre Kommilitoninnen? Mir ist davon so wenig bekannt, wie etwa von einer besonderen Anfeuerung nachlässiger Männer zum Studium, was manche Schwärmer für das Frauenstudium glauben voraussetzen zu sollen. Wir sahen in Zürich, wie oben angedeutet, in den tüchtigen und fleißigen Damen tüchtige und sympathische Studiengenossinnen, mit denen man höflich und achtungsvoll, aber nicht galant verkehrte. Niemand gewährte z. B. den Damen bei einer Demonstration prinzipiell die besten Plätze, sie standen unter uns, wo sie der Zufall hinführte, und verlangten auch niemals etwas anderes, als kollegial behandelt zu werden. Nicht die leiseste ungünstige Erfahrung drang in den 7 Jahren, die ich als Student und Assistent in Zürich verbrachte, an die Oeffentlichkeit; die Damen gingen ihrer Wege, ohne daß wir uns viel um sie kümmerten.

Auch in Deutschland hat man meines Wissens bisher nirgends schlechte Erfahrungen mit den zugelassenen Damen gemacht — obwohl im letzten Winter 315 an den verschiedenen Universitäten studirten. Es liegt also kein Grund vor, die Damen vom gemeinsamen Unterricht mit den Männern auszuschließen und eine besondere Frauenuniversität zu begründen, für die zur Zeit weder Mittel, noch vor allem Zuhörer genug da wären. Die Frauen wehren sich auch gegen eine spezielle Damenuniversität — da sie fürchten, man würde die dort ausgebildeten Damen nicht für voll ansehen. Und wenn wirklich einmal das gemeinsame ernste Studium eine Neigung entstehen ließe, die zum Bunde fürs Leben führte — wäre das ein Unglück, ist nicht ein solcher Bund sicherer begründet, als der im Ballsaal geschlossene? Erleichtert wird allerdings ein Ehebund nicht durch das im Verhältniß zu den Männern relativ hohe Alter der Mädchen; dagegen haben gerade in Zürich eine ganze Anzahl akademischer Lehrer Schülerinnen geheirathet und volles Glück gefunden. Es scheint — um dies auch flüchtig zu streifen — das akademische Studium, das in den Augen so vieler Theoretiker der Frau den Schmetterlingsstaub der zarten Weiblichkeit abstreift, durchaus nicht ein Ehehinderniß abzugeben! Und wenn einzelne dieser studirten Frauen durch ihre Verheirathung an der praktischen Verwerthung des Gelernten gehindert wurden, so ist das doch nicht — wie Manche wollen — ein neuer Grund gegen das Studium. Sie werden nicht schwer daran tragen, ja meist eine Quelle weiteren Genusses davon haben, auch wenn der ursprüngliche Zweck des Studiums nicht durchgeführt werden kann. Außerdem kümmert sich beim Manne Niemand darum, ob er seine Studien verwerthet oder nicht.

Einen letzten hieher gehörigen Einwand gegen das Frauenstudium kann ich nicht als unrichtig bezeichnen, muß ihn aber unberechtigt nennen. Es ist sehr interessant, wie viele Gegner des Frauenstudiums, nachdem sie die Unfähigkeit der Frau zur Theorie und Praxis mit wenig Glück vertheidigt, im Handumdrehen als weiteres Argument anführen, wir hätten schon so viele unbeschäftigte Männer gelehrter Ausbildung, daß man ihnen um Gotteswillen nicht das Leben durch neue weibliche Konkurrenz noch mehr erschweren solle. Ich glaube, daß allerdings z. B. in tüchtigen Aerztinnen einer gewissen Anzahl untüchtiger Aerzte Konkurrenten erstehen werden — kann aber dies nicht für einen diskutablen Grund zur Verweigerung der Zulassung zum Studium finden, so wenig wie man die Pferdebahn und die Fahrräder wegen der Kutscher oder der Reitschulbesitzer oder das künstliche Vanillin wegen der Vanilleproduzenten verbieten kann. Wenn wir mit der Zeit einige Prozent untüchtiger Männer weniger und dafür ausgesucht tüchtige Frauen auf unsern Hochschulen hätten — es wäre kein geringer Fortschritt, der nicht am wenigsten auch den besseren männlichen Studirenden zugute käme, die durch die unwillkürliche Rücksichtnahme der Dozenten auf die ungenügend vorbereiteten und geistesträgen geschädigt werden.

Da also gesunde Frauen zum Studium in erheblicher Zahl befähigt, in einer nicht unerheblichen Zahl auch praktischen Männerberufen, wie die Erfahrung trotz aller Bedenken zeigt, gewachsen sind, die Verwerthung ihrer Studien ihnen und vielen Mitmenschen zugute kommt und berechtigte Interessen nur in ganz unvermeidlicher Weise geschädigt werden, so ist für mich die Berechtigung der Frauen zum Studium ohne weiteres bewiesen. Mit Vergnügen habe ich aus der oben citirten Kirchhoff'schen Statistik entnommen, daß fast alle Männer, welche die Frage der Befähigung mehr oder weniger uneingeschränkt bejahten, auch die Frage der Berechtigung damit als im bejahenden Sinne gelöst betrachteten. „Sie sind befähigt, also auch berechtigt", lauten die Vota zahlreicher Männer, ja es fehlt nicht an Voten, die zwar die Befähigung aus verschiedenen Gründen noch für unbewiesen ansehen, aber die Berechtigung gewähren wollen, um die Befähigung zu erweisen.

Juristische Gegengründe habe ich nicht gefunden. Niemand hat bewiesen, daß die Männer allein ein juristisch gültiges Privileg auf die höhere Bildung haben, und so sind alle Behauptungen in diesem Sinne hinfällig und die Frage für uns in positivem Sinne entschieden.

Fragen wir nun, wie haben sich die Universitäten, wie haben sich die Staatsregierungen dem Frauenstudium gegenüber verhalten? Während die große Mehrzahl der außerdeutschen Kulturstaaten, an der Spitze (1833) Amerika, Frauen zum Hochschulstudium zugelassen haben (die Schweiz seit 1860, Frankreich seit 1861, England seit 1878), haben sich die deutschen Staaten sehr vorsichtig und zurückhaltend verhalten, als ob die günstigen Erfahrungen anderer Länder nicht existirten, als ob wir hier bei uns das Experiment zum erstenmal machen sollten. Es studirten zwar im letzten Winter 315 Damen (vorwiegend Ausländerinnen) an deutschen Universitäten, doch läßt noch keine deutsche Universität Frauen als richtig eingeschriebene (immatrikulirte) Hörer zu, die Frauen können nur — mit der jedesmal einzuholenden dreifachen Bewilligung vom Ministerium (resp. Universitätskurator), Rektor und Dozenten — als „Gasthörerinnen" den Vorlesungen beiwohnen. Manche Universitäten sind ihnen noch ganz verschlossen, andere nur theilweise geöffnet, einzelne gestatten die Erwerbung des Doktorgrades. Nirgends aber können sie zu einem staatliche Berufsberechtigung verleihenden Examen zugelassen werden — denn dies setzt voraus, daß sie eine Anzahl von Semestern richtig immatrikulirt waren und nicht nur als „Gasthörerinnen" die Universität besuchten. Es fehlt aber nicht an Universitäten, die diesen Zustand als unhaltbar empfinden. Gießen und Freiburg scheinen prinzipiell bereit, sie zur Immatrikulation zuzulassen, und auch bei der letzten Sitzung des preußischen Landtags stimmten in der Kommission nur 10 Stimmen gegen und 7 für das Recht der Immatrikulation — so daß offenbar in kurzer Zeit das Recht der Immatrikulation und damit

die Zulassung zum Staatsexamen wenigstens in Medizin erreicht sein wird. — Wahrscheinlich wird aber noch vorher von Reichs wegen speziell für die Medizinerinnen ein anderer Ausweg gefunden sein, um ihnen die Ablegung des Examens zu gestatten. Der Reichskanzler hat allerneuestens die Universitäten befragt, ob Bedenken vorliegen, Frauen mit richtiger Gymnasialvorbildung — Berlin hat von seinem weiblichen städtischen Gymnasium dieses Jahr zum erstenmal drei Abiturientinnen entlassen — zu den medizinischen Examen zuzulassen, wenn sie nicht rite immatrikulirt gewesen seien, sondern nur als Gasthörerinnen studirt hätten. Danach können die heutigen Absolventinnen der Mädchengymnasien wohl sicher sein, ihr medizinisches Staatsexamen dereinst ablegen zu dürfen, und wir hätten in Deutschland spätestens in 4½ Jahren die ersten ganz in Deutschland ausgebildeten weiblichen Aerzte.

Ich könnte hier schließen, wenn nicht wenigstens einige Worte über die schwierige Frage verlangt werden könnten: wie soll sich das Mädchen auf den Hochschulunterricht vorbereiten? Die einfachste Lösung ist eine Zulassung von Mädchen in die Knabengymnasien, ein System, das in der Schweiz in einer Anzahl von Fällen mit bestem Resultat durchgeführt wurde, wie mir Frau Dr. Heim schreibt. In Holland scheint dies System ganz allgemein eingeführt, an 21 Knabenlehranstalten wurden in diesem Winter 109 junge Mädchen unterrichtet.

Ob dies für unsre deutschen Gymnasien das Ideal wäre, möchte ich sehr bezweifeln. Nicht daß ich in dem gemeinsamen Unterricht ein Unglück sähe, durchaus nicht, aber unsre deutschen Knabengymnasien sind zu unhygienisch. Ich will die Frage, ob und wie der Stoff des gegenwärtigen Gymnasiums zu verändern sei, so viel ich darüber auf dem Herzen hätte, heute undiskutirt lassen und will annehmen, daß die Mädchen, da sie das ganze Maturitätsexamen machen sollen, auch genau den gleichen Stoff bewältigen müssen, denn daran müssen wir festhalten, daß die studirenden Frauen in den Examina ganz wie Männer behandelt werden müssen und auch behandelt werden wollen. Aber der Unterricht muß ein anderer sein, kann auch bei den gewiß noch längere Zeit kleinen Klassen der Mädchengymnasien leicht ein anderer sein: intensive geistige Arbeit von möglichst kurzer Dauer, täglich eine Stunde Turnen oder kräftig betriebenes Turnspiel, zwei Nachmittage der Woche große Spaziergänge, Eislauf, Radfahren oder Bewegungsspiele würden, wie die amerikanischen Erfahrungen lehren, dem Unterricht seine meisten Gefahren nehmen. Wenn dabei die Studienzeit um ein Jahr verlängert werden müßte, wäre das kein Unglück. Ich bin nebenbei der Meinung, daß auch der Stundenplan unsrer Knabengymnasien ähnlich zu reformiren wäre, sollte dabei der Ausschluß einiger weiterer zum Studium wenig Befähigter erfolgen müssen, so wäre das eine der größten Wohlthaten für unsre Universitäten.

Im übrigen denke ich mir persönlich das Mädchengymnasium am liebsten nach amerikanischem Muster: als gut geleitetes Internat in einem großen Garten gelegen, von einem weiblichen tüchtigen Arzt überwacht. Vor allem wünschte ich aber, daß der Unterricht erst etwa im 14. bis 15. Jahre beginnt, sich an unsre besten höheren Töchterschulen anschließt und die Eltern nicht schon in zartem Alter der Kinder zum Entschluß zwingt, ob sie aus körperlichen und geistigen Gründen den Wünschen ihrer Töchter, zu studiren, entsprechen können. Kommen unsre Gymnasiastinnen erst mit 20—22 Jahren auf die Hochschule, wo harte Arbeit ihrer wartet und ein gereifter Charakter, ein fester Takt nöthig ist, so wird das allseitig von Nutzen sein. Nicht verschweigen will ich, daß ich wünschte, es möchten nebenbei auch die Elemente der Haushaltungskunst berücksichtigt werden, was in einem Internat unter guter Leitung und bei vorzüglich ausgewähltem Schülerinnenmaterial nicht allzuschwer sein dürfte. Ziemlich liberal müßten die Statuten der Mädchengymnasien anfangs für die Aufnahme von Mädchen mit privater Vorbildung und unregelmäßigem Studiengang sein — das Schlußexamen müßte aber im Interesse der Sache sehr streng gehalten werden.

Zum Schlusse gestatten Sie mir noch die Frage zu streifen: ob ich glaube, daß die Zulassung der Frau zu den höchsten Studien eine praktische Bedeutung für unsee Volk gewinnen werde? Sie wissen, wie unendlich verschieden — mit höchstem Enthusiasmus und kühlstem Scepticismus — diese Frage beantwortet ist; ich halte weder das eine noch das andere für berechtigt.

Unmöglich ist es, vorauszusehen, wie sich in der ferneren Zukunft die Frage gestalten wird; für die nächste Gegenwart dürfen wir wohl erwarten, daß sich das Frauenstudium in Deutschland ähnlich entwickeln wird, wie in der Schweiz. Einen großen Zudrang zum Berufsstudium, wenn es einmal eröffnet sein wird, erwarte ich nicht; der lange und mühsame Vorunterricht, das anstrengende und theure Studium, der Verzicht auf einen großen Theil der Freuden, die heute das sorglose Leben der jungen Mädchen der wohlhabenderen Klasse ausfüllen, wird dafür sorgen, daß das von vielen gefürchtete Studium aus Abenteuerlust oder aus Mode außerordentlich selten sein wird. Einige Prozent der Männer, kaum mehr, wird die Zahl der Berufsstudentinnen betragen. Denen aber, welche diese schwere Laufbahn durchmachen, glaube ich — wenn anders ihr Körper den Anstrengungen gewachsen ist — eine lohnende und beglückende Thätigkeit voraussagen zu können, indem sie zu manchen Berufen geradezu geschickter sind wie die Männer. Tüchtige Aerztinnen werden in jeder Mittelstadt ihr Brot finden; neben den frei praktizirenden Aerzten denke ich namentlich auch an Aerzte für weibliche Genossenschaften, weibliche Vereine, Mädchenschulen und Pensionate, Fabriken, Stifte und Klöster. In höheren Lehrstellen wird manche auf der Universität gebildete Frau namentlich an den allgemein als Bedürfniß empfundenen verbesserten weiblichen Mittelschulen einen schönen Wirkungskreis finden; auch auf nationalökonomischem (Frauenarbeit, Fabrikinspektion) und juristischem Gebiet (Frauenrecht) erscheint Raum für spezifische Frauenthätigkeit. Erwächst den Frauen in den bisher erwähnten Berufen aus ihrem Geschlecht ein gewisser Vortheil — beruhend in erleichterter Gewinnung von Sachkenntniß oder leichter gewonnenem Vertrauen —, so gibt es zahlreiche andere, in denen Frauenthätigkeit an sich sehr wohl denkbar ist, in denen das Geschlecht aber mehr Nachtheil als Vortheil gewährt, und in denen jedenfalls bisher kein Bedürfniß nach Frauenarbeit vorliegt, z. B. praktische Thätigkeit als Botaniker (Samenkontrole, Herbararbeit, wissenschaftlicher Gartenbau) als Chemiker (Nahrungsmittelkontrole) u. s. f. Hier dürfte es den Frauen schwerer sein, Stellen zu erobern — indeß ist es unmöglich, etwas vorauszusagen. — An Staatsanstellungen in größerem Umfang wird man erst dann denken dürfen, wenn sich auch bei uns die Frauen in frei gewählten höheren Berufen längere Zeit bewährt haben.

Wenn ich nach dem Gesagten auch nicht glaube, daß die Hoffnung der Frauen sich verwirklichen wird, die vom Frauenstudium erwarten, daß es sehr zahlreichen Frauen rasch sichere und angenehme Lebensstellungen eröffnen werde, wenn ich auch glaube und im allgemeinen Interesse hoffe, daß sich die Entwicklung der höheren Frauenberufe ohne scharfe Konkurrenz mit dem Manne so langsam und maßvoll vollziehen wird, wie in der Schweiz —, so halte ich doch die prinzipielle Bedeutung der Frauenthätigkeit in den „höheren" Berufsarten für sehr groß, da mit jeder

Frau, die in einem schwierigen Beruf sich die allgemeine Anerkennung erwirbt, das Ansehen des weiblichen Geschlechts steigen muß. In diesem Sinne wird auch allen Frauen das Studium der Damen zugute kommen, die in reiferen Jahren das Bedürfniß fühlen (meist als Gasthörerinnen), ihrem Leben reicheren Inhalt zu geben, dadurch, daß sie ihre Kräfte auf das Studium irgend eines Gebietes verwenden. Aus solchen Damen hoffe ich, sollen namentlich weitere Vorkämpfer für die Vertiefung der weiblichen Bildung im allgemeinen, für die Verbesserung unsrer Mädchenmittelschulen im speziellen erstehen. Man wird natürlich auch von ihnen eine Legitimation über genügende Vorbildung zum Universitätsbesuch verlangen, im übrigen sollte man aber möglichst liberal in der Zulassung derselben sein — natürlich unter der Voraussetzung, daß der Unterricht der immatrikulirten Herren und Damen nicht leidet.

Und endlich können die Hochschulen — man verstatte mir diese Schlußbemerkung — noch in einer dritten Weise der Frauenbildung dienen. Für die zahlreichen Frauen, die weder Zeit noch Kraft zu einem tiefen, abgerundeten Studium haben, die aber theilhaben möchten an den Früchten der Wissenschaft, die sich weniger ausbilden als aufklären und fortbilden wollen, wären populäre Kurse in Form von Vortragscyklen einzurichten, in denen die Grundlehren einer Disciplin übersichtlich dargestellt werden. Bereits hat der Verein „Frauenheil“ von einigen Mitgliedern der hiesigen Universität die Zusage erhalten, daß sie zu derartigen Cyklen bereit sind — lassen Sie mich hoffen, daß auch auf diesem friedlichen Wege ein Stück Frauenfrage gelöst wird.

Die Männer aber, die nur unwillig von ihren Privilegien etwas aufgeben wollen, möchte ich daran erinnern, was sie ihren Müttern und Frauen verdanken und vor allem, was sie ihren Töchtern schuldig sind. Die einfache Thatsache, daß jeder Mann die Aussicht hat, ebensoviel Töchter wie Söhne zu hinterlassen, sollte eine Reihe der allein vom männlichen Egoismus diktirten Einwände gegen das Frauenstudium und andere Frauenbestrebungen zum Schweigen bringen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-l. Heinrich Brunns Kleine Schriften. Gesammelt von Hermann Brunn und Heinrich Bulle. Erster Band: Römische Denkmäler. Altitalische und Etruskische Denkmäler. Mit einem Bildniß des Verfassers und 65 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Es ist ein schönes Denkmal, das der Sohn und ein Schüler des großen Archäologen mit dieser Ausgabe dem Verewigten setzen. Denn dem Zweck jeder nachträglichen Sammlung der zerstreuten Aufsätze eines Autors, ein Bild von der schaffenden und werdenden Persönlichkeit im Leser zu erwecken, wird durch vollständig erfüllt werden, wenn man aus dem vorliegenden ersten Band auf die weitere Folge der Veröffentlichung schließen darf. Die vorliegenden Aufsätze führen uns trefflich in die für Brunns Entwicklung so bedeutungsvolle erste römische Zeit ein, als er, nach ohne staatliche und akademische Stellung, sich an den Arbeiten des deutschen Archäologischen Instituts in Rom betheiligte, greifen aber auch hinüber in die Periode, in der er, nach abgelegter Habilitation in Bonn, als Sekretär des genannten Instituts nach Italien zu erfolgreichstem Wirken zurückgekehrt war. Im ganzen umfassen sie den Zeitraum von 1844 bis 1866, und der größte Theil von ihnen ist den „Annali“ und dem „Bullettino dell' Istituto“ entnommen. Nur zwei entstammen der Münchener Zeit Brunns und sind ursprünglich in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen Klasse der Bayerischen Akademie enthalten. Die Herausgeber haben sie in ganz verständiger Weise zu den früheren Aufsätzen hinzugenommen, weil sie inhaltlich dem in diesen vorzugsweise behandelten Forschungsgebiete, der altitalischen und etruskischen Kunst, angehören. Fünf andere mitgetheilte Aufsätze aus dem gleichen Gebiete, die in verschiedenen deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften zum erstenmale erschienen waren, entstammen noch der früheren Zeit. Eine eingehende Würdigung des inhaltreichen Bandes muß fachmännischem Urtheil überlassen bleiben. Hier sei nur vorläufig auf denselben hingewiesen als auf ein treffliches Zeugniß von der Jugendentwicklung des großen Archäologen, der in dieser Sammlung wieder lebend vor seine Freunde und Schüler tritt.

* Das Reichsamt des Innern hat dem ordentlichen Professor an der Universität Freiburg i. B. Dr. Ernst Fabricius die Funktion eines dritten Dirigenten bei der Reichs-Limes-Kommission übertragen.

-rt- Die American Academy of Arts and Sciences hat dem neuernannten Direktor der Licksternwarte, Prof. James Keeler, für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Spektroskopie die Rumford-Medaille verliehen.

* **Straßburg.** Als Privatdozent für alte Geschichte hat sich Dr. J. Kramayer an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Berlin.** An der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich in letzter Woche drei Privatdozenten habilitirt: Dr. Friedrich Kopsch, Assistent an dem von Prof. Waldeyer geleiteten anatomischen Institut, Dr. Max Hugo Michaelis und Dr. Wilhelm Zinn, Assistenzarzt an Prof. Gerhardts medizinischer Klinik.

Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1898 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

Das „Schutzgebiet“ Kiau-tschou 112.
Die deutsche Sprache im belgischen Abgeordnetenhause 79, im belgischen Senate 91.
Die Deportationsfrage 137; vergl. 142.
*Tunis unter dem französischen Protektorat 132.
*Die Zahl der Franzosen in Tunis 138.
*Die französische Deportation nach Guyana und Neu-Kaledonien 136.
*Ergebnisse der russischen Volkszählung 93.
Die Verarmung des indischen Volkes 139.
Die Pensionsfrage und der Krieg in den Vereinigten Staaten 82.
Die Seekriegsmittel der Vereinigten Staaten von Amerika 93.
Kirchenpolitische Briefe XXXIV—XXXVI 78, 97, 121.
Geheime Geschichte der Oxforder Bewegung 105.
Der Stand des heutigen Seekriegsrechtes 127.
Diebstahl an Elektrizität 111.
Die Ergebnisse der bedingten Verurtheilung 106.
Die Lehrlingshaltung nach dem neuen Handwerkerorganisationsgesetz 77.
Utopie und Kulturgeschichte 108.
Industrie und Landwirthschaft als Grundlage des Reichthums und der Staatsmacht 132, 133.
Die Wohnungsfrage 125.
Die Grundlage der deutschen Wehrkraft 81, 91; vergl. 123.
Zur Frage von dem Absterben der städtischen Bevölkerung 126; vergl. 81 und 101.
Der Arbeiterschutz in seiner Wirkung auf die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter 124.
Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit 108.
Die Unfallversicherung in Frankreich 91.
Statistik der französischen Presse 123.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Die Alpenstraßen im Alterthum 123.
*Zur Florianslegende 102.
Geschichte der Stadt Wien 91, 92.
*Othello's wahre Geschichte 74, 77.
Alexander und Luther 126.
Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft, vornehmlich seit Herder 83.
*Herausgabe von Akten und Korrespondenzen zur neueren Geschichte Oesterreichs 128.
Marschall Davout im Jahre 1815 117, 118.
Deutschlands Entwicklung und das Frankfurter Parlament 119.
Skizzen aus dem Parlament von 1848 114—116.

Digitized by Google

Pariſer Augenblicksbilder aus der Zeit des großen Krieges 86.
Revolutionszeit in einer guatemaltekiſchen Kreuſtadt 95.
Vasco da Gama 76, 77.
Zur Erinnerung an Suarez 109, 110.
*Eine Selbſtbiographie Napoleons I. 111.
Zur Erinnerung an Heinrich v. Treitſchke 139.
Georg Bühler und die Indologie 113, 114.
William Morris 81.
*Salomon Stricker † 75.
*Bernh. v. Kugler † 79.
*W. Dragendorff † 80.
*Theodor Schulze † 81.
*F. v. Sandberger † 81.
*J. G. Bühler † 85; vergl. 113, 114.
Karl v. Rumpler † 90.
*Karl Roidecke † 93.
*Lucian Müller † 96.
*Stephan Born † 100, 101.
*Alphonſe Wauters † 101.
*W. L. Hertslet † 102.
*Pfarrer Karl Klein † 103; vergl. 113.
*Georg Hayes † 103.
*Graf Héricſon † 105, 106.
*Adolf Böcking † 106.
*Albert Köppen † 109.
*Edward Bellamy † 115.
*Friedrich Müller † 117.
*Leon Playfair † 122.
*Fr. Klopfleiſch † 122.
*Th. Eimer † 122; vergl. 132.
*Georg Staehe † 126.
*Don José Rizal † 128.
*Felix Stieve † 129.
*Julius Baron † 129.
*Adolf Dronke † 131.
*P. Vaucher † 132.
*Fr. A. Zenker † 133.
*Wilhelm Schmitz † 135.
*Karl Eduard Vith † 134.
*K. W. v. Glümbel † 135.
*Auguſt Demmin † 137.
*Anton Kerner v. Marilaun † 138.
*Ferdinand Kohn † 140.
*Wilhelm Eber † 140.
Aus dem Briefwechſel des Enea Silvio de' Piccolomini 86.
Die Anfänge von Goethe's Freundſchaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe 131.
*Byron-Korreſpondenz 128.
Briefwechſel zwiſchen Renan und Berthelot 138.

2. Literatur.

Die griechiſchen Papyri aus Aegypten 138.
*Der Homer-Papyrus des Britiſh-Muſeum 126.
Das Landhaus des Horaz 135.
*Ein vergeſſener bayeriſcher Dichter des 15. Jahrhunderts (Havich der Köln er) 81.
Die Weimarer Luther-Ausgabe 110.
Rabelais' Stellung zur Reformation 128.
Der urſprüngliche Plan von Goethe's „Fauſt“ und ſeine Geſchichte 136, 137.
Zu Goethe's Elpenor-Fragment 102.
Dante im „Fauſt“ 105, 106.
Goethe und Henriette v. Lüttwitz 80.
Eduard Rods Goethe-Buch 130.
Schillers Jungfrau von Orleans in neueſter Beleuchtung 107; vgl. *110.
Heine auf dem Lyceum und Gymnaſium zu Düſſeldorf 129.
Deutſche Romantiker in Rom (1804—1828) 112.
Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann II 86.
Max Rings „Erinnerungen“ 98.
Max Nordau's neueſter Roman 109.
Sigmund Schotts Gedichte und Schriften 120.
Ferdinand Avenarius als Lyriker 119.
Eine neue franzöſiſche Literaturgeſchichte 84.
Die Salonkomödie in Frankreich im 18. Jahrhundert 120.
Eine dunkle Shakeſpeare-Stelle 123.
Ein Meiſter engliſcher Proſa (Walter Pater) 113.
Der Romancier des modernen Venedig (Enrico Caſtelnuovo) 82.
Zorrilla's „Don Juan Tenorio“ in deutſcher Ueberträgung 75.
Aus den Tagebüchern Th. M. Doſtojewskij's 103, 104.
Wiſſarion Bjelinskij 122.
Zur croatiſchen Literatur 90.
Eines amerikaniſchen Dichters Golgatha (E. A. Poe) 74.
*Eine verſchwundene Bibliothek (ehemalige Schwarz'ſche Bücherſammlung in Altdorf) 102, 130.
*Staatlicher Bibliotheksdienſt in Oeſterreich 102.

4. Kunſt, Kunſtgewerbe, Muſik, Theater.

(Ausgrabungen ſ. auch u. Nr. 6.)

Zeichnung und Malerei 92.
*Reparatur des Parthenon zu Athen 78.
*Die Ausgrabungen der franzöſiſchen Archäologiſchen Schule in Delphi 121.
*Ausgrabungen der engliſchen Archäologiſchen Schule auf der Inſel Mila 101.
*Ausgrabungen im nördlichen Arkadien (des öſterreichiſchen Archäologiſchen Inſtituts) 114.
*Pompejaniſche Ausgrabungen 135.
*Moſaikportrait aus Pompeji 90.
Archäologiſche Entdeckungen im nördlichen Afrika 102.
*Neue römiſche Funde am Rhein 119, 141.
Die Feſtſchrift zu Ehren des Kunſthiſtoriſchen Inſtituts in Florenz 89.
Die Berliner Renaiſſance-Ausſtellung 128.
Alt-Augsburg 132.
Dürers kleine Holzſchnittpaſſion 102.
Bode's Rembrandt-Werk 74.
John Ruskin 116.
Neue Werke über däniſche Kunſt 118.
Das Moskauer Alexander-Muſeum der ſchönen Künſte 133.
Nordamerikaniſche Architektur 125.
Kenzan 123.
Die Kunſt der Töne und das Gehör 87.
Aus der Beethoven-Literatur der jüngſten Jahre 94, 95.
Stil und Zukunft der Schauſpielkunſt 108.
Shakeſpeare-Bühne und kein Anfang 135—137.

5. Naturwiſſenſchaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Der geſtirnte Himmel in den Monaten April, Mai, Juni 74, 98, 122.
Die Sonnenfinſterniß vom 22. Januar 1898 79.
Was lehrt uns die Beobachtung der Mondfinſterniſſe? 138.
*Beobachtung der Mondbedeckungen auf photographiſchem Wege 94.
*Beobachtung des Schattens der Erde 78.
*Geſchwindigkeit der Bewegung unſres Sonnenſyſtems 104.
*Die Entſtehung der Marskanäle 107.
Neue Ergebniſſe ſpektroſkopiſcher Beobachtungen 113.
*Neue Metalle in der Sonne 90.
*Die kleinen Polarſchwankungen der Erde 124.
*Auffindung des Encke'ſchen Kometen 133.
*Neue Kometen 134, 135, 136, 137.
*Anwendung des Kinematographen auf Himmelserſcheinungen 105.
Sterblichkeits- und Geſundheitsverhältniſſe (Januar—März) 77, 95, 115.
Die Bedeutung der chemiſchen Strahlen für die Medizin 79.
*Schutzmittel gegen Seekrankheit 77.
*Ein neues Mittel zur Blutſtillung 118.
*Neue Behandlungsweiſen des Gelben Fiebers 118.
*Behrings neues Heilſerum gegen hochgradige Tuberkuloſe 82.
*Heilung von Wirbelſäulenverkrümmung durchs Zweirad 94.
*Schenks Theorie von der Beeinfluſſung der Geſchlechtsbildung 94, 99.
*Künſtliches Eiweiß 82. *Künſtliche Milch 117. *Gekochte Weine 122.
Die Ergebniſſe des Madrider Hygiene-Kongreſſes 122.
*Fjelſtrups Einſalzungsmethode für geſchlachtetes Vieh 88.
*Eine neue Baumwollpflanze 76.
Cyllamen 117.
Riſtlöſen für Höhlenbrüter 94.
*Neue chineſiſche Farbſtoffe (Cu-nao und Cayda) 115.
Aus dem Gebiete der Technik 134.
Die Gefahren des elektriſchen Stromes für Leben und Geſundheit 100.
*Ermittelung des Brennwerthes der Kohle durch Röntgenſtrahlen 95.
*Neue Gaſe (Krypton, Metargon, Neon) 129, 136, 137.
*Darſtellung des reinen Calciums 139.
*Flüſſigmachen des Waſſerſtoffes und des Heliums 109, 119.
*Nernſt'ſche Glühlampe 86.
*Drahtloſer Telegraphenverkehr 87.
*Neue Auer'ſche Glühfäden für elektriſches Licht 92.
*Verflüſſigte Luft als Sprengſtoff der Zukunft 98.
*Lichttelegraphie auf amerikaniſchen Kriegsſchiffen 128.
*Neue Stahlnickellegirung und ihr thermiſches Verhalten 116.
*Motorwagen 82.
*Luftſtorpedos. Lenkbare Torpedos 94.
*Ausführung des Zeppelin'ſchen Luftſchiffes 101.
*Verſuche mit Briefſtauben auf hoher See 110.
*Niederſchlagsmengen und -häufigkeit auf hoher See 108.
*Ausſichtsveränderungen in Thüringen 101.
*Die jährlichen Niederſchlagsmengen Thüringens und des Harzes 105.
*Deutſche Tiefſee-Expedition 124.
*Botaniſche Karte von Frankreich 81.
*Reſultate der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Balatonſees 110.
*Witterungskunde Rußlands 104.
Bei den Pſchawen, Chewſuren, Kiſten und Inguſchen 98—101.
*Ruſſiſche Expedition zur Erforſchung der Murmanküſte 96, 124.
*Die Ochotsk-Kamtſchatka-Expedition 106.

*Ergebnisse der wissenschaftlichen Pamir-Expedition 100.
*Sjaposchnikows Forschungsreise nach dem Altaigebirge 128.
*Lage des Lob-nor-Sees 128.
Die deutschen afrikanischen Gesellschaften 88, 89.
*Cavendishs Reise durch die Somal-Halbinsel 90.
*v. Carnaps Reise von Süd-Kamerun nach dem französischen Congo 96.
*Neue Expedition auf den Kilimandscharo 106.
*Hermann Meyers neue Expedition nach Zentral-Brasilien 114.
*Eine schwedische wissenschaftliche Expedition nach Klondyke 78.
*Frl. Hastie's wissenschaftliche Expedition nach den Südseeinseln 131.
*Arktische Reiseunternehmungen im Jahre 1898 74.
*Günstiger Zeitpunkt für antarktische Expeditionen 102.
*Neue deutsche Nordpolar-Expedition 87.
*Nansens Plan einer neuen Polar-Expedition 99.
*Russische Polar-Expedition nach dem Sannikow-Lande 126.
*Th. Lerners Polar-Expedition 119.
*Otto Sverdrups neue Polarfahrt 139.
Die Südpolarzone 107.
Die Ergebnisse der Südpolarforschung und die Aufgaben der deutschen Südpolar-Expedition 111.
*Deutsche Südpolar-Expedition 96, 103.
*Südpolar-Expedition des Norwegers Boechgrevink 133.
*Die Kabelflotte der Welt 124.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Ueber Sprache und Ausdruck 75.
Wort-Wanderungen und Wandlungen 134.
*Deutsche Sprachreinigung 88.
*Deutsches und tschechisches Sprachgebiet in Böhmen 133.
*Egyptian Alphabet for the Egyptian People 92.
*Neue Entdeckungen aus Babylonien 78.
*Ein satirischer Papyrus 77.
Das älteste Herbarium der Welt 96.
*Altpunische Inschrift, gefunden in der Nähe von Avignon 137.
*Die Gräberfunde von Bever 74.
Die Irminsul 78.
Das Nattendelicken 88.
*Fund mittelalterlicher Münzen bei Eisenach 98.
*Aelteste bisher bekannte bosnische Inschrift 137.
Das Frauenstudium 141, 142.
Der Schularzt 82.
Die Volksbibliotheken als Glied des nationalen Erziehungssystems 104.
*Bücherhallen 92.
Stenographische Einigungsbestrebungen 124.
Die Württemberger Oberrealschule und die bayerische Industrieschule 133.
Die Stoy'sche Erziehungsanstalt zu Jena 109; vergl. 127.
*Die Odeslehrerfrage in Preußen 108.
Das deutsche Volksthum und die deutsche Schule in Südtirol 90.
Deutsche Gymnasialreform am Stillen Ozean 85, 86.
Sitten und Gebräuche auf den italienischen Universitäten 84.
*Unterrichtswesen im Fürstenthum Bulgarien 110.
Das neugriechische Schulwesen 76; *104.
*Das Kinderheim in Walton-on-the-Hill 105.
Dogma und Wissenschaft 80.
Naturwissenschaft und Materialismus 140, 141.
Thierische Moral und Seelenlehre 124.
Religionswissenschaftliche Studien 93.
Ein Vorläufer Spinoza's 130.
Die idealistische Bewegung der Philosophie in England 127.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

Feuersicherheit der deutschen Bücherschätze 87.
*Akademie der Wissenschaften zu München 109, 124, 141.
*Münchener Universität (Preisaufgaben) 140.
*Geographische Gesellschaft zu München 91.
*Anthropologische Gesellschaft zu München 102, 118.
*Würzburger Universität (Preisaufgaben) 110.
*Germanisches Museum zu Nürnberg 101, 117.
*Schwäbischer Schillerverein 92.
*Senckenberg'sche naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 95.
*Benele'sche Preisstiftung zu Göttingen 77.
*Otto Bahlbruch-Stiftung (Göttingen) 90.
*Goethe-Gesellschaft 77, 98, 126, 127.
*Deutsche Shakespeare-Gesellschaft 92.
*Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar 75.
*Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde 111, 138.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 74, 80, 93, 109, 129, 134, 139.
*Holtzendorff-Stiftung zu Berlin (Preisaufgabe) 138.
*Preußisches Statistisches Bureau (Zeitschrift) 79.
*Röntgen-Vereinigung zu Berlin 83.
*Berliner Bezirks-Verein deutscher Ingenieure 82.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. zu Berlin 94, 107.
*Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 112.
*Friedrich Hebbel-Stiftung in Kiel 98.
*Deutsches Archäologisches Institut in Rom 89.
*Promotionsbedingungen der deutschen Juristenfakultäten 117.
*Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke 112.
*Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften 87.
*Deutsche Orientgesellschaft 117.
*Deutsche Kolonialgesellschaft 125.
*Deutsche Kommission für die Südpolarforschung 96.
*Kartell der deutschen u. österreichischen Akademien der Wissenschaften 119.
*Oesterreichisches Archäologisches Institut 91, 114.
*Ungarische Akademie der Wissenschaften 100.
*Die Universität Freiburg i. Schw. 121, 123, 133.
*Französisches Archäologisches Institut zu Athen 91.
*Italienische Akademien 85.
*Dänische Akademie der Wissenschaften (Preisaufgaben) 120.
*Universität in Peking 130.
*V. Generalversammlung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 116.
*Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins zu Stuttgart 124.
*V. Deutscher Historikertag zu Nürnberg 82, 84, 85.
*VIII. Deutsches Neuphilologentag zu Wien 101, 126.
*II. Versammlung des Vereins für histor. Waffenkunde zu Berlin 107.
*Internationale kriminalistische Vereinigung (Landesgruppe Deutsches Reich) 115.
*VI. Kongreß der Deutschen dermatologischen Gesellschaft 122.
XXVII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie 84, 85, 86.
*XVI. Kongreß für innere Medizin zu Wiesbaden 74, 84, 86, 87.
*VIII. Versamml. d. Deutschen meteorolog. Gesellschaft zu Frankfurt 75, 90.
*Tagung der Internationalen Aeronautischen Kommission zu Straßburg 76, 82.
*XIV. Jahresversammlung des deutschen Technikerverbandes 84.
*I. Niederländischer Philologenkongreß 89.
*Internationaler Historiker-Kongreß zu Haag 114.
*V. Internationaler Kongreß für Hydrologie, Klimatologie und Geologie zu Lüttich 117.
*II. Religionskongreß in Benares 110.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

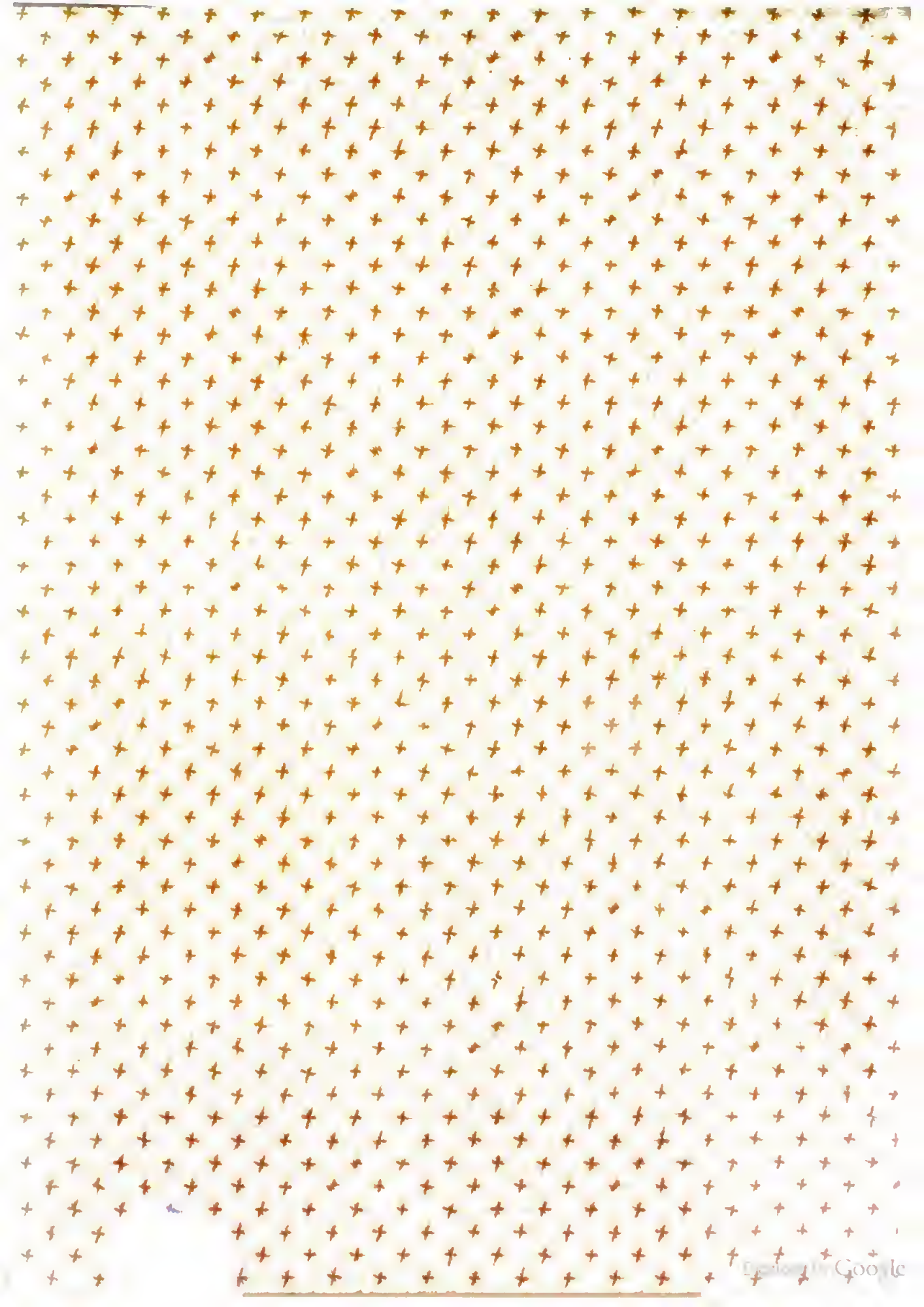
*Archiv für Religionswissenschaft 79.
*Arnsperger, W., Christian Wolffs Verhältniß zu Leibniz 126.
Avenarius, F., Stimmen und Bilder 119.
Ballod, C., Die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung 101.
*Bartels, A., Die Dithmarschen 88.
*Baudi v. Besme, C., Geschichte des Spiritismus 95.
Bibliothek der Länderkunde 107.
Blumschein, G., Streifzüge durch unsre Muttersprache 134.
Bode, W., und Hofstede de Groot, C., Rembrandt 74.
*Born, St., Erinnerungen eines Achtundvierzigers 79.
*Brenner, L., Spaziergänge am Himmelszelt 91.
*Brennert, H., Mademoiselle 116.
Brinton, D. G., Religions of Primitive Peoples 93.
*Busse, H. A., Gedankendämon 129.
*Busse, K., Novalis' Lyrik 82.
*Bützenstein, G. W., Unser Kaiser 132.
Cahn, W., Pariser Gedenkblätter 95.
*Clemenceau, G., Les plus forts 87.
*Collignon, M., Geschichte der griechischen Plastik. 2. Bd. 104.
*Condivi-Pemsel, Das Leben Michelangelo's 120.
*Conze, A., Pro Pergamo 74.
*Daudet, L. A., Alphanse Daudet 126.
*Denkschrift der aus dem Verband der Universität Freiburg i. d. Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren 121.
*Deye, R., Zu Deutschlands Ehr' 78.
Dix, A., Ueber Volksvermehrung und Wehrkraft in Deutschland 81.
*Dumas fils, A., Théâtre complet VIII 135.
Dutt, C. R., England and India 139.
*Eitle, O., Die Mondnacht 109.
Evans, E. P., Evolutional Ethics and Animal Psychologie 124.
*Faguet, E., Drame ancien, drame moderne 76.
*Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Aufl. 75.
Fastenrath, J., Don Juan Tenorio von Zorrilla 75.
*Fauth, Fr., Das Gedächtniß 114.
*Fischer, A., Russische Sprachlehre 108.
*Fleischer, K., In memoriam 105.
*Forster, R., Ottfried Müller 89.
Fricker, K., Antaeus 107.
*Friedrich, E., Das große Hauptquartier im Feldzuge 1870 137.
*Funk, F. X., Lehrbuch der Kirchengeschichte 105.
*Gedan, P., Johann Christian Hüttner 130.
Geschichte der Stadt Wien 91.
*Ghika, Prinz Nicolas, Cinq mois au pays des Somalis 125.
Graef, P., Neubauten in Amerika 125.
*Grimm, W., Unsre Sprachlaute als Stimmbildner 94.
*Grosse, J., Das Volkramslied 78.

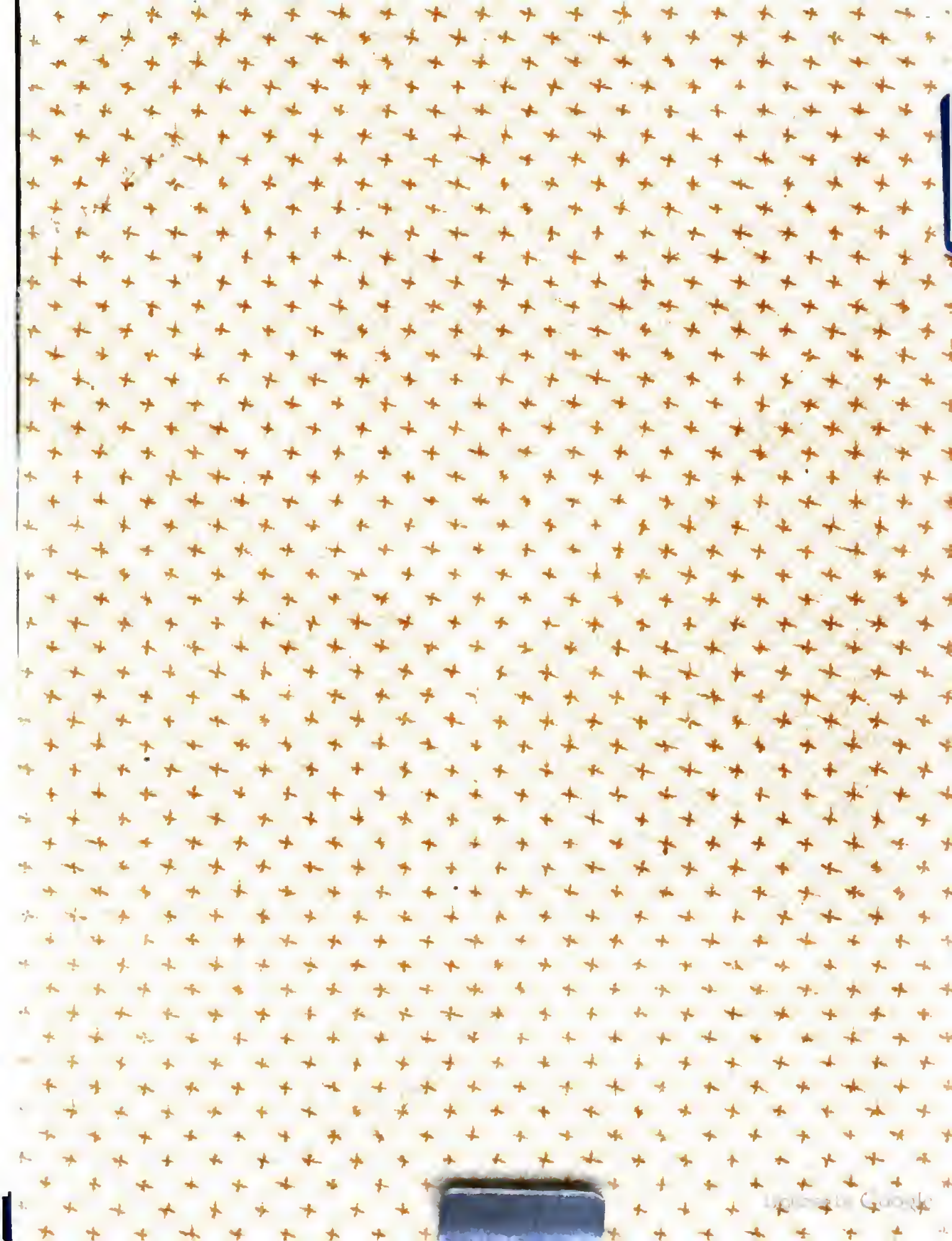
*Grunwald, M., Spinoza in Deutschland 102.
*Grunzel, J., Die wirthschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens 105.
*Hagelstange, A., Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter 112.
*Hartmann, E. v., Ethische Studien 114.
Haustath, A., Alexander und Luther auf dem Reichstage zu Worms 126.
*Herfarth, Fr., Aus Heimath und Fremde 87.
Hildebrand, F., Die Gattung Cyclamen L. 117.
Hoffmann, A., Goethe in Breslau und Oberschlesien 80.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 140.
*Jorissen, E. J. P., Erinnerungen an Transvaal 103.
*Kaiser, E., Nicht schlecht 100.
*Karten des amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatzes 103.
*Kartographisches aus Ostasien 126.
*Katasterpläne, bayerische 102.
*Kayser, C., Emil Frommel, ein Lebensbild 138.
Kempf, R., Alt-Augsburg 132.
Kipper, P., Das neugriechische Volksschulwesen 76.
Kirchenheim, v., Schlagfertig politisch 108.
*Koltze, S., Die Kunst des Athmens 90.
*Koppen, F. v., Das erste Regierungsjahrzehnt des Deutschen Kaisers 122.
*Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 89.
Kuczynski, R., Der Zug nach der Stadt 81; vergl. 101.
*Lázár, B., Ueber das Fortunatus-Märchen 108.
*Legouvé, E., Dernier travail. Derniers souvenirs 81.
*Leechenfeld, Graf M., Was der Vogel im Käfig singt 118.
*Loti, P., Le Matelot 93.
*Lustiges Handbuch für alle Radfahrer und Nichtradfahrer 124.
*Mauerhof, E., Der Ursprung der Poesie 124.
Mazuranić, F., Schattenbilder 90.
Merrik, L., Cynthia a daughter of Philistines. — One man's view 119.
*Meyer, M. W., Das Weltgebäude 91.
*Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten 108, 137.
Moll, A., Das nervöse Weib 118.
*Muellenbach, E., Die Hansebrüder 123.
*Neudörfer, F., Gesammelte Werke 95.
*Nietzsche, Fr., Gedichte und Sprüche 134.
*Nordahl-Johansen, In Nacht und Eis, 2. Bd. 88.
Nordau, M., Drohnenschlacht 109.
*Oettingen, A. v., Abhandlungen, dem zum 70. Geburtstage gewidmet 107.
*Oettingen-Spielberg, Prinz v., Gedichte 79.
*Olt, A., Grabessteeter 79.
Pascal, E., Costumi ed usanze nelle università italiane 84.
*Paulsen, Fr., Immanuel Kant 138.
*Peschel, O., Völkerkunde 113.
*Peschkau, E., Die Aermsten 116.
*Peterssilie, A., Das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reich und in den übrigen europäischen Kulturländern 132.
*Pfaff, K., Heidelberg und Umgegend 85.
*Pfeng, K., Staatsbankerott und internationales Recht 90.
*Pfungk-Hartung, J. v., Krieg und Sieg 139.
*Phelps, E. J., Ueber Intervention in Cuba 94.
*Piper, Fr., Lied und Leben 88.
*Polle, Fr., Wie denkt das Volk über die Sprache 93.
Portig, G., Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe 107.
Prerodović, P., Ausgewählte Gedichte 90.
*Probst, J., Geschichte der Stadt und Festung Germersheim 104.
Probst u. Müllegger, Augsburg in Bild und Wort 132.
Ratzel, Fr., Politische Geographie 115.
*Ratzenhofer, G., Die soziologische Erkenntniß 97.
*Reichard, P., Stanley 85.
*Reinhardstöttner, K. v., Forschungen zur Geschichte Bayerns 105.
Reusch, Fr. H., Briefe an Bunsen 97
*Riedler, A., Unsre Hochschulen und die Anforderungen des XX. Jahrhunderts 135.
Ring, M., Erinnerungen 98.
Rod, E., Essai sur Goethe 130.
Rohmeder, B., Deutsches Volksthum und deutsche Schule in Südtirol 90.
Ruskin, J., Was wir lieben und pflegen müssen. — Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. — Wege zur Kunst 116.
*Russische theologische Literatur 106.
*Saars Gesammelte Werke 78.
*Sauschik, M., Goethe's Charaktee 102.
*Sanden, Frhr. v., Schlafende Augen 106.
*Savonarola-Literatur 126.
*Schack, Graf A. Fr. v., Gesammelte Werke 89.
*Schenk, Einfluß auf das Geschlechtsverhältniß 99.
*Scherff, W. v., Die Lehre vom Kriege 103.
*Schmid, C. A., Geschichte der Erziehung, 4. Bd. 135.
*Schmidt, R., Das Kâmasûtram des Vâtsyâyana 81.
*Schmidt, P. v., Wilhelm II. für Volk und Heer 132.
*Schneider, G., Die Weltanschauung Plato's 138.
*Schröder, W., Rheinische Gärten 116.
*Schubert, J., Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik 106.
Seth, A., Man's Place in the Cosmos and Other Essays 127.
Sotiriudis, G., Das höhere Schulwesen in Griechenland 76.
Spicer, M., Blätter und Blüthen aus Croatiens Gauen 90.
*Spitteler, K., Conrad der Leutenant 140.
*Steinbach, E., Rechtsgeschäfte der wirthschaftlichen Organisation 80.
Steinmeyer, E., und Sievers, E., Die althochdeutschen Glossen 130.
*Stöcklein, J., Bedeutungswandel der Wörter 124.
*Stölzel, A., Schulung für die zivilistische Praxis 86.
*Ueberhorst, K., Das Komische 117.
Vallance, A., William Morris 81.
*Verdaguer, J., Atlantis 80.
Vigier, Graf, Davout 117.
*Voigt, H. G., Adalbert von Prag 82.
Wagner, A., Grundprobleme der Naturwissenschaft 140.
Walsh, W., The secret History of the Oxford Movement 105.
Weiß, A., Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. 86.
Weerdeecht, K., Schiller in seinen Dramen 107.
*Zart, Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi 95.
*Zeitschrift für immanente Philosophie 106.
*Zenger, K. W., Die Meteorologie der Sonne und das Wetter 131.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

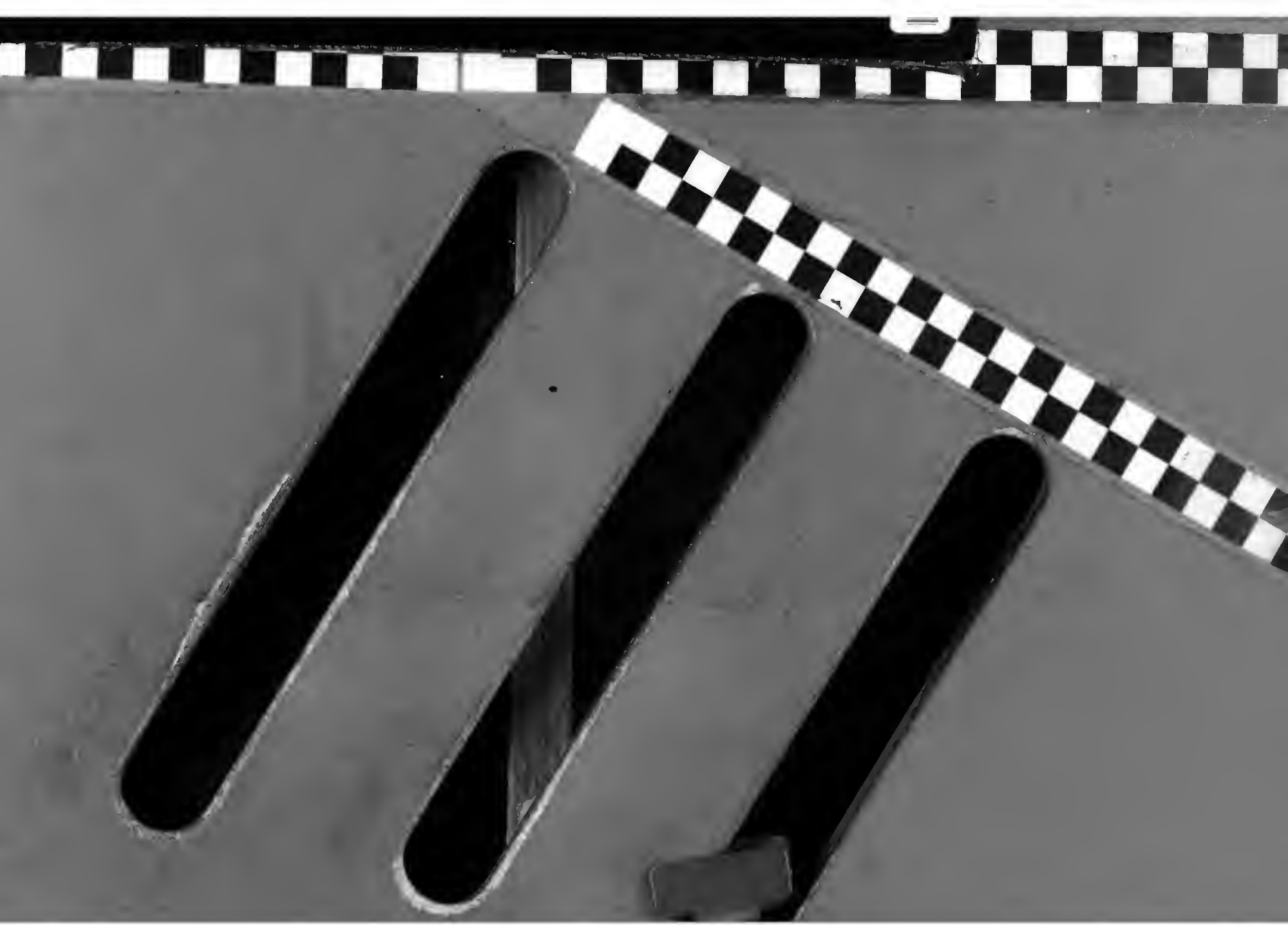
Achelis, Th. 93.
Arnold, Fr. 84.
Bachmann, Fr. 87.
Ballod, C. 101.
Bartels, A., 119.
Bahner, O. 133.
Berdrow, W. 100, 134.
Biedermann, K. 114—116.
Bischoff, H. 79, 99.
Benn, M. J. 81, 123.
Borinski, K. 124.
Brandt, L. O. 103.
Beerner, O. 110.
Brömse, H. *97.
Bentner, J. W. 136, 137.
Buchner, H. 130, 141.
Canstatt, C. 137.
Crönert, W. 135.
Dieterich, K. 76.
Drygalski, E. v. 111.
Ende, A. v. 74.
Evans, E. P. 105.
Fischer, E. *109.
Fred, W. 116.
Frimmel, Th. v. 94, 95.
Fuld, A. 82.
Fuld, L. 91.
Funck, H. 131.
Gavin, P. 80.
Geiger, A. *100, 118.
Griger, L. 98.
Goldschmit, Fr. 124
Goldstein, J. (München) 132, 133.
Goldstein, J. (Jena) 127.
Greif, M. *106.
Goethe, L. H. *105.
Grueber, E. 90.
Grunow 77.
Guglia, E. 112.
Günther, S. 107, 115; *109, 110, 113.
Hahn, C. 98—101.
Haupt, R. 118.
Heigel, K. Th. 139.
Hendel, W. 122.
Hesse, R. 132.
Hoffmann, E. C. 106.
Hoffmann, R. 103, 104.
Holzhausen, P. 117, 118.
Hood, F. 102.
Hüffer, H. 129.
Hümmerich, Fr. 76, 77.
Jacobsen, R. 82.
Jantzen, H. *112.
Jodnen, C. 124.
Karell, L. 117.
Kalscher, L. 90.
Kaufsch, R. 88.
Kellen, T. 120.
Keller-Jordan, H. 75.
Keyserling, E. v. 102.
Koeppel, E. 81.
Kohtrausch, R. 108.
Krones, F. v. 86.
Kuczynski, R. 126.
Lamprecht, K. 83.
Lehmann, K. B. 141, 142.
Lentner, K. 113.
Lenz, M. 119.
Lingg, H. *96.
Marlow, P. 135—137.
Mayerhofer, J. *104.
Menghius 96.
Miehe, Fr. 125.
Müller, E. 107; *110.
Münz, B. 130.
Nagele, A. 134.
Necker, M. *102.
Oertel, K. 138; *91.
Pasig, P. 96.
Pochhammer, P. 105, 106.
Raab, K 104.
Reuß, H. 142.
Riß, F. 111.
Sapper, K. 85.
Schacht, H 129.
Schiller, J. *105.
Schlosser, J. v. 91, 92.
Schmadlung, H. 92.
Schwergans, K. 128.
Schneider, K. *117.
Schön 282.
Schönfeld, H. 82.
Schott, C. 89, 120, 130.
Schuchhardt, K. 78.
Schulenburg, Graf v. d. 75.
Seidlitz, W. v. 74, 128.
Sellig, P. *78, 80, 89.
Sepp, B. *102.
Singer, H., 88, 89.
Söhns, Fr. 88.
Spectator 73, 97, 121.
Stengel, K. v. 112.
Stilgebauer, E. 96.
Stölzel, A. 109, 110.
Streiter, R. 125, 132.
Thudichum, F. 87.
Tille, A. 103.
Ubisch, E. v. 123.
Unold, J. 85, 86; *106, 114.
Vollerndorff, Frhr. v. *94.
Werner, K. *88.
Westenholz, F. W. v. 123.
Wigh, G. 79.
Winternitz, M. 113, 114.
Zorn, Ph. 127.

Die Titelblätter für das I. und II. Quartal 1898 liegen der heutigen Nummer bei.


Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109806981